

Johann Gottfried Herder

Gesammelte Werke



Johann Gottfried Herder

(1744 - 1803)

1744

25. *August*: Johann Gottfried Herder wird in Mohrun-
gen in Ostpreußen als Sohn eines pietistischen Volks-
schullehrers geboren.

1761

Er tritt eine Stelle als Kopist bei dem Diakonus J. S.
Trescho an. In dessen Bibliothek lernt er antike und
zeitgenössische Literatur kennen.

1762

Herder beginnt ein Medizinstudium in Königsberg,
wechselt dann jedoch zur Theologie und Philosophie.
Er studiert Kant, J. G. Hamann, Shaftesbury und
Rousseau.

1764

Herder wird Lehrer an der Domschule.

1767

Er wird Prediger in Riga.

Es erscheint »Fragmente«: »Über die neuere Deutsche Literatur«.

1769

»Kritische Wälder« in drei Bänden erscheint.

Herder geht auf Reisen. Zuerst unternimmt er eine Seereise nach Nantes,

in Paris hat er Kontakt zu Diderot und D`Alembert, in Hamburg schließt er Bekanntschaft mit Lessing und

M. Claudius. Dabei entsteht ein »Journal meiner Reise im Jahre 1769«, das posthum 1846 von seinem Sohn Emil Gottfried von Herder herausgegeben wird.

In Darmstadt lernt Herder seine spätere Frau Caroline Flachsland kennen.

1770

In Straßburg kommt es zu einer Begegnung mit Goethe.

1771

Herder wird Konsistorialrat in Bückeburg.

1772

Die »Abhandlung über den Ursprung der Sprache« wird von der Berliner Akademie preisgekrönt.

1773

Herder gibt die Sammlung »Von deutscher Art und Kunst« heraus. Darin steht u. a. Herders »Auszug aus einem Briefwechsel über Oßian und die Lieder alter Völker« und Goethes »Von deutscher Baukunst«. Es handelt sich bei diesen Arbeiten um zentrale Texte der Sturm- und Drangliteratur.

Herder verheiratet sich.

1774

»Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit«.

»Älteste Urkunde des Menschengeschlechts« in vier Teilen beginnt zu erscheinen.

1776

Herder zieht nach Weimar und bekleidet das Amt eines Generalsuperintendenten.

Er schließt Freundschaft mit C. M. Wieland und Jean Paul.

1778

»Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele«.

1778-79

Die Sammlung »Volkslieder« erscheint in zwei

Teilen.

1782

»Vom Geist der Ebräischen Poesie« erscheint in zwei Teilen.

1784

In den nächsten sieben Jahren entstehen die »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«.

1787

»Gott. Einige Gespräche«.

1792

»Von der menschlichen Unsterblichkeit«.

1793

Die »Briefe zur Beförderung der Humanität« beginnen zu erscheinen (10 Teile bis 1797).

1794

In den nächsten vier Jahren entstehen »Christliche Schriften« in fünf Bänden.

1799

»Verstand und Erfahrung, Vernunft und Sprache, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft«. Hierbei

handelt es sich um Abrechnung mit Kants transzendentalen Idealismus.

1800

»Kalligone« in drei Teilen.

1801

Herder wird Oberkonsistorialpräsident.

1801-03

Herder gibt die »Adrastea« in sechs Bänden heraus.

1803

18. Dezember: Herder stirbt in Weimar.

1805

»Der Cid« (posthum).

Lektürehinweise:

R. Haym, Herder nach dem Leben und seinen Werken, Berlin 1880-85 u.ö. (Neuausg. 1978).

W. Dobbek, Johann Gottfried Herders Weltbild. Versuch einer Deutung, Köln, Wien 1969.

F. W. Kantzenbach, Johann Gottfried Herder in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek

bei Hamburg 1970 u. ö.

A. Gulyga, Johann Gottfried Herder. Eine Einführung
in seine Philosophie, Leipzig 1978.

Johann Gottfried Herder

Abhandlung über den Ursprung der
Sprache,

welche den von der
Königl. Akademie der Wissenschaften
für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat

Vocabula sunt notae rerum.
Cic.

Erster Teil

Haben die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können?

Erster Abschnitt

Schon als Tier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen, und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, alle starke Leidenschaften seiner Seele äußern sich unmittelbar in Geschrei, in Töne, in wilde, unartikulierte Laute. Ein leidendes Tier sowohl als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfället, wird wimmern! wird ächzen! und wäre es gleich verlassen, auf einer wüsten Insel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeschöpfes. Es ist, als ob's freier atmete, indem es dem brennenden, geängstigten Hauhe Luft gibt: es ist, als ob's einen Teil seines Schmerzes verseufzte und aus dem leeren Luftraum wenigstens neue Kräfte zum Verschmerzen in sich zöge, indem es die tauben Winde mit Ächzen füllet. So wenig hat uns die Natur als abgesonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen! Selbst die feinsten Saiten des tierischen Gefühls (ich muß mich dieses Gleichnisses bedienen, weil ich für die

Mechanik fühlender Körper kein besseres weiß!), selbst die Saiten, deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkür und langsamen Bedacht herrühret, ja deren Natur noch von aller forschenden Vernunft nicht hat erforscht werden können, selbst die sind in ihrem ganzen Spiele, auch ohne das Bewußtsein fremder Sympathie, zu einer Äußerung auf andre Geschöpfe gerichtet. Die geschlagne Saite tut ihre Naturpflicht: sie klingt! Sie ruft einer gleichfühlenden Echo; selbst wenn keine da ist, selbst wenn sie nicht hoffet und wartet, daß ihr eine antworte.

Sollte die Physiologie je so weit kommen, daß sie die Seelenlehre demonstrierte, woran ich aber sehr zweifle, so würde sie dieser Erscheinung manchen Lichtstrahl aus der Zergliederung des Nervenbaues zuführen; sie vielleicht aber auch in einzelne, zu kleine und stumpfe Bande verteilen. Lasset sie uns jetzt im Ganzen, als ein helles Naturgesetz annehmen:

»Hier ist ein empfindsames Wesen, das keine seiner lebhaften Empfindungen in sich einschließen kann; das im ersten überraschenden Augenblick, selbst ohne Willkür und Absicht jede laut äußern muß.«

Das war gleichsam der letzte, mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daß sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: »Empfinde nicht für dich allein: sondern dein Gefühl töne!«, und da dieser letzte schaffende Druck auf alle von *einer* Gattung einartig

war: so wurde dies Gesetz Segen: »deine Empfindung töne deinem Geschlecht einartig und werde also von allen, wie von *einem*, mitfühlend vernommen!« Nun rühre man es nicht an, dies schwache, empfindsame Wesen! so allein und einzeln und jedem feindlichen Sturme des Weltalls es ausgesetzt scheint, so ist's nicht allein: es steht mit der ganzen Natur im Bunde! Zartbesaitet; aber die Natur hat in diese Saiten Töne verborgen, die, gereizt und ermuntert, wieder andre gleichart gebaute Geschöpfe wecken und wie durch eine unsichtbare Kette einem entfernten Herzen Funken mitteilen können, für dies ungesehene Geschöpf zu fühlen. - *Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache: es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist.*

Daß der Mensch sie ursprünglich mit den Tieren gemein habe, bezeugen jetzt freilich mehr gewisse Reste als volle Ausbrüche; allein auch diese Reste sind unwidersprechlich. Unsre künstliche Sprache mag die Sprache der Natur so verdränget, unsre bürgerliche Lebensart und gesellschaftliche Artigkeit mag die Flut und das Meer der Leidenschaften so gedämmt, ausgetrocknet und abgeleitet haben, als man will; der heftigste Augenblick der Empfindung, wo und wie selten er sich finde, nimmt noch immer sein Recht wieder und tönt in seiner mütterlichen Sprache unmittelbar durch Akzente. Der auffahrende Sturm

einer Leidenschaft; der plötzliche Überfall von Freude oder Frohheit; Schmerz und Jammer, wenn sie tiefe Furchen in die Seele graben; ein übermannendes Gefühl von Rache, Verzweiflung, Wut, Schrecken, Grausen usw., alle kündigen sich an, und jede nach ihrer Art verschieden an. So viel Gattungen von Fühlbarkeit in unsrer Natur schlummern, so viel auch Tonarten - - Ich merke also an, daß je weniger die menschliche Natur mit einer Tierart verwandt; je ungleichartiger sie mit ihr am Nervenbaue ist: desto weniger ist ihre Natursprache uns verständlich. Wir verstehen, als Erdentiere, das Erdender besser als das Wassergeschöpf, und auf der Erde das Herdetier besser als das Waldgeschöpf; und unter den Herdetieren die am meisten, die uns am nächsten kommen. Nur daß freilich auch bei diesen Umgang und Gewohnheit mehr oder weniger tut. Es ist natürlich, daß der Araber, der mit seinem Pferde nur *ein* Stück ausmacht, es mehr versteht als der, der zum erstenmal ein Pferd beschreitet; fast so gut, als Hektor in der Iliade mit den seinigen sprechen konnte. Der Araber in der Wüste, der nichts Lebendiges um sich hat als sein Kamel und etwa den Flug umirrender Vögel, kann leichter jenes Natur verstehen und das Geschrei dieser zu verstehen glauben als wir in unsern Behausungen. Der Sohn des Waldes, der Jäger, versteht die Stimme des Hirsches, und der Lappländer seines Rentiers - - doch alles das

folgt oder ist Ausnahme. Eigentlich ist diese Sprache der Natur eine Völkersprache für jede Gattung unter sich, und so hat auch der Mensch die seinige -

Nun sind freilich diese Töne sehr einfach, und wenn sie artikuliert und als Interjektionen aufs Papier hinbuchstabiert werden, so haben die entgegengesetztesten Empfindungen fast *einen* Ausdruck. Das matte Ach! ist sowohl Laut der zerschmelzenden Liebe als der sinkenden Verzweiflung; das feurige Oh! sowohl Ausbruch der plötzlichen Freude als der auffahrenden Wut; der steigenden Bewunderung als des zuwallenden Bejammerns; allein, sind denn diese Laute da, um als Interjektionen aufs Papier gemalt zu werden? Die Träne, die in diesem trüben, erloschnen, nach Trost schmachtenden Auge schwimmt - wie rührend ist sie im ganzen Gemälde des Antlitzes der Wehmut; nemet sie allein, und sie ist ein kalter Wassertropfe! bringet sie unters Mikroskop, und - ich will nicht wissen, was sie da sein mag! Dieser ermattende Hauch, der halbe Seufzer, der auf der vom Schmerz verzognen Lippe so rührend stirbt - sondert ihn ab von allen seinen lebendigen Gehülfen, und er ist ein leerer Luftstoß. Kann's mit den Tönen der Empfindung anders sein? In ihrem lebendigen Zusammenhange, im ganzen Bilde der wirkenden Natur, begleitet von so vielen andern Erscheinungen, sind sie rührend und gnugsam; aber von allen getrennet,

herausgerissen, ihres Lebens beraubt, freilich nichts als Ziffern. Die Stimme der Natur ist gemalter, verwillkürter Buchstabe. - - *Wenig, sind dieser Sprachtöne freilich*, allein die empfindsame Natur, sofern sie bloß mechanisch leidet, hat auch weniger Hauptarten der Empfindung, als unsre Psychologien der Seele, als Leidenschaften, anzählen oder andichten. Nur, jedes Gefühl ist in solchem Zustande, je weniger in Fäden zerteilt, ein um so mächtiger anziehendes Band: die Töne reden nicht viel, aber stark. Ob der Klage-ton über Wunden der Seele oder des Körpers wimmere, ob dieses Geschrei von Furcht oder Schmerz ausgepreßt werde, ob dies weiche Ach sich mit einem Kuß oder einer Träne an den Busen der Geliebten drücke, alle solche Unterschiede zu bestimmen, war diese Sprache nicht da. Sie sollte zum Gemälde hinrufen; dies Gemälde wird schon vor sich selbst reden! sie sollte tönen, nicht aber schildern! - Überhaupt grenzen nach jener Fabel des Sokrates Schmerz und Wollust: die Natur hat in der Empfindung ihre Enden zusammengeknüpft, und was kann also die Sprache der Empfindung anders, als solche Berührungspunkte zeigen? - - - Jetzt darf ich anwenden.

In allen Sprachen des Ursprungs tönen noch Reste dieser Naturtöne; nur freilich sind sie nicht die Hauptfäden der menschlichen Sprache. Sie sind nicht die eigentlichen Wurzeln, aber die Säfte, die die

Wurzeln der Sprache beleben.

In einer feinen, späterfundnen metaphysischen Sprache, die von der ursprünglichen wilden Mutter des menschlichen Geschlechts eine Abart vielleicht im vierten Gliede, und nach langen Jahrtausenden der Abartung selbst wieder Jahrhunderte ihres Lebens hindurch verfeinert, zivilisiert und humanisiert worden: eine solche Sprache, das Kind der Vernunft und Gesellschaft, kann wenig oder nichts mehr von der Kindheit ihrer ersten Mutter wissen; allein die alten, die wilden Sprachen, je näher zum Ursprünge, enthalten davon desto mehr. Ich kann hier noch nicht von der geringsten menschlichen Bildung der Sprache reden, sondern nur rohe Materialien betrachten. Noch existiert für mich kein Wort, sondern nur Töne zum Wort einer Empfindung; aber sehet! in den genannten Sprachen, in ihren Interjektionen, in den Wurzeln ihrer Nominum und Verborum wie viel aufgefangene Reste dieser Töne! Die ältesten morgenländischen Sprachen sind voll von Ausrufen, für die wir spätergebildeten Völker oft nichts als Lücken oder stumpfen, tauben Mißverstand haben. In ihren Elegien tönen, wie bei den Wilden auf ihren Gräbern, jene Heul- und Klagetöne, eine fortgehende Interjektion der Natursprache; in ihren Lobpsalmen das Freudengeschrei und die wiederkommenden Hallelujahs, die *Shaw* aus dem Munde der Klageweiber erkläret und

die bei uns so oft feierlicher Unsinn sind. Im Gang, im Schwünge ihrer Gedichte und der Gesänge anderer alten Völker tönet der Ton, der noch die Krieges- und Religionstänze, die Trauer- und Freudengesänge aller Wilden belebet, sie mögen am Fuße der Cordilleras oder im Schnee der Irokoesen, in Brasilien oder auf den Karaiben wohnen. Die Wurzeln ihrer einfachsten, wirksamsten, frühesten Verben endlich sind jene ersten Ausrufe der Natur, die erst später gemodelt wurden, und die Sprachen aller alten und wilden Völker sind daher in diesem innern, lebendigen Tone für Fremde ewig unaussprechlich!

Ich kann die meisten dieser Phänomene im Zusammenhange erst später erklären; hier stehe nur eins. Einer der Verteidiger des göttlichen Ursprunges der Sprache¹ findet darin göttliche Ordnung zu bewundern, daß sich die Laute aller uns bekannten Sprachen auf etliche zwanzig Buchstaben bringen lassen. Allein das Faktum ist falsch und der Schluß noch unrichtiger. Keine einzige lebendigtönende Sprache läßt sich vollständig in Buchstaben bringen, und noch weniger in zwanzig Buchstaben: dies zeugen alle Sprachen sämtlich und sonders. Die Artikulationen unsrer Sprachwerkzeuge sind so viel, ein jeder Laut wird auf so mannigfaltige Weise ausgesprochen, daß z. E. Herr *Lambert* im zweiten Teil seines »*Organon*« mit Recht hat zeigen können, wie weit weniger wir

Buchstaben als Laute haben und wie unbestimmt also diese von jenen ausgedrückt werden können. Und das ist doch nur aus der deutschen Sprache gezeiget, die die Vieltönigkeit und den Unterschied ihrer Dialekte noch nicht einmal in eine Schriftsprache aufgenommen hat: viel weniger, wo die ganze Sprache nichts als solch ein lebendiger Dialekt ist? Woher rühren alle Eigenheiten und Sonderbarkeiten der Orthographie als wegen der Unbehülflichkeit zu schreiben, wie man spricht? welche lebendige Sprache läßt sich ihren Tönen nach aus Bücherbuchstaben lernen? und welche tote Sprache daher aufwecken? Je lebendiger nun eine Sprache ist, je weniger man daran gedacht hat, sie in Buchstaben zu fassen, je ursprünglicher sie zum vollen, unausgesonderten Laute der Natur hinaufsteigt, desto minder ist sie auch schreibbar, desto minder mit zwanzig Buchstaben schreibbar; ja oft für Fremdlinge ganz unaussprechlich. Der *P. Rasles*, der sich zehn Jahr unter den *Abenakiern* in Nordamerika aufgehalten, klagt hierüber so sehr, daß er mit aller Aufmerksamkeit doch oft nur die Hälfte des Worts wiederholet und sich lächerlich gemacht - wie weit lächerlicher hätte er solchen Ausdruck mit seinen französischen Buchstaben beziffert? Der *P. Chaumont*, der 50 Jahr unter den Huronen zugebracht und sich an eine Grammatik ihrer Sprache gewagt, klagt demohngeachtet über ihre Kehlbuchstaben und ihre

unaussprechlichen Akzente: »oft hätten zwei Wörter, die ganz aus einerlei Buchstaben bestünden, die verschiedensten Bedeutungen«. *Garcilaso di Vega* beklagt sich über die Spanier, wie sehr sie die peruanische Sprache im Laute der Wörter verstellten, verstümmeln, verfälscht und aus bloßen Verfälschungen den Peruanern das schlimmste Zeug angedichtet. *De la Condamine* sagt von einer kleinen Nation am Amazonenfluß: »ein Teil von ihren Wörtern könnte nicht, auch nicht einmal sehr unvollständig geschrieben werden. Man müßte wenigstens neun oder zehn Silben dazu gebrauchen, wo sie in der Aussprache kaum drei auszusprechen scheinen.« *La Loubère* von der siamischen Sprache: »unter zehn Wörtern, die der Europäer ausspricht, versteht ein geborner Siamer vielleicht kein einziges: man mag sich Mühe geben, soviel man will, ihre Sprache mit unsern Buchstaben auszudrücken«. Und was brauchen wir Völker aus so entlegnen Enden der Erde? Unser kleine Rest von Wilden in Europa, *Estländer* und *Lappen* usw. haben oft ebenso halbartikulierte und unschreibbare Schälle als Huronen und Peruaner. *Russen* und *Polen*, so lange ihre Sprachen geschrieben und schriftgebildet sind, aspirieren noch immer so, daß der wahre Ton ihrer Organisation nicht durch Buchstaben gemalt werden kann. Der Engländer, wie quälet er sich, seine Töne zu schreiben, und wie wenig ist der noch, der

geschriebnes Englisch versteht, ein sprechender Engländer? Der Franzose, der weniger aus der Kehle hinaufholet, und der Halbgriechen, der Italiener, der gleichsam in einer höhern Gegend des Mundes, in einem feinem Äther spricht, behält immer noch lebendigen Ton. Seine Laute müssen innerhalb der Organe bleiben, wo sie gebildet worden: als gemalte Buchstaben sind sie, so bequem und einartig sie der lange Schriftgebrauch gemacht habe, immer nur Schatten!

Das Faktum ist also falsch und der Schluß noch falscher: er kommt nicht auf einen göttlichen, sondern gerade umgekehrt auf einen tierischen Ursprung. Nehmet die sogenannte göttliche, erste Sprache, die hebräische, von der der größte Teil der Welt die Buchstaben geerbet: daß sie in ihrem Anfange so lebendig-tönend, so unschreibbar gewesen, daß sie nur sehr unvollkommen geschrieben werden konnte, dies zeigt offenbar der ganze Bau ihrer Grammatik, ihre so vielfachen Verwechselungen ähnlicher Buchstaben, ja am allermeisten der völlige Mangel ihrer Vokale. Woher kommt die Sonderbarkeit, daß ihre Buchstaben nur Mitlauter sind und daß eben die Elemente der Worte, auf die alles ankommt, die Selbstlauter, ursprünglich gar nicht geschrieben wurden? Diese Schreibart ist dem Lauf der gesunden Vernunft so entgegen, daß Unwesentliche zu schreiben und das Wesentliche auszulassen, daß sie den Grammatikern unbegreiflich

sein müßte, wenn Grammatiker zu begreifen gewohnt wären. Bei uns sind die Vokale das Erste und Lebendigste und die Türangeln der Sprache; bei jenen werden sie nicht geschrieben - warum? - weil sie nicht geschrieben werden konnten. Ihre Aussprache war so lebendig und feinorganisiert, ihr Hauch war so geistig und ätherisch, daß er verduftete und sich nicht in Buchstaben fassen ließ. Nur erst bei den Griechen wurden diese lebendige Aspirationen in förmliche Vokale aufgefädelt, denen doch noch Spiritus usw. zu Hülfe kommen mußten; da bei den Morgenländern die Rede gleichsam ganz Spiritus, fortgehender Hauch und Geist des Mundes war, wie sie sie auch so oft in ihren malenden Gedichten benennen. Es war Othem Gottes, wehende Luft, die das Ohr aufhaschete, und die toten Buchstaben, die sie hinmaleten, waren nur der Leichnam, der lesend mit Lebensgeist beseelet werden mußte. Was das für einen gewaltigen Einfluß auf das Verständnis ihrer Sprache hat, ist hier nicht der Ort zu sagen; daß dies Wehende aber den Ursprung ihrer Sprache verrate, ist offenbar. Was ist unschreibbarer als die unartikulierten Töne der Natur? und wenn die Sprache, je näher ihrem Ursprunge, desto unartikulierter ist - was folgt, als daß sie wohl nicht von einem höhern Wesen für die vierundzwanzig Buchstaben und diese Buchstaben gleich mit der Sprache erfunden, daß diese ein weit späterer, nur

unvollkommener Versuch gewesen, sich einige Merkstäbe der Erinnerung zu setzen, und daß jene nicht aus Buchstaben der Grammatik Gottes, sondern aus wilden Tönen freier Organe entstanden sei². Es wäre doch sonst artig, daß eben die Buchstaben, aus denen und für die Gott die Sprache erfunden, mit Hülfe derer er den ersten Menschen die Sprache beigebracht, eben die allerunvollkommensten in der Welt wären, die gar nichts vom Geist der Sprache sagten und in ihrer ganzen Bauart offenbar bekennen, daß sie nichts davon sagen wollen.

Es verdiente diese Buchstabenhypothese freilich ihrer Würde nach nur *einen* Wink; aber ihrer Allgemeinheit und mannigfaltigen Beschönigung wegen mußte ich ihren Ungrund entblößen und in ihm sie zugleich erklären, wie mir wenigstens keine Erklärung bekannt ist. Zurück auf unsre Bahn:

Da unsre Töne der Natur zum Ausdrucke der Leidenschaft bestimmt sind: so ist's natürlich, daß sie auch die Elemente aller Rührung werden! Wer ist's, dem bei einem zuckenden, wimmernden Gequälten, bei einem ächzenden Sterbenden, auch selbst bei einem stöhnenden Vieh, wenn seine ganze Maschine leidet, dies Ach nicht zu Herzen dringe? wer ist der fühllose Barbar? Je harmonischer das empfindsame Saitenspiel selbst bei Tieren mit andern Tieren gewebt ist: desto mehr fühlen selbst diese miteinander;

ihre Nerven kommen in eine gleichmäßige Spannung, ihre Seele in einen gleichmäßigen Ton, sie leiden wirklich mechanisch mit. Und welche Stählung seiner Fibern! welche Macht, alle Öffnungen seiner Empfindsamkeit zu verstopfen, gehört dazu, daß ein Mensch hiegegen taub und hart werde! - - *Diderot*³ meint, daß ein Blindgeborener gegen die Klagen eines leidenden Tiers unempfindlicher sein müßte als ein Sehender; allein ich glaube, unter gewissen Fällen das Gegenteil. Freilich ist ihm das ganze rührende Schauspiel dieses elenden, zuckenden Geschöpfs verhüllt; allein alle Beispiele sagen, daß eben durch diese Verhüllung das Gehör weniger zerstreut, horchender und mächtig eindringender werde. Da lauschet er also im Finstern, in der Stille seiner ewigen Nacht, und jeder Klage-ton geht ihm, um so inniger und schärfer, wie ein Pfeil zum Herzen! Nun nehme er noch das tastende, langsamumspannende Gefühl zu Hülfe, taste die Zuckungen, erfühle den Bruch der leidenden Maschine sich ganz - Grausen und Schmerz fährt durch seine Glieder: sein innerer Nervenbau fühlt Bruch und Zerstörung mit: der Todeston tönet. Das ist *das Band dieser Natursprache!*

Überall sind die Europäer, trotz ihrer Bildung und Mißbildung! von den rohen Klage-tönen der Wilden heftig gerührt worden. *Lery* erzählt aus Brasilien, wie sehr seine Leute von dem herzlichen, unförmlichen

Geschrei der Liebe und Leutseligkeit dieser Amerikaner bis zu Tränen sein erweicht worden. *Charlevoix* und andre wissen nicht genug den grausenden Eindruck auszudrücken, den die Krieges- und Zauberlieder der Nordamerikaner machen. Wenn wir später Gelegenheit haben werden zu bemerken, wie sehr die alte Poesie und Musik von diesen Naturtönen sei belebt worden: so werden wir auch die Wirkung philosophischer erklären können, die z. E. der älteste griechische Gesang und Tanz, die alte griechische Bühne und überhaupt Musik, Tanz und Poesie noch auf alle Wilde machen. Und auch selbst bei uns, wo freilich die Vernunft oft die Empfindung und die künstliche Sprache der Gesellschaft die Töne der Natur aus ihrem Amt setzet, kommen nicht noch oft die höchsten Donner der Beredsamkeit, die mächtigsten Schläge der Dichtkunst und die Zaubermomente der Aktion dieser Sprache der Natur durch Nachahmung nahe? Was ist's, was dort im versammelten Volke Wunder tut, Herzen durchbohrt und Seelen umwälzet? Geistige Rede und Metaphysik? Gleichnisse und Figuren? Kunst und kalte Überzeugung? Sofern der Taumel nicht blind sein soll, muß vieles durch sie geschehen, aber alles? Und eben dies höchste Moment des blinden Taumels, wodurch wurde das? - Durch ganz eine andre Kraft! Diese Töne, diese Gebärden, jene einfachen Gänge der Melodie, diese plötzliche

Wendung, diese dämmernde Stimme - was weiß ich mehr? Bei Kindern und dem Volk der Sinne, bei Weibern, bei Leuten von zartem Gefühl, bei Kranken, Einsamen, Betrübten würden sie tausendmal mehr, als die Wahrheit selbst wirken würde, wenn ihre leise, feine Stimme vom Himmel tönte. Diese Worte, dieser Ton, die Wendung dieser grausenden Romanze usw. drangen in unsrer Kindheit, da wir sie das erstemal hörten, ich weiß nicht mit welchem Heere von Nebenbegriffen des Schauders, der Feier, des Schreckens, der Furcht, der Freude, in unsre Seele. Das Wort tönet, und wie eine Schar von Geistern stehen sie alle mit einmal in ihrer dunkeln Majestät aus dem Grabe der Seele auf: sie verdunkeln den reinen, hellen Begriff des Worts, der nur ohne sie gefaßt werden konnte. Das Wort ist weg, und der Ton der Empfindung tönet. Dunkles Gefühl übermannet uns: der Leichtsinige grauset und zittert - nicht über Gedanken, sondern über Silben, über Töne der Kindheit, und es war Zauberkraft des Redners, des Dichters, uns wieder zum Kinde zu machen. Kein Bedacht, keine Überlegung, das bloße Naturgesetz lag zum Grunde: »*Ton der Empfindung soll das sympathische Geschöpf in denselben Ton versetzen!*«

Wollen wir also diese unmittelbaren Laute der Empfindung Sprache nennen: so finde *ich ihren Ursprung allerdings sehr natürlich. Er ist nicht bloß*

*nicht übermenschlich: sondern offenbar tierisch:
das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine.*

Aber ich kann nicht meine Verwunderung bergen, daß Philosophen, das ist Leute, die deutliche Begriffe suchen, je haben auf den Gedanken kommen können, *aus diesem Geschrei der Empfindungen den Ursprung menschlicher Sprache zu erklären*: denn ist diese nicht offenbar ganz etwas anders? Alle Tiere bis auf den stummen Fisch tönen ihre Empfindung; deswegen aber hat doch kein Tier, selbst nicht das vollkommenste, den geringsten, eigentlichen Anfang zu einer menschlichen Sprache. Man bilde und verfeinere und organisiere dies Geschrei, wie man wolle; wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen: so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetze je menschliche, willkürliche Sprache werde? Kinder sprechen Schälle der Empfindung wie die Tiere; ist aber die Sprache, die sie von Menschen lernen, nicht ganz eine andre Sprache?

Der Abt *Condillac*⁴ ist in dieser Anzahl. Entweder er hat das ganze Ding Sprache schon vor der ersten Seite seines Buchs erfunden vorausgesetzt: oder ich finde auf jeder Seite Dinge, die sich gar nicht in der Ordnung einer bildenden Sprache zutragen konnten. Er setzt zum Grunde seiner Hypothese »zwei Kinder, in eine Wüste, ehe sie den Gebrauch irgendeines

Zeichens kennen«. Warum er nun dies alles setze: »zwei Kinder«, die also umkommen oder Tiere werden müssen: »in eine Wüste«, wo sich die Schwürigkeit ihres Unterhalts und ihrer Erfindung noch vermehret: »vor dem Gebrauch jedes natürlichen Zeichens, und gar vor aller Kenntniss desselben«, ohne welche doch kein Säugling nach wenigen Wochen seiner Geburt ist - warum, sage ich, in eine Hypothese, die dem Naturgange menschlicher Kenntnisse nachspüren soll, solche unnatürliche, sich widersprechende Data zum Grunde gelegt werden müssen, mag ihr Verfasser wissen; daß aber auf sie keine Erklärung des Ursprungs der Sprache gebauet sei, getraue ich mich zu erweisen. Seine beiden Kinder kommen ohne Kenntniss jedes Zeichens zusammen, und - siehe da! im ersten Augenblicke (§ 2) sind sie schon im gegenseitigen Kommerz. Und doch bloß durch dies gegenseitige Kommerz lernen sie erst, »mit dem Geschrei der Empfindungen die Gedanken zu verbinden, deren natürliche Zeichen jene sind«. Natürliche Zeichen der Empfindung durch das Kommerz lernen? lernen, was für Gedanken damit zu verbinden sind? und doch gleich im ersten Augenblick der Zusammenkunft, noch vor der Kenntniss dessen, was das dümmste Tier kenne, Kommerz haben, lernen können, was mit gewissen Zeichen für Gedanken zu verknüpfen sind? - davon begreife ich nichts. »Durch das Wiederkommen

ähnlicher Umstände (§ 3) *gewöhnen* sie sich, mit den Schällen der Empfindungen und den verschiedenen Zeichen des Körpers Gedanken zu verbinden. Schon bekommt ihr Gedächtnis Übung. Schon können sie über ihre Einbildung walten, und schon - sind sie so weit, das mit Reflexion zu tun, was sie vorher bloß durch Instinkt taten« (und doch, wie wir eben gesehen, vor ihrem Kommerz nicht zu tun wußten) - davon begreife ich nichts. »Der Gebrauch dieser Zeichen erweitert die Wirkungen der Seele (§ 4), und diese vervollkommen die Zeichen: Geschrei der Empfindungen war's also (§ 5), was die Seelenkräfte entwickelt hat; Geschrei der Empfindungen, das ihnen die Gewohnheit gegeben, Ideen mit willkürlichen Zeichen zu verbinden (§ 6); Geschrei der Empfindungen, das ihnen zum Muster diente, sich eine neue Sprache zu machen, neue Schälle zu artikulieren, sich zu gewöhnen, die Sachen mit Namen zu bezeichnen« - ich wiederhole alle diese Wiederholungen, und begreife von ihnen nichts. Endlich, nachdem der Verfasser auf diesen kindischen Ursprung der Sprache die Prosodie, Deklamation, Musik, Tanz und Poesie der alten Sprachen gebauet und mitunter gute Anmerkungen vorge- tragen, die aber zu unserm Zwecke nichts tun: so faßt er den Faden wieder an: »Um zu begreifen (§ 80), wie die Menschen unter sich über den Sinn der ersten Worte eins geworden, die sie brauchen wollten, ist

gnug, wenn man bemerkt, daß sie sie in Umständen aussprachen, wo jeder verbunden war, sie mit den nämlichen Ideen zu verbinden usw.« Kurz, es entstanden Worte, weil Worte da waren, ehe sie da waren - mich dünkt, es lohnt nicht, den Faden unsres Erklärers weiter zu verfolgen, da er doch - an nichts geknüpft ist.

Condillac, weiß man, gab durch seine hohle Erklärung von Entstehung der Sprache Gelegenheit, daß Rousseau⁵ in unserm Jahrhundert die Frage nach seiner Art in Schwung brachte, das ist, bezweifelte. Gegen Condillacs Erklärung Zweifel zu finden, war eben kein Rousseau nötig; nur aber deswegen sogleich alle menschliche Möglichkeit der Spracherfindung zu leugnen - dazu gehörte freilich etwas Rousseauscher Schwung oder Sprung, wie man's nennen will. Weil Condillac die Sache schlecht erklärt hatte; ob sie also auch gar nicht erklärt werden könne? Weil aus Schällen der Empfindung nimmermehr eine menschliche Sprache wird, folgt daraus, daß sie nirgend anderswoher hat werden können?

Daß es nur wirklich dieser verdeckte Trugschluß sei, der Rousseau verführet, zeigt offenbar sein eigener Plan⁶: »wie, wenn doch allenfalls Sprache hätte menschlich entstehen sollen, wie sie hätte entstehen müssen?« Er fängt, wie sein Vorgänger, mit dem Geschrei der Natur an, aus dem die menschliche Sprache

werde. Ich sehe nie, wie sie daraus geworden wäre, und wundre mich, daß der Scharfsinn eines Rousseau sie einen Augenblick daraus habe können werden lassen?

Maupertuis' kleine Schrift ist mir nicht bei Händen; wenn ich aber dem Auszuge eines Mannes⁷ trauen darf, dessen nicht kleinstes Verdienst Treue und Genauigkeit war, so hat auch er den Ursprung der Sprache nicht gnug von diesen tierischen Lauten abgesondert und gehet also mit den Vorigen auf *einer* Straße.

Diodor endlich und *Vitruv*, die zudem den Menschenursprung der Sprache mehr geglaubt als hergeleitet, haben die Sache am offenbarsten verdorben, da sie die Menschen, erst Zeitenlang, als Tiere, mit Geschrei in Wäldern schweifen und sich nachher, weiß Gott, woher? und weiß Gott, wozu? Sprache erfinden lassen - -

Da nun die meisten Verfechter der menschlichen Sprachwerdung aus einem so unsichern Ort stritten, den andre, z. E. Süßmilch, mit so vielem Grunde bekämpften: so hat die Akademie diese Frage, die also noch ganz unbeantwortet ist und über die sich selbst einige ihrer gewesnen Mitglieder geteilt, einmal außer Streit wollen gesetzt sehen.

Und da dies große Thema so viel Aussichten in die Psychologie und Naturordnung des menschlichen

Geschlechts, in die Philosophie der Sprachen und aller Kenntnisse, die mit Sprache erfunden werden, verspricht - wer wollte sich nicht daran versuchen?

Und da die Menschen für uns die einzigen Sprachgeschöpfe sind, die wir kennen, und sich eben durch Sprache von allen Tieren unterscheiden: wo finge der Weg der Untersuchung sicherer an als bei Erfahrungen über den Unterschied der Tiere und Menschen? - Condillac und Rousseau mußten über den Sprachursprung irren, weil sie sich über diesen Unterschied so bekannt und verschieden irrten: da jener⁸ die Tiere zu Menschen und dieser⁹ die Menschen zu Tieren machte. Ich muß also etwas weit ausholen.

*Daß der Mensch den Tieren an Stärke und Sicherheit des Instinkts weit nachstehe, ja daß er das, was wir bei so vielen Tiergattungen angeborne Kunstfähigkeiten und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe, ist gesichert; nur so wie die Erklärung dieser Kunsttriebe bisher den meisten und noch zuletzt einem gründlichen Philosophen¹⁰ Deutschlands mißglückt ist, so hat auch die wahre Ursach von der Entbehrung dieser Kunsttriebe in der menschlichen Natur noch nicht ins Licht gesetzt werden können. Mich dünkt, man hat *einen* Hauptgesichtspunkt verfehlt, aus dem man, wo nicht vollständige Erklärungen, so wenigstens Bemerkungen in der Natur der Tiere*

machen kann, die, wie ich für einen andern Ort hoffe, die menschliche Seelenlehre sehr aufklären können. Dieser Gesichtspunkt ist *die Sphäre der Tiere*.

Jedes Tier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es lebenslang bleibt, und stirbt: nun ist es aber sonderbar, daß *je schärfer die Sinne der Tiere und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: desto einartiger ist ihr Kunstwerk*. Ich habe diesem Verhältnisse nachgespüret, und ich finde überall eine wunderbar beobachtete umgekehrte Proportion zwischen der mindern Extension ihrer Bewegungen, Elemente, Nahrung, Erhaltung, Paarung, Erziehung, Gesellschaft und ihren Trieben und Künsten. Die Biene in ihrem Korbe bauet mit der Weisheit, die Egeria ihrem Numa nicht lehren konnte; aber außer diesen Zellen und außer ihrem Bestimmungsgeschäft in diesen Zellen ist sie auch nichts. Die Spinne webet mit der Kunst der Minerve; aber alle ihre Kunst ist auch in diesen engen Spinnraum verwebet; das ist ihre Welt! Wie wundersam ist das Insekt, und wie enge der Kreis seiner Wirkung!

Gegenteils. *Je vielfacher die Verrichtungen und Bestimmung der Tiere, je zerstreuter ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Gegenstände, je unsteter ihre Lebensart, kurz je größer und vielfältiger ihre Sphäre ist: desto mehr sehen wir ihre Sinnlichkeit sich*

verteilen und schwächen. Ich kann es mir hier nicht in Sinn nehmen, dies große Verhältnis, was die Kette der lebendigen Wesen durchläuft, mit Beispielen zu sichern; ich überlasse jedem die Probe, oder verweise auf eine andre Gelegenheit und schließe fort:

Nach aller Wahrscheinlichkeit und Analogie lassen sich also alle Kunsttriebe und Kunstfähigkeiten aus den Vorstellungskräften der Tiere erklären, ohne daß man blinde Determinationen annehmen darf (wie auch noch selbst *Reimarus* angenommen, und die alle Philosophie verwüsten). Wenn unendlich feine Sinne in einen kleinen Kreis, auf ein Einerlei eingeschlossen werden und die ganze andre Welt für sie nichts ist: wie müssen sie durchdringen! Wenn Vorstellungskräfte in einen kleinen Kreis eingeschlossen und mit einer analogen Sinnlichkeit begabt sind, was müssen sie wirken! Und wenn endlich Sinne und Vorstellungen auf *einen* Punkt gerichtet sind, was kann anders als Instinkt daraus werden? Aus ihnen also erklärt sich *die Empfindsamkeit, die Fähigkeiten und Triebe der Tiere nach ihren Arten und Stufen.*

Und ich darf also den Satz annehmen: *Die Empfindsamkeit, Fähigkeiten und Kunsttriebe der Tiere nehmen an Stärke und Intensität zu im umgekehrten Verhältnisse der Größe und Mannigfaltigkeit ihres Wirkungskreises.* Nun aber -

Der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre, wo nur eine Arbeit auf ihn warte: eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn.

Seine Sinne und Organisation sind nicht auf eins geschärft: er hat Sinne für alles und natürlich also für jedes Einzelne schwächere und stumpfere Sinne.

Seine Seelenkräfte sind über die Welt verbreitet; keine Richtung seiner Vorstellungen auf ein Eins: mithin kein Kunsttrieb, keine Kunstfertigkeit - und, das eine gehört hier näher her, keine Tiersprache.

Was ist doch das, was wir, außer der vorher angeführten Lautbarkeit der empfindenden Maschine, bei einigen Gattungen *Tiersprache* nennen, anders als ein *Resultat der Anmerkungen, die ich zusammengerichtet? ein dunkles sinnliches Einverständnis einer Tiergattung untereinander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Wirkung.*

Je kleiner also die Sphäre der Tiere ist: desto weniger haben sie Sprache nötig. Je schärfer ihre Sinne, je mehr ihre Vorstellungen auf eins gerichtet, je ziehender ihre Triebe sind, desto zusammengezogener ist das Einverständnis ihrer etwanigen Schälle, Zeichen, Äußerungen. Es ist lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spricht und vernimmt. Wie wenig darf er sprechen, daß er vernommen werde!

Tiere von dem engsten Bezirke sind also sogar gehörlos; sie sind für ihre Welt ganz Gefühl, oder

Geruch, und Gesicht: ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug, einförmiges Geschäfte; sie haben also wenig oder keine Sprache.

*Je größer aber der Kreis der Tiere: je unterschiedner ihre Sinne - doch was soll ich wiederholen? mit dem Menschen ändert sich die Szene ganz. Was soll für seinen Wirkungskreis, auch selbst im dürftigsten Zustande, die Sprache des redendsten, am vielfachsten tönenden Tiers? Was soll für seine zerstreuten Begierden, für seine geteilte Aufmerksamkeit, für seine stumpfer witternden Sinne auch selbst die dunkle Sprache aller Tiere? Sie ist für ihn weder reich noch deutlich: weder hinreichend an Gegenständen noch für seine Organe - also durchaus nicht *seine* Sprache: denn was heißt, wenn wir nicht mit Worten spielen wollen, die eigentümliche Sprache eines Geschöpfs, als die seiner Sphäre von Bedürfnissen und Arbeiten, der Organisation seiner Sinne, der Richtung seiner Vorstellungen und der Stärke seiner Begierden angemessen ist - und *welche Tiersprache ist so für den Menschen?**

Jedoch es bedarf auch die Frage nicht. *Weiche Sprache (außer der vorigen mechanischen) hat der Mensch so instinktmäßig als jede Tiergattung die ihrige in und nach ihrer Sphäre?* - Die Antwort ist kurz: *keine!* und eben diese kurze Antwort entscheidet.

Bei jedem Tier ist, wie wir gesehen, seine Sprache eine Äußerung so starker sinnlicher Vorstellungen, daß diese zu Trieben werden: mithin ist Sprache, so wie Sinne und Vorstellungen und Triebe, angeboren und dem Tier *unmittelbar* natürlich. Die Biene sumset, wie sie sauget; der Vogel singt, wie er nistet - aber wie spricht der Mensch von Natur? gar nicht, so wie er wenig oder nichts durch völligen Instinkt, als Tier *tut*. Ich nehme bei einem neugeborenen Kinde das Geschrei seiner empfindsamen Maschine aus; sonst ist's stumm; es äußert weder Vorstellungen noch Triebe durch Töne, wie doch jedes Tier in seiner Art; bloß unter Tiere gestellet, ist's also das verwaisetste Kind der Natur. Nackt und bloß, schwach und dürftig, schüchtern und unbewaffnet, und was die Summe seines Elendes ausmacht, aller Leiterinnen des Lebens beraubt. Mit einer so zerstreueten, geschwächten Sinnlichkeit, mit so unbestimmten, schlafenden Fähigkeiten, mit so geteilten und ermatteten Trieben geboren, offenbar auf tausend Bedürfnisse verwiesen, zu einem großen Kreise bestimmt - und doch so verwaiset und verlassen, daß es selbst nicht mit einer Sprache begabt ist, seine Mängel zu äußern - Nein! ein solcher Widerspruch ist nicht die Haushaltung der Natur. Es müssen statt der Instinkte andre verborgne Kräfte in ihm schlafen! stumm geboren; aber -

Zweiter Abschnitt

Doch ich tue keinen Sprung. Ich gebe dem Menschen nicht gleich plötzlich neue Kräfte, keine sprachschaffende Fähigkeit, wie eine willkürliche *qualitas occulta*. Ich suche nur in den vorherbemerkten Lücken und Mängeln weiter.

Lücken und Mängel können doch nicht der Charakter seiner Gattung sein: oder die Natur war gegen ihn die härteste Stiefmutter, da sie gegen jedes Insekt die liebevollste Mutter war. Jedem Insekt gab sie, was und wieviel es brauchte: Sinne zu Vorstellungen, und Vorstellungen in Triebe gediegen; Organe zur Sprache, soviel es bedurfte, und Organe, diese Sprache zu verstehen. Bei dem Menschen ist alles in dem größten Mißverhältnis - Sinne und Bedürfnisse, Kräfte und Kreis der Wirksamkeit, der auf ihn wartet, seine Organe und seine Sprache - Es muß uns also *ein gewisses Mittelglied fehlen, die so absteigende Glieder der Verhältnis zu berechnen.*

Fänden wir's: so wäre nach aller Analogie der Natur diese Schadloshaltung *seiner Eigenheit, der Charakter seines Geschlechts:* und alle Vernunft und Billigkeit foderte, diesen Fund für das gelten zu lassen, was er ist, für Naturgabe, ihm so wesentlich als den Tieren der Instinkt.

Ja fänden wir eben in diesem Charakter die Ursache jener Mängel, und eben in der Mitte dieser Mängel, in der Hoble jener großen Entbehrung von Kunsttrieben den Keim zum Ersatze: so wäre diese Einstimmung ein genetischer Beweis, daß hier die wahre Richtung der Menschheit liege und daß die Menschengattung über den Tieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger stehe, sondern an Art.

Und fänden wir in diesem neugefundnen Charakter der Menschheit sogar den notwendigen genetischen Grund zu Entstehung einer Sprache für diese neue Art Geschöpfe, wie wir in den Instinkten der Tiere den unmittelbaren Grund zur Sprache für jede Gattung fanden: so sind wir ganz am Ziele. In dem Falle würde die Sprache dem Menschen so wesentlich, als - er ein Mensch ist. Man siehet, ich entwickle aus keinen willkürlichen oder gesellschaftlichen Kräften, sondern aus der allgemeinen tierischen Ökonomie.

Und nun folgt, daß wenn der Mensch *Sinne* hat, die für einen kleinen Fleck der Erde, für die Arbeit und den Genuß einer Weltspanne den Sinnen des Tiers, das in dieser Spanne lebet, *nachstehen an Schärfe*: so bekommen sie eben dadurch *Vorzug der Freiheit*; eben weil sie nicht für einen Punkt sind, so sind sie allgemeinere Sinne der Welt.

Wenn der Mensch Vorstellungskräfte hat, die nicht

auf den Bau einer Honigzelle und eines Spinnwebes bezirkt sind und also auch den Kunstfähigkeiten der Tiere *in diesem Kreise nachstehen*: so bekommen sie eben damit weitere Aussicht. Er hat kein einziges Werk, bei dem er also auch unverbesserlich handle; aber er hat freien Raum, sich an vielem zu üben, mit-hin sich immer zu verbessern. Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kann's sein eigen Werk werden.

Wenn also hiermit der Instinkt wegfallen muß, der bloß aus der Organisation der Sinne und dem Bezirk der Vorstellungen folgte und keine blinde Determination war, so bekommt eben hiemit der Mensch *mehre-re Helle*. Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegenbleibt: so wird er freistehend, kann sich eine Sphäre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.

Man nenne diese ganze Disposition seiner Kräfte, wie man wolle. *Verstand, Vernunft, Besinnung* usw. Wenn man diese Namen nicht für abgesonderte Kräfte oder für bloße Stufenerhöhungen der Tierkräfte annimmt: so gilt's mir gleich. Es ist die *ganze Einrichtung aller menschlichen Kräfte; die ganze Haushaltung seiner sinnlichen und erkennenden, seiner er-
kennenden und wollenden Natur*; oder vielmehr - Es

ist die *einzig positive Kraft des Denkens, die, mit einer gewissen Organisation des Körpers verbunden, bei den Menschen so Vernunft heißt, wie sie bei den Tieren Kunstfähigkeit wird: die bei ihm Freiheit heißt und bei den Tieren Instinkt wird. Der Unterschied ist nicht in Stufen oder Zugabe von Kräften, sondern in einer ganz verschiedenartigen Achtung und Auswicklung aller Kräfte.* Man sei Leibnizianer oder Lockianer, Search oder Knowall¹¹, Idealist oder Materialist, so muß man bei einem Einverständnis über die Worte, zufolge des Vorigen, die Sache zugeben, *einen eignen Charakter der Menschheit, der hierin und in nichts anders bestehet.*

Alle die dagegen Schwürigkeit gemacht, sind durch falsche Vorstellungen und unaufgeräumte Begriffe hintergangen. Man hat sich die Vernunft des Menschen als eine neue, ganz abgetrennte Kraft in die Seele hineingedacht, die dem Menschen als eine Zugabe vor allen Tieren zu eigen geworden und die also auch, wie die vierte Stufe einer Leiter nach den drei untersten, allein betrachtet werden müsse; und das ist freilich, es mögen es so große Philosophen sagen, als da wollen, philosophischer Unsinn. Alle Kräfte unsrer und der Tierseelen sind nichts als metaphysische Abstraktionen, Wirkungen! sie werden abgeteilt, weil sie von unserm schwachen Geiste nicht auf einmal betrachtet werden konnten: sie stehen in Kapiteln, nicht,

weil sie so kapitelweise in der Natur wirkten, sondern ein Lehrling sie sich vielleicht so am besten entwickelt. Daß wir gewisse ihrer Verrichtungen unter gewisse Hauptnamen gebracht haben z. E. Witz, Scharfsinn, Phantasie, Vernunft, ist nicht, als wenn je eine einzige Handlung des Geistes möglich wäre, wo der Witz oder die Vernunft allein wirkt: sondern nur, weil wir in dieser Handlung am meisten von der Abstraktion entdecken, die wir Witz oder Vernunft nennen, z. E. Vergleichung oder Deutlichmachung der Ideen: überall aber wirkt die ganze unabgeteilte Seele. Konnte ein Mensch je eine einzige Handlung tun, bei der er völlig wie ein Tier dachte: so ist er auch durchaus kein Mensch mehr, gar keiner menschlichen Handlung mehr fähig. War er einen einzigen Augenblick ohne Vernunft: so sähe ich nicht, wie er je in seinem Leben mit Vernunft denken könne: oder seine ganze Seele, die ganze Haushaltung seiner Natur ward geändert.

Nach richtigern Begriffen ist die *Vernunftmäßigkeit* des Menschen, der Charakter seiner Gattung, etwas anders, nämlich, *die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft im Verhältnis seiner Sinnlichkeit und Triebe*. Und da konnte es, alle vorigen Analogien zu Hülfe genommen, nichts anders sein, als daß -

wenn der Mensch *Triebe der Tiere* hätte, er das

nicht haben könnte, was wir jetzt *Vernunft* in ihm nennen; denn eben diese Triebe rissen ja seine Kräfte so dunkel auf einen Punkt hin, daß ihm kein freier Besinnungskreis ward. Es mußte sein, daß -

wenn der Mensch *Sinne* der Tiere, er keine *Vernunft* hätte; denn eben die starke Reizbarkeit seiner Sinne, eben die durch sie mächtig andringenden Vorstellungen müßten alle kalte Besonnenheit ersticken. Aber umgekehrt mußte es auch nach ebendiesen Verbindungsgesetzen der haushaltenden Natur sein, daß -

-
wenn tierische Sinnlichkeit und Eingeschlossenheit auf einen Punkt wegfielen: so wurde ein ander Geschöpf, dessen positive Kraft sich in größerem Raume, nach feinerer Organisation, heller, äußerte: das abgetrennt und frei nicht bloß erkennt, will und wirkt, sondern auch weiß, daß es erkenne, wolle und wücke. Dies Geschöpf ist der Mensch und diese ganze Disposition seiner Natur wollen wir, um den Verwirrungen mit eignen Vernunftkräften usw. zu entkommen, Besonnenheit nennen. Es folgt also nach eben diesen Verbindungsregeln, da alle die Wörter Sinnlichkeit und Instinkt, Phantasie und Vernunft doch nur Bestimmungen einer einzigen Kraft sind, wo Entgegensetzungen einander aufheben, daß -

wenn der Mensch *kein instinktmäßiges Tier sein sollte, er vermöge der freier wirkenden positiven*

Kraft seiner Seele ein besonnenes Geschöpf sein mußte. - - - Wenn ich die Kette dieser Schlüsse noch einige Schritte weiter ziehe, so bekomme ich damit vor künftigen Einwendungen einen den Weg sehr kürzenden Vorsprung.

Ist nämlich die Vernunft keine abgeteilte, einzeln-wirkende Kraft, sondern eine seiner Gattung eigne Richtung aller Kräfte: *so muß der Mensch sie im ersten Zustande haben, da er Mensch ist.* Im ersten Gedanken des Kindes muß sich diese Besonnenheit zeigen, wie bei dem Insekt, daß es Insekt war. - - Das hat nun mehr als *ein* Schriftsteller nicht begreifen können, und daher ist die Materie, über die ich schreibe, mit den rohesten, ekelhaftesten Einwüfen angefüllt - aber sie konnten es nicht begreifen, weil sie es mißverstanden. Heißt denn vernünftig denken, mit ausgebildeter Vernunft denken? heißt's, der Säugling denke mit Besonnenheit, er rasoniere wie ein Sophist auf seinem Katheder oder der Staatsmann, in seinem Kabinett? Glücklich und dreimal glücklich, daß er von diesem ermattenden Wust von Vernünfteleien noch nichts wußte! Aber siehet man denn nicht, daß dieser Einwurf bloß einen so und nicht anders, einen mehr oder minder gebildeten Gebrauch der Seelenkräfte, und durchaus kein Positives einer Seelenkraft selbst leugne? und welcher Tor wird da behaupten, daß der Mensch im ersten Augenblick des Lebens so

denke wie nach einer vieljährigen Übung - es sei denn, daß man zugleich das Wachstum aller Seelenkräfte leugne und sich eben damit selbst für einen Unmündigen bekenne? - So wie doch aber dies Wachstum in der Welt nichts bedeuten kann als einen leichtern, stärkern, vielfachern Gebrauch; muß denn das nicht schon da sein, was gebraucht werden? muß es nicht schon Keim sein, was da wachsen soll? und ist also nicht im Keime der ganze Baum enthalten? - Sowie wenig das Kind Klauen wie ein Greif und eine Löwenmähne hat: sowenig kann es, wie Greif und Löwe, denken; denkt es aber menschlich, so ist *Besonnenheit*, das ist die Mäßigung aller seiner Kräfte auf diese Hauptrichtung, schon so im ersten Augenblicke sein Los, wie sie es im letzten sein wird. Die Vernunft äußert sich unter seiner Sinnlichkeit schon so wirklich, daß der Allwissende, der diese Seele schuf, in ihrem ersten Zustande schon das ganze Gewebe von Handlungen des Lebens sähe, wie etwa der Meßkünstler nach gegebner Klasse aus *einem* Gliede der Progression das ganze Verhältnis derselben findet.

»Aber so war doch diese Vernunft damals mehr Vernunftfähigkeit (*réflexion en puissance*) als wirkliche Kraft?« Die Ausnahme sagt kein Wort. Bloße, nackte Fähigkeit, die auch ohne vorliegendes Hindernis keine Kraft, nichts als Fähigkeit sei, ist so ein tauber Schall als plastische Formen, die da formen, aber

selbst keine Formen sind. Ist mit der Fähigkeit nicht das geringste Positive zu einer Tendenz da: so ist nichts da - so ist das Wort bloß Abstraktion der Schule. Der neuere französische Philosoph¹², der diese réflexion en puissance, diesen Scheinbegriff so blendend gemacht, hat, wie wir sehen werden, immer nur eine Luftblase blendend gemacht, die er eine Zeitlang vor sich hertreibt, die ihm selbst aber unvermutet auf seinem Wege zerspringt. Und ist in der Fähigkeit nichts da, wodurch soll es denn je in die Seele kommen? ist im ersten Zustande nichts Positives von Vernunft in der Seele, wie wird's bei Millionen der folgenden Zustände wirklich werden? Es ist Worttrug, daß der Gebrauch eine Fähigkeit in Kraft, etwas bloß Möglichen in ein Wirkliches verwandeln könne: ist nicht schon Kraft da, so kann sie ja nicht gebraucht und angewandt werden. Zudem endlich, was ist beides, eine abgetrennte Vernunftfähigkeit und Vernunftkraft in der Seele? Eines ist so unverständlich als das andre. Setzet den Menschen, als das Wesen, was er ist, mit dem Grade von Sinnlichkeit, und der Organisation ins Universum: von allen Seiten, durch alle Sinne strömt dies in Empfindungen auf ihn los; durch menschliche Sinne? auf menschliche Weise? so wird also, mit den Tieren verglichen, dies denkende Wesen weniger überströmt? Es hat Raum, seine Kraft freier zu äußern? und dieses Verhältnis heißt

Vernunftmäßigkeit - wo ist da bloße Fähigkeit? wo abgesonderte Vernunftkraft? Es ist die positive einzige Kraft der Seele, die in solcher Anlage würket - mehr sinnlich, so weniger vernünftig; vernünftiger, so minder lebhaft, heller, so minder dunkel - das versteht sich ja alles! Aber der sinnlichste Zustand des Menschen war noch menschlich, und also wirkte in ihm noch immer *Besonnenheit*, nur im minder merklichen Grade; und der am wenigsten sinnliche Zustand der Tiere war noch tierisch, und also wirkte bei aller Klarheit ihrer Gedanken nie Besonnenheit eines menschlichen Begriffs. Und weiter lasset uns nicht mit Worten spielen! -

Es tut mir leid, daß ich so viele Zeit verloren habe, erst bloße Begriffe zu bestimmen und zu ordnen; allein der Verlust war nötig, da dieser ganze Teil der Psychologie in den neuem Zeiten so jämmerlich verwüstet daliegt: da französische Philosophen über einige anscheinende Sonderbarkeiten in der tierischen und menschlichen Natur alles so über- und untereinander geworfen und deutsche Philosophen die meisten Begriffe dieser Art mehr für ihr System, und nach ihrem Sehepunkt, als darnach ordnen, damit sie Verwirrungen im Sehepunkt der gewöhnlichen Denkart vermeiden. Ich habe auch mit diesem Aufräumen der Begriffe keinen Umweg genommen: sondern wir sind mit einemmal am Ziele! Nämlich:

Der Mensch, in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. Denn was ist Reflexion? was ist Sprache?

Diese Besonnenheit ist ihm charakteristisch eigen, und seiner Gattung wesentlich: so auch Sprache und eigne Erfindung der Sprache.

Erfindung der Sprache ist ihm also so natürlich, als er ein Mensch ist! Lasset uns nur beide Begriffe entwickeln! Reflexion und Sprache -

Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei würket, daß sie in dem ganzen Ozean von Empfindungen, der sie durch, alle Sinnen durchrauschet, *eine* Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf *einem* Bilde freiwillig verweilen, es in helle, ruhigere Obacht nehmen und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich *anerkennen* kann: der erste Aktus dieser An-erkenntnis¹³ gibt deutlichen Begriff; es ist das erste

Urteil der Seele - und -

wodurch geschahe die Anerkennung? Durch ein Merkmal, was er absondern, mußte und was, als Merkmal der Besinnung, deutlich in ihn fiel. Wohlan! lasset uns ihm das *heurêka* zurufen! Dies *erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden!* Lasset jenes Lamm, als Bild, sein Auge vorbeigehn: ihm wie keinem andern Tiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe! nicht wie dem blutleckenden Löwen - die wittern und schmecken schon im Geiste! die Sinnlichkeit hat sie überwältigt! der Instinkt wirft sie darüber her! - Nicht wie dem brünstigen Schafmanne, der es nur als den Gegenstand seines Genusses fühlt, den also wieder die Sinnlichkeit überwältigt und der Instinkt darüber herwirft! - Nicht wie jedem andern Tier, dem das Schaf gleichgültig ist, das es also klar-dunkel vorbeistreichen läßt, weil ihn sein Instinkt auf etwas anders wendet! - Nicht so dem Menschen! Sobald er in die Bedürfnis kommt, das Schaf kennenzulernen: so störet ihn kein Instinkt: so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert. Weiß, sanft, wollicht - seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, - das Schaf *blöket!* sie hat Merkmal gefunden. Der innere Sinn würket. Dies Blöken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das sich von

allen andern Eigenschaften des Beschauens und Beta-
stens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang,
bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiß, sanft,
wollicht - sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merk-
mal - es blökt, und nun erkennt sie's wieder! »Hai
du bist das Blökende!« fühlt sie innerlich, sie hat es
menschlich erkannt, da sie's deutlich, das ist, mit
einem Merkmal erkennt und nennet. Dunkler? so
wäre es ihr gar nicht wahrgenommen, weil keine
Sinnlichkeit, kein Instinkt zum Schafe ihr den Mangel
des Deutlichen durch ein lebhafteres Klare ersetzte.
Deutlich unmittelbar, ohne Merkmal? so kann kein
sinnliches Geschöpf außer sich empfinden: da es
immer andre Gefühle unterdrücken, gleichsam ver-
nichten, und immer den Unterschied von Zween durch
ein Drittes erkennen muß. Mit einem Merkmal also?
und was war das anders, als ein innerliches *Merk-*
wort! Der *Schall des* Blökens, von einer menschli-
chen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenom-
men, ward, Kraft dieser Besinnung, *Name* des Schafs,
und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht
hätte. Er erkannte das Schaf am Blöken: es war gefaß-
tes Zeichen, bei welchem sich die Seele an eine Idee
deutlich besann - was ist das anders als Wort? und
was ist die ganze menschliche Sprache als eine
Sammlung solcher Worte? Käme er also auch nie in
den Fall, einem andern Geschöpf diese Idee zu geben

und also dies Merkmal der Besinnung ihm mit den Lippen vorblöken zu wollen oder zu können; seine Seele hat gleichsam in ihrem Inwendigen geblökt, da sie diesen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wiedergeblökt, da sie ihn daran erkannte - *die Sprache ist erfunden! ebenso natürlich und dem Menschen notwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war.*

Die meisten, die über den Ursprung der Sprache geschrieben, haben ihn nicht da, auf dem einzigen Punkt gesucht, wo er gefunden werden konnte; und vielen haben also so viel dunkle Zweifel vorschwebt: ob er irgendwo in der menschlichen Seele zu finden sei? Man hat ihn in der bessern Artikulation der Sprachwerkzeuge gesucht; als ob je ein Orang-Utan mit ebenden Werkzeugen eine Sprache erfunden hätte? Man hat ihn in den Schällen der Leidenschaft gesucht; als ob nicht alle Tiere diese Schälle besäßen, und irgendein Tier aus ihnen Sprache erfunden hätte? Man hat ein Prinzipium angenommen, die Natur und also auch ihre Schälle nachzuahmen; als wenn sich bei einer solchen blinden Neigung was gedenken ließe? und als wenn der Affe mit eben dieser Neigung, die Amsel, die die Schälle so gut nachäffen kann, eine Sprache erfunden hätten? Die meisten endlich haben eine bloße Konvention, einen Einvertrag, angenommen, und dagegen hat *Rousseau* am

stärksten geredet; denn was ist's auch für ein dunkles, verwickeltes Wort, ein natürlicher Einvertrag der Sprache? Diese so vielfache, unerträgliche Falschheiten, die über den menschlichen Ursprung der Sprache gesagt worden, haben endlich die gegenseitige Meinung beinahe allgemein gemacht - ich hoffe nicht, daß sie es bleiben werde. Hier ist es keine Organisation des Mundes, die die Sprache machet: denn auch der zeitlebens Stumme, war er Mensch, besann er sich: so lag Sprache in seiner Seele! Hier ist's kein Geschrei der Empfindung: denn nicht eine atmende Maschine, sondern ein besinnendes Geschöpf erfand Sprache! Kein Prinzipium der Nachahmung in der Seele; die etwanige Nachahmung der Natur ist bloß ein Mittel zu einem und dem einzigen Zweck, der hier erklärt werden soll. Am wenigsten ist's Einverständnis, willkürliche Konvention der Gesellschaft; der Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen; hätte er sie auch nie geredet. Sie war Einverständnis seiner Seele mit sich und ein so notwendiges Einverständnis, als der Mensch Mensch war. Wenn's andern unbegreiflich war, wie eine menschliche Seele hat Sprache erfinden können, so ist's mir unbegreiflich, wie eine menschliche Seele, was sie ist, sein konnte, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, sich Sprache erfinden zu *müssen*.

Nichts wird diesen Ursprung deutlicher entwickeln als die Einwürfe der Gegner. Der gründlichste, der ausführlichste Verteidiger des göttlichen Ursprunges der Sprache¹⁴ wird, eben weil er durch die Oberfläche drang, die nur die andern berühren, fast ein Verteidiger des wahren menschlichen Ursprunges. Er ist unmittelbar am Rande des Beweises stehengeblieben; und sein Haupteinwurf, bloß etwas richtiger erklärt, wird Einwurf gegen ihn selbst und Beweis von seinem Gegenteile, der Menschenmöglichkeit der Sprache. Er will bewiesen haben, »daß der Gebrauch der Sprache zum Gebrauch der Vernunft notwendig sei!« Hätte er das, so wüßte ich nicht, was anders damit bewiesen wäre, »als daß, da der Gebrauch der Vernunft dem Menschen natürlich sei, der Gebrauch der Sprache es ebenso sein müßte!« Zum Unglück aber hat er seinen Satz nicht bewiesen. Er hat bloß mit vieler Mühe dargetan, daß so viel feine, verflochtne Handlungen, als Aufmerksamkeit, Reflexion, Abstraktion usw., *nicht füglich* ohne Zeichen geschehen können, auf die sich die Seele stütze; allein dies *nicht füglich, nicht leicht, nicht wahrscheinlich* erschöpft noch nichts. So wie wir mit wenigen Abstraktionskräften nur wenige Abstraktion ohne sinnliche Zeichen denken können: so können andre Wesen mehr darohne denken; wenigstens folgt *daraus* noch gar nicht, daß *an sich selbst* keine Abstraktion ohne sinnliches

Zeichen möglich sei. Ich habe erwiesen, daß der Gebrauch der Vernunft nicht etwa *bloß füglich*, sondern daß nicht der mindeste Gebrauch der Vernunft, nicht die einfachste, deutliche Anerkennung, nicht das simpelste Urteil einer menschlichen Besonnenheit ohne Merkmal möglich sei: denn der Unterschied von Zween läßt sich nur immer durch ein Drittes erkennen. Eben dies Dritte, dies Merkmal, wird mithin inneres Merkmal: also folgt die Sprache aus dem ersten Aktus der Vernunft ganz natürlich. - Herr *Süßmilch* will dartin¹⁵, daß die *höhern* Anwendungen der Vernunft nicht ohne Sprache vor sich gehen könnten, und führt dazu *Wolffs* Worte an, der aber auch nur von diesem Falle in Wahrscheinlichkeiten redet. Der Fall tut eigentlich nichts zur Sache: denn die höhern Anwendungen der Vernunft, wie sie in den spekulativen Wissenschaften Platz finden, waren ja nicht zu dem ersten Grundstein der Sprachenlegung nöthig - Und doch ist auch dieser leicht zu erweisende Satz von Hr. S. nur erläutert; da ich erwiesen zu haben glaube, daß selbst die erste, niedrigste Anwendung der Vernunft nicht ohne Sprache geschehen konnte. Allein wenn er nun folgert: kein Mensch kann sich selbst Sprache erfunden haben, weil schon zur Erfindung der Sprache Vernunft gehöret, folglich schon Sprache hätte dasein müssen, ehe sie da war: so halte ich den ewigen Kreis an, besehe ihn recht, und nun sagt er ganz was

anders: ratio et oratio! Wenn keine Vernunft dem Menschen ohne Sprache möglich war: wohl! so ist die Erfindung dieser dem Menschen so natürlich, so alt, so ursprünglich, so charakteristisch, als der Gebrauch jener.

Ich habe Süßmilchs Schlußart einen ewigen Kreisel genannt: denn ich kann ihn ja ebensowohl gegen ihn, als er gegen mich drehen: und das Ding kreiselt immer fort. Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache. Ohne Sprache und Vernunft ist er keines göttlichen Unterrichts fähig; und ohne göttlichen Unterricht hat er doch keine Vernunft und Sprache - wo kommen wir da je hin? Wie kann der Mensch durch göttlichen Unterricht Sprache lernen, wenn er keine Vernunft hat? und er hat ja nicht den mindesten Gebrauch der Vernunft ohne Sprache. Er soll also Sprache haben, ehe er sie hat und haben kann? oder vernünftig werden können ohne den mindesten eignen Gebrauch der Vernunft? Um der ersten Silbe im göttlichen Unterricht fähig zu sein, mußte er ja, wie Hr. Süßmilch selbst zugibt, ein Mensch sein, das ist, deutlich denken können, und bei dem ersten deutlichen Gedanken war schon Sprache in seiner Seele da, sie war also aus eignen Mitteln und nicht durch göttlichen Unterricht erfunden. - - Ich weiß wohl, was man bei diesem göttlichen Unterricht meistens im Sinne hat, nämlich den Sprachunterricht

der Eltern an die Kinder; allein man besinne sich, daß das hier gar nicht der Fall ist. Eltern lehren die Kinder nie Sprache, ohne daß diese nicht immer selbst mit erfänden: jene machen diese nur auf Unterschiede der Sachen, mittelst gewisser Wortzeichen, aufmerksam, und so ersetzen sie ihnen nicht etwa, sondern erleichtern und befördern ihnen nur den Gebrauch der Vernunft durch die Sprache. Will man solche übernatürliche Erleichterung aus andern Gründen annehmen: so geht das meinen Zweck nichts an; nur alsdenn hat Gott durchaus für die Menschen keine Sprache *erfunden*, sondern diese haben immer noch mit Wirkung eigener Kräfte, nur unter höherer Veranstaltung, sich ihre Sprache *finden* müssen. Um das erste Wort als Wort, d.i. als Merkzeichen der Vernunft auch aus dem Munde Gottes empfangen zu können, war Vernunft nötig, und der Mensch mußte dieselbe Besinnung anwenden, dies Wort, als Wort, zu *verstehen*, als hätte er's ursprünglich ersonnen. Alsdenn fechten alle Waffen meines Gegners gegen ihn selbst; er mußte wirklichen Gebrauch der Vernunft haben, um göttliche Sprache zu lernen: den hat immer ein lernendes Kind auch, wenn es nicht wie ein Papagei bloß Worte ohne Gedanken sagen soll - was wären aber das für würdige Schüler Gottes, die so lernten? - Und wenn die ewig so gelernt hätten, wo hätten wir denn unsre Vernunftsprache her?

Ich schmeichle mir, daß wenn mein würdiger Gegner noch lebte, er einsähe, daß sein Einwurf, etwas mehr bestimmt, selbst der stärkste Beweis gegen ihn werde und daß er also unwissend in seinem Buche selbst Materialien zu seiner Widerlegung zusammengetragen. Er würde sich nicht hinter das Wort »Vernunftfähigkeit, die aber noch nicht im mindesten Vernunft ist« verstecken: denn man kehre, wie man wolle, so werden Widersprüche! Ein vernünftiges Geschöpf ohne den mindesten Gebrauch der Vernunft; oder ein Vernunft gebrauchendes Geschöpf ohne - Sprache! Ein vernunftloses Geschöpf, dem Unterricht Vernunft geben kann; oder ein unterrichtfähiges Geschöpf, was doch ohne Vernunft ist! Ein Wesen ohne den mindesten Gebrauch der Vernunft; - und doch Mensch! Ein Wesen, das seine Vernunft aus natürlichen Kräften nicht brauchen konnte, und doch beim übernatürlichen Unterricht natürlich brauchen lernte! Eine menschliche Sprache, die gar nicht menschlich war, d.i. die durch keine menschliche Kraft entstehen konnte; und eine Sprache, die doch so menschlich ist, daß sich ohne sie keine seiner eigentlichen Kräfte äußern kann! Ein Ding, ohne das er nicht Mensch war, und doch ein Zustand, da er Mensch war und das Ding nicht hatte, das also da war, ehe es da war, sich äußern mußte, ehe es sich äußern konnte usw. - - alle diese Widersprüche sind offenbar, wenn Mensch,

Vernunft und Sprache für das Wirkliche genommen werden, was sie sind, und das Gespenst von Worte »Fähigkeit« (Menschenfähigkeit, Vernunftfähigkeit, Sprachfähigkeit) in seinem Unsinn entlarvt wird.

»Aber die wilden Menschenkinder unter den Bären, hatten die Sprache? und waren sie nicht Menschen?«

16 Allerdings! nur *zuerst* Menschen in einem wider-natürlichen Zustande! Menschen in Verartung! Legt den Stein auf diese Pflanze; wird sie nicht krumm wachsen? und ist sie nicht demungeachtet ihrer Natur nach eine aufschießende Pflanze? und hat sich diese geradschießende Kraft nicht selbst da geäußert, da sie sich dem Steine krumm umschlang? Also *zweitens*, selbst die Möglichkeit dieser Verartung zeigt menschliche Natur. Eben weil der Mensch keine so hinrei-ßende Instinkte hat als die Tiere: weil er zu so man-cherlei und zu allem schwächer fähig - kurz! weil er Mensch ist: so konnte er Verarten. Würde er wohl so *bärähnlich* haben brummen *und so bärähnlich* haben kriechen lernen, wenn er nicht gelenksame Organe, wenn er nicht gelenksame Glieder gehabt hätte? Würde jedes andre Tier, ein Affe und Esel es so weit gebracht haben? Würkte also nicht wirklich seine menschliche Natur dazu, daß er so unnatürlich werden *konnte*? Aber *drittens* blieb sie deswegen noch immer menschliche Natur: denn brummte, kroch, fraß, witterte er *völlig wie ein Bär*? oder wäre er nicht ewig

ein strauchelnder, stammlender Menschenbär und also ein unvollkommenes Doppelgeschöpf geblieben? Sowie wenig sich nun seine Haut und sein Antlitz, seine Füße und seine Zunge in völlige Bärengestalt ändern und wandeln konnten: sowenig, lasset uns nimmer zweifeln! konnte es die Natur seiner Seele. Seine Vernunft lag unter dem Druck der Sinnlichkeit, der bärartigen Instinkte begraben: aber sie war noch immer menschliche Vernunft, weil jene Instinkte nimmer völlig bärmäßig waren. Und daß das so gewesen, zeugt ja *endlich* die Entwicklung der ganzen Szene. Als die Hindernisse weggewälzet, als diese Bärmenschen zu ihrem Geschlecht zurückgekehrt waren, lernten sie nicht *natürlicher* aufrechtgehen und sprechen, als sie dort, immer unnatürlich, kriechen und brummen gelernt hatten? Dies konnten sie immer nur *bärähnlich*, jenes lernten sie in weniger Zeit ganz *menschlich*. Welcher ihrer vorigen Mitbrüder des Waldes lernte das mit ihnen? Und weil es kein Bär lernen konnte, weil er nicht Anlage des Körpers und der Seele dazu besaß, mußte der Menschenbär diese nicht noch immer im Zustande seiner Verwilderung erhalten haben? Hätte sie ihm bloß Unterricht und Gewohnheit gegeben, warum nicht dem Bären? Und was hieße es doch, jemand durch Unterricht Vernunft und Menschlichkeit geben, der sie nicht schon hat? Vermutlich hat alsdenn diese Nadel dem Auge die

Sehkraft gegeben, dem sie die Starhaut wegschaffet - Was wollen wir also aus dem unnatürlichsten Falle von der Natur schließen? Gestehen wir aber ein, daß er ein unnatürlicher Fall sei - wohl! so bestätigt er die Natur!

Die ganze *Rousseausche* Hypothese von Ungleichheit der Menschen ist, bekannterweise, auf solche Fälle der Abartung gebauet, und seine Zweifel gegen die Menschlichkeit der Sprache betreffen entweder falsche Ursprungsarten oder die beregte Schwürigkeit, daß schon Vernunft zur Spracherfindung gehört hätte. Im ersten Fall haben sie recht; im zweiten sind sie widerlegt und lassen sich ja aus *Rousseaus* Munde selbst wiederlegen. Sein Phantom, der Naturmensch, dieses entartete Geschöpf, das er auf der einen Seite mit der Vernunftfähigkeit abspeiset, wird auf der andern mit der Perfektibilität, und zwar mit ihr als Charaktereigenschaft, und zwar mit ihr in so hohem Grade belehnet, daß er dadurch von allen Tiergattungen lernen könne - und was hat nun *Rousseau* ihm nicht zugestanden! Mehr, als wir wollen und brauchen! Der erste Gedanke »siehe! das ist dem Tier eigen! der Wolf heult! der Bär brummt!« - schon der ist (in einem solchen Lichte gedacht, daß er sich mit dem zweiten verbinden könnte »Das habe ich nicht!«) wirkliche Reflexion; und nun der dritte und vierte »Wohl! das wäre auch meiner Natur gemäß! das

könnte ich nachahmen! das will ich nachahmen! dadurch wird mein Geschlecht vollkommner!«, welche Menge von feinen, fortschließenden Reflexionen! da das Geschöpf, das nur die erste sich auseinandersetzen konnte, schon Sprache der Seele haben mußte! schon *die* Kunst zu denken besaß, die die Kunst zu sprechen schuf. Der Affe äffet immer nach, aber nachgeahmt hat er nie: nie mit Besonnenheit zu sich gesprochen: »Das will ich nachahmen, um mein Geschlecht vollkommner zu machen!«, denn hätte er das je, hätte er eine einzige Nachahmung sich zu eigen gemacht, sie in seinem Geschlecht mit Wahl und Absicht verewigt, hätte er auch nur ein einziges Mal eine einzige solche Reflexion denken können - denselben Augenblick war er kein Affe mehr! In aller seiner Affengestalt, ohne einen Laut seiner Zunge war er inwendig sprechender Mensch, der sich über kurz oder lang seine äußerliche Sprache erfinden mußte - welcher Orang-Utan aber hat je mit allen menschlichen Sprachwerkzeugen ein einziges menschliches Wort gesprochen?

Es gibt freilich noch Negerbrüder in Europa, die da sagen: »ja vielleicht - wenn er nur sprechen wolltet - oder in Umstände käme! - oder könnte!« - - *Könnte!* das wäre wohl das beste, denn die beiden vorigen Wenn sind durch die Tiergeschichte gnugsam widerlegt; und durch die Werkzeuge wird, wie gesagt, bei

ihm das Können nicht aufgehalten! Er hat einen Kopf von außen und innen wie wir; hat er aber je geredet? Papagei und Star haben gnug menschliche Schälle gelernt; aber auch ein menschliches Wort gedacht? - Überhaupt gehen uns hier noch die äußern Schälle der Worte nicht an; wir reden von *der innern, notwendigen Genesis eines Worts, als das Merkmal einer deutlichen Besinnung* - wenn aber hat das je eine Tierart, auf welche Weise es sei, geäußert? Abgemerkt müßte dieser Faden der Gedanken, dieser Diskurs der Seele immer werden können, er äußere sich, wie er wolle, wer hat das aber je? Der Fuchs hat tausendmal so gehandelt, als ihn Äsop handeln läßt; er hat aber nie in Äsops Sinne gehandelt, und das erstmal, daß er das kann, wird Meister Fuchs sich seine Sprache erfinden und über Äsop so fabeln können als Äsop jetzt über ihn. Der Hund hat viele Worte und Befehle verstehen gelernt; aber nicht als Worte, sondern als Zeichen, mit Gebärden, mit Handlungen verbunden; verstünde er je ein einziges Wort im menschlichen Sinne: so dienet er nicht mehr, so schaffet er sich selbst Kunst und Republik und Sprache. Man siehet, wenn man einmal den Punkt der genauen Genese verfehlt, so ist das Feld des Irrtums zu beiden Seiten unermesslich groß! da ist die Sprache bald so übermenschlich, daß sie Gott erfinden muß, bald so unmenschlich, daß jedes Tier sie erfinden könnte,

wenn es sich die Mühe nähme. Das Ziel der Wahrheit ist nur *ein* Punkt! auf den hingestellet, sehen wir aber auf alle Seiten: warum kein Tier Sprache erfinden kann, kein Gott Sprache erfinden darf und der Mensch, als Mensch, Sprache erfinden kann und muß.

Weiter mag ich aus der Metaphysik die Hypothese des göttlichen Sprachenursprunges nicht verfolgen, da psychologisch ihr Ungrund darin gezeigt ist, daß, um die Sprache der Götter im Olymp zu verstehen, der Mensch schon Vernunft, folglich schon Sprache haben müsse. Noch weniger kann ich mich in ein angenehmes Detail der Tiersprachen einlassen: da sie doch alle, wie wir gesehen, total und inkommensurabel von der menschlichen Sprache abstehen. Dem ich am ungernesten entsage, wären hier die mancherlei Aussichten, die von diesem genetischen Punkt der Sprache in der menschlichen Seele in die weiten Felder der Logik, Ästhetik und Psychologie, insonderheit über die Frage gehen: wie weit kann man *ohne* - was muß man *mit* der Sprache denken? - eine Frage, die sich nachher in Anwendungen fast über alle Wissenschaften ausbreitet. Hier sei es gnug, *die Sprache als den wirklichen Unterscheidungscharakter unsrer Gattung von außen zu bemerken, wie es die Vernunft von innen ist.*

In mehr als einer Sprache hat also auch *Wort* und *Vernunft*, *Begriff* und *Wort*, *Sprache* und *Ursache*

einen Namen, und diese Synonymie enthält ihren ganzen genetischen Ursprung. Bei den Morgenländern ist's der gewöhnlichste Idiotismus geworden, das *Anerkennen* einer Sache *Namengebung* zu nennen: denn im Grunde der Seele sind beide Handlungen eins. Sie nennen den Menschen das *redende Tier* und die unvernünftigen Tiere die *Stummen*: der Ausdruck ist sinnlich charakteristisch: und das griechische *alogos* fasset beides. Es wird sonach die Sprache ein natürliches Organ des Verstandes, *ein solcher Sinn der menschlichen Seele*, wie sich die Sehekraft jener sensitiven Seele der Alten das Auge und der Instinkt der Biene seine Zelle bauet.

Vortrefflich, daß dieser neue, selbstgemachte Sinn des Geistes gleich in seinem Ursprunge wieder ein Mittel der Verbindung ist - Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urteil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogiere oder zu dialogieren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit andern dialogieren zu können! Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich, und Mitteilungswort für andre!

- Sic verba, quibus voces sensusque notarent,
Nominaque invenere - -

Horat.

Dritter Abschnitt

Der Brennpunkt ist ausgemacht, auf welchem Prometheus' himmlischer Funke in der menschlichen Seele zündet - *beim ersten Merkmal ward Sprache*; aber welches waren die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache?

1. Töne

Cheseldens Blinder¹⁷ zeigt, wie langsam sich das Gesicht entwickle, wie schwer die Seele zu den Begriffen von Raum, Gestalt und Farbe komme, wie viel Versuche gemacht, wie viel Meßkunst erworben werden muß, um diese Merkmale deutlich zu gebrauchen: das war also nicht der füglichste Sinn zu Sprache. Zudem waren seine Phänomene so kalt und stumm: die Empfindungen der gröbern Sinne wiederum so undeutlich und ineinander, daß nach aller Natur entweder nichts oder *das Ohr der erste Lehrmeister der Sprache wurde*.

Da ist z. E. das Schaf. Als Bild schwebet es dem Auge mit allen Gegenständen, Bildern und Farben auf *einer* großen Naturtafel vor - wie viel, wie mühsam zu unterscheiden! Alle Merkmale sind fein verflochten, nebeneinander - alle noch unaussprechlich! Wer

kann Gestalten reden? wer kann Farben tönen? Er nimmt das Schaf unter seine tastende Hand - das Gefühl ist sicherer und voller; aber so voll, so dunkel ineinander - wer kann, was er fühlt, sagen? Aber horch! das Schaf *blöket!* Da reißt sich *ein* Merkmal von der Leinwand des Farbenbildes, worin so wenig zu unterscheiden war, von selbst los: ist tief und deutlich in die Seele gedrungen. »Hai« sagt der lernende Unmündige, wie jener Blindgewesene Cheseldens: »nun werde ich dich wiederkennen - du blökst!« Die Turteltaube girrt! der Hund bellet! da sind drei Worte, weil er drei deutliche Ideen versuchte, diese in seine Logik, jene in sein Wörterbuch! Vernunft und Sprache taten gemeinschaftlich einen furchtsamen Schritt, und die Natur kam ihnen auf halbem Wege entgegen - durchs Gehör. Sie tönte das Merkmal nicht bloß vor, sondern tief in die Seele hinein! es klang! die Seele haschte - da hat sie ein tönendes Wort!

Der Mensch ist also als ein horchendes, merkendes Geschöpf zur Sprache natürlich gebildet, und selbst ein Blinder und Stummer, siehet man, müßte Sprache erfinden, wenn er nur nicht fühllos und taub ist. Setzet ihn gemächlich und behaglich auf eine einsame Insel: die Natur wird sich ihm durchs Ohr offenbaren: tausend Geschöpfe, die er nicht sehen kann, werden doch mit ihm zu sprechen scheinen, und, bliebe auch ewig sein Mund und sein Auge verschlossen,

seine Seele bleibt nicht ganz ohne Sprache. Wenn die Blätter des Baumes dem armen Einsamen Kühlung herabrauschen, wenn der vorbeimurmende Bach ihn in den Schlaf wieget und der hinzusäuselnde West seine Wangen fächelt - das blökende Schaf gibt ihm Milch, die rieselnde Quelle Wasser, der rauschende Baum Früchte - Interesse gnug, die wohltätigen Wesen zu *kennen*, Dringnis gnug, ohne Augen und Zunge in seiner Seele sie zu *nennen*. Der Baum wird der Rauscher, der West Säusler, die Quelle Riesler heißen - da liegt ein kleines Wörterbuch fertig und wartet auf das Gepräge der Sprachorgane. Wie arm und sonderbar aber müßten die Vorstellungen sein, die dieser Verstümmelte mit solchen Schällen verbindet!¹⁸

Nun lasset dem Menschen alle Sinne frei: er sehe und taste und fühle zugleich alle Wesen, die in sein Ohr reden - Himmel! welch ein Lehrsaal der Ideen und der Sprache! Führet keinen Merkur und Apollo als Opernmaschinen von den Wolken herunter - *die ganze, vieltönige, göttliche Natur ist Sprachlehrerin und Muse!* Da führet sie alle Geschöpfe bei ihm vorbei: jedes trägt seinen Namen auf der Zunge und nennt sich, diesem verhüllten sichtbaren Gotte! als Vassall und Diener. Es liefert ihm sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft wie einen Tribut, damit er sich bei diesem Namen seiner erinnere, es künftig rufe und

genieße. Ich frage, ob je diese Wahrheit: »Eben der Verstand, durch den der Mensch über die Natur herrscht, war der Vater einer lebendigen Sprache, die er aus Tönen schallender Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung sich abzog!«, ich frage, ob je diese trockne Wahrheit auf morgenländische Weise edler und schöner könne gesagt werden als: »Gott führte die Tiere zu ihm, daß er sähe, wie er sie nennete! und wie er sie nennen würde, so sollten sie heißen!« Wo kann es auf morgenländische, poetische Weise bestimmter gesagt werden: *der Mensch erfand sich selbst Sprache! - aus Tönen lebender Natur! - zu Merkmalen seines herrschenden Verstandes!* - Und das ist, was ich beweise.

Hätte Engel oder himmlischer Geist die Sprache erfunden: wie anders, als daß ihr ganzer Bau ein Abdruck von der Denkart dieses Geistes sein müßte: denn woran könnte ich ein Bild, von einem Engel gemalt, kennen, als an dem Englischen, Überirdischen seiner Züge? Wo findet das aber bei unsrer Sprache statt? Bau und Grundriß, ja selbst der erste Grundstein dieses Palastes verrät Menschheit!

In welcher Sprache sind himmlische, geistige Begriffe die ersten? jene Begriffe, die auch nach der Ordnung unsres denkenden Geistes die ersten sein müßten - Subjekte, *notiones communes*, die Samenkörner unsrer Erkenntnis, die Punkte, um die sich alles

wendet und alles zurückführt - sind diese lebende Punkte Elemente der Sprache? Die Subjekte müßten doch natürlicherweise vor dem Prädikat, und die einfachsten Subjekte vor den zusammengesetzten; was da tut und handelt, vor dem, was es handelt, das Wesentliche und Gewisse vor dem Ungewissen, Zufälligen, vorhergegangen sein - Ja, was man nicht alles schließen könnte, und - in unsern ursprünglichen Sprachen findet durchgängig das offenbare Gegenteil statt. Ein hörendes, aufforschendes Geschöpf ist kennbar, aber kein himmlischer Geist: denn -

tönende Verba sind die ersten Machtelemente.

Tönende Verba? Handlungen, und noch nichts, was da handelt? Prädikate und noch kein Subjekt? Der himmlische Genius mag sich dessen zu schämen haben, aber nicht das sinnliche menschliche Geschöpf: denn was rührte dies, wie wir gesehen, inniger als diese tönenden Handlungen? Und was ist also die *ganze Bauart der Sprache* anders, als eine *Entwicklungsweise seines Geistes, eine Geschichte seiner Entdeckung!* Der göttliche Ursprung erklärt nichts und läßt nichts aus sich erklären; er ist, wie *Baco* von einer andern Sache sagt, heilige Vestalin - gottgeweiht, aber unfruchtbar, fromm, aber zu nichts nütze!

Das erste Wörterbuch war also aus den Lauten aller Welt gesammelt. Von jedem tönenden Wesen klang sein Name: die menschliche Seele prägte ihr

Bild drauf, dachte sie als Merkzeichen - wie anders, als daß diese tönenden Interjektionen die ersten wurden, und so sind z. E. *die morgenländischen Sprachen voll Verba als Grundwurzeln der Sprache*. Der Gedanke an die Sache selbst schwebte noch zwischen dem Handelnden und der Handlung: der Ton mußte die Sache bezeichnen, so wie die Sache den Ton gab; *aus den Verbis wurden also Nomina und nicht Verba aus den Nominibus*. Das Kind nennet das Schaf als Schaf nicht: sondern als ein blökendes Geschöpf und macht also die Interjektion zu einem Verbo. Im Stufengange der menschlichen Sinnlichkeit wird diese Sache erklärbar, aber nicht in der Logik des höhern Geistes.

Alle alte, wilde Sprachen sind voll von diesem Ursprunge, und in einem *philosophischen Wörterbuch der Morgenländer wäre jedes Stammwort mit seiner Familie, recht gestellt und gesund entwickelt, eine Chartre vom Gange des menschlichen Geistes, eine Geschichte seiner Entwicklung, und ein ganzes solches Wörterbuch die vortrefflichste Probe von der Erfindungskunst der menschlichen Seele* - ob aber auch von der Sprach- und Lehrmethode Gottes? ich zweifle!

Indem die ganze Natur tönt, so ist einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß sie lebt, sie spricht, sie handelt. Jener Wilde sähe den hohen

Baum mit seinem prächtigen Gipfel und bewunderte: der Gipfel rauschte! das ist webende Gottheit! der Wilde fällt nieder und betet an! Sehet da die Geschichte des sinnlichen Menschen, das dunkle Band, *wie aus den Verbis Nomina werden* - und den leichtesten Schritt zur Abstraktion! Bei den Wilden von Nordamerika z.B. ist noch alles belebt: jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist, und daß es bei Griechen und Morgenländern ebenso gewesen, zeugt ihr ältestes Wörterbuch und Grammatik - sie sind, wie die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon! ein Reich belebter, handelnder Wesen!

Indem der Mensch aber alles auf sich bezog: indem alles mit ihm zu sprechen schien und wirklich für oder gegen ihn handelte: indem er also mit oder dagegen teilnahm, liebte oder haßte und sich alles menschlich vorstellte; *alle diese Spuren der Menschlichkeit drückten sich auch in die ersten Namen!* Auch sie sprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Sanftes oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus diesem Gefühl in so vielen Sprachen *die Artikel!* Da wurde alles menschlich, zu Weib und Mann personifiziert: überall Götter, Göttinnen, handelnde, bösertige oder gute Wesen! Der brausende Sturm, und der süße Zephir, die klare Wasserquelle und der mächtige Ozean - ihre ganze Mythologie liegt in den Fundgruben, den Verbis und Nominibus der alten Sprachen, und *das*

älteste Wörterbuch war so ein tönendes Pantheon, ein Versammlungssaal beider Geschlechter, als den Sinnen des ersten Erfinders die Natur. Hier ist die Sprache jener alten Wilden ein Studium in den Irrgängen menschlicher Phantasie und Leidenschaften, wie ihre Mythologie. Jede Familie von Wörtern ist ein verwachsenes Gebüsch um eine sinnliche Hauptidee, um eine heilige Eiche, auf der noch Spuren sind, welchen Eindruck der Erfinder von dieser Dryade hatte. Die Gefühle sind ihm zusammengewebt: was sich bewegt, lebt: was da tönet, spricht - und da es für oder wider dich tönt, so ist's Freund, oder Feind: Gott oder Göttin: es handelt aus Leidenschaften, wie du!

Ein menschliches, sinnliches Geschöpf liebe ich über diese Denkart: ich sehe überall den schwachen, schüchternen Empfindsamen, der lieben oder hassen, trauen oder fürchten muß und diese Empfindungen aus seiner Brust über alle Wesen ausbreiten möchte. Ich sehe überall das schwache und doch mächtige Geschöpf, das das ganze Weltall nötig hat und alles mit sich in Krieg und Frieden verwickelt; das von allem abhängt, und doch über alles herrschet - *Die Dichtung und die Geschlechterschaffung der Sprache sind also Interesse der Menschheit, und die Genetialien der Rede gleichsam das Mittel ihrer Fortpflanzung. Aber nun - wenn sie ein höherer Genius aus den Sternen hinuntergebracht - wie? wurde dieser*

Genius aus den Sternen auf unsrer Erde unter dem Monde in solche Leidenschaften von Liebe und Schwachheit, von Haß und Furcht verwickelt? daß er alles in Zuneigung und Haß verflocht, daß er alle Worte mit Furcht und Freude bezeichnete, daß er endlich alles auf Begattungen bauete? Sähe und fühlte er, wie ein Mensch siehet, daß sich ihm die Nomina in Geschlechter und Artikel paaren mußten, daß er die Verba tätig und leidend zusammengab, ihnen so viel echte und Doppelkinder zuerkannte, kurz, daß er *die ganze Sprache auf das Gefühl menschlicher Schwachheiten bauete?* - sähe und fühlte er so?

Einem Verteidiger des übernatürlichen Ursprunges ist's göttliche Ordnung der Sprache, »daß die meisten Stammwörter einsilbig, die Verba meistens zweisilbig sind und also die Sprache nach dem Maße des Gedächtnisses eingeteilt sei«. Das Faktum ist nicht genau und der Schluß unsicher. In den Resten der für die älteste angenommenen Sprache sind die Wurzeln alle zweisilbige Verba; welches ich nun aus dem vorigen sehr gut erklären kann, da die Hypothese des Gegenteils keinen Grund findet. Diese Verba nämlich sind unmittelbar auf die Laute und Interjektionen der tönenden Natur gebauet, die oft noch in ihnen tönen, hie und da auch noch als Interjektionen aufbehalten sind; meistens aber mußten sie, als halbinartikulierte Töne, verlorengelassen, da sich die Sprache formte. *In*

den morgenländischen Sprachen fehlen also diese ersten Versuche der stammelnden Zunge; aber daß sie fehlen und nur ihre regelmäßigen Reste in den Verbis tönen, das eben zeigt von der Ursprünglichkeit und - Menschlichkeit der Sprache. Sind diese Stämme Schätze und Abstraktionen aus dem Verstande Gottes oder die ersten Laute des horchenden Ohrs? die ersten Schälle der stammelnden Zunge? Das Menschengeschlecht in seiner Kindheit hat sich ja eben die Sprache geformet, die ein Unmündiger stammelt: es ist das lallende Wörterbuch der Ammenstube - wo bleibt das im Munde der Erwachsenen?

Was so viele Alten sagen und so viel Neuere ohne Sinn nachgesagt, nimmt hieraus sein sinnliches Leben: »daß nämlich Poesie älter gewesen als Prosa!«; denn was war *diese erste Sprache als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur! Aus den Interjektionen aller Wesen genommen und von Interjektion menschlicher Empfindung belebet! Die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwirkung! Ein Wörterbuch der Seele, was zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopee von den Handlungen und Reden aller Wesen ist! Also eine beständige Fabeldichtung mit Leidenschaft und Interesse! - Was ist Poesie anders? -*

Ferner. Die Tradition des Altertums sagt, *die erste Sprache des menschlichen Geschlechts sei Gesang gewesen*, und viele gute musikalische Leute haben geglaubt, die Menschen könnten diesen Gesang wohl den Vögeln abgelernt haben. - Das ist freilich viel geglaubt! Eine große, wichtige Uhr mit allen ihren scharfen Rädern und neugespannten Federn und Zentnergewichten kann wohl ein Glockenspiel von Tönen machen; aber den neugeschaffnen Menschen mit seinen wirksamen Triebfedern, mit seinen Bedürfnissen, mit seinen starken Empfindungen, mit seiner fast blind beschäftigten Aufmerksamkeit und endlich mit seiner rohen Kehle dahinsetzen, um die Nachtigall nachzuäffen und sich von ihr eine Sprache zu ersingen, ist, in wie vielen Geschichten der Musik und Poesie es auch stehe, für mich unbegreiflich. Freilich wäre eine Sprache durch musikalische Töne möglich (wie auch *Leibniz*¹⁹ auf den Gedanken gekommen!), aber für die ersten Naturmenschen war diese Sprache nicht möglich, so künstlich und fein sie ist. In der Reihe der Wesen hat jedes Ding seine Stimme und eine Sprache nach seiner Stimme. Die Sprache der Liebe ist im Nest der Nachtigall süßer Gesang wie in der Höhle des Löwen Gebrüll, im Forste des Wildes wiehernde Brunst und im Winkel der Katze Zetergeschrei; jede Gattung redet die ihrige, nicht für den Menschen, sondern für sich und für sich so angenehm

als *Petrarch's* Gesang an seine Laura! Sowenig also die Nachtigall singt, um den Menschen, wie man sich einbildet, vorzusingen: sowenig wird der Mensch sich dadurch je Sprache erfinden wollen, daß er der Nachtigall nachtrillert - und was ist's doch für ein Ungeheuer, eine menschliche Nachtigall in einer Höhle oder im Walde der Jagd?-

War also die erste Menschensprache Gesang: so war's *Gesang, der ihm so natürlich, seinen Organen und Naturtrieben* so angemessen war als der Nachtigallengesang ihr selbst, die gleichsam eine schwebende Lunge ist, und das war - eben unsre tönende Sprache. *Condillac, Rousseau* und andre sind hier halb auf den Weg gekommen, indem sie die Prosodie und den Gesang der ältesten Sprachen vom Geschrei der Empfindung herleiten, und ohne Zweifel belebte Empfindung freilich die ersten Töne und erhob sie; so wie aber aus den bloßen Tönen der Empfindung nie *menschliche* Sprache entstehen konnte, die dieser Gesang doch war, so fehlt noch etwas, ihn hervorzubringen: und das war eben die Namennennung eines jeden Geschöpfs nach seiner Sprache. Da sang und tönte also die ganze Natur vor: und der Gesang des Menschen war ein Konzert aller dieser Stimmen, sofern sie sein Verstand brauchte, seine Empfindung faßte, seine Organe sie ausdrücken konnten - Es ward Gesang, aber weder Nachtigallenlied noch *Leibnizens*

musikalische Sprache, noch ein bloßes Empfindungsgeschrei der Tiere: Ausdruck der Sprache aller Geschöpfe, innerhalb der natürlichen Tonleiter der menschlichen Stimme!

Selbst da die Sprache später mehr regelmäßig, eintönig und gereiht wurde, blieb sie noch immer eine Gattung Gesang, wie es die Akzente so vieler Wilden bezeugen; und daß aus diesem Gesange, nachher veredelt und verfeinert, die älteste Poesie und Musik entstanden, hat jetzt schon mehr als einer bewiesen. Der philosophische Engländer²⁰, der sich in unserm Jahrhunderte an diesen Ursprung der Poesie und Musik gemacht, hätte am weitesten kommen können, wenn er nicht den Geist der Sprache von seiner Untersuchung ausgeschlossen und minder auf sein System ausgegangen wäre, Poesie und Musik auf einen Vereinigungspunkt einzuschließen, auf welchem keine sich recht zeigen kann, als auf den Ursprung von beiden aus der ganzen Natur des Menschen. Überhaupt da die besten Stücke der alten Poesie Reste dieser sprachsingenden Zeiten sind: so sind die Mißkenntnisse, die Veruntreuungen und die schiefen Geschmacksfehler ganz unzählig, die man aus dem Gange der ältesten Gedichte, der griechischen Trauerspiele und Deklamationen herausbuchstabiert hat. Wie viel hätte hier noch ein Philosoph zu sagen, der unter den Wilden, wo noch dies Zeitalter lebt, den

Ton gelernt hätte, diese Stücke zu lesen! Sonst und gewöhnlich sieht man immer nur Gewebe des verkehrten Teppichs! *disiecti membra poetae!* - - Doch ich verlöre mich in ein unermessliches Feld, wenn ich mich in einzelne Sprachanmerkungen einlassen wollte - also zurück auf den ersten Erfindungsweg der Sprache!

Wie aus Tönen zu Merkmalen, vom Verstande geprägt, Worte wurden, war sehr begreiflich; aber *nicht alle Gegenstände tönen, woher nun für diese Merkworte, bei denen die Seele sie nenne?* woher dem Menschen die Kunst, was nicht Schall ist, in Schall zu verwandeln? Was hat die Farbe, die Rundheit mit dem Namen gemein, der aus ihr so entstehe wie der Name Blöken aus dem Schafe? - Die Verteidiger des übernatürlichen Ursprungs wissen hier gleich Rat: »willkürlich! wer kann's begreifen und im Verstande Gottes nachsuchen, warum grün, grün und nicht blau heißt? Ohne Zweifel hat's ihm so beliebt!«, und damit ist der Faden abgeschnitten! Alle Philosophie über die Erfindungskunst der Sprache schwebt also willkürlich in den Wolken, und für uns ist jedes Wort eine *qualitas occulta*, etwas Willkürliches! - Nun mag man's nicht übelnehmen, daß ich in diesem Falle das Wort willkürlich nicht begreife. Eine Sprache willkürlich und ohne allen Grund der Wahl aus dem Gehirn zu

erfinden, ist wenigstens für eine menschliche Seele, die zu allem einen, wenn auch nur einigen Grund haben will, solch eine Qual, als für den Körper, sich zu Tode streicheln zu lassen. Bei einem rohen, sinnlichen Naturmenschen überdem, dessen Kräfte noch nicht fein genug sind, um ins Unnütze hinzuspielen, der, ungeübt und stark, nichts ohne dringende Ursache tut und nichts vergebens tun will, bei dem ist die Erfindung einer Sprache aus schaler, leerer Willkür der ganzen Analogie seiner Natur entgegen: und es ist überhaupt der ganzen Analogie aller menschlichen Seelenkräfte entgegen, eine aus reiner Willkür ausgedachte Sprache.

Also zur Sache. Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch

2. eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte,

erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen?

Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloß sinnliche Empfindungen *in uns*, und als solche, fließen sie nicht alle in eins? Wir sind *ein* denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt - da liegt die Erklärung.

Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, und dies

gibt den verschiedenartigsten Sensationen schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches Band, daß aus dieser Verbindung die sonderbarsten Erscheinungen entstehen. Mir ist mehr als *ein* Beispiel bekannt, da Personen natürlich, vielleicht aus einem Eindruck der Kindheit, nicht anders konnten, als unmittelbar durch eine schnelle Anwandlung mit diesem Schall jene Farbe, mit dieser Erscheinung jenes ganz verschiedene, dunkle Gefühl verbinden, was durch die Vergleichung der langsamen Vernunft mit ihr gar keine Verwandtschaft hat: denn wer kann Schall und Farbe, Erscheinung und Gefühl vergleichen? Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne; nur wir bemerken sie nicht anders als in Anwandlungen, die uns aus der Fassung setzen, in Krankheiten der Phantasie oder bei Gelegenheiten, wo sie außerordentlich merkbar werden. Der gewöhnliche Lauf unsrer Gedanken geht so schnell; die Wellen unsrer Empfindungen rauschen so dunkel ineinander: es ist auf einmal so viel in unsrer Seele, daß wir in Absicht der meisten Ideen wie im Schlummer an einer Wasserquelle sind, wo wir freilich noch das Rauschen jeder Welle hören, aber so dunkel, daß uns endlich der Schlaf alles merkbare Gefühl nimmt. Wäre es möglich, daß wir die Kette unsrer Gedanken anhalten und an jedem Gliede seine Verbindung suchen könnten - welche Sonderbarkeiten! welche fremde Analogien der

verschiedensten Sinne, nach denen doch die Seele ge-
läufig handelt! Wir wären alle für ein *bloß* vernünfti-
ges Wesen jener Gattung von Verrückten ähnlich, die
klug denken, aber sehr unbegreiflich und albern ver-
binden!

*Bei sinnlichen Geschöpfen, die durch viele ver-
schiedne Sinne auf einmal empfinden, ist diese Ver-
sammlung von Ideen unvermeidlich; denn was sind
alle Sinne anders als bloße Vorstellungsarten einer
positiven Kraft der Seele? Wir unterscheiden sie; aber
wieder nur durch Sinne; also Vorstellungsarten durch
Vorstellungsarten. Wir lernen mit vieler Mühe sie im
Gebrauche trennen - in einem gewissen Grunde aber
würken sie noch immer zusammen. Alle Zergliederun-
gen der Sensation bei Buffons, Condillacs und Bon-
nets empfindendem Menschen sind Abstraktionen:
der Philosoph muß *einen* Faden der Empfindung lie-
genlassen, indem er den andern verfolgt - in der
Natur aber sind alle die Fäden *ein* Gewebe! - Je
dunkler nun die Sinne sind, desto mehr fließen sie in-
einander; und je ungeübter, je weniger man noch ge-
lernt hat, einen ohne den andern zu brauchen, mit
Adresse und Deutlichkeit zu brauchen; desto dunk-
ler! - Laßt uns dies auf den Anfang der Sprache an-
wenden! *Die Kindheit und Unerfahrenheit des
menschlichen Geschlechts hat sie erleichtert!**

Der Mensch trat in die Welt hin; von welchem

Ozean wurde er auf einmal bestürmt! mit welcher Mühe lernte er unterscheiden! Sinne erkennen! erkannte Sinne allein gebrauchen! Das Sehen ist der kälteste Sinn, und wäre er immer so kalt, so entfernt, so deutlich gewesen, als er's uns durch eine Mühe und Übung vieler Jahre geworden ist: so sehe ich freilich nicht, wie man, was man sieht, hörbar machen könne? Allein die Natur hat dafür gesorgt und den Weg näher angezogen: denn *selbst dies Gesiebt war*, wie Kinder und Blindgewesene zeugen, *anfangs nur Gefühl*. Die meisten sichtbaren Dinge bewegen sich; viele tönen in der Bewegung: wo nicht, so liegen sie dem Auge in seinem ersten Zustande gleichsam näher, unmittelbar auf ihm, und lassen sich also fühlen. Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen, z. E. *hart, rauh, weich, wollicht, sammet, haaricht, starr, glatt, schlicht, borstig* usw., die doch alle nur Oberflächen betreffen und nicht einmal tief einwirken, *tönen alle, als ob man's fühlte*: die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in der Bedürfnis war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammenfloß - so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte. Der *Blitz* schallet nicht: wenn er nun aber ausgedrückt werden soll, dieser Bote der Mitternacht!

Der jetzt im Nu enthüllet Himml und Erd
Und eh ein Mensch noch sagen kann: Sieh da!
Schon in den. Schlund der Finsternis hinab ist -

natürlich wird's ein Wort machen, das durch Hülfe eines Mittelgeföhls dem Ohr die Empfindung des Urplötzlich-schnellen gibt, die das Auge hatte - *Blitz!* - Das Wort: *Duft, Ton, süß, bitter, sauer* usw. tönen alle, als ob man fühlte: denn was sind ursprünglich alle Sinne anders als Gefühl? - Wie aber Gefühl sich in Laut äußern könne, das haben wir schon im ersten Abschnitte als ein unmittelbares Naturgesetz der empfindenden Maschine angenommen, das wir weiter nicht erklären mögen!

Und so führen sich alle Schwürigkeiten auf folgende zwei erwiesene deutliche Sätze zurück.

1. *Da alle Sinne nichts als Vorstellungsarten der Seele sind: so habe sie nur deutliche Vorstellung: mithin Merkmal, mit dem Merkmal hat sie innere Sprache.*

2. *Da alle Sinne, insonderheit im Zustande der menschlichen Kindheit, nichts als Geföhlsarten einer Seele sind, alles Gefühl aber nach einem Empfindungsgesetz der tierischen Natur unmittelbar seinen Laut Bat; so werde dies Gefühl nur zum Deutlichen eines Merkmals erhöht: so ist das Wort zur äußern Sprache da.* Hier kommen wir auf eine Menge

sonderbarer Betrachtungen, wie *die Weisheit der Natur den Menschen durchaus dazu organisiert hat, um sich selbst Sprache zu erfinden*. Hier ist die Hauptbemerkung:

»Da der Mensch bloß durch das Gehör die Sprache der lehrenden Natur empfängt und ohne das die Sprache nicht erfinden kann: so ist Gehör auf gewisse Weise der Mittlere seiner Sinne, die eigentliche Tür zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne geworden.« Ich will mich erklären!

1. Das Gehör ist der mittlere der menschlichen Sinne, *an Sphäre der Empfindbarkeit von außen*. Gefühl empfindet alles nur in sich und in seinem Organ; das Gesicht wirft uns große Strecken weit aus uns hinaus: das Gehör steht an Grad der Mitteilbarkeit in der Mitte. Was das für die Sprache tut? Setzet ein Geschöpf, selbst ein vernünftiges Geschöpf, dem das Gefühl Hauptsinn wäre (im Fall dies möglich ist!), wie klein ist seine Welt! und da es diese nicht durchs Gehör empfindet, so wird es sich wohl vielleicht wie das Insekt ein Gewebe, aber nicht durch Töne eine Sprache bauen! Wiederum ein Geschöpf, ganz Auge - wie unerschöpflich ist die Welt seiner Beschauungen! wie unermeßlich weit wird es aus sich geworfen! in welche unendliche Mannigfaltigkeit zerstreuet! Seine Sprache (wir haben davon keinen Begriff!) würde eine Art unendlich feiner Pantomime;

seine Schrift eine Algebra durch Farben und Striche werden - aber tönende Sprache nie! Wir hörende Geschöpfe stehn in der Mitte: wir sehen, wir fühlen; aber die gesehene, gefühlte Natur töneth! Sie wird Lehrmeisterin zur Sprache durch Töne! Wir werden gleichsam Gehör durch alle Sinne!

Lasset uns die Bequemlichkeit unsrer Stelle fühlen - *dadurch wird jeder Sinn sprachfähig*. Freilich gibt Gehör nur eigentlich Töne, und der Mensch kann nichts erfinden, sondern nur finden, nur nachahmen; allein auf der einen Seite liegt das Gefühl nebenan: auf der andern ist das Gesicht der nachbarliche Sinn: die Empfindungen vereinigen sich und kommen also alle der Gegend nahe, wo Merkmale zu Schällen werden. So wird, was man sieht, so wird, was man fühlt, auch tönbar. *Der Sinn zur Sprache ist unser Mittel- und Vereinigungssinn geworden; wir sind Sprachgeschöpfe.*

2. Das Gehör ist der mittlere unter den Sinnen *an Deutlichkeit und Klarheit*; und also wiederum *Sinn zur Sprache*. Wie dunkel ist das Gefühl! es wird übertäubt! es empfindet alles ineinander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern: es wird unaussprechlich!

Wiederum das Gesicht ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, daß die Seele unter der Mannigfaltigkeit erliegt und

etwa eins nur so schwach absondern kann, daß die Wiedererkennung daran schwer wird. Das Gehör ist in der Mitte. Alle ineinander fallende dunkle Merkmale des Gefühls läßt's liegen! alle zu feine Merkmale des Gesichts auch! aber da reißt sich vom betasteten, betrachteten Objekt ein Ton los? In den sammeln sich die Merkmale jener beiden Sinne - der wird Merk-wort! Das Gehör greift also von beiden Seiten um sich: macht klar, was zu dunkel, macht angenehmer, was zu helle war: bringt in das dunkel Mannigfaltige des Gefühls mehr Einheit und in das zu hell Mannigfaltige des Gesichts auch: *und da diese Anerkennung des Mannigfaltigen durch eins, durch ein Merkmal, Sprache wird, ist's Organ der Sprache.*

3. Das Gehör ist der mittlere Sinn in Ansehung *der Lebhaftigkeit* und also Sinn der Sprache. Das Gefühl überwältigt; das Gesicht ist zu kalt und gleichgültig; jenes dringt zu tief in uns, als daß es Sprache werden könnte; dies bleibt zu ruhig vor uns. Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsre Seele, daß er Merkmal werden muß; aber noch nicht so übertäubend, daß er nicht klares Merkmal werden könnte - das ist Sinn der Sprache.

Wie kurz, ermüdend und unausstehlich wäre die Sprache jedes gröbern Sinnes für uns! wie verwirrend und kopfleerend für uns die Sprache des zu feinen Gesichts! Wer kann immer schmecken, fühlen und

riechen, ohne nicht bald, wie *Pope* sagt, einen aromatischen. Tod zu sterben? und wer immer mit Aufmerksamkeit ein Farbenklavier begaffen, ohne nicht bald zu erblinden? Aber hören, gleichsam hörend Worte denken, können wir länger und fast immer - *das Gehör ist für die Seele, was die grüne, die Mittelfarbe, fürs Gesiebt ist. Der Mensch ist zum Sprachgeschöpfe gebildet.*

4. Das Gehör ist der mittlere Sinn in Betracht *der Zeit, in der es wirkt*, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl wirft alles auf einmal in uns hin: es regt unsre Saiten stark, aber kurz und springend; das Gesicht stellt uns alles auf *einmal* vor, und schreckt also den Lehrling durch die unermessliche Tafel des *Nebeneinander* ab. *Durchs Gehör, sehet! wie uns die Lehrmeisterin der Sprache schonet! Sie zählt uns nur einen Ton nach dem andern in die Seele. gibt und ermüdet nie, gibt und hat immer mehr zu geben - sie übet also das ganze Kunststück der Methode: sie lehret progressiv! Wer könnte da nicht Sprache fassen? sich Sprache erfinden?*

4. Das Gehör ist der mittlere Sinn in Absicht des *Bedürfnisses, sich auszudrücken*, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl wirkt unaussprechlich dunkel; allein *um so weniger darf's ausgesprochen werden* - es geht so sehr unser Selbst an! es ist so eigennützig und in sich gesenkt! - - Das Gesicht ist für den

Spracherfinder unaussprechlich; allein was *braucht's* sogleich ausgesprochen zu werden? Die Gegenstände bleiben! sie lassen sich durch Winke zeigen! *Die Gegenstände des Gehörs aber sind mit Bewegung verbunden: sie streichen vorbei; eben dadurch aber tönen sie auch.* Sie werden aussprechlich, weil sie ausgesprochen werden müssen, und dadurch, daß sie ausgesprochen werden *müssen, durch ihre Bewegung, werden sie aussprechlich* - welche Fähigkeit zur Sprache!

6. Das Gehör ist der mittlere Sinn *in Absicht seiner Entwicklung*, und also Sinn der Sprache. Gefühl ist der Mensch ganz: der Embryon in seinem ersten Augenblick des Lebens fühlet wie der Junggeborne: das ist Stamm der Natur, aus dem die zartem Aste der Sinnlichkeit wachsen, und der verflochtne Knäuel, aus dem sich alle feinere Seelenkräfte entwickeln. Wie entwickeln sich diese? wie wir gesehen, durchs Gehör, da die Natur die Seele zur ersten *deutlichen* Empfindung durch Schälle wecket - also gleichsam aus dem dunkeln Schlaf des Gefühls wecket: und zu noch feinerer Sinnlichkeit reifet. Wäre z.B. das Gesicht schon vor ihm entwickelt da oder wäre es möglich, daß es anders als durch den Mittelsinn des Gehörs aus dem Gefühl erwecket wäre - welche weise Armut! welche hellsehende Dummheit! Wie schwürig würde es einem solchen Geschöpf, ganz Auge!, wenn

es doch Mensch sein sollte, das, was es sähe, zu benennen! das kalte Gesicht mit dem warmem Gefühl, mit dem ganzen Stamme der Menschheit zu einverbinden! - Doch die Instanz selbst wird widersprechend: der Weg zu Entwicklung der menschlichen Natur - ist besser und einzig! Da alle Sinne zusammenwirken, sind wir durchs Gehör gleichsam immer in der Schule der Natur, lernen abstrahieren und zugleich sprechen; das Gesicht verfeinert sich mit der Vernunft: Vernunft und die Gabe der Bezeichnung, und so, wenn der Mensch zu der feinsten Charakteristik sichtlicher Phänomene kommt - Welch ein Vorrat von Sprache und Sprachähnlichkeiten liegt schon fertig! Er nahm den Weg aus dem Gefühl in den Sinn seiner Phantasmen nicht anders als über den Sinn der Sprache und hat also gelernt tönen, sowohl was er siehet als was er fühlte.

Könnte ich nun hier alle Enden zusammennehmen und mit einmal das Gewebe sichtbar machen, was menschliche Natur heißt: durchaus ein Gewebe zur Sprache. Dazu, sahen wir, war dieser positiven Denkkraft Raum und Sphäre erteilet: dazu ihr Stoff und Materie abgewogen: dazu Gestalt und Form geschaffen: dazu endlich Sinne organisiert und gereiht - zu Sprache! Darum denkt der Mensch nicht heller, nicht dunkler; darum sieht und fühlt er nicht schärfer, nicht länger, nicht lebhafter : darum hat er diese, nicht mehr

und nicht andre Sinne - alles wiegt gegeneinander! ist ausgespart und ersetzt! mit Absicht angelegt und verteilt! Einheit und Zusammenhang! Proportion und Ordnung! Ein Ganzes! Ein System! ein Geschöpf von Besonnenheit und Sprache, von Besinnung und Sprachschaffung! Wollte jemand, nach allen Beobachtungen, noch diese Bestimmung zum Sprachgeschöpfe leugnen, der müßte aus dem Beobachter der Natur erst ihr Zerstörer werden! alle angezeigte Harmonien in Mißtöne zerreißen, das ganze Prachtgebäude der menschlichen Kräfte in Trümmern schlagen, seine Sinnlichkeit verwüsten und statt des Meisterstücks der Natur ein Geschöpf fühlen, voll Mängel und Lücken, voll Schwächen und Konvulsionen! Und wenn denn nun auf der andern Seite die Sprache auch genauso ist, wie sie nach dem Grundriß und der Wucht des vorigen Geschöpfes hat entstehen müssen? -

- - - Ich gehe das letzte zu beweisen, obgleich hier mir noch ein sehr angenehmer Spaziergang vorläge, es nach den Regeln der *Sulzerschen* Theorie des Vergnügens zu berechnen, was eine Sprache durchs Gehör für uns für Vorzüge und Annehmlichkeiten für der Sprache anderer Sinne hätte? - - Der Spaziergang führte aber zu weit; und man muß ihm entsagen, wenn noch die Hauptstraße zu sichern und zu berichtigen weit vorliegt. - Also erstlich

I. »Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind: desto mehr wird diese Analogie der Sinne in ihren Wurzeln merklich!«

Wenn wir in spätern Sprachen den Zorn schon als Phänomenen des Gesichts oder als Abstraktum in den Wurzeln charakterisieren, z. E. durch das Funkeln der Augen, das Glühen der Wangen usw., und ihn also nur sehen oder denken: so höret ihn der Morgenländer! Höret ihn schnauben! höret ihn brennenden Rauch und stürmende Funken sprühen! Das ward Stamm des Worts: die Nase Sitz des Zorns: das ganze Geschlecht der Zornwärter und Zornmetaphern schnauben ihren Ursprung.

Wenn uns das *Leben* sich durch Pulsschlag, durch Wallen und feine Merkmale auch in der Sprache äußert: so offenbarte es sich jenem laut othmend. Der Mensch lebte, da er hauchte; starb, da er aushauchte: und man hört die Wurzel des Worts wie den ersten belebten Adam hauchen.

Wenn wir das *Gebären* nach unsrer Art charakterisieren: so hört jener auch in den Benennungen Geschrei der Mutterangst oder bei Tieren das Ausschütteln eines Fruchtschlauches: um diese Mittelidee - wenden sich seine Bilder!

Wenn wir im Wort *Morgenröte* etwa das Schöne, Glänzende, Frische dunkel hören: so fühlt der harrende Wanderer in Orient auch in der Wurzel des

Worts *den ersten, schnellen, erfreulichen Lichtstrahl*, den unsereiner vielleicht nie gesehen, wenigstens nie mit dem Gefühl geföhlet. - Die Beispiele aus den alten und wilden Sprachen werden unzählig, wie herzlich und starkempfindend sie aus Gehör und Gefühl charakterisieren, und *ein Werk von der Art, was so recht das Grundgefühl solcher Ideen bei verschiedenen Völkern aufsuchte, wäre eine völlige Demonstration für meinen Satz* und für die menschliche Erfindung der Sprache.

II. »Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind, desto mehr durchkreuzen sich auch die Geföhle in den Wurzeln der Wörter!«

Man schlage das erste beste morgenländische Wörterbuch auf, und man wird den Drang sehen, sich ausdrücken zu wollen! Wie der Erfinder Ideen aus *einem* Gefühl hinausriß und für ein anderes borgte! wie er bei den schwersten, kältesten, deutlichsten Sinnen am meisten borgte! wie alles Gefühl und Laut werden mußte, um Ausdruck zu werden! Daher die starken kühnen Metaphern in den Wurzeln der Worte! daher die Übertragungen aus Gefühl in Gefühl, so daß die Bedeutungen eines Stammworts und noch mehr seiner Abstammungen, gegeneinander gesetzt, das bunt-scheckigste Gemälde werden. Die genetische Ursache liegt in der Armut der menschlichen Seele und im Zusammenfluß der Empfindungen eines rohen

Menschen. Man sieht sein Bedürfnis, sich auszudrücken, so deutlich: man sieht's in immer größerem Maß, je weiter die Idee vom Gefühl und Ton in der Empfindung weglag, daß man nicht mehr an der Menschlichkeit des Ursprungs der Sprache zweifeln darf. Denn wie wollen die Verfechter einer andern Entstehung diese Durchwebung der Ideen in den Wurzeln der Wörter erklären? War Gott so ideen- und wortarm, daß er zu dergleichen verwirrendem Wortgebrauch seine Zuflucht nehmen mußte? oder war er so sehr Liebhaber von Hyperbolen, ungereimten Metaphern, daß er diesen Geist bis in die Grundwurzeln seiner Sprache prägte?

Die sogenannte göttliche Sprache, die ebräische, ist von diesen Kühnheiten ganz geprägt, so daß der Orient auch die Ehre hat, sie mit seinem Namen zu bezeichnen; allein daß man doch ja nicht diesen Metapherngeist asiatisch nenne, als wenn er sonst nirgend anzutreffen wäre! *In allen wilden Sprachen lebt er*; nur freilich in jeder nach Maß der Bildung der Nation und nach Eigenheit ihrer Denkart. Ein Volk, das seine Gefühle nicht viel und nicht scharf unterschied: ein Volk, das nicht Herz genug hatte, sich auszudrücken und Ausdrücke mächtig zu rauben - wird auch wegen Nuancen des Gefühls weniger verlegen sein oder sich mit schleichenden Halbausdrücken behelfen. Eine feurige Nation offenbart ihren Mut in solchen

Metaphern, sie mag in Orient oder Nordamerika wohnen; die aber in ihrem tiefsten Grunde die meisten solcher Verpflanzungen zeigt, deren Sprache ist voraus die ärmste, die älteste, die ursprünglichste gewesen, und die war ohne Zweifel in Orient.

Man siehet, wie schwer bei einer solchen Sprache ein wahres Etymologikon sein müsse? Die so verschiedene Bedeutungen *eines* Radicis, die in einer Stammtafel abgeleitet und auf ihren Ursprung zurückgeführt werden sollen, sind nur durch so dunkle Gefühle, durch flüchtige Nebenideen, durch Mitempfindungen verwandt, die aus dem Grunde der Seele steigen und wenig in Regeln gefasset werden können! Ihre Verwandtschaften sind ferner so national, so sehr nach der eignen Denk- und Sehart des Volks, des Erfinders, in dem Lande, in der Zeit, in den Umständen, daß sie von einem Nord- und Abendländer unendlich schwer zu treffen sind und in langen, kalten Umschreibungen unendlich leiden müssen. Da sie ferner von der Not erzwungen und im Affekt, im Gefühl, in der Verlegenheit des Ausdrucks erfunden wurden - Welch ein Glück gehört dazu, dasselbe Gefühl zu treffen? und endlich, da im Wörterbuche von der Art die Wörter und die Bedeutungen eines Worts aus so verschiedenen Zeiten, Anlässen und Denkartern gesammelt werden sollen und sich also diese augenblickliche Bestimmungen ins Unendliche vermehren - wie

vervielfältigt sich da die Mühe! Welch ein Scharfsinn, in diese Umstände und Bedürfnisse einzudringen, und welche Mäßigung, bei den Auslegungen verschiedener Zeiten darin maßzuhalten! Welche Kenntnis und Biugsamkeit der Seele gehört dazu, sich so ganz diesen rohen Witz, diese kühne Phantasie, dies Nationalgefühl fremder Zeiten zu geben und es nach den unsrigen zu modernisieren! Aber eben damit würde auch nicht bloß in die Geschichte, Denkart und Literatur des Landes, sondern *überhaupt in die dunkle Gegend der menschlichen Seele eine Fackel getragen, wo sich die Begriffe durchkreuzen und verwickeln! wo die verschiedenste Gefühle einander erzeugen; wo eine dringende Gelegenheit alle Kräfte der Seele aufbietet und die ganze Erfindungskunst, der sie fähig ist, zeigt.* Jeder Schritt wäre in einem solchen Werk Entdeckung! und jede neue Bemerkung der vollständigste Beweis von der Menschlichkeit des Ursprungs der Sprache.

Schultens hat sich an der Entwicklung einiger solchen Originum der *hebräischen Sprache* Ruhm erworben: *jede Entwicklung ist eine Probe meiner Regel:* ich glaube aber, vieler Ursachen wegen, nicht, daß die Originen der ersten menschlichen Sprache, wenn es auch die Hebräische wäre, je vollständig entwickelt werden können - -

Ich folgre noch eine Anmerkung, die zu allgemein

und wichtig ist, um übergangen zu werden. Der Grund der kühnen Wortmetaphern lag in der ersten Empfindung; aber wie? wenn spät nachher, wenn schon alles Bedürfnis weggefallen ist, aus bloßer Nachahmungssucht oder Liebe zum Altertum dergleichen Wort- und Bildergattungen bleiben? und gar noch ausgedehnt und erhöht werden? Denn, o denn wird der erhabne Unsinn, das aufgedunsne Wortspiel daraus, was es im Anfang eigentlich nicht war. Dort war's kühner, männlicher Witz, der denn vielleicht am wenigsten spielen wollte, wenn er am meisten zu spielen schien! es war rohe Erhabenheit der Phantasie, die solch Gefühl in solchem Worte herausarbeitete; aber nun im Gebrauche schaler Nachahmer, ohne solches Gefühl, ohne solche Gelegenheit - ach! Ampullen von Worten ohne Geist! und das ist das Schicksal aller derer Sprachen in spätern Zeiten gewesen, deren erste Formen so kühn waren. Die spätern französischen Dichter können sich nicht versteigen, weil die ersten Erfinder ihrer Sprache sich nicht verstiegen haben: ihre ganze Sprache ist Prose der gesunden Vernunft und hat ursprünglich fast kein poetisches Wort, das dem Dichter eigen wäre; aber die Morgenländer? die Griechen? die Engländer? und wir Deutschen?

Daraus folgt: daß je älter eine Sprache ist, je mehr solcher Kühnheiten in ihren Wurzeln ist, hat sie lange

gelebt, sich lange fortgebildet, um so weniger muß man auf jede Kühnheit des Ursprungs losdringen, als wenn jeder dieser sich durchkreuzenden Begriffe auch *jedesmal in jedem späten Gebrauch* mitgedacht worden wäre. Die Metapher des Anfangs war Drang zu sprechen; nimmt man's nachher in jedem Fall, wo das Wort schon geläufig geworden war und seine Schärfe abgenutzt hatte, für Fruchtbarkeit und Energie, als solche Sonderbarkeiten zu verbinden - was für klägliche Beispiele wimmern da in ganzen Schulen der morgenländischen Sprachen!

Noch eins. Wenn gar an solchen kühnen Wortkämpfen, an solchen Versetzungen der Gefühle in *einen* Ausdruck, an solchen Durchkreuzungen der Ideen ohne Regel und Richtschnur - gewisse feine Begriffe eines Dogma, eines Systems kleben - oder daran geheftet werden - oder daraus untersucht werden sollen; - Himmel! wie wenig waren diese Wortversuche einer werdenden oder frühgewordnen Sprache Definitionen eines Systems, und wie oft kommt man in den Fall, Wortidole zu schaffen, an die der Erfinder oder der spätere Gebrauch nicht dachte! - - Doch solche Anmerkungen wären unendlich: ich gehe zu einem neuen Kanon:

III. »Je ursprünglicher eine Sprache ist, je häufiger solche Gefühle sich in ihr durchkreuzen, desto weniger können diese sich genau und logisch

untergeordnet sein. Die Sprache ist reich an Synonymen: bei aller wesentlichen Dürftigkeit hat sie den größten unnötigen Überfluß.«

Die Verteidiger des göttlichen Ursprunges, die in allem göttliche Ordnung zu finden wissen, können ihn hier schwerlich finden und leugnen die Synonyme²¹ - Sie leugnen? wohlan nun, laß es sein, daß unter den 50 Wörtern, die der Araber für den Löwen, unter den 200, die er für die Schlange, unter den 80, die er für den Honig, und mehr als 1000, die er fürs Schwert hat, sich feine Unterschiede finden oder gefunden hätten, die aber verlorengegangen wären - warum waren sie da, wenn sie verlorengelassen mußten? Warum erfand Gott einen unnötigen Wortschatz, den nur, wie die Araber sagen, ein göttlicher Prophet in seinem ganzen Umfange fassen konnte? erfand er ins Leere der Vergessenheit? Vergleichungsweise aber sind diese Worte doch immer Synonymen, in Betracht der vielen andern Ideen, für die Wörter gar mangeln - nun entwickle man doch darin göttliche Ordnung, daß Er, der den Plan der Sprache übersah, für den Stein 70 Wörter erfand und für alle so nötige Ideen, innerliche Gefühle, und Abstraktionen keine? daß er dort mit unnötigem Überfluß überhäufte, hier in der größten Dürftigkeit ließ, zu stehlen, Metaphern zu usurpieren, halben Unsinn zu reden usw.

Menschlich erklärt sich die Sache von selbst. So

uneigentlich schwere, seltne Ideen ausgedrückt werden mußten: *so häufig konnten's die vorliegenden und leichten*. Je unbekannter man mit der Natur war; von je mehrern Seiten man sie aus Unerfahrenheit ansehen und kaum wiedererkennen konnte; je weniger man a priori, sondern nach sinnlichen Umständen erfand: desto mehr Synonyme! Je mehrere erfanden, je umherirrender und abgetrennter sie erfanden, und doch nur meistens in *einem* Kreise für einerlei Sachen erfanden; wenn sie nachher zusammenkamen, wenn ihre Sprachen in einen Ozean von Wörterbuch flossen: desto mehr Synonyme! Verworfen konnten alle nicht werden; denn welche sollten's? sie waren bei diesem Stamm, bei dieser Familie, bei diesem Dichter bräuchlich; es ward also, wie jener arabische Wörterbuchschreiber sagt, da er 400 Wörter von Elend aufgezählt hatte, das vierhunderterste Elend, die Wörter des Elends aufzählen zu müssen. Eine solche Sprache ist reich, weil sie arm ist, weil ihre Erfinder noch nicht Plan genug hatten, arm zu werden - und *der* müßige Erfinder eben der unvollkommensten Sprache wäre Gott?

Die Analogien aller wilden Sprachen bestätigen meinen Satz: jede ist auf ihre Weise verschwenderisch und dürftig: nur jede auf eigne Art. Wenn der Araber für Stein, Kamel, Schwert, Schlange (Dinge, unter denen er lebt!) so viel Wörter hat, so ist die

ceylanische Sprache, den Neigungen ihres Volks gemäß, reich an Schmeicheleien, Titeln und Wortgepränge. Für das Wort »Frauenzimmer« hat sie nach Stand und Range zwölferlei Namen, da selbst wir unhöfliche Deutsche z. E. hierin von unsern Nachbarn borgen müssen. Nach Stand und Range wird das Du und Ihr auf achterlei Weise gegeben, und das sowohl vom Tagelöhner als vom Hofmanne: der Wust ist Form der Sprache. In *Siam* gibt es achterlei Manieren, *ich* und *wir* zu sagen, nachdem der Herr mit dem Knechte oder der Knecht mit dem Herrn redet. Die Sprache der wilden *Kariben* ist beinahe in zwei Sprachen, der Weiber und Männer verteilt, und die gemeinsten Sachen: Bette, Mond, Sonne, Bogen benennen beide anders; welch ein Überfluß von Synonymen! Und doch haben ebendiese Kariben nur vier Wörter für die Farben, auf die sie alle andre beziehen müssen - welche Armut! - Die *Huronen* haben jedesmal ein doppeltes Verbum für eine beseelte und unbeseelte Sache: so daß Sehen bei »einen Stein sehen« und Sehen bei »einen Menschen sehen« immer zweien verschiedene Ausdrücke sind - man verfolge das durch die ganze Natur - welch ein Reichtum! »Sich seines Eigentums bedienen« oder »des Eigentums dessen, mit dem man redet« hat immer zwei verschiedene Wörter - welch ein Reichtum! - In der *peruanischen* Hauptsprache nennen sich die

Geschlechter so sonderbar abgetrennt, daß die Schwester des Bruders und die Schwester der Schwester, das Kind des Vaters und der Mutter ganz verschieden heißt, und doch hat ebendiese Sprache keinen wahren Pluralis! - Jede dieser Synonymien hängt so sehr mit Sitte, Charakter und Ursprung des Volks zusammen; *überall aber charakterisiert sich der erfindende menschliche Geist.* - Ein neuer Kanon:

IV. »So wie die menschliche Seele sich keiner Abstraktion aus dem Reiche der Geister erinnern kann, zu der sie nicht durch Gelegenheiten und Erweckungen der Sinne gelangte: so hat auch keine Sprache ein Abstraktum, zu dem sie nicht durch Ton und Gefühl gelangt wäre. Und je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Abstraktionen, desto mehr Gefühle.« Ich kann in diesem unermesslichen Felde wieder nur Blumen brechen:

Der ganze Bau der morgenländischen Sprachen zeuget, daß alle ihre Abstrakta voraus Sinnlichkeiten gewesen: der *Geist* war Wind, Hauch, Nachtsturm! *Heilig* hieß abgesondert, einsam; die *Seele* hieß der Othem; der *Zorn* das Schnauben der Nase usw. Die allgemeinen Begriffe wurden ihr also erst später durch Abstraktion, Witz, Phantasie, Gleichnis, Analogie usw. angebildet - im tiefsten Abgrunde der Sprache liegt keine einzige!

Bei allen Wilden findet dasselbe nach Maß der

Kultur statt. In der Sprache von *Barantola* wußte man nicht *heilig* und bei den *Hottentotten* nicht das Wort *Geist* zu finden. Alle Missionarien in allen Weltteilen klagen über die Schwürigkeit, christliche Begriffe den Wilden in ihren Sprachen mitzuteilen, und doch dürften diese Mitteilungen ja nimmer eine scholastische Dogmatik, sondern nur die gemeinen Begriffe des gemeinen Verstandes sein. Wenn man hie und da Proben dieses Vertrages unter den Wilden, auch nur unter den ungebildeten Sprachen Europens, z. E. der lappländischen, finnischen, estnischen, übersetzt liest und die Sprachlehren und Wörterbücher dieser Völker siehet: so werden die Schwürigkeiten offenbar.

Will man den Missionarien nicht glauben: so lese man die Philosophen, *de la Condamine* in Peru und am Amazonenstrome, *Maupertuis* in Lappland usw. *Zeit, Dauer, Raum, Wesen, Stoff, Körper, Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit, Erkenntlichkeit* - sind im Munde der Peruaner nicht, wenn sie gleich mit ihrer Vernunft oft zeigen, daß sie nach diesen Begriffen schließen, und mit ihren Taten zeigen, daß sie die Tugenden haben. *Solange sie die Idee nicht als Merkmal sich deutlich gemacht: so haben sie dazu kein Wort.*

Wo also solche Worte in die Sprache hineingekommen, siehet man ihnen offenbar ihren Ursprung an.

Die Kirchensprache der *russischen* Nation ist meistens *griechisch*: die christlichen Begriffe der *Letten* sind deutsche Worte, oder deutsche Begriffe *lettisiert*. Der *Mexikaner*, der seinen *armen Sünder* ausdrücken will, malt ihn wie einen Knienden, der Ohrenbeicht ableget, und seine *Dreieinigkei*t wie drei Gesichte mit Scheinen. Man weiß, auf welchen Wegen die meisten Abstraktionen in unsre wissenschaftliche Sprache gekommen sind, in Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, in Philosophie und andre. Man weiß, wie oft Scholastiker und Polemiker nicht einmal mit Worten ihrer Sprache streiten konnten, und also Streitgewehr (Hypostasis und Substanz, *homoousios* und *homoiousios*) aus denen Sprachen herüberholen mußten, in denen die Begriffe abstrahiert, in denen das Streitgewehr geschärft war! Unsre ganze Psychologie, so verfeinert und bestimmt sie ist, hat kein eigentliches Wort.

Dies ist so wahr, daß es sogar Schwärmern und Entzückten nicht möglich ist, ihre neue Geheimnisse aus der Natur, aus Himmel und Hölle anders als durch Bilder und sinnliche Vorstellungen zu charakterisieren. *Schwedenborg* konnte seine Engel und Geister nicht anders als aus allen Sinnen *zusammenwittern*, und der erhabne *Klopstock* - jenem die größte Antithese! - seinen Himmel und Hölle nicht anders als aus sinnlichen Materialien bauen. Der *Neger*

wittert sich seine Götter vom Gipfel der Bäume herunter, und der *Chingulese* erhört sich seinen Teufel aus dem Geklatsche der Wälder. Ich bin einigen dieser Abstraktionen unter verschiedenen Völkern, in verschiedenen Sprachen nachgeschlichen und habe die *sonderbarsten Erfindungskunstgriffe des menschlichen Geistes wahrgenommen*; der Gegenstand ist viel zu groß; der Grund ist immer derselbe. *Wenn der Wilde denkt, daß dies Ding einen Geist hat: so muß ein sinnliches Ding dasein, aus dem er sich den Geist abstrahiert.* Nur hat die Abstraktion ihre sehr verschiedene Arten, Stufen und Methoden. Das leichteste Beispiel, daß keine Nation in ihrer Sprache mehr und andre Wörter habe, als sie abstrahieren gelernt, sind die ohne Zweifel sehr leichte Abstraktionen, die *Zahlen*. Wie wenige haben die meisten Wilden, so reich, vortrefflich und ausgebildet ihre Sprachen sein mögen! nie mehr, als sie brauchten. Der handelnde Phönizier war der erste, der die Rechenkunst erfand; der seine Herde überzählende Hirte lernt auch zählen; die Jagdnationen, die nie vielzählige Geschäfte haben, wissen eine Armee nicht anders zu bezeichnen als wie Haare auf dem Haupt! wer mag sie zählen? wer, der nie so weit hinauf gezählt hat, hat dazu Worte?

Ist's möglich, von allen diesen Spuren des wandelnden, sprachschaffenden Geistes wegzusehen und Ursprung in den Wolken zu suchen? Was hat man für

einen Beweis von einem einzigen Worte, was nur Gott erfinden konnte? Existiert in irgendeiner Sprache nur ein einziger reiner, allgemeiner Begriff, der dem Menschen vom Himmel gekommen? wo ist er auch nur möglich?²² - Und was für 1000000 Gründe und Analogien und Beweise von der Genesis der Sprache in der menschlichen Seele, nach den menschlichen Sinnen und Seharten! Was für Beweise von der Fortwandlung der Sprache mit der Vernunft und ihrer Entwicklung aus derselben unter allen Völkern, Weltgürteln und Umständen! welches Ohr ist, das diese allgemeine Stimme der Nationen nicht höre?

Und doch seh ich mit Verwundrung, daß Hr. *Süßmilch* sich wieder mit mir begegne und auf dem Wege göttliche Ordnung finde, wo ich die allermenschlichste entdecke.²³ »Daß man noch zur Zeit keine Sprache entdeckt hat, die ganz zu Künsten und Wissenschaften ungeschickt gewesen«, was zeugt denn das anders, als daß keine Sprache *viehisches*, daß sie alle *menschlich* sind? Wo hat man denn einen Menschen entdeckt, der ganz zu Künsten und Wissenschaften ungeschickt wäre, und war das ein Wunder? oder nicht eben die gemeinste Sache, weil er Mensch war? »Alle Missionarien haben mit den wildesten Völkern reden und sie überzeugen können: das konnte ohne Schlüsse und Gründe nicht geschehen: ihre Sprachen mußten also terminos abstractos enthalten usw.« Und

wenn das, so war's göttliche Ordnung? oder war es nicht eben die menschlichste Sache, sich Worte zu abstrahieren, wo man sie brauchte? Und welches Volk hat je eine einzige Abstraktion in seiner Sprache gehabt, die es sich nicht selbst erworben? Und waren denn bei allen Völkern gleich viel? Konnten die Missionarien sich überall gleich leicht ausdrücken, oder hat man nicht das Gegenteil aus allen Weltteilen gelesen? Und wie druckten sie sich denn aus, als daß sie ihre neuen Begriffe der Sprache nach Analogie derselben anbogen? Und geschähe dies überall auf gleiche Art? - Über das Faktum wäre so viel, so viel zu sagen! der Schluß sagt gar das Gegenteil. *Eben weil die menschliche Vernunft nicht ohne Abstraktion sein kann und jede Abstraktion nicht ohne Sprache wird: so muß die Sprache auch in jedem Volk Abstraktionen enthalten, das ist, ein Abdruck der Vernunft sein, von der sie ein Werkzeug gewesen. Wie aber jede nur soviel enthält, als das Volk hat machen können, und keine einzige, die ohne Sinne gemacht wäre, als welches ihr ursprünglich sinnlicher Ausdruck zeigt: so ist nirgends göttliche Ordnung zu sehen, als - sofern die Sprache durchaus menschlich ist.*

V. Endlich: »da jede Grammatik nur eine Philosophie über die Sprache und eine Methode ihres Gebrauchs ist, so muß, je ursprünglicher die Sprache,

desto weniger Grammatik in ihr sein, und die älteste ist bloß das vorangezeigte Wörterbuch der Natur!«
Ich reiße einige Steigerungen ab.

1. *Deklinationen und Konjugationen sind nichts anders als Verkürzungen und Bestimmungen des Gebrauchs* der Nominum und Verborum nach Zahl, Zeit und Art und Person. Je roher also eine Sprache, desto unregelmäßiger ist sie in diesen Bestimmungen und zeigt bei jedem Schritte den Gang der menschlichen Vernunft. Hintenan ohne Kunst des Gebrauchs ist sie simples Wörterbuch.

2. Wie Verba einer Sprache eher sind als die von ihnen rund abstrahierten Nomina: *so auch anfangs um so mehr Konjugationen, je weniger man Begriffe untereinander zu ordnen gelernt hat*. Wie viel haben die Morgenländer! und doch sind's eigentlich keine, denn was gibt's noch immer für Verpflanzungen und Umwerfungen der Verborum aus Konjugation in Konjugation! Die Sache ist ganz natürlich. Da nichts den Menschen so angeht und wenigstens so sprachartig ihn trifft, als was er erzählen soll. Taten, Handlungen, Begebenheiten: so müssen sich ursprünglich eine solche Menge Taten und Begebenheiten sammeln, daß fast für jeden Zustand ein neues Verbum wird. »In der huronischen Sprache wird alles konjugiert. Eine Kunst, die nicht kann erklärt werden, läßt darin von den Zeitwörtern die Nenn-, die Für-, die Zuwörter

unterscheiden. Die einfachen Zeitwörter haben eine doppelte Konjugation, eine für sich und eine, die sich auf andre Dinge beziehet. Die dritten Personen haben die beiden Geschlechter. Was die Tempora anbetriefft, findet man die feinen Unterschiede, die man z. E. im Griechischen bemerket; ja wenn man die Erzählung einer Reise tun will, so drückt man sich verschieden aus, wenn man sie zu Lande und zu Wasser getan hat. Die Activa vervielfältigen sich so oft, als es Sachen gibt, die unter das Tun kommen; das Wort *essen* verändert sich mit jeder eßbaren Sache. Das Tun einer beseelten Sache wird anders ausgedrückt als einer unbeseelten. Sich seines und des Eigentums dessen bedienen, mit dem man redet, hat zweierlei Ausdruck usw.« Man denke sich alle diese Vielheit von Verbis, Modis, Temporibus, Personen, Zuständen, Geschlechtern usw., welche Mühe und Kunst, das einigermaßen untereinander zu bringen? aus dem, was ganz Wörterbuch war, einigermaßen Grammatik zu machen? - Des P. Lery Grammatik der *Topinambuer* in Brasilien zeigt ebendasselbe! - Denn wie das erste Wörterbuch der menschlichen Seele eine lebendige Epopee der tönenden, handelnden Natur war: so war *die erste Grammatik fast nichts als ein philosophischer Versuch, diese Epopee zur regelmäßigen Geschichte zu machen*. Sie zerarbeitet sich also mit lauter Verbis und arbeitet in einem Chaos, was für die *Dichtkunst*

unerschöpflich; mehr geordnet, sehr reich für die Bestimmung der *Geschichte*; am spätesten aber für *Axiome* und *Demonstrationen* brauchbar ist.

3. Das Wort, was unmittelbar auf den Schall der Natur, nachahmend, folgte: folgte schon einem Vergangnen: *Präterita* sind also die Wurzeln der *Verborum*, aber *Präterita*, die noch fast für die Gegenwart gelten. A priori ist das Faktum sonderbar und unerklärlich, da die gegenwärtige Zeit die erste sein müßte, wie sie es auch in allen spätergebildeten Sprachen geworden; nach der Geschichte der Spracherfindung konnte es nicht anders sein. Die Gegenwart zeigt man; aber das Vergangne muß man *erzählen*. Und da man dies *auf so viel Art* erzählen konnte und anfangs im Bedürfnis, Worte zu finden, es so vielfältig tun mußte: so wurden in allen alten Sprachen *viel Präterita*, aber *nur ein oder kein Präsens*. Dessen hatte sich nun in den gebildeten Zeiten Dichtkunst und Geschichte sehr, die Philosophie aber sehr wenig zu erfreuen, weil die keinen verwirrenden Vorrat liebt. - Hier sind wieder Huronen, Brasilianer, Morgenländer und Griechen gleich: überall Spuren vom Gange des menschlichen Geistes!

4. Alle neuere philosophische Sprachen haben das Nomen feiner, das Verbum weniger, aber regelmäßiger modifiziert: denn *die Sprache erwuchs mehr zur kalten Beschauung dessen, was da ist und was*

gewesen ist, als daß sie noch ein unregelmäßig stammelndes Gemisch von dem, was etwa gewesen ist, geblieben wäre. Jenes gewöhnte man sich, nacheinander zu sagen, und also durch Numeros und Artikel und Kasus usw. zu bestimmen; *die alten Erfinder wollten alles auf einmal sagen, nicht bloß, was getan wäre, sondern wer es getan, wenn, wie und wo es geschehen.*²⁴ Sie brachten also in die Nomina gleich den Zustand: in jede Person des Verbi gleich das Genus: sie unterschieden gleich durch Prä- und Afformativa: durch Af- und Suffixa: Verbum und Adverbium, Verbum und Nomen, *alles floß zusammen.* Je später, desto mehr wurde unterschieden und hergezählt: aus den Hauchen wurden Artikel, aus den Ansätzen Personen, aus den Vorsätzen Modi oder Adverbia: die Teile der Rede flossen auseinander: nun ward allmählich *Grammatik.* So ist diese Kunst zu reden, diese Philosophie über die Sprache erst langsam und Schritt vor Schritt, Jahrhunderte und Zeiten hinab gebildet, und der erste Kopf, der an eine wahre Philosophie der Grammatik, an »*die Kunst zu reden!*« denkt, muß gewiß erst *die Geschichte derselben* durch Völker und Stufen hinab überdacht haben. Hätten wir doch *eine solche Geschichte! Sie wäre mit allen Fortgängen und Abweichungen eine Charte von der Menschlichkeit der Sprache.*

5. Aber wie hat eine Sprache ganz ohne Grammatik

bestehen können? ein bloßer Zusammenfluß von Bildern und Empfindungen ohne Zusammenhang und Bestimmung? - Für beide war gesorgt: es war lebende Sprache. Da gab *die große Einstimmung der Gebärden gleichsam den Takt und die Sphäre, wohin es gehörte; und der große Reichtum der Bestimmungen, der im Wörterbuch selbst lag, ersetzte die Kunst der Grammatik.* Sehet die alte Schrift der Mexikaner! sie malen lauter einzelne Bilder; wo kein Bild in die Sinne fällt, haben sie sich über Striche vereinigt, und den Zusammenhang zu allem muß die Welt geben, in die es gehört, aus der es geweissagt wird. Diese Weissagungskunst, aus einzelnen Zeichen Zusammenhang zu erraten - wie weit können sie noch *nur einzelne* Stumme und Taube treiben! und wenn diese Kunst selbst mit zur Sprache gehört, von Jugend auf, als Sprache, mitgelernt wird; wenn sie sich mit der Tradition von Geschlechtern immer mehr erleichtert und vervollkommet: so sehe ich nichts Unbegreifliches. - - - Je mehr sie aber erleichtert wird, desto mehr nimmt sie ab; desto mehr wird Grammatik - und das ist Stufengang des menschlichen Geistes!

Proben davon sind z. E. des *la Loubère* Nachrichten von der *siamischen* Sprache: wie ähnlich ist sie noch dem Zusammenhange der Morgenländer, insonderheit ehe durch spätere Bildung noch mehr von ihm

hineinkam. Der Siamer will sagen: »Wäre ich zu Siam, so wäre ich vergnügt!«, und sagt: »Wenn ich sein Stadt Siam; ich wohl Herz viel!« - Er will das Vaterunser beten: und muß sagen: »Vater, uns sein Himmel! Namen Gottes wollen heiligen aller Ort« usw. - wie morgenländisch und ursprünglich ist das? geradeso zusammenhangend als eine Mexikanische Bilderschrift oder das Stammeln der Ungelehrigen aus fremden Sprachen!

6. Ich muß hier noch eine Sonderbarkeit erklären, die ich auch in Herrn Süßmilchs göttlicher Ordnung mißverstanden sehe: »nämlich die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen *eines* Worts nach dem Unterschiede kleiner Artikulationen!« Ich finde diesen Kunstgriff fast unter allen Wilden, wie ihn z. E. *Garcilaso di Vega* von den Peruanern, *Condamine* von den Brasilianern, *la Loubère* von den Siamesen, *Resnel* von den Nordamerikanern anführt. Ich finde ihn ebenso bei den alten Sprachen, z. E. der chinesischen und den morgenländischen, vorzüglich der hebräischen, wo ein kleiner Schall, Akzent, Hauch die ganze Bedeutung ändert, und ich finde doch nichts als etwas sehr Menschliches in ihm, *Dürftigkeit und Bequemlichkeit der Erfinder!* Sie hatten ein neues Wort nötig; und da das müßige Erfinden aus leerem Kopf so schwer ist: so nahmen sie ein ähnliches mit der Veränderung vielleicht nur *eines* Hauchs. Das war Gesetz

der Sparsamkeit, ihnen anfangs bei ihren sich durchwebenden Gefühlen sehr natürlich und bei ihrer mächtigern Aussprache der Wörter noch ziemlich bequem; aber für einen Fremden, der sein Ohr nicht von Jugend auf daran gewöhnt hat und dem die Sprache jetzt mit Phlegma, wo der Schall halb im Munde bleibt, vorgezischt wird, macht dies Gesetz der Sparsamkeit und Notdurft die Rede unvernehmlich und unaussprechlich. Je mehr eine gesunde Grammatik in die Sprachen Haushaltung eingeführt, desto minder wird diese Kargheit nötig - also gerade das Gegenteil als Kennzeichen göttlicher Erfindung, wo der Erfinder sich gewiß sehr schlecht zu helfen gewußt, wenn er so etwas nötig hatte.

7. Am offenbarsten wird endlich der Fortgang der Sprache durch die Vernunft und der Vernunft durch die Sprache, *wenn diese schon einige Schritte getan*, wenn in ihr schon Stücke der Kunst, z.B. Gedichte, existieren, wenn Schrift erfunden ist, wenn sich eine Gattung der Schreibart nach der andern ausbildet. Da kann kein Schritt getan, kein neues Wort erfunden, keine neue glückliche Form in Gang gebracht werden, wo nicht Abdruck der menschlichen Seele liege. Da kommen durch *Gedichte* Silbenmaße, Wahl der stärksten Worte und Farben, Ordnung und Schwung der Bilder, da kommt durch *Geschichte* Unterschied der Zeiten, Genauigkeit des Ausdrucks, da kommt endlich

durch die *Redner* die völlige Rundung des Perioden in die Sprache. So wie nun vor jedem solchen Zusatz nichts dergleichen vorher in der Sprache da lag, aber alles durch die menschliche Seele hineingebracht wurde und hineingebracht werden konnte: wo will man dieser Hervorbringung, dieser Fruchtbarkeit Grenzen setzen? wo will man sagen: hier fing die menschliche Seele zu würken an, aber eher nicht? Hat sie das Feinste, das Schwerste erfinden können, warum nicht das Leichteste? Konnte sie zustande bringen, warum nicht Versuche machen, warum nicht anfangen? Denn was war doch der Anfang als *die Produktion eines einzigen Worts, als Zeichen der Vernunft*, und das mußte sie, blind und stumm in ihrem Innern, *so wahr sie Vernunft besaß*.

Ich bilde mir ein, *das Können der Erfindung menschlicher Sprache* sei mit dem, was ich gesagt, *von innen aus der menschlichen Seele, von außen aus der Organisation des Menschen und aus der Analogie aller Sprachen und Völker, teils in den Bestandteilen aller Rede, teils im ganzen großen Fortgange der Sprache mit der Vernunft* so bewiesen, daß wer dem Menschen nicht Vernunft abspricht, oder, was ebensoviel ist, wer nur weiß, was Vernunft ist; wer sich ferner je um die *Elemente der Sprache philosophisch* bekümmert; wer dazu die

Beschaffenheit und Geschichte der Sprachen auf dem Erdboden mit dem Auge des Beobachters in Rücksicht genommen, der kann nicht einen Augenblick zweifeln, wenn ich auch weiter kein Wort mehr hinzusetzte. Die Genesis in der menschlichen Seele ist so *demonstrativ* als irgendein philosophischer Beweis, und die äußere Analogie aller Zeiten, Sprachen und Völker solch ein *Grad der Wahrscheinlichkeit*, als bei der gewissesten Sache der Geschichte möglich ist. Indessen um auf immer allen Einwendungen vorzubeugen und den Satz gleichsam auch äußerlich so gewiß zu machen, als eine philosophische Wahrheit sein kann: so lasset uns noch *aus allen äußern Umständen und aus der ganzen Analogie der menschlichen Natur* beweisen: *daß der Mensch sich seine Sprache hat erfinden müssen*, und unter *welchen Umständen er sie sich am füglichsten habe erfinden können*.

Zweiter Teil

Auf welchem Wege der Mensch sich am
füglichsten hat Sprache erfinden können und
müssen

Die Natur gibt keine Kräfte umsonst. Wenn sie also dem Menschen nicht bloß Fähigkeiten gab, Sprache zu erfinden, sondern auch diese Fähigkeit zum Unterscheidungscharakter seines Wesens und zur Triebfeder seiner vorzüglichen Richtung machte: so kam diese Kraft nicht anders als lebend aus ihrer Hand, und so konnte sie nicht anders, als in eine Sphäre gesetzt sein, wo sie wirken mußte. Lasset uns einige dieser Umstände und Anliegenheiten genauer betrachten, die sogleich den Menschen, da er mit der nächsten Anlage, sich Sprache zu bilden, in die Welt trat, sogleich zur Sprache veranlaßten, und da dieser Anliegenheiten viel sind, so bringe ich sie unter gewisse *Hauptgesetze seiner Natur und seines Geschlechts*:

Erstes Naturgesetz

Der Mensch ist ein frei denkendes, tätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwirken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache!

Als nacktes, instinktloses Tier betrachtet, ist der Mensch das elendeste der Wesen. Da ist kein dunkler, angeborener Trieb, der ihn in sein Element und in seinen Wirkungskreis, zu seinem Unterhalt und an sein Geschäfte zeucht. Kein Geruch und keine Witterung, die ihn auf die Kräuter hinreißt, damit er seinen Hunger stille! Kein blinder, mechanischer Lehrmeister, der für ihn sein Nest baue! Schwach und unterliegend, dem Zwist der Elemente, dem Hunger, allen Gefahren, den Klauen aller starkem Tiere, einem tausendfachen Tode überlassen, stehet er da! einsam und einzeln! ohne den unmittelbaren Unterricht seiner Schöpferin und ohne die sichere Leitung ihrer Hand, von allen Seiten also verloren - - -

Doch so lebhaft dies Bild ausgemalt werde: so ist's nicht das Bild des Menschen - es ist nur *eine* Seite seiner Oberfläche, und auch die stehet im falschen Licht. Wenn Verstand und Besonnenheit die Naturgabe seiner Gattung ist: so mußte diese sich sogleich äußern, da sich die schwächere Sinnlichkeit und alle das Klägliche seiner Entbehrungen äußerte. Das

instinktlose, elende Geschöpf, was so verlassen aus den Händen der Natur kam, war auch vom ersten Augenblicke an das freitätige vernünftige Geschöpf, das sich selbst helfen sollte, und nicht anders als konnte. Alle Mängel und Bedürfnisse, als Tier, waren dringende Anlässe, sich mit allen Kräften als Mensch zu zeigen: so wie diese Kräfte der Menschheit nicht etwa bloß schwache Schadloshaltungen gegen die ihm versagten größern Tiervollkommenheiten waren, wie unsre neue Philosophie, die große Gönnerin der Tiere! will: sondern sie waren ohne Vergleichung und eigentliche Gegeneinandermessung seine Art. Der Mittelpunkt seiner Schwere, die Hauptrichtung seiner Seelenwirkungen fiel so auf diesen Verstand, auf menschliche Besonnenheit hin, wie bei der Biene sogleich aufs Saugen und Bauen.

Wenn es nun bewiesen ist, daß nicht *die mindeste Handlung seines Verstandes ohne Merkwort geschehen konnte: so war auch das erste Moment der Besinnung Moment zu innerer Entstehung der Sprache.*

Man lasse ihm zu dieser ersten deutlichen Besinnung so viel Zeit, als man will: man lasse nach *Buffons* Manier (nur philosophischer als er) dies gewordne Geschöpf sich allmählich sammeln: man vergesse aber nicht, daß es gleich vom ersten Momente an kein Tier, sondern ein Mensch, zwar noch kein

Geschöpf von Besinnung, aber schon von Besonnenheit ins Universum erwache. Nicht wie eine große, schwerfällige, unbehülfliche Maschine, die gehen sollte und mit starren Gliedern nicht gehen kann, die sehen, hören, kosten sollte, und mit starren Säften im Auge, mit verhärtetem Ohr und mit versteinter Zunge nichts von all diesem kann - Leute, die Zweifel der Art machen, sollten doch bedenken, daß dieser Mensch nicht aus Platons Höhle, aus einem finstern Kerker, wo er von seinem ersten Augenblick des Lebens, eine Reihe von Jahren hin, ohne Licht und Bewegung sich mit offenen Augen blind und mit gesunden Gliedern un gelenk gessen, sondern daß er aus den Händen der Natur, im frischesten Zustande seiner Kräfte und Säfte und mit der besten, nächsten Anlage kam, vom ersten Augenblicke sich zu entwickeln. Über die ersten Momente der Sammlung muß freilich die schaffende Vorsicht gewaltet haben - - doch das ist nicht Werk der Philosophie, das Wunderbare in diesen Momenten zu erklären, sowenig sie seine Schöpfung erklären kann. Sie nimmt ihn im ersten Zustande der freien Tätigkeit, im ersten vollen Gefühl seines gesunden Daseins und erklärt also diese Momente nur menschlich.

Nun kann ich mich auf das vorige beziehen. Da hier keine metaphysische Trennung der Sinne stattfindet, da die ganze Maschine empfindet und gleich vom

dunkeln Gefühl heraufarbeitet zur Besinnung, da dieser Punkt, die Empfindung des ersten deutlichen Merkmals, eben auf das Gehör, den mittlern Sinn zwischen Auge und Gefühl trifft: *so ist die Genesis der Sprache ein so inneres Dringnis wie der Drang des Embryons zur Geburt bei dem Moment seiner Reife*. Die ganze Natur stürmt auf den Menschen, um seine Kräfte, um seine Sinne zu entwickeln, bis er Mensch sei. *Und wie von diesem Zustande die Sprache anfängt, so*

ist die ganze Kette von Zuständen in der menschlichen Seele von der Art, daß jeder die Sprache fortbildet -

Dies große Gesetz der Naturordnung will ich ins Licht stellen.

Tiere verbinden ihre Gedanken, dunkel oder klar, aber nicht *deutlich*. So wie freilich die Gattungen, die nach Lebensart und Nervenbau dem Menschen am nächsten stehen, die Tiere des Feldes, oft viel Erinnerung, viel Gedächtnis und in manchen Fällen ein stärkeres als der Mensch zeigen: so ist's nur immer sinnliches Gedächtnis; und keines hat die Erinnerung je durch *eine* Handlung bewiesen, daß es für sein ganzes Geschlecht seinen Zustand verbessert und Erfahrungen generalisiert hätte, um sie in der Folge zu nutzen. Der Hund kann freilich die Gebärde erkennen, die ihn geschlagen, und der Fuchs den unsichern Ort, wo ihm

nachgestellt wurde, fliehen; aber keins von beiden sich *eine* allgemeine Reflexion aufklären, wie es dieser schlagdrohenden Gebärde und dieser Hinterlist der Jäger je auf immer entgehen könnte. Es blieb also nur immer bei dem einzelnen sinnlichen Falle hangen, und sein Gedächtnis wurde eine Reihe dieser sinnlichen Fälle, die sich produzieren und reproduzieren - aber nie durch Überlegung verbunden: ein Mannigfaltiges ohne deutliche Einheit: ein Traum sehr sinnlicher, klarer, lebhafter Vorstellungen, ohne ein Hauptgesetz des hellen Wachens, das diesen Traum ordne.

Freilich ist unter diesen Geschlechtern und Gattungen noch ein großer unterschied. Je enger der Kreis, je stärker die Sinnlichkeit und der Trieb, je einförmiger die Kunstfähigkeit und das Werk des Lebens ist: desto weniger ist, wenigstens für uns, die geringste Progression durch Erfahrung merklich. Die Biene bauet in ihrer Kindheit so wie im hohen Alter und wird zu Ende der Welt so bauen als im Beginn der Schöpfung. Sie sind einzelne Punkte, leuchtende Funken aus dem Licht der Vollkommenheit Gottes, die aber immer einzeln leuchten. Ein erfahrener Fuchs hingegen unterscheidet sich schon sehr von dem ersten Lehrlinge der Jagd: er kennet schon viele Kunstgriffe voraus und sucht ihnen zu entweichen - - aber woher kennt er sie? und wie sucht er ihnen zu entweichen? weil er sie voraus unmittelbar erfahren und weil

unmittelbar aus solcher Erfahrung das Gesetz dieser Handlung folget. In keinem Falle würkt deutliche Reflexion, denn werden nicht immer die klügsten Füchse noch jetzt so berückt wie vom ersten Jäger in der Welt? Bei dem Menschen waltet offenbar *ein andres Naturgesetz über die Sukzession seiner Ideen, Besonnenheit*: sie waltet noch selbst im sinnlichsten Zustande, nur minder merklich. Das unwissendste Geschöpf, wenn er auf die Welt kommt; aber sogleich wird er Lehrling der Natur auf eine Weise wie kein Tier: Ein Tag nicht bloß lehrt den andern: sondern jede Minute des Tages die andre: jeder Gedanke den andern. Der Kunstgriff ist seiner Seele wesentlich, nichts für diesen Augenblick zu lernen, sondern alles entweder an das zu reihen, was sie schon wußte, oder für das, was sie künftig daran zu knüpfen gedenkt: sie berechnet also ihren Vorrat, den sie gesammelt oder noch zu sammeln gedenkt: und so wird sie eine Kraft, unverrückt zu sammeln. Solch eine Kette geht bis an den Tod fort: gleichsam nie der *ganze* Mensch: immer in Entwicklung, im Fortgange, in Vervollkommung. Eine Wirksamkeit hebt sich durch die andre: eine baut auf die andre: eine entwickelt sich aus der andren. Es werden Lebensalter, Epochen, die wir nur nach den Stufen, der Merklichkeit benennen, die aber, weil der Mensch nie fühlt, wie er wächst, sondern nur immer wie er gewachsen ist, sich in ein unendlich

Kleines teilen lassen. Wir wachsen immer aus einer Kindheit, so alt wir sein mögen, sind immer im Gange, unruhig, ungesättigt: das Wesentliche unsres Lebens ist nie Genuß, sondern immer Progression, und wir sind nie Menschen gewesen, bis wir - zu Ende gelebt haben; dahingegen die Biene Biene war, als sie ihre erste Zelle bauete.

Zu allen Zeiten würkt freilich dies Gesetz der Vollkommung, der Progression durch Besonnenheit, nicht gleich merklich: ist aber das minder Merkwürdige deswegen nicht da? Im Traume, im Gedankenraume, denkt der Mensch nicht so ordentlich und deutlich als wachend: deswegen aber denkt er noch immer als ein Mensch - als Mensch in einem Mittelzustande; nie als ein völliges Tier. Bei einem Gesunden müssen seine Träume so gut eine Regel der Verbindung haben als seine wachenden Gedanken; nur daß es nicht dieselbe Regel sein, oder diese so einförmig würken kann; selbst diese Ausnahmen zeugen also von der Gültigkeit des Hauptgesetzes, und die offenbaren Krankheiten und unnatürlichen Zustände, Ohnmachten, Verrückungen usw. zeugen es noch mehr. Nicht jede Handlung der Seele ist unmittelbar eine Folge der Besinnung; jede aber eine Folge der Besonnenheit: keine, so wie sie beim Menschen geschieht, könnte sich äußern, wenn der Mensch nicht Mensch wäre und nach solchem Naturgesetz dächte.

Konnte nun der erste Zustand der Besinnung des Menschen nicht ohne Wort der Seele wirklich werden: so werden alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprach mäßig: seine Kette von Gedanken wird eine Kette von Worten.

Will ich damit sagen, daß der Mensch jede Empfindung seines dunkelsten Gefühls zu einem Worte machen oder sie nicht anders als mittelst eines Worts empfinden könne? - Unsinn wäre es, dies zu sagen, da gerade umgekehrt bewiesen ist: was sich bloß durchs dunkle Gefühl empfinden läßt, ist keines Worts für uns *fähig*, weil es keines deutlichen Merkmals fähig ist. Die Basis der Menschheit ist also, wenn wir von willkürlicher Sprache reden, unaussprechlich. - - Aber ist denn Basis die ganze Figur? Fußgestelle die ganze Bildsäule? Ist der Mensch seiner ganzen Natur nach denn eine bloß dunkel führende Auster? Lasset uns also den ganzen Faden seiner Gedanken nehmen; da er von Besonnenheit gewebt ist; da sich in ihm kein Zustand findet, der, im ganzen genommen, nicht selbst Besinnung sei oder doch in Besinnung aufgeklärt werden könne: da bei ihm das Gefühl nicht *herrschet*, sondern die ganze Mitte seiner Natur auf feinere Sinne, Gesicht und Gehör, fällt und diese ihm immerfort Sprache geben: so folgt, daß, im ganzen genommen, »*auch kein Zustand in der menschlichen Seele sei, der nicht*

wortfähig oder wirklich durch Worte der Seele bestimmt werde«.

Es müßte der dunkelste Schwärmer oder ein Vieh, der abstrakteste Götterseher oder eine träumende Monade sein, der *ganz ohne Worte dächte*. Und in der menschlichen Seele ist, wie wir selbst in Träumen und bei Verrückten sehen, kein solcher Zustand möglich. So kühn es klinge, so ist's wahr: der Mensch empfindet mit dem Verstande und spricht, indem er denkt. - - Und indem er nun immer so fortdenket und, wie wir gesehen, jeden Gedanken in der Stille mit dem vorigen und der Zukunft zusammenhält: so muß *»jeder Zustand, der durch Reflexion so verkettet ist, besser denken, mithin auch besser sprechen«.*

Lasset ihm den freien Gebrauch seiner Sinne: da der Mittelpunkt dieses Gebrauchs in Gesicht und Gehör fällt, wo jenes ihm Merkmal und dieses Ton zum Merkmale gibt: so wird mit jedem leichtern, gebildetem Gebrauch dieser Sinne ihm Sprache fortgebildet. Lasset ihm den freien Gebrauch seiner Seelenkräfte. Da der Mittelpunkt ihres Gebrauchs auf Besonnenheit fällt, mithin nicht ohne Sprache ist, so wird mit jedem leichtern, gebildetem Gebrauch der Besonnenheit ihm Sprache mehr gebildet. Folglich wird die *Fortbildung der Sprache dem Menschen so natürlich als seine Natur selbst*.

Wer ist nun, der den Umfang der Kräfte einer

Menschenseele kenne, wenn sie sich zumal in aller Anstrengung gegen Schwürigkeiten und Gefahren äußern? Wer ist, der den Grad der Vollkommenheit abwäge, zu dem sie durch eine beständige, innigverwickelte, so vielfache Fortbildung gelangen kann? Und da alles auf Sprache hinausläuft, wie ansehnlich, was ein einzelner Mensch zur Sprache sammeln muß! Mußte sich schon der Blinde und Stumme auf seinem einsamen Eilande eine dürftige Sprache schaffen; der Mensch, der Lehrling aller Sinne! der Lehrling der ganzen Welt! wie weit reicher muß er werden! Was soll er genießen? Sinne, Geruch, Witterung für die Kräuter, die ihm gesund, Abneigung für die, so ihm schädlich sind, hat die Natur ihm nicht gegeben; er muß also versuchen, schmecken, wie die Europäer in Amerika den Tieren absehen, was eßbar sei? sich also Merkmale der Kräuter, mithin Sprache sammeln! Er hat nicht Stärke genug, um dem Löwen zu begegnen; er entweiche also ferne von ihm, kenne ihn von fern an seinem Schalle, und um ihm menschlich und mit Bedacht entweichen zu können, lerne er ihn und hundert andre schädliche Tiere deutlich erkennen, mithin sie nennen! Je mehr er nun Erfahrungen sammlet, verschiedene Dinge und von verschiedenen Seiten kennenlernt, desto reicher wird seine Sprache! Je öfter er diese Erfahrungen siehet und die Merkmale bei sich wiederholet, desto fester und geläufiger wird seine

Sprache. Je mehr er unterscheidet und untereinander ordnet, desto ordentlicher wird seine Sprache! Dies Jahre durch, in einem muntern Leben, in steten Abwechslungen, in beständigem Kampf mit Schwürigkeiten und Notdurft, mit beständiger Neuheit der Gegenstände fortgesetzt: ist der Anfang zur Sprache unbeträchtlich? Und siehe! es ist nur das Leben eines einzigen Menschen!

Ein stummer Mensch, in dem Verstaute, wie es die Tiere sind, der auch nicht in seiner Seele Worte denken könnte, wäre das traurigste, sinnloseste, verlassenste Geschöpf der Schöpfung: und der größte Widerspruch mit sich selbst! Im ganzen Universum gleichsam allein; an nichts geheftet und für alles da, durch nichts gesichert, und durch sich selbst noch minder, muß der Mensch entweder unterliegen oder über alles herrschen, mit Plan einer Weisheit, deren kein Tier fähig ist, von allem deutlichen Besitz nehmen, oder umkommen! Sei nichts, oder Monarch der Schöpfung durch Verstand! Zertrümmere oder schaffe dir Sprache. Und wenn sich nun in diesem andringenden Kreise von Bedürfnissen alle Seelenkräfte sammeln: wenn die ganze Menschheit, Mensch zu sein, kämpfet - wie viel kann erfunden, getan, geordnet werden!?

Wir gesellschaftlichen Menschen denken uns in einen solchen Zustand nur immer mit Zittern hinein:

»Ei, wenn der Mensch sich gegen alles auf so langsame, schwache, unhinreichende Art erst retten soll«
- durch Vernunft, durch Überlegung? wie langsam überlegt diese! und wie schnell, wie andringend sind seine Bedürfnisse? seine Gefahren! - - Es kann dieser Einwurf freilich mit Beispielen sehr ausgeschmückt werden; er streitet aber immer gegen eine ganz andre Spitze, als die wir verteidigen. Unsre Gesellschaft, die viele Menschen zusammengebracht, daß sie mit ihren Fähigkeiten und Verrichtungen *eins* sein sollen, muß also von Jugend auf Fähigkeiten verteilen und Gelegenheiten ausspenden, daß eine für der andern gebildet werde. So wird der *eine* Mensch für die Gesellschaft gleichsam ganz Algebra, ganz Vernunft, so wie sie am andern bloß Herz, Mut und Faust braucht: der nutzt ihr, daß er kein Genie und viel Fleiß; jener, daß er Genie in *einem*, und in allem andern *nichts* habe. Jedes Triebrad muß sein Verhältnis und Stelle haben: sonst machen sie kein Ganzes *einer* Maschine - Aber daß man diese Verteilung der Seelenkräfte, da man alle andre merklich erstickt, um in *einer* andre zu übertreffen, nicht in den Zustand eines natürlichen Menschen übertrage. Setzet einen Philosophen, in der Gesellschaft geboren und erzogen, der nichts als seinen Kopf zu denken und seine Hand zum Schreiben geübet, setzet ihn mit einmal aus allem Schutz und gegenseitigen Bequemlichkeiten, die ihm

die Gesellschaft für seine einseitigen Dienste leistet, hinaus: er soll sich selbst in einem unbekanntem Lande Unterhalt suchen und gegen die Tiere kämpfen und in allem eigener Schutzgott sein - wie verlegen! er hat dazu weder Sinne noch Kräfte, noch Übung in beiden! Vielleicht hat er in den Irrgängen seiner Abstraktion Geruch und Gesicht und Gehör und rasche Erfindungsgabe - und gewiß jenen Mut, jene schnelle Entschliebung verloren, die sich nur unter Gefahren bildet und äußert, die in steter, neuer Wirksamkeit sein will, oder sie entschläft. Ist er nun in Jahren, wo der Lebensquell seiner Geister schon stillesteht oder zu vertrocknen anfängt: so wird es freilich ewig zu spät sein, ihn in diesen Kreis hineinbilden zu wollen - aber ist denn das der gegebne Fall? Alle die Versuche zur Sprache, die ich anführe, werden durchaus nicht gemacht, um philosophische Versuche zu sein: die Merkmale der Kräuter nicht ausgefunden, wie sie *Linné* klassifizieret: die ersten Erfahrungen sind nicht kalte, vernunftlangsame, sorgsam abstrahierende Experimente, wie sie der müßige einsame Philosoph macht, wenn er der Natur in ihrem verborgnen Gange nachschleicht und nicht mehr wissen will, *daß*, sondern *wie* sie würke. Daran war eben dem ersten Naturbewohner am wenigsten gelegen. Mußte es ihm demonstriert werden, daß das oder jenes Kraut giftig sei? War er denn so mehr als viehisch, daß er hierin

nicht einmal dem Vieh nachahmte? und war's nötig, daß er vom Löwen angefallen würde, um sich vor ihm zu fürchten? Ist seine Schüchternheit, mit seiner Schwachheit, und seine Besonnenheit, mit aller Feinheit seiner Seelenkräfte verbunden, nicht gnug, ihm einen behaglichen Zustand von selbst zu verschaffen, da die Natur selbst sie dazu für gnugsam erkannt? Da wir also durchaus keinen schüchternen, abstrakten Stubenphilosophen zum Erfinder der Sprache brauchen; da der rohe Naturmensch, der noch seine Seele so ganz, wie seinen Körper, aus *einem* Stück fühlet, uns mehr als alle sprachschaffende Akademien und doch nichts minder als ein Gelehrter ist - was wollen wir diesen, denn zum Muster nehmen? Wollen wir einander Staub in die Augen streuen, um bewiesen zu haben, der Mensch könne nicht sehen?

Süßmilch ist hier wieder der Gegner, mit dem ich kämpfe. Er hat einen ganzen Abschnitt²⁵ darauf verwandt, um zu zeigen, »wie unmöglich sich der Mensch eine Sprache hat fortbilden können, wenn er sie auch durch Nachahmung erfunden hätte!« Daß das Erfinden durch bloße Nachahmung ohne menschliche Seele Unsinn sei, ist bewiesen, und wäre der Verteidiger des göttlichen Ursprungs dieser Sache demonstrativ gewiß gewesen, daß es Unsinn sei, so traue ich ihm zu, daß er gegen ihn nicht eine Menge von halb-wahren Gründen zusammengetragen hätte, die jetzt

gegen eine menschliche Erfindung der Sprache *durch Verstand* sämtlich nichts beweisen. Ich kann unmöglich den ganzen Abschnitt, so verflochten mit willkürlich angenommenen Heischesätzen und falschen Axiomen über die Natur der Sprache er ist, hier ganz auseinandersetzen, weil der Verfasser immer in einem gewissen Licht erschiene, in dem er hier nicht erscheinen soll - ich nehme also nur soviel heraus, als nötig ist, nämlich, daß in seinen Einwüfen *die Natur einer sich fortbildenden menschlichen Sprache und einer sich fortbildenden menschlichen Seele durchaus verkannt sei.*

»Wenn man annimmt, daß die Einwohner der ersten Welt nur aus etlichen tausend Familien bestanden hätten, da das Licht des Verstandes durch den Gebrauch der Sprache schon so helle geschienen, daß sie eingesehen, was die Sprache sei und daß sie also an die Verbesserung dieses herrlichen Mittels haben können anfangen zu denken: so - -«²⁶ Aber von allen diesen Vordersätzen nimmt niemand nichts an. Mußte man's erst in tausend Generationen einsehen, was Sprache sei? Der erste Mensch sähe es ein, da er den ersten Gedanken dachte. Mußte man erst in tausend Generationen so weit kommen, es einzusehen, daß die Sprache zu verbessern gut sei? Der erste Mensch sähe es ein, da er seine ersten Merkmale besser ordnen, berichtigen, unterscheiden und

zusammensetzen lernte, und verbesserte jedesmal unmittelbar die Sprache, da er so etwas von neuem lernte. Und denn, wie hätte sich doch durch tausend Generationen hin das Licht des Verstandes *durch die Sprache* so helle aufklären können, wenn im Ablauf dieser Generationen sich nicht schon *Sprache* aufgeklärt hätte. Also Aufklärung ohne Verbesserung! und hinter einer Verbesserung tausend Familien hinunter noch der Anfang zu einer Verbesserung unmöglich? Das ist geradezu widersprechend. - - -

»Würde aber nicht als ein ganz unentbehrlich Hilfsmittel dieses philosophischen und philologischen Collegii Schrift müssen angenommen werden?«
Nein! denn es war durchaus kein philosophisch und philologisch Collegium, diese erste natürliche, lebendige, menschliche Fortbildung der Sprache; und was kann denn der Philosoph und Philolog in seinem toten Museum an einer Sprache verbessern, die in aller ihrer Wirksamkeit lebt?

»Sollen denn nun alle Völker auf gleiche Weise mit der Verbesserung zu Werke gegangen sein?« Ganz auf gleiche Weise, denn sie gingen alle menschlich: so daß wir uns hier in den wesentlichen Rudimenten der Sprache *einen* für alle anzunehmen getrauen. Wenn das aber das größte Wunder sein soll, daß alle Sprachen acht partes orationis haben²⁷: so ist wieder das Faktum falsch und der Schluß unrichtig. Nicht

alle Sprachen haben von allen Zeiten herunter achte gehabt: sondern der erste philosophische Blick in die Bauart einer Sprache zeigt, daß diese achte sich auseinander entwickelt. In den ältesten sind Verba eher gewesen als Nomina, und vielleicht Interjektionen eher als selbst regelmäßige Verba. In den spätern sind Nomina mit Verbis gleich zusammen abgeleitet; allein selbst von der griechischen sagt's *Aristoteles*, daß auch in ihr dies anfangs alle Redeteile gewesen und die andern sich nur später durch die Grammatiker aus jenen entwickelt. Von der huronischen habe ich ebendasselbe gelesen, und von den morgenländischen ist's offenbar - - ja was ist's denn endlich für ein Kunststück, die willkürliche und zum Teil unphilosophische Abstraktion der Grammatiker in acht partes orationis? Ist die so regelmäßig und göttlich als die Form einer Bienenzelle? Und wenn sie's wäre, ist sie nicht durchaus aus der menschlichen Seele erklärbar und als notwendig gezeigt?

»Und was sollte die Menschen zu dieser höchst sauren Arbeit der Verbesserung gereizet haben?« O durchaus keine saure, spekulative Stubenarbeit! durchaus keine abstrakte Verbesserung a priori! und also auch gewiß keine Anreizungen dazu, die nur in unserm Zustande der verfeinerten Gesellschaft stattfinden. Ich muß hier meinen Gegner ganz verlassen. Er nimmt an, daß »die ersten Verbesserer recht gute

philosophische Köpfe gewesen sein müßten, die gewiß weiter und tiefer gesehen, als die meisten Gelehrte jetzt in Ansehung der Sprache und ihrer innern Beschaffenheit zu tun pflegen«. Er nimmt an, daß »diese Gelehrte überall erkannt haben müßten, daß ihre Sprache unvollkommen und daß sie einer Verbesserung nicht nur fähig, sondern auch bedürftig sei«. Er nimmt an, daß »sie den Zweck der Sprache haben gehörig beurteilen müssen usw., daß die Vorstellung dieses zu erlangenden Gutes hinlänglich, stark und lebhaft genug gewesen sein müsse, um ein Bewegungsgrund zur Übernehmung dieser schweren Arbeit zu werden«. Kurz, der Philosoph unsres Zeitalters wollte sich nicht einen Schritt auch aus allem Zufälligen desselben hinauswagen, und wie konnte er denn nach solchem Gesichtspunkt von der *Entstehung* einer Sprache schreiben? Freilich in unserm Jahrhundert hätte sie so wenig entstehen *können*, als sie entstehen *darf*!

Aber kennen wir denn nicht jetzt schon die Menschen in so verschiedenen Zeitaltern, Gegenden und Stufen der Bildung, daß uns dies so veränderte große Schauspiel nicht sicherer auf die erste Szene schließen lehrt? Wissen wir denn nicht, daß eben in den Winkeln der Erde, wo noch die Vernunft am wenigsten in die feine, gesellschaftliche, vielseitige, gelehrte Form gegossen ist, noch Sinnlichkeit und roher Scharfsinn und Schlaueit und mutige Wirksamkeit! und

Leidenschaft und Erfindungsgeist - die ganze ungeteilte menschliche Seele am lebhaftesten würke? am lebhaftesten würke, weil sie noch auf keine langweilige Regeln gebracht, immer in einem Kreise von Bedürfnissen, von Gefahren, von andringenden Erfordernissen ganz lebt und sich also immer neu und ganz fühlt. Da, nur da zeigt sie Kräfte, sich Sprache zu bilden und fortzubilden! Da hat sie Sinnlichkeit und gleichsam Instinkt gnug, um den ganzen Laut und alle sich äußernde Merkmale der lebenden Natur so ganz zu empfinden, wie wir nicht mehr können: und wenn die Besinnung alsdenn *eins* derselben lostrennet, es so stark und innig zu nennen, als wir's nicht nennen würden. Je minder die Seelenkräfte noch entwickelt und jede zu einer eignen Sphäre abgerichtet ist: desto stärker würken alle zusammen: desto inniger ist der Mittelpunkt ihrer Intensität; nehmet aber diesen großen unzerbrechlichen Pfeilbund auseinander, und ihr könnt sie alle zerbrechen, und denn läßt sich gewiß nicht mit *einem* Stabe das Wunder tun, gewiß nicht mit der einzigen kalten Abstraktionsgabe der Philosophen je Sprache erfinden - war das aber unsre Frage? Drang jener Weltsinn nicht tiefer? Und waren bei dem beständigen Zusammenstrom aller Sinne, in dessen Mittelpunkt immer der innere Sinn wachte, nicht immer neue Merkmale, Ordnungen, Gesichtspunkte, schnelle Schlußarten gegenwärtig, und also immer

neue Bereicherungen der Sprache? Und empfing also zu dieser, wenn man nicht auf acht partes orationis rechnen will, die menschliche Seele nicht ihre besten Eingebungen, solange sie noch ohne alle Anreizungen der Gesellschaft sich nur selbst desto mächtiger anreizte, sich alle die Tätigkeit der Empfindung und des Gedankens gab, die sie sich nach innerm Drang und äußern Erfordernissen geben mußte - da gebar sich Sprache mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte.

Es ist für mich unbegreiflich, wie unser Jahrhundert so tief in die Schatten, in die dunkeln Werkstätten des Kunstmäßigen sich verlieren kann, ohne auch nicht einmal das weite, helle Licht der uneingekerkernten Natur erkennen zu wollen. Aus den größten Heldentaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoß der lebendigen Welt tun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unsrer Lehrkerker, aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrases lernen und Regeln klauben. Wir haschen ihre Formalitäten und haben ihren Geist verloren; wir lernen ihre Sprache und fühlen nicht die lebendige Welt ihrer Gedanken. Derselbe Fall ist's mit unsern Urteilen über das Meisterstück des menschlichen Geistes, die Bildung der Sprache überhaupt. Da soll uns das tote Nachdenken

Dinge lehren, die bloß aus dem lebendigen Hauche der Welt, aus dem Geiste der großen wirksamen Natur den Menschen beseelen, ihn aufrufen und fortbilden konnten. Da sollen die stumpfen, späten Gesetze der Grammatiker das göttlichste sein, was wir verehren, und vergessen die wahre göttliche Sprachnatur, die sich in ihrem Herzen mit dem menschlichen Geiste bildete: so unregelmäßig sie auch scheine. Die Sprachbildung ist in die Schatten der Schule gewichen, aus denen sie nichts mehr für die lebendige Welt würket: drum soll auch nie eine helle Welt gewesen sein, in der die ersten Sprachenbilder leben, fühlen, schaffen und dichten mußten. - Ich berufe mich auf das Gefühl derer, die den Menschen im Grunde seiner Kräfte, und das Kräftige, Mächtige, Große in den Sprachen der Wilden, und Wesen der Sprache überhaupt nicht verkennen - daher fahre ich fort:

Zweites Naturgesetz

Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Herde, der Gesellschaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, notwendig.

Das menschliche *Weib* hat keine Jahreszeit der Brunst wie die Tierweiber; und die Zeugungskraft des *Mannes* ist nicht so ungebändigt, aber fortwährend. Wenn nun Störche und Tauben Ehen haben: so wüßte ich nicht, warum sie der Mensch aus mehreren Ursachen nicht hätte?

Der Mensch, gegen den struppichten Bär und den borstigsten Igel gesetzt, ist ein schwächeres, *dürftigeres, nackteres* Tier: es hat Höhlen nötig, und diese werden, mit den vorigen Veranlassungen, sehr natürlich gemeinschaftliche Höhlen.

Der Mensch ist ein schwächeres Tier, was in mehreren Himmelsgegenden sehr übel den Jahreszeiten ausgesetzt wäre: das menschliche Weib hat also, *als Schwangere*, als Gebärerin, einer gesellschaftlichen Hülfe mehr nötig als der Strauß, der seine Eier in die Wüste leget.

Endlich insonderheit *das menschliche Junge*, der auf die Welt gesetzte Säugling, wie sehr ist er ein Vassall menschlicher Hülfe und geselliger Erbarmung.

Aus einem Zustande, wo er als Pflanze am Herzen seiner Mutter hing, wird er auf die Erde geworfen - das schwächste, hilfloseste Geschöpf unter allen Tieren, wenn nicht mütterliche Brüste da wären, ihn zu nähren, und väterliche Knie entgegenkämen, ihn als Sohn aufzunehmen. Wem wird hiemit nicht *Haushaltung der Natur zur Gesellung der Menschheit* vorleuchtend? und zwar die so unmittelbar, so nahe am Instinkt, als es bei einem besonnenen Geschöpf sein konnte! -

Ich muß den letzten Punkt mehr entwickeln, denn in ihm zeigt sich das Werk der Natur am augenscheinlichsten, und mein Schluß wird hieraus nur desto schneller. Wenn man alles, wie unsre groben Epikureer, aus blinder Wollust oder unmittelbarem Eigennutz erklären will - wer kann das Gefühl der Eltern gegen Kinder erklären? und die starken Bande, die dadurch bewirkt werden? Siehe! dieser arme Erdbewohner kommt elend auf die Welt, ohne zu wissen, daß er elend sei: er ist der Erbarmung bedürftig, ohne daß er sich ihrer im mindesten wert machen könnte: er weinet - aber selbst dies Weinen müßte so beschwerlich werden als das Geheul des Philoktet, der doch so viel Verdienste hatte, den Griechen, die ihn der wüsten Insel übergaben. Hier müßten also eben nach unsrer kalten Philosophie die Bande der Natur am ehesten reißen, wo sie am stärksten würken! Die Mutter hat

sich der Frucht, die ihr so viel Ungemach machte, endlich mit Schmerzen entledigt: kommt's bloß auf Vergnügen und neue Wollust an: so wirft sie sie weg. Der Vater hat in wenigen Minuten seine Brunst gekühlt - was soll er sich weiter um Mutter und Kind als Gegenstände seiner Mühe, bekümmern: er läuft, wie *Rousseaus* Manntier, in den Wald und sucht sich einen andern Gegenstand seines tierischen Vergnügens. Wie ganz umgekehrt ist hier die Ordnung der Natur bei Tieren und Menschen und wie weiser! Eben die Schmerzen und Ungemächlichkeiten vermehren die mütterliche Liebe! eben das Bejammerns- und nicht Liebenswürdige des Säuglings, das Schwache, Hinfällige seines Temperaments, die beschwerliche, verdrießliche Mühe der Erziehung verdoppelt die Regungen seiner Eltern! Die Mutter sieht den Sohn mit wärmerer Wallung an, der ihr die meisten Schmerzen gekostet, der ihr am öftersten mit seinem Abschiede gedrohet, auf den ihre meisten Zähren des Kummers flossen. Der Vater sieht den Sohn mit wärmerer Wallung an, den er frühe aus einer Gefahr riß, den er mit der größten Mühwaltung erzog, der ihm in Unterricht und Bildung das meiste kostete. Und so weiß auch im Ganzen des Geschlechts die Natur aus der Schwachheit Stärke zu machen. *Ebendeswegen kommt der Mensch so schwach, so dürftig, so verlassen von dem Unterricht der Natur, so ganz ohne Fertigkeiten*

und Talente auf die Welt, wie kein Tier, damit er, wie kein Tier, eine Erhebung genieße, und das menschliche Geschlecht, wie kein Tiergeschlecht, ein innigverbundnes Ganze werde!

Die jungen Enten entschlupfen der Henne, die sie ausgebrütet, und hören, vergnügt in dem Elemente plätschernd, in das sie der Ruf der mütterlichen Natur hinzog, die warnende rufende Stimme ihrer Stiefmutter nicht, die am Ufer jammert. So würde es das Menschenkind auch machen, wenn es mit dem Instinkt der Ente auf die Welt käme. Jeder Vogel bringt die Geschicklichkeit, Nester zu bauen, aus seinem Ei und nimmt sie auch, ohne sie fortzupflanzen, in sein Grab: die Natur unterrichtet für ihn. Alles bleibt also einzeln, das unmittelbare Werk der Natur, und so wird keine Progression der Seele des Geschlechts, kein Ganzes, wie es die Natur am Menschen wollte. Den band sie also durch Not und einen zuvorkommenden Elterntrieb, für den die Griechen das Wort *sorgê* hatten, zusammen, und so wurde *ein Band des Unterrichts und der Erziehung ihm wesentlich*. Da hatten Eltern den Kreis ihrer Ideen nicht für sich gesammelt; er war zugleich da, um mitgeteilt zu werden, und der Sohn hat den Vorteil, den Reichtum ihres Geistes schon frühe, wie im Auszuge, zu erben. Jene tragen die Schuld der Natur ab, indem sie lehren; diese füllen das ideenlose Bedürfnis ihrer Natur aus, indem sie

lernen: so wie sie nachher wieder ihre Schuld der Natur abtragen werden, diesen Reichtum mit Eignem zu vermehren und ihn wieder weiter fortzupflanzen. *Kein einzelner Mensch ist für sich da; er ist in das Ganze des Geschlechts eingeschoben, er ist nur eins für die fortgebende Folge.*

Was dies auf die ganze Kette für Wirkung tue, sehen wir später; hier schränken wir uns nur auf den Zusammenhang der ersten zweien Ringe ein! auf die *Bildung einer Familiendekart durch den Unterricht der Erhebung* und -

da der Unterricht der eignen Seele, der Ideenkreis der Eltern Sprache ist: *so wird die Fortbildung des menschlichen Unterrichts durch den Geist der Familie*, durch den die Natur das ganze Geschlecht verknüpft hat, auch *Fortbildung der Sprache*.

Warum hängt dieser Unmündige so schwach und unwissend an den Brüsten seiner Mutter, an den Knien seines Vaters? *Damit er lehrbegierig sei und Sprache lerne*. Er ist schwach, damit sein Geschlecht stark werde. Nun teilt sich ihm mit der Sprache die ganze Seele, die ganze Denkart seiner Erzeuger mit; aber eben deswegen teilen sie es ihm gerne mit, weil es ihr Selbstgedachtes, Selbstgefühltes, Selbsterfundenes ist, was sie mitteilen. Der Säugling, der die ersten Worte stammet, stammet die Gefühle seiner Eltern wieder und schwört mit jedem frühen Stamnten,

nach dem sich seine Zunge und Seele bildet, diese Gefühle zu verewigen, so wahr er sie Vater- oder Muttersprache nennet. Lebenslang werden diese ersten Eindrücke seiner Kindheit, diese Bilder aus der Seele und dem Herzen seiner Eltern in ihm leben und wirken: mit dem Wort wird das ganze Gefühl wiederkommen, was damals frühe seine Seele überströmte: mit der Idee des Worts alle Nebenideen, die ihm damals bei diesem neuen frühen Morgenausblick in das Reich der Schöpfung vorlagen - sie werden wiederkommen und mächtiger wirken als die reine, klare Hauptidee selbst. Das wird also Familiendenkart, und mithin *Familiensprache*. Da steht nun der kalte Philosoph²⁸ und fragt: »durch welches Gesetz denn wohl die Menschen ihre willkürlich erfundene Sprache einander hätten aufdringen, und den andern Teil hätten veranlassen können, das Gesetz anzunehmen?« Diese Frage, über die Rousseau so pathetisch und ein anderer Schriftsteller so lange predigt, beantwortet sich, wenn wir *einen* Blick in die Ökonomie der Natur des menschlichen Geschlechts tun, von selbst, und wer kann nun die vorigen Predigten aushalten?

Ist's denn nicht Gesetz und Verewigung gnug, diese Familienfortbildung der Sprache? Das Weib, in der Natur so sehr der schwächere Teil, muß es nicht von dem erfahrenen, versorgenden, sprachbildenden Manne Gesetz annehmen? Ja, heißt's Gesetz, was

bloß milde Wohltat des Unterrichts ist? Das schwache Kind, das so eigentlich ein Unmündiger heißt, muß es nicht Sprache annehmen, da es mit ihr die Milch seiner Mutter und den Geist seines Vaters genießt? Und muß diese Sprache nicht verewigt werden, wenn etwas verewigt wird? O die Gesetze der Natur sind mächtiger als alle Konventionen, die die schlaue Politik schließt und der weise Philosoph aufzählen will! Die Worte der Kindheit - diese unsre frühen Gespielen in der Morgenröte des Lebens! mit denen sich unsre ganze Seele zusammen bildete - wenn werden wir sie verkennen? wenn werden wir sie vergessen? Unsre Muttersprache war ja zugleich die erste Welt, die wir sahen, die ersten Empfindungen, die wir fühlten, die erste Würksamkeit und Freude, die wir genossen! Die Nebenideen von Ort und Zeit, von Liebe und Haß, von Freude und Tätigkeit, und was die feurige, heraufwallende Jugendseele sich dabei dachte, wird alles mit verewigt - *nun wird die Sprache schon Stamm!*

Und je kleiner dieser Stamm ist, desto mehr gewinnt er an innerer Stärke. Unsre Väter, die nichts selbst gedacht, nichts selbst erfunden; die alles mechanisch gelernt haben - was bekümmern sich die um Unterricht ihrer Söhne? um Verewigung dessen, was sie ja selbst nicht besitzen? Aber der erste Vater, die ersten dürftigen Spracherfinder, die fast an jedem

Worte die Arbeit ihrer Seele hingaben, die überall in der Sprache noch den warmen Schweiß fühlten, den er ihrer Wirksamkeit gekostet - welchen Informator konnten die bestellen? Die ganze Sprache ihrer Kinder war ein Dialekt ihrer Gedanken, ein Loblied ihrer Taten, wie die Lieder Ossians auf seinen Vater Fin-gal.

Rousseau und andre haben so viel Paradoxien über den Ursprung und das Anrecht des ersten Eigentums gemacht; und hätte der erste nur die Natur seines geliebten Tiermenschen befragt: so hätte der ihm geantwortet. Warum gehört diese Blume der Biene, die auf ihr sauget? Die Biene wird antworten: weil mich die Natur zu diesem Saugen gemacht hat! mein Instinkt, der auf diese und keine andre Blume hinfällt, ist mir Diktator gnug, der mir sie und ihren Garten zum Eigentum anweise! Und wenn wir nun den ersten Menschenfragen: »Wer hat dir das Recht auf diese Kräuter gegeben?«, was kann er antworten als: die Natur, die mir Besinnung gab! Diese Kräuter habe ich mit Mühe kennen gelernt! mit Mühe habe ich sie mein Weib und meinen Sohn kennen gelehrt! Wir alle leben von ihnen! Ich habe mehr Recht daran als die Biene, die darauf summet, und das Vieh, das darauf weidet; denn die haben alle die Mühe des Kennenlernens und Kennenlehrens nicht gehabt! Jeder Gedanke also, den ich darauf gezeichnet, ist ein Siegel meines Eigentums,

und wer mich davon vertreibt, der nimmt mir nicht bloß mein Leben, wenn ich diesen Unterhalt nicht wieder finde, sondern wirklich auch den Wert meiner verlebten Jahre, meinen Schweiß, meine Mühe, meine Gedanken, meine Sprache - ich habe sie mir erworben! Und sollte für den Erstling der Menschheit eine solche Signatur der Seele auf eine Sache, durch Kennenlernen, durch Merkmal, durch Sprache, nicht mehr Recht des Eigentums sein als ein Stempel in der Münze?

Wieviel Ordnung und Ausbildung bekommt die Sprache also schon eben damit, daß sie väterliche Lehre wird! Wer lernt nicht, indem er lehret? Wer versichert sich nicht seiner Ideen, wer mustert nicht seine Worte, indem er sie andern mitteilt und sie so oft von den Lippen des Unmündigen stammeln höret? Hier gewinnt also schon die Sprache eine Form der Kunst, der Methode! Hier wurde die erste Grammatik, die ein Abdruck der menschlichen Seele und ihrer natürlichen Logik war, schon durch eine scharfprüfende Zensur berichtet.

Rousseau, der hier, wie gewöhnlich nach seiner Art, aufruft: »Was hatte denn die Mutter ihrem Kinde viel zu sagen? hatte das Kind nicht seiner Mutter mehr zu sagen? woher lernte denn dies schon Sprache, sie seine Mutter zu lehren?«, macht aber auch hier, wie nach seiner Art gewöhnlich, ein panisches

Feldgeschrei. Allerdings hatte die Mutter mehr das Kind zu lehren, als das Kind die Mutter - weil jene es mehr lehren konnte und der mütterliche Instinkt, Liebe und Mitleiden, den *Rousseau* aus Barmherzigkeit den Tieren zugibt und aus Großmut seinem Geschlecht versagt, sie zu diesem Unterricht, wie der Überfluß der Milch zum Säugen, zwang. Sehen wir denn nicht selbst an manchen Tieren, daß die Eltern ihre Jungen zu ihrer Lebensart gewöhnen? und wenn denn nun ein Vater seinen Sohn von früher Jugend an zur Jagd gewöhnte, ging dies ohne Unterricht und Sprache ab? »Ja! ein solches Wörterdiktieren zeigt schon eine *gebildete* Sprache an, die man lehrt; nicht eine, die sich erst *bildet*.« Und ist das wieder ein Unterschied, der Ausnahme mache? Freilich war *die* Sprache schon im Vater und in der Mutter *gebildet*, die sie die Kinder lehrten, aber durfte deswegen schon die Sprache ganz gebildet sein, auch selbst die, die sie nicht lehrten? Und konnten denn die Kinder in einer neuen, weitem, feinem Welt nichts mehr dazuerfinden? Und ist denn eine zum Teil gebildete, sich weiter fortbildende Sprache ein Widerspruch? Wenn ist die französische, durch Akademien und Autoren und Wörterbücher so gebildete Sprache denn so zu Ende gebildet, daß sie sich nicht mit jedem neuen originalen Autor, ja mit jedem Kopfe, der neuen Ton in die Gesellschaft bringt, neu bilden oder mißbilden

müßte? - Mit solchen Paralogismen sind die Verfechter der gegenseitigen Meinung behangen - man urteile, ob es lohne, sich auf jede Kleinigkeit ihrer Einwürfe einzulassen.

Ein anderer z.B. sagt: »wie doch die Menschen wohl je aus Notdurft ihre Sprache hätten *fortbilden wollen*, wenn sie Lukrezens *mutum et turpe pecus* gewesen wären?«, und läßt sich auf eine Menge halbwahrer Instanzen der Wilden ein. Ich antworte bloß: Niemals! Niemals hätten sie es wollen und können, wenn sie ein *mutum pecus* gewesen: denn da hatten sie ja keine Sprache? Sind aber die Wilden von der Art? ist denn die barbarischste menschliche Nation ohne Sprache? Und ist's denn je der Mensch als in der Abstraktion der Philosophen und also in ihrem Gehirn gewesen?

Er fragt: »ob denn wohl, da alle Tiere Zwang scheuen und alle Menschen Faulheit lieben, es je von den Orenocs des *Condamine* erwartet werden könne, daß sie ihre langgedehnte, achtsilbige, schwere und höchstbeschwerliche Sprache ändern und verbessern sollten?« Und ich antworte: zuerst ist wieder das Faktum unrichtig, wie fast alle, die er anführt.²⁹ Ihre langgedehnte, achtsilbige Sprache? Das ist sie nicht. *Condamine* sagt bloß, sie sei so unaussprechlich und eigenorganisiert, daß, wo sie drei oder vier Silben aussprechen, wir 7 bis 8 schreiben müßten, und doch hätten wir sie noch nicht ganz geschrieben - heißt

das: sie ist langgedehnt, achtsilbig? Und schwer, höchstbeschwerlich? Für wen ist sie dies anders als für Fremde? Und für die sollen sie sie ausbessern? für einen kommenden Franzosen, der je kaum eine Sprache, als die seinige, ohne sie zu verstümmeln, lernt, sie verbessern, sie also franzisieren? Haben aber deswegen die Orenocer noch nichts in ihrer Sprache gebildet? ja sich noch gar keine Sprache gebildet, weil sie nicht den Genius, der ihnen so eigen ist, für einen herabschiffenden Fremdling vertauschen mögen? Ja, gesetzt, sie bildeten auch nichts mehr in ihrer Sprache, auch nicht für sich - ist man denn nie gewachsen, wenn man nicht mehr wächst? Und haben denn die Wilden nichts getan, weil sie nichts gern ohne Not tun? -

Und *welcher Schatz ist Familiensprache für ein werdendes Geschlecht!* Fast in allen kleinen Nationen aller Weltteile, sowenig gebildet sie auch sein mögen, sind Lieder von ihren Vätern, Gesänge von den Taten ihrer Vorfahren der Schatz ihrer Sprache und Geschichte und Dichtkunst, ihre Weisheit und ihre Aufmunterung, ihr Unterricht und ihre Spiele und Tänze. Die Griechen sangen von ihren Argonauten, von Herkules und Bacchus, von Helden und Trojabezwingern; und die Kelten von den Vätern ihrer Stämme, von Fingal und Ossian! Unter Peruanern und Nordamerikanern, auf den Karaibischen und

Marianischen Inseln herrscht noch dieser Ursprung der Stammessprache in den Liedern ihrer Stämme und Väter, so wie fast in allen Teilen der Welt Vater und Mutter ähnliche Namen haben. Nur läßt sich auch eben hier anmerken, warum unter so manchen Völkern, von denen wir Beispiele angeführt, das männliche und weibliche Geschlecht fast zwei verschiedene Sprachen haben, nämlich weil beide nach den Sitten der Nation als das edle und unedle Geschlecht fast zwei ganz abgetrennte Völker ausmachen, die nicht einmal zusammen speisen. Nach dem nun die Erziehung väterlich oder mütterlich war: so mußte auch die Sprache Vater- oder Muttersprache werden, so wie nach der Sitte der Römer es *gar lingua vernacula* wurde.

Drittes Naturgesetz

*So wie das ganze menschliche Geschlecht unmöglich eine Herde bleiben konnte: so konnte es auch nicht **eine** Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedner Nationalsprachen.*

*Im eigentlichen metaphysischen Verstande ist schon nie **eine** Sprache bei Mann und Weib, Vater und Sohn, Kind und Greis möglich. Man gehe z.E. unter den Morgenländern die langen und kurzen Vokale, die mancherlei Hauche und Kehlbuchstaben, die leichte und so mannigfaltige Verwechselung der Buchstaben von einerlei Organ, die Ruhe- und Sprachzeichen, mit allen Verschiedenheiten, die sich schriftlich so schwer ausdrücken lassen; durch: Ton und Akzent: Vermehrung und Verringerung desselben und hundert andre zufällige Kleinigkeiten in den Elementen der Sprache: und bemerke auf der andern Seite die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge bei beiderlei Geschlecht, in der Jugend und im Alter, auch nur bei zween gleichen Menschen nach so manchen Zufällen und Einzelheiten, die den Bau dieser Organe verändern, bei so manchen Gewohnheiten, die zur zweiten Natur werden usw. Sowenig als es zween Menschen ganz von einerlei Gestalt und Gesichtszügen, sowenig kann es zwo Sprachen, auch nur der*

Aussprache nach, im Munde zweener Menschen geben, die doch nur *eine* Sprache wären.

Jedes Geschlecht wird in seine Sprache Haus- und Familienton bringen: das wird, der Aussprache nach, verschiedene Mundart.

Klima, Luft und Wasser, Speise und Trank, werden auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfließen.

Die *Sitte der Gesellschaft* und die mächtige *Göttin der Gewohnheit* werden bald nach Gebärden und Anstand diese Eigenheiten und jene Verschiedenheiten einführen - ein Dialekt. - - Ein philosophischer Versuch über die verwandten Spracharten der Morgenländer wäre der angenehmste Beweis dieser Sätze.

Das war nur Aussprache. Aber *Worte* selbst, *Sinn, Seele der Sprache* - welch ein unendliches Feld von Verschiedenheiten. Wir haben gesehen, wie die ältesten Sprachen voller Synonyme haben werden müssen, und wenn nun von diesen Synonymen dem einen dies, dem andern jenes geläufiger, seinem Sehепunkt angemessener, seinem Empfindungskreise ursprünglicher, in seiner Lebensbahn öfter vorkommend, kurz von mehrerm Eindruck auf ihn wurde, so gab's Lieblingsworte, eigne Worte, Idiotismen, ein Idiom der Sprache.

Bei jenem ging jenes Wort aus; das blieb. Jenes ward durch einen Nebengesichtspunkt von der

Hauptsache weggebogen; hier veränderte sich mit der Zeitfolge der Geist des Hauptbegriffs selbst - da wurden also eigne Biegungen, Ableitungen, Veränderungen, Vor- und Zusätze und Versetzungen und Wegnahmen von ganzen und halben Bedeutungen - ein neues Idiom! Und das alles so natürlich, als Sprache dem Menschen Sinn seiner Seele ist.

Je lebendiger eine Sprache, je näher sie ihrem Ursprunge und also noch in den Zeiten der Jugend und des Wachstums ist: desto veränderlicher. Ist sie nur in Büchern da, wo sie nach Regeln gelernt, nur in Wissenschaften und nicht im lebendigen Umgange gebraucht wird, wo sie ihre bestimmte Zahl von Gegenständen und von Anwendungen hat, wo also ihr Wörterbuch geschlossen, ihre Grammatik geregelt, ihre Sphäre fixiert ist - eine solche Sprache kann noch eher im Merklichen unverändert bleiben, und doch auch da nur im Merklichen - -Allein eine im wilden freien Leben, im Reich der großen, weiten Schöpfung, noch ohne förmlich geprägte Regeln, noch ohne Bücher und Buchstaben und angenommene Meisterstücke; so dürftig und unvollendet, um noch täglich bereichert werden zu müssen, und so jugendlich gelenkig, um es noch täglich auf den ersten Wink der Aufmerksamkeit, auf den ersten Befehl der Leidenschaft und Empfindung werden zu können - *sie muß sich verändern in jeder neuen Welt, die man sieht, in*

jeder Methode, nach der man denkt und fortdenkt.
Ägyptische Gesetze der Einförmigkeit können hier nicht das Gegenteil bewürken.

Nun ist offenbar der ganze Erdboden für das Menschengeschlecht und dies für den ganzen Erdboden gemacht - (ich sage nicht, jeder Bewohner der Erde, jedes Volk ist plötzlich durch den raschesten Übersprung für das entgegengesetzteste Klima und so für alle Weltzonen; sondern das ganze Geschlecht für den ganzen Erdkreis). Wo wir uns umhersehen, da ist der Mensch so zu Hause wie die Landtiere, die ursprünglich für diese Gegend bestimmt sind. Er dauert in Grönland unter dem Eise und bratet sich in Guinea unter der senkrechten Sonne, ist auf seinem Felde, wenn er in Lappland mit dem Rentier über den Schnee schlüpft und wenn er die arabische Wüste mit dem durstigen Kamel durchtrabet. Die Höhle der Troglodyten und die Bergspitzen der Kabylen, der Rauchkamin der Ostjaken und der goldne Palast des Moguls enthält - Menschen. Für die ist die Erde am Pol geplättet und am Äquator erhöht: für die wälzt sie sich so und nicht anders um die Sonne: für die sind ihre Zonen und Jahreszeiten und Veränderungen - und diese sind wieder für die Zonen, für die Jahreszeiten und Veränderungen der Erde. Das Naturgesetz ist also auch hier sichtbar: Menschen sollen überall auf der Erde wohnen, da jede Tiergattung bloß ihr Land und

engere Sphäre haben: *der Erdbewohner wird sichtbar*. Und ist das, so wird auch *seine Sprache Sprache der Erde*. Eine neue in jeder neuen Welt; Nationalsprache in jeder Nation - ich kann alle vorige Bestimmungsursachen der Veränderung nicht wiederholen - die Sprache wird ein Proteus auf der runden Oberfläche der Erde.

Manche neue Modephilosophen haben diesen Proteus so wenig fesseln und in seiner wahren Gestalt erblicken können, daß es ihnen wahrscheinlicher vorgekommen, daß die Natur in jeden großen Erdstrich so gut ein paar Menschen zu Stammeltern habe hinschaffen können wie in jedes Klima eigne Tiere. Diese hätten sich sodann *solch eine eigne Land- und Nationalsprache erfunden*, wie ihr ganzer Bau nur für dies Land sei gemacht worden. Der kleine Lappländer mit seiner Sprache und mit seinem dünnen Bart, mit seinen Geschicklichkeiten und seinem Temperament sei ein so ursprünglich lappländisches Menschentier als sein Rentier; und der Neger mit seiner Haut, mit seiner Tintblasenschwärze, mit seinen Lippen und Haar und Truthühnersprache und Dummheit und Faulheit sei ein natürlicher Bruder der Affen desselben Klimas. Es sei sowenig Ähnlichkeit zwischen den Sprachen der Erde auszuträumen als zwischen den Bildungen der Menschengattungen; und es hieße sehr unweise von Gott gedacht, nur *ein* Paar Menschen als

Stammeltern für die ganze Erde so schwach und schüchtern, zum Raube der Elemente und Tiere in einen Erdewinkel dahingesetzt und einem tausendfachen Ungefähr von Gefahren überlassen zu haben - -

Wenigstens, fährt eine weniger behauptende Meinung fort, wäre die Sprache eine natürliche Produktion des menschlichen Geistes, die sich nur allmählich mit dem Menschengeschlecht nach fremden Klimaten hingezogen hätte: so müßte sie sich auch nur allmählich verändert haben. *Man müßte die Abänderung, den Fortzug und die Verwandtschaft der Völker im Verhältnisse fortgeben sehen* und sich überall nach kleinen Nuancen von Denk- und Mund- und Lebensart genaue Rechenschaft geben können. Wer aber kann das? Findet man nicht in demselben Klima, ja dicht aneinander in allen Weltteilen kleine Völker, die in einerlei Kreise so verschiedene und entgegengesetzte Sprachen haben, daß alles ein böhmischer Wald wird? Wer Reisebeschreibungen von Nord- und Südamerika, von Afrika und Asien gelesen, dem dürfen nicht die Stämme dieses Waldes vorgerechnet werden - Hier, schließen diese Zweifler, hört also alle menschliche Untersuchung auf.

Und weil diese letzten bloß zweifeln, so will ich versuchen, zu zeigen, daß hier die Untersuchung nicht aufhöre, sondern *daß sich diese Verschiedenheit dicht aneinander ebenso natürlich erklären lasse als*

die Einheit der Familiensprache in einer Nation.

Die Trennung der Familien in abgesonderte Nationen geht gewiß nicht nach den langweiligen Verhältnissen von Entfernung, Wanderung, neuer Beziehung und dergl., wie der müßige kalte Philosoph, den Zirkel in der Hand, auf der Landkarte abmißt und wie nach diesem Maße große Bücher von Verwandtschaften der Völker geschrieben worden, an denen alles, nur die Regel nicht wahr ist, nach der alles berechnet wurde. Tun wir einen Blick in die lebendige, wirksame Welt, so sind Triebfedern da, die die Verschiedenheit der Sprache unter den nahen Völkern sehr natürlich veranlassen müssen, nur man wolle den Menschen nach keinem Lieblingssystem umzwingen. Er ist kein *Rousseauscher* Waldmann: er hat Sprache. Er ist kein *Hobbesischer* Wolf: Er hat eine Familiensprache. Er ist aber auch in andern Verhältnissen kein unzeitiges Lamm: Er kann sich also entgegengesetzte Natur, Gewohnheit und Sprache bilden - kurz! *der Grund von dieser Verschiedenheit so naher, kleiner Völker in Sprache, Denk- und Lebensart ist - gegenseitiger Familien- und Nationalhaß.*

Ohne alle Verschwärzung und Verketzerung der menschlichen Natur können zweien oder mehrere nahe Stämme, wenn wir uns in ihre Familiendenkart setzen, nicht anders, als bald Gegenstände des Zwistes finden. Nicht bloß, daß ähnliche Bedürfnisse sie bald in

einen Streit, wenn ich so sagen darf, des Hungers und Durstes verwickeln, wie sich z. E. zwei Rotten von Hirten über Brunnen und Weide zanken und nach Beschaffenheit der Weltgegenden oft sehr natürlich zanken dürfen; ein viel heißerer Funke glimmt ihr Feuer an - Eifersucht, Gefühl der Ehre, Stolz auf ihr Geschlecht und ihren Vorzug. Dieselbe Familienneigung, die, in sich selbst gekehrt. Stärke der Eintracht *eines* Stammes gab, macht, außer sich gekehrt, gegen ein andres Geschlecht, Stärke der Zwietracht, Familienhaß: dort zog's viele zu *einem* desto fester zusammen; hier macht's aus zwei Parteien gleich Feinde. Der Grund dieser Feindschaft und ewigen Kriege ist in solchem Falle mehr edle menschliche Schwachheit als niederträchtiges Laster.

Da die Menschheit auf dieser Stufe der Bildung mehr Kräfte der Wirksamkeit als Güter des Besitzes hat: so ist auch der Stolz auf jene mehr Ehrenpunkt als das leidige Besitztum der letzten wie in spätern nervenlosen Zeiten. Ein braver Mann zu sein und einer braven Familie zugehören war aber im damaligen Zeitalter fast eins, da der Sohn in vielem Betracht noch eigentlicher als bei uns seine Tugend und Tapferkeit vom Vater erbte, lernte, und der ganze Stamm überhaupt bei allen Gelegenheiten für *einen* braven Mann stand. Es ward also bald das Wort natürlich: *Wer nicht mit und aus uns ist, der ist unter uns!* Der

Fremdling ist schlechter als wir, ist *Barbar*. In diesem Verstande war Barbar das Losungswort der Verachtung: ein Fremder und zugleich ein Unedlerer, der uns an Weisheit oder Tapferkeit, oder was der Ehrenpunkt des Zeitalters sei, nicht gleichkommt.

Nun ist dies freilich, wie ein Engländer richtig anmerkt, wenn es bloß auf Eigennutz und Sicherheit des Besitzes ankommt, kein Grund zum Hasse, daß der Nachbar nicht so tapfer als wir ist: sondern wir sollten uns in der Stille darüber freuen. Allein, eben weil diese Meinung nur Meinung und von beiden Teilen, die gleiches Gefühl des Stammes haben, gleiche Meinung ist: so ist eben damit die Trompete des Krieges geblasen! Das gilt die Ehre; das weckt den Stolz und Mut des ganzen Stammes! von beiden Seiten Helden und Patrioten! Und weil jeden die Ursache des Krieges traf, und jeder sie einsehen und fühlen konnte, so wurde der Nationalhaß in ewigen, bitteren Kriegen verewigt, und da war die zweite Synonyme fertig: *wer nicht mit mir ist, ist gegen mich*. Barbar und Gehässiger! Fremdling, Feind! wie bei den Römern ursprünglich das Wort *hostis*!³⁰

Das dritte folgte unmittelbar, völlige Trennung und Absonderung. Wer wollte mit einem solchen Feinde, dem verächtlichen Barbar, was gemein haben? keine Familiengebräuche, kein Andenken an *einen* Ursprung, und am wenigsten Sprache: da Sprache

eigentlich Merkwort des Geschlechts, Band der Familie, Werkzeug des Unterrichts, Heldengesang von den Taten der Väter und die Stimme derselben aus ihren Gräbern war. Die konnte also unmöglich einerlei bleiben, und so schuf dasselbe Familiengefühl, das *eine* Sprache gebildet hatte, da es Nationalhaß wurde, oft Verschiedenheit, völlige Verschiedenheit der Sprache. *Er ist Barbar, er redet eine fremde Sprache* - die dritte, so gewöhnliche Synonyme.

So umgekehrt die Etymologie dieser Worte scheine, so beweiset doch die Geschichte aller kleinen Völker und Sprachen, über die die Frage gilt, völlig ihre Wahrheit; die Absätze der Etymologie sind auch nur Abstraktionen, nicht Trennungen in der Geschichte. Alle solche nahen Polyglotten sind zugleich die grimstigsten, unversöhnlichsten Feinde: und zwar alle nicht aus Raub und Habsucht, da sie meistens nicht plündern, sondern nur töten und verwüsten und *dem Schatten ihrer Väter opfern*. Schatten der Väter sind die Gottheiten und die einzigen unsichtbaren Maschinen der ganzen blutigen Epopee, wie in den Gesängen Ossians. Sie sind's, die den Anführer in Träumen wecken und beleben und denen er seine Nächte wacht: sie sind's, deren Namen seine Begleiter in Schwüren und Gesängen nennen: sie sind's, denen man die Gefangnen in allen Martern weiht, und sie sind's auch gegenteils, die den Gemarterten in seinen Gesängen

und Todesliedern stärken. Verewigter Familienhaß ist also die Ursache ihrer Kriege, ihrer so eifersüchtigen Abtrennungen in Völker, die oft kaum nur Familien gleichen, und nach aller Wahrscheinlichkeit auch der *völligen Unterschiede ihrer Gebräuche und Sprachen*.

Eine morgenländische Urkunde über die Trennung der Sprachen³¹ (die ich hier nur als ein poetisches Fragment zur Archäologie der Völkergeschichte betrachte) bestätigt durch eine sehr dichterische Erzählung, was so viel Nationen aller Weltteile durch ihr Beispiel bestätigen. Nicht allmählich verwandelten sich die Sprachen, wie sie der Philosoph durch Wanderungen vervielfältigt; die Völker vereinigten sich, sagt das Poem, zu *einem* großen Werke; da floß über sie der Taumel der Verwirrung und der Vielheit der Sprachen - daß sie abließen und sich trennten - was war dies als *eine schnelle Verbittrung und Zwietracht*, zu der eben ein solches großes Werk den reichsten Anlaß gab? Da wachte der vielleicht bei einer kleinen Gelegenheit beleidigte Familiengeist auf: Bund und Absicht zerschlug sich: der Funke der Uneinigkeit schoß in Flammen: sie flogen auseinander: und taten das jetzt um so heftiger, dem sie durch ihr Werk hatten zuvorkommen wollen: sie verwirrten das *eine* ihres Ursprungs, ihre Sprache. So wurden verschiedene Völker, und da, sagt der spätere Bericht,

heißen noch die Trümmer: *Verwirrung der Völker!* - wer den Geist der Morgenländer in ihren oft so umhergeholtten Einkleidungen und episch-wunderbaren Geschichten kennet (ich will hier für die Theologie keine höhere Veranstaltung ausschließen), der wird vielleicht den sinnlich gemachten Hauptgedanken nicht verkennen, daß Veruneinigung über einer großen gemeinschaftlichen Absicht und nicht bloß die Völkerwanderung mit eine Ursache zu so vielen Sprachen geworden.

Dies morgenländische Zeugnis (was ich doch überdem hier nur als Poem anführen wollte) dahingestellt, siehet man, daß die *Vielheit der Sprachen keinen Einwurf gegen das Natürliche und Menschliche der Fortbildung einer Sprache abgeben könne*. Hier und da können freilich Berge durch Erdbeben hervorgehoben sein; allein folgt denn daraus, daß die Erde im Ganzen mit ihren Gebürgen und Strömen und Meeren nicht ihre Gestalt aus Wasser könne gewonnen haben? - - Nur freilich wird auch eben damit den Etymologen und Völkerforschern ein nützlicher Stein der Behutsamkeit auf die Zunge gelegt, *aus den Sprachunähnlichkeiten nicht zu despotisch auf ihre Abstammung zu schließen*. Es können Familien sehr nahe verwandt sein und doch Ursache gehabt haben, die Verwandtschaft der Wappen zu unterdrücken. Der Geist solcher kleinen Völker gibt dazu Ursache genug.

Viertes Naturgesetz

*So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das menschliche Geschlecht ein progressives Ganze von **einem** Ursprunge in **einer** großen Haushaltung ausmacht: so auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung.*

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über einen Menschen waltet: seine Seele ist gewohnt, immer das, was sie sieht, zu reihen mit dem, was sie sähe, und durch Besonnenheit wird also *ein progressives **eins** aller Zustände des Lebens* - mit hin *Fortbildung der Sprache*.

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über *ein* Menschengeschlecht waltet, daß *durch die Kette des Unterrichts Eltern und Kinder eins werden* und jedes Glied also nur von der Natur zwischen zwei andre hingeschoben wird, um zu empfangen und mitzuteilen - dadurch *wird Fortbildung der Sprache*.

Endlich geht dieser sonderbare Plan auch aufs *ganze* Menschengeschlecht fort; und dadurch wird eine *Fortbildung im höchsten Verstande*, die aus den beiden vorigen unmittelbar folgt.

Jedes Individuum ist Mensch, folglich denkt er die Kette seines Lebens fort. Jedes Individuum ist Sohn

oder Tochter: ward durch Unterricht gebildet: folglich bekam es immer einen Teil der Gedankenschätze seiner Vorfahren frühe mit und wird sie nach seiner Art weiterreichen - also ist auf gewisse Weise kein Gedanke, keine Erfindung, keine Vervollkommung, die nicht weiter, fast ins Unendliche reiche. So wie ich keine Handlung tun, keinen Gedanken denken kann, der nicht auf die ganze Unermeßlichkeit meines Daseins natürlich hinwürke, so nicht ich und kein Geschöpf meiner Gattung, was nicht mit jedem auch für die ganze Gattung und für das fortgehende Ganze der ganzen Gattung würke. Jedes treibt immer eine große oder kleine Welle: jedes verändert den Zustand der einzelnen Seele, mithin das Ganze dieser Zustände; wirkt immer auf andre; verändert auch in diesen etwas - der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit dem letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.

Wäre Sprache dem Menschen so angeboren als den Bienen der Honigbau, *so zerfielen mit einmal die größte prächtigste Gebäude in Trümmern!* Jeder brächte sich sein wenig Sprache auf die Welt, oder, da doch das Auf-die-Welt-Bringen für eine Vernunft nichts heißt als sie sich gleich erfinden - welch ein trauriges Einzelne wird jeder Mensch! Jeder erfindet seine Rudimente, stirbt über ihnen, und nimmt sie ins Grab, wie die Biene ihren Kunstbau: der Nachfolger

kommt, quält sich über denselben Anfängen, kommt ebensoweit oder ebensowenig weit, stirbt - und so geht's ins Unendliche. Man siehet, der Plan, der über die Tiere geht, die nichts erfinden, kann nicht über Geschöpfe gehen, die erfinden müssen, oder es wird ein planloser Plan! *Erfindet jedes für sich allein, so wird unnütze Mühe ins Unendliche verdoppelt und der erfindende Verstand seines besten Preises beraubt, zu wachsen.*

Was für Grund hätte ich nun, irgendwo in der Kette stillezustehen und nicht, solange ich denselben Plan wahrnehme, auch auf die Sprache hinaufzuschließen? Kam ich auf die Welt, um sogleich in den Unterricht der Meinigen eintreten zu müssen, so mein Vater, so der erste Sohn des ersten Stammvaters auch, und wie ich meine Gedanken um mich und in meine Abfolge breite, so mein Vater, so sein Stammvater; so der erste aller Väter. Die Kette reicht fort und steht nur bei *einem*, dem ersten, stille: so sind wir alle seine Söhne: von ihm fängt sich Geschlecht, Unterricht, Sprache an. Er hat zu erfinden angefangen; wir alle haben ihm nacherfunden, bilden und mißbilden. Kein Gedanke in *einer* menschlichen Seele war verloren; nie aber war auch *eine* Fertigkeit dieses Geschlechts auf *einmal* ganz da wie bei den Tieren: zufolge der ganzen Ökonomie war sie immer im Fortschritte, im Gange: nichts Erfundnes wie der Bau einer Zelle,

sondern alles im Erfinden, im Fortwürken, strebend. In diesem Gesichtspunkt, wie groß wird die Sprache! *Eine Schatzkammer menschlicher Gedanken*, wo jeder auf seine Art etwas beitrug! *eine Summe der Wirksamkeit aller menschlichen Seelen.*

Höchstens - tritt hier die vorige Philosophie, die den Menschen gern als ein Land- und Domänengut betrachten möchte, dazwischen -, höchstens dürfte diese Kette doch wohl nur bis *an jeden einzelnen ersten Stammvater eines Landes reichen*, von dem sich sein Geschlecht wie seine Landsprache erzeugte.³² Ich wüßte nicht, warum sie nur bis dahin und nicht weiter reichen sollte? warum diese Landesväter nicht wieder unter sich einen Erdenvater könnten gehabt haben, da die ganze fortgehende Ähnlichkeit der Haushaltung dieses Geschlechts es so fordert, »Ja«, hörten wir den Einwurf, »als wenn's weise gewesen wäre, *ein* schwaches, elendes Menschenpaar in *einen* Winkel der Erde zum Raube der Gefahr auszustellen?« - und als wenn's *weiser* gewesen wäre, viele solche schwache Menschenpaare einzeln in verschiedene Winkel der Erde zum Raube zehnfach ärgerer Gefahren zu machen? Der Fall wagender Unvorsichtigkeit ist nicht bloß überall derselbe, sondern er wird auch mit jeder Vervielfältigung unendlich vermehrt. Ein Menschenpaar, irgendwo, im besten, bequemsten Klima der Erde, wo die Jahreszeit ihrer Nacktheit am

wenigsten strenge ist, wo der fruchtbare Boden den Bedürfnissen ihrer Unerfahrenheit von selbst zustatten kommt, wo gleichsam alles umhergelagert ist wie eine Werkstätte, um der Kindheit ihrer Künste zu Hülfe zu kommen - ist dies Paar nicht weiser versorgt als jedes andre menschliche Landtier, was unter dem unfreundlichsten Himmel in Lappland oder Grönland, mit der ganzen Dürftigkeit der nackten, erfrorenen Natur umgeben, den Klauen ebenso dürftiger, hungrierer und um so grausamerer Tiere, mithin unendlich mehrern Ungemächlichkeiten ausgesetzt ist? Die Sicherheit der Erhaltung nimmt also ab, je mehr die ursprünglichen Erdemenschen verdoppelt werden. Und denn, wie lange bleibt das Paar im seligem Klima *ein* Paar? Es wird bald Familie, bald kleines Volk, und wenn es sich nun, als Volk, ausbreitet: es kommt in ein ander Land - es kommt schon als Volk hinein - wie weiser! wie sichrer! Viel an Anzahl, mit gehärteten Körpern, mit versuchten Seelen, ja mit dem ganzen Schatze von Erfahrungen ihrer Vorfahren beerbt - wie vielfach also verstärkte und verdoppelte Seelen! Nun sind sie fähig, sich bald zu Landgeschöpfen dieser Gegend zu vervollkommen! Sie werden in kurzem so eingeboren als die Tiere des Klima mit Lebensart, Denkart und Sprache - beweiset nicht aber ebendies den natürlichen Fortgang des menschlichen Geistes, der sich aus einem gewissen

Mittelpunkt zu allem bilden kann? Es kommt nie auf eine Menge bloßer Zahlen, sondern auf die Gültigkeit und Progression ihrer Bedeutung: nie auf eine Menge schwacher Subjekte, sondern auf Kräfte an, mit denen sie wirken. Diese wirken eben im simpelsten Verhältnis am stärksten; und nur die Bande umfassen also das ganze Geschlecht, die von *einem* Punkte der Verknüpfung ausgehen.

Ich lasse mich in keine weitere Gründe dieses einstämmigen Ursprungs ein: daß z. E. noch keine wahren Data von neuen Menschengattungen, die diesen Namen, wie die Tiergattungen, verdienten, aufgefunden sind; daß die offenbar allmähliche und fortgehende Bevölkerung der Erde gerade das Gegenteil von eingebornen Landtieren zeige; daß die Kette der Kultur und ähnlicher Gewohnheiten es auch, nur dunkler, zeige usw.; ich bleibe bei der Sprache. Wären die Menschen Nationaltiere, wo jedes die seinige sich ganz unabhängig und abgetrennt von andern selbst erfunden hätte: so müßte diese gewiß eine Verschiedenartigkeit zeigen, als vielleicht die Einwohner des Saturns und der Erde gegeneinander haben mögen - *und doch gebt bei uns offenbar alles auf einem Grunde fort.* Auf einem Grunde nicht bloß, was die Form, sondern was wirklich *den Gang*, des menschlichen Geistes betrifft: denn unter allen Völkern der Erde ist die Grammatik beinahe *auf einerlei Art*

gebaut. Die einzige chinesische macht, meines Wissens, eine wesentliche Ausnahme, die ich mir aber als Ausnahme sehr zu erklären getraue - wie viel Chinesergrammatiken, und wie viele Arten derselben müßten sein, wenn die Erde voll spracherfindender Landtiere gewesen wäre!

Woher kommt's, daß so viel Völker ein Alphabet haben, und doch fast nur *ein* Alphabet auf dem Erdboden sei? Der sonderbare, und schwere Gedanke, sich aus den Bestandteilen der willkürlichen Worte, aus Lauten, willkürliche Zeichen zu bilden, ist so springend, so verwickelt, so sonderbar, daß es gewiß unerklärlich wäre, wie viele und so viele auf den *einen* so entfernten Gedanken, und alle ganz auf *eine* Art auf ihn gefallen wären. Daß sie alle die weit natürliche Zeichen, die Bilder von Sachen vorbeilieben und Hauche malten, unter allen möglichen dieselben zwanzig malten und sich gegen die übrigen fehlenden dürftig behelfen, daß zu diesen zwanzig so viele dieselben willkürlichen Zeichen nahmen - wird hier nicht Überlieferung sichtbar? Die morgenländischen Alphabete sind im Grunde eins: das griechische, lateinische, runische, deutsche usw. Ableitungen: das deutsche hat also noch mit dem koptischen Buchstaben gemein, und Irländer sind kühn genug gewesen, den Homer für eine Übersetzung aus ihrer Sprache zu erklären. Wer kann, so wenig oder viel er

drauf rechne, im Grunde der Sprachen Verwandtschaft ganz verkennen? Wie *eilt* Menschevolk nur auf der Erde wohnt, so auch nur *eine* Menschensprache: wie aber diese große Gattung sich in so viele kleine Landarten nationalisiert hat: so ihre Sprachen nicht anders.

Viele haben sich mit den Stammlisten dieser Sprachengeschlechter versucht; ich versuche es nicht - denn wie viele, viele Nebenursachen konnten in dieser Abstammung und in der Kenntlichkeit dieser Abstammung Veränderungen machen, auf die der etymologisierende Philosoph nicht rechnen kann und die seinen Stammbaum trügen. Zudem sind unter den Reisebeschreibern und selbst Missionarien so wenig wahre Sprachphilosophen gewesen, die uns von dem Genius und dem charakteristischen Grunde ihrer Völkersprachen hätten Nachricht geben können oder wollen, daß man im allgemeinen hier noch in der Irre gehet. Sie geben Verzeichnisse von Wörtern - und aus *dem* Schälenskram soll man schließen! Die Regeln der wahren Sprachdeduktion sind auch so fein, daß wenige - - doch das ist alles nicht mein Werk! Im Ganzen bleibt das Naturgesetz sichtbar: *Sprache pflanze und bilde sich mit dem menschlichen Geschlechte fort*; in diesem Gesetze zähle ich nur *Hauptarten* auf, *die verschiedene Dimension geben*.

I. Jeder Mensch hat freilich alle Fähigkeiten, die sein ganzes Geschlecht, und jede Nation die

Fähigkeiten, die alle Nationen haben; es ist indessen doch wahr, daß eine Gesellschaft mehr als ein Mensch und das ganze menschliche Geschlecht mehr als ein einzelnes Volk erfinde; und das zwar nicht bloß nach Menge der Köpfe, sondern nach vielfach- und innig-vermehrtern Verhältnissen. Man sollte denken, daß ein einsamer Mensch, ohne drängende Bedürfnisse, mit aller Gemächlichkeit der Lebensart z.E. viel mehr Sprache erfinden, daß seine Muße ihn dazu antreiben werde, seine Seelenkräfte zu üben, mithin immer etwas Neues zu erdenken usw.; allein das Gegenteil ist klar. Er wird ohne Gesellschaft immer auf gewisse Weise verwildern und bald in Untätigkeit ermatten, wenn er sich nur erst in den Mittelpunkt gesetzt hat, seine nötigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er ist immer eine Blume, die, aus ihren Wurzeln gerissen, von ihrem Stamm gebrochen, daliegt und welkt. - - Setzt ihn in Gesellschaft und mehrere Bedürfnisse: er habe für sich und andre zu sorgen; man sollte denken, diese neue Lasten nehmen ihm die Freiheit, sich emporzuheben; dieser Zuwachs von Peinlichkeiten die Muße, zu erfinden; aber gerade umgekehrt. Das Bedürfnis strengt ihn an: die Peinlichkeit weckt ihn: die Rastlosigkeit hält seine Seele in Bewegung: er wird desto mehr tun, je wundersamer es wird, daß er's tue. *So wächst also die Fortbildung einer Sprache von einem einzelnen bis zu einem Familienmenschen*

schon in sehr zusammengesetztem Verhältnis. Alles andre abgerechnet, wie wenig würde doch der Einsame, selbst der einsame Sprachenphilosoph auf seiner wüsten Insel erfinden! wie viel mehr und stärker der Stammvater, der Familienmann: die Natur hat also diese Fortbildung gewählet.

II. Eine einzelne, abgetrennte Familie, denkt man, wird ihre Sprache bei Bequemlichkeit und Muße mehr ausbilden können, als bei Zerstreungen, Krieg gegen einen andern Stamm usw.; allein nichts weniger. Je mehr sie gegen andre gekehrt ist, desto stärker wird sie in sich zusammengedrängt: desto mehr setzt sie sich auf ihre Wurzel, macht die Taten ihrer Vorfahren zu Liedern, zu Aufrufungen, zu ewigen Denkmalen: erhält dieses Sprachandenken um desto reiner und patriotischer - *die Fortbildung der Sprache, als Mundart der Väter, gebt desto stärker fort: darum hat die Natur diese Fortbildung gewählet.*

III. Mit der Zeit aber setzt sich dieser Stamm, wenn er in eine kleine Nation angewachsen ist, auch in seinen Zirkel fest. Er hat seinen gemeßnen Kreis von Bedürfnissen und für diese auch Sprache. Weiter gehet er nicht, wie wir an allen kleinen sogenannten barbarischen Nationen sehen. Mit ihren Notwendigkeiten abgeteilt, können sie jahrhundertlang in der sonderbarsten Unwissenheit bleiben, wie jene Inseln ohne Feuer und so viel andre Völker ohne die leichtesten

mechanischen Künste. Es ist, als ob sie nicht Augen hätten, zu sehen, was ihnen vorliegt. Daher alsdenn das Geschrei anderer Völker auf solche als auf dumme, unmenschliche Barbaren; da wir alle doch vor weniger Zeit ebendieselben Barbaren waren und diese Kenntnisse nur von andern Völkern bekamen! Daher auch das Geschrei so mancher Philosophen über diese Dummheit als die unbegreiflichste Sache, da doch nach der Analogie der ganzen Haushaltung mit unserm Geschlecht nichts begreiflicher ist als sie! - Hier hat die Natur eine neue Kette geknüpft, *die Überlieferung von Volk zu Volk!* So haben sich Künste, Wissenschaften, Kultur und Sprache in einer großen Progression Nationen hin verfeinert - *das feinste Band der Fortbildung, was die Natur gewählet.*

Wir Deutsche würden noch ruhig, wie die Amerikaner, in unsern Wäldern leben, oder vielmehr noch in ihnen rauh kriegen und Helden sein, wenn die Kette fremder Kultur nicht so nah an uns gedrängt und mit der Gewalt ganzer Jahrhunderte uns genötigt hätte, mit einzugreifen. Der Römer holte so seine Bildung aus Griechenland, der Grieche bekam sie aus Asien und Ägypten, Ägypten aus Asien, China vielleicht aus Ägypten - so geht die Kette von *einem* ersten Ringe fort und wird vielleicht einmal über die Erde reichen. Die Kunst, die einen griechischen Palast bauete, zeigt sich bei dem Wilden schon im Bau einer Waldhütte;

wie die Malerei *Mengs'* und *Dietrichs* schon im rohesten Grunde auf dem rotbemalten Schilde Hermanns glänzte. Der Eskimo vor seinem Kriegsheere hat schon alle Keime zu einem künftigen *Demosthen* und jene Nation von Bildhauern am Amazonenstrom³³ vielleicht tausend künftige *Phidias*. Lasset nur andre Nationen vor- und jene umrücken: so ist alles, wenigstens in den gemäßigten Zonen, wie in der alten Welt. Ägypter und Griechen, und Römer und Neuere taten nichts als fortbauen; Perser, Tartaren, Goten und Pfaffen kommen dazwischen und machen Trümmern; desto frischer bauet sich's *aus* und *nach* und *auf* solchen alten Trümmern weiter. Die Kette einer gewissen Vervollkommung der Kunst geht über alles fort (obgleich andre Eigenschaften der Natur wiederum dagegen leiden) und so auch *über die Sprache*. Die arabische ist ohne Zweifel hundertmal feiner als ihre Mutter im ersten rohen Anfange: unser Deutsch ohne Zweifel feiner als das alte Keltische: die Grammatik der Griechen konnte besser sein und werden als die morgenländische, denn sie war Tochter: die römische philosophischer als die griechische, die französische als die römische: - ist der Zwerg auf den Schultern des Riesen nicht immer größer als der Riese selbst?

Nun sieht man auf einmal, wie trüglich der Beweis *für die Göttlichkeit der Sprache aus ihrer Ordnung und Schönheit* werde - Ordnung und Schönheit sind

da, aber wenn, wie und woher gekommen? Ist denn diese so bewunderte Sprache die Sprache des Ursprungs? oder nicht schon das Kind ganzer Jahrhunderte und vieler Nationen? Siehe! an diesem großen Gebäude haben Nationen und Weltteile und Zeitalter gebauet; und darum konnte jene arme Hütte nicht der Ursprung der Baukunst sein? darum mußte gleich ein Gott die Menschen solchen Palast bauen lehren? weil Menschen gleich solchen Palast nicht hätten bauen können - Welch ein Schluß! und Welch ein Schluß überhaupt ist's: diese große Brücke zwischen zwei Bergen begreife ich nicht ganz, wie sie gebauet sei - folglich hat sie der Teufel gebauet! Es gehört ein großer Grad Kühnheit oder Unwissenheit dazu, zu leugnen, daß sich nicht die Sprache mit dem menschlichen Geschlecht nach allen Stufen und Veränderungen fortgebildet: das zeigt Geschichte und Dichtkunst, Beredsamkeit und Grammatik, ja, wenn alles nicht, so Vernunft. Hat sie sich nun ewig so fortgebildet und nie zu bilden angefangen? oder immer menschlich gebildet, so daß Vernunft nicht ohne sie, und sie ohne Vernunft nicht gehen konnte - und mit einmal ist ihr Anfang anders? und das so ohne Sinn und Grund anders, wie wir anfangs gezeigt? In allen Fällen wird die Hypothese eines göttlichen Ursprungs in der Sprache - versteckter, feiner Unsinn!

Ich wiederhole das mit Bedacht gesagte, harte Wort

Unsinn! und will mich zum Schluß erklären. Was heißt ein göttlicher Ursprung der Sprache als entweder: *ich kam die Sprache aus der menschlichen Natur nicht erklären: folglich ist sie göttlich* - ist Sinn in dem Schlusse? Der Gegner sagt: *ich kann sie aus der menschlichen Natur und aus ihr vollständig erklären* - wer hat mehr gesagt? Jener versteckt sich hinter eine Decke und ruft hervor: Hier ist Gott! Dieser stellt sich sichtbar auf den Schauplatz, handelt - »sehet! ich bin ein Mensch!«

oder ein höherer Ursprung sagt: weil ich die menschliche Sprache nicht aus der menschlichen Natur erklären kann: so kann durchaus keiner sie erklären - sie ist durchaus *unerklärbar*: ist in dem Schlusse Folge? Der Gegner sagt: *mir ist kein Element der Sprache in ihrem Beginn und in jeder ihrer Progression aus der menschlichen Seele unbegreiflich: ja die ganze menschliche Seele wird mir unerklärbar, wenn ich in ihr nicht Sprache setze, das ganze menschliche Geschlecht bleibt nicht das Naturgeschlecht mehr, wenn's nicht die Sprache fortbildet* - wer hat mehr gesagt? - wer sagt Sinn?

oder endlich die höhere Hypothese sagt gar: nicht bloß keiner kann die Sprache aus der menschlichen Seele begreifen: sondern ich sehe auch deutlich die Ursache, warum sie ihrer Natur und der Analogie ihres Geschlechts nach durchaus für Menschen

unerfindbar war. Ja ich sehe in der Sprache und im Wesen der Gottheit die Ursache deutlich, warum keiner als Gott sie erfinden konnte. Nun bekäme zwar der Schluß Folge; aber nun wird er auch der gräßlichste Unsinn. Er wird so beweisbar, als jener Beweis der Türken von der Göttlichkeit des Korans: »wer anders, als der Prophet Gottes konnte so schreiben?« Und wer anders als ein Prophet Gottes kann auch wissen, daß nur der Prophet Gottes so schreiben konnte? Niemand als Gott konnte die Sprache erfinden! Niemand als Gott kann aber auch einsehen, daß niemand als Gott sie erfinden konnte! Und welche Hand kann es wagen, nicht bloß etwa Sprache und die menschliche Seele, sondern Sprache und Gottheit auszumessen?

Ein höherer Ursprung hat *nichts für sich*, selbst nicht das Zeugnis der morgenländischen Schrift, auf die er sich beruft : denn diese gibt offenbar der Sprache einen menschlichen Anfang durch Namennennung der Tiere. Die menschliche Erfindung hat *alles für und durchaus nichts gegen sich*: Wesen der menschlichen Seele und Element der Sprache; Analogie des menschlichen Geschlechts und Analogie der Fortgänge der Sprache - das große Beispiel aller Völker, Zeiten und Teile der Welt!

Der höhere Ursprung ist, so fromm er scheine, *durchaus ungöttlich*: Bei jedem Schritte verkleinert

er Gott durch die niedrigsten, unvollkommensten Anthropomorphien. Der menschliche zeigt *Gott im größten Lichte*: sein Werk, eine menschliche Seele, durch sich selbst eine Sprache schaffend und fortschaffend, weil sie sein Werk, eine menschliche Seele ist. Sie bauet sich diesen Sinn der Vernunft als eine Schöpferin, als ein Bild seines Wesens. Der Ursprung der Sprache wird also nur auf eine würdige Art göttlich, sofern er menschlich ist.

Der höhere Ursprung ist *zu nichts nütze*, und äußerst schädlich. Er zerstört alle Wirksamkeit der menschlichen Seele, erklärt nichts und macht alles, alle Psychologie und alle Wissenschaften unerklärlich - denn mit der Sprache haben ja die Menschen alle Samen von Kenntnissen von Gott empfangen? Nichts ist also aus der menschlichen Seele? Der Anfang jeder Kunst, Wissenschaft und Kenntnis also ist immer unbegreiflich? Der menschliche *läßt keinen Schritt tun ohne Aussichten* und die fruchtbarsten Erklärungen in allen Teilen der Philosophie und in allen Gattungen und Vorträgen der Sprache. Der Verfasser hat einige hier geliefert und kann davon eine Menge liefern. - - - -

Wie würde er sich freuen, wenn er mit dieser Abhandlung eine Hypothese verdränge, die, von allen Seiten betrachtet, dem menschlichen Geist nur zum Nebel und zur Unehre ist, und es zu lange dazu

gewesen! Er hat eben deswegen das Gebot der Akademie übertreten und keine Hypothese geliefert: denn was wär's, wenn *eine* Hypothese die andre auf- oder gleichwäge? und wie pflegt man, was die Form einer Hypothese hat, zu betrachten als wie philosophischen Roman - *Rousseaus, Condillacs* und anderer? Er befließ sich lieber, *feste Data aus der menschlichen Seele, der menschlichen Organisation, dem Bau aller alten und wilden Sprachen und der ganzen Haushaltung des menschlichen Geschlechts* zu sammeln und seinen Satz so zu beweisen, wie die festeste philosophische Wahrheit bewiesen werden kann. Er glaubt also mit seinem Ungehorsam den Willen der Akademie eher erreicht zu haben, als er sich sonst erreichen ließ - - -

Fußnoten

1 Süßmilchs »Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei«, Berlin 1766, S. 21.

2 Die beste Schrift für diese noch zum Teil unausgearbeitete Materie ist Wachteri »Naturae et scripturae concordia«, Hafn. 1752, die sich von den Kircherschen und soviel andern Träumen wie Altertumsge-schichte von Märchen unterscheidet.

3 »Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voyent« etc.

4 »Essai sur l'origine des connoissances humaines«. Vol. II.

5 »Sur l'inégalité parmi les hommes« etc., Part. I.

6 Ebendasselbst.

7 Süßmilch, »Beweis für die Göttlichkeit« etc., Anhang 3, S. 110.

8 »Traité sur les animaux«.

9 »Sur l'origine de l'inégalité« etc.

10 »Reimarus über die Kunsttriebe der Tiere: S. Betrachtungen drüber in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend« etc.

11 Eine in einem neuen metaphysischen Werke beliebte Einteilung (Search's »Light of Nature Pursued«, Lond. 68).

12 Rousseau, »Über die Ungleichheit« etc.

13 Eine der schönsten Abhandlungen, das Wesen der *Apperzeption aus physischen Versuchen*, die so selten die Metaphysik der Seele erläutern! ins Licht zu setzen, ist die in den Schriften der Berlinschen Akademie von 1764.

14 Süßmilch, angef. Schr., Abschn. 2.

15 Ebendas., S. 49.

16 Süßmilch, S. 48.

17 Philos. Transact. - Abridgment - auch in Cheselens Anatomy, in Smith-Kästners Optik, in Buffons Naturgeschichte, Encyklopädie und zehn kleinen

französischen Wörterbüchern unter »Aveugle«.

18 Diderot ist in seinem ganzen Briefe »Sur les sourds et muets« kaum auf diese Hauptmaterie gekommen, da er sich nur bei Inversionen und hundert andern Kleinigkeiten aufhält.

19 »Œuvres philosophiques«, publiées p. Raspe, p. 232.

20 Brown.

21 Süßmilch, § 9.

22 Die beste Abhandlung, die ich über diese Materie kenne, ist eines Engländers; »Things Divine and Supernatural Conceived by Analogy with Things Natural and Human«, Lond. 1755. By the author of »The Procedure, Extent und Limits of Human Understanding«.

23 Süßmilch, § 11.

24 Rousseau hat diesen Sitz in seiner Hypothese diviniert, den ich hier bestimme und beweise.

25 Abschnitt 3.

26 S. 80, 81.

27 31, 34.

28 Rousseau.

29 Süßmilch [S. 92].

30 Voss., »Etymol [ogicum linguae latinae]«.

31 I. Mos. II.

32 Philosophie de l'histoire etc., etc.

33 de la Condamine.

Johann Gottfried Herder

Übers Erkennen und Empfinden
in der menschlichen Seele

Est Deus in nobis!
Virg.

I. Entwicklung der ursprünglichen Bestimmung der beiden Fähigkeiten der menschlichen Seele, zu erkennen und zu empfinden, und die allgemeinen Gesetze, denen sie folgen

Erkennen und *Empfinden* scheint für uns vermischte, zusammengesetzte Wesen in der Entfernung zweierlei; forschen wir aber näher, so läßt sich in unserm Zustande die Natur des einen ohne die Natur des andern nicht völlig begreifen. Sie müssen also vieles gemein haben oder am Ende gar einerlei sein.

1. Kein Erkennen ist ohne Empfindung, d.i. ohne Gefühl des Guten und Bösen, der Bejahung und Verneinung, des Vergnügens und Schmerzes: sonst könnte die Neugierde, erkennen, sehen zu wollen, weder dasein noch reizen. Die Seele muß fühlen, daß, indem sie erkennt, sie Wahrheit sehe, mithin sich genieße, ihre Kräfte des Erkennens wohl angewandt, sich also fortstrebend, sich vollkommener wisse: je inniger und unaufgehalten sie das gewahr wird, desto inniger empfindet sie Wohllust.

Setzt, die Seele erkenne nicht (ein Zustand, den wir zum Teil nur aus der Ohnmacht kennen), so ist Tod da: Lähmung. Die Seele hat ihr Dasein gleichsam, d.i. ihren Genuß an sich und der Welt, verloren.

Setzt, die Seele betrachte etwas, was Unding ist,

als Wahrheit; so kann sie's nur so lange, als die dunkle Vermischung unvollständiger Ideen ihr noch den Schatten als Wahrheit vorhält. Sie kommt aber zu sich: die Ideen werden weniger, heller, tiefer: sie findet kein Vergnügen mehr am Wahne, weil sie inne wird, daß sie bei ihm nichts gedacht habe. Sie wirft ihn weg und wählt Wahrheit.

Setzt endlich, die Seele erkenne, schreite fort; aber unsanft, ohne Maß dessen, was sie fassen soll zum Gebrauch ihrer Kräfte: die Arbeit wird ihr sauer, sie fühlt sich unwillig, bis sie zuletzt, wenn sie nicht durchbrechen kann, am Orte der größten Dunkelheit zu rückkehret. Sie hört über den Gegenstand zu denken auf, unter dem sie zu erliegen schien, der sie mit Schwarz umhüllte: sie hat ihre Lust zu erkennen an ihm gebüßet und wandert anderswohin aus!

Das Erkennen der Seele läßt sich also nicht ohne Gefühl des Wohl- und Übelseins, ohne die innigste geistige Empfindung der Wahrheit und Güte denken. Das Wort *Neugierde*, Verlangen nach neuen Erkenntnissen, sie auf die leichteste, beste Weise zu sehen, sagt's.

2. So läßt sich keine Empfindung ganz ohne Erkennung, d.i. wenigstens ohne dunkle Vorstellung der Vollkommenheit, und zwar fortrückender Vollkommenheit, denken: selbst das Wort Empfindung sagt's. Man muß mit sich und seinem Zustande *beschäftigt*

sein, sich also und seinen Zustand fühlen, im Wohlstande und in der Fortdauer oder im Gegenteil fühlen, d.i. *dunkel erkennen*, in der sanften Fortdauer eine Art Wachstum, Zunahme, Genuß mehrerer, längerer Vollkommenheit ahnden, d.i. *dunkel voraussehen*, oder es ist kein Zustand der Empfindung. Selbst wenn wir uns eine Pflanze empfindend denken: so ist's, wie der tiefste Grad von Empfindung, so auch der dunkelste Zustand der Selbsterkenntnis und dessen, was in dies Selbst einfließt. Wir können nach dem gemeinen Begriffe nicht umhin, selbst in *Gott*, in dem Wesen, was weder durchs Erkennen noch Empfinden wachsen kann, beide Zustände nach unsrer Analogie zu setzen, weil wir sonst keinen *innern* Zustand eines Wesens kennen. Ja wenn bei der Empfindung Tätigkeit sein soll, unsern Zustand zu ändern oder darin zu beharren, wie die Aufgabe mit Recht zum Grunde setzt, so ist beides nicht ohne Erkenntnis, und zwar einen sehr vorzüglichen Grad derselben, möglich.

Erkennen ist also nicht ohne Empfindung: Empfindung nicht ohne ein gewisses Erkennen. Laßt uns beide Fähigkeiten nun genauer bestimmen und in ihren Grundgesetzen entwickeln.

Vom Gefühl der Pflanze wissen wir nichts, und vom Phänomenon des Triebes der Bewegung im Steine noch minder; laßt uns also vom untersten Grad unsrer tierischen Empfindung anfangen: wir fahlen

uns in einem sehr vielartigen und zu *einem* Zwecke äußerst fein organisierten Körper lebend. Körperlich zu reden, fühlt sich die Seele, d.i. unsre Kraft, zu erkennen und zu wollen, selbst in ihren abgezogensten Verrichtungen mit dieser Masse, wenigstens mit Teilen derselben, verbunden, daß sie diesen Ort im Universum nicht verlassen kann, wohin sie sich von einer fremden Macht gesetzt siehet. Sie fühlt weiter ihre selbstgedachte und abgezogenste Kenntnisse als Resultate ihrer Verbindung mit dem Körper und (noch immer körperlich zu reden) als ein Werkzeug, oder vielmehr als ein Aggregat unzählbarer Werkzeuge, ihr Kenntnisse zu gewähren. Sie fühlt endlich, im weitesten Verstande, sich als Inwohnerin gleichsam in diesen Körper ausgegossen, daß sie mit allen Werkzeugen desselben empfinde, desselben körperliche und organische Kräfte brauche, dadurch immer eine Kraft von sich anwende, sich also im Gebrauch dieser Kraft fühle, wohlseind, daurend in sanftem Maß fortstrebend fähle - sich also in diesem Körper wie in einem Spiegel ihr[er] selbst erkenne. Dies ist unser Zustand, und daher kommt die innige Vereinigung der Kraft, zu erkennen und zu genießen, zu sehn und zu empfinden.

Diesen Zustand nun bis auf den tiefsten Abgrund uns innigst und doch deutlich vorzustellen ist nicht möglich, weil wir weder die Natur der Gedenkkraft

noch der Empfindungs- und Körperteile aus dem Universum und aufs Universum hin erklären und beziehen können. Und schon aus dem Grunde sind alle Systeme über die Verbindung der Seele und des Körpers nichtig. Wir sind in eine Welt unendlicher Ideen und Wirkungen gesetzt, an denen wir, aber nur als einzelne Wesen, teilnehmen, und wissen selbst nicht, wohin oder woher jede unsrer Ideen würke. Wie sollten wir nun wissen, auf welche Art wir einzelne Wesen wurden? wie sich aus der allgemeinen Natur der Dinge die Kraft zu erkennen mit der Masse Organisation zu Empfindungen gattete, daß sie, wenigstens dem Scheine nach, zusammen und ineinander würken? Wer begreift, wie in der raum- und zeitlosen Unendlichkeit Raum, Zeit und einzelne Dinge wurden? Niemand! Die Untereinanderordnung deutlicher klarer und dunkler, aber lebhafter und wirksamer Ideen ist das Meisterstück der göttlichen Kraft und Weisheit, die in jedem einzelnen Punkt nicht anders als aus der Zusammenordnung des Ganzen eingesehen werden müßte.

Wir müssen hier also bloß bei der Erfahrung und bei klaren Begriffen bleiben, von denen es gnug ist einzusehen, warum sie nicht vollständig werden konnten. Da finden wir nämlich die Kräfte der Seele gleichsam ausgebreitet in alle mannigfaltige Verrichtungen des organischen Leibes. Ohne gewisse Teile,

fühlen wir, kann unser Denken nicht vor sich gehn: die Affekten regen verschiedene Gliedmaßen und Teile: die Sinnlichkeit hat ihre Werkzeuge: das organische Gefühl verbreitet sich über den ganzen Körper - alle Teile und Glieder also tragen auf die verschiedenste Weise zum Wohl der Seele bei, und dies Wohl kann sich nicht anders äußern, als daß sie sich in allen Teilen wohl fühle. Hiebei sollten wir nun stehnbleiben. Die Seele fühlt sich im Körper, und fühlt sich wohl, wenn sie fortdauret, ihre Verrichtungen tut und die Verrichtungen des Körpers ihr analog wirken. *Mens sana in corpore sano*. Könnten wir tiefer hin fühlen und uns aus dem tiefen Traume der sinnlichsten Kräfte wecken: so würden wir ohne Zweifel inne, wie die Seele sich genau in allem fühle. Wie sie die Modulation des Geblütsumlaufs höre und auch eben der Modulation ähnlich denke! Wie das Othemholen durch seinen Druck auf die Maschine zugleich der Takt sei, der die Modulation der Gedanken regiere! Wie in jedem starken oder schwachen Gliede, nach Maß des Beitrags desselben zum Ganzen, die Seele sich schwächer oder stärker fahle, freudig würke, oder matte. Kurz, der Körper würde uns alsdenn deutlich, was er uns jetzt nur dunkel oder verworren ist, *Analogon, Spiegel, ausgedrücktes Bild der Seele*. Und hier liegt nun der Bestimmungsgrund unsrer ersten wichtigen Frage über die Natur des

Erkennens und Empfindens: nämlich das *Erkennen der Seele* kann als ein *deutliches Resultat* all ihrer *Empfindungszustände* betrachtet werden; die *Empfindung* also kann nichts anders sein als gleichsam der *Körper*, das *Phänomenon* des Erkennens, die *anschauliche Formel*, worin die Seele den *Gedanken* siehet. Dies ist die ursprüngliche Bestimmung beider Fähigkeiten, die sich in der Entwicklung aller merkbaren Fälle und Zustände zeigt.

Da hiezu das Bild des ganzen Körpers mit all seinen Empfindungen ein zu dunkles, vielartiges Bild wäre, sintemal er von zu vielem andern abhängt, ein Sklave des großen Laufs der Natur ist und der Seele nur unvollständig zugehöret: so lasset uns ihr eigentliches Gebiet, die *Sinnlichkeit* im engern Verstande, betrachten, und wir werden die *ursprüngliche Bestimmung beider Fähigkeiten, des Erkennens und Empfindens*, auf die angegebne Weise sehen.

Immer nämlich ist jeder Sinn ein Organ, der Seele Empfindung und unter der Hülle derselben Erkenntnis zu geben Sie stellen ihr alle ein Mannigfaltiges vor, wo ihr Macht und Amt gegeben wird, daraus ein Eins zu machen. Jeder Sinn auf seine Weise, aus seinen Gegenständen liefert ihr Schemata des Wahren und Guten, d.i. viele in *eine* Empfindung vermischte Ideen und Teile des Weltalls, die aber also vermischet der Sphäre des Sinnes angemessen sind, d.i. die der Seele

also vorgestellt werden, daß sie auf solche Weise in ihrer Menge leicht gefaßt und bis zu dem Grade Klarheit und Deutlichkeit aufgelöst werden können, als es fürs Wohl des Ganzen itziger Zeit und in dem Zustande gehöret. Bei der Empfindung jedes Sinnes übt sich also die Seele im Erkennen, d.i. sie hat eine sinnliche Formel vor sich, die sie auf die möglich leichteste Weise entziffert und in ihr ein Resultat von Wahrheit und Güte sucht.

Beim Geschmack z.E. fühlet die Seele ein Mannigfaltiges, das sie in eins verwandelt. Alles zu Einförmige im Geschmacke macht Ekel, Überdruß und, wenn's also einartig zu lange fortgesetzt wird, Erbrechen. Sind zu verschiedene Teile zusammengesetzt, die sich nicht auflösen lassen, so wird der Geschmack widrig, die Seele erliegt darunter, und im unausgeartet natürlichen Zustande war ein so widriger Geschmack auch Zeichen der Ungesundheit der Speise. D.i. die Seele erkannte dunkel aber lebhaft, daß der Leib die mit ihm oder unter sich zu verschiedenartige Teile nicht einigen, nicht mit ihm in dem Zustande unmühsam und zum Wohl des Ganzen assimilieren konnte; sie stieß sie also zurück und sehnte sich nach andern. Kann sie's aber, so wird das dolce piccante, das sanfte Vielförmige, die angenehme Reizbarkeit daraus, wo sich die Seele durch den Sinn sanft beschäftigt fühlt, wo sie leicht auflöset und ihrer Natur assimiliret,

kurz, wo sie eine gewisse Formel der Wahrheit und Güte auf eine sanft gemischte Art entziffert und sich also wirklich in einer der Erkenntnis analogen Handlung fühlet.

Der Geruch würkt schon tiefer und in einer zur Seele nähern Region. Orient, das Land der Düfte und Gerüche, fand die Ideen derselben schon so fein, daß sie sie zur Speise der Seele, der Genien und zur Nahrung der Götter machten, wenn sie ja Speise genießen. Das Pasten am Geruche war ihnen schwerer Hunger, und andre Sprachen sagten in einer andern Beziehung einen Menschen von verstopfter Nase für einen dummen Menschen auch nicht umsonst. Der Geruch liefert schon seine Formeln der Erkenntnis in der Mischung von Düften; er ist gleichsam der Geist des Geschmacks, der ohne ihn tot ist, und eine nahe Pforte zu den feinern Sinnen. Die Seele schwimmt mit ihm in einem vielartigen Äther, den sie, wie Dissonanzen, leicht auflöset und in eins, die Natur ihres feinen Organs, verwandelt. Daher ist der Geruch so stärkend und ruft die Lebensgeister wieder: die Seele fühlt sich in ihm gleichsam in der Mittelregion zwischen Geist und Körper mit einer angenehmen Formel des Erkennens beschäftigt.

Gehör und Gesicht endlich sind die Spiegel- und Tonkammer der Seele. In der Tonkunst löst die Seele immer auf, nur dunkel, weil sie sonst das

Mannigfaltige verlöre. Der *Rameausche* Erfahrungssatz zeigt, daß jeder Ton die aufsteigenden harmonischen Töne mit enthalte, und der Erfahrungssatz des großen *Tartini* zeigt, daß auch der Gang der Melodie als ein Resultat zweier gegebenen Töne schon mechanisch vorausgeföhlt werden könne; aus welchen beiden Grundsätzen zusammengenommen sich der ganze Mechanismus der Tonkunst erklärt. In Harmonie und Melodie übet sich die Seele also an Formeln des Erkennens, der Reduktion vieles zu *einem* auf die angenehmste Weise. Nicht das aber bloß, sondern in der ganzen Natur liegen Materialien zum Wohllaute um uns, woran wir uns unaufhörlich üben. Um uns tönt ein großes, ewiges Konzert von Bewegung und Ruhe. Der Sturm oder das Säuseln der Lüfte, die Musik, die in jedem körperlichen Tone von seiner Anschwingung bis zu seinem Ersterben durch alle Grade der Bewegung liegen muß, gibt unsrer Seele ewig ein fortstrebendes Geschäft der Auflösung, Voraussicht, des Genusses ihr[er] selbst in jedem Tone. Die menschliche Stimme endlich vollendet alles. In jeder Periode tritt schon den Tönen nach uns eine Formel des Ausdrucks vor, eine Mannigfaltigkeit zur sanften Einheit, eine Modulation von Empfindungen, die sehr tief, uns unmittelbar gleichartig würken. Bei dem Gesicht wird alles am klärsten. Alle Farben und Flächen um unser Auge sind ihm harmonisch; das man bald fühlen kann,

wenn man sich einen gelben Himmel, eine feuerrote Wiese, schwarzes oder schneeweißes Laub der Bäume zusammengedenket. Die Natur nahm die mittlern, sanftesten Farben und verteilte sie also, daß die Seele am längsten auf ihnen ruhen und sie am leichtesten auflösen konnte. Den Wechsel zwischen Tag und Nacht setzte sie durch sanfte Übergänge, Morgen- und Abendröte zusammen, und wo sie konnte, lieferte sie Symmetrie, leicht zu fassende Wohlgestalt und Schönheit. Die Bäume wachsen in sanfter Verjüngung und sind das natürliche Muster der schönsten, festesten Formel der Baukunst. Ohne daß sie's weiß, umfaßt die Seele den Stamm, gleitet sanft umher und mit ihm in die Höhe, fühlet also dunkel das Streben aller Radien in demselben zum Mittelpunkte, d.i. Vollkommenheit des Zirkels, und das sanfte Fortstreben hinauf in gerader Linie auf seiner Wurzel, in seinem Kreise, bis zum Überfluß seiner Äste zum Nutzen und zur Notdurft. Nichts hat die Natur eckig gemacht, nichts, daß sich das Auge dran stoße. Wo ein Kleineres dem Druck des Größern unterliegt, ist's mit der größten Sparsamkeit, der mindesten Ausnahme. Die Pflanze richtet sich wieder in die Höhe, wenn sie dem pressenden Steine entkam; die umgekehrte Wurzel wendet sich selbst in der Erde, und der vom Winde gebogene Baum verjüngt sich noch in seiner gebeugten Stellung. Warum hat die Natur alle Gestalten der Tiere

mit Symmetrie bekleidet? Inwendig in ihrem Baue sind sie's nicht, da arbeitete sie für die Notdurft und nicht für die feinere Notdurft einer durchs Auge gestaltsammlenden Seele. Im Meer und im Staube sind Geschöpfe, wo sie auch im Äußern noch der Bedürfnis unterlag; die Glieder der Berechnung ihrer Gestalten treten noch nicht helle hervor oder scheinen ungleichartig nebeneinander. Je näher sie dem Menschen kam, desto mehr bildete sie den Staub harmonisch. Vögel und Fische symmetrisch geschuppt und befriedet: die Tiere symmetrisch gefärbt und gebildet: endlich paßte sie diese Weisen wieder zusammen, und die Menschengestalt ward! Welche Formel von Wahrheit und Güte in jedem Gliede, in jedem Zuge! Ein Ausdruck unnennbarer Tiefe! eine Formel vom Weltall im leichtaufzulösendsten, umfaßbarsten, simpelsten Bilde. Dieser Formel, sehn wir offenbar, blieb die immer verändernde Mutter auch in den Geschlechtern hinter dem Menschen so lange treu, als sie's bleiben konnte, und lauter solche seelenvolle Bilder legte sie dem Gesichte des Menschen umher, daraus Seele, d.i. Wahrheit und Güte, unter jeder harmonischen Gestalt zu suchen und zu finden. Sie übt und sammlet das Erkennen unter lauter Empfindung: diese ist nichts als die leichteste, meistbeschäftigende, angenehmste Aufgabe zu jener.

Welche unabsehliche Weisheit, Güte und Wahrheit

des Urhebers der Natur herrscht in dieser Einrichtung. Jeder Teil des Weltall, der sein Bild ist, und also auch in so hohem Grad jede menschliche Seele ist mit jedem Sinne, unter jeder Gestalt, nichts als der Wahrheit und Güte fähig. Kein Sinn, als Sinn kann sie trügen: alle Vorstellungen, selbst die dunkelsten, sind prägnant von Wahrheit im Schoße der Empfindung: Irrtum ist nichts als eine Vermischung und Zusammenwerfung zu vieler Teile, deren Grund wir noch nicht sehen, also nichts als ein Übel unterwegs auf dem Gange zur Wahrheit. Und da es nun der natürliche Fortschritt ist vom Dunklen zum Hellern, vom Unvollständigen zur Vollständigkeit, welcher ein schöner Weg ist jeder Seele bestimmt im Universum. Sie läutert und scheidet immer: jede sinnliche Empfindung, die Hülle der härtesten Notdurft übt sie und hält sie auf dem Wege: sie soll unter allen Gestalten nichts als Wahrheit und Güte ernten, die *eins* sind. Sie übt sich immer im Erkennen, indem sie empfindet.

Nun gab uns die Gottheit so viel Sinne, als sie uns auf dieser Stufe des Daseins, ohn uns zu überladen, geben konnte, oder vielmehr wir sind auf jede Weise, da wir's hier sein konnten, unendlicher, ganz Sinn. Wir sind z.B. nie ohne Gehör und hören gewissermaßen den Schall der Sphären, den Wohlklang des Universum, in dunkler Tiefe; nur weil er uns übermannt, weil unser Ohr der Menge und Stärke

unterliegt, hören wir gar nicht, wie ein Kind den Schall des Geschützes nicht vernimmt, wenn Erwachsene dafür erbeben. Auf einem Lichtstrahl gleiten wir bis in die fernsten Tiefen des Universum, bis unser Auge dunkel wird und sich der Himmel für uns bläuet. So mit allen Sinnen, und auch das ist wie weise Güte des Urhebers. So wird jedem Sinn seine Sphäre; worunter er erliegen würde, empfindet er gar nicht: da wird scheinbare Ruhe! da wölbt sich der Himmel! - Da *ein* Sinn also nicht das Universum durchdringen und ertragen konnte, so gab uns die Gottheit viele schwächere Sinne, um uns in Abwechslung an verschiedenen Formeln der Wahrheit und Güte zu üben, von denen immer doch *ein* Resultat auf das Innere der Seelen zurückfallen sollte. Ein Blick in die Natur des Frühlings z.E., welche reiche Ernte für die Seele! Duft, Lied, schöne Farbe, Wohlgestalt - alles fließt zusammen und füllet die Empfindung - ein angenehmes Chaos von Schöpfersideen voll Weisheit und Güte, das auch das Bild Gottes die Schöpferin in uns, so viel und weit sie kann, nachempfindet und sich, soviel sie kann, zu einer Welt voll Wohlordnung für sich bildet. Jede Empfindung endlich liefert die Kenntnis auf die fruchtbarste und leichteste Weise: das ist das Kriterium der Empfindung. Viel ist in ihr zusammengehüllt, das auf einmal in die Seele kommt, dadurch sie zur Entwicklung gelockt wird. Sie sieht

sich auf einmal im Besitz eines solchen Schatzes und strebt den Schatz zu genießen; sie strebt aber auf eine so sanfte Weise, daß sie, wie die Aufgabe bemerkt, nur mit sich selbst beschäftigt, nur genießen oder genießen zu wollen scheint, und eben damit rückt sie erkennend weiter. Sie unterhält sich selbst so unermüdet, als ob sie ganz von der Empfindung unterhalten würde und nicht wirkte, sondern genösse. In solcher Blüte von Notdurft und Liebe keimt das Erkennen, die Frucht! - Weise Güte des Vaters unsrer Empfindungen und Kenntnis!

3. Es ist leicht zu erachten, daß das sogenannte höhere Denken der Seele ganz auf dem Wege fortgehen müsse. Solang noch alles im Klumpen daliegt, heißt's *Gedächtnis*: da dies aber nur durch die *Einbildung* möglich ist, so sieht man, es ist nur das zurückgeworfne Bild, die vorige Formel, abgekürzt in der Seele, die andern Kräften zur Grundlage dienet. In allen Werken der Einbildung sehn wir nur zweite Abdrücke der Empfindung, und je natürlicher das Werk ist, desto mehr ist's für den Seelenforscher ein Spiegel der sinnlichen Kräfte des Urhebers. Welche Sinnen bei ihm geherrschet? welche stumpf oder verstümmelt waren? nach welchen Gesetzen er das Chaos so verschiedner Eindrücke ordnete? wie klar oder dunkel er in jedem die Wahrheit und Güte selbst oder nur ihr Kleid im Nebel fühlte? Das alles zeigt sich darin wie

im Spiegel. Die Einbildung ordnet in sinnliche Bilder; da aber in einer menschlichen Seele sie nie ohne Verstand sein kann, in wie unmerklichem Grad er auch würde: so äußert sich immer wieder die vorige Kraft, die aus dem Chaos der Sinne, des Gedächtnisses, der Einbildung und Begierden Teile wählt und zu ihrem *einen* Zwecke ordnet. Hier wird also Naturlauf im kleinen; ein Gebrauch vieler Mittel zu *einem* - darauf beruht Kunst und Handlungsweise und alle Sittenlehre zur Glückseligkeit unsres Ganzen. Auch hier also bleibt die vorige Analogie sichtbar: daß unsre Verstandskräfte nämlich Gesetze der Natur, Regeln ihres Laufs aufsuchen und nachahmen, daß sie sich an solchen unter der Hülle jeder Empfindung üben und ebenso weiterwürken. Die Empfindung ist also wieder Blume des Erkenntnisses und der Handlung.

Lasset uns nämlich alle Affekten betrachten: was sind sie anders als sehr starke vielfassende und lebhaftige Begriffe, Bilder, Gestalten und Formeln dessen, was wir für gut oder böse halten? Die Natur hat sie als den leichtesten Weg gewählt, auf einmal so starke Eindrücke, so vielfache Kenntnisse und Eigenschaften in die Seele zu bringen, als auf dem Wege des deutlichen Erkennens nicht möglich wäre. Liebe und Haß, Furcht und Hoffnung, Glaube und Verzweiflung, Mitleiden und Barmherzigkeit, Fröhlichkeit und Reue, Bewundrung und Verachtung, Scham und

Ehrbegierde usw., wie heftig würden sie ins Gemüt! malen den Gegenstand der Leidenschaft mit Feuerfarben tief in die Seele! erregen alle Winde und Neigungen derselben zum Wollen, zur Tat! Und da doch unter jeder derselben ein angebliches Gute enthalten ist, wonach die Seele fleucht: so sehn wir in ihnen dasselbe Gesetz wirkend, was wir in jeder Handlung der Seele bemerkten, Erkenntnis nämlich im Schoß der Empfindung. Und hier mußte also, damit die Erkenntnis wirksam werde, die Empfindung, das Symbol derselben, mit Feuercharakteren malen. Das Schiff des Lebens hatte, zum mindesten bei außerordentlichen Seelen, die Winde nötig.

Auch zeigt sich hier nun bei dieser Einhüllung ebendie vorige Regel der Richtigkeit, Wahrheit und Güte des Schöpfers. Was sich uns nicht durch die Empfindung, im höchsten und reinsten Umfange betrachtet, als gut empfiehlt, stößt die Seele von sich: es liegt schon in der Natur des fühlenden Wesens, daß es sich davon befreie. Scheint etwas gut, was es nicht ist: so ist der Irrtum nur durch den Nebel, durch die Zusammenfassung des übertäubenden Zuvielen, dessen Verknüpfung unter sich oder Beziehung auf uns wir nicht einsahen, entstanden. Die Eigenschaften rücken näher, lösen sich auf, und der Irrtum muß einen Ort haben, wo er verschwindet. Das Böse ist nur durch Irrtum und Schwäche entstanden: es muß

nach der Analogie des Schöpfers einen Ort geben, wo, wenn jener weicht, diese Schwäche, die bloß aus dem Unterliegen unter zu vielem entstanden, sich in Kraft verwandele. Keine Empfindung kann und soll bis zu Ende trügen: die dunkelste und überwältigendste ist nur in einem langsamen Gange und größerem Kampfe der Weg zur hellen und um so reichern, richtigern Erkenntnis. Die menschliche Seele und das Universum für sie ist voll Anlagen zur Weisheit, Güte und Tugend in jeder Leidenschaft, in jeder Erscheinung.

Darauf beruht nun auch die ganze Sittenlehre. Die Seele nämlich zu leiten, daß sie sich nicht täusche, daß sie in jedem Spiegel des Guten und Wahren auch nichts als diese reine Substanz erblicke, sich auch selbst in verworrenen Gestalten an sie gewöhne, damit sie nie eine Wolke für die Göttin umarme, sondern stets den graden Weg zur Freude und Glückseligkeit treffe. Sie wappnet uns also mit Vernunft und anerkannter Lehre der Weisheit in das Feld des Streits und übt uns, von dieser Lehre nicht zu weichen, bis wir überwunden. Wo die Seele schon eine üble Gewohnheit angenommen, falsch zu sehen und zu rechnen, d.i. falsche Größen zu substituieren, die nicht dastehn, und unter einem angewohnten schiefen Winkel die Gegenstände zu nehmen, damit sich ihre Gestalt verwirret: so setzt sie dieser übeln Gewohnheit

Bollwerke, Affekt dem Affekt entgegen und bietet alles auf, der Seele freies Auge und freie Hand zu verschaffen, das Wahre und Gute in allen Phänomenen zu sehen, in allen Empfindungen zu umarmen und anzustreben mit allen Begierden. Da sind alsdenn Verstand und Wille eins! Handlung ist die lichte, freie Idee des Wahren und Empfindung ihr reines Bild, ihr starker allvermögender Ausdruck. Das ist das hohe Ideal der ursprünglichen Bestimmung beider Fähigkeiten, dem wir uns aber nur immer nähern.

Lasset uns nun nochmals die Reihe von Erfahrungen sammeln und ordnen, die uns beide Kräfte in ihrem Ursprunge zeigen; das Grundgesetz, darauf sie sich zurückführen, erhellet denn von selbst.

1. Die menschliche Seele als ein eingeschränktes Wesen hat auch keine unendliche Kraft, zu erkennen, und umfasset nicht das Weltall in seinem ersten Grunde. Der Schöpfer hat sie also an eine organische Materie als einen künstlichen Auszug des Weltall geknüpft, daß sie mittelst seiner erkenne und sich das Weltall nach Analogie desselben bilde. Das ist der Leib, ein Analogon ihrer Kräfte und ein Auszug, Symbol, ein vorstellender Spiegel des Universum für sie (*à la portée d'elle*).

2. Die Begriffe mittelst dieses Körpers sind Empfindungen, d.i. dunkel zusammengehüllte Vorstellungen des Weltalls nach einer leicht faßlichen,

angenehmen Formel, d.i. für einen Sinn eingerichtet. Die Seele, die sich nicht mit dem Körper aus deutlichen Begriffen gesellet, sondern sich in solchen Zusammenstrom des Universum nur wie findet, kann nichts tun, als daß sie würke, d.i. die Empfindungen auflöse, wie sie ihr zuströmen. Ihre Natur ist eins, und sie bringt ein deutliches oder klares Eins in alle das Vielfache im Spiegel ihrer Organe. Ihre Natur ist Wahrheit und Güte; sie bringt also dies Wesen in jedes Phänomenon, das ihr die Natur aufgibt. Sie erkennt, will, handelt.

3. Die allweise Natur, die sich überall gleich ist, hat's also so gefüget, daß ihr nichts zuströmen kann, was nicht Symbol der Wahrheit, Güte und Vollkommenheit sei, wenn sie's auflöset, d.i. klär und deutlich siehet. Um sie nun an diesem Geschäft unablässig zu üben, gab sie ihr die vielartigsten Probleme auf, d.i. sie gab ihr verschiedene Sinne, und in jedem denselben Empfang auf eine andre Weise. Sie schränkte aber diese Sinne für sie (*à la portée d'elle*) ein, damit sie keinem derselben unterläge, und gab ihr das Principium der Tätigkeit zur Natur, sich anderswohin zu wenden, wenn sie nicht mehr erkannte. Dies ist das Phänomenon der menschlichen Freiheit, das am tiefsten in der willkürlichen Aufmerksamkeit liegt, eine Seite des Weltalls zu verfolgen oder davon zu abstrahieren, wenn sie uns nichts mehr brächte oder wir sie

nicht zu umfassen vermochten. Und da stiftete der Schöpfer eine so weise und gütige Zusammen-, Unter- und Nacheinanderordnung dieser Symbole des Weltalls, daß die Seele, das Steuerruder in der Hand, immer fortstrebe. Der größte Teil des Unendlichen muß noch dunkel bleiben, weil wir keinen Sinn dafür haben: eben deswegen ignorieren wir ihn auch und freuen uns schon jetzt, in jedem Sinn eine Formel zur Auflösung des Universum, ein Pfand der Gottheit und Symbol des Unendlichen an Wahrheit und Güte zu besitzen.

4. Schließen wir nun nach dieser Analogie weiter, so muß sich alles Gegebne in aller gegebenen Zeit zur Wahrheit und Güte auflösen und kein Punkt des Ganges müßig bleiben. Jeder Irrtum muß eine Wolke sein, die sich einmal zertrennet, und jede auch fehlgeschlagne Übung in Entwirrung der Symbole des Weltalls muß der Seele eine neue Formel geben, die sie witzige und beßre. Mit der Fortdauer der erkennenden Seele ist also auch immer Fortstreben verbunden. Sie umfaßt mit jedem Schritte ein größer Teil des Weltalls und wird immer mehr geübt, das Bild Gottes, Wahrheit und Güte, in allem zu entwickeln, immer mehr in wenigerer Zeit auf leichtere Weise in ihr Wesen zu assimilieren, das eben das Eins der Wahrheit und Güte ist, das sie in allem findet.

5. Das ist also das Hauptgesetz, wornach die Natur

beide Kräfte geordnet: nämlich, daß Empfindung würke, wo noch kein Erkennen sein kann: da diese vieles auf einmal dunkel in die Seele bringe, damit diese es sich bis zu einem Grad aufkläre und ein Resultat ihres Wesens darin Ende: daß dies auf die leichteste, angenehmste Art geschehe, damit das Meistmögliche in der kürzesten Zeit erkannt und die Seele sanft fortgeführt im Würken außer sich werde, als ob sie allein mit sich würkte und sich beschäftigte. Großes Meisterstück der mütterlichen Vorsehung, und ihm bleibt die Seele bei jedem Schritte des Daseins, selbst in Nebel und Irrtum, treu. - Es entwickelt sich aus den gegebenen Grundsätzen eine Philosophie der Seele, des Weltalls, der Gottheit, über die ich mir nichts Erhebenderes denke. In jedem kleinsten Teile des Unendlichen herrscht die Wahrheit, Weisheit, Güte des Ganzen: in jedem Erkenntnis wie in jeder Empfindung spiegelt sich das Bild Gottes, dort mit Strahlen oder Schimmer des reinen Lichtes, hier mit Farben, in die sich der Sonnenstrahl teilte. Erkennen ist Glanz der Sonne genießen, die sich in jedem Strahle abspiegelt: Empfindung ist ein Farbenspiel des Regenbogens, schön, wahr, aber nur als Abglanz der Sonne. Gehet diese klar auf am Firmament, so verschwindet der Regenbogen mit all seinen Farben.

II. Prüfung der wechselseitigen Abhängigkeit der Fähigkeiten des Erkennens und Empfindens nebst der Art, wie eine in die andre Einfluß hat

Sind unsre Grundsätze bisher richtig gewesen, so erhellet, daß kein endliches Geschöpf bis zum obersten Engel hinauf nicht ohne Empfindungen sein kann, d.i. daß sein Erkennen noch immer vom Empfinden abhänge. Solange er das Unendliche nicht umfasset (und wenn kann er das?), so sieht er nur einen Teil desselben, das übrige liegt dunkel auf ihm, er kann's nur verworren fassen. Er faßt es aber doch, denn in ihm liegt ein lebendiger Spiegel des Universum, d.i. die Kraft seines Wesens ist der Kraft der Gottheit ähnlich, was sie sich vorstellt, kann sie nur unter dem Bilde der Wahrheit und Güte fassen. Also strebt sie immer, sich nach ihrer Analogie ein Weltall zu bilden, und kann, sofern sie jede Formel treu empfängt und richtig berechnet, nicht irren, und wo sie irrt, rückt sie, wenn der Irrtum überwunden ist, weiter. Der oberste endliche Geist (wenn's im Unendlichen ein endliches Oberstes gibt) hat mit uns der Beschaffenheit nach *ein* Los, sosehr er uns an Größe und Umfang dieses Loses übertreffe. Es ist der nächstliche Irrtum, aus Scheu dieses Lebens ihm entfliehen zu wollen: hinter demselben findet man immer dies

Leben wieder, nur erschwert und verärgert, wenn man der Fortleitung der Natur nicht folgte.

Auf unsrer Stufe des Daseins, sehn wir, hängt unser Erkennen noch von sehr dunkelm Empfinden ab; uns dämmert nur der erste Strahl der allgemeinen, höchsten Vernunft vor; wir sind nur *einen* Schritt über das ganz sinnliche Tier erhoben. Dies erliegt noch unter lauter Empfindungen, die es auf klare, helle, lebhaft, prägnante Weise, aber noch nicht deutlich wie wir siehet: der Sonnenstrahl ist ihm noch lauter Farbe und Schimmer. Auch selbst das Tier aber kann auf seiner dunkeln Stufe nicht anders als Gottheit empfinden: jeder Sinn liefert ihm, ebensowohl wie uns, ein Bild, eine reiche Formel von Wahrheit und Güte, die es ebenso wie wir, nur dunkel, berechnet und in ihm das Resultat, seinem Wesen gemäß, findet. So geht's tief hinab bis zum Zoophyt und zur Pflanze: ihre Organisation ist schon ein künstlich gebildeter Zustand, das Universum unter einem gewissen Sinne zu einem lebendigen Eins zu sammeln, andre Dinge in sich zu assimilieren, das Fremde fortzustoßen und damit fort-daurend und fortstrebend sein Wesen zu erhalten. So muß es mit den Gesetzen der Bewegung in der toten Materie sein: denn Bewegung ist das dunkelste Analogon des Lebens. Und eben daher sind in der Natur keine Abteilungen, Klassen, Arten. Alles fließt wie Farbe des Sonnenstrahls ineinander, fängt vom

Mindesten an und bereitet sich zum Höhern vor. Vom Mindesten aber bis zum Höchsten herrscht nur *ein* Gesetz, das All zu repräsentieren, von Dunkelheit zur Klarheit, vom Empfinden zum Erkennen zu steigen, die beide auch eins sind, und wo sich in allem *eine* Gottheit spiegelt. Auf solcher ersten Stufe des Erkennens stehn wir.

Aus dem gegebenen Gesichtspunkte läßt sich auch über die Frage von angeborenen Ideen mehr bestimmen, über die man nur zu sehr gestritten hat, weil - man sich nicht verstand; so daß ich auch zweifle, ob selbst Leibniz in seinem vortrefflichen Werke über *Lockes* Versuch sich den Schülern dieses Systems befriedigend genug ausgedrückt habe. Da sie nämlich alle Ideen für ausgedruckte Gedanken (*pensées*), einzelne Bilder und Symbole (*faits, modi etc.*) nehmen und an den sogenannten *qualitatibus secundis* der Begriffe hängen: so wird ihnen *Leibniz, Descartes, Spinoza, Shaftesbury, Plato* und wer auf die Seite neige, immer Ungereimtheit sagen, sowenig diese Weltweise darin Ungereimtheit dachten, und kaum glaube ich, daß auch das Gleichnis von der Bildsäule, die im Marmor schon mit vorgerissenen Adern liegt, die Sache genug rechtfertige. Man trete in die gegebne Vorstellungsart, und das Ja und Nein bestimmt sich von selbst. Ist in unsrer Seele die Kraft, zu erkennen nach dem Bilde der Gottheit, d.i. Wahrheit und Güte zu finden und in

ihr Wesen zu wandeln: so ist sie sowenig eine glatte Tafel, als unser Leib es vom ersten Augenblick seiner Bildung ist, und ich glaube, man könne sich kein unförmlicher Bild denken. Das Gesetz Gottes ist schon mit Flammenschrift in ihr Herz geschrieben: in ihr glühen Kräfte, lebendige Funken, alles in ihr Wesen zu verwandeln, was sie kann, das Bild der Gottheit in allem anzuerkennen und als ein Teil ihres Selbst zu genießen. Und das sind nun die angeborenen, allgemeinen Ideen, das Recht und Unrecht, die Wahrheit und Güte, die sie in allem zu finden strebt: sie sind ihr Bild und Wesen selbst. Einzelne Empfindungen aber sind ihr nicht angeboren, und noch weniger kann und soll sie historische Fakta, Symbole u.dgl. in sich studieren. Selbst das Bild ihres Leibes ist ihr ja nicht helle einwohnend: sie weiß nicht, wie ihr Ich zu dem sie immer begleitenden Symbol gekommen. Nun aber kann sie doch nichts tun, als ihr Ich, was ihr angeboren ist, mit diesem und mit allen ihr vorkommenden Symbolen zu verbinden: mit dem, was ihrer Natur ist, mit sich zu assimilieren; an allen Erscheinungen und Begebenheiten übt sie nur, als an Symbolen, das, was ihr angeboren ist. Da ist's nun die höchste Weisheit des Urhebers, daß in allem einerlei Ideen hervorleuchten oder hervorschimmern - die tiefste Geometrie, das Bild der Gottheit, das sie eben deswegen überall anerkennt, weil's ihr angeboren ist. Wäre dies Erkennen

nicht der tiefste Grund der Seele, so wäre ihr ja alles gleichviel: so wäre sie für jede äußere Empfindung taub. Ein Atom, eine glatte Tafel müßte auch immer eine glatte Tafel, d.i. ein völliges Unding, bleiben. Ich weiß kaum, ob es eine superfiziellere Denkart geben könne als diese, die gar nichts sagt. Sobald man aber über die leeren Töne hinaus ist, müssen beide Parteien gerade *eins* denken: denn niemand kann unser Erkennen durch Empfindung und unser Empfinden, damit Erkenntnis werde, leugnen.

Auch über den Einfluß des Leibes und der Seele gibt der gegebne Standpunkt kläreres Licht: denn er ist doch im Grunde nichts als der wechselseitige Einfluß zwischen Erkennen und Empfinden. Ich kann's mir nämlich nicht denken, wie das sogenannte System des Einflusses, wenn man's etwas mit Sinn vorstellet, ungereimt sein sollte, da es doch offenbar das System der Natur, d.i. simple Erfahrung ist, und die andern zwo im Grunde nichts sagen. Behauptete jemand, die Seele als ein immaterieller Geist würde auf Körper als ein Körper, durch Stoß, Schlag u.f., so hat er ungereimt geredet. Er hat auf einmal die Seele materiell und immateriell angenommen, und darüber ist kein Wort zu verlieren. Man muß also, um wenigstens konsequent zu irren, annehmen: entweder daß die Seele selbst Körper sei, wenn sie auf Körper stoße, daß sie der Schöpfer in die Zirbeldrüse aufgehängen,

daß sie sich in derselben umherdrehe und damit Gedanken wie der Seidenwurm Fäden aus sich ziehe oder wie eine Spinne alle aufgezogene Fäden des Nervensystems durchtaste und was dergleichen schon der Erfahrung widersprechende Ungereimtheiten mehr sind. Und mit ihnen allen wird der Widerspruch nicht gehoben, daß das, was den Augenblick vorher kein Gedanke, Körper war, jetzt Gedanke, erkennende Seele werde. Oder man muß, wie's doch offenbar ist, die erkennende Kraft, sofern sie erkennt, als unkörperlich annehmen, und alsdenn kann sie freilich weder stoßen noch hauen noch schlagen; bedenkt man aber nicht, daß sie, um im Körper tätlich zu empfinden, das alles weder tun kann noch soll, oder sie könnte nicht empfinden?

Unser Körper ist als Ganzes und als Werkzeug der Seele nur ein Aggregat vieler Teile, und das Aggregat, weiß jedermann, ist nur Phänomenon, Begriff der Ordnung. Aufs Aggregat kann die Seele nicht wirken, ohne daß sie aufs Einzelne würde, und das Einzelne sind auch im Körper nichts als Kräfte: Kräfte der Empfindung, auf deren innern Zustand sie gewiß als denkendes Wesen wirken kann, da Empfinden und Denken im Grunde einerlei ist. Ich sehe also, selbst nach dem System des Erfinders der prästabilierten Harmonie, gegen diesen Einfluß und Einwirkung nicht den mindesten Zweifel. Niemand hat's besser, als

er, gewußt und angenommen, daß der Körper als solcher nur ein Phänomenon von Substanzen sei, die in der Vermischung und Verwirrung *eine* Substanz schienen, wie's die Milchstraße, Nebelsterne, Regenbogen und unzählige Phänomene der Natur. Selbst die scheinbare Bewegung erklärte er für ein Phänomen innerer Kräfte; und auf diese sollte die Seele nicht wirken können, sie, die selbst eine so innige Kraft ist? Ihr sollte nicht ein Aggregat von dunkel empfindenden Kräften untergeordnet sein können, die alle gleichartig auf sich wirken und über die sie herrschet, deren dunkle Probleme sie mit Intuition anschauet und im Resultat davon ihr eigen Wesen immer heller erblicket? Ich sehe nicht den mindesten Zweifel, und alles spricht dafür. Das System der Harmonie ist wahr, aber unvollständig: es erklärt nicht, was es erklären soll. Nicht der Philosoph, der sich seines Systems bewußt war, nahm dazu die Zuflucht, sondern der witzige Kopf, der bei dem Phänomen stehen blieb und im Drange der Not das Gleichnis von den zwei Uhren zu Hülfe rief, das hier gar nicht passet. Weder Seele noch Körper ist eine solche für sich gehende, mechanische Uhr. Die Seele hat bei ihrer göttlichen Natur, da sie eingeschränkt ist, Sinne nötig, die ihr das Weltall ihrer göttlichen Natur gemäß vorspiegeln. Der Körper ist in Absicht der Seele kein Körper: ist ihr Reich: ein Aggregat vieler dunkel vorstellenden

Kräfte, aus denen sie ihr Bild, den deutlichen Gedanken, sammlet. Sie sind also wirklich voneinander abhängig und füreinander zusammengeordnet. Den Grund des Aggregats vom Körper finde ich nicht anders als in der Seele: und im Körper den Grund, warum die Seele aus solchen und diesen Formeln sich das reine Weltall, das in ihr liegt, wecket. Kurz, der Körper ist Symbol, Phänomenon der Seele in Beziehung aufs Universum.

Die ganze Seelenlehre, glaub ich, bekäme nicht bloß mehr Leichtigkeit, Kürze und Anschaulichkeit, sondern auch mehr Aussichten auf Seiten des Universum, wenn sie auf diese Vorstellungsart bauete. Wir haben doch schon überhaupt für alle Verrichtungen der Seele kein eigentliches Wort, und dieser Ausdruck dünkt mich eben der Standpunkt zu sein, auf den die Natur unser zusammengesetztes Dasein hinstellte. Wir werden sie nie ganz übersehen, wenn wir uns immer nur bei einer Seite aufhalten, bei dem Idealismus ihrer Kräfte oder bei den *qualitatibus secundis* körperlicher Ideen - zwei Ufer, woran auch zwei berühmte Philosophien lange laviert haben. Auf der Höhe des Meers ist freie, große Fahrt: und da versuche ich mich weiter.

Wenn's nicht aus dem absoluten Dekret Gottes, sondern aus Natur der Seele als eines eingeschränkten Geistes ist, daß sie nicht ohne Empfindungen, also

ohne Körperorgane, existiere: und wenn sich nun all ihre Anerkennungen ihrer Natur, d.i. allgemeiner Ideen, aus Datis und nach Maßgabe dieser Organe sammeln: so, sieht man, ist die Physiognomik im weitesten Verstande, d.i. die psychologische Physiologie, der wichtigste Teil der Weltweisheit. Sie allein kann uns ins Heiligtum der Seele fahren: denn der Körper ist nur lebendwürkendes Symbol, Formel, Phänomen der Seele. Ohne alle Mystik und im schärfsten philosophischen Verstande ist der innere Mensch dem äußern durch und durch einwohnend: dieser nur die Hülle von jenem, und die *Haller, Mead, Zimmermann* sind mehr, als alle Grübler a priori, seine Vertrauten: denn a priori wissen wir von der Seele nichts.

Durchschauten wir nun den ganzen menschlichen Körper und sähen in jedem Teil und Gliede desselben den Beitrag der lebendigen Kräfte desselben zum Gefühl, zum Erkennen und Empfinden: wir oft würden wir unter dem Diaphragma Ursachen des und jenen moralisch-psychologischen Zustandes finden, die wir jetzt im Kopf suchen! Hier hat die Seele stumpfe, schwache, zerrüttete Werkzeuge solcher, dort anderer Art. Hier ist Nervengebäude schwach, dort die Muskeln kraftlos: hier wird das Othemholen schwer: dort ist der Lauf des Blutes stockend. Hier war der Geruch vom ersten Othemzuge dumpfig: dort das Gesicht schwach und dämmernd, hier schwieg das Gehör usw.

Die Seele schreibt schwach, oder falsch, wenn der Körper ihr schwach oder falsch diktieret.

Man ist gemeindlich geneigt, das nur immer bei dem einen Sinn oder Ort des Mangels so bleiben zu lassen und zu glauben, das übrige sei unvollständig oder gar um so vollständiger; man vergißt aber eins, daß die Seele nach dieser Analogie auch in andern Fällen, wo sie richtiger handeln könnte, doch forthan-delt: denn alle Empfindungen sind Formeln ihrer Übung im Erkennen. Wer also im Einmaleins *eine* falsche Kombination der Zahlen sich angewöhnte, der bringt diese in allen Exempeln an und verwirret sie alle. Jeder Irrtum ist nicht bloß an dem Orte der Wahrheit hinderlich, sondern überall, wo der Schloß der Schatte seiner Analogie wird. Hat jemand sich einmal den Kopf mit einer Hypothese von Lieblings-wahn verrückt: so wird ihn weder Logik noch Mathe-matik flugs davon befreien. Er bringt in diese seinen falschen Kalkül mit hinein und verwirrt sie, wo er sie nur verwirren kann - in der Anwendung. *Barocci*, sagt Winckelmann, malte selbst der Anlage nach grü-nes Fleisch, weil sein Auge vermutlich grünes Fleisch sahe. *Guido* und *Guercino* zeichneten und färbten nach dem Temperamente, was auf ihrem Gesichte herrschet. Durch Künste, Handlungen und Denkart hält diese Ähnlichkeit stich - jeder erkennt nur nach seiner Empfindung. Er stellt sich das Weltall nur nach

den Formeln vor, die ihm sein Körper zubrachte. Er empfindet nur im *beständigen Horizont* seines Körpers. Der künstliche, veränderliche Horizont wirkt nach ebender Ähnlichkeit weiter. Welchen Bildern ein Mensch begegnet, welche Erziehungsweise er genossen, wie sich die Bilder bei ihm gemischt, wie lang er jedem Bilde, jeder Leidenschaft nachgehangen - alles muß Spuren lassen, wie das Wasser in einer steinbildenden Höhle. Es sollte das heilige pythagoreische Tagwerk, zumal an unsern Jahrestagen, sein, zu untersuchen: wie auch nun die Seele Gestalt genommen? und auf welche Weise sie gleichsam aus ihrer Kindheit erwachsen? Was jede Hauptsituation des Lebens auf sie gewürket? An welchen Nebeln sich ihre Felder und Vorurteile zusammengezogen und festgesetzt haben? usw. Wie in einen Abgrund sieht man bei Untersuchung dieser Tiefe! Alles hängt aneinander, erinnert aneinander, entwickelt sich auseinander, wie ein großer Knäuel: Natur und Kunst spielt durcheinander. Das war die Ahndung, auf die jener Physiognom bei Sokrates traf und nicht traf; es gibt aber auch hier wenige Sokrate. Die meisten Menschen gehn im Traum des Lebens so mechanisch fort, als das Salz Kristalle anschießt. Ihre Denkart ist durch Empfindungen des Zufalls gebildet wie ein Stück florentinischer Marmor.

Und umgekehrt könnten und sollten doch die

Erkenntnisse ebenso sehr auf die Empfindungen zurückwürken, als diese auf jene: denn wenn die Seele ihrer Bestimmung folgt, so ist sie immer in dem Kreise, den ihr der Sinn vorhält und gleichsam verzäunet, der Natur überlegen, d.i. das Phänomenon kann und soll nur auf sie würken, sofern es mit ihrer Natur analogisieret, zur Wahrheit und Güte durch Reiz und Schönheit - Aber wir wollen noch ohne moralischen Ton physisch fortfahren:

Wenn keine zwei Dinge in der Welt gleich sind, so sind's gewiß auch keine zwei Seelen: selbst, wenn man noch gar nicht ihre Empfindungswerkzeuge zu Rat ziehen dürfte. Nach der Stelle also, die die Seele im Geisterreiche hat, gibt sie auch auf das, was ihr von außen vorgestellt wird, jedesmal Druck, d.i. sie analysiert's in die Gestalt ihres Wesens. Die innere Kraft gibt dem ganzen Symbol von Empfindung von sich selbst aus Richtung, Dauer, Zweck, Fortleitung: denn nicht der äußere Körper ist's, der in meine Seele kommt (er bleibt immer auf seiner Stelle), sondern der Geist, das Bild von ihm, das vermittelt meines Organs mir analog war. Wie sich also die Gestalt der Seele formt, so fängt sie auch an, über die äußern Vorstellungen zu herrschen, gibt der Aufmerksamkeit Richtung, diesem Bilde ihrer Natur gemäß Innigkeit und Tiefe, jenem Ausbreitung, Dauer, Fülle. Sie und was sie zu sich rechnet, Leidenschaft oder Vernunft,

gibt dem ganzen Horizonte unsrer Empfindungen nach ihrem Augpunkte Farbe, Umkreis und Höhe. Wir leben immer in einer Welt, die wir uns selbst bilden.

Hier ist's nun, wo die Sittenlehre zu uns tritt, unserm schwebenden Schiffe Steuer und Kompaß zu geben, daß uns unsere Fahrt nicht gereue. Nachdem jemand innere Stärke hatte, seine Empfindungen stets zur Wahrheit und Vollkommenheit zu erhellen und aufzuklären, nachdem ward er weise. Wer seiner Phantasie nicht unterlag, wen die Leidenschaft nicht lange fortriß, oder wer sich, im Strudel fortgerissen, mit desto mehr Stärke wappnete und ans Land trat: ohne Zweifel ist das ein andrer Mann, als wes, ohne mit Begierden zu kämpfen, ewig unter Rosen schlummerte, eine Menschenauster war an Verstand und Empfindung. Diese schwache Seele hat sich an wenig Sinnlichkeiten geübt, jene zerfloß auf der Oberfläche und brachte es nie zur Fertigkeit, zum Resultate. Jener im Gegenteil zog die Zügel der Neugierde stark an, empörte Empfindung gegen Empfindung, bis Stille wurde -- Und so geht's ins Unendliche fort. Die Empfindungen liefern der Seele rohe Materialien, Beute: sie prägt ihr Bild darauf nach ihrer Natur und bisher erworbenen Übung. So hängen beide Fähigkeiten voneinander ab: so fließen sie ineinander.

Es wird daher widrig, Erscheinungen der einen

Fähigkeit leugnen oder untergraben zu sehen, sobald man sie aus seinem engen System nicht deutlich herzuleiten vermag. Die Wirkungen der Einbildungskraft bei den Muttermälern z.E. mögen diesmal, statt hundert andern Sachen, die Probe sein. Wenn's über sie einmal offenbar Fakta gibt: so, dünkt mich, sollte es verlacht werden, wenn der Verlacher sagt: Wie hat das aber durch die Nabelschnur dahin kommen können? Wäre von einem mechanischen Druck die Rede, da Stirn auf Stirn, Rücke auf Rücke, Form auf Form sich stoßen sollte, wie man zwei Marmortafeln aufeinanderpreßt, so könnte der mechanische Philosoph so fragen. Nun aber, dünkt mich, ist von Wirkungen der Seele, die keine Marmortafel ist, die Rede: die kann nur in den Körper, als ob es nicht Körper sei, d.i. auf die einfachen Kräfte, gleichsam auf das empfindende Geisterreich desselben wirken: und nun messe der erhabne Philosoph diesen den Raum aus, wie und wieviel derselben durch die Nabelschnur wirken können? Mich wundert's sehr, wie noch kein scharfsinniger Kopf darauf gekommen ist, die Generation des Menschen zu leugnen, weil - sie keiner begreift. Begreift doch niemand einmal, wie die künftige Hülle des Embryons an seinen Ort der Bildung komme, und geschieht's deswegen nicht? Nichts dünkt mich überhaupt elender, als die Wirkungen der Seele durch nichts als Hieb und Stoß zu erklären: das

kleinste Aufheben des Arms, ja nur die Erscheinungen des Lichts, der Schwere, der Elektrizität, des Magneten usw. (und das sind doch die einigen Kräfte der Natur, die wir kennen) sollte uns etwas anders lehren. Wie wirkt die Scham, der Zorn, die Wollust plötzlich vom Auge in die entferntesten Körperteile? Durch Hieb oder durch Stoß? Und so allgegenwärtig gleichsam sind doch alle Eindrücke und Empfindungen der Seele: Geist wirkt immer auf Geist, auf Kraft und nicht aufs hölzerne Phänomenon, den Körper.

Ebenso roh und mechanisch sind meistens die Begriffe und Schwürigkeiten, die sich viele vom Ursprunge der Seele und vom Abscheiden derselben, wenn die Empfindungen des Körpers aufhören, gemacht haben. Man dachte sich unter der schaffenden Kraft Gottes gewiß was sehr Besondres, wenn man sie in gewissen Tagen sich an menschlichen Seelen erschöpfen ließ, die, ich weiß nicht, in welchem Limbus, so lange müßig auf die Schöpfung ihres Körpers harren. Eine menschliche Seele ohne menschliche Organe! und so lange müßig! und nun hinzugeführt, da das Dach fertig ist, unter dem sie hause! Ist göttliche Kraft da, die aus zween eins bilde: warum sollte nicht auch göttliche Kraft dasein, die einer dunkler bisher empfindenden Substanz, die gewiß nicht müßig war, sondern auf dem Wege der Kontinuität fortstiege, jetzt den Grad Helle, Kraft, Deutlichkeit gebe, daß sie

menschliche Seele werde und über das Aggregat ihrer neuen Organe herrsche? Dies letzte, das Aggregat solcher Organe, begreifen wir gewiß (wenn wir nicht wieder mechanische Keime oder moules zu Hülfe nehmen wollen) gewiß weit weniger als jenes, die Schöpfung oder vielmehr Fortrückung zu einer menschlichen Seele. Sobald man sich einmal denkt, daß die geistige, wahre Kräftewelt eine andre ist als die körperliche, die wir mit dunkeln Sinnen in ungeheuren Massen und Verwirrungen sehen: sobald man sich denkt, daß die ganze Natur in jedem Punkt und Zeitpunkt nichts als der allwirkende Gott sei, der nichts unordentlich, nichts im Sprunge tun kann: so bald verschwinden uns dergleichen Zweifel, aus den Halbbegriffen der Sinnlichkeit geschöpft, aus den Augen. Wo wir das Empfindungsvermögen von außen sich bilden sehen, da muß innig gewiß der Erkenntnisgrund dasein, zu dem es sich bilde. Die menschliche Seele schwebt in einem Reich anderer Kräfte, als das unser Auge sieht, und so ist auch, wenn das äußere Phänomenon ihrer Empfindungen zerstört wird, ihr supponierter mechanischer Tod dies unbegreiflichste Unding, was mit einer Phrase genannt werden kann. Wird denn eine einige Kraft des Körpers vernichtet? und haben wir wohl von *einer* vernichteten Kraft, die aus allen Kräften des Weltalls vernichtet werden könne, d.i. die jetzt sei und jetzt

nicht sei, und doch nicht seiend als gewesene Kraft gedacht werde, einen Begriff? Solchen Nutzen hat's, sich nur das Verhältnis und den innern Begriff des Erkennens und Empfindens recht zu denken. Wenn für meine erkennende und empfindende Kraft diese Organe zerstört, d.i. aufgelöst werden: so erkenne und empfinde ich nicht durch diese Organe, ich löse ihre Formeln nicht mehr auf - das begreife ich wohl; aber keinen Schritt weiter. Daß eine Kraft sterben, und zwar durch körperlichen Stoß und Hieb sterben soll, ist, als ob das Ding plötzlich ein Unding werden soll, und zwar durch die Wirkung eines Undinges, das auf jenes nicht wirken kann. Von dem allen begreife ich nichts.

Auch über die Einförmigkeit und Verschiedenheit unsrer Erkenntnisse und Empfindungen läßt sich aus der gegebenen Abhängigkeit Schluß fassen, darüber man sich so heftig veruneinet. Wer ins Tollhaus geht, wird sich keinen Augenblick wundern, daß alle Narren auf ganz verschiedene Weise rasen, und daß Menschen auf so verschiedene Weise denken und empfinden, darüber wundert man sich oft. Sowenig aber zwei menschliche Angesichte, zwei Körper einander gleich sind: sowenig können's zwo Seelen sein, die hinter so verschiedenen Organen und Symbolen des Weltalls lauschen. Der tiefste Grund der Empfindungen ist allemal individuell; er liegt aber auch so tief,

daß er nicht mitgeteilt werden kann noch soll. Er ist das innigste Gewebe meiner einzelnen Hülle - wer weiß und soll's wissen, wie sich meine Seele in ihm fühle? Auch der dunkelste Grund der Sensationen ist ganz einzeln, wie man, meistens nur im Übermaß der Leidenschaft und Narrheit, aus sehr sonderbaren Fällen siehet. Würde jedermann die innigste Seite seiner Gefühle und Liebhabereien, seiner Träume, Einbildungen und Gedankenfahrten ausdrücken können: wir bekämen Sonderbarkeiten zu lesen und zu hören, die uns ungeheuer dünkten, und sie sind doch wahr. Da wir in solchem Falle uns immer allein zur Regel nehmen, so verdammen wir jede Abweichung, die wir nicht aus unserm Mechanismus erklären, ohne zu bedenken, mit wie ungleich weitern Kräften die Natur würde. Die neuere mechanische Philosophie will es mit der Herkunft des Menschengeschlechts ausdrücklich nicht ohne schwarzen und roten Adam abgehen lassen: hätte der Stachelschweinmann, der schon einen Sohn nach seinem Bilde zeugte, sein Geschlecht fortgesetzt, so hätte gewiß ein Stachelschwein-Adam mit allen Keimen zukünftiger Menschen der Art erdacht werden müssen, oder er wäre unerklärt geblieben. Die mechanische Philosophie betrachtet die Natur als abgestorben, tot, die bloß aus alten, abgelebten Keimen würde, und (noch größeres Wunder!) zugleich als ein mechanisches Automat, das doch aus

innern Kräften selbst würke. Und freilich wird alsdenn Erkennen und Empfinden das fremdeste Uding in der Welt, das allein in all seinen Kräften und reichen Erscheinungen erklärt werden kann, wenn in jedem Punkt innige Kraft Gottes würket.

Aber so mannigfalt nun das Universum auf jeden Punkt ströme, so ist doch überall, was daraus gesammelt wird, eins und dasselbe. Woran die Seele sich übe und durch welche Sinne sie würke, was sie daher erbeutet, ist Wahrheit: mit welchen Leidenschaften sie strebe, was sie sucht, ist Glückseligkeit, Vollkommenheit, Gutes. Alle Menschen arbeiten an *einem* Produkt, nur aus verschiedenen Aufgaben und Zahlen und jeder auf seine Weise. Je mehr die Menschen sich aus der Region von Empfindungen zum Erkennen, zur Vernunft erheben, desto mehr sind sie eins. Empfindungen sind die Farben; Erkenntnis der Sonnenstrahl; jene brechen sich verschieden, dieses ist überall eins. Hier haben nun alle endliche Geschöpfe einerlei Gang: unten am Berge sind vielgestaltige Nebel, oben am Gipfel scheint's helle. Jeder läutere seine Aufgabe zum hellen Resultat.

Traurig ist's also, wenn die Menschen den Mitteln unterliegen und die Zwecke darüber vergessen. Alle Empfindungen sind nur Mittel, Materialien, Symbole, woraus sich etwas entwickeln soll, was bleibt! Je mehr sie zufahren, desto schöner; aber um so reiner

und besser und schneller suche auch zu läutern und die Schlacken dahinten zu lassen, daß du in die Gegend des Lichts kommest. Wer mit Empfindungen als Zwecken und umgekehrt mit Erkenntnissen, mit Abstraktionen als bloßen Symbolen spielt, zeigt, daß er in beiderlei Fällen noch ein Kind sei und Schatten statt der Wahrheit hasche. Den edelsten endlichen Geist können wir uns nicht ohne Sinnlichkeit gedenken; seine Sinnlichkeit ist aber auch voll Geistes: er umfaßt ein Universum, das er sich aufs klärste und tätigste auflöset.

Das Hauptgesetz also des Einflusses und der Abhängigkeit beider Kräfte liegt in der Natur des eingeschränkten, endlichen Wesens. Durch Empfinden lernt's nämlich erkennen: Sinne und Gefühl sind ihm der reichste, leichtste und angenehmste Ausdruck des Guten und Wahren. Es steht an einem noch unentzifferten Weltall und lernt's entziffern, die allgemeinen Eigenschaften desselben, die göttlicher Natur sind, in seine Natur auflösen. -- Wir treten jetzt ins reiche Feld der Gattungen und Arten.

III. Grundsätze, die da zeigen, wie das Genie und der Charakter eines Menschen von dem Grade der Stärke und der Lebhaftigkeit und des Fortgangs einer und der andern dieser Fähigkeiten und deren Verhältnisse untereinander abhängt

Mit Scharfsinn ist über diese Frage schon viel gearbeitet. Alle Schriftsteller vom Genie und von den menschlichen Charakteren, unter denen, damit ich Deutsche nicht nenne, *Huarte*, *Addison*, *Helvétius* und soviel andre zum Teil große Namen stehen, haben im einzelnen viel Vortreffliches bemerkt; die Akademie fodert nicht Wiederholung oder Sammlung desselben, sondern erste Grundsätze aus den zwei Hauptquellen. Sie will den Strahl in seine Farben geteilt sehen, ohne zu fragen, wie sich nachher jedes Gefäß in jedem Tageslichte gefärbt zeige.

Wir legen also aus dem Vorigen zuerst voraus, daß, da Erkennen und Empfinden sich im Grunde nicht entgegenstehen, es nur apparent sein müsse, wenn sich die Genies und Charaktere beider Fähigkeiten zu einem Grade trennen. Sie müssen sich einander wieder nähern, und zuletzt das Empfinden doch wieder als Hülle des Erkennens erkannt werden. Um also von der Mannigfaltigkeit dieser Farbenbrechung nicht

verwirret zu werden, nehmen wir noch selbst die beiden Fähigkeiten des vermischten Geschöpfs für eins und unterscheiden an ihnen nur *Innigkeit* und *Ausbreitung*. Ein Mensch existiert z.E. entweder stark in seinem Ich, an Erkennen und am Empfinden, oder ist weit außer sich vertheilt: jenen wollen wir das *tiefe*, dies das *reiche* Genie in weitestem Verstande, oder praktisch jenes den *starken*, dies den schnellen und hellen Charakter nennen.

Ein Mensch mit innigem Empfindungsvermögen fühlt sich in jeden Gegenstand tief hinein und empfindet also Weniges, aber viel. Er hat nur seine ihm ähnliche Situationen, auf denen er aber lange ruhet und seine Seele ihnen einzuverleiben scheint. Kommt's also zum Erkennen: so erkennet er tief und innig; kommt's zum Handeln, so würkt er stark, aus dem Grunde der Seele. Der Ausdruck folgt beidem als Übergang und Naturgemälde.

Die Natur hat solche Menschen meistens schon von außen durch simple, tiefgeprägte Züge und Glieder bezeichnet. Man siehet kein unstetes Auge, keinen kleinen, fliegenden Blick, nicht verwirrte, halbentworfnene Mienen; sondern, was die Bildung sagt: saget sie wohl.

Ein Mensch, der sich nun durch alle Teile und Glieder, Nerven und Muskeln also innig und ganz fühlet, ein völliger, gesunder, in starker Wahrheit

alles empfindende Mensch, hat offenbar die Anlage zum weisen und glücklichen Menschen. Nicht nur gegen andringende Übel hat ihn die Natur gewappnet, sondern ihm auch mit seinen gesunden, richtigen Sinnen Summen von Güte und Wahrheit vorgelegt, mit denen er zugleich den Druck erhält, sie wohl anzuwenden. Von welchen Vorurteilen kann er frei sein, da er die Gegenstände wahr und tief siehet und mit jedem Sinn eine Probe vollständiger Empfindungen empfängt, nach deren Ähnlichkeit er sich weiter übe.

Ein Mensch von vollständigen Trieben und Empfindungen wird also nie aus Schwachheit träge, menschenfeindlich und grausam sein können. Er strebt zur Tat mit dem Bewußtsein des Rufs und der Stärke; und warum sollte er also andre mit kleinmütigem Neide, mit List und üppigem Hochmut hintergehen? Er kennt die kleine Triebfedern nicht, weil er nur durch *eine* große handelt: er sieht nicht einmal auf sich zurück, um sich doch selbst seine Größe zu entwickeln, sondern ist im Gegenstande, im Geschäft, mit Kraft und Seele. Das Herz voll großer Tat und Wahrheit kann mit nichts, also am wenigsten mit sich selbst tändeln.

Hohes Ideal der Menschheit! aber es kann nicht oft existieren. Die Natur arbeitet ins Mannigfaltige, ins Unendliche; sie verändert mit allen Graden und kann also selten diese Tiefe über alle Organe erstrecken.

Indem sie nun an einigen würkt und, von äußern Hindernissen überwältigt, bei andern nachläßt: so wird dem Scheine nach *Unförmlichkeit*. Ein Zug ist tiefer ausgedrückt und steht hervor; die Empfindung wird mehr auf diese als jene Seite gezogen; das ist nun der Grund zu dem, was man große *Leidenschaften, Charaktere* nennet. Da dringen von Kind auf gleich Umstände herzu, mehr diese als andre Seiten der Existenz zu nähren, oder wenn sie nicht da sind, ruft sie die Natur: das Genie schlägt sich durch, und der Charakter assimiliert, was er kann, in sich. Wir sehn, wenn *ein* Glied des Körpers verstümmelt wird, daß sich die Säfte wohl nach dem andern, nachbarlichen, ihm homogenen hinziehen und es ungewöhnlich verstärken; so geht's mit diesem Genie an Empfindungen und Trieben. Die von der Natur versäumten und im Verfolg ungebrauchten Organe dorren, andre nehmen zu sehr überhand. Je mehr also die Kunst der Teilanlage der Natur forthilft und durch vielfältige Anlässe den Menschen auf *eine* Seite, zu *einem* Zweck hinreißet, um so mehr kann er unter Tausenden *Genie* und *Held* seiner Art werden bis zur Tollheit. Die meisten, die in den Tollhäusern liegen, sind Genies; nur sie sind die wenigsten: die meisten ihrer Brüder laufen frei umher.

In diesem Ursprunge liegt auch die Ursache, über die so oft geklagt wird, daß die Natur nur selten große Genies bildet. Wie man's meistens nimmt, ist's aus

ebendem Grunde, als warum sie wenig Höcker bildet. Die Natur hält Maß, oder wenn sie hie und da Übermaß im einzelnen hervorbringt, so gehört auch eine große Menge äußerer Umstände dazu, diesem Übermaß fortzuhelfen. Das geschieht nun minder in simplen Naturzuständen als im Zusammentreffen der Kunst, in großen Gesellschaften. Hier, wo alle Gelegenheiten, Anlässe und Berufsarten verteilt, und lauter kleine Zähler zu einem großen Nenner sind: da kann's oft Punkte geben, wo Bildung und Ruf von außen mit dem innern Ruf zusammentrifft, nun eben dieser Keim zum Übermaße gereizt, gelockt, genährt, gebildet wird, und das gibt alsdenn die sogenannten großen Männer und Leidenschaften in Partikularsphären, von denen *Helvétius*, nur viel zu mechanisch, wie mich dünkt, und ungründlich gesprochen. Die andern großen Leute im Keime können's oder wollen's nicht vollenden. Hier würkt der *einen* Leidenschaft, die Triebfeder zum Ungewöhnlichen werden soll, eine andre Leidenschaft durch Anlässe von außen oder moralische Übung entgegen. Jene fühlen unbestimmt und dunkel; es ist aber nichts, was das dunkle Gefühl wecke. Einem andern tritt der Engel des Herrn, die Notwendigkeit, entgegen; und später sieht er, daß er und die Welt dabei gewonnen und nicht verloren. Überhaupt ist auch darin die größte Weisheit der Natur sichtbar, daß sie große Männer nur so selten

und einzeln, wie Sterne in dunkler Nacht, streuet; mit mehreren könnte die menschliche Gesellschaft nicht bestehen.

Im gegebenen Standpunkte wird offenbar, wiefern und warum es sei, daß solchen Leidenschaften und teilweise ausgeprägten zu starken Charakteren oft Vernunft und Tugend entgegenstehe, worauf *Helvétius* so viel bauet und beide gar als unvereinbar betrachtet. Im Grunde wären sie's nicht. Empfindung ist der Vernunft gar nicht entgegen, sondern, wohlgeordnet, bloß das sinnliche Schema und Organ derselben. Ein tiefes Empfindungsvermögen muß also auch immer eine Quelle tiefer Erkenntnisse sein, wie wir noch immer mitten unter den Ruinen mißratner oder teilweise nur geratener großer Seelen sehen. Wenn bei ihnen die gute Natur zurückkehret, sehen wir hinter allen Ausschweifungen eine Anlage zu wirklich großen Eigenschaften, für denen wir oft verstummen und erstaunen. Das zeigt immer, daß das Gepräge der Natur, das in dem einen tief wirkte, auch an der andern Stelle gewürkt hätte, wenn es dahin geleitet wäre. Der große Mann, der alle seine große Leidenschaften zu lenken, zu ordnen, zu wägen weiß und durch alle Vernunft zeigt, muß gewiß eine so tiefere Vernunft in Einsicht und Tätigkeit zeigen, als kein Pygmäe und Flatterer von Empfindung je mit seiner Vernunft, als einer ausschließenden Eigenschaft, je

erreicht hat. Überhaupt ist Vernunft und Tugend keine Abstraktion in der Luft, wo alles selig ruhet; sie wird im Kampfe geboren und erzeugt sich eben mit unter Leidenschaften und Trieben durch Königskraft und Ordnung, die selbst die stärkste, reinste Leidenschaft werden kann und soll.

Es sind also nur immer Ungeheuer, auf die der vorige menschenfeindliche Satz passet. Wo die Natur so ungleich ausgebildet ist, daß hier Leidenschaft wie ein wildes Tier fodert, dort alles in Dörre schläft: wo also auch die Vernunft, die nur immer der Abglanz und Gegenschein der sinnlichen Kräfte ist, so ungleiche Tiefen und Untiefen hat und keine Gegenkräfte empören kann, sich dem Ungeheuer zu widersetzen - freilich, da ist obgedachte Halbphilosophie nur zu wahr; aber leider! Die Politik und Kunst kann freilich solche Menschen, wenn sie zu ihren Zwecken einstimmen, vortrefflich brauchen, wie sie ja auch Löwen und wilde Tiere braucht; deswegen aber fodert das Ideal von Größe, Würde und Stärke der Menschheit mitnichten solche Übung. Die Lehre der Tugend und Glückseligkeit will, daß nichts also vorgebildet werde, damit das Gleichgewicht der Leidenschaften, Vernunft und stille, starke Wirksamkeit, d.i. Handlung, unmöglich sei, und selbst Politik und Kunst kann die letztere nie ganz ausschließen. Selbst alle wilden Tiere, die sie braucht, muß doch Vernunft

regieren. Und da ist's die schädlichste Unwahrheit, zu glauben, daß ein Temperament großer Eigenschaften und Leidenschaften Tugend verhindern müsse. Freilich geschieht's oft, und es kann durch Übung so weit kommen, daß es fast nicht anders mehr sein kann; das ist aber nur immer Mißbildung auf der Stelle. Wo diese starke Leidenschaft möglich war, mußte auch eine andre möglich sein, die ihr das Gegengewicht leistete, oder vielmehr selbst diese Leidenschaft enthielt, nur recht angegriffen und geläutert, ein Resultat ebenso tiefer, herrlicher Vernunft in sich, und diese, in Tätigkeit gesetzt, war Leidenschaft ebenso tiefer Tugend. Die stärkste Seele hat auch zur stärksten Tugend Anlage, wenn sie die Empfindungen gehörig erschöpft und ordnet. Sie hat in jeder Empfindung viel zu entwickeln, sie hat aber auch viel Entwicklungskraft und intensive Ruhe. Was sie hervorgräbt, ist Gold an Wert und Schwere. Seelen von der Art sollte man allein *groß* nennen, weil sie's auch allein sind. Miltons Teufel baute das Pandämonium und schlug eine Brücke übers Chaos; er ward aber mit beidem weder glücklicher noch größer. Alle Stärke ohne Vernunft und Güte ist entweder Abenteuer, sublime Narrheit oder Abscheulichkeit, die sich in beiderlei Falle selbst straft; und auch je vollkommner die Verfassungen der Menschen werden, desto mehr müssen sie Abenteurer verlachen und Abscheulichkeiten, mit

Lumpen der Größe behangen, hassen und verachten. Wahrhaftig große Seelen sind tief eingedrückte Kraftpunkte, Pole, um die sich ein ganzes Firmament drehet. Ihre riefe Empfindung reifte zur tiefen Vernunft und erhabnen Güte.

2. Die andre Art der Empfindungen und Erkenntnisse, *Lebhaftigkeit, Schnelle mit Ausbreitung* verbunden, hat die Sprache schon mit einem ziemlich angemessnen Ausdruck *Geister* (esprits), im weitern Umfange, bezeichnet. Dort war der Lichtstrahl unzertheilt; hier spielen schon alle Farben, die freilich, in eins vereinigt, vielleicht gerade den vorigen Lichtstrahl ausmachen würden. Ihr Verstand, ihre Tugend ist wiederum ihren Empfindungen gemäß.

Die Anlage dieser Subjekte ist ein verbreitetes Empfindungsvermögen, das leicht gleitet und also schwächer auf jedem Punkte würket. Schon ihre Bildung zeigt's oft, die beseelt ist, Physiognomie hat, in Munterkeit webet. Ihr Feuer ist aber nicht gediegene Glut, sondern Lichtstrahl, Schimmer, der wenn nicht wärmet, so weit umher leuchtet. Ihre Triebe sind nicht Leidenschaft, sondern Phantasie; ihre Taten mehr Flug, Anlage zum Handeln. Sie sind fliegende Boten, den Tätern nach- oder vorhergesandt, zum Entwerfen oder zum Lobpreisen, zum Verkündigen, zum Zeigen.

Leute dieser Gattung haben einen großen Kreis der Wirkung; sie würken aber in jedem Punkte nicht viel.

Sie sind zu vielem geschickt, und in keinem groß. Das tiefe Genie hatte Ausbreitung nötig, damit es unter *einer* Empfindung nicht erläge. Das lebhaftes Genie hat Innigkeit nötig, damit es im Schönen der weiten Oberfläche nicht gar zerfließe.

Wenn der starkfühlende Kopf ausschweift, so sind's große Leidenschaften und Laster; wenn die muntre Seele irrt, sind's ewig kleine Fehler, bei denen sie doch nie zur Besinnung kommt, daß die Vernunft herrsche.

Trifft ein Genie dieser Art in eine gute Sphäre, so kann's mit seiner schnellen Vieltätigkeit auch auf leichte Art viel Angenehmes und Nützliches verrichten: es wird ein Triebrad der Gesellschaft. Gerät's aber unter Frivolitäten, so wird der feine Geist, der spielende Kopf, der Kleinmeister, das Gesellschaftsmännchen daraus und hundert bekannte Erscheinungen mehr. Die Komödie und guten Wochenblätter haben sich meistens mit Fehlern der Art beschäftigt, und eine große Reihe witziger Schriften und witziger Köpfe zeigen sie tätig.

Kommt der leichte, lebhaftes Geist auch zum Ziele, das uns die Natur in allem vorsteckt, zur Richtigkeit und Wohlordnung: so wird bei ihm die leichte, aber weitverbreitete Tugend und Wahrheit den Mangel der Stärke und Intensität erstatten. Er Endet also auch auf seiner Wurzel Gang zur Vollkommenheit,

Glückseligkeit und Ruhe. Die Natur bedurfte handelnde Wesen in beider Gattung und erzeugt sich beiden auf verschiedene Weise gleich gütig. Das Genie und die tiefe Leidenschaft ist der Mittelpunkt; der aufgeklärte und aufklärende Geist sind die Strahlen und Radian umher. So wird der große Zirkel der Welt.

Lasset uns nun sehen, welchen Fortgang beide Gattungen Kräfte nehmen, nach den Gegenständen, an denen sie sich üben; wir bleiben aber nur, der Aufgabe gemäß, bei Grundsätzen, aus denen die reiche Ernte der Anwendung folget.

Es gibt einen Zustand der simplen sinnlichen Empfindungen, den man nun einmal den ungekünstelten Naturzustand zu nennen gewohnt ist, obgleich in jedem Zustande Natur würket. Alle feinere Fäden stecken hier noch in *einem* Knäuel und wirken in *einem* starken Seile. Die Vernunft existiert hier noch bloß in Handlungen ohne Raffinement: die Leidenschaften sind Naturtriebe und Gewohnheiten ohne Geschwätz und Nachschmeckerei. Hier übt sich also die Seele nicht überhelle, aber sehr fest, stark und tätig.

In diesem Zustande ist's, wo alles gleichsam noch Übung ist: Gedanke liegt in der Empfindung, Theorie in der Praxis begraben. Die ersten Genies, die das Menschengeschlecht bildeten, waren alles, Dichter, Philosophen, Meßkünstler, Gesetzgeber, Musiker, Krieger; aber alles nur im Keime zu ihrer neu sich

bildenden Gesellschaft, d.i. sie waren vorzüglich große, tätige und gute Menschen. Sobald eine Wissenschaft auch auf ihre Simplizität zurückgeht: so wird sie ganz praktisch, wie die Philosophie des Sokrates, wie die Politik und Redekunst im Sinne der Alten. Spekulation, die auch in ihren Folgen ganz und gar nicht praktisch ist, ist auch nie wahr, wie das Geschwätz der Scholastiker in den mittlern Zeiten gnug zeigt. Die vollständige Wahrheit ist immer nur Tat; das Erkenntnis- und Empfindungsvermögen ist im Grunde der Seele und war auch bei den Urvätern unserer Bildung eins. Alles wuchs aus *einer Wurzel zur Glückseligkeit und Wahrheit*.

Wie sich aber nun die menschliche Gesellschaft teilte, so glaubte man sich auch in diese Fähigkeiten teilen zu können: der eine sollte denken, der andre wollte empfinden oder handeln. Es wurden also theoretische und praktische Genies in allen Klassen und Arten. Man teilte sich in die Linie, die sonst einer durchlief; jeder lief von einem gegebenen Punkt auf seine verschiedene Seite, und da konnte er nun allerdings jeden Punkt gründlicher erforschen. Im Grunde aber bleibt's immer noch eine und dieselbe Linie. Von jedem Punkt eines Endes müssen sich Halbkreise zum andern linde ziehen lassen. Genies und überwiegende Kräfte kehren sich auch an die Grenze nicht und laufen, nachdem sie Standpunkt haben, ins

gegenüberstehende Ende über. Was die ganze Wissenschaft umfasset, muß notwendig Theorie und Praxis gleich anschauend umfassen, wie Erkennen und empfinden wirklich nur eins ist. Nur also zum bessern, leichtern Anbau teilte man sich in die Sphäre; man ward zum größern Nenner ein kleinerer Zähler, je nachdem man selbst kein Ganzes mehr sein konnte.

Nun fanden sich also die Halbdenker und Halbempfinder. Moralisten, die keine Täter, Heldensänger, die keine Helden, Redner, die keine Geschäftsführer, Regelgeber, die keine Künstler waren u.dgl. Was vorher Sensation war, war jetzt Sentiment, vor- oder nachgeschmeckte Handlung. So schlimm das für jeden einzelnen war, der halb untätig war und sich am Schatten begnügte: so gut war's für die Gesellschaft. Je mehr die Köpfe sich teilten, desto mehr ward alles durchsucht und jeder Punkt bebauet. So sind die Theorien gestiegen, bis endlich die höchste Philosophie wieder gebietet, zur Praxis zurückzukehren, und die bessere Politik wird ihr zeitig genug helfen. Jede Wissenschaft wird so simplifiziert werden, daß sie wieder Tat werden muß. Es werden Zeiten kommen, da wieder Erkenntnis in der geläuterten, eigengefühlten Empfindung wohne. In weitere Klassifikationen läßt man sich nicht ein; weil sie schon häufig in andern Büchern, *Huarte*, *Helvétius*, den Abhandlungen vom Genie, kritischen und Wochenblättern stehen und

die Aufgabe nur eigentlich *Grund- und Hauptgesetze* begehrte.

Die Natur, sehn wir, würkt hieher mit all ihren Operationen. Sobald eine Erkenntnis Anschauung geworden, so wird sie gleichsam als Fertigkeit verwahrt und nachher immer als taube, zusammengehüllte Erkenntnis, als symbolische Empfindung angewandt: wir handeln mit vorher erlangten Erkenntnissen wie mit Zeichen der Algebra, bei denen wir die Bedeutung vergessen dürfen, so daß sie doch das Resultat geben. Sooft diese Abkürzungsformel angeklagt wird und soviel Schaden sie bei Menschen, die nie von den Symbolen ab und zur Erkenntnis der Wahrheit wollen, stiftet: so weise ist der Gang der Natur, uns auf die kürzeste Weise zu neuen Kenntnissen und Empfindungen fortzutreiben. Das ist die Unruhe (uneasiness), die *Leibniz* so vortrefflich aus den unmerklichen Vorstellungen, die zur Helle dringen, aus den Empfindungen, die befriedigt sein wollen, erklärt. Die Natur ritzt uns immer mit diesen sanften Stacheln: wir sind ganz: der größte Teil von uns ist in der dunkeln Zukunft. Was wir erkannt und genossen haben, ist der unendlich kleinste Teil gegen das, was noch auf uns wartet.

Hierin sind der Wilde und der Gebildete einander gleich; jeder in seinem Kreise. Mit feinen oder groben Kenntnissen und Empfindungen übt jeder sich in

beiden und alle auf *eine* Weise; was dem einen an Helle und Schnelle abgeht, wird ihm durch Stärke und Dauer ersetzt. Alle suchen auf ihrem Punkte Genuß der Welt durch Empfindungen und Erkenntnisse, soviel sie deren zu einer Art sanft fortschreitenden Wirkung aus ihrem Mittelpunkt der Ruhe brauche. Überall keimt Same zur Glückseligkeit und Tugend!

Vortrefflich ist die Aussicht, die jedes endliche Geschöpf da in seine ewige Dauer hat. Sein Gang ist immer fortschreitend: das Weltall muß ihm immer mehr und tiefere und hellere Phänomene des Wahren und Guten liefern: mit jeder Enthüllung derselben zum Erkennen und zum vollständigen Erkennen der Tat muß seine innere Kraft wachsen. Er strebt hinauf zur Gottheit und wird höherer Glückseligkeit fähig. Denken wir uns im ganzen Universum diese, jede auf ihrer Stelle, durch Empfindung erkennende, sich entwickelnde, fortstrebende Geschöpfe, so wird unser Blick in ein Unendliches der Weisheit und Güte verschlungen, und wir freuen uns, daß uns ein solches, nie zu raubendes, ewig glückseliges und in der Glückseligkeit steigendes Los ward. In jeder enthülleten Empfindung erkennen und genießen wir Gott!

Johann Gottfried Herder

Ideen zur Philosophie
der Geschichte der Menschheit

Erster Teil

- Quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re
Disce -

Lerne, wer du nach Gottes Willen
sein sollst und an welchen Platz in
der Menschheit du gestellt bist.

*Persius, »Satiren«,
3. Satire, Vers 71-73*

Vorrede

Als ich vor zehn Jahren die kleine Schrift »Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit« herausgab, sollte das »Auch« dieses Titels wohl nichts weniger als ein »Anch'io son pittore« sagen. Es sollte vielmehr, wie auch der Zusatz »Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts« und das untergesetzte Motto zeigte, eine Note der Bescheidenheit sein, daß der Verfasser diese Schrift für nichts minder als für eine vollständige Philosophie der Geschichte unsres Geschlechts gebe, sondern daß er neben so vielen gebahnten Wegen, die man immer und immer betrat, auch auf einen kleinen Flußsteg wiese, den man zur Seite liegenließ und der doch auch vielleicht eines Ideenganges wert wäre. Die hie und da im Buch zitierten Schriften zeigen gnugsam, welches die betretenen und ausgetretenen Wege waren, von denen der Verfasser ablenken wollte; und so sollte sein Versuch nichts als ein fliegendes Blatt, ein *Beitrag zu Beiträgen* sein, welches auch seine Gestalt weiset.

Die Schrift war bald vergriffen, und ich ward zu einer neuen Ausgabe derselben ermuntert; unmöglich aber konnte diese neue Ausgabe sich jetzt in ihrer alten Gestalt vors Auge des Publikums wagen. Ich hatte es bemerkt, daß einige Gedanken meines

Werkchens, auch ohne mich zu nennen, in andre Bücher übergegangen und in einem Umfange angewandt waren, an den ich nicht gedacht hatte. Das bescheidne »Auch« war vergessen; und doch war mir es nie eingefallen, mit den wenigen allegorischen Worten: *Kindheit, Jugend, das männliche, das hohe Alter* unseres Geschlechts, deren Verfolg nur auf wenige Völker der Erde angewandt und anwendbar war, eine Heerstraße auszuzeichnen, auf der man auch nur die *Geschichte der Kultur*, geschweige die *Philosophie der ganzen Menschengeschichte* mit sicherem Fuß ausmessen könnte. Welches Volk der Erde ist's, das nicht einige Kultur habe? Und wie sehr käme der Plan der Vorsehung zu kurz, wenn zu dem, was wir Kultur nennen und oft nur verfeinte Schwachheit nennen sollten, jedes Individuum des Menschengeschlechts geschaffen wäre? Nichts ist unbestimmter als dieses Wort, und nichts ist trüglicher als die Anwendung desselben auf ganze Völker und Zeiten. Wie wenige sind in einem kultivierten Volk kultiviert? Und worin ist dieser Vorzug zu setzen? Und wiefern trägt er zu ihrer Glückseligkeit bei? Zur Glückseligkeit einzelner Menschen nämlich; denn daß das Abstraktum ganzer Staaten glücklich sein könne, wenn alle einzelne Glieder in ihm leiden, ist Widerspruch oder vielmehr nur ein Scheinwort, das sich auf den ersten Blick als ein solches bloßgiebet.

Also mußte viel tiefer angefangen und der Kreis der Ideen viel weiter gezogen werden, wenn die Schrift einigermaßen ihres Titels wert sein sollte. Was ist Glückseligkeit der Menschen? Und wiefern findet sie auf unsrer Erde statt? Wiefern findet sie, bei der großen Verschiedenheit aller Erdwesen und am meisten der Menschen, allenthalben statt, unter jeder Verfassung, in jedem Klima, bei allen Revolutionen der Umstände, Lebensalter und Zeiten? Gibt es einen Maßstab dieser verschiedenen Zustände, und hat die Vorsehung aufs Wohlsein ihrer Geschöpfe in allen diesen Situationen als auf ihren letzten und Hauptendzweck gerechnet? Alle diese Fragen mußten untersucht, sie mußten durch den wilden Lauf der Zeiten und Verfassungen verfolgt und berechnet werden, ehe ein allgemeines Resultat fürs Ganze der Menschheit herausgebracht werden konnte. Hier war also ein weites Feld zu durchlaufen und in einer großen Tiefe zu graben. Gelesen hatte ich so ziemlich alles, was darüber geschrieben war, und von meiner Jugend an war jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien und worin ich Beiträge zu meiner großen Aufgabe hoffte, wie ein gefundener Schatz. Ich freuete mich, daß in den neuern Jahren diese Philosophie mehr emporkam, und nutzte jede Beihülfe, die mir das Glück verschaffte.

Ein Autor, der sein Buch darstellt, gibt, wenn dies

Gedanken enthält, die er, wo nicht erfand (denn wie wenig es läßt sich in unsrer Zeit eigentliches Neues erfinden?), so doch wenigstens *fand* und sich eigen machte, ja, in denen er jahrelang wie im Eigentum seines Geistes und Herzens lebte: ein Autor dieser Art, sage ich, gibt mit seinem Buch, es möge dies schlecht oder gut sein, gewissermaßen einen Teil seiner Seele dem Publikum preis. Er offenbart nicht nur, womit sich sein Geist in gewissen Zeiträumen und Angelegenheiten beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf, sondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzuteilen?), er rechnet auf einige, vielleicht wenige, gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und teilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorgedrungen sind, ihre besseren Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Commercium der Geister und Herzen ist die einzige und größte Wohltat der Buchdruckerei, die sonst den schriftstellerischen Nationen ebensoviel Schaden als Nutzen gebracht hätte. Der Verfasser dachte sich in den Kreis derer, die wirklich ein Interesse daran finden, worüber er schrieb, und bei denen

er also ihre teilnehmenden, ihre bessern Gedanken hervorlocken wollte. Dies ist der schönste Wert der Schriftstellerei, und ein gutgesinnter Mensch wird sich viel mehr über das freuen, was er erweckte, als was er sagte. Wer daran denkt, wie gelegen ihm selbst zuweilen dies oder jenes Buch, ja auch nur dieser oder jener Gedanke eines Buches kam, welche Freude es ihm verschaffte, einen andern, von ihm entfernten und doch in seiner Tätigkeit ihm nahen Geist auf seiner eignen oder einer bessern Spur zu finden, wie uns oft ein solcher Gedanke jahrelang beschäftigt und weiterführt: der wird einem Schriftsteller, der zu ihm spricht und ihm sein Inneres mittheilt, nicht als einen Lohndiener, sondern als einen Freund betrachten, der auch mit unvollendeten Gedanken zutraulich hervortritt, damit der erfahrene Leser mit ihm denke und sein Unvollkommenes der Vollkommenheit näher führe.

Bei einem Thema wie das meinige: *Geschichte der Menschheit, Philosophie ihrer Geschichte*, ist, wie ich glaube, eine solche *Humanität* des Lesers eine angenehme und erste Pflicht. Der da schrieb, war Mensch, und du bist Mensch, der du liesest. Er konnte irren und hat vielleicht geirret: du hast Kenntnisse, die jener nicht hat und haben konnte; gebrauche also, was du kannst, und siehe seinen guten Willen an; laß es aber nicht beim Tadel, sondern beßre und baue

weiter. Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhunderte vollführen können, vollführen werden: glücklich, wenn alsdenn diese Steine mit Erde bedeckt und wie der, der sie dahin trug, vergessen sein werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platz nur das schönere Gebäude selbst dastehet.

Doch ich habe mich unvermerkt zu weit von dem entfernt, worauf ich anfangs ausging; es sollte nämlich die Geschichte sein, wie ich zur Bearbeitung dieser Materie gekommen und unter ganz andern Beschäftigungen und Pflichten auf sie zurückgekommen bin. Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsres Lebens so viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein: *ob denn, da alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit, im ganzen und großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte?* Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum

Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnengewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrschet, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele alles so wunderbar und göttlich überdacht hat, daß, wenn wir dem *Allein-Weisen* nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrunde seiner Gedanken verlieren: wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsres Geschlechts im ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Oder er sollte uns denselben verbergen wollen, da er uns in der niedrigeren Schöpfung, die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Entwurfs zeigte? Was ist das menschliche Geschlecht im ganzen als eine Herde ohne Hirten? Oder, wie jener klagende Weise sagt: »Lässest du sie gehen wie Fische im Meer und wie Gewürm, das keinen Herrn hat?« - Oder hatten sie nicht nötig, den Plan zu wissen? Ich glaube es wohl; denn welcher Mensch übersieht nur den kleinen Entwurf seines eignen Lebens? Und doch siehet er, so weit er sehen soll, und weiß gnug, um seine Schritte zu leiten; indessen, wird nicht auch eben dieses Nichtwissen zum Vorwande großer Mißbräuche? Wie viele sind, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu leugnen, daß irgendein Plan sei, oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken

und zweifelnd glauben und glaubend zweifeln. Sie wehren sich mit Macht, das menschliche Geschlecht nicht als einen Ameishaufen zu betrachten, wo der Fuß eines Stärkern, der unförmlicherweise selbst Ameise ist, Tausende zertritt, Tausende in ihren klein-großen Unternehmungen zernichtet, ja wo endlich die zwei größten Tyrannen der Erde, der Zufall und die Zeit, den ganzen Haufen ohne Spur fortführen und den leeren Platz einer andern fleißigen Zunft überlassen, die auch so fortgeführt werden wird, ohne daß eine Spur bleibe. - Der stolze Mensch wehret sich, sein Geschlecht als eine solche Brut der Erde und als einen Raub der alleszerstörenden Verwesung zu betrachten; und dennoch, dringen Geschichte und Erfahrung ihm nicht dieses Bild auf? Was ist denn Ganzes auf der Erde vollführt? Was ist auf ihr Ganzes? Sind also die Zeiten nicht geordnet, wie die Räume geordnet sind? Und beide sind ja die Zwillinge *eines* Schicksals. Jene sind voll Weisheit; diese voll scheinbarer Unordnung; und doch ist offenbar der Mensch dazu geschaffen, daß er Ordnung suchen, daß er einen Fleck der Zeiten übersehen, daß die Nachwelt auf die Vergangenheit bauen soll: denn dazu hat er Erinnerung und Gedächtnis. Und macht nun nicht eben dies Bauen der Zeiten aufeinander das Ganze unsres Geschlechts zum unförmlichen Riesengebäude, wo einer abträgt, was der andre anlegte, wo

stehenbleibt, was nie hätte gebauet werden sollen, und in Jahrhunderten endlich alles *ein* Schutt wird, unter dem, je brüchiger er ist, die zaghaften Menschen desto zuversichtlicher wohnen? - Ich will die Reihe solcher Zweifel nicht fortsetzen und die Widersprüche des Menschen mit sich selbst, untereinander und gegen die ganze andre Schöpfung nicht verfolgen. Gnug, ich suchte nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo ich suchen konnte.

Ob ich sie gefunden habe? Darüber mag dieses Werk, aber noch nicht sein erster Teil entscheiden. Dieser enthält nur die Grundlage, teils im allgemeinen Überblick unsrer Wohnstätte, teils im Durchgange der Organisationen, die unter und mit uns das Licht dieser Sonne genießen. Niemanden, hoffe ich, wird dieser Gang zu fern hergeholt und zu lang dünken: denn da, um das Schicksal der Menschheit aus dem Buch der Schöpfung zu lesen, es keinen andern als ihn gibt, so kann man ihn nicht sorgsam, nicht vielbetrachtend gnug gehen. Wer bloß metaphysische Spekulationen will, hat sie auf kürzerm Wege; ich glaube aber, daß sie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sind, die selten zum Ziel führet. Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke tätlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling, aber wenigstens mit

Treue und Eifer buchstabiert habe und buchstabieren werde. Wäre ich so glücklich, nur einem meiner Leser etwas von dem süßen Eindruck mitzuteilen, den ich über die ewige Weisheit und Güte des unerforschten Schöpfers in seinen Werken mit einem Zutrauen empfunden habe, dem ich keinen Namen weiß, so wäre dieser Eindruck von Zuversicht das sichere Band, mit welchem wir uns im Verfolg des Werks auch in die Labyrinth der Menschengeschichte wagen könnten. Überall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, die ich nur mit Mühe unterdrücken mußte, weil ich sie mir selbst nicht zum voraus rauben und Schritt vor Schritt nur dem Licht treu bleiben wollte, das mir von der verborgenen Gegenwart des Urhebers in seinen Werken allenthalben zustrahlet. Es wird ein um so größeres Vergnügen für meine Leser und für mich sein, wenn wir, unsern Weg verfolgend, dies dunkelstrahlende Licht zuletzt als Flamme und Sonne werden aufgehen sehen.

Niemand irre sich daher auch daran, daß ich zuweilen den Namen der Natur personifiziert gebrauche. Die Natur ist kein selbständiges Wesen, sondern *Gott ist alles in seinen Werken*; indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer

Heiligkeit gnug verschaffen konnte, wenigstens nicht mißbrauchen. Wem der Name »Natur« durch manche Schriften unsres Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen jene *allmächtige Kraft, Güte und Weisheit* und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag.

Ein gleiches ist's, wenn ich von den *organischen Kräften* der Schöpfung rede; ich glaube nicht, daß man sie für *qualitates occultas* ansehen werde, da wir ihre offenbaren Wirkungen vor uns sehen und ich ihnen keinen bestimmtern, reinern Namen zu geben wußte. Ich behalte mir über sie und über manche andre Materien, die ich nur winkend anzeigen mußte, künftig eine weitere Erörterung vor.

Und freue mich dagegen, daß meine Schülerarbeit in Zeiten trifft, da in so manchen einzelnen Wissenschaften und Kenntnissen, aus denen ich schöpfen mußte, Meisterhände arbeiten und sammeln. Von diesen bin ich gewiß, daß sie den exoterischen Versuch eines Fremdlings in ihren Künsten nicht verachten, sondern verbessern werden: denn ich habe es immer bemerkt, daß, je reeller und gründlicher eine Wissenschaft ist, desto weniger herrscht eitler Zank unter denen, die sie anbauen und lieben. Sie überlassen das Wortgezänk den Wortgelehrten In den meisten Stücken zeigt mein Buch, daß man anjetzt noch keine

Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne, daß man sie aber vielleicht am Ende unsres Jahrhunderts oder Jahrtausends schreiben werde.

Und so lege ich, großes Wesen, Du unsichtbarer hoher Genius unsers Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterblicher schrieb und in dem er Dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu Deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehn und seine Charaktere zerstioben; auch die Formen und Formeln werden zerstioben, in denen ich Deine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber Deine Gedanken werden bleiben, und Du wirst sie Deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichern Gestalten darlegen. Glücklich, wenn alsdenn diese Blätter im Strom der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben.

Weimar, den 23. April 1784

Herder

Quid non miracolo est, cum primum in notitiam venit? Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, indicantur? Naturae vero rerum vis atque maiestas in omnibus momentis fide caret, si quis modo partes eius ac non totam complectatur animo.

Plin.

Was gilt nicht als Wunder, wenn es das erstemal bekannt wird? Wieviel hält man, bevor es geschieht, für unmöglich? Der Gewalt und Majestät der Natur wird wahrlich in jedem Moment mißtraut, wenn man nur ihre Teile und nicht das Ganze mit dem Geiste umfaßt.

*Plinius, »Naturgeschichte«,
8. Buch, 1. Kap., § 6 f.*

Erstes Buch

I

Unsre Erde ist ein Stern unter Sternen

Vom Himmel muß unsre Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaßen diesen Namen verdienen soll. Denn da unser Wohnplatz, die Erde, nichts durch sich selbst ist, sondern von himmlischen, durch unser ganzes Weltall sich erstreckenden Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt, ihr Vermögen zur Organisation und Erhaltung der Geschöpfe empfängt, so muß man sie zuvörderst nicht allein und einsam, sondern im Chor der Welten betrachten, unter die sie gesetzt ist. Mit unsichtbaren, ewigen Banden ist sie an ihren Mittelpunkt, die Sonne, gebunden, von der sie Licht, Wärme, Leben und Gedeihen erhält. Ohne diese könnten wir uns unser Planetensystem nicht denken, sowenig ein Zirkel ohne Mittelpunkt stattfindet; mit ihr und den wohltätigen Anziehungskräften, womit sie und alle Materie das ewige Wesen begabt hat, sehen wir in ihrem Reich nach einfachen schönen und herrlichen Gesetzen Planeten sich bilden, sich um ihre Achse und um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in Räumen, die mit ihrer Größe und Dichtigkeit im

Verhältnis sind, munter und unablässig umherdrehn; ja nach eben diesen Gesetzen sich um einige derselben Monde bilden und von ihnen festgehalten werden. Nichts gibt einen so erhabnen Blick als diese Einbildung des großen Weltgebäudes, und der menschliche Verstand hat vielleicht nie einen weitem Flug gewagt und zum Teil glücklich vollendet, als da er in Kopernikus, Kepler, Newton, Huygens und Kant¹ die einfachen, ewigen und vollkommenen Gesetze der Bildung und Bewegung der Planeten aussann und feststellte.

Mich dünkt, es ist Hemsterhuis, der es beklagt, daß dies erhabene Lehrgebäude auf den ganzen Kreis unserer Begriffe die Wirkung nicht tue, die es, wenn es zu den Zeiten der Griechen mit mathematischer Genauigkeit festgestellt wäre, auf den gesamten menschlichen Verstand würde getan haben. Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in jenem großen Abgrunde schwimmt, wo Erden um die Sonne, wo diese Sonne mit tausend andern um ihren Mittelpunkt und vielleicht mehrere solche Sonnensysteme in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft sowohl als der Verstand in diesem Meer der Unermeßlichkeit und ewigen Größe sich verliert und nirgend Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erstauen, das uns vernichtigt, ist wohl kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der in sich selbst überall

allgnugsamen Natur ist das Staubkorn so wert als ein unermessliches Ganze. Sie bestimmte Punkte des Raums und des Daseins, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob keine andre Punkte der Bildung, keine andre Weltatomen wären. Wenn ich also das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermesslichen Palast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir sehe, so schließe ich, so ungeteilt, als ich kann, vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur *eine* Kraft, die die glänzende Sonne schuf und mein Staubkorn an ihr erhält; nur *eine* Kraft, die eine Milchstraße von Sonnen sich vielleicht um den Sirius bewegen läßt und die in Gesetzen der Schwere auf meinem Erdkörper wirkt. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserm Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlauf bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst allem, was davon abhängt, durch Gesetze bestimmt ist, die im Unermesslichen wirken, so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden sein und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft sein, zu fragen, was ich auf dieser Stelle sein soll und vermutlich nur auf ihr sein kann.

Fände ich auch in dem, was mir das Eingeschränkste und Widrigste scheint, nicht nur Spuren jener großen bildenden Kraft, sondern auch offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemessene hinaus, so wird es die schönste Eigenschaft meiner Gott nachahmenden Vernunft sein, diesem Plan nachzugehen und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen, werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorliebnehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebevoll in ihren Schoß aufnimmt. Ihre Schwestern, andre Erden, mögen sich anderer, auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; gnug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstrahl in dieser und keiner andern Sonnenentfernung, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinne aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet: demgemäß wirken auch meine Seelenkräfte; der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so festbestimmt und umschrieben als die Masse und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll; daher auch in vielen Sprachen der Mensch von seiner Mutter Erde den Namen führet. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und

Weisheit aber diese meine Mutter gehört, je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Dasein ruhet, je mehr ich bemerke, daß in ihnen alles aus einem folgt und eins zu allem dienet, desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdenstaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält; ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wiederkommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig wie der Verstand Gottes, und die Stützen meines Daseins (nicht meiner körperlichen Erscheinung) sind so fest als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Dasein ist sich gleich, ein unteilbarer Begriff, im Größten sowohl als im Kleinsten auf einerlei Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseins, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich sein werde, werde ich sein, der ich jetzt bin, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehblichen Harmonie einer *Welt Gottes*.

II

Unsre Erde ist einer der mittleren Planeten

Die Erde hat zwei Planeten, den Merkur und die Venus, unter sich, den Mars (und wenn vielleicht über ihm noch einer versteckt ist), den Jupiter, Saturn, Uranus über sich, und was für andre noch da sein mögen, bis sich der regelmäßige Wirkungskreis der Sonne verliert und die exzentrische Bahn des letzten Planeten in die wilde Ellipse der Kometenbahnen hinüberspringet. Sie ist also ein Mittelgeschöpf, so wie der Stelle nach, so auch an Größe, an Verhältnis und Dauer ihres Umschwungs um sich und ihres Umlaufs um die Sonne; jedes Äußerste, das Größte und Kleinste, das Schnellste und Langsamste, ist zu beiden Seiten von ihr entfernt. So wie nun unsre Erde zur astronomischen Übersicht des Ganzen vor andern Planeten eine bequeme Stelle hat², so wäre es schön, wenn wir nur einige Glieder dieses erhabnen Sternverhältnisses näher kennten. Eine Reise in den Jupiter, die Venus oder auch nur in unsern Mond würde uns über die Bildung unsrer Erde, die doch mit ihnen nach einerlei Gesetzen entstanden ist, über das Verhältnis unsrer Erdegeschlechter zu den Organisationen andrer Weltkörper von einer höhern oder von einer

tiefern Art, vielleicht gar über unsere zukünftige Bestimmung so manchen Aufschluß geben, daß wir nun kühner aus der Beschaffenheit von zwei oder drei Gliedern auf den Fortgang der ganzen Kette schließen könnten. Die einschränkende, festbestimmende Natur hat uns diese Aussicht versaget. Wir sehen den Mond an, betrachten seine ungeheuren Klüfte und Berge; den Jupiter und bemerken seine wilden Revolutionen und Streifen; wir sehen den Ring des Saturns, das rötliche Licht des Mars, das sanftere Licht der Venus und rätseln daraus, was wir glücklich oder unglücklich daraus zu ersehen meinen. In den Entfernungen der Planeten herrscht Proportion; auch auf die Dichtigkeit ihrer Masse hat man wahrscheinliche Schlüsse gefolgert und damit ihren Schwung, ihren Umlauf in Verbindung zu bringen gesucht: alles aber nur mathematisch, nicht physisch, weil uns außer unsrer Erde ein zweites Glied der Vergleichung fehlet. Das Verhältnis ihrer Größe, ihres Schwunges, ihres Umlaufs z.B. zu ihrem Sonnenwinkel hat noch keine Formel gefunden, die auch hier alles aus einem und demselben kosmogonischen Gesetz erkläre. Noch weniger ist uns bekannt, wie weit ein jeder Planet in seiner Bildung fortgerückt sei, und am wenigsten wissen wir von der Organisation und dem Schicksal seiner Bewohner. Was Kircher und Swedenborg davon geträumt, was Fontenelle darüber gescherzt, was

Huygens, Lambert und Kant davon, jeder auf seine Weise, gemutmaßt haben, sind Erweise, daß wir davon nichts wissen können, nichts wissen sollen. Wir mögen mit unsrer Schätzung herauf- oder herabsteigen, wir mögen die vollkommeneren Geschöpfe der Sonne nah oder ihr fern setzen, so bleibt alles ein Traum, der durch den Mangel der Fortschreitung in der Verschiedenheit der Planeten beinahe Schritt vor Schritt gestört wird und uns zuletzt nur das Resultat gibt, daß überall wie hier Einheit und Mannigfaltigkeit herrsche, daß aber unser Maß des Verstandes sowie, unser Winkel des Anblicks uns zur Schätzung des Fort- oder Zurückganges durchaus keinen Maßstab gebe. Wir sind nicht im Mittelpunkt, sondern im Gedränge; wir schiffen wie andre Erden im Strom umher und haben kein Maß der Vergleichung.

Dürfen und sollen wir indes aus unserm Standpunkt zur Sonne, dem Quell alles Lichts und Lebens in unserer Schöpfung, vor- und rückwärts schließen, so ist unsrer Erde das zweideutige goldne Los der Mittelmäßigkeit zuteil worden, die wir wenigstens zu unserm Trost als eine glückliche Mitte träumen mögen. Wenn Merkur den Schwung um seine Achse, mithin seine Tag- und Nachtrevolution, vielleicht in 6 Stunden, sein Jahr in 88 Tagen vollbringt und sechs- mal stärker von der Sonne erleuchtet wird als wir; wenn Jupiter dagegen seine weite Bahn um die Sonne

in 11 Jahren und 313 Tagen vollendet und dennoch seine Tag- und Nachtzeit in weniger als 10 Stunden zurücklegt; wenn der alte Saturn, dem das Licht der Sonne hundertmal schwächer scheint, kaum in 30 Jahren um die Sonne kommt und abermals sich vielleicht in 7 Stunden um seine Achse drehet: so sind wir mittlere Planeten, Erde, Mars und Venus, von mittlerer Natur. Unser Tag ist wenig voneinander, von den Tagen der andern aber so sehr verschieden als umgekehrt unsre Jahre. Auch der Tag der Venus ist beinahe 24 Stunden, des Mars nicht 25 lang. Das Jahr der ersten ist von 224, des letzten von 1 Jahr und 322 Tagen, ob er gleich $3 \frac{1}{2}$ mal kleiner als die Erde und um mehr als die Hälfte von der Sonne entfernt ist. Weiterhin gehen die Verhältnisse der Größe, des Umschwungs, der Entfernung kühn auseinander. Auf einen der drei Mittelplaneten hat uns also die Natur gesetzt, auf denen auch ein mittleres Verhältnis und eine abgewogenere Proportion so wie der Zeiten und Räume, so vielleicht auch der Bildung ihrer Geschöpfe zu herrschen scheint. Das Verhältnis unsrer Materie zu unserm Geist ist vielleicht so aufwiegend gegeneinander als die Länge unsrer Tage und Nächte. Unsre Gedankenschnelligkeit ist vielleicht im Maß des Umschwunges unsres Planeten um sich selbst und um die Sonne zu der Schnelligkeit oder Langsamkeit anderer Sterne, so wie unsre Sinne offenbar im

Verhältnis der Feinheit von Organisation stehen, die auf unsrer Erde fortkommen konnte und sollte. Zu beiden Seiten hinaus gibt es wahrscheinlich die größten Divergenzen. Lasset uns also, solange wir hier leben, auf nichts als auf den mittelmäßigen Erdeverstand und auf die noch viel zweideutigere Menschen-tugend rechnen. Wenn wir mit Augen des Merkurs in die Sonne sehen und auf seinen Flügeln um sie fliegen könnten; wenn uns mit der Raschheit des Saturns und Jupiters um sich selbst zugleich ihre Langsamkeit, ihr weiter, großer Umfang gegeben wäre oder wenn wir auf dem Haar der Kometen, der größten Wärme und Kälte gleich empfänglich, durch die weiten Regionen des Himmels schiffen könnten: denn dürften wir von einem andern, weitem oder engern, als dem proportionierten Mittelgleise menschlicher Gedanken und Kräfte reden. Nun aber, wo und wie wir sind, wollen wir diesem milde proportionierten Gleise treu bleiben; er ist unserer Lebensdauer wahrscheinlich gerade recht.

Es ist eine Aussicht, die auch die Seele des trügsten Menschen erwecken kann, wenn wir uns einst auf irgendeine Weise im allgemeinen Genuß dieser uns jetzt versagten Reichtümer der bildenden Natur gedenken, wenn wir uns vorstellen, daß vielleicht, nachdem wir zur Summe der Organisation unsres Planeten gelangt sind, ein Wandelgang auf mehr als *einem* andern Stern das Los und der Fortschritt unsres

Schicksals sein könnte oder daß es endlich vielleicht gar unsre Bestimmung wäre, mit allen zur Reife gelangten Geschöpfen so vieler und verschiedener Schwesterwelten Umgang zu pflegen. Wie bei uns unsere Gedanken und Kräfte offenbar nur aus unserer Erdorganisation Leimen und sich so lange zu verändern und zu verwandeln streben, bis sie etwa zu der Reinigkeit und Feinheit gediehen sind, die diese unsre Schöpfung gewähren kann, so wird's, wenn die Analogie unsre Führerin sein darf, auf andern Sternen nicht anders sein: und welche reiche Harmonie lässet sich gedenken, wenn so verschieden gebildete Wesen alle zu *einem* Ziel wallen³ und sich einander ihre Empfindungen und Erfahrungen mitteilen. Unser Verstand ist nur ein Verstand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmählich gebildet; so ist's auch mit den Trieben und Neigungen unsres Herzens; eine andre Welt kennet ihre äußerlichen Hülfsmittel und Hindernisse wahrscheinlich nicht. Aber die letzten Resultate derselben sollte sie nicht kennen? Gewiß! alle Radian streben auch hier zum Mittelpunkt des Kreises. Der reine Verstand kann überall nur Verstand sein, von welchen Sinnlichkeiten er auch abgezogen worden; die Energie des Herzens wird überall dieselbe Tüchtigkeit, d. i. Tugend, sein, an welchen Gegenständen sie sich auch geübet habe. Also ringet wahrscheinlich auch hier die größte

Mannigfaltigkeit zur Einheit, und die allumfassende Natur wird ein Ziel haben, wo sie die edelste Bestrebungen so vielartiger Geschöpfe vereinige und die Blüten aller Welt gleichsam in einen Garten sammle. Was physisch vereinigt ist, warum sollte es nicht auch geistig und moralisch vereinigt sein, da Geist und Moralität auch Physik sind und denselben Gesetzen, die doch zuletzt alle vom Sonnensystem abhängen, nur in einer höhern Ordnung, dienen? Wäre es mir also erlaubt, die allgemeine Beschaffenheit der mancherlei Planeten auch in der Organisation und im Leben ihrer Bewohner mit den verschiedenen Farben eines Sonnenstrahls oder mit den verschiedenen Tönen einer Tonleiter zu vergleichen, so würde ich sagen, daß sich vielleicht das Licht der *einen* Sonne des Wahren und Guten auch auf jeden Planeten verschieden breche, so daß sich noch keiner derselben ihres ganzen Genusses rühmen könnte. Nur weil *eine* Sonne sie alle erleuchtet und sie alle auf *einem* Plan der Bildung schweben, so ist zu hoffen, sie kommen alle, jeder auf seinem Wege, der Vollkommenheit näher und vereinigen sich einst vielleicht, nach mancherlei Wandelgängen, in *einer* Schule des Guten und Schönen. Jetzt wollen wir nur Menschen sein, d. i. *ein* Ton, eine Farbe in der Harmonie unsrer Sterne. Wenn das Licht, das wir genießen, auch der milden grünen Farbe zu vergleichen wäre, so lasset sie uns nicht für

das reine Sonnenlicht, unsern Verstand und Willen nicht für die Handhaben des Universum halten; denn wir sind offenbar mit unsrer ganzen Erde nur ein kleiner Bruch des Ganzen.

III

Unsre Erde ist vielerlei Revolutionen durchgegangen, bis sie das, was sie jetzt ist, worden

Den Beweis dieses Satzes giebet sie selbst, auch schon durch das, was sie auf und unter ihrer Oberfläche (denn weiter sind die Menschen nicht gekommen) zeigt. Das Wasser hat überschwemmt und Erdlagen, Berge, Täler gebildet; das Feuer hat gewütet, Erdrinden zersprengt, Berge emporgehoben und die geschmolzenen Eingeweide des Innern hervorgeschnitten; die Luft, in der Erde eingeschlossen, hat Höhlen gewölbt und den Ausbruch jener mächtigen Elemente befördert; Winde haben auf ihrer Oberfläche getobet, und eine noch mächtigere Ursache hat sogar ihre Zonen verändert. Vieles hievon ist in Zeiten geschehen, da es schon organisierte und lebendige Kreaturen gab; ja hie und da scheint es mehr als einmal, hier schneller, dort langsamer, geschehen zu sein, wie fast allenthalben und in so großer Höhe und Tiefe die versteinten Tiere und Gewächse zeigen. Viele dieser Revolutionen gehen eine schon gebildete Erde an und können also vielleicht als zufällig betrachtet werden; andre scheinen der Erde wesentlich zu sein und haben sie ursprünglich selbst gebildet. Weder über jene

noch über diese (sie sind aber schwer zu trennen) haben wir bisher eine vollständige Theorie; schwerlich können wir sie auch über jene haben, weil sie gleichsam historischer Natur sind und von zu viel kleinen Lokalursachen abhängen mögen. Über diese aber, über die ersten wesentlichen Revolutionen unserer Erde, wünschte ich, daß ich eine Theorie erlebte. Ich hoffe, ich werde es; denn obgleich die Bemerkungen aus verschiedenen Weltteilen lange noch nicht vielseitig und genau genug sind, so scheinen mir doch sowohl die Grundsätze und Bemerkungen der allgemeinen Physik als die Erfahrungen der Chemie und des Bergbaues dem Punkt nahe, wo vielleicht ein glücklicher Blick mehrere Wissenschaften vereinigt und also eine durch die andere erklärt. Gewiß ist Buffon nur der Descartes dieser Art mit seinen kühnen Hypothesen, den bald ein Kepler und Newton durch rein zusammenstimmende Tatsachen übertreffen und widerlegen möge. Die neuen Entdeckungen, die man über Wärme, Luft, Feuer und ihre mancherlei Wirkungen auf die Bestandteile, auf Komposition und Dekomposition unserer Erdwesen gemacht hat, die simplen Grundsätze, auf die die elektrische, zum Teil auch die magnetische Materie gebracht ist, scheinen mir dazu wo nicht nahe, so doch entferntere Vorschritte zu sein, daß vielleicht mit der Zeit durch *einen* neuen Mittelbegriff es einem glücklichen Geist

gelingen wird, unsre Geogonie so einfach zu erklären, als Kepler und Newton das Sonnengebäude darstellten. Es wäre schön, wenn hiemit manche als qualitates occultae bisher angenommene Naturkräfte auf erwiesene physische Wesen reduziert werden könnten.

Wie dem auch sei, so ist wohl unleugbar, daß die Natur auch hier ihren großen Schritt gehalten und die größte Mannigfaltigkeit aus einer ins Unendliche fortgehenden Simplizität gewähret habe. Eh unsre Luft, unser Wasser, unsre Erde hervorgebracht werden konnte, waren mancherlei einander auflösende, niederschlagende stamina nötig; und die vielfachen Gattungen der Erde, der Gesteine, der Kristallisationen, gar der Organisation in Muscheln, Pflanzen, Tieren, zuletzt im Menschen, wieviel Auflösungen und Revolutionen des einen in das andre setzten die voraus! Da die Natur nun allenthalben auch jetzt noch alles ans dem Feinsten, Kleinesten hervorbringt und, indem sie auf unser Zeitmaß gar nicht rechnet, die reichste Fülle mit der engsten Sparsamkeit mittheilet, so scheint dieses auch, selbst nach der Mosaischen Tradition, ihr Gang gewesen zu sein, da sie zur Bildung oder vielmehr zu Ausbildung und Entwicklung der Geschöpfe den ersten Grund legte. Die Masse wirkender Kräfte und Elemente, aus der die Erde ward, enthielt wahrscheinlich als Chaos alles, was auf ihr werden sollte und konnte. In periodischen

Zeiträumen entwickelte sich aus geistigen und körperlichen staminibus die Luft, das Feuer, das Wasser, die Erde. Mancherlei Verbindungen des Wassers, der Luft, des Lichts mußten vorhergegangen sein, ehe der Same der ersten Pflanzenorganisation, etwa das Moos, hervorgehen konnte. Viele Pflanzen mußten hervorgegangen und gestorben sein, ehe eine Tierorganisation ward; auch bei dieser gingen Insekten, Vögel, Wasser- und Nachttiere den gebildeteren Tieren der Erde und des Tages vor, bis endlich nach allen die Krone der Organisation unsrer Erde, der Mensch, auftrat, *Mikrokosmos*. Er, der Sohn aller Elemente und Wesen, ihr erlesenster Inbegriff und gleichsam die Blüte der Erdschöpfung, konnte nicht anders als das letzte Schoßkind der Natur sein, zu dessen Bildung und Empfang viele Entwicklungen und Revolutionen vorhergegangen sein mußten.

Indessen war's ebenso natürlich, daß auch er noch viele erlebte, und da die Natur nie von ihrem Werk abläßt, noch weniger einem Zärtling zugut dasselbe vernachlässigt oder verspätet, so mußte die Austrocknung und Fortbildung der Erde, ihr innerer Brand. Überschwemmungen, und was sonst daraus folgte, noch lange und oft fortdauern, auch da Menschen auf Erden lebten. Selbst die älteste Schriftradtion weiß noch von Revolutionen dieser Art, und wir werden späterhin sehen, was diese fürchterlichen

Erscheinungen der ersten Zeit beinah aufs ganze menschliche Geschlecht für starke Wirkungen gemacht haben. Jetzt sind Umwälzungen dieser ungeheuren Gattung seltner, weil die Erde ausgebildet oder vielmehr alt ist; nie aber können und werden sie unserm Geschlecht und Wohnplatz ganz fremde werden. Es war ein unphilosophisches Geschrei, das Voltaire bei Lissabons Sturz anhub, da er beinah lästernd die Gottheit deswegen anklagte. Sind wir uns selbst nicht und alle das Unsre, selbst unsern Wohnplatz, die Erde, den Elementen schuldig? Wenn diese, nach immer fortwirkenden Naturgesetzen, periodisch aufwachen und das Ihre zurücke fodern; wenn Feuer und Wasser, Luft und Wind, die unsre Erde bewohnbar und fruchtbar gemacht haben, in ihrem Lauf fortgehn und sie zerstören; wenn die Sonne, die uns so lang als Mutter erwärmte, die alles Lebende auferzog und an goldenen Seilen um ihr erfreuendes Antlitz lenkte, wenn sie die alternde Kraft der Erde, die sich nicht mehr zu halten und fortzutreiben vermag, nun endlich in ihren brennenden Schoß zöge: was geschähe anders, als was nach ewigen Gesetzen der Weisheit und Ordnung geschehen mußte? Sobald in einer Natur voll veränderlicher Dinge Gang sein muß, so bald muß auch Untergang sein, scheinbarer Untergang nämlich, eine Abwechselung von Gestalten und Formen. Nie aber trifft dieser das Innere der Natur, die,

über allen Ruin erhaben, immer als Phönix aus ihrer Asche ersteht und mit jungen Kräften blühet. Schon die Bildung unsres Wohnhauses und aller Stoffe, die es hergeben konnte, muß uns also auf die Hinfälligkeit und Abwechselung aller Menschengeschichte bereiten; mit jeder nähern Ansicht erblicken wir diese mehr und mehr.

IV

Unsre Erde ist eine Kugel, die sich um sich selbst und gegen die Sonne in schiefer Richtung beweget

Wie der Zirkel die vollkommenste Figur ist, indem er unter allen Gestalten die größte Fläche in der leichtesten Konstruktion einschließt und bei der schönsten Einfalt die reichste Mannigfaltigkeit mit sich führet, so ist unsre Erde, so sind alle Planeten und Sonnen als Kugelgestalten, mithin als Entwürfe der einfachsten Fülle, des bescheidensten Reichtums aus den Händen der Natur geworfen. Erstaunen muß man über die Vielheit der Abänderungen, die auf unsrer Erde wirklich sind, noch mehr erstaunen aber über die Einheit, der diese unbegreifliche Mannigfaltigkeit dienet. Es ist ein Zeichen der tiefen nordischen Barbarei, in der wir die Unsrigen erziehen, daß wir ihnen nicht von Jugend auf einen tiefen Eindruck dieser Schöne, der Einheit und Mannigfaltigkeit auf unsrer Erde, geben. Ich wünschte, mein Buch erreichte nur einige Striche zu Darstellung dieser großen Aussicht, die mich seit meiner frühesten Selbstbildung erfaßt hat und mich zuerst auf das weite Meer freier Begriffe führte. Sie ist mir auch so lang heilig, als ich diesen alles umwölbenden Himmel über und diese alles

fassende, sich selbst umkreisende Erde unter mir sehe.

Unbegreiflich ist's, wie Menschen so lange den Schatten ihrer Erde im Monde sehen konnten, ohne zugleich es tief zu fühlen, daß alles auf ihr Umkreis, Rad und Veränderung sei. Wer, der diese Figur je beherrzt hätte, wäre hingegangen, die ganze Welt zu *einem* Wortglauben in Philosophie und Religion zu bekehren oder sie dafür mit dumpfem, aber heiligem Eifer zu morden? Alles ist auf unsrer Erde Abwechslung einer Kugel: kein Punkt dem andern gleich, kein Hemisphär dem andern gleich, Ost und West so sehr einander entgegen als Nord und Süd. Es ist eingeschränkt, diese Abwechslung bloß der Breite nach berechnen zu wollen, etwa weil die Länge weniger ins Auge fällt, und nach einem alten ptolemäischen Fachwerk von Klimaten auch die Menschengeschichte zu teilen. Den Alten war die Erde minder bekannt; jetzt kann sie uns zu allgemeiner Übersicht und Schätzung mehr bekannt sein als allein durch nord- und südliche Grade.

Alles ist auf der Erde Veränderung: hier gilt kein Einschnitt, keine notdürftige Abteilung eines Globus oder einer Karte. Wie sich die Kugel dreht, drehen sich auch auf ihr die Köpfe wie die Klimaten; Sitten und Religionen wie die Herzen und Kleider. Es ist eine unsägliche Weisheit darin, nicht, daß alles so vielfach, sondern daß auf der runden Erde alles noch

so ziemlich unison geschaffen und gestimmt ist. In diesem Gesetz: viel mit einem zu tun und die größte Mannigfaltigkeit an ein zwangloses Einerlei zu knüpfen, liegt eben der Apfel der Schönheit.

Ein sanftes Gewicht knüpfte die Natur an unsern Fuß, um uns diese Einheit und Stetigkeit zu geben: es heißt in der Körperwelt Schwere, in der Geisterwelt Trägheit. Wie alles zum Mittelpunkt drängt und nichts von der Erde hinweg kann, ohne daß es je von unserm Willen abhänge, ob wir darauf leben und sterben wollen, so ziehet die Natur auch unsern Geist von Kindheit auf mit starken Fesseln jeden an sein Eigentum, d. i. an seine Erde (denn was hätten wir endlich anders zum Eigentum als diese?). Jeder liebet sein Land, seine Sitten, seine Sprache, sein Weib, seine Kinder, nicht weil sie die Besten auf der Welt, sondern weil sie die bewährten Seinigen sind und er in ihnen sich und seine Mühe selbst liebet. So gewöhnet sich jeder auch an die schlechteste Speise, an die härteste Lebensart, an die roheste Sitte des rauhesten Klima und findet zuletzt in ihm Behaglichkeit und Ruhe. Selbst die Zugvögel nisten, wo sie geboren sind, und das schlechteste, rauheste Vaterland hat oft für den Menschenstamm, der sich daran gewöhnte, die ziehendsten Fesseln.

Fragen wir also: »Wo ist das Vaterland der Menschen? Wo ist der Mittelpunkt der Erde?«, so wird

überall die Antwort sein können: »Hier, wo du stehst!«, es sei nahe dem beeisten Pol oder gerade unter der brennenden Mittagssonne. Überall, wo Menschen leben können, leben Menschen, und sie können fast überall leben. Da die große Mutter auf unsrer Erde kein ewiges Einerlei hervorbringen konnte noch mochte, so war kein andres Mittel, als daß sie das ungeheuerste Vielerlei hervortrieb und den Menschen aus einem Stoff webte, dies große Vielerlei zu ertragen. Späterhin werden wir eine schöne Stufenleiter finden, wie sich, nachdem die Kunst der Organisation in einem Geschöpf zunimmt, auch die Fähigkeit desselben vermehret, mancherlei Zustände auszudauern und sich nach jedem derselben zu bilden. Unter allen diesen veränderlichen, ziehbaren, empfänglichen Geschöpfen ist der Mensch das empfänglichste: die ganze Erde ist für ihn gemacht, er für die ganze Erde.

Lasset uns also, wenn wir über die Geschichte unseres Geschlechts philosophieren wollen, soviel möglich alle enge Gedankenformen, die aus der Bildung eines Erdstrichs, wohl gar nur einer Schule genommen sind, verleugnen. Nicht was der Mensch bei uns ist oder gar was er nach den Begriffen irgendeines Träumers sein soll, sondern was er überall auf der Erde und doch zugleich in jeglichem Strich besonders ist, d. i., wozu ihn irgend nur die reiche Mannigfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden

konnte: das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten. Wir wollen keine Lieblingsgestalt, keine Lieblingsgegend für ihn suchen und finden; wo er ist, ist er der Herr und Diener der Natur, ihr liebstes Kind und vielleicht zugleich ihr aufs härteste gehaltner Sklave. Vorteile und Nachteile, Krankheiten und Übel sowie neue Arten des Genusses, der Fülle, des Segens erwarten überall seiner, und nachdem die Würfel dieser Umstände und Beschaffenheiten fallen, nachdem wird er werden.

Durch eine leichte, für uns noch unerklärbare Ursache hat die Natur diese Mannigfaltigkeit der Geschöpfe auf Erden nicht nur befördert, sondern auch eingeschränkt und festgesetzt: es ist der *Winkel unsrer Erdachse zum Sonnenäquator*. In den Gesetzen der Kugelbewegung liegt er nicht: Jupiter hat ihn nicht, dieser stehet senkrecht auf der Hahn zur Sonne. Mars hat ihn wenig, die Venus dagegen ungeheuer spitz, und auch der Saturn mit seinem Ringe und seinen Monden drückt sich seitwärts nieder. Welche unendliche Verschiedenheit der Jahreszeiten und Sonnenwirkung wird dadurch in unserm Sternensystem veranlaßt! Unsre Erde ist auch hier ein geschontes Kind, eine mittlere Gesellin: der Winkel, mit dem sie eingesenkt ist, beträgt noch nicht 24 Grade. Ob sie ihn von jeher gehabt, davon darf jetzt noch keine Frage sein; genug, sie hat ihn. Der unnatürliche, wenigstens uns

unerklärliche Winkel ist ihr eigen geworden und hat sich seit Jahrtausenden nicht verändert; er scheint auch zu dem, was jetzt die Erde und auf ihr das Menschengeschlecht sein soll, notwendig. Mit ihm nämlich, mit dieser schiefen Richtung zur Ekliptik, werden bestimmt abwechselnde Zonen, die die ganze Erde bewohnbar machen, vom Pol bis zum Äquator, vom Äquator wieder zum Pol hin. Die Erde muß sich regelmäßig beugen, damit auch Gegenden, die sonst in kimmerischer Kälte und Finsternis lägen, den Strahl der Sonne sehn und zur Organisation geschickt werden. Da uns nun die lange Erdgeschichte zeigt, daß auf alle Revolutionen des menschlichen Verstandes und seiner Wirkungen das Verhältnis der Zonen viel Einfluß gehabt (denn weder aus dem kältesten noch heißesten Erdgürtel sind jemals die Wirkungen aufs Ganze erfolgt, die die gemäßigte Zone hervorbrachte), so sehen wir abermals, mit welchem feinen Zuge der Finger der Allmacht alle Umwälzungen und Schattierungen auf der Erde umschrieben und bezirkt hat. Nur eine kleine andre Richtung der Erde zur Sonne, und alles auf ihr wäre anders.

Abgemeßne Mannigfaltigkeit also ist auch hier das Gesetz der bildenden Kunst des Weltschöpfers. Es war ihm nicht gnug, daß die Erde in Licht und Schatten, daß das menschliche Leben in Tag und Nacht verteilt würde; auch das Jahr unsers Geschlechts

sollte abwechseln, und nur einige Tage erließ er uns am Herbst und Winter. Hiernach wurde auch die Länge und Kürze des menschlichen Lebens, mithin das Maß unsrer Kräfte, die Revolutionen des menschlichen Alters, die Abwechselungen unsrer Geschäfte, Phänomene und Gedanken, die Nichtigkeit oder Dauer unsrer Entschlüsse und Taten bestimmt; denn alles dies, werden wir sehen, ist zuletzt an dies einfache Gesetz der Tages- und Jahreszeiten gebunden. Lebte der Mensch länger, wäre die Kraft, der Zweck, der Genuß seines Lebens weniger wechselnd und zerstreut, eilte nicht die Natur so periodisch mit ihm, wie sie mit allen Erscheinungen der Jahreszeiten um ihn eilet, so fände freilich zwar weder die große Extension des Menschenreichs auf der Erde und noch weniger das Gewirre von Szenen statt, das uns jetzt die Geschichte darbeut; auf einem schmaleren Kreise der Bewohnung aber wirkte wahrscheinlich unsre Lebenskraft inniger, stärker, fester. Jetzt ist der Inhalt des Predigerbuchs das Symbol unserer Erde: alles hat seine Zeit, Winter und Sommer, Herbst und Frühling, Jugend und Alter, Wirken und Ruhe. Unter unsrer schräge gehenden Sonne ist alles Tun der Menschen Jahresperiode.

*Unsre Erde ist mit einem Dunstkreise umhüllet und
ist im Konflikt mehrerer himmlischen Sterne*

Reine Luft zu atmen, sind wir nicht fähig, da wir eine so zusammengesetzte Organisation sind, ein Inbegriff fast aller Organisationen der Erde, deren erste Bestandteile vielleicht alle aus der Luft niedergeschlagen wurden und durch Übergänge aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare traten. Wahrscheinlich war, als unsre Erde ward, die Luft das Zeughaus der Kräfte und Stoffe ihrer Bildung; und ist sie es nicht noch? Wie manche einst unbekannte Dinge sind in den neuern Jahren entdeckt worden, die alle im Medium der Luft wirken. Die elektrische Materie und der magnetische Strom, das Brennbare und die Luftsäure, erkältende Salze und vielleicht Lichtteile, die die Sonne nur anregt: lauter mächtige Prinzipien der Naturwirkungen auf der Erde; und wie manche andre werden noch entdeckt werden! Die Luft beschwängert und löset auf; sie sauget ein, macht Gärungen und schlägt nieder. Sie scheint also die Mutter der Erdgeschöpfe sowie der Erde selbst zu sein, das allgemeine Vehikel der Dinge, die sie in ihren Schoß ziehet und aus ihrem Schoß fortreibt.

Es bedarf keiner Demonstration, daß auch in die feinsten und geistigsten Bestimmungen aller Erdgeschöpfe die Atmosphäre mit einfließe und wirke; mit und unter der Sonne ist sie gleichsam die Mitregentin der Erde, wie sie einst ihre Bildnerin gewesen. Welch ein allgemeiner Unterschied würde sich ereignen, wenn unsre Luft eine andre Elastizität und Schwere, andre Reinigkeit und Dichtigkeit gehabt, wenn sie ein andres Wasser, eine andre Erde niedergeschlagen hätte und in andern Einflüssen auf die Organisation der Körper wirkte! Gewiß ist dieses der Fall auf andern Planeten, die sich in andern Luftregionen gebildet haben; daher auch jeder Schluß von Substanzen und Erscheinungen unsrer Erde auf die Eigenschaften jener so mißlich ist. Auf dieser war Prometheus Schöpfer; er formte aus niedergeschlagenem weichen Ton und holte aus der Höhe so viel lichte Funken und geistige Kräfte, als er in dieser Sonnenentfernung und in einer spezifisch so und nicht anders schweren Masse habhaft werden konnte.

Auch die Verschiedenheit der Menschen sowie aller Produkte der Erdkugel muß sich also nach der spezifischen Verschiedenheit des Mediums richten, in dem wir wie im Organ der Gottheit leben. Hier kommt es nicht bloß auf Einteilung der Zonen nach Hitze und Kälte, nicht bloß auf Leichtigkeit und Schwere des drückenden Luftkörpers, sondern

unendlich mehr auf die mancherlei wirksamen geistigen Kräfte an, die in ihr treiben, ja deren Inbegriff eben vielleicht alle ihre Eigenschaften und Phänomene ausmacht. Wie der elektrische und magnetische Strom unsre Erde umfließt; welche Dünste und Dämpfe hier oder dort aufsteigen; wohin sie treiben; worin sie sich verwandeln; was sie für Organisationen gebären; wie lange sie diese erhalten; wie sie sie auflösen: das alles gibt sichtbare Schlüsse auf die Beschaffenheit und Geschichte jeglicher Menschenart; denn der Mensch ist ja wie alles andre ein Zögling der Luft und im ganzen Kreise seines Daseins aller Erdorganisationen Bruder.

Mich dünkt, wir gehen einer neuen Welt von Kenntnissen entgegen, wenn sich die Beobachtungen, die Boyle, Boerhaave, Hales, Gravesand, Franklin, Priestley, Black, Crawford, Wilson, Achard u. a. über Hitze und Kälte, Elektrizität und Luftarten samt andern chemischen Wesen und ihren Einflüssen ins Erd- und Pflanzenreich, in Tiere und Menschen gemacht haben, zu einem Natursystem sammeln werden. Würden mit der Zeit diese Beobachtungen so vielfach und allgemein, als die zunehmende Erkenntnis mehrerer Erdstriche und Erdprodukte zuläßt, bis das wachsende Studium der Natur gleichsam eine allverbreitete freie Akademie stiftete, die sich mit verteilter Aufmerksamkeit, aber in *einem* Geist des Wahren, Sichern,

Nützlichen und Schönen die Einflüsse dieser Wesen hie und da, auf dies und jenes bemerkte, so werden wir endlich eine geographische Aerologie erhalten und dies große Treibhaus der Natur in tausend Veränderung nach einerlei Grundgesetzen wirken sehen. Die Bildung der Menschen an Körper und Geist wird sich mit daraus erklären, zu deren Gemälde uns jetzt nur einzelne, jedoch zum Teil sehr deutliche Schattenzüge gegeben sind.

Aber die Erde ist nicht allein da im Universum; auch auf ihre Atmosphäre, auf dies große Behältnis wirkender Kräfte, wirken andre Himmelswesen. Die Sonne, der ewige Feuerball, regt sie mit seinen Strahlen; der Mond, dieser drückende schwere Körper, der vielleicht gar in ihrer Atmosphäre hängt, drückt sie jetzt mit seinem kalten und finstern, jetzt mit seinem von der Sonne erwärmten Antlitz. Bald ist er vor, bald hinter ihr; jetzt ist sie der Sonne näher, jetzt ferner. Andre Himmelskörper nahen sich ihr, drängen auf ihre Bahn und modifizieren ihre Kräfte. Das ganze Himmelssystem ist ein Streben gleich- oder ungleichartiger, aber mit großer Stärke getriebener Kugeln gegeneinander; und nur die *eine* große Idee der Allmacht ist's, die dies Getriebe gegeneinander wog und ihnen in ihrem Kampf beistehet. Der menschliche Verstand hat auch hier im weitesten Labyrinth strebender Kräfte einen Faden gefunden und beinah

Wunderdinge geleistet, zu denen ihm der so unregelmäßige, von zwei entgegengesetzten Druckwerken getriebne und glücklicherweise uns so nahe Mond die größte Förderung gab. Werden einst alle diese Bemerkungen und ihre Resultate auf die Veränderungen unsrer Luftkugel angewandt werden, wie sie bei der Ebbe und Flut schon angewandt sind; wird ein vieljähriger Fleiß an verschiedenen Orten der Erde mit Hülfe zarter Werkzeuge, die zum Teil schon erfunden sind, fortfahren, die Revolutionen dieses himmlischen Meers nach Zeiten und Lagen zu ordnen und zu einem Ganzen zu bilden, so wird, dünkt mich, die *Astrologie* aufs neue in der ruhmwürdigsten, nützlichsten Gestalt unter unsern Wissenschaften erscheinen, und was Toaldo anfang, wozu de Luc, Lambert, Tobias Mayer, Böckmann u. a. Grundsätze oder Beihülfe gaben, das wird vielleicht (und gewiß mit großem Blick auf Geographie und Geschichte der Menschheit) ein Gatterer vollenden.

Gnug, wir werden und wachsen, wir wallen und streben unter oder in einem Meer zum Teil bemerkter, zum Teil geahnter Himmelskräfte. Wenn Luft und Witterung so vieles über uns und die ganze Erde vermögen, so war's auch vielleicht im Größern hier ein elektrischer Funke, der in diesem menschlichen Geschöpf reiner traf, dort eine Portion entzündbaren Zunders, die sich in jenem gewaltiger ballte, hier eine

Masse mehrerer Kälte und Heiterkeit, dort ein sanftes, milderndes flüssiges Wesen, was uns die größten Perioden und Revolutionen der Menschheit bestimmt und geändert hat. Nur der allgegenwärtige Blick, unter dem nach ewigen Gesetzen sich auch dieser Teig bildet, nur *er* ist's, der in dieser physischen Kräftewelt jedem Punkt des Elements, jedem springenden Funken und Ätherstrahl seine Stelle, seine Zeit, seinen Wirkungskreis zeichnet, um ihn mit andern entgegengesetzten Kräften zu mischen und zu mildern.

VI

*Der Planet, den wir bewohnen, ist ein Erdgebürge,
das über die Wasserfläche hervorragt*

Der simple Anblick einer Weltkarte bestätigt dieses. Ketten von Gebürgen sind's, die das feste Land nicht nur durchschneiden, sondern die auch offenbar als das Gerippe dastehn, an und zu dem sich das Land gebildet hat. In Amerika läuft das Gebürge längst dem westlichen Ufer durch den Isthmus hinauf. Es geht quer hin, wie sich das Land ziehet; wo es mehr in die Mitte tritt, wird auch das Land breiter; bis es sich über Neumexiko in unbekanntenen Gegenden verliert. Wahrscheinlich geht es auch hier nicht nur höher hinauf bis zu den Eliasbergen fort, sondern hängt auch in der Breite mit mehreren, insonderheit den Blauen Bergen zusammen, so wie in Südamerika, wo das Land breiter wird, auch Berge sich nörd- und östlich hinziehn. Amerika ist also, selbst seiner Figur nach, ein Erdstrich, an seine Berge gehängt und gleichsam an ihren Fuß ebner oder schroffer hinangebildet.

Die drei andern Weltteile geben einen zusammengesetztern Anblick, weil ihr großer Umfang im Grunde nur ein Weltteil ist; indessen ist's auch bei ihnen

ohne Mühe kennbar, daß der Erdrücken Asiens der Stamm der Gebürge sei, die sich über diesen Weltteil und über Europa, vielleicht auch über Afrika, wenigstens über seinen obern Teil, verbreiten. Der Atlas ist eine Fortstreckung der asiatischen Gebürge, die in der Mitte des Landes nur eine größere Höhe gewinnen und sich durch die Bergreihen am Nil wahrscheinlich mit den Mondsgebürgen binden. Ob diese Mondsgebürge der Höhe und Breite nach ein wirklicher Erdrücken sein, muß die Zukunft lehren. Die Größe des Landes und einige zerstückte Nachrichten sollten es zu vermuten geben; indessen scheint eben auch die proportionierte Wenigkeit und Kleinheit der Flüsse dieses Erdstrichs, die uns bekannt sind, noch nicht eben dafür zu entscheiden, daß seine Höhe ein wahrer Erdgürtel sei wie der asiatische Ural oder die amerikanischen Cordilleras. Gnug, auch in diesen Weltteilen ist offenbar das Land den Gebürgen angebildet. Alle seine Strecken laufen parallel den Asten der Berge; wo diese sich breiten und verästigen, breiten sich auch die Länder. Dies gilt bis auf Vorgebürge, Inseln und Halbinseln: das Land streckt seine Arme und Glieder, wie sich das Geripp der Gebürge streckt; es ist also nur eine mannigfaltige, in mancherlei Schichten und Erdlagen an sie angebildete Masse, die endlich bewohnbar worden.

Auf die Fortleitung der ersten Gebürge kam's also

an, wie die Erde als festes Land dastehen sollte; sie scheinen gleichsam der alte Kern und die Strebepfeiler der Erde zu sein, auf welche Wasser und Luft nur ihre Last ablegten, bis endlich eine Pflanzstätte der Organisation herabgedachtet und geebnet ward. Aus dem Umschwung einer Kugel sind diese ältesten Gebürgketten nicht zu erklären, sie sind nicht in der Gegend des Äquators, wo der Kugelschwung am größten war; sie laufen demselben auch nicht einmal parallel, vielmehr geht die amerikanische Bergreihe gerade durch den Äquator. Wir dürfen also von diesen mathematischen Bezirkungen hier kein Licht fodern, da überhaupt auch die höchsten Berge und Bergreihen gegen die Masse der Kugel in ihrer Bewegung ein unbedeutendes Nichts sind. Ich halte es also auch nicht für gut, in Namen der Gebürgketten Ähnlichkeit mit dem Äquator und den Meridianen zu substituieren, da zwischen beiden kein wahrer Zusammenhang stattfindet und die Begriffe damit eher irregeführt würden. Auf ihre ursprüngliche Gestalt, Erzeugung und Fortstreckung, auf ihre Höhe und Breite, kurz, auf ein *physisches Naturgesetz* kommt es an, das uns ihre Bildung und mit derselben auch die Bildung des festen Landes erkläre. Ob sich nun ein solches physisches Naturgesetz finden ließe, ob sie als Strahlen aus *einem* Punkt oder als Äste aus *einem* Stamm oder als winklichte Hufeisen dastehn und was sie, da sie als

nackte Gebürge, als ein Gerippe der Erde hervorragten, für eine Bildungsregel hatten: dies ist die wichtige, bisher noch unaufgelösete Frage, der ich eine gnugtuende Auflösung wünschte. Wohlverstanden nämlich, daß ich hier nicht von herangeschwemmten Bergen, sondern vom ersten Grund- und Urgebürge der Erde rede.

Gnug, wie sich die Gebürge zogen, streckten sich auch die Länder. Asien ward zuerst bewohnbar, weil es die höchsten und breitesten Bergketten und auf seinem Rücken eine Ebne besaß, die nie das Meer erreicht hat. Hier war also nach aller Wahrscheinlichkeit irgend in einem glückseligen Tal am Fuß und im Busen der Gebürge der erste erlesene Wohnsitz der Menschen. Von da breiteten sie sich südlich in die schönen und fruchtbaren Ebenen längst den Strömen hinab; nordwärts bildeten sich härtere Stämme, die zwischen Flüssen und Bergen umherzogen und sich mit der Zeit westwärts bis nach Europa drängten. Ein Zug folgte dem andern, ein Volk drängte das andre, bis sie abermals an ein Meer, die Ostsee, kamen, zum Teil herübergingen, zum Teil sich brachen und das südliche Europa besetzten. Dies hatte von Asien aus südwärts schon andre Züge von Völkern und Kolonien erhalten, und so wurde durch verschiedene, zuweilen sich entgegengesetzte Menschenströme dieser Winkel der Erde so dicht bevölkert, als er bevölkert

ist. Mehr als ein gedrängtes Volk zog sich zuletzt in die Gebürge und ließ seinen Überwindern die Plänen und offene Felder; daher wir beinah auf der ganzen Erde die ältesten Reste von Nationen und Sprachen entweder in Bergen oder in den Ecken und Winkeln des Landes antreffen. Es gibt fast keine Insel, keinen Erdstrich, wo nicht ein fremdes späteres Volk die Ebenen bewohnt und rauhe ältere Nationen sich in die Berge versteckt haben. Von diesen Bergen, auf denen sie ihre härtere Lebensart fortsetzten, sind sodenn oft in spätern Zeiten Revolutionen bewirkt worden, die die Ebenen mehr oder minder umkehrten. Indien, Persien, Sina, selbst die westlichen asiatischen Länder, ja das durch Künste und Erdabteilungen wohl verwahrte Europa wurden mehr als einmal von den Völkern der Gebürge in umwälzenden Heeren heimgesucht; und was auf dem großen Schauplatz der Nationen geschah, erfolgte in kleinern Bezirken nicht minder. Die Maratten in Südasien, auf mehr als *einer* Insel ein wildes Gebürgvolk, in Europa hie und da Reste von alten tapfern Bergbewohnern streiften umher, und wenn sie nicht Überwinder werden konnten, wurden sie Räuber. Kurz, die großen Bergstrecken der Erde scheinen so wie der erste Wohnsitz, so auch die Werkstätte der Revolutionen und der Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu sein. Wie sie der Erde Wasser verleihen, verliehen sie ihr auch Völker; wie

sich auf ihnen Quellen erzeugen, springt auch auf ihnen der Geist des Muts und der Freiheit, wenn die mildere Ebene unterm Joch der Gesetze, der Künste und Laster erliegt. Noch jetzt ist die Höhe Asiens der Tummelplatz von größtenteils wilden Völkern; und wer weiß, zu welchen Überschwemmungen und Erfri- schungen künftiger Jahrhunderte sie da sind?

Von Afrika wissen wir zuwenig, um über das Trei- ben und Drängen der Völker daselbst zu urteilen. Die obern Gegenden sind, auch dem Menschenstamm nach, gewiß aus Asien besetzt, und Ägypten hat seine Kultur wahrscheinlich nicht vom höhern Erdrücken seines festen Landes, sondern von Asien aus erhalten. Wohl aber ist's von Äthiopiern überschwemmt wor- den, und auf mehr als einer Küste (weiter kennen wir ja das Land nicht) hört man von herabdrängenden wilden Völkern der Höhe des Erdteils. Die Gagas sind als die eigentlichsten Menschenfresser berühmt; die Kaffern und die Völker über Monomotapa sollen ihnen an Wildheit nicht nachgeben. Kurz, an den Mondsbergen, die die weiten Strecken des innern Landes einnehmen, scheint auch hier, wie allenthal- ben, die ursprüngliche Rauheit dieses Erdgeschlechts zu wohnen.

Wie alt oder jung die Bewohnung Amerikas sein möge, so hat sich gerade am Fuß der höchsten Cordil- leras der gebildetste Staat dieses Weltteils gefunden,

Peru, aber nur am Fuß des Berges, im gemäßigten schönen Tal Quito. Längst der Bergstrecke von Chili bis zu den Patagonen strecken sich die wilden Völker hinab. Die andern Bergketten und überhaupt das ganze Land im Innern ist uns zuwenig bekannt; indes bekannt genug, um überall den Satz bestätigt zu finden, daß auf und zwischen den Bergen alte Sitte, originale Wildheit und Freiheit wohne. Die meisten dieser Völker sind von den Spaniern noch nicht bezwungen, und sie mußten ihnen selbst den Namen los bravos geben. Die kalten Gegenden von Nordamerika sowie die von Asien sind dem Klima und der Lebensart ihrer Völker nach für eine weite große Berghöhe zu halten.

So hat also die Natur mit den Bergreihen, die sie zog, wie mit den Strömen, die sie herunterrinnen ließ, gleichsam den rohen, aber festen Grundriß aller Menschengeschichte und ihrer Revolutionen entworfen. Wie Völker hie und da durchbrachen und weiteres Land entdeckten; wie sie längst den Strömen fortzogen und an fruchtbaren Orten Hütten, Dörfer und Städte bauten; wie sie sich zwischen Bergen und Wüsten, etwa einen Strom in der Mitte, gleichsam verschanzten und diesen von der Natur und ihrer Gewohnheit abgezirkten Erdstrich nun das *Ihre* nannten; wie hieraus nach der Beschaffenheit der Gegend verschiedene Lebensarten, zuletzt Reiche entstanden, bis

das menschliche Geschlecht endlich Ufer fand und an dem meistens unfruchtbarern Ufer auf der See gehen und aus ihr Nahrung gewinnen lernte - das alles gehört so sehr zur natürlich fortschreitenden Geschichte des Menschengeschlechts als zur Naturgeschichte der Erde. Eine andre Höhe war's, die Jagdnationen erzog, die also Wildheit unterhielt und nötig machte; eine andre, mehr ausgebreitet und milde, die Hirtenvölkern ein Feld gab und ihnen friedliche Tiere zugesellte; eine andre, die den Ackerbau leicht und notwendig machte; noch eine andre, die aufs Schwimmen und den Fischfang stieß, endlich und zuletzt gar zum Handel führte - lauter Perioden und Zustände der Menschheit, die der Bau unsrer Erde in seiner natürlichen Verschiedenheit und Abwechselung notwendig machte. In manchen Erdstrichen haben sich daher die Sitten und Lebensarten Jahrtausende erhalten, in andern sind sie, meistens durch äußere Ursachen, verändert worden, aber immer nach Proportion des Landes, von dem die Veränderung kam, sowie dessen, in dem sie geschah und auf das sie wirkte. Meere, Bergketten und Ströme sind die natürlichsten Abscheidungen, so der Länder, so auch der Völker, Lebensarten, Sprachen und Reiche; ja auch in den größten Revolutionen menschlicher Dinge sind sie die Direktionslinien oder die Grenzen der Weltgeschichte gewesen. Liefen die Berge, flössen die Ströme, uferte das Meer anders,

wie unendlich anders hätte man sich auf diesem Tummelplatz von Nationen umhergeworfen!

Ich will nur einige Worte über die Ufer des Meers sagen: Sein Schauplatz ist so weit als mannigfaltig und groß die Aussicht des festen Landes. Was ist's, das Asien so zusammenhängend an Sitten und Vorurteilen, ja recht eigentlich zum ersten Erziehungshause und Bildungsplatz der Völker gemacht hat? Zuerst und vorzüglich, daß es solch eine große Strecke festen Landes ist, in welchem Völker sich nicht nur leicht fortbreiten, sondern auch lange und immer zusammenhängen mußten, sie mochten wollen oder nicht. Das große Gebürge trennt Nord- und Südasien, sonst aber trennet diese weiten Strecken kein Meer; der einzige Kaspische See ist als ein Rest des alten Weltmeers am Fuß des Kaukasus stehengeblieben. Hier fand also die Tradition so leicht ihren Weg und konnte durch neue Traditionen aus derselben oder einer andern Gegend verstärkt werden. Hier wurzelte also alles so tief, Religion, Vateransehen, Despotismus! Je näher nach Asien, desto mehr sind diese Dinge als alte ewige Sitte zu Hause, und ohngeachtet aller Verschiedenheiten einzelner Staaten sind sie über das ganze Südasien gebreitet. Das nördliche, das durch hohe Bergmauern von jenem geschieden ist, hat sich in seinen vielen Nationen anders, aber, trotz aller Verschiedenheit der Völker unter sich, auf einen ebenso

ein förmigen Fuß gebildet. Der ungeheuerste Strich der Erde, die Tartarei, wimmelt von Nationen verschiedener Abkunft, die doch beinahe alle auf einer Stufe der Kultur stehen; denn kein Meer trennt sie; sie tummeln sich alle umher auf einer großen, nordwärts hinabgesenkten Tafel.

Dagegen, was macht das kleine Rote Meer für Unterscheidung! Die Abessinier sind ein arabischer Völkerstamm, die Ägypter ein asiatisches Volk; und welche eine andre Welt von Sitten und Lebensweise errichtete sich unter ihnen! An den untersten Ecken von Asien zeigt sich ein gleiches. Der kleine Persische Meerbusen, wie sehr trennt er Arabien und Persien! Der kleine Malayische Sinus, wie sehr unterscheidet er die Malayen und Kambojer voneinander! Bei Afrika ist's offenbar, daß die Sitten seiner Einwohner weniger verschieden sind, weil diese durch keine Meere und Meerbusen, sondern vielleicht nur durch die Wüsten voneinander getrennt werden. Auch fremde Nationen haben daher weniger auf dasselbe wirken können, und uns, die wir alles durchkrochen haben, ist dieser ungeheure Erdteil so gut als unbekannt; bloß und allein, weil er keine tiefe Einschnitte des Meers hat und sich wie ein unzugängbares Goldland mit *einer* stumpfen Strecke ausbreitet. Amerika ist vielleicht auch deswegen voll so viel kleiner Nationen, weil es nord- und südlich mit Flüssen, Seen und

Bergen durchschnitten und zerhackt ist. Seiner Lage nach ist's von außen das zugangbarste Land, da es aus zwei Halbinseln besteht, die nur durch einen engen Isthmus zusammenhängen, an dem die tiefe Einbucht noch einen Archipelagus von Inseln bildet. Es ist also gleichsam ganz Ufer und daher auch der Besitz fast aller europäischen Seemächte sowie im Kriege immer der Apfel des Spiels. Günstig ist diese Lage für uns europäische Räuber; ungünstig war seine innere Durchschnittenheit für die Bildung der alten Einwohner. Sie lebten voneinander durch Seen und Ströme, durch plötzlich abbrechende Höhen und Tiefen zu sehr gesondert, als daß die Kultur *eines* Erdstrichs oder das alte Wort der Tradition ihrer Väter sich wie in dem breiten Asien hätte befestigen und ausbreiten mögen.

Warum zeichnet sich Europa durch seine Verschiedenheit von Nationen, durch seine Vielgewandtheit von Sitten und Künsten, am meisten aber durch die Wirksamkeit aus, die es auf alle Teile der Welt gehabt hat? Ich weiß wohl, daß es einen Zusammenfluß von Ursachen gibt, den wir hier nicht auseinanderleiten können; physisch aber ist's unleugbar, daß sein durchschnittenes, vielgestaltiges Land mit dazu eine veranlassende und fördernde Ursache gewesen. Als auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten sich die Völker Asiens hierher zogen: welche Buchten

und Busen, wie viele und verschieden laufende Ströme, welche Abwechslung kleiner Bergreihen fanden sie hier! Sie konnten zusammen sein und sich trennen aufeinander wirken und wieder in Friede leben; der vielgegliederte kleine Weltteil ward also der Markt und das Gedränge aller Erdvölker im kleinen. Das einzige Mittelländische Meer, wie sehr ist es die Bestimmerin des ganzen Europa worden! so daß man beinah sagen kann, daß dies Meer allein den Über- und Fortgang aller alten und mittlern Kultur gemacht habe. Die Ostsee stehet ihm weit nach, weil sie nördlicher, zwischen härtern Nationen und unfruchtbarern Ländern, gleichsam auf einer Nebenstraße des Weltmarkts, liegt; indessen ist auch sie dem ganzen Nord-europa das Auge. Ohne sie wären die meisten ihr angrenzenden Länder barbarisch, kalt und unbewohnbar. Ein gleiches ist's mit dem Einschnitt zwischen Spanien und Frankreich, mit dem Kanal zwischen diesem und England, mit der Gestalt Englands, Italiens, des alten Griechenlandes. Man ändere die Grenzen dieser Länder, nehme hier eine Meerenge weg, schließe dort eine Straße zu, und die Bildung und Verwüstung der Welt, das Schicksal ganzer Völker und Weltteile geht Jahrhunderte durch auf einem andern Wege.

Zweitens Fragt man also, warum es außer unsern vier Weltteilen keinen fünften Weltteil in jenem

ungeheuren Meer gibt, in dem man ihn so lange für gewiß gehalten, so ist die Antwort anjetzt durch Tatsachen ziemlich entschieden: weil es in dieser Meerestiefe kein so hohes Urgebürge gab, an dem sich ein großes festes Land bilden konnte. Die asiatischen Gebürge schneiden sich in Ceylon mit dem Adamsberge, auf Sumatra und Borneo mit den Bergstrecken aus Malakka und Siam ab, so wie die afrikanischen am Vorgebürge der Guten Hoffnung und die amerikanischen am Feuerlande. Nun geht der Granit, die Grundsäule des festen Landes, in die Tiefe nieder und kommt, hohen Strecken nach, nirgend mehr überm Meer zum Vorschein. Das große Neuholland hat keine Gebürgekette der ersten Gattung; die Philippinen, Molukken und die andern hin und wieder zerstreueten Inseln sind alle nur vulkanischer Art, und viele derselben haben noch bis jetzt Vulkane. Hier konnten also zwar der Schwefel und die Kiese ihr Werk verrichten und den Gewürzgarten der Welt hinaufbauen helfen, den sie mit ihrer unterirdischen Glut als ein Treibhaus der Natur wahrscheinlich mit unterhalten. Auch die Korallentiere tun, was sie können⁴, und bringen, in Jahrtausenden vielleicht, die Inselchen hervor, die als Punkte im Weltmeer liegen; weiter aber erstreckten sich die Kräfte dieser südlichen Weltgegend nicht. Die Natur hatte diese ungeheuren Strecken zur großen Wasserkluft bestimmt; denn auch

sie war dem bewohnten Lande unentbehrlich. Entdeckt sich einst das physische Bildungsgesetz der Urgebürge unsrer Erde, mithin auch der Gestalt des festen Landes, so wird sich in ihm auch die Ursache zeigen, warum der Südpol keine solche Gebürge, folglich auch keinen fünften Weltteil haben konnte. Wenn er da wäre, mußte er nicht auch nach der jetzigen Beschaffenheit der Erdatmosphäre unbewohnt liegen und wie die Eisschollen und das Sandwichsland den Seehunden und Pinguins zum Erbeigentum dienen?

Drittens. Da wir hier die Erde als einen Schauplatz der Menschengeschichte betrachten, so ergibt sich aus dem, was gesagt ist, augenscheinlich, wie besser es war, daß der Schöpfer die Bildung der Berge nicht von der Kugelbewegung abhängen ließ, sondern ein andres, von uns noch unentdecktes Gesetz für sie feststellte. Wäre der Äquator und die größte Bewegung der Erde unter ihm an der Entstehung der Berge Ursache, so hätte sich das feste Land auch in seiner größten Breite unter ihm fortstrecken und den heißen Weltgürtel einnehmen müssen, den jetzt größtenteils das Meer kühlet. Hier wäre also der Mittelpunkt des menschlichen Geschlechts gewesen, gerade in der trügsten Gegend für körperliche und Seelenkräfte, wenn anders die jetzige Beschaffenheit der gesamten Erdnatur noch stattfinden sollte. Unter dem Brande

der Sonne, den heftigsten Explosionen der elektrischen Materie, der Winde und allen kontrastierenden Abwechslungen der Witterung hätte unser Geschlecht seine Geburts- und erste Bildungsstätte nehmen und sich sodann in die kalte Südzone, die dicht an den heißen Erdstrich grenzt, sowie in die nördlichen Gegenden verbreiten müssen; der Vater der Welt wählte unserm Ursprunge eine bessere Bildungsstätte. In den gemäßigten Erdstrich rückte er den Hauptstamm der Gebürge der Alten Welt, an dessen Fuß die wohlgebildetsten Menschengeschlechter wohnen. Hier gab er ihm eine mildere Gegend, mithin eine sanftere Natur, eine vielseitigere Erziehungsschule, und ließ sie von da, festgebildet und wohlgestärkt, nach und nach in die heißen und kältern Regionen wandern. Dort konnten die ersten Geschlechter zuerst ruhig wohnen, mit den Gebürgen und Strömen sich sodann allmählich herabziehen und härterer Gegenden gewohnt werden. Jeder bearbeitete seinen kleinen Umkreis und nutzte ihn, als ob er das Universum wäre. Glück und Unglück breiteten sich nicht so unaufhaltsam weiter, als wenn eine, wahrscheinlich höhere Bergkette unter dem Äquator die ganze Nord- und Südwelt hätte beherrschen sollen. So hat der Schöpfer der Welt es immer besser geordnet, als wir ihm vorschreiben mögen; auch die unregelmäßige Gestalt unsrer Erde erreichte Zwecke, die eine größere

Regelmäßigkeit nicht würde erreicht haben.

VII

*Durch die Strecken der Gebürge wurden unsre
beiden Hemisphäre ein Schauplatz der
sonderbarsten Verschiedenheit und Abwechslung*

Ich verfolge auch hier noch den Anblick der allgemeinen Weltkarte. In Asien streckt sich das Gebürge in der größten Breite des Landes fort, und ohngefähr in der Mitte ist sein Knote; wer sollte denken, daß es auf dem untern Hemisphär gerade anders, in die größte Länge, sich strecken würde? Und doch ist's also. Schon dies macht eine gänzliche Verschiedenheit beider Weltheile. Die hohen Striche Sibiriens, die nicht nur den kalten Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, sondern auch durch die mit ewigem Schnee bedeckten Urgebürge vom erwärmenden Südwinde abgeschnitten sind, mußten also (zumal da ihr öfters salziger Boden dazukam) auch noch in manchen südlichen Strichen so erstarrend kalt werden, als wir sie aus Beschreibungen kennen, bis hie und da andre Reihen dieser Berge sie vor den schärfern Winden schützten und mildere Talgegenden bilden konnten. Unmittelbar unter diesem Gebürge aber, in der Mitte Asiens, welche schöne Gegenden breiteten sich nieder! Sie waren durch jene Mauern vor den

erstarrenden Winden des Nordes gedeckt und bekamen von ihnen nur kühlende Lüfte. Die Natur änderte daher auch südlich den Lauf der Gebürge und ließ sie auf den beiden Halbinseln Indostans, Malakka, Ceylon u. f. längs hinablaufen. Hiemit gab sie beiden Seiten dieser Länder entgegengesetzte Jahreszeiten, regelmäßige Abwechslungen und machte sie auch dadurch zu den glücklichsten Erdstrichen der Welt. In Afrika kennen wir die innern Gebürgreihen zuwenig; indessen wissen wir, daß auch dieser Weltteil in die Länge und Breite durchschnitten, wahrscheinlich also in seiner Mitte gleichfalls sehr abgekühlt ist. In Amerika dagegen wie anders! Nördlich streichen die kalten Nord- und Nordostwinde lange Strecken hinab, ohne daß ein Gebürge sie bräche. Sie kommen aus dem großen Eisrevier her, das sich bisher aller Durchfahrt widersetzt hat und das der eigentliche, noch unbekannte Eiswinkel der Welt zu nennen wäre. Sodenn streichen sie über große Erdstriche erfrorenen Landes hin, und erst unter den Blauen Gebürgen wird das Land milder. Noch immer aber mit so plötzlichen Abwechslungen der Hitze und Kälte als in keinem andern Lande: wahrscheinlich, weil es dieser ganzen Nordhalbinsel an einer zusammenhängenden festen Gebürgmauer fehlet, Winde und Witterung zu lenken und ihnen ihre bestimmtere Herrschaft zu geben. - Im untern Südamerika gegenteils wehen die Winde vom

Eise des Südpols und finden abermals statt eines Sturmdachs, das sie bräche, vielmehr eine Bergkette, die sie von Süd gen Nord hinaufleitet. Die Einwohner der mittlern Gegenden, so glückliche Erdstriche es von Natur sind, müssen also oft zwischen diesen beiden einander entgegengesetzten Kräften in einer nasen heißen Trägheit schmachten, wenn nicht kleinere Winde von den Bergen oder dem Meere her ihr Land erfrischen und kühlen.

Setzen wir nun die steile Höhe des Landes und seines einförmigen Bergrückens hinzu, so wird uns die Verschiedenheit beider Welteile noch auffallender und klärer. Die Cordilleras sind die höchsten Gebürge der Welt; die Alpen der Schweiz sind beinah nur ihre Hälfte. An ihrem Fuß ziehen sich die Sierras in langen Reihen hinab, die gegen die Meeresfläche und die tiefen Talabgründe selbst noch hohe Gebürge sind⁵; nur über sie zu reisen, gibt Symptome der Übelkeit und plötzlichen Entkräftung an Menschen und Tieren, die bei den höchsten Gebürgen der Alten Welt eine unbekante Erscheinung sind. Erst an ihrem Fuß fängt das eigentliche Land an; und dieses an den meisten Orten wie eben, wie plötzlich verlassen von den Gebürgen! Am östlichen Fuß der Cordilleras breitet sich die große Ebne des Amazonenstroms, die einzige in ihrer Art, fort; wie die peruanischen Bergstrecken gleichfalls die einzigen ihrer Art bleiben. Auf tausend

Fuß hat jener Strom, der zuletzt ein Meer wird, noch nicht 2/5 Zoll Fall, und man kann eine Erdstrecke von Deutschlands größter Länge durchreisen, ohne sich einen Fuß hoch über die Meeresfläche zu erheben.⁶ Die Berge Maldonado am Platastrom sind gegen die Cordilleras auch von keinem Belang; und so ist das ganze östliche Südamerika als eine große Erdenfläche anzusehen, die jahrtausendelang Überschwemmungen, Morästen und allen Unbequemlichkeiten des niedrigsten Landes der Erde ausgesetzt sein mußte und es zum Teil noch ist. Der Riese und der Zwerg stehn hier also nebeneinander, die wildeste Höhe neben der tiefsten Tiefe, deren ein Erdenland fähig ist. Im südlichen Nordamerika ist's nicht anders. Louisiana ist so seicht wie der Meeresboden, der zu ihm führt, und diese seichte Ebne geht weit ins Land hinauf. Die großen Seen, die ungeheuren Wasserfälle, die schneidende Kälte Kanadas u. f. zeigen, daß auch der nordliche Erdstrich hoch sein müsse und daß sich hier abermals, obwohl in einem kleinern Grad, Extreme gesellen. Was dies alles auf Früchte, Tiere und Menschen für Wirkungen habe, wird die Folge zeigen.

Anders ging die Natur auf unserm obern Hemisphär zu Werk, auf dem sie Menschen und Tieren ihren ersten Wohnsitz bereiten wollte. Lang und breit zog sie die Gebürge auseinander und leitete sie in mehreren Ästen fort, so daß alle drei Weltheile

zusammenhangen könnten und ohngeachtet der Verschiedenheit von Erdstrichen und Ländern allenthalben ein sanfterer Übergang ward. Hier dorfte kein Weltstrich in äonenlanger Überschwemmung liegen, noch sich auf ihm jene Heere von Insekten, Amphibien, zähen Landtieren und andrer Meeresbrut bilden, die Amerika bevölkert haben. Die einzige Wüste Kobi ausgenommen (die Mondgebürge kennen wir noch nicht), und es heben sich keine so breite Strecken wüster Erdhöhen in die Wolken, um in ihren Klüften Ungeheuer hervorzubringen und zu nähren. Die elektrische Sonne konnte hier aus einem trocknern, sanfter gemischten Erdreich feinere Gewürze, mildere Speisen, eine reifere Organisation befördern, auch an Menschen und allen Tieren.

Es wäre schön, wenn wir eine Bergkarte oder vielmehr einen Bergatlas hätten, auf dem diese Grundsäulen der Erde in den mancherlei Rücksichten aufgenommen und bemerkt wären, wie sie die Geschichte des Menschengeschlechts fodert. Von vielen Gegenden ist die Ordnung und Höhe der Berge ziemlich genau bestimmt; die Erhebung des Landes über die Meeresfläche, die Beschaffenheit des Bodens auf seiner Oberfläche, der Fall der Ströme, die Richtungen der Winde, die Abweichungen der Magnetnadel, die Grade der Hitze und Wärme sind an andern bemerkt worden, und einiges davon ist auch schon auf

einzelnen Karten bezeichnet. Wenn mehrere dieser Bemerkungen, die jetzt in Abhandlungen und Reisebeschreibungen zerstreut liegen, genau gesammelt und auch auf Karten zusammengetragen würden: welche schöne und unterrichtende physische *Geographie der Erde* würde damit in einem Überblick auch der Natur- und Geschichtsforscher der Menschheit haben! Der reichste Beitrag zu Varenius', Lulofs und Bergmanns vortrefflichen Werken. Wir sind aber auch hier nur im Anfange: die Ferber, Pallas, Saussure, Soula-
vie u. a. sammeln in einzelnen Erdstrecken zu der reichen Ernte von Aufschlüssen, die wahrscheinlich einst die peruanischen Gebürge (vielleicht die interessantesten Gegenden der Welt für die größere Naturgeschichte) zur Einheit und Gewißheit bringen werden.

Zweites Buch

I

Unser Erdball ist eine große Werkstätte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen

So sehr uns in den Eingeweiden der Erde alles noch als Chaos, als Trümmer vorkommt, weil wir die erste Konstruktion des Ganzen nicht zu übersehen vermögen, so nehmen wir doch selbst in dem, was uns das Kleinste und Roheste dünkt, ein sehr bestimmtes *Dasein*, eine *Gestaltung* und *Bildung* nach ewigen Gesetzen wahr, die keine Willkür der Menschen verändert. Wir bemerken diese Gesetze und Formen; ihre innern Kräfte aber kennen wir nicht, und was man in einigen allgemeinen Worten, z. E. Zusammenhang, Ausdehnung, Affinität, Schwere, dabei bezeichnet, soll uns nur mit äußern Verhältnissen bekannt machen, ohne uns dem innern Wesen im mindesten näher zu führen.

Was indes jeder Stein- und Erdart verliehen ist, ist gewiß ein allgemeines Gesetz aller Geschöpfe unsrer Erde; dieses ist *Bildung*, bestimmte *Gestalt*, eignes *Dasein*. Keinem Wesen kann dies genommen werden; denn alle seine Eigenschaften und Wirkungen sind

darauf gegründet. Die unermessliche Kette reicht vom Schöpfer hinab bis zum Keim eines Sandkörnchens, da auch dieses seine bestimmte Gestalt hat, in der es sich oft der schönsten Kristallisation nähert. Auch die vermischtesten Wesen folgen in ihren Teilen demselben Gesetz; nur weil so viel und mancherlei Kräfte in ihnen wirken und endlich ein Ganzes zusammengebracht werden sollte, das mit den verschiedensten Bestandteilen dennoch einer allgemeinen Einheit diene, so wurden Übergänge, Vermischungen und mancherlei divergierende Formen. Sobald der Kern unsrer Erde, der Granit, da war, war auch das Licht da, das in den dicken Dünsten unsres Erdchaos vielleicht noch als Feuer wirkte; es war eine gröbere mächtigere Luft, als wir jetzt genießen; es war ein vermischteres schwangeres Wasser da, auf ihn zu wirken. Die andringende Säure lösete ihn auf und führte ihn zu andern Steinarten über; der ungeheure Sand unsers Erdkörpers ist vielleicht nur die Asche dieses verwitterten Körpers. Das Brennbare der Luft beförderte vielleicht den Kiesel zur Kalkerde, und in dieser organisierten sich die ersten Lebendigen des Meers, die Schalengeschöpfe, da in der ganzen Natur die Materie früher als die organisierte lebendige Form scheint. Noch eine gewaltigere und reinere Wirkung des Feuers und der Kälte ward zur Kristallisation erfordert, die nicht mehr die Muschelform, in die der Kiesel springt, sondern

schon eckigte geometrische Winkel liebet. Auch diese ändern sich nach den Bestandteilen eines jeden Geschöpfs, bis sie sich in Halbmetallen und Metallen zuletzt der Pflanzensprossung nähern. Die Chemie, die in den neuen Zeiten so eifrig geübt wird, öffnet dem Liebhaber hier im unterirdischen Reich der Natur eine mannigfaltige zweite Schöpfung; und vielleicht enthält diese nicht bloß die Materie, sondern auch die Grundgesetze und den Schlüssel zu alle dem, was über der Erde gebildet worden. Immer und Überall sehen wir, daß die Natur zerstören muß, indem sie wieder aufbauet, daß sie trennen muß, indem sie neu vereinet. Von einfachen Gesetzen sowie von groben Gestalten schreitet sie ins Zusammengesetztere, Künstliche, Feine; und hätten wir einen Sinn, die Urgestalten und ersten Keime der Dinge zu sehen, so würden wir vielleicht im kleinsten Punkt die Progression der ganzen Schöpfung gewahr werden. -

Da indes Betrachtungen dieser Art hier nicht unser Zweck sind, so lasset uns nur eins, die überdachte Mischung, betrachten, durch die unsre Erde zur Organisation unsrer Pflanzen, mithin auch der Tiere und Menschen fähig ward. Wären auf ihr andre Metalle zerstreut gewesen, wie jetzt das Eisen ist, das sich allenthalben, auch in Wasser, Erde, Pflanzen, Tieren und Menschen, findet; hätten sich die Erdharze, die Schwefel in der Menge auf ihr gefunden, in der sich

jetzt der Sand, der Ton und endlich die gute fruchtbare Erde findet: welche andre Geschöpfe hätten auf ihr leben müssen! Geschöpfe, in denen auch eine schärfere Temperatur herrschte, statt daß jetzt der Vater der Welt die Bestandteile unsrer nährenden Pflanzen zu mildern Salzen und Ölen machte. Hiezu bereitet sich allmählich der lose Sand, der feste Ton, der moosige Torf; ja selbst die wilde Eisenerde und der harte Fels muß sich dazu bequemen. Dieser verwittert mit der Zeit und gibt trocknen Bäumen, wenigstens dem dürren Moose Raum; jene war unter den Metallen nicht nur die gesundeste, sondern auch die lenkbarste zur Vegetation und Nahrung. Luft und Tau, Regen und Schnee, Wasser und Winde düngen die Erde natürlich; die ihr zugemischten kalischen Kalkarten helfen ihrer Fruchtbarkeit künstlich auf, und am meisten befördert diese der Tod der Pflanzen und Tiere. Heilsame Mutter, wie haushälterisch und ersetzend war dein Zirkel! Aller Tod wird neues Leben, die verwesende Fäulung selbst bereitet Gesundheit und frische Kräfte.

Es ist eine alte Klage, daß der Mensch, statt den Boden der Erde zu bauen, in ihre Eingeweide gedrungen ist und mit dem Schaden seiner Gesundheit und Ruhe unter giftigen Dünsten daselbst die Metalle aufsucht, die seiner Pracht und Eitelkeit, seiner Habgier und Herrschsucht dienen. Daß vieles hierin wahr sei,

bezeugen die Folgen, die diese Dinge auf der Oberfläche der Erde hervorgebracht haben, und noch mehr die blassen Gesichter, die als eingekerkerte Mumien in diesen Reichen des Pluto wühlen. Warum ist die Luft in ihnen so anders, die, indem sie die Metalle nährt, Menschen und Tiere tötet? Warum belegte der Schöpfer unsre Erde nicht mit Gold und Diamanten, statt daß er jetzt allen ihren Wesen Gesetze gab, sie tot und lebend mit fruchtbarer Erde zu bereichern? Ohne Zweifel, weil wir vom Golde nicht essen konnten und weil die kleinste genießbare Pflanze nicht nur für uns nützlicher, sondern auch in ihrer Art organischer und edler ist als der teuerste Kiesel, der Diamant, Smaragd, Amethyst und Saphir genannt wird. - Indessen muß man auch hiebei nichts übertreiben. In den verschiedenen Perioden der Menschheit, die ihr Schöpfer voraussah und die er selbst nach dem Bau unsrer Erde zu befördern scheint, lag auch der Zustand, da der Mensch unter sich graben und über sich fliegen lernte. Verschiedne Metalle legte er ihm sogar gediegen nahe dem Auge vor; die Ströme mußten den Grund der Erde entblößen und ihm ihre Schätze zeigen. Auch die rohsten Nationen haben die Nützlichkeit des Kupfers erkannt, und der Gebrauch des Eisens, das mit seinen magnetischen Kräften den ganzen Erdkörper zu regieren scheint, hat unser Geschlecht beinah allein von einer Stufe der Lebensart

zur andern erhoben. Wenn der Mensch sein Wohnhaus nützen sollte, so mußte er's auch kennenlernen; und unsre Meisterin hat die Schranken enge genug bestimmt, in denen wir ihr nachforschen, nachschaffen, bilden und verwandeln können.

Indessen ist's wahr, daß wir vorzüglich bestimmt sind, auf der Oberfläche unsrer Erde als Würmer umherzukriechen, uns anzubauen und auf ihr unser kurzes Leben zu durchleben. Wie klein der große Mensch im Gebiet der Natur sei, sehen wir aus der dünnen Schichte der fruchtbaren Erde, die doch eigentlich allein sein Reich ist. Einige Schuhe tiefer, und er gräbt Sachen hervor, auf denen nichts wächst, und die Jahre und Jahreszeiten erfodern, damit auf ihnen nur schlechtes Gras gedeihe. Tiefer hinab, und er findet oft, wo er sie nicht suchte, seine fruchtbare Erde wieder, die einst die Oberfläche der Welt war; die wandelnde Natur hat sie in ihren fortgehenden Perioden nicht geschonet. Muscheln und Schnecken liegen auf den Bergen; Fische und Landtiere liegen versteint in Schiefeln, versteinte Hölzer und Abdrücke von Blumen oft beinahe anderthalbtausend Fuß tief. Nicht auf dem Boden deiner Erde wandelst du, armer Mensch, sondern auf einem Dach deines Hauses, das durch viel Überschwemmungen erst zu dem werden konnte, was es dir jetzt ist. Da wächst für dich einiges Gras, einige Bäume, deren Mutter dir gleichsam der

Zufall heranschwemmte und von denen du als eine
Ephemere lebest.

II

Das Pflanzenreich unserer Erde in Beziehung auf die Menschengeschichte

Das Gewächsreich ist eine höhere Art der Organisation als alle Gebilde der Erde und hat einen so weiten Umfang, daß es sich sowohl in diesen verliert, als in mancherlei Sprossen und Ähnlichkeiten dem Tierreich nähert. Die Pflanze hat eine Art Leben und Lebensalter, sie hat Geschlechter und Befruchtung, Geburt und Tod. Die Oberfläche der Erde war eher für sie als für Tiere und Menschen da; überall drängt sie sich diesen beiden vor und hängt sich in Grasarten, Schimmel und Moosen schon an jene kahlen Felsen an, die noch keinem Fuß eines Lebendigen Wohnung gewähren. Wo nur ein Körnchen lockere Erde ihren Samen aufnehmen kann und ein Blick der Sonne ihn erwärmt, gehet sie auf und stirbt in einem fruchtbaren Tode, indem ihr Staub andern Gewächsen zur bessern Mutterhülle dienet. So werden Felsen begraset und beblümt, so werden Moräste mit der Zeit zu einer Kräuter- und Blumenwüste. Die verwesete wilde Pflanzenschöpfung ist das immer fortwirkende Treibhaus der Natur zur Organisation der Geschöpfe und zur weitem Kultur der Erde.

Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie wird Mensch und Tier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baums eine Mutterhülle fodert. Sein erstes Gebilde entwickelt sich pflanzenartig im Mutterleibe; ja auch außer demselben, ist unser Fiberngebäude in seinen ersten Sprossen und Kräften nicht fast der Sensitive ähnlich? Unsre Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze: wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. Ohn unsern Willen werden wir hervorgehoben, und niemand wird gefragt, welches Geschlechts er sein, von welchen Eltern er entsprossen, auf welchem Boden er dürftig oder üppig fortkommen, durch welchen Zufall endlich von innen oder von außen er untergehen wolle. In alle diesem muß der Mensch höhern Gesetzen folgen, über die er sowenig als die Pflanze Aufschluß erhält, ja denen er beinahe wider Willen mit seinen stärksten Trieben dienet. Solange der Mensch wächst und der Saft in ihm grünert, wie weit und fröhlich dünkt ihm die Welt! Er streckt seine Äste umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt die Natur ihn ins Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Tätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die sie auf dem Felde oder Gartenbeet, auf den sie ihn gesetzt hat, diesmal an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht

hat, verläßt sie ihn allmählich. In der Blütezeit des Frühlings und unsrer Jugend, mit welchen Reichtümern ist allenthalben die Natur beladen! Man glaubt, sie wolle mit dieser Blumenwelt eine neue Schöpfung besamen. Einige Monate nachher, wie ist alles so anders! Die meisten Blüten sind abgefallen; wenige dürre Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie, und sogleich gehen die Blätter ans Verwelken. Der Baum schüttet sein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlassen haben, nach; entblättert steht er da; der Sturm raubt ihm seine dürren Äste, bis er endlich ganz zu Boden sinket und sich das wenige Brennbare in ihm zur Seele der Natur auflöst. Ist's mit dem Menschen, als Pflanze betrachtet, anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft seine jugendliche Seele! Alles trauet er sich zu; und eben weil er's sich zutrauet, gelingt's ihm; denn das Glück ist die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter, und es verändert sich alles um ihn, bloß weil *er* sich verändert. Das wenigste hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte, und glücklich, wenn er es nicht mehr und jetzt zu unrechter Zeit ausrichten will, sondern sich friedlich selbst verlebet. Im Auge eines höhern Wesens mögen unsre Wirkungen auf der Erde so wichtig, wenigstens gewiß so bestimmt und umschrieben sein als die Taten und Unternehmungen eines

Baums. Er entwickelt, was er entwickeln kann, und macht sich, dessen er habhaft werden mag, Meister. Er treibt Sprossen und Keime, gebiert Früchte und säet junge Bäume; niemals aber kommt er von der Stelle, auf die ihn die Natur gestellt hat, und er kann sich keine einzige der Kräfte, die nicht in ihn gelegt sind, nehmen.

Insonderheit, dünkt mich, demütiget es den Menschen, daß er mit den saßen Trieben, die er Liebe nennt und in die er soviel Willkür setzt, beinahe ebenso blind wie die Pflanze den Gesetzen der Natur dienet. Auch die Distel, sagt man, ist schön, wenn sie blühet; und die Blüte, wissen wir, ist bei den Pflanzen die Zeit der Liebe. Der Kelch ist das Bett, die Krone sein Vorhang, die andern Teile der Blume sind Werkzeuge der Fortpflanzung, die die Natur bei diesen unschuldigen Geschöpfen offen dargelegt und mit aller Pracht geschmückt hat. Den Blumenkelch der Liebe machte sie zu einem Salomonischen Brautbett, zu einem Kelch der Anmut auch für andre Geschöpfe. Warum tat sie dies alles und knüpfte auch bei Menschen ins Band der Liebe die schönsten Reize, die sich in ihrem Gürtel der Schönheit fanden? Ihr großer Zweck sollte erreicht werden, nicht der kleine Zweck des sinnlichen Geschöpfes allein, das sie so schön ausschmückte: dieser Zweck ist *Fortpflanzung, Erhaltung der Geschlechter*. Die Natur braucht Keime,

sie braucht unendlich viel Keime, weil sie nach ihrem großen Gange tausend Zwecke auf einmal befördert. Sie mußte also auch auf Verlust rechnen, weil alles zusammengedrängt ist und nichts eine Stelle findet, sich ganz auszuwickeln. Aber damit ihr bei dieser scheinbaren Verschwendung dennoch das Wesentliche und die erste Frische der Lebenskraft nimmer fehlte, mit der sie allen Fällen und Unfällen im Lauf so zusammengedrängter Wesen vorkommen mußte, machte sie die Zeit der Liebe zur Zeit der Jugend und zündete ihre Flamme mit dem feinsten und wirksamsten Feuer an, das sie zwischen Himmel und Erde finden konnte. Unbekannte Triebe erwachen, von denen die Kindheit nichts wußte. Das Auge des Jünglings belebt sich, seine Stimme sinkt, die Wange des Mädchens färbt sich; zwei Geschöpfe verlangen nach einander und wissen nicht, was sie verlangen; sie schmachten nach Einigung, die ihnen doch die zertrennende Natur versagt hat, und schwimmen in einem Meer der Täuschung. Süßgetäuschte Geschöpfe, genießt eurer Zeit, wisset aber, daß ihr damit nicht eure kleine Träume, sondern, angenehm gezwungen, die größte Aussicht der Natur befördert. Im ersten Paar *einer* Gattung wollte sie sie alle, Geschlechter auf Geschlechter, pflanzen; sie wählte also fortspriessende Keime aus den frischesten Augenblicken des Lebens, des Wohlgefallens aneinander,

und indem sie einem lebendigen Wesen etwas von seinem Dasein raubt, wollte sie es ihm wenigstens auf die sanfteste Art rauben. Sobald sie das Geschlecht gesichert hat, läßt sie allmählich das Individuum sinken. Kaum ist die Zeit der Begattung vorüber, so verliert der Hirsch sein prächtiges Geweih, die Vögel ihren Gesang und viel von ihrer Schönheit, die Fische ihren Wohlgeschmack und die Pflanzen ihre beste Farbe. Dem Schmetterlinge entfallen die Flügel, und der Atem gehet ihm aus; ungeschwächt und allein kann er ein halbes Jahr leben. Solange die junge Pflanze keine Blume trägt, widersteht sie der Kälte des Winters, und die zu frühe tragen, verderben zuerst. Die Musa hat oft hundert Jahre erlebt; sobald sie aber einmal die Blüte entfaltet hat, so wird keine Erfahrung, keine Kunst hindern, daß nicht der prächtige Stamm im folgenden Jahr den Untergang leide. Die Schirmpalme wächst 35 Jahr zu einer Höhe von 70 Schuhen, hierauf in 4 Monaten noch 30 Schuh; nun blühet sie, bringt Früchte und stirbt in demselben Jahr. Das ist der Gang der Natur bei Entwicklung der Wesen aus einander; der Strom geht fort, indes sich eine Welle in der andern verlieret.

Bei der Verbreitung und Ausartung der Pflanzen ist eine Ähnlichkeit kenntlich, die sich auch auf die Geschöpfe Über ihnen anwenden läßt und zu Aussichten

und Gesetzen der Natur vorbereitet. Jede Pflanze fordert ihr Klima, zu dem nicht die Beschaffenheit der Erde und des Bodens allein, sondern auch die Höhe des Erdstrichs, die Eigenheit der Luft, des Wassers, der Wärme gehöret. Unter der Erde lag alles noch durcheinander, und obwohl auch hier jede Stein-, Kristall- und Metallart ihre Beschaffenheit von dem Lande nimmt, in dem sie wuchs, und hiernach die eigensten Verschiedenheiten giebet, so ist man doch in diesem Reich des Pluto noch lange nicht zu der allgemeinen geographischen Übersicht und zu den ordnenden Grundsätzen gekommen als im schönen Reich der Flora. Die botanische Philosophie⁷, die Pflanzen nach der Höhe und Beschaffenheit des Bodens, der Luft, des Wassers, der Wärme ordnet, ist also eine augenscheinliche Leiterin zu einer ähnlichen Philosophie in Ordnung der Tiere und Menschen.

Alle Pflanzen wachsen hin und wieder wild in der Welt; auch unsre Kunstgewächse sind aus dem Schoß der freien Natur, wo sie in ihrem Himmelsstrich in größter Vollkommenheit wachsen. Mit den Tieren und Menschen ist's nicht anders; denn jede Menschenart organisiert sich in ihrem Erdstrich zu der ihr natürlichsten Weise. Jede Erde, jede Gebürgart, jeder ähnliche Luftstrich sowie ein gleicher Grad der Hitze und Kälte ernähret seine Pflanzen. Auf den lappländischen Felsen, den Alpen, den Pyrenäen wachsen, der

Entfernung ohngeachtet, dieselben oder ähnliche Kräuter; Nordamerika und die hohen Strecken der Tatarei erziehen gleiche Kinder. Auf solchen Erdhöhen, wo der Wind die Gewächse unsanft beweget und ihr Sommer kürzer dauret, bleiben sie zwar klein, sie sind hingegen voll unzähliger Samenkörner, da, wenn man sie in Gärten verpflanzt, sie höher wachsen und größere Blätter, aber weniger Frucht tragen. Jedermann siehet die durchscheinende Ähnlichkeit zu Tieren und Menschen. Alle Gewächse lieben die freie Luft: sie neigen sich in den Treibhäusern zu der Gegend des Lichts, wenn sie auch durch ein Loch hinausdringen sollten. In einer eingeschlossenen Wärme werden sie schlanker und rankichter, aber zugleich bleicher, fruchtloser und lassen nachher, zu plötzlich an die Sonne versetzt, die Blätter sinken. Ob es mit den Menschen und Tieren einer verzärtelnden oder zwangvollen Kultur anders wäre? Mannigfaltigkeit des Erdreichs und der Luft macht Spielarten an Pflanzen wie an Tieren und Menschen; und je mehr jene an Sachen der Zierde, an Form der Blätter, an Zahl der Blumenstiele gewinnen, desto mehr verlieren sie an Kraft der Selbstfortpflanzung. Ob es bei Tieren und Menschen (die größere Stärke ihrer vielfachern Natur abgerechnet) anders wäre? Gewächse, die in warmen Ländern zur Baumesgröße wachsen, bleiben in kalten Gegenden kleine Krüppel. Diese Pflanze ist für das Meer,

jene für den Sumpf, diese für Quellen und Seen geschaffen; die eine liebt den Schnee, die andre den Überschwemmenden Regen der heißen Zone; und alles dies charakterisiert ihre Gestalt, ihre Bildung. Bereitet uns dieses alles nicht vor, auch in Ansehung des organischen Gebäudes der Menschheit, sofern wir Pflanzen sind, dieselbe Varietäten zu erwarten?

Insonderheit ist es angenehm, die eigne Art zu bemerken, mit der die Gewächse sich nach der Jahreszeit, ja gar nach der Stunde des Tages richten und sich nur allmählich zu einem fremden Klima gewöhnen. Näher am Pol verspäten sie sich im Wachsen und reifen desto schneller, weil der Sommer später kommt und stärker wirkt. Pflanzen, die, in den südlichen Weltteilen gewachsen, nach Europa gebracht wurden, reiften das erste Jahr später, weil sie noch die Sonne ihres Klima erwarteten, den folgenden Sommer allmählich geschwinder, weil sie sich schon zu diesem Luftstrich gewöhnten. In der künstlichen Wärme des Treibhauses hielt jede noch die Zeit ihres Vaterlandes, wenn sie auch 50 Jahr in Europa gewesen war. Die Pflanzen vom Kap blüheten im Winter, weil alsdenn in ihrem Vaterlande Sommerzeit ist. Die Wunderblume blühet in der Nacht; vermutlich (sagt Linneus), weil sodenn in Amerika, ihrem Vaterlande, Tageszeit ist. So hält jede ihre Zeit, selbst ihre Stunde des Tages, da sie sich schließet und aufzut. »Diese

Dinge«, sagt der botanische Philosoph⁸, »scheinen zu weisen, daß etwas mehr zu ihrem Wachstum gehöre als Wärme und Wasser«; und gewiß hat man auch bei der organischen Verschiedenheit des Menschengeschlechts und bei seiner Gewöhnung an fremde Klimate auf etwas mehr und anderes als auf Hitze und Kälte zu merken, zumal wenn man von einem andern Hemisphär redet.

Endlich, wie die Pflanze sich zum Menschenreich geselle, welch ein Feld von Merkwürdigkeiten wäre dieses, wenn wir ihm nachgehen könnten! Man hat die schöne Erfahrung gemacht⁹, daß die Gewächse zwar so wenig als wir von reiner Luft leben können, daß aber gerade das, was sie einsaugen, das Brenn- bare sei, was Tiere tötet und in allen animalischen Körpern die Fäulnis befördert. Man hat bemerkt, daß sie dies nützliche Geschäft, die Luft zu reinigen, nicht mittelst der Wärme, sondern des Lichts tun, das sie, selbst bis auf die kalten Mondesstrahlen, einsaugen. Heilsame Kinder der Erde! Was uns zerstört, was wir verpestet ausatmen, ziehet ihr an euch; das zarteste Medium muß es mit euch vereinigen, und ihr gebet es rein wieder. Ihr erhaltet die Gesundheit der Geschöpfe, die euch vernichten, und wenn ihr sterbt, seid ihr noch wohltätig: ihr macht die Erde gesunder und zu neuen Geschöpfen eurer Art fruchtbar.

Wenn die Gewächse zu nichts als hiezu dienten, wie schön verflochten wäre ihr stilles Dasein ins Reich der Tiere und Menschen! Nun aber, da sie zugleich die reichste Speise der tierischen Schöpfung sind und es insonderheit in der Geschichte der Lebensarten des Menschengeschlechts so viel darauf ankam, was jedes Volk in seinem Erdstrich für Pflanzen und Tiere vor sich fand, die ihm zur Nahrung dienen konnten: wie mannigfaltig und neu verflocht sich damit die Geschichte der Naturreiche. Die ruhigsten und, wenn man sagen darf, die menschlichsten Tiere leben von Pflanzen; an Nationen, die ebendiese Speise wenigstens öfters genießen, hat man ebendiese gesunde Ruhe und heitre Sorglosigkeit bemerkt. Alle fleischfressenden Tiere sind ihrer Natur nach wilder; der Mensch, der zwischen ihnen steht, *muß*, wenigstens dem Bau seiner Zähne nach, kein fleischfressendes Tier sein. Ein Teil der Erdnationen lebt größtenteils noch von Milch und Gewächsen; in früheren Zeiten haben mehrere davon gelebet; und welchen Reichtum hat ihnen auch die Natur im Mark, im Saft, in den Früchten, ja gar in den Rinden und Zweigen ihrer Erdgewächse beschieden, wo oft *ein* Baum eine ganze Familie nährt! Wunderbar ist jedem Erdstrich das Seine gegeben, nicht nur in dem, was es gewährt, sondern auch in dem, was es an sich ziehet und wegnimmt. Denn da die Pflanzen von dem Brennaren

der Luft, mithin zum Teil von den für uns schädlichsten Dünsten leben, so organisieret sich auch ihr Gegengift nach der Eigenheit eines jeden Landes, und sie bereiten für den immer zur Fäulnis gehenden animalischen Körper überall die Arzneien, die eben für die Krankheiten dieses Erdstrichs sind. Der Mensch wird sich also so wenig zu beschweren haben, daß es auch giftige Pflanzen in der Natur gebe, da diese eigentlich nur abgeleitete Kanäle des Gifts, also die wohlthätigsten zur Gesundheit der ganzen Gegend sind und in seinen Händen, zum Teil schon in den Händen der Natur, die wirksamsten Gegengifte werden. Selten hat man eine Gewächs- oder Tierart dieses und jenes Erdstrichs ausgerottet, ohne nicht bald die offenbarsten Nachteile für die Bewohnbarkeit des Ganzen zu erfahren; und hat die Natur endlich nicht jeder Tierart, und an seinem Teil auch dem Menschen, Sinne und Organe genug verliehen, Pflanzen, die für ihn dienen, auszusuchen und die schädlichen zu verwerfen?

Es müßte ein angenehmer Lustgang unter Bäumen und Pflanzen sein, wenn man diese großen Naturgesetze der Nützlichkeit und Einwirkung derselben ins Menschen- und Tierreich durch die verschiedenen Striche unsrer Erde verfolgte. Wir müssen uns begnügen, auf dem ungemessen weiten Felde künftig bei Gelegenheit nur einige einzelne Blumen zu brechen und den Wunsch einer *allgemeinen botanischen*

Geographie für die Menschengeschichte einem eigenen Liebhaber und Kenner empfehlen.

III

Das Reich der Tiere in Beziehung auf die Menschengeschichte

Der Menschen ältere Brüder sind die Tiere. Ehe jene da waren, waren diese, und auch in jedem einzelnen Lande fanden die Ankömmlinge des Menschengeschlechts die Gegend, wenigstens in einigen Elementen, schon besetzt; denn wovon sollte außer den Pflanzen sonst der Ankömmling leben? Jede Geschichte des Menschen also, die ihn außer diesem Verhältnis betrachtet, muß mangelhaft und einseitig werden. Freilich ist die Erde dem Menschen gegeben, aber nicht ihm allein, nicht ihm zuvörderst; in jedem Element machten ihm die Tiere seine Alleinherrschaft streitig. Dies Geschlecht mußte er zähmen, mit jenem lange kämpfen. Einige entronnen seiner Herrschaft; mit andern lebet er in ewigem Kriege. Kurz, soviel Geschicklichkeit, Klugheit, Herz und Macht jede Art äußerte, so weit nahm sie Besitz auf der Erde.

Es gehört also noch nicht hieher, ob der Mensch Vernunft und ob die Tiere keine Vernunft haben. Haben sie diese nicht, so besitzen sie etwas anders zu ihrem Vorteil; denn gewiß hat die Natur keines ihrer Kinder verwahrloset. Verließe *sie* ein Geschöpf, wer

sollte sich sein annehmen, da die ganze Schöpfung in einem Kriege ist und die entgegengesetztesten Kräfte einander so nahe liegen? Der gottgleiche Mensch wird hier von Schlangen, dort vom Ungeziefer verfolgt, hier vom Tiger, dort vom Haifisch verschlungen. Alles ist im Streit gegeneinander, weil alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen.

Warum tat die Natur dies? Warum drängte sie so die Geschöpfe aufeinander? Weil sie im kleinsten Raum die größte und vielfachste Anzahl der Lebenden schaffen wollte, wo also auch eins das andre überwältigt und nur durch das Gleichgewicht der Kräfte Friede wird in der Schöpfung. Jede Gattung sorgt für sich, als ob sie die einzige wäre; ihr zur Seite steht aber eine andre da, die sie einschränkt, und nur in diesem Verhältnis entgegengesetzter Arten fand die Schöpferin das Mittel zur Erhaltung des Ganzen. Sie wog die Kräfte, sie zählte die Glieder, sie bestimmte die Triebe der Gattungen gegeneinander und ließ übrigens die Erde tragen, was sie zu tragen vermochte.

Es kümmert mich also nicht, ob große Tiergattungen untergegangen sind. Ging der Mammut unter, so gingen auch Riesen unter; es war ein anderes Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Wie es jetzt ist, sehen wir das offenbare Gleichgewicht, nicht nur im Ganzen der Erde, sondern auch selbst in einzelnen

Weltteilen und Ländern. Die Kultur kann Tiere verdrängen, sie kann sie aber schwerlich ausrotten, wenigstens hat sie dies Werk noch in keinem großen Erdteil vollendet; und muß sie statt der verdrängeten wilden nicht in einem größeren Maß zahmere Tiere nähren? Noch ist also, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Erde, keine Gattung ausgegangen; ob ich gleich nicht zweifle, daß, da diese anders war, auch andre Tiergattungen haben sein können und, wenn sie sich einmal durch Kunst oder Natur völlig ändern sollte, auch ein andres Verhältnis der lebendigen Geschlechter sein werde.

Kurz, der Mensch trat auf eine bewohnte Erde: alle Elemente, Sümpfe und Ströme, Sand und Luft waren mit Geschöpfen erfüllt oder füllten sich mit Geschöpfen, und er mußte sich durch seine Götterkunst der List und Macht einen Platz seiner Herrschaft auswirken. Wie er dies getan habe, ist die Geschichte seiner Kultur, an der die rohesten Völker Anteil nehmen: der interessanteste Teil der Geschichte der Menschheit. Hier bemerke ich nur eins, daß die Menschen, indem sie sich allmählich die Herrschaft über die Tiere erwarben, das meiste von Tieren selbst lernten. Diese waren die lebendigen Funken des göttlichen Verstandes, von denen der Mensch in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe in einem größern oder kleinern Kreise die

Strahlen auf sich zusammenlenkte. Je mehr, je heller er dieses tat, je klügere Tiere er vor sich fand, je mehr er sie zu sich gewöhnte und im Kriege oder Frieden vertraut mit ihnen lebte, desto mehr gewann auch seine Bildung, und die *Geschichte seiner Kultur* wird sonach einem großen Teil nach *zoologisch* und *geographisch*.

Zweitens. Da die Varietät der Klimate und Länder, der Steine und Pflanzen auf unsrer Erde so groß ist, wie größer wird die Verschiedenheit ihrer eigentlichen lebendigen Bewohner! Nur schränke man diese nicht auf die Erde ein; denn auch die Luft, das Wasser, selbst die innern Teile der Pflanzen und Tiere wimmeln von Leben. Zahlloses Heer, für das die Welt gemacht ist wie für den Menschen! Rege Oberfläche der Erde, auf der alles, so tief und weit die Sonne reicht, genießt, wirkt und lebet.

Ich will mich in die allgemeinen Sätze nicht einlassen, daß jedes Tier sein Element, sein Klima, seinen eigentümlichen Wohnplatz habe, daß einige sich wenig, andre mehr und wenige Gattungen sich beinahe so weit verbreitet haben, als sich der Mensch verbreitete. Wir haben hierüber ein sehr durchdachtes und mit wissenschaftlichem Fleiß gesammeltes Buch: Zimmermanns »Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen

Tiere«¹⁰. Was ich hier auszeichne, sind einige besondere Bemerkungen, die wir auch bei der Menschengeschichte bestätigt finden werden.

1. Auch die Gattungen, die fast überall auf der Erde leben, gestalten sich beinahe in jedem Klima anders. Der Hund ist in Lappland häßlich und klein; in Sibirien wird er wohlgestalter, hat aber noch steife Ohren und keine beträchtliche Größe; in den Gegenden, wo die schönsten Menschen leben, sagt Buffon, findet man auch die schönsten und größten Hunde. Zwischen den Wendezirkeln verliert er seine Stimme, und im Stande der Wildheit wird er dem Jackal ähnlich. Der Ochs in Madagaskar trägt einen Höcker, 50 Pfund schwer, der in weitem Gegenden allmählich abnimmt; und so variiert dieses Geschlecht an Farbe, Größe, Stärke, Mut beinahe nach allen Gegenden der Erde. Ein europäisches Schaf bekam am Vorgebürge der Guten Hoffnung einen Schwanz von 19 Pfunden; in Island treibt es bis 5 Hörner; im Oxfordschen in England wächst es bis zur Größe eines Esels, und in der Türkei ist's getigert. So gehen die Verschiedenheiten bei allen Tieren fort; und sollte sich der Mensch, der in seinem Muskel- und Nervengebäude größtenteils auch ein Tier ist, nicht mit den Klimaten verändern? Nach der Analogie der Natur wäre es ein Wunder, wenn er unverändert bliebe.

2. Alle gezähmten Tiere sind ehemals wild

gewesen, und von den meisten hat man noch, insonderheit in den asiatischen Gebürgen, ihre wilden Urbilder gefunden, gerade an dem Ort, wo, wenigstens von unsrer obern Erdkugel, wahrscheinlich das Vaterland der Menschen und ihrer Kultur war. Je weiter von dieser Gegend, insonderheit wo der Übergang schwerer war, mindern sich die Gattungen der gezähmten Tiere, bis endlich in Neuguinea, Neuseeland und den Inseln des Südmeers das Schwein, der Hund und die Katze ihr ganzer Tierreichtum waren.

3. Amerika hatte größtenteils seine eignen Tiere, völlig seinem Erdstrich gemäß, wie die Bildung desselben aus lange überschwemmten Tiefen und ungeheuren Höhen sie haben mußte. Wenige große Landtiere hatte es und noch weniger, die zähmbar oder gezähmt waren; desto mehr Gattungen von Fledermäusen, Gürteltieren, Ratten, Mäusen, den Unau, das Ai, Heere von Insekten, Amphibien, Kröten, Eidechsen u. f. Jedermann begreift, was dies auf die Geschichte der Menschen für Einfluß haben werde.

4. In Gegenden, wo die Kräfte der Natur am wirksamsten sind, wo sich die Hitze der Sonne mit regelmäßigen Winden, starken Überschwemmungen, gewaltigen Ausbrüchen der elektrischen Materie, kurz, mit allem in der Natur vereinet, was Leben wirkt und lebendig heißet: in ihnen gibt es auch die ausgebildetsten, stärksten, größten, mutvollsten Tiere sowie die

würzreichste Pflanzenschöpfung. Afrika hat seine Herden von Elefanten, Zebras, Hirschen, Affen, Büffeln; die Löwen, Tiger, der Krokodil, das Flußpferd erscheinen in ihm in voller Rüstung; die höchsten Bäume heben sich in die Luft und prangen mit den saftreichsten, nützlichsten Früchten. Die Reichtümer Asiens im Pflanzen- und Tierreich kennet ein jeder; sie treffen am meisten auf die Gegenden, wo die elektrische Kraft der Sonne, der Luft, der Erde im größten Strom ist. Wo diese hingegen entweder an sich schwächer und unregelmäßiger wirkt, wie in den kalten Ländern, oder wo sie im Wasser, in laugenhaften Salzen, in feuchten Harzen zurückgetrieben oder festgehalten wird, da scheinen sich auch nimmer jene Geschöpfe zu entwickeln, zu deren Bildung das ganze Spiel der Elektrizität gehöret. Träge Wärme, mit Feuchtigkeit gemischt, bringt Heere von Insekten und Amphibien hervor; keine jener Wundergestalten der Alten Welt, die ganz von regem Feuer durchglüht sind. Die Muskelkraft eines Löwen, der Sprung und Blick eines Tigers, die feine Verständigkeit des Elefanten, das sanfte Wesen der Gazelle, die verschmitzte Bosheit eines afrikanischen oder asiatischen Affen sind keinem Tier der Neuen Welt eigen. Mit Mühe haben sich diese gleichsam aus dem warmen Schlamm losgewunden; diesem fehlt's an Zähnen, jenem an Füßen und Klauen, einem dritten am

Schwanz und den meisten an Größe, Mut und Schnellkraft. Auf den Gebürgen werden sie belebterer Art; sie reichen aber auch nicht an die Tiere der Alten Welt, und die meisten zeigen, daß ihnen in ihrem zähen oder schuppenartigen Wesen der elektrische Strom fehlet.

5. Endlich wird es, was wir bei den Pflanzen bemerkten, bei den Tieren vielleicht noch sonderbarere Erscheinungen geben, nämlich ihre oft widersinnige Art und ihr langsames Gewöhnen an ein fremdes, zumal antipodisches Klima. Der amerikanische Bär, den Linné beschrieben¹¹, hielt auch in Schweden die amerikanische Tag- und Nachtzeit. Er schlief von Mitternacht bis zu Mittag und spazierte vom Mittage bis zu Mitternacht, als ob es sein amerikanischer Tag wäre; mit seinen übrigen Instinkten erhielt er sich auch seines Vaterlandes Zeitmaß. Sollte diese Bemerkung nicht mehrerer aus andern Strichen der Erde, aus der öst- und südlichen Halbsphäre wert sein? Und wenn diese Verschiedenheit von Tieren gilt, sollte das Menschengeschlecht, seinem eigentümlichen Charakter unbeschadet, ganz leer davon ausgehn?

IV

Der Mensch ist ein Mittelgeschöpf unter den Tieren der Erde

1. Als Linneus die Arten der säugenden Tiere auf 230 brachte, unter denen er schon die säugenden Wassertiere mit begriff, zählte er der Vögel 946, der Amphibien 292, der Fische 404, der Insekten 3060, der Gewürme 1205 Arten; offenbar also waren die Landtiere die mindesten, und die Amphibien, die ihnen am nächsten kommen, folgten nach ihnen. In der Luft, im Wasser, in den Morästen, im Sande vermehrten sich die Geschlechter und Arten, und ich glaube, daß sie sich bei weitem Entdeckungen immer ungefähr in dem nämlichen Verhältnis vermehren werden. Wenn nach Linneus' Tode die Arten der Säugtiere bis auf 450 gewachsen, so rechnet Buffon auf 2000 Vögel, und Forster allein entdeckte auf einigen Inseln des Südmeers in einem kurzen Aufenthalt 109 neue Arten derselben, wo es durchaus keine neuzuentdeckende Landtiere gab. Gehet dieses Verhältnis fort, und es werden künftig mehr neue Insekten, Vögel, Gewürme als völlig neue Gattungen der Landtiere bekannt werden, so viel ihrer auch in dem noch undurchreiseten Afrika sein mögen, so können wir nach

aller Wahrscheinlichkeit den Satz annehmen: *Die Klassen der Geschöpfe erweitern sich, je mehr sie sich vom Menschen entfernen; je näher ihm, desto weniger werden die Gattungen der sogenannten vollkommenern Tiere.*

2. Nun ist unleugbar, daß bei aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues und gleichsam *eine Hauptform* zu herrschen scheine, die in der reichsten Verschiedenheit wechselt. Der ähnliche Knochenbau der Landtiere fällt in die Augen: Kopf, Rumpf, Hände und Füße sind überall die Hauptteile; selbst die vornehmsten Glieder derselben sind nach *einem* Prototyp gebildet und gleichsam nur unendlich variiert. Der innere Bau der Tiere macht die Sache noch augenscheinlicher, und manche rohe Gestalten sind im Inwendigen der Hauptteile dem Menschen sehr ähnlich. Die Amphibien gehen von diesem Hauptbilde schon mehr ab; Vögel, Fische, Insekten, Wassergeschöpfe noch mehr, welche letzte sich in die Pflanzen- oder Steinschöpfung verlieren. Weiter reicht unser Auge nicht; indessen machen diese Übergänge es nicht unwahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen, Pflanzen, ja vielleicht gar in den tot genannten Wesen eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener, herrschen möge. Im Blick des ewigen Wesens, der alles in einem Zusammenhange siehet, hat

vielleicht die Gestalt des Eisteilchens, wie es sich erzeugt, und der Schneeflocke, die sich an ihm bildet, noch immer ein analoges Verhältnis mit der Bildung des Embryons in Mutterleibe. - Wir können also das zweite Hauptgesetz annehmen: *daß, je näher dem Menschen, auch alle Geschöpfe in der Hauptform mehr oder minder Ähnlichkeit mit ihm haben und daß die Natur bei der unendlichen Varietät, die sie liebet, allen Lebendigen unserer Erde nach einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheine.*

3. Es erhellet also von selbst, daß, da diese Hauptform nach Geschlechtern, Arten, Bestimmungen, Elementen immer variiert werden mußte, *ein Exemplar das andre erkläre.* Was die Natur bei diesem Geschöpf als Nebenwerk hinwarf, führte sie bei dem andern gleichsam als Hauptwerk aus; sie setzte es ins Licht, vergrößerte es und ließ die andern Teile, obwohl immer noch in der überdachteten Harmonie, diesem Teil jetzt dienen. Anderswo herrschen wiederum diese dienenden Teile, und alle Wesen der organischen Schöpfung erscheinen also als *disiecti membra poëtae.* Wer sie studieren will, muß eins im andern studieren; wo dieser Teil verhüllt und vernachlässigt erscheint, weiset er auf ein andres Geschöpf, wo ihn die Natur ausgebildet und offen darlegte. Auch dieser Satz findet seine Bestätigung in allen Phänomenen

divergierender Wesen.

4. Der Mensch endlich scheint unter den Erdtieren das feine Mittelgeschöpf zu sein, in dem sich, soviel es die Einzelheit seiner Bestimmung zuließ, die meisten und feinsten Strahlen ihm ähnlicher Gestalten sammeln. Alles in gleichem Maß konnte er nicht in sich fassen; er mußte also diesem Geschöpf an Feinheit eines Sinnes, jenem an Muskelkraft, einem dritten an Elastizität der Fibern nachstehn; soviel sich aber vereinigen ließ, ward in ihm vereinigt. Mit allen Landtieren hat er Teile, Triebe, Sinnen, Fähigkeiten, Künste gemein; wo nicht ererbet, so doch erlernt, wo nicht ausgebildet, so doch in der Anlage. Man könnte, wenn man die ihm nahen Tierarten mit ihm vergleicht, beinah kühn werden zu sagen: sie sein gebrochene und durch katoptrische Spiegel auseinander geworfne Strahlen seines Bildes. Und so können wir den vierten Satz annehmen: *daß der Mensch ein Mittelgeschöpf unter den Tieren, d. i. die ausgearbeitete Form sei, in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriff sammeln.*

Ich hoffe nicht, daß die Ähnlichkeit, auf die ich zwischen Menschen und Tieren zeige, mit jenen Spielen der Einbildung werde verwechselt werden, da man bei Pflanzen und sogar bei Steinen äußere Glieder des menschlichen Körpers aufhaschte und darauf Systeme baute. Jeder Vernünftige belacht diese Spiele, da

gerade mit der äußern Gestalt die bildende Natur innere Ähnlichkeiten des Baues verdeckte und verlarvte. Wie manche Tiere, die uns von außen so unähnlich scheinen, sind uns im Innern, im Knochenbau, in den vornehmsten Lebens - und Empfindungsteilen, ja in den Lebensverrichtungen selbst auf die auffallendste Weise ähnlich! Man gehe die Zergliederungen Daubentons, Perraults, Pallas' und anderer Akademisten durch, und der Augenschein zeigt es deutlich. Die Naturgeschichte für Jünglinge und Kinder muß sich, um dem Auge und Gedächtnis zu Hülfe zu kommen, an einzelnen Unterscheidungen der äußern Gestalt begnügen; die männliche und philosophische Naturgeschichte sucht den Bau des Tiers von innen und außen, um ihn mit seiner Lebensweise zu vergleichen und den Charakter und Standort des Geschöpfs zu finden. Bei den Pflanzen hat man diese Methode die *natürliche* genannt, und auch bei den Tieren muß die *vergleichende Anatomie* Schritt vor Schritt zu ihr führen. Mit ihr bekommt der Mensch natürlicherweise *an sich selbst* einen Leitfaden, der ihn durchs große Labyrinth der lebendigen Schöpfung begleite, und wenn man bei irgendeiner Methode sagen kann, daß unser Geist dem durchdenkenden vielumfassenden Verstande *Gottes* nachzudenken wage, so ist's bei dieser. Bei jeder Abweichung von der Regel, die uns der oberste Künstler als ein Gesetz Polyklets *im*

Menschen darstellte, werden wir auf eine Ursache geführt, warum er hier abwich, zu welchem Zweck er dort anders formte; und so wird uns Erde, Luft, Wasser, selbst die tiefste Tiefe der belebten Schöpfung ein Vorratshaus seiner Gedanken, seiner Erfindungen nach und zu *einem Hauptbilde der Kunst und Weisheit*.

Welchen großen und reichen Anblick gibt diese Aussicht über die Geschichte der uns ähnlichen und unähnlichen Wesen! Sie scheidet die Reiche der Natur und die Klassen der Geschöpfe nach ihren Elementen und verbindet sie miteinander; auch in dem entferntesten wird der weitgezogene Radius aus einem und demselben Mittelpunkt sichtbar. Aus Luft und Wasser, aus Höhen und Tiefen sehe ich gleichsam die Tiere zum Menschen kommen, wie sie dort zum Urvater unsers Geschlechts kamen, und Schritt vor Schritt sich seiner Gestalt nähern. Der Vogel fliegt in der Luft: jede Abweichung seiner Form vom Bau der Landtiere läßt sich aus seinem Element erklären; sobald er auch nur in einer häßlichen Mittelgattung die Erde berührt, wird er (wie in den Fledermäusen und Vampyrs) dem Gerippe des Menschen ähnlich. Der Fisch schwimmt im Wasser; noch sind seine Füße und Hände in Floßfedern und einen Schwanz verwachsen: er hat noch wenig Artikulation der Glieder. Sobald er die Erde berührt, wickelt er, wie der

Manati, wenigstens die Vorderfüße los, und das Weib bekommt Brüste. Der Seebär und Seelöwe hat seine vier Füße schon kenntlich, ob er gleich die hintersten noch nicht gebrauchen kann und die fünf Zehen derselben noch als Lappen von Floßfedern nach sich ziehet; er kriecht indes, wie er kann, leise heran, um sich am Strahl der Sonne zu wärmen, und ist schon einen kleinen Tritt über die Dumpfheit des unförmlichen Seehundes erhoben. So gehet's aus dem Staube der Würmer, aus den Kalkhäusern der Muscheltiere, aus den Gespinsten der Insekten allmählich in mehr gegliederte, höhere Organisationen. Durch die Amphibien gehet's zu den Landtieren hinauf, und unter diesen ist selbst bei dem abscheulichen Unau mit seinen drei Fingern und zwei Vorderbrüsten schon das nähere Analogon unsrer Gestalt sichtbar. Nun spielt die Natur und übet sich rings um den Menschen im größten Mancherlei der Anlagen und Organisationen Sie verteilte die Lebensarten und Triebe, bildete die Geschlechter einander feindlich, indes alle diese Scheinwidersprüche zu *einem* Ziel führen. Es ist also anatomisch und physiologisch wahr, daß durch die ganze belebte Schöpfung unsrer Erde das Analogon *einer* Organisation herrsche; nur also, daß, je entfernter vom Menschen, je mehr das Element des Lebens der Geschöpfe von ihm absteht, die sich immer gleiche Natur auch in ihren Organisationen das

Hauptbild verlassen mußte. Je näher ihm, desto mehr zog sie Klassen und Radian zusammen, um in seinem, dem heiligen Mittelpunkt der Erdeschöpfung, was sie kann, zu vereinen. Freue dich deines Standes, o Mensch, und studiere dich, edles Mittelgeschöpf, in allem, was um dich lebet!

Drittes Buch

I

Vergleichung des Baues der Pflanzen und Tiere in Rücksicht auf die Organisation des Menschen

Das erste Merkmal, wodurch sich unsern Augen ein Tier unterscheidet, ist der Mund. Die Pflanze ist, wenn ich so sagen darf, noch ganz Mund: sie saugt mit Wurzeln, Blättern und Röhren; sie liegt noch wie ein unentwickeltes Kind in ihrer Mutter Schoß und an ihren Brüsten. Sobald sich das Geschöpf zum Tier organisiert, wird an ihm, selbst ehe noch ein Haupt unterscheidbar ist, der Mund merklich. Die Arme des Polypen sind Mäuler; in Würmern, wo man noch wenig innere Teile unterscheidet, sind Speisekanäle sichtbar; ja bei manchen Schaltieren liegt der Zugang derselben, als ob er noch Wurzel wäre, am Unterteil des Tieres. Diesen Kanal also bildete die Natur an ihren Lebendigen zuerst aus und erhält ihn bis zum organisiertesten Wesen. Die Insekten sind im Zustande der Larven fast nichts als Mund, Magen und Eingeweide; die Gestalt der Fische und Amphibien, endlich sogar der Vögel und Landtiere ist auch in ihrer horizontalen Lage dazu gebildet. Nur je höher hinauf,

desto vielfach geordneter werden die Teile. Die Öffnung enget sich, Magen und Eingeweide nehmen einen tiefern Platz; endlich bei der aufgerichteten Stellung des Menschen tritt auch äußerlich der Mund, der am Kopf des Tiers noch immer der vorstehende Teil war, unter die höhere Organisation des Antlitzes zurück; edlere Teile erfüllen die Brust, und die Werkzeuge der Nahrung sind in die niedere Region hinabgeordnet. Das edlere Geschöpf soll nicht mehr dem Bauch allein dienen, dessen Herrschaft in allen Klassen seiner untern Brüder auch nach Teilen des Körpers und nach Verrichtungen des Lebens so weit und groß war.

Das erste Hauptgesetz also, dem irgend der Trieb eines Lebendigen dienet, ist *Nahrung*. Die Tiere haben ihn mit der Pflanze gemein; denn auch die Teile ihres Baues, die Speise einsaugen und ausarbeiten, bereiten Säfte und sind ihrem Gewebe nach pflanzenartig. Bloß die feinere Organisation, in welche die Natur sie setzte, die mehrere Mischung, Läuterung und Ausarbeitung der Lebenssäfte, nur diese befördert nach Klassen und Arten allmählich den feinern Strom, der die edlern Teile befeuchtet, je mehr die Natur jene niedrigeren einschränkte. Stolzer Mensch, blicke auf die erste notdürftige Anlage deiner Mitgeschöpfe zurück, du trägst sie noch mit dir; du bist ein Speisekanal wie deine niedrigeren Brüder.

Nur unendlich hat uns die Natur gegen sie veredelt. Die Zähne, die bei Insekten und andern Tieren Hände sein müssen, den Raub zu halten und zu zerreißen, die Kiefer, die bei Fischen und Raubtieren mit wunderbarer Macht wirken, wie edel sind sie bei dem Menschen zurückgesetzt und ihre ihnen noch einwohnende Stärke gezähmet¹². Die vielen Magen der niedrigeren Geschöpfe sind bei ihm und einigen Landtieren, die sich von innen seiner Gestalt nähern, in einen zusammengepreßt, und sein Mund endlich ist durch das reineste Göttergeschenk, die Rede, geheiligt. Würmer, Insekten, Fische, die mehresten Amphibien sind stumm mit dem Munde; auch der Vogel tönert nur mit der Kehle; jedes der Landtiere hat wenige herrschende Schälle, soviel zur Haushaltung seines Geschlechts gehören; der Mensch allein besitzt wahre Sprachorgane mit den Werkzeugen des Geschmacks und der Speise, also das edelste mit den Zeichen der niedrigsten Notdurft zusammengeordnet. Womit er Speise für den niedrigen Leib verarbeitet, verarbeitet er auch in Worten die Nahrung der Gedanken.

Der zweite Beruf der Geschöpfe ist *Fortpflanzung*; die Bestimmung dazu ist schon im Bau der Pflanzen sichtbar. Wem dienen Wurzel und Stamm, Äste und Blätter? Wem hat die Natur den obersten oder doch den ausgesuchtesten Platz eingeräumt? Der *Blüte*, der *Krone*; und wir sahen, sie sind die Zeugungsteile

der Pflanze. Sie also sind zum schönsten Hauptteil dieses Geschöpfs gemacht; auf ihre Ausbildung ist das Leben, das Geschäft, das Vergnügen der Pflanze, ja selbst die einzige scheinbar willkürliche Bewegung derselben berechnet: es ist diese nämlich der sogenannte *Schlaf der Pflanzen*. Gewächse, deren Samenbehältnisse hinlänglich gesichert sind, schlafen nicht; eine Pflanze nach der Befruchtung schläft auch nicht mehr. Sie schloß sich also nur *mütterlich* zu, die innern Teile der Blume gegen die rauhe Witterung zu bewahren; und so ist alles bei ihr wie auf Nahrung und Wachstum, so auch auf Fortpflanzung und Befruchtung gerechnet; eines andern Zwecks der Tätigkeit war sie nicht fähig.

Nicht also bei den Tieren. Die Werkzeuge der Fortpflanzung sind ihnen nicht zur Krone gemacht (nur einige der niedrigsten Geschöpfe haben diese Teile dem Haupt nahe), sie sind vielmehr, auch der Bestimmung des Geschöpfs nach, edlern Gliedern untergeordnet. Herz und Lunge nehmen die Brust ein, das Haupt ist feinern Sinnen geweiht, und überhaupt ist dem ganzen Bau nach das Fiberngewebe mit seiner saftreichen Blumenkraft dem reizbaren Triebwerk der Muskeln und dem empfindenden Nervengebäude unterworfen. Die Ökonomie des Lebens dieser Geschöpfe soll offenbar dem Geist ihres Baues folgen. Freiwillige Bewegung, wirksame Tätigkeit,

Empfindungen und Triebe machen das Hauptgeschäft des Tiers aus, je mehr sich seine Organisation hebet. Bei den meisten Gattungen ist die Begierde des Geschlechts nur auf kleine Zeit eingeschränkt; die übrige leben sie freier von diesem Triebe als manche niedrige Menschen, die gern in den Zustand der Pflanze zurückkehren möchten. Sie haben natürlich auch das Schicksal der Pflanzen: alle edlern Triebe, die Muskeln-, Empfindungs-, Geistes- und Willenskraft ermattet; sie leben ein Pflanzenleben und sterben eines frühzeitigen Pflanzentodes.

Was unter den Tieren der Pflanze am nächsten kommt, bleibt wie in der Ökonomie des Baues, so auch im Zweck seiner Bestimmung dem angeführten Bildungsprincipium treu; es sind Zoophyten und Insekten. Der Polyp ist seinem Bau nach nichts als eine belebte organische Röhre junger Polypen, das Korallengewächs ein organisches Haus eigner Seetiere; das Insekt endlich, das weit über jenen steht, weil es schon in einem feinern Medium lebet, zeigt dennoch in seiner Organisation sowohl als in seinem Leben die nahe Grenze jener Pflanzenbestimmung. Sein Kopf ist klein und ohne Gehirn; selbst zu einigen notdürftigen Sinnen war in ihm nicht Raum, daher es sie auf Fühlhörnern vor sich her trägt. Seine Brust ist klein, daher ihnen die Lunge und vielen auch das kleinste Analogon des Herzens fehlet. Der Hinterleib aber, in

seinen pflanzenartigen Ringen, wie groß und weit ist er! Er ist noch der herrschende Teil des Tiers¹³, so wie die Hauptbestimmung desselben Nahrung und zahlreiche Fortpflanzung.

Bei Tieren edlerer Art legte die Natur, wie gesagt worden, die Werkzeuge der Fortpflanzung, als ob sie sich ihrer zu schämen anfinge, tiefer hinab; sie gab einem Teil mehrere, sogar die ungleichsten Verrichtungen und gewann damit in der weitem Brust zu edlern Teilen Raum. Selbst die Nerven, die zu jenen Teilen führen mußten, ließ sie weit vom Haupt aus niedrigen Stämmen entspringen und entnahm sie mit ihren Muskeln und Fibern größtenteils dem Willen der Seele. Pflanzenartig wird hier der Saft der Fortpflanzung bereitet und auch die junge Frucht noch als Pflanze genähret. Pflanzenartig blühet die Kraft dieser Teile und Triebe zuerst ab, wenn das Herz noch, und vielleicht rascher, schlägt und der Kopf heller denket. Das Wachstum des menschlichen Körpers in seinen Teilen geschieht, nach Martinets feiner Bemerkung¹⁴, minder in den obern als untern Teilen des Körpers; gleich als ob der Mensch ein Baum wäre, der unten auf seinem Stamm wüchse. Kurz, so verschlungen der Bau unseres Körpers ist, so ist offenbar, daß die Teile, die bloß zur animalischen Nahrung und Fortpflanzung dienen, auch ihrer Organisation nach mitnichten die herrschenden Teile der Bestimmung eines

Tiers, geschweige des Menschen, werden sollten und werden konnten.

Und welche wählte denn die Natur zu diesen? Lassen uns ihrem Bau von innen und außen folgen.

Durch die Reihen aller lebendigen Erdwesen erstreckt sich die Ordnung, daß

1. Tiere mit *einer* Höhle und *einer* Kammer des Herzens, wie die Amphibien und Fische, auch kälteres Blut; daß
2. die mit *einer* Kammer ohne Höhle gar nur einen weißen Saft statt des Blutes haben, wie die Insekten und Würmer; daß aber
3. Tiere mit vierfachigem Herzen warmblütige Geschöpfe sind, wie Vögel und Säugetiere.

Gleichergestalt ist's bemerkt, daß

1. jenen Tieren zum Atemholen und zur Bewirkung des Blutumlaufs die Lunge fehle; daß aber
2. die Tiere mit vierfachigem Herzen Lungen haben.

Es ist unglaublich, was aus diesen simplen Unterschieden für große Veränderungen zur Veredlung der Wesen folgen.

Zuerst. Die Bildung des Herzens auch in seiner unvollkommensten Gestalt fodert *einen organischen Bau mehrerer innern Teile*, zu dem sich keine Pflanze erhebet. Auch in Insekten und Würmern sieht man schon Adern und andre Absonderungswerkzeuge, zum Teil selbst Muskeln und Nerven, die bei den Pflanzen noch durch Röhren und bei den Pflanzentieren durch ein Gebäude, das jenen ähnlich ist, ersetzt wurden. In dem vollkommenern Geschöpf ward also eine *feinere Ausarbeitung des Safts*, von dem es lebet, mithin auch der *Wärme*, durch die es lebt, befördert; und so sprosset der Baum des Lebens vom pflanzenartigen zum weißen Saft der Tiere, sodenn zum röteren Blut und endlich zur vollkommenern Wärme organischer Wesen. Je mehr diese wächst, desto mehr sehen wir auch die innere Organisation sich absetzen, sich vielfältigen und den Kreislauf vollkommener werden, durch dessen Bewegung jene innere Wärme wahrscheinlich allein entstehen konnte. Nur *ein Principium des Lebens* scheint in der Natur zu herrschen: dies ist der *ätherische oder elektrische Strom*, der in den Röhren der Pflanze, in den Adern und Muskeln des Tiers, endlich gar im Nervengebäude immer feiner und feiner verarbeitet wird und zuletzt alle die wunderbaren Triebe und Seelenkräfte anfacht, über deren Wirkung wir bei Tieren und Menschen staunen. Das Wachstum der Pflanzen, ob ihr Lebenssaft gleich viel

organischer und feiner ist als die elektrische Kraft, die sich in der toten Natur äußert, wird durch die Elektrizität befördert. Noch auf Tiere und Menschen hat jener Strom Wirkung, und nicht nur auf die gröbern Teile ihrer Maschinen etwa, sondern selbst, wo diese zunächst an die Seele grenzen. Die Nerven, von einem Wesen belebt, dessen Gesetze beinahe schon über die Materie hinaus sind, da es mit einer Art Allgegenwart wirkt, sind noch von der elektrischen Kraft im Körper berührbar. Kurz, die Natur gab ihren lebendigen Kindern das Beste, was sie ihnen geben konnte, eine *organische Ähnlichkeit ihrer eignen schaffenden Kraft, belebende Wärme*. Durch solche und solche Organe erzeugt sich das Geschöpf aus dem toten Pflanzenleben lebendigen Reiz und aus der Summe dieses, durch feinere Kanäle geläutert, das Medium der Empfindung. Das Resultat der Reize wird Trieb, das Resultat der Empfindungen Gedanke: ein ewiger Fortgang von organischer Schöpfung, der in jedes lebendige Geschöpf gelegt ward. Mit der organischen Wärme desselben (nicht eben wie sie für unsre groben Kunstwerkzeuge von außen fühlbar ist) nimmt auch die Vollkommenheit seiner Gattung, wahrscheinlich also auch seine Fähigkeit zu einem feinem Gefühl des Wohlseins zu, in dessen alles durchgehenden Strom die allerwärmende, allbelebende, allgenießende Mutter sich selbst fühlet.

Zweitens. Je vielfacher die innere Organisation des Geschöpfs zur feineren Lebenswärme ward, desto mehr, sehen wir, wird dasselbe fähig, *Lebendige zu empfangen und zu gebären.* Abermals eine Sprosse desselben großen Lebensbaumes durch alle Gattungen der Geschöpfe.¹⁵

Es ist bekannt, daß die meisten Pflanzen sich selbst begatten und daß auch, wo die Glieder des Geschlechts geteilt sind, sich viel Androgynen und Polygamen finden. Gleichergestalt ist's bemerkt, daß bei den niedrigeren Arten der Tiere, den Pflanzengeschöpfen, Schnecken, Insekten, entweder die tierischen Zeugungsteile noch fehlen und das Geschöpf wie Pflanze nur fortzusprossen scheint oder daß es unter ihnen Hermaphroditen, Androgynen und mehrere Anomalien gebe, die hier aufzuzählen nicht der Ort ist. Je vielfacher die Organisation des Tiers wird, desto bestimmter gehen die Geschlechter auseinander. Hier konnte sich die Natur nicht mehr an organischen Keimen begnügen; die Formung eines in seinen Teilen so vielartigen und vielgestalteten Wesens wäre übel daran gewesen, wenn der Zufall das Werk gehabt hätte, mit organischen Formen zu spielen. Also schied die weise Mutter und trennete die Geschlechter. Sie wußte aber eine Organisation zu finden, wo sich zwei Geschöpfe zu einem vereinten und in ihrer Mitte ein drittes würde, der Abdruck ihrer beider im

Augenblick der innigsten organischen Lebenswärme.

In dieser empfangen, wird das neue Wesen allein auch durch sie fortgebildet. Mütterliche Wärme umfängt es und bildet es aus. Noch atmet seine Lunge nicht, und seine größere Brustdrüse sauget; selbst beim Menschen scheint die rechte Herzkammer noch zu fehlen, und statt des Bluts fließet ein weißer Saft durch seine Adern. Je mehr indes die mütterliche Wärme auch seine innere Wärme anfacht, desto mehr bildet sich das Herz; das Blut rötet sich und gewinnt, ob es gleich die Lunge noch nicht berühren kann, energischen Kreislauf. In lauten Pulsschlägen reget sich das Geschöpf und tritt endlich vollkommen gebildet auf die Welt, begabt mit allen Trieben der Selbstbewegung und Empfindung, zu denen es nur in einem lebendigen Geschöpf dieser Art organisiert werden konnte. Sogleich reichen ihm Luft, Milch, Nahrungsmittel, selbst der Schmerz und jedes Bedürfnis Anlässe dar, auf tausend Wegen Wärme einzusaugen und sie durch Fibern, Muskeln und Nerven zu dem Wesen zu verarbeiten, das keine niedrigere Organisation erarbeiten kann. Es wächst bis zu den Jahren, da es im Überfluß seiner Lebenswärme sich fortzubilden, zu vervielfältigen strebt und der organische Lebenszirkel also von neuem anfängt.-

So ging die Natur bei den Geschöpfen zu Werk, die sie Lebendige gebären lassen konnte; nicht aber alle

konnten dies. Die Tiere kälteren Blutes nicht; ihnen muß also die Sonne zu Hülfe kommen und ihre Mitmutter werden. Sie brütet das Ungeborne hervor: ein klarer Beweis, daß alle organische Wärme in der Schöpfung *eins* sei, nur durch zahllose Kanäle feiner und feiner hinaufgeläutert. Selbst die Vögel, die wärmeren Blutes sind als die Erdentiere, konnten, vielleicht teils ihres kältern Elements, teils ihrer Lebensart und ganzen Bestimmung wegen, nicht Lebendige gebären. Die Natur verschonte diese leichten flüchtigen Geschöpfe, ihre Jungen bis zur lebendigen Geburt zu tragen, wie sie sie auch mit der Mühe des Säugens verschonte. Sobald der Vogel aber, wenn auch nur in einer häßlichen Mittelgattung, die Erde betritt, säugt er; sobald das Meertier warmes Blut und Organisation genug hat, ein Lebendiges zu gebären, ward ihm auch die Mühe aufgelegt, es zu säugen.

Wie sehr trug die Natur hiedurch zur Vervollkommnung der Gattungen bei. Der flüchtige Vogel kann nur brüten, und wie schöne Triebe beider Geschlechter entstehen schon aus dieser kleinen Haushaltung! Die eheliche Liebe bauet, die mütterliche Liebe erwärmet das Nest, die väterliche versorget es und hilft es mit erwärmen. Wie verteidigt eine Vogelmutter ihre Jungen! Wie keusch ist in den Geschlechtern, die zur Ehe gemacht sind, ihre eheliche Liebe! - Bei den Tieren der Erde sollte dies Band wo möglich noch

stärker werden: darum bekam die Mutter ihr Lebendiges an die Brust, es mit den zärtlichsten Teilen ihrer selbst zu nähren. Nur ein grob organisiertes Schwein ist's, das seine eigne Jungen frißt; nur kalte Amphibien sind's, die ihre Eier dem Sande oder Morast geben. Mit Zärtlichkeit sorgen alle säugende Geschlechter für ihre Jungen; die Liebe des Affen ist zum Sprichwort geworden, und vielleicht gibt keine andre Gattung ihm nach. Selbst Seegeschöpfe nehmen daran teil, und der Manati ist bis zum Fabelhaften ein Bild der ehelichen und mütterlichen Liebe. Zärtliche Haushälterin der Welt, an so einfache organische Bande knüpfst du die notwendigsten Beziehungen sowie die schönsten Triebe deiner Kinder. Auf eine Höhle der Herzmuskel, auf eine atmende Lunge kam's an, daß das Geschöpf mit stärkerer und feinerer Wärme lebte, daß es Lebendige gebar und säugte, daß es zu feineren als den Fortpflanzungstrieben, zur Haushaltung und Zärtlichkeit für die Jungen, ja in einigen Geschlechtern gar zur ehelichen Liebe gewöhnt ward. In der größern Wärme des Bluts, diesem Strom der allgemeinen Weltseele, zündetest du die Fackel an, mit der du auch die feinsten Regungen des menschlichen Herzens erwärmest.

Endlich sollte ich noch vom Haupt, als der höchsten Region der Tieresbildung, reden; es gehören aber hiezu zuvörderst andere Betrachtungen als über ihre

äußern Formen und Glieder.

II

Vergleichung der mancherlei organischen Kräfte, die im Tier wirken

Der unsterbliche Haller hat die verschiedenen Kräfte, die sich im Tierkörper physiologisch äußern, nämlich die Elastizität der Faser, die Reizbarkeit des Muskels, endlich die Empfindung des Nervengebäudes, mit einer Genauigkeit unterschieden, die im ganzen nicht nur unwiderlegbar bleiben, sondern noch die reichste Anwendung, auch bei andern als menschlichen Körpern, zur physiologischen Seelenlehre gewähren dürfte.

Nun lasse ich's dahingestellet sein, ob nicht diese drei allerdings so verschiedenen Erscheinungen im Grunde ein und dieselbe Kraft sein könnten, die sich in der Faser anders, anders im Muskel, anders im Nervengebäude offenbaret. Da alles in der Natur verknüpft und diese drei Wirkungen im belebten Körper so innig und vielfach verbunden sind, so läßt sich daran kaum zweifeln. Elastizität und Reizbarkeit grenzen aneinander, wie Fiber und Muskel zusammengrenzen. So wie dieser nur ein verflochtne Kunstgebilde jener ist, so ist auch die Reizbarkeit wahrscheinlich nichts als eine auf innige Art

unendlich vermehrte Schnellkraft, die in dieser organischen Verschlingung vieler Teile sich aus dem toten Fiberngefühl zur ersten Stufe des tierischen Selbstreizes erhoben. Die Empfindsamkeit des Nervensystems wird sodenn die dritte höhere Art derselben Kraft sein, ein Resultat aller jener organischen Kräfte, da der ganze Kreislauf des Bluts und aller ihm untergeordneten Gefäße dazu zu gehören scheint, das Gehirn, als die Wurzel der Nerven, mit dem feinen Saft zu befeuchten, der sich, als Medium der Empfindung betrachtet, über Muskel- und Faserkräfte so sehr erhebet.

Doch dem sei, wie ihm wolle; unendlich ist die Weisheit des Schöpfers, mit der er in den verschiedenen Organisationen der Tierkörper diese Kräfte verband und die niedern allmählich den höhern unterordnen wollte. Das Grundgewebe von allem auch in unserm Bau sind Fibern; auf ihnen blühet der Mensch. Die lymphatischen und Milchgefäße bereiten Saft für die ganze Maschine. Die Muskelkräfte bewegen diese nicht bloß zu Wirkungen nach außen, sondern eine Muskel, das Herz, wird das erste Triebwerk des Blutes, eines Safts aus so vielen Säften, der nicht nur den ganzen Körper erwärmet, sondern auch zum Haupt steigt und von da durch neue Zubereitungen die Nerven belebet. Wie ein himmlisches Gewächs breiten sich diese aus ihrer obern Wurzel nieder. Und wie sie

sich breiten, wie fein sie sind, zu welchen Theilen sie verwandt werden, mit welchem Grad des Reizes hier oder da ein Muskel verschlungen sei, welchen Saft die pflanzenartigen Gefäße bereiten, welche Temperatur im ganzen Verhältnis dieser Theile gegeneinander herrsche, auf welche Sinnen es falle, zu welcher Lebensart es wirke, in welchen Bau, in welche Gestalt es organisiert sei - wenn die genaue Untersuchung dieser Dinge in einzelnen, zumal dem Menschen nahen Geschöpfen nicht Aufschlüsse über ihren Instinkt und Charakter, über das Verhältnis der Gattungen gegeneinander, zuletzt und am meisten über die Ursachen des Vorzuges der Menschen vor den Tieren gäbe, so wüßte ich nicht, woher man physische Aufschlüsse nehmen sollte. Und glücklicherweise gehen jetzt die Camper, Wrisberg, Wolf, Sömmerings und soviel andre forschende Zergliederer auf diesem geistigen physiologischen Wege der Vergleichung mehrerer Geschlechter in den Kräften der Werkzeuge ihres organischen Lebens.-

Ich setze meinem Zweck gemäß einige Hauptgrundsätze voraus, die die folgenden Betrachtungen über die inwohnenden organischen Kräfte verschiedener Wesen und zuletzt des Menschen einleiten mögen; denn ohne sie ist keine gründliche Übersicht der Menschennatur in ihren Mängeln und Vollkommenheiten möglich.

1. *Wo Wirkung in der Natur ist, muß wirkende Kraft sein; wo Reiz sich in Bestrebungen oder gar in Krämpfen zeigt, da muß auch Reiz von innen gefühlt werden.* Sollten diese Sätze nicht gelten, so hört aller Zusammenhang der Bemerkungen, alle Analogie der Natur auf.

2. *Niemand darf eine Grenze ziehen, wo eine augenscheinliche Wirkung Beweis einer inwohnenden Kraft sein könne und wo sie es nicht mehr sein soll.* Denen mit uns lebenden Tieren trauen wir Gefühl und Gedanken zu, weil wir ihre tägliche Gewohnheit vor uns sehen; andre können hievon deswegen nicht ausgeschlossen sein, weil wir sie nicht nahe und innig genug kennen oder weil uns ihre Werke zu kunstreich dünken; denn unsre Unwissenheit oder Kunstlosigkeit ist kein absoluter Maßstab aller Kunstideen und Kunstgefühle der belebten Schöpfung.

3. Also: *Wo Kunst geübt wird, ist ein Kunstsinn, der sie übet;* und wo ein Geschöpf durch Taten zeigt, daß es Begebenheiten der Natur zuvor wisse, indem es ihnen zu entgehen trachtet, da muß es einen innern Sinn, ein Organ, ein Medium dieser Voraussicht haben, wir mögen's begreifen können oder nicht. Die Kräfte der Natur werden deshalb nicht verändert.

4. *Es mögen viel Medien in der Schöpfung sein, von denen wir nicht das mindeste wissen, weil wir kein Organ zu ihnen haben;* ja es müssen derselben

viel sein, da wir fast bei jedem Geschöpf Wirkungen sehen, die wir uns aus unsrer Organisation nicht zu erklären vermögen.

5. Die Schöpfung ist unendlich größer, in der Millionen Geschöpfe, jedes von besonderm Sinn und Triebe eine eigne Welt genießt, ein eignes Werk treibet, als eine andre Wüste, die der unachtsame Mensch allein mit seinen fünf stumpfen Sinnen betasten soll.

6. Wer einiges Gefühl für die Hoheit und Macht der sinn- und kunst- und lebenreichen Natur hat, wird dankbar annehmen, was seine Organisation in sich schließt, ihr aber deswegen den Geist aller ihrer übrigen Werke nicht ins Gesicht leugnen. Die ganze Schöpfung sollte durchgenossen, durchgeföhlt, durcharbeitet werden; auf jedem neuen Punkt also mußten Geschöpfe sein, sie zu genießen, Organe, sie zu empfinden, Kräfte, sie dieser Stelle gemäß zu beleben. Der Kaiman und der Kolibri, der Kondor und die Pipa: was haben sie miteinander gemein? Und jedes ist für sein Element organisiert, jedes lebt und webt in seinem Elemente. Kein Punkt der Schöpfung ist ohne Genuß, ohne Organ, ohne Bewohner: *jedes Geschöpf hat also seine eigne, eine neue Welt.*

Unendlichkeit umfaßt mich, wenn ich, umringt von tausend Proben dieser Art und ergriffen von ihren Geföhlen, Natur, in deinen heiligen Tempel trete. Kein Geschöpf bist du vorbeigegangen; du teiltest dich ihm

ganz mit, so ganz, wie es dich in seiner Organisation fassen konnte. Jedes deiner Werke machtest du eins und vollkommen und nur sich selbst gleich. Du arbeitetest es von innen heraus, und wo du versagen mußtetest, erstattetest du, wie die Mutter aller Dinge erstatten konnte. - Lasset uns einige dieser abgewogenen Verhältnisse der verschiedenen wirkenden Kräfte in mancherlei Organisationen bemerken: wir bahnen uns damit den Weg zum physiologischen Standort des Menschen.

1. Die Pflanze ist zur Vegetation und Fruchtbringung da: ein untergeordneter Zweck, wie es uns scheint, aber im Ganzen der Schöpfung zu jedem andern die Grundlage. Ihn also vollführt sie ganz und wirkt um so unablässiger auf denselben, je weniger sie in andre Zwecke verteilt ist. Wo sie kann, ist sie im ganzen Keim da und treibt neue Schößlinge und Knospen; ein Zweig vom Baume stellet den ganzen Baum dar. Wir rufen also sogleich einen der vorigen Sätze hier zu Hülfe und haben das Recht, nach aller Analogie der Natur zu sagen: *Wo Wirkung ist, muß Kraft, wo neues Leben ist, muß ein Principium des neuen Lebens sein*, und in jedem pflanzenartigen Geschöpf muß dieses sich in der größten Wirksamkeit finden. Die Theorie der Keime, die man zur Erklärung der Vegetation angenommen hat, erklärt eigentlich

nichts; denn der Keim ist schon ein Gebilde, und wo dieses ist, muß eine organische Kraft sein, die es bildet. Im ersten Samenkorn der Schöpfung hat kein Zergliederer alle künftige Keime entdeckt; sie werden uns nicht eher sichtbar, als bis die Pflanze zu ihrer eignen völligen Kraft gelangt ist, und wir haben durch alle Erfahrungen kein Recht, sie etwas anderm als der *organischen* Kraft der Pflanze selbst zuzuschreiben, die auf sie mit stiller Intensität wirkt. Die Natur gewährte diesem Geschöpf, was sie ihm gewähren konnte, und erstattete das Vielfache, das sie ihm entziehen mußte, durch die Innigkeit der *einen* Kraft, die in ihm wirkt. Was sollte die Pflanze mit Kräften der Tierbewegung, da sie nicht von ihrer Stelle kann? Warum sollte sie andre Pflanzen um sich her erkennen können, da dies Erkenntnis ihr Qual wäre? Aber die Luft, das Licht, ihren Saft der Nahrung ziehet sie an und genießt sie pflanzenartig; den Trieb zu wachsen, zu blühen und sich fortzupflanzen übt sie so treu und unablässig, als ihn kein andres Geschöpf übet.

2. Der Übergang von der Pflanze zu den vielen bisher entdeckten Pflanzentieren stellet dies noch deutlicher dar. Die Nahrungsteile sind bei ihnen schon gesondert; sie haben ein Analogon tierischer Sinne und willkürlicher Bewegung; ihre vornehmste *organische Kraft* ist indessen noch Nahrung und Fortpflanzung. Der Polyp ist kein Magazin von Keimen, die in ihm,

etwa für das grausame Messer des Philosophen, präformiert lägen, sondern wie die Pflanze selbst *organisches Leben* war, ist auch *er organisches Leben*. Er schießt Abschößlinge wie sie, und das Messer des Zergliederers kann diese Kräfte nur wecken, nur reizen. Wie ein gereizter oder zerschnittener Muskel mehr Kraft äußert, so äußert ein gequälter Polyp alles, was er kann, um sich zu erstatten und zu ergänzen. Er treibt Glieder, solange seine Kraft es vermag und das Werkzeug der Kunst seine Natur nur nicht ganz zerstörte. An einigen Teilen, in einigen Richtungen, wenn die Teile zu klein, wenn seine Kräfte zu matt werden, kann er's nicht mehr; welches alles nicht stattfände, wenn in jedem Punkt der präformierte Keim bereitläge. Mächtige organische Kräfte sind's, die wir in ihm wie im Triebwerk der Gewächse, ja noch tiefer hinab in schwächern, dunklern Anfängen wirken sehen.

3. Die Schalentiere sind organische Geschöpfe voll so viel Lebens, als sich in diesem Elemente, in diesem Gehäuse nur sammeln und organisieren konnte. Wir müssen es Gefühl nennen, weil wir kein andres Wort haben; es ist aber Schnecken- oder Meeresgefühl, ein Chaos der dunkelsten Lebenskräfte, unentwickelt bis auf wenige Glieder. Siehe die feinen Fühlhörner, den Muskel, der den Sehnerven vertritt, den offenen Mund, den Anfang des schlagenden Herzens und, welch ein

Wunder! die sonderbaren Reproduktionskräfte. Das Tier erstattet sich Kopf, Hörner, Kinnlade, Augen; es bauet nicht nur seine künstliche Schale und reibt sie ab, sondern erzeugt auch lebendige Wesen mit eben der künstlichen Schale, und manche Geschlechter sind zugleich Mann und Weib. In ihm liegt also eine Welt von *organischen Kräften*, vermöge deren das Geschöpf auf seiner Stufe vermag, was keins von ausgewickelten Gliedern vermochte, und in denen das zähe Schleimgebilde um so inniger und unablässiger wirkt.

4. Das Insekt, ein so kunstreiches Geschöpf in seinen Wirkungen, ist gerade so kunstreich in seinem Bau: seine organische Kräfte sind demselben, sogar einzelnen Teilen nach, gleichförmig. Noch fand sich an ihm zu wenigem Gehirn und nur zu äußerst feinen Nerven Raum; seine Muskeln sind noch so zart, daß harte Decken sie von außen bepanzern müssen, und zum Kreislauf der größern Landtiere war in seiner Organisation keine Stelle. Sehet aber seinen Kopf, seine Augen, seine Fühlhörner, seine Füße, seine Schilde, seine Flügel; bemerket die ungeheuren Lasten, die ein Käfer, eine Fliege, eine Ameise trägt, die Macht, die eine erzürnte Wespe beweiset; sehet die fünftausend Muskeln, die Lyonnet in der Weidenraupe gezählt hat, da der mächtige Mensch deren kaum fünfteihundert besitzt; betrachtet endlich die Kunstwerke,

die sie mit ihren Sinnen und Gliedern vornehmen, und schließet auf eine organische Fülle von Kräften, die in jedem ihrer Teile *einwohnend* wirken. Wer kann den ausgerissenen zitternden Fuß einer Spinne, einer Fliege sehen, ohne wahrzunehmen, wieviel Kraft des lebendigen Reizes in ihm sei, auch abgetrennt von seinem Körper? Der Kopf des Tiers war noch zu klein, um alle Lebensreize in sich zu versammeln; die reiche Natur verbreitete diese also in alle, auch die feinsten Glieder. Seine Fühlhörner sind Sinne, seine feinen Füße Muskeln und Arme, jeder Nervenknote ein kleineres Gehirn, jede reizbare Faser beinahe ein schlagendes Herz: und so konnten die feinen Kunstwerke vollbracht werden, zu denen manche dieser Gattungen ganz gebauet sind und zu welchen sie Organisation und Bedürfnis treibet. Welche feine Elastizität hat der Faden einer Spinne, einer Seidenraupe! Und die Künstlerin zog ihn aus sich selbst, zum offenbaren Erweise, daß sie selbst ganz Elastizität und Reiz, also auch in ihren Trieben und Kunstwerken eine wahre Künstlerin sei, eine in dieser Organisation wirkende *kleine Weltseele*.

5. Bei den Tieren von kaltem Blut ist noch dieselbe *Übermacht des Reizes* sichtbar. Lange und heftig regt sich die Schildkröte noch, nachdem sie ihr Haupt verloren; der abgerissene Kopf einer Natter biß nach 3, 8, 12 Tagen tödlich. Der zusammengezogene

Kinnbacken eines toten Krokodils konnte einem Unvorsichtigen den Finger abbeißen; so wie unter den Insekten der ausgerissene Stachel einer Biene zu stechen strebet. - Siehe den Frosch in seiner Begattung; Füße und Glieder können ihm abgerissen werden, ehe er von seinem Gegenstande abläßt. Siehe den gequälten Salamander; Hände, Finger, Füße, Schenkel kann er verlieren, und er erstattet sie sich wieder. So groß und, wenn ich sagen darf, so allgnugsam sind die *organischen Lebenskräfte* in diesen Tieren von kaltem Blut; und kurz, je roher ein Geschöpf ist, d. i. je minder die organische Macht seiner Reize und Muskeln zu feinen Nervenkräften hinaufgeläutert und einem größern Gehirn untergeordnet worden, desto mehr zeigen sie sich in einer verbreiteten, das Leben haltenden oder erstattenden *organischen Allmacht*.

6. Selbst bei Tieren von wärmerem Blut hat man bemerkt, daß in Verbindung mit den Nerven ihr Fleisch sich träger bewege und ihr Eingeweide dagegen heftigere Wirkungen des Reizes zeige, wenn das Tier tot ist. Im Tode werden die Zuckungen stärker in dem Maß, als die Empfindung abnimmt, und ein Muskel, der seine Reizbarkeit bereits verloren, erlangt solche wieder, wenn man ihn in Stücke zerschneidet. Je nervenreicher also das Geschöpf ist, desto mehr scheint's von der zähen Lebenskraft zu verlieren, die nur mit Mühe abstirbt. Die Reproduktionskräfte

einzelner, geschweige so vielartiger Glieder, als Haupt, Hände, Füße sind, verlieren sich bei den sogenannten vollkommenern Geschöpfen; kaum daß sich bei ihnen in gewissen Jahren noch ein Zahn ersetzt oder ein Beinbruch und eine Wunde ergänzt. Dagegen steigen die Empfindungen und Vorstellungen in diesen Klassen so merklich, bis sie sich endlich im Menschen auf die für eine Erdorganisation feinste und höchste Weise zur Vernunft sammeln.

Dürfen wir aus diesen Induktionen, die noch viel mehr ins einzelne geleitet werden könnten, einige Resultate sammeln, so wären es folgende:

1. Bei jedem lebendigen Geschöpf scheint der Zirkel organischer Kräfte ganz und vollkommen; nur, er ist bei jedem anders modifiziert und verteilt. Bei diesem liegt er noch der *Vegetation nahe* und ist daher für die Fortpflanzung und Wiedererstattung seiner selbst so mächtig; bei andern nehmen diese Kräfte ab, je mehr sie in künstlichere Glieder, feinere Werkzeuge und Sinnen verteilt werden.

2. Über den mächtigen Kräften der Vegetation fangen die *lebendigen Muskelreize* zu wirken an. Sie sind mit jenen Kräften des wachsenden, sprossenden, sich wiederherstellenden animalischen Fiberngebäudes nahe verwandt; nur, sie erscheinen in einer künstlich verschlungenen Form, zu einem

eingeschränkteren, bestimmteren Zweck der Lebenswirkung. Jeder Muskel steht schon mit vielen andern im wechselseitigen Spiel; er wird also auch nicht die Kräfte der Fiber allein, sondern die seinigen erweisen, lebendigen Reiz in wirkender Bewegung. Der Krampffisch erstattet nicht, wie die Eidechse, der Frosch, der Polyp, seine Glieder; auch bei denen sich reproduzierenden Tieren erstatten sich die Teile, in denen Muskelkräfte zusammengedrungen sind, nicht so wie die gleichsam absprossenden Glieder; der Krebs kann seine Füße, aber nicht seinen Schwanz neu treiben. In künstlich verschlungenen Bewegungskräften hört also allmählich das Gebiet des vegetierenden Organismus auf, oder vielmehr, es wird in einer künstlichern Form festgehalten und auf die Zwecke der zusammengesetzteren Organisation im ganzen verwendet.

3. Je mehr die Muskelkräfte in das Gebiet der Nerven treten, desto mehr werden auch sie in dieser Organisation gefangen und zu *Zwecken der Empfindung* überwältigt. Je mehr und feinere Nerven ein Tier hat, je mehr diese einander vielfach begegnen, künstlich verstärken und zu edlen Teilen und Sinnen verwandt werden, je größer und feiner endlich der Sammelplatz aller Empfindungen, das Gehirn, ist, desto verständiger und feiner wird die Gattung dieser Organisationen. Wo gegenteils bei Tieren der Reiz die

Empfindung, die Muskelkräfte das Nervengebäude überwinden, wo dies auf niedrige Verrichtungen und Triebe verbraucht wird und insonderheit der erste und beschwerlichste aller Triebe, der Hunger, noch der herrschendste sein mußte, da wird, nach unserm Maßstabe, die Gattung teils unförmlicher im Bau, teils in ihrer Lebensweise gröber. -

Wer würde sich nicht freuen, wenn ein philosophischer Zergliederer¹⁶ es übernähme, eine vergleichende Physiologie mehrerer, insonderheit dem Menschen naher Tiere nach diesen durch Erfahrungen unterschiednen und festgestellten Kräften im Verhältnis der ganzen Organisation des Geschöpfs zu geben? Die Natur stellet uns ihr Werk hin, von außen eine verhüllte Gestalt, ein überdecktes Behältnis innerer Kräfte. Wir sehen seine Lebensweise; wir erraten aus der Physiognomie seines Angesichts und aus dem Verhältnis seiner Teile vielleicht etwas von dem, was im Innern vorgeht; hier aber, im Innern, sind uns die Werkzeuge und Massen organischer Kräfte selbst vorgelegt, und je näher am Menschen, desto mehr haben wir ein Mittel der Vergleichung. Ich wage es, da ich kein Zergliederer bin, den Wahrnehmungen großer Zergliederer in ein paar Beispielen zu folgen; sie bereiten uns zum Bau und zur physiologischen Natur des Menschen vor.

III

Beispiele vom physiologischen Bau einiger Tiere

Der *Elefant*¹⁷, so unförmlich er scheineth, gibt physiologische Gründe genug von seinem dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebenden Tieren. Zwar ist sein Gehirn, der Größe des Tiers nach, nicht übermäßig; die Höhlen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich. »Ich war erstaunt«, sagt Camper, »eine solche Ähnlichkeit zwischen der glandula pinealis, den nates und testes dieses Tiers mit denen in unserm Gehirn zu finden; wenn irgendwo ein sensorium commune statthaben kann, so muß es hier gesucht werden.« Die Hirnschale ist im Verhältnis des Kopfs klein, weil die Nasenhöhle weit oberhalb dem Gehirn läuft und nicht nur die Stirn-, sondern auch andre Höhlen¹⁸ mit Luft anfüllet; denn um die schweren Kinnladen zu bewegen, wurden starke Muskeln und große Oberflächen erfordert, die die bildende Mutter also, um dem Geschöpf eine untragbare Schwere zu ersparen, mit Luft anfüllte. Das große Gehirn liegt nicht oberhalb dem kleinen und drücket dasselbe nicht durch seine Schwere; die trennende Membrane steht senkrecht. Die zahlreichen Nerven des Tiers wenden sich größtentheils zu den

feinern Sinnen, und der Rüssel allein empfängt derselben soviel als sein ganzer ungeheurer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn; er ist ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung. In ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und berichtigen einander. Das geistvolle Auge des Elefanten (das auch am untern Augenslide, dem Menschen und sonst keinem Tier gleich, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat) hat also die feinem fühlenden Sinne zu Nachbarn, und diese sind vom Geschmack, der sonst das Tier hinreißt, gesondert. Was bei andern, zumal fleischfressenden Tieren der herrschende Teil des Gesichts zu sein pflegt, der Mund, ist hier unter die hervorragende Stirn, unter den erhöhten Rüssel tief herunter gesetzt und beinahe verborgen. Noch kleiner ist seine Zunge; die Waffen der Verteidigung, die er im Munde trägt, sind von den Werkzeugen der Nahrung unterschieden: zur wilden Freßgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide sein mußten; ihn kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubtier, der wütende Hunger quälen. Friedlich und reinlich lieset er die Kräuter, und weil Geruch und Mund voneinander getrennt sind, brauchet er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit. Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren

Körperbau gebildet, so daß diese ihn eben aus dem Grunde bis zur Begattung begleitet. Kein Trieb des Geschlechts verwildert ihn; denn die Elefantinn trägt neun Monate, wie der Mensch, und säuget ihr Junges an Vorderbrüsten. Dem Menschen gleich sind die Verhältnisse seiner Lebensalter, zu wachsen, zu blühen, zu sterben. Wie edel hat die Natur die tierischen Schneidezähne in Hautzähne verwandelt, und wie fein muß das Organ seines Gehörs sein, da er die menschliche Rede in feinen Unterscheidungen des Befehls und der Affekten versteht. Seine Ohren sind größer als bei einem andern Tier, dabei dünne und nach allen Seiten gebreitet; ihre Öffnung liegt hoch, und der ganze, dennoch kleine Hinterkopf des Tiers ist eine Höhle des Widerhalls, mit Luft erfüllet. So wußte die Natur die Schwere des Geschöpfes zu erleichtern und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Ökonomie der Nerven zu paaren. Ein König der Tiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit.

Der *Löwe* dagegen¹⁹, welcher ein anderer König der Tiere! Auf Muskeln hat es die Natur bei ihm gerichtet, auf Sanftmut und feine Verständigkeit nicht. Sein Gehirn machte sie klein und seine Nerven so schwach, als es dem Verhältnis nach selbst die Nerven der Katze nicht sind, die Muskeln dagegen dick und stark, und setzte sie an ihren Knochen in eine solche Lage, daß aus ihnen zwar nicht die vielfachste

und feinste Bewegung, aber desto mehr Kraft entstehen sollte. Ein eigener großer Muskel, der den Hals erhebt, ein Muskel des Vorderfußes, der zum Festhalten dient, ein Fußgelenk dicht an der Klaue, diese groß und krumm, daß ihre Spitze nie stumpf werden kann, weil sie nie die Erde berührt: solche wurden des Löwen Gaben. Sein Magen ist lang und stark gebogen; das Reiben desselben, und also sein Hunger, muß fürchterlich sein. Klein ist sein Herz, aber zart und weit die Höhlen desselben, viel länger und weiter als beim Menschen. Auch die Wände seines Herzens sind doppelt so dünn und die Pulsadern doppelt so klein, daß das Blut des Löwen, sobald es aus dem Herzen tritt, schon viermal und in den Zweigen der 15. Abteilung hundertmal schneller läuft als im Menschen. Das Herz des Elefanten dagegen schlägt ruhig, beinahe wie bei kaltblütigen Tieren. Auch die Galle des Löwen ist groß und schwärzlich. Seine breite Zunge läuft vorn rund zu, mit Stacheln besetzt, die, anderthalb Zoll lang, mitten auf dem Vorderteil liegen und ihre Spitzen hinterwärts richten. Daher sein gefährliches Lecken der Haut, das sogleich Blut hervorreibt und bei dem ihn Blutdurst befällt, wütender Durst auch nach dem Blut seines Wohltäters und Freundes. Ein Löwe, der einmal Menschenblut gekostet hat, läßt nicht leicht von dieser Beute, weil sein durchfurchter Gaum nach dieser Erquickung lechzet.

Dabei gebiert die Löwin mehrere Junge, die langsam wachsen; sie muß sie also lange nähren, und ihr mütterlicher Trieb nebst eigenem Hunger reizt ihre Raubgier. Da die Zunge des Löwen scharf leckt und sein heißer Hunger ein Durst ist, so ist's natürlich, daß ihn faules Aas nicht reize. Das eigne Würgen und Ausaugen des frischen Bluts ist sein Königsgeschmack, und sein befremdendes Anstaunen oft seine ganze Königsgroßmut. Leise ist sein Schlaf, weil sein Blut warm und schnell ist; feige wird er, wenn er satt ist, weil er faulen Vorrat nicht brauchen kann, auch nicht an ihn denket und ihn also nur der gegenwärtige Hunger zur Tapferkeit treibet. Wohltätig hat die Natur seine Sinne gestumpft: sein Gesicht fürchtet das Feuer, da es auch den Glanz der Sonne nicht erträgt; er wittert nicht scharf, weil er auch der Lage seiner Muskeln nach nur zum mächtigen Sprunge, nicht zum Lauf gemacht ist und keine Fäulung ihn reizt. Die überdeckte, gefurchte Stirn ist klein gegen den Untertheil des Gesichts, die Raubknochen und Freßmuskeln Plump und lang ist seine Nase, eisern sein Nacken und Vorderfuß, ansehnlich seine Mähne und Schweifmuskeln; der Hinterleib hingegen ist schwächer und feiner. Die Natur hatte ihre furchtbare Kräfte verbraucht und machte ihn im Geschlecht, auch sonst, wenn ihn sein Blutdurst nicht quält, zu einem sanften und edlen Tiere. So physiologisch ist also auch dieses

Geschöpfs Art und Seele.

Ein drittes Beispiel mag der *Unau* sein, dem Ansehn nach das letzte und ungebildetste der vierfüßigen Tiere, ein Klumpen des Schlammes, der sich zur tierischen Organisation erhoben. Klein ist sein Kopf und rund, auch alle Glieder desselben rund und dick, ungebildet und wulstig. Sein Hals ist ungelent, gleichsam ein Stück mit dem Kopf. Die Haare desselben begegnen sich mit dem Rückenhaar, als ob die Natur das Tier in zweierlei Richtungen formiert habe, ungewiß, welche sie wählen sollte. Sie wählte endlich den Bauch und Hintern zum Hauptteil, dem auch in der Stellung, Gestalt und ganzen Lebensweise der elende Kopf nur dienet. Der Wurf liegt am After; Magen und Gedärm füllen sein Inneres; Herz, Lunge, Leber sind schlecht gebildet, und die Galle scheint ihm noch gar zu fehlen. Sein Blut ist so kalt, daß es an die Amphibien grenzet; daher sein ausgerissenes Herz und sein Eingeweide noch lange schlägt und das Tier, auch ohne Herz, die Beine zuckt, als ob es in einem Schlummer läge. Auch hier bemerken wir also die Kompensation der Natur, daß, wo sie empfindsame Nerven, selbst rege Muskelkräfte versagen mußte, sie desto inniger den zähen Reiz ausbreitete und mittheilte. Dies vornehme Tier also mag unglücklicher scheinen, als es ist. Es liebt die Wärme, es liebt die schlaffe Ruhe und befindet sich in beiden

schlammartig wohl. Wenn es nicht Wärme hat, schläft es; ja, als ob ihm auch das Liegen schmerzte, hängt es sich mit der Kralle an den Baum, frißt mit der andern Kralle und genießt wie ein hangender Sack im warmen Sonnenschein sein raupenartiges Leben. Die Unförmlichkeit seiner Füße ist auch Wohltat. Das weiche Tier darf sich mittelst ihres sonderbaren Baues nicht einmal auf die Ballen, sondern nur auf die Konvexität der Klaue wie auf Räder des Wagens stützen und schiebet sich also langsam und gemächlich weiter. Seine sechsundvierzig Rippen, dergleichen kein andres vierfüßiges Tier hat, sind ein langes Gewölbe seines Speisemagazins und, wenn ich so sagen darf, die zu Wirbeln verhärteten Ringe eines fressenden Blättersacks, einer Raupe.

Gnug der Beispiele. Es erhellet, wohin der Begriff einer Tierseele und eines Tierinstinkts zu setzen sei, wenn wir der Physiologie und Erfahrung folgen. Jene nämlich ist die *Summe* und das *Resultat aller in einer Organisation wirkenden lebendigen Kräfte*. Dieser ist die *Richtung, die die Natur jenen sämtlichen Kräften dadurch gab, daß sie sie in eine solche und keine andre Temperatur stellte, daß sie sie zu diesem und keinem andern Bau organisierte*.

IV

Von den Trieben der Tiere

Wir haben über die Triebe der Tiere ein vortreffliches Buch des seligen Reimarus²⁰, das, so wie sein andres über die natürliche Religion, ein bleibendes Denkmal seines forschenden Geistes und seiner gründlichen Wahrheitsliebe sein wird. Nach gelehrten und ordnungsvollen Betrachtungen über die mancherlei Arten der tierischen Triebe sucht er dieselbe aus Vorzügen ihres Mechanismus, ihrer Sinne und ihrer inneren Empfindung zu erklären, glaubt aber noch, insonderheit bei den Kunsttrieben, besondere *determinierte Naturkräfte* und *natürlich angeborne Fertigkeiten* annehmen zu müssen, die weiter keine Erklärung leiden. Ich glaube das letzte nicht; denn die Zusammensetzung der ganzen Maschine mit solchen und keinen andern Kräften, Sinnen, Vorstellungen und Empfindungen, kurz, die *Organisation des Geschöpfs selbst war die gewisseste Richtung, die vollkommenste Determination*, die die Natur ihrem Werk eindrücken konnte.

Als der Schöpfer die Pflanze baute und dieselbe mit solchen Teilen, mit solchen Anziehungs- und Verwandlungskräften des Lichts, der Luft und anderer

feinen Wesen, die sich aus Luft und Wasser zu ihr drängen, begabte, da er sie endlich in ihr Element pflanzte, wo jeder Teil die ihm wesentlichen Kräfte natürlich äußert, so hatte er, dünkt mich, keinen neuen und blinden Trieb zur Vegetation dem Geschöpf anzuschaffen nötig. Jeder Teil mit seiner lebendigen Kraft tut das Seine, und so wird bei der ganzen Erscheinung das Resultat von Kräften sichtbar, das sich in solcher und keiner andern Zusammensetzung offenbaren konnte. Wirkende Kräfte der Natur sind alle, jede in ihrer Art, lebendig: in ihrem Innern muß ein Etwas sein, das ihren Wirkungen von außen entspricht, wie es auch Leibniz annahm und uns die ganze Analogie zu lehren scheint. Daß wir für diesen innern Zustand der Pflanze oder der noch unter ihr wirkenden Kräfte keinen Namen haben, ist Mangel unsrer Sprache; denn Empfindung wird allerdings nur von dem innern Zustande gebraucht, den uns das Nervensystem gewähret. Ein dunkles Analogon indessen mag dasein; und wenn es nicht da wäre, so würde uns ein neuer Trieb, eine dem Ganzen zugegebne Kraft der Vegetation nichts lehren.

Zwei Triebe der Natur werden also schon bei der Pflanze sichtbar, der Trieb der Nahrung und Fortpflanzung; und das Resultat derselben sind Kunstwerke, an welche schwerlich das Geschäft irgendeines lebendigen Kunstinsekts reicht: es ist der Keim und

die Blume. Sobald die Natur die Pflanze oder den Stein ins Tierreich überführt, zeigt sie uns deutlicher, was es mit den Trieben organischer Kräfte sei. Der Polyp scheint wie die Pflanze zu blühen und ist Tier; er sucht und genießt seine Speise tierartig; er treibt Schößlinge, und es sind lebendige Tiere; er erstattet sich, wo er sich erstatten kann - das größte Kunstwerk, das je ein Geschöpf vollführte. Gehet etwas über die Künstlichkeit eines Schneckenhauses? Die Zelle der Biene muß ihm nachstehn; das Gespinst der Raupe und des Seidenwurms muß der künstlichen Blume weichen. Und wodurch arbeitete die Natur jenes aus?

Durch innere organische Kräfte, die, noch wenig in Glieder geteilt, in einem Klumpen lagen und deren Windungen sich meistens dem Gange der Sonne gemäß dies regelmäßige Gebilde formten. Teile von innen heraus gaben die Grundlage her, wie die Spinne den Faden aus ihrem Unterteile ziehet, und die Luft mußte nur härtere oder gröbere Teile hinzubilden. Mich dünkt, diese Übergänge lehren uns gnugsam, worauf alle, auch die Kunsttriebe des künstlichsten Tiers, beruhen; nämlich auf *organischen Kräften, die in dieser und keiner andern Masse, nach solchen und keinen andern Gliedern wirken*. Ob mit mehr oder weniger Empfindung, kommt auf die Nerven des Geschöpfs an; es gibt aber außer diesen noch regsame

Muskelkräfte und Fibern voll wachsenden und sich wiederherstellenden Pflanzenlebens, welche zwei von den Nerven unabhängige Gattungen der Kräfte dem Geschöpf gnugsam ersetzen, was ihm an Gehirn und Nerven abgeht.

Und so führet uns die Natur selbst auf die Kunsttriebe, die man vorzüglich einigen Insekten zu geben gewohnt ist; aus keiner andern Ursache, als weil uns ihr Kunstwerk enger ins Auge fällt und wir dasselbe schon mit unsern Werken vergleichen. Je mehr die Werkzeuge in einem Geschöpf zerlegt sind, je lebendiger und feiner seine Reize werden, desto weniger kann es uns fremde dünken, Wirkungen wahrzunehmen, zu denen Tiere von gröberm Bau und von einer stumpferen Reizbarkeit einzelner Teile nicht mehr tüchtig sind, soviel andre Vorzüge sie übrigens haben mögen. Eben die Kleinheit des Geschöpfs und seine Feinheit wirkte zur Kunst, da diese nichts anders sein kann als das Resultat aller seiner Empfindungen, Tätigkeiten und Reize.

Beispiele werden auch hier das Beste sagen; und der treue Fleiß eines Swammerdam, Réaumur, Lyonnet, Rösels u. a. haben uns die Beispiele aufs schönste vors Auge gemalet. Das Einspinnen der Raupe, was ist es anders, als was soviel andre Geschöpfe un künstlicher tun, indem sie sich häuten? Die Schlange wirft ihre Haut ab, der Vogel seine Federn, viele

Landtiere ändern ihre Haare; sie verjüngen sich damit und erstatten ihre Kräfte. Die Raupe verjünget sich auch, nur auf eine härtere, feinere, künstlichere Weise; sie streift ihre Dornhülle ab, daß einige ihrer Füße daran hangenbleiben, und tritt durch langsame und schnellere Übergänge in einen ganz neuen Zustand. Kräfte hiezu verlieh ihr ihr erstes Lebensalter, da sie als Raupe nur der Nahrung diene; jetzt soll sie auch der Erhaltung ihres Geschlechts dienen, und zur Gestalt hiezu arbeiten ihre Ringe und gebären sich ihre Glieder. Die Natur hat also bei der Organisation dieses Geschöpfs Lebensalter und Triebe nur weiter auseinander gelegt und läßt sich dieselbe in eignen Übergängen organisch bereiten - dem Geschöpf so unwillkürlich als der Schlange, wenn sie sich häutet.

Das Gewebe der Spinne, was ist's anders als der Spinne *verlängertes Selbst*, ihren Raub zu erhalten? Wie der Polyp die Arme ausstreckt, ihn zu fassen, wie sie die Krallen bekam, ihn festzuhalten, so erhielt sie auch die Warzen, zwischen welchen sie das Gespinst hervorzieht, den Raub zu erjagen. Sie bekam diesen Saft ungefähr zu so vielen Gespinsten, als auf ihr Leben hinreichen, und ist sie darin unglücklich, so muß sie entweder zu gewaltsamen Mitteln Zuflucht nehmen oder sterben. Der ihren ganzen Körper und alle demselben einwohnende Kräfte organisierte, bildete sie also zu diesem Gewebe *organisch*.

Die Republik der Biene sagt nichts anders. Die verschiedenen Gattungen derselben sind jede zu ihrem Zwecke gebildet, und sie sind in Gemeinschaft, weil keine Gattung ohne die andre leben könnte. Die Arbeitsbienen sind zum Honigsammeln und zum Bau der Zellen organisieret. Sie sammeln jenen, wie jedes Tier seine Speise sucht, ja wenn es seine Lebensart fodert, sie sich zum Vorrat zusammenträgt und ordnet. Sie bauen die Zellen, wie soviel andre Tiere sich ihre Wohnungen bauen, jedes auf seine Weise. Sie nähren, da sie geschlechtlos sind, die Jungen des Bienenstockes, wie andre ihre eignen Jungen nähren, und töten die Drohnen, wie jedes Tier ein andres tötet, das ihm seinen Vorrat raubt und seinem Hause zur Last fällt. Wie dies alles nicht ohne Sinn und Gefühl geschehen kann, so ist es indessen doch nur Bienensinn, Bienengefühl: weder der bloße Mechanismus, den Buffon, noch die entwickelte mathematisch-politische Vernunft, die andre ihnen angedichtet haben. Ihre Seele ist in diese Organisation eingeschlossen und mit ihr innig verwebet. Sie wirkt also derselben gemäß: künstlich und fein, aber enge und in einem sehr kleinen Kreise. Der Bienenstock ist ihre Welt, und das Geschäft desselben hat der Schöpfer noch durch eine dreifache Organisation dreifach verteilt.

Auch das Wort *Fertigkeit* müssen wir uns also nicht irremachen lassen, wenn wir diese organische

Kunst bei manchen Geschöpfen sogleich nach ihrer Geburt bemerken. Unsre Fertigkeit entstehet aus Übungen, die ihrige nicht. Ist ihre Organisation ausgebildet, so sind auch die Kräfte derselben in vollem Spiel. Wer hat die größte Fertigkeit auf der Welt? Der fallende Stein, die blühende Blume: er fällt, sie blühet *ihrer Natur nach*. Der Kristall schießt fertiger und regelmäßiger zusammen, als die Biene bauet und als die Spinne webet. In jenem ist es nur noch organischer blinder Trieb, der nie fehlen kann; in diesen ist er schon zum Gebrauch mehrerer Werkzeuge und Glieder hinauforganisieret, und diese können fehlen. Das gesunde, mächtige Zusammenstimmen derselben zu *einem* Zweck macht Fertigkeit, sobald das ausgebildete Geschöpf da ist.

Wir sehen also auch, warum, je höher die Geschöpfe steigen, der unaufhaltbare Trieb sowie die irrtumfreie Fertigkeit abnehme. Je mehr nämlich das *eine* organische Principium der Natur, das wir jetzt *bildend*, jetzt *treibend*, jetzt *emfindend* jetzt *künstlich bauend* nennen und im Grunde nur eine und dieselbe organische Kraft ist, in mehr Werkzeuge und verschiedenartige Glieder verteilt ist, je mehr es in jedem derselben eine eigne Welt hat, also auch eignen Hindernissen und Irrungen ausgesetzt ist, desto schwächer wird der Trieb desto mehr kömmt er unter den Befehl der Willkür, mithin auch des Irrtums. Die

verschiednen Empfindungen wollen gegeneinander gewogen und dann erst miteinander vereinigt sein; lebe wohl also, hinreißender Instinkt, unfehlbarer Führer. Der dunkle Reiz, der in einem gewissen Kreise, abgeschlossen von allem andern, eine Art Allwissenheit und Allmacht in sich schloß, ist jetzt in Äste und Zweige gesondert. Das des Lernens fähige Geschöpf muß lernen, weil es weniger von Natur weiß; es muß sich üben, weil es weniger von Natur kann; es hat aber auch durch seine Fortrückung, durch die Verfeinerung und Verteilung seiner Kräfte neue Mittel der Wirksamkeit, mehrere und feinere Werkzeuge erhalten, die Empfindungen gegeneinander zu bestimmen und die bessere zu wählen. Was ihm an Intensität des Triebes abgeht, hat es durch Ausbreitung und feinere Zusammenstimmung ersetzt bekommen, es ist eines feinern Selbstgenusses, eines freiern und vielfachern Gebrauchs seiner Kräfte und Glieder fähig worden, und alle dies, weil, wenn ich so sagen darf, seine organische Seele in ihren Werkzeugen vielfacher und feiner auseinandergelegt ist. Lasset uns einige wunderbar schöne und weise Gesetze dieser allmählichen Fortbildung der Geschöpfe betrachten, wie der Schöpfer sie Schritt vor Schritt immer mehr an eine *Verbindung mehrerer Begriffe* oder Gefühle sowie an *einen eignen freiern Gebrauch mehrerer Sinne und Glieder* gewöhnte.

*Fortbildung der Geschöpfe zu einer Verbindung
mehrerer Begriffe und zu einem eignen freiern
Gebrauch der Sinne und Glieder*

1. In der toten Natur liegt alles noch in einem dunkeln, aber mächtigen Triebe. Die Teile dringen mit innigen Kräften zusammen; jedes Geschöpf sucht *Gestalt zu gewinnen und formt sich*. In diesem Trieb ist noch alles verschlossen; er durchdringt aber auch das ganze Wesen unzerstörbar. Die kleinsten Teile der Kristalle und Salze sind Kristalle und Salze; ihre bildende Kraft wirkt in der kleinsten Partikel wie im Ganzen, unzerteilbar von außen, von innen unzerstörbar.

2. Die Pflanze ward in Röhren und andern Teilen auseinandergeleitet; ihr Trieb fängt an, diesen Teilen nach sich zu modifizieren, ob er wohl im Ganzen noch einartig wirkt. Wurzel, Stamm, Äste saugen, aber auf verschiedene Art, durch verschiedene Gänge, verschiedene Wesen. Der Trieb des Ganzen modifiziert sich also mit ihnen, bleibt aber noch im Ganzen eins und dasselbe; denn die *Fortpflanzung ist nur Effloreszenz des Wachstums*; beide Triebe sind der Natur des Geschöpfs nach unabtrennbar.

3. Im Pflanzentier fängt die Natur an, einzelne Werkzeuge, mithin auch ihre inwohnenden Kräfte, unvermerkt zu sondern: die Werkzeuge der Nahrung werden sichtbar; die Frucht löset sich schon im Mutterleibe los, ob sogleich noch als Pflanze in ihm genährt wird. Viele Polypen sprossen aus *einem* Stamm; die Natur hat sie an Ort und Stelle gesetzt und mit einer eignen Bewegbarkeit noch verschonet; auch die Schnecke hat noch einen breiten Fuß, mit dem sie an ihrem Hause haftet. Noch mehr liegen die Sinne dieser Geschöpfe ungeschieden und dunkel ineinander; ihr Trieb wirkt langsam und innig; die Begattung der Schnecke dauert viele Tage. So hat die Natur diese Anfänge der lebendigen Organisation, soviel sie konnte, mit dem Vielfachen verschont, das Vielfache aber dafür in eine dunkle einfache Regung tiefer gehüllt und fester verbunden. Das zähe Leben der Schnecke ist beinahe unzerstörbar.

4. Als sie höher hinaufschritt, beobachtete sie eben die weise Vorsicht, das Geschöpf an ein Vielfaches abgetrennter Sinne und Triebe nur allmählich zu gewöhnen. Das Insekt konnte auf einmal nicht alles üben, was es üben sollte; es muß also *seine Gestalt und sein Wesen verändern*, um jetzt als Raupe dem Triebe der Nahrung, jetzt als Zwiefalter der Fortpflanzung gnugzutun; beider Triebe war es in einer Gestalt nicht fähig. Eine Art Bienen konnte nicht alles

ausrichten, was der Genuß und die Fortpflanzung dieses Geschlechts foderte; also teilte die Natur und machte diese zu Arbeitern, jene zu Fortpflanzern, diese zur Gebärerin: alles durch eine kleine Abänderung der Organisation, wodurch die Kräfte des ganzen Geschöpfs eine andre Richtung bekamen. *Was sie in einem Modell nicht ausfahren konnte, legte sie in drei Modellen, die alle zusammengehören, gebrochen auseinander.* So lehrte sie also ihr Bienenwerk die Biene in drei Geschlechtern, wie sie den Schmetterling und andre Insekten ihren Beruf in zwei verschiedenen Gestalten lehrte.

5. Je höher sie schritt, je mehr sie den Gebrauch mehrerer Sinne, mithin die Willkür zunehmen lassen wollte, desto mehr *tat sie unnötige Glieder weg und simplifizierte den Bau von innen und außen.* Mit der Haut der Raupe gingen Füße weg, die der Schmetterling nicht mehr bedurfte; die vielen Füße der Insekten, ihre mehreren und vielfachern Augen, ihre Fühlhörner und mancherlei andre kleine Rüstwerkzeuge verlieren sich bei den höhern Geschöpfen. Bei jenen war im Kopf wenig Gehirn; dies lag im Rückenmark längs hinunter, und jedes Nervenknötchen war ein neuer Mittelpunkt der Empfindung. Die Seele des kleinen Kunstgeschöpfs war also in sein ganzes Wesen gebreitet. Je mehr das Geschöpf an Willkür und Verstandesähnlichkeit wachsen soll, desto größer und

hirnreicher wird der Kopf; die drei Hauptteile des Leibes treten in mehrere Proportion gegeneinander, da sie bei Insekten, Würmern u. f. noch gar verhältnislos waren. Mit welchen großen mächtigen Schwänzen schleppen sich noch die Amphibien ans Land; ihre Füße stehn unförmlich auseinander. In Landtieren hebt die Natur das Geschöpf; die Füße werden höher und rücken mehr zusammen. Der Schwanz mit seinen fortgesetzten Rückenwirbeln schmälert und kürzt sich; er verliert die groben Muskelkräfte des Krokodils und wird biegsamer, feiner, bis er sich bei edlern Tieren gar nur in einen haarigen Schweif ändert und die Natur ihn zuletzt, indem sie sich der aufrechten Gestalt nähert, gar wegwirft. Sie hat das Mark desselben höher hinaufgeleitet und an edlere Teile verwendet.

6. Indem die bildende Künstlerin also die *Proportion des Landtiers* fand, die beste, darin diese Geschöpfe gewisse *Sinnen und Kräfte gemeinschaftlich üben und einer Form der Gedanken und Empfindungen vereinigen lernten*, so änderte sie zwar nach der Bestimmung und Lebensart jedweder Gattung auch die Bildung derselben und schuf aus eben den Teilen und Gliedern jedem Geschlecht seine eigne Harmonie des Ganzen, mithin auch seine eigne, von allen andern Geschlechtern organisch verschiedene Seele; sie behielt indes doch unter allen eine gewisse Ähnlichkeit

bei und schien *einen* Hauptzweck zu verfolgen. Dieser Hauptzweck ist offenbar, sich der organischen Form zu nähern, in der die meiste Vereinigung klarer Begriffe, der vielartigste und freieste Gebrauch verschiedener Sinne und Glieder stattfände, und eben dies macht die mehr oder mindere Menschenähnlichkeit der Tiere. Sie ist kein Spiel der Willkür, sondern ein Resultat der mancherlei Formen, die zu dem Zweck, wozu sie die Natur verbinden wollte, nämlich zu einer Übung der Gedanken, Sinne, Kräfte und Begierden, in diesem Verhältnis, zu solchen und keinen andern Zwecken nicht anders als also verbunden werden konnten. Die Teile jedes Tiers stehen auf seiner Stufe in der engsten Proportion untereinander; und ich glaube, alle Formen sind erschöpft, in denen nur ein lebendiges Geschöpf auf unsrer Erde fortkommen konnte. Dem Tier ward ein vierfüßiger Gang; denn als Menschenhände konnte es noch nicht seine Vorfüße gebrauchen; durch den vierfüßigen Gang aber ward ihm sein Stand, sein Lauf, sein Sprung und der Gebrauch aller seiner Tiersinne am leichtesten. Noch hängt sein Kopf zur Erde; denn von der Erde sucht's Nahrung. Der Geruch ist bei den meisten herrschend; denn er muß den Instinkt wecken oder ihn leiten. Bei diesem ist das Gehör, bei jenem das Auge scharf; und so hat die Natur nicht nur bei der vierfüßigen Tierbildung überhaupt, sondern bei der Bildung jedes

Geschlechts besonders die Proportion der Kräfte und Sinne gewählt, die sich in dieser Organisation am besten zusammen üben konnten. Darnach verlängerte oder kürzte sie die Glieder, darnach stärkte oder schwächete sie die Kräfte: Jedes Geschöpf ist ein Zähler zu dem großen Nenner, der die Natur selbst ist; denn auch der Mensch ist ja nur ein Bruch des Ganzen, eine Proportion von Kräften, die sich in dieser und keiner andern Organisation durch die gemeinschaftliche Beihülfe vieler Glieder zu *einem* Ganzen bilden sollte.

7. Notwendig mußte also in einer so durchdachten Erdorganisation *keine Kraft die andre, kein Trieb den andern stören*; und unendlich schön ist die Sorgfalt, die die Natur hier verwandte. Die meisten Tiere haben ihr *bestimmtes Klima*, und es ist gerade das, wo ihre Nahrung und Erziehung ihnen am leichtesten wird. Hätte die Natur sie in dieser Erträglichkeit vieler Erdstriche unbestimmter gebildet, in welche Not und Verwilderung wäre manche Gattung geraten, bis sie ihren Untergang gefunden hätte! Wir sehen dies noch an den bildsamen Geschlechtern, die dem Menschen in alle Länder gefolgt sind; sie haben sich mit jeder Gegend anders gebildet, und der wilde Hund ist das fürchterlichste Raubtier worden, eben weil er verwildert ist. Noch mehr hätte der *Trieb der Fortpflanzung* das Geschöpf verwirren müssen, wenn er

unbestimmt gelassen wäre; nun aber legte die bildende Mutter auch diesen in Fesseln. Er wacht nur zu bestimmter Zeit auf, wenn die organische Wärme des Tiers am höchsten steigt; und da diese durch physische Revolutionen des Wachstums, der Jahreszeit, der reichsten Nahrung bewirkt wird und die gütige Vorsorgerin die Zeit des Tragens auch hiernach bestimmte, so ward für alt und jung gesorget. Das Junge kommt auf die Welt, wenn es für sich fortkommen kann, oder es darf in einem Ei die böse Jahreszeit überdauern, bis eine freundlichere Sonne es aufweckt; das Alte fühlet nur dann den Trieb, wenn dieser es in nichts anderm störet. Auch das Verhältnis der beiden Geschlechter in der Stärke und Dauer dieses Triebes ist darnach eingerichtet.

Über allen Ausdruck ist die wohltätige Mutterliebe, mit der auf diese Weise die Natur jedes lebendige Geschöpf zu Tätigkeiten, Gedanken und Tugenden, der Fassung seiner Organisation gemäß, gleichsam erziehet und tätig gewöhnet. Sie dachte ihm vor, da sie diese Kräfte in solche und keine andre Organisation setzte, und nötigte das Geschöpf nun, in dieser Organisation zu sehen, zu begehren, zu handeln, wie sie ihm vorgedacht hatte und in den Schranken dieser Organisation Bedürfnis, Kräfte und Raum gab.

Keine Tugend, kein Trieb ist im menschlichen Herzen, von dem sich nicht hie und da ein Analogon in

der Tierwelt fände und zu dem also die bildende Mutter das Tier organisch *gewöhnet*. Es muß für sich sorgen, es muß die Seinigen lieben lernen; Not und die Jahreszeit zwingen es zur Gesellschaft, wenn auch nur zur geselligen Reise. Dieses Geschöpf zwingt der Trieb zur Liebe, bei jenem macht das Bedürfnis gar Ehe, eine Art Republik, eine gesellige Ordnung. Wie dunkel dies alles geschehe, wie kurz manches daure, so ist doch der Eindruck davon in der Natur des Tiers da; und wir sehen, er ist mächtig da, er kommt wieder, ja er ist in diesem Geschöpf unwidertreiblich, unauslöschlich. Je dunkler, desto inniger wirkt alles; je weniger Gedanken sie verbinden, je seltner sie Triebe üben, desto stärker sind die Triebe, desto vollendeter wirken sie. Überall also liegen Vorbilder der menschlichen Handlungsweisen, in denen das Tier geübt wird, und sie, da wir ihr Nervengebäude, ihren uns ähnlichen Bau, ihre uns ähnlichen Bedürfnisse und Lebensarten vor uns sehen, sie dennoch als Maschinen betrachten wollen, ist eine Sünde wider die Natur wie irgend eine.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß, je menschenähnlicher ein Geschlecht wird, desto mehr seine mechanische Kunst abnehme; denn offenbar steht ein solches schon in einem vorüberhenden Kreise menschlicher Gedanken. Der Biber, der noch eine Wasserratte ist, bauet künstlich. Der Fuchs, der

Hamster und ähnliche Tiere haben ihre unterirdische Kunstwerkstätte; der Hund, das Pferd, das Kamel, der Elefant bedürfen dieser kleinen Künste nicht mehr; sie haben menschenähnliche Gedanken, sie üben sich, von der bildenden Natur gezwungen, in menschenähnlichen Trieben.

VI

Organischer Unterschied der Tiere und Menschen

Man hat unserm Geschlecht ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschlechter dem höchsten Grad nach in ihm finde. Das Lob ist unerweislich und sich selbst widersprechend; denn offenbar hübe so denn eine Kraft die andre auf, und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Wie bestehet es zusammen, daß der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene bauen, wie der Schmetterling saugen könnte und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elefanten, die Kunst des Bibers besäße? Und besitzt, ja begreift er nur eine dieser Kräfte mit der Innigkeit, mit der sie das Geschöpf genießet und übet?

Von der andern Seite hat man ihn, ich will nicht sagen zum Tier erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar absprechen und ihn zu einem ausgearteten Tier machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verloren. Dies ist nun offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Naturgeschichte Augenscheinlich hat er

Eigenschaften, die kein Tier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Tier frißt seinesgleichen aus Leckerei; kein Tier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blut. Kein Tier hat Sprache, wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkürliche Gesetze und Rechte. Kein Tier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinahe jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Wir untersuchen noch nicht, ob alle dies zum Vorteil oder Schaden unsrer Gattung sei; gnug, es ist der Charakter unsrer Gattung. Da jedes Tier der Art seines Geschlechts im ganzen treu bleibt und wir allein nicht die Notwendigkeit, sondern die Willkür zu unsrer Göttin erwählt haben, so muß dieser Unterschied als Tatsache untersucht werden; denn solche ist er unleugbar. Die andre Frage: wie der Mensch dazu gekommen, ob dieser Unterschied ihm ursprünglich sei oder ob er angenommen und affektiert worden, ist von einer andern nämlich von bloß historischer Art; auch hier müßte die Perfektibilität oder Korruptibilität, in der es ihm bisher noch kein Tier nachgetan hat, doch auch zum auszeichnenden Charakter seiner Gattung gehört haben. Wir setzen also alle Metaphysik beiseite und halten uns an Physiologie und Erfahrung.

1. *Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hierin einzig auf der Erde.* Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuß hat und sich im Kampf aufwärts richtet, obgleich der Affe und Pygmäe zuweilen aufrecht gehen oder laufen, so ist doch seinem Geschlecht allein dieser Gang beständig und natürlich. Sein Fuß ist fester und breiter; er hat einen längern großen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat; auch seine Ferse ist zum Fußblatt gezogen. Zu dieser Stellung sind alle dahin wirkende Muskeln bequemt. Die Wade ist vergrößert; das Becken zurück-, die Hüften auseinandergezogen; der Rücken ist weniger gekrümmt, die Brust erweitert; er hat Schlüsselbeine und Schultern, an den Händen feinfühlende Finger; der hinsinkende Kopf ist auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben: der Mensch ist *anthrôpos*, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Nun muß es zugegeben werden, daß dieser Gang dem Menschen nicht so wesentlich sei, daß etwa jeder andre ihm so unmöglich wie das Fliegen würde. Nicht nur Kinder zeigen das Gegenteil, sondern die Menschen, die unter die Tiere gerieten, haben's durch Erfahrung bewiesen. Eilf bis zwölf Personen²¹ dieser Art sind bekannt, und obwohl nicht alle hinlänglich beobachtet und beschrieben worden, so ergeben doch einige Beispiele deutlich, daß der biegsamen Natur

des Menschen auch der für ihn ungemäße Gang nicht ganz unmöglich werde. Sein Kopf sowohl als sein Unterleib liegen mehr vorwärts; der Körper kann also auch vorwärts fallen, wie der Kopf im Schlummer sinket. Kein toter Körper kann aufrecht stehen, und nur durch eine zahllose Menge angestrenzter Tätigkeiten wird unser künstliche Stand und Gang möglich.

Also ist eben auch begreiflich, daß mit dem tierartigen Gange viele Glieder des menschlichen Körpers ihre Gestalt und ihr Verhältnis zueinander ändern müssen, wie abermals das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Der irländische Knabe, den Tulpius beschrieben, hatte eine flache Stirn, ein erhöhtes Hinterhaupt, eine weite blökende Kehle, eine dicke, an den Gaum gewachsene Zunge, eine stark einwärts gezogene Herzgrube; gerade wie es der vierfüßige Gang geben mußte. Das niederländische Mädchen, die noch aufrecht ging und bei der sich die weibliche Natur so weit erhalten hatte, daß es sich mit einer Strohschürze deckte, hatte eine braune, rauche, dicke Haut, ein langes und dickes Haar. Das Mädchen, das zu Songi in Champagne gefangen ward, hatte ein schwarzes Ansehen, starke Finger, lange Nägel, und besonders waren die Daumen so stark und verlängert, daß sie sich damit wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang. Ihr schneller Lauf war kein Gehen,

sondern ein fliegendes Trippeln und Fortgleiten, wobei an den Füßen fast gar keine Bewegung zu unterscheiden war. Der Ton ihrer Stimme war fein und schwach, ihr Geschrei durchdringend und erschrecklich. Sie hatte ungewöhnliche Leichtigkeit und Stärke und war von ihrer vorigen Nahrung des blutigen und rohen Fleisches, der Fische, der Blätter und Wurzeln so schwer zu entwöhnen, daß sie nicht nur zu entfliehen suchte, sondern auch in eine tödliche Krankheit fiel, aus der sie nur durch Saugen des warmen Bluts, das sie wie ein Balsam durchdrang, zurückgebracht werden konnte. Ihre Zähne und Nägel fielen aus, da sie sich zu unsern Speisen gewöhnen sollte; unerträgliche Schmerzen zogen ihr Magen und Eingeweide, besonders die Gurgel zusammen, die lechzend und ausgetrocknet war. Lauter Erweise, wie sehr sich die biegsame menschliche Natur, selbst da sie von Menschen geboren und eine Zeitlang unter ihnen erzogen worden, in wenigen Jahren zu der niedrigen Tierart gewöhnen konnte, unter die sie ein unglücklicher Zufall setzte.

Nun könnte ich auch den häßlichen Traum ausmalen, was aus der Menschheit hätte werden müssen, wenn sie, zu diesem Lose verdammt, in einem vierfüßigen Mutterleibe zu einem Tierfötus gebildet wäre; welche Kräfte sich damit hätten stärken und schwächen, welches der Gang der Menschentiere, ihre

Erziehung, ihre Lebensart, ihr Gliederbau hätte sein müssen u. s. f. Aber fliehe, unseliges und abscheuliches Bild, häßliche Unnatur des natürlichen Menschen! Du bist weder in der Natur da, noch sollst du durch einen Strich meiner Farben vorgestellt werden. Denn:

2. Der aufrechte Gang des Menschen ist ihm einzig natürlich: ja er ist die Organisation zum ganzen Beruf seiner Gattung und sein unterscheidender Charakter.

Kein Volk der Erde hat man vierfüßig gefunden; auch die wildesten haben aufrechten Gang, so sehr sich manche an Bildung und Lebensart den Tieren nähern. Selbst die *Unfühlbaren* des Diodors samt andern Fabelgeschöpfen alter und mittlerer Schriftsteller gehen auf zwei Beinen; und ich begreife nicht, wie das Menschengeschlecht, wenn es je diese niedrige Lebensweise als Natur gehabt hätte, sich zu einer andern, so zwang-, so kunstvollen, jemals würde erheben haben. Welche Mühe kostete es, die Verwilder-ten, die man fand, zu unsrer Lebensart und Nahrung zu gewöhnen! Und sie waren nur verwildert, nur wenige Jahre unter diesen Unvernünftigen gewesen. Das eskimoische Mädchen hatte sogar noch Begriffe ihres vorigen Zustandes, Reste der Sprache und Instinkte zu ihrem Vaterlande, und doch lag ihre Vernunft in Tierheit gefangen; sie hatte von ihren Reisen, von

ihrem ganzen wilden Zustande keine Erinnerung. Die andern besaßen nicht nur keine Sprache, sondern waren zum Teil auch auf immer zur menschlichen Sprache verwahrloset. - Und das Menschentier sollte, wenn es äonenlang in diesem niedrigen Zustande gewesen, ja im Mutterleibe schon durch den vierfüßigen Gang zu demselben nach ganz andern Verhältnissen wäre gebildet worden, ihn freiwillig verlassen und sich aufrecht erhoben haben? Aus Kraft des Tiers, die ihn ewig herabzog, sollte er sich zum Menschen gemacht und menschliche Sprache erfunden haben, ehe er ein Mensch war? Wäre der Mensch ein vierfüßiges Tier, wäre er's jahrtausendlang gewesen, er wäre es sicher noch, und nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn zu dem, was er jetzt ist und wie wir ihn aller Geschichte und Erfahrung nach allein kennen, umgebildet.

Warum wollen wir also unerwiesene, ja völlig widersprechende *Paradoxa* annehmen, da der Bau des Menschen, die Geschichte seines Geschlechts und endlich, wie mich dünkt, die ganze Analogie der Organisation unsrer Erde uns auf etwas andres führet? Kein Geschöpf, das wir kennen, ist aus seiner ursprünglichen Organisation gegangen und hat sich ihr zuwider eine andre bereitet, da es ja nur mit den Kräften wirkte, die in seiner Organisation lagen, und die Natur Wege gnug wußte, ein jedes der Lebendigen

auf dem Standpunkt festzuhalten, den sie ihm anwies. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, alles eingerichtet; aus ihr ist in seiner Geschichte alles, ohne sie nichts erklärlich; und da auf diese, als auf die erhabne Göttergestalt und künstlichste Hauptschönheit der Erde, auch alle Formen der Tierbildung zu konvergieren scheinen und ohne jene sowie ohne das Reich des Menschen die Erde ihres Schmucks und ihrer herrschenden Krone beraubt bliebe: warum wollten wir dies Diadem unsrer Erwählung in den Staub werfen und gerade den Mittelpunkt des Kreises nicht sehen wollen, in welchem alle Radien zusammenzulaufen scheinen? Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Werke; und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte: siehe, da ging sie mit sich zu Rat, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichen Geschöpf die Hand und sprach: »Steh auf von der Erde! Dir selbst überlassen, wärest du Tier wie andre Tiere; aber durch meine besondere Huld und Liebe *gehe aufrecht* und werde der Gott der Tiere!« Lasset uns bei diesem heiligen Kunstwerk, der Wohltat, durch die unser Geschlecht ein

Menschengeschlecht ward, mit dankbarem Blick verweilen; mit Verwundrung werden wir sehen, welche neue Organisation von Kräften in der aufrechten Gestalt der Menschheit anfange und wie allein durch sie der Mensch ein Mensch ward.

Viertes Buch

I

Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisiert

Der Orang-Utang ist im Innern und Äußern dem Menschen ähnlich. Sein Gehirn hat die Gestalt des unsern; er hat eine breite Brust, platte Schultern, ein ähnliches Gesicht, einen ähnlich gestalteten Schädel; Herz, Lunge, Leber, Milz, Magen, Eingeweide sind wie bei dem Menschen. Tyson²² hat 48 Stücke angegeben, in denen er mehr unserm Geschlecht als den Affenarten gleicht, und die Verrichtungen, die man von ihm erzählt, selbst seine Torheiten, Laster, vielleicht auch gar die periodische Krankheit, machen ihn dem Menschen ähnlich.

Allerdings muß also auch in seinem Innern, in den Wirkungen seiner Seele, etwas Menschenähnliches sein, und die Philosophen, die ihn unter die kleinen Kunsttiere erniedrigen wollen, verfehlen, wie mich dünkt, das Mittel der Vergleichung. Der Biber bauet, aber instinktmäßig seine ganze Maschine ist dazu eingerichtet, sonst aber kann er nichts; er ist des Umganges der Menschen, der Teilnahme an unsern Gedanken und Leidenschaften nicht fähig. Der Affe

dagegen hat keinen determinierten Instinkt mehr; seine Denkkraft steht dicht am Rande der Vernunft, am armen Rande der Nachahmung. Er ahmt alles nach und muß also zu tausend Kombinationen sinnlicher Ideen in seinem Gehirn geschickt sein, deren kein Tier fähig ist; denn weder der weise Elefant noch der gelehrige Hund tut, was er zu tun vermag; er *will sich vervollkommen*. Aber er kann nicht: die Tür ist zugeschlossen; die Verknüpfung fremder Ideen zu den seinen und gleichsam die Besitznehmung des Nachgeahmten ist seinem Gehirn unmöglich. Das Affenweib, das Bontius beschrieben, besaß Schamhaftigkeit und bedeckte sich mit der Hand, wenn ein Fremder hinzutrat; sie seufzte, weinte und schien menschliche Handlungen zu verrichten. Die Affen, die Battel beschrieben, gehen in Gesellschaft aus, bewaffnen sich mit Prügeln und verjagen den Elefanten aus ihren Bezirken; sie greifen Neger an und setzen sich um ihr Feuer, haben aber nicht den Verstand, es zu unterhalten. Der Affe des de la Brosse setzte sich zu Tisch, bediente sich des Messers und der Gabel, zürnte, trauerte, hatte alle menschliche Affekten. Die Liebe der Mütter zu den Kindern, ihre Auferziehung und Gewöhnung zu den Kunstgriffen und Schelmereien der Affenlebensart, die Ordnung in ihrer Republik und auf ihren Märschen, die Strafen, die sie ihren Staatsverbrechern antun, selbst ihre

possierliche List und Bosheit nebst einer Reihe anderer unleugbarer Züge sind Beweise gnug, daß sie auch in ihrem Innern so menschenähnliche Geschöpfe sind, wie ihr Äußeres zeigt. Buffon verschwendet den Strom seiner Beredsamkeit umsonst, wenn er die Gleichförmigkeit des Organismus der Natur von innen und außen bei Gelegenheit dieser Tiere bestreitet; die Fakta, die er von ihnen selbst gesammelt hat, widerlegen ihn gnugsam, und der gleichförmige Organismus der Natur von innen und außen, wenn man ihn recht bestimmt, bleibt in allen Bildungen der Lebendigen unverkennbar.

Was fehlte also dem menschenähnlichen Geschöpf, daß es kein Mensch ward? Etwa nur die Sprache? Aber man hat sich bei mehreren Mühe gegeben, sie zu erziehen, und wenn sie derselben fähig wären, hätten sie, die alles nachahmen, diese gewiß zuerst nachgeahmt und auf keine Instruktion gewartet. Oder liegt's allein an ihren Organen? Auch nicht; denn ob sie gleich den Inhalt der menschlichen Sprache fassen, so hat noch kein Affe, da er doch immer gestikulieret, sich ein Vermögen erworben, mit seinem Herrn pantomimisch zu sprechen und durch Gebärden menschlich zu diskurieren. Also muß es schlechthin an etwas anderm liegen, das dem Traurigen zur Menschenvernunft die Tür schloß und ihm vielleicht das dunkle Gefühl ließ, so nahe zu sein und nicht

hineinzugehören.

Was war dies Etwas? Es ist sonderbar, daß der Zergliederung nach beinahe aller Unterschied an *Teilen des Ganges* zu liegen scheint. Der Affe ist gebildet, daß er etwa aufrecht gehen kann, und ist dadurch dem Menschen ähnlicher als seine Brüder; er ist aber nicht ganz dazu gebildet, und dieser Unterschied scheint ihm alles zu rauben. Lasset uns diesen Anblick verfolgen, und die Natur selbst wird uns auf die Wege führen, auf denen wir die erste Anlage zur menschlichen Würde zu suchen haben.

Der Orang-Utang²³ hat lange Arme, große Hände, kurze Schenkel, große Füße mit langen Zehen; der Daum seiner Hand aber, der große Zeh seines Fußes ist klein: Buffon, und schon Tyson vor ihm, nennet das Affengeschlecht also vierhändig; und ihm fehlt mit diesen kleinen Gliedern offenbar die Basis zum festen Stande des Menschen. Sein Hinterleib ist hager, sein Knie breiter als beim Menschen und nicht so tief; die kniebewegende Muskeln sitzen tiefer im Schenkelbein, daher er nie ganz aufrecht stehen kann, sondern immer mit eingebogenen Knien gleichsam nur stehen lernet. Der Kopf des Schenkelknochen hängt in seiner Pfanne ohne Band; die Knochen des Beckens stehen wie bei vierfüßigen Tieren; die fünf letzten Halswirbel haben lange spitzige Fortsätze, die die Zurückbeugung des Kopfs hindern; er ist also

durchaus nicht zur aufrechten Stellung geschaffen, und fürchterlich sind die Folgen, die daraus sprießen. Sein Hals wird kurz und lang die Schlüsselbeine, so daß der Kopf zwischen den Schultern zu stecken scheint.²⁴ Sonach bekommt dieser ein größeres Vorderteil, hervorragende Kinnladen, eine platte Nase; die Augen stehn dicht aneinander; der Augapfel wird klein, daß man kein Weißes um den Stern sieht. Der Mund dagegen wird groß, der Bauch dick, die Brüste lang, der Rücken wie gebrechlich. Die Ohren treten tierartig empor. Die Augenhöhlen kommen dicht aneinander; die Gelenkflächen des Kopfs stehen nicht mehr in der Mitte seiner Grundfläche, wie beim Menschen, sondern hinterwärts, wie beim Tier. Der Oberkiefer dagegen rückt vorwärts, und das eingeschobne eigne Zwischenbein des Affen (*Os intermaxillare*) ist der letzte Abschnitt vom Menschenantlitz.²⁵ Denn nun, nach dieser Formung des Kopfs unten hervor, hinten hinweg, nach dieser Stellung desselben auf dem Halse, nach dem ganzen Zuge des Rückenwirbels jenen gemäß, blieb der Affe - immer nur ein Tier, so menschenähnlich er übrigens sein mochte.

Um uns zu diesem Schluß vorzubereiten, so lasset uns an Menschengesichter denken, die auch nur in der weitesten Ferne ans Tier zu grenzen scheinen. Was macht sie tierisch? Was gibt ihnen diesen entehrenden groben Anblick? Der hervorgerückte Kiefer, der

zurückgeschobne Kopf, kurz, die entfernteste Ähnlichkeit mit der Organisation zum vierfüßigen Gange. Sobald der Schwerpunkt verändert wird, auf dem der Menschenschädel in seiner erhabnen Wölbung ruhet, so scheint der Kopf am Rücken fest, das Gebiß der Zähne tritt hervor, die Nase breitet sich platt und tierisch. Oben treten die Augenhöhlen näher zusammen, die Stirn geht zurück und bekommt von beiden Seiten den tödlichen Druck des Affenschädels. Der Kopf wird oben und hinten spitz; die Vertiefung der Hirnschale bekommt eine kleinere Weite - und das alles, weil die Richtung der Form verrückt scheint. die schöne freie Bildung des Hauptes zum aufrechten Gange des Menschen.

Rückt diesen Punkt anders, und die ganze Formung wird schön und edel. Gedankenreich tritt die Stirn hervor, und der Schädel wölbet sich mit erhabner ruhiger Würde. Die breite Tiernase zieht sich zusammen und organisiert sich höher und feiner; der zurückgetretene Mund kann schöner bedeckt werden; und so formt sich die Lippe des Menschen, die der klügste Affe entbehret. Nun tritt das Kinn herab, um ein gerade herabgesenktes schönes Oval zu ründen; sanft geht die Wange hinan; das Auge blickt unter der vorragenden Stirn wie aus einem heiligen Gedanken-tempel. Und wodurch dies alles? Durch die Formung des Kopfs zur *aufrechten Gestalt*, durch die innere

und äußere Organisation desselben zum *perpendikularen Schwerpunkt*.²⁶ Wer Zweifel hierüber hat, sehe Menschen- und Affenschädel, und es wird ihm kein Schatten eines Zweifels mehr bleiben.

Alle äußere Form der Natur ist Darstellung ihres inneren Werks; und so treten wir, große Mutter, vor das Allerheiligste deiner Erdschöpfung, die Werkstätte des menschlichen Verstandes.

Man hat sich viel Mühe gegeben, die Größe des Gehirns beim Menschen mit der Gehirnmasse anderer Tiergattungen zu vergleichen und daher Tier und Gehirn gegeneinander zu wägen. Aus drei Ursachen kann dies Wägen und diese Zahlbestimmung keine reinen Resultate geben.

1. Weil das eine Glied des Verhältnisses, die Masse des Körpers, zu unbestimmt ist und zu dem andern fein bestimmten Gliede, dem Gehirn selbst, keine reine Proportion gewähret. Wie verschiedenartig sind die Dinge, die in einem Körper wiegen! Und wie verschieden kann das Verhältnis sein, das die Natur unter ihnen feststellte! Sie wußte dem Elefanten seinen schweren Körper, selbst sein schweres Haupt durch Luft zu erleichtern, und ohngeachtet seines nicht übergroßen Gehirns ist er der Weiseste der Tiere. Was wiegt im Körper des Tiers am meisten? Die Knochen, und mit ihnen hat das Gehirn kein

unmittelbares Verhältnis.

2. Ohnstreitig kommt viel darauf an, wozu das Gehirn für den Körper gebraucht werde, wohin und zu welchen Lebensverrichtungen es seine Nerven sende. Wenn man also Gehirn- und Nervengebäude gegeneinander wäge, so gäbe es schon ein feineres und dennoch kein reines Verhältnis: denn das Gewicht beider zeigt doch nie weder die Feinheit der Nerven noch die Absicht ihrer Wege.

3. Also käme zuletzt alles auf die *feinere Ausarbeitung*, auf die *proportionierte Lage der Teile gegeneinander* und, wie es scheint, am meisten *auf den weiten und freien Sammelplatz* an, die Eindrücke und Empfindungen aller Nerven mit der größten Kraft, mit der schärfsten Wahrheit, endlich auch mit dem freiesten Spiel der Mannigfaltigkeit zu verknüpfen und zu dem unbekanntem göttlichen Eins, das wir Gedanke nennen, energisch zu vereinen, wovon uns die Größe des Gehirns an sich nichts sagt.

Indessen sind diese berechnenden Erfahrungen²⁷ schätzbar und geben, zwar nicht die letzten, aber sehr belehrende und weiterhin leitende Resultate, deren ich einige, um auch hier die aufsteigende Einförmigkeit des Ganges der Natur zu zeigen, anzuführen wage.

1. In den kleinern Tieren, bei denen der Kreislauf und die organische Wärme noch unvollkommen ist, findet sich auch ein kleineres Gehirn und wenigere

Nerven. Die Natur hat ihnen, wie wir schon bemerkt haben, an innigem oder fein verbreitetem Reiz ersetzt, was sie ihnen an Empfindung versagen mußte; denn wahrscheinlich konnte der ausarbeitende Organismus dieser Geschöpfe ein größeres Gehirn weder hervorbringen noch ertragen.

2. In den Tieren von wärmerm Blut wächst auch die Masse des Gehirns in dem Verhältnis, wie ihre künstlichere Organisation wächst; zugleich treten hier aber auch andre Rücksichten ein, die insonderheit das Verhältnis der Nerven und Muskelkräfte gegeneinander zu bestimmen scheint. In Raubtieren ist das Gehirn kleiner; bei ihnen herrschen Muskelkräfte, und auch ihre Nerven sind größtenteils Dienerinnen desselben und des tierischen Reizes. Bei grasfressenden ruhigen Tieren wird das Gehirn größer, obwohl es auch bei ihnen sich größtenteils noch in Nerven der Sinne zu verbrauchen scheint. Die Vögel haben viel Gehirn; denn sie mußten in ihrem kältern Elemente wärmeres Blut haben. Der Kreislauf ist auch zusammengedrängter in ihrem meistens kleineren Körper, und so füllet bei dem verliebten Sperlinge das Gehirn den ganzen Kopf und ist $\frac{1}{5}$ vom Gewicht seines Körpers.

3. Bei jungen Geschöpfen ist das Gehirn größer als bei erwachsenen; offenbar weil es flüssiger und zarter ist, also auch einen größern Raum einnimmt,

deswegen aber kein größeres Gewicht gibt. In ihm ist noch der Vorrat jener zarten Befeuchtung zu allen Lebensverrichtungen und innern Wirkungen, durch welche das Geschöpf sich in seinen jüngern Jahren Fertigkeiten bilden und also viel aufwenden soll. Mit den Jahren wird es trockner und fester; denn die Fertigkeiten sind gebildet da, und der Mensch sowohl als das Tier ist nicht mehr so leichter, so anmutiger, so flüchtiger Eindrücke fähig. Kurz, die Größe des Gehirns bei einem Geschöpf scheint eine notwendige Mitbedingung, nicht aber die einzige, nicht die erste Bedingung zu sein zu seiner größern Fähigkeit und Verstandesübung. Unter allen Tieren hat der Mensch, wie schon die Alten wußten, verhältnismäßig das größte Gehirn, worin ihm aber der Affe nichts nachgibt; ja das Pferd wird hierin übertroffen vom Esel.

Also muß etwas anders hinzukommen, das die feinere Denkkraft des Geschöpfes physiologisch fördert; und was könnte dies, nach dem Stufengange von Organisationen, den uns die Natur vors Auge gelegt hat, anders sein als der *Bau des Gehirns* selbst, die vollkommeneren Ausarbeitung seiner Teile und Säfte, endlich die schönere *Lage* und *Proportion* desselben zur Empfängnis geistiger Empfindungen und Ideen in der glücklichsten Lebenswärme. Lasset uns ihr Buch aufschlagen, die feinsten Blätter, die sie je

geschrieben, die Gehirntafeln selbst; denn da der Zweck ihrer Organisationen auf Empfindung, auf Wohlsein, auf Glückseligkeit eines Geschöpfs geht, so muß das *Haupt* endlich das sicherste Archiv werden, in dem wir ihre Gedanken finden:

1. In Geschöpfen, bei denen das Gehirn kaum anfängt, erscheint es noch sehr einfach: es ist wie eine Knospe oder ein paar Knospen des fortsprießenden Rückenmarkes, die nur den nötigsten Sinnen Nerven erteilen. Bei Fischen und Vögeln, die, nach Willis Bemerkung, im ganzen Bau des Gehirns Ähnlichkeit haben, nimmt die Zahl der Erhöhungen bis zu fünf und mehreren zu; sie sondern sich auch deutlicher auseinander. In den Tieren von wärmerem Blut endlich unterscheidet sich das kleine und große Gehirn kenntlich: die Flügel des letzten breiten sich der Organisation des Geschöpfs zufolge auseinander, und die einzelnen Teile treten zu eben dem Zweck in Verhältnis. Die Natur hat also, so wie bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter, so auch bei dem Inbegriff und Ziel derselben, dem Gehirn, nur *einen Haupttypus*, auf den sie es vom niedrigsten Wurm und Insekt anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiedenen äußern Organisation des Geschöpfs im kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs künstlichste vollendet. Sie kommt mit dem kleinen

Hirn eher zustande als mit dem großen, da jenes seinem Ursprunge nach dem Rückenmark näher und verwandter. also auch bei mehreren Gattungen gleichförmiger ist, bei denen die Gestalt des großen Gehirns noch sehr variiert. Es ist dieses auch nicht zu verwundern, da vom kleinern Gehirn so wichtige Nerven für die tierische Organisation entspringen, so daß die Natur in Ausbildung der edelsten Gedankenkräfte ihren Weg von dem Rücken nach den vordern Teilen nehmen mußte.

2. Bei dem größern Gehirn zeigt sich die mehrere Ausarbeitung seiner Flügel in den edlern Teilen auf mehr als eine Weise. Nicht nur sind seine Furchen künstlicher und tiefer, und der Mensch hat derselben mehrere und mannigfaltigere als irgendein anderes Geschöpf; nicht nur ist die Rinde des Hirns beim Menschen der zarteste und feinste Teil seiner Glieder, der sich ausdunstend bis auf $\frac{1}{25}$ verliert, sondern auch der Schatz, den diese Rinde bedeckt und durchflieht, das Mark des Gehirns, ist bei den edlern Tieren und am meisten beim Menschen in seinen Teilen unterschiedener, bestimmter und vergleichungsweise größer als bei allen andern Geschöpfen. Beim Menschen überwiegt das große Gehirn das kleine um ein vieles, und das größere Gewicht desselben zeigt seine innere Fülle und mehrere Ausarbeitung.

3. Nun zeigen alle bisherigen Erfahrungen, die der

gelehrteste Physiolog aller Nationen, Haller, gesammelt, wie wenig sich das *unteilbare Werk der Ideenbildung* in einzelnen materiellen Teilen des Gehirns materiell und zerstreut aufsuchen lasse; ja mich dünkt, wenn alle diese Erfahrungen auch nicht vorhanden wären, hätte man aus der Beschaffenheit der Ideenbildung selbst darauf kommen müssen. Was ist's, daß wir die Kraft unsres Denkens nach ihren verschiedenen Verhältnissen bald Einbildungskraft und Gedächtnis, bald Witz und Verstand nennen? daß wir die Triebe, zu begehren, vom reinen Willen absondern und endlich gar Empfindungs- und Bewegungskräfte teilen? Die mindeste genauere Überlegung zeigt, daß diese Fähigkeiten nicht örtlich sein können, als ob in dieser Gegend des Gehirns der Verstand, in jener das Gedächtnis und die Einbildungskraft, in einer andern die Leidenschaften und sinnlichen Kräfte wohnen; denn der Gedanke unsrer Seele ist ungeteilt, und jede dieser Wirkungen ist eine Frucht der Gedanken. Es wird daher beinahe ungereimt, abstrahierte Verhältnisse als einen Körper zergliedern zu wollen und, wie Medea die Glieder ihres Bruders hinwarf, die Seele auseinander zu werfen. Entgeht uns bei dem größten Sinne das Material der Empfindung, das vom Nervensaft (wenn dieser auch da wäre) ein so verschiednes Ding ist: wieviel weniger wird uns die geistige Verbindung aller Sinne und Empfindungen empfindbar werden,

daß wir dieselbe nicht nur sehen und hören, sondern auch in den verschiedenen Teilen des Gehirns so willkürlich erwecken könnten, als ob wir ein Klavichord spielten. Der Gedanke, dieses auch nur zu erwarten, ist mir fremde.

4. Noch fremder wird er mir, wenn ich den Bau des Gehirns und seiner Nerven betrachte. Wie anders ist hier die Haushaltung der Natur, als wie sich unsre abstrahierte Psychologie die Sinne und Kräfte der Seele denket! Wer würde aus der Metaphysik erraten, daß die Nerven der Sinne also entstehn, sich also trennen und verbinden? Und doch sind dies die einzigen Gegenden des Gehirns, die wir in ihren organischen Zwecken kennen, weil uns ihre Wirkung vors Auge gelegt ist. Also bleibt uns nichts übrig, als diese heilige Werkstätte der Ideen, das innere Gehirn, wo sich die Sinne einander nähern, als die Gebärmutter anzusehen, in denen sich die Frucht der Gedanken unsichtbar und unzerteilt bildet. Ist jene gesund und frisch und gewährt der Frucht nicht nur die gehörige Geistes- und Lebenswärme, sondern auch den geräumigen Ort, die schickliche Stätte, auf welcher die Empfindungen der Sinne und des ganzen Körpers von der unsichtbaren organischen Kraft, die hier alles durchwebt, erfasset und, wenn ich metaphorisch reden darf, in den *lichten Punkt* vereinigt werden können, der höhere *Besinnung* heißt, so wird, wenn äußere

Umstände des Unterrichts und der Ideenweckung dazukommen, das feinorganisierte Geschöpf der Vernunft fähig. Ist dieses nicht, fehlen dem Gehirn wesentliche Teile oder feinere Säfte, nehmen gröbere Sinne den Platz ein, oder findet es sich endlich in einer verschobenen, zusammengedruckten Lage was wird die Folge sein, als daß jene feine Zusammenstrahlung der Ideen nicht stattfindet, daß das Geschöpf ein Knecht der Sinne bleibe?

5. Die Bildung der verschiedenen Tiergehirne scheint dies augenscheinlich darzulegen, und eben hieraus, verglichen mit der äußern Organisation und Lebensweise des Tieres, wird man sich Rechenschaft geben können, warum die Natur, die überall auf einen Typus ausging, ihn nicht allenthalben erreichen konnte und jetzt so, jetzt anders abwechseln mußte. Der Hauptsinn vieler Geschöpfe ist der Geruch: er ist ihnen der notwendigste zur Unterhaltung und ihres Instinkts Führer. Nun siehe, wie sich im Gesicht des Tiers die Nase hervordrängt, so drängen sich auch im Gehirn desselben die Geruchsnerven hervor, als ob zu ihnen allein der Vorderteil des Hauptes gemacht wäre. Breit, hohl und markig gehen sie daher, daß sie fortgesetzte Gehirnkammern scheinen; bei manchen Gattungen gehen die Stirnhöhlen weit herauf, um vielleicht auch den Sinn des Geruchs zu verstärken, und so, wenn ich so sagen darf, ist ein großer Teil der

Tierseele *geruchartig*. Die Sehnerven folgen, da nach dem Geruch dieser Sinn dem Geschöpf der nötigste war; sie gelangen schon mehr zur mittlern Region des Gehirns, wie sie auch einem feineren Sinn dienen. Die andern Nerven, die ich nicht hererzählen will, folgen in der Maße, wie die äußere und innere Organisation einen Zusammenhang der Teile fodert, so daß z.B. die Nerven und Muskeln der Teile des Hinterhaupts den Mund, die Kinnbacken u. f. stützen und beseelen. Sie schließen also gleichsam das Antlitz und machen das äußere Gebilde so zu einem Ganzen, wie es nach dem Verhältnis innerer Kräfte das Innere war; nur berechne man dieses nicht bloß auf das Gesicht, sondern auf den ganzen Körper. Es ist sehr angenehm, die verschiedenen Verhältnisse verschiedener Gestalten vergleichend durchzugehen und die innern Gewichte zu betrachten, die die Natur für jedes Geschöpf aufhing. Wo sie versagte, erstattete sie; wo sie verwirren mußte, verwirrte sie weise, d. i. der äußern Organisation des Geschöpfs und seiner ganzen Lebensweise harmonisch. Sie hatte aber immer ihren Typus im Auge und wich ungern von ihm ab, weil ein gewisses analoges *Empfinden und Erkennen* der Hauptzweck war, zu dem sie alle Erdorganisationen bilden wollte. Bei Vögeln, Fischen und den verschiedensten Landtieren ist dies in einer fortgehenden Analogie zu zeigen.

6. Und so kommen wir auf den Vorzug des Menschen in seiner Gehirnbildung. Wovon hängt er ab? Offenbar von seiner *vollkommenen Organisation im ganzen* und zuletzt von seiner aufrechten Stellung. Jedes Tiergehirn ist nach der Bildung seines Kopfs, oder vielmehr diese nach ihm, geformt, weil die Natur von innen aus wirkt. Zu welchem Gange, zu welchem Verhältnis der Teile gegeneinander, zu welchem Habitus endlich sie das Geschöpf bestimmte, darnach mischte und ordnete sie auch seine organischen Kräfte. Und so ward das Gehirn groß oder klein, breit oder schmal, schwer oder leicht, viel- oder einartig, nachdem seine Kräfte waren und in welchem Verhältnis sie gegeneinander wirkten. Darnach wurden auch die Sinne des Geschöpfes stark oder schwach, herrschend oder dienend. Höhlen und Muskeln des Vorder- und Hinterhaupts bildeten sich, nachdem die Lymphe gravitierte, kurz, nach dem *Winkel der organischen Hauptrichtung*. Von zahlreichen Proben, die hierüber aus Gattungen und Geschlechtern angeführt werden könnten, führe ich nur zwei oder drei an. Was bildet den organischen Unterschied unsers Haupts vom Kopf des Affen? Der Winkel seiner Hauptrichtung. Der Affe hat alle Teile des Gehirns, die der Mensch hat; er hat sie aber nach der Gestalt seines Schädels in einer zurückgedrückten Lage, und diese hat er, weil sein Kopf unter einem andern Winkel geformt und er

nicht zum aufrechten Gange gemacht ist. Sofort wirkten alle organischen Kräfte anders: Der Kopf ward nicht so hoch, nicht so breit, nicht so lang wie der unsre; die niedern Sinne traten mit dem Unterteil des Gesichts hervor, und es ward ein Tiergesicht, so wie sein zurückgeschobnes Gehirn immer nur ein Tiergehirn blieb; wenn er auch alle Teile des menschlichen Gehirns hätte, er hat sie in andrer Lage, in anderm Verhältnis. Die parisischen Zergliederer fanden in ihren Affen die Vorderteile menschenähnlich, die innern aber von dem kleinen Gehirn alle im Verhältnis tiefer; die Zirbeldrüse war konisch, ihre Spitze nach dem Hinterhaupt gekehrt u. f. - lauter Verhältnisse aus diesem Winkel der Hauptrichtung zu seinem Gange, zu seiner Gestalt und Lebensweise. Der Affe, den Blumenbach²⁸ zergliederte, war noch tierischer, wahrscheinlich weil er von einer niedrigeren Art war; daher sein größeres Cerebellum, daher die andern fehlende Unterschiede in den wichtigsten Regionen. Beim Orang-Utang fallen diese weg, weil sein Haupt minder zurückgebogen, sein Gehirn minder zurückgedrückt ist; indessen noch zurückgedrückt genug, wenn man es mit dem hoch- und rund- und freigewölbten menschlichen Gehirn vergleicht, der einzigen schönen Kammer der vernünftigen Ideenbildung. Warum hat das Pferd kein Wundernetz (Rete mirabile) gleich andern Tieren? Weil sein Haupt emporsteht und sich die

Hauptader schon einigermaßen dem Menschen ähnlich, ohne diese Versiegungen wie bei hangenden Tierhäuptern, erhebet. Es ward also auch ein edleres, rasches, mutiges Tier, von vieler Wärme, von wenigem Schlaf; da hingegen bei Geschöpfen, denen ihr Haupt niedersank, die Natur im Bau des Gehirns soviel andre Anstalten vorzukehren hatte, sogar daß sie die Hauptteile desselben mit einer beinern Wand unterschied. Alles kam also auf die *Richtung* an, nach und zu der sie das Haupt der Organisation des ganzen Körpers gemäß formte. Ich schweige von mehreren Beispielen mit dem Wunsch, daß forschende Zergliederer, insonderheit bei menschenähnlichen Tieren, auf dies innere Verhältnis der Teile *nach der Lage gegeneinander und nach der Richtung des Haupts in seiner Organisation zum Ganzen* Rücksicht nehmen möchten; hier, glaube ich, wohnt der Unterschied einer Organisation zu diesem oder jenem Instinkt, zur Wirkung einer Tier- oder Menschenseele; denn jedes Geschöpf ist in allen seinen Teilen ein lebendig zusammenwirkendes Ganze.

7. Selbst der Winkel der menschlichen Wohlgestalt oder Mißbildung scheint sich aus diesem einfachen und allgemeinen Gesetz der Bildung des Haupts zum aufrechten Gange bestimmen zu lassen; denn da diese Form des Kopfs, diese Ausbreitung des Gehirns in seine weiten und schönen Hemisphäre, mithin die

innere Bildung zur Vernunft und Freiheit nur auf einer aufrechten Gestalt möglich war, wie das Verhältnis und die Gravitation dieser Teile selbst, die Proportion ihrer Wärme und die Art ihres Blutumlaufs zeigt, so konnte auch aus diesem innern Verhältnis nichts anders als die menschliche Wohlgestalt werden. Warum neiget sich die griechische Form des Oberhaupts so angenehm vor? Weil sie den weitesten Raum eines freien Gehirns umschließt, ja auch schöne, gesunde Stirnhöhlen verrät, also einen Tempel *jugendlich-schöner und reiner Menschengedanken*. Das Hinterhaupt dagegen ist klein; denn das tierische Cerebellum soll nicht überwiegen. So ist's mit den andern Teilen des Gesichts; sie zeigen als sinnliche Organe die schönste Proportion der sinnlichen Kräfte des Gehirns an, und jede Abweichung davon ist tierisch. Ich bin gewiß, daß wir über die Zusammenstimung dieser Teile einst noch eine so schöne Wissenschaft haben werden, als uns die bloß erratende Physiognomik schwerlich allein gewähren kann. Im Innern liegt der Grund des Äußern, weil durch organische Kräfte alles von innen heraus gebildet ward und jedes Geschöpf eine so ganze Form der Natur ist, als ob sie nichts anders geschaffen hätte.

Blick also auf gen Himmel, o Mensch, und erfreue dich schaudernd deines unermeßlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Principium,

deine aufrechte Gestalt, knüpfte! Gingest du wie ein Tier gebückt, wäre dein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt und darnach der Gliederbau geordnet: wo bliebe deine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit, unsichtbar in dich gesenket? Selbst die Elenden, die unter die Tiere gerieten, verloren es: wie sich ihr Haupt mißbildete, verwilderten auch die inneren Kräfte; gröbere Sinnen zogen das Geschöpf zur Erde nieder. Nun aber durch die Bildung deiner Glieder zum aufrechten Gange bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung; mithin gewann das Hirn, dies zarte, ätherische Himmelsgewächs, völligen Raum, sich umherzubreiten und seine Zweige abwärts zu versenden. Gedankenreich wölbte sich die Stirn, die tierischen Organe traten zurück, es ward eine menschliche Bildung. Je mehr sich der Schädel hob, desto tiefer trat das Gehör hinab; es fügte sich mit dem Gesicht freundschaftlicher zusammen, und beide Sinne bekamen einen innern Zutritt zur heiligen Kammer der Ideenbildung. Das kleinere Gehirn, die sprossende Blüte des Rückens und der sinnlichen Lebenskräfte, trat, da es bei den Tieren herrschender war, mit dem andern Gehirn in ein untergeordnetes milderes Verhältnis. Die Strahlen der wunderbar schönen gestreiften Körper wurden bei dem Menschen gezeichneter und feiner; ein Fingerzeig auf das unendlich feinere Licht, das in

dieser mittlern Region zusammen- und auseinanderstrahlet. So ward, wenn ich in einem Bilde reden darf, die Blume gebildet, die auf dem verlängerten Rückenmark nur emporsproßte, sich aber vornweg zu einem Gewächs voll ätherischer Kräfte wölbet, das nur auf diesem emporstrebenden Baum erzeugt werden konnte.

Denn ferner: Die ganze Proportion der organischen Kräfte eines Tiers ist der Vernunft noch nicht günstig. In seiner Bildung herrschen Muskelkräfte und sinnliche Lebensreize, die nach dem Zweck des Geschöpfs in jede Organisation eigen verteilt sind und den herrschenden *Instinkt* jedweder Gattung bilden. Mit der aufrechten Gestalt des Menschen stand ein Baum da, dessen Kräfte so proportioniert sind, daß sie dem Gehirn, als ihrer Blume und Krone, die feinsten und reichsten Säfte geben sollten. Mit jedem Aderschlag erhebt sich mehr als der sechste Teil des Bluts im menschlichen Körper allein zum Haupt; der Hauptstrom desselben erhebt sich gerade und krümmt sich sanft und teilt sich allmählich, also daß auch die entferntesten Teile des Haupts von seinem und seiner Brüder Strömen Nahrung und Wärme erhalten. Die Natur bot alle ihre Kunst auf, die Gefäße desselben zu verstärken, seine Macht zu schwächen und zu verfeinern, es lange im Gehirne zu halten und, wenn es sein Werk getan hat, es sanft vom Haupt zurückzuleiten.

Es entsprang aus Stämmen, die, dem Herzen nahe, noch mit aller Kraft der ersten Bewegung wirken, und vom ersten Lebensanfang an arbeitet die ganze Gewalt des jungen Herzens auf diese, die empfindlichsten und edelsten Teile. Die äußern Glieder bleiben noch ungeformt, damit zuerst nur das Haupt und die innern Teile aufs zartste bereitet werden. Mit Verwundern sieht man nicht nur das gewaltige Übermaß derselben, sondern auch ihre feine Struktur in den einzelnen Sinnen des Ungeborenen, als ob die große Künstlerin denselben allein zum Gehirn und zu den Kräften innerer Bewegung erschaffen wollte, bis sie allmählich auch die andern Glieder als Werkzeuge und Darstellung des Innern nachholet. Schon also im Mutterleibe wird der Mensch zur aufrechten Stellung und zu allem, was von ihr abhängt, gebildet. In keinem hangenden Tierleibe wird er getragen; ihm ist eine künstlichere Formungsstätte bereitet, die auf ihrer Basis ruhet. Da sitzt der kleine Schlafende, und das Blut dringt zu seinem Haupt, bis dieses durch seine eigne Schwere sinket. Kurz, der Mensch ist, was er sein soll (und dazu wirken alle Teile), ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer feinern Gedankenbildung.

II

Zurücksicht von der Organisation des menschlichen Haupts auf die niedern Geschöpfe, die sich seiner Bildung nähern

Ist unser Weg bisher richtig gewesen, so muß, da die Natur immer gleichförmig wirkt, auch bei niedrigeren Geschöpfen dieselbe Analogie im Verhältnis ihres Haupts zu dem gesamten Gliederbau herrschen, und sie herrscht auf die augenscheinlichste Weise. Wie die Pflanze darauf arbeitet, das Kunstwerk der Blume, als des Geschöpfs Krone, hervorzutreiben, so arbeitet der ganze Gliederbau in den lebendigen Geschöpfen, um das Haupt als seine Krone zu nähren. Man sollte sagen, daß der Reihe der Geschöpfe nach die Natur allen ihren Organismus anwende, immer mehr und ein feineres Gehirn zu bereiten, mithin dem Geschöpf einen freieren Mittelpunkt von Empfindungen und Gedanken zu sammeln. Je weiter sie hinauf-rückt, desto mehr treibt sie ihr Werk; soviel sie nämlich tun kann, ohne das Haupt des Geschöpfs zu beschweren und seine sinnlichen Lebensverrichtungen zu stören. Lasset uns einige Glieder dieser hinaufsteigenden organischen Empfindungskette, auch in der *äußern Form und Richtung ihres Haupts*, bemerken.

1. In Tieren, wo das Haupt mit dem Körper noch horizontal liegt, findet die wenigste Ausarbeitung des Gehirns statt; die Natur hat ihre Reize und Triebe tiefer umher verbreitet. Würmer und Pflanzentiere, Insekten, Fische, Amphibien sind dergleichen. In den untersten Gliedern der organischen Kette ist kaum noch ein Haupt sichtbar; in andern kommt's wie ein Auge hervor. Klein ist's in den Insekten; in den Fischen ist Haupt und Körper noch eins, und in den Amphibien behält es größtenteils noch seine Horizontallage mit dem ganzen kriechenden Körper. Je mehr es sich losmacht und hebet, desto mehr erwacht das Geschöpf aus seiner tierischen Dumpfheit, um so mehr tritt auch das Gebiß zurück und scheint nicht mehr die ganze vorgestreckte Kraft des horizontalen Körpers. Man vergleiche den Haifisch, der gleichsam ganz Rachen und Gebiß ist, oder den verschlingenden schleichenden Krokodil mit feinem Organisationen, und man wird durch zahlreiche Beispiele auf den Satz geführt werden, daß: *je mehr das Haupt und der Körper eines Tiers eine ungetrennte horizontale Linie sind, desto weniger ist bei ihm zum erhöhtern Gehirn Raum, desto mehr ist sein hervorspringender, ungelenkiger Rachen das Ziel seiner Wirkung.*

2. Je vollkommener das Tier wird, desto mehr kommt's gleichsam von der Erde herauf: es bekommt höhere Füße, die Wirbel seines Halses gliedern sich

nach der Organisation seines Baues, und nach dem Ganzen bekommt der Kopf *Stellung und Richtung*. Auch hier vergleiche man die Panzer- und Beuteltiere, den Igel, die Ratte, den Vielfraß und andre niedrige Geschlechter mit den edleren Tieren. Bei jenen sind die Füße kurz, der Kopf steckt zwischen den Schultern, der Mund stehet lang und vorwärts; bei diesen wird Gang und Kopf leichter, der Hals gegliederter, der Mund kürzer; natürlicherweise bekommt auch das Hirn dadurch einen höhern, weitem Raum. Man kann also den zweiten Satz annehmen, daß: *je mehr sich der Körper zu heben und sich das Haupt vom Gerippe hinaufwärts loszugliedern strebt, desto feiner wird des Geschöpfs Bildung*. Nur muß dieser Satz, so wie der vorige, nicht nach einzelnen Gliedern, sondern nach dem ganzen Verhältnis und Bau des Tiers verstanden werden.

3. Je mehr an dem erhöhtern Kopf die Unterteile des Gesichts abnehmen oder zurückgedrängt werden, desto edler wird die Richtung desselben, desto verständiger sein Antlitz. Man vergleiche den Wolf und den Hund, die Katze und den Löwen, das Nashorn und den Elefanten, das Roß und das Flußpferd. Je breiter, gröber und herabziehender gegenteils die Unterteile des Gesichts sind, desto weniger bekommt der Kopf Schädel und der Oberteil des Gesichts Antlitz. Hiernach unterscheiden sich nicht nur die Tierarten

überhaupt, sondern auch eine und dieselbe nach Klimaten. Man betrachte den weißen nordischen Bär und den Bär wärmerer Länder oder die verschiedenen Gattungen der Hunde, Hirsche, Rehe; kurz, *je weniger das Tier gleichsam Kinnbacke und je mehr es Kopf ist, desto vernunftähnlicher wird seine Bildung*. Um sich diese Ansicht klärer zu machen, ziehe man vom letzten Halswirbel des Tiergerippes Linien zur höchsten Scheitelhöhe, zum vordersten Stirnbein und zum äußersten Punkt der Oberkinnlade, so wird man in den mancherlei Winkeln nach Geschlechtern und Arten die mannigfaltige Verschiedenheit sehen, zugleich aber auch inne werden, daß alles dies ursprünglich vom mehr oder minder horizontalen Gange herühre und diesem diene.

Ich begegne mich hier mit dem feinen Verhältnis, das Camper über die Bildung der Affen und Menschen und unter diesen der verschiedenen Nationalbildungen gegeben hat²⁹, indem er nämlich eine gerade Linie durch die Höhlen des Ohrs bis zum Boden der Nase und eine andere von der höchsten Hervorragung des Stirnbeins bis auf den am meisten hervorragenden Teil der Oberkinnlade im schärfsten Profil zieht. Er meint in diesem Winkel nicht nur den Unterschied der Tiere, sondern auch der verschiedenen Nationen zu finden und glaubt, die Natur habe sich dieses Winkels bedient, alle Verschiedenheiten der Tiere zu

bestimmen und sie gleichsam stufenweise bis zum schönsten der Schönen Menschen zu erheben. »Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem sich das Tier der menschlichen Gestalt nähert. Die Affenköpfe steigen von 42 bis zu 50 Graden; der letzte ist dem Menschen ähnlich. Der Neger und Kalmucke haben 70, der Europäer 80 Grade, und die Griechen haben ihr Ideal von 90 bis zu 100 Graden verschönert. Was über diese Linie fällt, wird ein Ungeheuer; sie ist also das höchste, wozu die Alten die Schönheit ihrer Köpfe gebracht haben.« So frappant diese Bemerkung ist, so sehr freuet es mich, sie, wie ich glaube, auf ihren physischen Grund zurückführen zu können; es ist dieser nämlich *das Verhältnis des Geschöpfs zur horizontalen und perpendicularen Kopfstellung und Bildung*, von der am Ende die glückliche Lage des Gehirns sowie die Schönheit und Proportion aller Gesichtsteile abhängt. Wenn man das Campersche Verhältnis also vollständig machen und zugleich seinen Grund erweisen will, so darf man nur statt des Ohrs den letzten Halswirbel zum Punkt nehmen und von ihm zum letzten Punkt des Hinterhauptes, zum obersten des Scheitels, zum vordersten der Stirn, zum hervorspringendsten des Kinnbeins Linien ziehen, so wird nicht nur die Varietät der Kopfbildung selbst, sondern auch der Grund derselben sichtbar, daß alles von der

Formung und Richtung dieser Teile zum horizontalen und perpendikularen Gange, mithin zum ganzen Habitus des Geschöpfs abhänge und hiernach, zufolge eines einfachen Bildungsprincipium, in die größte Mannigfaltigkeit Einheit gebracht werden möge.

O daß ein zweiter Galen in unsern Tagen das Buch des alten von den Teilen des menschlichen Körpers insonderheit zu dem Zweck erneute, damit die Vollkommenheit unsrer Gestalt im aufrechten Gange nach allen Proportionen und Wirkungen offenbar würde! Daß er in fortgehender Vergleichung mit den uns nächsten Tieren den Menschen vom ersten Anfange seiner Sichtbarkeit in seinen tierischen und geistigen Verrichtungen, in der feinern Proportion aller Teile zueinander, zuletzt den ganzen sprossenden Baum bis zu seiner Krone, dem Gehirn, verfolgte und durch Vergleichen zeigte, wie eine solche nur hier sprossen konnte. Die aufgerichtete Gestalt ist die schönste und natürlichste für alle Gewächse der Erde. Wie der Baum aufwärts wächst, wie die Pflanze aufwärts blühet, so sollte man auch vermuten, daß jedes edlere Geschöpf diesen Wuchs, diese Stellung haben und nicht wie ein hingestrecktes, auf vier Stützen geschlagenes Gerippe sich herschleppen sollte. Aber das Tier mußte in diesen früheren Perioden seiner Niedergeschlagenheit noch animalische Kräfte ausarbeiten und sich mit Sinnen und Trieben üben lernen, ehe es zu

unsrer, der freiesten und vollkommensten Stellung gelangen konnte. Allmählich nahet es sich derselben: der kriechende Wurm erhebt, soviel er kann, vom Staube sein Haupt, und das Seetier schleicht gebückt ans Ufer. Mit hohem Halse stehet der stolze Hirsch, das edle Roß da, und dem gezähmten Tier werden schon seine Triebe gedämpft; seine Seele wird mit Vorideen genährt, die es zwar noch nicht fassen kann, die es aber auf Glauben annimmt und sich gleichsam blind zu ihnen gewöhnet. Ein Wink der fortbildenden Natur in ihrem unsichtbaren organischen Reich, und der tierisch-hinabgezwungene Körper richtet sich auf: der Baum seines Rückens sproßt gerader und effloresziert feiner, die Brust hat sich gewölbet, die Hüften geschlossen, der Hals erhoben, die Sinne sind schöner geordnet und strahlen zusammen ins hellere Bewußtsein, ja zuletzt in *einen* Gottesgedanken. Und das alles, wodurch anders als vielleicht, wenn die organischen Kräfte satksam geübt sind, durch *ein* Machtwort der Schöpfung: *Geschöpf, steh auf von der Erde!*

III

Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisieret

Nahe dem Boden hatten alle Sinnen des Menschen nur einen kleinen Umfang, und die niedrigen drängten sich den edlern vor, wie das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Geruch und Geschmack waren, wie bei dem Tier, ihre ziehenden Führer.

- Über die Erde und Kräuter erhoben, herrschet der Geruch nicht mehr, sondern das Auge; es hat ein weiteres Reich um sich und übet sich von Kindheit auf in der feinsten Geometrie der Linien und Farben. Das Ohr, unter den hervortretenden Schädel tief hinuntergesetzt, gelangt näher zur innern Kammer der Ideensammlung, da es bei dem Tier lauschend hinaufsteht und bei vielen auch seiner äußern Gestalt nach zugespitzt horchet.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf; denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernet, wird er eingeweiht, alle zu lernen und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden. Siehe das Tier! Es hat zum Teil schon Finger wie der Mensch; nur sind sie hier in einen Huf, dort in eine Klaue oder in ein ander

Gebilde eingeschlossen und durch Schwielen verderbet. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände, Werkzeuge der feinsten Hantierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen. Helvétius hat sofern recht, daß die Hand dem Menschen ein großes Hülfsmittel seiner Vernunft gewesen; denn was ist nicht schon der Rüssel dem Elefanten? Ja dieses zarte Gefühl der Hände ist in seinen Körper verbreitet, und bei verstümmelten Menschen haben die Zehen des Fußes oft Kunststücke geübet, die die Hand nicht üben konnte. Der kleine Daum, der große Zeh, die auch der Struktur ihrer Muskeln nach so besonders gebildet sind, ob sie uns gleich verachtete Glieder scheinen, sind uns die notwendigsten Kunstgehülfen zum Stehen, Gehen, Fassen und allen Verrichtungen der kunstarbeitenden Seele.

Man hat so oft gesagt, daß der Mensch wehrlos erschaffen worden und daß es einer seiner unterscheidenden Geschlechtscharaktere sei, nichts zu vermögen. Es ist nicht also; er hat Waffen der Verteidigung wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehret sich mit Sand und Steinen; er klettert und rettet sich vor den Schlangen, seinen ärgsten Feinden; er deckt Häuser ab und kann Menschen morden. Das wilde Mädchen zu Songi schlug ihre Mitschwester mit der Keule vor den Kopf und ersetzte mit Klettern

und Laufen, was ihr an Stärke abging. Also auch der verwilderte Mensch ist seiner Organisation nach nicht ohne Verteidigung; und aufgerichtet, kultiviert - welch Tier hat das vielarmige Werkzeug der Kunst, was er in seinem Arm, in seiner Hand, in der Geschlankigkeit seines Leibes, in allen seinen Kräften besitzt? Kunst ist das stärkste Gewehr, und er ist ganz Kunst, ganz und gar organisierte Waffe. Nur zum Angriff fehlen ihm Klauen und Zähne; denn er sollte ein friedliches, sanftmütiges Geschöpf sein; zum Menschenfressen ist er nicht gebildet.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menschensinn verborgen, die hie und da meistens nur Not, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdeckt und die uns ahnen lassen, was für andre, für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns liegen mögen. Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtnis bis zu einem Grad erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünket, so mögen unentdeckte Welten der Mannigfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unsrer vielorganisierten Maschine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr! Zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt und wird in einem höhern Zustande gewiß weiter gelangen, da, wie Berkeley sagt, das Licht eine

Sprache Gottes ist, die unser feinsten Sinn in tausend Gestalten und Farben unablässig nur buchstabiert. Der Wohlklang, den das menschliche Ohr empfindet und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Meßkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübt, so wie sie durchs Auge, indem der Lichtstrahl auf ihm spielt, die feinste Geometrie beweist. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unserem Dasein einen Schritt weiter, alles das mit klarem Blick sehen, was wir in unserer vielorganisierten göttlichen Maschine mit Sinne und Kräften dunkel üben und in welchem sich seiner Organisation gemäß das Tier schon vorzuüben scheint.

Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte: es war *das göttliche Geschenk der Rede*. Nur durch die Rede wird die schlummernde Vernunft erweckt, oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch sich selbst ewig tot geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne eins und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und anderer Glieder nur gehorcht. Das Beispiel der Taub- und Stummgeborenen zeigt, wie wenig der Mensch auch

mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange und in welcher tierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach, was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter als der Affe nach, weil das innere Kriterium der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlet. Man hat Beispiele³⁰, daß ein Taub- und Stummgeborener seinen Bruder mordete, da er ein Schwein morden sah, und wühlte, bloß der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben: schrecklicher Beweis, wie wenig die gepriesene menschliche Vernunft und das Gefühl unsrer Gattung *durch sich selbst vermöge*. Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unsrer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinnen und Gedanken allmählich in Flammen brachte.

Bei den Tieren sehen wir Voranstalten zur Rede, und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden. Zum Werk des Atemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwerchfell und sogar Teile des Unterleibes, des Nackens, des Halses und der Oberarme erfordert: zu diesem großen Werk also baute die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Ribben, Muskeln und Adern; sie gab den Teilen der Brust die Festigkeit und

Beweglichkeit, die zu ihm gehören, und ging von den niedrigeren Geschöpfen immer höher, eine vollkommene Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugeborne Tier den ersten Atemzug in sich, ja es drängt sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viel Teile sind zu diesem Werk geschaffen; denn fast alle Teile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Gedeihen Luft nötig. Indessen so sehr sich alles nach diesem lebendigen Gottesatem drängt, so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache *Glied der Zunge* befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt, sondern auch alles ausgerichtet hat, was Menschen auf der Erde getan haben. Unendlich schön ist's, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom stummen Fisch, Wurm und Insekt das Geschöpf allmählich zum Schall und zur Stimme hinauffördert. Der Vogel freuet sich seines Gesanges als des künstlichsten Geschäfts und zugleich des herrlichsten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Tier, das Stimme hat, ruft sie zu Hülfe, sobald es Neigungen fühlet und der innere Zustand seines Wesens

freudig oder leidend hinauswill. Es gestikuliert wenig; und nur die Tiere sprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweise der lebendige Laut versagt ist. Die Zunge einiger ist schon gemacht, menschliche Worte nachsprechen zu können, deren Sinn sie doch nicht begreifen; die Organisation von außen, insonderheit unter der Zucht des Menschen, eilt dem innern Vermögen gleichsam zum voraus. Hier aber schloß sich die Tür, und dem menschenähnlichsten Affen ist die Rede durch eigne Seitensäcke, die die Natur an seine Luftröhre hing, gleichsam absichtlich und gewaltsam versaget³¹.

Warum tat dies der Vater der menschlichen Rede? Warum wollte er das Geschöpf, das alles nachahmt, gerade dies Kriterium der Menschheit nicht nachahmen lassen und versperrte ihm dazu durch eigne Hindernisse den Weg unerbittlich? Man gehe in Häuser der Wahnsinnigen und höre ihr Geschwätz; man höre die Rede mancher Mißgebornen und äußerst Einfältigen, und man wird sich selbst die Ursache sagen. Wie wehe tut uns ihre Sprache und das entweihete Geschenk der menschlichen Rede! und wie entweiheter würde sie im Munde des lüsternen, groben, tierischen Affen werden, wenn er menschliche Worte, wie ich nicht zweifle, mit halber Menschenvernunft nachäffen könnte. Ein abscheuliches Gewebe menschenähnlicher Töne und Affengedanken - nein, die göttliche

Rede sollte dazu nicht erniedrigt werden, und der Affe ward stumm, stummer als andre Tiere, wo ein jedes bis zum Frosch und zur Eidechse hinunter seinen eignen Schall hat.

Aber den Menschen baute die Natur zur Sprache; auch zu ihr ist er aufgerichtet und an eine emporstrebende Säule seine Brust gewölbet. Menschen, die unter die Tiere gerieten, verloren nicht nur die Rede selbst, sondern zum Teil auch die Fähigkeit zu derselben: ein offenbares Kennzeichen, daß ihre Kehle mißgebildet worden und daß nur im aufrechten Gange wahre menschliche Sprache stattfindet. Denn obgleich mehrere Tiere menschenähnliche Sprachorgane haben, so ist doch, auch in der Nachahmung, keines derselben des *fortgehenden* Stroms der Rede aus unsrer erhabnen, freien, menschlichen Brust, aus unserm engern und künstlich verschlossenen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nachahmen und ist, wie Monboddo sagt, der Mock-bird unter den Geschöpfen der Erde, sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Kultur an; denn nur durch sie beherrschet er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens, dazu er durch seine Organisation nur fähig war,

mächtig. Höhere Geschöpfe mögen und müssen es sein, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein gesehenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden und sie unterscheidend zu fixieren; der Mensch der Erde ist noch ein Zögling des Ohrs, durch welches er die Sprache des Lichts allmählich erst verstehen lernet. Der Unterschied der Dinge maß ihm durch Beihülfe eines andern erst in die Seele gerufen werden, da er denn, vielleicht zuerst atmend und keichend, dann schallend und sangbar seine Gedanken mitteilen lernte. Ausdrückend ist also der Name der Morgenländer, mit dem sie die Tiere die *Stummen der Erde* nennen; nur mit der Organisation zur Rede empfang der Mensch den Atem der Gottheit, den Samen zur Vernunft und ewigen Vervollkommnung, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde, kurz, die göttliche Ideenkunst, die Mutter aller Künste.

IV

Der Mensch ist zu feinern Trieben, mithin zur Freiheit organisieret

Man spricht sich's einander nach, daß der Mensch ohne Instinkt sei und daß dies instinktlose Wesen den Charakter seines Geschlechts ausmache; er hat alle Instinkte, die ein Erdetier um ihn besitzt, nur, er hat sie alle, seiner Organisation nach, zu einem feinern Verhältnis gemildert.

Das Kind in Mutterleibe scheint alle Zustände durchgehen zu müssen, die einem Erdegeschöpf zukommen können. Es schwimmt im Wasser; es liegt mit offenem Munde; sein Kiefer ist groß, eh eine Lippe ihn bedecken kann, die sich nur spät bildet; sobald es auf die Welt kommt, schnappt es nach Luft, und Saugen ist seine ungelernete erste Verrichtung. Das ganze Werk der Verdauung und Nahrung, des Hungers und Durstes geht instinktmäßig oder durch noch dunklere Triebe seinen Gang fort. Die Muskeln- und Zeugungskräfte streben eben also zur Entwicklung, und ein Mensch darf nur durch Affekt oder Krankheit wahnsinnig sein, so siehet man bei ihm alle tierische Triebe. Not und Gefahr entwickeln bei Menschen, ja bei ganzen Nationen, die animalisch leben, auch

tierische Geschicklichkeiten, Sinnen und Kräfte.

Also sind dem Menschen die Triebe nicht sowohl geraubt, als bei ihm *unterdrückt* und unter die Herrschaft der Nerven und der feinern Sinne *geordnet*. Ohne sie könnte auch das Geschöpf, das noch größtentheils Tier ist, gar nicht leben.

Und wie werden sie unterdrückt? Wie bringt die Natur sie unter die Herrschaft der Nerven? Lasset uns ihren Gang von Kindheit auf betrachten; er zeigt uns das, was man oft so töricht als menschliche Schwachheit bejammert hat, von einer ganz andern Seite.

Das menschliche Kind kommt schwächer auf die Welt als keins der Tiere, offenbar, weil es zu einer Proportion gebildet ist, die in Mutterleibe nicht ausgebildet werden konnte. Das vierfüßige Tier nahm in seiner Mutter vierfüßige Gestalt an und gewann, ob es gleich anfangs ebenso unproportioniert am Kopf ist wie der Mensch, zuletzt völliges Verhältnis; oder bei nervenreichen Tieren, die ihre Jungen schwach gebären, erstattet sich doch das Verhältnis der Kräfte in einigen Wochen und Tagen. Der Mensch allein bleibt lange schwach; denn sein Gliederbau ist, wenn ich so sagen darf, dem *Haupt zuerschaffen* worden, das übermäßig groß in Mutterleibe zuerst ausgebildet ward und also auf die Welt tritt Die andern Glieder, die zu ihrem Wachstum irdische Nahrungsmittel, Luft und Bewegung brauchen, kommen ihm lange nicht

nach, ob sie gleich durch alle Jahre der Kindheit und Jugend zu ihm und nicht das Haupt verhältnismäßig zu ihnen wächst. Das schwache Kind ist also, wenn man will, ein Invalide seiner obern Kräfte, und die Natur bildet diese unablässig und am frühesten weiter. Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben. Es übt sie so instinktmäßig als das Tier, nur auf eine feinere Weise. Nicht durch angeborne Fertigkeiten und Künste, denn alle Kunstfertigkeiten der Tiere sind Folgen gröberer Reize; und wären diese von Kindheit an herrschend da, so bliebe der Mensch ein Tier, so würde er, da er schon alles kann, ehe er's lernte, nichts Menschliches lernen. Entweder mußte ihm also die Vernunft als Instinkt angeboren werden, welches sogleich als Widerspruch erhellen wird, oder er mußte, wie es jetzt ist, schwach auf die Welt kommen, um *Vernunft zu lernen*.

Von Kindheit auf lernet er diese und wird, wie zum künstlichen Gange, so auch zu ihr, zur Freiheit und menschlichen Sprache durch Kunst gebildet. Der Säugling wird an die Brust der Mutter über ihrem Herzen gelegt; die Frucht ihres Leibes wird der Zögling ihrer Arme. Seine feinsten Sinne, Auge und Ohr, erwachen zuerst und werden durch Gestalten und Töne geleitet; wohl ihm, wenn sie glücklich geleitet werden. Allmählich entfaltet sich sein Gesicht und

hängt am Auge der Menschen um ihn her, wie sein Ohr an der Sprache der Menschen hängt und durch ihre Hülfe die ersten Begriffe unterscheiden lernet. Und so lernt seine Hand allmählich greifen; nun erst streben seine Glieder nach eigener Übung. Er war zuerst ein Lehrling der zwei feinsten Sinne; denn der künstliche Instinkt, der ihm angebildet werden soll, ist *Vernunft, Humanität, menschliche Lebensweise*, die kein Tier hat und lernet. Auch die gezähmten Tiere nehmen nur tierisch einiges von Menschen an, aber sie werden nicht Menschen.

Hieraus erhellet, was menschliche Vernunft sei: ein Name, der in den neuern Schriften so oft als ein angeborenes Automat gebraucht wird und als solches nichts als Mißdeutung giebet. Theoretisch und praktisch ist Vernunft nichts als etwas Vernommenes, eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch nach seiner Organisation und Lebensweise gebildet worden. Eine Vernunft der Engel kennen wir nicht, sowenig als wir den innern Zustand eines tiefern Geschöpfs unter uns innig einsehn; die Vernunft des Menschen ist *menschlich*. Von Kindheit auf vergleicht er Ideen und Eindrücke seiner zumal feinem Sinne nach der Feinheit und Wahrheit, in der sie ihm diese gewähren, nach der Anzahl, die er empfängt, und nach der innern Schnellkraft, mit der er sie verbinden lernet. Das hieraus entstandne Eins ist sein

Gedanke, und die mancherlei Verknüpfungen dieser Gedanken und Empfindungen zu Urteilen von dem, was wahr und falsch, gut und böse, Glück und Unglück ist: das ist seine Vernunft, das fortgehende Werk der Bildung des menschlichen Lebens. Sie ist ihm nicht angeboren, sondern er hat sie erlangt; und nachdem die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte, nachdem die innere Kraft und Energie war, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband, nachdem ist auch seine Vernunft reich oder arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohlerzogen wie sein Körper. Täuschte uns die Natur mit Empfindungen der Sinne, so müßten wir uns ihr zur Folge täuschen lassen; nur so viele Menschen einerlei Sinne hätten, so viele täuschten sich gleichförmig. Täuschen uns Menschen, und wir haben nicht Kraft oder Organ, die Täuschung einzusehen und die Eindrücke zur bessern Proportion zu sammeln, so wird unsre Vernunft krüppelhaft, und oft krüppelhaft aufs ganze Leben. Eben - weil der Mensch alles lernen muß, ja, weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles wie seinen geraden Gang zu lernen, so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kömmt oft nur durch Irren zur Wahrheit, indessen sich das Tier auf seinem vierfüßigen Gange sicher fortträgt; denn die stärker ausgedruckte Proportion seiner Sinne und Triebe sind seine Führer. Der

Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt, aufgerichtet weit umherzuschauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urteile ruhe; indessen ist und bleibt er seiner hohen *Verstandesbestimmung* nach, was kein anderes Erdengeschöpf ist: ein Göttersohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, lasset uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt und wieviel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselbe einer so schwachen, vielfachgemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Tier ist nur ein gebückter Sklave, wenngleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß notdürftigen Trieben dienen und in diesem Dienst sich erst zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste *Freigelassene* der Schöpfung; er stehet aufrecht. Die Waage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die

Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, *selbst Gewicht zu sein* auf der Waage. Er kann dem trüglichen Irrtum Schein geben und ein freiwillig Betrogen werden; er kann die Ketten, die ihn, seiner Natur entgegen, fesseln, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der getäuschten Vernunft ging, gehet's auch mit der mißbrauchten oder gefesselten Freiheit; sie ist bei den meisten das Verhältnis der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgestellt haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Tier werden.

Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach, und selbst im ärgsten Mißbrauch derselben, ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteste wählte; er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigener Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowohl seine Vernunft als Freiheit begrenzt; und sie ist glücklich begrenzt, weil, der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selbst aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt

für sich ein freies Geschöpf, obwohl die all umfassende Güte ihn auch in seinen Torheiten umfasst und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenket. Wie kein getriebenes Geschoß der Atmosphäre entfliehen kann, aber auch, wenn es zurückfällt, nach einen und denselben Naturgesetzen wirkt, so ist der Mensch im Irrtum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigeborner; wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig; wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar. Der Menschenfresser in Neuseeland und Fenelon, der verworfene Pescherei und Newton sind Geschöpfe einer und derselben Gattung.

Nun scheint es zwar, daß auf unsrer Erde alle ihr mögliche Verschiedenheit auch im Gebrauch dieser Gaben stattfinden sollte, und es wird ein Stufengang sichtbar vom Menschen, der zunächst ans Tier grenzt, bis zum reinsten Genius im Menschenbilde. Wir dürfen uns auch hierüber nicht wundern, da wir die große Gradation der Tiere unter uns sehen und Welch einen langen Weg die Natur nehmen mußte, um die kleine aufspassende Blüte von Vernunft und Freiheit in uns organisierend vorzubereiten. Es scheint, daß auf unsrer Erde alles sein sollte, was auf ihr möglich war; und nur denn werden wir uns die Ordnung und Weisheit dieser reichen Fülle gnugsam erklären können,

wenn wir, einen Schritt weiter, den Zweck übersehen, wozu so mancherlei in diesem großen Garten der Natur sprossen mußte. Hier sehen wir meistens nur Gesetze der Notdurft obwalten; denn die ganze Erde, auch in ihren wildesten Entlegenheiten, sollte bewohnt werden; und nur der, der sie so fern streckte, weiß die Ursach, warum er auch Peschereis und Neu-seeländer in dieser seiner Welten zuließ. Dem größten Verächter des Menschengeschlechts ist's indessen unleugbar, daß, in so viel wilde Ranken Vernunft und Freiheit unter den Kindern der Erde aufgeschossen sind, diese edeln Gewächse unter dem Licht der himmlischen Sonne auch schöne Früchte getragen haben. Fast unglaublich wäre es, wenn es uns die Geschichte nicht sagte, in welche Höhen sich der menschliche Verstand gewagt und der schaffenden, erhaltenden Gottheit nicht nur nachzuspähen, sondern auch ordnend nachzufolgen bemüht hat. Im Chaos der Wesen, das ihm die Sinne zeigen, hat er Einheit und Verstand, Gesetze der Ordnung und Schönheit gesucht und gefunden. Die verborgensten Kräfte, die er von innen gar nicht kennet, hat er in ihrem äußern Gange belauscht und der Bewegung, der Zahl, dem Maß, dem Leben, sogar dem Dasein nachgespürt, wo er dieselbe im Himmel und auf Erden nur wirken sah. Alle seine Versuche hierüber, selbst wo er irrte oder nur träumen konnte, sind Beweise seiner Majestät,

einer gottähnlichen Kraft und Hoheit. Das Wesen, das alles schuf, hat wirklich einen Strahl seines Lichts, einen Abdruck der ihm eigensten Kräfte in unsre schwache Organisation gelegt, und so niedrig der Mensch ist, kann er zu sich sagen: »Ich habe etwas mit Gott gemein; ich besitze Fähigkeiten, die der Erhabenste, den ich in seinen Werken kenne, auch haben muß: denn er hat sie rings um mich offenbart.« Augenscheinlich war diese *Ähnlichkeit mit ihm selbst* die Summe aller seiner Erdeschöpfung. Er konnte auf diesem Schauplatz nicht höher hinauf; er unterließ aber auch nicht, bis zu ihr hinaufzusteigen und die Reihe seiner Organisationen zu diesem höchsten Punkt hinaufzuführen. Deswegen ward auch der Gang zu ihm bei aller Verschiedenheit der Gestalten so einförmig.

Gleicherweise hat auch die *Freiheit* im Menschengebilde edle Früchte getragen und sich sowohl in dem, was sie verschmähte, als was sie unternahm, ruhmwürdig gezeiget. Daß Menschen dem unsteten Zuge blinder Triebe entsagten und freiwillig den *Bund der Ehe*, einer geselligen Freundschaft, Unterstützung und Treue auf *Leben* und *Tod* knüpften; daß sie ihrem eignen Willen entsagten und Gesetze über sie herrschen lassen wollten, also den immer unvollkommenen Versuch einer *Regierung durch Menschen über Menschen* feststellten und ihn mit eignem

Blut und Leben schützten; daß edle Männer für ihr *Vaterland* sich hingaben und nicht nur in einem stürmischen Augenblick ihr Leben, sondern, was weit edler ist, die ganze Mühe ihres Lebens durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unverdrossen für nichts hielten, um einer blinden undankbaren Menge, wenigstens nach ihrer Meinung, Wohlsein und Ruhe zu schenken; daß endlich gotterfüllte Weise aus edlem Durst für die *Wahrheit, Freiheit* und *Glückseligkeit* unsers Geschlechts Schmach und Verfolgung, Armut und Not willig übernahmen und an dem Gedanken festhielten, daß sie ihren Brüdern das edelste Gut, dessen sie fähig wären, verschafft oder befördert hätten: wenn dieses alles nicht große Menschentugenden und die kraftvollsten Bestrebungen der *Selbstbestimmung* sind, die in uns liegen, so kenne ich keine andre. Zwar waren nur immer wenige, die hierin dem großen Haufen vorgingen und ihm als Ärzte heilsam aufzuzwangen, was dieser noch nicht selbst zu erwählen wußte; eben diese wenigen aber waren die Blüte des Menschengeschlechts, unsterbliche freie Göttersöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten statt Millionen.

V

*Der Mensch ist zur zartesten Gesundheit, zugleich
aber zur stärksten Dauer, mithin zur Ausbreitung
über die Erde organisieret*

Mit dem aufgerichteten Gange gewann der Mensch eine Zartheit, Wärme und Stärke, die kein Tier erlangen konnte. Im Stande der Wildheit wäre er größtenteils, insonderheit auf dem Rücken, mit Haaren bedeckt, und das wäre denn die Decke, über deren Entziehung der ältere Plinius die Natur so jammernd anklagt. Die wohltätige Mutter hat dem Menschen eine schönere Hülle gegeben, seine zarte und doch so harte Haut, die den Unfällen jeder Jahreszeit, den Abwechslungen jedes Klima zu widerstehen vermag, wenn einige Kunst, die diesem Geschöpf zweite Natur ist, Hülfe leistet.

Und zu dieser sollte ihn nicht nur die nackte Dürftigkeit, sondern etwas Menschlicheres und Schöneres, die holde *Scham*, leiten. Was auch einige Philosophen sagen mögen, so ist sie dem Menschen, ja schon ein dunkles Analogon derselben einigen Tierarten, natürlich; denn auch die Äffin bedeckt sich, und der Elefant sucht zur Begattung einsame dunkle Wälder. Wir kennen beinahe keine noch so tierische Nation³²

auf der Erde, die nicht, zumal bei den Weibern von den Jahren an, da die Triebe erwachen, die Bedeckung liebe; zumal auch die empfindliche Zartheit dieser Teile und andre Umstände eine Hülle fodern. Noch ehe der Mensch also seine andern Glieder gegen die Wut der Elemente, gegen den Stich der Insekten durch Kleider oder Salben zu schützen suchte, führte ihn eine Art *sinnlicher Ökonomie* des schnellsten und notwendigsten Triebes auf die Verhüllung. Unter allen edlern Tieren will das Weib gesucht sein und bietet sich nicht dar; sie erfüllet damit unwissend Absichten der Natur, und bei den Menschen ist das zartere Weib auch die weise Bewahrerin der holdseligen Scham, die bei der aufrechten Gestalt sich gar bald entwickeln mußte.-

Also bekam der Mensch Kleidung, und sobald er diese und einige andere Kunst hatte, war er vermögend, jedes Klima der Erde auszudauren und in Besitz zu nehmen. Wenige Tiere, fast der Hund allein, haben ihm in alle Gegenden nachfolgen können, und doch mit welcher Veränderung ihrer Gestalt, mit welcher Abartung ihres angeborenen Temperamentes! Der Mensch allein hat sich am wenigsten und in wesentlichen Teilen gar nicht verändert. Man erstaunt, wie ganz und einförmig sich seine Natur erhalten, wenn man die Abänderungen seiner wandernden Mitbrüder unter den Tieren siehet. Seine zarte Natur ist so

bestimmt, so vollkommen organisiert, daß er auf einer höchsten Stufe stehet und wenige Varietäten, die nicht einmal Anomalien zu nennen sind, sich an ihm möglich fanden.

Wodurch nun dieses? Abermals durch seine aufrechte Gestalt, durch nichts anders. Gingen wir, wie Bär und Affe, auf allen vieren, so lasset uns nicht zweifeln, daß auch die Menschenrassen (wenn mir das unedle Wort erlaubt ist) ihr eingeschränkteres Vaterland haben und nie verlassen würden. Der Menschenbär würde sein kaltes, der Menschenaffe sein warmes Vaterland lieben; so wie wir noch gewahr werden, daß, je tierischer eine Nation ist, desto mehr ist sie mit Banden des Leibes und der Seele an ihr Land und Klima befestigt.

Als die Natur den Menschen erhob, erhob sie ihn zur Herrschaft über die Erde. Seine aufrechte Gestalt gab ihm mit einem feiner organisierten Bau auch einen künstlichern Blutumlauf, eine vielartigere Mischung der Lebenssäfte, also auch jene *innigere, festere Temperatur der Lebenswärme*, mit der er allein ein Bewohner Siberiens und Afrikas sein konnte. Nur durch seinen aufgerichteten, künstlichern, organischen Bau ward er vermögend, eine Hitze und Kälte zu ertragen, die kein andres Erdengeschöpf umfasset, und sich dennoch nur im kleinsten Maß zu verändern.

Nun ward mit diesem zarteren Bau und mit allem,

was daraus folgte, auch freilich einer Reihe Krankheiten die Tür geöffnet, von denen das Tier nichts weiß und die Moscati³³ beredt erzählet. Das Blut, das seinen Kreislauf in einer aufrechten Maschine verrichtet, das Herz, das in eine schiefe Lage gedrängt ist, die Eingeweide, die in einem stehenden Behältnis ihr Werk treiben: allerdings sind diese Teile bei uns mehreren Gefahren der Zerrüttung ausgesetzt als in einem tierischen Körper. Insonderheit, scheint es, muß das weibliche Geschlecht seine größere Zartheit auch teurer als wir erkaufen. - Indessen ist auch hierin die Wohltat der Natur tausendfach ersetzend und mildernd; denn unsre Gesundheit, unser Wohlsein, alle Empfindungen und Reize unsres Wesens sind geistiger und feiner. Kein Tier genießt einen einzigen Augenblick menschlicher Gesundheit und Freude; es kostet keinen Tropfen des Nektarstroms, den der Mensch trinkt; ja auch bloß körperlich betrachtet, sind seine Krankheiten zwar weniger an der Zahl, weil sein Körperbau gröber ist, aber dafür desto fortwirkender und fester. Sein Zellengewebe, seine Nervenhäute, seine Arterien, Knochen, sein Gehirn sogar ist härter als das unsre; daher auch alle Landtiere rings um den Menschen (vielleicht den einzigen Elefanten ausgenommen der in seinen Lebensperioden uns nahe kommt) kürzer als der Mensch leben und des Todes der Natur, d. i. an einem verhärtenden

Alter, viel früher als er sterben. Ihn hat also die Natur zum längsten und dabei zum gesundesten, freudereichsten Leben bestimmt, das eine Erdorganisation fassen konnte. Nichts hilft sich vielartiger und leichter als die vielartige menschliche Natur; und es haben alle Ausschweifungen des Wahnsinns und der Laster, deren freilich kein Tier fähig ist, dazu gehört, unsre Maschine in dem Maß, wie sie in manchen Ständen geschwächt und verdorben ist, zu schwächen und zu verderben. Wohltätig hatte die Natur jedem Klima die Kräuter gegeben, die seinen Krankheiten dienen, und nur die Verwirrung aller Klimate hat aus Europa den Pfuhl von Übeln machen können, den kein Volk, das der Natur gemäß lebet, bei sich findet. Indessen auch für diese selbsterrungenen Übel hat sie uns ein selbsterrungenes Gute gegeben, das einzige, dessen wir dafür wert waren, den Arzt, der, wenn er der Natur folgt, ihr aufhilft, und wenn er ihr nicht folgen darf oder kann, den Kranken wenigstens wissenschaftlich begräbet.

Und o welche mütterliche Sorgfalt und Weisheit der göttlichen Haushaltung war's, die auch die Lebensalter und die Dauer unsres Geschlechts bestimmte! Alle lebendige Erdgeschöpfe, die sich bald zu vollenden haben, wachsen auch bald; sie werden früh reif und sind schnell am Ziel des Lebens. Der Mensch, wie ein Baum des Himmels aufrecht

gepflanzt, wächst langsam. Er bleibt gleich dem Elefanten am längsten im Mutterleibe; die Jahre seiner Jugend dauern lange, unvergleichbar länger als irgendeines Tieres Die glückliche Zeit also, zu lernen, zu wachsen, sich seines Lebens zu freuen und es auf die unschuldigste Weise zu genießen, zog die Natur so lang, als sie sie ziehen konnte. Manche Tiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinahe schon im Augenblick der Geburt ausgebildet; sie sind aber auch desto unvollkommener und sterben desto früher. Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt. Würde nachher auch durch das unnennbare Heer der Zufälle und Gefahren sein Leben abgekürzt, so hat er doch seine sorgenfreie lange Jugend genossen, da mit seinem Körper und Geist auch die Welt um ihn her wuchs, da mit seinem langsam heraufsteigenden, immer erweiterten Gesichtskreise auch der Kreis seiner Hoffnungen sich weitete und sein jugendlich edles Herz in rascher Neugier, in ungeduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute und Schöne immer heftiger schlagen lernte. Die Blüte des Geschlechtstriebes entwickelt sich bei einem gesunden, ungereizten Menschen später als bei irgendeinem Tier; denn er soll lange leben und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibeskräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt, das der Liebe

früh dienet, stirbt auch früh; alle keusche einpaarige Tiergeschlechter leben länger, als die ohne Ehe leben. Der lüsterne Hahn stirbt bald; die treue Waldtaube kann 50 Jahre leben. Für den Liebling der Natur hienieden ist also auch die Ehe geordnet, und die ersten, frischesten Jahre seines Lebens soll er gar als eine eingehüllte Knospe der Unschuld sich selbst leben. Es folgen darauf lange Jahre der männlichen und heitersten Kräfte, in denen seine Vernunft reift, die bei dem Menschen, sogar mit den Zeugungskräften, in ein den Tieren unbekanntes hohes Alter hinauf grünet, bis endlich der sanfte Tod kommt und den fallenden Staub sowohl als den eingeschlossenen Geist von der ihnen selbst fremden Zusammenfügung erlöset. Die Natur hat also an die brechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt, die ein Gebilde der Erde fassen konnte, und selbst in dem, was das Leben kürzt und schwächt, hat sie wenigstens den *kürzern* mit dem *empfindlichern* Genuß, die *aufreibende* mit der *inniger gefühlten* Kraft vergolten.

VI

Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet

Ich wünschte, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feinem Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unsrer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebet Um seine edelsten Pflichten zu entwickeln, dürfen wir nur seine Gestalt zeichnen.

1. Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die *Erhaltung sein selbst* und auf eine *Teilnehmung* oder *Mitteilung* an andre zurückführen; das organische Gebäude des Menschen gibt, wenn eine höhere Leitung dazukommt, diesen Neigungen die erlesenste Ordnung. Wie die gerade Linie die festeste ist, so hat auch der Mensch zur Beschützung seiner von außen den kleinsten Umfang, von innen die vielartigste Schnellkraft. Er stehet auf der kleinsten Basis und kann also am leichtesten seine Glieder decken; der Punkt seiner Schwere fällt zwischen die lenksamsten

und stärksten Hüften, die ein Erdengeschöpf hat und wo kein Tier die regsame Stärke des Menschen beweiset. Seine gedrücktere eherne Brust und die Werkzeuge der Arme eben an dieser Stellung geben ihm von oben den weitesten Umkreis der Verteidigung, sein Herz zu bewahren und seine edelsten Lebensteile vom Haupt bis zu den Knien hinab zu schirmen. Es ist keine Fabel, daß Menschen mit Löwen gestritten und sie übermannt haben; der Afrikaner nimmt es mit mehr als einem auf, wenn er Behutsamkeit, List und Gewalt verbindet. Indessen ist's wahr, daß der Bau des Menschen vorzüglich auf die Verteidigung, nicht auf den Angriff gerichtet ist; in diesem muß ihm die Kunst zu Hülfe kommen, in jener aber ist er von Natur das kräftigste Geschöpf der Erde. Seine Gestalt selbst lehret ihn also *Friedlichkeit*, nicht räuberische Mordverwüstung: der Humanität erstes Merkmal.

2. Unter den Trieben, die sich auf andre beziehen, ist der *Geschlechtstrieb* der mächtigste; auch er ist beim Menschen dem Bau der Humanität zugeordnet. Was bei dem vierfüßigen Tier, selbst bei dem schamhaften Elefanten, Begattung ist, ist bei ihm, seinem Bau nach, Kuß und Umarmung. Kein Tier hat die menschliche Lippe, deren feine Oberrinne bei der Frucht des Mutterleibes im Antlitz am spätesten gebildet wird: gleichsam die letzte Bezeichnung des Fingers der Liebe, daß diese Lippe sich schön und

verstandreich schließen sollte. Von keinem Tier also gilt der schamhafte Ausdruck der alten Sprache, daß es sein Weib *erkenne*. Die alte Fabel sagt, daß beide Geschlechter einst, wie Blumen, eine Androgyne gewesen, aber geteilt worden; sie wollte mit dieser und andern sinnreichen Dichtungen als Fabel den Vorzug der menschlichen Liebe vor den Tieren verhüllet sagen. Auch daß der menschliche Trieb nicht wie bei diesen schlechthin einer Jahreszeit unterworfen ist (obwohl über die Revolutionen hiezu im menschlicher Körper noch keine tüchtige Betrachtungen angestellt worden), zeigt offenbar, daß er nicht von der Notwendigkeit, sondern vom Liebreiz abhängen, der Vernunft unterworfen bleiben und einer freiwilligen Mäßigung so überlassen werden sollte wie alles, was der Mensch um und an sich trägt. Auch die Liebe sollte bei dem Menschen *human* sein; dazu bestimmte die Natur, außer seiner Gestalt, auch die spätere Entwicklung, die Dauer und das Verhältnis des Triebes in beiden Geschlechtern, ja sie brachte diesen unter das Gesetz eines *gemeinschaftlichen freiwilligen Bundes* und der freundschaftlichsten Mitteilung zweier Wesen, die sich durchs ganze Leben zu *einem* vereint fühlen.

3. Da außer der mitteilenden Liebe alle andere zärtlichen Affekten sich mit der *Teilnehmung* begnügen, so hat die Natur den Menschen unter allen

Lebendigen zum *teilnehmendsten* geschaffen, weil sie ihn gleichsam aus allem geformt und jedem Reich der Schöpfung in dem Verhältnis ähnlich organisiert hat, als er mit demselben mitfühlen sollte. Sein Fiberngebäude ist so elastisch fein und zart und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Teile seines vibrierenden Wesens, daß er, als ein Analogon der alles durchführenden Gottheit, sich beinahe in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maß mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf und sein Ganzes es ohne eigene Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben, leidet. Auch an einem Baum nimmt unsre Maschine teil, sofern sie ein wachsender, gründer Baum ist; und es gibt Menschen, die den Sturz oder die Verstümmelung desselben in seiner grünen Jugendgestalt körperlich nicht ertragen. Seine verdorrete Krone tut uns leid; wir trauren um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen des zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgültig, und je vollkommener das Tier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt, desto mehr Sympathie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählich dies organische Mitgefühl betäuben. Zärtere Weiber können sogar die Zergliederung

eines Toten nicht ertragen; sie empfinden Schmerz in jedem Gliede, das vor ihren Augen gewaltsam zerstört wird, besonders je zarter und edler die Teile selbst werden. Ein durchwühltes Eingeweide erregt Grauen und Abscheu; ein zerschnittenes Herz, eine zerspaltne Lunge, ein zerstörtes Gehirn schneidet und sticht mit dem Messer in unsre eignen Glieder. Am Leichnam eines geliebten Toten nehmen wir noch in seinem Grabe teil; wir fühlen die kalte Höhle, die er nicht mehr fühlet, und Schauer überläuft uns, wenn wir sein Gebein nur berühren. So sympathisch webte die allgemeine Mutter, die alles aus sich nahm und mit allem in der innigsten Sympathie mitfühlet, den menschlichen Körper. Sein vibrierendes Fibernsystem, sein teilnehmendes Nervengebäude hat des Aufrufs der Vernunft nicht nötig; es kommt ihr zuvor, ja es setzt sich ihr oft mächtig und widersinnig entgegen. Der Umgang mit Wahnsinnigen, an denen wir teilnehmen, erregt selbst Wahnsinn, und desto eher, je mehr sich der Mensch davor fürchtet.

Sonderbar ist's, daß das Gehör soviel mehr als das Gesicht beiträgt, dies Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken. Der Seufzer eines Tiers, das ausgestoßne Geschrei seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnlichen herbei, die, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winselnden stehn und ihm gern helfen möchten. Auch bei den Menschen erregt das Gemälde des Schmerzes

eher Schrecken und Grausen als zärtliche Mitempfindung; sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm: es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist's, weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurückbringt und auf einen Punkt vereinet? Oder gibt es, wie ich glaube, noch eine tiefere organische Ursache? Gnug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt beim Menschen den Grund seines größern Mitgeföhls durch *Stimme und Sprache*. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger teil, weil es ein lungenloses, ein unvollkommeneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisieret. Einige Taub- und Stummgeborne haben entsetzliche Beispiele vom Mangel des Mitgeföhls und der Teilnehmung an Menschen und Tieren gegeben, und wir werden bei wilden Völkerschaften noch Proben gnug davon bemerken. Indessen auch bei ihnen noch ist das Gesetz der Natur unverkennbar. Die Väter, die, von Not und Hunger gezwungen, ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie in Mutterleibe demselben, ehe sie ihr Auge gesehn, ehe sie ihre Stimme gehört haben, und manche Kindermörderin bekannte, daß ihr nichts so schwer geworden und so lang im Gedächtnis geblieben sei als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes.

4. Schön ist die Kette, an der die allfühlende

Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Gliede zu Gliede hinaufbildet. Wo das Geschöpf noch stumpf und roh ist, kaum für sich zu sorgen, da ward ihm auch die Sorge für seine Kinder nicht anvertrauet. Die Vögel brüten und erziehn ihre Jungen mit Mutterliebe; der sinnlose Strauß dagegen gibt seine Eier dem Sande. »Er vergisset«, sagt jenes alte Buch von ihm, »daß eine Klaue sie zertrete oder ein wildes Tier sie verderbe; denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgeteilet.« Durch eine und dieselbe organische Ursache, dadurch das Geschöpf mehr Gehirn empfängt, empfängt es auch mehr Wärme, gebiert Lebendige oder brütet sie aus, säugt und bekommt mütterliche Liebe. Das lebendiggeborne Geschöpf ist gleichsam ein Knäuel der Nerven des mütterlichen Wesens; das selbstgesäugte Kind ist eine Sprosse der Mutterpflanze, die sie als einen Teil von sich nähret. - Auf dies innigste Mitgefühl sind in der Haushaltung des Tiers alle die zarten Triebe gebauet, dazu die Natur sein Geschlecht veredeln konnte.

Bei dem Menschen ist die Mutterliebe höherer Art: eine Sprosse der Humanität seiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schoß und trinkt die zarteste und feinste Speise; eine tierische und selbst den Körper verunstaltende Art ist's, wenn Völker, von Not gezwungen,

ihre Kinder auf dem Rücken säugen. Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe; denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsres Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Tiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohns, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war, und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft. Hier lag nämlich der Grund zu einer notwendigen *menschlichen Gesellschaft*, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen sein könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft *geboren*, das sagt ihm das Mitgefühl seiner Eltern, das sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.

5. Da aber das bloße Mitgefühl des Menschen sich nicht über alles verbreiten und bei ihm als einem eingeschränkten, vielorganisierten Wesen in allem, was fern von ihm lag, nur ein dunkler, oft unkräftiger Führer sein konnte, so hatte die richtig leitende Mutter seine vielfachen und leise verwebten Aste unter eine untrüglichere Richtschnur zusammengeordnet; dies ist

die *Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit*. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen, und wie in seiner Gestalt alles dem Haupt dienet, wie seine zwei Augen nur eine Sache sehen, seine zwei Ohren nur *einen* Schall hören, wie die Natur im ganzen Äußern der Bekleidung überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zwiefache allenthalben nur auf sie weise, so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: »*Was du willst, daß andre dir nicht tun sollen, tue ihnen auch nicht; was jene dir tun sollen, tue du auch ihnen!*« Diese unwidersprechliche Regel ist auch in die Brust des Unmenschen geschrieben; denn wenn er andre frißt, erwartet er nichts, als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des idem und idem, auf den Bau aller seiner Sinne, ja, ich möchte sagen, auf die aufrechte Gestalt des Menschen selbst gegründet Sähen wir schief oder fiele das Licht also, so hätten wir von keiner geraden Linie Begriff. Wäre unsre Organisation ohne Einheit, unsre Gedanken ohne Besonnenheit, so schweiften wir auch in unsern Handlungen in regellosen Krümmen einher, und das menschliche Leben hätte weder Vernunft noch Zweck. Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder, ja, wenn es Platz gewinnt, macht es aus Feinden selbst Freunde. Den ich an

meine Brust drücke, drückt auch mich an seine Brust; für den ich mein Leben aufopfere, der opfert es auch für mich auf. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also, Einheit des Zwecks bei verschiedenen Menschen, gleichförmige Treue bei einem Bunde hat alles *Menschen-, Völker- und Tierrecht* gestiftet; denn auch Tiere, die in Gesellschaft leben, befolgen der Billigkeit Gesetz, und Menschen, die durch List oder Stärke davon weichen, sind die *inhumansten* Geschöpfe, wenn es auch Könige und Monarchen der Welt wären. Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft, keine Humanität denkbar.

6. Die aufrechte und schöne Gestalt des Menschen bildete denselben zur *Wohlanständigkeit*; denn diese ist der Wahrheit und Billigkeit schöne Dienerin und Freundin. Wohlanständigkeit des Körpers ist, daß er stehe, wie er soll, wie ihn Gott gemacht hat; wahre Schönheit ist nichts als die angenehme Form der innern Vollkommenheit und Gesundheit. Man denke sich das Gottesgebilde des Menschen durch Nachlässigkeit und falsche Kunst verunziert: das schöne Haar ausgerissen oder in Klumpen verwandelt, Nase und Ohr durchbohrt und herabgezwungen, den Hals und die übrigen Teile des Körpers an sich selbst oder durch Kleider verderbet; man denke sich dies, und wer wird, selbst wenn die eigensinnigste Mode Gebieterin wäre, hier noch Wohlanständigkeit des geraden

und schönen menschlichen Körpers finden? Mit Sitten und Gebärden ist es nicht anders, nicht anders mit Gebräuchen, Künsten und der menschlichen Sprache. Durch alle diese Stücke gehet also ein und dieselbe *Humanität* durch, die wenige Völker auf der Erde getroffen und hundert durch Barbarei und falsche Künste verunziert haben. Dieser Humanität nachzuforschen ist die echte *menschliche Philosophie*, die jener Weise vom Himmel rief und die sich im Umgange wie in der Politik, in Wissenschaften wie in allen Künsten offenbaret.

Endlich ist die *Religion* die höchste Humanität des Menschen, und man verwundre sich nicht, daß ich sie hieher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist, so ist's das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen und denselben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand tut dieses in allen Sachen, Hantierungen und Künsten; denn auch wo er einer *angenommenen* Fertigkeit folgt, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns selbst nicht und wissen nicht, wie irgend etwas in uns wirkt. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur

Vermutung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie, und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt, denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, sowenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten als an die Wesen der Natur, mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und daurende Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter *eine* zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion, und es heißt nichts gesagt, daß *Furcht* bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht als solche erfindet nichts; sie weckt bloß den Verstand, zu mutmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders als ein Tier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuten, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward

die Religion, wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen, die ratgebende Trösterin ihres so dunkeln, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein, du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das gebückte Tier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es seiner Organisation nach Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er, selbst ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errate und *dich* also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere deiner Natur erkennt er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht. Ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirret und muß irren; denn du bist gestaltlos, obwohl die erste, einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dies. eine Übung des

menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt, so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennt und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebet. Tiere sind geborne Knechte im großen Hause der irdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal tierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut, und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. »Gehst du nicht willig«, sagten die Weisen, »so mußst du gehen; die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum *Nachbilde der Gottheit* in deinem irdischen Leben bilden.« Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so siehet man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe stattfinden müssen, entweder daß man den

Menschen zu Gott erhob oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt als die unsre kennen wir nicht, und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; andre, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, *menschlich*. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt als die Religion; bloß und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinahe unzertrennlich. Wie? wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollen, zu dessen Erkenntnis wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch so dunkel; wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach, ja, wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es sollte für uns keine andre

möglich, für unsre gewisseste, beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich sein? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind sowenig für diese Welt: sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Notdurft dienet. Und doch fühlen wir unsern edlern Teil beständig im Kampf mit dieser Notdurft: gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheint, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstätte. Reiß also die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zustande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenherde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsres Geschlechts zum Glauben zusammen und wand der Humanität eine unsterbliche Krone.

VII

Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet

Man erwarte hier keine metaphysische Beweise von der Unsterblichkeit der Seele aus ihrer einfachen Natur, aus ihrem Spiritualismus u. f. Die Physik kennt diese einfache Natur nicht und könnte vielmehr Zweifel gegen sie erregen, da wir unsre Seele nur in einem zusammengesetzten Organismus durch Wirkungen kennen, die aus einer Mannigfaltigkeit von Reizen und Empfindungen zu entspringen scheinen. Der allgemeinste Gedanke ist nur das Resultat unzähliger einzelner Wahrnehmungen, und die Regentin unsers Körpers wirkt auf das zahllose Heer untergeordneter Kräfte, als ob sie ihnen allen auch dem Ort nach gegenwärtig wäre.-

Auch Bonnets sogenannte Philosophie der Keime kann hier unsre Führerin nicht sein; denn sie ist in Absicht auf den Übergang zu einem neuen Dasein teils unerwiesen, teils nicht zu ihm gehörig. Niemand hat in unserm Gehirn ein geistliches Gehirn, den Keim zu einem neuen Dasein entdeckt; auch das kleinste Analogon dazu ist im Bau desselben nicht sichtbar. Das Gehirn des Toten bleibt uns; und wenn

die Knospe unsrer Unsterblichkeit nicht andre Kräfte hätte, so läge sie verdorret im Staube. Ja, diese Philosophie ist, wie mich dünkt, auch hieher ganz ungehörig, da wir hier nicht von Abspaltung eines Geschöpfs in junge Geschöpfe seiner Art, sondern von Aufspaltung des absterbenden Geschöpfs in ein neues Dasein reden; vielmehr setzte sie, wenn sie auch nur in der irdischen Generation ausschließend wahr wäre und alle Hoffnung auf ihr beruhete, dieser Hoffnung unüberwindliche Zweifel entgegen. Ist es ewig bestimmt, daß die Blume nur Blume, das Tier nur Tier sein soll und vom Anfange der Schöpfung her in präformierten Keimen alles mechanisch dalag, so lebe wohl, du zauberische Hoffnung eines höchsten Daseins! Zum gegenwärtigen und zu keinem höhern Dasein lag ich ewig im Keim präformiert: was aus mir sprossen sollte, sind die präformierten Keime meiner Kinder, und wenn der Baum stirbt, ist alle Philosophie der Keime mit ihm gestorben.

Wollen wir uns also in dieser wichtigen Frage nicht mit süßen Worten täuschen, so müssen wir tiefer und weiterher anfangen und auf die gesamte *Analogie der Natur* merken. Ins innere Reich ihrer Kräfte schauen wir nicht; es ist also so vergebens als unnot, innere wesentliche *Aufschlüsse* von ihr, über welchen Zustand es auch sei, zu begehren. Aber die Wirkungen und Formen ihrer Kräfte liegen vor uns; sie also

können wir vergleichen und etwa aus dem Gange der Natur hienieden, aus ihrer gesamten herrschenden Ähnlichkeit *Hoffnungen* sammeln.

Fünftes Buch

I

In der Schöpfung unsrer Erde herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte

1. Vom Stein zum Kristall, vom Kristall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Tier, von diesen zum Menschen sahen wir die *Form der Organisation steigen*, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, sofern diese sie fassen konnte, vereinen. Bei dem Menschen stand die Reihe still; wir kennen kein Geschöpf über ihm, das vielartiger und künstlicher organisiert sei: er scheint das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte.

2. Durch diese Reihen von Wesen bemerkten wir, soweit es die einzelne Bestimmung des Geschöpfs zu- ließ, eine *herrschende Ähnlichkeit der Hauptform*, die, auf eine unzählbare Weise abwechselnd, sich immer mehr der Menschengestalt nahte. In der ungebildeten Tiefe, im Reich der Pflanzen und Pflanzentiere war sie noch unkenntlich; mit dem Organismus vollkommenerer Wesen ward sie deutlicher, die

Anzahl der Gattungen ward geringer: sie verlor und vereinigte sich zuletzt im *Menschen*.

3. Wie die Gestalten, sahen wir auch die *Kräfte und Triebe sich ihm nähern*. Von der Nahrung und Fortpflanzung der Gewächse stieg der Trieb zum Kunstwerk der Insekten, zur Haus- und Muttersorge der Vögel und Landtiere, endlich gar zu menschenähnlichen Gedanken und zu eignen selbsterworbenen Fertigkeiten, bis sich zuletzt alles in der *Vernunftfähigkeit, Freiheit und Humanität* des Menschen vereinnet.

4. Bei jedem Geschöpf war nach den Zwecken der Natur, die es zu befördern hatte, auch seine Lebensdauer eingerichtet. Die Pflanze verblüdete bald; der Baum mußte sich langsam auswachsen. Das Insekt, das seine Kunstfertigkeit auf die Welt mitbrachte und sich früh und zahlreich fortpflanzte, ging bald von dannen; Tiere, die langsamer wuchsen, die auf einmal weniger gebaren oder die gar ein Leben der vernunftähnlichen Haushaltung führen sollten, denen ward auch ein längeres und dem Menschen vergleichungsweise das längste Leben. Doch rechnete die Natur hierbei nicht nur aufs einzelne Geschöpf, sondern auch auf die Erhaltung des ganzen Geschlechtes und der Geschlechter, die über ihm standen. Die untern Reiche waren also nicht nur stark besetzt, sondern wo es der Zweck des Geschöpfs zuließ, daurete auch ihr

Leben länger. Das Meer, der unerschöpfliche Lebens-
quell, erhält seine Bewohner, die von zäher Lebens-
kraft sind, am längsten; und die Amphibien, halbe
Wasserbewohner, nähern sich ihnen an Länge des Le-
bens. Die Bewohner der Luft, weniger beschwert von
der Erdenahrung, die die Landtiere allmählich verhärtet,
leben im ganzen länger als diese; Luft und Wasser
scheinen also das große *Vorratshaus der Lebendigen*,
die nachher in schnellern Übergängen die Erde
aufreißt und verzehret.

5. Je organisierter ein Geschöpf ist, *desto mehr ist
sein Bau zusammengesetzt aus den niedrigen Rei-
chen*. Unter der Erde fängt diese Vielartigkeit an, und
sie wächst hinauf durch Pflanzen, Tiere, bis zum viel-
artigsten Geschöpf, dem Menschen. Sein Blut und
seine vielnamigen Bestandteile sind ein Kompendium
der Welt: Kalk und Erde, Salze und Säuren, Öl und
Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Emp-
findungen sind in ihm organisch vereint und ineinan-
der verwebet.

Entweder müssen wir diese Dinge als Spiele der
Natur ansehen (und sinnlos spielte die verstandreiche
Natur nie), oder wir werden darauf gestoßen, auch ein
Reich unsichtbarer Kräfte anzunehmen, das in eben-
demselben *genauen Zusammenhänge und dichten
Übergänge* steht, als wir in den äußern Bildungen
wahrnehmen. Je mehr wir die Natur kennenlernen,

desto mehr bemerken wir diese *inwohnenden Kräfte* auch sogar in den niedrigsten Geschöpfen, Moosen, Schwämmen u. dgl. In einem Tier, das sich beinahe unerschöpflich reproduziert, in der Muskel, die sich vielartig und lebhaft durch eignen Reiz bewegt, sind sie unleugbar; und so ist alles voll organisch-wirkender Allmacht. Wir wissen nicht, wo diese anfängt, noch wo sie aufhöret; denn wo Wirkung in der Schöpfung ist, ist Kraft; wo Leben sich äußert, ist inneres Leben. Es herrscht also allerdings nicht nur ein *Zusammenhang*, sondern auch eine *aufsteigende Reihe von Kräften* im unsichtbaren Reich der Schöpfung, da wir diese in ihrem sichtbaren Reich, in organisierten Formen vor uns wirken sehen.

Ja unendlich inniger, steter und fortgehender muß dieser unsichtbare Zusammenhang sein, als in unserm stumpfen Sinne die Reihe äußerer Formen zeigt. Denn was ist eine Organisation als eine Masse unendlich vieler zusammengedrückter Kräfte, deren größter Teil eben des Zusammenhanges wegen von andern Kräften eingeschränkt, unterdrückt oder wenigstens unsern Augen so versteckt wird, daß wir die einzelnen Wassertropfen nur in der dunklen Gestalt der Wolke, d. i. nicht die einzelnen Wesen selbst, sondern nur das Gebilde sehen, das sich zur Notdurft des Ganzen so und nicht anders organisieren mußte. Die wahre Stufenleiter der Geschöpfe, welch ein andres Reich muß

sie im Auge des Allwissenden sein, als von dem die Menschen reden! Wir ordnen Formen, die wir nicht durchschauen, und klassifizieren wie Kinder nach einzelnen Gliedmaßen oder nach andern Zeichen. Der oberste Haushalter siehet und hält die Kette aller aufeinanderdringenden Kräfte.

Was dies für die Unsterblichkeit der Seele tue? Alles, und nicht für die Unsterblichkeit unsrer Seele allein, sondern für die Fortdauer aller wirkenden und lebendigen Kräfte der Weltschöpfung. Keine Kraft kann untergehn; denn was hieße es: eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beispiel, ja in unsrer Seele nicht einmal einen Begriff. Ist es Widerspruch, daß etwas nichts sei oder werde, so ist es mehr Widerspruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas, in dem der Schöpfer selbst gegenwärtig ist, in dem sich seine Gotteskraft *einwohnend* offenbaret, sich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äußerliche Umstände zerrüttet werden; so wenig aber auch in diesem sich nur ein Atom vernichtet oder verlieret, um so weniger die unsichtbare Kraft, die auch in diesem Atom wirkt. Da wir nun bei allen Organisationen wahrnehmen, daß ihre wirkenden Kräfte so weise gewählt, so künstlich geordnet, so genau auf ihre gemeinschaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet sein, so wäre es Unsinn, von der Natur zu glauben, daß in

dem Augenblick, da eine Kombination derselben, d. i. ein äußerlicher Zustand, aufhört, sie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt abließe, dadurch sie allein göttliche Natur ist, sondern dieselbe auch gegen sich kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht (denn minder gehörte dazu nicht) nur einen Teil ihres lebendigen Zusammenhanges, in dem sie selbst *ewig-tätig* lebet, zu vernichten. Was der Allbelebende uns Leben rief, lebet; was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhange ewig.

Da diese Prinzipien weiter auseinanderzusetzen hier nicht der Ort ist, so lasset uns sie bloß in Beispielen zeigen. Die Blume, die ausgeblühet hat, zerfällt, d. i., dies Werkzeug ist nicht weiter geschickt, daß die vegetierende Kraft in ihm fortwirke; der Baum, der sich satt an Früchten getragen, stirbt, die Maschine ist hinfällig worden, und das Zusammengesetzte geht auseinander. Hieraus folget aber im mindesten nicht, daß die Kraft, die diese Teile belebte, die vegetieren und sich so mächtig fortpflanzen konnte, mit dieser Dekomposition gestorben sei, sie, die über tausend Kräfte, die sie anzog, in dieser Organisation herrschte. Jedem Atom der zerlegten Maschine bleibt ja seine untere Kraft; wieviel mehr muß sie der mächtigern bleiben, die in dieser Formung jene alle zu *einem* Zweck regierte und in ihren engen Grenzen mit allmächtigen Natureigenschaften wirkte. Der Faden

der Gedanken zerreißt, wenn man es sieh als *natürlich* denket, daß dies Geschöpf jetzt in jedem seiner Glieder die mächtige, sieh selbst erstattende, reizbare Selbsttätigkeit haben soll, wie sie sieh uns vor Augen äußert, daß aber den Augenblick darauf alle diese Kräfte, die lebendigen Erweise einer inwohnenden organischen Allmacht, aus dem Zusammenhange der Wesen, aus dem Reich der Realität so hinweg sein sollen, als wären sie nie darinnen gewesen.

Und bei der reinsten und tätigsten Kraft, die wir auf Erden kennen, sollte dieser Gedankenwiderspruch stattfinden, bei der menschlichen Seele? Sie, die über alle Vermögen niedrigerer Organisationen so weit hinaufgerückt ist, daß sie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tausend organische Kräfte meines Körpers als Königin beherrschet, sondern auch (Wunder aller Wunder!) in sich selbst zu blicken und sich zu beherrschen vermag. Nichts geht hienieden über die Feinheit, Schnelle und Wirksamkeit eines menschlichen Gedanken; nichts über die Energie, Reinheit und Wärme eines menschlichen Willens. Mit allem, was der Mensch denket, ahmet er der ordnenden, mit allem, was er will und tut, der schaffenden Gottheit nach; er möge so unvernünftig denken, als er wolle. Die Ähnlichkeit liegt in der Sache selbst, sie ist im Wesen seiner Seele gegründet. Die Kraft, die Gott erkennen, ihn lieben und nachahmen kann, ja

die nach dem Wesen ihrer Vernunft ihn gleichsam wider Willen erkennen und nachahmen muß, indem sie auch bei Irrtümern und Fehlern nur durch Trug und Schwachheit fehlte, sie, die mächtigste Regentin der Erde, sollte untergehen, weil ein äußerer Zustand der Zusammensetzung sich ändert und einige niedere Untertanen von ihr weichen? nie Künstlerin wäre nicht mehr, weil ihr das Werkzeug aus der Hand fällt? Wo bliebe hier aller Zusammenhang der Gedanken? -

II

Keine Kraft der Natur ist ohne Organ; das Organ ist aber nie die Kraft selbst, die mittelst jenem wirkt

Priestley und andre haben den Spiritualisten vorge-
rückt, daß man in der ganzen Natur keinen reinen
Geist kenne und daß man auch den innern Zustand der
Materie lange nicht genug einsehe, um ihr das Denken
oder andere geistige Kräfte abzusprechen, mich
dünkt, sie haben in beidem recht. Einen Geist, der
ohne und außer aller Materie wirkt, kennen wir nicht;
und in dieser sehen wir so viele geistähnliche Kräfte
daß mir ein völliger *Gegensatz* und *Widerspruch* die-
ser beiden allerdings sehr verschiedenen Wesen des
Geistes und der Materie, wo nicht selbst widerspre-
chend, so doch wenigstens ganz unerwiesen scheint.
Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innig
harmonisch wirken, die, völlig ungleichartig, einander
wesentlich entgegen wären? Und wie können wir dies
behaupten, da uns weder Geist noch Materie im In-
nern bekannt ist?

Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie aller-
dings in einem Organ und diesem harmonisch; ohne
dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht
sichtbar, mit ihm aber ist sie zugleich da, und wenn

wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe *zugebildet*. Präformierte Keime, die seit der Schöpfung bereitlagen, hat kein Auge gesehen; was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende *organische Kräfte*. Hat ein einzelnes Wesen diese in sich, so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter geteilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen, und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedene Weise. Geschöpfe von Pflanzennatur, deren Kräfte noch einartig, aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nötig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Tieren, wo der lebendige Reiz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrschet, mithin fast alles Produktions- und Reproduktionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach die Geschöpfe werden, desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist *organische Materie*, zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnt und sich diese vollendet! Die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet; sie zieht Teile zusammen und treibt sie auseinander, ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im

Wettstreit wären und zuerst eine Mißgeburt bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten und das Geschöpf das wird, was es seiner Gattung nach sein soll. Siehet man diese Wandlungen, diese lebendigen Wirkungen sowohl im Ei des Vogels als im Mutterleibe des Tiers, das Lebendige gebäret, so, dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer *Epigenesis* redet, nach der die Glieder von außen zuwachsen. *Bildung* (genesis) ist's, eine Wirkung innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur; dies bestätigen die Perioden der Bildung in den verschiedenen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften, nur hieraus lassen sich die Mißbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall oder durch die Vermischung verschiedner Gattungen erklären, und es ist dieser Weg der einzige, den uns in allen ihren Werken die kraft- und lebenreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob, wie einige sich ausgedrückt haben, unsre *vernünftige Seele* sich ihren Körper in Mutterleibe, und zwar durch Vernunft, gebauet habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der

Vernunft in uns angebauet werde und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen, sie aber weder eigenmächtig besitzen noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reifste Vernunft des Menschen möglich, da wir dasselbe in keinem Teil weder von innen noch außen begreifen und selbst der größte Teil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtsein und den Willen der Seele fortgeht? Nicht unsre Vernunft war's, die den Leib bildete, sondern der Finger der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinaufgeführt. daß sie jetzt, von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar eigen umhüllt hatte, ihre Schöpfungsstätte fanden. Harmonisch vereinigten sie sich mit ihrem Gebilde, in welchem sie auch, solange es dauert, ihm harmonisch wirken, bis, wenn dies abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienst abrufft und ihnen eine andre Wirkungsstätte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen, so ist offenbar:

1. *Daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber eins und dasselbe sei.* Die Materie unsres Körpers war da, aber gestalt- und leblos, ehe sie die organischen Kräfte bildeten und belebten.

2. *Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch;*

denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet. Sie assimilierte die Teile, die der Allmächtige ihr zuführte und in deren Hülle er sie gleichsam einwies.

3. Wenn die Hülle wegfällt, *so bleibt die Kraft, die voraus*, obwohl in einem niedrigeren Zustande und ebenfalls organisch, *dennoch vor dieser Hülle schon existierte*. War's möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte, so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Übergang möglich. Fürs Medium wird der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommener, hieher brachte.

Und sollte uns die sich immer gleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung wirken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehen, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit den unvollkommenen Namen *Licht, Äther, Lebenswärme* benennen und das vielleicht das Sensorium des Allerschaffenden ist, dadurch er alles belebet, alles erwärmet. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner; durch sein Vehikulum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden, und das Wunder der irdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm untrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch

eben deswegen aufgerichtet, daß wir, selbst unsern gröbern Teilen nach, von diesem elektrischen Strom mehr an uns ziehen, mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinem Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie, aber etwas von unserer Organisation selbst Verarbeitetes, unendlich Feineres und dennoch ihr Ähnliches das Werkzeug der körperlichen und Geistesempfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden, und sodenn ist's weder zu begreifen, wie sie auf den Körper wirke, noch wie andre Gegenstände auf sie zu wirken vermögen; oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte; vermittelt seiner wirkte die Seele in ihren Organen beinah allmächtig und strahlte in sich selbst zurück mit einem Bewußtsein, das ihr Innerstes reget. Vermittelst seiner füllte sich der Geist mit edler Wärme und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen, und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äußere Maschine aufgelöset wird, was ist natürlicher, als daß nach innigen, ewig fortwirkenden Gesetzen der Natur er das, was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich

ziehe? Er tritt in sein Medium über, und dies ziehet ihn - oder vielmehr du ziehest und leitest uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen, du leitest und bildest uns zu unsrer neuen Bestimmung sanft hinüber.

Und so wird, dünkt mich, die Nichtigkeit der Schlüsse sichtbar, mit denen die Materialisten unsre Unsterblichkeit niedergeworfen zu haben meinen. Lasset es sein, daß wir unsre Seele als einen reinen Geist nicht kennen; wir wollen sie auch als solchen nicht kennenlernen. Lasset es sein, daß sie nur als eine organische Kraft wirke; sie soll auch nicht anders wirken dürfen; ja ich setze noch dazu: sie hat erst in diesem ihrem Zustande mit einem menschlichen Gehirn denken, mit menschlichen Nerven empfinden gelernt und sich einige Vernunft und Humanität angebildet. Lasset es endlich sein, daß sie mit allen Kräften der Materie, des Reizes, der Bewegung, des Lebens ursprünglich eins sei und nur auf einer höhern Stufe in einer ausgebildeten, feinem Organisation wirke; hat man denn je auch nur *eine* Kraft der Bewegung und des Reizes untergehen sehen, und sind diese niedern Kräfte mit ihren Organen eins und dasselbe? Der nun eine unzählbare Menge derselben in meinen Körper führte und jeder ihr Gebilde anwies, der meine Seele über sie setzte und ihr ihre Kunstwerkstätte und an den Nerven die Bande anwies, dadurch sie alle

jene Kräfte lenket: wird ihm im großen Zusammenhange der Natur ein Medium fehlen, sie hinauszuführen? Und muß er es nicht tun, da er sie ebenso wunderbar, offenbar zu einer höhern Bildung, in dies organische Haus führte?

III

*Aller Zusammenhang der Kräfte und Formen ist
weder Rückgang noch Stillstand, sondern
Fortschreitung*

Die Sache scheint durch sich klar; denn wie eine lebendige Kraft der Natur, ohne daß eine feindliche Übermacht sie einschränkte und zurückstieße, stillstehen oder zurückgehen könne, ist nicht begreiflich. Sie wirkte als ein Organ der göttlichen Macht, als eine tätig gewordne Idee seines ewig daurenden Entwurfs der Schöpfung, und so mußten sich wirkend ihre Kräfte mehren. Auch alle Abweichungen müssen sie wieder zur rechten Bahn lenken, da die oberste Güte Mittel genug hat, die zurückprallende Kugel, ehe sie sinkt, durch einen neuen Anstoß, durch eine neue Erweckung wieder zum Ziel zu führen. Doch die Metaphysik bleibe beiseite; wir wollen Analogien der Natur betrachten.

Nichts in ihr steht still; alles strebt und rückt weiter. Könnten wir die erste Periode der Schöpfung durchsehn, wie ein Reich der Natur auf das andre gebauet ward: welche Progression fortstrebender Kräfte würde sich in jeder Entwicklung zeigen! Warum tragen wir und alle Tiere Kalkerde in unsern Gebeinen?

Weil sie einer der letzten Übergänge gröberer Erdbildungen war, der seiner innern Gestaltung nach schon einer lebendigen Organisation zum Knochengebäude dienen konnte. So ist's mit allen übrigen Bestandteilen unsres Körpers.

Als die Tore der Schöpfung geschlossen wurden, standen die einmal erwählten Organisationen als bestimmte Wege und Pforten da, auf denen sich künftig in den Grenzen der Natur die niedern Kräfte aufschwingen und weiterbilden sollten. Neue Gestalten erzeugeten sich nicht mehr; es wandeln und verwandeln sich aber durch dieselbe untere Kräfte, und was Organisation heißt, ist eigentlich nur eine *Leiterin derselben zu einer höhern Bildung*.

Das erste Geschöpf, das ans Licht tritt und unter dem Strahl der Sonne sich als eine Königin des unterirdischen Reichs zeigt, ist die Pflanze. Was sind ihre Bestandteile? Salz, Öl, Eisen, Schwefel und was sonst an feinem Kräften das Unterirdische zu ihr hinaufzüläutern vermochte. Wie kam sie zu diesen Teilen? Durch innere organische Kraft, durch welche sie unter Beihülfe der Elemente jene sich eigen zu machen strebet. Und was tut sie mit ihnen? Sie ziehet sie an sich, verarbeitet sie in ihr Wesen und läutert sie weiter. Giftige und gesunde Pflanzen sind also nichts als Leiterinnen der gröbern zu feinem Teilen; das ganze Kunstwerk des Gewächses ist, Niedriges zu Höherem

hinaufzubilden.

Über der Pflanze stehet das Tier und zehrt von ihren Säften. Der einzige Elefant ist ein Grab von Millionen Kräutern; aber er ist ein lebendiges, auswirkendes Grab, er animalisiert sie zu Teilen sein selbst: die niedern Kräfte gehn in feinere Formen des Lebens über. So ist's mit allen fleischfressenden Tieren; die Natur hat die Übergänge rasch gemacht, gleich als ob sie sich vor allem langsamen Tode fürchtete. Darum verkürzte sie und beschleunigte die Wege der Transformation in höhere Lebensformen. Unter allen Tieren ist das Geschöpf der feinsten Organe, der Mensch, der größte Mörder. Er kann beinah alles, was an lebendiger Organisation nur nicht zu tief unter ihm steht, in seine Natur verwandeln.

Warum wählte der Schöpfer diese dem äußern Anblick nach zerstörende Einrichtung seiner lebendigen Reiche? Waren es feindliche Mächte, die sich ins Werk teilten und ein Geschlecht dem andern zur Beute machten? Oder war es Ohnmacht des Schöpfers, der seine Kinder nicht anders zu erhalten wußte? Nehmet die äußere Hülle weg, und es ist kein Tod in der Schöpfung; jede Zerstörung ist Übergang zum höhern Leben, und der weise Vater machte diesen so früh, so rasch, so vielfach, als es die Erhaltung der Geschlechter und der Selbstgenuß des Geschöpfs, das sich seiner Hülle freuen und sie wo möglich

auswirken sollte, nur gestatten konnte. Durch tausend gewaltsame Tode kam er dem langsamen Ersterben vor und beförderte den Keim der blühenden Kraft zu höhern Organen. Das *Wachstum* eines Geschöpfes, was ist's anders als die stete Bemühung desselben, mehrere organische Kräfte mit seiner Natur zu verbinden? Hierauf sind seine Lebensalter eingerichtet, und sobald es dies Geschäft nicht mehr kann, muß es abnehmen und sterben. Die Natur dankt die Maschine ab, die sie zu ihrem Zweck der gesunden Assimilation, der muntern Verarbeitung nicht mehr tüchtig findet.

Worauf beruht die Kunst des *Arztes*, als eine Dienerin der Natur zu sein und den tausendfach-arbeitenden Kräften unsrer Organisation zu Hülfe zu eilen? Verlorne Kräfte ersetzt sie, matte stärkt, überwiegende schwächt und bändigt sie; wodurch? Durch Herbeiführung und Assimilation solcher oder entgegengesetzter *Kräfte aus den niedern Reichen*.

Nichts anders sagt uns die *Erzeugung* aller lebendigen Wesen; denn so tief ihr Geheimnis liege, so ist's offenbar, daß organische Kräfte im Geschöpf zur größten Wirksamkeit aufblühten und jetzt zu neuen Bildungen streben. Da jeder Organismus das Vermögen hat, niedere Kräfte sich selbst zu assimilieren, so hat er auch das Vermögen, sieh, gestärkt durch jene,

in der Blüte des Lebens fortzubilden und den Abdruck sein selbst mit allen in ihm wirkenden Kräften an seiner Statt der Welt zu geben.

So gehet der Stufengang der Ausarbeitung durch die niedrige Natur, und sollte er bei der edelsten und mächtigsten stillstehen oder zurückgehen müssen? Was das Tier zu seiner Nahrung bedarf, sind nur pflanzenartige Kräfte, damit es pflanzenartige Teile belebe; der Saft der Muskeln und Nerven dient nicht mehr zur Nahrung irgendeines Erdwesens. Selbst das Blut ist nur Raubtieren eine Erquickung; und bei Nationen, die durch Leidenschaft oder Notdurft dazu gezwungen wurden, hat man auch Neigungen des Tiers bemerkt, zu dessen lebendiger Speise sie sich grausam entschlossen. Also ist das Reich der Gedanken und Reize, wie es auch seine Natur fodert, hier ohne sichtbaren Fort- und Übergang, und die Bildung der Nationen hat es zu einem ersten Gesetz des menschlichen Gefühls gemacht, jedes Tier, das noch lebet in seinem Blut, zur Speise nicht zu begehren. Offenbar sind alle diese Kräfte von geistiger Art; daher man vielleicht mancher Hypothesen über den Nervensaft als über ein *tastbares* Vehikulum der Empfindungen hätte überhoben sein mögen. Der Nervensaft, wenn er da ist, erhält die Nerven und das Gehirn gesund, so daß sie ohne ihn nur unbrauchbare Stricke und Gefäße wären; sein Nutzen ist also körperlich, und die

Wirkung der Seele nach ihren Empfindungen und Kräften ist, was für Organe sie auch gebrauchen möge, überall *geistig*.

Und wohin kehren nun diese geistigen Kräfte, die allem Sinn der Menschen entgehen? Weise hat die Natur hier einen Vorhang vorgezogen und läßt uns, die wir hiezu keine Sinne haben, in das geistige Reich ihrer Verwandlungen und Übergänge nicht hineinschauen; wahrscheinlich würde sich auch der Blick dahin mit unsrer Existenz auf Erden und alle den sinnlichen Empfindungen, denen wir noch unterworfen sind, nicht vertragen. Sie legte uns also nur Übergänge aus den niedern Reichen und in den höhern nur aufsteigende Formen dar; ihre tausend unsichtbare Wege der Überleitung behielt sie sich selbst vor; und so ward das Reich der Ungebornen die große *hylê* oder der Hades, in welchen kein menschliches Auge reicht. Zwar scheint diesem Untergange die bestimmte Form entgegenzustehen, der jede Gattung treu bleibt und in welcher sich auch das kleinste Gebein nicht verändert; allein auch hievon ist der Grund sichtbar, da jedes Geschöpf nur *durch Geschöpfe seiner Gattung* organisiert werden kann und darf. Die feste ordnungsreiche Mutter hat also die Wege genau bestimmt, auf denen eine organische Kraft, sie sei herrschend oder dienend, zur sichtbaren Wirksamkeit gelangen sollte, und so kann ihren einmal bestimmten

Formen nichts ent schlüpfen. Im Menschenreich z.B. herrscht die größte Mannigfaltigkeit von Neigungen und Anlagen, die wir oft als wunderbar und widernatürlich anstaunen, aber nicht begreifen. Da nun auch diese nicht ohne organische Gründe sein können, so ließe sich, wenn uns über dies Dunkle der Schöpfungsstätte einige Vermutung vergönnt ist, das Menschengeschlecht als der *große Zusammenfluß niederer organischer Kräfte* ansehen, die in ihm zur Bildung der Humanität kommen sollten.

Aber nun weiter? Der Mensch hat hier das Bild der Gottheit getragen und der feinsten Organisation genossen, die ihm die Erde geben konnte, soll er rückwärts gehen und wieder Stein, Pflanze, Elefant werden? Oder stehet bei ihm das Rad der Schöpfung still und hat kein andres Rad, worin es greife? Das letzte lässet sich nicht gedenken, da im Reich der obersten Güte und Weisheit alles verbunden ist und in ewigem Zusammenhange Kraft in Kraft wirkt. Schauen wir nun zurück und sehen, wie hinter uns alles aufs Menschengebilde zu reifen scheint und sich im Menschen wiederum von dem, was er sein soll und worauf er absichtlich gebildet worden, nur die erste Knospe und Anlage findet, so müßte aller Zusammenhang, alle Absicht der Natur ein Traum sein, oder auch er rückt (auf welchen Wegen und Gängen es nun auch sein möge), auch er rückt weiter. Lasset uns sehen, wie die

ganze Anlage der Menschennatur uns darauf weise.

IV

Das Reich der Menschenorganisation ist ein System geistiger Kräfte

Der vornehmste Zweifel, den man sich gegen die Unsterblichkeit organischer Kräfte zu machen pflegt, ist von den Werkzeugen hergenommen, durch die sie wirken; und ich darf behaupten, daß gerade die Beleuchtung dieses Zweifels uns das größte Licht nicht nur der Hoffnung, sondern der Zuversicht ewiger Fortwirkung anzünde. Keine Blume blühet durch den äußerlichen Staub, den groben Bestandteil ihres Baues; viel weniger reproduziert sich durch denselben ein immer neu wachsendes Tier, und noch weniger kann durch die Bestandteile, in die ein Hirn aufgelöst wird, eine innige Kraft so vieler mit ihr verbundener Kräfte, als unsre Seele ist, denken. Selbst die Physiologie überzeugt uns davon. Das äußerliche Bild, das sich im Auge malet, kommt nicht in unser Gehirn; der Schall, der sich in unserm Ohr bricht, kommt nicht mechanisch als solcher in unsre Seele. Kein Nerve liegt ausgespannt da, daß er bis zu einem Punkt der Vereinigung vibriere; bei einigen Tieren kommen nicht einmal die Nerven beider Augen und bei keinem Geschöpf die Nerven aller Sinne so zusammen, daß

ein sichtbarer Punkt sie vereine. Noch weniger gilt dieses von den Nerven des gesamten Körpers, in dessen kleinstem Gliede sich doch die Seele gegenwärtig fühlt und in ihm wirkt. Also ist's eine schwache, unphysiologische Vorstellung, sich das Gehirn als einen Selbstdenker, den Nervensaft als einen Selbstempfin-der zu denken; vielmehr sind es, allen Erfahrungen zufolge, *eigne psychologische Gesetze*, nach denen die Seele ihre Verrichtungen vornimmt und ihre Begriffe verbindet. Daß es jedesmal ihrem Organ gemäß und demselben harmonisch geschehe, daß, wenn das Werkzeug nichts taugt, auch die Künstlerin nichts tun könne u. f.: das alles leidet keinen Zweifel, ändert aber auch nichts im Begriff der Sache. Die *Art*, mit der die Seele wirkt, das *Wesen ihrer Begriffe* kommt hier in Betrachtung. Und da ist's

1. unleugbar, daß der *Gedanke*, ja die erste Wahrnehmung, damit sich die Seele einen äußern Gegenstand vorstellt, ganz *ein andres Ding sei, als was ihr der Sinn zuführet*. Wir nennen es ein Bild; es ist aber nicht das Bild, d. i. der lichte Punkt, der aufs Auge gemalt wird und der das Gehirn gar nicht erreicht; das Bild der Seele ist ein geistiges, von ihr selbst bei Veranlassung der Sinne geschaffenes Wesen. Sie ruft aus dem Chaos der Dinge, die sie umgeben, eine Gestalt hervor, an die sie sich mit Aufmerksamkeit heftet, und so schafft sie durch innere Macht aus dem

vielen ein eins, das ihr allein zugehöret. Dies kann sie sich wieder herstellen, auch wenn es nicht mehr da ist: der Traum und die Dichtung können es nach ganz andern Gesetzen verbinden, als unter welchen es der Sinn darstellte, und tun dies wirklich. Die Rasereien der Kranken, die man so oft als Zeugen der Materialität der Seele anführt, sind eben von ihrer Immaterialität Zeugen. Man behorche den Wahnsinnigen und bemerke den Gang, den seine Seele nimmt. Er geht von der Idee aus, die ihn zu tief rührte, die also sein Werkzeug zerrüttete und den Zusammenhang mit andern Sensationen störte. Auf sie beziehet er nun alles, weil sie die herrschende ist und er von derselben nicht loskann; zu ihr schafft er sich eine eigne Welt, einen eignen Zusammenhang der Gedanken, und jeder seiner Irrgänge in der Ideenverbindung ist im höchsten Maß *geistig*. Nicht, wie die Fächer des Gehirns liegen, kombiniert er, selbst nicht einmal, wie ihm die Sensationen erscheinen, sondern wie andre Ideen mit seiner Idee verwandt sind und wie er jene zu dieser nur hinüberzuzwingen vermochte Auf demselben Wege gehn alle Assoziationen unsrer Gedanken; sie gehören einem Wesen zu, das aus eigener Energie und oft mit einer sonderbaren Idiosynkrasie Erinnerungen aufruft und nach innerer Liebe oder Abneigung, nicht nach einer äußern Mechanik, Ideen bindet. Ich wünschte, daß hierüber aufrichtige Menschen das

Protokoll ihres Herzens und scharfsinnige Beobachter, insonderheit Ärzte, die Eigenheiten bekanntmachten, die sie an ihren Kranken bemerkten, und ich bin überzeugt, es wären lauter Belege von Wirkungen eines zwar organischen, aber dennoch eigenmächtigen, nach Gesetzen geistiger Verbindung wirkenden Wesens.

2. *Die künstliche Bildung unsrer Ideen von Kindheit* auf erweist dasselbe, und der *langsame Gang*, auf welchem die Seele nicht nur spät ihrer selbst bewußt wird, sondern auch mit Mühe ihre Sinnen brauchen lernet. Mehr als ein Psycholog hat die Kunststücke bemerkt, mit denen ein Kind von Farbe, Gestalt, Größe, Entfernung Begriff erhält und durch die es *sehen lernet*. Der körperliche Sinn lernt nichts; denn das Bild malet sich den ersten Tag aufs Auge, wie es sich den letzten des Lebens malen wird; aber die Seele durch den Sinn lernt messen, vergleichen, geistig empfinden. Hiezu hilft ihr das Ohr, und die Sprache ist doch gewiß ein geistiges, nicht körperliches Mittel der Ideenbildung Nur ein Sinnloser kann Schall und Wort für einerlei nehmen; und wie diese beide verschieden sind, ist's Körper und Seele, Organ und Kraft. Das Wort erinnert an die Idee und bringt sie aus einem andern Geist zu uns herüber; aber es ist sie nicht selbst, und ebensowenig ist das materielle Organ Gedanke. Wie der Leib durch Speise zunimmt,

nimmt unser Geist durch Ideen zu, ja wir bemerken bei ihm eben die Gesetze der *Assimilation*, des *Wachstums* und der *Hervorbringung*, nur nicht auf eine körperliche sondern eine ihm eigne Weise. Auch er kann sich mit Nahrung überfüllen, daß er sich dieselbe nicht zuzueignen und in sich zu verwandeln vermag; auch er hat eine Symmetrie seiner geistigen Kräfte, von welcher jede Abweichung Krankheit, entweder Schwachheit oder Fieber, d. i. Verrückung wird; auch *er* endlich treibt dieses Geschäft seines innern Lebens mit einer genialischen Kraft, in welcher sich Liebe und Haß, Abneigung gegen das mit ihm Ungleiche, Zuneigung zu dem, was seiner Natur ist, wie beim irdischen Leben äußert. Kurz, es wird in uns (ohne Schwärmerei zu reden) ein *innerer geistiger Mensch* gebildet, der seiner eignen Natur ist und den Körper nur als Werkzeug gebraucht, ja der seiner eignen Natur zufolge auch bei den ärgsten Zerrüttungen der Organe handelt. Je mehr die Seele durch Krankheit oder gewaltsame Zustände der Leidenschaften von ihrem Körper getrennt und gleichsam gezwungen ist, in ihrer eignen Ideenwelt zu wandeln, desto sonderbarere Erscheinungen bemerken wir von ihrer eignen Macht und Energie in der Ideenschöpfung oder Ideenverbindung. Aus Verzweiflung irret sie jetzt in den Szenen ihres vorigen Lebens umher, und da sie von ihrer Natur und ihrem Werk, Ideen zu

bilden, nicht ablassen kann, bereitet sie sich jetzt eine neue *wilde Schöpfung*.

3. Das hellere *Bewußtsein*, dieser große Vorzug der menschlichen Seele, ist derselben *auf eine geistige Weise, und zwar durch die Humanität, allmählich erst zugebildet worden*. Ein Kind hat noch wenig Bewußtsein, ob seine Seele gleich sich unablässig übt, zu demselben zu gelangen und sich seiner selbst durch alle Sinnen zu vergewissern. Alle sein Streben nach Begriffen hat den Zweck, sich in der Welt Gottes gleichsam zu besinnen und seines Daseins mit menschlicher Energie froh zu werden. Das Tier geht noch im dunkeln Traum umher: sein Bewußtsein ist in so viel Reize des Körpers verbreitet und von ihnen mächtig umhüllet, daß das helle Erwachen zu einer fortwirkenden Gedankenübung seiner Organisation nicht möglich war. Auch der Mensch ist sich seines *sinnlichen* Zustandes nur durch Sinne bewußt, und sobald diese leiden, ist's gar kein Wunder, daß ihn eine herrschende Idee auch aus seiner eignen Anerkennung hinreißen kann und er mit sich selbst ein trauriges oder fröhliches Drama spielt. Aber auch dies Hinreißen in ein Land lebhafter Ideen zeigt eine innere Energie, bei der sich die Kraft seines Bewußtseins, seiner Selbstbestimmung oft auf den irrigsten Wegen äußert. Nichts gewährt dem Menschen ein so eignes Gefühl seines Daseins als Erkenntnis;

Erkenntnis einer Wahrheit, die wir selbst errungen haben, die unsrer innersten Natur ist und bei der uns oft alle Sichtbarkeit schwindet. Der Mensch vergißt sich selbst: er verliert das Maß der Zeit und seiner sinnlichen Kräfte, wenn ihn ein hoher Gedanke aufruft und er denselben verfolgt. Die scheußlichsten Qualen des Körpers haben durch eine einzige lebendige Idee unterdrückt werden können, die damals in der Seele herrschte. Menschen, die von einem Affekt, insonderheit von dem lebhaftesten, reinsten Affekt unter allen, der Liebe Gottes, ergriffen wurden, haben Leben und Tod nicht geachtet und sich in diesem Abgrunde aller Ideen wie im Himmel geföhlet. Das gemeinste Werk wird uns schwer, sobald es nur der Körper verrichtet; aber die Liebe macht uns das schwerste Geschäft leicht, sie gibt uns zur langwierigsten, entferntsten Bemühung Flügel. Räume und Zeiten verschwinden ihr sie ist immer auf ihrem Punkt, in ihrem eignen Ideenland. - Diese Natur des Geistes äußert sich auch bei den wildesten Völkern; gleichviel, wofür sie kämpfen, sie kämpfen im Drang der Ideen. Auch der Menschenfresser im Durst seiner Rache und Kühnheit strebt, wiewohl auf eine abscheuliche Art, nach dem Genuß eines *Geistes*.

4. Alle Zustände, Krankheiten und Eigenheiten des Organs also können uns nie irremachen, die Kraft, die in ihnen wirkt, *primitiv* zu fühlen. Das Gedächtnis

z.B. ist nach der verschiedenen Organisation der Menschen verschieden: bei diesen formt und erhält es sich durch Bilder, bei jenen durch Zeichen der Abstraktion, Worte oder gar Zahlen. In der Jugend, wenn das Gehirn weich ist, ist es lebhaft; im Alter, wenn sich das Gehirn härtet, wird es träge und hält an alten Ideen. So ist's mit den übrigen Kräften der Seele; welches alles nicht anders sein kann, sobald eine Kraft organisch wirkt. Bemerket indes auch hier die *Gesetze der Aufbewahrung und Erneuerung der Ideen*: sie sind allesamt nicht körperlich, sondern geistig. Es hat Menschen gegeben, die das Gedächtnis gewisser Jahre, ja gewisser Teile der Rede, der Namen, Substantiven, sogar einzelner Buchstaben und Merkzeichen verloren; das Gedächtnis der vorigen Jahre, die Erinnerung anderer Teile der Rede und der freie Gebrauch derselben blieb ihnen; die Seele war nur an dem *einen* Gliede gefesselt, da das Organ litt. Wäre der Zusammenhang ihrer geistigen Ideen materiell, so müßte sie, diesen Erscheinungen nach, entweder im Gehirn umherrücken und für gewisse Jahre, für Substantiven und Namen eigne Protokolle führen, oder sind die Ideen mit dem Gehirn verhärtet, so müßten sie alle verhärtet sein; und doch ist bei den Alten eben das Andenken der Jugend noch so lebhaft. Zu einer Zeit, da sie ihrem Organ gemäß nicht mehr rasch verbinden oder flüchtig durchdenken kann, hält sie sich

desto fester an das erworbne Gut ihrer schönern Jahre, über das sie wie über ihr Eigentum waltet. Unmittelbar vor dem Tode und in allen Zuständen, da sie sich vom Körper weniger gefesselt fühlt, erwacht dies Andenken mit aller Lebhaftigkeit der Jugendfreude, und die Glückseligkeit der Alten, die Freude der Sterbenden beruhet größtenteils darauf. Vom Anfange des Lebens an scheint unsre Seele nur ein Werk zu haben, *inwendige Gestalt, Form der Humanität* zu gewinnen und sich in ihr, wie der Körper in der seinigen, gesund und froh zu fühlen. Auf dies Werk arbeitet sie so unablässig und mit solcher Sympathie aller Kräfte, als der Körper nur immerdar für seine Gesundheit arbeiten kann, der, wenn ein Teil leidet, es sogleich ganz fühlt und Säfte anwendet, wie er sie kann, den Bruch zu ersetzen und die Wunde zu heilen. Gleichermassen arbeitet die Seele auf ihre immer hinfällige und oft falsche Gesundheit, jetzt durch gute, jetzt durch trügliche Mittel sich zu beruhigen und fortzuwirken. Wunderbar ist die Kunst, die sie dabei anwendet und unermesslich der Vorrat von Hilfs- und Heilmitteln, den sie sich zu verschaffen weiß. Wenn einst die Semiotik der Seele studiert wird wie die Semiotik des Körpers, wird man in allen Krankheiten derselben ihre so eigne geistige Natur erkennen, daß die Schlüsse der Materialisten wie Nebel vor der Sonne verschwinden werden. Ja, wer von diesem *innern Leben*

seines Selbst überzeugt ist, dem werden alle äußern Zustände, in welchen sich der Körper, wie alle Materie, unablässig verändert, mit der Zeit nur Übergänge, die sein Wesen nicht angehn er schreitet aus dieser Welt in jene so unvermerkt, wie er aus Nacht in Tag und aus einem Lebensalter ins andre schreitet.

Jeden Tag hat uns der Schöpfer eine eigne Erfahrung gegeben, wie wenig alles in unsrer Maschine von uns und voneinander unabtrennlich sei: es ist des Todes Bruder, der balsamische Schlaf. Er scheidet die wichtigsten Verrichtungen unsres Lebens mit dem Finger seiner sanften Berührung: Nerven und Muskeln ruhen, die sinnlichen Empfindungen hören auf, und dennoch denkt die Seele fort in ihrem eignen Lande. Sie ist nicht abgetrennter vom Körper, als sie wachend war, wie die dem Traum oft eingemischte Empfindungen beweisen; und dennoch wirkt sie nach eigenen Gesetzen auch im tiefsten Schlaf fort, von dessen Träumen wir keine Erinnerung haben, wenn nicht ein plötzliches Erwecken uns davon überzeugt. Mehrere Personen haben bemerkt, daß ihre Seele bei ruhigen Träumen sogar dieselbe Ideenreihe, unterschieden vom wachenden Zustande, unverrückt fortsetze und immer in einer, meistens jugendlichen, lebhaften und schönern Welt wandle. Die Empfindungen des Traums sind uns lebhafter, seine Affekten feuriger, die Verbindungen der Gedanken und

Möglichkeiten in ihm werden leichter, unser Blick ist heiterer, das Licht, das uns umglänzt, ist schöner. Wenn wir gesund schlafen, wird unser Gang oft ein Flug, unsre Gestalt ist größer, unser Entschluß kräftiger, unsre Tätigkeit freier. Und obwohl dies alles vom Körper abhängt, weil jeder kleinste Zustand unsrer Seele notwendig ihm harmonisch sein muß, solange ihre Kräfte ihm so innig einverleibt wirken, so zeigt doch die ganze gewiß sonderbare Erfahrung des Schlafes und Traums, die uns ins größte Erstaunen setzen würde, wenn wir nicht daran gewohnt wären, daß nicht jeder Teil unsers Körpers auf gleiche Art zu uns gehöre, ja daß gewisse Organe unsrer Maschine abgespannet werden können und die oberste Kraft wirke aus bloßen Erinnerungen idealischer, lebhafter, freier. Da nun alle Ursachen, die uns den Schlaf bringen, und alle seine körperliche Symptome nicht bloß einer Redeart nach, sondern physiologisch und wirklich ein *Analogon des Todes* sind, warum sollten es nicht auch seine geistige Symptome sein? Und so bleibt uns, wenn uns der Todesschlaf aus Krankheit oder Mattigkeit befällt, Hoffnung, daß auch er, wie der Schlaf, nur das Fieber des Lebens kühle, die zu einförmig und lang fortgesetzte Bewegung sanft umlenke, manche für dies Leben unheilbaren Wunden heile und die Seele zu einem frohen Erwachen, zum Genuß eines neuen Jugendmorgens bereite. Wie im

Traum meine Gedanken in die Jugend zurückkehren, wie ich in ihm, nur halb entfesselt von einigen Organen, aber zurückgedrängter in mich selbst, mich freier und tätiger fühle, so wirst auch du, erquickender Todestraum, die Jugend meines Lebens, die schönsten und kräftigsten Augenblicke meines Daseins mir schmeichelnd zurückführen, bis ich erwache in ihrem - oder vielmehr im schönern Bilde einer himmlischen Jugend.

*Unsre Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu
einer zukünftigen Blume*

Wir sahen, daß der Zweck unsres jetzigen Daseins auf Bildung der *Humanität* gerichtet sei, der alle niedrige Bedürfnisse der Erde nur dienen und selbst zu ihr führen sollen. Unsre Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsre feinem Sinne zur Kunst, unsre Triebe zur echten Freiheit und Schöne, unsre Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden; entweder wissen wir nichts von unsrer Bestimmung und die Gottheit täuschte uns mit allen ihren Anlagen von innen und außen (welche Lästerung auch nicht einmal einen Sinn hat), oder wir können dieses Zwecks so sicher sein als Gottes und unsers Daseins.

Und wie selten wird dieser ewige, dieser unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Tierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachlässigung und Ruchlosigkeit verderbet. Bei wenigen Menschen ist die gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Worts eigentliches *Studium des Lebens*; die meisten fangen nur spät an,

daran zu denken, und auch bei den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Tier hinunter. Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Entweder irrte sich also der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte, und mit der Organisation, die er zu Erreichung desselben so künstlich zusammengeleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Dasein hinaus, und die Erde ist nur ein *Übungsplatz*, eine *Vorbereitungsstätte*. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellet werden, und der Mensch im ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Tier erhoben. Ja auch unter den Menschen selbst mußte die größte Verschiedenheit stattfinden, da alles auf der Erde so vielartig ist und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joch des Klima und der Notdurft lieget. Der Entwurf der bildenden Vorsehung mußte also alle diese Stufen, diese Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben und den Menschen in ihnen allen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmählich und ihnen unbewußt höher führet. Es ist befremdend und doch unleugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am meisten fernbleibt. Jedes Tier erreicht, was es in seiner Organisation erreichen soll;

der einzige Mensch erreicht's nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist und er auf unserer Erde so tief, so spät, mit so viel Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Tier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt, der sichere Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben und soll außer einigen notdürftigen Trieben alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst *lernen*. Er lernet's also unvollkommen, weil er mit dem Samen des Verstandes und der Tugend auch Vorurteile und üble Sitten erbet und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschwert ist, die vom Anfange seines Geschlechts herreichen. Die Fußtapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet, sind mit so viel andern verwirrt und zusammengetreten, in denen Tiere und Räuber wandelten und leider oft wirksamer waren als jene wenige erwählte, große und gute Menschen. Man würde also (wie es auch viele getan haben) die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nah ans Tier grenzen lassen und ihm, da er dennoch nicht Tier sein sollte, *den* Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortganges Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der

Sicherheit durch Übung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein *edler Freier* durch eigne Bemühung werde, und er *wird's werden*. Auch der Menschenähnliche wird Mensch sein; auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte und verdorrte Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und so können wir auch leicht ahnen, was aus unserer Menschheit allein in jene Welt übergehen kann: es ist eben diese *gottähnliche Humanität*, die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit. Alles Notdürftige dieser Erde ist nur für sie; wir lassen den Kalk unsrer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Tiere der irdischen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet. Das Bedürfnis der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze und Einrichtungen erwecken und ihn unter ein heilsames, der Erde unentbehrliches Joch fesseln. Der Trieb der Geschlechter sollte Geselligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Brust des Unmenschen pflanzen und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm

angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen, für sein Fleisch und Blut übernehme. Solche Absicht hatte die Natur bei allen Bedürfnissen der Erde; jedes derselben sollte eine Mutterhülle sein, in der ein Keim der Humanität sproßte. Glücklich, wenn er gesproßt ist, er wird unter dem Strahl einer schönern Sonne Blüte werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selbst unbewußt und oft auf so un-rechten Wegen, strebte; das Labyrinth wird sich ent-wirren, die verführenden Zaubergestalten werden schwinden, und ein jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunkt *sehnen*, zu dem sein Weg geht, sondern du wirst ihn auch, mütterliche Vorsehung, unter der Gestalt des Genius und Freundes, des er be-darf, mit verzeihender, sanfter Hand selbst zu ihm lei-ten³⁴.

Also auch die Gestalt jener Welt hat uns der gute Schöpfer verborgen, um weder unser schwaches Ge-hirn zu betäuben, noch zu ihr eine falsche Vorliebe zu reizen. Wenn wir indes den Gang der Natur bei den Geschlechtern unter uns betrachten und bemerken, wie die Bildnerin Schritt vor Schritt das Unedlere wegwirft und die Notdurft mildert, wie sie dagegen das Geistige anbauet, das Feine feiner ausführt und das Schöne schöner belebet, so können wir ihrer un-sichtbaren Künstlerhand gewiß zutrauen, daß auch die

Effloreszenz unsrer Knospe der Humanität in jenem Dasein gewiß in einer Gestalt erscheinen werde, die eigentlich die wahre *göttliche Menschengestalt* ist und die kein Erdensinn sich in ihrer Herrlichkeit und Schöne zu dichten vermöchte. Vergeblich ist's also auch, daß wir dichten; und ob ich wohl überzeugt bin, daß, da alle Zustände der Schöpfung aufs genaueste zusammenhangen, auch die organische Kraft unsrer Seele in ihren reinsten und geistigen Übungen selbst den Grund zu ihrer künftigen Erscheinung lege oder daß sie wenigstens, ihr selbst unwissend, das Gewebe anspinne, das ihr so lange zur Bekleidung dienen wird, bis der Strahl einer schönern Sonne ihre tiefsten, ihr selbst hier verborgnen Kräfte wecket, so wäre es doch Kühnheit, dem Schöpfer Bildungsgesetze zu einer Welt vorzuzeichnen, deren Verrichtungen uns noch so wenig bekannt sind. Gnug, daß alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, *Vervollkommungen* sind und daß wir also wenigstens Winke dahin haben, wohin wir höherer Ursachen wegen zu schauen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodenn als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst gehet das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Ökonomie der Erde anfängt. Ähnliche Auswirkungen und Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der

Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe dienende Raupe; ihre Stunde kommt, und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmet sich an, sie windet sich ein; sie hat das Gespinst zu ihrem Totengewande sowie zum Teil die Organe ihres neuen Daseins schon in sich. Nun arbeiten die Ringe, nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung: zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut, und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmählich bilden sich diese und treten in Ordnung; das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist: nun dränget es sich ans Licht, und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten, und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie noch eben unter der Todeshülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanz der Strahlen begabt, der unter dieser Sonne nur stattfand, zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephyrs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert: statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektartau vom goldnen Kelch der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert: statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feinern, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in beiden ein und

dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter eines und desselben Wesens auf einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt: Wie schöne Ausbildungen müssen im Schoß der Natur ruhn, wo ihr organischer Zirkel weiter ist und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als *eine* Welt umfassen. Hoffe also, o Mensch, und weis-sage nicht: der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe. Wirf ab, was unmenschlich ist: strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit, so kannst du deines Ziels nicht verfehlen.

Und so zeigt uns die Natur auch in diesen Analogien *werdender*, d. i. übergehender Geschöpfe, warum sie den Todesschlummer in ihr Reich der Gestalten einwebte. Er ist die wohltätige Betäubung, die ein Wesen umhüllet, in dem jetzt die organischen Kräfte zur neuen Ausbildung streben. Das Geschöpf selbst mit seinem wenigern oder mehrern Bewußtsein ist nicht stark genug, ihren Kampf zu übersehn oder zu regieren; es entschlummert also und erwacht nur, wenn es ausgebildet da ist. Auch der Todesschlaf ist also eine väterliche milde Schonung; er ist ein heilsames Opium, unter dessen Wirkung die Natur ihre Kräfte sammlet und der entschlummerte Kranke geneset.

VI

Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweener Welten

Alles ist in der Natur verbunden: ein Zustand strebt zum andern und bereitet ihn vor. Wenn also der Mensch die Kette der Erdorganisation als ihr höchstes und letztes Glied schloß, so fängt er auch eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen als ihr niedrigstes Glied an; und so ist er wahrscheinlich der Mittelring zwischen zwei ineinandergreifenden Systemen der Schöpfung. Auf der Erde kann er in keine Organisation mehr übergehen, oder er müßte rückwärts und sich im Kreise umhertaumeln; stillstehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reich der wirksamsten Güte ruhet; also muß ihm eine Stufe bevorstehn, die so dicht an ihm und doch über ihm so erhaben ist, als er, mit dem edelsten Vorzuge geschmückt, ans Tier grenzet. Diese Aussicht, die auf allen Gesetzen der Natur ruhet, gibt uns allein den Schlüssel seiner wunderbaren Erscheinung, mithin die einzige *Philosophie der Menschengeschichte*. Denn nun wird

1. der sonderbare *Widerspruch* klar, in dem sich

der Mensch zeigt. Als Tier dienet er der Erde und hängt an ihr als seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fodert. Als Tier kann er seine Bedürfnisse befriedigen, und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgendeine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen; für die Kräfte unsers Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Übungs- und Prüfungsstätte. Die Geschichte unsers Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweiset dies sattsam. Hie und da kam ein Weiser, ein Guter und streuete Gedanken, Ratschläge und Taten in die Flut der Zeiten; einige Wellen kreiseten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Absichten sank zu Grunde. Narren herrschten über die Ratschläge der Weisen, und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammelnden Eltern. Sowenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist, sowenig ist die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick

bringt Tausende her und nimmt Tausende hinweg von der Erde: sie ist eine Herberge für Wanderer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Tier lebt sich aus, und wenn es auch höhern Zwecken zufolge sich den Jahren nach nicht auslebet, so ist doch sein innerer Zweck erreicht; seine Geschicklichkeiten sind da, und es ist, was es sein soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eignen neuen Anlage, auch wenn er lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein andres Dasein ist, gegen den er wie ein Kind in den ersten Übungen hier erscheint. Er stellet also zwei Welten auf einmal dar; und das macht die anscheinende Duplizität seines Wesens.

2. Sofort wird klar, welcher Teil bei den meisten hienieden der herrschende sein werde. Der größte Teil der Menschen ist Tier; zur Humanität hat er bloß die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden. Wie wenigen ist es nun auf die rechte Weise angebildet worden! Und auch bei den Besten, wie fein und zart ist die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume, Lebenslang will das Tier über den Menschen herrschen, und

die meisten lassen es nach Gefallen über sich regieren. Es ziehet also unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will; und da für ein sinnliches Geschöpf die Gegenwart immer lebhafter ist als die Entfernung und das Sichtbare mächtiger auf dasselbe wirkt als das Unsichtbare, so ist leicht zu erachten, wohin die Waage der beiden Gewichte überschlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntnis und Tugend ist der Mensch fähig! Und wenn er ihrer fähig wäre, wie wenig ist er an sie gewöhnt! Die edelsten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schifffahrt des Lebens von widrigen Winden, gestört, und der Schöpfer, barmherzigstrenge, hat beide Verwirrungen ineinander geordnet, um eine durch die andere zu zähmen und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde als durch schmeichelnde Weste in uns zu erziehen. Ein vielversuchter Mensch hat viel gelernet; ein träger und müßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit selbstgefühlter Freude, was er kann und vermag. Das Leben ist also ein Kampf, und die Blume der reinen, unsterblichen Humanität eine schwererrungene Krone. Den Läufern steht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

3. Wenn höhere Geschöpfe also auf uns blicken, so mögen sie uns wie wir die Mittelgattungen betrachten,

mit denen die Natur aus einem Element ins andre übergeht. Der Strauß schwingt matt seine Flügel nur zum Lauf, nicht zum Fluge; sein schwerer Körper zieht ihn zum Boden. Indessen, auch für ihn und für jedes Mittelgeschöpf hat die organisierende Mutter gesorget: auch sie sind in sich vollkommen und scheinen nur unserm Auge unförmlich. So ist's auch mit der Menschennatur hienieden: ihr Unförmliches fällt einem Erdengeist schwer auf; ein höherer Geist aber, der in das Inwendige blickt und schon mehrere Glieder der Kette siehet, die füreinander gemacht sind, kann uns zwar bemitleiden, aber nicht verachten. Er siehet, warum Menschen in so vielerlei Zuständen aus der Welt gehen müssen, jung und alt, töricht und weise, als Greise, die zum zweitenmal Kinder wurden, oder gar als Ungeborne. Wahnsinn und Mißgestalten, alle Stufen der Kultur, alle Verirrungen der Menschheit umfaßte die allmächtige Güte und hat Balsam genug in ihren Schätzen, auch die Wunden, die nur der Tod lindern konnte, zu heilen. Da wahrscheinlich der künftige Zustand so aus dem jetzigen hervorsproßt wie der unsre aus dem Zustande niedrigerer Organisationen, so ist ohne Zweifel auch das Geschäft desselben näher mit unserm jetzigen Dasein verknüpft, als wir denken. Der höhere Garte blühet nur durch die Pflanzen, die hier keimten und unter einer rauhen Hülle die ersten Sprößchen trieben. Ist nun,

wie wir gesehen haben, Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Teilnehmung beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist, so muß diese schönste Blüte des menschlichen Lebens notwendig dort zu der erquickenden Gestalt, zu der umschattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unser Herz vergebens dürstet. Unsre Brüder der höhern Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir sie suchen und lieben können; denn sie übersehen unsern Zustand klärer; der Augenblick der Zeit ist ihnen vorüber, alle Disharmonien sind aufgelöset, und sie erziehen an uns vielleicht unsichtbar ihres Glückes Teilnehmer, ihres Geschäfts Brüder. Nur *einen* Schritt weiter, und der gedrückte Geist kann freier atmen, das verwundete Herz ist genesen; sie sehen den Schritt herannahen und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber.

4. Ich kann mir also auch nicht vorstellen, daß, da wir eine Mittelgattung von zwei Klassen und gewissermaßen die Teilnehmer beider sind, der künftige Zustand von dem jetzigen so fern und ihm so ganz unmitteilbar sein sollte, als das Tier im Menschen gern glauben möchte; vielmehr werden mir in der Geschichte unsres Geschlechts manche Schritte und Erfolge ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. Daß z.B. der Mensch sich selbst auf den Weg der Kultur

gebracht und ohne höhere Anleitung sich Sprache und die erste Wissenschaft erfunden, scheint mir unerklärlich und immer unerklärlicher, je einen längern rohen Tierzustand man bei ihm voraussetzt. Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlecht von seiner Entstehung an gewaltet und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführt. Je mehr aber die menschliche Kräfte selbst in Übung waren, desto weniger bedorften sie teils dieser höhern Beihülfe oder desto minder wurden sie ihrer fähig, obwohl auch in spätern Zeiten die größten Wirkungen auf der Erde durch unerklärliche Umstände entstanden sind oder mit ihnen begleitet gewesen. Selbst Krankheiten waren dazu oft Werkzeuge; denn wenn das Organ aus seiner Proportion mit andern gesetzt und also für den gewöhnlichen Kreis des Erdelebens unbrauchbar worden ist, so scheint's natürlich, daß die innere rastlose Kraft sich nach andern Seiten des Weltalls kehre und vielleicht Eindrücke empfangen, deren eine ungestörte Organisation nicht fähig war, deren sie aber auch nicht bedorfte. Wie dem aber auch sei, so ist's gewiß ein wohltätiger Schleier, der diese und jene Welt absondert, und nicht ohne Ursach ist's so still und stumm um das Grab eines Toten. Der gewöhnliche Mensch auf dem Gange seines Lebens wird von Eindrücken entfernt, deren ein einziger den ganzen Kreis seiner Ideen zerrütten und

ihn für diese Welt unbrauchbar machen würde. Kein nachahmender Affe höherer Wesen sollte der zur Freiheit erschaffene Mensch sein, sondern, auch wo er geleitet wird, im glücklichen Wahn stehen, daß er selbst handle. Zu seiner Beruhigung und zu dem edlen Stolz, auf dem seine Bestimmung liegt, ward ihm der Anblick edlerer Wesen entzogen; denn wahrscheinlich würden wir uns selbst verachten, wenn wir diese kennten. Der Mensch also soll in seinen künftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben.

5. So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Tiers unterdrückt wird und zum Verhältnis des Erdelebens gleichsam in Banden lieget. Einzelne Beispiele des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, ja gar der Vorhersagung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatz, der in menschlichen Seelen ruhet; ja sogar die Sinne sind davon nicht ausgeschlossen Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disproportion erfordert wurde, dem *einen* Gewicht seine Freiheit zu geben und die Macht desselben zu zeigen. Der Ausdruck Leibniz', daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sei, enthält vielleicht eine

tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pfl eget; denn auch die Kräfte eines Weltalls scheinen in ihr verborgen, und sie bedarf nur einer Organisation oder einer Reihe von Organisationen, diese in Tätigkeit und Übung setzen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr diese Organisationen nicht versagen, und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne allmählich zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr *Raum* und *Zeit* leere Worte: sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirkt. Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gib dir also keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagest und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume -

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen:

Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr sein, wenn du noch sein wirst und in andern Wohnplätzen und Organisationen *Gott* und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie, sie hat kein Anrecht an dich; mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume dastand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen, so stehet über allen zur Erde Gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit

erhabnem Blick und aufgehobnen Händen stehet er da, als ein Sohn des Hauses den Ruf seines Vaters erwartend.

Zweiter Teil

Homo sum, humani nihil a me alienum esse puto.
Terent.

Ich bin ein Mensch, und nichts, was die Mensch-
heit betrifft, ist mir fremde.

Terentius, »Heautontimorumenos«,
I, 1, Vers 25

Sechstes Buch

Wir haben bisher die Erde als einen Wohnplatz des Menschengeschlechts überhaupt betrachtet und sodann die Stelle zu bemerken gesucht, die der Mensch in der Reihe der Lebendigen auf ihr einnimmt. Lasset uns jetzt, nachdem wir die Idee seiner Natur überhaupt festgestellt haben, die verschiedenen Erscheinungen betrachten, in denen er sich auf diesem runden Schauplatz zeigt.

Aber wer gibt uns einen Leitfaden in diesem Labyrinth? Welchen sichern Fußritten dürfen wir folgen? Wenigstens soll kein trügendes Prachtkleid einer angemessenen Allwissenheit die Mängel verhüllen, die der Geschichtschreiber der Menschheit und noch viel mehr der Philosoph dieser Geschichte notwendig mit sich trägt; denn nur der Genius unsres Geschlechts übersieht desselben ganze Geschichte. Wir fangen von den Verschiedenheiten in der Organisation der Völker an, wenn auch aus keinem andern Grunde, so daher, weil man sogar schon in den Lehrbüchern der Naturgeschichte diese Verschiedenheiten bemerket.

I

Organisation der Völker in der Nähe des Nordpols

Noch ist es keinem Seefahrer gelungen, auf der Achse unsrer Erde zu stehn³⁵ und vielleicht vom Nordpol her einigen nähern Aufschluß der Konstruktion ihres Ganzen zu holen; indessen sind wir schon weit über die bewohnbare Erde hinübergelangt und haben Gegenden beschrieben, die man den kalten und nackten Eisthron der Natur nennen möchte. Hier sind die Wunderdinge unsrer Erdschöpfung gesehen, die kein Anwohner des Äquators glauben würde, jene ungeheuren Massen schön gefärbter Eisklumpen, jene prächtigen Nordlichter, wunderbare Täuschungen des Auges durch die Luft, und bei der großen Kälte von oben die oft warmen Erdklüfte.³⁶ In steilen, zerfallenen Felsen scheint sich der hervorgehende Granit viel weiter hinauf zu erstrecken, als er's beim Südpol tun konnte, so wie überhaupt dem größten Teil nach die bewohnbare Erde auf dem nordlichen Hemisphär ruhet. Und da das Meer der erste Wohnplatz der Lebendigen war, so kann man das nordliche Meer mit der großen Fülle seiner Bewohner noch jetzt als eine Gebärmutter des Lebens und die Ufer desselben als den Rand betrachten, auf dem sich in Moosen,

Insekten und Würmern die Organisation der Erdschöpfe anfängt. Seevögel begrüßen das Land, das noch wenig eignes Gefieder nährt; Meertiere und Amphibien kriechen hervor, um sich am seltenen Strahl der ländlichen Sonne zu wärmen. Mitten im regsten Getümmel des Wassers zeigt sich gleichsam die Grenze der lebendigen Erdschöpfung.

Und wie hat sich die Organisation des Menschen auf dieser Grenze erhalten? Alles, was die Kälte an ihm tun konnte, war, daß sie seinen Körper etwas zusammendrückte und den Umlauf seines Bluts gleichsam verengte. Der Grönländer bleibt meistens unter fünf Fuß, und die Eskimos, seine Brüder, werden kleiner, je weiter nach Norden sie wohnen.³⁷ Da aber die Lebenskraft von innen heraus wirkt, so ersetzte sie ihm an warmer und zäher Dichtigkeit, was sie ihm an emporstrebender Länge nicht geben konnte. Sein Kopf ward in Verhältnis des Körpers groß, das Gesicht breit und platt, weil die Natur, die nur in der Mäßigung und Mitte zwischen zwei Extremen schön wirkt, hier noch kein sanftes Oval ründen und insonderheit die Zierde des Gesichts und, wenn ich so sagen darf, den Balken der Waage, die Nase, noch nicht hervortreten lassen konnte. Da die Backen die größere Breite des Gesichts einnahmen, so ward der Mund klein und rund; die Haare blieben sträubig, weil, weiche und seidene Haare zu bilden, es an

feinem, emporgetriebenen Saft fehlte; das Auge blieb unbeseelt. Gleichergestalt formten sich starke Schultern und breite Glieder, der Leib ward blutreich und fleischig; nur Hände und Füße blieben klein und zart, gleichsam die Sprossen und äußersten Teile der Bildung. Wie die äußere Gestalt, so verhält sich auch von innen die Reizbarkeit und Ökonomie der Säfte. Das Blut fließt träger, und das Herz schlägt matter, daher hier der schwächere Geschlechtstrieb, dessen Reize mit der zunehmenden Wärme anderer Länder so ungeheuer wachsen. Spät erwachet derselbe: die Unverheirateten leben züchtig, und die Weiber müssen zur beschwerlichen Ehe fast gezwungen werden Sie gebären weniger, so daß sie die vielgebärenden, lüsternen Europäer mit den Hunden vergleichen. In ihrer Ehe sowie in ihrer ganzen Lebensart herrscht eine stille Sittsamkeit, ein zähes Einhalten der Affekten. Unfühlbar für jene Reizungen, mit denen ein wärmeres Klima auch flüchtigere Lebensgeister bildet, leben und sterben sie still und verträglich, gleichgültig-vergnügt und nur aus Notdurft tätig. Der Vater erzieht seinen Sohn mit und zu jener gefaßten Gleichgültigkeit, die sie für die Tugend und Glückseligkeit des Lebens achten, und die Mutter säugt ihr Kind lange und mit aller tiefen, zähen Liebe der Muttertiere. Was ihnen die Natur an Reiz und Elastizität der Fibern versagt hat, hat sie ihnen an nachhaltender,

daurender Stärke gegeben und sie mit jener wärmenden Fettigkeit, mit jenem Reichtum an Blut, der ihren Aushauch selbst in eingeschloßnen Gebäuden erstickend warm macht, umkleidet.

Mich dünkt, es ist niemand, der hiebei nicht die einförmige Hand der organisierenden Schöpferin, die in allen ihren Werken gleichartig wirkt, gewahr werde. Wenn die menschliche Länge zurückbleibt, so bleibt es in jenen Gegenden die Vegetation noch viel mehr wenige, kleine Bäume wachsen, Moose und Gesträuche kriechen an der Erde. Selbst die mit Eisen beschlagne Meßstange kürzete sich im Frost; und es sollte sich nicht die menschliche Fiber kürzen? Trotz ihres inwohnenden organischen Lebens. Dies kann aber nur zurückgedrängt und gleichsam in einen kleinern Kreis der Bildung eingeschlossen werden abermals eine Analogie der Wirkung bei allen Organisationen. Die äußern Glieder der Seethiere und andern Geschöpfe der kalten Zone sind klein und zart; die Natur hielt, soviel möglich, alles zusammen in der Region der innern Wärme: die Vögel daselbst wurden mit dichten Federn, die Tiere mit einer sie umhüllenden Fettigkeit belegt, wie hier der Mensch mit seiner blutreichen, wärmenden Hülle. Auch von außen hat ihnen, und zwar aus einem und ebendemselben Principium aller Organisationen auf der Erde, die Natur das versagen müssen, was dieser Komplexion nicht

diente. Würze würden ihnen zur innern Fäulung geneigten Körper hinrichten, wie das ihnen zugebrachte Tollwasser, der Branntwein, so viele hingerichtet hat. Das Klima hat sie ihnen also versagt und zwingt sie dagegen in ihrem dürftigen Aufenthalt und bei der großen Liebe zur Ruhe, die ihr innerer Bau befördert, von außen zur Tätigkeit und Leibesbewegung, auf welche alle ihre Gesetze und Einrichtungen gebauet sind. Die wenigen Kräuter, die hier wachsen, sind blutreinigend und also gerade für ihr Bedürfnis; die äußere Luft ist in hohem Grad dephlogistisiert³⁸, so daß sie selbst bei toten Körpern der Fäulung widersteht und ein langes Leben fördert. Gifttragende Tiere duldet die trockne Kälte nicht, und gegen die beschwerlichen Insekten schützt sie ihre Unempfindlichkeit, der Rauch und der lange Winter. So entschädigt die Natur und wirkt harmonisch in allem, was sie wirkt.

Es wird nicht nötig sein, nach Beschreibung dieser ersten Nation uns bei denen ihr ähnlichen ebenso ausführlich zu verweilen. Die *Eskimos* in Amerika sind, wie an Sitten und Sprache, so auch an Gestalt der Grönländer Brüder. Nur da diese Elenden als bärtige Fremdlinge von den unbärtigen Amerikanern hoch hinaufgedrängt sind, so müssen sie größtenteils auch flüchtiger und mühseliger leben; ja, sie werden, hartes Schicksal! zu Winterszeit in ihren Höhlen oft

gezwungen, vom Saugen ihres eignen Blutes sich zu nähren.³⁹ Hier und an einigen andern Orten der Erde sitzt die harte Notwendigkeit auf dem höchsten Thron, so daß der Mensch beinah die Lebensart des Bärs ergreifen mußte. Und dennoch hat er sich überall als Mensch erhalten; denn auch in Zügen der scheinbar größten Inhumanität dieser Völker ist, wenn man sie näher erwägt, Humanität sichtbar. Die Natur wollte versuchen, welcher gewaltsamen Zustände unser Geschlecht fähig wäre, und es hat seine Probe bestanden.

Die *Lappen* bewohnen vergleichungsweise schon einen mildern Erdstrich, wie sie auch ein milderes Volk sind.⁴⁰ Die Größe der menschlichen Gestalt nimmt zu, die runde Plattigkeit des Gesichts nimmt ab, die Backen senken sich, das Auge wird dunkelgrau, die schwarzen, stracken Haare färben sich gelbbraun; mit seiner äußern Bildung tut sich auch die innere Organisation des Menschen voneinander, wie die Knospe, die sich dem Strahl der mildern Sonne entfaltet.⁴¹ Der Berglappe weidet schon sein Renntier, welches weder der Grönländer noch Eskimo tun konnten; er gewinnt an ihm Speise und Kleid, Haus und Decke, Bequemlichkeit und Vergnügen, da der Grönländer am Rande der Erde dies alles meistens im Meere suchen mußte. Der Mensch bekommt also schon ein Landtier zu seinem Freunde und Diener, bei

dem er Künste und eine häuslichere Lebensweise lernt. Es gewöhnet seine Füße zum Lauf, seine Arme zur künstlichen Fahrt, sein Gemüt zur Liebe des Besitzes und eines festern Eigentums, so wie es ihn auch bei der Liebe zur Freiheit erhält und sein Ohr zu der scheuen Sorgsamkeit gewöhnet, die wir bei mehreren Völkern dieses Zustandes bemerken werden. Schüchtern wie sein Tier horcht der Lappländer und fährt beim kleinsten Geräusch auf. Er liebt seine Lebensart und blickt, wenn die Sonne wiederkehrt, zu den Bergen hinauf, wie sein Renttier dahin blickt; er spricht mit ihm und es versteht ihn; er sorgt für dasselbe wie für seinen Reichtum und sein Hausgesinde. Mit dem ersten zähmbaren Landtier also, das die Natur diesen Gegenden geben konnte, gab sie dem Menschen auch einen Handleiter zur menschlichen Lebensweise.

Über die Völker am Eismeer im weiten russischen Reich haben wir außer so vielen neuern, allgemein bekannten Reisen, die sie beschreiben, selbst eine Sammlung von Gemälden derselben, deren Anblick mehr sagt, als meine Beschreibung sagen könnte.⁴² So vermischt und verdrängt manche dieser Völker wohnen, so sehen wir auch die von der verschiedensten Abkunft unter *ein* Joch der nordischen Bildung gedrückt und gleichsam an *eine* Kette des Nordpols geschmiedet. Der *Samojede* hat das runde, breite, platte Gesicht, das schwarze, sträubige Haar, die

untersetzte, blutreiche Statur der nördlichen Bildung; nur seine Lippe wird aufgeworfener, die Nase offener und breiter, der Bart vermindert sich, und wir werden östlich hin auf einem ungeheuren Erdstrich ihn immer mehr vermindert sehen. Der Samojede ist also gleichsam der Neger unter den Nordländern, und seine große Reizbarkeit der Nerven, die frühe Mannbarkeit der Samojedinnen im elften, zwölften Jahr⁴³, ja wenn die Nachricht wahr ist, der schwarze Ring um ihre Brüste nebst andern Umständen macht ihn, so kalt er wohne, dem Neger noch gleicher. Indessen ist er, trotz seiner feinen und hitzigen Natur, die er wahrscheinlich als Nationalcharakter mitbrachte und die selbst vom Klima nicht hat bemeistert werden können, doch im ganzen seiner Bildung ein Nordländer. Die *Tungusen*⁴⁴, die südlicher wohnen, ähneln schon dem mongolischen Völkerstamm, von dem sie dennoch in Sprache und Geschlecht so getrennt sind wie der Samojede und Ostiak von den Lappen und Grönländern: ihr Körper wird wohlgewachsen und geschlanker, ihr Auge auf mongolische Art klein, die Lippe dünn, das Haar weicher; das Gesicht indessen behält noch seine platte Nordbildung. Ein gleiches ist's mit den Jakuten und Jukagiren, die in die tatarische wie jene in die mongolische Bildung überzugehen scheinen, ja mit den tatarischen Stämmen selbst. Am Schwarzen und Kaspischen Meer, am Kaukasus

und Ural, also zum Teil in den gemäßigtsten Erdstrichen der Welt, geht die Bildung der Tataren ins Schönerere über. Ihre Gestalt wird schlank und hager; der Kopf zieht sich aus der plumpen Ründe in ein schöneres Oval; die Farbe wird frisch; wohlgegliedert und trocken tritt die Nase hervor; das Auge wird lebhaft, das Haar dunkelbraun, der Gang munter, die Miene gefällig-bescheiden und schüchtern: je näher also den Gegenden, wo die Fülle der Natur in lebendigen Wesen zunimmt, wird auch die Menschenorganisation verhältnismäßiger und feiner. Je nördlicher herauf oder je weiter in die kalmuckischen Steppen hinein, desto mehr platten oder verwildern sich die Gesichtszüge auf nordische oder kalmuckische Weise. Allerdings kommt hiebei auch vieles auf die Lebensart des Volks, auf die Beschaffenheit seines Bodens, auf seine Abkunft und Mischung mit andern an. Die Gebürtatarn erhalten ihre Züge reiner, als die in Steppen und Ebenen wohnen. Völkerschaften, die den Dörfern und Städten nahe sind, mildern und mischen auch mehr ihre Sitten und Züge. Je weniger ein Volk verdrängt wird, je mehr es seiner einfachen, rauhen Lebensart treu bleiben muß, desto mehr erhält es auch seine Bildung. Man wird also, da auf dieser großen, zum Meer abhängenden Tafel der Tatarei so viele Streifereien und Umwälzungen vorgegangen sind, die mehr ineinandergemengt haben, als Gebürge, Wüsten

und Ströme absondern konnten, auch die Ausnahmen von der Regel bemerken; und sodann bestätigen diese auch die Regel: denn unter die nordische, tatarische und mongolische Bildung ist alles geteilet.

II

Organisation der Völker um den asiatischen Rücken der Erde

Da viele Wahrscheinlichkeiten es geben, daß um diesen Erdrücken das menschliche Geschlecht seinen ersten Wohnplatz gefunden, so ist man geneigt, auf demselben auch die schönste Menschengattung zu suchen; wie sehr trügt uns aber diese Erwartung! Die Bildung der Kalmucken und Mongolen ist bekannt: sie hat nebst der mittlern Größe wenigstens in Resten das platte Gesicht, den dünnen Bart, die braune Farbe des nördlichen Klima, zeichnet sich aber dabei durch die gegen die Nase schief ablaufenden, flach ausgefüllten Augenwinkel, durch schmale, schwarze, wenig gebogene Augbranen, durch eine kleine, platte, gegen die Stirn zu breite Nase, durch abstehende große Ohren, krumme Schenkel und Beine und das weiße, starke Gebiß aus⁴⁵, das nebst der ganzen Gesichtsbildung ein Raubtier unter den Menschen zu charakterisieren scheint. Woher nun diese Bildung? Die gebogenen Knie und Beine finden am ersten ihren Grund in der Lebensweise des Volkes. Von Kindheit auf rutschen sie auf ihren Beinen oder hängen auf dem Pferde; in Sitzen oder Reiten teilt sich ihr Leben, und die

einzigste Stellung, die dem menschlichen Fuß seine gerade schöne Gestalt gibt, der Gang, ist ihnen bis auf wenige Schritte sogar fremde. Sollte nun nicht auch mehreres von ihrer Lebensart in ihre Bildung übergegangen sein? Das abstehende tierische Ohr, das gleichsam immer lauscht und horchet, das kleine scharfe Auge, das in der weitesten Ferne den kleinsten Rauch oder Staub gewahr wird, der weiße hervorblickende, knochenbenagende Zahn, der dicke Hals und die zurückgebogene Stellung ihres Kopfs auf demselben: sind diese Züge nicht gleichsam zur Bestandtheit gediehene Gebärden und Charaktere ihrer Lebensweise? Setzen wir nun noch hinzu, daß, wie Pallas sagt, ihre Kinder oft bis ins zehnte Jahr im Gesicht unförmlich, aufgedunsen und von einem kakochymischen Ansehen sind, bis sie durch das Auswachsen wohlgebildeter werden; bemerken wir, daß große Strecken von ihren Gegenden keinen Regen, wenig oder wenigstens kein reines Wasser haben und daß ihnen von Kindheit auf das Baden beinahe eine ganz fremde Sache werde; denken wir uns die Salzseen, den Salzboden, die Salzmoräste, an denen sie wohnen, deren kalischen Geschmack sie auch in Speisen und sogar in dem Strom von Teewasser lieben, mit dem sie täglich ihre Verdauung schwächen; fügen wir auf der Erdhöhe, die sie bewohnen, die feinere Luft, die trocknen Winde, die kalischen Ausdünstungen,

den langen Winter im Anblick des Schnees und im Rauch ihrer Hütte und noch eine Reihe kleinerer Umstände hinzu: sollte es nicht wahrscheinlich sein, daß vor Jahrtausenden schon, da vielleicht einige dieser Ursachen noch viel stärker wirkten, eben hieraus ihre Bildung entstanden und zur erblichen Natur übergegangen wäre? Nichts erquickt unsern Körper mehr und macht ihn gleichsam sprossender und fester als das Waschen und Baden im Wasser, zumal mit Gehen, Laufen, Ringen und andrer Leibesübung verbunden. Nichts schwächt den Körper mehr als das warme Getränk, das sie ohne Maß in sich schlürfen und das sie überdem noch mit zusammenziehenden kalischen Salzen würzen. Daher, wie schon Pallas angemerkt hat, die schwächliche, weibische Gestalt der Mongolen und Buräten, daß fünf und sechs derselben mit allen Kräften nicht ausrichten, was *ein* Russe zu tun vermag; daher ihr besonders leichter Körper, mit dem sie auf ihren kleinen Pferden gleichsam nur fliegen und schweben; daher endlich auch die Kakoehymie, die auf ihre Kinder übergehen konnte. Selbst einige angrenzende tatarische Stämme werden mit den Zügen der mongolischen Bildung geboren, die sie aber verwachsen; daher wahrscheinlich einige Ursachen klimatisch sein müssen, die mehr oder minder durch Lebensart und Abstammung in den Gliederbau des Volkes eingepfropft und vererbt sind. Wenn

Russen oder Tataren sich mit den Mongolen mischen, sollen schöne Kinder geboren werden, so wie es denn auch unter ihnen, nur auf mongolische Weise, sehr zarte und proportionierte Gestalten geben soll.⁴⁶

Auch hier ist sich also die Natur in ihrer Organisation treu geblieben: nomadische Völker unter diesem Himmel, auf diesem Erdstrich, bei solcher Lebensweise mußten zu solchen leichten Raubgeiern werden.

Und weit umher erstrecken sich. Züge ihrer Bildung; denn wohin sind diese Raubvögel nicht geflogen? Mehr als einmal hat über einem Weltteil ihr siegender Zug geschwebet. In vielen Ländern Asiens haben sich also Mongolen niedergelassen und ihre Bildung durch die Züge anderer Völker veredelt. Ja früher als diese Kriegsüberschwemmungen waren jene uralten Wanderungen von diesem frühbewohnten höchsten Rücken der Erde in viele umliegende Länder. Vielleicht also schon daher trägt die östliche Weltgegend bis zu den Kamtschadalen hinauf sowie über Tibet hin längs der Halbinsel jenseit des Ganges Züge mongolischer Bildung. Lasset uns diesen Erdstrich übersehen, der uns manches Sonderbare zeigt.

Die meisten Künsteleien der Sinesen an ihrem Körper betreffen mongolische Züge. Bei jenen Völkern bemerkten wir die ungestalten Füße und Ohren. Wahrscheinlich gab, da eine falsche Kultur dazukam, eine ähnliche Ungestalt zu jenem widernatürlichen

Fußzwange, zu jenen abscheulichen Verzerrungen der Ohren, die vielen Völkern dieses Erdstrichs gewöhnlich sind, Anlaß. Man schämte sich seiner Bildung und wollte verändern, traf aber auf Teile, die, da sie der Veränderung nachgaben, sich als die häßlichste Schönheit zuletzt vererbten. Die *Sinesen* tragen, sofern es die große Verschiedenheit ihrer Provinzen und ihrer Lebensart zuläßt, offenbar noch Züge der östlichen Bildung, die auf der mongolischen Erdhöhe nur am stärksten ins Auge fällt. Das breite Gesicht, die kleinen schwarzen Augen, die stumpfe Nase, der dünne Bart hat sich in einem andern Lande nur zu einer weichern, rundern Gestalt klimatisieret, und der sinesische Geschmack scheint ebensosehr eine Folge übelgeordneter Organe, wie ihre Regierungsform und Weisheit Despotismus und Rohigkeit mit sich trägt. Die *Japonesen*, ein Volk von sinesischer Kultur, wahrscheinlich aber von mongolischer Herkunft⁴⁷, sind fast durchgehends übel gewachsen, von dickem Kopf, kleinen Augen, stumpfen Nasen, platten Backen, fast ohne Bart und meistens von schiefen Beinen. Ihre Regierungsform und Weisheit ist voll gewaltsamen Zwanges, nur ihrem Lande durchaus bequem. Eine dritte Art Despotismus herrscht im Tibet, dessen Gottesdienst sich weit hinan in die barbarischen Steppen ziehet.

Die östliche Bildung⁴⁸ ziehet sich mit den

Gebürgen auf die Halbinsel jenseit des Ganges hinunter, wo mit den Bergen sich auch wahrscheinlich die Völker hinaberstreckten. Das Königreich Assam, das an die Tatarei grenzt, bezeichnet sich, wenn man den Berichten der Reisenden.⁴⁹ trauen darf, insonderheit nördlich durch seine häufigen Kröpfe und platte Nasen. Der unförmliche Schmuck an den verlängerten Ohren, die grobe Nahrung und Nacktheit in einem so milden Erdstrich sind Charaktere der Barbarei eines rohen Volkes. Die Arrakaner mit weit offenen Nasen, einer flachen Stirn, kleinen Augen und bis zu den Schultern hinabgezwängten Ohren zeigen eben diese Mißbildung des östlichen Erdstrichs⁵⁰. Die Barmen in Ava und Pegu hassen den Bart bis auf sein kleinstes Haar, wie ihn die Tibetaner und andre höhere Nationen hassen; sie wollen von ihrer tatarischen Unbärtigkeit auch durch eine reichere Natur nicht weggebracht sein. So gehet's, jedoch nach der Verschiedenheit der Klimate und Völker, bis in die Inseln herunter.⁵¹

Nordwärts hinauf nicht anders bis zu den Koräken und Kamtschadalen am Ufer der östlichen Welt. Die Sprache der letzten soll mit der sinesisch-mongolischen noch einige Ähnlichkeit haben, ob sie gleich in alten Zeiten von diesen Völkern getrennt sein müssen, da sie den Gebrauch des Eisens noch nicht kannten; ihre Bildung verleugnet noch

nicht ihren Weltstrich.⁵² Schwarz ist ihr Haar, ihr Gesicht breit und flach, Nase und Augen tief eingedrückt; und ihren Geistescharakter, eine scheinbare Anomalie in diesem kalten unwirtbaren Klima werden wir dennoch demselben angemessen finden. Die Koräken, die Tschhuchtschi, die Kurilen und weitem östlichen Insulaner endlich⁵³ sind, wie mich dünkt, allmähliche Übergänge aus der mongolischen in die amerikanische Form; und wenn wir die nordwestlichen Enden dieses Weltteils, die uns größtenteils noch unbekannt sind, wenn wir den innern Teil von Jedso und die große Strecke über Neumexiko hin, die uns noch so leer wie das innere Afrika ist, werden kennenlernen, so dünkt mich, werden wir der letzten Reise Cooks zufolge⁵⁴ ziemlich offenbare Schattierungen sich ineinander verlieren sehen.

Solch einen weiten Strich hat die zum Teil verzerrte, überall aber mehr oder minder unbärtige östliche Bildung, und daß sie nicht Abstammung von einem Volk sei, zeigen die mancherlei Sprachen und Sitten der Nationen. Was wäre also ihre Ursache? Was z. B. hat so verschiedene Völker bewaffnet, gegen den Bart zu streiten oder sich die Ohren zu zerren oder sich die Nase und Lippen zu durchbohren? Mich dünkt, eine ursprüngliche Unförmlichkeit muß zum Grunde gelegen haben, die nachher eine barbarische Kunst zu Hülfe rief und endlich eine alte Sitte der Väter wurde.

Die Abartung der Tiere zeigt sich, ehe sie die Gestalt ergreift, an Haar und Ohren, weiter hinab an den Füßen, so wie sie auch im Gesicht zuerst das Kreuz desselben, das Profil, ändert. Wenn die Genealogie der Völker, die Beschaffenheit dieser weitentlegnen Erdstriche und Länder, am meisten aber die Abweichungen der innern Physiologie der Völkerschaften mehr untersucht sein wird, so werden wir auch hierüber nähere Aufschlüsse erhalten. Und sollte der der Wissenschaften und Nationen kundige Pallas nicht der erste sein, der uns hierüber ein spicilegium anthropologicum gäbe?

III

Organisation des Erdstrichs schöngedelter Völker

Mitten im Schoß der höchsten Gebürge liegt das Königreich *Kaschmire*, verborgen wie ein Paradies der Welt. Fruchtbare und schöne Hügel sind mit höhern und höhern Bergen umschlossen, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben. Hier rinnen schöne Bäche und Ströme; das Erdreich schmückt sich mit gesunden Kräutern und Früchten; Inseln und Gärten stehen im erquickenden Grün; mit Viehweiden ist alles überdeckt; giftige und wilde Tiere sind aus diesem Paradiese verbannet. Man könnte, wie Bernier sagt, diese die unschuldigen Berge nennen, auf denen Milch und Honig fließt, und die Menschengattung daselbst ist der Natur nicht unwert. Die Kaschmiren werden für die geistreichsten und witzigsten Indier gehalten, zur Poesie und Wissenschaft, zu Hantierungen und Künsten gleich geschickt, die wohlgebildetsten Menschen und ihre Weiber oft Muster der Schönheit.⁵⁵

Wie glücklich könnte Indostan sein, wenn nicht Menschenhände sich vereinigt hätten, den Garten der Natur zu verwüsten und die unschuldigste der

Menschengestalten mit Aberglauben und Unterdrückung zu quälen. Die Hindus sind der sanftmütigste Stamm der Menschen. Kein Lebendiges beleidigen sie gern; sie ehren, was Leben bringt, und nähren sich mit der unschuldigsten Speise, der Milch, dem Reis, den Baumfrüchten, den gesunden Kräutern, die ihnen ihr Mutterland darbeut. »Ihre Gestalt«, sagt ein neuer Reisender⁵⁶, »ist gerade, schlank und schön, ihre Glieder fein proportioniert, ihre Finger lang und zart-tastend, ihr Gesicht offen und gefällig, die Züge desselben sind bei dem weiblichen Geschlecht die zartesten Linien der Schönheit, bei dem männlichen einer männlich-sanften Seele. Ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers ist im höchsten Grad anmutig und reizend.« Die Beine und Schenkel, die in allen nordöstlichen Ländern litten oder affenartig verkürzt waren, verlängern sich hier und tragen eine sprießende Menschenschönheit. Selbst die mogulische Bildung, die sich mit diesem Geschlecht vermählte, hat sich in Würde und Freundlichkeit verwandelt. Und wie die Leibesgestalt ist auch die ursprüngliche Gestalt ihres Geistes, ja, sofern man sie ohne den Druck des Aberglaubens oder der Sklaverei betrachtet, ihre Lebensweise. Mäßigkeit und Ruhe, ein sanftes Gefühl und eine stille Tiefe der Seele bezeichnen ihre Arbeit und ihren Genuß, ihre Sittenlehre und Mythologie, ihre Künste und selbst ihre Duldsamkeit unter dem

äußersten Joch der Menschheit. Glückliche Lämmer, warum konntet ihr nicht auf eurer Aue der Natur ungestört und sorglos weiden?

Die alten *Perser* waren ein häßliches Volk von den Gebürgen, wie noch ihre Reste, die Gauren, zeigen.⁵⁷ Da aber schwerlich ein Land in Asien so vielen Einbrüchen ausgesetzt ist als Persien und es gerade unter dem Abhange wohlgebildeter Völker lag, so hat sich hier eine Bildung zusammengesetzt, die bei den edleren Persern Würde und Schönheit verbindet Hier liegt Tschirkassien, die Mutter der Schönheit; zur andern Seite des Kaspischen Meers wohnen tatarische Stämme, die sich in ihrem schönen Klima auch schon zur Wohlgestalt gebildet und häufig hinabgebreitet haben Zur Rechten liegt Indien, und sowohl aus ihm als aus Tschirkassien haben erkaufte Mädchen das Geblüt der Perser verschönet. Ihre Gemütsart ist diesem Veredelungsplatz des menschlichen Geschlechts gemäß worden: denn jener leichte und durchdringende Verstand, jene fruchtbare und lebhaftige Einbildungskraft der Perser samt ihrem biegsamen höflichen Wesen, ihrem Hange zur Eitelkeit, zur Pracht und zur Freude, ja zur romantischen Liebe sind vielleicht die erlesensten Eigenschaften zum Gleichgewicht der Neigungen und Züge. Statt jener barbarischen Zieraten, mit denen ungestalte Nationen die Ungestalt ihres Körpers

bedecken wollten und vermehrten, kamen hier schönere Gewohnheiten auf, die Wohlgestalt des Körpers zu erheben. Der wasserlose Mogole mußte unrein leben; der weiche Indier badet; der wohllüstige Perser salbet. Der Mogole klebte auf seinen Fersen oder hing auf seinem Pferde; der sanfte Indier ruhet; der romantische Perser teilt seine Zeit in Ergötzungen und Spiele. Er färbt sein Augenbran; er kleidet sich in eine den Wuchs erhebende Kleidung. Schöne Wohlgestalt! sanftes Gleichgewicht der Neigungen und Seelenkräfte, warum konntest du dich nicht dem ganzen Erdball mitteilen?

Daß einige *tatarische* Stämme ursprünglich zu den schöngebildeten Völkern der Erde gehören und nur in den Nordländern oder auf den Steppen verwildert sind, haben wir bereits bemerkt; beide Seiten des Kaspischen Meers zeigen diese schönere Bildung. Die Usbekerinnen werden groß, wohlgebildet und angenehm beschrieben⁵⁸: sie ziehen mit ihren Männern ins Gefecht; ihr Auge, sagt die Beschreibung, ist groß, schwarz und lebhaft, das Haar schwarz und fein; die Bildung des Mannes hat Ansehen und eine Art feiner Würde. Ein gleiches Lob wird den Buckharen gegeben, und die Schönheit der Tsirkasserinnen, der schwarzseidne Faden ihres Augenbrans, ihr feuriges schwarzes Auge, die glatte Stirn, der kleine

Mund, das geründete Kinn sind weit umher bekannt und gepriesen.⁵⁹ Man sollte glauben, daß in diesen Gegenden die Zunge der Waage menschlicher Bildung in der Mitte geschwebet und ihre Schalen nach Griechenland und Indien öst- und westlich fortgebreytet habe. Glücklich für uns, daß Europa diesem Mittelpunkt schöner Formen nicht so gar fern lag und daß manche Völker, die diesen Weltteil bewohnen, die Gegenden zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer auch entweder innegehabt oder langsam durchzogen haben. Wenigstens sind wir also keine Antipoden des Landes der Schönheit.

Alle Völker, die sich auf diesen Erdstrich schöner Menschenbildung drängten und auf ihm verweilten, haben ihre Züge gemildert. Die *Türken*, ursprünglich ein häßliches Volk, veredelten sich zu einer ansehnlichen Gestalt, da ihnen als Überwindern weiter Gegenden jede Nachbarschaft schöner Geschlechter zu Dienst stand; auch die Gebote des Korans, der ihnen das Waschen, die Reinigkeit, die Mäßigung anbefahl und dagegen wohlüstige Rolle und Liebe erlaubte, haben wahrscheinlich dazu beigetragen. Die *Ebräer*, deren Väter ebenfalls aus der Höhe Asiens kamen und die lange Zeit, bald ins dürre Ägypten, bald in die Arabische Wüste verschlagen, nomadisch umherzogen: ob sie gleich auch in ihrem engen Lande unter dem drückenden Joch des Gesetzes sich nie zu einem

Ideal erheben konnten, das freiere Tätigkeit und mehrere Wohllust des Lebens fodert, so tragen sie dennoch, auch jetzt in ihrer weiten Zerstreung und langen, tiefen Verworfenheit, das Gepräge der asiatischen Bildung. Auch die harten Araber gehen nicht leer aus; denn obgleich ihre Halbinsel mehr zum Lande der Freiheit als der Schönheit von der Natur gebildet worden und weder die Wüste noch das Nomadenleben die besten Pflegerinnen der Wohlgestalt sein können, so ist doch dieses harte und tapfere zugleich ein wohlgebildetes Volk, dessen weite Wirkung auf drei Weltteile wir in der Folge sehen werden.⁶⁰

Endlich fand an den Küsten des Mittelländischen Meers⁶¹ die menschliche Wohlgestalt eine Stelle, wo sie sich mit dem Geist vermählen und in allen Reizen irdischer und himmlischer Schönheit nicht nur dem Auge, sondern auch der Seele sichtbar werden konnte: es ist das dreifache Griechenland, in Asien und auf den Inseln, in Gräcia selbst und auf den Küsten der weitem Abendländer. Laue Westwinde fächelten das Gewächs, das von der Höhe Asiens allmählich herverpflanzt war, und durchlauchten es mit Leben. Zeiten und Schicksale kamen hinzu, den Saft desselben höher zu treiben und ihm die Krone zu geben, die noch jedermann in jenen Idealen griechischer Kunst

und Weisheit mit Freuden anstaunet. Hier wurden Gestalten gedacht und geschaffen, wie sie kein Liebhaber tsirkassischer Schönen, kein Künstler aus Indien oder Kaschmire entwerfen können. Die menschliche Gestalt ging in den Olympus und bekleidete sich mit göttlicher Schönheit.

Weiterhin nach Europa verirre ich mich nicht. Es ist so formenreich und gemischt; es hat durch seine Kunst und Kultur so vielfach die Natur verändert, daß ich über seine durcheinandergemengte, feine Nationen nichts Allgemeines zu sagen wage. Vielmehr sehe ich vom letzten Ufer des Erdstrichs, den wir durchgegangen sind, nochmals zurück, und nach einer oder zwei Bemerkungen gehen wir in das schwarze Afrika über.

Zuerst fällt jedermann ins Auge, daß der Strich der wohlgebildetsten Völker ein Mittelstrich der Erde sei, der, wie die Schönheit selbst, zwischen zweien Äußersten lieget. Er hat nicht die zusammendrückende Kälte der Samojuden, noch die dörrenden Salzwinde der Mogolen; und auf der andern Seite ist ihm die brennende Hitze der afrikanischen Sandwüsten sowie die feuchten und gewaltsamen Abwechselungen des amerikanischen Klima ebenso fremde. Weder auf dem Gipfel der Erdhöhe liegt er noch auf dem Abhange zum Pol hin; vielmehr schützen ihn auf der einen Seite die hohen Mauern der tatarischen und mogolischen Gebürge, da auf der andern ihn der Wind des

Meeres kühlet. Regelmäßig wechseln seine Jahreszeiten ab, aber noch ohne die Gewaltigkeit, die unter dem Äquator herrscht. Und da schon Hippokrates bemerkt hat, daß eine sanfte Regelmäßigkeit der Jahreszeiten auch auf das Gleichgewicht der Neigungen großen Einfluß zeigt, so hat sie solchen in den Spiegel und Abdruck unsrer Seele nicht minder. Die räuberischen Turkumannen, die auf den Bergen oder in der Wüste umherschweifen, bleiben auch im schönsten Klima ein häßliches Volk. Ließen sie sich zur Ruhe nieder und teilten ihr Leben in einen sanftern Genuß und in eine Tätigkeit, die sie mit andern gebildeten Nationen verbände, sie würden, wie an der Sitte derselben, so mit der Zeit auch an den Zügen ihrer Bildung Anteil nehmen. Die Schönheit der Welt ist nur für den ruhigen Genuß geschaffen; mittelst seiner allein teilt sie sich dem Menschen mit und verkörpert sich in ihm.

Zweitens. Ersprößlich ist's für das Menschengeschlecht gewesen, daß es in diesen Gegenden der Wohlgestalt nicht nur anfing, sondern daß auch von hier aus die Kultur am wohltätigsten auf andre Nationen gewirkt hat. Wenn die Gottheit nicht unsre ganze Erde zum Sitz der Schönheit machen konnte, so ließ sie wenigstens durch die Pforte der Schönheit das Menschengeschlecht hinauftreten und mit lang eingepägten Zügen derselben die Völker nur erst

allmählich andre Gegenden suchen. Auch war es ein und dasselbe Principium der Natur, das eben die wohlgebildeten Nationen zugleich zu den wohltätigsten Wirkerinnen auf andre machte; sie gab ihnen nämlich die Munterkeit, die Elastizität des Geistes, die sowohl zu ihrer Leibesgestalt als zu dieser wohltätigen Einwirkung auf andre Nationen gehörte. Die Tungusen und Eskimos sitzen ewig in ihren Höhlen und haben sich weder in Liebe noch Leid um entfernte Völker bekümmert. Der Neger hat für die Europäer nichts erfunden; er bat sich nie in den Sinn kommen lassen, Europa weder zu beglücken noch zu bekriegen. Aus den Gegenden schöngebildeter Völker haben wir unsre Religion, Kunst, Wissenschaft, die ganze Gestalt unsrer Kultur und Humanität, so viel oder wenig wir deren an uns haben. In diesem Erdstrich ist alles erfunden, alles durchdacht und wenigstens in Kinderproben ausgeführt, was die Menschheit verschönern und bilden konnte. Die Geschichte der Kultur wird dieses unwidersprechlich dartun, und mich dünket, es beweiset's unsre eigne Erfahrung. Wir nordischen Europäer wären noch Barbaren, wenn nicht ein gütiger Hauch des Schicksals uns wenigstens Blüten vom Geist dieser Völker herübergeweht hätte, um durch Einimpfung des schönen Zweiges in wilde Stämme mit der Zeit den unsern zu veredeln.

IV

Organisation der afrikanischen Völker

Billig müssen wir, wenn wir zum Lande der Schwarzen übergehn, unsre stolzen Vorurteile verleugnen und die Organisation ihres Erdstrichs so unparteiisch betrachten, als ob sie die einzige in der Welt wäre. Mit eben dem Recht, mit dem wir den Neger für einen verfluchten Sohn Chams und für ein Ebenbild des Unholds halten, kann er seine grausame Räuber für Albinos und weiße Satane erklären, die nur aus Schwachheit der Natur so entartet sind, wie, dem Nordpol nahe, mehrere Tiere in Weiß ausarten. »Ich«, könnte er sagen, »ich, der Schwarze, bin Urmensch. Mich hat der Quell des Lebens, die Sonne, am stärksten getränkt, bei mir und überall um mich her hat er am lebendigsten, am tiefsten gewirkt. Sehet mein gold-, mein fruchtreiches Land, meine himmelhohen Bäume, meine kräftigen Tiere! Alle Elemente wimmeln bei mir von Leben, und ich ward der Mittelpunkt dieser Lebenswirkung.« So könnte der Neger sagen, und wir wollen also mit Bescheidenheit auf sein ihm eigentümliches Erdreich treten.

Sogleich beim Isthmus stößet uns eine sonderbare Nation auf, die Ägypter. Groß, stark, fett von Leibe

(mit welcher Fettigkeit sie der Nil segnen soll), dabei von grobem Knochengebilde und gelbbraun; indessen sind sie gesund und fruchtbar, leben lange und sind mäßig. Jetzt faul, einst waren sie arbeitsam und fleißig; offenbar hat auch ein Volk von diesen Knochen und dieser Bildung⁶² dazu gehört, daß alle die gepriesenen Künste und Anstalten der alten Ägypter zustande kommen konnten. Eine feinere Nation hätte sich dazu schwerlich bequemmet.

Die Einwohner Nubiens und der weiter hinauf liegenden innern Gegenden von Afrika kennen wir noch wenig; wenn indessen den vorläufigen Nachrichten Bruce⁶³ zu trauen ist, so wohnen auf dieser ganzen Erdhöhe keine Negergeschlechter, die er nur den öst- und westlichen Küsten dieses Welt teils als den niedrigsten und heißesten Gegenden zueignet. Selbst unter dem Äquator, sagt er, gebe es auf dieser sehr gemäßigten und regenhaften Erdhöhe nur weiße oder gelbbraune Menschen. So merkwürdig dieses Faktum wäre, den Ursprung der Negerschwärze zu erklären, so zeigt, woran uns beinahe noch mehr gelegen ist, auch die Form der Nationen dieser Gegenden eine allmähliche Fortrückung zur Negerbildung. Wir wissen, daß die Abessinier ursprünglich arabischer Herkunft sind und beide Reiche auch oft und lange verbunden gewesen; indessen, wenn wir nach den Bildnissen derselben bei Ludolf⁶⁴ u. a. urteilen dürfen, welche

härtere Gesichtszüge erscheinen hier als in der arabischen und weitem asiatischen Gestalt! Sie nähert sich der Negerform, obwohl noch von fern, und die großen Abwechslungen des Landes an hohen Bergen und den angenehmsten Ebenen, die Abwechslungen des Klima mit Sturmwinden, Hitze, Kälte und der schönsten Zeit nebst noch einer Reihe anderer Ursachen scheinen diese hart zusammengesetzten Züge zu erklären. In einem verschiedenen Weltteil mußte sich auch eine verschiedene Menschengestalt erzeugen, deren Charakter viel sinnliche Lebenskraft, eine große Dauer, aber auch ein Übergang zum Äußersten in der Bildung, welches allemal tierisch ist, zu sein scheint. Die Kultur und Regierungsform der Abessinier ist ihrer Gestalt sowohl als der Beschaffenheit ihres Landes gemäß ein rohes Gemisch von Christen- und Heidentum, von freier Sorglosigkeit und von barbarischem Despotismus.

Auf der andern Seite von Afrika kennen wir die *Berbers* oder *Brebers* gleichergestalt zu wenig, um von ihnen urteilen zu können. Ihr Aufenthalt auf den Atlas-Gebürgen und ihre harte, muntre Lebensweise hat ihnen die wohlgewachsne, leichte und hortige Gestalt erhalten, die sie auch von den Arabern unterscheidet⁶⁵ Sie sind also noch nichts minder als ein Volk von Negerbildung, sowenig es die Mauren sind; denn diese letzten sind mit andern Völkern vermischte

arabische Geschlechter. Ein schönes Volk, sagt ein neuer Beobachter⁶⁶, von feinen Gesichtszügen, länglich runden Gesichtern, schönen großen feurigen Augen, länglichten und nicht breiten, nicht platten Nasen, von schönem, etwas in Locken fallenden, schwarzen Haar. Also auch mitten in Afrika eine asiatische Bildung.

Vom Gambia und Senegastrom fangen eigentlich die Negergeschlechter an, doch auch hier noch mit allmählichen Übergängen⁶⁷. Die *Jalofer* oder *Wulufs* haben noch nicht die platten Nasen und dicken Lippen der gemeinen Neger; sie sowohl als die kleinern, behendern *Fulis*, die nach einigen Beschreibungen in Freude, Tanz und in der glücklichsten Ordnung leben, sind in ihrem schönen Gliederbau, in ihrem schlichten, nur wenig wollichten Haar, in ihren offenen länglichen Gesichtern noch Bilder der Schönheit gegen jene *Mandigoer* und die weiter hinab wohnenden Negervölker. Jenseit des Senega also fangen erst die dicken Lippen und platten Nasen der Negergestalt an, die sich mit noch ungezählten Varietäten kleiner Völkerschaften über Guinea, Loango, Kongo, Angola tief hinab verbreiten. Auf Kongo und Angola z. E. fällt die Schwärze in die Olivenfarbe; das krause Haar wird rötlich; die Augäpfel werden grün; das Aufgeworfne der Lippen mindert sich, und die Statur wird kleiner. An der gegenseitigen Küste Zanguebar findet

sich ebendiese Olivenfarbe, nur bei einer größern Gestalt und regelmäßiger Bildung, wieder. Die Hottentotten und Kaffern endlich sind Rückgänge der Neger in eine andre Bildung. Die Nase jener fängt an, etwas von der gequetschten Plattigkeit, die Lippe von ihrer geschwollenen Dicke zu verlieren; das Haar ist die Mitte zwischen der Wolle der Neger und dem Haar anderer Völker; ihre Farbe ist gelbbraun, ihr Wuchs wie der der meisten Europäer, nur mit kleineren Händen und Füßen.⁶⁸ Kennten wir nun noch die zahlreichen Völkerschaften, die über ihren dürren Gegenden im Innersten von Afrika bis nach Abessinien hinauf wohnen und bei welchen, nach manchen Anzeigen an den Grenzen, Fruchtbarkeit des Landes, Schönheit, Stärke, Kultur und Kunst zunehmen sollen, so könnten wir die Schattierungen des Völkergemäldes in diesem großen Weltteil vollenden und würden vielleicht nirgend eine Lücke finden.

Aber wie arm sind wir überhaupt an geltenden Nachrichten aus diesem Strich der Erde! Kaum die Küsten des Landes kennen wir, und auch diese oft nicht weiter, als die europäischen Kanonen reichen. Das Innere von Afrika hat von neuern Europäern niemand durchreiset, wie es doch die arabischen Karawanen so oft tun⁶⁹; was wir von ihm wissen, sind Sagen aus dem Munde der Schwarzen oder ziemlich alte Nachrichten einiger glücklichen oder

unglücklichen Abenteurer.⁷⁰ - Zudem scheint auch bei den Nationen, die wir schon kennen könnten, das Auge der Europäer viel zu tyrannisch-sorglos zu sein, um bei schwarzen elenden Sklaven Unterschiede der Nationalbildung ausforschen zu wollen. Man betrachtet sie wie Vieh und bemerkt sie im Kauf nur nach den Zähnen. Ein Herrnhutischer Missionarius⁷¹ hat aus einem andern Weltteil her uns sorgfältigere Unterscheidungen von Völkerschaften der Neger gegeben als so manche afrikanische Reisende, die an die Küste streiften. Welch ein Glück wäre es für Natur- und Menschenkunde, wenn eine Gesellschaft Menschen von Forsters Geist, von Sparrmanns Geduld und von den Kenntnissen beider dies unentdeckte Land durchzögen! Die Nachrichten, die man von den menschenfresserischen Jagas und Anziken gibt, sind gewiß übertrieben, wenn man sie auf alle Völker des innern Afrika verbreitet. Die Jagas scheinen eine verbündete Räubernation, gleichsam ein künstliches Volk zu sein, das als ein Gemenge und Auswurf mehrerer Völker Freibeuter auf dem festen Lande macht und zu dem Ende in rohen grausamen Gewohnheiten lebet.⁷² Die Anziken sind Gebürgvölker, vielleicht die Mogolen und Kalmucken dieser Gegend; wie manche glückliche und ruhige Nation aber mag am Fuß der Mondgebürge wohnen! Europa ist nicht wert, ihr Glück zu sehen, da es sich an diesem Weltteil

unverzeihlich versündigt hat und noch immer versündigt. Die ruhig handelnden Araber durchziehen das Land und haben weit umher Kolonien gepflanzt.

Doch ich vergesse, daß ich von der Bildung der Neger als von einer Organisation der Menschheit zu reden hatte; und wie gut wäre es, wenn die Naturlehre auf alle Varietäten unsres Geschlechts soviel Aufmerksamkeit verwendet hätte als auf diese! Ich setze einige Resultate ihrer Beobachtungen her.

1. Die schwarze Farbe der Neger ist nicht wunderbarer in ihrer Art als die weiße, braune, gelbe, rötliche anderer Nationen. Weder das Blut noch das Gehirn noch der Same der Neger ist schwarz, sondern das Netz unter der Oberhaut, das wir alle haben und das auch bei uns, wenigstens an einigen Teilen und unter manchen Umständen, mehr oder minder gefärbt ist. Camper hat dies erwiesen⁷³, und nach ihm haben wir alle die Anlage, Neger zu werden. Selbst bei den kalten Samojuden ist der Streif um die Brüste der Weiber bemerkt worden; der Keim der Negerschwärze konnte in ihrem Klima bloß nicht weiter entwickelt werden.

2. Es kommt also nur auf die Ursache an, die ihn hier entwickeln konnte, und da zeigt die Analogie sogleich abermals, daß Luft und Sonne einen großen Anteil daran haben müssen. Denn was macht uns braun? Was unterscheidet beinah in jedem Lande die beiden Geschlechter? Was hat die portugiesischen

Stämme, die jahrhundertlang in Afrika gewohnt haben, den Negern an Farbe so ähnlich gemacht? Ja, was unterscheidet in Afrika die Negerstämme selbst so gewaltig? Das Klima, im weitesten Verstande des Wortes, so daß auch Lebensart und Nahrungsmittel darunter gehören. Genau in der Gegend, wo der Ostwind über das ganze feste Land hin die größte Hitze bringt, wohnen die schwärzesten Negerstämme; wo die Hitze abnimmt oder wo Seewinde sie kühlen, bleichet sich auch die Schwärze ins Gelbe. Auf kühlen Höhen wohnen weiße oder weißliche Völker; in niedern, eingeschlossenen Gegenden kocht auch die Sonne mehr das Öl aus, das unter der Oberhaut den schwarzen Schein giebet. Erwägen wir nun, daß diese Schwarzen jahrtausendlang in ihrem Weltteil gewohnt, ja durch ihre Lebensart sich demselben ganz einverleibet haben; bedenken wir, daß manche Umstände, die jetzt weniger wirken, in frühern Zeitaltern, da alle Elemente noch in ihrer ersten rohen Stärke waren, auch stärker gewirkt haben müssen und daß in Jahrtausenden gleichsam das ganze Rad der Zufälle umläuft, das, jetzt oder dann, alles entwickelt, was auf der Erde entwickelt werden kann, so wird uns die Kleinigkeit nicht wundern, daß die Haut einiger Nationen geschwärzt sei. Die Natur hat mit ihren fortgehenden, geheimen Wirkungen andre, viel größere Abartungen bewirkt als diese.

3. Und wie bewirkete sie diese kleine Veränderung? Mich dünkt, die Sache selbst zeigt's. Es ist ein Öl, womit sie diese Netzhaut färbte: der Schweiß der Neger und selbst der Europäer in diesen Gegenden färbet sich oft gelb; die Haut der Schwarzen ist ein dicker, weicher Sammet, nicht so gespannt und trocken wie die Haut der Weißen; also hat die Sonnenwärme ein Öl aus ihrem Innern gekocht, das so weit hervortrat, als es konnte, das ihre Haut erweichte und das Netz unter derselben färbte. Die meisten Krankheiten dieses Erdstrichs sind gallenartig; man lese die Beschreibung derselben⁷⁴, und die gelbe oder schwarze Farbe wird uns physiologisch und pathologisch nicht fremde dünken.

4. Das Wollenhaar der Neger erläutert sich eben daher. Da die Haare nur vom feinen Saft der Haut leben und sogar widernatürlich in der Fettigkeit sich erzeugen, so krümmen sie sich nach der Menge ihres Nahrungssaftes und sterben, wo dieser fehlet. Bei der gröbern Organisation der Tiere wird also in Ländern, wo ihre Natur leidet, mithin den zuströmenden Saft nicht verarbeiten kann, aus der Wolle ein sträubiges Haar; die feinere Organisation des Menschen, die für alle Klimate sein sollte, konnte umgekehrt durch den Überfluß dieses Öls, das die Haut feuchtet, das Haar zur Wolle verändern.

5. Ein mehreres aber als dies alles will die eigne

Bildung der Glieder des menschlichen Körpers sagen, und mich dünkt, auch diese ist in der afrikanischen Organisation erklärlich. Die Lippen, die Brüste und die Geschlechtsglieder stehen so manchen physiologischen Erweisen nach in einem genauen Verhältnis, und da die Natur diese Völker, denen sie edlere Gaben entziehen mußte, dem einfachen Principium ihrer bildenden Kunst zufolge, mit einem desto reichern Maß des sinnlichen Genusses auszustatten hatte, so mußte sich dieses physiologisch zeigen. Die aufgeworfne Lippe wird auch bei weißen Menschen in der Physiognomik für das Zeichen eines sehr sinnlichen, so wie ein feiner Purpurfaden derselben für das Merkmal eines feinen und kalten Geschmacks gehalten, andre Erfahrungen zu geschweigen; was Wunder also, daß bei diesen Nationen, denen der sinnliche Trieb eine der Hauptglückseligkeiten ihres Lebens ist, sich auch von demselben äußere Merkmale zeigen? Ein Negerkind wird weiß geboren; die Haut um die Nägel, die Brustwarzen und die Geschlechtsteile färben sich zuerst, so wie der Anlage nach sich ebendieser Consensus der Glieder unter andern Völkern findet. Hundert Kinder sind dem Neger eine Kleinigkeit, und jener Alte bedauerte mit Tränen, daß er deren nur siebenzig habe.

6. Mit dieser ölreichen Organisation zur sinnlichen Wohllust mußte sich auch das Profil und der ganze

Bau des Körpers ändern. Trat der Mund hervor, so ward eben dadurch die Nase stumpf und klein, die Stirn wich zurück, und das Gesicht bekam von fern die Ähnlichkeit der Konformation zum Affenschädel. Hiernach richtete sich die Stellung des Halses, der Übergang zum Hinterkopf, der ganze elastische Bau des Körpers, der bis auf Nase und Haut zum tierischen sinnlichen Genuß gemacht ist.⁷⁵ Wie in diesem Weltteil, als im Mutterlande der Sonnenwärme, die saftreichsten höchsten Bäume sich erzeugen, wie in ihm Herden der größten, muntersten, kräftigsten Tiere und insonderheit die ungeheure Menge Affen ihr Spiel haben, so daß in Luft und Strömen, im Meer und im Sande alles von Leben und Fruchtbarkeit wimmelt, so konnte auch die sich organisierende menschliche Natur ihrem animalischen Teil nach nicht anders als diesem überall einfachen Principium der bildenden Kräfte folgen. Die feinere Geistigkeit, die dem Geschöpf unter dieser glühenden Sonne, in dieser von Leidenschaften kochenden Brust versagt werden mußte, ward ihm durch einen Fibernbau, der an jene Gefühle nicht denken ließ, erstattet. Lasset uns also den Neger, da ihm in der Organisation seines Klima kein edleres Geschenk werden konnte, bedauern, aber nicht verachten, und die Mutter ehren, die auch beraubend zu erstatten weiß. Sorglos verlebt er sein Leben in einem Lande, das ihm mit

überfließender Freigebigkeit seine Nahrung darbeut. Sein geschlanker Körper plätschert im Wasser, als ob er fürs Wasser gemacht sei; er klettert und läuft, als ob jedes seine Lustübung wäre; und ebenso gesund und stark, als er munter und leicht ist, erträgt er durch seine andere Konstitution alle Unfälle und Krankheiten seines Klima, unter denen so viele Europäer erliegen. Was sollte ihm das quälende Gefühl höherer Freuden, für die er nicht gemacht war? Der Stoff dazu war in ihm da, aber die Natur wendete die Hand und erschuf das daraus, was er für sein Land und für die Glückseligkeit seines Lebens nötiger brauchte. Sie hätte kein Afrika schaffen müssen, oder in Afrika mußten auch Neger wohnen.

Organisation der Menschen in den Inseln des heißen Erdstrichs

Nichts ist schwerer unter gewissen Hauptzügen zu charakterisieren als die im Schoß des Ozeans zerstreuten Länder. Denn da sie voneinander entfernt sind und meistens von verschiedenen Ankömmlingen aus nähern und entferntern Gegenden später oder früher bewohnt wurden und jede derselben gewissermaßen eine eigne Welt ausmacht, so stellen sie in der Kunde der Nationen dem Geist ein so buntes Gemälde dar, als sie dem Auge auf der Landkarte geben. Indessen lassen sich doch auch hier, in dem, was Organisation der Natur ist, nie die Hauptzüge verleugnen.

1. Auf den meisten der asiatischen Inseln gibt's eine Art Negergeschlechter, die die ältesten Einwohner des Landes zu sein scheinen.⁷⁶ Sie sind, obgleich nach der Verschiedenheit der Gegend, in der sie leben, mehr oder minder schwarz von Farbe, mit krausem wolligen Haar; hie und da kommen auch die aufgeworfnen Lippen, die flache Nase, die weißen Zähne zum Vorschein und, was merkwürdig ist, findet sich auch mit dieser Bildung das Temperament der Neger wieder. Eben die rohe, gesunde Stärke, der

gedankenlose Sinn, die geschwätzige Wohllust, die wir bei den Schwarzen des festen Landes wahrnehmen, zeigt sich auch bei den Negrillos auf den Inseln, nur allenthalben gemäß ihrem Klima und ihrer Lebensweise. Viele dieser Völker stehen noch auf der untersten Stufe der Ausbildung, weil sie von spätern Ankömmlingen, die jetzt die Ufer und Ebenen bewohnen, auf die Gebürge gedrängt sind; daher man auch wenig treue und sichere Nachricht von denselben besitzt.⁷⁷

Woher nun diese Ähnlichkeit der Negerbildung auf so entfernten Inseln? Gewiß nicht, weil Afrikaner, zumal in so frühen Zeiten, Kolonien hieher sandten, sondern weil die Natur überall gleichförmig wirkt. Auch dies ist die Gegend des heißesten Klima, nur von der Meeresluft gekühlt; warum sollte es also nicht auch Negrillos der Inseln geben können, wie es Neger des festen Landes gab? zumal sie als die ersten Einwohner der Inseln auch das tiefste Gepräge der bildenden Natur dieses Erdstrichs an sich tragen müssen. Hieher gehören also die Igolotes auf den Philippinen und ähnliche Schwarzen auf den meisten andern Inseln; auch die Wilden, die Dampier auf der westlichen Seite von Neuholland als einen der elendesten Menschenstämme beschreibt, gehören hieher, wie es scheint, die unterste Klasse dieser Bildung auf einer der wüstesten Strecken der Erde.

2. In spätern Zeiten haben sich auf diesen Inseln andre Völker niedergelassen, die also auch eine weniger auffallende Bildung zeigen. Hieher gehören nach Forster⁷⁸ die *Badschu* auf Borneo, die *Alfuhri* auf einigen der Molukken, die *Subados* auf Magindano, die Einwohner der Diebsinseln, der Karolinen und der weitem südlichen im Stillen Meer. Sie sollen große Übereinstimmung in der Sprache, Farbe, Bildung und Sitten haben; ihr Haar ist lang und schlicht, und aus den neuern Reisen ist bekannt, zu welcher reizvollen Schönheit sich diese Menschengestalt auf Otaheiti und andern nahe gelegnen Inseln vervollkommet habe. Indessen ist diese Schönheit noch ganz sinnlich, und in der etwas stumpfen Nase der Otahiterinnen scheint der letzte Druck oder Eindruck des formenden Klima merkbar.

3. Noch spätere Ankömmlinge auf vielen dieser Inseln sind Malayen, Araber, Sineser, Japanesen u. f., die also auch von ihren Stämmen noch deutlichere Spuren an sich tragen. Kurz, man kann diesen Sund von Inseln als einen Sammelplatz von Formen ansehen, die sich nach dem Charakter, den sie an sich trugen, nach dem Lande, das sie bewohnten, nach der Zeit und Lebensweise, in der sie daselbst waren, sehr verschieden ausgebildet haben, so daß man oft in der größten Nähe die sonderbarste Verschiedenheit antrifft. Die Neuholländer, die Dampier sahe, und die

Einwohner der Insel Mallikollo scheinen von der größten Bildung zu sein, über die sich die Einwohner der Neuen Hebriden, die Neukaledonier, Neuseeländer u. f. allmählich heben. Der Ulysses dieser Gegenden, Reinhold Forster⁷⁹, hat uns die Arten und Abarten des Menschengeschlechts daselbst so gelehrt und verstandreich geschildert, daß wir ähnliche Beiträge zur *philosophisch-physischen* Geographie auch über andre Striche der Erde als Grundsteine zur Geschichte der Menschheit zu wünschen haben. Ich wende mich also zum letzten und schwersten Weltteil.

VI

Organisation der Amerikaner

Es ist bekannt, daß Amerika durch alle Himmelsstriche läuft und nicht nur Wärme und Kälte in den höchsten Graden, sondern auch die schnellsten Abwechslungen der Witterung, die höchsten und steilsten Höhen mit den weitesten und flachsten Ebenen verbindet. Es ist ferner bekannt, daß, da dieser langgestreckte Weltteil bei großen Buchten zur rechten Seite eine Kette von Gebürgen hat, die von Süden nach Norden streicht, daher das Klima desselben so wie seine lebendigen Produkte mit der Alten Welt wenig Ähnliches haben. Alles dies macht uns auch auf die Menschengattung daselbst als auf die Geburt eines entgegengesetzten Hemisphärs aufmerksam.

Auf der andern Seite aber gibt es eben auch die Lage von Amerika, daß dieser ungeheure, von der andern Welt so weit getrennete Erdstrich nicht eben von vielen Seiten her bevölkert sein kann. Von Afrika, Europa und dem südlichen Asien scheiden ihn weite Meere und Winde; nur *ein* Übergang aus der Alten Welt ist ihm nahe geworden an seiner nordwestlichen Seite. Die vorige Erwartung einer großen Vielförmigkeit wird also hiedurch gewissermaßen vermindert;

denn wenn die ersten und meisten Einwohner aus einer und der selben Gegend kamen und sich, vielleicht nur mit wenigen Vermischungen anderer Ankömmlinge allmählich herunterzogen und endlich das ganze Land füllten, so wird trotz aller Klimate die Bildung und der Charakter der Einwohner eine Einförmigkeit zeigen, die nur wenig Ausnahmen leidet. Und dies ist's, was so viele Nachrichten von Nord- und Südamerika sagen, daß nämlich ohngeachtet der großen Verschiedenheit der Himmelsstriche und Völker, die sich oft auch durch gewaltsame Kunst voneinander zu trennen suchten, auf der Bildung des Menschengeschlechts im ganzen ein Gepräge der Einförmigkeit liege, die selbst nicht im Negerlande stattfindet. Die Organisation der Amerikaner ist also gewissermaßen eine reinere Aufgabe als die Bildung irgendeines andern gemischteren Erdstrichs, und die Auflösung des Problems kann nirgend als von der Seite des wahrscheinlichen Überganges selbst anfangen.

Die Nationen, an die Cook in Amerika streifte⁸⁰, waren von der mittlern Größe bis zu sechs Fuß. Ihre Farbe geht ins Kupferrote, die Form ihres Gesichts ins Viereckte mit ziemlich vorragenden Backenbeinen und wenig Bart. Das Haar ist lang und schwarz; der Bau der Glieder stark und nur die Füße unförmlich.

Wer nun die Nationen im östlichen Asien und auf den nahe gelegnen Inseln innehat, der wird Zug für Zug den allmählichen Übergang bemerken. Ich schließe diesen nicht auf *eine* Nation ein; denn wahrscheinlich gingen mehrere, auch von verschiedenen Stämmen, hinüber; nur östliche Völker waren's, wie ihre Bildung, selbst ihre Unförmlichkeit, am meisten aber ihr Putz und ihre willkürlichen Sitten beweisen. Werden wir einst die ganze nordwestliche Küste von Amerika, die wir jetzt nur in ein paar Anfurten kennen, übersehen und von den Einwohnern daselbst so treue Gemälde haben, als Cook z. B. uns vom Anführer in Unalaska u. f. gegeben, so wird sich mehreres erklären. Es wird sich ergeben, ob tiefer hinab auf der großen Küste, die wir noch nicht kennen, auch Japaner und Sinesen übergegangen und was es mit dem Märchen von einer gesitteten bärtigen Nation auf dieser Westseite für Bewandtnis habe. Freilich wären die Spanier von Mexiko aus die nächsten zu diesen schätzbaren Entdeckungen, wenn sie mit den zwei größten Seemationen Europas, den Engländern und Franzosen, den rühmlichen Eroberungsgeist für die Wissenschaften teilten. Möge indes wenigstens Laxmanns Reise auf die nördliche Küste und die Bemühungen der Engländer von Kanada aus uns viel Neues und Gutes lehren.

Es ist sonderbar, daß sich so viele Nachrichten

damit tragen, wie die westlichsten Nationen in Nordamerika zugleich die gesittetsten sein sollen. Die *Assinipuelen* hat man wegen ihrer großen starken, behenden Gestalt und die *Christinohs* wegen ihrer gesprächigen Munterkeit gerühmet.⁸¹ Wir kennen indes diese Nationen und überhaupt alle Savanner nur als Märchen; von den Nadowessiern an geht eigentlich die gewissere Nachricht. Mit ihnen so wie mit den Tschiwipäern und Winobagiern hat uns Carver⁸², mit den Tscherakis, Tschikasahs und Muskogen Adair⁸³, mit den sogenannten fünf Nationen Colden, Rogers, Timberlake, mit denen nach Norden hinauf die französischen Missionare bekannt gemacht, und, bei allen Verschiedenheiten derselben, wem ist nicht ein Eindruck geblieben von einer herrschenden Bildung, wie von einem Hauptcharakter? Dieser bestehet nämlich in der gesunden und gehaltenen Stärke, in dem barbarisch-stolzen Freiheit- und Kriegsmut, der ihre Lebensart und ihr Hauswesen, ihre Erziehung und Regierung, ihre Geschäfte und Gebräuche zu Kriegs- und Friedenszeiten bildet. In Lastern und Tugenden ein einziger Charakter auf unsrer runden Erde!

Und wie kamen sie zu diesem Charakter? Mich dünkt, auch hier erklärt ihr allmählicher Übergang aus Nordasien und die Beschaffenheit dieser neuen Weltgegend sehr vieles. Als rohe und harte Nationen kamen sie herüber; zwischen Stürmen und Gebürgen

waren sie gebildet; als sie nun die Küste überstanden hatten und das große, freie, schönere Land vor sich fanden, mußte sich nicht auch ihr Charakter mit der Zeit zu diesem Lande bilden? Zwischen großen Seen und Strömen, in diesen Wäldern, auf diesen Wiesen formten sich andre Nationen als dort auf jenem rauhen und kalten Abhange zum Meer. Wie Seen, Gebürge und Ströme sich teilten, teilten sich die Völkerschaften: Stämme mit Stämmen gerieten in heftige Kriege, daher auch bei denen sonst gleichmütigsten Nationen jener Kriegshaß der Völker untereinander ein herrschender Zug wurde. Zu kriegerischen Stämmen bildeten sie sich also und verleibten sich allen Gegenständen des Landes ein, das ihnen ihr *großer Geist* gegeben. Sie haben die Schamanenreligion der Nordasiaten, aber auf amerikanische Weise. Ihre gesunde Luft, das Grün ihrer Wiesen und Wälder, das erquickende Wasser ihrer Seen und Ströme begeisterte sie mit dem Hauch der Freiheit und des Eigentums in diesem Lande. Von welchem Haufen elender Russen haben sich alle siberische Nationen bis nach Kamtschatka hin unterjochen lassen! Diese festere Barbaren wichen zwar, aber sie dienten nie.

Wie ihr Charakter, so lässet sich auch ihr sonderbarer Geschmack an der Verkünstelung ihres Körpers aus diesem Ursprunge erklären. Alle Nationen in Amerika vertilgen den Bart; sie müssen also

ursprünglich aus Gegenden sein, die wenig Bart zeugten, daher sie von der Sitte ihrer Väter nicht abweichen wollten. Der östliche Teil von Asien ist diese Gegend. Auch in einem Klima also, das reichern Saft zu ihm hervortreiben mochte, hasseten sie denselben und hassen ihn noch, daher sie ihn von Kindheit auf ausraufen. Die Völker des asiatischen Nordens hatten runde Köpfe, und östlicher ging die Form ins Vierecke über; was war natürlicher, als daß sie auch von dieser Väterbildung nicht ablassen wollten und also ihr Gesicht formten? Wahrscheinlich fürchteten sie das sanftere Oval als eine weibische Bildung; sie blieben also auch durch gewaltsame Kunst beim zusammengedrückten Kriegsgesicht ihrer Väter. Die nordischen Kugelköpfe formten es rund, wie die Bildung des höheren Nordens war; andre formten es viereckt oder drückten den Kopf zwischen die Schultern, damit das neue Klima weder ihre Länge noch Gestalt verändern möchte. Kein anderer Erdstrich als das östliche Asien zeigt Proben solcher gewaltsamen Verzierungen, und wie wir sahen, wahrscheinlich auch in der nämlichen Absicht, das Ansehen des Stammes in ferneren Gegenden zu erhalten; selbst dieser Geist der Verzierung ging also vielleicht schon mit hinüber.

Endlich kann uns am wenigsten die kupferrote Farbe der Amerikaner irren; denn die Farbe der Geschlechter fiel schon im östlichen Asien ins

Braunrote, und wahrscheinlich war's die Luft eines andern Weltteils, die Salben und andre Dinge, die hier die Farbe erhöhten. Ich wundre mich so wenig, daß der Neger schwarz und der Amerikaner rot ist, da sie, als so verschiedene Geschlechter, in so verschiedenen Himmelsstrichen jahrtausendelang gewohnt haben, daß ich mich vielmehr wundern würde, wenn auf einer runden Erde alles schneeweiß oder braun wäre. Sehen wir nicht bei der gröbern Organisation der Tiere sieh in verschiedenen Gegenden der Welt sogar feste Teile verändern? Und was hat mehr zu sagen, eine Veränderung der Glieder des Körpers in ihrer ganzen Proportion und Haltung oder ein etwas mehr und anders gefärbtes Netz unter der Haut?

Lasset uns nach dieser Voreinleitung die Völker Amerikas hinunter begleiten und sehen, wie sieh die Einförmigkeit ihres ursprünglichen Charakters ins Mannigfaltige mischt und doch nie verlieret.

Die nördlichsten Amerikaner werden als klein und stark beschrieben; in der Mitte des Landes wohnen die größten und schönsten Stämme; die untersten im flachen Florida müssen jenen schon an Stärke und Mut weichen. »Auffallend ist es«, sagt Georg Forster [84](#), »daß bei aller charakteristischen Verschiedenheit der mancherlei Nordamerikaner, die im Cookschen Werk abgebildet sind, doch im ganzen ein

allgemeiner Charakter im Gesicht herrschet, der mir bekannt war und den ich, wie ich mich recht erinnerte, auch wirklich im Pescheräh im Feuerlande gesehen hatte.«

Von Neumexiko wissen wir wenig. Die Spanier fanden die Einwohner dieses Landes wohlgekleidet, fleißig, sauber, ihre Ländereien gut bearbeitet, ihre Städte von Stein gebauet. Arme Nationen, was seid ihr jetzt, wenn ihr euch nicht, wie die los bravos gentes, auf die Gebürge gerettet habet? Die Apalachen bewiesen sich als ein kühnes schnelles Volk, dem die Spanier nichts anhaben konnten. Und wie vorzüglich spricht Pagès⁸⁵ von den Chaktas, Adaissees und Tegas!

Mexiko ist jetzt ein trauriges Bild von dem, was es unter seinen Königen war; kaum der zehnte Teil seiner Einwohner ist übrig.⁸⁶ Und wie ist ihr Charakter durch die ungerechteste der Unterdrückungen verändert! Auf der ganzen Erde, glaube ich, gibt's keinen tiefern, gehaltneren Haß, als den der leidende Amerikaner gegen seinen Unterdrücker, den Spanier, nähret; denn so sehr Pagès z. E.⁸⁷ die mehrere Milde rühmt, die jetzt die Spanier gegen ihre Unterdrückten beweisen, so kann er doch auf andern Blättern die Traurigkeit der Unterjochten und die Wildheit, mit der die freien Völker verfolgt werden, nicht verbergen. Die Bildung der Mexikaner wird stark olivenfarb, schön

und angenehm beschrieben; ihr Auge ist groß, lebhaft, funkelnd; ihre Sinne frisch, ihre Beine munter; nur ihre Seele ist ermattet durch Knechtschaft.

In der Mitte von Amerika, wo von nasser Hitze alles erliegt und die Europäer das elendeste Leben führen, erlag doch die biegsame Natur der Amerikaner nicht. Waffer⁸⁸, der, den Seeräubern entflohen, sich eine Zeitlang unter den Wilden in Terra firma aufhielt, beschreibt seine gute Aufnahme unter ihnen nebst ihrer Gestalt und Lebensweise also: »Die Größe der Männer war 5 bis 6 Fuß, von starken Knochen, breiter Brust, schönem Verhältnis; kein Krüppel und Unförmlicher war unter ihnen. Sie sind geschmeidig, lebhaft und schnelle Läufer. Ihre Augen lebhaftgrau, ihr Gesicht rund, die Lippen dünn, der Mund klein, das Kinn wohlgebildet. Ihr Haar ist lang und schwarz; das Kämmen desselben ist ihr öfteres Vergnügen. Ihre Zähne sind weiß und wohlgesetzt: sie schmücken und malen sich wie die meisten Indianer.« - Sind das die Leute, die man uns als ein entnervtes, unreifes Gewächs der Menschheit hat vorstellen wollen? Und diese wohnten in der entnervendsten Gegend des Isthmus.

Fermin, ein treuer Naturforscher, beschreibt die Indier in Surinam als wohlgebildete und so reinliche Menschen, als es irgend auf Erden gebe.⁸⁹ »Sie baden sich, sobald sie aufstehn, und ihre Weiber

reiben sich mit Öl teils zur Erhaltung der Haut, teils gegen den Stich der Moskitos. Sie sind von einer Zimmetfarbe, welche ins Rötliche fällt, werden aber so weiß als wir geboren. Kein Hinkender oder Verwachsener ist unter ihnen. Ihre langen pechschwarzen Haare werden erst im höchsten Alter weiß. Sie haben schwarze Augen, ein scharfes Gesicht, wenig oder keinen Bart, dessen geringstem Merkmal sie durch Ausreißen zuvorkommen. Ihre weißen schönen Zähne bleiben bis ins höchste Alter gesund, und auch ihre Weiber, so zärtlich sie zu sein scheinen, sind von starker Gesundheit.« Man lese Bankrofts Beschreibung⁹⁰ von den tapfern Caribben, den trägen Worrows, den ernsthaften Accawaws, den geselligen Arro-wauks u. f., mich dünkt, so wird man die Vorurteile von der schwachen Gestalt und dem nichtswürdigen Charakter dieser Indianer selbst in der heißesten Weltgend aufgeben.

Gehen wir südlich in die ungezählten Völkerschaften Brasiliens hinunter, welche Menge von Nationen, Sprachen und Charakteren findet man hier! die indes alte und neue Reisende ziemlich gleichartig beschrieben haben.⁹¹ »Nie grauet ihr Haar«, sagt Lery, »sie sind stets munter und lustig, wie ihre Gefilde immer grünen.« Die tapfern Tapinambos zogen sich, um dem Joch der Portugiesen zu entkommen, in die undurchsuchten und unabsehbaren Wälder wie mehrere

streitbare Nationen. Andre, die die Missionen in Paraguay an sich zu ziehen wußten, mußten mit ihrem folgtsamen Charakter fast bis zu Kindern ausarten; auch dieses aber war Natur der Sache, und weder sie noch ihre mutige Nachbarn können deswegen für keinen Abschaum der Menschheit gelten.⁹²

Aber wir nähern uns dem Thron der Natur und der ärgsten Tyrannei, dem silber- und greuelreichen Peru. Hier sind die armen Indianer wohl aufs tiefste unterdrückt, und wer sie unterdrückt, sind Pfaffen und unter den Weibern weibisch gewordne Europäer. Alle Kräfte dieser zarten, einst so glücklichen Kinder der Natur, als sie unter ihren Inkas lebten, sind jetzt in das *einige* Vermögen zusammengedrängt, mit verhaltenem Haß zu leiden und zu dulden. »Beim ersten Anblick«, sagt der Gouverneur in Brasilien, Pinto⁹³, »scheint ein Südamerikaner sanftmütig und harmlos; betrachtet man ihn genauer, so entdeckt man in seinem Gesicht etwas Wildes, Argwöhnisches, Düsteres, Verdrüßliches.« Ob sich nicht alles dieses aus dem Schicksal des Volks erklären ließe? Sanftmütig und harmlos waren sie, da ihr zu ihnen kamet und das ungebildete Wilde in den gutartigen Geschöpfen zu dem, was in ihm lag, hättet veredeln sollen. Jetzt, könnet ihr etwas anders erwarten, als daß sie, argwöhnisch und düster, den tiefsten Verdruß unauslöschlich in ihrem Herzen nähren? Er ist der in sich

gekrümmte Wurm, der uns häßlich vorkommt, weil wir ihn mit unserm Fuß zertreten. In Peru ist der Negerklave ein herrliches Geschöpf gegen den unterdrückten Armen, dem das Land zugehöret.

Doch nicht allenthalben ist's ihnen entrissen, und glücklicherweise sind die Cordilleras und die Wüsten in Chili da, die so viel tapfern Nationen noch Freiheit geben. Da sind z. E. die unüberwundnen Malochen, die Puelchen und Arauker und die patagonischen Tehuelhets oder das große, südliche Volk, sechs Fuß hoch, groß und stark. »Ihre Gestalt ist nicht unangenehm; sie haben ein rundes, etwas flaches Gesicht, lebhaftige Augen, weiße Zähne und ein langes schwarzes Haar. Ich sah einige«, sagt Commerson⁹⁴, »mit einem nicht sehr dichten, aber langhaarigen Knebelbart; ihre Haut ist erzfärbig, wie bei den meisten Amerikanern. Sie irren in den weiten Ebenen des südlichen Amerika herum, mit Weib und Kindern beständig zu Pferde, und folgen dem Wildpret.« Falkner und Vidaure⁹⁵ haben uns von ihnen die beste Nachricht gegeben, und hinter ihnen ist nichts übrig als der arme kalte Rand der Erde, das Feuerland, und in ihm die Pescherähs, vielleicht die niedrigste Gattung der Menschen.⁹⁶ Klein und häßlich und von unerträglichem Geruch; sie nähren sich mit Muscheln, kleiden sich in Seehundsfelle, frieren jahrüber im entsetzlichsten Winter, und ob sie gleich Wälder genug haben, so

mangelt's ihnen doch sowohl an dichten Häusern als an wärmendem Feuer. Gut, daß die schonende Natur gegen den Südpol die Erde hier schon aufhören ließ; tiefer hinab, welche armselige Bilder der Menschheit hätten ihr Leben im gefühlraubenden Frost dahingeträumt!

Dies wären also einige Hauptzüge von Völkern aus Amerika; und was folgte aus ihnen fürs Ganze?

Zuerst, daß man so selten als möglich von Nationen eines Weltteils, das sich durch alle Zonen erstreckt, ins Allgemeine hin reden sollte. Wer da sagt: Amerika sei warm, gesund, naß, niedrig, fruchtbar, der hat recht; und ein anderer, der das Gegenteil sagt, hat auch recht, nämlich für andre Jahreszeiten und Örter. Ein gleiches ist's mit den Nationen; denn es sind Menschen eines ganzen Hemisphärs in allen Zonen. Oben und unten sind Zwerge, und nahe bei den Zwergen Riesen; in der Mitte wohnen mittelmäßige, wohl- und minder wohlgebildete Völker, sanft und kriegerisch, träge und munter, von allerlei Lebensarten und von allen Charakteren.

Zweitens. Indessen hindert nichts, daß dieser vielästige Menschenstamm mit allen seinen Zweigen nicht aus einer Wurzel entstanden sein könne, folglich auch Einartigkeit in seinen Früchten zeige. Und dies ist's, was man mit der herrschenden Gesichtsbildung und

Gestalt der Amerikaner sagen wollte.⁹⁷ Ulloa bemerkt in der mittlern Gegend besonders die kleine mit Haaren bewachsne Stirn, kleine Augen, eine dünne, nach der Oberlippe gekrümmte Nase, ein breites Gesicht, große Ohren, wohlgemachte Schenkel, kleine Füße, eine untersetzte Gestalt; und diese Züge gehen über Mexiko hinüber. Pinto setzt hinzu, daß die Nase etwas flach, das Gesicht rund, die Augen schwarz oder kastanienbraun, klein aber scharf und die Ohren vom Gesicht sehr entfernt sein,⁹⁸ welches sich ebenfalls in Abbildungen sehr entlegner Völker zeigt. Diese Hauptphysiognomie, die sich nach Zonen und Völkern im Feinern verändert, scheint wie ein Familienzug auch in den verschiedensten noch kennbar und weist allerdings auf einen ziemlich einförmigen Ursprung. Wären Völker aus allen Weltteilen zu sehr verschiednen Zeiten nach Amerika gekommen, mochten sie sich vermischen oder unvermischt bleiben, so hätte die Diversität der Menschengattung allerdings größer sein müssen. Blaue Augen und blonde Haare findet man im ganzen Weltteil nicht; die blauäugigen Cesaren in Chili und die Akansas in Florida sind in der neuern Zeit verschwunden.

Drittens. Soll man nach dieser Gestalt einen gewissen Haupt- und mittlern Charakter der Amerikaner angeben, so scheint's Gutherzigkeit und kindliche Unschuld zu sein, die auch ihre alte Einrichtungen, ihre

Geschicklichkeiten und wenigen Künste, am meisten ihr erstes Betragen gegen die Europäer beweisen. Aus einem barbarischen Lande entsprossen und ununterstützt von irgendeiner Beihülfe der kultivierten Welt, gingen sie selbst, so weit sie kamen, und liefern auch hier in ihren schwachen Anfängen der Kultur ein sehr lehrreiches Gemälde der Menschheit.

VII

Schluß

Es wäre schön, wenn ich jetzt durch eine Zauberrute alle bisher gegebenen unbestimmten Wortbeschreibungen⁹⁹ in Gemälde verwandeln und dem Menschen von seinen Mitbrüdern auf der Erde eine Galerie gezeichneter Formen und Gestalten geben könnte. Aber wie weit sind wir noch von der Erfüllung dieses anthropologischen Wunsches! Jahrhundertlang hat man die Erde mit Schwert und Kreuz, mit Korallen und Branntweinfässern durchzogen; an die friedliche Reißfeder dachte man nicht, und auch dem großen Heer der Reisenden ist's kaum eingefallen, daß man mit Worten keine Gestalt male, am wenigsten die feinste, verschiedenste, immer abweichende aller Gestalten. Lange ging man aufs Wunderbare hinaus und dichtete; nachher wollte man hie und da, selbst wo man Zeichnungen gab, verschönern, ohne zu bedenken, daß kein wahrer Zoolog verschönere, wenn er fremde Tiergestalten malet. Und verdiente etwa die menschliche Natur allein jene genaue Aufmerksamkeit nicht, mit der man Tiere und Pflanzen zeichnet? Indes, da in den neuesten Zeiten der edle Bemerkungsgeist auch für unser Geschlecht

wirklich schon erwacht ist und man von einigen, wie-
wohl nur von wenigen Nationen Abbildungen hat,
gegen die in ältern Zeiten de Bry, Bruyn, geschweige
die Missionare nicht bestehen¹⁰⁰, so wäre es ein
schönes Geschenk, wenn jemand, der es kann, die hie
und da zerstreueten treuen Gemälde der Verschieden-
heit unsres Geschlechts sammlete und damit den
Grund zu einer sprechenden *Naturlehre* und *Physio-
gnomik* der Menschheit legte. Philosophischer könnte
die Kunst schwerlich angewandt werden und eine an-
thropologische Karte der Erde, wie Zimmermann eine
zoologische versucht hat, auf der nichts angedeutet
werden, müßte, als was Diversität der Menschheit ist,
diese aber auch in allen Erscheinungen und Rücksich-
ten: eine solche würde das philanthropische Werk
krönen.

Siebentes Buch

Das bisher entworfene Gemälde der Nationen soll nichts als der Vorgrund sein, über welchem wir einige Bemerkungen weiter auszeichnen; so wie auch die Gruppen desselben nichts sein wollen, als was die templa des Augurs am Himmel waren, bezirkte Räume für unsern Blick, Hülfsmittel für unser Gedächtnis. Lasset uns sehen, was sich in ihnen zur Philosophie unsres Geschlechts darbeit.

I

In so verschiedenen Formen das Menschengeschlecht auf der Erde erscheint, so ist's doch überall ein und dieselbe Menschengattung

Sind in der Natur keine zwei Blätter eines Baums einander gleich, so sind's noch weniger zwei Menschengesichte und zwei menschliche Organisationen. Welcher unendlichen Verschiedenheit ist unser kunstreiche Bau fähig! Seine festen Teile lösen sich in so feine, vielfach verschlungene Fibern auf, daß sie kein Auge verfolgen mag; diese werden von einem Leim gebunden, dessen zarte Mischung aller berechnenden Kunst entweicht; und noch sind diese Teile das wenigste, was wir an uns haben; sie sind nichts als Gefäße, Hüllen und Träger des in viel größerer Menge vorhandenen vielartigen, vielbegeisterten Safts, durch den wir genießen und leben. »Kein Mensch«, sagt Haller¹⁰¹, »ist im innern Bau dem andern ganz ähnlich: er unterscheidet sich im Lauf seiner Nerven und Adern in Millionen von Millionen Fällen, daß man fast nicht imstande ist, aus den Verschiedenheiten dieser feinen Teile das auszufinden, worin sie übereinkommen.« Findet nun schon das Auge des Zergliederers diese zahllose Verschiedenheit, welche größere

muß in den unsichtbaren Kräften einer so künstlichen Organisation wohnen! so daß jeder Mensch zuletzt eine Welt wird, zwar eine ähnliche Erscheinung von außen, im Innern aber ein eignes Wesen, mit jedem andern unausmeßbar.

Und da der Mensch keine unabhängige Substanz ist, sondern mit allen Elementen der Natur in Verbindung stehet: er lebt vom Hauch der Luft wie von den verschiedensten Kindern der Erde, den Speisen und Getränken; er verarbeitet Feuer, wie er das Licht einsaugt und die Luft verpestet; wachend und schlafend, in Ruhe und in Bewegung trägt er zur Veränderung des Universum bei, und sollte er von demselben nicht verändert werden? Es ist viel zuwenig, wenn man ihn dem saugenden Schwamm, dem glimmenden Zunder vergleicht; eine zahllose Harmonie, ein lebendiges Selbst ist er, auf welches die Harmonie aller ihn umgebenden Kräfte wirkt.

Der ganze Lebenslauf eines Menschen ist Verwandlung; alle seine Lebensalter sind Fabeln derselben, und so ist das ganze Geschlecht in einer fortgehenden Metamorphose. Blüten fallen ab und welken, andre sprießen hervor und knospen: der ungeheure Baum trägt auf einmal alle Jahreszeiten auf seinem Haupte. Hat sich nun, nach dem Kalkül der Ausdünstung allein, ein achtzigjähriger Mann wenigstens vierundzwanzigmal am ganzen Körper erneuet¹⁰²:

wer mag den Wechsel der Materie und ihrer Formen durch das ganze Menschenreich auf der Erde in allen Ursachen der Veränderung verfolgen, da kein Punkt auf unsrer vielartigen Kugel, da keine Welle im Strom der Zeit einer andern gleich ist? Die Bewohner Deutschlands waren vor wenigen Jahrhunderten Patagonen, und sie sind's nicht mehr; die Bewohner künftiger Klimate werden uns nicht gleichen. Steigen wir nun in jene Zeiten hinauf, da alles auf der Erde so anders gewesen zu sein scheint, in jene Zeit z. E., da die Elefanten in Siberien und Nordamerika lebten, da die großen Tiere vorhanden waren, deren Gebeine sich am Ohiostrom finden, u. f.: wenn damals Menschen in diesen Gegenden lebten, wie andere Menschen waren's, als die jetzt daselbst leben! Und so wird die Menschengeschichte zuletzt ein Schauplatz von Verwandlungen, den nur der übersieht, der selbst alle diese Gebilde durchhaucht und sich in ihnen allen freuet und fühlet. Er führet auf und zerstöret, verfeint Gestalten und ändert sie ab, nachdem er die Welt um sie her verwandelt. Der Wanderer auf der Erde, die schnell vorübergehende Ephemere, kann nichts als die Wunder dieses großen Geistes auf einem schmalen Streif anstaunen, sich der Gestalt freuen, die ihm im Chor der andern ward, anbeten und mit dieser Gestalt verschwinden. »Auch ich war in Arkadien!« ist die Grabschrift aller Lebendigen in der

sich immer verwandelnden, wiedergebärenden Schöpfung.

Da indessen der menschliche Verstand in aller Vielartigkeit Einheit sucht und der göttliche Verstand, sein Vorbild, mit dem zahllosesten Mancherlei auf der Erde überall Einheit vermählt hat, so dürfen wir auch hier aus dem ungeheuren Reich der Veränderungen auf den einfachsten Satz zurückkehren: *Nur ein und dieselbe Gattung ist das Menschengeschlecht auf der Erde.*

Wie viele Fabeln der Alten von menschlichen Ungeheuern und Mißgestalten haben sich durch das Licht der Geschichte bereits verloren! Und wo irgend die Sage noch Reste davon wiederholet, bin ich gewiß, daß auch diese bei hellerem Licht der Untersuchung sich zur schönern Wahrheit aufklären werden. Den Orang-Utang kennet man jetzt und weiß, daß er weder zur Menschheit noch zur Sprache ein Recht hat; durch eine sorgfältigere Nachricht von den Orang-Kubub und Orang-Guhu¹⁰³ auf Borneo, Sumatra und den Nikobar-Inseln werden sich auch die geschwänzten Waldmenschen verlieren. Die Menschen mit den verkehrten Füßen auf Malakka¹⁰⁴, die wahrscheinlich rachitische Zwergnation auf Madagaskar, die weiblich gekleideten Männer in Florida u. f. verdienen eine gleiche Berichtigung, wie solche

bisher schon die Albinos, die Dondos, die Patagonen, die Schürzen der Hottentottinnen¹⁰⁵ erhalten haben. Männer, denen es gelingt, Mängel aus der Schöpfung, Lügen aus unserm Gedächtnis und Entehrungen aus unsrer Natur zu vertreiben, sind im Reich der Wahrheit das, was die Heroen der Fabel für die erste Welt waren: sie vermindern die Ungeheuer auf Erden.

Auch die Angrenzung der Menschen an die Affen wünschte ich nie so weit getrieben, daß, indem man eine Leiter der Dinge sucht, man die wirklichen Sprossen und Zwischenräume verkenne, ohne die keine Leiter stattfindet. Was z. E. könnte wohl der rachitische Satyr in der Gestalt des Kamtschadalen, der kleine Silvan in der Größe des Grönländers oder der Pongo beim Patagonen erklären, da alle diese Bildungen aus der Natur des Menschen folgen, auch wenn kein Affe auf Erden wäre? Und ginge man gar noch weiter, gewisse Unförmlichkeiten unsres Geschlechts genetisch von Affen herzuleiten, so dünkt mich, diese Vermutung sei ebenso unwahrscheinlich als entehrend. Die meisten dieser scheinbaren Affenähnlichkeiten sind in Ländern, in denen es nie Affen gegeben, wie der zurückgehende Schädel der Kalmucken und Mallikolesen, die abstehenden Ohren der Pevas und Amikuanes, die schmalen Hände einiger Wilden in Karolina u. f. zeigen. Auch sind diese Dinge, sobald man über den ersten spielenden Trug des Auges

hinweg ist, so wenig wirklich affenartig, daß ja Kal-
mucke und Neger völlige Menschen auch der Bildung
des Haupts nach bleiben und der Mallikolese Fähig-
keiten äußert, die manche andre Nationen nicht haben.
Wahrlich, Affe und Mensch sind nie ein und dieselbe
Gattung gewesen, und ich wünschte jeden kleinen
Rest der Sage berichtigt, daß sie irgendwo auf der
Erde in gewöhnlicher fruchtbarer Gemeinschaft leben.
106 Jedem Geschlecht hat die Natur gnuggetan und
sein eignes Erbe gegeben. Den Affen hat sie in soviel
Gattungen und Spielarten verteilt und diese so weit
verbreitet, als sie sie verbreiten konnte. Du aber,
Mensch, ehre dich selbst. Weder der Pongo noch der
Longimanus ist dein Bruder; aber wohl der Amerika-
ner, der Neger. Ihn also sollt du nicht unterdrücken,
nicht morden, nicht stehlen; denn er ist ein Mensch,
wie du bist; mit dem Affen darfst du keine Brüder-
schaft eingehn.

Endlich wünschte ich auch die Unterscheidungen,
die man aus rühmlichem Eifer für die überschauende
Wissenschaft dem Menschengeschlecht zwischenge-
schoben hat, nicht über die Grenzen erweitert. So
haben einige z. B. vier oder fünf Abteilungen dessel-
ben, die ursprünglich nach Gegenden oder gar nach
Farben gemacht waren, *Rassen* zu nennen gewaget;
ich sehe keine Ursache dieser Benennung. Rasse leitet
auf eine Verschiedenheit der Abstammung, die hier

entweder gar nicht stattfindet oder in jedem dieser Weltstriche unter jeder dieser Farben die verschiedensten Rassen begreift. Denn jedes Volk ist Volk: es hat seine Nationalbildung wie seine Sprache. Zwar hat der Himmelsstrich über alle bald ein Gepräge, bald nur einen linden Schleier gebreitet, der aber das ursprüngliche Stammgebilde der Nation nicht zerstört. Bis auf Familien sogar verbreitet sich dieses, und seine Übergänge sind so wandelbar als unmerklich. Kurz, weder vier oder fünf Rassen noch ausschließende Varietäten gibt es auf der Erde. Die Farben verlieren sich ineinander, die Bildungen dienen dem genetischen Charakter, und im ganzen wird zuletzt alles nur Schattierung eines und desselben großen Gemäldes, das sich durch alle Räume und Zeiten der Erde verbreitet. Es gehöret also auch nicht sowohl in die systematische Naturgeschichte als in die physisch-geographische Geschichte der Menschheit.

II

Das eine Menschengeschlecht hat sich allenthalben auf der Erde klimatisieret

Sehet jene Heuschrecken der Erde, die Kalmucken und Mogolen; sie gehören in keinen andern Weltstrich als in ihre Steppen, auf ihre Berge.¹⁰⁷ Auf seinem kleinen Pferde durchfliegt der leichte Mann ungeheure Strecken und Wüsten; er weiß dem Roß Kräfte zu geben, wenn es erliegt, und wenn er verschmachtet, muß eine geöffnete Ader am Halse des Pferdes ihm Kräfte geben. Kein Regen fällt auf manche dieser Gegenden, die nur der Tau erquickt und eine noch uner schöpfte Fruchtbarkeit der Erde mit neuem Grün bekleidet; manche weite Strecke kennt keinen Baum, keine süße Quelle. Da ziehn nun diese wilden und unter sich selbst die geordnetsten Stämme im hohen Grase umher und weiden ihre Herden; die Mitgenossen ihrer Lebensart, die Pferde, kennen ihre Stimme und leben wie sie in Friede. Mit gedankenloser Gleichgültigkeit sitzt der Kalmucke da und überblickt seinen ewig heitern Himmel und durchhorcht seine unabsehbare Einöde. In jedem andern Strich der Erde sind die Mogolen verartet oder veredelt; in ihrem Lande sind sie, was sie seit Jahrtausenden waren, und

werden es bleiben, solange sich ihr Erdstrich nicht durch Natur oder durch Kunst ändert.

Der Araber in der Wüste¹⁰⁸: er gehört in dieselbe mit seinem edlen Roß, mit seinem geduldigen, aushaltenden Kamel. Wie der Mogole auf seiner Erdhöhe, in seiner Steppe umherzog, ziehet der wohlgebildete Beduin auf seiner asiatisch-afrikanischen Wüste umher, auch ein Nomade, nur seiner Gegend. Mit ihr ist seine einfache Kleidung, seine Lebensweise, seine Sitte und Charakter harmonisch, und nach Jahrtausenden noch erhält sein Gezelt die Weise der Väter. Liebhaber der Freiheit, verachten sie Reichtümer und Wohllüste, sind leicht im Lauf, fertig auf ihren Rossen, die sie wie ihresgleichen pflegen, und ebenso fertig, zu schwingen die Lanze. Ihre Gestalt ist hager und nervicht, ihre Farbe braun, ihre Knochen stark; unermüdlich, Beschwerden zu ertragen, und durch die Wüste zusammengeknüpft, stehen sie alle für einen, kühn und unternehmend, treu ihrem Wort, gastfreundlich und edel. Die gefahrvolle Lebensart hat sie zur Behutsamkeit und zum scheuen Argwohn, die einsame Wüste zum Gefühl der Rache, der Freundschaft, des Enthusiasmus und des Stolzes gebildet. Wo sich ein Araber zeige, am Euphrat oder am Nil, am Libanon oder am Senega, selbst bis in Zanguebar und auf den indischen Meeren, zeigt er sich, wenn nicht ein fremdes Klima ihn in Kolonien langsam veränderte,

noch in seinem ursprünglichen arabischen Charakter.

Der Kalifornier am Rande der Welt, in seinem unfruchtbaren Lande, bei seiner dürftigen Lebensart, bei seinem wechselnden Klima: er klagt nie Über Hitze und Kälte, er entgeht dem Hunger, wenn auch auf die schwerste Weise, er lebt in seinem Lande glücklich.

»Gott allein weiß«, sagt ein Missionar¹⁰⁹, »wieviel tausend Meilen ein Kalifornier, der achtzig Jahr alt worden, in seinem Leben herumgeirret hat, bis er sein Grab findet. Viele von ihnen ändern ihr Nachtquartier vielleicht hundertmal in einem Jahre, daß sie kaum dreimal nacheinander auf dem nämlichen Platz und in der nämlichen Gegend schlafen. Sie werfen sich nieder, wo sie die Nacht überfällt, ohn alle Sorge wegen schädlichen Ungeziefers oder Unsauberkeit des Erdbodens. Ihre schwarzbraune Haut ist ihnen statt des Rockes und Mantels. Ihre Hausgeräte sind Bogen und Pfeil, ein Stein statt des Messers, ein Bein oder spitzi- ges Holz, Wurzeln auszugraben, eine Schildkröt- schale statt der Kinderwiege, ein Darm oder eine Blase, Wasser zu holen, und endlich, wenn das Glück gut ist, ein aus Aloegarn wie ein Fischernetz gestrick- ter Sack, ihren Proviant und ihre Lumpen umherzu- schleppen. Sie essen Wurzeln und allerlei kleine Samen, sogar von dürrem Heu, die sie mit Mühe sammeln und bei Hungersnot selbst sogar wieder aus ihrem Kot auflesen. Alles, was Fleisch ist und nur

Gleichheit mit demselben hat, bis auf Fledermäuse, Raupen und Würme, ist ihre festliche Speise, und sogar die Blätter einiger Stauden, einiges junge Holz und Geschoß, Leder, Riemen und weiche Beine sind von ihren Lebensmitteln nicht ausgeschlossen, wenn sie die Not dazu treibet. Und dennoch sind diese Arm-seligen gesund; sie werden alt und stark, so daß es ein Wunder ist, wenn einer unter ihnen, und dieses gar spät, grau wird. Sie sind allezeit wohlgemutet; ein ewiges Lachen und Scherzen regiert unter ihnen; wohlgestalt, flink und gelenkig; sie können mit den zwei vordern Zehen Steine und andre Dinge vom Boden aufheben, gehen bis ins höchste Alter kerzen-gerade; ihre Kinder stehen und gehen, ehe sie ein Jahr alt sind. Des Schwätzens müde, legen sie sich nieder und schlafen, bis sie der Hunger oder die Lust zum Essen aufweckt; sobald sie erwacht sind, geht das La-chen, Schwätzen und Scherzen wiederum an; sie set-zen es fort auf ihren Wegen, bis endlich der abgelebte Kalifornier seinen Tod mit gleichgültiger Ruhe erwar-tet. Die in Europa wohnen«, fährt der erwähnte Mis-sionar fort, »können zwar die Kalifornier ihrer Glück-seligkeit halber beneiden, aber keine solche in Kali-fornien genießen, als etwa durch eine vollkommene Gleichgültigkeit, viel oder wenig auf dieser Welt zu besitzen und sich dem Willen Gottes in allen Zufällen des Lebens zu unterwerfen.«

So könnte ich fortfahren und von mehrern Nationen der verschiedensten Erdstriche, von den Kamtschadalen bis zu den Feuerländern, klimatische Gemälde liefern; wozu aber diese abgekürzten Versuche, da bei allen Reisenden, die treu sahen oder menschlich teilnahmen, jeder kleine Zug ihrer Beschreibung klimatisch malet. In Indien, auf diesem großen Marktplatz handelnder Völker, ist der Araber und Sineser, der Türk und Perser, der Christ und Jude, der Malaye und Neger, der Japaner und Gentu kennbar¹¹⁰; auch auf der fernsten Küste trägt jeder den Charakter seines Erdstrichs und seiner Lebensweise mit sich. Aus dem Staube aller vier Weltteile, sagt die alte biblische Tradition ward Adam gebildet, und es durchhauchten ihn Kräfte und Geister der weiten Erde. Wohin seit Jahrtausenden seine Söhne zogen und sich einwohnten, da wurzelten sie als Bäume und gaben dem Klima gemäß Blätter und Früchte. - Lasset uns einige Folgen hieraus ziehen, die manche sonst auffallende Sonderbarkeit der Menschengeschichte zu erklären scheinen.

Zuerst erhellet, warum alle ihrem Lande zugebildete sinnliche Völker dem Boden desselben so treu sind und sich von ihm unabtrennlich fühlen. Die Beschaffenheit ihres Körpers und ihrer Lebensweise, alle Freuden und Geschäfte, an die sie von Kindheit auf gewöhnt wurden, der ganze Gesichtskreis ihrer Seele

ist klimatisch. Raubet man ihnen ihr Land, so hat man ihnen alles geraubet.

»Von dem betrüben Schicksal der sechs Grönländer«, erzählt Cranz¹¹¹, »die man auf der ersten Reise nach Dänemark brachte, hat man angemerkt, daß sie, ohnerachtet aller freundlichen Behandlung und guten Versorgung mit Stockfisch und Tran, dennoch oft mit betrüben Blicken und unter jämmerlichem Seufzen gen Norden nach ihrem Vaterlande gesehen und endlich in ihren Kajaken die Flucht ergriffen haben. Durch einen starken Wind wurden sie an das Ufer von Schonen geworfen und nach Kopenhagen zurückgebracht, worauf zween von ihnen vor Betrübnis starben. Von den übrigen sind ihrer zween nochmals entflohen, und ist nur der eine wieder eingeholt worden, welcher, sooft er ein kleines Kind an der Mutter Halse gesehen, bitterlich geweinet (woraus man geschlossen, daß er Frau und Kinder haben müsse; denn man konnte nicht mit ihnen sprechen, noch sie zur Taufe präparieren). Die zween letzten haben zehn bis zwölf Jahre in Dänemark gelebt und sind bei Koldingen zum Perlenfischen gebraucht, aber im Winter so stark angestrengt worden, daß der eine darüber gestorben, der letzte nochmals entflohen und erst dreißig bis vierzig Meilen weit vom Lande eingeholt worden, worauf er ebenfalls aus Betrübnis sein Leben geendet.«

Alle Zeugen von menschlicher Empfindung können die verzweifelnde Wehmut nicht ausdrücken, mit welcher ein erkaufter oder erstohlener Negersklave die Küste seines Vaterlandes verläßt, um sie nie wieder zu erblicken in seinem Leben. »Man muß genaue Aufsicht haben«, sagt Römer¹¹², »daß die Sklaven weder im Fort noch auf dem Schiff Messer in die Hände bekommen; bei der Überfahrt nach Westindien hat man gnug zu tun, sie bei guter Laune zu erhalten. Deshalb ist man mit europäischen Leiern versehen; man nimmt auch Trummeln und Pfeifen mit und läßt sie tanzen, versichert sie, daß sie nach einem schönen Lande geführt werden, wo sie viel Frauen, gute Speisen erhalten sollen und dergleichen. Und dennoch hat man betrübte Beispiele erlebt, daß die Schiffleute von ihnen überfallen und ermordet worden, da sie denn nachher das Schiff ans Land treiben lassen.« - Und wieviel traurigere Beispiele hat man erlebt vom verzweifelnden Selbstmorde dieser unglücklichen Geraubten! Sparrmann erzählt¹¹³ aus dem Munde eines Besitzers solcher Sklaven, daß sie des Nachts in eine Art von Raserei verfallen, die sie antreibt, an irgend jemand oder gar an sich selbst einen Mord zu begehen; »denn das schwermütige Andenken an den schmerzhaften Verlust ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit erwacht am meisten des Nachts, wenn das Geräusch des Tages es nicht zu zerstreuen vermag.« -

Und was für Recht hattet ihr Unmenschen, euch dem Lande dieser Unglücklichen nur zu nahen, geschweige es ihnen und sie dem Lande durch Diebstahl, List und Grausamkeit zu entreißen? Seit Jahrtausenden ist dieser Weltteil der ihre, so wie sie ihm zugehören; ihre Väter hatten ihn um den höchsten und schwersten Preis erkauft, um ihre Negergestalt und Negerfarbe. Bildend hatte die afrikanische Sonne sie zu Kindern angenommen und ihr Siegel auf sie geprägt; wohin ihr sie führt, ziehet euch dieses als Menschendiebe, als Räuber.

Zweitens. Grausam also sind die Kriege der Wilden um ihr Land und um die ihnen entrissenen oder beschimpften und gequälten Söhne desselben, ihre Mitbrüder. Daher z. B. der verhaltne Haß der Amerikaner gegen die Europäer, auch wenn diese leidlich mit ihnen umgehn; sie fühlen's unvertilgbar: »Ihr gehört nicht hieher! Das Land ist unser.« Daher die Verrätereien aller sogenannten Wilden, auch wenn sie von der Höflichkeit der Europäer ganz besänftigt schienen. Im ersten Augenblick, da sie zu ihrem angeerbten Nationalgefühl erwachten, brach die Flamme aus, die sich mit Mühe so lang unter der Asche gehalten hatte; grausam wütete sie umher und ruhte oft nicht eher, bis die Zähne der Eingebornen der Ausländer Fleisch fraßen. Uns scheint dieses abscheulich, worüber auch wohl kein Zweifel bleibt; indessen

waren die Europäer die ersten, die sie zu dieser Untat zwangen; denn warum kamen sie zu ihrem Lande? Warum führten sie sich in demselben als fodernde, gewalttätige, übermächtige Despoten auf?¹¹⁴ Jahrtausende waren sich die Einwohner desselben das Universum; von ihren Vätern hatten sie es geerbt und von ihnen zugleich die grausame Sitte geerbt, was ihnen ihr Land, was sie dem Lande entreißen oder darin beeinträchtigen will, auf die grausamste Weise zu vernichten. Feind und Fremder ist ihnen also eins; sie sind wie die Muscipula, die, in ihren Boden gewurzelt, jedes Insekt ergreift, das sich ihr nahet; das Recht, ungebetne oder beleidigende Gäste zu verzehren, ist die Akzise ihres Landes, ein so zyklolisches Regal als irgend eines in Europa.

Endlich erinnere ich noch an jene freudigen Szenen, wenn ein also entfremdeter Sohn der Natur etwa wieder die Küste seines Vaterlandes erblickte und dem Schoß seiner Mutter Erde wiedergeschenkt ward. Als der foleiische edle Priester Job-Ben-Salomon¹¹⁵ wieder nach Afrika kam, empfing ihn jeder Fuli mit brüderlicher Inbrunst, »ihn, den zweiten Menschen ihres Landes, der je aus der Sklaverei zurückgekehrt wäre«. Und wie sehnte sich dieser dahin! Wie wenig fülleten alle Freundschaften und Ehrenbezeugungen Englands, die er als ein aufgeklärter, wohldenkender Mann dankbar erkannte, sein Herz aus! Er war nicht eher

ruhig, als bis er des Schiffes gewiß war, das ihn zurückführen sollte. Und diese Sehnsucht hängt nicht am Stande noch an den Bequemlichkeiten des Geburtslandes. Der Hottentotte Koree legte seinen metallnen Harnisch und alle seine europäische Vorzüge ab, zurückkehrend zur harten Lebensart der Seinen.

116 Fast aus jedem Erdstrich sind Proben der Art vorhanden, und die unfreundlichsten Länder ziehen ihre Eingebornen mit den stärksten Banden. Eben die überwundenen Beschwerlichkeiten, zu denen Körper und Seele von Jugend auf gebildet worden, sind's, die den Eingebornen die klimatische Vaterlandsliebe einflößen, von welcher der Bewohner einer völkerbedrängten fruchtbaren Ebene schon weniger und der Einwohner einer europäischen Hauptstadt beinahe nichts mehr empfindet. -

Doch es ist Zeit, das Wort Klima näher zu untersuchen; und da einige in der Philosophie der Menschengeschichte so viel darauf gebauet, andre hingegen seinen Einfluß beinah ganz bestritten haben, so wollen auch wir nur Probleme geben.

III

Was ist Klima, und welche Wirkung hat's auf die Bildung des Menschen an Körper und Seele?

Die beiden festesten Punkte unsrer Kugel sind die Pole; ohne sie war kein Umschwung, ja wahrscheinlich keine Kugel selbst möglich. Wüßten wir nun die Genesis der Pole und kennten die Gesetze und Wirkungen des Magnetismus unsrer Erde auf ihre verschiedene Körper: sollten wir damit nicht den Grundfaden gefunden haben, den die Natur in Bildung der Wesen nachher mit anderen höheren Kräften mannigfaltig durchwebte? Da uns aber, ohngeachtet so zahlreicher und schöner Versuche, hievon im großen ganzen noch wenig bekannt ist¹¹⁷, so sind wir auch in Betracht der Basis aller Klimate nach der Weltgegend des Pols hin noch im dunkeln Vielleicht, daß einst der Magnet im Reich der physischen Kräfte wird, was er uns ebenso unerwartet auf Meer und Erde schon ward. -

Der Umschwung unsrer Kugel um sich und um die Sonne bietet uns eine nähere Bezeichnung der Klimate dar; aber auch hier ist die Anwendung selbst allgemein anerkannter Gesetze schwer und trüglich. Die Zonen der Alten haben sich durch die neuere Kenntnis

fremder Weltteile nicht bestätigt, wie sie denn auch, physisch betrachtet, auf Unkunde derselben gebauet waren. Ein gleiches ist's mit der Hitze und Kälte, nach der Menge der Sonnenstrahlen und dem Winkel ihres Auffalls berechnet. Als mathematische Aufgabe ist ihre Wirkung mit genauem Fleiß bestimmt worden; der Mathematiker selbst aber würde es für einen Mißbrauch seiner Regel ansehen, wenn der philosophische Geschichtschreiber des Klima darauf Schlüsse ohne Ausnahmen baute.¹¹⁸ Hier gibt die Nähe des Meers, dort ein Wind, hier die Höhe oder Tiefe des Landes, an einem vierten Ort nachbarliche Berge, am fünften Regen und Dünste dem allgemeinen Gesetz eine so neue Lokalbestimmung, daß oft die nachbarlichsten Orte das gegenseitigste Klima empfinden. Überdem ist aus neueren Erfahrungen klar, daß jedes lebendige Wesen eine eigne Art hat, Wärme zu empfangen und von sich zu treiben, ja daß, je organischer der Bau eines Geschöpfs wird und je mehr es eigne tätige Lebenskraft äußert, um so mehr auch ein Vermögen äußert, relative Wärme und Kälte zu erzeugen.¹¹⁹ Die alten Sätze, daß der Mensch nur in einem Klima leben könne, das die Hitze des Bluts nicht übersteiget, sind durch Erfahrungen widerlegt; die neuern Systeme hingegen vom Ursprung und der Wirkung animalischer Wärme sind lange noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen, daß man auf

irgendeine Weise an eine Klimatologie nur des menschlichen Baues, geschweige aller menschlichen Seelenvermögen und ihres so willkürlichen Gebrauchs denken könnte. Freilich weiß jedermann, daß Wärme die Fibern ausdehne und erschlafe, daß sie die Säfte verdünne und die Ausdünstung fördere, daß sie also auch die festen Teile mit der Zeit schwammig und locker zu machen vermöge u. f.; das Gesetz im ganzen bleibt sicher¹²⁰, auch hat man aus ihm und seinem Gegensatz, der Kälte, mancherlei physiologische Phänomene schön erklärt¹²¹; allgemeine Folgerungen aber, die man aus einem solchen Principium oder gar nur aus einem Teil desselben, der Erschlaffung, der Ausdünstung z. E., auf ganze Völker und Weltgegenden, ja auf die feinsten Verrichtungen des menschlichen Geistes und die zufälligsten Einrichtungen der Gesellschaft machen wollte; je scharfsinniger und systematischer der Kopf ist, der diese Folgerungen durchdenkt und reihet, desto gewagter sind sie. Sie werden beinah Schritt vor Schritt durch Beispiele aus der Geschichte oder selbst durch physiologische Gründe widerlegt, weil immer zuviel und zum Teil gegenseitige Kräfte nebeneinander wirken. Selbst dem großen Montesquieu hat man den Vorwurf gemacht, daß er seinen klimatischen Geist der Gesetze auf das trügliche Experiment einer Schöpszunge gebauet habe. - Freilich sind wir ein bildsamer Ton in der

Hand des Klima; aber die Finger desselben bilden so mannigfalt, auch sind die Gesetze, die ihm entgegenwirken, so vielfach, daß vielleicht nur der Genius des Menschengeschlechts das Verhältniß aller dieser Kräfte in eine Gleichung zu bringen vermöchte.

Nicht Hitze und Kälte ist's allein, was aus der Luft auf uns wirkt; vielmehr ist sie nach den neuern Bemerkungen ein großes Vorratshaus andrer Kräfte, die schädlich und günstig sich mit uns verbinden. In ihr wirkt der elektrische Feuerstrom, dies mächtige und in seinen animalischen Einflüssen uns noch fast unbekante Wesen; denn sowenig wir die innern Gesetze seiner Natur kennen, sowenig wissen wir, wie der menschliche Körper es aufnimmt und verarbeitet. Wir leben vom Hauch der Luft; allein der Balsam in ihr, unsre Lebensspeise, ist uns ein Geheimnis. Fügen wir nun die mancherlei, beinahe unnennbaren Lokalbeschaffenheiten ihrer Bestandteile nach den Ausdünstungen aller Körper ihres Gebietes hinzu; erinnern wir uns der Beispiele, wie oft durch einen unsichtbaren, bösen Samen, dem der Arzt nur den Namen eines Miasma zu geben wußte, die sonderbarsten, oft fürchterliche und in Jahrtausenden unaustilgbare Dinge entstanden sind; denken wir an das geheime Gift, das uns die Blattern, die Pest, die Lustseuche, die mit manchem Zeitalter verschwindenden Krankheiten

gebracht hat, und erinnern uns, wie wenig wir nicht etwa den Hermattan und Sammiel, den Sirocco und den Nordostwind der Tatarei, sondern nur die Beschaffenheit und Wirkung unsrer Winde kennen: wieviel mangelnde Vorarbeiten werden wir inne, ehe wir an eine physiologisch-pathologische, geschweige an eine Klimatologie aller menschlichen Denk- und Empfindungskräfte kommen können! Auch hier indessen bleibt jedem scharfsinnigen Versuche sein Kranz, und die Nachwelt wird unsrer Zeit edle Kränze zu reichen haben.¹²²

Endlich die Höhe oder Tiefe eines Erdstrichs, die Beschaffenheit desselben und seiner Produkte, die Speisen und Getränke, die der Mensch genießt, die Lebensweise, der er folgt, die Arbeit, die er verrichtet, Kleidung, gewohnte Stellungen sogar, Vergnügen und Künste, nebst einem Heer anderer Umstände, die in ihrer lebendigen Verbindung viel wirken: alle sie gehören zum Gemälde des vielverändernden Klima. Welche Menschenhand vermag nun dieses Chaos von Ursachen und Folgen zu einer Welt zu ordnen, in der jedem einzelnen Dinge, jeder einzelnen Gegend sein Recht geschehe und keins zuviel oder zuwenig erhalte? Das einzige und beste ist, daß man nach Hippokrates' Weise¹²³ mit seiner scharfsehenden Einfalt einzelne Gegenden klimatisch bemerke und sodann

langsam, langsam allgemeine Schlüsse folgere. Naturbeschreiber und Ärzte sind hier physicians, Schüler der Natur und des Philosophen Lehrer, denen wir schon manchen Beitrag einzelner Gegenden zur allgemeinen Lehre der Klimate und ihrer Einwirkung auf den Menschen auch für die Nachwelt zu danken haben. - Da hier aber von keinen speziellen Bemerkungen die Rede sein kann, so wollen wir nur in einigen allgemeinen Anmerkungen unsern Gang verfolgen.

1. *Da unsre Erde eiche Kugel und das feste Land ein Gebürge über dem Meer ist, so wird durch vielerlei Ursachen auf ihr eine klimatische Gemeinschaft befördert, die zum Leben der Lebendigen gehöret.* Nicht nur Tag und Nacht und der Reihentanz abwechselnder Jahreszeiten verändern das Klima eines jeden Erdstrichs periodisch, sondern der Streit der Elemente, die Gegenwirkung der Erde und des Meers, die Lage der Berge und Ebenen, die periodischen Winde, die aus der Bewegung der Kugel, aus der Veränderung der Jahres- und Tageszeilen und aus soviel kleinern Ursachen entspringen, unterhalten diese gesundheitbringende Vermählung der Elemente, ohne welche alles in Schlummer und Verwesung sänke. Es ist *eine* Atmosphäre, die uns umgibt, *ein* elektrisches Meer, in dem wir leben; beide aber (und wahrscheinlich der magnetische Strom mit ihnen) sind in einer

ewigen Bewegung. Das Meer dunstet aus; die Berge ziehen an und gießen Regen und Ströme zu beiden Seiten hinunter. So lösen die Winde einander ab; so erfüllen Jahre oder Jahrreihen die Summe ihrer klimatischen Tage. So heben und tragen einander die verschiedenen Gegenden und Zeiten. Alles auf unsrer Kugel steht in gemeinsamer Verbindung. Wäre die Erde platt oder hätte sie die Winkelgestalt, von der die Sinesen träumten: freilich, so könnte sie in ihren Ecken die klimatischen Ungestalten nähren, von denen jetzt ihr regelmäßiger Bau und seine mitteilende Bewegung nichts weiß. Um den Thron Jupiters tanzen ihre Horen im Reihentanz, und was sich unter ihren Füßen bildet, ist zwar nur eine unvollkommene Vollkommenheit, weil alles auf die Vereinigung verschiedenartiger Dinge gebauet ist, aber durch eine innre Liebe und Vermählung miteinander wird allenthalben das Kind der Natur geboren, sinnliche Regelmäßigkeit und Schönheit.

2. Das bewohnbare Land unsrer Erde ist in Gegenden zusammengedrängt, wo die meisten lebendigen Wesen in der ihnen gnügsamsten Form wirken; diese Lage der Weltteile hat Einfluß auf ihrer aller Klima. Warum fängt im südlichen Hemisphär die Kälte schon so nahe der Linie an? Der Naturphilosoph antwortet: »Weil daselbst so wenig Land ist; daher die kalten Winde und Eisschollen des Südpols

weit hinaufströmen.« Wir sehen also unser Schicksal, wenn das ganze feste Land der Erde in Inseln umhergeworfen wäre. Jetzt wärmen sich drei zusammenhängende Weltteile aneinander; das vierte, das ihnen entfernt liegt, ist auch aus dieser Ursache kälter, und im Südmeer fängt, bald jenseit der Linie, mit dem Mangel des Landes auch Mißgestalt und Verartung an. Wenigere Geschlechter vollkommenerer Landtiere sollten also daselbst leben; das Südhemisphär war zum großen Wasserbehältnis unsrer Kugel bestimmt, damit das Nordhemisphär ein besseres Klima genösse. Auch geographisch und klimatisch sollte das Menschengeschlecht ein zusammenwohnendes, nachbarliches Volk sein, das so wie Pest, Krankheiten und klimatische Laster, auch klimatische Wärme und andre Wohltaten einander schenkte.

3. Durch den Bau der Erde an die Gebürge ward nicht nur für das große Mancherlei der Lebendigen das Klima derselben zahllos verändert, sondern auch die Ausartung des Menschengeschlechts verhütet, wie sie verhütet werden konnte. Berge waren der Erde nötig; aber nur einen Bergrücken der Mogolen und Tibetaner gibt's auf derselben; die hohen Cordilleras und so viel andre ihrer Brüder sind unbewohnbar. Auch öde Wüsten wurden durch den Bau der Erde an die Gebürge selten; denn die Berge stehn wie Ableiter des Himmels da und gießen ihr Füllhorn

aus in befruchtenden Strömen. Die öden Ufer endlich, der kalte oder feuchte Meeresabhang ist allenthalben nur später entstandenes Land, welches also auch die Menschheit erst später und schon wohlgenährt an Kräften beziehen durfte. Das Tal von Quito war gewiß eher bewohnt als das Feuerland, Kaschmire eher als Neuholland oder Nova-Zembla. Die mittlere größte Breite der Erde, das Land der schönsten Klimate zwischen Meer und Gebürgen, war das Erziehungshaus unsres Geschlechts und ist noch jetzt der bewohnteste Teil der Erde. -

Nun ist keine Frage, daß, wie das Klima ein Inbegriff von Kräften und Einflüssen ist, zu dem die Pflanze wie das Tier beiträgt und der allen Lebendigen in einem wechselseitigen Zusammenhange dienet, der Mensch auch darin zum Herrn der Erde gesetzt sei, daß er es durch Kunst ändere. Seitdem er das Feuer vom Himmel stahl und seine Faust das Eisen lenkte, seitdem er Tiere und seine Mitbrüder selbst zusammenzwang und sie sowohl als die Pflanze zu seinem Dienst erzog, hat er auf mancherlei Weise zur Veränderung desselben mitgewirkt. Europa war vormals ein feuchter Wald, und andre jetzt kultivierte Gegenden waren's nicht minder: es ist gelichtet, und mit dem Klima haben sich die Einwohner selbst geändert. Ohne Polizei und Kunst wäre Ägypten ein Schlamm des Nils worden: es ist ihm abgewonnen, und sowohl

hier als im weitem Asien hinauf hat die lebendige Schöpfung sich dem künstlichen Klima bequemet. Wir können also das Menschengeschlecht als eine Schar kühner, obwohl kleiner Riesen betrachten, die allmählich von den Bergen herabstiegen, die Erde zu unterjochen und das Klima mit ihrer schwachen Faust zu verändern. Wie weit sie es darin gebracht haben mögen, wird uns die Zukunft lehren.

4. Ist's endlich erlaubt, über eine Sache, die so ganz auf einzelnen Fällen des Orts und der Geschichte ruhet, etwas Allgemeines zu sagen, so setze ich verändert einige Kautelen her, die Baco zu seiner Geschichte der Revolutionen giebet.¹²⁴ Die Wirkung des Klima erstreckt sich zwar auf Körper allerlei Art, vorzüglich aber auf die zärtern, die Feuchtigkeiten die Luft und den Äther. Sie verbreitet sich viel mehr auf die Massen der Dinge als auf die Individuen, doch auch auf diese durch jene. Sie geht nicht auf Zeitpunkte, sondern herrscht in Zeiträumen, wo sie oft spät und sodann vielleicht durch geringe Umstände offenbar wird. Endlich: Das Klima zwinget nicht, sondern es neiget; es gibt die unmerkliche Disposition, die man bei eingewurzelten Völkern im ganzen Gemälde der Sitten und Lebensweise zwar bemerken, aber sehr schwer, insonderheit abgetrennt, zeichnen kann. Vielleicht findet sich einmal ein eigner Reisender, der ohne Vorurteile und Übertreibungen für den

Geist des Klima reiset. Unsre Pflicht ist jetzt, viel mehr die lebendigen Kräfte zu bemerken, für die jedes Klima geschaffen ist und die schon durch ihr Dasein es mannigfalt modifizieren und ändern.

IV

*Die genetische Kraft ist die Mutter aller Bildungen
auf der Erde, der das Klima feindlich oder
freundlich nur zuwirkt*

Wer zum erstenmal das Wunder der Schöpfung eines lebendigen Wesens sähe, wie würde er staunen! 125 Aus Kügelchen, zwischen welchen Säfte schießen, wird ein lebender Punkt, und aus dem Punkt erzeugt sich ein Geschöpf der Erde. Bald wird das Herz sichtbar und fängt an, so schwach und unvollkommen es sei, zu schlagen; das Blut, das vor dem Herzen da war, fängt an, sich zu röten; bald erscheint das Haupt; bald zeigen sich Augen, Mund, Sinne und Glieder. Noch ist keine Brust da, und schon ist Bewegung in ihren innern Teilen; noch sind die Eingeweide nicht gebildet, und das Tier öffnet den Schnabel Das kleine Gehirn ist außerhalb dem Kopf, das Herz noch außer der Brust; wie ein Spinnengewebe sind Rippen und Beine; bald zeigen sich Flügel, Füße, Zehen, Hüften, und nun wird das Lebendige weiter genähret. Was bloß war, bedeckt sich: die Brust, das Hirn schließen sich zu; Magen und Eingeweide hängen noch hinunter. Auch diese bilden sich endlich, je mehr die Materie verzehrt wird; die Häute ziehn sich

zusammen und hinauf; der Unterleib schließt sich: das Tier ist bereitet. Es schwimmt jetzt nicht mehr, sondern es liegt; bald wachet, bald schläft es; es regt sich, es schläft, es ruft, es sucht Ausgang und kommt, in allen Teilen ganz und völlig, ans Licht der Welt. Wie würde der, der dies Wunder zum erstenmal sähe, es nennen? Da ist, würde er sagen, eine *lebendige, organische Kraft*; ich weiß nicht, woher sie gekommen, noch was sie in ihrem Innern sei, aber daß sie da sei, daß sie lebe, daß sie organische Teile sich aus dem Chaos einer homogenen Materie zueigne, das sehe ich, das ist unleugbar.

Bemerkte er ferner und sähe, daß jeder dieser organischen Teile, gleichsam actu, in eigener Wirkung gebildet werde: das Herz erzeuge sich nicht anders als durch eine Zusammenströmung der Kanäle, die schon vor ihm waren; sobald der Magen sichtbar werde, habe er Materie der Verdauung in sich. So alle Adern, alle Gefäße; das Enthaltne war vor dem Enthaltenden, das Flüssige vor dem Festen, der Geist vor dem Körper da, in welchen jener sich nur kleidet. Bemerkte er dies¹²⁶: was würde er sagen, als daß die unsichtbare Kraft nicht willkürlich bilde, sondern daß sie sich ihrer innern Natur nach gleichsam nur *offenbare*. Sie wird in einer ihr zugehörigen Masse sichtbar und muß, wie und woher es auch sei, den Typus ihrer Erscheinung in ihr selbst haben. Das neue Geschöpf ist

nichts als eine wirklich gewordene Idee der schaffenden Natur, die immer nur tätig denkt.

Führe er fort und bemerkte, daß, was diese Schöpfung befördert, mütterliche oder Sonnenwärme sei, daß das Ei der Mutter aber, aller vorhandenen Materie und Wärme ungeachtet, ohne Belebung des Vaters keine lebendige Frucht gebe, was würde er mutmaßen, als das Principium der Wärme könne mit dem Principium des Lebens, das es befördert, zwar verwandt sein, eigentlich aber müsse in der Vereinigung zweier lebendigen Wesen die Ursache liegen, die diese organische Kraft in Wirksamkeit setzt, dem toten Chaos der Materie lebendige Form zu geben. So sind wir, so sind alle lebende Wesen gebildet: jedes nach der Art seiner Organisation, alle aber nach dem unverkennbaren Gesetz einer Analogie, die durch alles Lebendige unsrer Erde herrschet.

Endlich, wenn er erführe, daß diese lebendige Kraft das ausgebildete Geschöpf nicht verlasse, sondern sich in ihm *tätig zu offenbaren fortfahre*; zwar nicht mehr schaffend, denn es ist erschaffen, aber erhaltend, belebend, nährend. Sobald es auf die Welt tritt, verrichtet es alle Lebensverrichtungen, zu welchen, ja zum Teil in welchen es gebildet ward: der Mund öffnet sich, wie Öffnung seine erste Gebärde war, und die Lunge schöpft Atem; die Stimme ruft, der Magen verdauet, die Lippen saugen: es wächst, es lebt, alle

innern und äußern Teile kommen einander zu Hülfe; in einer gemeinschaftlichen Tätigkeit und Mitleidenheit ziehen sie an, werfen aus, verwandeln in sich, helfen einander in Schmerzen und Krankheit auf tausendfältig-wunderbare, unerforschte Weise. Was würde, was könnte jeder, der dies zuerst bemerkte, sagen als: Die eingeborne, genetische Lebenskraft ist in dem Geschöpf, das durch sie gebildet worden, in allen Teilen und in jedem derselben nach seiner Weise, d. i. organisch noch *einwohnend*. Allenthalben ist sie ihm aufs vielartigste gegenwärtig, da es nur durch sie ein lebendiges Ganze ist, was sich erhält, wächst und wirkt.

Und diese Lebenskraft haben wir alle in uns: in Gesundheit und Krankheit stehet sie uns bei, assimiliert gleichartige Teile, sondert die fremden ab, stößt die feindlichen weg; sie ermattet endlich im Alter und lebt in einigen Teilen noch nach dem Tode. Das Vernunftvermögen unsrer Seele ist sie nicht; denn dieses hat sich den Körper, den es nicht kennet und ihn nur als ein unvollkommenes, fremdes Werkzeug seiner Gedanken braucht, gewiß nicht selbst gebildet. Verbunden ist es indes mit jener Lebenskraft, wie alle Kräfte der Natur in Verbindung stehen; denn auch das geistige Denken hängt von der Organisation und Gesundheit des Körpers ab und alle Begierden und Triebe unsres Herzens sind von der animalischen Wärme

untrennbar. - Alle dies sind Fakta der Natur, die keine Hypothese umstoßen, kein scholastisches Wort vernichten kann; ihre Anerkennung ist die älteste Philosophie der Erde, wie sie auch wahrscheinlich die letzte sein wird.¹²⁷ So gewiß ich's weiß, daß ich denke, und kenne doch meine denkende Kraft nicht, so gewiß empfinde und sehe ich's, daß ich lebe, wenn ich gleich auch nie weiß, was Lebenskraft sei. Angeboren, organisch, genetisch ist dies Vermögen; es ist der Grund meiner Naturkräfte, der innere Genius meines Daseins. Aus keiner andern Ursache ist der Mensch das vollkommenste Wesen der Erdeschöpfung, als weil die feinsten organischen Kräfte, die wir kennen, bei ihm in den feinsten Werkzeugen der Organisation einwohnend wirken. Er ist die vollkommenste animalische Pflanze, ein eingeborner Genius in einer menschlichen Bildung.

Sind unsre Grundsätze bisher richtig gewesen, wie sie sich denn auf unstreitige Erfahrungen gründen, so kann auch keine Verartung unsres Geschlechts vorgehen ohne eigentlich durch diese organischen Kräfte. Wie auch das Klima wirke, jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze hat ihr eignes Klima; denn alle äußern Einwirkungen nimmt jedes nach seiner Weise auf und verarbeitet sie organisch. Auch in der kleinsten Fiber leidet der Mensch nicht wie ein Stein, nicht wie eine

Wasserblase. Lasset uns einige Stufen oder Schattierungen dieser Verartung bemerken.

Die erste Stufe der Verartung des menschlichen Geschlechts zeigt sich in den äußern Teilen; nicht als ob diese für sich litten oder wirkten, sondern weil die uns einwohnende Kraft von innen heraus wirkt. Durch den wunderbarsten Mechanismus strebt sie aus dem Körper zu treiben, was ihr hinderlich und fremd ist; die ersten Veränderungen ihres organischen Baues müssen also an den Grenzen ihres Reichs sichtbar werden, und so betreffen die auffallendsten Varietäten des Menschengeschlechts nichts als Haut und Haare. Die Natur schützte ihr inneres wesentliches Gebilde und schaffte die beschwerende Materie so weit hinaus, als sie es zu tun vermochte.

Griff die verändernde äußere Macht weiter, so zeigen sich ihre Wirkungen auf keinen andern Wegen, als auf denen die lebendige Kraft selbst wirkt, *auf den Wegen der Nahrung und Fortpflanzung*. Der Neger wird weiß geboren; die Teile, die sich bei ihm zuerst schwärzen¹²⁸, sind ein offenbares Kennzeichen, daß das Miasma seiner Veränderung, das die äußere Luft nur entwickelt, genetisch wirke. Nun zeigen uns die Jahre der Mannbarkeit sowohl als eine Schar von Erfahrungen an Kranken, welch ein weites Reich die Kräfte der Nahrung und Fortpflanzung im menschlichen Körper haben. Die entferntesten Glieder

stehn durch sie miteinander in Verbindung; und eben diese Glieder sind's, die bei der Verartung der Völker auch gemeinschaftlich leiden. Außer der Haut und den Geschlechtsteilen sind daher Ohren, Hals und die Stimme, die Nase, die Lippen, das Haupt u. f. genau die Region, in welcher sich die meisten Veränderungen zeigen.

Endlich, da die Lebenskraft alle Teile zur Gemeinschaft bindet und die Organisation ein vielverschlungener Kreis ist, der eigentlich nirgend Anfang und Ende findet, so wird begreiflich, daß die innigste Hauptveränderung zuletzt *auch in den festesten Teilen* sichtbar werden müsse, die vermöge der innern leidenden Kraft vom Schädel bis zum Fuß in ein andres Verhältnis treten. Schwer gehet die Natur an diese Verwandlung; auch bei Mißgeburten, wo sie in ihrem Kunstwerk gewaltsam gestört wird, hat sie wunderbare Wege der Erstattung, wie ein geschlagener Feldherr eben im Rückzuge die meiste Weisheit zeigt. Indessen zeigen die verschiedenen Bildungen der Völker, daß auch diese, die schwerste Verwandlung beim Menschengebilde, möglich war; denn eben die tausendfache Zusammensetzung und feine Beweglichkeit unsrer Maschine samt den unnenbar-mannigfaltigen Mächten, die auf sie wirken, machten sie möglich. Aber auch diese schwere Verwandlung ward nur von innen heraus bewirkt.

Jahrhundertlang haben Nationen ihre Köpfe geformt, ihre Nasen durchbohrt, ihre Füße gezwungen, ihre Ohren verlängert; die Natur blieb auf ihrem Wege; und wenn sie eine Zeitlang folgen, wenn sie den verzerreten Gliedern Säfte zuführen mußte, wohin sie nicht wollte: sobald sie konnte, ging sie ins Freie wieder und vollendete ihren vollkommenern Typus. Ganz anders, sobald die Mißbildung genetisch war und auf Wegen der Natur wirkte; hier vererbten sich Mißbildungen, selbst an einzelnen Gliedern. Sage man nicht, daß Kunst oder die Sonne des Negers Nase geplattet habe. Da die Bildung dieses Teils mit der Konformation des ganzen Schädels, des Kinns, des Halses, des Rückens zusammenhängt und das sprossende Rückenmark gleichsam der Stamm des Baums ist, an dem sich die Brust und alle Glieder bilden, so zeigt die vergleichende Anatomie gnugsam¹²⁹, daß die Verartung die ganze Gestalt angegriffen und sich keiner dieser festen Teile ändern konnte, ohne daß das Ganze verändert wurde. Eben daher gehet die Negergestalt auch erblich über und kann nur genetisch zurückverändert werden. Setzet den Mohren nach Europa: er bleibt, was er ist; verheiratet ihn aber mit einer Weißen, und eine Generation wird verändern, was Jahrhunderte hindurch das bleichende Klima nicht würde getan haben. So ist's mit den Bildungen aller Völker: die Weltgend verändert sie äußerst

langsam, durch die Vermischung mit fremden Nationen verschwinden in wenigen Geschlechtern alle mongolischen, sinesischen, amerikanischen Züge.

Gefällt es meinen Lesern, auf diesem Wege fortzugehen, so lasset uns ihn noch einige Schritte verfolgen.

1. Jedem Bemerkenden muß es aufgefallen sein, daß in *den unzählbar-verschiednen Gestalten der Menschen gewisse Formen und Verhältnisse nicht nur wiederkommen, sondern auch ausschließend zueinander gehören*. Bei Künstlern ist dies eine ausgemachte Sache, und in den Statuen der Alten siehet man, daß sie diese Proportion oder Symmetrie, wie sie es nannten, nicht etwa nur in die Länge und Breite der Glieder, sondern auch in die harmonische Bildung derselben zur Seele des Ganzen setzten. Die Charaktere ihrer Götter und Göttinnen, ihrer Jünglinge und Helden waren in ihrer ganzen Haltung so bestimmt, daß man sie zum Teil schon aus einzelnen Gliedern kenne und sich keinem Gebilde ein Arm, eine Brust, eine Schulter geben läßt, die für ein andres gehöret. Der Genius eines einzeln-lebendigen Wesens lebt in jeder dieser Gestalten, die er wie eine Hülle nur durchhaucht und sich im kleinsten Maß der Stellung und Bewegung, ähnlich dem Ganzen, charakterisiret. Unter den Neuern hat der Polyklet unsres Vaterlandes,

Albrecht Dürer¹³⁰, das Maß verschiedener Proportionen des menschlichen Körpers sorgfältig untersucht, und jedem Auge wird dabei offenbar, daß die Bildung aller Teile sich mit den Verhältnissen ändere. Wie nun, wenn wir Dürers Genauigkeit mit dem Seelengefühl der Alten verbänden und die Verschiedenheit menschlicher Hauptformen und Charaktere in ihrem zusammenstimmenden Gebilde studierten? Mich dünkt, die Physiognomik träte damit auf den alten natürlichen Weg, auf den sie ihr Name weiset, nach welchem sie weder eine Etho- noch Technognomik, sondern die Auslegerin der *lebendigen Natur* eines Menschen, gleichsam die Dolmetscherin seines sichtbar gewordenen Genius sein soll. Da sie in diesen Schranken der Analogie des Ganzen, das auch im Antlitz das sprechendste ist, stets treu bleibt, so muß die Pathognomik ihre Schwester, die Physiologie und Semiotik ihre Mithelferin und Freundin werden; denn die Gestalt des Menschen ist doch nur eine Hülle des innern Triebwerks, ein zusammenstimmendes Ganze, wo jeder Buchstab zwar zum Wort gehört, aber nur das ganze Wort einen Sinn gibt. Im gemeinen Leben brauchen und üben wir die Physiognomik also: Der geübte Arzt siehet, welchen Krankheiten der Mensch seinem Bau und Gebilde nach unterworfen sein könne, und das physiognomische Auge, selbst der Kinder, bemerkt die natürliche Art (*physis*) des

Menschen in seinem Gebilde, d. i. die Gestalt, in der sich sein Genius offenbaret.

Ferner. *Sollten sich nicht diese Formen, diese Harmonien zusammentreffender Teile bemerken und als Buchstaben gleichsam in ein Alphabet bringen lassen?* Vollständig werden diese Buchstaben nie werden, denn das ist auch kein Alphabet irgendeiner Sprache; zur Charakteristik der menschlichen Natur aber in ihren Hauptgestalten würde durch ein sorgsames Studium dieser lebendigen Säulenordnungen unseres Geschlechts gewiß ein weites Feld geöffnet. Schränkte man sich dabei nicht auf Europa ein und nähme noch weniger unser gewohntes Ideal zum Muster aller Gesundheit und Schönheit, sondern verfolgte die lebendige Natur überall auf der Erde, in welchen Harmonien zusammenstimmender Teile sie sich hie und da mannigfaltig und immer ganz zeige: ohne Zweifel würden zahlreiche Entdeckungen über den *Concentus* und die Melodie lebendiger Kräfte im Bau des Menschen der Lohn dieser Bemerkungen werden. Ja vielleicht würde uns dies Studium des natürlichen *Consensus* der Formen im menschlichen Körper weiter führen als die so oft und fast immer mit Undank bearbeitete Lehre der *Komplexionen* und *Temperamente*. Die scharfsinnigsten Beobachter kamen in dieser nicht weit, weil zu dem Mannigfaltigen, das bezeichnet werden sollte, ihnen ein bestimmtes

Alphabet der Bezeichnung fehlte. 131

2. So wie nun bei einer solchen *bildlichen Geschichte der Formung und Verartung des Menschengeschlechts* die lebendige Physiologie allenthalben die Fackel vortragen müßte, so würde in ihr auch Schritt vor Schritt die Weisheit der Natur sichtbar, die nicht anders als nach einem Gesetz der tausendfach erstattenden Güte Formen bildet und abändert. Warum z. B. sonderte die schaffende Mutter Gattungen ab? Zu keinem andern Zweck, als daß sie den Typus ihrer Bildung desto vollkommener machen und erhalten könnte. Wir wissen nicht, wie manche unsrer jetzigen Tiergattungen in einem frühern Zustande der Erde näher aneinandergegangen sein mögen; aber das sehen wir, ihre Grenzen sind jetzt genetisch geschieden. Im wilden Zustande paaret sich kein Tier mit einer fremden Gattung, und wenn die zwingende Kunst der Menschen oder der üppige Müßiggang, an dem die gemästeten Tiere teilnehmen, auch ihren sonst sichern Trieb verwildern, so läßt doch in ihren unwandelbaren Gesetzen die Natur von der üppigen Kunst sich nicht überwinden. Entweder ist die Vermischung ohne Frucht, oder die erzwungene Bastardart pflanzt sich nur unter den nächsten Gattungen weiter. Ja bei diesen Bastardarten selbst sehen wir die Abweichung nirgend als an den äußersten Enden des Reichs der Bildung, genau wie wir sie bei der

Verartung des Menschengeschlechts beschrieben haben; hätte der innere, wesentliche Typus der Bildung Mißgestalt bekommen müssen, so wäre kein lebendiges Geschöpf subsistent worden. Weder ein Centaur also noch ein Satyr, weder die Scylla noch die Meduse kann nach den innern Gesetzen der schaffenden Natur und des genetischen wesentlichen Typus jeder Gattung sich erzeugen.

3. *Das feinste Mittel endlich, dadurch die Natur Vielartigkeit und Bestandheit der Formen in ihren Gattungen verband, ist die Schöpfung und Paarung zweier Geschlechter.* Wie wunderbar fein und geistig mischen sich die Züge beider Eltern in dem Angesicht und Bau ihrer Kinder! als ob nach verschiedenen Verhältnissen ihre Seele sich in sie gegossen und die tausendfältigen Naturkräfte der Organisation sich unter dieselben verteilt hätten. Daß Krankheiten und Züge der Bildung, daß sogar Neigungen und Dispositionen sich forterben, ist weltbekannt; ja oft kommen wunderbarerweise die Gestalten lange verstorbener Vorfahren aus dem Strom der Generation wieder. Ebenso unleugbar, obgleich schwer zu erklären, ist der Einfluß mütterlicher Gemüts- und Leibeszustände auf den Ungebornen, dessen Wirkung manches traurige Beispiel lebenslang mit sich trägt. - Zwei Ströme des Lebens hat also die Natur zusammengeleitet, um das werdende Geschöpf mit einer ganzen Naturkraft

auszustatten, die nach den Zügen beider Eltern jetzt in ihr selbst lebe. Manches versunkne Geschlecht ist durch *eine* gesunde und fröhliche Mutter wieder emporgehoben; mancher entkräftete Jüngling mußte im Arm seines Weibes erst selbst zum leben den Naturgeschöpf erweckt werden. Auch in der genialischen Bildung der Menschheit also ist Liebe die mächtigste der Göttinnen; sie veredelt Geschlechter und hebt die gesunkenen wieder empor: eine Fackel der Gottheit, durch deren Funken das Licht des menschlichen Lebens, hier trüber, dort heller, glänzet. Nichts widerstrebet hingegen dem bildenden Genius der Naturen mehr als jener kalte Haß oder jene widrige Konvenienz, die ärger als Haß ist. Sie zwingt Menschen zusammen, die nicht füreinander gehören, und verewigt elende, mit sich selbst disharmonische Geschöpfe. Kein Tier versank je so weit, als in dieser Entartung der Mensch versinket.

*Schlußanmerkungen über den Zwist der Genesis und
des Klima*

Irre ich nicht, so ist mit dem, was bisher wenigstens andeutend gesagt worden, der Anfang einer Grenzlinie zu Übersicht dieses Streits gezogen worden. Niemand z. B. wird verlangen, daß in einem fremden Klima die Rose eine Lilie, der Hund ein Wolf werden soll; denn die Natur hat genaue Grenzen um ihre Gattungen gezogen und läßt ein Geschöpf lieber untergehen, als daß es ihr Gebilde wesentlich verücke oder verderbe. Daß aber die Rose verarten, daß der Hund etwas Wolfartiges an sich nehmen könne, dies ist der Geschichte gemäß, und auch hier gehet die Verartung nicht anders vor als durch schnelle oder langsame Gewalt auf die gegenwirkende organischen Kräfte. Beide streitführende Mächte sind also von großer Wirkung; nur jede wirkt auf eigne Art. Das Klima ist ein Chaos von Ursachen, die einander sehr ungleich, also auch langsam und verschiedenartig wirken, bis sie etwa zuletzt in das Innere eindringen und dieses durch Gewohnheit und Genesis selbst ändern: die lebendige Kraft widersteht lange, stark, einartig und nur ihr selbst gleich; da sie indessen doch nicht

unabhängig von äußern Leidenschaften ist, so muß sie sich ihnen auch mit der Zeit bequemen.

Statt eines weitem Zwists im allgemeinen wünschte ich also lieber eine belehrende Untersuchung im einzelnen, zu der uns das Feld der Geographie und Geschichte eine große Ernte darbeut. Wir wissen z. E., wenn diese portugiesische Kolonien nach Afrika, jene spanischen, holländischen, englischen, deutschen nach Ostindien und Amerika gewandert sind, was an einigen derselben die Lebensart der Eingebornen, an andern die fortgesetzte Lebensweise der Europäer für Wirkung gehabt u. f. Hätte man dieses alles genau untersucht, so stiege man zu ältern Übergängen, z. B. der Malayen auf den Inseln, der Araber in Afrika und Ostindien, der Türken in ihren eroberten Ländern, sodann zu den Mogolen, Tataren und endlich zu dem Schwarm von Nationen, die in der großen Völkerwanderung Europa Überdeckten. Nirgend vergäße man, aus welchem Klima ein Volk kam, welche Lebensart es mitbrachte, welches Land es vor sich fand, mit welchen Völkern es sich vermischte, welche Revolutionen es in seinem neuen Sitz durchlebt hat. Würde dieser untersuchende Kalkül durch die gewissern Jahrhunderte fortgesetzt, so ließen sich vielleicht auch Schlüsse auf jene ältern Völkerzüge machen, die wir nur aus Sagen alter Schriftsteller oder aus Übereinstimmungen der Mythologie und Sprache kennen;

denn im Grunde sind alle oder doch die meisten Nationen der Erde früher oder später gewandert. Und so bekämen wir, mit einigen Karten zur Anschauung, eine *physisch-geographische Geschichte der Abstammung und Verartung unsres Geschlechts* nach Klimaten und Zeiten, die Schritt vor Schritt die wichtigsten Resultate gewähren müßte.

Ohne dem forschenden Geist, der diese Arbeit unternähme, vorzugreifen, setze ich aus der neuern Geschichte einige wenige Erfahrungen her, kleine Exempel meiner vorhergehenden Untersuchung.

1. *Alle zu schnelle, zu rasche Übergänge in ein entgegengesetztes Hemisphär und Klima sind selten einer Nation heilsam worden*; denn die Natur hat nicht vergebens ihre Grenzen zwischen weit entfernten Ländern gezogen. Die Geschichte der Eroberungen sowohl als der Handelsgesellschaften, am meisten aber der Missionen, müßte ein trauriges und zum Teil lächerliches Gemälde geben, wenn man diesen Gegenstand mit seinen Folgen auch nur aus eignen Relationen der Übergegangenen unparteiisch hervorholte. Mit grausendem Abscheu liest man die Nachrichten von manchen europäischen Nationen, wie sie, versunken in die frechste Üppigkeit und den fühllosesten Stolz, an Leib und Seele entarten und selbst zum Genuß und Erbarmen keine Kräfte mehr haben. Aufgeblähte Menschenlarven sind sie, denen jedes edle,

tätige Vergnügen entgeht und in deren Adern der vergeltende Tod schleicht. Rechnet man nun noch die Unglückseligen dazu, denen beide Indien haufenweise ihre Grabstätte wurden; lieset man die Geschichte der Krankheiten fremder Weltteile, die die englischen, französischen und holländischen Ärzte beschreiben, und schauet denn in die frommen Missionen, die sich so oft nicht von ihrem Ordenskleide, von ihrer europäischen Lebensweise trennen wollten: welche lehrreichen Resultate, die, leider! auch zur Geschichte der Menschheit gehören, dringen sich uns auf!

2. *Selbst der europäische Fleiß gesitteter Kolonien in andern Weltteilen vermag nicht immer die Wirkung des Klima zu ändern.* »In Nordamerika«, bemerkt Kalm¹³², »kommen die europäischen Geschlechter eher zu reifen Jahren, aber auch eher zum Alter und Tode als in Europa. Es ist nichts Seltnes«, sagt er, »kleine Kinder zu sehen, die auf die vorgelegten Fragen bis zur Verwunderung lebhaft und fertig antworten, aber auch die Jahre der Europäer nicht erreichen. Achtzig oder neunzig Jahr sind für einen in Amerika gebornen Europäer ein seltnes Beispiel, da doch die ersten Einwohner oft ein hohes Alter erleben; auch die in Europa Gebornen werden gemeinlich viel älter als die von europäischen Eltern in Amerika Erzeugten. Die Weiber hören früher auf, Kinder zu gebären, einige schon im dreißigsten Jahr; auch

bemerkt man bei allen europäischen Kolonien, daß die dort oder hier Gebornen frühe und vor der Zeit ihre Zähne verlieren, da die Amerikaner schöne, weiße und unbeschädigte Zähne bis an ihr Ende behalten.« Mit Unrecht hat man diese Stellen auf die Ungesundheit des alten Amerika gegen seine eignen Kinder gezogen; nur gegen Fremdlinge war's diese Stiefmutter, die, wie es auch Kalm erklärt, mit andrer Konstitution und Lebensweise in seinem Schoß leben.

3. *Man denke nicht, daß die Kunst der Menschen mit stürmender Willkür einen fremden Erdteil so gleich zu einem Europa umschaffen könne*, wenn sie seine Wälder umhauet und seinen Boden kultivieret; denn die ganze lebendige Schöpfung ist im Zusammenhange, und dieser will nur mit Vorsicht geändert werden. Ebender Kalm berichtet aus dem Munde alter amerikanischer Schweden, daß durch die schnelle Ausrottung der Wälder und Bebauung des Landes nicht nur das eßbare Gevögel, das sonst in unzähliger Menge auf Wassern und in Wäldern lebte, die Fische, von denen sonst Flüsse und Bäche wimmelten, die Seen, Bäche, Quellen und Ströme, der Regen, das dichte hohe Gras in den Wäldern u. f. sich sehr vermindert, sondern daß diese Ausrottung auch auf das Lebensalter, die Gesundheit und Jahreszeiten zu wirken scheine. »Die Amerikaner«, sagt er, »die bei Ankunft der Europäer ein Alter von hundert und mehrern

Jahren zurückgelegt, erreichen jetzt oft kaum das halbe Alter ihrer Väter, woran nicht bloß der menschentötende Branntwein und ihre veränderte Lebensweise, sondern wahrscheinlich auch der Verlust so vieler wohlriechenden Kräuter und kräftigen Pflanzen schuld sei, die jeden Morgen und Abend einen Geruch gaben, als ob man sich in einem Blumengarten fände. Der Winter sei damals zeitiger, kälter, gesunder und beständiger gewesen; jetzt treffe der Frühling später ein und sei, wie die Jahreszeiten überhaupt, unbeständiger und abwechselnder.« So erzählt Kalm, und wie lokal man die Nachricht einschränke, dürfte sie doch immer zeigen, daß die Natur selbst im besten Werk, das Menschen tun können, dem Anbau eines Landes, zu schnelle, zu gewaltsame Übergänge nicht liebe. Die Schwäche der sogenannten kultivierten Amerikaner in Mexiko, Peru, Paraguay, Brasilien, sollte sie nicht unter andern auch daher kommen, daß man ihnen Land und Lebensart verändert hat, ohne ihnen eine europäische Natur geben zu können oder zu wollen? Alle Nationen, die in den Wäldern und nach der Weise ihrer Väter leben, sind mutig und stark; sie werden alt und grünen wie ihre Bäume; auf dem gebaueten Lande, dem feuchten Schatten entzogen, schwinden sie traurig dahin; Seele und Mut ist in ihren Wäldern geblieben. Man lese z. B. die rührende Geschichte der einsamen blühenden Familie, die

Dobritzhofer¹³³ aus ihrer Wildnis zog: Mutter und Tochter starben bald dahin, und beide riefen in Träumen ihren zurückgebliebenen Sohn und Bruder so lange nach sich, bis er ohne Weh und Krankheit die Augen zuschloß. Nur dadurch wird es begreiflich, wie Nationen, die erst tapfer, munter, herzhafte waren, in kurzer Zeit so weich werden konnten, wie sie die Jesuiten in Paraguay und die Reisenden in Peru schildern, eine Weichheit, die dem Lesenden Schmerz erregt. Für die Folge der Jahrhunderte mag diese Überstreuung der Natur an einigen Orten ihre guten Wirkungen haben¹³⁴, ob ich gleich, wenn sie allenthalben möglich wäre, auch hieran zweifle; für die ersten Geschlechter aber, sowohl der Kultivatoren als der Kultivierten, scheint dieses nicht also; denn die Natur ist allenthalben ein lebendiges Ganze und will sanft befolgt und gebessert, nicht aber gewaltsam beherrscht sein. Aus allen Wilden, die man plötzlich ins Gedräng der Hauptstädte Europas brachte, ist nichts worden: von dem glänzenden Turmknopf, auf den man sie setzte, sehnten sie sich wieder in ihre Ebne und kamen meistens ungeschickt und verderbet zu ihrer alten, ihnen nun auch ungenießbaren Lebensweise wieder. Ein gleiches ist's mit der gewaltsamen Umbildung der wilden Klimate durch europäische Hände.

O Söhne des Dädalus, ihr Kreisel des Schicksals auf der Erde, wie viele Gaben waren in eurer Hand,

auf menschliche und schonende Art den Völkern Glück zu erzeugen, und wie hat eine stolze, trotzig Gewinnsucht euch fast allenthalben auf einen so andern Weg gelenket! Alle Ankömmlinge fremder Länder, die sich mit den Eingebornen zu nationalisieren wußten, genossen nicht nur ihre Liebe und Freundschaft, sondern fanden am Ende auch, daß die klimatische Lebensart derselben so gar unrecht nicht sei; aber wie wenige gab es solcher! Wie selten verdiente ein Europäer den Lobspruch der Eingebornen: »Er ist ein vernünftiger Mensch, wie wir sind!« Und ob sich die Natur an jedem Frevel, den man ihr antut, nicht räche? Wo sind die Eroberungen, die Handlungspätze und Invasionen voriger Zeiten, sobald das ungleichartige Volk ins entfernte, fremde Land nur raubend oder verwüstend streifte? Verwehet oder weggezehrt hat sie der stille Hauch des Klima, und dem Eingebornen ward es leicht, dem wurzellosen Baum den letzten Druck zu geben. Dagegen das stille Gewächs, das sich den Gesetzen der Natur bequemte, nicht nur selbst fortdauert, sondern auch die Samenkörner der Kultur auf einer neuen Erde wohltätig fortbreitet. Das folgende Jahrtausend mag es entscheiden, was unser Genius andern Klimaten, was andre Klimate unserm Genius genutzt oder geschadet haben.

Achtes Buch

Wie einem, der von den Wellen des Meers eine Schiffahrt in die Luft tun soll, so ist mir, da ich jetzt nach den Bildungen und Naturkräften der Menschheit auf ihren Geist komme und die veränderlichen Eigenschaften desselben auf unserm weiten Erdrunde aus fremden, mangelhaften und zum Teil unsichern Nachrichten zu erforschen wage. Der Metaphysiker hat es hier leichter. Er setzt einen Begriff der Seele fest und entwickelt aus ihm, was sich entwickeln läßt, wo und in welchen Zuständen es sich auch finde. Dem Philosophen der Geschichte kann keine Abstraktion, sondern Geschichte allein zum Grunde liegen, und er läuft Gefahr, trügliche Resultate zu ziehen, wenn er die zahllosen Fakta nicht wenigstens in einiger Allgemeinheit verbindet. Indessen versuche ich den Weg und kreuze, statt des überfliegenden Schiffes, lieber an den Küsten, d. h., ich halte mich an gewisse oder für gewiß geachtete Fakta, von denen ich meine Mutmaßungen sondre, und überlasse es Glücklichen, sie besser zu ordnen und zu gebrauchen.

I

Die Sinnlichkeit unsres Geschlechts verändert sich mit Bildungen und Klimaten; überall aber ist ein menschlicher Gebrauch der Sinne das, was zur Humanität führet

Alle Nationen, die kranken Albinos etwa ausgenommen, haben ihre fünf oder sechs menschliche Sinne; die Unfühlbaren des Diodorus oder die taub- und stummen Völker sind in der neuern Menschengeschichte eine Fabel. Indes, wer auf die Verschiedenheit der äußern Empfindungen auch nur unter uns acht hat und sodenn an die zahllose Menge denkt, die in allen Klimaten der Erde lebet, der wird sich hiebei wie vor einem Weltmeer finden, auf dem sich Wogen in Wogen verlieren. Jeder Mensch hat ein eignes Maß, gleichsam eine eigne Stimmung aller sinnlichen Gefühle zueinander, so daß bei außerordentlichen Fällen oft die wunderbarsten Äußerungen zum Vorschein kommen, wie einem Menschen bei dieser oder bei jener Sache sei. Ärzte und Philosophen haben daher schon ganze Sammlungen von eigentümlich sonderbaren Empfindungen, d. i. Idiosynkrasien, gegeben, die oft so seltsam als unerklärlich sind. Meistens merken wir auf solche nur in Krankheiten und

ungewöhnlichen Zufällen; im täglichen Leben bemerken wir sie nicht. Die Sprache hat auch keinen Ausdruck für sie, weil jeder Mensch doch nur nach seiner Empfindung spricht und versteht, verschiedenen Organisationen also ein gemeinschaftliches Maß ihrer verschiedenen Gefühle fehlet. Selbst bei dem klärsten Sinn, dem Gesicht, äußern sich diese Verschiedenheiten nicht nur in der Nähe und Ferne, sondern auch in der Gestalt und Farbe der Dinge; daher manche Maler mit ihren so eigentümlichen Umrissen und fast jeder derselben in seinem Ton der Farben malet. Zur Philosophie der Menschengeschichte gehöret's nicht, diesen Ozean auszuschöpfen, sondern durch einige auffallende Verschiedenheiten auf die feinem aufmerksam zu machen, die um uns liegen.

Der allgemeinste und notwendigste Sinn ist das Gefühl: er ist die Grundlage der andern und bei dem Menschen einer seiner größten organischen Vorzüge.¹³⁵ Er hat uns Bequemlichkeit, Erfindungen und Künste geschenkt und trägt zur Beschaffenheit unserer Ideen vielleicht mehr bei, als wir vermuten. Aber wie sehr ist dies Organ auch unter den Menschen verschieden, nachdem es die Lebensart, das Klima, die Anwendung und Übung, endlich die genetische Reizbarkeit des Körpers selbst modifizieret. Einigen amerikanischen Völkern z. B. wird eine Unreizbarkeit der Haut zugeschrieben, die sich sogar bei Weibern und

in den schmerzhaftesten Operationen merkbar machen soll¹³⁶; wenn das Faktum wahr ist, dünkt mich's sehr erklärlich, sowohl aus Veranlassungen des Körpers als der Seele. Seit Jahrhunderten nämlich boten viele Nationen dieses Weltteils ihren nackten Leib der scharfen Luft und den scharfstechenden Insekten dar und salbten ihn gegen diese zum Teil mit scharfen Salben; auch das Haar nahmen sie sich, das die Weiche der Haut mit befördert. Ein schärferes Mehl, laugenhafte Wurzeln und Kräuter waren ihre Speise, und es ist bekannt, in welcher genauen Übereinstimmung die verdauenden Werkzeuge mit der fühlenden Haut stehen; daher in manchen Krankheiten dieser Sinn völlig schwindet. Selbst ihr unmäßiger Genuß der Speisen, nach dem sie ebensowohl den entsetzlichsten Hunger ertragen, scheint von dieser Unempfindlichkeit zu zeugen, die auch ein Symptom vieler ihrer Krankheiten ist¹³⁷ und also zum Wohl und Weh ihres Klima gehöret. Die Natur hat sie mit derselben allmählich gegen Übel gewappnet, die sie mit einer größern Empfindlichkeit nicht ertragen könnten, und ihre Kunst ging der Natur nach. Qualen und Schmerzen leidet der Nordamerikaner mit einer heroischen Unfühlbarkeit aus Grundsätzen der Ehre; er ist von Jugend auf dazu gebildet worden, und die Weiber geben den Männern hierin nichts nach. Stoische Apathie also auch in körperlichen Schmerzen ward ihnen

zur Naturgewohnheit, und ihr milderer Reiz zur Wohllust, bei übrigens muntern Naturkräften, selbst jene entschlafne Fühllosigkeit, die manche unterjochte Nationen wie in einen wachenden Traum versenkte, scheinen aus dieser Ursache zu folgen. Unmenschen also sind's, die einen Mangel, den die Natur ihren Kindern zum lindernden Trost gab, aus noch größerem Mangel menschlicher Empfindungen teils mißbrauchten, teils schmerzhaft erprobten.

Daß ein Übermaß an Hitze und Kälte das äußere Gefühl versenke oder stumpfe, ist aus Erfahrungen bewiesen. Völker, die auf dem Sande mit bloßen Füßen gehen, bekommen eine Sohle, die das Beschlagen des Eisens erträgt, und man hat Beispiele, daß einige zwanzig Minuten auf glühenden Kohlen aushielten. Ätzende Gifte konnten die Haut verwandeln, daß man die Hand in geschmolzenes Blei eintauchen lernte, und die starrende Kälte sowie der Zorn und andre Gemütsbewegungen tragen auch zur Abstumpfung des Gefühls bei.¹³⁸ Die zarteste Empfindlichkeit dagegen scheint in Erdstrichen und bei einer Lebensweise zu sein, die die sanfteste Spannung der Haut und eine gleichsam melodische Ausbreitung der Nerven des Gefühls fördert. Der Ostindier ist vielleicht das feinste Geschöpf im Genuß sinnlicher Organe. Seine Zunge, die nie mit dem Geschmack gegorner Getränke oder scharfer Speisen entnervt worden, schmeckt den

geringsten Nebengeschmack des reinen Wassers, und sein Finger arbeitet nachahmend die niedlichsten Werke, bei denen man das Vorbild vom Nachbilde nicht zu unterscheiden weiß. Heiter und ruhig ist seine Seele, ein zarter Nachklang der Gefühle, die ihn ringsum nur sanft bewegen. So spielen die Wellen um den Schwan; so säuseln die Lüfte um das durchsichtige junge Laub des Frühlings. -

Außer dem warmen und sanften Himmelsstrich trägt nichts so sehr zu diesem erhöhten Gefühl bei als Reinheit, Mäßigkeit und Bewegung: drei Tugenden des Lebens, in denen viele Nationen, die wir ungesittet nennen, uns übertreffen und die insonderheit den Völkern schöner Erdstriche eigen zu sein scheinen. Die Reinigkeit des Mundes, das öftere Baden, Liebe zur Bewegung in freier Luft, selbst das gesunde und wohllüstige Reiben und Dehnen des Körpers, das den Römern so bekannt war, als es unter Indiern, Persern und manchen Tataren weit umher noch gewöhnlich ist, befördert den Umlauf der Säfte und erhält den elastischen Ton der Glieder. Die Völker der reichsten Erdstriche leben mäßig; sie haben keinen Begriff, daß ein widernatürliches Reizen der Nerven und eine tägliche Verschlemmung der Säfte das Vergnügen sein könne, dazu ein Mensch erschaffen worden; die Stämme der Brahminen haben in Ihren Vätern von Anfange der Welt her weder Fleisch noch Wein gekostet.

Da es nun bei Tieren sichtbar ist, was diese Lebensmittel aufs ganze Empfindungssystem für Macht haben wieviel stärker muß diese Macht bei der feinsten Blume aller Organisationen, der Menschheit, wirken. Mäßigkeit des sinnlichen Genusses ist ohne Zweifel eine kräftigere Methode zur Philosophie der Humanität als tausend gelernte künstliche Abstraktionen. Alle grobfühlenden Völker in einem wilden Zustande oder harten Klima leben gefräßig, weil sie nachher oft hungern müssen; sie essen auch meistens, was ihnen vorkommt. Völker von feinerem Sinn lieben auch feinere Vergnügen. Ihre Mahlzeiten sind einfach, und sie genießen täglich dieselben Speisen; dafür aber wählen sie wohllüstige Salben, feine Gerüche, Pracht, Bequemlichkeit, und vor allem ist ihre Blume des Vergnügens die sinnliche Liebe. Wenn bloß von Feinheit des Organs die Rede sein soll, so ist kein Zweifel, wohin sich der Vorzug neige; denn kein gesitteter Europäer wird zwischen dem Fett- und Tranmahle des Grönländers und den Spezereien des Indiers wählen. Indessen wäre die Frage, wem wir, trotz unsrer Kultur in Worten, dem größten Teil nach näher sein möchten, ob jenem oder diesem? Der Indier setzt seine Glückseligkeit in leidenschaftlose Ruhe, in einen unzerstörbaren Genuß der Heiterkeit und Freude; er atmet Wohllust; er schwimmt in einem Meer süßer Träume und erquickender Gerüche;

unsere Üppigkeit hingegen, um deren willen wir alle Weltteile beunruhigen und berauben, was will, was sucht sie? Neue und scharfe Gewürze für eine gestumpfte Zunge, fremde Früchte und Speisen, die wir in einem überfüllenden Gemisch oft nicht einmal kosten, berauschende Getränke, die uns Ruhe und Geist rauben; was nur erdacht werden kann, unsre Natur aufregend zu zerstören, ist das tägliche große Ziel unsres Lebens. Dadurch unterscheiden sich Stände; dadurch beglücken sich Nationen. - Beglücken?

Weshalb hungert der Arme und muß bei stumpfen Sinnen in Mühe und Schweiß das elendeste Leben führen? Damit seine Großen und Reichen ohne Geschmack und vielleicht zu ewiger Nahrung ihrer Brutalität täglich auf feinere Art ihre Sinne stumpfen.

»Der Europäer ißt alles«, sagt der Indier, und sein feinerer Geruch hat schon vor den Ausdünstungen desselben einen Abscheu. Er kann ihn nach seinen Begriffen nicht anders als in die verworfne Kaste klassifizieren, der, zur tiefsten Verachtung, alles zu essen erlaubt ward. Auch in vielen Ländern der Mahomedaner heißen die Europäer, und nicht bloß aus Religionshaß, unreine Tiere.

Schwerlich hat uns die Natur die Zunge gegeben, daß einige Wäzchen auf ihr das Ziel unsres mühseligen Lebens oder gar des Jammers anderer Unglücklichen würden. Sie überkleidete sie mit einem Gefühl

des Wohlgeschmacks, teils damit sie uns die Pflicht, den wütenden Hunger zu stillen, versüßte und uns mit gefälligeren Banden zur beschwerlichen Arbeit zöge, teils aber auch sollte das Gefühl dieses Organs der prüfende Wächter unsrer Gesundheit werden, und den haben an ihm alle üppige Nationen längst verloren. Das Vieh kennet, was ihm gesund ist, und wählt mit scheuer Vorsicht seine Kräuter: das Giftige und Schädliche berührt es nicht und täuscht sich selten. Menschen, die unter den Tieren lebten, konnten die Nahrungsmittel wie sie unterscheiden; sie verloren dies Kriterium unter den Menschen, wie jene Indier ihren reinern Geruch verloren, da sie ihre einfachen Speisen aufgaben. Völker, die in gesunder Freiheit leben, haben noch viel von diesem sinnlichen Führer. Nie oder selten irren sie sich an Früchten ihres Landes; ja durch den Geruch spürt der Nordamerikaner sogar seine Feinde aus, und der Antille unterscheidet durch ihn die Fußtritte verschiedner Nationen. So können selbst die sinnlichsten, tierartigen Kräfte des Menschen wachsen, nachdem sie gebauet und geübt werden; der beste Anbau derselben indessen ist Proportion ihrer aller zu einer wahrhaft menschlichen Lebensweise, daß keine herrsche und sich keine verliere. Dies Verhältnis ändert sich mit jedem Lande und Klima. Der Anwohner heißer Gegenden ißt mit wildem Geschmack für uns höchst ekelhafte Speisen;

denn seine Natur fodert sie als Arzneien, als rettende Wohltat.¹³⁹

Gesicht und Gehör endlich sind die edelsten Sinne, zu denen der Mensch schon seiner organischen Anlage nach vorzüglich geschaffen worden; denn bei ihm sind die Werkzeuge dieser Sinne vor allen Tieren kunstreich ausgebildet. Zu welcher Schärfe haben manche Nationen Auge und Ohr gebracht! Der Kalmucke sieht Rauch, wo ihn kein europäisches Auge gewahr wird; der scheue Araber horcht weit umher in seiner stillen Wüste. Wenn nun mit dem Gebrauch dieser scharfen und feinen Sinne sich zugleich eine ungestörte Aufmerksamkeit verbindet, so zeigen es abermals viele Völker, wie weit es auch im kleinsten Werk der Geübte vor dem Ungeübten zu bringen vermöge Die jagenden Völker kennen jeden Strauch und Baum ihres Landes: die Nordamerikaner verirren sich nie in ihren Wäldern, Hunderte von Meilen suchen sie ihren Feind auf und finden ihre Hütten wieder. Die gesitteten Quaranier, erzählt Dobritzhofer, machen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit alles nach, was man ihnen an feiner, künstlicher Arbeit vorlegt; aber nach dem Gehör, aus beschreibenden Worten können sie sich wenig denken und nichts erfinden: eine natürliche Folge ihrer Erziehung, in der die Seele nicht durch Worte, sondern durch gegenwärtige, anschauliche Dinge gebildet wurde, da

wortgelehrte Menschen oft so viel gehört haben, daß sie, was vor ihnen ist, nicht mehr zu sehen vermögen. Die Seele des freien Natursohnes ist gleichsam zwischen Auge und Ohr geteilet; er kennt mit Genauigkeit die Gegenstände, die er sah; er erzählt mit Genauigkeit die Sagen, die er horte. Seine Zunge stammelt nicht, so wie sein Pfeil nicht irret; denn wie sollte seine Seele bei dem, was sie genau sah und hörte, irren und stammeln?

Gute Anlage der Natur für ein Wesen, bei dem die erste Sprosse seines Wohlgenusses und Verstandes doch nur aus sinnlichen Empfindungen keimet. Ist unser Körper gesund, sind unsre Sinne geübt und wohlgeordnet, so ist die Grundlage zu einer Heiterkeit und innern Freude gelegt, deren Verlust die spekulierende Vernunft mit Mühe kaum zu ersetzen weiß. Das Fundament der sinnlichen Glückseligkeit des Menschen ist allenthalben, daß er da lebe, wo er lebt; daß er genieße, was ihm vorliegt, und sich, sowenig es sein kann, mit zurück- oder vorwärtsblickenden Sorgen teile. Erhält er sich auf diesem Mittelpunkt fest, so ist er ganz und kräftig; irret er aber, wenn er allein an das Jetzt denken und dasselbe genießen soll, mit seinen Gedanken umher: o wie zerreiβet er sich und wird schwach und lebt oft mühseliger als die zu ihrem Glück enge-beschränkten Tiere. Das Auge des unbefangenen Naturmenschen blickt auf die Natur und

erquickt sich, ohne es zu wissen, schon an ihrem Gewande, oder es arbeitet in seinem Geschäft, und indem es die Abwechselung der Jahreszeiten genießt, altert es kaum im höchsten Alter. Unzerstreuet von Halbgedanken und unverwirrt von schriftlichen Zügen, höret das Ohr ganz, was es höret; es trinkt die Rede in sich, die, wenn sie auf bestimmte Gegenstände weist, die Seele mehr als eine Reihe tauber Abstraktionen befriedigt. So lebet, so stirbt der Wilde, satt, aber nicht überdrüssig der einfachen Vergnügen, die ihm seine Sinne gaben.

Aber noch ein wohltätiges Geschenk verlieh die Natur Unserm Geschlecht, da sie auch den gedankendürftigsten Gliedern desselben die erste Sprosse der feinern Sinnlichkeit, die erquickende Tonkunst, nicht versagte. Ehe das Kind sprechen kann, ist es des Gesanges oder wenigstens der ihm zutönenden Reize desselben fähig; auch unter den ungebildeten Völkern ist also auch Musik die erste schöne Kunst, die ihre Seele bewegt. Das Gemälde der Natur fürs Auge ist so mannigfaltig abwechselnd und groß, daß der nachahmende Geschmack lange umhertappen und sich an der Barbarei des Ungeheuern, des Auffallenden versuchen muß, ehe er richtige Proportionen lernet. Aber die Tonkunst, wie einfach und rohe sie sei, sie spricht zu allen menschlichen Herzen und ist nebst dem Tanz das allgemeine Freudenfest der Natur auf der Erde.

Schade nur, daß aus zu zärtlichem Geschmack die meisten Reisenden uns diese kindlichen Töne fremder Völker versagen. So unbrauchbar sie dem Tonkünstler sein mögen, so unterrichtend sind sie für den Forscher der Menschheit; denn die Musik einer Nation, auch in ihren unvollkommensten Gängen und Lieblingstönen, zeigt den innern Charakter derselben, d. i. die eigentliche Stimmung ihres empfindenden Organs, tiefer und wahrer, als ihn die längste Beschreibung äußerer Zufälligkeiten zu schildern vermöchte. -

Je mehr ich übrigens der ganzen Sinnlichkeit des Menschen in seinen mancherlei Gegenden und Lebensarten nachspüre, desto mehr finde ich, daß die Natur sich allenthalben als eine gütige Mutter bewiesen habe. Wo ein Organ weniger befriedigt werden konnte, reizte sie es auch minder und läßt Jahrtausende hindurch es milde schlummern. Wo sie die Werkzeuge verfeinte und öffnete, hat sie auch Mittel umhergelegt, sie bis zur Befriedigung zu vergnügen, so daß die ganze Erde mit jeder zurückgehaltenen oder sich entfaltenden Organisation der Menschheit ihr wie ein harmonisches Saitenspiel zutönet, in dem alle Töne versucht sind oder werden versucht werden. -

II

Die Einbildungskraft der Menschen ist allenthalben organisch und klimatisch; allenthalben aber wird sie von der Tradition geleitet

Von einer Sache, die außer dem Kreise unsrer Empfindung liegt, haben wir keinen Begriff; die Geschichte jenes Siamer-Königes, der Eis und Schnee für Undinge ansah, ist in tausend Fällen unsre eigne Geschichte. Jedes eingeborne sinnliche Volk hat sich also mit seinen Begriffen auch in seine Gegend umschränkt; wenn es tut, als ob es Worte verstehe, die ihm von ganz fremden Dingen gesagt werden, so hat man lange Zeit Ursache, an diesem innern Verständnis zu zweifeln.

»Die Grönländer haben es gern«, sagt der ehrliche Cranz¹⁴⁰, »wenn man ihnen etwas von Europa erzählt; sie könnten aber davon nichts begreifen, wenn man es ihnen nicht gleichnisweise deutlich machte. Die Stadt oder das Land z. E. hat so viel Einwohner, daß viele Walfische auf *einen* Tag kaum zur Nahrung hinreichen würden; man ißt aber keine Walfische, sondern Brot, das wie Gras aus der Erde wächst, auch das Fleisch der Tiere, die Hörner haben, und läßt sich durch große, starke Tiere auf ihrem Rücken tragen

oder auf einem hölzernen Gestell ziehen. Da nennen sie denn das Brot Gras, die Ochsen Renntiere und die Pferde große Hunde, bewundern alles und bezeigen Lust, in einem so schönen, fruchtbaren Lande zu wohnen, bis sie hören, daß es da oft donnert und keine Seehunde gibt. - Sie hören auch gern von Gott und göttlichen Dingen, solange man ihnen ihre abergläubischen Fabeln auch gelten läßt.« Wir wollen nach ebendiesem Cranz¹⁴¹ einen kleinen Katechismus ihrer theologischen Naturlehre machen, wie sie auch bei europäischen Fragen nicht anders als in ihrem Gesichtskreise antworten und denken.

Frage: Wer hat wohl Himmel und Erde und alles, was ihr seht, geschaffen?

Antwort: Das wissen wir nicht. Den Mann kennen wir nicht. Es muß ein sehr mächtiger Mann sein. Oder es ist wohl immer so gewesen und wird so bleiben.

Frage: Habet ihr auch eine Seele?

Antwort: O ja. Sie kann ab- und zunehmen; unsre Angekoks können sie flicken und reparieren; wenn man sie verloren hat, bringen sie sie wieder, und eine kranke können sie mit einer frischen gesunden Seele von einem Hasen, Renntier, Vogel oder jungen Kinde verwechseln Wenn wir auf eine weite Reise gegangen sind, so ist oft unsre Seele zu Hause In der Nacht im Schlaf wandert sie aus dem Leibe; sie geht auf die Jagd, zum Tanz, zum Besuch, und der Leib liegt

gesund da. -

Frage: Wo bleibt sie denn im Tode?

Antwort: Da geht sie an den glückseligen Ort in der Tiefe des Meers. Dasselbst wohnt *Torngarsuk* und seine Mutter; da ist ein beständiger Sommer, schöner Sonnenschein und keine Nacht. Auch gutes Wasser ist da und ein Überfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Renntieren, die man alle ohne Mühe fangen kann oder die man gar schon in einem großen Kessel kochend findet.

Frage: Und kommen alle Menschen dahin?

Antwort: Dahin kommen nur die guten Leute, die zur Arbeit getaugt, die große Taten getan, viel Walfische und Seehunde gefangen, viel ausgestanden haben oder gar im Meer ertrunken, über der Geburt gestorben sind u. f.

Frage: Wie kommen diese dahin?

Antwort: Nicht leicht. Man muß fünf Tage lang oder länger an einem rauhen Felsen, der schon ganz blutig ist, herunterklettern.

Frage: Sehet ihr aber nicht jene schönen himmlischen Körper? Sollte der Ort unsrer Zukunft nicht vielmehr dort sein?

Antwort: Auch dort ist er, im obersten Himmel, hoch über dem Regenbogen, und die Fahrt dahin ist so leicht und hurtig, daß die Seele noch selbigen Abend bei dem Mond, der ein Grönländer gewesen, in

seinem Hause ausruhen und mit den übrigen Seelen Ball spielen und tanzen kann. Dieser Tanz, dieses Ballspiel der Seelen ist jenes Nordlicht.

Frage: Und was tun sie sonst oben?

Antwort: Sie wohnen in Zelten um einen großen See, in welchem Fische und Vögel die Menge sind. Wenn dieser See überfließt, so regnet's auf der Erde; sollten einmal seine Dämme durchbrechen, so gäbe es eine allgemeine Sündflut. - Überhaupt aber kommen nur die Untauglichen, Faulen in den Himmel; die Fleißigen gehen zum Grunde der See. Jene Seelen müssen oft hungern, sind mager und kraftlos, können auch wegen der schnellen Umdrehung des Himmels gar keine Ruhe haben. Böse Leute und Hexen kommen dahin; sie werden von Raben geplagt, die sie nicht von den Haaren abhalten können u. f.

Frage: Wie glaubet ihr, daß das menschliche Geschlecht entstanden sei?

Antwort: Der erste Mensch, *Kallak*, kam aus der Erde und bald hernach die Frau aus seinem Daumen. Einmal gebar eine Grönländerin, und sie gebar *Kab-lunät*, d. i. die Ausländer und Hunde; daher sind jene wie diese geil und fruchtbar.

Frage: Und wird die Welt ewig dauern?

Antwort: Einmal ist sie schon umgeküpft, und alle Menschen sind ertrunken. Der einige Mann, der sich rettete, schlug mit dem Stock auf die Erde; da kam ein

Weib hervor, und beide bevölkerten die Erde wieder. Jetzt ruht sie noch auf ihren Stützen, die aber schon vor Alter so morsch sind, daß sie oft krachen; daher sie längst eingefallen wäre, wenn unsre Angekoks nicht immer daran flickten.

Frage: Was haltet ihr aber von jenen schönen Sternen?

Antwort: Sie sind alle ehemals Grönländer oder Tiere gewesen, die durch besondere Zufälle dahin aufgefahren sind und nach Verschiedenheit ihrer Speise blaß oder rot glänzen. Jene, die sich begegnen, sind zwei Weiber, die einander besuchen, dieser schiebende Stern ist eine zum Besuch reisende Seele. Dies große Gestirn (der Bär) ist ein Renntier; jene Siebensterne sind Hunde, die einen Bären hetzen; jene (Orions Gürtel) sind Verwilderte, die vom Seehundfang nicht nach Hause finden konnten und unter die Sterne kamen. Mond und Sonne sind zwei leibliche Geschwister. Malina, die Schwester, wurde von ihrem Bruder im Finstern verfolgt; sie wollte sich mit der Flucht retten, fuhr in die Höhe und ward zur Sonne. Anninga fuhr ihr nach und ward zum Monde; noch immer läuft der Mond um die jungfräuliche Sonne umher, in Hoffnung, sie zu haschen, aber vergebens. Müde und abgezehrt (beim letzten Viertel) fährt er auf den Seehundfang, bleibt einige Tage aus und kommt so fett wieder, wie wir ihn im Vollmond

sehen. Er freut sich, wenn Weiber sterben, und die Sonne hat ihre Lust an der Männer Tode. -

Niemand würde mir's danken, wenn ich fortführe, die Phantasien mehrerer Völker also zu zeichnen. Fände sich jemand, der dies Reich der Einbildungen, den wahren Limbus der Eitelkeit, der unsre Erde umgibt, zu durchreisen Lust hätte, so wünschte ich ihm den ruhigen Bemerkungsgeist, der zuerst frei von allen Hypothesen der Übereinstimmung und Abstammung, allenthalben nur wie auf seinem Ort wäre und auch jede Torheit seiner Mitbrüder lehrreich zu machen wüßte. Was ich auszuzeichnen habe, sind einige allgemeine Wahrnehmungen aus diesem lebendigen Schattenreich phantasierender Völker.

1. *Überall charakterisieren sich in ihm Klimate und Nationen.* Man halte die grönländische mit der indischen, die lappländische mit der japanischen, die peruanische mit der Negermythologie zusammen: eine völlige Geographie der dichtenden Seele. Der Brahmine würde sich kaum ein Bild denken können, wenn man ihm die Voluspa der Isländer vorläse und erklärte; der Isländer fände beim Wedam sich ebenso fremde. Jeder Nation ist ihre Vorstellungsart um so tiefer eingeprägt, weil sie ihr eigen, mit ihrem Himmel und ihrer Erde verwandt, aus ihrer Lebensart entsprossen, von Vätern und Urvätern auf sie vererbt ist. Wobei ein Fremder am meisten staunt, glauben sie am

deutlichsten zu begreifen; wobei er lacht, sind sie höchst ernsthaft. Die Indier sagen, daß das Schicksal des Menschen in sein Gehirn geschrieben sei, dessen feine Striche die unlesbaren Lettern aus dem Buch des Verhängnisses darstellten; oft sind die willkürlichsten Nationalbegriffe und Meinungen solche Hirngemälde, eingewebte Züge der Phantasie vom festesten Zusammenhange mit Leib und Seele.

2. Woher dieses? Hat jeder einzelne dieser Menschenherden sich seine Mythologie erfunden, daß er sie etwa wie sein Eigentum liebe? Mitnichten. Er hat nichts in ihr erfunden: er hat sie geerbt. Hätte er sie durch eignes Nachdenken zuwege gebracht, so könnte er auch durch eignes Nachdenken vom Schlechtern zum Bessern geführt werden; das ist aber hier der Fall nicht. Als Dobritzhofer¹⁴² es einer ganzen Schar tapfrer und kluger Abiponer vorstellte, wie lächerlich sie sich vor den Drohungen eines Zauberers, der sich in einen Tiger verwandeln wollte und dessen Klauen sie schon an sich zu fühlen meinten, entsetzten: »Ihr erlegt«, sprach er zu ihnen, »täglich im Felde wahre Tiger, ohne euch darüber zu entsetzen; warum erblasset ihr so feige über einen eingebildeten, der nicht da ist?« - »Ihr Väter«, sprach ein tapfrer Abipone, »habt von unsern Sachen noch keine echten Begriffe. Die Tiger auf dem Felde fürchten wir nicht, weil wir sie sehen; da erlegen wir sie ohne Mühe. Die künstlichen

Tiger aber setzen uns in Angst, eben weil wir sie nicht sehen und also auch nicht zu töten vermögen.«
Mich dünkt, hier liegt der Knoten. Wären uns alle Begriffe so klar wie Begriffe des Auges; hätten wir keine andern Einbildungen, als die wir von Gegenständen des Gesichts abgezogen hätten und mit ihnen vergleichen könnten: so wäre die Quelle des Betruges und Irrtums, wo nicht verstopft, so doch wenigstens bald erkennbar. Nun aber sind die meisten Phantasien der Völker Töchter des Ohrs und der Erzählung. Neugierig horchte das unwissende Kind den Sagen, die, wie Milch der Mutter, wie ein festlicher Wein des väterlichen Geschlechts, in seine Seele flossen und sie nährten. Sie schienen ihm, was es sah, zu erklären: dem Jünglinge gaben sie Bericht von der Lebensart seines Stammes und von seiner Väter Ehre; sie weihten den Mann national und klimatisch in seinen Beruf ein, und so wurden sie auch untrennbar von seinem ganzen Leben. Der Grönländer und Tunguse sieht lebenslang nun wirklich, was er in seiner Kindheit eigentlich nur reden hörte, und so glaubt er's als eine gesehene Wahrheit. Daher die schreckhaften Gebräuche so vieler der entferntesten Völker bei Mond- und Sonnenfinsternissen; daher ihr fürchterlicher Glaube an die Geister der Luft, des Meers und aller Elemente. Wo irgend Bewegung in der Natur ist, wo eine Sache zu leben scheint und sich verändert, ohne daß das Auge

die Gesetze der Veränderung wahrnimmt, da höret das Ohr Stimmen und Rede, die ihm das Rätsel des Gesehenen durchs Nichtgesehene erklären; die Einbildungskraft wird gespannt und auf ihre Weise, d. i. durch Einbildungen, befriedigt. Überhaupt ist das Ohr der furchtsamste, der scheueste aller Sinne; es empfindet lebhaft, aber nur dunkel; es kann nicht zusammenhalten, nicht bis zur Klarheit vergleichen: denn seine Gegenstände gehn im betäubenden Strom vorüber. Bestimmt, die Seele zu wecken, kann es ohne Beihülfe der andern Sinne, insonderheit des Auges, sie selten bis zur deutlichen Gnugtuung belehren.

3. Man siehet daher, *bei welchen Völkern die Einbildungskraft am stärksten gespannt sein müsse*. Bei solchen nämlich, die die Einsamkeit lieben, die wilde Gegenden der Natur, die Wüste, ein felsichtes Land, die sturmreiche Küste des Meers, den Fuß feuerspeiender Berge oder andre wunder- und bewegungvolle Erdstriche bewohnen. Von den ältesten Zeiten an ist die Arabische Wüste eine Mutter hoher Einbildungen gewesen, und die solchen nachhingen, waren meistens einsame, staunende Menschen. In der Einsamkeit empfing Mahomed seinen Koran; seine erregte Phantasie verzückte ihn in den Himmel und zeigte ihm alle Engel, Seligen und Welten; nie ist seine Seele entflammter, als wenn sie den Blitz der einsamen Nacht, den Tag der großen Wiedervergeltung und andre

unermeßliche Gegenstände malet. Wo und wie weit hat sich nicht der Aberglaube der Schamanen verbreitet? Von Grönland und dem dreifachen Lappland an über die ganze nächtliche Küste des Eismees tief in die Tatarei hinab, nach Amerika hin und fast durch diesen ganzen Weltteil. Überall erscheinen Zauberer, und allenthalben sind Schreckbilder der Natur die Welt, in der sie leben. Mehr als drei Vierteile der Erde sind also dieses Glaubens; denn auch in Europa hangen die meisten Nationen finnischen und slawischen Ursprunges noch an den Zaubereien des Naturdienstes, und der Aberglaube der Neger ist nichts als ein nach ihrem Genius und Klima gestalteter Schamanismus. In den Ländern der asiatischen Kultur ist dieser zwar von positiven künstlichen Religionen und Staatseinrichtungen verdrängt worden; er läßt sich aber blicken, wo er sich blicken lassen darf, in der Einsamkeit und beim Pöbel, bis er auf einigen Inseln des Südmeers wieder in großer Macht herrschet. Der Dienst der Natur hat also die Erde umzogen, und die Phantasien desselben halten sich an jeden klimatischen Gegenstand der Übermacht und des Schreckens, an den die menschliche Notdurft grenzet. In ältern Zeiten war er der Gottesdienst beinah aller Völker der Erde.

4. *Daß die Lebensart und der Genius jedes Volks hiebei mächtig einwirke, bedarf fast keiner*

Erwähnung. Der Schäfer siehet die Natur mit andern Augen an als der Fischer und Jäger, und in jedem Erdstrich sind auch diese Gewerbe wiederum, wie die Charaktere der Nationen, verschieden. Mich wunderte, z. B. in der Mythologie der so nördlichen Kamtschadalen eine freche Lüsterheit zu bemerken, die man eher bei einer südlichen Nation suchen sollte; ihr Klima indessen und ihr genetischer Charakter geben auch über diese Anomalie Aufschluß.¹⁴³ Ihr kaltes Land hat feuerspeiende Berge und heiße Quellen: starrende Kälte und kochende Glut sind im Streit daselbst; ihre lüsterne Sitten wie ihre grobe mythologische Possen sind ein natürliches Produkt von beiden. Ein gleiches ist's mit jenen Märchen der schwatzhaften, brausenden Neger, die weder Anfang noch Ende haben¹⁴⁴; ein gleiches mit der zusammengedrückten, festen Mythologie der Nordamerikaner¹⁴⁵, ein gleiches mit der Blumenphantasie der Indier¹⁴⁶, die, wie sie selbst, die wohlüstige Ruhe des Paradieses hauchet. Ihre Götter baden in Milch- und Zuckerseen; ihre Göttinnen wohnen auf kühlenden Teichen im Kelch süßduftender Blumen. Kurz, die Mythologie jedes Volks ist ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit ob es, seinem Klima und Genius nach, mehr Gutes oder Übel in derselben fand und wie es sich etwa das eine durch das andre zu erklären suchte. Auch in den wildesten Strichen also

und in den mißratensten Zügen ist sie ein philosophischer Versuch der menschlichen Seele, die, ehe sie aufwacht, träumt und gern in ihrer Kindheit bleibt.

5. Gewöhnlich siehet man die Angekoks, die Zauberer, Magier, Schamanen und Priester als die Urheber dieser Verblendungen des Volks an und glaubt, alles erklärt zu haben, wenn man sie Betrüger nennet. An den meisten Orten sind sie es freilich; nie aber vergesse man, daß sie selbst Volk sind und also auch Betrogene älterer Sagen waren. In der Masse der Einbildungen ihres Stammes wurden sie erzeugt und erzogen; ihre Weihung geschah durch Fasten, Einsamkeit, Anstrengung der Phantasie, durch Abmattung des Leibes und der Seele; daher niemand ein Zauberer ward, bis ihm sein Geist erschien, und also in seiner Seele zuerst das Werk vollendet war, das er nachher lebenslang mit wiederholter ähnlicher Anstrengung der Gedanken und Abmattung des Leibes für andre treibet. Die kältesten Reisenden mußten bei manchen Gaukelspielen dieser Art erstaunen, weil sie Erfolge der Einbildungskraft sahen, die sie kaum möglich geglaubt hatten und sich oft nicht zu erklären wußten. Überhaupt ist die Phantasie noch die unerforschtete und vielleicht die unerforschlichste aller menschlichen Seelenkräfte; denn da sie mit dem ganzen Bau des Körpers, insonderheit mit dem Gehirn und den Nerven, zusammenhangt, wie soviel wunderbare

Krankheiten zeigen, so scheint sie nicht nur das Band und die Grundlage aller feinern Seelenkräfte, sondern auch der Knote des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper zu sein, gleichsam die sprossende Blüte der ganzen sinnlichen Organisation zum weitem Gebrauch der denkenden Kräfte. Notwendig ist sie also auch das erste, was von Eltern auf Kinder übergeht, wie dies abermals viele widernatürliche Beispiele samt der unanstreitbaren Ähnlichkeit des äußern und innern Organismus auch in den zufälligsten Dingen bewähret. Man hat lange gestritten, ob es angeborne Ideen gebe, und wie man das Wort verstand, finden sie freilich nicht statt; nimmt man es aber für die nächste Anlage zum Empfängnis, zur Verbindung, zur Ausbreitung gewisser Ideen und Bilder, so scheidet ihnen nicht nur nichts entgegen, sondern auch alles für sie. Kann ein Sohn sechs Finger, konnte die Familie des Porcupine-man in England seinen unmenschlichen Auswuchs erben, geht die äußere Bildung des Kopfs und Angesichts oft augenscheinlich über: wie könnte es ohne Wunder geschehen, daß nicht auch die Bildung des Gehirns überginge und sich vielleicht in ihren feinsten organischen Faltungen vererbte? Unter manchen Nationen herrschen Krankheiten der Phantasie, von denen wir keinen Begriff haben; alle Mitbrüder des Kranken schonen sein Übel, weil sie die genetische Disposition dazu in sich

fühlen. Unter den tapfern und gesunden Abiponern z. B. herrscht ein periodischer Wahnsinn, von welchem in den Zwischenstunden der Wütende nichts weiß; er ist gesund, wie er gesund war; nur seine Seele, sagen sie, ist nicht bei ihm. Unter mehreren Völkern hat man, diesem Übel Ausbruch zu geben, Traumfeste verordnet, da dem Träumenden alles, was ihm sein Geist befiehlt, zu tun erlaubt ist. Überhaupt sind bei allen phantasiereichen Völkern die Träume wunderbar mächtig; ja wahrscheinlich waren auch Träume die ersten Musen, die Mütter der eigentlichen Fiktion und Dichtkunst. Sie brachten die Menschen auf Gestalten und Dinge, die kein Auge gesehen hatte, deren Wunsch aber in der menschlichen Seele lag; denn was z. B. war natürlicher, als daß geliebte Verstorbene dem Hinterlassenen in Träumen erschienen und daß, die so lange wachend mit uns gelebt hatten, jetzt wenigstens als Schatten im Traum mit uns zu leben wünschten. Die Geschichte der Nationen wird zeigen, wie die Vorsehung das Organ der Einbildung, wodurch sie so stark, so rein und natürlich auf Menschen wirken konnte, gebraucht habe; abscheulich aber war's, wenn der Betrug oder der Despotismus es mißbrauchte und sich des ganzen noch ungebändigten Ozeans menschlicher Phantasien und Träume zu seiner Absicht bediente.

Großer Geist der Erde, mit welchem Blick

überschauest du alle Schattengestalten und Träume, die sich auf unsrer runden Kugel jagen; denn Schatten sind wir, und unsre Phantasie dichtet nur Schattenträume. Sowenig wir in reiner Luft zu atmen vermögen, sowenig kann sich unsrer zusammengesetzten, aus Staub gebildeten Hülle jetzt noch die reine Vernunft ganz mitteilen. Indessen auch in allen Irrgängen der Einbildungskraft wird das Menschengeschlecht zu ihr erzogen; es hängt an Bildern, weil diese ihm Eindruck von Sachen geben; es sieht und sucht auch im dicksten Nebel Strahlen der Wahrheit. Glücklich und auserwählt ist der Mensch, der in seinem enge beschränkten Leben, soweit er kann, von Phantasien zum Wesen, d. i. aus der Kindheit zum Mann, erwächst und auch in dieser Absicht die Geschichte seiner Brüder mit reinem Geist durchwandert. Edle Ausbreitung gibt es der Seele, wenn sie sich aus dem engen Kreise, den Klima und Erziehung um uns gezogen, herauszusetzen wagt und unter andern Nationen wenigstens lernt, was man entbehren möge. Wie manches findet man da entbehrt und entbehrlich, was man lange für wesentlich hielt! Vorstellungen, die wir oft für die allgemeinsten Grundsätze der Menschenvernunft erkannten, verschwinden dort und hier mit dem Klima eines Orts, wie dem Schiffenden das feste Land als Wolke verschwindet. Was diese Nation ihrem Gedankenkreise unentbehrlich hält, daran hat jene nie

gedacht oder hält es gar für schädlich. So irren wir auf der Erde in einem Labyrinth menschlicher Phantasien umher; wo aber der Mittelpunkt des Labyrinths sei, auf den alle Irrgänge wie gebrochne Strahlen zur Sonne zurückführen, das ist die Frage.

III

Der praktische Verstand des Menschengeschlechts ist allenthalben unter Bedürfnissen der Lebensweise erwachsen; allenthalben aber ist er eine Blüte des Genius der Völker, ein Sohn der Tradition und Gewohnheit

Man ist gewohnt, die Nationen der Erde in Jäger, Fischer, Hirten und Ackerleute abzuteilen und nach dieser Abteilung nicht nur den Rang derselben in der Kultur, sondern auch die Kultur selbst als eine notwendige Folge dieser oder jener Lebensweise zu bestimmen. Vortrefflich, wenn diese Lebensweisen zuerst nur selbst bestimmt wären; sie ändern sich aber beinahe mit jedem Erdstrich und verschlingen sich meistens so sehr ineinander, daß die Anwendung der reinen Klassifikation überaus schwer wird. Der Grönländer, der den Walfisch trifft, das Renntier jagt, den Seehund tötet, ist Fischer und Jäger, aber auf ganz andre Weise, als der Neger Fische fängt oder der Arauker auf den Wüsteneien der Andes jaget.

Der Beduin und der Mongole, der Lappe und Peruaner sind Hirten; wie verschieden aber voneinander, wenn jener Kamele, dieser Pferde, der dritte Rennthiere, der vierte Alpakas und Lacmas weidet. Der

Ackermann in Whidah und der Japanese sind einander so unähnlich als im Handel der Engländer und Sinesen.

Ebensowenig scheint auch das Bedürfnis allein, selbst wenn Kräfte genug in der Nation da sind, die auf ihre Entwicklung warten, Kultur hervorbringen zu können; denn sobald sich die Trägheit des Menschen mit seinem Mangel abgefunden und beide das Kind hervorgebracht haben, das er Behaglichkeit nennt, verharret der Mensch in seinem Zustande und läßt sich kaum mit Mühe zur Verbesserung treiben. Es kommt also noch auf andre einwirkende Ursachen an, die die Lebensart eines Volks so oder anders bestimmten; hier indessen nehmen wir sie als bestimmt an und untersuchen, was sich in verschiedenen derselben für tätige Seelenkräfte äußern.

Menschen, die sich von Wurzeln, Kräutern und Früchten nähren, werden, wenn nicht besondere Triebfedern der Kultur dazukommen, lange müßig und an Kräften eingeschränkt bleiben. In einem schönen Klima und von einem milden Stamm entsprossen, ist ihre Lebensart milde; denn warum sollten sie streiten, wenn ihnen die reiche Natur alles ohne Mühe darbietet? Mit Künsten und Erfindungen aber reichen sie auch nur an das tägliche Bedürfnis. Die Einwohner der Inseln, die die Natur mit Früchten, insonderheit mit der wohltätigen Brotfrucht nährte und unter einem

schönen Himmel mit Rinden und Zweigen kleidete, lebten ein sanftes, glückliches Leben. Die Vögel, sagt die Erzählung, saßen auf den Schultern der Marianen und sangen ungestört; Bogen und Pfeile kannten sie nicht, denn kein wildes Tier foderte sie auf, sich ihrer Haut zu wehren. Auch das Feuer war ihnen fremde; ihr mildes Klima ließ sie ohne dasselbe behaglich leben. Ein ähnlicher Fall war's mit den Einwohnern der Karolinen und anderer glücklichen Inseln des Südmeers, nur daß in einigen die Kultur der Gesellschaft schon höher gestiegen war und aus mancherlei Ursachen mehrere Künste und Gewerbe vereint hatte. Wo das Klima rauher wird, müssen die Menschen auch zu härtern und mehreren Lebensarten ihre Zuflucht nehmen. Der Neuholländer verfolgt sein Känguruh und Opossum; er schießt Vögel, fängt Fische, ißt Yamwurzeln; er hat soviel Lebensarten vereinigt, als die Sphäre seiner rauhen Behaglichkeit fodert, bis diese sich gleichsam ründet und er nach seiner Weise in ihr glücklich lebet. So ist's mit den Neukaledoniern und Neuseeländern, die armseligen Feuerländer selbst nicht ausgenommen Sie hatten Kähne von Baumrinden, Bogen und Pfeile, Korb und Tasche, Feuer und Hütte, Kleider und Hacken: also die Anfänge von allen den Künsten, womit die gebildetsten Erdvölker ihre Kultur vollendet haben; nur bei ihnen, unter dem Joch der drückenden Kälte, im ödesten Felsenlande,

ist alles noch der roheste Anfang geblieben. Die Kalifornier beweisen soviel Verstand, als ihr Land und ihre Lebensart gibt und fodert. So ist's mit den Einwohnern auf Labrador und mit allen Menschennationen am dürftigen Rande der Erde. Allenthalben haben sie sich mit dem Mangel versöhnt und leben in ihrer erzwungenen Tätigkeit durch erbliche Gewohnheit glücklich. Was nicht zu ihrer Notdurft gehört, verachten sie; so gelenk der Eskimo auf dem Meer rudert, so hat er das Schwimmen noch nicht gelernet.

Auf dem großen festen Lande unsrer Erdkugel drängen sich Menschen und Tiere mehr zusammen: der Verstand jener ward also durch diese auf mannigfaltigere Weise geübet. Freilich mußten die Bewohner mancher Sümpfe in Amerika auch zu Schlangen und Eidechsen, zum Iguan, Armadill und Alligator ihre Zuflucht nehmen; die meisten Nationen aber wurden Jagdvölker auf edlere Art. Was fehlt einem Nord- und Südamerikaner an Fähigkeit zum Beruf seines Lebens? Er kennt die Tiere, die er verfolgt, ihre Wohnungen, Haushaltungen und Listen und wappnet sich gegen sie mit Stärke, Verschlagenheit und Übung. Zum Ruhm eines Jägers, wie in Grönland eines Seehundfängers, wird der Knabe erzogen; hievon hört er Gespräche, Lieder, rühmliche Taten, die man ihm auch in Gebärden und begeisternden Tänzen vormahlet. Von Kindheit auf lernt er Werkzeuge verfertigen

und sie gebrauchen; er spielt mit den Waffen und verachtet die Weiber; denn je enger der Kreis des Lebens und je bestimmter das Werk ist, in dem man Vollkommenheit sucht, desto eher wird diese erhalten. Nichts also störet den strebenden Jüngling in seinem Lauf, vielmehr reizt und ermuntert ihn alles, da er im Auge seines Volks, im Stande und Beruf seiner Väter lebet. Wenn jemand ein Kunstbuch von den Geschicklichkeiten verschiedner Nationen zusammentrüge, so würde er solche auf unserm Erdboden zerstreuet und jede an ihrem Platz blühend finden. Hier wirft sich der Neger in die Brandung, in die sich kein Europäer wagt; dort klettert er auf Bäume, wo ihn unser Auge kaum erreicht. Jener Fischer treibt sein Werk mit einer Kunst, als ob er die Fische beschwüre; dieser Samojede begegnet dem weißen Bär und nimmt's mit ihm auf; jenem Neger sind zwei Löwen nicht zuviel, wenn er Stärke und List verbindet. Der Hottentotte geht aufs Nasehorn und Flußpferd los; der Bewohner der Kanarieninseln gleitet auf den steilsten Felsen umher, die er wie ein Gems bespringet; die starke, männliche Tibetanerin trägt den Fremden über die ungeheuersten Berge der Erde. Das Geschlecht des Prometheus, das aus den Teilen und Trieben aller Tiere zusammengesetzt ward, hat diese auch allesamt, das eine hie, das andre dort, an Künsten und Geschicklichkeiten überwunden, nachdem es

diese alle von ihnen gelernet.

Daß die meisten Künste der Menschen von Tieren und der Natur gelernt sind, ist außer Zweifel. Warum kleidet sich der Mariane in Baumhüllen, und der Amerikaner und Papu schmücket sich mit Federn? Weil jener mit Bäumen lebt und von ihnen seine Nahrung holt; dem Amerikaner und Papu sind die bunten Vögel seines Landes das Schönste, das er siehet. Der Jäger kleidet sich wie sein Wild und bauet wie sein Biber; andre Völker hangen wie Vögel auf den Bäumen oder machen sich auf der Erde ihre Hütten wie Nester. Der Schnabel des Vogels war dem Menschen das Vorbild zu Spieß und Pfeilen wie die Gestalt des Fisches zu seinem künstlich schwimmenden Boot. Von der Schlange lernte er die schädliche Kunst, seine Waffen zu vergiften; und die sonderbar weit verbreitete Gewohnheit, den Körper zu malen, war ebenfalls nach dem Vorbilde der Tiere und Vögel. ›Wie?‹ dachte er, ›diese sollten so schön geziert, so unterschieden geschmückt sein, und ich müßte mit einförmiger, blasser Farbe umhergehn, da mein Himmel und meine Trägheit keine Decken leidet?‹ Und so fing er an, sich symmetrisch zu sticken und zu malen; selbst bekleidete Nationen wollten dem Ochsen sein Horn, dem Vogel den Kamm, dem Bären den Schwanz nicht gönnen und ahmten sie nach Dankbar rühmen es die Nordamerikaner, daß ein Vogel ihnen

den Mais gebracht; und die meisten klimatischen Arzneien sind offenbar den Tieren abgelernt. Allerdings gehörte zu diesem allen der sinnliche Geist freier Naturmenschen, die, mit diesen Geschöpfen lebend, sich noch nicht so unendlich erhaben über sie glaubten. Den Europäern ward es schwer, in andern Welttheilen nur aufzufinden, was die Eingebornen täglich nützten; nach langen Versuchen mußten sie doch von jenen das Geheimnis erst erzwingen oder erbetteln.

Ungleich weiter aber kam der Mensch dadurch, daß er Tiere zu sich lockte und sie endlich unterjochte; der ungeheure Unterschied nachbarlicher Nationen, die mit oder ohne diese Substituten ihrer Kräfte leben, ist augenscheinlich. Woher kam's, daß das entlegne Amerika dem größten Teil der Alten Welt bei Entdeckung desselben noch so weit nachstand und die Europäer mit den Einwohnern wie mit einer Herde unbewehrter Schafe umgehen konnten? An körperlichen Kräften lag es nicht allein, wie noch jetzt die Beispiele aller ungezählten Waldnationen zeigen; im Wuchs, in schnellem Lauf, in rascher Gewandtheit übertreffen sie, Mann gegen Mann gerechnet, die meisten der Nationen, die um ihr Land wülfeln. An Verstandeskraft, sofern sie für einen einzelnen Menschen gehört, lag es auch nicht; der Amerikaner hatte für sich zu sorgen gewußt und mit Weib und Kindern glücklich gelebet. Also lag es an Kunst, an Waffen,

an gemeinsamer Verbindung, am meisten aber an bezähmten Tieren. Hätte der Amerikaner das einzige Pferd gehabt, dessen kriegerische Majestät er zitternd anerkannte, wären die wütenden Hunde sein gewesen, die die Spanier als mitbesoldete Diener der katholischen Majestät auf ihn hetzten die Eroberung hätte mehr gekostet, und den reitenden Nationen wäre wenigstens der Rückzug auf ihre Berge, in ihre Wüsten und Ebenen offengeblieben. Noch jetzt, erzählen alle Reisende, mache das Pferd den größten Unterschied der amerikanischen Völker. Die Reiter in Nord-, insbesondere in Südamerika stehen von den armen Unterjochten in Mexiko und Peru so gewaltig ab, daß man sie kaum für nachbarliche Brüder eines Erdstrichs erkennen sollte. Jene haben sich nicht nur in ihrer Freiheit erhalten, sondern an Körper und Seele sind sie auch mannhaftere Menschen worden, als sie wahrscheinlich bei Entdeckung des Landes waren. Das Roß, das die Unterdrücker ihrer Brüder ihnen als unwissende Werkzeuge des Schicksals zubrachten, kann vielleicht einst der Befreier ihres ganzen Weltteils werden, wie die andern bezähmten Tiere, die man ihnen zuführte, zum Teil schon jetzt für sie Werkzeuge eines bequemern Lebens worden sind und wahrscheinlich einst Hilfsmittel einer eignen westlichen Kultur werden dürften. Wie dies aber allein in den Händen des Schicksals ruhet, so kam es aus

seinen Händen und lag in der Natur des Weltteils, daß sie so lange weder Pferd noch Esel, weder Hund noch Rind, weder Schaf noch Ziege noch Schwein noch Katze noch Kamel kannten. Sie hatten weniger Tiergattungen, weil ihr Land kleiner, von der Alten Welt getrennt und einem großen Teil nach wahrscheinlich später aus dem Schoß des Meers gestiegen war als die andern Weltteile; sie konnten also auch weniger zähmen. Das Alpaka und Lacma, die Kamelschafe von Mexiko, Peru und Chili waren die einzigen zähmbaren und bezähmten Geschöpfe; denn auch die Europäer haben mit ihrem Verstande kein andres hinzufügen und weder den Kiki noch Pagi, weder den Tapir noch Ai zum nützlichen Haustier umbilden können.

In der Alten Welt dagegen, wieviel sind der bezähmten Tiere! und wieviel sind sie dem tätigen Verstande des Menschengeschlechts worden! Ohne Kamel und Pferd wäre die arabische und afrikanische Wüste unzugänglich; das Schaf und die Ziege haben der häuslichen Verfassung der Menschen, das Rind und der Esel dem Ackerbau und Handel der Völker aufgeholfen. Im einfachen Zustande lebte das Menschengeschöpf freundlich und gesellig mit diesen Tieren; schonend ging es mit ihnen um und erkannte, was es ihnen zu danken habe. So lebt der Araber und Mongole mit seinem Roß, der Hirt mit seinem Schaf, der Jäger mit seinem Hunde, der Peruaner mit seinem

Lacma¹⁴⁷. Bei einer menschlichen Behandlung gedeihen auch, wie allgemein bekannt ist, alle Hülfsgeschöpfe der menschlichen Lebensweise besser; sie lernen den Menschen verstehn und ihn lieben; es entwickeln sich bei ihnen Fähigkeiten und Neigungen, von denen weder das wilde noch das von Menschen unterdrückte Tier weiß, das in feister Dummheit oder in abgenutzter Gestalt selbst die Kräfte und Triebe seiner Gattung verlieret. In einem gewissen Kreise haben sich also Menschen und Tiere zusammen gebildet; der praktische Verstand jener hat sich durch diese, die Fähigkeit dieser hat sich durch jene gestärkt und erweitert. Wenn man von den Hunden der Kamtschadalen liest, so weiß man kaum, wer das vernünftigeres Geschöpf sei, ob der Hund oder der Kamtschadale.

In dieser Sphäre nun steht der erste tätige Verstand des Menschen still, ja allen Nationen, die an sie gewöhnt waren, ist's, sie zu verlassen, schwer worden; insonderheit hat sich jede vor der unterjochenden Herrschaft des Ackerbaues gefürchtet. So schöne Wiesenstriche Nordamerika hat, so genau jede Nation ihr Eigentum liebt und beschützt, ja so sehr manche durch die Europäer den Wert des Geldes, des Branntweins und einiger Bequemlichkeiten kennengelernt haben, so sind's doch nur die Weiber, denen sie die Bearbeitung des Feldes, den Bau des Maises und

einiger Gartenfrüchte sowie die ganze Besorgung der Hütte überlassen; der kriegerische Jäger hat sich nicht entschließen können, ein Gärtner, Hirt oder Ackermann zu werden. Das tätige, freie Leben der Natur geht dem Sogenannt-Wilden über alles: mit Gefahren umringt, weckt es seine Kräfte, seinen Mut, seinen Entschluß und lohnt ihn dafür mit Gesundheit im Leben, in seiner Hütte mit unabhängiger Ruhe, in seinem Stamm mit Ansehen und Ehre. Weiter begehret, weiter bedarf er nichts; und was könnte ihm auch ein anderer Zustand, dessen Bequemlichkeiten er nicht kennt und dessen Beschwerden er nicht mag, für neue Glückseligkeit geben? Man lese so manche unverschönte Rede derer, die wir Wilde nennen: ist nicht gesunder Verstand sowie natürliche Billigkeit in ihnen unverkennbar? Die Form des Menschen ist auch in diesem Zustande, obwohl mit roher Hand und zu wenigen Zwecken, dennoch so weit ausgebildet, als sie hier ausgebildet werden konnte, zur gleichmütigen Zufriedenheit nämlich und, nach einer dauerhaften langen Gesundheit, zum ruhigen Abschied aus diesem Leben. Der Beduin und Abipone befindet sich in seinem Zustande wohl; jener schauert vorm Leben der Städte, wie der letzte vorm Begräbnis in der Kirche noch nach seinem Tode zurückbebt: seinem Gefühl nach wären sie dort wie hier lebend begraben.

Auch wo der Ackerbau eingeführt ist, hat es Mühe

gekostet, die Menschen an *einen* Erdkloß zu befestigen und das Mein und Dein einzuführen; manche Völker kleiner kultivierter Negerkönigreiche haben noch bis jetzt keine Begriffe davon, da, wie sie sagen, die Erde ein gemeines Gut ist. Jährlich teilen sie die Äcker unter sich aus und bearbeiten sie mit leichter Mühe; ist die Ernte eingebracht, so gehöret der Boden sich selbst wieder. Überhaupt hat keine Lebensart in der Gesinnung der Menschen so viele Veränderungen bewirkt als der Ackerbau auf einem bezirkten Stück Erde. Indem er Hantierungen und Künste, Flecken und Städte hervorbrachte und also Gesetze und Polizei befördern mußte, hat er notwendig auch jenem fürchterlichen Despotismus den Weg geöffnet, der, da er jeden auf seinem Acker zu finden wußte, zuletzt einem jeden vorschrieb, was er auf diesem Stück Erde allein tun und sein sollte. Der Boden gehörte jetzt nicht mehr dem Menschen, sondern der Mensch dem Boden. Durch den Nichtgebrauch verlor sich auch bald das Gefühl der gebrauchten Kräfte; in Sklaverei und Feigheit versunken, ging der Unterjochte vom arbeitseligen Mangel zur weichen Üppigkeit über. Daher kommt's, daß auf der ganzen Erde der Zeltbewohner den Bewohner der Hütte wie ein gefesseltes Lasttier, wie eine verkümmerte Abart seines Geschlechts betrachtet. Der herbste Mangel wird jenem eine Lust, solange Selbstbestimmung und Freiheit ihn

würzet und lohnet; dagegen alle Leckereien Gift sind, sobald sie die Seele erschlaffen und dem sterblichen Geschöpf den einzigen Genuß seines hinfälligen Lebens, Würde und Freiheit, rauben.

Glaube niemand, daß ich einer Lebensart, die die Vorsehung zu einem ihrer vornehmsten Mittel gebraucht hat, die Menschen zur bürgerlichen Gesellschaft zu bereiten, etwas von ihrem Wert rauben wolle; denn auch ich esse Brot der Erde. Nur lasse man auch andern Lebensarten Gerechtigkeit widerfahren, die der Beschaffenheit unsrer Erde nach ebenso wohl zu Erzieherinnen der Menschheit bestimmt sind als das Leben der Ackerleute. Überhaupt bauet der kleinste Teil der Erdbewohner den Acker nach unsrer Weise, und die Natur hat ihm sein anderweites Leben selbst angewiesen. Jene zahlreiche Völkerschaften, die von Wurzeln, vom Reis, von Baumfrüchten, von der Jagd des Wassers, der Luft und der Erde leben, die ungezählten Nomaden, wenn sie sich gleich jetzo etwa nachbarliches Brot kaufen oder etwas Getreide bauen, alle Völker, die den Landbau ohne Eigentum oder durch ihre Weiber und Knechte treiben, sind alle noch eigentlich nicht Ackerleute; und welch ein kleiner Teil der Erde bleibt also dieser künstlichen Lebensart übrig! Nun hat die Natur entweder allenthalben ihren Zweck erreicht, oder sie erreichte ihn nirgend. Der praktische Verstand der Menschen sollte in

allen Varietäten aufblühen und Früchte tragen, darum ward dem vielartigsten Geschlecht eine so vielartige Erde.

IV

Die Empfindungen und Triebe der Menschen sind allenthalben dem Zustande, worin sie leben, und ihrer Organisation gemäß; allenthalben aber werden sie von Meinungen und von der Gewohnheit regieret

Selbsterhaltung ist das erste, wozu ein Wesen da ist: vom Staubkorn bis zur Sonne strebt jedes Ding, was es ist, zu bleiben; dazu ist den Tieren Instinkt eingeprägt, dazu ist dem Menschen sein Analogon des Instinkts oder der Vernunft gegeben. Gehorchend diesem Gesetz, suchet er sich, durch den wilden Hunger gezwungen, überall seine Speise; er strebt, ohne daß er weiß warum und wozu, von Kindheit auf nach Übung seiner Kräfte, nach Bewegung. Der Matthe ruft den Schlummer nicht, aber der Schlummer kommt und erneuet ihm sein Dasein; dem Kranken hilft, wenn sie kann, die innere Lebenskraft oder sie verlangt wenigstens und ächzet. Seines Lebens wehret sich der Mensch gegen alles, was ihn anficht, und auch ohne daß er's weiß, hat die Natur in ihm und um ihn her Anstalten gemacht, ihn dabei zu unterstützen, zu wahren, zu erhalten.

Es hat Philosophen gegeben, die unser Geschlecht

dieses Triebes der Selbsterhaltung wegen unter die reißenden Tiere gesetzt und seinen natürlichen Zustand zu einem Stande des Kriegs gemacht haben. Offenbar ist viel Uneigentliches in dieser Behauptung. Freilich, indem der Mensch die Frucht eines Baums bricht, ist er ein Räuber, indem er ein Tier tötet, ein Mörder, und wenn er mit seinem Fuß, mit seinem Hauch vielleicht einer zahllosen Menge ungesehener Lebendigen das Leben nimmt, ist er der ärgste Unterdrücker der Erde. Jedermann weiß, wie weit es die zarte indische sowie die übertriebne ägyptische Philosophie zu bringen gesucht hat, damit der Mensch ein ganz unschädliches Geschöpf werde, aber für die Spekulation vergebens. Ins Chaos der Elemente sehen wir nicht, und wenn wir kein großes Tier verzehren, verschlingen wir eine Menge kleiner Lebendiger im Wasser, in der Luft, der Milch, den Gewächsen.

Von dieser Grübeleien also hinweg, stellen wir den Menschen unter seine Brüder und fragen: Ist er von Natur ein Raubtier gegen seinesgleichen, ein ungeselliges Wesen? Seiner Gestalt nach ist er das erste nicht und seiner Geburt nach das letzte noch minder. Im Schoß der Liebe empfangen und an ihrem Busen gesäuget, wird er von Menschen auferzogen und empfing von ihnen tausend Gutes, das er um sie nicht verdiente. Sofern ist er also wirklich in und zu der Gesellschaft gebildet; ohne sie konnte er weder entstehen

noch ein Mensch werden. Wo Ungeselligkeit bei ihm anfängt, ist, wo man seine Natur bedrängt, indem er mit andern Lebendigen kollidieret; hier ist er aber wiederum keine Ausnahme, sondern wirkt nach dem großen Gesetz der Selbsterhaltung in allen Wesen. Lasset uns sehen, was die Natur für Mittel aussann, ihn dennoch auch hier, soviel sie konnte, befriedigend einzuschränken und den Krieg aller gegen alle zu hindern.

1. Da der Mensch das vielfach künstlichste Geschöpf ist, so findet auch bei keiner Gattung der Lebendigen eine so große Verschiedenheit genetischer Charaktere statt als beim Menschen. Der hinreißende, blinde Instinkt fehlet seinem feinen Gebilde; die Strahlen der Gedanken und Begierden hingegen laufen in seinem Geschlecht wie in keinem andern auseinander. Seiner Natur nach darf also der Mensch weniger mit andern kollidieren, da diese in einer ungeheuren Mannigfaltigkeit von Anlagen, Sinnen und Trieben bei ihm verteilt und gleichsam vereinzelt ist. Was einem Menschen gleich gültig vorkommt, ziehet den andern, und so hat jedweder eine Welt des Genusses um sich, eine für ihn geschaffene Schöpfung.

2. Diesem divergierenden Geschlecht gab die Natur einen großen Raum, die reiche weite Erde, auf der die verschiedensten Erdstriche und Lebensweisen die Menschen zerstreuen sollten. Hier zog sie Berge, dort

Ströme und Wüsten, damit sie die Menschen auseinander brächte; den Jägern gab sie den weiten Wald, den Fischern das weite Meer, den Hirten die weite Ebne. Ihre Schuld ist's also nicht, wenn Vögel, betrogen von der Kunst des Vogelstellers, in ein Netz flohen, wo sie einander Speise und Augen weghacken und den Atem verpesten; denn sie setzte den Vogel in die Luft und nicht ins Netz des Voglers. Sehet jene wilden Stämme an, wie unwilde sie unter sich leben! Da neidet keiner den andern, da erwirbt sich und genießt jeder das Seine in Frieden. Es ist gegen die Wahrheit der Geschichte, wenn man den böartigen, widersinnigen Charakter zusammengedrückter Menschen, wetteifernder Künstler, streitender Politiker, neidiger Gelehrten zu allgemeinen Eigenschaften des menschlichen Geschlechts macht; der größte Teil der Menschen auf der Erde weiß von diesen ritzenden Stacheln und ihren blutigen Wunden nichts, er lebt in der freien Luft und nicht im verpestenden Hauch der Städte. Wer das Gesetz notwendig macht, weil es sonst Gesetzesverächter gäbe, der setzt voraus, was er erst beweisen sollte. Dränget die Menschen nicht in enge Kerker, so dürft ihr ihnen keine frische Luft zulächeln. Bringet sie nicht in künstliche Raserei, so dürft ihr sie durch keine Gegenkünste binden.

3. Auch die Zeiten, wenn Menschen zusammen sein mußten, verkürzte die Natur, wie sie sie

verkürzen konnte. Der Mensch ist einer langen Erziehung bedürftig; aber alsdenn ist er noch schwach; er hat die Art des Kindes, das zürnt und wieder vergißt, das oft unwillig ist, aber keinen langen Groll nährt. Sobald er Mann wird, wacht ein Trieb in ihm auf, und er verläßt das Haus des Vaters. Die Natur wirkte in diesem Triebe: sie Stieß ihn aus, damit er sein eigen Nest bereite.

Und mit wem bereitet er dasselbe? Mit einem Geschöpf, das ihm so unähnlich-ähnlich, das ihm in streitbaren Leidenschaften so ungleichartig gemacht ist, als es im Zweck der Vereinigung beider nur irgend geschehen konnte. Des Weibes Natur ist eine andre als des Mannes; sie empfindet anders, sie wirkt anders. Elender, dessen Nebenbuhlerin sein Weib ist oder die ihn in männlichen Tugenden gar überwindet! Nur durch nachgebende Gute soll sie ihn beherrschen, und so wird der Zankapfel abermals ein Apfel der Liebe. -

Weiter will ich die Geschichte der Vereinzelung des Menschengeschlechts nicht fortsetzen; der Grund ist gelegt, daß mit den verschiedenen Häusern und Familien auch neue Gesellschaften, Gesetze, Sitten und sogar Sprachen werden. Was zeigen diese verschiedenen, diese unvermeidlichen Dialekte, die sich auf unserer Erde in unbeschreibbarer Anzahl, und oft schon in der kleinsten Entfernung, nebeneinander finden? Das

zeigen sie, daß es die weitverbreitende Mutter nicht auf Zusammendrängung, sondern auf freie Verpflanzung ihrer Kinder anlegte. Kein Baum soll, soviel möglich, dem andern die Luft nehmen, damit dieser ein Zwerg bleibe oder, um einen freien Atemhauch zu genießen, sich zum elenden Krüppel beuge. Eignen Platz soll er finden, damit er durch eignen Trieb wurzelaus in die Höhe steige und eine blühende Krone treibe.

Nicht Krieg also, sondern Friede ist der Naturzustand des unbedrängten menschlichen Geschlechts; denn Krieg ist ein Stand der Not, nicht des ursprünglichen Genusses. In den Händen der Natur ist er (die Menschenfresserei selbst eingerechnet) nie Zweck, sondern hie und da ein hartes, trauriges Mittel, dem die Mutter aller Dinge selbst nicht allenthalben entweichen konnte, das sie aber zum Ersatz dafür auf desto höhere, reichere, vielfacher Zwecke anwandte.

Ehe wir also zum traurigen Haß kommen dürfen, wollen wir von der erfreuenden Liebe reden. Überall auf der Erde ist ihr Reich; nur allenthalben zeigt sie sich unter andern Gestalten.

Sobald die Blume ihren Wuchs erreicht hat, blühet sie; die Zeit der Blüte richtet sich also nach der Periode des Wuchses und diese nach der sie emportreibenden Sonnenwärme. Die Zeit der früheren oder späteren Menschenblüte hängt gleichfalls vom Klima ab

und von allem, was zu ihm gehöret. Sonderbar weit sind auf unsrer kleinen Erde die Zeiten der menschlichen Mannbarkeit nach Lebensarten und Erdstrichen verschieden. Die Perserin heiratet im achten und gebiert im neunten Jahr; unsre alten Deutschen waren dreißigjährige Männinnen, ehe sie an die Liebe dachten.

Jedermann siehet, wie sehr diese Unterschiede das ganze Verhältnis der Geschlechter zueinander ändern mußten. Die Morgenländerin ist ein Kind, wenn sie verheiratet wird; sie blühet frühe auf und frühe ab; sie wird von dem erwachsneren Mann also auch wie Kind und Blume behandelt. Da nun jene wärmeren Gegenden die Reize des physischen Triebes in beiden Geschlechtern nicht nur früher, sondern auch lebhafter entwickeln: welcher Schritt war näher, als daß der Mann die Vorzüge seines Geschlechts gar bald mißbrauchte und sich einen Garten dieser vorübergehenden Blumen sammeln wollte. Fürs Menschengeschlecht war dieser Schritt von großer Folge. Nicht nur, daß die Eifersucht des Mannes seine mehreren Weiber in einen Harem schloß, wo ihre Ausbildung mit dem männlichen Geschlecht unmöglich gleich fortgehen konnte, sondern da die Erziehung des Weibes von Kindheit auf für den Harem und die Gesellschaft mehrerer Weiber eingerichtet, ja das junge Kind oft schon im zweiten Jahr verkauft oder

vermählt ward wie anders, als daß der ganze Umgang des Mannes, die Einrichtung des Hauses, die Erziehung der Kinder, endlich auch die Fruchtbarkeit selbst mit der Zeit an diesem Mißverhältnis teilnehmen mußte? Es ist nämlich gnugsam erwiesen, daß eine zu frühe Heirat des Weibes und ein zu starker Reiz des Mannes weder der Tüchtigkeit der Gestalten noch der Fruchtbarkeit des Geschlechts förderlich sei; ja, die Nachrichten mehrerer Reisenden machen es wahrscheinlich, daß in manchen dieser Gegenden wirklich mehrere Töchter als Söhne geboren werden, welches, wenn die Sache gegründet ist, sowohl eine Folge der Polygamie sein kann, als es wiederum eine fortwirkende Ursache derselben wurde. Und gewiß ist dies nicht der einzige Fall, da die Kunst und die gereizte Üppigkeit der Menschen die Natur aus ihrem Wege geleitet hätte; denn diese hält sonst ein ziemliches Gleichmaß in den Geburten beider Geschlechter. Wie aber das Weib die zarteste Sprosse unsrer Erde und die Liebe das mächtigste Mobil ist, das von jeher in der Schöpfung gewirkt, so mußte notwendig die Behandlung derselben auch der erste kritische Scheidepunkt in der Geschichte unsres Geschlechts werden. Allenthalben war das Weib der erste Zankapfel der Begierden und seiner Natur nach gleichsam der erste brüchige Stein im Gebäude der Menschenschöpfung.

Lasset uns z. B. Cook auf seiner letzten Reise begleiten. Wenn auf den Sozietäts- und andern Inseln das weibliche Geschlecht dem Dienst der Cythere eigen zu sein schien, so daß es sich nicht nur selbst um einen Nagel, einen Putz, eine Feder preisgab, sondern auch der Mann um einen kleinen Besitz, der ihn lüstete, sein Weib zu verhandeln bereit war, so ändert sich mit dem Klima und dem Charakter andrer Insulaner offenbar die Szene. Unter Völkern, wo der Mann mit der Streitaxt erschien, war auch das Weib verborgner im Hause; die rauhere Sitte jenes machte auch diese härter, daß weder ihre Häßlichkeit noch ihre Schönheit den Augen der Welt bloßlag. An keinem Umstande, glaube ich, läßt sich der eigentliche Charakter eines Mannes oder einer Nation so unterscheidend erkennen als an der Behandlung des Weibes. Die meisten Völker, denen ihre Lebensart schwer wird, haben das weibliche Geschlecht zu Haustieren erniedrigt und ihm alle Beschwerlichkeiten der Hütte aufgetragen; durch *eine* gefahrvolle, kühne, männliche Unternehmung glaubte der Mann dem Joch aller kleinen Geschäfte entnommen zu sein und überließ diese den Weibern. Daher die große Subalternität dieses Geschlechts unter den meisten Wilden von allerlei Erdstrichen; daher auch die Geringschätzung der Söhne gegen ihre Mütter, sobald sie in die männlichen Jahre treten. Frühe wurden sie zu gefahrvollen

Übungen erzogen, also oft an die Vorzüge des Mannes erinnert, und eine Art rauhen Kriegs- oder Arbeitmutes trat bald an die Stelle zärtlicher Neigung. Von Grönland bis zum Lande der Hottentotten herrscht diese Geringschätzung der Weiber bei allen unkultivierten Nationen, ob sie sich gleich in jedem Volk und Weltteil anders gestaltet. In der Sklaverei sogar ist das Negerweib weit unter dem Neger, und der armseligste Karibe dünkt sich in seinem Hause ein König.

Aber nicht nur die Schwachheit des Weibes scheint es dem Mann untergeordnet zu haben, sondern an den meisten Orten trug auch die größere Reizbarkeit desselben, seine List, ja überhaupt die feinere Beweglichkeit seiner Seele dazu noch ein mehreres bei. Die Morgenländer z. B. begreifen es nicht, wie in Europa, dem Reich der Weiber, ihre ungemessene Freiheit ohne die äußerste Gefahr des Mannes stattfinden oder bestehen könne; bei ihnen, meinen sie, wäre alles voll Unruh, wenn man diese leicht beweglichen, listigen, alles unternehmenden Geschöpfe nicht einschränkte. Von manchen tyrannischen Gebräuchen gibt man keine Ursache an, als daß durch dies oder jenes Betragen die Weiber sich ehemals selbst ein so hartes Gesetz verdient und die Männer ihrer Sicherheit und Ruhe wegen dazu gezwungen hätten. So erklärt man z. B. den unmenschlichen Gebrauch in Indien, das

Verbrennen der Weiber mit ihren Männern das Leben des Mannes, sagt man, sei ohne dieses fürchterliche Gegenmittel ihres eignen, mit ihm aufzuopfernden Lebens nicht sicher gewesen; und beinah ließe sich, wenn man von der verschlagenen Lüsterheit der Weiber in diesen Ländern, von den zauberischen Reizen der Tänzerinnen in Indien von den Kabalen der Harems unter Türken und Persern lieset, etwas von der Art glauben. Die Männer nämlich waren zu unvernünftig, den leichten Zunder, den ihre Üppigkeit zusammenbrachte, vor Funken zu bewahren, aber auch zu schwach und lässig, den unermesslichen Knäuel zarter, weiblicher Fähigkeiten und Anschläge zu bessern Zwecken zu entwickeln; als üppig-schwache Barbaren also schafften sie sich auf eine barbarische Art Ruhe und unterdrückten die mit Gewalt, deren List sie mit Verstand nicht zu überwinden vermochten Man lese, was Morgenländer und Griechen über das Weib gesagt haben, und man wird Materialien finden, sich ihr befremdendes Schicksal in den meisten Gegenden heißer Klimate zu erklären. Freilich lag im Grunde alles wieder an den Männern, deren stumpfe Brutalität das Übel gewiß nicht ausrottete, das sie so ungelentk einschränkte, wie es nicht nur die Geschichte der Kultur, die das Weib durch vernünftige Bildung dem Mann gleichgesetzt hat, sondern auch das Beispiel einiger vernünftigen Völker ohne feinere Kultur zeigt. Der

alte Deutsche, auch in seinen rauhen Wäldern, erkannte das Edle im Weibe und genoß an ihm die schönsten Eigenschaften seines Geschlechts, Klugheit, Treue, Mut und Keuschheit; allerdings aber kam ihm auch sein Klima, sein genetischer Charakter, seine ganze Lebensweise hierin zu Hülfe. Er und sein Weib wuchsen, wie die Eichen, langsam, unverwüsthlich und kräftig; die Reize der Verführung fehlten seinem Lande; Triebe zu Tugenden dagegen gab beiden Geschlechtern sowohl die gewohnte Verfassung als die Not. Tochter Germaniens, fühle den Ruhm deiner Urmütter und eifre ihm nach: unter wenigen Völkern rühmt die Geschichte, was sie von ihnen rühmet; unter wenigen Völkern hat auch der Mann die Tugend des Weibes wie im ältesten Germanien geehret. Sklavinnen sind die Weiber der meisten Nationen, die in solcher Verfassung leben; ratgebende Freundinnen waren deine Mütter, und jede Edle unter ihnen ist's noch.

Lasset uns also auf die Tugenden des Weibes kommen wie sie sich in der Geschichte der Menschheit offenbaren. Auch unter den wildesten Völkern unterscheidet sich das Weib vom Mann durch eine zärtere Gefälligkeit, durch Liebe zum Schmuck und zur Schönheit; auch da noch sind diese Eigenschaften kennbar, wo die Nation mit dem Klima und dem schnödesten Mangel kämpfet. Überall schmückt sich

das Weib, wie wenigen Putz es auch hie und da, sich zu schmücken, habe; so bringet im ersten Frühling die lebensreiche Erde wenigstens einige geruchlose Blümchen hervor, Vorboten, was sie in andern Jahreszeiten zu tun vermöchte. - Reinlichkeit ist eine andre Weibertugend, dazu sie ihre Natur zwingt und der Trieb, zu gefallen, reizet. Die Anstalten, ja die oft übertriebnen Gesetze und Gebräuche, wodurch alle gesunde Nationen die Krankheiten der Weiber absonderten und unschädlich machten, beschämen manche kultivierte Völker. Sie wußten und wissen also auch nichts von einem großen Teil der Schwachheiten, die bei uns sowohl eine Folge als eine neue Ursache jener tiefen Versunkenheit sind, die eine üppige, kranke Weiblichkeit auf eine elende Nachkommenschaft fortbreitet. - Noch eines größern Ruhmes ist die sanfte Duldung, die unverdrossene Geschäftigkeit wert, in der sich, ohne den Mißbrauch der Kultur, das zarte Geschlecht überall auf der Erde auszeichnet Mit Gelassenheit trägt es das Joch, das ihm die rohe Übermacht der Männer, ihre Liebe zum Müßiggange und zur Trägheit, endlich auch die Ausschweifungen seiner Vorfahren selbst als eine geerbte Sitte auflegten, und bei den armseligsten Völkern finden sich hierin oft die größten Muster. Es ist nicht Verstellung, wenn in vielen Gegenden die mannbare Tochter zur beschwerlichen Ehe gezwungen werden muß; sie

entläuft der Hütte, sie fliehet in die Wüste; mit Tränen nimmt sie ihren Brautkranz; denn es ist die letzte Blüte ihrer vertändelten, freieren Jugend. Die meisten Brautlieder solcher Nationen sind Aufmunterungs-, Trost- und halbe Trauerlieder¹⁴⁸, über die wir spotten, weil wir ihre Unschuld und Wahrheit nicht mehr fühlen. Zärtlich nimmt sie Abschied von allem, was ihrer Jugend so lieb war; als eine Verstorbene verläßt sie das Haus ihrer Eltern, verlieret ihren vorigen Namen und wird das Eigentum eines Fremden, der vielleicht ihr Tyrann ist. Das Unschätzbare, was ein Mensch hat, muß sie ihm aufopfern, Besitz ihrer Person, Freiheit, Willen, ja vielleicht Gesundheit und Leben; und das alles um Reize, die die keusche Jungfrau noch nicht kennet und die ihr vielleicht bald in einem Meer von Ungemächlichkeit verschwinden. Glücklich, daß die Natur das weibliche Herz mit einem unnennbar zarten und starken Gefühl für den persönlichen Wert des Mannes ausgerüstet und geschmückt hat. Durch dies Gefühl erträgt sie auch seine Härteigkeiten; sie schwingt sich in einer süßen Begeisterung so gern zu allem auf, was ihr an ihm edel, groß, tapfer, ungewöhnlich dünket; mit erhebender Teilnahme hört sie männliche Taten, die ihr, wenn der Abend kommt, die Last des beschwerlichen Tages versüßen und es zum Stolz ihr machen, daß sie, da sie doch einmal zugehören muß, einem solchen

Mann gehöre. Die Liebe des Romantischen im weiblichen Charakter ist also eine wohltätige Gabe der Natur, Balsam für sie und belohnende Aufmunterung des Mannes; denn der schönste Kranz des Jünglings war immer die Liebe der Jungfrau.

Endlich die süße Mutterliebe, mit der die Natur dies Geschlecht ausstattete; fast unabhängig ist sie von kalter Vernunft und weit entfernt von eigennütziger Lohnbegierde. Nicht, weil es liebenswürdig ist, liebet die Mutter ihr Kind, sondern weil es ein lebendiger Teil ihres Selbst, das Kind ihres Herzens, der Abdruck ihrer Natur ist. Darum regen sich ihre Eingeweide über seinem Jammer; ihr Herz klopft stärker bei seinem Glück; ihr Blut fließt sanfter, wenn die Mutterbrust, die es trinkt, es gleichsam noch an sie knüpft. Durch alle unverdorbene Nationen der Erde geht dieses Muttergefühl; kein Klima, das sonst alles ändert, konnte dies ändern; nur die verderbtesten Verfassungen der Gesellschaft vermochten etwa mit der Zeit das weiche Laster süßer zu machen als jene zarte Qual mütterlicher Liebe. Die Grönländerin säugt ihren Sohn bis ins dritte, vierte Jahr, weil das Klima ihr keine Kinderspeisen darbeut; sie erträgt von ihm alle Unarten des keimenden männlichen Übermuts mit nachsehender Duldung Mit mehr als Manneskraft ist die Negerin gewaffnet, wenn ein Ungeheuer ihr Kind anfällt; mit staunender Verwunderung lieset man die

Beispiele ihrer das Leben verachtenden mütterlichen Großmut. Wenn endlich der Tod der zärtlichen Mutter, die wir eine Wilde nennen, ihren besten Trost, den Wert und die Sorge ihres Lebens, raubt - man lese bei Carver¹⁴⁹ die Klage der Nadowesserin, die ihren Mann und ihren vierjährigen Sohn verloren hatte - : das Gefühl, das in ihr herrscht, ist über alle Beschreibung. - Was fehlet also diesen Nationen an Empfindungen der wahren weiblichen Humanität, wenn nicht etwa der Mangel und die trauige Not oder ein falscher Punkt der Ehre und eine geerbte rohe Sitte sie hie und da auf Irrwege leiten? Die Keime zum Gefühl alles Großen und Edeln liegen nicht nur allenthalben da, sondern sie sind auch überall ausgebildet, nachdem es die Lebensart, das Klima, die Tradition oder die Eigenheit des Volks erlaubte.

Ist dieses, so wird der Mann dem Weibe nicht nachbleiben; und welche denkbare männliche Tugend wäre es, die nicht hie und da auf der Erde den Ort ihrer Blüte gefunden hätte? Der männliche Mut, auf der Erde zu herrschen und sein Leben nicht ohne Tat, aber gnügsam-frei zu genießen, ist wohl die erste Mannestugend; sie hat sich am weitesten und vielartigsten ausgebildet, weil fast allenthalben die Not zu ihr zwang und jeder Erdstrich, jede Sitte sie anders lenkte. Bald also suchte der Mann in Gefahren Ruhm, und

der Sieg über dieselbe war das kostbarste Kleinod seines männlichen Lebens. Vom Vater ging diese Neigung auf den Sohn über; die frühe Erziehung beförderte sie, und die Anlage zu ihr ward in wenigen Generationen dem Volk erblich. Dem gebornen Jäger ist die Stimme seines Horns und seiner Hunde, was sie sonst keinem ist; Eindrücke der Kindheit trugen dazu bei; oft sogar geht das Jägers Gesicht und das Jagdhirn in die Geschlechter über. So mit allen andern Lebensarten freier, wirkender Völker. Die Lieder jeder Nation sind über die ihr eignen Gefühle, Triebe und Seharten die besten Zeugen, ein wahrer Kommentar ihrer Denk- und Empfindungsweise aus ihrem eignen fröhlichen Munde.¹⁵⁰ Selbst ihre Gebräuche, Sprüchwörter und Klugheitsregeln bezeichnen lange nicht soviel, als jene bezeichnen; noch mehr aber täten es, wenn wir Proben davon hätten oder vielmehr die Reisenden sie bemerkten, der Nationen charakteristische Träume. Im Traum und im Spiel zeigt sich der Mensch ganz, wie er ist, in jenem aber am meisten.

Die Liebe des Vaters zu seinen Kindern ist die zweite Tugend, die sich beim Mann am besten durch männliche Erziehung äußert. Frühe gewöhnt der Vater den Sohn zu seiner Lebensweise: er lehrt ihn seine Künste, weckt in ihm das Gefühl seines Ruhms und liebet in ihm sich selbst, wenn er alt oder nicht

mehr sein wird. Dies Gefühl ist der Grund aller Stammesehre und Stammestugend auf der Erde; es macht die Erziehung zum öffentlichen, zum ewigen Werk; es hat alle Vorzüge und Vorurteile der Menschenschlechter hinabgeerbet. Daher fast bei allen Stämmen und Völkern die teilnehmende Freude, wenn der Sohn ein Mann wird und sich mit dem Gerät oder den Waffen seines Vaters schmückt, daher die tiefe Trauer des Vaters, wenn er diese seine stolzeste Hoffnung verliert. Man lese die Klage des Grönländers um seinen Sohn¹⁵¹, man höre die Klagen Ossians um seinen Oskar, und man wird in ihnen Wunden des Vaterherzens, die schönsten Wunden der männlichen Brust, bluten sehen. -

Die dankbare Liebe des Sohns zu seinem Vater ist freilich nur eine geringe Wiedervergeltung des Triebes, mit dem der Vater den Sohn liebte; aber auch das ist Naturabsicht. Sobald der Sohn Vater wird, wirkt das Herz auf seine Söhne hinunter; der vollere Strom soll hinab, nicht aufwärts fließen; denn nur also erhält sich die Kette stets wachsender, neuer Geschlechter. Es ist also nicht als Unnatur zu schelten, wenn einige vom Mangel gedrückte Völker das Kind dem abgelebten Vater vorziehen oder, wie einige Erzählungen sagen, den Tod der Vergreiseten sogar befördern. Nicht Haß, sondern traurige Not oder gar eine kalte Gutmütigkeit ist diese Beförderung, da sie die Alten

nicht nähren, nicht mitnehmen können und ihnen also lieber mit freundschaftlicher Hand selbst ein qualenloses Ende bereiten, als sie den Zähnen der Tiere zurücklassen wollen. Kann nicht im Drange der Not, wehmütig genug, der Freund den Freund töten und ihm, den er nicht erretten kann, damit eine Wohltat erweisen, die er ihm nicht anders erweisen konnte? - Daß aber der Ruhm der Väter in der Seele ihres Stammes unsterblich lebe und wirke, zeigen bei den meisten Völkern ihre Lieder und Kriege, ihre Geschichten und Sagen, am meisten die mit ewiger Hochachtung derselben sich forterbende Lebensweise.

Gemeinschaftliche Gefahren endlich erwecken gemeinschaftlichen Mut: sie knüpfen also das dritte und edelste Band der Männer, die *Freundschaft*. In Lebensarten und Ländern, die gemeinschaftliche Unternehmungen nötig machen, sind auch heroische Seelen vorhanden, die den Bund der Liebe auf Leben und Tod knüpfen. Dergleichen waren jene ewigberühmten Freunde der griechischen Heldenzeit; dergleichen waren jene gepriesenen Scythen und sind allenthalben noch unter den Völkern, die Jagd, Krieg, Züge in Wäldern und Wüsteneien oder sonst Abenteuer lieben. Der Ackermann kennet nur einen Nachbar, der Handwerker einen Zunftgenossen, den er begünstigt oder neidet; der Wechsler endlich, der Gelehrte, der Fürstendiener - wie entfernter sind sie von jener

eigengewählten, tätigen, erprobten Freundschaft, von der eher der Wanderer, der Gefangne, der Sklave weiß, der mit dem andern an *einer* Kette ächzet. In Zeiten des Bedürfnisses, in Gegenden der Not verbünden sich Seelen: der sterbende Freund ruft den Freund um Rache seines Blutes an und freut sich, ihn hinterm Grabe mit demselben wiederzufinden. Mit unauslöschlicher Flamme brennet dieser, den Schatten seines Freundes zu versöhnen, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, ihm beizustehen im Streit und das Glück des Ruhms mit ihm zu teilen. Ein gemeinschaftlicher Stamm kleiner Völker ist nichts als ein also verbündeter Chor von Blutsfreunden, die sich von andern Geschlechtern in Haß oder in Liebe scheiden. So sind die arabischen, so sind manche tatarische Stämme und die meisten amerikanischen Völker. Die blutigsten Kriege zwischen ihnen, die eine Schande der Menschheit scheinen, entsprangen zuerst aus dem edelsten Gefühl derselben, dem Gefühl der beleidigten Stammesehre oder einer gekränkten Stammesfreundschaft.

Weiterhin und auf die verschiedenen Regierungsformen weiblicher oder männlicher Regenten der Erde lasse ich mich jetzt und hier noch nicht ein. Denn da aus den bisher angezeigten Gründen es sich noch nicht erklären läßt, warum ein Mensch durchs Recht der Geburt über Tausende seiner Brüder herrsche, warum er ihnen ohne Vertrag und Einschränkung

nach Willkür gebieten, Tausende derselben ohne Verantwortung in den Tod liefern, die Schätze des Staats ohne Rechenschaft verzehren und gerade dem Armen darüber die bedrückendsten Auflagen tun dürfe; da es sich noch weniger aus den ersten Anlagen der Natur ergibt, warum ein tapfres und kühnes Volk, d. i. tausend edle Männer und Weiber, oft die Füße eines Schwachen küssen und den Zepter anbeten, womit ein Unsinniger sie blutig schlägt, welcher Gott oder Dämon es ihnen eingegeben, eigne Vernunft und Kräfte, ja oft Leben und alle Rechte der Menschheit der Willkür *eines* zu überlassen und es sich zur höchsten Wohlfahrt und Freude zu rechnen, daß der Despot einen künftigen Despoten zeuge - da, sage ich, alle diese Dinge dem ersten Anblick nach die verworrensten Rätsel der Menschheit scheinen und glücklicher- oder unglücklicherwise der größte Teil der Erde diese Regierungsformen nicht kennet, so können wir sie auch nicht unter die ersten, notwendigen, allgemeinen Naturgesetze der Menschheit rechnen. Mann und Weib, Vater und Sohn, Freund und Feind sind bestimmte Verhältnisse und Namen; aber Führer und König, ein erblicher Gesetzgeber und Richter, ein willkürlicher Gebieter und Staatsverweser für sich und alle seine noch. Ungeborenen - diese Begriffe wollen eine andre Entwicklung, als wir ihnen hier zu geben vermögen. Gnug, daß wir die Erde bisher als

ein Treibhaus natürlicher Sinne und Gaben, Geschicklichkeiten und Künste, Seelenkräfte und Tugenden in ziemlich großer Verschiedenheit derselben bemerkt haben; wiefern sich nun der Mensch dadurch Glückseligkeit zu bauen berechtigt oder fähig sei, ja, wo irgend der Maßstab zu ihr liege, dies lasset uns jetzo erwägen.

*Die Glückseligkeit der Menschen ist allenthalben
ein individuelles Gut, folglich allenthalben
klimatisch und organisch, ein Kind der Übung, der
Tradition und Gewohnheit*

Schon der Name Glückseligkeit deutet an, daß der Mensch keiner reinen Seligkeit fähig sei, noch sich dieselbe erschaffen möge; er selbst ist ein Sohn des Glücks, das ihn hie- oder dahin setzte und nach dem Lande, der Zeit, der Organisation, den Umständen, in welchen er lebt, auch die Fähigkeit seines Genusses, die Art und das Maß seiner Freuden und Leiden bestimmt hat. Unsinnig-stolz wäre die Anmaßung, daß die Bewohner aller Weltteile Europäer sein müßten, um glücklich zu leben; denn wären wir selbst, was wir sind, außer Europa worden? Der nun uns hieher setzte, setzte jene dorthin und gab ihnen dasselbe Recht zum Genuß des irdischen Lebens. Da Glückseligkeit ein innerer Zustand ist, so liegt das Maß und die Bestimmung derselben nicht außer, sondern in der Brust eines jeden einzelnen Wesens; ein andres hat sowenig Recht, mich zu seinem Gefühl zu zwingen, als es ja keine Macht hat, mir seine Empfindungsart zu geben und das meine in sein Dasein zu

verwandeln. Lasset uns also aus stolzer Trägheit oder aus gewohnter Vermessenheit die Gestalt und das Maß der Glückseligkeit unsres Geschlechts nicht kürzer oder höher setzen, als es der Schöpfer setzte; denn er wußte allein, wozu der Sterbliche auf unsrer Erde sein sollte.

1. Unsern vielorganischen Körper mit allen seinen Sinnen und Gliedern empfangen wir zum Gebrauch, zur Übung. Ohne diese stocken unsre Lebenssäfte, unsre Organe werden matt; der Körper, ein lebendiger Leichnam, stirbt lange vorher, eh er stirbt, er verwest eines langsamen, elenden, unnatürlichen Todes. Wollte die Natur uns also die erste unentbehrliche Grundlage der Glückseligkeit, Gesundheit, gewähren, so mußte sie uns Übung, Mühe und Arbeit verleihn und dadurch dem Menschen sein Wohlsein lieber aufdringen, als daß er dasselbe entbehren sollte. Daher verkaufen wie die Griechen sagen, die Götter den Sterblichen alles um Arbeit; nicht aus Neid, sondern aus Güte, weil eben in diesem Kampf, in diesem Streben nach der erquickenden Ruhe der größte Genuß des Wohlseins, das Gefühl wirksamer, strebender Kräfte lieget. Nur in denen Klimaten oder Ständen siechet die Menschheit, wo ein entkräftender Müßiggang, eine üppige Trägheit die Körper lebendig begräbt und sie zu blassen Leichen oder zu Lasten, die sich selbst beschweren, umbildet; in andern und gerade in den

härtesten Lebensarten und Ländern blühet der kräftigste Wuchs, die gesundeste, schönste Symmetrie menschlicher Glieder. Gehet die Geschichte der Nationen durch und leset, was Pagès z. E. von der Bildung der Chaktas, der Tegas, vom Charakter der Bissayen, der Indier, der Araber saget¹⁵², selbst das drückendste Klima macht wenig Unterschied in der Dauer des Menschenlebens, und eben der Mangel ist's, der die fröhlichen Armen zur gesundheitsbringenden Arbeit stärket. Auch die Mißbildungen des Leibes, die sich hie oder da auf der Erde als genetischer Charakter oder als ererbte Sitte finden, schaden der Gesundheit weniger als unser künstliche Putz, unsre hundert angestrengte, unnatürliche Lebensweisen; denn was will ein größerer Ohrlappe der Arakaner, ein ausgerupfter Bart der Ost- und Westindier oder etwa eine durchbohrte Nase zu der eingedruckten, gequälten Brust, zum vorsinkenden Knie und mißgebildeten Fuß, zu den verwachsenen oder rachitischen Gestalten und den zusammengepreßten Eingeweiden so vieler feinen Europäer und Europäerinnen sagen? Lasset uns also die Vorsehung preisen, daß, da Gesundheit der Grund aller unsrer physischen Glückseligkeit ist, sie dies Fundament so weit und breit auf der Erde legte. Die Völker, von denen wir glauben, daß sie sie als Stiefmutter behandelt habe, waren ihr vielleicht die liebsten Kinder; denn wenn sie ihnen

kein träges Gastmahl süßer Gifte bereitete, so reichte sie ihnen dafür durch die harten Hände der Arbeit den Kelch der Gesundheit und einer von innen sie erquickenden Lebenswärme. Kinder der Morgenröte, blühen sie auf und ab; eine oft gedankenlose Heiterkeit, ein inniges Gefühl ihres Wohlseins ist ihnen Glückseligkeit, Bestimmung und Genuß des Lebens; könnte es auch einen andern, einen sanftern und dauerndern geben?

2. Wir rühmen uns unsrer feinen Seelenkräfte; lasset uns aber aus der traurigen Erfahrung lernen, daß nicht jede entwickelte Feinheit Glückseligkeit gewähre, ja daß manches zu feine Werkzeug eben dadurch untüchtig zum Gebrauch werde. Die Spekulation z. E. kann das Vergnügen nur weniger, müßiger Menschen sein, und auch ihnen ist sie oft, wie der Genuß des Opium in den Morgenländern, ein entkräftend-verzerrendes, einschläferndes Traumvergnügen. Der wachende, gesunde Gebrauch der Sinne, tätiger Verstand in wirklichen Fällen des Lebens, muntere Aufmerksamkeit, mit reger Erinnerung, mit schnellem Entschluß, mit glücklicher Wirkung begleitet: sie allein sind das, was wir Gegenwart des Geistes, innere Lebenskraft nennen, die sich also auch mit dem Gefühl einer gegenwärtigen wirksamen Kraft, mit Glückseligkeit und Freude selbst belohnt. Glaubet es nicht, ihr Menschen, daß eine unzeitige, maßlose

Verfeinerung oder Ausbildung Glückseligkeit sei oder daß die tote Nomenklatur aller Wissenschaften, der seiltänzerische Gebrauch aller Künste einem lebendigen Wesen die Wissenschaft des Lebens gewähren könne; denn Gefühl der Glückseligkeit erwirbt sich nicht durch das Rezept auswendig gelernter Namen oder gelernter Künste. Ein mit Kenntnissen überfüllter Kopf, und wenn es auch goldene Kenntnisse wären, er erdrückt den Leib, verengt die Brust, verdunkelt den Blick und wird dem, der ihn trägt, eine kranke Last des Lebens. Je mehr wir verfeinernd unsre Seelenkräfte teilen, desto mehr ersterben die müßigen Kräfte; auf das Gerüst der Kunst gespannt, verwelken unsre Fähigkeiten und Glieder an diesem prangenden Kreuze. Nur auf dem Gebrauch der ganzen Seele, insonderheit ihrer tätigen Kräfte, ruhet der Segen der Gesundheit; und da lasset uns abermals der Vorsehung danken, daß sie es mit dem Ganzen des Menschengeschlechts nicht zu fein nahm und unsre Erde zu nichts weniger als einem Hörsaal gelehrter Wissenschaften bestimmte. Schonend ließ sie bei den meisten Völkern und Ständen der Menschheit die Seelenkräfte in einem festen Knäuel beisammen und entwickelte diesen nur, wo es die Not beehrte. Die meisten Nationen der Erde wirken und phantasieren, lieben und hassen, hoffen und fürchten, lachen und weinen wie Kinder; sie genießen also auch wenigstens

die Glückseligkeit kindlicher Jugendträume. Wehe dem Armen, der seinen Genuß des Lebens sich erst ergrübelt!

3. Da endlich unser Wohlsein mehr ein stilles Gefühl als ein glänzender Gedanke ist, so sind es allerdings auch weit mehr die Empfindungen des Herzens als die Wirkungen einer tiefsinnigen Vernunft, die uns mit Liebe und Freude am Leben lohnen. Wie gut hat es also die große Mutter gemacht, daß sie die Quelle des Wohlwollens gegen sich und andre, die wahre Humanität unsres Geschlechts, zu der es erschaffen ist, fast unabhängig von Beweggründen und künstlichen Triebfedern in die Brust der Menschen pflanzte. Jedes Lebendige freuet sich seines Lebens; es fragt und grübelt nicht, wozu es da sei; sein Dasein ist ihm Zweck, und sein Zweck das Dasein. Kein Wilder mordete sich selbst, sowenig ein Tier sich selbst mordet; er pflanzt sein Geschlecht fort, ohne zu wissen, wozu er's fortpflanze, und unterzieht sich auch unter dem Druck des härtesten Klima aller Mühe und Arbeit, nur damit er lebe. Dies einfache, tiefe, unersetzliche Gefühl des Daseins also ist Glückseligkeit, ein kleiner Tropfe aus jenem unendlichen Meer des Allseligen, der in allem ist und sich in allem freuet und fühlet. Daher jene unzerstörbare Heiterkeit und Freude, die mancher Europäer auf den Gesichtern und im Leben fremder Völker bewunderte, weil er sie bei

seiner unruhigen Rastlosigkeit in sich nicht fühlte; daher auch jenes offene Wohlwollen, jene zuvorkommende, zwanglose Gefälligkeit aller glücklichen Völker der Erde, die nicht zur Rache oder Verteidigung gezwungen wurden. Nach den Berichten der Unparteiischen ist diese so allgemein ausgebreitet auf der Erde, daß ich sie den Charakter der Menschheit nennen möchte, wenn es nicht leider ebensowohl Charakter dieser zweideutigen Natur wäre, das offene Wohlwollen, die dienstfertige Heiterkeit und Freude in sich und andern einzuschränken, um sich aus Wahn oder aus Vernunft gegen die künftige Not zu waffnen. Ein in sich glückliches Geschöpf, warum sollte es nicht auch andre glücklich neben sich sehen und, wo es kann, zu ihrer Glückseligkeit beitragen? Nur weil wir selbst, mit Mangel umringt, so vielbedürftig sind und es durch unsre Kunst und List noch mehr werden, so verengen sich unser Dasein, und die Wolke des Argwohns, des Kummers, der Mühe und Sorgen umnebelt ein Gesicht das für die offene, teilnehmende Freude gemacht war. Indes auch hier hatte die Natur das menschliche Herz in ihrer Hand und formte den fühlbaren Teig auf so mancherlei Arten, daß, wo sie nicht gebend befriedigen konnte, sie wenigstens versagend zu befriedigen suchte. Der Europäer hat keinen Begriff von den heißen Leidenschaften und Phantomen, die in der Brust des Negers glühen, und der Indier

keinen Begriff von den unruhigen Begierden, die den Europäer von einem Weltende zum andern jagen. Der Wilde, der nicht auf üppige Weise zärtlich sein kann, ist es desto mehr auf eine gesetzte ruhige Weise; dagegen wo die Flamme des Wohlwollens lichte Funken umherwirft, da verglühet sie auch bald und erstirbt in diesen Funken. Kurz, das menschliche Gefühl hat alle Formen erhalten, die auf unsrer Kugel in den verschiedenen Klimaten, Zuständen und Organisationen der Menschen nur stattfanden; allenthalben aber liegt Glückseligkeit des Lebens nicht in der wühlenden Menge von Empfindungen und Gedanken, sondern in ihrem Verhältnis zum wirklichen innern Genuß unseres Daseins und dessen, was wir zu unserm Dasein rechnen. Nirgend auf Erden blühet die Rose der Glückseligkeit ohne Dornen; was aber aus diesen Dornen hervorgeht, ist allenthalben und unter allerlei Gestalten die zwar flüchtige, aber schöne Rose einer menschlichen Lebensfreude.

Irre ich nicht, so lassen sich nach diesen einfachen Voraussetzungen, deren Wahrheit jede Brust fühlet, einige Linien ziehen, die wenigstens manche Zweifel und Irrungen über die Bestimmung des Menschengeschlechts abschneiden. Was z. B. könnte es heißen, daß der Mensch, wie wir ihn hier kennen, zu einem unendlichen Wachstum seiner Seelenkräfte zu einer fortgehenden Ausbreitung seiner Empfindungen und

Wirkungen, ja gar, daß er für den Staat, als das Ziel seines Geschlechts, und alle Generationen desselben eigentlich nur für die letzte Generation gemacht sein, die auf dem zerfallenen Gerüst der Glückseligkeit aller vorhergehenden throne?

Der Anblick unsrer Mitbrüder auf der Erde, ja selbst die Erfahrung jedes einzelnen Menschenlebens widerlegt diese der schaffenden Vorsehung untergeschobenen Plane. Zu einer ins Unermeßliche wachsenden Fülle der Gedanken und der Empfindungen ist weder unser Haupt noch unser Herz gebildet, weder unsre Hand gemacht noch unser Leben berechnet. Blühen nicht unsre schönsten Seelenkräfte ab, wie sie aufblühten? Ja, wechseln nicht mit Jahren und Zuständen sie selbst untereinander und lösen im freundschaftlichen Zwist oder vielmehr in einem kreisenden Reigentanz einander ab? Und wer hätte es nicht erfahren, daß eine grenzenlose Ausbreitung seiner Empfindungen diese nur schwäche und vernichte, indem sie das, was Seil der Liebe sein soll, als eine verteilte Flocke den Lüften gibt oder mit seiner verbrannten Asche das Auge des andern benebelt. Da wir unmöglich andre mehr oder anders als uns selbst lieben können; denn wir lieben sie nur als Teile unser selbst oder vielmehr uns selbst in ihnen so ist allerdings die Seele glücklich, die wie ein höherer Geist mit ihrer Wirksamkeit viel umfasset und es in rastloser

Wohltätigkeit zu ihr selbst zählt; elend ist aber die andre, deren Gefühl, in Worte verschwemmet, weder sich noch andern tauget. Der Wilde, der sich, der sein Weib und Kind mit ruhiger Freude liebt und für seinen Stamm wie für sein Leben mit beschränkter Wirksamkeit glühet, ist, wie mich dünkt, ein wahreres Wesen als jener gebildete Schatte, der für den Schatten seines ganzen Geschlechts, d. i. für einen Namen, in Liebe entzückt ist. In seiner armen Hütte hat jener für jeden Fremden Raum, den er mit gleichgültiger Gutmütigkeit als seinen Bruder aufnimmt und ihn nicht einmal, wo er her sei, fraget. Das verschwemmte Herz des müßigen Kosmopoliten ist eine Hütte für niemand.

Sehen wir denn nicht, meine Brüder, daß die Natur alles, was sie konnte, getan habe, nicht um uns auszubreiten, sondern um uns einzuschränken und uns eben an den Umriß unsres Lebens zu gewöhnen? Unsre Sinne und Kräfte haben ein Maß: die *Horen* unsrer Tage und Lebensalter geben einander nur wechselnd die Hände, damit die ankommende die verschwundene ablöse. Es ist also ein Trug der Phantasie, wenn der Mann und Greis sich noch zum Jünglinge träumet. Vollends jene Lüsterheit der Seele, die, selbst der Begierde zuvorkommend, sich augenblicks in Ekel verwandelt, ist sie Paradieses Lust oder vielmehr Tantalus' Hölle, das ewige Schöpfen der unsinnig

gequälten Danaiden? Deine einzige Kunst, o Mensch, hienieden ist also Maß! Das Himmelskind Freude, nach dem du verlangest, ist um dich, ist in dir, eine Tochter der Nüchternheit und des stillen Genusses, eine Schwester der Gnügsamkeit und der Zufriedenheit mit deinem Dasein im Leben und Tode.

Noch weniger ist's begreiflich, wie der Mensch also für den Staat gemacht sein soll, daß aus dessen Einrichtung notwendig seine erste wahre Glückseligkeit keime; denn wie viele Völker auf der Erde wissen von keinem Staat, die dennoch glücklicher sind als mancher gekreuzigte Staatswohltäter. Ich will mich auf keinen Teil des Nutzens oder des Schadens einlassen, den diese künstliche Anstalten der Gesellschaft mit sich führen; da jede Kunst aber nur Werkzeug ist und das künstlichste Werkzeug notwendig den vorsichtigsten, feinsten Gebrauch erfordert, so ist offenbar, daß mit der Größe der Staaten und mit der feinern Kunst ihrer Zusammensetzung notwendig auch die Gefahr, einzelne Unglückliche zu schaffen, unermesslich zunimmt. In großen Staaten müssen Hunderte hungern, damit einer prasse und schwelge; Zehntausende werden gedrückt und in den Tod gejaget, damit ein gekrönter Tor oder Weiser seine Phantasie ausfahre. Ja endlich, da, wie alle Staatslehrer sagen, jeder wohleingerichtete Staat eine Maschine sein muß, die nur der Gedanke *eines* regieret: welche größere

Glückseligkeit könnte es gewähren, in dieser Maschine als ein gedankenloses Glied mitzudienen? Oder vielleicht gar wider besser Wissen und Gefühl lebenslang in ihr auf ein Rad Ixions geflochten zu sein, das dem Traurig-Verdammtten keinen Trost läßt, als etwa die letzte Tätigkeit seiner selbstbestimmenden, freien Seele wie ein geliebtes Kind zu ersticken und in der Unempfindlichkeit einer Maschine sein Glück zu finden? - O wenn wir Menschen sind, so laßt uns der Vorsehung danken, daß sie das allgemeine Ziel der Menschheit nicht dahin setzte! Millionen des Erdballs leben ohne Staaten, und muß nicht ein jeder von uns auch im künstlichsten Staat, wenn er glücklich sein will, es eben da anfangen, wo es der Wilde anfängt, nämlich daß er Gesundheit und Seelenkräfte, das Glück seines Hauses und Herzens, nicht vom Staat, sondern von sich selbst erringe und erhalte? Vater und Mutter, Mann und Weib, Kind und Bruder, Freund und Mensch - das sind Verhältnisse der Natur, durch die wir glücklich werden; was der Staat uns geben kann, sind Kunstwerkzeuge, leider aber kann er uns etwas weit Wesentlicheres, *uns* selbst, rauben.

Gütig also dachte die Vorsehung, da sie den Kunstendzwecken großer Gesellschaften die leichtere Glückseligkeit einzelner Menschen vorzog und jene kostbaren Staatsmaschinen, soviel sie konnte, den

Zeiten ersparte. Wunderbar teilte sie die Völker, nicht nur durch Wälder und Berge, durch Meere und Wüsten, durch Ströme und Klimate, sondern insonderheit auch durch Sprachen, Neigungen und Charaktere, nur damit sie dem unterjochenden Despotismus sein Werk erschwerte und nicht alle Weltteile in den Bauch eines hölzernen Pferdes steckte. Keinem Nimrod gelang es bisher, für sich und sein Geschlecht die Bewohner des Weltalls in *ein* Gehege zusammenzujagen; und wenn es seit Jahrhunderten der Zweck des verbündeten Europa wäre, die glückaufzwingende Tyrannin aller Erdnationen zu sein, so ist die Glückesgöttin noch weit von ihrem Ziele. Schwach und kindisch wäre die schaffende Mutter gewesen, die die echte und einzige Bestimmung ihrer Kinder, glücklich zu sein, auf die Kunsträder einiger Spätlinge gebauet und von ihren Händen den Zweck der Erdeschöpfung erwartet hätte. Ihr Menschen aller Weltteile, die ihr seit Äonen dahinginget, ihr hättet also nicht gelebt und etwa nur mit eurer Asche die Erde gedüngt, damit am Ende der Zeit eure Nachkommen durch europäische Kultur glücklich würden: was fehlet einem stolzen Gedanken dieser Art, daß er nicht Beleidigung der Naturmajestät heiße?

Wenn Glückseligkeit auf der Erde anzutreffen ist, so ist sie in jedem fühlenden Wesen; ja sie muß in ihm durch Natur sein, und auch die helfende Kunst

muß zum Genuß in ihm Natur werden. Hier hat nun jeder Mensch das Maß seiner Seligkeit in sich; er trägt die Form an sich, zu der er gebildet worden und in deren reinem Umriß er allein glücklich werden kann. Eben deswegen hat die Natur alle ihre Menschenformen auf der Erde erschöpft, damit sie für jede derselben in ihrer Zeit und an ihrer Stelle einen Genuß hätte, mit dem sie den Sterblichen durchs Leben hindurch täuschte.

Neuntes Buch

I

So gern der Mensch alles aus sich selbst hervorzubringen wähnet, so sehr hanget er doch in der Entwicklung seiner Fähigkeiten von andern ab

Nicht nur Philosophen haben die menschliche Vernunft, als unabhängig von Sinnen und Organen, zu einer ihm ursprünglichen, reinen Potenz erhoben, sondern auch der sinnliche Mensch wähnet im Traum seines Lebens, er sei alles, was er ist, durch sich selbst worden. Erklärlich ist dieser Wahn, zumal bei dem sinnlichen Menschen. Das Gefühl der Selbsttätigkeit, das ihm der Schöpfer gegeben hat, regt ihn zu Handlungen auf und belohnt ihn mit dem süßesten Lohn einer selbstvollendeten Handlung. Die Jahre seiner Kindheit sind vergessen; die Keime, die er darin empfing, ja, die er noch täglich empfängt, schlummern in seiner Seele; er siehet und genießt nur den entsproßten Stamm und freut sich seines lebendigen Wuchses, seiner fruchttragenden Zweige. Der Philosoph indes, der die Genesis und den Umfang eines Menschenlebens in der Erfahrung kennet und ja auch die ganze Kette der Bildung unsres Geschlechts in der

Geschichte verfolgen könnte, er müßte, dünkt mich, da ihn alles an Abhängigkeit erinnert, sich aus seiner idealischen Welt, in der er sich allein und allgnugsam fühlet, gar bald in unsre wirkliche zurückfinden.

Sowenig ein Mensch seiner natürlichen Geburt nach aus sich entspringt, sowenig ist er im Gebrauch seiner geistigen Kräfte ein Selbstgeborner. Nicht nur der Keim unsrer innern Anlagen ist genetisch wie unser körperliches Gebilde, sondern auch jede Entwicklung dieses Keimes hängt vom Schicksal ab, das uns hie- oder dorthin pflanzte und nach Zeit und Jahren die Hilfsmittel der Bildung um uns legte. Schon das Auge mußte sehen, das Ohr hören lernen; und wie künstlich das vornehmste Mittel unsrer Gedanken, die Sprache, erlangt werde, darf keinem verborgen bleiben. Offenbar hat die Natur auch unsern ganzen Mechanismus samt der Beschaffenheit und Dauer unsrer Lebensalter zu dieser fremden Beihülfe eingerichtet. Das Hirn der Kinder ist weich und hängt noch an der Hirnschale; langsam bildet es seine Streifen aus und wird mit den Jahren erst fester, bis es allmählich sich härtet und keine neuen Eindrücke mehr annimmt. So sind die Glieder, so die Triebe des Kindes; jene sind zart und zur Nachahmung eingerichtet, diese nehmen, was sie sehen und hören, mit wunderbar-reger Aufmerksamkeit und innerer Lebenskraft auf. Der Mensch ist also eine künstliche Maschine, zwar mit

genetischer Disposition und einer Fülle von Leben begabt; aber die Maschine spielt sich nicht selbst, und auch der fähigste Mensch muß lernen, wie er sie spiele. Die Vernunft ist ein Aggregat von Bemerkungen und Übungen unsrer Seele, eine Summe der Erziehung unsres Geschlechts, die nach gegebenen fremden Vorbildern der Erzogne zuletzt als ein fremder Künstler an sich vollendet.

Hier also liegt das Principium zur Geschichte der Menschheit, ohne welches es keine solche Geschichte gäbe. Empfinge der Mensch alles aus sich und entwickelte es abgetrennt von äußern Gegenständen, so wäre zwar eine Geschichte des Menschen, aber nicht der Menschen, nicht ihres ganzen Geschlechts möglich. Da nun aber unser spezifische Charakter eben darin liegt, daß wir, beinah ohne Instinkt geboren, nur durch eine lebenslange Übung zur Menschheit gebildet werden, und sowohl die Perfektibilität als die Korruptibilität unsres Geschlechts hierauf beruhet, so wird eben damit auch die Geschichte der Menschheit notwendig ein Ganzes, d. i. eine Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition vom ersten bis zum letzten Gliede.

Es gibt also eine Erziehung des Menschengeschlechts, eben weil jeder Mensch nur durch Erziehung ein Mensch wird und das ganze Geschlecht nicht anders als in dieser Kette von Individuen lebet.

Freilich, wenn jemand sagte, daß nicht der einzelne Mensch, sondern das Geschlecht erzogen werde, so spräche er für mich unverständlich, da Geschlecht und Gattung nur allgemeine Begriffe sind, außer sofern sie in einzelnen Wesen existieren. Gäbe ich diesem allgemeinen Begriff nun auch alle Vollkommenheiten der Humanität, Kultur und höchsten Aufklärung, die ein idealischer Begriff gestattet, so hätte ich zur wahren Geschichte unsres Geschlechts ebensoviel gesagt, als wenn ich von der Tierheit, der Steinheit, der Metallheit im allgemeinen spräche und sie mit den herrlichsten, aber in einzelnen Individuen einander widersprechenden Attributen auszierte. Auf diesem Wege der Averroischen Philosophie, nach der das ganze Menschengeschlecht nur *eine*, und zwar eine sehr niedrige Seele besitzt, die sich dem einzelnen Menschen nur teilweise mittheilt auf ihm soll unsre Philosophie der Geschichte nicht wandern. Schränkte ich aber gegenseits beim Menschen alles auf Individuen ein und leugnete die Kette ihres Zusammenhanges sowohl untereinander als mit dem Ganzen, so wäre mir abermals die Natur des Menschen und seine helle Geschichte entgegen; denn kein einzelner von uns ist durch sich selbst Mensch worden. Das ganze Gebilde der Humanität in ihm hängt durch eine geistige Genesis, die Erziehung, mit seinen Eltern, Lehrern, Freunden, mit allen Umständen im Lauf seines Lebens, also

mit seinem Volk und den Vätern desselben, ja endlich mit der ganzen Kette des Geschlechts zusammen, das irgend in einem Gliede *eine* seiner Seelenkräfte berührte. So werden Völker zuletzt Familien, Familien gehen zu Stammvätern hinauf; der Strom der Geschichte enget sich bis zu seinem Quell, und der ganze Wohnplatz unsrer Erde verwandelt sich endlich in ein Erziehungshaus unsrer Familie, zwar mit vielen Abteilungen, Klassen und Kammern, aber doch nach *einem* Typus der Lektionen, der sich mit mancherlei Zusätzen und Veränderungen durch alle Geschlechter vom Urvater heraberbte. Trauen wir's nun dem eingeschränkten Verstande eines Lehrers zu, daß er die Abteilungen seiner Schüler nicht ohne Grund machte, und finden, daß das Menschengeschlecht auf der Erde allenthalben, und zwar den Bedürfnissen seiner Zeit und Wohnung gemäß, eine Art künstlicher Erziehung finde: welcher Verständige, der den Bau unsrer Erde und das Verhältnis der Menschen zu ihm betrachtet, wird nicht vermuten, daß der Vater unsres Geschlechts, der bestimmt hat, wie lange und weit Nationen wohnen sollen, diese Bestimmung auch als Lehrer unsres Geschlechts gemacht habe? Wird, wer ein Schiff betrachtet, eine Absicht des Werkmeisters in ihm leugnen? Und wer das künstliche Gebilde unsrer Natur mit jedem Klima der bewohnbaren Erde vergleicht, wird er dem Gedanken entfliehen können, daß

nicht auch in Absicht der geistigen Erziehung die klimatische Diversität der vielartigen Menschen ein Zweck der Erdeschöpfung gewesen? Da aber der Wohnplatz allein noch nicht alles ausmacht, indem lebendige, uns ähnliche Wesen dazu gehören, uns zu unterrichten, zu gewöhnen, zu bilden: mich dünkt, so gibt es eine Erziehung des Menschengeschlechts und eine Philosophie seiner Geschichte so gewiß, so wahr es eine Menschheit, d. i. eine Zusammenwirkung der Individuen, gibt, die uns allein zu Menschen machte.

Sofort werden uns auch die Prinzipien dieser Philosophie offenbar, einfach und unverkennbar, wie es die Naturgeschichte des Menschen selbst ist: sie heißen *Tradition und organische Kräfte*. Alle Erziehung kann nur durch Nachahmung und Übung, also durch Übergang des Vorbildes ins Nachbild, werden; und wie könnten wir dies besser als Überlieferung nennen? Der Nachahmende aber muß Kräfte haben, das Mitgeteilte und Mitteilbare aufzunehmen und es wie die Speise, durch die er lebt, in seine Natur zu verwandeln. Von wem er also, was und wieviel er aufnehme, wie er's sich zueigne, nutze und anwende: das kann nur durch seine, des Aufnehmenden, Kräfte bestimmt werden; mithin wird die Erziehung unsres Geschlechts in zwiefachem Sinn genetisch und organisch: genetisch durch die Mitteilung, organisch durch die Aufnahme und Anwendung des Mitgeteilten.

Wollen wir diese zweite Genesis des Menschen, die sein ganzes Leben durchgeht, von der Bearbeitung des Ackers *Kultur* oder vom Bilde des Lichts *Aufklärung* nennen, so stehet uns der Name frei; die Kette der Kultur und Aufklärung reicht aber sodann bis ans Ende der Erde. Auch der Kalifornier und Feuerländer lernte Bogen und Pfeile machen und sie gebrauchen; er hat Sprache und Begriffe, Übungen und Künste, die er lernte, wie wir sie lernen; sofern ward er also wirklich kultiviert und aufgekläret, wiewohl im niedrigsten Grade. Der Unterschied zwischen aufgeklärten und unaufgeklärten, zwischen kultivierten und unkultivierten Völkern ist also nicht spezifisch, sondern nur gradweise. Das Gemälde der Nationen hat hier unendliche Schattierungen, die mit den Räumen und Zeiten wechseln; es kommt also auch bei ihm, wie bei jedem Gemälde, auf den Standpunkt an, in dem man die Gestalten wahrnimmt. Legen wir den Begriff der europäischen Kultur zum Grunde, so findet sich diese allerdings nur in Europa; setzen wir gar noch willkürliche Unterschiede zwischen Kultur und Aufklärung fest, deren keine doch, wenn sie rechter Art ist, ohne die andre sein kann, so entfernen wir uns noch weiter ins Land der Wolken. Bleiben wir aber auf der Erde und sehen im allgemeinsten Umfange das an, was uns die Natur, die den Zweck und Charakter ihres Geschöpfs am besten kennen mußte, als menschliche

Bildung selbst vor Augen legt, so ist dies keine andre als *die Tradition einer Erziehung zu irgendeiner Form menschlicher Glückseligkeit und Lebensweise*. Diese ist allgemein wie das Menschengeschlecht, ja unter den Wilden oft am tätigsten, wiewohl nur in einem engern Kreise. Bleibt der Mensch unter Menschen, so kann er dieser bildenden oder mißbildenden Kultur nicht entweichen: Tradition tritt zu ihm und formt seinen Kopf und bildet seine Glieder. Wie jene ist und wie diese sich bilden lassen, so wird der Mensch, so ist er gestaltet. Selbst Kinder, die unter die Tiere gerieten, nahmen, wenn sie einige Zeit bei Menschen gelebt hatten, schon menschliche Kultur unter dieselbe, wie die bekannten meisten Exempel beweisen; dagegen ein Kind, das vom ersten Augenblick der Geburt an der Wölfin übergeben würde, der einzige unkultivierte Mensch auf der Erde wäre.

Was folgt aus diesem festen und durch die ganze Geschichte unsres Geschlechts bewährten Gesichtspunkt? Zuerst ein Grundsatz, der, wie unserm Leben, so auch dieser Betrachtung Aufmunterung und Trost gibt, nämlich: Ist das Menschengeschlecht nicht durch sich selbst entstanden, ja, wird es Anlagen in seiner Natur gewahr, die keine Bewunderung gnugsam preiset, so muß auch die Bildung dieser Anlagen vom Schöpfer durch Mittel bestimmt sein, die seine weiseste Vatergüte verraten. Ward das leibliche Auge

vergebens so schön gebildet, und findet es nicht sogleich den goldnen Lichtstrahl vor sich, der für dasselbe, wie das Auge für den Lichtstrahl, erschaffen ist und die Weisheit seiner Anlage vollendet? So ist's mit allen Sinnen, mit allen Organen: sie finden ihre Mittel zur Ausbildung, das Medium, zu dem sie geschaffen wurden. Und mit den geistigen Sinnen und Organen, auf deren Gebrauch der Charakter des Menschengeschlechts sowie die Art und das Maß seiner Glückseligkeit beruhet: hier sollte es anders sein? Hier sollte der Schöpfer seine Absicht, mithin die Absicht der ganzen Natur, sofern sie vom Gebrauch menschlicher Kräfte abhängt, verfehlt haben? Unmöglich! Jeder Wahn hierüber muß an uns liegen, die wir dem Schöpfer entweder falsche Zwecke unterschieben oder, soviel an uns ist, sie vereiteln. Da aber auch diese Vereitelung ihre Grenzen haben muß und kein Entwurf des Allweisen von einem Geschöpf seiner Gedanken verrückt werden kann, so lasset uns sicher und gewiß sein, daß, was Absicht Gottes auf unsrer Erde mit dem Menschengeschlecht ist, auch in seiner verworrensten Geschichte unverkennbar bleibe. Alle Werke Gottes haben dieses eigen, daß, ob sie gleich alle zu *einem* unübersehlichen Ganzen gehören, jedes dennoch auch für sich ein Ganzes ist und den göttlichen Charakter seiner Bestimmung an sich trägt. So ist's mit der Pflanze und mit dem Tier; wäre es mit

dem Menschen und seiner Bestimmung anders? Daß Tausende etwa nur für *einen*, daß alle vergangenen Geschlechter fürs letzte, daß endlich alle Individuen nur für die Gattung, d. i. für das Bild eines abstrakten Namens, hervorgebracht wären? So spielt der Allweise nicht; er dichtet keine abgezogenen Schattenträume; in jedem seiner Kinder liebet und fühlt er sich mit dem Vatergefühl, als ob dies Geschöpf das *einzig*e seiner Welt wäre. Alle seine Mittel sind Zwecke, alle seine Zwecke Mittel zu größern Zwecken, in denen der Unendliche allerfüllend sich offenbaret. Was also jeder Mensch ist und sein kann, das muß Zweck des Menschengeschlechts sein; und was ist dies? Humanität und Glückseligkeit auf dieser Stelle, in diesem Grad, als dies und kein andres Glied der Kette von Bildung, die durchs ganze Geschlecht reicht. Wo und wer du geboren bist, o Mensch, da bist du, der du sein solltest; verlaß die Kette nicht, noch setze dich über sie hinaus, sondern schlinge dich an sie! Nur in ihrem Zusammenhange, in dem, was du empfängest und gibst, und also in beidem Fall tätig wirst, nur da wohnt für dich Leben und Friede.

Zweitens. Sosehr es dem Menschen schmeichelt, daß ihn die Gottheit zu ihrem Gehülfen angenommen und seine Bildung hienieden ihm selbst und seinesgleichen überlassen habe, so zeigt doch eben dies von der Gottheit erwählte Mittel die Unvollkommenheit

unsres irdischen Daseins, indem wir eigentlich Menschen noch nicht sind, sondern täglich werden. Was ist's für ein armes Geschöpf, das nichts aus sich selbst hat, das alles durch Vorbild, Lehre, Übung bekommt und, wie ein Wachs, darnach Gestalten annimmt! Man sehe, wenn man auf seine Vernunft stolz ist, den Spielraum seiner Mitbrüder an auf der weiten Erde oder höre ihre vieltönige, dissonante Geschichte. Welche Unmenschlichkeit gäbe es, zu der sich nicht ein Mensch, eine Nation, ja oft eine Reihe von Nationen gewöhnen konnte, sogar daß ihrer viele und vielleicht die meisten das Fleisch ihrer Mitbrüder fraßen? Welche törichte Einbildung wäre denkbar, die die erbliche Tradition nicht hie oder da wirklich geheiligt hätte? Niedriger also kann kein vernünftiges Geschöpf stehen, als der Mensch steht; denn er ist lebenslang nicht nur ein Kind an Vernunft, sondern sogar ein Zögling der Vernunft anderer. In welche Hände er fällt, darnach wird er gestaltet, und ich glaube nicht, daß irgendeine Form der menschlichen Sitte möglich sei, in der nicht ein Volk oder ein Individuum desselben existiert oder existiert habe. Alle Laster und Greuelthaten erschöpfen sich in der Geschichte, bis endlich hie und da eine edlere Form menschlicher Gedanken und Tugenden erscheint. Nach dem vom Schöpfer erwählten Mittel, daß unser Geschlecht nur durch unser Geschlecht gebildet würde, war's nicht

anders möglich: Torheiten mußten sich vererben wie die sparsamen Schätze der Weisheit; der Weg der Menschen ward einem Labyrinth gleich, mit Abwegen auf allen Seiten, wo nur wenige Fußtapfen zum innersten Ziel führen. Glücklich ist der Sterbliche, der dahin ging oder führte, dessen Gedanken, Neigungen und Wünsche oder auch nur die Strahlen seines stillen Beispiels auf die schönere Humanität seiner Mitbrüder fortgewirkt haben. Nicht anders wirkt Gott auf der Erde als durch erwählte, größere Menschen; Religion und Sprache, Künste und Wissenschaften, ja die Regierungen selbst können sich mit keiner schönern Krone schmücken als mit diesem Palmzweige der sittlichen Fortbildung in menschlichen Seelen. Unser Leib vermodert im Grabe, und unsers Namens Bild ist bald ein Schatte auf Erden; nur in der Stimme Gottes, d. i. der bildenden Tradition einverleibt, können wir auch mit namenloser Wirkung in den Seelen der Unsern tätig fortleben.

Drittens. Die Philosophie der Geschichte also, die die Kette der Tradition verfolgt, ist eigentlich die wahre Menschengeschichte, ohne welche alle äußere Weltbegebenheiten nur Wolken sind oder erschreckende Mißgestalten werden. Grausenvoll ist der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmern zu sehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schicksals ohne dauernde Absicht!

Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menscheng Geist unsterblich und fortwirkend lebet. Glorreiche Namen, die in der Geschichte der Kultur als Genien des Menschengeschlechts, als glänzende Sterne in der Nacht der Zeiten schimmern! Laß es sein, daß der Verfolg der Äonen manches von ihrem Gebäude zertrümmerte und vieles Gold in den Schlamm der Vergessenheit senkte die Mühe ihres Menschenlebens war dennoch nicht vergeblich; denn was die Vorsehung von ihrem Werk retten wollte, rettete sie in andern Gestalten. Ganz und ewig kann ohnedies kein Menschendenkmal auf der Erde dauern, da es im Strom der Generationen nur von den Händen der Zeit für die Zeit errichtet war und augenblicklich der Nachwelt verderblich wird, sobald es ihr neues Bestreben unnötig macht oder aufhält. Auch die wandelbare Gestalt und die Unvollkommenheit aller menschlichen Wirkung lag also im Plan des Schöpfers. Torheit mußte erscheinen, damit die Weisheit sie überwinde; zerfallende Brechlichkeit auch der schönsten Werke war von ihrer Materie unzertrennlich, damit auf den Trümmern derselben eine neue bessernde oder bauende Mühe der Menschen stattfände; denn alle sind wir hier nur in einer Werkstätte der Übung. Jeder einzelne muß davon, und da es ihm sodann gleich sein kann, was die Nachwelt mit

seinen Werken vornehme, so wäre es einem guten Geist sogar widrig, wenn die folgenden Geschlechter solche mit toter Stupidität anbeten und nichts Eigenes unternehmen wollten. Er gönnet ihnen diese neue Mühe; denn was er aus der Welt mitnahm, war seine gestärkte Kraft, die innere reiche Frucht seiner menschlichen Übung.

Goldene Kette der Bildung also, du, die die Erde umschlingt und durch alle Individuen bis zum Thron der Vorsehung reichet: seitdem ich dich ersah und in deinen schönsten Gliedern, den Vater- und Mutter-, den Freundes- und Lehrer-Empfindungen, verfolgte, ist mir die Geschichte nicht mehr, was sie mir sonst schien, ein Greuel der Verwüstung auf einer heiligen Erde. Tausend Schandtaten stehen da, mit häßlichem Lobe verschleiert; tausend andre stehn in ihrer ganzen Häßlichkeit daneben, um allenthalben doch das sparsame wahre Verdienst wirkender Humanität auszuzeichnen, das auf unsrer Erde immer still und verborgen ging und selten die Folgen kannte, die die Vorsehung aus seinem Leben, wie den Geist aus der Masse, hervorzog. Nur unter Stürmen konnte die edle Pflanze erwachsen; nur durch Entgegenstreben gegen falsche Anmaßungen mußte die süße Mühe der Menschen Siegerin werden; ja, oft schien sie unter ihrer reinen Absicht gar zu erliegen. Aber sie erlag nicht. Das Samenkorn aus der Asche des Guten ging in der Zukunft

desto schöner hervor, und mit Blut befeuchtet, stieg es meistens zur unverwelklichen Krone. Das Maschinenwerk der Revolutionen irret mich also nicht mehr: es ist unserm Geschlecht so nötig wie dem Strom seine Wogen, damit er nicht ein stehender Sumpf werde. Immer verjüngt in seinen Gestalten, blüht der Genius der Humanität auf und ziehet palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter.

II

Das sonderbare Mittel zur Bildung der Menschen ist Sprache

Im Menschen, ja selbst im Affen, findet sich ein sonderbarer Trieb der Nachahmung, der keinesweges die Folge einer vernünftigen Überlegung, sondern ein unmittelbares Erzeugnis der organischen Sympathie scheint. Wie eine Saite der andern zutönt und mit der reinern Dichtigkeit und Homogenität aller Körper auch ihre vibrierende Fähigkeit zunimmt, so ist die menschliche Organisation, als die feinste von allen, notwendig auch am meisten dazu gestimmt, den Klang aller andern Wesen nachzuhallen und in sich zu fühlen. Die Geschichte der Krankheiten zeigt, daß nicht nur Affekten und körperliche Wunden, daß selbst der Wahnsinn sich sympathetisch fortbreiten konnte.

Bei Kindern sehen wir also die Wirkungen dieses Consensus gleichgestimmter Wesen im hohen Grade; ja eben auch dazu sollte ihr Körper lange Jahre ein leicht zurücktönendes Saitenspiel bleiben. Handlungen und Gebärden, selbst Leidenschaften und Gedanken gehen unvermerkt in sie über, so daß sie auch zu dem, was sie noch nicht üben können, wenigstens

gestimmt werden und einem Triebe, der eine Art geistiger Assimilation ist, unwissend folgen. Bei allen Söhnen der Natur, den wilden Völkern, ist's nicht anders. Geborne Pantomimen, ahmen sie alles, was ihnen erzählt wird oder was sie ausdrücken wollen, lebhaft nach und zeigen damit in Tänzen, Spielen, Scherz und Gesprächen ihre eigentliche Denkart. Nachahmend nämlich kam ihre Phantasie zu diesen Bildern; in Typen solcher Art bestehet der Schatz ihres Gedächtnisses und ihrer Sprache; daher gehen auch ihre Gedanken so leicht in Handlung und lebendige Tradition über.

Durch alle diese Mimik indessen wäre der Mensch noch nicht zu seinem künstlichen Geschlechtscharakter, der Vernunft, gekommen; zu ihr kommt er allein durch Sprache. Lasset uns bei diesem Wunder einer göttlichen Einsetzung verweilen; es ist außer der Genesis lebendiger Wesen vielleicht das größte der Erdeschöpfung.

Wenn uns jemand ein Rätsel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unsrer verschiedensten Sinne nicht nur in Töne gefaßt, sondern auch diesen Tönen mit inwohnender Kraft so mitgeteilt werden sollen, daß sie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen, ohne Zweifel hielte man dies Problem für den Einfall eines Wahnsinnigen, der, höchst ungleiche Dinge einander substituierend, die Farbe zum Ton,

den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schall zu machen gedächte. Die Gottheit hat das Problem tätig aufgelöst. Ein Hauch unsres Mundes wird das Gemälde der Welt, der Typus unsrer Gedanken und Gefühle in des andern Seele. Von einem bewegten Lüftchen hängt alles ab, was Menschen je auf der Erde Menschliches dachten, wollten, taten und tun werden; denn alle liefen wir noch in Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Odem uns angehaucht hätte und wie ein Zauberton auf unsern Lippen schwebte. Die ganze Geschichte der Menschheit also mit allen Schätzen ihrer Tradition und Kultur ist nichts als eine Folge dieses aufgelösten göttlichen Rätsels. Was uns dasselbe noch sonderbarer macht, ist, daß wir selbst nach seiner Auflösung bei täglichem Gebrauch der Rede nicht einmal den Zusammenhang der Werkzeuge dazu begreifen. Gehör und Sprache hängen zusammen; denn bei den Abartungen der Geschöpfe verändern sich ihre Organe offenbar miteinander. Auch sehen wir, daß zu ihrem Consensus der ganze Körper eingerichtet worden; die innere Art der Zusammenwirkung aber begreifen wir nicht. Daß alle Affekten, insonderheit Schmerz und Freude, Töne werden, daß, was unser Ohr hört, auch die Zunge reget, daß Bilder und Empfindungen geistige Merkmale, daß diese Merkmale bedeutende, ja bewegende Sprache sein können - das alles ist ein Concent

so vieler Anlagen, ein freiwilliger Bund gleichsam, den der Schöpfer zwischen den verschiedensten Sinnen und Trieben, Kräften und Gliedern seines Geschöpfs ebenso wunderbar hat errichten wollen, als er Leib und Seele zusammenfügte.

Wie sonderbar, daß ein bewegter Lufthauch das einzige wenigstens das beste Mittel unsrer Gedanken und Empfindungen sein sollte! Ohne sein unbegreifliches Band mit allen ihm so ungleichen Handlungen unsrer Seele wären diese Handlungen ungeschehen, die feinen Zubereitungen unsres Gehirns müßig, die ganze Anlage unsres Wesens unvollendet geblieben, wie die Beispiele der Menschen, die unter die Tiere gerieten, zeigen. Die Taub- und Stummgeborenen, ob sie gleich jahrelang in einer Welt von Gebärden und andern Ideenzeichen lebten, betrogen sich dennoch nur wie Kinder oder wie menschliche Tiere. Nach der Analogie dessen, was sie sahen und nicht verstanden, handelten sie; einer eigentlichen Vernunftverbindung waren sie durch allen Reichtum des Gesichts nicht fähig worden. Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat; die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durchs Wort dem Gedächtnis, der Rückerinnerung, dem Verstande, ja endlich dem Verstande der Menschen, der Tradition, einverleibet; eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit

den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Flut seiner Affekten in Dämme einschloß und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte. Nicht die Leier Amphions hat Städte errichtet, keine Zauberrute hat Wüsten in Gärten verwandelt: die Sprache hat es getan, sie, die große Gesellerin der Menschen. Durch sie vereinigten sie sich, bewillkommend einander, und schlossen den Bund der Liebe. Gesetze stiftete sie und verband Geschlechter; nur durch sie ward eine Geschichte der Menschheit in herabgeerbten Formen des Herzens und der Seele möglich. Noch jetzt sehe ich die Helden Homers und fühle Ossians Klagen, obgleich die Schatten der Sänger und ihrer Helden so lange der Erde entflohn sind. Ein bewegter Hauch des Mundes hat sie unsterblich gemacht und bringt ihre Gestalten vor mich; die Stimme der Verstorbenen ist in meinem Ohr; ich höre ihre längstverstummten Gedanken. Was je der Geist der Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, kommt, wenn es mir die Vorsehung gegönnt hat, allein durch Sprache zu mir. Durch sie ist meine denkende Seele an die Seele des ersten und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpft: kurz, Sprache ist der Charakter unsrer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzt.

Indessen zeigt eine kleine nähere Ansicht, wie unvollkommen dies Mittel unsrer Bildung sei, nicht nur als Werkzeug der Vernunft, sondern auch als Band zwischen Menschen und Menschen betrachtet, so daß man sich beinahe kein unwesenhafteres, leichteres, flüchtigeres Gewebe denken kann, als womit der Schöpfer unser Geschlecht verknüpfen wollte. Gütiger Vater, war kein anderer Kalkül unsrer Gedanken, war keine innigere Verbindung menschlicher Geister und Herzen möglich?

1. *Keine Sprache druckt Sachen aus, sondern nur Namen; auch keine menschliche Vernunft also erkennt Sachen, sondern sie hat nur Merkmale von ihnen, die sie mit Worten bezeichnet:* eine demütigende Bemerkung, die der ganzen Geschichte unsres Verstandes enge Grenzen und eine sehr unwesenhafte Gestalt gibt. Alle unsre Metaphysik ist Metaphysik, d. i. ein abgezognes, geordnetes Namenregister hinter Beobachtungen der Erfahrung. Als Ordnung und Register kann diese Wissenschaft sehr brauchbar sein und muß gewissermaße in allen andern unsern künstlichen Verstand leiten; für sich aber und als Natur der Sache betrachtet, gibt sie keinen einzigen vollständigen und wesentlichen Begriff, keine einzige innige Wahrheit. All unsre Wissenschaft rechnet mit abgezognen einzelnen äußern Merkmalen, die das Innere der Existenz keines einzigen Dinges berühren, weil zu

dessen Empfindung und Ausdruck wir durchaus kein Organ haben. Keine Kraft in ihrem Wesen kennen wir, können sie auch nie kennenlernen; denn selbst die, die uns belebt, die in uns denket, genießen und fühlen wir zwar, aber wir kennen sie nicht. Keinen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung verstehen wir also, da wir weder das, was wirkt, noch was gewirkt wird, im Innern einsehn und vom Sein eines Dinges durchaus keinen Begriff haben. Unsre arme Vernunft ist also nur eine bezeichnende Rechnerin, wie auch in mehreren Sprachen ihr Name saget.

2. Und womit rechnet sie? Etwa mit den Merkmalen selbst, die sie abzog, so unvollkommen und unwesenhaft diese auch sein mögen? Nichts minder! *Diese Merkmale werden abermals in willkürliche, ihnen ganz unwesenhafte Laute verfaßt, mit denen die Seele denket.* Sie rechnet also mit Rechenpfennigen, mit Schällen und Ziffern; denn daß ein wesentlicher Zusammenhang zwischen der Sprache und den Gedanken, geschweige der Sache selbst sei, wird niemand glauben, der nur zwei Sprachen auf der Erde kennt. Und wieviel mehr als zwei sind ihrer auf der Erde! in denen allen doch die Vernunft rechnet und sich mit dem Schattenspiel einer willkürlichen Zusammenordnung begnüget. Warum dies? Weil sie selbst nur unwesentliche Merkmale besitzt und es am Ende ihr gleichgültig ist, mit diesen oder jenen Ziffern

zu bezeichnen. Trüber Blick auf die Geschichte des Menschengeschlechtes! Irrtümer und Meinungen sind unsrer Natur also unvermeidlich, nicht etwa nur aus Fehlern des Beobachters, sondern der Genesis selbst nach, wie wir zu Begriffen kommen und diese durch Vernunft und Sprache fortpflanzen. Dächten wir Sachen statt abgezogner Merkmale und sprächen die Natur der Dinge aus statt willkürlicher Zeichen, so lebe wohl, Irrtum und Meinung, wir sind im Lande der Wahrheit. Jetzt aber, wie fern sind wir demselben, auch wenn wir dicht an ihm zu stehen glauben, da, was ich von einer Sache weiß, nur ein äußeres abgerissenes Symbol derselben ist, in ein anderes willkürliches Symbol gekleidet. Verstehet mich der andre? Verbindet er mit dem Wort die Idee, die ich damit verband, oder verbindet er gar keine? Er rechnet indessen mit dem Wort weiter und gibt es andern vielleicht gar als eine leere Nußschale. So ging's bei allen philosophischen Sekten und Religionen Der Urheber hatte von dem, was er sprach, wenigstens klaren, obgleich darum noch nicht wahren Begriff; seine Schüler und Nachfolger verstanden ihn auf ihre Weise, d. i. sie belebten mit ihren Ideen seine Worte, und zuletzt tönnten nur leere Schälle um das Ohr der Menschen. Lauter Unvollkommenheiten, die in unserm einzigen Mittel der Fortpflanzung menschlicher Gedanken liegen; und doch sind wir mit unsrer Bildung an diese

Kette geknüpft, sie ist uns unentweichbar.

Große Folgen liegen hierin für die Geschichte der Menschheit. Zuerst: Schwerlich kann unser Geschlecht nach diesem von der Gottheit erwählten Mittel der Bildung für die bloße Spekulation oder für die reine Anschauung gemacht sein; denn beide liegen sehr unvollkommen in unserm Kreise. Nicht für die reine Anschauung, die entweder ein Trug ist, weil kein Mensch das Innere der Sachen siehet, oder die wenigstens, da sie keine Merkmale und Worte zuläßt, ganz unmitteilbar bleibt. Kaum vermag der Anschauende den andern auf den Weg zu führen, auf dem *er* zu seinen unnennbaren Schätzen gelangte, und muß es ihm selbst und seinem Genius überlassen, wiefern auch *er* dieser Anschauungen teilhaftig werde. Notwendig wird hiemit eine Pforte zu tausend vergeblichen Qualen des Geistes und zu unzähligen Arten des listigen Betruges eröffnet, wie die Geschichte aller Völker zeigt. Zur Spekulation kann der Mensch ebensowenig geschaffen sein, da sie ihrer Genesis und Mitteilung nach nicht vollkommener ist und nur zu bald die Köpfe der Nachbeter mit tauben Worten erfüllet. Ja wenn sich diese beide Extreme, Spekulation und Anschauung, gar gesellen wollen und der metaphysische Schwärmer auf eine wortlose Vernunft voll Anschauungen weiset: armes Menschengeschlecht, so schwebst du gar im Raum der Undinge zwischen

kalter Hitze und warmer Kälte. Durch die Sprache hat uns die Gottheit auf einen sicherern, den Mittelweg geführt. Nur Verstandesideen sind's, die wir durch sie erlangen und die zum Genuß der Natur, zu Anwendung unsrer Kräfte, zum gesunden Gebrauch unsres Lebens, kurz, zu Bildung der Humanität in uns genug sind. Nicht Äther sollen wir atmen, dazu auch unsre Maschine nicht gemacht ist, sondern den gesunden Duft der Erde.

Und oh, sollten die Menschen im Gebiet wahrer und nutzbarer Begriffe so weit voneinander entfernt sein, als es die stolze Spekulation wähnet? Die Geschichte der Nationen sowohl als die Natur der Vernunft und Sprache verbietet mir fast, dies zu glauben. Der arme Wilde, der wenige Dinge sah und noch weniger Begriffe zusammenfügte, verfuhr in ihrer Verbindung nicht anders als der Erste der Philosophen. Er hat Sprache wie sie und durch diese seinen Verstand und sein Gedächtnis, seine Phantasie und Zurrück Erinnerung tausendfach geübet. Ob in einem kleinern oder größern Kreise, dieses tut nichts zur Sache, zu der menschlichen Art nämlich, wie er sie übte. Der Weltweise Europens kann keine einzige Seelenkraft nennen, die ihm eigen sei; ja selbst im Verhältnis der Kräfte und ihrer Übung erstattet die Natur reichlich. Bei manchen Wilden z. B. ist das Gedächtnis, die Einbildungskraft, praktische Klugheit, schneller

Entschluß, richtiges Urteil, lebhafter Ausdruck in einer Blüte, die bei der künstlichen Vernunft europäischer Gelehrten selten gedeihet. Diese hingegen rechnen mit Wortbegriffen und Ziffern freilich unendlich feine und künstliche Kombinationen, an die der Naturmensch nicht denkt; eine sitzende Rechenmaschine aber, wäre sie das Urbild aller menschlichen Vollkommenheit, Glückseligkeit und Stärke? Laß es sein, daß jener in Bildern denke, was er abstrakt zu denken noch nicht vermag; selbst wenn er noch keinen entwickelten Gedanken, d. i. kein Wort von Gott, hätte und er genösse Gott als den großen Geist der Schöpfung tätig in seinem Leben oh, so lebet er dankbar, indem er zufrieden lebet, und wenn er sich in Wortziffern keine unsterbliche Seele erweisen kann und glaubt dieselbe, so geht er mit glücklichem Mut als mancher zweifelnde Wortweise ins Land der Väter.

Lasset uns also die gütige Vorsehung anbeten, die durch das zwar unvollkommene, aber allgemeine Mittel der Sprache im Innern die Menschen einander gleicher machte, als es ihr Äußeres zeigt. Alle kommen wir zur Vernunft nur durch Sprache und zur Sprache durch Tradition, durch Glauben ans Wort der Väter. Wie nun der ungelehrigste Sprachschüler der wäre, der vom ersten Gebrauch der Worte Ursach und Rechenschaft foderte, so muß ein ähnlicher Glaube an so schwere Dinge, als die Beobachtung der Natur und

die Erfahrung sind, uns mit gesunder Zuversicht durchs ganze Leben leiten. Wer seinen Sinnen nicht traut, ist ein Tor und muß ein leerer Spekulant werden; dagegen wer sie trauend übt und eben dadurch erforscht und berichtigt, der allein gewinnt einen Schatz der Erfahrung für sein menschliches Leben. Ihm ist sodann die Sprache mit allen ihren Schranken gnug; denn sie sollte den Beobachter nur aufmerksam machen und ihn zum eignen, tätigen Gebrauch seiner Seelenkräfte leiten. Ein feineres Idiom, durchdringend wie der Sonnenstrahl, könnte teils nicht allgemein sein, teils wäre es für die jetzige Sphäre unsrer gröbern Tätigkeit ein wahres Übel. Ein gleiches ist's mit der Sprache des Herzens: sie kann wenig sagen, und doch siegt sie gnug; ja gewissermaße ist unsre menschliche Sprache mehr für das Herz als für die Vernunft geschaffen. Dem Verstande kann die Gebärde, die Bewegung, die Sache selbst zu Hülfe kommen; die Empfindungen unseres Herzens aber blieben in unserer Brust vergraben, wenn der melodische Strom sie nicht in sanften Wellen zum Herzen des andern hinüberbrächte. Auch darum also hat der Schöpfer die Musik der Töne zum Organ unsrer Bildung gewählt, eine Sprache für die Empfindung, eine Vater- und Mutter-, Kindes- und Freundessprache. Geschöpfe, die sich einander noch nicht innig berühren können, stehn wie hinter Gittern und flüstern einander

zu das Wort der Liebe; bei Wesen, die die Sprache des Lichts oder eines andern Organs sprächen, veränderte sich notwendig die ganze Gestalt und Kette ihrer Bildung.

Zweitens. Der schönste Versuch über die Geschichte und mannigfaltige Charakteristik des menschlichen Verstandes und Herzens wäre also eine *philosophische Vergleichung der Sprachen*; denn in jede derselben ist der Verstand eines Volks und sein Charakter geprägt. Nicht nur die Sprachwerkzeuge ändern sich mit den Regionen, und beinahe jeder Nation sind einige Buchstaben und Laute eigen, sondern die Namensgebung selbst, sogar in Bezeichnung hörbarer Sachen, ja in den unmittelbaren Äußerungen des Affekts, den Interjektionen, ändert sich überall auf der Erde. Bei Dingen des Anschauens und der kalten Betrachtung wächst diese Verschiedenheit noch mehr, und bei den uneigentlichen Ausdrücken den Bildern der Rede, endlich beim Bau der Sprache, beim Verhältnis, der Ordnung, dem Consensus der Glieder zueinander ist sie beinahe unermesslich, noch immer aber also, daß sich der Genius eines Volks nirgend besser als in der Physiognomie seiner Rede offenbaret. Ob z. B. eine Nation viele Namen oder viel Handlung hat, wie es Personen und Zeiten ausdrückt, welche Ordnung der Begriffe es liebet, alle dies ist oft in feinen Zügen äußerst charakteristisch. Manche Nation hat für das

männliche und weibliche Geschlecht eine eigne Sprache; bei andern unterscheiden sich im bloßen Wort »*ich*« gar die Stände. Tätige Völker haben einen Überfluß von Modis der Verben, feinere Nationen eine Menge Beschaffenheiten der Dinge, die sie zu Abstraktionen erhöheten. Der sonderbarste Teil der menschlichen Sprachen endlich ist die Bezeichnung ihrer Empfindungen, die Ausdrücke der Liebe und Hochachtung, der Schmeichelei und der Drohung, in denen sich die Schwachheiten eines Volks oft bis zum Lächerlichen offenbaren.¹⁵³ Warum kann ich noch kein Werk nennen, das den Wunsch Bacos, Leibniz', Sulzers u. a. nach einer *allgemeinen Physiognomik der Völker aus ihren Sprachen* nur einigermaßen erfüllet habe? Zahlreiche Beiträge zu demselben gibt's in den Sprachbüchern und Reisebeschreibern einzelner Nationen; unendlich schwer und weitläufig dürfte die Arbeit auch nicht werden, wenn man das Nutzlose vorbeiginge und, was sich ins Licht stellen läßt, desto besser gebrauchte. An lehrreicher Anmut würde es keinen Schritt fehlen, weil alle Eigenheiten der Völker in ihrem praktischen Verstande, in ihren Phantasien, Sitten und Lebensweisen wie ein Garte des Menschengeschlechts dem Beobachter zum mannigfaltigsten Gebrauch vorlägen und am Ende sich die reichste *Architektonik menschlicher Begriffe, die beste Logik und Metaphysik des gesunden Verstandes* daraus

ergäbe. Der Kranz ist noch aufgesteckt, und ein anderer Leibniz wird ihn zu seiner Zeit finden.

Eine ähnliche Arbeit wäre die Geschichte der Sprache einiger einzelnen Völker nach ihren Revolutionen, wobei ich insonderheit die Sprache unsres Vaterlandes für uns zum Beispiel nehme. Denn ob sie gleich nicht, wie andre, mit fremden Sprachen vermischt worden, so hat sie sich dennoch wesentlich, und selbst der Grammatik nach, von Otfrieds Zeiten her verändert. Die Gegeneinanderstellung verschiedner kultivierter Sprachen mit den verschiedenen Revolutionen ihrer Völker würde mit jedem Strich von Licht und Schatten gleichsam ein wandelbares Gemälde der mannigfaltigen Fortbildung des menschlichen Geistes zeigen, der, wie ich glaube, seinen verschiedenen Mundarten nach noch in allen seinen Zeitaltern auf der Erde blühet. Da sind Nationen in der Kindheit, der Jugend, dem männlichen und hohen Alter unsres Geschlechts; ja, wie manche Völker und Sprachen sind durch Einimpfung anderer oder wie aus der Asche entstanden!

Endlich die Tradition der Traditionen, die Schrift. Wenn Sprache das Mittel der menschlichen Bildung unsres Geschlechts ist, so ist Schrift das Mittel der gelehrten Bildung. Alle Nationen, die außer dem Wege dieser künstlichen Tradition lagen, sind nach unsern Begriffen unkultiviert geblieben; die daran

auch nur unvollkommen teilnahmen, erhoben sich zu einer Verewigung der Vernunft und der Gesetze in Schriftzügen. Der Sterbliche, der dies Mittel, den flüchtigen Geist nicht nur in Worte, sondern in Buchstaben zu fesseln, erfand, er wirkte als ein Gott unter den Menschen. [154](#)

Aber was bei der Sprache sichtbar war, ist hier noch viel mehr sichtbar, nämlich daß auch dies Mittel der Verewigung unsrer Gedanken den Geist und die Rede zwar bestimmt aber auch eingeschränkt und auf mannigfaltige Weise gefesselt habe. Nicht nur, daß mit den Buchstaben allmählich die lebendigen Akzente und Gebärden erloschen, sie, die vorher der Rede so starken Eingang ins Herz verschafft hatten; nicht nur, daß der Dialekte, mithin auch der charakteristischen Idiome einzelner Stämme und Völker dadurch weniger ward, auch das Gedächtnis der Menschen und ihre lebendige Geisteskraft schwächte sich bei diesem künstlichen Hilfsmittel vorgezeichneter Gedankenformen. Unter Gelehrsamkeit und Büchern wäre längst erlegen die menschliche Seele, wenn nicht durch mancherlei zerstörende Revolutionen die Vorsehung unserm Geist wiederum Luft schaffte. In Buchstaben gefesselt, schleicht der Verstand zuletzt mühsam einher; unsre besten Gedanken verstummen in toten schriftlichen Zügen. Dies alles indessen hindert nicht, die Tradition der Schrift als die dauerhafteste, stilleste,

wirksamste Gottesanstalt anzusehen, dadurch Nationen auf Nationen, Jahrhunderte auf Jahrhunderte wirken und sich das ganze Menschengeschlecht vielleicht mit der Zeit an *einer* Kette brüderlicher Tradition zusammenfindet.

III

*Durch Nachahmung, Vernunft und Sprache sind alle
Wissenschaften und Künste des
Menschengeschlechts erfunden worden*

Sobald der Mensch, durch welchen Gott oder Genius es geschehen sei, auf den Weg gebracht war, eine Sache als Merkmal sich zuzueignen und dem gefundenen Merkmal ein willkürliches Zeichen zu substituieren, d. i. sobald auch in den kleinsten Anfängen Sprache der Vernunft begann, sofort war er auf dem Wege zu allen Wissenschaften und Künsten. Denn was tut die menschliche Vernunft in Erfindung dieser, als bemerken und bezeichnen? Mit der schwersten Kunst, der Sprache, war also gewissermaßen ein Vorbild zu allem gegeben.

Der Mensch z. B., der von den Tieren ein Merkmal der Benennung faßte, hatte damit auch den Grund gelegt, die zähmbaren Tiere zu bezähmen, die nutzbaren sich nutzbar zu machen und überhaupt alles in der Natur für sich zu erobern; denn bei jeder dieser Zueignungen tat er eigentlich nichts als das Merkmal eines zähmbaren, nützlichen, sich zuzueignenden Wesens bemerken und es durch Sprache oder Probe bezeichnen. Am sanften Schaf z. E. bemerkte er die Milch,

die das Lamm sog, die Wolle, die seine Hand wärmte, und suchte das eine wie das andre sich zuzueignen. Am Baum, zu dessen Früchten ihn der Hunger führte, bemerkte er Blätter, mit denen er sich gürten könnte, Holz, das ihn wärmte, u. f. So schwang er sich aufs Roß, daß es ihn trage; er hielt es bei sich, daß es ihn abermals trage; er sahe den Tieren, er sahe der Natur ab, wie jene sich schützten und nährten, wie diese ihre Kinder erzog oder vor der Gefahr bewahrte. So kam er auf den Weg aller Künste durch nichts als die innere Genesis eines abgesonderten Merkmals und durch Festhaltung desselben in einer Tat oder sonst einem Zeichen, kurz, durch Sprache. Durch sie, und durch sie allein, ward Wahrnehmung, Anerkennung, Zurrück Erinnerung, Besitznehmung, eine Kette der Gedanken möglich, und so wurden mit der Zeit die Wissenschaften und Künste geboren, Töchter der bezeichnenden Vernunft und einer Nachahmung mit Absicht. Schon Baco hat eine Erfindungskunst gewünscht; da die Theorie derselben aber schwer und doch vielleicht unnütz sein würde, so wäre vielmehr eine *Geschichte der Erfindungen* das lehrreiche Werk, das die Götter und Genien des Menschengeschlechts ihren Nachkommen zum ewigen Muster machte. Allenthalben würde man sehen, wie Schicksal und Zufall diesem Erfinder ein neues Merkmal ins Auge, jenem eine neue Bezeichnung als Werkzeug in die Seele gebracht

und meistens durch eine kleine Zusammenrückung zweier lange bekannter Gedanken eine Kunst befördert habe, die nachher auf Jahrtausende wirkte. Oft war diese erfunden und ward vergessen; ihre Theorie lag da, und sie ward nicht gebraucht, bis ein glücklicher andre das liegende Gold in Umlauf brachte oder mit einem kleinen Hebel aus einem neuen Standpunkt Welten bewegte. Vielleicht ist keine Geschichte, die so augenscheinlich die Regierung eines höhern Schicksals in menschlichen Dingen zeigt, als die Geschichte dessen, worauf unser Geist am stolzesten zu sein pflegt, der Erfindung und Verbesserung der Künste. Immer war das Merkmal und die Materie seiner Bezeichnung längst dagewesen, aber jetzt ward es bemerkt, jetzt ward es bezeichnet. Die Genesis der Kunst, wie des Menschen, war ein Augenblick des Vergnügens, eine Vermählung zwischen Idee und Zeichen, zwischen Geist und Körper.

Mit Hochachtung geschieht es, daß ich die Erfindungen des menschlichen Geistes auf dies einfache Principium seiner anerkennenden und bezeichnenden Vernunft zurückführe; denn eben dies ist das wahre Göttliche im Menschen, sein charakteristischer Vorzug. Alle, die eine gelernte Sprache gebrauchen, gehen wie in einem Traum der Vernunft einher; sie denken in der Vernunft anderer und sind nur nachahmend weise; denn ist der, der die Kunst fremder

Künstler gebraucht, darum selbst Künstler? Aber der, in dessen Seele sich eigne Gedanken erzeugen und einen Körper sich selbst bilden, er, der nicht mit dem Auge allein, sondern mit dem Geist siehet und nicht mit der Zunge, sondern mit der Seele bezeichnet, er, dem es gelingt, die Natur in ihrer Schöpfungsstätte zu belauschen, neue Merkmale ihrer Wirkungen auszuspähen und sie durch künstliche Werkzeuge zu einem menschlichen Zweck anzuwenden er ist der eigentliche Mensch, und da er selten erscheint, ein Gott unter den Menschen. Er spricht, und Tausende lallen ihm nach; er erschafft, und andre spielen mit dem, was er hervorbrachte; er war ein Mann, und vielleicht sind Jahrhunderte nach ihm wiederum Kinder. Wie selten die Erfinder im menschlichen Geschlecht gewesen, wie träge und lässig man an dem hängt, was man hat, ohne sich um das zu bekümmern, was uns fehlet: in hundert Proben zeigt uns dies der Anblick der Welt und die Geschichte der Völker; ja, die Geschichte der Kultur wird es uns selbst gnugsam weisen.

Mit Wissenschaften und Künsten ziehet sich also eine neue Tradition durchs Menschengeschlecht, an deren Kette nur wenigen Glücklichen etwas Neues anzureihen vergönnt war; die andern hangen an ihr wie treufleißige Sklaven und ziehen mechanisch die Kette weiter. Wie dieser Zucker- und Mohrentrank durch manche bearbeitende Hand ging, eh er zu mir

gelangte, und ich kein andres Verdienst habe, als ihn zu trinken, so ist unsre Vernunft und Lebensweise, unsre Gelehrsamkeit und Kunsterziehung, unsre Kriegs- und Staatsweisheit ein Zusammenfluß fremder Erfindungen und Gedanken, die ohn unser Verdienst aus aller Welt zu uns kamen und in denen wir uns von Jugend auf baden oder ersäufen.

Eitel ist also der Ruhm so manches europäischen Pöbels, wenn er in dem, was Aufklärung, Kunst und Wissenschaft heißt, sich über alle drei Weltteile setzt und, wie jener Wahnsinnige die Schiffe im Hafen, alle Erfindungen Europas aus keiner Ursache für die seinen hält, als weil er im Zusammenfluß dieser Erfindungen und Traditionen geboren worden. Armseliger, erfandest du etwas von diesen Künsten? Denkst du etwas bei allen deinen eingesognen Traditionen? Daß du jene brauchen gelernt hast, ist die Arbeit einer Maschine; daß du den Saft der Wissenschaft in dich ziehest, ist das Verdienst des Schwammes, der nun eben auf dieser feuchten Stelle gewachsen ist. Wenn du dem Otahiten ein Kriegsschiff zulenkst und auf den Hebriden eine Kanone donnerst, so bist du wahrlich weder klüger noch geschickter als der Hebride und Otahite, der sein Boot künstlich lenkt und sich dasselbe mit eigener Hand erbaute. Eben dies war's, was alle Wilden dunkel empfanden, sobald sie die Europäer näher kennenlernten. In der Rüstung ihrer Werkzeuge

dünkten sie ihnen unbekannte, höhere Wesen, vor denen sie sich beugten, die sie mit Ehrfurcht grüßten; sobald sie sie verwundbar, sterblich, krankhaft und in sinnlichen Übungen schwächer als sich selbst sahen, fürchteten sie die Kunst und erwürgten den Mann, der nichts weniger als mit seiner Kunst eins war. Auf alle Kultur Europas ist dies anwendbar Darum, weil die Sprache eines Volks, zumal in Büchern, gescheut und fein ist, darum ist nicht jeder fein und gescheut, der diese Bücher liest und diese Sprache redet. Wie er sie liest, wie er sie redet, das wäre die Frage; und auch dann dächte und spräche er immer doch nur nach: er folgt den Gedanken und der Bezeichnungskraft eines andern. Der Wilde, der in seinem engern Kreise eigentümlich denkt und sich in ihm wahrer, bestimmter und nachdrücklicher ausdrückt, er, der in der Sphäre seines wirklichen Lebens Sinne und Glieder, seinen praktischen Verstand und seine wenigen Werkzeuge mit Kunst und Gegenwart des Geistes zu gebrauchen weiß: offenbar ist er, Mensch gegen Mensch gerechnet, gebildeter als jene politische oder gelehrte Maschine, die wie ein Kind auf einem sehr hohen Gerüst steht, das aber leider fremde Hände, ja, das oft die ganze Mühe der Vorwelt erbaute. Der Naturmensch dagegen ist ein zwar beschränkter, aber gesunder und tüchtiger Mann auf der Erde. Niemand wird's leugnen, daß Europa das Archiv der Kunst und

des aussinnenden menschlichen Verstandes sei; das Schicksal der Zeitenfolge hat in ihm seine Schätze niedergelegt; sie sind in ihm vermehrt worden und werden gebraucht. Darum aber hat nicht jeder, der sie gebraucht, den Verstand des Erfinders; vielmehr ist dieser einesteils durch den Gebrauch müßig worden; denn wenn ich das Werkzeug eines Fremden habe, so erfinde ich mir schwerlich selbst ein Werkzeug.

Eine weit schwerere Frage ist's noch, was Künste und Wissenschaften zur Glückseligkeit der Menschen getan oder wiefern sie diese vermehrt haben; und ich glaube, weder mit Ja noch Nein kann die Frage schlechthin entschieden werden, weil, wie allenthalben so auch hier, auf den Gebrauch des Erfundenen alles ankommt. Daß feinere und künstlichere Werkzeuge in der Welt sind und also mit wenigerm mehr getan, mithin manche Menschenmühe geschont und erspart werden kann, wenn man sie schonen und sparen mag, darüber ist keine Frage. Auch ist es unstreitig, daß mit jeder Kunst und Wissenschaft ein neues Band der Geselligkeit, d. i. jenes gemeinschaftlichen Bedürfnisses, geknüpft sei, ohne welches künstliche Menschen nicht mehr leben mögen. Ob aber gegenseitig jedes vermehrte Bedürfnis auch den engen Kreis der menschlichen Glückseligkeit erweitere, ob die Kunst der Natur je etwas wirklich zuzusetzen

vermochte oder ob diese vielmehr durch jene in manchem entübriget und entkräftet werde, ob alle wissenschaftlichen und Künstlergaben nicht auch Neigungen in der menschlichen Brust rege gemacht hätten, bei denen man viel seltner und schwerer zur schönsten Gabe des Menschen, der Zufriedenheit, gelangen kann, weil diese Neigungen mit ihrer inneren Unruh der Zufriedenheit unaufhörlich widerstreben; ja endlich, ob durch den Zusammendrang der Menschen und ihre vermehrte Geselligkeit nicht manche Länder und Städte zu einem Armenhause, zu einem künstlichen Lazarett und Hospital worden sind, in dessen eingeschlossener Luft die blasse Menschheit auch künstlich siechet, und da sie von so vielen unverdienten Almosen der Wissenschaft, Kunst und Staatsverfassung ernährt wird, größtenteils auch die Art der Bettler angenommen habe, die sich auf alle Bettlerkünste legen und dafür der Bettler Schicksal erdulden: über dies und so manches andre mehr soll uns die Tochter der Zeit, die helle Geschichte, unterweisen.

Boten des Schicksals also, ihr Genien und Erfinder, auf welcher nutzbar-gefährlichen Höhe übet ihr euren göttlichen Beruf! Ihr erfandet, aber nicht für euch; auch lag es in eurer Macht nicht, zu bestimmen, wie Welt und Nachwelt eure Erfindungen anwenden, was sie an solche reihen, was sie nach Analogie derselben Gegenseitiges oder Neues erfinden würde.

Jahrhundertlang lag oft die Perle begraben, und Hähne scharreten darüber hin, bis sie vielleicht ein Unwürdiger fand und in die Krone des Monarchen pflanzte, wo sie nicht immer mit wohltätigem Glanz glänzet. Ihr indessen tatet euer Werk und gabt der Nachwelt Schätze hin, die entweder euer unruhiger Geist aufgrub oder die euch das waltende Schicksal in die Hand spielte. Dem waltenden Schicksal also überließet ihr auch die Wirkungen und den Nutzen eures Fundes; und dieses tat, was es zu tun für gut fand. In periodischen Revolutionen bildete es entweder Gedanken aus oder ließ sie untergehen und wußte immer das Gift mit dem Gegengift, den Nutzen mit dem Schaden zu mischen und zu mildern. Der Erfinder des Pulvers dachte nicht daran, welche Verwüstungen sowohl des politischen als des physischen Reichs menschlicher Kräfte der Funke seines schwarzen Staubes mit sich führte; noch weniger konnte er sehen, was auch wir jetzt kaum zu mutmaßen wagen, wie in dieser Pulvertonne, dem fürchterlichen Thron mancher Despoten, abermals zu einer andern Verfassung der Nachwelt ein wohltätiger Same keime. Denn reinigt das Ungewitter nicht die Luft? Und muß, wenn die Riesen der Erde vertilgt sind, nicht Herkules selbst seine Hand an wohltätigere Werke legen? Der Mann, der die Richtung der Magnetnadel zuerst bemerkte, sah weder das Glück noch das Elend voraus,

das dieses Zaubergeschenk, unterstützt von tausend andern Künsten, auf alle Weltteile bringen würde, bis auch hier vielleicht eine neue Katastrophe alte Übel ersetzt oder neue Übel erzeugt. So mit dem Glase, dem Gelde, dem Eisen, der Kleidung, der Schreib- und Buchdruckerkunst, der Sternseherei und allen Wissenschaften der künstlichen Regierung. Der wunderbare Zusammenhang, der bei der Entwicklung und periodischen Fortleitung dieser Erfindungen zu herrschen scheint, die sonderbare Art, wie eine die Wirkung der andern einschränkt und mildert: das alles gehört zur obern Haushaltung Gottes mit unserm Geschlecht, der wahren Philosophie seiner Geschichte.

IV

Die Regierungen sind festgestellte Ordnungen unter den Menschen, meistens aus ererbter Tradition

Der Naturstand des Menschen ist der Stand der Gesellschaft; denn in dieser wird er geboren und erzogen, zu ihr führt ihn der aufwachende Trieb seiner schönen Jugend, und die süßesten Namen der Menschheit, Vater, Kind, Bruder, Schwester, Geliebter, Freund, Versorger, sind Bande des Naturrechts, die im Stande jeder ursprünglichen Menschengesellschaft stattfinden. Mit ihnen sind also auch die ersten Regierungen unter den Menschen gegründet: Ordnungen der Familie, ohne die unser Geschlecht nicht bestehen kann, Gesetze, die die Natur gab und auch durch sich selbst gnugsam einschränkte. Wir wollen sie *den ersten Grad natürlicher Regierungen* nennen; sie werden immerhin auch der höchste und letzte bleiben.

Hier endigte nun die Natur ihre Grundlage der Gesellschaft und überließ es dem Verstande oder dem Bedürfnis des Menschen, höhere Gebäude darauf zu gründen. In allen Erdstrichen, wo einzelne Stämme und Geschlechter einander weniger bedürfen, nehmen sie auch weniger teil aneinander; sie dachten also an

keine großen politischen Gebäude. Dergleichen sind die Küsten der Fischer, die Weiden der Hirten, die Wälder der Jäger; wo auf ihnen das väterliche und häusliche Regiment aufhört, sind die weiteren Verbindungen der Menschen meistens nur auf Vertrag oder Auftrag gegründet. Eine Jagdnation z. B. geht auf die Jagd; bedarf sie eines Führers, so ist es ein Jagdanführer, zu dem sie den Geschicktesten wählet, dem sie also auch nur aus freier Wahl und zum gemeinschaftlichen Zweck ihres Geschäfts gehorchet. Alle Tiere, die in Herden leben, haben solche Anführer; bei Reisen, Verteidigungen, Anfällen und überhaupt bei jedem gemeinschaftlichen Geschäft einer Menge ist ein solcher König des Spiels nötig. Wir wollen diese Verfassung den *zweiten Grad der natürlichen Regierung* nennen: sie findet bei allen Völkern statt, die bloß ihrem Bedürfnis folgen und, wie wir's nennen, im Stande der Natur leben. Selbst die erwählten Richter eines Volks gehören zu diesem Grad der Regierung: die Klügsten und Besten nämlich werden zu ihrem Amt als zu einem Geschäft erwählt, und mit dem Geschäft ist auch ihre Herrschaft zu Ende.

Aber wie anders ist's mit dem dritten Grad, den Erbregerungen unter den Menschen! Wo hören hier die Gesetze der Natur auf, oder wo fangen sie an? Daß der billigste und klügste Mann von den Streitenden zum Richter erwählt ward, war Natur der Sache,

und wenn er sich als einen solchen bewährt hatte, mochte er's bis in sein graues Alter bleiben. Nun aber stirbt der Alte, und warum ist sein Sohn Richter? Daß ihn der klügste und billigste Vater erzeugt hat, ist kein Grund; denn weder Klugheit noch Billigkeit konnte er ihm einzeugen. Noch weniger wäre der Natur des Geschäfts nach die Nation verbunden, ihn deshalb als solchen anzuerkennen, weil sie seinen Vater einmal aus persönlichen Ursachen zum Richter wählte; denn der Sohn ist nicht die Person des Vaters. Und wenn sie gar für alle ihre noch Ungeborne das Gesetz feststellen wollte, ihn dafür erkennen zu müssen, und im Namen der Vernunft ihrer aller auf ewige Zeiten hin den Vertrag machte, daß jeder Ungeborne dieses Stamms der geborne Richter, Führer und Hirt der Nation, d. i. der Tapferste, Billigste, Klügste des ganzen Volks, sein und dafür der Geburt wegen von jedermann erkannt werden müßte, so würde es schwer sein, einen Erbvertrag dieser Art, ich will nicht sagen mit dem Recht, sondern nur mit der Vernunft zu reimen. Die Natur theilt ihre edelsten Gaben nicht familienweise aus, und das Recht des Blutes, nach welchem ein Ungeborner über den andern Ungeborenen, wenn beide einst geboren sein werden, durchs Recht der Geburt zu herrschen das Recht habe, ist für mich eine der dunkelsten Formeln der menschlichen Sprache.

Es müssen andre Gründe vorhanden sein, die die Erbregierungen unter den Menschen einführten, und die Geschichte verschweigt uns diese Gründe nicht. Wer hat Deutschland, wer hat dem kultivierten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg. Horden von Barbaren überfielen den Weltteil; ihre Anführer und Edeln teilten unter sich Länder und Menschen. Daher entsprangen Fürstentümer und Lehne; daher entsprang die Leibeigenschaft unterjochter Völker; die Eroberer waren im Besitz, und was seit der Zeit in diesem Besitz verändert worden, hat abermals Revolution, Krieg, Einverständnis der Mächtigen, immer also das Recht des Stärkern entschieden. Auf diesem königlichen Wege geht die Geschichte fort, und Fakta der Geschichte sind nicht zu leugnen. Was brachte die Welt unter Rom, Griechenland und den Orient unter Alexander? Was hat alle große Monarchien bis zu Sesostris und der fabelhaften Semiramis hinauf gestiftet und wieder zertrümmert? Der Krieg. Gewaltsame Eroberungen vertraten also die Stelle des Rechts, das nachher nur durch Verjährung oder, wie unsre Staatslehrer sagen, durch den schweigenden Kontrakt Recht ward; der schweigende Kontrakt aber ist in diesem Fall nichts anders, als daß der Stärkere nimmt, was er will, und der Schwächere gibt oder leidet, was er nicht ändern kann. Und so hängt das Recht der erblichen Regierung sowie beinah jedes andern erblichen

Besitzes an einer Kette von Tradition, deren ersten Grenzpfahl das Glück oder die Macht einschlug und die sich hie und da mit Güte und Weisheit, meistens aber wieder nur durch Glück oder Übermacht fortzog. Nachfolger und Erben bekamen, der Stammvater nahm; und daß dem, der hatte, auch immer mehr gegeben ward, damit er die Fülle habe, bedarf keiner weitem Erläuterung; es ist die natürliche Folge des genannten ersten Besitzes der Länder und Menschen.

Man glaube nicht, daß dies etwa nur von Monarchien, als von Ungeheuern der Eroberung, gelte, die ursprünglichen Reiche aber anders entstanden sein könnten; denn wie in der Welt wären sie anders entstanden? Solange ein Vater über seine Familie herrschte, war er Vater und ließ seine Söhne auch Väter werden, über die er nur durch Rat zu vermögen suchte. Solange mehrere Stämme aus freier Überlegung zu einem bestimmten Geschäft sich Richter und Führer wählten, so lange waren diese Amtsführer nur Diener des gemeinen Zweckes, bestimmte Vorsteher der Versammlung; der Name Herr, König, eigenmächtiger, willkürlicher, erblicher Despot war Völkern dieser Verfassung etwas Unerhörtes. Entschlummerte aber die Nation und ließ ihren Vater, Führer und Richter walten, gab Sie ihm endlich gar, schlaftrunken-dankbar, seiner Verdienste, seiner Macht, seines Reichtums oder welcher Ursachen wegen es sonst

sei, den Erbzepter in die Hand, daß er sie und ihre Kinder wie der Hirt die Schafe weide: welch Verhältnis ließe sich hiebei denken, als Schwachheit auf der einen, Übermacht auf der andern Seite, also das Recht des Stärkern. Wenn Nimrod Bestien tötet und nachher Menschen unterjocht, so ist er dort und hier ein Jäger. Der Anführer einer Kolonie oder Horde, dem Menschen wie Tiere folgten, bediente sich über sie gar bald des Menschenrechts über die Tiere. So war's mit denen, die die Nationen kultivierten: solange sie sie kultivierten, waren sie Väter, Erzieher des Volks, Handhaber der Gesetze zum gemeinen Besten; sobald sie eigenmächtige oder gar erbliche Regenten wurden, waren sie die Mächtigen, denen der Schwächere diente. Oft trat ein Fuchs in die Stelle des Löwen, und so war der Fuchs der Mächtigere; denn nicht Gewalt der Waffen allein ist Stärke; Verschlagenheit, List und ein künstlicher Betrug tut in den meisten Fällen mehr als jene. Kurz, der große Unterschied der Menschen an Geistes-, Glücks- und Körpergaben hat nach dem Unterschiede der Gegenden, Lebensarten und Lebensalter Unterjochungen und Despotien auf der Erde gestiftet, die in vielen Ländern einander leider nur abgelöst haben. Kriegerische Bergvölker z. B. überschwemmten die ruhige Ebne: jene hatte das Klima, die Not, der Mangel stark gemacht und tapfer erhalten; sie breiteten sich also als Herren der Erde aus, bis

sie selbst in der mildern Gegend von Üppigkeit besiegt und von andern unterjocht wurden. So ist unsre alte Tellus bezwungen und die Geschichte auf ihr ein trauriges Gemälde von Menschenjagden und Eroberungen worden. Fast jede kleine Landesgrenze, jede neue Epoche ist mit Blut der Geopferten und mit Tränen der Unterdrückten ins Buch der Zeiten verzeichnet. Die berühmtesten Namen der Welt sind Würger des Menschengeschlechts, gekrönte oder nach Kronen ringende Henker gewesen, und was noch trauriger ist, so standen oft die edelsten Menschen notgedrungen auf diesem schwarzen Schaugerüst der Unterjochung ihrer Brüder. Woher kommt's, daß die Geschichte der Weltreiche mit so wenig vernünftigen Endresultaten geschrieben worden? Weil, ihren größten und meisten Begebenheiten nach, sie mit wenig vernünftigen Endresultaten geführt ist; denn nicht Humanität, sondern Leidenschaften haben sich der Erde bemächtigt und ihre Völker wie wilde Tiere zusammen- und gegeneinandergetrieben. Hätte es der Vorsehung gefallen, uns durch höhere Wesen regieren zu lassen, wie anders wäre die Menschengeschichte! Nun aber waren es meistens *Helden*, d. i. ehrsüchtige, mit Gewalt begabte oder listige und unternehmende Menschen, die den Faden der Begebenheiten nach Leidenschaften anspannen und, wie es das Schicksal wollte, ihn fortwebten. Wenn kein Punkt der Weltgeschichte uns die

Niedrigkeit unsres Geschlechts zeigte, so wiese es uns die Geschichte der Regierungen desselben, nach welcher unsre Erde ihrem größten Teil nach nicht Erde, sondern Mars oder der kinderfressende Saturn heißen sollte.

Wie nun? Sollen wir die Vorsehung darüber anklagen, daß sie die Erdstriche unsrer Kugel so ungleich schuf und auch unter den Menschen ihre Gaben so ungleich verteilte? Die Klage wäre müßig und ungerecht; denn sie ist der augenscheinlichen Absicht unsres Geschlechts entgegen. Sollte die Erde bewohnbar werden, so mußten Berge auf ihr sein und auf dem Rücken derselben harte Bergvölker leben. Wenn diese sich nun niedergossen und die üppige Ebne unterjochten, so war die üppige Ebne auch meistens dieser Unterjochung wert; denn warum ließ sie sich unterjochen, warum erschlaffte sie an den Brüsten der Natur in kindischer Üppigkeit und Torheit? Man kann es als einen Grundsatz der Geschichte annehmen, daß kein Volk unterdrückt wird, als das sich unterdrücken lassen will, das also der Sklaverei wert ist. Nur der Feige ist ein geborner Knecht; nur der Dumme ist von der Natur bestimmt, einem Klügern zu dienen; alsdenn ist ihm auch wohl auf seiner Stelle, und er wäre unglücklich, wenn er befehlen sollte.

Überdem ist die Ungleichheit der Menschen von Natur nicht so groß, als sie durch die Erziehung wird,

wie die Beschaffenheit eines und desselben Volks unter seinen mancherlei Regierungsarten zeigt. Das edelste Volk verliert unter dem Joch des Despotismus in kurzer Zeit seinen Adel, das Mark in seinen Gebeinen wird ihm zertreten, und da seine feinsten und schönsten Gaben zur Lüge und zum Betrug, zur kriechenden Sklaverei und Üppigkeit gemäßbraucht werden: was Wunder, daß es sich endlich an sein Joch gewöhnet, es küsset und mit Blumen umwindet? So beweinenwert dies Schicksal der Menschen im Leben und in der Geschichte ist, weil es beinahe keine Nation gibt, die ohne das Wunder einer völligen Palingenesie aus dem Abgrunde einer gewonnenen Sklaverei je wieder aufgestanden wäre, so ist offenbar dies Elend nicht das Werk der Natur, sondern der Menschen. Die Natur leitete das Band der Gesellschaft nur bis auf Familien; weiterhin ließ sie unserm Geschlecht die Freiheit, wie es sich einrichten, wie es das feinste Werk seiner Kunst, den Staat, bauen wollte. Richteten sich die Menschen gut ein, so hätten sie's gut; wählten oder duldeten sie Tyrannei und üble Regierungsformen, so mochten sie ihre Last tragen. Die gute Mutter konnte nichts tun, als sie durch Vernunft, durch Tradition der Geschichte oder endlich durch das eigne Gefühl des Schmerzes und Elendes lehren. Nur also die innere Entartung des Menschengeschlechts hat den Lastern und Entartungen

menschlicher Regierung Raum gegeben; denn teilet sich im unterdrückendsten Despotismus nicht immer der Sklave mit seinem Herrn im Raube, und ist nicht immer der Despot der ärgste Sklave?

Aber auch in der ärgsten Entartung verläßt die unermüdlich-gütige Mutter ihre Kinder nicht und weiß ihnen den bitteren Trank der Unterdrückung von Menschen wenigstens durch Vergessenheit und Gewohnheit zu lindern. Solange sich die Völker wachsam und in reger Kraft erhalten oder wo die Natur sie mit dem harten Brot der Arbeit speiset, da finden keine weiche Sultane statt; das rauhe Land, die harte Lebensweise sind ihnen der Freiheit Festung. Wo gegenteils die Völker in ihrem weicheren Schoß entschliefen und das Netz duldeten, das man über sie zog, siehe, da kommt die tröstende Mutter dem Unterdrückten wenigstens durch ihre milderen Gaben zu Hülfe; denn der Despotismus setzt immer eine Art Schwäche, folglich mehrere Bequemlichkeit voraus, die entweder aus Gaben der Natur oder der Kunst entstanden. In den meisten despotisch regierten Ländern nährt und kleidet die Natur den Menschen fast ohne Mühe, daß er sich also mit dem vorüberrasenden Orkan gleichsam nur abfinden darf und nachher zwar gedankenlos und ohne Würde, dennoch aber nicht ganz ohne Genuß den Atem ihrer Erquickung trinket. Überhaupt ist das Los des Menschen und seine Bestimmung zur

irdischen Glückseligkeit weder ans Herrschen noch ans Dienen geknüpft. Der Arme kann glücklich, der Sklave in Ketten kann frei sein; der Despot und sein Werkzeug sind meistens, und oft in ganzen Geschlechtern, die unglücklichsten und unwürdigsten Sklaven.

Da alle Sätze, die ich bisher berührt habe, aus der Geschichte selbst ihre eigentliche Erläuterung nehmen müssen, so bleibt ihre Entwicklung auch dem Faden derselben aufbehalten. Für jetzt sein mir noch einige allgemeine Blicke vergönnet:

1. Ein zwar leichter, aber böser Grundsatz wäre es zur Philosophie der Menschengeschichte: »Der Mensch sei ein Tier, das einen Herren nötig habe und von diesem Herren oder von einer Verbindung derselben das Glück seiner Endbestimmung erwarte.« Kehre den Satz um: »Der Mensch, der einen Herren nötig hat, ist ein Tier; sobald er Mensch wird, hat er keines eigentlichen Herren mehr nötig.« Die Natur nämlich hat unserm Geschlecht keinen Herren bezeichnet; nur tierische Laster und Leidenschaften machen uns desselben bedürftig. Das Weib bedarf eines Mannes und der Mann des Weibes; das unerzogene Kind hat erziehender Eltern, der Kranke des Arztes, der Streitende des Entscheiders, der Haufe Volks eines Anführers nötig: dies sind Naturverhältnisse, die im Begriff der Sache liegen. Im Begriff des

Menschen liegt der Begriff eines ihm nötigen Despoten, der auch Mensch sei, nicht; jener muß erst schwach gedacht werden, damit er eines Beschützers, unmündig, damit er eines Vormundes, wild, damit er eines Bezähmers, abscheulich, damit er eines Strafen- gels nötig habe. Alle Regierungen der Menschen sind also nur aus Not entstanden und um dieser fortwäh- renden Not willen da. So wie es nun ein schlechter Vater ist, der sein Kind erziehet, damit es, lebenslang unmündig lebenslang eines Erziehers bedürfe; wie es ein böser Arzt ist, der die Krankheit nährt, damit er dem Elenden bis ins Grab hin unentbehrlich werde: so mache man die Anwendung auf die Erzieher des Men- schengeschlechts, die Väter des Vaterlandes und ihre Erzognen. Entweder müssen diese durchaus keiner Besserung fähig sein, oder alle die Jahrtausende, seit- dem Menschen regiert wurden, müßten es doch merk- lich gemacht haben, was aus ihnen geworden sei und zu welchem Zweck jene sie erzogen haben. Der Ver- folg dieses Werks wird solche Zwecke sehr deutlich zeigen.

2. Die Natur erzieht Familien; der natürlichste Staat ist also auch *ein* Volk, mit *einem* Nationalcha- rakter. Jahrtausendlang erhält sich dieser in ihm und kann, wenn seinem mitgeborenen Fürsten daran liegt, am natürlichsten ausgebildet werden; denn ein Volk ist sowohl eine Pflanze der Natur als eine Familie, nur

jenes mit mehreren Zweigen. Nichts scheint also dem Zweck der Regierungen so offenbar entgegen als die unnatürliche Vergrößerung der Staaten, die wilde Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter einen Zepter. Der Menschenzepter ist viel zu schwach und klein, daß so widersinnige Teile in ihn eingepfropft werden könnten; zusammengeleimt werden sie also in eine brechliche Maschine, die man Staatsmaschine nennet, ohne inneres Leben und Sympathie der Teile gegeneinander. Reiche dieser Art, die dem besten Monarchen den Namen Vater des Vaterlandes so schwer machen, erscheinen in der Geschichte wie jene Symbole der Monarchien im Traumbilde des Propheten, wo sich das Löwenhaupt mit dem Drachenschweif und der Adlersflügel mit dem Bärenfuß zu *einem* unpatriotischen Staatsgebilde vereinigt. Wie trojanische Rosse rücken solche Maschinen zusammen, sich einander die Unsterblichkeit verbürgend, da doch ohne Nationalcharakter kein Leben in ihnen ist und für die Zusammengezwungenen nur der Fluch des Schicksals sie zur Unsterblichkeit verdammen könnte; denn eben die Staatskunst, die sie hervorbrachte, ist auch die, die mit Völkern und Menschen als mit leblosen Körpern spielt. Aber die Geschichte zeigt gnugsam, daß diese Werkzeuge des menschlichen Stolzes von Ton sind und wie aller Ton auf der Erde zerbrechen oder zerfließen.

3. Wie bei allen Verbindungen der Menschen gemeinschaftliche Hülfe und Sicherheit der Hauptzweck ihres Bundes ist, so ist auch dem Staat keine andre als die Naturordnung die beste, daß nämlich auch in ihm jeder das sei, wozu ihn die Natur bestellte. Sobald der Regent in die Stelle des Schöpfers treten und durch Willkür oder Leidenschaft von seinetwegen erschaffen will, was das Geschöpf von Gottes wegen nicht sein sollte, sobald ist dieser dem Himmel gebietende Despotismus aller Unordnung und des unvermeidlichen Mißgeschicks Vater. Da nun alle durch Tradition festgesetzte Stände der Menschen auf gewisse Weise der Natur entgegenarbeiten, die sich mit ihren Gaben an keinen Stand bindet, so ist kein Wunder, daß die meisten Völker, nachdem sie allerlei Regierungsarten durchgegangen waren und die Last jeder empfunden hatten, zuletzt verzweifelnd auf die zurückkamen, die sie ganz zu Maschinen machte, auf die despotisch-erbliche Regierung. Sie sprachen wie jener ebräische König, als ihm drei Übel vorgelegt wurden: »Lasset uns lieber in die Hand des Herren fallen als in die Hand der Menschen!«, und gaben sich auf Gnade und Ungnade der Providenz in die Arme, erwartend, wen diese ihnen zum Regenten zusenden würde; denn die Tyrannei der Aristokraten ist eine harte Tyrannei, und das gebietende Volk ist ein wahrer Leviathan. Alle christlichen Regenten nennen sich also *von Gottes*

Gnaden und bekennen damit, daß sie nicht durch ihr Verdienst, das vor der Geburt auch gar nicht stattfindet, sondern durch das Gutbefinden der Vorsehung, die sie auf dieser Stelle geboren werden ließ, zur Krone gelangten. Das Verdienst dazu müssen sie sich erst durch eigne Mühe erwerben, mit der sie gleichsam die Providenz zu rechtfertigen haben, daß sie sie ihres hohen Amts würdig erkannte; denn das Amt des Fürsten ist kein geringeres, als Gott zu sein unter den Menschen, ein höherer Genius in einer sterblichen Bildung. Wie Sterne glänzen die wenigen, die diesen auszeichnenden Ruf verstanden, in der unendlich dunkeln Wolkennacht gewöhnlicher Regenten und erquickten den verlornen Wanderer auf seinem traurigen Gange in der politischen Menschengeschichte.

O daß ein andrer Montesquieu uns den Geist der Gesetze und Regierungen auf unsrer runden Erde nur durch die bekanntesten Jahrhunderte zu kosten gäbe! Nicht nach leeren Namen dreier oder vier Regierungsformen, die doch nirgend und niemals dieselben sind oder bleiben; auch nicht nach witzigen Prinzipien des Staats, denn kein Staat ist auf *ein* Wortprincipium gebauet, geschweige, daß er dasselbe in allen seinen Ständen und Zeiten unwandelbar erhielte; auch nicht durch zerschnittene Beispiele aus allen Nationen, Zeiten und Weltgegenden, aus denen in dieser Verwirrung der Genius unsrer Erde selbst kein Ganzes

bilden würde: sondern allein durch die philosophische, lebendige Darstellung der bürgerlichen Geschichte, in der, so einförmig sie scheint, keine Szene zweimal vorkommt und die das Gemälde der Laster und Tugenden unsres Geschlechts und seiner Regenten, nach Ort und Zeiten immer verändert und immer dasselbe, fürchterlich-lehrreich vollendet.

Religion ist die älteste und heiligste Tradition der Erde

Müde und matt von allen Veränderungen des Erdenrundes nach Gegenden, Zeiten und Völkern, finden wir denn nichts auf demselben, das der gemeinschaftliche Besitz und Vorzug unsres Brudergeschlechts sei? Nichts als die Anlage zur *Vernunft, Humanität und Religion*, der drei Grazien des menschlichen Lebens. Alle Staaten entstanden spät, und noch später entstanden in ihnen Wissenschaften und Künste; aber Familien sind das ewige Werk der Natur, die fortgehende Haushaltung, in der sie den Samen der Humanität dem Menschengeschlecht einpflanzt und selbst erziehet. Sprachen wechseln mit jedem Volk, in jedem Klima; in allen Sprachen aber ist ein und dieselbe merkmalsuchende Menschenvernunft kennbar. Religion endlich, so verschieden ihre Hülle sei, auch unter dem ärmsten, rohsten Volk am Rande der Erde finden sich ihre Spuren. Der Grönländer und Kamtschadale, der Feuerländer und Papu hat Äußerungen von ihr, wie seine Sagen oder Gebräuche zeigen, ja, gäbe es unter den Anziken oder den verdrängten Waldmenschen der indischen Inseln

irgendein Volk, das ganz ohne Religion wäre, so wäre selbst dieser Mangel von ihrem äußerst verwilderten Zustande Zeuge.

Woher kam nun Religion diesen Völkern? Hat jeder Elende sich seinen Gottesdienst etwa wie eine natürliche Theologie erfunden? Diese Mühseligen erfinden nichts; sie folgen in allem der Tradition ihrer Väter. Auch gab ihnen von außen zu dieser Erfindung nichts Anlaß; denn wenn sie Pfeil und Bogen, Angel und Kleid den Tieren oder der Natur ablernten, welchem Tier, welchem Naturgegenstande sahen sie Religion ab? Von welchem derselben hätten sie Gottesdienst gelernet? *Tradition ist also auch hier die fortpflanzende Mutter, wie ihrer Sprache und wenigen Kultur, so auch ihrer Religion und heiligen Gebräuche.*

Sogleich folgt hieraus, daß *sich die religiöse Tradition keines andern Mittels bedienen konnte, als dessen sich die Vernunft und Sprache selbst bediente, der Symbole.* Muß der Gedanke ein Wort werden, wenn er fortgepflanzt sein will, muß jede Einrichtung ein sichtbares Zeichen haben, wenn sie für andre und für die Nachwelt sein soll: wie konnte das Unsichtbare sichtbar oder eine verlebte Geschichte den Nachkommen aufbehalten werden als durch Worte oder Zeichen?

Daher ist auch bei den rohesten Völkern die

Sprache der Religion immer die älteste, dunkelste Sprache, oft ihren Geweihten selbst, viel mehr den Fremdlingen unverständlich. Die bedeutenden heiligen Symbole jedes Volks, so klimatisch und national sie sein mochten, wurden nämlich oft in wenigen Geschlechtern ohne Bedeutung. Kein Wunder; denn jeder Sprache, jedem Institut mit willkürlichen Zeichen müßte es so ergehen, wenn sie nicht durch den lebendigen Gebrauch mit ihren Gegenständen oft zusammengehalten würden und also im bedeutenden Andenken blieben. Bei der Religion war solche lebendige Zusammenhaltung schwer oder unmöglich; denn das Zeichen betraf entweder eine unsichtbare Idee oder eine vergangene Geschichte.

Es konnte also auch nicht fehlen, daß *die Priester, die ursprünglich Weise der Nation waren, nicht immer ihre Weisen blieben*. Sobald sie nämlich den Sinn des Symbols verloren, waren sie stumme Diener der Abgötterei oder mußten redende Lügner des Aberglaubens werden. Und sie sind's fast allenthalben reichlich geworden; nicht aus vorzüglicher Betrugsucht, sondern weil es die Sache so mit sich führte. Sowohl in der Sprache als in jeder Wissenschaft, Kunst und Einrichtung waltet dasselbe Schicksal der Unwissende, der reden oder die Kunst fortsetzen soll, muß verbergen, muß erdichten, muß heucheln; ein falscher Schein tritt an die Stelle der verlorenen

Wahrheit. Dies ist die *Geschichte aller Geheimnisse* auf der Erde, die anfangs allerdings viel Wissenswürdiges verbargen, zuletzt aber, insonderheit seitdem menschliche Weisheit sich von ihnen getrennt hatte, in elenden Tand ausarteten; und so wurden die Priester derselben, bei ihrem leergewordenen Heiligtum, zuletzt arme Betrüger.

Wer sie am meisten als solche darstellte, waren die *Regenten und Weisen*. Jene nämlich, die ihr hoher Stand, mit aller Macht bekleidet, gar bald auf zwanglose Ungebundenheit führte, hielten es für Pflicht ihres Standes, auch die unsichtbaren höheren Mächte einzuschränken und also die Symbole derselben als Puppenwerk des Pöbels entweder zu dulden oder zu vernichten. Daher der unglückliche Streit zwischen dem Thron und Altar bei allen halbkultivierten Nationen, bis man endlich beide gar zu verbinden suchte und damit das unförmliche Ding eines Altars auf dem Thron oder eines Throns auf dem Altar zur Welt brachte. Notwendig mußten die entarteten Priester bei diesem ungleichen Streit allemal verlieren; denn sichtbare Macht stritt mit dem unsichtbaren Glauben; der Schatte einer alten Tradition sollte mit dem Glanz des goldenen Zepters kämpfen, den ehemals der Priester selbst geheiligt und dem Monarchen in die Hand gegeben hatte. Die Zeiten der Priesterherrschaft gingen also mit der wachsenden Kultur vorüber; der Despot,

der ursprünglich seine Krone im Namen Gottes geführt hatte, fand es leichter, sie in seinem eignen Namen zu tragen, und das Volk war jetzt durch Regenten und Weise zu diesem andern Zepter gewöhnet.

Nun ist es *erstens* unleugbar, *daß nur Religion es gewesen sei, die den Völkern allenthalben die erste Kultur und Wissenschaft brachte, ja daß diese ursprünglich nichts als eine Art religiöser Tradition waren.* Unter allen wilden Völkern ist noch jetzt ihre wenige Kultur und Wissenschaft mit der Religion verbunden. Die Sprache ihrer Religion ist eine erhabnere feierliche Sprache, die nicht nur die heiligen Gebräuche mit Gesang und Tanz begleitet, sondern auch meistens von den Sagen der Urwelt ausgeht, mithin das einzige ist, was diese Völker von alten Nachrichten, dem Gedächtnis der Vorwelt oder einem Schimmer der Wissenschaft übrig haben. Die Zahl und das Bemerkn der Tage, der Grund aller Zeitrechnung, war oder ist überall heilig; die Wissenschaft des Himmels und der Natur, wie sie auch sein möge, haben die Magier aller Welttheile sich zugeeignet. Auch die Arznei- und Wahrsagerkunst, die Wissenschaft des Verborgnen und Auslegung der Träume, die Kunst der Charaktere, die Aussöhnung mit den Göttern, die Befriedigung der Verstorbnen, Nachrichten von ihnen - kurz, das ganze dunkle Reich der Fragen und Aufschlüsse über die der Mensch so gern beruhigt sein

möchte, ist in den Händen ihrer Priester, so daß bei vielen Völkerschaften der gemeinschaftliche Gottesdienst und seine Feste beinah das einzige ist, das die unabhängigen Familien zum Schatten eines Ganzen verbindet. Die Geschichte der Kultur wird zeigen, daß dieses bei den gebildetsten Völkern nicht anders gewesen. Ägypter und alle Morgenländer bis zum Rande der östlichen Welt hinauf, in Europa alle gebildete Nationen des Altertums, Etrusker, Griechen und Römer, empfangen die Wissenschaften aus dem Schoß und unter dem Schleier religiöser Traditionen; so ward ihnen Poesie und Kunst, Musik und Schrift, Geschichte und Arzneikunst, Naturlehre und Metaphysik, Astronomie und Zeitrechnung, selbst die Sitten- und Staatslehre gegeben. Die ältesten Weisen taten nichts als das, was ihnen als Same gegeben war, sondern und zu eignen Gewächsen erziehen; welche Entwicklung sodann mit den Jahrhunderten fortging. Auch wir Nordländer haben unsre Wissenschaften in keinem als dem Gewande der Religion erhalten, und so kann man kühn mit der Geschichte aller Völker sagen »Der religiösen Tradition in Schrift und Sprache ist die Erde ihre Samenkörner aller höhern Kultur schuldig.«

Zweitens. Die Natur der Sache selbst bestätigt diese historische Behauptung; denn was war's, das den Menschen über die Tiere erhob und auch in der

rohesten Ausartung ihn verhinderte, nicht ganz zu ihnen herabzusinken? Man sagt: »Vernunft und Sprache.« So wie er aber zur Vernunft nicht ohne Sprache kommen konnte, so konnte er zu beiden nicht anders als durch die Bemerkung des Einen im Vielen, mithin durch die Vorstellung des Unsichtbaren im Sichtbaren, durch die Verknüpfung der Ursache mit der Wirkung gelangen. Eine Art religiösen Gefühls unsichtbarer wirkender Kräfte im ganzen Chaos der Wesen, das ihn umgab, mußte also jeder ersten Bildung und Verknüpfung abgezogener Vernunftideen vorausgehen und zum Grunde liegen. Dies ist das Gefühl der Wilden von den Kräften der Natur, auch wenn sie keinen ausgedrückten Begriff von Gott haben: ein lebhaftes und wirksames Gefühl, wie selbst ihre Abgöttereien und ihr Aberglaube zeigt. Bei allen Verstandesbegriffen bloß sichtbarer Dinge handelt der Mensch dem Tier ähnlich; zur ersten Stufe der höheren Vernunft mußte ihn die Vorstellung des Unsichtbaren im Sichtbaren, einer Kraft in der Wirkung, heben. Diese Vorstellung ist auch beinahe das einzige, was rohe Nationen von transzendenter Vernunft besitzen und andere Völker nur in mehrere Worte entwickelt haben. Mit der Fortdauer der Seele nach dem Tode war's ein gleiches. Wie der Mensch auch zu ihrem Begriff gekommen sein möge, so ist dieser Begriff, als allgemeiner Volksglaube auf der Erde, das einzige, das den

Menschen im Tode vom Tier unterscheidet Keine wilde Nation kann sich die Unsterblichkeit einer Menschenseele philosophisch erweisen, sowenig es vielleicht ein Philosoph tun kann, denn auch dieser vermag nur den Glauben an sie, der im menschlichen Herzen liegt, durch Vernunftgründe zu bestärken; allgemein aber ist dieser Glaube auf der Erde. Auch der Kamtschadale hat ihn, wenn er seinen Toten den Tieren hinlegt, auch der Neuholländer hat ihn, wenn er den Leichnam ins Meer senket. Kleine Nation verscharret die Ihren, wie man ein Tier verscharret; jeder Wilde geht sterbend ins Reich der Väter, ins Land der Seelen. Religiöse Tradition hierüber und das innige Gefühl eines Daseins, das eigentlich von keiner Vernichtung weiß, geht also vor der entwickelnden Vernunft voraus; sonst würde diese auf den Begriff der Unsterblichkeit schwerlich gekommen sein oder ihn sehr kraftlos abstrahiert haben. Und so ist der allgemeine Menschenglaube an die Fortdauer unsres Daseins die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Völker.

Endlich, die göttlichen Gesetze und Regeln der Humanität, die sich, wenn auch nur in Resten, bei dem wildesten Volk äußern, sollten sie nach Jahrtausenden etwa von der Vernunft ersonnen sein und diesem wandelbaren Gebilde der menschlichen Abstraktion ihre Grundfeste zu danken haben? Ich kann's,

selbst der Geschichte nach, nicht glauben. Wären die Menschen wie Tiere auf die Erde gestreuet, sich die innere Gestalt der Humanität erst selbst zu erfinden, so müßten wir noch Nationen ohne Sprache, ohne Vernunft, ohne Religion und Sitten kennen; denn wie der Mensch gewesen ist, ist er noch auf der Erde. Nun sagt uns aber keine Geschichte, keine Erfahrung, daß irgendwo menschliche Orang-Utangs leben; und die Märchen, die der späte Diodor oder der noch spätere Plinius von den Unempfindlichen und andern unmenschlichen Menschen erzählen, zeigen sich entweder selbst in ihrem fabelhaften Grunde oder verdienen wenigstens auf das Zeugnis dieser Schriftsteller noch keinen Glauben. So sind auch gewiß die Sagen übertrieben, die die Dichter, um das Verdienst ihrer Orpheus und Kadmus zu erheben, von den rohen Völkern der Vorwelt geben; denn schon die Zeit, in der diese Dichter lebten, und der Zweck ihrer Beschreibung schließt sie von der Zahl historischer Zeugen aus. Wilder als der Neusee- oder der Feuerländer ist auch, nach der Analogie des Klima zu rechnen, kein europäisches, geschweige ein griechisches Volk gewesen; und jene inhumanen Nationen haben Humanität, Vernunft und Sprache Kein Menschenfresser frißt seine Brüder und Kinder; der unmenschliche Gebrauch ist ihnen ein grausames Kriegsrecht zur Erhaltung der Tapferkeit und zum wechselseitigen

Schrecken der Feinde. Er ist also nichts mehr und minder als das Werk einer groben politischen Vernunft, die bei jenen Nationen die Humanität in Absicht dieser wenigen Opfer des Vaterlandes so bezwang, wie wir Europäer sie in Absicht anderer Dinge noch jetzt bezwungen haben. Gegen Fremde schämten sie sich ihrer grausamen Handlung, wie wir Europäer uns doch der Menschenschlachten nicht schämen; ja gegen jeden Kriegsgefangnen, den dies traurige Los nicht trifft, beweisen sie sich brüderlich und edel. Alle diese Züge also, auch wenn der Hottentott sein lebendiges Kind vergräbt und der Eskimo seinem alten Vater das Alter verkürzt, sind Folgen der traurigen Not, die indes nie das ursprüngliche Gefühl der Humanität widerleget. Viel sonderbarere Greuel hat unter uns die mißgeleitete Vernunft oder die ausgelassne Üppigkeit erzeugt Ausschweifungen, an welche die Polygamie der Neger schwerlich reicht. Wie nun deswegen unter uns niemand leugnen wird, daß auch in die Brust des Sodomiten, des Unterdrückers, des Meuchelmörders das Gebilde der Humanität gegraben sei, ob er's gleich durch Leidenschaften und freche Gewohnheit fast unkenntlich machte, so ver gönne man mir, nach allem, was ich über die Nationen der Erde gelesen und geprüft habe, diese innere Anlage zur Humanität so allgemein als die menschliche Natur, ja eigentlich für diese Natur selbst

anzunehmen. Sie ist älter als die spekulative Vernunft, die durch Bemerkung und Sprache sich erst dem Menschen angebildet hat, ja, die in praktischen Fällen kein Richtmaß in sich hatte, wenn sie es nicht von jenem dunklen Gebilde in uns borgte. Sind alle Pflichten des Menschen nur Konventionen, die er als Mittel der Glückseligkeit sich selbst aussann und durch Erfahrung feststellte, so hören sie augenblicks auf, meine Pflichten zu sein, wenn ich mich von ihrem Zweck, der Glückseligkeit, lossage. Der Syllogismus der Vernunft ist nun vollendet. Aber wie kamen sie denn in die Brust dessen, der nie über Glückseligkeit und die Mittel dazu spekulierend dachte? Wie kamen Pflichten der Ehe, der Vater- und Kindesliebe, der Familie und der Gesellschaft in den Geist eines Menschen, ehe er Erfahrungen des Guten und Bösen über jede derselben gesammelt hatte und also auf tausendfache Art zuerst ein Unmensch hätte sein müssen, ehe er ein Mensch ward? Nein, gütige Gottheit, *dem* mörderischen Ungefähr überließeest du dein Geschöpf nicht. Den Tieren gabst du Instinkt, dem Menschen grubest du dein Bild, Religion und Humanität, in die Seele: der Umriß der Bildsäule liegt im dunkeln tiefen Marmor da; nur, er kann sich nicht selbst aushauen, ausbilden. Tradition und Lehre, Vernunft und Erfahrung sollten dieses tun, und du ließeest es ihm an Mitteln dazu nicht fehlen. Die Regel der Gerechtigkeit,

die Grundsätze des Rechts der Gesellschaft, selbst die Monogamie als die dem Menschen natürlichste Ehe und Liebe, die Zärtlichkeit gegen Kinder, die Pietät gegen Wohltäter und Freunde, selbst die Empfindung des mächtigsten, wohlthätigsten Wesens sind Züge dieses Bildes, die hie und da bald unterdrückt, bald ausgebildet sind, allenthalben aber noch die Uranlage des Menschen selbst zeigen, der er sich, sobald er sie wahrnimmt, auch nicht entsagen darf. Das Reich dieser Anlagen und ihrer Ausbildung ist die eigentliche Stadt Gottes auf der Erde, in welcher alle Menschen Bürger sind, nur nach sehr verschiedenen Klassen und Stufen. Glücklich ist, wer zur Ausbreitung dieses Reichs der wahren innern Menschenschöpfung beitragen kann er beneidet keinem Erfinder seine Wissenschaft und keinem Könige seine Krone.

Wer aber ist's nun, der uns sage, wo und wie diese aufweckende Tradition der Humanität und Religion auf der Erde entstand und sich mit so manchen Verwandlungen bis an den Rand der Welt fortbreitete, wo sie sich in den dunkelsten Resten verlieret? Wer lehrte den Menschen Sprache, wie noch jetzt jedes Kind dieselbe von andern lernet und niemand sich seine Vernunft erfindet? Welches waren die ersten Symbole, die der Mensch faßte, so daß eben im Schleier der Kosmogonie und religiöser Sagen die ersten Keime der Kultur unter die Völker kamen? Wo

hängt der erste Ring der Kette unsres Geschlechts und seiner geistig-moralischen Bildung? Lasset uns sehen, was uns darüber die Naturgeschichte der Erde samt der ältesten Tradition sage.

Zehntes Buch

I

*Unsre Erde ist für ihre lebendige Schöpfung eine
eigengebildete Erde*

Da der Ursprung der Menschengeschichte dem Philosophen sehr im dunkeln ist und schon in ihren ältesten Zeiten Sonderbarkeiten erscheinen, die der und jener mit seinem System nicht zu fügen wußte, so ist man auf den verzweifelnden Weg geraten, den Knoten zu zerschneiden und nicht nur die Erde als eine Trümmer voriger Bewohnung, sondern auch das Menschengeschlecht als einen überbliebenen, entkommenen Rest anzusehen, der, nachdem der Planet in einem andern Zustande, wie man sagt, seinen Jüngsten Tag erlebt hatte, etwa auf Bergen oder in Höhlen sich diesem allgemeinen Gericht entzogen habe. Seine Menschenvernunft, Kunst und Tradition sei ein geretteter Raub der untergegangenen Vorwelt¹⁵⁵, daher er teils schon von Anfange her einen Glanz zeige, der sich auf Erfahrungen vieler Jahrtausende gründe, teils auch nie ins Licht gesetzt werden könne, weil durch diese überbliebene Menschen, wie durch einen Isthmus, sich die Kultur zweier Welten verwirre und binde. Ist

diese Meinung wahr, so gibt es allerdings keine reine Philosophie der Menschengeschichte; denn unser Geschlecht selbst und alle seine Künste wären nur ausgeworfene Schlacken einer vorigen Weltverwüstung. Lasset uns sehen, was diese Hypothese, die aus der Erde selbst sowie aus ihrer Menschengeschichte ein unentwirrbares Chaos macht, für Grund habe.

In der Urbildung unsrer Erde hat sie, wie mich dünkt, keinen; denn die ersten scheinbaren Verwüstungen und Revolutionen derselben setzen keine verlebte Menschengeschichte voraus, sondern gehören zu dem schaffenden Kreise selbst, durch welchen unsre Erde erst bewohnbar worden.¹⁵⁶ Der alte Granit, der innere Kern unsres Planeten, zeigt, soweit wir ihn kennen, keine Spur von untergegangenen organischen Wesen, weder daß er solche in sich enthielte, noch daß seine Bestandteile dieselben voraussetzten. Wahrscheinlich ragte er in seinen höchsten Spitzen über die Wasser der Schöpfung empor, da sich auf denselben keine Spur einer Meerwirkung findet; auf diesen nackten Höhen aber konnte ein menschliches Geschöpf sowenig atmen als sich nähren. Die Luft, die diesen Klumpen umgab, war von Wasser und Feuer noch nicht gesondert; beschwängert mit den mancherlei Materien, die sich erst in vielfältigen Verbindungen und Perioden an die Grundlage der Erde setzten und ihr allgemach Form gaben, konnte sie

dem feinsten Erdgeschöpf seinen Lebensatem so wenig erhalten als geben. Wo also zuerst lebendiges Gebilde entstand, war im Wasser; und es entstand mit der Gewalt einer schaffenden Urkraft, die noch nirgend anders wirken konnte und sich also zuerst in der unendlichen Menge von Schalentieren, dem einzigen, was in diesem schwangern Meer leben konnte, organisierte. Bei fortgehender Ausbildung der Erde fanden sie häufig ihren Untergang und ihre zerstörten Teile wurden die Grundlage zu feinem Organisationen. Je mehr der Urfels vom Wasser befreit und mit Absätzen desselben, d. i. der mit ihm verbundenen Elemente und Organisationen, befruchtet wurde, desto mehr eilte die Pflanzenschöpfung der Schöpfung des Wassers nach, und auf jedem entblößten Erdstrich vegetierte, was daselbst vegetieren konnte. Aber auch im Treibhause dieses Reichs konnte noch kein Erdentier leben. Auf Erdhöhen, auf denen jetzt lappländische Kräuter wachsen, findet man versteinte Gewächse des heißesten Erdstrichs: ein offenes Zeugnis, daß der Dunst auf ihnen damals dies Klima gehabt habe. Geläutert indessen mußte diese Dunstluft schon in großem Grad sein, da sich so viele Massen aus ihr niedergesenkt hatten und die zarte Pflanze vom Licht lebet; daß aber bei diesen Pflanzenabdrücken sich noch nirgend Erdentiere, geschweige denn Menschengedächse finden, zeigt wahrscheinlich, daß solche auf der Erde damals

noch nicht vorhanden gewesen, weil weder zu ihrem Gebilde der Stoff, noch zu ihrem Unterhalt Nahrung bereitet war. So gehet's durch mancherlei Revolutionen fort, bis endlich in sehr obern Leim- oder Sandschichten erst die Elefanten- und Nashörnergerippe erscheinen; denn was man in tiefern Versteinerungen für Menschengebilde gehalten, ist alles zweifelhaft und von genauern Naturforschern für Gerippe von Seetieren erklärt worden. Auch auf der Erde fing die Natur mit Bildungen des wärmsten Klima und, wie es scheint, der ungeheuersten Massen an, eben wie sie im Meer mit gepanzerten Schalthieren und großen Ammonshörnern anfang; wenigstens haben sich bei den so zahlreichen Gerippen der Elefanten, die spät zusammengeschwemmt sind und sich hie und da bis auf die Haut erhalten haben, zwar Schlangen, Seetiere u. dgl., nie aber Menschenkörper gefunden. Ja, wenn sie auch gefunden wären, sind sie ohnstreitig von einem sehr neuern Datum gegen die alten Gebürge, in denen nichts von dieser Art Lebendigem vorkommt. So spricht das älteste Buch der Erde mit seinen Ton-, Schiefer-, Marmor-, Kalk- und Sandblättern, und was spräche es hiemit für eine Umschaffung der Erde, die ein Menschengeschlecht überlebt hätte, dessen Reste wir wären? Vielmehr ist alles, was sie redet, da für, daß unsre Erde aus ihrem Chaos von Materien und Kräften unter der belebenden Wärme des schaffenden

Geistes sich zu einem eignen und ursprünglichen Ganzen durch eine Reihe zubereitender Revolutionen gebildet habe, bis auch zuletzt die Krone ihrer Schöpfung, das feine und zarte Menschengeschöpf, erscheinen konnte. Die Systeme also, die von zehnfacher Veränderung der Weltgegenden und Pole, von hundertfältiger Umstürzung eines bewohnten und kultivierten Bodens, von Vertreibungen der Menschen aus Gegend in Gegend oder von ihren Grabmälern unter Felsen und Meeren reden und in der ganzen ältesten Geschichte nur Graus und Entsetzen schildern, sie sind, trotz aller unleugbaren Revolutionen der Erde, dem Bau derselben entgegen oder von ihm wenigstens unbegründet. Die Risse und Gänge im alten Gestein oder seine zusammengefallenen Wände sagen nichts von einer vor unsrer Erde bewohnten Erde; ja, wenn auch die alte Masse durch ein solches Schicksal zusammengeschmolzen wäre, so blieb gewiß kein lebendiger Rest der Urwelt für uns übrig. Die Erde sowohl als die Geschichte ihrer Lebendigen, wie sie jetzt ist, bleibt also für den Forscher ein reines ganzes Problem zur Auflösung. Einem solchen treten wir näher und fragen:

II

Wo war die Bildungsstätte und der älteste Wohnsitz der Menschen?

Daß er an keinem spät entstandenen Erdrande gewesen sein kann, bedarf keines Erweises, und so treten wir sogleich auf die Höhen der ewigen Urgebürge und der an sie allmählich gelagerten Länder. Entstanden überall Menschen, wie überall Schalentiere entstanden? Gebar das Mondsgebürge den Neger, wie etwa die Andes den Amerikaner, der Ural den Asiaten, die europäischen Alpen den Europäer gebaren? Und hat jedes Hauptgebürge der Welt etwa seinen eignen Strich der Menschheit? Warum, da jeder Weltteil seine eigne Tierarten hat, die anderswo nicht leben können und also auf und zu ihm geboren sein müssen, sollte er nicht auch seine eigne Menschengattung haben? Und wären die verschiedenen Nationalbildungen, Sitten und Charaktere, insonderheit die so unterschiedne Sprachen der Völker, nicht davon Erweise? Jedermann meiner Leser weiß, wie blendend diese Gründe von mehreren gelehrten und scharfsinnigen Geschichtsforschern ausgeführt sind, so daß man's zuletzt als die gezwungenste Hypothese ansah, daß die Natur zwar überall Affen und Bären, aber nicht

Menschen habe erschaffen können und also, dem Lauf ihrer andern Wirkungen ganz zuwider, eben ihr zartestes Geschlecht, wenn sie es nur in *einem* Paar hervorbrachte, durch diese ihr fremde Sparsamkeit tausendfacher Gefahr bloßstellte. »Schauet noch jetzt«, sagt man, »die vielsamige Natur an, wie sie verschwendet, wie sie nicht nur Pflanzen und Gewächse, sondern auch Tiere und Menschen in ungezählten Keimen dem Untergange in den Schoß wirft! Und eben auf dem Punkt, da das menschliche Geschlecht zu gründen war, da sollte die gebärende, die in ihrer jungfräulichen Jugend an Samen aller Wesen und Gestalten so reiche Mutter, die, wie der Bau der Erde zeigt, Millionen lebendiger Geschöpfe in einer Revolution aufopfern konnte, um neue Geschlechter zu gebären: sie sollte damals an niedern Wesen sich erschöpft und ihr wildes Labyrinth voll Leben mit zwei schwachen Menschen vollendet haben?« Lasset uns sehen, wiefern auch diese glänzend-scheinbare Hypothese dem Gange der Kultur und Geschichte unsres Geschlechts entsprechen oder nach seiner Bildung, seinem Charakter und Verhältnis zu den andern Lebendigen der Erde bestehen möge.

Zuerst ist's offenbar der Natur entgegen, daß sie alles Lebendige in gleicher Anzahl oder auf einmal belebt habe: der Bau der Erde und die innere Beschaffenheit der Geschöpfe selbst macht dies unmöglich.

Elefanten und Würmer, Löwen und Infusionstiere sind nicht in gleicher Zahl da; sie konnten auch uranfänglich ihrem Wesen nach weder in gleichem Verhältnis noch auf einmal erschaffen werden. Millionen Muschelgeschöpfe mußten untergehen, ehe auf unserm Erdenfels Gartenbeete zu feinerem Leben wurden; eine Welt von Pflanzen geht jährlich unter, damit sie höheren Wesen das Leben nähre. Wenn man also auch von den Endursachen der Schöpfung ganz abstrahieret, so lag es schon im Stoff der Natur selbst, daß sie aus vielem ein Eins machen und durch das kreisende Rad der Schöpfung Zahlloses zerstören mußte, damit sie ein Minderes, aber Edleres belebte. So fuhr sie von unten hinauf, und indem sie allenthalben gnug des Samens nachließ, Geschlechter, die sie dauren lassen wollte, zu erhalten, bahnte sie sich den Weg zu auserlesneren, feineren, höheren Geschlechtern. Sollte der Mensch die Krone der Schöpfung sein, so konnte er mit dem Fisch oder dem Meerschleim nicht *eine* Masse, *einen* Tag der Geburt, *einen* Ort und Aufenthalt haben. Sein Blut sollte kein Wasser werden; die Lebenswärme der Natur mußte also so weit hinaufgeläutert, so fein essentiert sein, daß sie Menschenblut rötete. Alle seine Gefäße und Fibern, sein Knochengebäude selbst sollte von dem feinsten Ton gebildet werden, und da die Allmächtige nie ohne zweite Ursachen handelt, so mußte sie sich dazu den Stoff in die

Hand gearbeitet haben. Selbst die gröbere Tierschöpfung war sie durchgegangen; wie und wenn jedes entstehen konnte, entstand es; durch alle Pforten drangen die Kräfte und arbeiteten sich zum Leben. Das Ammonshorn war eher da als der Fisch; die Pflanze ging dem Tier voran, das ohne sie auch nicht leben konnte; der Krokodil und Kaiman schlich eher daher, als der weise Elefant Kräuter las und seinen Rüssel schwenkte. Die fleischfressenden Tiere setzten eine zahlreiche, schon sehr vermehrte Familie derer voraus, von denen sie sich nähren sollten; sie konnten also auch mit diesen nicht auf einmal und in gleicher Anzahl da sein. Der Mensch also, wenn er der Bewohner der Erde und ein Gebieter der Schöpfung sein sollte, mußte sein Reich und Wohnhaus fertig finden; notwendig mußte er also auch spät und in geringerer Anzahl erscheinen als die, so er beherrschen sollte. Hätte die Natur aus dem Stoff ihrer Werkstätte auf Erden etwas Höheres, Reineres und Schöneres, als der Mensch ist, hervorbringen können, warum sollte sie es nicht getan haben? Und daß sie es nicht getan hat, zeigt, daß sie mit dem Menschen die Werkstätte schloß und ihre Gebilde, die sie im Boden des Meers mit dem reichsten Überfluß angefangen hatte, jetzt in der erlesensten Sparsamkeit vollführte. »Gott schuf den Menschen«, sagt die älteste schriftliche Tradition der Völker, »in seinem Gebilde; ein Gleichnis Gottes schuf er

in ihm, einen Mann und *ein* Weib, nach dem Unzähligen, das er geschaffen hatte, die kleinste Zahl; da ruhte er und schuf nicht fürder.« Die lebendige Pyramide war hier bei ihrem Gipfel vollendet.

Wo konnte dieser Gipfel nun stattfinden? Wo erzeugte sich die Perle der vollendeten Erde? Notwendig im Mittelpunkt der regsten organischen Kräfte, wo, wenn ich so sagen darf, die Schöpfung am weitesten gediehen, am längsten und feinsten ausgearbeitet war; und wo war dieses, als etwa in Asien, wie schon der Bau der Erde mutmaßlich saget. In Asien nämlich hatte unsre Kugel jene große und weite Höhe, die, nie vom Wasser bedeckt, ihren Felsenrücken in die Länge und Breite vielarmig hinzog. Hier also war die meiste Anziehung wirkender Kräfte, hier rieb und kreisete sich der elektrische Strom, hier setzten sich die Materien des fruchtreichen Chaos in größter Fülle nieder. Um diese Gebürge entstand der größte Weltteil, wie seine Gestalt zeigt; auf und an diesen Gebürgen lebt die größte Menge aller Arten lebendiger Tier-schöpfung, die wahrscheinlich hier schon streiften und ihres Daseins sich freuten, als andre Erdstrecken noch unter dem Wasser lagen und kaum mit Wäldern oder mit nackten Bergspitzen emporblickten. Der Berg, den Linneus¹⁵⁷ sich als das Gebürge der Schöpfung gedacht hat, ist in der Natur; nur nicht als Berg, sondern als ein weites Amphitheater, ein Stern

von Gebürgen, die ihre Arme in mancherlei Klimate verteilen. »Ich muß anmerken«, sagt Pallas¹⁵⁸, »daß alle Tiere, die in den Nord- und Südländern zahm geworden sind, sich in dem gemäßigten Klima der Mitte Asiens wild finden (den Dromedar ausgenommen, dessen beide Arten nicht wohl außerhalb Afrika fortkommen und sich schwer an das Klima von Asien gewöhnen). Der Stammort des wilden Ochsen, des Büffels, des Mufflon, von welchem unsre Schafe kommen, des Bezoartiers und des Steinbocks, aus deren Vermischung die so fruchtbare Rasse unsrer zahmen Ziegen entstanden ist, finden sich in den gebürgigen Ketten, die das mittlere Asien und einen Teil von Europa einnehmen. Das Renntier ist auf den hohen Bergen, die Siberien begrenzen und sein östliches Ende bedecken, häufig und dient daselbst als Last- und Zugvieh. Auch findet es sich auf der uralischen Kette und hat von da aus die nordischen Länder besetzt. Das Kamel mit zwei Buckeln findet sich wild in den großen Wüsten zwischen Tibet und China. Das wilde Schwein hält sich in den Wäldern und Morästen des ganzen gemäßigten Asiens auf. Die wilde Katze, von der unsre Hauskatze abstammet, ist bekannt genug. Endlich stammt die Hauptrasse unsrer Haushunde zuverlässig vom Schakal her, ob ich dieselbe gleich nicht für ganz unverfälscht halte, sondern glaube, daß sie sich vor undenklicher Zeit mit dem gemeinen

Wolf, dem Fuchs und selbst mit der Hyäne vermischt habe, welches die ungemene Verschiedenheit der Gestalt und Größe der Hunde verursacht hat« u. f. So Pallas. Und wem ist der Reichtum Asiens, insonderheit seiner mittägigen Länder, an Naturprodukten unbekannt? Es ist, als ob um diese erhabenste Höhe der Welt sich nicht nur das breitste, sondern auch das reichste Land gesetzt habe, das von Anfange her die meiste organische Wärme in sich gezogen. Die weisesten Elefanten, die klügsten Affen, die lebhaftesten Tiere nährt Asien; ja vielleicht hat es, seines Verfalls ungeachtet, der genetischen Anlage nach die geistreichsten und erhabensten Menschen.

Wie aber die andern Weltteile? Daß Europa sowohl an Menschen als Tieren meistens aus Asien besetzt sei und wahrscheinlich einem großen Teil nach noch mit Wasser oder mit Wald und Morästen bedeckt gewesen, als das höhere Asien schon kultiviert war, ist sogar aus der Geschichte erweislich. Das innere Afrika kennen wir zwar noch wenig; die Höhe und Gestalt seines mittleren Bergrückens insonderheit ist uns ganz fremde; indessen wird aus mehreren Gründen wahrscheinlich, daß dieser wasserarme und große Strecken hinein niedrige Weltteil mit seinem Erdrücken schwerlich an die Höhe und Breite Asiens reiche. Auch *er* ist also vielleicht länger bedeckt gewesen; und obwohl der warme Erdgürtel sowohl der

Pflanzen- als Tierschöpfung daselbst ein eignes kräftiges Gepräge nicht versagte, so scheint es doch, daß Afrika und Europa nur wie Kinder sind, an den Schoß der Mutter, Asien, gelehnet. Die meisten Tiere haben diese drei Weltteile gemein und sind im ganzen nur *ein* Weltteil.

Amerika endlich: sowohl der Strich seiner steilen, unbewohnbar-hohen Gebürge als deren noch tobende Vulkane und ihnen zu Füßen das niedrige, in großen Strecken meerflache Land samt der lebendigen Schöpfung desselben, die sich vorzüglich in der Vegetation, den Amphibien, Insekten, Vögeln und dagegen in weniger Gattungen vollkommener und so lebhafter Landtiere freuet, als in denen sich die Alte Welt fühlet: alle diese Gründe, zu denen die junge und rohe Verfassung seiner gesamten Völkerschaften mitgehöret, machen diesen Weltteil schwerlich als den ältestbewohnten kennbar. Vielmehr ist er, gegen die andre Erdhälfte betrachtet, dem Naturforscher ein reiches Problem der Verschiedenheit zweier entgegengesetzten Hemisphäre. Schwerlich also dürfte auch das schöne Tal Quito der Geburtsort eines ursprünglichen Menschenpaars gewesen sein, so gern ich ihm und den Mondgebürgen Afrikas die Ehre gönne und niemanden widersprechen mag, der hiezu Beweistümer fände.

Aber gnug der bloßen Mutmaßungen, die ich nicht

dazu gemäßbraucht wünsche, daß man dem Allmächtigen die Kraft und den Stoff, Menschen, wo er will, zu schaffen, abspräche. Die Stimme, die allenthalben Meer und Land mit eignen Bewohnern bepflanzte, konnte auch jedem Weltteil seine eingebornen Beherrscher geben, wenn sie es für gut fand. Ließe sich nicht aber in dem bisher entwickelten Charakter der Menschheit die Ursache finden, warum sie es nicht beliebte? Wir sahen, daß die Vernunft und Humanität der Menschen von Erziehung, Sprache und Tradition abhänge und daß unser Geschlecht hierin völlig vom Tier unterschieden sei, das seinen unfehlbaren Instinkt auf die Welt mitbringt. Ist dies, so konnte, schon seinem spezifischen Charakter nach, der Mensch nicht Tieren gleich überall in die wilde Wüste geworfen werden. Der Baum, der allenthalben nur künstlich fortkommen konnte, sollte vielmehr aus *einer* Wurzel an einem Ort wachsen, wo er am besten gedeihen, wo der, der ihn gepflanzt hatte, ihn selbst warten konnte. Das Menschengeschlecht, das zur Humanität bestimmt war, sollte von seinem Ursprunge an ein Brüdergeschlecht aus *einem* Blut, am Leitbände einer bildenden Tradition werden, und so entstand das Ganze, wie noch jetzt jede Familie entspringt, Zweige von einem Stamm, Sprossen aus *einem* ursprünglichen Garten. Mich dünkt, jedem, der das Charakteristische unsrer Natur, die Beschaffenheit und Art unsrer

Vernunft, die Weise, wie wir zu Begriffen kommen und die Humanität in uns bilden, erwägt, ihm müsse dieser auszeichnende Plan Gottes über unser Geschlecht, der uns auch dem Ursprunge nach vom Tier unterscheidet, als der angemessenste, schönste und würdigste erscheinen. Mit diesem Entwurf wurden wir Lieblinge der Natur, die sie als Früchte ihres reifsten Fleißes oder, wenn man will, als Söhne ihres hohen Alters auf der Stelle hervorbrachte, die sich am besten für diese zarten Spätlinge geziemte. Hier erzog sie solche mit mütterlicher Hand und hatte um sie gelegt, was vom ersten Anfange an die Bildung ihren künstlichen Menschencharakters erleichtern konnte. So wie nur eine Menschenvernunft auf der Erde möglich war und die Natur daher auch nur *eine* Gattung vernunftfähiger Geschöpfe hervorbrachte, so ließ sie diese Vernunftfähigen auch in *einer* Schule der Sprache und Tradition erzogen werden und übernahm selbst diese Erziehung durch eine Folge von Generationen aus *einem* Ursprung.

III

*Der Gang der Kultur und Geschichte gibt
historische Beweise, daß das Menschengeschlecht in
Asien entstanden sei*

Alle Völker Europas, woher sind sie? Aus Asien. Von den meisten wissen wir's gewiß: wir kennen den Ursprung der Lappen, der Finnen, der Germanier und Goten, der Gallier, Slawen, Kelten, Cimbern u. f. Teils aus ihren Sprachen oder Sprachresten, teils aus Nachrichten ihrer alten Sitze können wir sie ziemlich weit ans Schwarze Meer oder in die Tatarei verfolgen, wo zum Teil noch ihre Sprachreste leben. Von der Abkunft anderer Völker wissen wir weniger, weil wir die älteste Geschichte derselben weniger kennen; denn bloß die Unkunde voriger Zeiten macht Autochthonen. Ein seltnes Verdienst um die Menschheit wäre es, wenn der sprachgelehrteste Geschichtsforscher der alten und neuen Völker, Büttner, uns die Schätze seiner zusammenhaltenden Belesenheit auftäte und, wie er's tun könnte, einer Reihe von Völkern ihren ihnen selbst unbekanntem Stammbaum gäbe. [159](#)

Die Abkunft der Afrikaner und Amerikaner ist uns freilich dunkler; soweit wir aber den obern Rand des erstgenannten Weltteils kennen und die ältesten

Traditionen über ihn zusammenhalten, ist er asiatisch. Weiter hinab müssen wir uns begnügen, in der Negergestalt und Farbe wenigstens nichts Widersprechendes gegen diese Abkunft, vielmehr ein fortgehendes Gemälde klimatischer Nationalbildungen zu finden, wie das sechste Buch dieser Schrift zu zeigen versucht hat. Ein gleiches ist's mit dem später bevölkerten Amerika, dessen Bepflanzung aus dem östlichen Asien schon der einförmige Anblick der Völker wahrscheinlich machte.

Mehr als die Bildungen aber sagen uns die Sprachen der Völker; und wo auf der ganzen Erde gibt es die ältest-kultivierten Sprachen? In Asien Wollt ihr das Wunderding sehen, daß Völker Tausende von Meilen hin in die Länge und Breite lauter einsilbige Sprachen reden, sehet nach Asien. Die Strecke jenseit des Ganges, Tibet und Sina, Pegu, Ava, Arrakan und Brema, Tonquin, Laos, Koschin-Sina, Kambodscha und Siam sprechen lauter unbiegsam-einsilbige Worte. Wahrscheinlich hat die frühe Regel ihrer Sprachkultur und Schrift sie dabei erhalten; denn in dieser Ecke Asiens sind die ältesten Einrichtungen beinahe in allem unverändert geblieben. Wollet ihr Sprachen, deren großer, fast überfließender Reichtum auf sehr wenige Wurzeln zusammengeht, so daß sie mit einer sonderbaren Regelmäßigkeit und dem fast kindischen Kunstwerk, durch eine kleine Veränderung

des Stammworts einen neuen Begriff zu sagen, Mannigfaltigkeit und Armut verbinden, so sehet den Umfang Südasiens von Indien bis nach Syrien, Arabien und Äthiopien hin. Die bengalische Sprache hat 700 Wurzeln, gleichsam die Elemente der Vernunft, aus denen sie Zeitwörter, Nennwörter und alle andre Redeteile bildet. Die ebräische und die ihr verwandten Sprachen, so ganz anderer Art sie sind, erregen Erstaunen, wenn man ihren Bau selbst noch in den ältesten Schriften betrachtet. Alle ihre Worte gehen an Wurzeln von drei Buchstaben zusammen, die anfangs vielleicht auch einsilbig waren, nachher aber, wahrscheinlich durch das ihnen eigne Buchstabenalphabet, frühzeitig in diese Form gebracht wurden und in ihr vermittelt sehr einfacher Zusätze und Biegungen die ganze Sprache bauten. Ein unermeßlicher Reichtum von Begriffen geht z. B. in der fortgebildeten arabischen Sprache an wenige Wurzeln zusammen, so daß das Flickwerk der meisten europäischen Sprachen mit ihren unnützen Hülfsworten und langweiligen Flexionen sich nie mehr verrät, als wenn man sie mit den Sprachen Asiens wergleichen. Daher fallen diese auch, je älter sie sind, dem Europäer zu lernen schwer; denn er muß den nutzlosen Reichtum seiner Zunge aufgeben und kommt in ihnen wie zu einer feindurchdachten, leisegeregelten Hieroglyphik der unsichtbaren Gedankensprache.

Das gewisseste Zeichen der Kultur einer Sprache ist ihre Schrift: je älter, künstlicher, durchdachter diese war, desto mehr ward auch die Sprache gebildet. Nun kann, wenn man nicht etwa die Scythen ausnähme, die auch ein asiatisches Volk waren, keine europäische Nation sich eines selbsterfundnen Alphabets rühmen; sie stehen hierin als Barbaren den Negern und Amerikanern zur Seite. Asien allein hatte Schrift, und zwar schon in den ältesten Zeiten. Die erste gebildete Nation Europas, die Griechen, bekamen ihr Alphabet von einem Morgenländer, und daß alle andre Buchstabencharaktere der Europäer abgeleitete oder verdorbne Züge der Griechend sind, zeigen die Büttnerschen Tafeln.¹⁶⁰ Auch der Ägypter älteste Buchstabenschrift auf ihren Mumien ist phöniciſch und so wie das koptische Alphabet verdorben-griechisch ist. Unter den Negern und Amerikanern ist an keine selbsterfundene Schrift zu gedenken; denn unter diesen stiegen die Mexikaner über ihre rohen Hieroglyphen und die Peruaner über ihre Knotenſtricke nicht auf. Asien dagegen hat die Schrift in Buchstaben und Kunsthieroglyphen gleichsam erschöpft, so daß man unter seinen Schriftzügen beinahe alle Gattungen findet, wie die Rede der Menschen gefesselt werden konnte. Die bengalische Sprache hat 50 Buchstaben und 12 Vokale; die sinesische hat aus ihrem Walde von Zügen nicht minder als 112 zu

Lautbuchstaben und 36 zu Mitlautern erwähnt. So geht es durch die tibetanische, singalesische, marattische, mandschurische Alphabete sogar mit verschiedenen Richtungen der Zeichen. Einige der asiatischen Schriftarten sind offenbar so alt, daß man bemerkt, wie sich die Sprache selbst mit und zu ihnen gebildet habe; und die einfach-schöne Schrift auf den Ruinen von Persepolis verstehen wir noch gar nicht.

Treten wir von dem Werkzeuge der Kultur zur Kultur selbst: wo wäre dieselbe früher entstanden, ja, wo hätte sie früher entstehen können als in Asien? von da sie sich auf bekannten Wegen weiter umhergebreitet. Die Herrschaft über die Tiere war dazu einer der ersten Schritte, und sie steigt in diesem Weltteil über alle Revolutionen der Geschichte hinauf. Nicht nur, daß, wie wir gesehen haben, dies Urgebürge der Welt die meisten und zähmbarsten Tiere hatte, die Gesellschaft der Menschen hat dieselben auch so frühe gezähmet, daß unsre nutzbarsten Tiergeschlechter, Schaf, Hund und Ziege, gleichsam nur aus dieser Bezähmung entstanden und eigentlich also neue Tiergattungen der asiatischen Kunst sind. Will man sich in den Mittelpunkt der Verteilung gezähmter Tiere stellen, so trete man auf die Höhe von Asien; je entfernter von ihm (im Großen der Natur gerechnet), desto minder gezähmte Tiere. In Asien bis auf seine Süd-Inseln ist alles voll derselben; in Neuguinea und Neuseeland

fand sich nur der Hund und das Schwein, in Neukaledonien der Hund allein, und in dem ganzen weiten Amerika waren das Guaniko und Lacma die einzigen gezähmten Tiere. Auch sind die besten Gattungen derselben in Asien und Afrika von der schönsten, edelsten Art. Der Dschiggetai und das arabische Pferd, der wilde und zahme Esel, der Argali und das Schaf? der wilde Bock und die Angoraziege sind der Stolz ihres Geschlechts; der klügste Elefant ist in Asien von frühen Zeiten an aufs künstlichste gebraucht, und das Kamel war diesem Weltteil unentbehrlich. In der Schönheit einiger dieser Tiere tritt Afrika zunächst an Asiens Seite; im Gebrauch derselben aber stehet's ihm noch jetzt weit nach. Alle seine gezähmten Tiere hat Europa Asien zu danken; was unserm Weltteil eigen ist, sind 15 bis 16 Arten, größtenteils Mäuse und Fledermäuse. [161](#)

Mit der Kultur der Erde und ihrer Gewächse war's nicht anders, da ein großer Teil von Europa noch in sehr späten Zeiten ein Wald war und seine Einwohner, wenn sie von Vegetabilien leben sollten, wohl nicht anders als mit Wurzeln und wilden Kräutern, mit Eicheln und Holzäpfeln nähren konnte. In manchen Erdstrichen Asiens, von denen wir reden, wächst das Getreide wild, und der Ackerbau ist in ihm von undenklichem Alter. Die schönsten Früchte der Erde, den Weinstock und die Olive, Zitronen und Feigen,

Pomeranzen und alle unser Obst. Kastanien, Mandeln, Nüsse u. f. hat Asien zuerst nach Griechenland und Afrika, sodann fernerhin verpflanzt; einige andere Gewächse hat uns Amerika gegeben, und bei den meisten wissen wir sogar den Ort der Herkunft sowie die Zeit der Wanderung und Verpflanzung. Also auch diese Geschenke der Natur waren dem Menschengeschlecht nicht anders als durch den Weg der Tradition beschieden. Amerika bauete keinen Wein; auch in Afrika haben ihn nur europäische Hände gepflanzt.

Daß Wissenschaften und Künste zuerst in Asien und seinem Grenzlande Ägypten gepflegt sind, bedarf keiner weitläufigen Erweise; Denkmale und die Geschichte der Völker sagen es, und Goguet's¹⁶² zeugnisführendes Werk ist in aller Händen. Nützliche und schöne Künste hat dieser Weltteil, hie oder da, allenthalben aber nach seinem ausgezeichneten asiatischen Geschmack frühe getrieben, wie die Ruinen Persepolis und der indischen Tempel, die Pyramiden Ägyptens und soviel andre Werke, von denen wir Reste oder Sagen haben, beweisen; fast alle reichen sie weit über die europäische Kultur hinaus und haben in Afrika und Amerika nichts ihresgleichen. Die hohe Poesie mehrerer südasiatischen Völker ist weltbekannt¹⁶³, und je älter hinauf, desto mehr erscheint sie in einer Würde und Einfachheit, die durch sich selbst den Namen der Göttlichen verdienet. Welcher scharfsinnige

Gedanke, ja, ich möchte sagen, welche dichterische Hypothese ist in eines späten Abendländers Seele gekommen, zu welcher sich nicht der Keim in eines früheren Morgenländers Ausspruch oder Einkleidung fände, sobald nur irgend der Anlaß dazu in seinem Gesichtskreise lag? Der Handel der Asiaten ist der älteste auf der Erde, und die wichtigsten Erfindungen darin sind die ihre. So auch die Astronomie und Zeitrechnung; wer ist, der auch ohne die mindeste Teilnahme an Baillys Hypothesen nicht über die frühe und weite Verbreitung mancher astronomischen Bemerkungen, Einteilungen und Handgriffe erstaunte, die man den ältesten Völkern Asiens schwerlich ableugnen könnte?¹⁶⁴ Es ist, als ob ihre ältesten Weisen vorzüglich die Weisen des Himmels, Bemerkter der stille fortschreitenden Zeit gewesen, wie denn auch noch jetzt, im tiefen Verfall mancher Nationen, dieser rechnende, zählende Geist unter ihnen seine Wirkung äußert.¹⁶⁵ Der Bramin rechnet ungeheure Summen im Gedächtnis; die Einteilungen der Zeit sind ihm vom kleinsten Maß bis zu großen Himmelsrevolutionen gegenwärtig, und er trügt sich, ohne alle europäische Hilfsmittel, darin nur wenig. Die Vorwelt hat ihm in Formeln hinterlassen, was er jetzt nur anwendet; denn auch unsre Jahrrechnung ist ja asiatisch, unsre Ziffern und Sternbilder sind ägyptischen oder indischen Ursprungs.

Wenn endlich die Regierungsformen die schwerste Kunst der Kultur sind, wo hat es die älteste, größte Monarchien gegeben? Wo haben die Reiche der Welt den festesten Bau gefunden? Seit Jahrtausenden behauptet Sina noch seine alte Verfassung, und ohngeachtet das unkriegerische Volk von tatarischen Horden mehrmals überschwemmt worden, so haben die Besiegten dennoch immer die Sieger bezähmt und sie in die Fesseln ihrer alten Verfassung geschmiedet. Welche Regierungsform Europas könnte sich dessen rühmen? Auf den tibetanischen Bergen herrscht die älteste Hierokratie der Erde, und die Kasten der Hindus verraten durch die eingewurzelte Macht, die dem sanftesten Volk seit Jahrtausenden zur Natur geworden ist, ihre uralte Einrichtung. Am Euphrat und Tigris sowie am Nilstrom und an den medischen Bergen greifen schon in den ältesten Zeiten gebildete kriegerische oder friedliche Monarchien in die Geschichte der westlichen Völker; sogar auf den tatarischen Höhen hat sich die ungebundene Freiheit der Horden mit einem Despotismus der Khane zusammengewebt, der manchen europäischen Regierungsformen die Grundlage gegeben. Von allen Seiten der Welt, je mehr man sich Asien nahet, desto mehr nahet man festgegründeten Reichen, deren unumschränkte Gewalt seit Jahrtausenden sich in die Denkart der Völker so eingeprägt, daß der König von Siam über eine Nation, die

keinen König hätte, als über eine hauptlose Mißgeburt lachte. In Afrika sind die festesten Despotien Asien nahe; je weiter hinab, desto mehr ist die Tyrannei noch im rohen Zustande, bis sie sich endlich unter den Kaffern in den patriarchalischen Hirtenzustand verlieret. Auf dem südlichen Meer, je näher Asien, desto mehr sind Künste, Handwerke, Pracht und der Gemahl der Pracht, der königliche Despotismus, in alter Übung; je weiter von ihm entfernt, auf den entlegnen Inseln, in Amerika oder gar am dürren Rande der Südwelt, kommt in einem rohern Zustande die einfachere Verfassung des Menschengeschlechts, die Freiheit der Stämme und Familien wieder, so daß einige Geschichtsforscher selbst die beiden Monarchien Amerikas, Mexiko und Peru, aus der Nachbarschaft despotischer Reiche Asiens hergeleitet haben. Der ganze Anblick des Weltteils verrät also, zumal um die Gebürge, die älteste Bewohnung, und die Traditionen dieser Völker mit ihren Zeitrechnungen und Religionen gehen, wie bekannt ist, in die Jahrtausende der Vorwelt. Alle Sagen der Europäer und Afrikaner (bei welchen ich immer Ägypten ausnehme), noch mehr der Amerikaner und der westlichen Südsee-Inseln sind nichts als verlorne Bruchstücke junger Märchen gegen jene Riesengebäude alter Kosmogonien in Indien, Tibet, dem alten Chaldäa und selbst dem niedrigen Ägypten: zerstreute Laute der verirreten Echo

gegen die Stimme der asiatischen Urwelt, die sich in die Fabel verliert.

Wie also, wenn wir dieser Stimme nachgingen und, da die Menschheit kein Mittel der Bildung als die Tradition hat, diese bis zum Urquell zu verfolgen suchten? Freilich ein trüglicher Weg, wie wenn man dem Regenbogen und der Echo nachlief; denn sowenig ein Kind, ob es gleich bei seiner Geburt war, dieselbe zu erzählen weiß, sowenig dürfen wir hoffen, daß uns das Menschengeschlecht von seiner Schöpfung und ersten Lehre, von der Erfindung der Sprache und seinem ersten Wohnsitz historisch strenge Nachrichten zu geben vermöge. Indessen erinnert sich doch ein Kind aus seiner späteren Jugend wenigstens einige Züge; und wenn mehrere Kinder, die zusammen erzogen, hernach getrennt wurden, dasselbe oder ein ähnliches erzählen, warum sollte man sie nicht hören, warum nicht über das, was sie sagen oder zurückträumen, wenigstens nachsinnen wollen, zumal wenn man keine andern Dokumente haben könnte. Und da es der unverkennbare Entwurf der Vorsehung ist, Menschen durch Menschen, d. i. durch eine fortwirkende Tradition, zu lehren, so lasset uns nicht zweifeln, daß sie uns auch hierin soviel werde gegönnet haben, als wir zu wissen bedürfen.

IV

Asiatische Traditionen über die Schöpfung der Erde und den Ursprung des Menschengeschlechtes

Aber wo fangen wir in diesem wüsten Walde an, in dem soviel trügerische Stimmen und Irrlichte hie- und dahin locken und fahren? Ich habe nicht Lust zu der Bibliothek von Träumen, die über diesen Punkt das Menschengedächtnis drückt, nur eine Silbe hinzuzutun und unterscheide also, soviel ich kann, die Mutmaßung der Völker oder die Hypothesen ihrer Weisen von Tatsachen der Tradition sowie bei dieser die Grade ihrer Gewißheit und ihre Zeiten. Das letzte Volk Asiens, das sich des höchsten Altertums rühmet, die Sineser, haben nichts historisch Gewisses, das über das 722. Jahr vor unsrer Zeitrechnung hinausginge. Die Reiche des Fohi und Hoangti sind Mythologie, und was vor Fohi hergeht, das Zeitalter der Geister oder der personifizierten Elemente, wird von den Sinesen selbst als dichtende Allegorie betrachtet. Ihr ältestes Buch¹⁶⁶, das 176 Jahr vor Christi Geburt wiedergefunden oder vielmehr aus zwei, dem Bücherbrande entronnenen Exemplaren ergänzt ward, enthält weder Kosmogonie noch der Nation Anfang Yao regiert schon in demselben mit den Bergen seines

Reichs, den Großen; nur *einen* Befehl kostet es ihm, so werden Gestirne beobachtet, Wasser abgeleitet, Zeiten geordnet; Opfer und Geschäfte sind alle schon in festgestellter Ordnung. Es bliebe uns also nur die sinesische Metaphysik des großen ersten Y übrig¹⁶⁷, wie aus 1 und 2 die 4 und 8 entstanden, wie nach Eröffnung des Himmels Puanku und die drei Hoangs als Wundergestalten regiert haben, bis erst mit dem ersten Stifter der Gesetze Gin-Hoang, der auf dem Berge Hingma geboren war und Erd und Wasser in 9 Teile teilte, die menschlichere Geschichte anfinge. Und dennoch geht die Mythologie dieser Art noch viele Geschlechter hinunter, so daß vom Ursprünglichen wohl nichts auf sie zu gründen wäre, als etwa daß sie den Wohnsitz dieser Könige und ihrer Wundergestalten auf die hohen asiatischen Berge setzt, die für heilig gehalten und mit der ganzen ältesten Fabelsage beehrt wurden. Ein großer Berg mitten auf der Erde ist ihnen selbst in den Namen dieser alten Fabelwesen, die sie Könige nennen, sehr gefeiert.

Steigen wir nach Tibet hinauf, so finden wir die Lagerung der Erde rings um einen höchsten Berg in der Mitte noch ausgezeichnet, da sich die ganze Mythologie dieses geistlichen Reichs darauf gründet. Fürchterlich beschreiben sie seine Höhe und Umfang; Ungeheuer und Riesen sind Wächter an seinem Rande, sieben Meere und sieben Goldberge rings um

ihn her. Auf seinem Gipfel wohnen die Lahen und in verschiedenen niedrigeren Stufen andre Wesen. Durch Aeonen von Weltaltern sanken jene Beschauer des Himmels immer in gröbere Körper, endlich in die Menschengestalt, in der ein häßliches Affenpaar ihre Eltern waren; auch der Ursprung der Tiere wird aus herabgestoßenen Lahen erklärt.¹⁶⁸ Eine harte Mythologie, die die Welt bergab in die Meere bauet, diese mit Ungeheuern umpflanzet und das ganze System der Wesen zuletzt einem Ungeheuer, der ewigen Notwendigkeit, in den Rachen gibt. Auch diese entehrende Tradition indessen, die den Menschen vom Affen herleitet, ist mit spätern Ausbildungen so verwebet, daß viel dazu gehörte, sie als eine reine Ursache der Vorwelt zu betrachten.

Schätzbar wäre es, wenn wir vom alten Volk der Hindus ihre älteste Tradition besäßen. Außerdem aber, daß die erste Sekte des Brahma von den Anhängern Wischnu und Schiwens längst vertilgt ist, haben wir an dem, was Europäer von ihren Geheimnissen bisher erfuhren, offenbar nur junge Sagen, die entweder Mythologie für das Volk oder auslegende Lehrgebäude ihrer Weisen sind. Auch nach Provinzen gehen sie märchenhaft auseinander, so daß wir, wie auf die eigentliche Sanskritsprache, so auch auf den wahren Wedam der Indier wahrscheinlich noch lange zu warten und dennoch auch in ihm von ihrer ältesten

Tradition wenig zu erwarten haben, da sie den ersten Teil desselben selbst für verloren achten. Indessen blickt auch durch manches spätere Märchen ein Goldkorn historischer Ursache hervor. Der Ganges z. B. ist in ganz Indien heilig und fließt unmittelbar von den heiligen Bergen, den Füßen des Weltschöpfers Brahma. In der achten Verwandlung erschien Wischnu als Prassarama: noch bedeckte das Wasser alles Land bis zum Gebürge Gate; er bat den Gott des Meers, daß er ihm Raum verschaffen und das Meer zurückziehen machte, so weit, wenn er schösse, sein Pfeil reichte. Der Gott versprach und Prassarama schoß; wie weit der Pfeil flog, ward das Land trocken, die malabari-sche Küste. Offenbar sagt uns, wie auch Sonnerat anmerkt, die Erzählung, daß das Meer einst bis zum Berge Gate gestanden habe und die malabarische Küste jüngerer Land sei. Andere Sagen indischer Völker erzählen den Ursprung der Erde aus dem Wasser auf andre Weise. Whistnu schwamm auf einem Blatt; der erste Mensch entsprang aus ihm als eine Blume. Auf der Oberfläche der Wasserwogen schwamm ein Ei, das Brahma zur Reife brachte, aus dessen Häuten die Luft und der Himmel ward, wie aus seinem Inhalt Geschöpfe, Tiere und Menschen. Doch man muß diese Sagen im Märchentone der kindlichen Indier selbst lesen.¹⁶⁹

Das System Zoroasters¹⁷⁰ ist offenbar schon ein

philosophisches Lehrgebäude, das, wenn es auch mit den Sagen anderer Sekten nicht vermischt wäre, dennoch schwerlich für eine Urtradition gelten könnte; Spuren von dieser indes sind allerdings in ihm kennbar. Der große Berg Albordj in Mitte der Erde erscheint wieder und streckt sich mit seinen Nebengebürgen rings um sie. Um ihn geht die Sonne; von ihm rinnen die Ströme, Meere und Länder sind von ihm aus verteilet. Die Gestalten der Dinge existierten zuerst in Urbildern, in Keimen, und wie alle Mythologien des höhern Asiens an Ungeheuern der Urwelt reich sind, so hat auch diese den großen Stier Kayamorts, aus dessen Leichnam alle Geschöpfe der Erde wurden. Oben auf diesem Berge ist, wie dort auf dem Berge der Lahen, das Paradies, der Sitz der seligen Geister und verklärten Menschen, sowie der Urquell der Ströme, das Wasser des Lebens. Übrigens ist das Licht, das die Finsternis scheidet, sie zertrennet und überwindet, das die Erde fruchtbar macht und alle Geschöpfe beseligt, offenbar der erste physische Grund des ganzen Lichtsystems der Parsen, welche *eine* Idee sie auf gottesdienstliche, moralische und politische Weise tausendfach anwandten.

Je tiefer wir westlich den Berg Asiens hinunterwandern, desto kürzer werden die Zeitalter der Sagen der Urwelt. Man siehet ihnen allen schon eine spätere Abkunft, die Anwendung fremder Traditionen aus

höheren Erdstrichen auf niedrigere Länder an. In Lokalbestimmungen werden sie immer unpassender, dafür aber gewinnen sie im System selbst an Ründe und Klarheit, weil sich nur hie und da noch ein Bruchstück der alten Fabel, und auch dies überall in einem neuern Nationalgewande, zeigt. Ich wundere mich daher, wie man auf der einen Seite den Sancho-niathon ganz zu einem Betrüger und auf der andern zum ersten Propheten der Urwelt habe machen können, da ihm zu dieser schon die physische Lage seines Landes den Zugang versagte. Daß der Anfang dieses Alls eine finstre Luft, ein dunkles trübes Chaos gewesen, daß dieses grenzen- und gestaltlos von unendlichen Zeiten her im wüsten Raum geschwebt, bis der webende Geist mit seinen eignen Prinzipien in Liebe verfiel und aus ihrer Vermischung ein Anfang der Schöpfung wurde - diese Mythologie ist eine so alte und den verschiedensten Völkern gemeine Vorstellungsart gewesen, daß dem Phönicier hiebei wenig zu erdichten übrigblieb. Beinahe jedes Volk Asiens, die Ägypter und Griechen mit eingeschlossen, erzählte die Tradition vom Chaos oder vom bebrüteten Ei auf seine Weise; warum konnten sich nicht also auch in einem phönicischen Tempel geschriebene Traditionen dieser Art finden? Daß die ersten Samen der Geschöpfe in einem Schlamm gelegen und die ersten mit Verstand begabten Wesen eine Art Wundergestalten,

Spiegel des Himmels (Zophasemim) gewesen, die nachher, durch den Knall des Donners erweckt, aufwachten und die mancherlei Geschöpfe aus ihrer Wundergestalt hervorbrachten, ist ebenfalls eine weit herrschende, hier nur verkürzte Sage, die mit andern Ausbildungen über die medischen und tibetanischen Gebürge bis nach Indien und Sina hinauf und bis nach Phrygien und Thracien hinab reicht; denn noch in der hesiodischen und orphischen Mythologie finden sich von ihr Reste. Wenn man nun aber vom Winde Kolpias, d. i. der Stimme des Hauches Gottes, und seinem Weibe, der *Nacht*, von ihren Söhnen, dem *Erstgeborenen* und dem *Aeon*, von ihren Enkeln, *Geschlecht* und *Gattung*, von ihren Urenkeln, *Licht*, *Feuer* und *Flamme*, von ihren Ur-Urenkeln, den *Bergen Cassius*, *Libanus*, *Antilibanus* u. f. lange Genealogien lieset und diesen allegorischen Namen die Erfindungen des Menschengeschlechts zugeschrieben findet, so gehört ein geduldiges Vorurteil dazu, in dieser mißverstandnen Verwirrung alter Sagen, die der Zusammensetzer wahrscheinlich als Namen vor sich fand und aus denen er Personen machte, eine Philosophie der Welt und eine älteste Menschengeschichte zu finden.

Tiefer hinab ins schwarze Ägypten wollen wir uns um Traditionen der Urwelt nicht bemühen. In den Namen ihrer ältesten Götter sind unleugbare Reste

einer schwesterlichen Tradition mit den Phöniciern; denn die alte Nacht, der Geist, der Weltschöpfer, der Schlamm, worin die Samen der Dinge lagen, kommen hier wieder. Da aber alles, was wir von der ältesten Mythologie Ägyptens wissen, spät, ungewiß und dunkel, überdem jede mythologische Vorstellungsart dieses Landes ganz klimatisiert ist, so gehöret es nicht zu unserm Zweck, unter diesen Götzengestalten oder weiterhin in den Negermärchen nach Sagen der Urwelt zu graben, die zu einer Philosophie der ältesten Menschengeschichte den Grund gäben.

Auch historisch also bleibt uns auf der weiten Erde nichts als die *schriftliche Tradition* übrig, die wir die mosaische zu nennen pflegen. Ohn alles Vorurteil, also auch ohne die mindeste Meinung darüber, welches Ursprungs sie sei, wissen wir, daß sie über 3000 Jahr alt und überhaupt das älteste Buch sei, das unser junges Menschengeschlecht aufweist. Ihr Anblick soll es uns sagen, was diese kurzen, einfältigen Blätter sein wollen und können, indem wir sie nicht als Geschichte, sondern als Tradition oder als eine alte Philosophie der *Menschengeschichte* ansehen, die ich deswegen auch sogleich von ihrem morgenländischen poetischen Schmuck entkleide.

Älteste Schrifttradition über den Ursprung der Menschengeschichte

»Als einst die Schöpfung unsrer Erde und unsres Himmels begann«, erzählt diese Sage, »war die Erde zuerst ein wüster, unförmlicher Körper, auf dem ein dunkles Meer flutete, und eine lebendige brütende Kraft bewegte sich auf diesen Wassern.« - Sollte nach allen neuern Erfahrungen der älteste Zustand der Erde angegeben werden, wie ihn ohne den Flug unabweisbarer Hypothesen der forschende Verstand zu geben vermag, so finden wir genau diese alte Beschreibung wieder. Ein ungeheurer Granitfels, größtenteils mit Wasser bedeckt, und über ihm lebensschwange Naturkräfte: das ist's, was wir wissen; mehr wissen wir nicht. Daß dieser Fels glühend aus der Sonne geschleudert sei, ist ein riesenhafter Gedanke, der aber weder in der Analogie der Natur noch in der fortgehenden Entwicklung unsrer Erde Grund findet; denn wie kamen Wasser auf diese glühende Masse? Woher kam ihr ihre runde Gestalt? Woher ihr Umschwung und ihre Pole? da im Feuer der Magnet seine Kräfte verlieret. Viel wahrscheinlicher ist, daß dieser wunderbare Urfels durch innere Kräfte sich

selbst gebildet, d. i. aus dem schwangern Chaos, daraus unsre Erde werden sollte, verdichtend niedergesetzt habe. Die mosaische Tradition schneidet aber auch dies Chaos ab und schildert sogleich den Felsen; auch jene chaotischen Ungeheuer und Wundergestalten der ältern Traditionen gehen damit in den Abgrund. Das eine, was dies philosophische Stück mit jenen Sagen gemein hat, sind etwa die Elohim, vielleicht den Lahen, den Zophesamim u. f. vergleichbar, hier aber zum Begriff einer wirkenden Einheit geläutert. Sie sind nicht Geschöpfe, sondern der Schöpfer.

Die Schöpfung der Dinge fängt mit dem Licht an: hiedurch trennet sich die alte Nacht, hiedurch scheiden sich die Elemente; und was kennten wir nach ältern und neuern Erfahrungen für ein andres sowohl scheidendes als belebendes Principium der Natur als das Licht, oder wenn man will, das Elementarfeuer? Überall ist's in die Natur verbreitet, nur nach Verwandtschaft der Körper ungleich verteilt. In beständiger Bewegung und Tätigkeit, durch sich selbst flüchtig und geschäftig, ist's die Ursache aller Flüssigkeit, Wärme und Bewegung. Selbst das elektrische Principium erscheint nur als eine Modifikation desselben; und da alles Leben der Natur nur durch Wärme entwickelt wird und sich durch Bewegung des Flüssigen äußert, da nicht nur der Same der Tiere durch eine ausdehnende, reizende, belebende Kraft dem Licht

ähnlich wirket, sondern man auch bei der Besamung der Pflanzen Licht und Elektrizität bemerkt hat, so wird in dieser alten philosophischen Kosmogonie nichts als das Licht der erste Wirker. Und zwar kein Licht, das aus der Sonne kommt, ein Licht, das aus dem Innern dieser organischen Masse hervorbricht, abermals der Erfahrung gleichförmig. Nicht die Strahlen der Sonne sind's, die allen Geschöpfen das Leben geben und nähren, mit innerer Wärme ist alles geschwängert, auch der Fels und das kalte Eisen hat solche in sich, ja nur nach dem Maß dieses genetischen Feuers und seiner feinern Auswirkung durch den mächtigen Kreislauf innerer Bewegung, nur in diesem Maß ist ein Geschöpf lebendig, selbstempfindend und tätig. Hier also ward die erste elementarische Flamme angefacht, die kein speiender Vesuv, kein flammender Erdkörper, sondern die scheidende Kraft, der wärmende nährenden Balsam der Natur war, der alles allmählich in Bewegung setzte. Wie unwahrer und gröber drückt sich die phöniciſche Tradition aus, die durch Donner und Blitz die Naturkräfte als schlafende Tiere aufweckt; in diesem feinern System, das gewiß von Zeit zu Zeit die Erfahrung mehr bestätigen wird, ist das Licht der Ausbilder der Schöpfung.

Um aber bei den folgenden Entwicklungen das Mißverständnis der Tagwerke abzusondern, erinnere ich, was jedem der bloße Anblick saget¹⁷¹, daß das

ganze System dieser Vorstellung einer sich selbst ausarbeitenden Schöpfung auf einer Gegeneinanderstellung beruhe, vermöge welcher die Abteilungen sich nicht physisch, sondern nur symbolisch sondern. Da nämlich unser Auge die ganze Schöpfung und ihre ineinandergreifende Wirkung nicht auf einmal fassen kann, so mußten Klassen gemacht werden, und die natürlichsten waren, daß der Himmel der Erde und auf dieser abermals das Meer und die Erde einander entgegengesetzt würden, ob sie gleich in der Natur ein verbundenes Reich wirkender und leidender Wesen bleiben. Dies alte Dokument ist also die erste einfältige *Tafel einer Naturordnung*, der die Benennung der Tagewerke, einem andern Zweck des Verfassers gemäß, nur zum abteilenden *Namengerüst* dienet. Sobald das Licht als Auswirker der Schöpfung da war, so mußte es zu ein und derselben Zeit Himmel und Erde auswirken. Dort läuterte es die Luft, die, als ein dünneres Wasser und nach soviel neuern Erfahrungen als das allverbindende Vehikulum der Schöpfung, das sowohl dem Licht als den Kräften der Wasser- und Erdwesen in tausend Verbindungen dienet, durch kein uns bekanntes Principium der Natur als durch das Licht oder das Elementarfeuer geläutert, d. i. zu dieser elastischen Flüssigkeit gebracht werden konnte. Wie aber fand eine Läuterung statt, als daß sich in mancherlei Absätzen und Revolutionen nach und nach alle

größere Materien senkten und dadurch Wasser und Erde sowie Wasser und Luft allmählich verschiedene Regionen wurden? Die zweite und dritte Auswirkung gingen also durcheinander, wie sie auch im Symbol der Kosmogonie gegeneinander stehen, Ausgeburten des ersten Principium, des sondernden Lichts der Schöpfung. Jahrtausende ohne Zweifel haben diese Auswirkungen gedauert, wie die Entstehung der Berge und Erdschichten, die Aushöhlung der Täler bis zum Bett der Ströme unwidersprechlich zeigen. Drei mächtige Wesen wirkten in diesen großen Zeiträumen: Wasser, Luft, Feuer; jene, die absetzten, wegbohrten, niederschlugen, dieses, das in jenen beiden und in der sich gestaltenden Erde selbst, allenthalben wo es nur konnte, organisch wirkte.

Abermals ein großer Blick dieses ältesten Naturforschers, den noch zu unsrer Zeit viele nicht zu fassen vermögen! Die innere Geschichte der Erde zeigt nämlich, daß bei Bildung derselben die organische Kräfte der Natur allenthalben sogleich wirksam gewesen und daß, wo sich eine derselben äußern konnte, sie sich alsobald geäußert habe. Die Erde vegetierte, sobald sie zu vegetieren vermochte, obgleich ganze Reiche der Vegetation durch neue Absätze der Luft und des Wassers untergehen mußten. Das Meer wimmelte von Lebendigem, sobald es dazu geläutert genug war, obgleich durch Überschwemmungen des Meeres

Millionen dieser Lebendigen ihr Grab finden und damit andern Organisationen zum Stoff dienen mußten. Auch konnte in jeder Periode dieser auswirkenden Läuterungen noch nicht jedes Lebendige jedes Elements leben; die Gattungen der Geschöpfe folgten einander, wie sie ihrer Natur und ihrem Medium nach wirklich werden konnten Und siehe da, alles dies faßt unser Naturweise in eine Stimme des Weltschöpfers zusammen, die, wie sie das Licht hervorrief und damit der Luft sich zu läutern, dem Meer zu sinken, der Erde allmählich hervorzugehen befahl, d. i. lauter wirksame Kräfte des Naturkreises in Bewegung setzte, so auch der Erde, den Wassern, dem Staube befiehlt, *daß jedes derselben organische Wesen nach seiner Art hervorbringe und sich die Schöpfung also durch eigne, diesen Elementen eingepflanzte organische Kräfte selbst belebe.* So spricht dieser Weise und scheuet den Anblick der Natur nicht, den wir jetzt noch allenthalben gewahr werden, wo organische Kräfte sich ihrem Element gemäß zum Leben ausarbeiten. Nur stellet er, da doch abgeteilt werden mußte, die Reiche der Natur gesondert gegeneinander, wie der Naturkündiger sie sondert, ob er wohl weiß, daß sie nicht abgezäunt voneinander wirken. Die Vegetation geht voraus; und da die neuere Physik bewiesen hat, wie sehr die Pflanzen insonderheit durch das Licht leben, so war bei wenig abgewittertem Felsen,

bei wenig hinzugespültem Schlamm unter der mächtigen Wärme der brütenden Schöpfung schon Vegetation möglich. Der fruchtbare Schoß des Meers folgte mit seinen Geburten und beförderte andre Vegetationen. Die von jenen Untergegangenen und von Licht, Luft und Wasser beschwängerte Erde eilte nach und fuhr fort, gewiß nicht alle Gattungen auf einmal zu gebären; denn sowenig das fleischfressende Tier ohne animalische Speise leben konnte, so gewiß setzte seine Entstehung auch den Untergang animalischer Geschlechter voraus, wie abermals die Naturgeschichte der Erde bezeuget. Seegeschöpfe oder grasfressende Tiere sind's, die man als Niederlagen der ersten Aeonien in den tiefern Schichten der Erde findet, fleischfressende Tiere nicht oder selten. So wuchs die Schöpfung in immer feinern Organisationen stufenweise hinan, bis endlich der Mensch dasteht, das feinste Kunstgebilde der Elohim, der Schöpfung vollendende Krone.

Doch ehe wir vor diese Krone treten, lasset uns noch einige Meisterzüge betrachten, die der alte Naturweise in sein Gemälde webte. *Zuerst*. Die Sonne und die Gestirne bringet er nicht als Wirkerinnen in sein ausarbeitendes Rad der Schöpfung. Er macht sie zum Mittelpunkt seines Symbols; denn allerdings erhalten sie unsre Erde und alle organische Geburten derselben im Lauf und sind also, wie er sagt, Könige

der Zeiten; organische Kräfte selbst aber geben sie nicht und leuchten solche nicht hernieder. Noch jetzt scheint die Sonne, wie sie im Anfange der Schöpfung schien; sie erweckt und organisiert aber keine neuen Geschlechter; denn auch aus der Fäulnis würde die Wärme nicht das kleinste Lebendige entwickeln, wenn die Kraft seiner Schöpfung nicht schon zum nächsten Übergange daselbst bereitläge. Sonne und Gestirne treten also in diesem Naturgemälde auf, sobald sie auftreten können, da nämlich die Luft geläutert und die Erde aufgebauet dasteht, aber nur als Zeugen der Schöpfung, als beherrschende Regenten eines durch sich selbst organischen Kreises.

Zweitens. Vom Anfange der Erde ist der Mond da, für mich ein schönes Zeugnis dieses alten Naturbildes. Die Meinung derer, die ihn für einen spätern Nachbar der Erde halten und seiner Ankunft alle Unordnungen auf und in derselben zuschreiben, hat für mich keine Überredung. Sie ist ohne allen physischen Erweis, indem jede scheinbare Unordnung unsres Planeten nicht nur ohne diese Hypothese erklärt werden kann, sondern auch durch diese bessere Erklärung Unordnung zu sein aufhöret. Offenbar nämlich konnte unsre Erde mit den Elementen, die in der Hülle ihres Werdens lagen, nicht anders als durch Revolutionen, ja auch durch diese kaum anders als in der Nachbarschaft des Mondes gebildet werden. Er ist der Erde

zugewogen, wie sie sich selbst und der Sonne zugewogen ist; sowohl die Bewegung des Meeres als die Vegetation ist, nachdem wir wenigstens das Uhrwerk unsrer Himmels- und Erdkräfte kennen, an seinen Kreislauf gebunden.

Drittens Fein und wahr stellt dieser Naturweise die Geschöpfe der Luft und des Wassers in eine Klasse, und die vergleichende Anatomie hat eine wundervoll-würdige Ähnlichkeit im innern Bau, insonderheit ihres Gehirns bemerkt, als dem wahren Stufenzeiger der Organisation eines Geschöpfes. Die Verschiedenheit der Ausbildung nämlich ist überall nach dem Medium eingerichtet, für welches die Geschöpfe gemacht sind; bei diesen zwei Klassen also, der Luft- und Wassergeschöpfe, muß im innern Bau dieselbe Analogie sichtbar werden, die sich zwischen Luft und Wasser findet. Überhaupt bestätigt dies ganze lebendige Rad der Schöpfungsgeschichte, daß, da jedes Element hervorbrachte, was es hervorbringen konnte, und alle Elemente zum Ganzen *eines* Werks gehören, eigentlich auch nur *eine organische Bildung auf unserm Planeten habe sichtbar werden können*, die vom niedrigsten der Lebendigen anfängt und sich beim letzten edelsten Kunstwerk der Elohim vollendet.

Mit Freude und Verwunderung trete ich also vor die reiche Beschreibung der Menschenschöpfung; denn sie ist der Inhalt meines Buchs und

glücklicherweise auch dessen Siegel. *Die Elohim ratschlagen* miteinander und drücken dieser Ratschlagung Bild in den werdenden Menschen: Verstand und Überlegung also ist sein auszeichnender Charakter. *Sie bilden ihn zu ihrem Gleichnis*, und alle Morgenländer setzen dies vorzüglich in der aufgerichteten Gestalt des Körpers. *Ihm ward der Charakter eingeprägt, zu herrschen über die Erde*; seiner Gattung also ward der organische Vorzug gegeben, sie allenthalben erfüllen zu können und als das fruchtbarste Geschöpf unter den edlern Tieren in allen Klimaten als Stellvertreter der Elohim, als sichtbare Vorsehung, als wirkender Gott zu leben. Siehe da die älteste Philosophie der Menschengeschichte.

Und nun, da das Rad des Werdens bis zur letzten herrschenden Triebfeder vollendet war, *ruhete Elohim und schuf nicht weiter*; ja, er ist auf dem Schauplatz der Schöpfung so verborgen, als ob alles sich selbst hervorgebracht hätte und in notwendigen Generationen ewig also gewesen wäre. Das letzte findet nicht statt, da der Bau der Erde und die aufeinander gegründete Organisation der Geschöpfe gnugsam beweiset, daß alles Irdische als *ein* Kunstgebäude einen Anfang genommen und sich vom Niedrigern zum Höheren hinaufgearbeitet habe; wie aber nun das Erste?

Warum schloß sich die Werkstätte der Schöpfung und weder das Meer noch die Erde wallet jetzt von neuen

Gattungen lebendiger Wesen auf, so daß die Schöpfungskraft zu ruhen scheint und nur durch die Organe festgestellter Ordnungen und Geschlechter wirkt? Unser Naturweise gibt uns mit dem wirkenden Wesen, das er zur Triebfeder der ganzen Schöpfung macht, auch hierüber physischen Aufschluß. Wenn es das Licht oder Feuerelement war, was die Masse trennte, den Himmel erhob, die Luft elastisch machte und die Erde bis zur Vegetation bereitete: es gestaltete die Samen der Dinge und organisierte sich vom niedrigsten bis zum feinsten Leben hinauf; vollendet war also die Schöpfung, da nach dem Wort des Ewigen, d. i. nach seiner ordnenden Weisheit, *diese Lebenskräfte verteilt waren und alle Gestalten angenommen hatten, die sich auf unserm Planeten erhalten konnten und sollten*. Die rege Wärme, mit der der brütende Geist über den Wassern der Schöpfung schwebte und die sich schon in den unterirdischen frühern Gebilden, ja in ihnen mit einer Fülle und Kraft offenbart, mit der jetzt weder Meer noch Erde etwas hervorzubringen vermögen, diese Urwärme der Schöpfung, sage ich, ohne welche damals sich so wenig etwas organisieren konnte, als sich jetzt ohne genetische Wärme etwas organisiert, sie hatte sich allen Ausgeburten, die wirklich wurden, mitgeteilt und ist noch jetzt die Triebfeder ihres Wesens. Welche unendliche Menge groben Feuers z. B. riß die

Steinmasse unsrer Erde an sich, die noch in ihr schläft oder wirkt, wie alle Vulkane alle brennbare Mineralien, ja jeder geschlagene kleine Kiesel beweiset! Daß Brennbares in der ganzen Vegetation sei und daß das animalische Leben sich bloß mit der Verarbeitung dieses Feuerstoffs beschäftige, ist durch eine Menge neuerer Versuche und Erfahrungen bewiesen, so daß der ganze lebendige Kreislauf der Schöpfung der zu sein scheint, daß das Flüssige fest und das Feste flüssig, das Feuer entwickelt und wieder gebunden, die lebendigen Kräfte mit Organisationen beschränkt und wieder befreiet werden. Da nun die Masse, die der Ausbildung unsrer Erde bestimmt war, ihre Zahl, ihr Maß, ihr Gewicht hatte, so mußte auch die innere, sie durchwirkende Triebfeder ihren Kreis finden. Die ganze Schöpfung lebt jetzt voneinander; das Rad der Geschöpfe läuft umher, ohne daß es hinzutue; es zerstört und bauet in den genetischen Schranken, in die es der erste schaffende Zeitraum gesetzt hat. Die Natur ist gleichsam durch die Gewalt des Schöpfers vollendete Kunst worden und die Macht der Elemente in einen Kreislauf bestimmter Organisationen gebunden, aus dem sie nicht weichen kann, weil der bildende Geist sich allem einverleibt hat, dem er sich einverleiben konnte. Daß nun aber ein solches Kunstwerk nicht ewig bestehen könne, daß der Kreislauf, der einen Anfang gehabt hat, notwendig auch ein

Ende haben müsse, ist Natur der Sache. Die schöne Schöpfung arbeitet sich zum Chaos, wie sie aus einem Chaos sich herausarbeitete; ihre Formen nützen sich ab; jeder Organismus verfeint sich und altert. Auch der große Organismus der Erde muß also sein Grab finden, aus dem er, wenn seine Zeit kommt, zu einer neuen Gestalt emporsteigt.

VI

Fortsetzung der ältesten Schrifttradition über den Anfang der Menschengeschichte

Gefallen meinem Leser die reinen Ideen dieser alten Tradition, die ich ohne Hypothese oder Verzierung dahingestellt habe, so lasset uns dieselbe verfolgen, wenn wir zuvor noch auf das Ganze dieses Schöpfungsgemäldes einen Blick geworfen haben. Wodurch zeichnet es sich vor allen Märchen und Traditionen der höheren Asiaten so einzig aus? Durch Zusammenhang, Einfachheit und Wahrheit. So manchen Keim der Physik und Geschichte jene enthalten, so liegt alles, wie es durch die Übergabe der ungeschriebenen oder dichtenden Priester- und Volkstradition werden mußte, wild durcheinander, ein fabelhaftes Chaos wie beim Anfange der Weltschöpfung. Dieser Naturweise hat das Chaos überwunden und stellt uns ein Gebäude dar, das in seiner Einfachheit und Verbindung der ordnungsgereichen Natur selbst nachahmet. Wie kam er zu dieser Ordnung und Einfachheit? Wir dürfen ihn nur mit den Fabeln anderer Völker vergleichen, so sehen wir den Grund seiner reinern Philosophie der Erd- und Menschengeschichte.

Erstens. Alles für Menschen Unbegreifliche, außer

ihrem Gesichtskreis Liegende ließ er weg und hielt sich an das, was wir mit Augen sehen und mit unserm Gedächtnis umfassen können. Welche Frage z. B. hat mehr Streit erregt als die über das Alter der Welt, über die Zeitdauer unsrer Erde und des Menschengeschlechtes? Man hat die asiatischen Völker mit ihren unendlichen Zeitrechnungen für unendlich klug, die Tradition, von der wir reden, für unendlich kindisch gehalten, weil sie, wie man sagt, gegen alle Vernunft, ja gegen das offenbare Zeugnis des Erdbauens mit der Schöpfung wie mit einer Kleinigkeit dahineilet und das Menschengeschlecht so jung machte. Mich dünkt, man tue ihr hierin offenbar Unrecht. Wenn Moses wenigstens der Sammler dieser alten Traditionen war, so konnten ihm, dem gelehrten Ägyptier, jene Götter- und Halbgötter-Aeonen nicht unbekannt sein, mit denen dieses Volk, wie alle Nationen Asiens, die Geschichte der Welt anfangen. Warum webte er sie also seinen Nachrichten nicht ein? Warum rückte er ihnen gleichsam zum Trotz und zur Verachtung die Weltentstehung in das Symbol des kleinsten Zeitlaufs zusammen? Offenbar, weil er jene abschneiden und als unnütze Fabel aus dem Gedächtnis der Menschen hinwegbringen wollte. Mich dünkt, er handelte hierin weise; denn jenseit der Grenzen unsrer ausgebildeten Erde, d. i. vor Entstehung des Menschengeschlechts und seiner zusammenhängenden Geschichte, gibt es

für uns keine Zeitrechnung, die diesen Namen verdiene. Lasset Buffon seinen sechs ersten Epochen der Natur Zahlen geben, wie groß er sie wolle, von 26000, von 35000, von 15-20000, von 10000 Jahren u. f.; der menschliche Verstand, der seine Schranken fühlt, lacht über diese Zahlen der Einbildungskraft, gesetzt, daß er auch die Entwicklung der Epochen selbst wahr fände, noch weniger aber wünscht das historische Gedächtnis sich mit ihnen zu beschweren. Nun sind die ältesten ungeheuren Zeitrechnungen der Völker offenbar von dieser buffonschen Art; sie laufen nämlich in Zeitalter, da die Götter- und Weltkräfte regiert haben, also in die Zeiten der Erdbildung hinüber, wie solche diese Nationen, die ungeheure Zahlen sehr liebten, entweder aus Himmelsrevolutionen oder aus halbverstandnen Symbolen der ältesten Bildertradition zusammensetzten. So hat unter den Ägyptern Vulkan, der Schöpfer der Welt, unendlich lange, sodann die Sonne, Vulkanus Sohn, 30000, sodann Saturn und die übrigen zwölf Götter 3984 Jahre regiert, ehe die Halbgötter und späterhin die Menschen folgten. Ein gleiches ist's mit den höhern asiatischen Schöpfungs- und Zeittraditionen. 3000 Jahre regierte bei den Parsen das himmlische Heer des Lichts ohne Feinde; 3000 folgten, bis die Wundergestalt des Stiers erschien, aus dessen Samen erst die Geschöpfe und am spätesten Meschia und Meschiana, Mann und

Weib, entstanden. Das erste Zeitalter der Tibetaner, da die Lahen regierten, ist unendlich, das zweite von 80, das dritte von 40, das vierte von 20 Jahrtausenden *eines* Lebensalters, von denen dies bis zu 10 Jahren hinab- und denn allmählich wieder hinaufsteigen wird zum Zeitalter der 80000 Jahre. Die Perioden der Indier voll Verwandlungen der Götter und der Sineser voll Verwandlungen ihrer ältesten Könige steigen noch höher hinauf: Unendlichkeiten, mit denen nichts getan werden konnte, als daß Moses sie wegschnitt, weil sie nach dem Bericht der Traditionen selbst zur Erdschöpfung, nicht aber zu unsrer Menschengeschichte gehören.

Zweitens. Streitet man also, ob die Welt jung oder alt sei, so haben beide recht, die da streiten. Der Fels unsrer Erde ist sehr alt, und die Bekleidung desselben hat lange Revolutionen erfordert, über die kein Streit stattfindet. Hier läßt Moses einem jeden Freiheit, Epochen zu dichten, wie er will, und mit den Chaldäern den König *Alorus*, das Licht, *Uranus*, den Himmel, *Gea*, die Erde, *Helios*, die Sonne, u. f. regieren zu lassen, solange man begehret. Er zählet gar keine Epochen dieser Art und hat, um ihnen vorzubeugen, sein ineinandergreifendes, systematisches Gemälde gerade im leichtesten Zyklus einer Erdumwälzung dahingestellt. Je älter aber diese Revolutionen sind und je länger sie daureten, desto jünger muß notwendig

das menschliche Geschlecht sein, das, nach allen Traditionen und nach der Natur der Sache selbst, erst als die letzte Ausgeburt der vollendeten Erde stattfand. Ich danke also jenem Naturweisen für diesen kühnen Abschnitt der alten ungeheuren Fabel; denn meinem Fassungskreise gnügt die Natur, wie sie da ist, und die Menschheit, wie sie jetzt lebet.

Auch bei der Schöpfung des Menschen wiederholet die Sage¹⁷², daß sie geschehen sei, da sie der Natur nach geschehen konnte. »Als auf der Erde«, fährt sie ergänzend fort, »weder Kräuter noch Bäume waren, konnte der Mensch, den die Natur zum Bau derselben bestimmt hatte, noch nicht leben; noch stieg kein Regen nieder, aber Nebel stiegen auf, und aus einer solchen mit Tau befeuchteten Erde ward er gebildet und mit dem Atem der Lebenskraft zum lebendigen Wesen belebet.« Mich dünkt, die einfache Erzählung sagt alles, was auch nach allen Erforschungen der Physiologie Menschen von ihrer Organisation zu wissen vermögen. Im Tode wird unser künstliches Gebäu in Erde, Wasser und Luft aufgelöset, die in ihm jetzt organisch gebunden sind; die innere Ökonomie des animalischen Lebens aber hängt von dem verborgnen Reiz oder Balsam im Element der Luft ab, der den vollkommenern Lauf des Bluts, ja den ganzen innern Zwist der Lebenskräfte unsrer Maschine in Bewegung setzt, und so wird wirklich der Mensch durch den

lebendigen Odem zur regsamen Seele. Durch ihn erhält und äußert er die Kraft, Lebenswärme zu verarbeiten und als ein sich bewegendes, empfindendes, denkendes Geschöpf zu handeln. Die älteste Philosophie ist mit den neuesten Erfahrungen hierüber einig.

Ein Garten war der erste Wohnsitz des Menschen, und auch dieser Zug der Tradition ist, wie ihn immer nur die Philosophie ersinnen könnte. Das Gartenleben ist das leichteste für die neugeborne Menschheit; denn jedes andre, zumal der Ackerbau, fodert schon mancherlei Erfahrungen und Künste. Auch zeigt dieser Zug der Tradition, was die ganze Anlage unsrer Natur beweiset, daß der Mensch nicht zur Wildheit, sondern zum sanften Leben geschaffen sei und also, da der Schöpfer den Zweck seines Geschöpfs am besten kannte, den Menschen, wie alle andre Wesen gleichsam in seinem Element, im Gebiet der Lebensart, für die er gemacht ist, erschaffen habe. Alle Verwilderung der Menschenstämme ist Entartung, zu der sie die Not, das Klima oder eine leidenschaftliche Gewohnheit zwang; wo dieser Zwang aufhöret, lebet der Mensch überall auf der Erde sanfter, wie die Geschichte der Nationen beweiset. Nur das Blut der Tiere hat den Menschen wild gemacht, die Jagd, der Krieg und leider auch manche Bedrängnisse der bürgerlichen Gesellschaft. Die älteste Tradition der frühesten Weltvölker weiß nichts von jenen

Waldungeheuern, die als natürliche Unmenschen jahrtausendlang mordend umhergestreift und dadurch ihren ursprünglichen Beruf erfüllet hätten. Erst in entlegnen, rauheren Gegenden, nach weiten Verirrungen der Menschen fangen diese wilden Sagen an, die der spätere Dichter gern ausmalte und denen zuletzt der kompilierende Geschichtschreiber, dem Geschichtschreiber aber der abstrahierende Philosoph folgte.

Abstraktionen aber geben sowenig als das Gemälde der Dichter eine wahre Urgeschichte der Menschheit.

Wo lag nun aber der Garten, in den der Schöpfer sein sanftes wehrloses Geschöpf setzte? Da diese Sage aus dem westlichen Asien ist, so setzt sie ihn ostwärts »höher hinauf gen Morgen, auf eine Erdhöhe, aus der ein Strom brach, der sich von da aus in vier große Hauptströme teilte«. ¹⁷³ Unparteiischer kann keine Tradition erzählen; denn da jede alte Nation sich so gern für die erstgeborne und ihr Land für den Geburtsort der Menschheit hielt, so rückt diese hingegen das Urland weit hinauf an den höchsten Rücken der bewohnten Erde. Und wo ist diese Höhe der Erde? Wo entspringen die genannten vier Ströme aus *einem* Quell oder Strom, wie die Urschrift deutlich saget? In unsrer Erdbeschreibung nirgend, und es ist vergeblich, daß man die Namen der Flüsse tausendfach martere, da ein unparteiischer Blick auf die Weltkarte uns lehrt, daß nirgend auf Erden der

Euphrat mit drei andern Strömen aus *einem* Quell oder Strom entspringe. Erinnern wir uns aber an die Traditionen aller höhern asiatischen Völker, so treffen wir dies Paradies der höchsten Erdhöhe mit seinem lebendigen Urquell, mit seinen die Welt befruchtenden Strömen in ihnen allen an. Sineser und Tibetaner, Indier und Perser reden von diesem Urberge der Schöpfung, um den die Länder, Meere und Inseln gelagert sind und von dessen Himmelhöhe der Erde ihre Ströme geschenkt wurden. Ohne Physik ist diese Sage keineswegs; denn ohne Berge konnte unsre Erde kein lebendiges Wasser haben, und daß alle Ströme Asiens von dieser Erdhöhe fließen, zeigt die Karte. Auch gehet die Sage, die wir erklären, alles Fabelhafte der paradiesischen Ströme vorbei und nennet vier der weltbekanntesten, die von den Gebürgen Asiens fließen. Freilich fließen sie nicht aus *einem* Strom; dem spätem Sammler dieser Traditionen indes mußten sie gnug sein, den Ursitz der Menschen in einer ihm fernem Ostwelt zu bezeichnen.

Und da ist wohl kein Zweifel, daß dieser Ursitz ihm eine Gegend zwischen den indischen Bergen sein sollte. Das gold- und edelsteinreiche Land, das er nennet, ist schwerlich ein anderes als Indien, das von alters her dieser Schätze wegen bekannt war. Der Fluß, der es umströmt, ist der sich krümmende, heilige Ganges¹⁷⁴; das ganze Indien erkennt ihn für den

Strom des Paradieses. Daß Gihon der Oxus sei, ist unleugbar: die Araber nennen ihn noch also, und Spuren des Landes, das er umfließen soll, sind uns noch in mehreren benachbarten indischen Namen übrig¹⁷⁵. Die beiden letzten Ströme endlich, der Tigris und Euphrat, fließen freilich sehr weit westwärts; da aber der Sammler dieser Traditionen am westlichen Ende Asiens lebte, so verloren sich ihm notwendig diese Gegenden schon in die weite Ferne, und es ist möglich, daß der dritte Strom, den er nennet, gar einen östlichen Tigris, den Indus, bedeuten sollte¹⁷⁶. Es war nämlich die Gewohnheit aller sich verpflanzenden, alten Völker, die Sagen vom Berge der Urwelt, den Bergen und Strömen ihres neuen Landes zuzueignen und solche durch eine Lokalmythologie zu nationalisieren, wie von den medischen Gebürgen an bis zum Olympus und Ida gezeigt werden könnte. Nach seiner Lage also konnte der Sammler dieser Traditionen nicht anders als den weitsten Strich bezeichnen, den ihm die Sage darbot. Der Indier am Paropamisus, der Perser am Imaus, der Iberier am Kaukasus war darunter begriffen, und jeder war im Besitz, sein Paradies an den Teil der Bergstrecke zu legen, den ihm seine Tradition wies. Unsre Sage indes winkt eigentlich auf die älteste der Traditionen; denn sie setzt ihr Paradies über Indien und gibt die andern Strecken nur zur Zugabe. Wie nun? Wenn ein glückliches Tal wie

Kaschmire, beinahe im Mittelpunkt dieser Ströme gelegen, ringsum von Bergen ummauert, sowohl wegen seiner gesunden erquickenden Wasser als wegen seiner reichen Fruchtbarkeit und Freiheit von wilden Tieren berühmt, ja noch bis jetzt wegen seines schönen Menschenstammes als das Paradies des Paradieses gepriesen, wenn ein solches der Ursitz unsres Geschlechts gewesen wäre? Doch der Verfolg wird zeigen, daß alle Nachspähungen dieser Art auf unsrer jetzigen Erde vergeblich sind; wir bemerken also die Gegend so unbestimmt, wie sie die Tradition bezeichnet, und folgen dem Faden ihrer Erzählung weiter.

Von allen Wunderdingen und Abenteuergestalten, womit die Sage des gesamten Asiens ihr Paradies der Urwelt reich besetzte, hat diese Tradition nichts als zwei Wunderbäume, eine sprechende Schlange und einen Cherub; die unzählbare Menge der andern sonder der Philosoph ab, und auch jene kleidet er in eine bedeutungsvolle Erzählung. Ein einziger verbotener Baum ist im Paradiese, und dieser Baum trägt in der Überredung der Schlange die Frucht der Götterweisheit, nach der dem Menschen gelüftet. Konnte er nach etwas Höherem gelüsten? Konnte er auch in seinem Fall mehr geadelt werden? Man vergleiche, auch nur als Allegorie betrachtet, die Erzählung mit den Sagen andrer Nationen; sie ist die feinste und schönste, ein symbolisches Bild von dem, was unserm Geschlecht

von jeher alles Wohl und Weh brachte. Unser zweideutiges Streben nach Erkenntnissen, die uns nicht ziemen, der lüsterne Gebrauch und Mißbrauch unsrer Freiheit, die unruhige Erweiterung und Übertretung der Schranken, die einem so schwachen Geschöpf, das sich selbst zu bestimmen erst lernen soll, durch moralische Gebote not wendig gesetzt werden mußten: dies ist das feurige Rad, unter dem wir ächzen und das jetzt doch beinah den Zirkel unsres Lebens ausmacht. Der alte Philosoph der Menschengeschichte wußte dies, wie wir's wissen, und zeigt uns den Knoten davon in einer Kindergeschichte, die fast alle Enden der Menschheit zusammenknüpft. Auch der Indier erzählt von Riesen, die nach der Speise der Unsterblichkeit gruben; auch der Tibetaner spricht von seinen durch eine Missetat herabgesunkenen Laben; nichts aber, dünkt mich, reicht an die reine Tiefe, an die kindliche Einfalt dieser Sage, die nur soviel Wunderbares behält, als zur Bezeichnung ihrer Zeit und Gegend gehöret. Alle Drachen und Wundergestalten des über die asiatischen Gebürge sich erstreckenden uralten Feenlandes, der Simurgh und Soham, die Lahen, Dewetas, Dschins, Divs und Peris, eine in tausend Erzählungen von Dschinnistan, Rig-hiel, Meru, Albordj u. f. weit verbreitete Mythologie dieses Weltteils, alle diese Abenteuer verschwinden in der ältesten Tradition der Schriftsprache, und nur der

Cherub hält Wache an den Pforten des Paradieses.

Dagegen erzählt diese lehrende Geschichte, daß die erstgeschaffenen Menschen mit den unterweisenden Elohim im Umgange gewesen, daß sie unter Anleitung derselben durch Kenntniss der Tiere sich Sprache und herrschende Vernunft erworben, daß, da der Mensch ihnen auch auf eine verbotene Art in Erkenntnis des Bösen gleich werden wollen, er diese mit seinem Schaden erlangt und von nun an einen andern Ort eingenommen, eine neue künstlichere Lebensart angefangen habe, lauter Züge der Tradition, die hinter dem Schleier einer Fabelerzählung mehr menschliche Wahrheit verbergen als große Lehrgebäude vom Naturzustande der Autochthonen. Sind, wie wir gesehen haben, die Vorzüge des Menschengeschlechts ihm nur als Fähigkeit angeboren, eigentlich aber durch Erziehung, Sprache, Tradition und Kunst erworben und herabgeerbt worden, so gehn die Fäden dieser ihm angebildeten Humanität aus allen Nationen und Welten nicht nur in einen Ursprung zusammen, sondern wenn das Menschengeschlecht, was es ist, werden sollte, mußten sie sich gleich vom Anfange an künstlich knüpfen. Sowenig ein Kind jahrelang hingeworfen und sich selbst überlassen sein kann, ohne daß es untergehe oder entarte, sowenig konnte das menschliche Geschlecht in seinem ersten keimenden Sproß sich selbst überlassen werden. Menschen, die einmal

gewohnt waren, wie Orang-Utangs zu leben, werden nie durch sich selbst gegen sich selbst arbeiten und aus einer sprachlosen, verhärteten Tierheit zur Menschheit übergehen lernen. Wollte die Gottheit also, daß der Mensch Vernunft und Vorsicht übe, so mußte sie sich seiner auch mit Vernunft und Vorsicht annehmen. Erziehung, Kunst, Kultur war ihm vom ersten Augenblick seines Daseins an unentbehrlich; und so ist uns der spezifische Charakter der Menschheit selbst für die innere Wahrheit dieser ältesten Philosophie unsrer Geschichte Bürge.¹⁷⁷

VII

Schluß der ältesten Schrifttradition über den Anfang der Menschengeschichte

Das Übrige, was uns diese alte Sage von Namen, Jahren, Erfindung der Künste, Revolutionen u. f. aufbehalten hat, ist in allem die Echo einer Nationalerzählung. Wir wissen nicht, wie der erste Mensch geheißen noch welche Sprache er geredet habe; denn Adam heißt ein Erdmann, Eva eine Lebendige in der Sprache *dieses* Volks: ihre Namen sind Symbole ihrer Geschichte, und jedes andre Volk nennet sie mit andern bedeutenden Namen. Die Erfindungen, auf die hier Rücksicht genommen wird, sind nur die, die ein Hirten- und Ackervolk des westlichen Asiens betreffen, und auch über sie gibt die Tradition abermals nichts als Namendenkmale. Der daurende Stamm, heißt es, daurete; der Besitzer besaß; um den getrauert ward, der war ermordet; in solchen Wort-Hieroglyphen ziehet sich der Stammbaum zweier Lebensarten, der Hirten und Ackerleute oder Höhlenbewohner hinunter. Die Geschichte der Sethiten und Kainiten ist im Grunde nichts als eine Beurkundung der zwei ältesten Lebensweisen, die die arabische Sprache Beduinen und Kabylen nennt¹⁷⁸ und die sich

noch jetzt im Orient mit widriger Neigung voneinander scheiden. Die Geschlechtssage eines Hirtenvolks dieser Gegend wollte nichts anders als diese Kasten bemerken.

Ein gleiches ist's mit der sogenannten Sündflut. Denn so gewiß auch nach der Naturgeschichte die bewohnte Erde gewaltsam überschwemmet worden, von welcher Überschwemmung insonderheit Asien unleugbare Spuren trägt, so ist doch, was uns durch diese Sage zukommt, nicht mehr und minder als eine Nationalerzählung. Mit großer Vorsicht rückt der Sammler mehrere Traditionen zusammen¹⁷⁹ und liefert sogar die Tageschronik, die sein Stamm von dieser fürchterlichen Revolution besaß; auch der Ton der Erzählung ist so ganz in der Denkart dieses Stammes, daß es sie mißbrauchen hieße, wenn man sie aus den Schranken rückte, in denen sie eben ihre Glaubwürdigkeit findet. Wie sich eine Familie dieses Volks mit einem reichen Haushalt rettete, so konnten sich unter andern Völkern auch andre Familien gerettet haben, wie die Traditionen derselben beweisen. So rettete sich in Chaldäa Xisuthrus mit seinem Geschlecht und einer Anzahl von Tieren (ohne welche damals die Menschen nicht lebten) fast auf die nämliche Weise, und in Indien war Wischnu selbst das Steuerruder des Schiffs, das die Bekümmerten ans Land brachte. Dergleichen Sagen gibt's bei allen alten Völkern dieses

Weltteils, bei jedem nach seiner Tradition und Gegend, und so überzeugend sie sind, daß die Überschwemmung, von der sie reden, in Asien allgemein gewesen, so helfen sie uns zugleich auf einmal aus der Enge, in die wir uns unnötig zwangen, wenn wir jeden Umstand einer Familiengeschichte ausschließend für die Geschichte der Welt nahmen und damit dieser Geschichte selbst ihre gegründete Glaubwürdigkeit entzogen.

Nicht anders ist's mit der Geschlechtstafel dieser Stämme nach der Überschwemmung: sie hält sich in den Schranken ihrer Völkerkunde und ihres Erdstrichs, über den sie nach Indien, Sina, die östliche Tatarei u. f. nicht hinausschweifet. Die drei Hauptstämme der Geretteten sind offenbar die Völker jenseit und diesseit des westlichen asiatischen Gebürges, mit einbegriffen die obern Küsten von Afrika und die östlichen von Europa, soweit sie dem Sammler der Tradition bekannt waren.¹⁸⁰ Er leitet sie ab, so gut er kann, und sucht sie mit seiner Geschlechtstafel zu binden, nicht aber gibt er uns damit eine allgemeine Landkarte der Welt oder eine Genealogie aller Völker. Die vielfache Mühe, die man sich gegeben hat, sämtliche Nationen der Erde nach diesem Stammbaum zu Abkömmlingen der Ebräer und zu Halbbrüdern der Juden zu machen, widerspricht nicht nur der Zeitrechnung und der gesamten Völkergeschichte,

sondern dem Standpunkt dieser Erzählung selbst, die sie durch dergleichen Übertreibungen fast ganz um ihren Glauben gebracht hat. Allenthalben am Urgebürge der Welt bilden sich nach der Überschwemmung Völker, Sprachen und Reiche, ohne auf die Gesandtschaft einer Familie aus Chaldäa zu warten; und im östlichen Asien, wo der Ursitz der Menschen und also auch die stärkste Bewohnung der Welt war, sind ja noch jetzt offenbar die ältesten Einrichtungen, die ältesten Gebräuche und Sprachen, von denen dieser westliche Stammbaum eines spätern Volks nichts wußte und wissen konnte. Es ist ebenso fremde, zu fragen, ob der Sineser von Kain oder Abel, d. i. aus einer Troglodyten-, Hirten- oder Ackerkaste abstamme, als wo das amerikanische Faultier im Kasten Noah gehangen habe. Doch dergleichen Erläuterungen darf ich mich hier nicht überlassen; ja selbst die Untersuchung eines für unsre Geschichte so wichtigen Punkts als die Verkürzung der menschlichen Lebensjahre und die genannte große Überschwemmung selbst ist, muß einen andern Ort erwarten. Gnug! der feste Mittelpunkt des größten Weltteils, das Urgebürge Asiens, hat dem Menschengeschlecht den ersten Wohnplatz bereitet und sich in allen Revolutionen der Erde fest erhalten. Mitnichten erst durch die Sündflut aus dem Abgrunde des Meers emporgestiegen, sondern sowohl der Naturgeschichte als der ältesten

Tradition zufolge das Urland der Menschheit, ward es der erste große Schauplatz der Völker, dessen lehrreichen Anblick wir jetzt verfolgen.

Dritter Teil

Ardua res est, vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia. Itaque etiam non assecutis, voluisse abunde pulchrum et magnificentum est.

Plin.

Es ist sehr schwierig, alten Sachen Neuheit, neuen das Ansehen des Altertums, verrosteten Glanz, dunkeln Licht widerlichen Reiz, zweifelhaften Glaubwürdigkeit, allen aber Natur zu verleihen und jegliches nach seiner Eigentümlichkeit darzustellen. Deshalb ist, auch wenn das Ziel nicht erreicht ist, die Absicht schon etwas sehr Schönes und Rühmliches.

Plinius, »Naturgeschichte«, Vorrede, § 15.

Elftes Buch

Südwärts am Fuß der großen asiatischen Gebürge haben sich soviel uns aus der Geschichte bekannt ist, die ältesten Reiche und Staaten der Welt gebildet; auch gibt uns die Naturgeschichte dieses Weltteils Ursachen an die Hand, warum sie sich nicht sowohl nord- als südwärts bilden konnten. Der dürftige Mensch folgt mit seinem irdischen Dasein so gern der milderen Sonnenwärme; denn diese muß für ihn die Erde decken und die Gewächse zu wohltätigen Früchten reifen. In Nordasien jenseit der Gebürge sind die meisten Striche viel höher und kälter; verschlungener ziehen sich die Bergketten hin und her und trennen die Erdregionen sehr oft durch Schneegipfel, Steppen und Wüsten; wenigere Ströme wässern das Land und ergießen sich endlich in ein Eismeer, dessen wüste Ufer die Wohnung der Rentiere und weißen Bären, nur späte Bewohner zu sich locken konnten. In diesem hohen, zerschnittenen, steilabhängigen Lande, der Steppen- und Bergregion unsrer Alten Welt, mußten also lange Zeit, und in manchen Strichen vielleicht immer, Sarmaten und Scythen, Mongolen und Tatern, halb wilde Jäger und Nomaden wohnen. Das Bedürfnis und die Gegend machte die Menschen barbarisch; eine einmal gewohnte gedankenlose Lebensart

befestigte sich in den abgetrennten oder umherziehenden Stämmen und bildete bei roheren Sitten jenen beinahe ewigen Nationalcharakter, der alle nordasiatischen Stämme von den südlichen Völkern so ganz unterscheidet. Wie dieser mildere Gebürgstrich eine fortdauernde Arche Noah, ein lebendiger Tiergarten fast aller wilden Gattungen unsres Hemisphärs ist, so mußten seine Anwohner auch lange die Mitgenossen dieser Tiere, ihre milden Hirten oder ihre wilden Bezähmer bleiben.

Nur wo sich südwärts Asien sanfter hinabsenkt, wo die Gebürgketten mildere Täler umschließen und sie vor den kalten Nordostwinden sichern, hier war's, wo insonderheit Ströme die herabziehenden Kolonien allmählich bis zum Ufer des Meers leiteten, sie in Städte und Länder sammelten und ein leichteres Klima auch feinere Gedanken und Anordnungen weckte. Zugleich schoß, da die Natur dem Menschen mehr Muße gab und mehrere seiner Triebe angenehm reizte, sein Herz in Leidenschaften und Unarten aus, die unter dem nordischen Druck des Eises und der Not sich nicht in so fröhlichem Unkraut zeigen konnten; mithin wurden mehrere Gesetze und Anstalten zu Einschränkung dieser Triebe nötig. Der Geist ersann, und das Herz begehrte; die Leidenschaften der Menschen stürmten wild aneinander und mußten sich endlich selbst beschränken lernen. Da aber, was die Vernunft noch

nicht tun kann, der Despotismus tun muß, so entstanden im südlichen Asien jene Gebäude der Polizeien und Religionen, die uns wie Pyramiden und Götzentempel der Alten Welt in ewigen Traditionen dastehn: schätzbare Denkmale für die Geschichte der Menschheit, die uns in jeder Trümmer zeigen, wieviel der Bau der Menschenvernunft unserm Geschlecht gekostet habe.

I

Sina

Im östlichen Winkel Asiens unter dem Gebürge liegt ein Land, das an Alter und Kultur sich selbst das Erste aller Länder, die Mittelblume der Welt nennet, gewiß aber eins der ältesten und merkwürdigsten ist: Sina. Kleiner als Europa, rühmet es sich einer größern Anzahl Einwohner, als in Verhältnis dieser volkreiche Weltteil hat; denn es zählet in sich über 25 Millionen und zweimal Hunderttausend steuernde Ackerleute, 1572 große und kleine Städte, 1193 Kastelle, 3158 steinerne Brücken, 2796 Tempel, 2606 Klöster, 10809 alte Gebäude u. f. [181](#), welche alle von den 18 Statthalterschaften, in welche das Reich geteilt ist, samt Bergen und Flüssen, Kriegsleuten und Gelehrten, Produkten und Waren in langen Verzeichnissen jährlich aufgestellt werden. Mehrere Reisende sind darüber einig, daß außer Europa und etwa dem alten Ägypten wohl kein Land so viel an Wege und Ströme, an Brücken und Kanäle, selbst an künstliche Berge und Felsen gewandt habe als Sina, die, nebst der Großen Mauer, alle doch vom geduldigen Fleiß menschlicher Hände zeugen. Von Kanton bis nahe bei Peking kommt man zu Schiff, und so ist das ganze

mit Bergen und Wüsten durchschnittene Reich durch Landstraßen, Kanäle und Ströme mühsam verbunden; Dörfer und Städte schwimmen auf Flüssen, und der innere Handel zwischen den Provinzen ist reg und lebendig. Der Ackerbau ist die Grundsäule ihrer Verfassung: man spricht von blühenden Getreide- und Reisfeldern, von künstlich gewässerten Wüsten, von urbar gemachten wilden Gebürgen; an Gewächsen und Kräutern wird gepflegt und genutzt, was genutzt werden kann; so auch Metalle und Mineralien, außer dem Golde, das sie nicht graben. Tierreich ist das Land, fischreich die Seen und Ströme; der einzige Seidenwurm ernährt viele Tausende fleißiger Menschen. Arbeiten und Gewerbe sind für alle Klassen des Volks und für alle Menschenalter, selbst für Abgelebte, Blinde und Taube. Sanftmut und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Gebärden sind das Alphabet, das der Sinese von Kindheit auf lernt und durch sein Leben hin unablässig übet. Ihre Polizei und Gesetzgebung ist Regelmäßigkeit und genau bestimmte Ordnung. Das ganze Staatsgebäude in allen Verhältnissen und Pflichten der Stände gegeneinander ist auf die Ehrerbietung gebauet, die der Sohn dem Vater und alle Untertanen dem Vater des Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Obrigkeiten wie Kinder schützt und regieret: könnte es einen schönern Grundsatz der Menschenregierung

geben? Kein erblicher Adel; nur Adel des Verdienstes soll gelten in allen Ständen; geprüfte Männer sollen zu Ehrenstellen kommen, und diese Ehrenstellen allein geben Würde. Zu keiner Religion wird der Untertan gezwungen und keine, die nicht den Staat angreift, wird verfolgt; Anhänger der Lehre Konfuzius', des Laotse und Fo, selbst Juden und Jesuiten, sobald sie der Staat aufnimmt, wohnen friedlich nebeneinander. Ihre Gesetzgebung ist auf Sittenlehre, ihre Sittenlehre auf die heiligen Bücher der Vorfahren unabänderlich gebauet: der Kaiser ihr oberster Priester, der Sohn des Himmels, der Bewahrer der alten Gebräuche, die Seele des Staatskörpers durch alle seine Glieder; könnte man sich, wenn jeder dieser Umstände bewährt und jeder Grundsatz in lebendiger Ausübung wäre, eine vollkommenerere Staatsverfassung denken? Das ganze Reich wäre ein Haus tugendhafter, wohlgezogener, fleißiger, sittsamer, glücklicher Kinder und Brüder.

Jedermann kennet die vorteilhaften Gemälde der sinesischen Staatsverfassung, die insonderheit von den Missionarien nach Europa geschickt und daselbst nicht nur von spekulativen Philosophen, sondern von Staatsmännern sogar, beinah als politische Ideale bewundert wurden; bis endlich, da der Strom menschlicher Meinungen sich in entgegengesetzten Winkeln fortbricht, der Unglaube erwachte und ihnen weder

ihre hohe Kultur noch selbst ihre sonderbare Eigentümlichkeit zugestehen wollte. Einige dieser europäischen Einwürfe haben das Glück gehabt, in Sina selbst, obgleich ziemlich sinesisch, beantwortet zu werden¹⁸², und da die meisten Grundbücher ihrer Gesetzgebung und Sittenverfassung samt der weitläufigen Geschichte ihres Reichs und einigen gewiß unparteiischen Nachrichten vor uns liegen¹⁸³, so wäre es übel, wenn sich nicht endlich ein Mittelweg zwischen dem übertriebenen Lobe und Tadel, wahrscheinlich die richtige Straße der Wahrheit, auffinden ließe. Die Frage über das chronologische Altertum ihres Reichs können wir dabei völlig an ihren Ort gestellt sein lassen; denn so wie der Ursprung aller Reiche des Erdbodens mit Dunkel umhüllet ist, so mag es dem Forscher der Menschengeschichte gleichgültig sein, ob dies sonderbare Volk zu seiner Bildung ein paar Jahrtausende mehr oder minder bedurft habe; gnug, wenn es diese Bildung sich selbst gab und wir sogar in seinem langsamen Gange die Hindernisse wahrnehmen, warum es nicht weiterkommen konnte.

Und diese Hindernisse liegen in seinem Charakter, im Ort seiner Wohnung und in seiner Geschichte unklar vor Augen. Mongolischer Abkunft ist die Nation, wie ihre Bildung, ihr grober oder verschrobener Geschmack, ja selbst ihre sinnreiche Künstlichkeit und

der erste Wohnsitz ihrer Kultur zeigt. Im nördlichen Sina herrschten ihre ersten Könige: hier wurde der Grund zu dem halbtatarischen Despotismus gelegt, der sich nachher, mit glänzenden Sittensprüchen überzogen, durch mancherlei Revolutionen bis ans Südmeer hinab verbreitet. Eine tatarische Lehnverfassung war Jahrhunderte hin das Band, das die Vasallen an den Herrscher knüpfte, und die vielen Kriege dieser Vasallen gegeneinander, die öftern Umstürze des Throns durch ihre Hände, ja selbst die ganze Hofhaltung des Kaisers, seine Regentschaft durch Mandarinen, eine uralte Einrichtung, die nicht erst die Dschengis-Khaniden oder Mandschu nach Sina gebracht haben; alle dies zeigt, welcher Art und welches genetischen Charakters die Nation sei: ein Gepräge, das man bei der Ansicht des Ganzen und seiner Teile, bis auf Kleider, Speisen, Gebräuche, häusliche Lebensart, die Gattungen ihrer Künste und ihres Vergnügens, schwerlich aus den Augen verlieret. Sowenig nun ein Mensch seinen Genius, d. i. seine angeborene Stammart und Komplexion, zu ändern vermag, sowenig konnte auch durch jede künstliche Einrichtung, wenn sie gleich jahrtausendlang währte, dies nordöstliche Mongolenvolk seine Naturbildung verleugnen. Es ist auf diese Stelle der Erdkugel hingepflanzt, und wie die Magnetnadel in Sina nicht die europäische Abweichung hat, so konnten aus diesem

Menschenstamme in dieser Region auch niemals Griechen und Römer werden. Sinesen waren und blieben sie, ein Volksstamm mit kleinen Augen, einer stumpfen Nase, platter Stirn, wenig Bart, großen Ohren und einem dicken Bauch von der Natur begabet; was diese Organisation hervorbringen konnte, hat sie hervorgebracht, etwas anders kann man von ihr nicht fodern.¹⁸⁴

Alle Nachrichten sind darüber einig, daß sich die mongolische Völkerschaften auf der nordöstlichen Höhe Asiens durch eine Feinheit des Gehörs auszeichnen, die sich bei ihnen ebensowohl erklären läßt, als man sie bei andern Nationen vergebens suchen würde; die Sprache der Sinesen ist von dieser Feinheit des Gehörs Zeuge. Nur ein mongolisches Ohr konnte darauf kommen, aus dreihundertdreißig Silben eine Sprache zu formen, die sich bei jedem Wort durch fünf und mehrere Akzente unterscheiden muß, um nicht statt Herr eine Bestie zu nennen und jeden Augenblick die lächerlichsten Verwirrungen zu sagen; daher ein europäisches Ohr und europäische Sprachorgane sich äußerst schwer oder niemals an diese hervorgezwungene Silbenmusik gewöhnen. Welch ein Mangel an Erfindungskraft im Großen und welche unselige Feinheit in Kleinigkeiten gehörte dazu, dieser Sprache aus einigen rohen Hieroglyphen die unendliche Menge von achtzigtausend zusammengesetzten

Charakteren zu erfinden, in welchen sich nach sechs und mehr Schriftarten die sinesische Nation unter allen Völkern der Erde auszeichnet! Eine mongolische Organisation gehörte dazu, um sich in der Einbildungskraft an Drachen und Ungeheuer, in der Zeichnung an jene sorgsame Kleinfügigkeit unregelmäßiger Gestalten, in den Vergnügungen des Auges an das unförmliche Gemisch ihrer Gärten, in ihren Gebäuden an wüste Größe oder pünktliche Kleinheit, in ihren Aufzügen, Kleidungen und Lustbarkeiten an jene eitle Pracht, an jene Laternenfeste und Feuerwerke, an lange Nägel und zerquetschte Füße, an einen barbarischen Troß von Begleitern, Verbeugungen, Cerimonien, Unterschieden und Höflichkeiten zu gewöhnen. Es herrscht in alle diesem so wenig Geschmack an wahren Naturverhältnis, so wenig Gefühl von innerer Ruhe, Schönheit und Würde, daß immer nur eine verwahrlosete Empfindung auf diesen Gang der politischen Kultur kommen und sich von demselben so durchaus modeln lassen konnte. Wie die Sinesen das Goldpapier und den Firnis, die sauber gemalten Züge ihrer krausen Charaktere und das Geklingel schöner Sentenzen unmäßig lieben, so ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firnis, den Charakteren und dem Schellenklange ihrer Silben durchaus ähnlich. Die Gabe der freien, großen Erfindung in den Wissenschaften scheint ihnen, wie

mehreren Nationen dieser Erdecke, die Natur versagt zu haben; dagegen sie ihren kleinen Augen jenen gewandten Geist, jene listige Betriebsamkeit und Feinheit, jenes Kunsttalent der Nachahmung in allem, was ihre Habsucht nützlich findet, mit reicher Hand zuteilte. In ewigem Gange, in ewiger Beschäftigung gehen und kommen sie des Gewinnes und Dienstes wegen, so daß man sie auch in ihrer höchstpolitischen Form immer noch für ziehende Mongolen halten könnte; denn bei allen ihren unzähligen Einteilungen haben sie die Einteilung noch nicht gelernt, Bewerbung mit Ruhe also zu gatten, daß jede Arbeit einen jeden auf seiner Stelle finde. Ihre Arzneikunst wie ihr Handel ist ein feines, betrügerisches Pulsfühlen, welches ihren ganzen Charakter in seiner sinnlichen Feinheit und erfindungslosen Unwissenheit malet. Das Gepräge des Volks ist eine merkwürdige Eigenheit in der Geschichte, weil es zeigt, was durch hochgetriebne politische Kultur aus einem Mongolenvolk, unvermischt mit andern Nationen, werden oder nicht werden konnte; denn daß die Sinesen in ihrer Erdecke sich, wie die Juden, von der Vermischung mit andern Völkern frei erhalten haben, zeigt schon ihr eitler Stolz, wenn es sonst nichts zeigte. Einzelne Kenntnisse mögen sie erlangt haben, woher sie wollten; das ganze Gebäude ihrer Sprache und Verfassung, ihrer Einrichtung und Denkart ist ihnen eigen.

Wie sie das Einimpfen der Bäume nicht lieben, so stehen auch sie, trotz mancher Bekanntschaft mit andern Völkern, noch jetzt uneingeimpft da, ein mongolischer Stamm, in einer Erdecke der Welt zur sinesischen Sklavenkultur verartet.

Alle Kunstbildung der Menschen geschieht durch Erziehung; die Art der sinesischen Erziehung trug nebst ihrem Nationalcharakter mit dazu bei, warum sie das, was sie sind, und nicht mehr wurden. Da nach mongolischer Nomadenart kindlicher Gehorsam zum Grunde aller Tugenden, nicht nur in der Familie, sondern jetzt auch im Staat, gemacht werden sollte, so mußte freilich daher mit der Zeit jene scheinbare Sittsamkeit, jenes höfliche Zuvorkommen erwachsen, das man als einen Charakterzug der Sinesen auch mit feindlicher Zunge rühmet; allein was gab dieser gute Nomadengrundsatz in einem großen Staat für Folgen? Als in ihm der kindliche Gehorsam keine Grenzen fand, indem man dem erwachsenen Mann der selbst Kinder und männliche Geschäfte hat, dieselbe Pflicht auflegte, die nur dem unerzogenen Kinde gebührte, ja, als man diese Pflicht auch gegen jede Obrigkeit festsetzte, die doch nur im bildlichen Verstande durch Zwang und Not nicht aber aus süßem Naturtriebe den Namen des Vaters führet: was konnte, was mußte daher anders entstehen, als daß indem man trotz der Natur ein neues menschliches Herz schaffen wollte,

man das wahre Herz der Menschen zur Falschheit gewöhnte? Wenn der erwachsne Mann noch kindischen Gehorsam bezeugen soll, so muß er die selbstwirksame Kraft aufgeben, die die Natur in seinen Jahren ihm zur Pflicht machte; leere Cerimonien treten an die Stelle der herzlichen Wahrheit, und der Sohn, der gegen seine Mutter, solange der Vater lebte, in kindlicher Ergebenheit hinschwamm, vernachlässigt sie nach seinem Tode, sobald nur das Gesetz sie eine Konkubine heißet. Gleichergestalt ist's mit den kindlichen Pflichten gegen die Mandarinen: sie sind kein Werk der Natur, sondern des Befehls; Gebräuche sind sie, und wenn sie gegen die Natur streben, so werden sie entkräftende, falsche Gebräuche. Daher der Zwiespalt der sinesischen Reichs- und Sittenlehre mit ihrer wirklichen Geschichte. Wie oft haben die Kinder des Reichs ihren Vater vom Thron gestoßen, wie oft die Väter gegen ihre Kinder gewütet! Geizige Mandarine lassen Tausende verhungern und werden, wenn ihr Verbrechen vor den höheren Vater kommt, mit elenden Stockschlägen wie Knaben unwirksam gezüchtigt. Daher der Mangel an männlicher Kraft und Ehre, den man selbst in den Gemälden ihrer Helden und Großen wahrnimmt: die Ehre ist kindliche Pflicht geworden, die Kraft ist in modische Achtsamkeit gegen den Staat verartet; kein edles Roß ist im Dienst, sondern ein gezähmter Maulesel, der in Gebräuchen von

Morgen bis zum Abende gar oft die Rolle des Fuchses spielt.

Notwendig mußte diese kindische Gefangenschaft der menschlichen Vernunft, Kraft und Empfindung auf das ganze Gebäude des Staats einen schwächenden Einfluß haben. Wenn einmal die Erziehung nichts als Manier ist, wenn Manieren und Gebräuche alle Verhältnisse des Lebens nicht nur binden, sondern auch überwältigen: welche Summen von Wirksamkeit verliert der Staat! zumal die edelste Wirksamkeit des menschlichen Herzens und Geistes. Wer erstaunt nicht, wenn er in der sinesischen Geschichte auf den Gang und die Behandlung ihrer Geschäfte merkt, mit wie vielem ein Nichts getan werde! Hier tut ein Collegium, was nur *einer* tun muß, damit es recht getan sei; hier wird gefragt, wo die Antwort daliegt; man kommt und gehet, man schiebet auf und weicht aus, nur um das Cerimoniel des kindlichen Staatsrespekts nicht zu verfehlen. Der kriegerische sowohl als der denkende Geist sind fern von einer Nation, die auf warmen Öfen schläft und von Morgen bis zum Abende warm Wasser trinket. Nur der Regelmäßigkeit im gebahnten Wege, dem Scharfsinn in Beobachtung des Eigennutzes und tausend schlauer Künste, der kindischen Vieltätigkeit ohne den Überblick des Mannes, der sich fragt, ob dies auch nötig zu tun sei und ob es nicht besser getan werden möge: nur diesen Tugenden

ist in Sina der königliche Weg eröffnet. Der Kaiser selbst ist in dies Joch gespannt; er muß mit gutem Beispiel vorgehen und wie der Flügelmann jede Bewegung übertreiben. Er opfert im Saal seiner Vorfahren nicht nur an Festtagen, sondern soll bei jedem Geschäft, in jedem Augenblick seines Lebens den Vorfahren opfern und wird mit jedem Lobe und jedem Tadel vielleicht gleich ungerecht bestraft. ¹⁸⁵

Kann man sich wundern, daß eine Nation dieser Art nach europäischem Maßstabe in Wissenschaften wenig erfunden, ja, daß sie Jahrtausende hindurch sich auf derselben Stelle erhalten habe? Selbst ihre Moral- und Gesetzbücher gehen immer im Kreise umher und sagen auf hundert Weisen genau und sorgfältig mit regelmäßiger Heuchelei von kindlichen Pflichten immer dasselbe. Astronomie und Musik, Poesie und Kriegskunst, Malerei und Architektur sind bei ihnen, wie sie vor Jahrhunderten waren, Kinder ihrer ewigen Gesetze und unabänderlich-kindischen Einrichtung. Das Reich ist eine balsamierte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben der schlafenden Wintertiere. Daher die Absonderung, Behorchung und Verhinderung jedes Fremden; daher der Stolz der Nation, die sich nur mit sich selbst vergleicht und das Auswärtige weder kennet noch liebet. Es ist ein Winkelvolk auf der Erde, vom Schicksal außer den

Zusammendräng der Nationen gesetzt und eben dazu mit Bergen, Wüsten und einem beinahe buchtlosen Meer verschanzt. Außer dieser Lage würde es schwerlich geblieben sein, was es ist; denn daß seine Verfassung gegen die Mandschu standgehalten hat, beweiset nichts, als daß sie in sich selbst gegründet war und daß die roheren Überwinder zu ihrer Herrschaft einen solchen Lehnstuhl kindlicher Sklaverei sehr bequem fanden. Sie durften nichts an ihm ändern, sie setzten sich drauf und herrschten. Dagegen die Nation in jedem Gelenk ihrer selbsterbauten Staatsmaschine so sklavisch dienet, als ob es eben zu dieser Sklaverei erfunden wäre.

Alle Nachrichten von der Sprache der Sinesen sind darüber einig, daß sie zur Gestalt dieses Volks in seiner künstlichen Denkart unsäglich viel beigetragen habe; denn ist nicht jede Landessprache das Gefäß, in welchem sich die Ideen des Volks formen, erhalten und mitteilen? Zumal wenn eine Nation so stark als diese an ihrer Sprache hängt und von ihr alle Kultur herleitet. Die Sprache der Sinesen ist ein Wörterbuch der Moral, d. i. der Höflichkeit und guten Manieren: Nicht nur Provinzen und Städte, sondern selbst Stände und Bücher unterscheiden sich in ihr, so daß der größte Teil ihres gelehrten Fleißes bloß auf ein Werkzeug verwandt wird, ohne daß noch mit dem Werkzeuge irgend etwas ausgerichtet werde. An

regelmäßigen Kleinigkeiten hängt in ihr alles; sie sagt mit wenigen Lauten viel, um mit vielen Zügen *einen* Laut und mit vielen Büchern ein und dasselbe herzumalen. Welch ein unseliger Fleiß gehört zum Pinseln und Druck ihrer Schriften! Eben dieser Fleiß aber ist ihre Lust und Kunst, da sie sich an schönen Schriftzügen mehr als an der zaubervollsten Malerei ergötzen und das einförmige Geklingel ihrer Sittensprüche und Komplimente als eine Summe der Artigkeit und Weisheit lieben. Nur ein so großes Reich und die Arbeitseligkeit des Sinesen gehört dazu, um z.B. von der einzigen Stadt Kai-fong-fu vierzig Bücher in acht großen Bänden zu malen¹⁸⁶ und diese mühsame Genauigkeit auf jeden Befehl und Lobspruch des Kaisers zu verbreiten. Sein Denkmal über die Auswanderung der Torguts ist ein ungeheures Buch auf Steinen¹⁸⁷, und so ist die ganze gelehrte Denkart der Sinesen in künstliche und Staatshieroglyphen vermalet. Unglaublich muß der Unterschied sein, mit dem diese Schriftart allein schon auf die Seele wirkt, die in ihr denkt. Sie entnervt die Gedanken zu Bilderzügen und macht die ganze Denkart der Nation zu gemalten oder in die Luft geschriebenen willkürlichen Charakteren.

Mitnichten ist diese Entwicklung der sinesischen Eigenheit eine feindselige Verachtung derselben; denn sie ist Zug für Zug aus den Berichten ihrer wärmsten

Verteidiger geschöpft und könnte mit hundert Proben aus jeder Klasse ihrer Einrichtungen bewiesen werden. Sie ist auch nichts als Natur der Sache, d. i. die Darstellung eines Volks, das sich in einer solchen Organisation und Weltgegend, nach solchen Grundsätzen, mit solchen Hilfsmitteln, unter solchen Umständen im grauen Altertum bildete und wider den gewöhnlichen Lauf des Schicksals unter andern Völkern seine Denkart so lange bewahrte. Wenn das alte Ägypten noch vor uns wäre, so würden wir, ohne von einer gegenseitigen Ableitung träumen zu dürfen, in vielen Studien eine Ähnlichkeit sehen, die nach gegebenen Traditionen nur die Weltgegend anders modifizierte. So wäre es mit mehreren Völkern, die einst auf einer ähnlichen Stufe der Kultur standen; nur diese sind fortgerückt oder untergegangen und mit andern vermischt worden; das alte Sina am Rande der Welt ist wie eine Trümmer der Vorzeit in seiner halb-mongolischen Einrichtung stehengeblieben. Schwerlich ist's zu beweisen, daß die Grundzüge seiner Kultur von Griechen aus Baktra oder von Tatern aus Balkh hinübergebracht wären; das Gewebe seiner Verfassung ist gewiß einheimisch und die wenige Einwirkung fremder Völker auf dasselbe leicht zu erkennen und abzusondern. Ich ehre die Kings ihrer vortrefflichen Grundsätze wegen wie ein Sineser, und der Name Konfuzius ist mir ein großer Name, ob ich

die Fesseln gleich nicht verkenne, die auch *er* trug und die er mit bestem Willen dem abergläubigen Pöbel und der gesamten sinesischen Staatseinrichtung durch seine politische Moral auf ewige Zeiten aufdrang. Durch sie ist dies Volk, wie so manche andere Nation des Erdkreises, mitten in seiner Erziehung, gleichsam im Knabenalter, stehengeblieben, weil dies mechanische Triebwerk der Sittenlehre den freien Fortgang des Geistes auf immer hemmte und sich im despotischen Reich kein zweiter Konfuzius fand. Einst, wenn sich entweder der ungeheure Staat teilet oder wenn aufgeklärtere Kien-Longs den väterlichen Entschluß fassen werden, was sie nicht ernähren können, lieber als Kolonien zu versenden, das Joch der Gebräuche zu erleichtern und dagegen eine freiere Selbsttätigkeit des Geistes und Herzens, freilich nicht ohne mannigfaltige Gefahr, einzuführen: alsdenn, aber auch alsdenn werden Sinesen immer nur Sinesen bleiben, wie Deutsche Deutsche sind und am östlichen Ende Asiens keine alten Griechen geboren werden. Es ist die offenbare Absicht der Natur, daß alles auf der Erde gedeihe, was auf ihr gedeihen kann, und daß eben diese Verschiedenheit der Erzeugungen den Schöpfer preise. Das Werk der Gesetzgebung und Moral, das als einen Kinderversuch der menschliche Verstand in Sina gebauet hat, findet sich in solcher Festigkeit nirgend sonst auf der Erde; es bleibe an

seinem Ort, ohne daß je in Europa ein abgeschlossenes Sina voll kindlicher Pietät gegen seine Despoten werde. Immer bleibt dieser Nation der Ruhm ihres Fleißes, ihres sinnlichen Scharfsinns, ihrer feinen Künstlichkeit in tausend nützlichen Dingen. Das Porzellan und die Seide, Pulver und Blei, vielleicht auch den Kompaß, die Buchdruckerkunst, den Brückenbau und die Schiffskunst nebst vielen andern feinen Handierungen und Künsten kannten sie, ehe Europa solche kannte; nur daß es ihnen fast in allen Künsten am geistigen Fortgange und am Triebe zur Verbesserung fehlet. Daß übrigens Sina sich unsern europäischen Nationen verschließt und sowohl Holländer als Russen und Jesuiten äußerst einschränket, ist nicht nur mit ihrer ganzen Denkart harmonisch, sondern gewiß auch politisch zu billigen, solange sie das Betragen der Europäer in Ostindien und auf den Inseln, in Nordasien und in ihrem eignen Lande um und neben sich sehen. Taumelnd von tatarischem Stolz, verachten sie den Kaufmann, der sein Land verläßt, und wechseln betrügliche Ware gegen das, was ihnen das Sicherste dünket: sie nehmen sein Silber und geben ihm dafür Millionen Pfunde entkräftenden Tees zum Verderben Europas.

II

Cochin-Sina, Tunkin, Laos, Korea, die östliche Tatarei, Japan

Aus der Geschichte der Menschheit ist's unleugbar, daß, wo sich irgendein Land zu einem vorzüglichen Grad der Kultur erhob es auch auf einen Kreis seiner Nachbarn gewirkt habe. Also auch die sinesische Nation, ob sie gleich unkriegerisch und ihre Verfassung sehr in sich gekehrt ist, so hat doch auch sie auf einen großen Bezirk der Länder umher ihren Einfluß verbreitet. Es ist dabei die Frage nicht, ob diese Länder dem sinesischen Reich unterworfen gewesen oder unterworfen geblieben; wenn sie an seiner Einrichtung, Sprache, Religion, Wissenschaften, Sitten und Künsten teilnahmen, so sind sie eine Provinz desselben im Gebiet des Geistes.

Cochin-Sina ist das Land, das von Sina am meisten angenommen hat und gewissermaße seine politische Pflanzstadt gewesen; daher die Ähnlichkeit zwischen beiden Nationen an Temperament und Sitten, an Wissenschaften und Künsten, in der Religion, dem Handel und der politischen Einrichtung. Sein Kaiser ist ein Vasall von Sina, und die Nationen sind durch den Handel enge verbunden. Man vergleiche dies

geschäftige, vernünftige, sanftmütige Volk mit dem nahe gelegenen, trügen Siam, dem wilden Arrakan u. f., so wird man den Unterschied wahrnehmen. Wie indes kein Abfluß sich über die Quelle erhebt, so ist auch nicht zu erwarten, daß Cochin-Sina sein Vorbild übertreffe; die Regierung ist despotischer als dort, seine Religion und Wissenschaften ein schwächerer Nachhall des Mutterlandes.

Ein gleiches ist's mit Tunkin, das den Sinesern noch näher liegt, obgleich wilde Berge es scheiden. Die Nation ist wilder; das Gesittete, was sie an sich hat und welches den Staat erhält, Manufakturen, Handel, Gesetze, Religion, Kenntnisse und Gebräuche sind sinesisch, nur wegen des südlichem Himmelsstrichs und des Charakters der Nation tief unter dem Mutterlande.

Noch schwächer ist der Eindruck, den Sina auf Laos gemacht hat; denn das Land wurde zu bald von ihm abgerissen und befreundete sich mit den Sitten der Siamesen; Reste indes sind noch kenntlich.

Unter den südlichen Inseln haben die Sinesen insbesondere mit Java Gemeinschaft, ja wahrscheinlich haben sie sich auch in Kolonien daraufgepflanzt. Ihre politische Einrichtung indes hat sich in diesem soviel heißem, ihnen entlegnen Lande nicht anpflanzen können; denn die mühselige Kunst der Sinesen will ein betriebsames Volk und ein mäßigeres Klima.

Sie nutzen also die Insel, ohne sie zu bilden.

Mehreren Platz hat die sinesische Einrichtung nordwärts gewonnen, und das Land kann sich rühmen, daß es zu Besänftigung der wilden Völker dieses ungeheuren Erdstrichs mehr beigetragen habe als vielleicht die Europäer in allen Weltteilen. Korea ist durch die Mandschus den Sinesern wirklich unterworfen, und man vergleiche diese einst wilde Nation mit ihren nördlichem Nachbarn. Die Einwohner eines zum Teil so kalten Erdstrichs sind sanft und milde; in ihren Ergötzungen und Trauergebräuchen, in Kleidungen und Häusern, in der Religion und einiger Liebe zur Wissenschaft ahmen sie wenigstens den Sinesen nach, von denen auch ihre Regierung eingerichtet und einige Manufaktur in Gang gebracht worden. In einem noch weitem Umfange haben sie auf die Mongolen gewirkt. Nicht nur, daß die Mandschu, die Sina bezwangen, durch ihren Umgang gesitteter worden sind, daher auch ihre Hauptstadt Schin-yang zu einem Tribunal wie Peking eingerichtet werden mögen; auch die zahlreichen mongolischen Horden, die dem größten Teil nach unter der Herrschaft von Sina stehen, sind ohngeachtet ihrer roheren Sitten nicht ganz ohne sinesischen Einfluß geblieben. Ja, wenn bloß der friedliche Schutz dieses Reichs, unter welchen sich auch in der neuesten Zeit die Torguts, 300000 Menschen stark, begaben, eine Wohltat der Menschheit

ist, so hat Sina auf diese weiten Erdstriche billiger als je ein Eroberer gewirkt. Mehrmals hat es die Unruhen in Tibet gestillt und in ältern Zeiten bis ans Kaspische Meer seine Hand gebreitet. Die reichen Gräber, die in verschiedenen Strichen der Mongolei und Tatarei gefunden worden, tragen an dem, was sie enthielten, offenbare Denkmale des Verkehrs mit Sina, und wenn einst in diesen Gegenden kultiviertere Nationen gewohnt haben, so waren sie es wahrscheinlich nicht ohne näheren Umgang mit diesem Volke.

Die Insel indes, an welcher sich die Sinesen den größten Nebenbuhler ihres Fleißes erzogen haben, ist Japan. Die Japaner waren einst Barbaren und ihrem gewalttätigen, kühnen Charakter nach gewiß harte und strenge Barbaren; durch die Nachbarschaft und den Umgang mit jenem Volk, von dem sie Schrift und Wissenschaften, Manufakturen und Künste lernten, haben sie sich zu einem Staat gebildet, der in manchen Stücken mit Sina wetteifert oder es gar übertrifft. Zwar ist, dem Charakter dieser Nation nach, sowohl die Regierung als die Religion härter und grausamer, auch ist an einen Fortgang zu feinem Wissenschaften, wie sie Europa treibt, in Japan sowenig als in Sina zu denken; wenn aber Kenntniss und Gebrauch des Landes, wenn Fleiß im Ackerbau und in nützlichen Künsten, wenn Handel und Schiffahrt, ja selbst die rohe Pracht und despotische Ordnung ihrer

Reichsverfassung unleugbar Stufen der Kultur sind, so hat das stolze Japan diese nur durch die Sinesen erstiegen. Die Annalen dieser Nation nennen noch die Zeit, da die Japaner als Barbaren nach Sina kamen; und so eigentümlich sich die rauhe Insel gebildet und von Sina weggebildet hat, so ist doch in allen Hilfsmitteln ihrer Kultur, ja in der Bearbeitung ihrer Künste selbst der sinesische Ursprung kenntlich.

Ob nun dieses Volk auch weitergedrungen und zur Kultur eines der zwei gesitteten Reiche Amerikas, die beide an dem ihm zugekehrten westlichen Ufer lagen, Einfluß gehabt habe, wird schwerlich entschieden werden. Wäre von dieser Weltseite ein kultiviertes Volk nach Amerika gelangt, so könnte es kaum ein andres gewesen sein als die Sinesen oder die Japaner. Überhaupt ist's schade, daß die sinesische Geschichte, der Verfassung ihres Landes nach, so sinesisch hat bearbeitet werden müssen. Alle Erfindungen schreibt sie ihren Königen zu; sie vergißt die Welt über ihrem Lande, und als eine Geschichte des Reichs ist sie leider so wenig eine unterrichtende Menschengeschichte.

III

Tibet

Zwischen den großen asiatischen Gebürgen und Wüsteneien hat sich ein geistliches Kaisertum errichtet, das in seiner Art wohl das einzige der Welt ist; es ist das große Gebiet der Lamas. Zwar ist die geistliche und weltliche Macht in kleinen Revolutionen bisweilen getrennt gewesen, zuletzt aber sind beide immer wieder vereinigt worden, so daß hier, wie nirgend anders, die ganze Verfassung des Landes auf dem kaiserlichen Hohepriestertum ruhet. Der große Lama wird nach der Lehre der Seelenwanderung vom Gott Schaka oder Fo belebt, der bei seinem Tode in den neuen Lama fährt und ihn zum Ebenbilde der Gottheit weiht. In festgesetzten Ordnungen der Heiligkeit zieht sich von ihm die Kette der Lamas herab, und man kann sich in Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen kein festgestellteres Priesterregiment denken, als auf dieser Erdhöhe wirklich thronet. Der oberste Besorger weltlicher Geschäfte ist nur Statthalter des obersten Priesters, der, den Grundsätzen seiner Religion nach, voll göttlicher Ruhe in einem Palasttempel wohnt. Ungeheuer sind die Fabeln der lamaischen Weltschöpfung, grausam die gedroheten Strafen

und Büßungen ihrer Sünden, aufs höchste unnatürlich der Zustand, zu welchem ihre Heiligkeit aufstrebt: er ist entkörperte Ruhe, abergläubische Gedankenlosigkeit und Klosterkeuschheit. Und dennoch ist kaum ein Götzendienst so weit als dieser auf der Erde verbreitet; nicht nur Tibet und Tangut, der größte Teil der Mongolen, die Mandschu, Kalkas, Eluthen u. f. verehrten, den Lama; und wenn sich in neueren Zeiten einige von der Anbetung seiner Person losrissen, so ist doch ein Stückwerk von der Religion des Schaka das einzige, was diese Völker von Glauben und Gottesdienst haben. Aber auch südlich zieht sich diese Religion weit hin; die Namen Sommona-Kodom, Schaktscha-Tuba, Sangol-Muni, Schige-Muni, Buddha, Fo, Schekia sind alle eins mit Schaka, und so geht diese heilige Mönchslehre, wenngleich nicht überall mit der weitläufigen Mythologie der Tibetaner, durch Indostan, Ceylon, Siam, Pegu, Tonkin bis nach Sina, Korea und Japan. Selbst in Sina sind Grundsätze des Fo der eigentliche Volksglaube; dagegen die Grundsätze Konfuzius' und Laotse nur Gattungen einer politischen Religion und Philosophie sind unter den obern, d. i. den gelehrten Ständen. Der Regierung daselbst ist jede dieser Religionen gleichgültig; ihre Sorge ist nicht weiter gegangen, als daß sie die Lamas und Bonzen dem Staat unschädlich zu machen, sie von der Herrschaft des Dalai-Lama

trennte. Japan vollends ist lange Zeit ein halbes Tibet gewesen; der Dairi war der geistliche Oberherr und der Kubo sein weltlicher Diener, bis dieser die Herrschaft an sich riß und jenen zum bloßen Schatten machte: ein Schicksal, das im Lauf der Dinge liegt und gewiß einmal auch das Los des Lamas sein wird. Nur durch die Lage seines Reichs, durch die Barbarei der mongolischen Stämme, am meisten aber durch die Gnade des Kaisers in Sina ist er so lange, was er ist, geblieben.

Auf den kalten Bergen in Tibet entstand die lamaische Religion gewiß nicht; sie ist das Erzeugnis warmer Klimate, ein Geschöpf menschlicher Halbseelen, die die Wohllust der Gedankenlosigkeit in körperlicher Ruhe über alles lieben. Nach den rauhen tibetischen Bergen, ja nach Sina selbst ist sie nur im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung kommen, da sie sich denn in jedem Lande nach des Landes Weise verändert. In Tibet und Japan ward sie hart und strenge, unter den Mongolen ist sie beinahe ein wirksamer Aberglaube worden; dagegen Siam, Indostan und die Länder, die ihnen gleichen, sie als Naturprodukte ihres warmen Klima aufs mildeste nähren. Bei so verschiedner Gestalt hat sie auch ungleiche Folgen auf jeden Staat gehabt, in dem sie lebte. In Siam, Indostan, Tunkin u. f. schläfert sie die Seelen ein; sie macht mitleidig und unkriegerisch, geduldig,

sanft und träge. Die Talapoinen streben nicht nach dem Thron; bloße Almosen sind's, um die sie menschliche Sünden büßen. In hartem Ländern, wo das Klima den müßigen Beter nicht so leicht nähret, mußte ihre Einrichtung auch künstlicher werden, und so machte sie endlich den Palast zum Tempel. Sonderbar ist der Unzusammenhang, in welchem die Sachen der Menschen sich nicht nur binden, sondern auch lange erhalten. Befolgte jeder Tibetaner die Gesetze der Lamas, indem er ihren höchsten Tugenden nachstrebte, so wäre kein Tibet mehr. Das Geschlecht der Menschen, die einander nicht berühren, die ihr kaltes Land nicht bauen, die weder Handel noch Geschäfte treiben, hörte auf; verhungert und erfroren lägen sie da, indem sie sich ihren Himmel träumen. Aber zum Glück ist die Natur der Menschen stärker als jeder angenommene Wahn. Der Tibetaner heiratet, ob er gleich damit sündigt; und die geschäftige Tibetanerin, die gar mehr als *einen* Mann nimmt und fleißiger als die Männer selbst arbeitet, entsagt gerne den hohem Graden des Paradieses, um diese Welt zu erhalten. Wenn *eine* Religion der Erde ungeheuer und widrig ist, so ist's die Religion in Tibet¹⁸⁸, und wäre, wie es wohl nicht ganz zu leugnen ist, in ihre härtesten Lehren und Gebräuche das Christentum hinübergeführt worden, so erschiene dies wohl nirgend in ärgerer Gestalt als auf den tibetanischen Bergen.

Glücklicherweise aber hat die harte Mönchsreligion den Geist der Nation sowenig als ihr Bedürfnis und Klima ändern mögen. Der hohe Bergbewohner kauft seine Büßungen ab und ist gesund und munter; er ziehet und schlachtet Tiere, ob er gleich die Seelenwanderung glaubt, und erlustigt sich funfzehn Tage mit der Hochzeit, obgleich seine Priester der Vollkommenheit ehelos leben. So hat sich allenthalben der Wahn der Menschen mit dem Bedürfnis abgefunden; er dung so lange, bis ein leidlicher Vergleich ward. Sollte jede Torheit, die im angenommenen Glauben der Nationen herrscht, auch durchgängig geübt werden: welch ein Unglück! Nun aber werden die meisten geglaubt und nicht befolgt, und dies Mittelding toter Überzeugung heißt eben auf der Erde Glauben. Denke man nicht, daß der Kaimucke nach dem Muster der Vollkommenheit in Tibet lebt, wenn er ein kleines Götzenbild oder den heiligen Kot des Lama verehret.

Aber nicht nur unschädlich, auch nutzlos sogar ist dieses widerliche Regiment der Lamas nicht gewesen. Ein grobes heidnisches Volk, das sich selbst für die Abkunft eines Affen hielt, ist dadurch unstreitig zu einem gesitteten, ja in manchen Stücken feinen Volk erhoben, wozu die Nachbarschaft der Sinesen nicht wenig beitrug. Eine Religion, die in Indien entsprang, liebt Reinlichkeit; die Tibetaner dürfen also nicht wie tatarische Steppenvölker leben. Selbst die überhohe

Keuschheit, die ihre Lamas preisen, hat der Nation ein Tugendziel aufgesteckt, zu welchem jede Eingezogenheit, Nüchternheit und Mäßigung, die man an beiden Geschlechtern rühmet, wenigstens als ein Teil der Wallfahrt betrachtet werden mag, bei welcher auch die Hälfte mehr ist als das Ganze. Der Glaube einer Seelenwanderung macht mitleidig gegen die lebendige Schöpfung, so daß rohe Berg- und Felsenmenschen vielleicht mit keinem sanftem Zaum als mit diesem Wahn und dem Glauben an lange Büßungen und Höllenstrafen gebändigt werden konnten. Kurz, die tibetanische ist eine Art päpstlicher Religion, wie sie Europa selbst in seinen dunkeln Jahrhunderten, und sogar ohne jene Ordnung und Sittlichkeit, hatte, die man an Tibetanern und Mongolen rühmet. Auch daß diese Religion des Schaka eine Art Gelehrsamkeit und Schriftsprache unter dies Bergvolk und weiterhin selbst unter die Mongolen gebracht hat, ist ein Verdienst für die Menschheit, vielleicht das vorbereitende Hilfsmittel einer Kultur, die auch diesen Gegenden reifet.

Wunderbar langsam ist der Weg der Vorsehung unter den Nationen, und dennoch ist er lautre Naturordnung. Gymnosophisten und Talapoinen, d. i. einsame Beschauer, gab es von den ältesten Zeiten her im Morgenlande; ihr Klima und ihre Natur lud sie zu dieser Lebensart ein. Die Ruhe suchend, flohen sie

das Geräusch der Menschen und lebten mit dem wenigen vergnügt, was ihnen die reiche Natur gewährte. Der Morgenländer ist ernst und mäßig, so wie in Speise und Trank, so auch in Worten; gern überläßt er sich dem Fluge der Einbildungskraft, und wohin konnte ihn diese als auf Beschauung der allgemeinen Natur, mithin auf Weltentstehung, auf den Untergang und die Erneuerung der Dinge führen? Die Kosmogonie sowohl als die Metempsychose der Morgenländer sind poetische Vorstellungsarten dessen, was ist und wird, wie solches sich ein eingeschränkter menschlicher Verstand und ein mitfühlendes Herz denkt. »Ich lebe und genieße kurze Zeit meines Lebens; warum sollte, was neben mir ist, nicht auch seines Daseins genießen und von mir ungekränkt leben?« Daher nun die Sittenlehre der Talapoinen, die insonderheit auf die Nichtigkeit aller Dinge, auf das ewige Umwandeln der Formen der Welt, auf die innere Qual der unersättlichen Begierden eines Menschenherzens und auf das Vergnügen einer reinen Seele so rührend und aufopfernd dringet. Daher auch die sanften humanen Gebote, die sie zu Verschonung ihrer selbst und anderer Wesen der menschlichen Gesellschaft gaben und in ihren Hymnen und Sprüchen preisen. Aus Griechenland haben sie solche sowenig als ihre Kosmogonie geschöpft; denn beide sind echte Kinder der Phantasie und Empfindungsart ihres Klima. In ihnen ist alles bis

zum höchsten Ziel gespannt, so daß nach der Sittenlehre der Talapoinen auch nur indische Einsiedler leben mögen; dazu ist alles mit so unendlichen Märchen umhüllt, daß, wenn je ein Schaka gelebt hat, er sich schwerlich in *einem* der Züge erkennen würde, die man dankend und lobend auf ihn häufte. Indessen lernt nicht ein Kind seine erste Weisheit und Sittenlehre durch Märchen? Und sind nicht die meisten dieser Nationen in ihrem sanften Seelenschlaf lebenslang Kinder? Lasset uns also der Vorsehung verzeihen, was nach der Ordnung, die sie fürs Menschengeschlecht wählte, nicht anders als also sein konnte. Sie knüpfte alles an Tradition, und so konnten Menschen einander nicht mehr geben, als sie selbst hatten und wußten. Jedes Ding in der Natur, mithin auch die Philosophie des Buddha, ist gut und böse, nachdem sie gebraucht wird. Sie hat so hohe und schöne Gedanken, als sie auf der andern Seite Betrug und Trägheit erwecken und nähren kann, wie sie es auch reichlich getan hat. In keinem Lande blieb sie ganz dieselbe; allenthalben aber, wo sie ist, stehet sie immer doch *eine* Stufe über dem rohen Heidentum, die erste Dämmerung einer reinen Sittenlehre, der erste Kindes-
traum einer weltumfassenden Wahrheit.

IV

Indostan

Obgleich die Lehre der Brahmanen nichts als ein Zweig der weitverbreiteten Religion ist, die von Tibet bis Japan Sekten oder Regierungen gebildet hat, so verdient sie doch an ihrem Geburtsort eine besondere Betrachtung, da sie an ihm die sonderbarste und vielleicht dauerndste Regierung der Welt gebildet hat: es ist die Einteilung der indischen Nation in vier oder mehrere Stämme, über welche die Brahmanen als erster Stamm herrschen. Daß sie diese Herrschaft durch leibliche Unterjochung erlangt hätten, ist nicht wahrscheinlich; sie sind nicht der kriegerische Stamm des Volks, der, den König selbst eingeschlossen, nur zunächst auf sie folgt; auch gründen sie ihr Ansehen auf keins dergleichen Mittel, selbst in der Sage. Wodurch sie über Menschen herrschen, ist ihr Ursprung, nach welchem sie sich aus dem Haupt Brahmas entsprossen schätzen, so wie die Krieger aus dessen Brust, die andern Stämme aus seinen andern Gliedern. Hierauf sind ihre Gesetze und die ganze Einrichtung der Nation gebauet, nach welcher sie als ein eingeborner Stamm, als Haupt zum Körper der Nation gehören. Abteilungen der Art nach Stämmen sind auch in

andern Gegenden die einfachste Einrichtung der menschlichen Gesellschaft gewesen: sie wollte hierin der Natur folgen, welche den Baum in Äste, das Volk in Stämme und Familien abtheilet. So war die Einrichtung in Ägypten, selbst wie hier mit erblichen Handwerkern und Künsten; und daß der Stamm der Weisen und Priester sich zum ersten hinaufsetzte, sehen wir bei weit mehreren Nationen. Mich dünkt, auf dieser Stufe der Kultur ist dies Natur der Sache, da Weisheit über Stärke geht und in alten Zeiten der Priesterstamm fast alle politische Weisheit sich zueignete. Nur mit der Verbreitung des Lichts unter alle Stände verliert sich das Ansehen des Priesters; daher sich auch Priester so oft einer allgemeineren Aufklärung widersetzen.

Die indische Geschichte, von der wir leider noch wenig wissen, gibt uns einen deutlichen Wink über die Entstehung der Brahmanen.¹⁸⁹ Sie macht Brahma, einen weisen und gelehrten Mann, den Erfinder vieler Künste, insonderheit des Schreibens, zum Wesir eines ihrer alten Könige, Krischens, dessen Sohn die Einteilung seines Volks in die vier bekannten Stämme gesetzlich gemacht habe. Den Sohn des Brahma setzte er der ersten Klasse vor, zu der die Sterndeuter, Ärzte und Priester gehörten; andre vom Adel wurden zu erblichen Statthaltern der Provinz ernannt, von welchen sich die zweite Rangordnung der

Indier herleitet. Die dritte Klasse sollte den Ackerbau, die vierte die Künste treiben und diese Einrichtung ewig dauern. Er erbaute den Philosophen die Stadt Bahar zu ihrer Aufnahme, und da der Sitz seines Reichs, auch die ältesten Schulen der Brahmanen vorzüglich am Ganges waren, so ergibt sich hieraus die Ursache, warum Griechen und Römer sowenig an sie gedenken. Sie kannten nämlich diese tiefen Gegenden Indiens nicht, da Herodot nur die Völker am Indus und auf der Nordseite des Goldhandels beschreibt, Alexander aber nur bis zum Hyphasis gelangte. Kein Wunder also, daß sie zuerst nur allgemein von den Brachmanen, d. i. von den einsamen Weisen, die auf Art der Talapoinen lebten, Nachricht bekamen, späterhin aber auch von den Samanäern und Germanen am Ganges, von der Einteilung des Volks in Klassen, von ihrer Lehre der Seelenwanderung u. f. dunkle Gerüchte hörten. Auch diese zerstückte Sagen indes bestätigen es, daß die Brahmaneneinrichtung alt und dem Lande am Ganges einheimisch sei, welches die sehr alten Denkmale zu Jagrenat¹⁹⁰, Bombay und in andern Gegenden der diesseitigen Halbinsel beweisen. Sowohl die Götzen als die ganze Einrichtung dieser Götzentempel sind in der Denkart und Mythologie der Brahmanen, die sich von ihrem heiligen Ganges in Indien umher und weiter hinab verbreitet, auch je unwissender das Volk war, desto mehr Verehrung

empfangen haben. Der heilige Ganges als ihr Geburtsort blieb der vornehmste Sitz ihrer Heiligtümer, ob sie gleich als Brahmanen nicht nur eine religiöse, sondern eigentlich politische Zunft sind, die, wie der Orden der Lamas, der Leviten, der ägyptischen Priester u. f., allenthalben zur uralten Reichsverfassung Indiens gehöret.

Sonderbar tief ist die Einwirkung dieses Ordens Jahrtausende hin auf die Gemüter der Menschen gewesen, da nicht nur, trotz des so lange getragenen mongolischen Joches, ihr Ansehen und ihre Lehre noch unerschüttert stehet, sondern diese auch in Lenkung der Hindus eine Kraft äußert, die schwerlich eine andre Religion in dem Maß erwiesen hat.¹⁹¹ Der Charakter, die Lebensart, die Sitten des Volks bis auf die kleinsten Verrichtungen, ja bis auf die Gedanken und Worte, ist ihr Werk; und obgleich viele Stücke der Brahmanenreligion äußerst drückend und beschwerlich sind, so bleiben sie doch, auch den niedrigsten Stämmen, wie Naturgesetze Gottes heilig. Nur Missetäter und Verworfne sind's meistens, die eine fremde Religion annehmen, oder es sind arme, verlassene Kinder: auch ist die vornehme Denkart, mit der der Indier mitten in seinem Druck unter einer oft löthenden Dürftigkeit den Europäer ansieht, dem er dienet, Bürge gnug dafür, daß sich sein Volk, solange es da ist, nie mit einem andern vermischen werde. Ohne

Zweifel lag dieser beispiellosen Einwirkung sowohl das Klima als der Charakter der Nation zum Grunde; denn kein Volk übertrifft dies an geduldiger Ruhe und sanfter Folgsamkeit der Seele. Daß der Indier aber in Lehren und Gebräuchen nicht jedem Fremden folget, kommt offenbar daher, daß die Einrichtung der Brahmanen so ganz schon seine Seele, so ganz sein Leben eingenommen hat, um keiner andern mehr Platz zu geben. Daher so viele Gebräuche und Feste, so viel Götter und Märchen, so viel heilige Orte und verdienstliche Werke, damit von Kindheit auf die ganze Einbildungskraft beschäftigt und beinah in jedem Augenblick des Lebens der Indier an das, was er ist, erinnert werde. Alle europäische Einrichtungen sind gegen diese Seelenbeherrschung nur auf der Oberfläche geblieben, die, wie ich glaube, dauern kann, so lang ein Indier sein wird.

Die Frage, ob etwas gut oder übel sei, ist bei allen Einrichtungen der Menschen vielseitig. Ohne Zweifel war die Einrichtung der Brahmanen, als sie gestiftet war, gut; sonst hätte sie weder den Umfang noch die Tiefe und Dauer gewonnen, in der sie dasteht. Das menschliche Gemüt entledigt sich dessen, was ihm schädlich ist, sobald es kann, und obgleich der Indier mehr zu dulden vermag als irgendein anderer, so würde er doch geradezu nicht Gift lieben. Unleugbar ist's also, daß die Brahmanen ihrem Volk eine Sanftmut,

Höflichkeit, Mäßigung und Keuschheit angebildet oder es wenigstens in diesen Tugenden so bestärkt haben, daß die Europäer ihnen dagegen oft als Unreine, Trunkne und Rasende erscheinen. Ungezwungen-zierlich sind ihre Gebärden und Sprache, friedlich ihr Umgang, rein ihr Körper, einfach und harmlos ihre Lebensweise. Die Kindheit wird milde erzogen, und doch fehlt es ihnen nicht an Kenntnissen, noch minder an stillem Fleiß und fein nachahmenden Künsten; selbst die niedrigem Stämme lernen lesen, schreiben und rechnen. Da nun die Brahmanen die Erzieher der Jugend sind, so haben sie damit seit Jahrtausenden ein unverkennbares Verdienst um die Menschheit. Man merke in den Hallischen Missionsberichten auf den gesunden Verstand und den gutmütigen Charakter der Brahmanen und Malabaren sowohl in Einwüfen, Fragen und Antworten als in ihrem ganzen Betragen, und man wird sich selten auf der Seite ihrer Bekehrer finden. Die Hauptidee der Brahmanen von Gott ist so groß und schön, ihre Moral so rein und erhaben, ja selbst ihre Märchen, sobald Verstand durchblickt, sind so fein und lieblich, daß ich ihren Erfindern auch im Ungeheuern und Abenteuerlichen nicht ganz den Unsinn zutrauen kann, den wahrscheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf gehäufet. Daß trotz aller mohammedanischen und christlichen Bedrückung der Orden der Brahmanen seine künstliche,

schöne Sprache¹⁹² und mit ihr einige Trümmern von alter Astronomie und Zeitrechnung, von Rechtswissenschaft und Heilkunde erhalten hat, ist auf seiner Stelle nicht ohne Wert¹⁹³, denn auch die handwerksmäßige Manier, mit der sie diese Kenntnisse treiben, ist gnug zum Kreise ihres Lebens, und was der Vermehrung ihrer Wissenschaft abgeht, ersetzt die Stärke ihrer Dauer und Einwirkung. Übrigens verfolgen die Hindus nicht, sie gönnen jedem seine Religion, Lebensart und Weisheit; warum sollte man ihnen die ihrige nicht gönnen und sie bei den Irrtümern ihrer ererbten Tradition wenigstens für gute Betrogene halten? Gegen alle Sekten des Fo, die Asiens östliche Welt einnehmen, ist diese die Blüte; gelehrter, menschlicher, nützlicher, edler als alle Bonzen, Lamén und Talapoinen.

Dabei ist nicht zu bergen, daß, wie alle menschliche Verfassungen, auch diese viel Drückendes habe. Des unendlichen Zwanges nicht zu gedenken, den die Verteilung der Lebensarten unter erbliche Stämme notwendig mit sich führt, weil sie alle freie Verbesserung und Vervollkommung der Künste beinah ganz ausschließt; so ist insonderheit die Verachtung auffallend, mit der sie den niedrigsten der Stämme, die Parias, behandeln. Nicht nur zu den schlechtesten Verrichtungen ist er verdammt und vom Umgange aller andern Stämme auf ewig gesondert, er ist sogar der

Menschenrechte und Religion beraubt; denn niemand darf einen Parias berühren, und sein Anblick sogar entweiht den Brahmanen. Ob man gleich mancherlei Ursachen dieser Erniedrigung, unter andern auch diese angegeben, daß die Parias eine unterjochte Nation sein mögen, so ist doch keine derselben durch die Geschichte gnugsam bewähret; wenigstens unterscheiden sie sich von den andern Hindus nicht an Bildung. Also kommt es, wie bei so vielen Dingen alter Einrichtung, auch hier auf die erste harte Stiftung an, nach der vielleicht sehr Arme oder Missetäter und Verworfne zu einer Erniedrigung bestimmt wurden, der sich die unschuldigen zahlreichen Nachkommen derselben bis zur Verwunderung willig unterwerfen. Der Fehler hierbei liegt nirgend als in der Einrichtung nach Familien, bei der doch einige auch das niedrigste Los des Lebens tragen mußten, dessen Beschwerden ihnen die angemäße Reinigkeit der andern Stämme von Zeit zu Zeit noch mehr erschwerte. Was war nun natürlicher, als daß man es zuletzt als Strafe des Himmels ansah, ein Parias geboren zu sein und nach der Lehre der Seelenwanderung durch Verbrechen eines vorigen Lebens diese Geburt vom Schicksal verdient zu haben? überhaupt hat die Lehre der Seelenwanderung, so groß ihre Hypothese im Kopf des ersten Erfinders gewesen und so manches Gute sie der Menschlichkeit gebracht haben möge, ihr notwendig

auch viel Übel bringen müssen, wie überhaupt jeder Wahn, der über die Menschheit hinausreicht. Indem sie nämlich ein falsches Mitleiden gegen alles Lebendige weckte, verminderte sie zugleich das wahre Mitgefühl mit dem Elende unsres Geschlechts, dessen Unglückliche man als Missetäter unter der Last voriger Verbrechen oder als Geprüfte unter der Hand eines Schicksals glaubte, das ihre Tugend in einem künftigen Zustande belohnen werde. Auch an den weichen Hindus hat man daher einen Mangel an Mitgefühl bemerkt, der wahrscheinlich die Folge ihrer Organisation, noch mehr aber ihrer tiefen Ergebenheit ans ewige Schicksal ist: ein Glaube, der den Menschen wie in einen Abgrund wirft und seine tätigen Empfindungen abstumpfet. Das Verbrennen der Weiber auf dem Scheiterhaufen der Ehemänner gehört mit unter die barbarischen Folgen dieser Lehre; denn welche Ursachen auch die erste Einführung desselben gehabt habe, da es entweder als Nacheiferung großer Seelen oder als Strafe in den Gang der Gewohnheit gekommen sein mag, so hat unstreitig doch die Lehre der Brahmanen von jener Welt den unnatürlichen Gebrauch veredelt und die armen Schlachtopfer mit Beweggründen des künftigen Zustandes zum Tode begeistert. Freilich machte dieser grausame Gebrauch das Leben des Mannes dem Weibe teurer, indem sie auch im Tode untrennbar von ihm ward und ohne

Schmach nicht zurückbleiben konnte; war indessen das Opfer des Gewinnes wert, sobald jenes auch nur durch die schweigende Gewohnheit ein zwingendes Gesetz wurde? Endlich übergehe ich bei der Brahmaneneinrichtung den mannigfaltigen Betrug und Aberglauben, der schon dadurch unvermeidlich ward, daß Astronomie und Zeitrechnung, Heilkunst und Religion, durch mündliche Tradition fortgepflanzt, die geheime Wissenschaft eines Stammes wurden; die verderblichere Folge fürs ganze Land war diese, daß jede Brahmanenherrschaft früher oder später ein Volk zur Unterjochung reif macht. Der Stamm der Krieger mußte bald unkriegerisch werden, da seine Bestimmung der Religion zuwider und einem edleren Stamm untergeordnet war, der alles Blutvergießen haßte. Glücklich wäre ein so friedfertiges Volk, wenn es, von Überwindern geschieden, auf einer einsamen Insel lebte; aber am Fuß jener Berge, auf welchen menschliche Raubtiere, kriegerische Mongolen, wohnen, nahe jener busenreichen Küste, an welcher geizverschmitzte Europäer landen: arme Hindus, in längerer oder kürzerer Zeit seid ihr mit eurer friedlichen Einrichtung verloren! So ging's der indischen Verfassung; sie unterlag in- und auswärtigen Kriegen, bis endlich die europäische Schifffahrt sie unter ein Joch gebracht hat, unter dem sie mit ihrer letzten Kraft duldet.

Harter Lauf des Schicksals der Völker! Und doch ist er nichts als Naturordnung. Im schönsten, fruchtbarsten Strich der Erde mußte der Mensch früh zu feinen Begriffen, zu weiten Einbildungen über die Natur, zu sanften Sitten und einer regelmäßigen Einrichtung gelangen; aber in diesem Erdstrich mußte er sich ebensobald einer mühsamen Tätigkeit entschlagen, mithin eine Beute jedes Räubers werden, der auch dies glückliche Land suchte. Von alten Zeiten her war Handel nach Ostindien ein reicher Handel; das fleißige, gnügsame Volk gab von den Schätzen seines Weltteils zu Meer und zu Lande andern Nationen mancherlei Kostbarkeiten im Überfluß her und blieb seiner Entfernung wegen in ziemlich friedlicher Ruhe, bis endlich Europäer, denen nichts entfernt ist, kamen und sich selbst Königreiche unter ihnen schenkten. Alle Nachrichten und Waren, die sie uns daher zuführen, sind kein Ersatz für die Übel, die sie einem Volk auflegen, das gegen sie nichts verübte. Indessen ist die Kette des Schicksals dahin einmal geknüpft; das Schicksal wird sie auflösen oder weiterführen.

*Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte
dieser Staaten*

Wir haben bisher die Staatsverfassungen Asiens betrachtet, die sich nebst dem hohen Alter auch der festesten Dauer rühmen: Was haben sie in der Geschichte der Menschheit geleistet? Was lernt an ihnen der Philosoph der Menschengeschichte?

1. Geschichte setzt einen Anfang voraus, Geschichte des Staats und der Kultur einen Beginn derselben; wie dunkel ist dieser bei allen Völkern, die wir bisher betrachtet haben! Wenn meine Stimme hier etwas vermöchte, so würde ich sie anwenden, um jeden scharfsinnig-bescheidenen Forscher der Geschichte zum Studium des Ursprungs der Kultur in Asien, nach seinen berühmtesten Reichen und Völkern, jedoch ohne Hypothese, ohne den Despotismus einer Privatmeinung, zu ermuntern. Eine genaue Zusammenhaltung sowohl der Nachrichten als Denkmale, die wir von diesen Nationen haben, zumal ihrer Schrift und Sprache, der ältesten Kunstwerke und Mythologie oder der Grundsätze und Handgriffe, deren sie sich in ihren wenigen Wissenschaften noch jetzt bedienen: dies alles, verglichen mit dem Ort, den sie bewohnen, und

dem Umgange, den sie haben konnten, würde gewiß ein Band ihrer Aufklärung entwickeln, wo wahrscheinlich das erste Glied dieser Kultur weder in Selinginsk noch im griechischen Baktra geknüpft wäre. Die fleißigen Versuche eines Deguignes, Bayers, Gatterers u. a., die kühnen Hypothesen Baillys, Paws, Delisle u. f., die nützlichen Bemühungen in Sammlung und Bekanntmachung asiatischer Sprachen und Schriften sind Vorarbeiten zu einem Gebäude, dessen ersten sichern Grundstein ich gesetzt zu sehen wünschte. Vielleicht wäre er die Trümmer vom Tempel einer Protogäa, die sich uns in so vielen Naturdenkmälern zeigt.

2. Das Wort »Zivilisation eines Volks« ist schwer auszusprechen, zu denken aber und auszuüben noch schwerer. Daß ein Ankömmling im Lande eine ganze Nation aufkläre oder ein König die Kultur durch Gesetze befehle, kann nur durch Beihülfe vieler Nebenumstände möglich werden; denn Erziehung, Lehre, bleibendes Vorbild allein bildet. Daher kam's denn, daß alle Völker sehr bald auf das Mittel fielen, einen unterrichtenden, erziehenden, aufklärenden Stand in ihren Staatskörper aufzunehmen und solchen den andern Ständen vorzusetzen oder zwischenzuschieben. Lasset dieses die Stufe einer noch sehr unvollkommenen Kultur sein, sie ist indessen für die Kindheit des Menschengeschlechts notwendig; denn wo keine

dergleichen Erzieher des Volks waren, da blieb dies ewig in seiner Unwissenheit und Trägheit. Eine Art Brahmanen, Mandarine, Talapoinen, Lamien u. f. war also jeder Nation in ihrer politischen Jugend nötig; ja, wir sehen, daß eben diese Menschengattung allein die Samenkörner der künstlichen Kultur in Asien weit umhergetragen habe. Sind solche da, so kann der Kaiser Yao zu seinen Dienern Hi und Ho sagen¹⁹⁴: »Gehet hin und beobachtet die Sterne, bemerkt die Sonne und teilet das Jahr.« Sind Hi und Ho keine Astronomen, so ist sein kaiserlicher Befehl vergeblich.

3. Es ist ein Unterschied zwischen Kultur der Gelehrten und Kultur des Volkes. Der Gelehrte muß Wissenschaften wissen, deren Ausübung ihm zum Nutzen des Staats befohlen ist; er bewahrt solche auf und vertraut sie denen, die zu seinem Stande gehören, nicht dem Volke. Dergleichen sind auch bei uns die höhere Mathematik und viele andre Kenntnisse, die nicht zum gemeinen Gebrauch, also auch nicht fürs Volk dienen. Dies waren die sogenannten geheimen Wissenschaften der alten Staatsverfassungen, die der Priester oder Brahmane nur seinem Stande vorbehielt, weil *er* auf die Ausübung derselben angenommen war und jede andre Klasse der Staatsglieder ein andres Geschäft hatte. So ist die Algebra noch jetzt eine geheime Wissenschaft; denn es verstehn sie wenige in

Europa, obwohl es keinem durch Befehle verboten ist, sie verstehen zu lernen. Nun haben wir zwar, unnützer- und schädlicherweise, in vielen Stücken den Kreis der gelehrten und Volkskultur verwirrt und diese beinahe bis zum Umfange jener erweitert; die alten Staatseinrichter, die menschlicher dachten, dachten hierin auch klüger. Die Kultur des Volks setzten sie in gute Sitten und nützliche Künste; zu großen Theorien, selbst in der Weltweisheit und Religion, hielten sie das Volk nicht geschaffen, noch solche ihm zuträglich. Daher die alte Lehrart in Allegorien und Märchen, dergleichen die Brahmanen ihren ungelehrten Stämmen noch jetzt vortragen; daher in Sina der Unterschied in allgemeinen Begriffen beinahe nach jeder Klasse des Volks, wie ihn die Regierung festgestellt hat und nicht unweise festhält. Wollen wir also eine ostasiatische Nation mit den unsern in Ansehung der Kultur vergleichen, so ist notwendig zu wissen, wohin jenes Volk die Kultur setze und von welcher Menschenklasse man rede. Hat eine Nation oder *eine* seiner Klassen gute Sitten und Künste, hat sie die Begriffe und Tugenden, die zu seiner Arbeit und dem gnüglichen Wohlsein seines Lebens hinreichen, so hat es die Aufklärung, die ihm gnug ist; gesetzt, es wüßte sich auch nicht eine Mondfinsternis zu erklären und erzählte darüber die bekannte Drachengeschichte. Vielleicht erzählte sie ihm sein Lehrer eben

deswegen, damit ihm über die Sonnen- und Sternenbahnen kein graues Haar wüchse. Unmöglich kann ich mir vorstellen, daß alle Nationen in ihren Individuen dazu auf der Erde sein, um einen metaphysischen Begriff von Gott zu haben, als ob sie ohne diese Metaphysik, die zuletzt vielleicht auf einem Wort beruhet, abergläubische, barbarische Unmenschen sein müßten. Ist der Japaner ein kluger, herzhafter, geschickter, nützlicher Mensch, so ist er kultiviert, er möge von seinem Buddha und Amida denken, wie er wolle. Erzählt er euch hierüber Märchen, so erzählet ihm dafür andre Märchen, und ihr seid quitt.

4. Selbst ein ewiger Fortgang in der gelehrten Kultur gehört nicht zur wesentlichen Glückseligkeit eines Staats, wenigstens nicht nach dem Begriff der alten östlichen Reiche. In Europa machen alle Gelehrte *einen* eignen Staat aus, der, auf die Vorarbeiten vieler Jahrhunderte gebauet, durch gemeinschaftliche Hülfsmittel und durch die Eifersucht der Reiche gegeneinander künstlich erhalten wird; denn der allgemeinen Natur tut der Gipfel der Wissenschaft, nach dem wir streben, keine Dienste. Ganz Europa ist *ein* gelehrtes Reich, das teils durch innern Welteifer, teils in den neuern Jahrhunderten durch hülfreiche Mittel, die es auf dem ganzen Erdboden suchte, eine idealische Gestalt gewonnen hat, die nur der Gelehrte durchschauet

und der Staatsmann nutzt. Wir also können in diesem einmal begonnenen Lauf nicht mehr stehenbleiben: wir haschen dem Zauberbilde einer höchsten Wissenschaft und Anerkenntnis nach, das wir zwar nie erreichen werden, das uns aber immer im Gange erhält, solange die Staatsverfassung Europas dauret. Nicht also ist's mit den Reichen, die nie in diesem Konflikt gewesen. Das runde Sina hinter seinen Bergen ist ein einförmiges verschlossenes Reich; alle Provinzen auch sehr verschiedener Völker, nach den Grundsätzen einer alten Staatsverfassung eingerichtet, sind durchaus nicht im Wetteiler gegeneinander, sondern im tiefsten Gehorsam. Japan ist eine Insel, die, wie das alte Britannien, jedem Fremdlinge feind ist und in ihrer stürmischen See zwischen Felsen wie eine Welt für sich bestehet. So Tibet, mit Gebürgen und barbarischen Völkern umgeben; so die Verfassung der Brahmanen, die jahrhundertlang unter dem Druck ächzet. Wie könnte in diesen Reichen der Keim fortwachsender Wissenschaft schießen, der in Europa durch jede Felsenwand bricht? Wie könnten sie selbst die Früchte dieses Baums von den gefährlichen Händen der Europäer aufnehmen, die ihnen das, was rings um sie ist, politische Sicherheit, ja ihr Land selbst rauben? Also hat sich nach wenigen Versuchen jede Schnecke in ihr Haus gezogen und verachtet auch die schönste Rose, die ihr eine Schlange brächte. Die

Wissenschaft ihrer anmaßlichen Gelehrten ist auf ihr Land berechnet, und selbst von den willfährigen Jesuiten nahm Sina nicht mehr an, als es nicht entbehren zu können glaubte. Käme es in Umstände der Not, so würde es vielleicht mehr annehmen; da aber die meisten Menschen, und noch mehr die großen Staatskörper, sehr harte, eiserne Tiere sind, denen die Gefahr nah ankommen müßte, ehe sie ihren alten Gang ändern, so bleibt ohne Wunder und Zeichen alles, wie es ist, ohne daß es deswegen den Nationen an Fähigkeit zur Wissenschaft fehlte. An Triebfedern fehlt es ihnen; denn die uralte Gewohnheit wirkt jeder neuen Triebfeder entgegen. Wie langsam hat Europa selbst seine besten Künste gelernet!

5. Das Dasein eines Reichs kann in sich selbst und gegen andre geschätzt werden; Europa ist in der Notwendigkeit, beiderlei Maßstab zu gebrauchen; die asiatischen Reiche haben nur *einen*. Keins von diesen Ländern hat andre Welten aufgesucht, um sie als ein Postament seiner Größe zu gebrauchen oder durch ihren Überfluß sich Gift zu bereiten; jedes nutzt, was es hat, und ist in sich selbst gnülich. Sogar seine eigenen Goldbergwerke hat Sina untersagt, weil es aus Gefühl seiner Schwäche sie nicht zu nutzen getraute; der auswärtige sinesische Handel ist ganz ohne Unterjochung fremder Völker. Bei dieser kargen Weisheit haben alle diese Länder sich den unleugbaren Vorteil

verschafft, ihr Inneres desto mehr nutzen zu müssen, weil sie es weniger durch äußern Handel ersetzen. Wir Europäer dagegen wandeln als Kaufleute oder als Räuber in der ganzen Welt umher und vernachlässigen oft das Unsrige darüber; die britannischen Inseln selbst sind lange nicht wie Japan und Sina gebauet. Unsre Staatskörper sind also Tiere, die, unersättlich am Fremden, Gutes und Böses, Gewürze und Gift, Kaffee und Tee, Silber und Gold verschlingen und in einem hohen Fieberzustande viel angestrengte Lebhaftigkeit beweisen; jene Länder rechnen nur auf ihren inwendigen Kreislauf. Ein langsames Leben, wie der Murmeltiere, das aber eben deswegen lange gedauert hat und noch lange dauern kann, wenn nicht äußere Umstände das schlafende Tier töten. Nun ist's bekannt, daß die Alten in allem auf längere Dauer rechneten, wie in ihren Denkmalen, so auch in ihren Staatsgebäuden; *wir* wirken lebhaft und gehen vielleicht um so schneller die kurzen Lebensalter durch, die auch uns das Schicksal zumaß.

6. Endlich kommt es bei allen irdischen und menschlichen Dingen auf Ort und Zeit sowie bei den verschiedenen Nationen auf ihren Charakter an, ohne welchen sie nichts vermögen. Läge Ostasien uns zur Seite, es wäre lange nicht mehr, was es war. Wäre Japan nicht die Insel, die es ist, so wäre es nicht, was es ist, worden. Sollten sich diese Reiche allesamt jetzt

bilden, so würden sie schwerlich werden, was sie vor drei, vier Jahrtausenden wurden; das ganze Tier, das Erde heißt und auf dessen Rücken wir wohnen, ist jetzt Jahrtausende älter. Wunderbare, seltsame Sache überhaupt ist's um das, was genetischer Geist und Charakter eines Volks heißet. Er ist unerklärlich und unauslöschlich: so alt wie die Nation, so alt wie das Land, das sie bewohnte. Der Brahmane gehört zu seinem Weltstrich; kein anderer, glaubt er, ist seiner heiligen Natur wert. So der Sinesen und Japaner; allenthalben außer seinem Lande ist er eine unzeitig verpflanzte Staude. Was der Einsiedler Indiens sich an seinem Gott, der Sinesen sich an seinem Kaiser denkt, denken wir uns nicht an demselben; was wir für Wirksamkeit und Freiheit des Geistes, für männliche Ehre und Schönheit des Geschlechts schätzen, denken sich jene weit anders. Die Eingeschlossenheit der indischen Weiber wird ihnen nicht unerträglich; der leere Prunk eines Mandarinens wird jedem andern als ihm ein sehr kaltes Schauspiel dünken. So ist's mit allen Gewohnheiten der vielgestaltigen menschlichen Form, ja mit allen Erscheinungen auf unsrer runden Erde. Wenn unser Geschlecht bestimmt ist, auf dem ewigen Wege einer Asymptote sich einem Punkt der Vollkommenheit zu nähern, den es nicht kennt und den es mit aller tantalischen Mühe nie erreicht: ihr Sinesen und Japanesen, ihr Lamas und Brahmanen, so seid ihr auf

dieser Wallfahrt in einer ziemlich ruhigen Ecke des Fahrzeuges. Ihr laßt euch den unerreichbaren Punkt nicht kümmern und bleibt, wie ihr vor Jahrtausenden wäret.

7. Tröstend ist's für den Forscher der Menschheit, wenn er bemerkt, daß die Natur bei allen Übeln, die sie ihrem Menschengeschlecht zuteilte, in keiner Organisation den Balsam vergaß, der ihm seine Wunden wenigstens lindert. Der asiatische Despotismus, diese beschwerliche Last der Menschheit, findet nur bei Nationen statt, die ihn tragen wollen, d. i. die seine drückende Schwere minder fühlen. Mit Ergebung erwartet der Indier sein Schicksal, wenn in der ärgsten Hungersnot seinen abgezehrten Körper schon der Hund verfolgt, dem er sinkend zur Speise werden wird; er stützt sich an, damit er stehend sterbe, und geduldig wartend sieht ihm der Hund ins blasse Todesantlitz: eine Resignation, von der wir keinen Begriff haben und die dennoch oft mit den stärksten Stürmen der Leidenschaft wechselt. Sie ist indessen nebst mancherlei Erleichterungen der Lebensart und des Klima das mildernde Gegengift gegen so viele Übel jener Staatsverfassungen, die uns unerträglich dünken. Lebten wir dort, so würden wir sie nicht ertragen dürfen, weil wir Sinn und Mut genug hätten, die böse Verfassung zu ändern, oder wir erschlafften auch und ertrügen die Übel wie jene Indier geduldig. Große

Mutter Natur, an welche Kleinigkeiten hast du das Schicksal unsres Geschlechts geknüpft! Mit der veränderten Form eines menschlichen Kopfs und Gehirns, mit *einer* kleinen Veränderung im Bau der Organisation und der Nerven, die das Klima, die Stammesart und die Gewohnheit bewirket, ändert sich auch das Schicksal der Welt, die ganze Summe dessen, was allenthalben auf Erden die Menschheit tue und die Menschheit leide.

Zwölftes Buch

Wir kommen zu den Ufern des Euphrat und Tigris: aber wie verändert sich in diesem ganzen Erdstrich der Anblick der Geschichte! Babel und Ninive, Ekbatana, Persepolis und Tyrus sind nicht mehr; Völker folgen auf Völker, Reiche auf Reiche, und die meisten derselben haben sich bis auf Namen und ihre einst so hochberühmten Denkmale von der Erde verloren. Es gibt keine Nation mehr, die sich Babylonier, Assyrer, Chaldäer, Meder, Phönicier nenne oder von ihrer alten politischen Verfassung auszeichnende Spuren an sich trage. Ihre Reiche und Städte sind zerstört, und die Völker schleichen umher unter andern Namen.

Woher dieser Unterschied gegen den tiefgeprägten Charakter der östlichen Reiche? Sina und Indien sind von den Mongolen mehr als einmal überschwemmet, ja zum Teil Jahrhunderte durch unterjocht gewesen, und doch hat sich weder Peking noch Benares, weder der Brahmane noch Lama von der Erde verloren. Mich dünkt, der Unterschied dieses Schicksals erkläre sich selbst, wenn man auf die verschiedene Lage und Verfassung beider Weltgegenden merket. Im östlichen Asien, jenseit des großen Bergrückens der Erde, drohete den südlichen Völkern nur *ein* Feind, die Mongolen. Jahrhundertlang zogen diese auf ihren

Steppen oder in ihren Tälern ruhig einher, und wenn sie die nachbarlichen Provinzen überschwemmten, so ging ihre Absicht nicht sowohl aufs Zerstören als aufs Beherrschen und Rauben; daher mehrere Nationen unter mongolischen Regenten ihre Verfassung Jahrtausende hin erhielten. Ganz ein andres Gedränge wimmelnder Völker war zwischen dem Schwarzen und Kaspischen bis ans Mittelländische Meer, und eben der Euphrat und Tigris waren die großen Ableiter dieser ziehenden Völker. Das ganze Vorderasien war frühe mit Nomaden erfüllt; und je mehr blühende Städte, je mehr künstliche Reiche in diesen schönen Gegenden entstanden, desto mehr lockten solche die roheren Völker zum Raube an sich, oder sie wußten ihre wachsende Übermacht selbst nicht anders zu nutzen, als daß sie andre vertilgten. Das einzige Babylon auf seinem schönen Mittelplatze des öst- und westlichen Handels, wie oft ward es erobert und geplündert! Sidon und Tyrus, Jerusalem, Ekbatana und Ninive hatten kein besseres Schicksal, so daß man diesen ganzen Erdstrich als einen Garten der Verwüstung ansehen kann, wo Reiche zerstörten und zerstöret wurden.

Kein Wunder also auch, daß viele namenlos untergingen und fast keine Spur hinter sich ließen; denn was sollte ihnen diese Spur geben? Den meisten Völkern dieses Weltstrichs war *eine* Sprache gemein, die

sich nur in verschiedene Mundarten teilte; bei ihrem Untergange also verwirreten sich diese Mundarten und flossen endlich in das chaldäisch-syrisch-arabische Gemisch zusammen, das, fast ohne ein sonderndes Merkmal der vermengten Völker, noch jetzt in diesen Gegenden lebet. Aus Horden waren ihre Staaten entstanden, in Horden kehrten sie zurück, ohne ein dauerhaftes politisches Gepräge. Noch weniger konnten ihnen die gepriesenen Denkmale eines Belus, einer Semiramis u. f. eine Pyramidenewigkeit sichern; denn nur aus Ziegelsteinen waren sie gebauet, die, an der Sonne oder am Feuer getrocknet und mit Erdpech verbunden, leicht zu zerstören waren, wenn sie nicht unter dem stillen Tritte der Zeit sich selbst zerstörten. Unmerklich also verwitterte die despotische Herrlichkeit der Erbauer Ninives und Babels; so daß das einzige, was wir in dieser weltberühmten Gegend zu betrachten finden, der Name ist, den diese verschwundenen Nationen einst in der Reihe der Völker geführt haben. Wir wandern wie auf den Gräbern untergegangner Monarchien umher und sehen die Schattengestalten ihrer ehemaligen Wirkung auf der Erde. Und wahrlich, diese Wirkung ist so groß gewesen, daß, wenn man Ägypten zu diesem Erdstriche mitrechnet, es außer Griechenland und Rom keine Weltgegend gibt, die, insonderheit für Europa und durch dies für alle Nationen der Erde, so viel erfunden

und vorgearbeitet habe. Man erstaunt über die Menge der Künste und Gewerbe, die man in den Nachrichten der Ebräer, schon von den frühesten Zeiten an, mehreren kleinen Nomadenvölkern dieser Gegend gemein findet.¹⁹⁵ Den Ackerbau mit mancherlei Geräten, die Gärtnerei, Fischerei, Jagd, insonderheit die Viehzucht, das Mahlen des Getreides, das Backen des Brots, das Kochen der Speisen, Wein, Öl, zur Kleidung die Bereitung der Wolle und der Tierhäute, das Spinnen, Weben und Nähen, das Färben, Tapetenmachen und Sticken, das Stempeln des Geldes, das Siegelgraben und Steinschneiden, die Bereitung des Glases, die Korallenfischerei, den Bergbau und das Hüttenwesen, mancherlei Kunstarbeiten in Metall, im Modellieren, Zeichnen und Formen, die Bildnerei und Baukunst, Musik und Tanz, die Schreib- und Dichtkunst, Handel mit Maß und Gewicht, an den Küsten Schifffahrt, in den Wissenschaften einige Anfangsgründe der Stern-, Zeiten- und Länderkunde, der Arzneiwissenschaft und Kriegskunst, der Arithmetik, Geometrie und Mechanik, in politischen Einrichtungen Gesetze, Gerichte, Gottesdienst, Kontrakte, Strafen und eine Menge sittlicher Gebräuche: alles dies finden wir bei den Völkern des Vorderasiens so früh im Gange, daß wir die ganze Kultur dieses Erdstrichs für den Rest einer gebildeten Vorwelt ansehen müßten, wenn uns auch keine Tradition darauf brächte.

Nur die Völker, die, der Mitte Asiens weit entlegen, in der Irre umherzogen, nur sie sind barbarisch und wilde geworden; daher ihnen auf mancherlei Wegen früher oder später eine zweite Kultur zukommen mußte.

I

Babylon, Assyrien, Chaldäa

In der weiten Nomadenstrecke des vordem Asiens mußten die fruchtbaren und anmutigen Ufer des Euphrat und Tigris gar bald eine Menge weidender Horden zu sich locken und, da sie zwischen Bergen und Wüsteneien wie ein Paradies in die Mitte gelagert sind, solche auch gern an sich behalten. Zwar hat jetzt diese Gegend viel von ihrer Anmut verloren, da sie fast von aller Kultur entblößt und seit Jahrhunderten dem Raube streifender Horden ausgesetzt gewesen; einzelne Striche indessen bestätigen noch das allgemeine Zeugnis der alten Schriftsteller, die sich im Lobe an ihr erschöpfen.¹⁹⁶ Hier war also das Vaterland der ersten Monarchien unsrer Weltgeschichte und zugleich eine frühe Werkstätte nützlicher Künste.

Bei dem ziehenden Nomadenleben nämlich war nichts natürlicher, als daß es einem ehrgeizigen Scheik in den Sinn kam, die schönen Ufer des Euphrats sich zuzueignen und zu Behauptung derselben mehrere Horden an sich zu fesseln. Die ebräische Nachricht nennt diesen Scheik Nimrod, der durch die Städte Babel, Edessa, Nesibin und Ktesiphon sein Reich gegründet habe; und in der Nähe setzt sie ihm

ein andres, das assyrische Reich durch die Städte Resan, Ninive, Adiabene und Kalach entgegen. Die Lage dieser Reiche nebst ihrer Natur und Entstehung knüpft den ganzen Faden des Schicksals, der sich nachher bis zu ihrem Untergange entwickelt hat; denn da beide, von verschiedenen Volksstämmen gegründet, sich einander zu nahe lagen, was konnte nach dem streifenden Hordengeist dieser Weltgegend anders folgen, als daß sie einander anfeindeten, mehrmals unter *eine* Oberherrschaft gerieten und durch den Zudrang nördlicher Bergvölker sich so und anders zerteilten? Dies ist die kurze Geschichte der Reiche am Euphrat und Tigris, die in so alten Zeiten und bei verstümmelten Nachrichten aus dem Munde mehrerer Völker freilich nicht ohne Verwirrung sein konnte. Worin indes Annalen und Märchen einig sind, ist der Ursprung, der Geist und die Verfassung dieser Reiche. Aus kleinen Anfängen nomadischer Völker waren sie entstanden, der Charakter erobernder Horden blieb ihnen auch immer eigen. Selbst der Despotismus, der in ihnen aufkam, und die mancherlei Kunstweisheit, die insonderheit Babylon berühmt gemacht hat, sind völlig im Geist des Erdstrichs und des Nationalcharakters seiner Bewohner.

Denn was waren jene ersten Städte, die diese fabelhaften Weltmonarchen gründeten? Große, gesicherte Horden, das feste Lager eines Stammes, der diese

fruchtbaren Gegenden genoß und auf die Plünderung anderer auszog. Daher der ungeheure Umfang Baby- lons so bald nach seiner Anlage dies- und jenseit des Stromes; daher seine Ungeheuern Mauern und Türme. Die Mauern waren hohe, dicke Wälle aus gebrannter Erde, die ein weitläufiges Heerlager der Nomaden beschützen sollten; die Türme waren Wachttürme; die ganze Stadt, mit Gärten vermischt, war nach Aristoteles' Ausdruck ein Peloponnesus. Reichlich verlieh diese Gegend den Stoff zu solcher Nomadenbauart, den Ton nämlich, den man zu Ziegelsteinen gebrauchen, und das Erdpech, womit man jene verkitten lernte. Die Natur erleichterte also den Menschen ihre Arbeit, und da nach Nomadenart die Anlagen einmal gemacht waren, so konnten nach ebendieser Art sie leicht auch bereichert und verschönt werden, wenn nämlich die Horde auszog und raubte.

Und was sind jene gerühmten Eroberungen eines Ninus, einer Semiramis u. f. anders als Streitereien, wie solche die Araber, Kurden und Turkumannen noch jetzt treiben? Selbst ihrer Stammesart nach waren die Assyrer streifende Bergvölker, die durch keinen andern Charakter auf die Nachwelt gekommen sind, als daß sie erobert und geplündert haben. Von den frühesten Zeiten an werden insonderheit Araber im Dienst dieser Welteroberer genannt, und man kennt die ewige Lebensart dieses Volkes, die so lange

dauren wird, als die arabische Wüste dauret. Späterhin treten Chaldäer auf den Schauplatz, ihrer Stammart und ihren ersten Wohnsitzen nach räuberische Kurden.¹⁹⁷ Sie haben sich in der Weltgeschichte durch nichts als Verwüstungen ausgezeichnet; denn der Name, der ihnen von Wissenschaften zukam, ist wahrscheinlich nur ein mit dem Königreich Babylonien erbeuteter Ehrenname. Die schöne Gegend also, die diese Ströme umgrenzet, kann man in den ältesten und neuern Zeiten für einen Sammelplatz ziehender Nomaden oder raubender Völker ansehen, die an die hier befestigten Orte ihre Beute zusammentrugen, bis sie dem wohllüstigen warmen Himmelsstrich selbst unterlagen und, in Üppigkeit ermattet, andern zum Raube wurden.

Auch die gerühmten Kunstwerke einer Semiramis, ja noch eines Nebukadnezars sagen schwerlich etwas anders. Nach Ägypten hinab gingen die frühesten Züge der Assyrer; mithin wurden die Kunstwerke dieser friedlichen, gesitteten Nation wahrscheinlich das erste Vorbild der Verschönerungen Babels. Die gerühmten kolossischen Bildsäulen Belus', die Bildnisse auf den ziegelsteinernen Mauern der großen Stadt scheinen völlig nach ägyptischer Art, und daß die fabelhafte Königin zum Berge Bagisthan hinzog, um seinem Rücken ihr Bildnis aufzuprägen, war gewiß eine ägyptische Nachahmung. Sie wurde nämlich zu

diesem Zuge gezwungen, da das südliche Land ihr keine Granitfelsen zu ewigen Denkmälern, wie Ägypten, darbot. Auch was Nebukadnezar hervorbrachte, waren nichts als Kolossen, Ziegelpaläste und hängende Gärten. Man suchte dem Umfange nach zu übertreffen, was man dem Stoff und der Kunst nach nicht haben konnte, und gab dem schwachen Denkmal wenigstens durch angenehme Gärten einen babylonischen Charakter. Ich bedaure daher den Untergang dieser ungeheuren Tonmassen so gar sehr nicht, denn hohe Werke der Kunst sind sie wahrscheinlich nicht gewesen; was ich wünschte, wäre, daß man in ihren Schutthaufen nach Tafeln chaldäischer Schrift suchte, die sich nach den Zeugnissen mehrerer Reisenden auch gewiß darin finden würden. [198](#)

Nicht eigentlich ägyptische, sondern Nomaden- und späterhin Handelskünste sind das Eigentum dieser Gegend gewesen, wie es auch ihre Naturlage wollte. Der Euphrat überschwemmte und mußte daher in Kanälen abgeleitet werden, damit ein größerer Strich Landes von ihm Fruchtbarkeit erhalte; daher die Erfindungen der Räder und Pumpwerke, wenn diese nicht auch von den Ägyptern gelernt waren. Die Gegend in einiger Entfernung dieser Ströme, die einst bewohnt und fruchtbar war, darbet jetzt, weil ihr der Fleiß arbeitender Hände fehlet. Von der Viehzucht war hier zum Ackerbau ein leichter Schritt, da die

Natur selbst den stetigen Bewohner dazu einlud. Die schönen Garten- und Feldfrüchte dieser Ufer, die mit freiwilliger, ungeheurer Kraft aus der Erde hervorschießen und die geringe Mühe ihrer Pflege reichlich belohnen, machten, fast ohne daß er's wußte, den Hirten zum Ackermann und zum Gärtner. Ein Wald von schönen Dattelbäumen gab ihm statt der unsichern Zelte Stämme zu seiner Wohnung und Früchte zur Speise; die leichtgebrannte Tonerde half diesem Bau auf, so daß sich der Zeltbewohner unvermerkt in einer bessern, obgleich leimernen Wohnung sähe. Eben-diese Erde gab ihm Gefäße und mit ihnen hundert Bequemlichkeiten der häuslichen Lebensweise. Man lernte das Brot backen, Speisen zurichten, bis man endlich durch den Handel zu jenen üppigen Gastmahlen und Festen stieg, durch welche in sehr alten Zeiten die Babylonier berühmt waren. Wie man kleine Götzenbilder, Teraphim, in gebrannter Erde schuf lernte man bald auch kolossische Statuen brennen und formen, von deren Modellen man zu Formen des Metallgusses sehr leicht hinaufstieg. Wie man dem weichen Ton Bilder oder Schriftzüge einprägte, die durchs Feuer befestigt blieben, so lernte man damit unvermerkt, auf gebrannten Ziegelsteinen Kenntnisse der Vorwelt erhalten, und bauete auf die Beobachtungen älterer Zeiten weiter. Selbst die Astronomie war eine glückliche Nomadenerfindung dieser Gegend. Auf

ihrer weiten schönen Ebne saß der weidende Hirt und bemerkte in müßiger Ruhe den Auf- und Untergang der glänzenden Sterne seines unendlichen, heitern Horizontes. Er benannte sie, wie er seine Schafe nannte, und schrieb ihre Veränderungen in sein Gedächtnis. Auf den platten Dächern der babylonischen Häuser, auf welchen man sich nach der Hitze des Tages angenehm erholte, setzte man diese Beobachtungen fort, bis endlich ein eigner, dazu gestifteter Orden sich dieser reizenden und zugleich unentbehrlichen Wissenschaft annahm und die Jahrbücher des Himmels Zeiten hindurch fortsetzte. So lockte die Natur die Menschen selbst zu Kenntnissen und Wissenschaften, daß also auch diese ihre Geschenke so lokale Erzeugnisse sind als irgendein andres Produkt der Erde. Am Fuß des Kaukasus gab sie durch Naphthaquellen den Menschen das Feuer in die Hände, daher sich die Fabel des Prometheus ohne Zweifel aus jenen Gegenden herschreibt; in den angenehmen Dattelwäldern am Euphrat erzog sie mit sanfter Macht den umherziehenden Hirten zum fleißigen Anwohner der Flecken und Städte.

Eine Reihe anderer babylonischer Künste sind daher entsprossen, daß diese Gegend ein Mittelpunkt des Handels der Ost- und Westwelt von alten Zeiten her war und immerhin sein wird. Im mittlern Persien hat sich kein berühmter Staat gebildet, weil kein Fluß ins

Meer strömet; aber am Indus, am Ganges und hier am Euphrat und Tigris, welche belebtere Punkte der Erde! Hier war der Persische Meerbusen nahe¹⁹⁹, wo eine frühe Niederlage indischer Waren auch Babylon bereicherte und zu einer Mutter des handelnden Fleißes machte. Die babylonische Pracht in Leinwand, Teppichen, Stickereien und andern Gewanden ist bekannt; der Reichtum schuf Üppigkeit; Üppigkeit und Fleiß brachten beide Geschlechter näher zusammen als in andern asiatischen Provinzen, wozu die Regierung einiger Königinnen vielleicht nicht wenig beitrug. Kurz, die Bildung dieses Volks ging so ganz von seiner Lage und Lebensart aus, daß es ein Wunder wäre, wenn sich bei solchen Anlässen an diesem Ort der Welt nichts Merkwürdiges hätte erzeugen sollen. Die Natur hat ihre Lieblingsplätze auf der Erde, die insonderheit an den Ufern der Ströme und an erlesnen Küsten des Meers der Menschen Tätigkeit aufwecken und belohnen. Wie am Nil ein Ägypten, am Ganges ein Indien entstand, so erschuf sich hier ein Ninive und Babel, in spätem Zeiten ein Seleucia und Palmyra. Ja, wenn Alexander zur Erfüllung seines Wunsches gelangt wäre, von Babel aus die Welt zu regieren, welche andre Gestalt hätte diese reizende Gegend auf lange Jahrhunderte erhalten!

Auch an den Schriftcharakteren nehmen die Assyrer und Babylonier teil: ein Eigentum, das die

Nomadenstämme des vordem Asiens von undenklichen Zeiten her unter ihre Vorzüge gerechnet haben. Ich lasse es dahingestellt sein, welchem Volk eigentlich diese herrliche Erfindung gebühre²⁰⁰; genug aber, alle aramäische Stämme rühmten sich dieses Geschenkes der Vorwelt und haßten mit einer Art von Religionshaß die Hieroglyphen. Ich kann mich daher nicht überreden, daß die Babylonier Hieroglyphen gebraucht haben: ihre Zeichendeuter deuteten Sterne, Begebenheiten, Zufälle, Traumbilder, geheime Schriftzüge, aber nicht Hieroglyphen. Auch die Schrift des Schicksals, die jenem schwelgenden Bel-sazar erschien²⁰¹, bestand in Silbenworten, die nach Art der morgenländischen Schreibkunst ihm in verschlungenen Zügen vorkamen, nicht aber in Bildern. Selbst jene Gemälde, die Semiramis auf ihre Mauern setzte, die syrischen Buchstaben, die sie dem Felsen zu ihrem Bildnis einhauen ließ, bestätigen in den ältesten Zeiten den hieroglyphenfreien Gebrauch der Buchstaben unter diesen Völkern. Durch sie allein war es möglich, daß die Babylonier so frühe schon geschriebene Kontrakte, Jahrbücher ihres Reichs und eine fortgesetzte Reihe von Himmelsbeobachtungen haben konnten; durch sie allein haben sie sich eigentlich dem Andenken der Welt als ein gebildetes Volk eingezeichnet. Zwar sind weder ihre astronomischen Verzeichnisse noch *eine* ihrer Schriften auf uns

gekommen, ob jene gleich noch dem Aristoteles zugesandt werden konnten; indessen, daß sie dies Volk nur gehabt hat, ist ihm schon rühmlich.

Übrigens muß man sich an der Chaldäerweisheit nicht unsre Weisheit denken. Die Wissenschaften, die Babylon besaß, waren einer abgeschlossenen gelehrten Zunft anvertrauet, die bei dem Verfall der Nation zuletzt eine häßliche Betrügerin wurde. Chaldäer hießen sie wahrscheinlich von der Zeit an, da Chaldäer über Babylon herrschten; denn da seit Belus' Zeiten die Zunft der Gelehrten ein Orden des Staats und eine Stiftung der Regenten war, so schmeichelten diese wahrscheinlich ihren Beherrschern damit, daß sie den Namen ihrer Nation trugen. Sie waren Hofphilosophen und sanken als solche auch zu allen Betrügereien und schnöden Künsten der Hofphilosophie hinunter. Wahrscheinlich haben sie in diesen Zeiten ihre alte Wissenschaft sowenig als das Tribunal in Sina die seinigen vermehret.

Glücklich und zugleich unglücklich war diese schöne Erdstrecke, da sie einem Bergstrich nahe lag, von welchem sich soviel wilde Völker hinabdrängten. Das assyrische und babylonische Reich ward von Chaldäern und Medern, diese wurden von den Persern überwunden, bis zuletzt alles eine unterjochte Wüste war und sich der Sitz des Reichs in die nordischen Gegenden hinaufzog. Weder im Kriege noch in der

Staatsverfassung haben wir also von diesen Reichen viel zu lernen. Ihre Angriffe waren roh, ihre Eroberungen nur Streifereien; ihre politische Verfassung war jene elende Satrapenregierung, die in den Morgenländern dieser Gegenden fast immer geherrscht hat. Daher denn die unbefestigte Gestalt dieser Monarchien; daher die öftern Empörungen gegen sie und die Zerstörung des Ganzen durch Einnahme *einer* Stadt, durch einen oder zwei Hauptsiege. Zwar wollte Arabes schon nach dem ersten Sturz des Reichs eine Art verbündeter Satrapenaristokratie aufrichten; aber es gelang ihm nicht, wie überhaupt keiner der modischen und aramäischen Stämme von einer andern Regimentsverfassung als der despotischen wußte. Aus dem Nomadenleben waren sie ausgegangen; das Bild des Königes als eines Hausvaters und Scheiks formte also ihre Begriffe und ließ, sobald sie nicht mehr in einzelnen Stämmen lebten, der politischen Freiheit oder der Gemeinherrschaft mehrerer keinen Raum. Wie *eine* Sonne am Himmel leuchtet, so sollte auch nur *ein* Regent auf der Erde sein, der sich denn auch bald in die ganze Pracht der Sonne, ja in den Glanz einer irdischen Gottheit hüllte. Alles floß von seiner Gnade her, an seiner Person hing alles, in ihr lebte der Staat, mit ihr ging er meistens unter. Ein Harem war der Hof des Fürsten; er kannte nichts als Silber und Gold, Knechte und Mägde, Länder, die er wie eine Weide

besaß, und Menschenherden, die er trieb, wohin er wollte, wenn er sie nicht gar würgte. Eine barbarische Nomadenregierung, ob sie gleich auch in seltenen guten Fürsten wahre Hirten und Väter des Volks gehabt hat.

II

Meder und Perser

Die Meder sind in der Geschichte der Welt durch Kriegstaten und Üppigkeit bekannt; durch Erfindungen oder eine bessere Einrichtung des Staats haben sie sich nie ausgezeichnet. Ein tapfres reitendes Bergvolk waren sie in einem nördlichen, größtenteils rauhen Lande; als solches warfen sie das alte assyrische Reich um, dessen Sultane im Harem träge schlummer-ten; sie entzogen sich auch bald *dem* neuen assyrischen Reiche. Ebenso schnell aber gerieten sie durch ihren klugen Dejoces unter eine strenge, monarchische Herrschaft, die zuletzt an Pracht und Üppigkeit den Persern selbst vorging. Endlich wurden sie unter dem großen Cyrus mit jener ganzen Flut von Völkern vereinigt, die Persiens Monarchen zu Herren der Welt erhöhte.

Wenn bei *einem* Fürsten die Geschichte Dichtung zu werden scheint, ist es beim Stifter des persischen Reiches, Cyrus; man möge dies Götterkind, den Erobrer und Gesetzgeber der Völker, von den Hebräern oder Persern, von Herodot oder von Xenophon beschrieben lesen. Ohne Zweifel hat der letztgenannte, schöne Geschichtschreiber, der von seinem Lehrer

bereits die Idee einer Cyropädie bekam, bei seinen Feldzügen in Asien wahre Nachrichten von ihm gesammelt, die aber, weil Cyrus lange tot war, nach asiatischer Weise von ihm nicht anders als in jenem hohen Ton des Lobes sprechen konnten, den man in allen Beschreibungen dieser Völker von ihren Königen und Helden gewohnt ist. Xenophon ward also dasselbe gegen Cyrus, was Homer gegen Achill und Ulysses ward, bei welchen dem Dichter auch wahre Nachrichten zum Grunde lagen. Für uns ist's indessen einerlei, ob einer oder der andre das Wahrere sage; gnug, Cyrus überwand Asien und stiftete ein Reich, das vom Mittelländischen Meer an bis zum Indus reichte. Hat Xenophon von den Sitten der alten Perser, unter denen Cyrus erzogen ward, wahr geredet, so mag der Deutsche sich freuen, daß er mit diesem Volk wahrscheinlich eines verwandten Stammes ist, und jeder seiner Prinzen möge die Cyropädie lesen.

Aber, du großer und guter Cyrus, wenn meine Stimme zu deinem Grabmal in Pasagarda gelangen könnte, so würde sie deinen Staub fragen, warum du ein solcher Eroberer wurdest. Bedachtest du im jugendlichen Lauf deiner Siege, wozu dir und deinen Enkeln die unzähligen Völker, die unübersehlichen Länder, die du unter deinen Namen zwangst, nutzen sollten? Konnte dein Geist ihnen allen gegenwärtig sein? Konnte er auf alle folgenden Geschlechter

fortlebend wirken? Und wenn dies nicht ist, welche Last legst du deinen Nachkommen auf, einen so zusammengestickten Königspurpur zu tragen? Seine Teile fallen auseinander oder drücken den Tragenden zugrunde. Dies war die Geschichte Persiens unter den Nachfolgern Cyrus'. Sein Eroberungsgeist hatte ihnen ein so hohes Ziel vorgesteckt, daß sie ihr Reich erweitern wollten, auch da es nicht mehr zu erweitern war; sie verwüsteten also und rannten allenthalben an, bis sie zuletzt durch die Ehrsucht eines beleidigten Feindes selbst ihr trauriges Ende fanden. Kaum zweihundert Jahr hat das persische Reich gewähret; und es ist zu verwundern, daß es so lange währte: denn seine Wurzel war so klein, seine Aste dagegen waren so groß, daß es notwendig zu Boden stürzen mußte.

Wenn je die Menschlichkeit im Reich der Menschheit Platz gewinnet, so wird man aus ihrer Geschichte zuerst dem tollen Eroberungsgeist entsagen lernen, der in wenigen Generationen notwendig sich selbst verderbet. Ihr treibt Menschen wie eine Herde, ihr bindet sie wie tote Massen zusammen und denkt nicht, daß dennoch ein lebender Geist in ihnen sei und daß vielleicht das letzte, äußerste Stück des Baues losreißt und euch zerschmettert. Das Reich *eines* Volks ist eine Familie, ein wohlgeordnetes Hauswesen; es ruhet auf sich selbst; denn es ist von der Natur gegründet und stehet und fällt nur mit den Zeiten. Ein

zusammengezwungenes Reich von hundert Völkern und hundertzwanzig Provinzen ist ein Ungeheuer, kein Staatskörper.

Ein solches war Persiens Monarchie von Anfange an; sogleich nach Cyrus' Zeiten aber fiel sie als ein solches heller ins Auge. Sein ihm so ungleicher Sohn wollte weiter erobern als sein Vater: wie ein Unsinniger ging er auf Ägypten und Äthiopien los, so daß kaum der Hunger der Wüste ihn zurückzutreiben vermochte. Was hatte er und sein Reich davon? Was für Nutzen von ihm hatten die eroberten Länder? Er verwüstete Ägypten, zerstörte die prächtigen thebaischen Tempel und Kunstdenkmale: ein sinnloser Zerstörer! Ermordete Geschlechter ersetzen sich in andern Geschlechtern; dergleichen Werke aber ersetzen sich nie. Noch jetzt liegen sie in ihren Trümmern undurchsucht und beinah unverstanden; jeder Wanderer flucht dem Wahnsinn des Trunkenen, der uns diese Schätze der Alten Welt ohne Ursache und Zweck raubte.

Kaum hatte den Kambyses seine eigne Wut gestraft, so fuhr selbst der weisere Darius fort, wo jener es gelassen hatte. Er bekriegte die Scythen und Indier; er plünderte die Thracier und Macedonier; mit allem erbeutete er nichts, als daß er in Macedonien den Funken ausstreute, der einst dem letzten Könige seines Namens die Flamme übers Haupt wehen sollte. Unglücklich zog er gegen die Griechen, noch

unglücklicher sein Nachfolger Xerxes; und wenn man nun in diesen despotischen Kriegszügen das Verzeichnis der Schiffe und Völker lieset, die die ganze persische Welt dem tollen Erobrer zollen mußte; wenn man die Blutbäder betrachtet, die bei jeder Empörung ungerecht unterjochter Länder am Euphrat, am Nil, am Indus, am Araxes, am Halys angerichtet wurden, damit nur das, was einmal persisch hieß, auch persisch bliebe: nicht weibische Tränen, wie Xerxes vergoß, da er seine unschuldigen Schlachtschafe übersah, blutige Tränen des Unmuts wird man weinen, daß ein so unsinniges, völkerfeindliches Reich den Namen eines Cyrus an seiner Stirn trage. Hatte ein persischer Verwüster der Welt solche Reiche, Städte und Denkmale, als er zerstörte und zerstören wollte, Babylon, Thebe, Sidon, Griechenland, Athen, gegründet? Konnte er sie gründen?

Es ist ein hartes, aber gutes Gesetz des Schicksals, daß, wie alles Übel, so auch jede Übermacht sich selbst verzehre. Persiens Verfall fing mit dem Tode Cyrus' an, und ob es sich gleich, insonderheit durch Darius' Anstalten, noch ein Jahrhundert hin von außen in seinem Glanz erhielt, so nagte doch in seinem Innern der Wurm, der in jedem despotischen Reich naget. Cyrus teilte seine Herrschaft in Statthalterschaften, die *er* noch durch sein Ansehen in Schranken erhielt, indem er eine schnelle

Kommunikation durch alle Provinzen errichtete und darüber wachte. Darius teilte das Reich, wenigstens seinen Hofstaat, noch genauer ein und stand auf seiner hohen Stelle als ein gerechter und tätiger Herrscher. Bald aber wurden die großen Könige, die zum despotischen Thron geboren waren, tyrannische Weichlinge. Xerxes, selbst auf seiner schimpflichen Flucht aus Griechenland, da er auf ganz andre Dinge hätte denken sollen, begann schon zu Sardes eine schändliche Liebe. Seine meisten Nachfolger gingen diesem Wege nach, und so waren Bestechungen, Empörungen, Verrätereien, Mordtaten, unglückliche Unternehmungen u. f. beinahe die einzigen Merkwürdigkeiten, welche die spätere Geschichte Persiens darbeut. Der Geist der Edeln war verderbt, und die Unedeln verdarben mit; zuletzt war kein Regent seines Lebens mehr sicher; der Thron wankte auch unter seinen guten Fürsten, bis Alexander nach Asien brach und in wenigen Schlachten dem von innen unbefestigten Reich ein fürchterliches Ende machte. Zum Unglück traf dies Schicksal einen König, der ein besseres Glück verdiente; unschuldig büßte er seiner Vorfahren Sünde und kam durch schändliche Verrätereien um. Wenn *eine* Geschichte der Welt uns mit großen Buchstaben sagt, daß Ungebundenheit sich selbst verderbe, daß eine grenzen- und fast gesetzlose Gewalt die furchtbarste Schwäche sei und jede weiche Satrapenregierung

sowohl für den Regenten als fürs Volk das unheilbarste Gift werde, so sagt's die persische Geschichte.

Auf keine andre Nation hat daher auch dieses Reich einen günstigen Einfluß gehabt: denn es zerstörte und bauete nicht, es zwang die Provinzen, diese dem Gürtel der Königin, jene dem Haar oder Halsschmuck derselben, einen schimpflichen Tribut zu zollen, es knüpfte sie aber nicht durch bessere Gesetze und Einrichtungen aneinander. Aller Glanz, alle Götterpracht und Götterfurcht dieser Monarchen ist nun dahin; ihre Satrapen und Günstlinge sind, *wie* sie selbst, Asche, und die Talente, die sie erpreßten, ruhen vielleicht gleichfalls in der Erde. Selbst die Geschichte derselben ist Fabel: eine Fabel, die sich im Munde der Morgenländer und Griechen fast gar nicht verbindet. Auch die alten persischen Sprachen sind tot, und die einzigen Reste ihrer Herrlichkeit, die Trümmern Persepolis', sind nebst ihren schönen Schriftzügen und ihren Ungeheuern Bildern bisher unerklärte Ruinen. Das Schicksal hat sich gerächt an diesen Sultanen: wie durch den giftigen Wind Samum sind sie von der Erde verwehet, und wo, wie bei den Griechen, ihr Andenken lebt, lebet es schimpflich, die Basis einer ruhmreichen, schöneren Größe.

Das einzige, was uns die Zeit von Denkmalen des Geistes der Perser gegönnet hätte, wären die Bücher

Zoroasters, wenn die Echtheit derselben erwiesen wäre.²⁰² Aber als Bücher fügen sie sich so wenig zu manchen andern Nachrichten von der Religion dieses Volkes; sie tragen auch so offenbare Merkmale einer Vermischung mit spätem Meinungen der Brahmanen und Christen an sich, daß man nur den Grund ihres Lehrgebäudes für echt anerkennen und solchen sodann leicht an Stelle und Ort bringen mag. Die alten Perser nämlich waren, wie alle wilden, insonderheit Bergnationen, Verehrer der lebendigen Weltelemente; da dies Volk aber nicht in seiner Roheit blieb, sondern durch Siege beinah bis zum höchsten Gipfel der Üppigkeit aufstieg, so war es nach asiatischer Weise notwendig, daß es auch ein durchdachteres System oder Cerimoniel der Religion bekam, welches ihm denn sein Zoroaster oder Zerduscht, unterstützt vom Könige Darius Hystaspes, gab. Offenbar liegt in diesem System das Cerimoniel der persischen Regimentsverfassung zum Grunde: wie die sieben Fürsten um den Thron des Königs stehen, so stehen die sieben Geister vor Gott und verrichten seine Befehle durch alle Welten. Ormuzd, das gute Lichtwesen, hat mit dem Fürsten der Finsternis, Ahriman, unaufhörlich zu kämpfen, in welchem Kampf ihm alles Gute dienet: ein Staatsbegriff, der selbst durch Personifikationen der Feinde Persiens, die im Zend-Avesta durchgängig als Diener Ahrimans, als böse Geister, erscheinen, in

sein völliges Licht tritt. Auch alle sittlichen Gebote der Religion sind politisch; sie beziehen sich auf Reinigkeit des Körpers und Geistes, auf Eintracht in den Familien und wechselseitigen Diensteifer; sie empfehlen den Ackerbau und die Pflanzung nützlicher Bäume, die Ausrottung des Ungeziefers, das auch als ein Heer böser Dämonen in leiblicher Gestalt erscheint, die Achtsamkeit des Wohlstandes, die frühe Wahl und Fruchtbarkeit der Ehen, die Erziehung der Kinder, die Verehrung des Königs und seiner Diener, die Liebe gegen den Staat: und dies alles auf persische Weise. Kurz der Grund dieses Systems erscheint durch sich selbst als eine politische Religion, wie sie zu Darius' Zeiten nirgends als in einem Perserreich hat erdacht und eingeführt werden mögen. Notwendig mußten dabei alte Nationalbegriffe und Meinungen auch des Aberglaubens zum Grunde liegen. Dahin gehört die Verehrung des Feuers, die bei den Naphthaquellen am Kaspischen Meer gewiß ein alter Gottesdienst war, obgleich die Errichtung der Feuerempel nach Zoroasters Weise in vielen Gegenden sich aus spätem Zeiten herschreibt. Dahin gehört so mancher abergläubische Gebrauch zu Reinigung des Körpers und jene ungeheure Furcht vor den Dämonen die fast bei jedem sinnlichen Gegenstande den Gebeten, Wünschen und Weihungen der Parsen zum Grunde liegt. Alles dies zeigt, auf welcher niedern Stufe

der Geisteskultur damals noch das Volk gestanden, dem zugut diese Religion erfunden ward- und dies widerspricht abermals dem Begriff nicht den wir von den alten Persern haben. Der kleine Teil dieses Systems endlich, der auf allgemeine Begriffe der Natur ausgeht, ist völlig aus der Lehre der Magier geschöpft, welche er nach seiner Weise nur reiniget und veredelt. Er unterwirft beide Prinzipien der Schöpfung, das Licht und Dunkel, einem unendlichen hohem Wesen, das er die grenzenlose Zeit nennet, läßt allenthalben das Böse vom Guten überwunden und zuletzt also verschlungen werden, daß alles sich in ein seliges Lichtreich ende. Von dieser Seite betrachtet, wird Zoroasters Staatsreligion eine Art philosophischer Theodizee, wie sie seine Zeit und die Begriffe, die in ihr herrschten, gewähren konnten.

Zugleich ergibt sich aus diesem Ursprung auch die Ursache, warum diese Religion nicht zu jener Festigkeit einer Brahmanen- oder Lamaseinrichtung kommen konnte. Das despotische Reich war lange vor ihr eingerichtet, und so war oder wurde sie nur eine Art Mönchsreligion, die ihre Lehren jener Einrichtung bequeme. Ob nun Darius gleich die Magier, die wirklich ein Reichsstand Persiens waren, gewaltsam unterdrückte und dagegen diese Religion, die dem Könige nur geistige Fesseln anlegt, gern einführte, so mußte solche immer doch nur eine Sekte, wenngleich *ein*

Jahrhundert hin die herrschende Sekte, werden. Weit umher hat sich also der Feuertempel ausgebreitet, zur Linken über Medien bis nach Kappadocien hin, wo noch zu Strabo Zeiten Feuerkapellen standen, zur Rechten bis an den Indus. Da aber das persische Reich, von innen zerrüttet, unter Alexanders Glück völlig dahinsank, so war es auch mit dieser seiner Staatsreligion am Ende. Ihre sieben Amshaspands dienten nicht mehr, und kein Bild des Ormuzd saß mehr auf dem persischen Throne. Sie hatte also ihre Zeit überlebt und war ein Schattenbild, wie die jüdische Religion außer ihrem Lande. Die Griechen duldeten sie, die Mahomedaner verfolgten sie endlich mit unsäglichlicher Härte, und so entflohr ihr trauriger Rest in einen Winkel Indiens, wo er wie eine Trümmer der Vorwelt, ohne Ursach und Absicht, seinen alten, nur für Persiens Monarchie bestimmten Glauben und Aberglauben fortsetzt und ihn, vielleicht ohne daß er's selbst weiß, mit Meinungen der Völker, unter welche ihn das Schicksal geworfen, vermehret hat. Eine Vermehrung solcher Art ist Natur der Sache und der Zeiten; denn jede Religion, die aus ihrem ursprünglichen Boden und Kreise herausgerissen ist, muß von der lebendigen Welt Einflüsse annehmen, mit der sie lebet, Übrigens ist der Haufe der Parsen in Indien ein ruhiges, einträchtiges, fleißiges Volk, das, auch als Gesellschaft betrachtet, es manchen andern Religionen

zuvortut. Sie unterstützen ihre Armen mit großem Eifer und verbannen jedes übelgesittete, unverbesserliche Mitglied aus ihrer Gemeinde.²⁰³

III

Hebräer

Sehr klein erscheinen die Hebräer, wenn man sie unmittelbar nach den Persern betrachtet: klein war ihr Land, arm die Rolle, die sie in und außer demselben auf dem Schauplatz der Welt spielten, auf welchem sie fast nie Eroberer waren. Indessen haben sie durch den Willen des Schicksals und durch eine Reihe von Veranlassungen, deren Ursachen sich leicht ergeben, mehr als irgendeine asiatische Nation auf andre Völker gewirkt; ja gewissermaße sind sie, sowohl durch das Christentum als den Mahomedanismus, eine Unterlage des größten Teils der Weltaufklärung worden.

Ein ausnehmender Unterschied ist's schon, daß die Hebräer geschriebene Annalen ihrer Begebenheiten aus Zeiten haben, in denen die meisten jetzt aufgeklärten Nationen noch nicht schreiben konnten, so daß sie diese Nachrichten bis zum Ursprunge der Welt hinaufzuführen wagen. Noch vorteilhafter unterscheiden sich diese dadurch, daß sie nicht aus Hieroglyphen geschöpft oder mit solchen verdunkelt, sondern nur aus Geschlechtregistern entstanden und mit historischen Sagen oder Liedern verwebt sind, durch,

welche einfädle Gestalt ihr historischer Wert offenbar zunimmt. Endlich bekommen diese Erzählungen ein merkwürdiges Gewicht noch dadurch, daß sie als ein göttlicher Stammesvorzug dieser Nation beinah mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit jahrtausendlang erhalten und durch das Christentum Nationen in die Hände geliefert sind, die sie mit einem freiem als Judenteist untersucht und bestritten, erläutert und genutzt haben. Sonderbar ist's freilich, daß die Nachrichten anderer Nationen von diesem Volk, insonderheit Manethons des Ägypters, so weit von der eignen Geschichte der Hebräer abgehn; indessen, wenn man die letzte unparteiisch betrachtet und den Geist ihrer Erzählung sich zu erklären weiß, so verdient sie gewiß mehreren Glauben als die Verleumdungen fremder, verachtender Judenfeinde. Ich schäme mich also nicht, die Geschichte der Hebräer, wie sie solche selbst erzählen, zum Grunde zu legen, wünschte aber dennoch, daß man auch die Sagen ihrer Gegner nicht bloß verachtete, sondern nutzte.

Zufolge also der ältesten Nationalsagen der Hebräer kam ihr Stammvater als Scheik eines Nomadenzuges über den Euphrat und zuletzt nach Palästina. Hier gefiel es ihm, weil er unbehinderten Platz fand, die Lebensart seiner Hirtenvorfahren fortzusetzen und dem Gott seiner Väter nach Stammesart zu dienen. Im dritten Geschlecht zogen seine Nachkommen durch

das sonderbare Glück *eines* aus ihrer Familie nach Ägypten und setzten daselbst, unvermischt mit den Landeseinwohnern, ihre Hirtenlebensart fort, bis sie, man weiß nicht genau in welcher Generation, von dem verächtlichen Druck, in dem sie schon als Hirten bei diesem Volk sein mußten, durch ihren künftigen Gesetzgeber befreiet und nach Arabien gerettet wurden. Hier führte nun der große Mann, der größte, den dies Volk gehabt hat, sein Werk aus und gab ihnen eine Verfassung, die zwar auf die Religion und Lebensart ihres Stammes gegründet, mit ägyptischer Staatsweisheit aber so durchflochten war, daß auf der einen Seite das Volk aus einer Nomadenhorde zu einer kultivierten Nation erhoben, auf der andern zugleich von Ägypten völlig weggelenkt werden sollte, damit ihm nie weiter die Lust ankäme, den Boden des schwarzen Landes zu betreten. Wunderbar durchdacht sind alle Gesetze Moses': sie erstrecken sich vom Größten bis zum Kleinsten, um sich des Geistes seiner Nation in allen Umständen des Lebens zu bemächtigen und, wie Moses so oft sagt, ein ewiges Gesetz zu werden. Auch war diese überdachte Gesetzgebung nicht das Werk eines Augenblicks; der Gesetzgeber tat hinzu, nachdem es die Umstände federten, und ließ noch vor dem Ausgange seines Lebens die ganze Nation sich zu ihrer künftigen Landesverfassung verpflichten. Vierzig Jahre hielt er streng auf

seine Gebote, ja, vielleicht mußte auch deswegen das Volk so lange in der arabischen Wüste weilen, bis nach dem Tode der ersten hartnäckigen Generation ein neues, in diesen Gebräuchen erzogenes Volk sich denselben völlig gemäß im Lande seiner Väter einrichten könnte. Leider aber ward dem patriotischen Mann dieser Wunsch nicht gewähret! Der bejahrte Moses starb an der Grenze des Landes, das er suchte, und als sein Nachfolger dahin eindrang, fehlte es ihm an Ansehen und Nachdruck, den Entwurf des Gesetzgebers ganz zu befolgen. Man setzte die Eroberung nicht so weit fort, als man sollte; man teilte und ruhte zu früh. Die mächtigsten Stämme rissen den größten Strich zuerst an sich, so daß ihre schwächeren Brüder kaum einen Aufenthalt fanden und *ein* Stamm derselben sogar verteilt werden mußte.²⁰⁴ Überdem blieben viele kleine Nationen im Lande: Israel behielt also seine bittersten Erbfeinde unter sich, und das Land entbehrte von außen und innen der runden Festigkeit, die ihm seine vorgezeichneten Grenzen allein gewähren konnten. Was mußte aus dieser unvollkommenen Anlage anders als jene Reihe unsicherer Zeiten folgen, die das eingedrungene Volk fast nie zur Ruhe kommen ließen. Die Heerführer, die die Not erweckten, waren meistens nur streifende Sieger; und da das Volk endlich Könige bekam, so hatten diese doch mit ihrem eignen, in Stämme zerteilten Lande so viel zu

schaffen, daß der dritte zugleich der letzte König des ganzen, in seinen Teilen nicht zusammenhängenden Reichs war. Fünf Sechsteile des Landes fielen von seinem Nachfolger ab; und was konnte jetzt aus zwei so schwachen Königreichen werden, die in der Nachbarschaft mächtiger Feinde sich selbst unaufhörlich bekriegten? Das Königreich Israel hatte eigentlich keine gesetzmäßige Konstitution; es ging daher fremden Landesgöttern nach, um nur mit seiner Nebenbuhlerin, die den alten, rechtmäßigen Landesgott verehrte, nicht zusammenzufließen. Natürlich also, daß nach der Sprache dieses Volkes in Israel kein gottesfürchtiger König war; denn sonst wäre sein Volk nach Jerusalem gewandert, und die abgerissene Regentschaft hätte aufgehört. Also taumelte man in der unseligsten Nachahmung fremder Sitten und Gebräuche fort, bis der König von Assyrien kam und das kleine Reich wie ein gefundenes Vogelnest raubte. Das andre Königreich, das wenigstens auf der alten Verfassung zweier mächtiger Könige und einer befestigten Hauptstadt ruhte, hielt sich einige Zeit länger, aber auch nur so lange, bis ein stärkerer Überwinder es zu sich reißen wollte. Der Landverwüster Nebukadnezar kam und machte seine schwachen Könige erst zinsbar, sodann nach ihrem Abfall den letzten zum Sklaven; das Land ward verwüstet, die Hauptstadt geschleift und Juda in eine so schimpfliche

Knechtschaft nach Babel geführt, wie Israel nach Medien geführt war. Als Staat betrachtet, kann also kaum ein Volk eine elendere Gestalt darstellen, als dies, die Regierung zweener Könige ausgenommen, in seiner Geschichte darstellt.

Was war davon die Ursache? Mich dünkt, die Folge dieser Erzählung selbst mache sie klar; denn ein Land bei so schlechter Verfassung von innen und außen konnte an diesem Ort der Welt unmöglich gedeihen. Wenn David gleich die Wüste bis zum Euphrat hin durchstreifte und damit nur eine größere Macht gegen seine Nachfolger reizte, konnte er damit seinem Lande die Festigkeit geben, die ihm fehlte, da überdem sein Sitz beinah am südlichen Ende des Reichs lag? Sein Sohn brachte fremde Gemahlinnen, Handel und Üppigkeit ins Land, in ein Land, das, wie die verbündete Schweiz, nur Hirten und Ackerleute nähren konnte und solche wirklich in der größten Anzahl zu nähren hatte. Außerdem, da er seinen Handel größtenteils nicht durch seine Nation, sondern durch die unterjochten Edomiter führte, so war seinem Königreich der Luxus schädlich, überhaupt hat sich seit Moses kein zweiter Gesetzgeber in diesem Volk gefunden, der den vom Anfange an zerrütteten Staat auf eine den Zeiten gemäße Grundverfassung hätte zurückführen mögen. Der gelehrte Stand verfiel bald; die Eiferer fürs Landesgesetz hatten Stimme, aber

keinen Arm; die Könige waren meistens Weichlinge oder Geschöpfe der Priester. Die feine Nomokratie also, auf die es Moses angelegt hatte, und eine Art theokratischer Monarchie, wie sie bei allen Völkern dieses Erdstrichs voll Despotismus herrschte: zwei so entgegengesetzte Dinge stritten gegeneinander, und so mußte das Gesetz Moses' dem Volk ein Sklavengesetz werden, da es ihm politisch ein Gesetz der Freiheit sein sollte.

Mit dem Laut der Zeiten ward es zwar anders, aber nicht besser. Als, von Cyrus befreiet, die Juden aus der Gefangenschaft in geringer Anzahl zurückkamen, hatten sie manches andere, nur keine echte politische Verfassung gelernt; wie hätten sie solche auch in Assyrien und Chaldäa lernen mögen? Sie schwankten zwischen dem Fürsten- und Priesterregiment, baueten einen Tempel, als ob sie mit solchem auch Moses' und Salomos Zeit zurück hätten; ihre Religiosität ward jetzt Pharisäismus, ihre Gelehrsamkeit ein grübelnder Silbenwitz, der nur an *einem* Buche nagte, ihr Patriotismus eine knechtische Anhänglichkeit ans mißverstandne alte Gesetz, so daß sie allen benachbarten Nationen damit verächtlich oder lächerlich wurden. Ihr einziger Trost und ihre Hoffnung war auf alte Weissagungen gebauet, die, ebenso mißverstanden, ihnen die eitelste Weltherrschaft zusichern sollten. So lebten und litten sie Jahrhunderte hin unter

den griechischen Syrern, unter Idumäern und Römern, bis endlich durch eine Erbitterung, die in der Geschichte kaum ihresgleichen findet, sowohl das Land als die Hauptstadt unterging, auf eine Weise, die den menschenfreundlichen Überwinder selbst schmerzte. Nun wurden sie in alle Länder der römischen Welt zerstreuet; und eben zur Zeit dieser Zerstreung fing sich eine Wirkung der Juden aufs menschliche Geschlecht an, die man von ihrem engen Lande hinaus sich schwerlich hätte denken mögen; denn weder als ein staatsweises noch als ein kriegsgelehrtes, am wenigsten aber als ein Wissenschaft und Kunst erfindendes Volk hatten sie sich im ganzen Lauf ihrer Geschichte ausgezeichnet.

Kurz nämlich vor dem Untergange des jüdischen Staats war in seiner Mitte das Christentum entstanden, das sich anfangs nicht nur nicht vom Judentum trennte und also seine heiligen Bücher mit annahm, sondern auch vorzüglich auf diese die göttliche Sendung seines Messias baute. Durchs Christentum kamen also die Bücher der Juden in die Hände aller Nationen, die sich zu seiner Lehre bekannten; mithin haben sie auch, nachdem man sie verstand und gebrauchte, gut oder übel auf alle christliche Zeitalter gewirket. Gut war ihre Wirkung, da Moses' Gesetz in ihnen die Lehre vom *einigen* Gott, dem Schöpfer der Welt, zum Grunde aller Philosophie und Religion

machte und von diesem Gott in soviel Liedern und Lehren dieser Schriften mit einer Würde und Erhabenheit, mit einer Ergebung und Dankbarkeit sprach, an welche weniges sonst in menschlichen Schriften reicht. Man vergleiche diese Bücher nicht etwa mit dem Schuking der Sinesen oder mit dem Sadder und Zend-Avesta der Perser, sondern selbst mit dem soviel jungem Koran der Mahomedaner, der doch selbst die Lehren der Juden und Christen genutzt hat, so ist der Vorzug der hebräischen Schriften vor allen alten Religionsbüchern der Völker unverkennbar. Auch war es der menschlichen Wißbegierde angenehm, über das Alter und die Schöpfung der Welt, über den Ursprung des Bösen u. f. aus diesen Büchern so populäre Antworten zu erhalten, die jeder verstehen und fassen konnte; die ganze lehrreiche Geschichte des Volks und die reine Sittenlehre mehrerer Bücher in dieser Sammlung zu geschweigen. Die Zeitrechnung der Juden möge sein, wie sie wolle, so hatte man an ihr ein angenommenes, allgemeines Maß und einen Faden, woran man die Begebenheiten der Weltgeschichte reihen konnte. Viel andre Vorteile des Sprachfleißes, der Auslegungskunst und Dialektik ungerechnet, die freilich auch an andern Schriften hätten geübt werden mögen. Durch alles dies haben die Schriften der Hebräer ohnstreitig vorteilhaft in die Geschichte der Menschheit gewirkt.

Indessen ist's bei allen diesen Vorteilen ebenso unverkennbar, daß die Mißdeutung und der Mißbrauch dieser Schriften dem menschlichen Verstande auch zu mancherlei Nachteil gereicht habe, um so mehr, weil sie mit dem Ansehen der Göttlichkeit auf ihn wirkten. Wie manche törichte Kosmogonie ist aus Moses' einfach-erhabner Schöpfungsgeschichte, wie manche harte Lehre und unbefriedigende Hypothese aus seinem Apfel- und Schlangenbiß hervorgesponnen worden! Jahrhundertlang sind die vierzig Tage der Sündflut den Naturforschern der Nagel gewesen, an welchen sie alle Erscheinungen unsrer Erdbildung heften zu müssen glaubten, und ebensolange haben die Geschichtschreiber des Menschengeschlechts sämtliche Völker der Erde an das Volk Gottes und an das mißverstandene Traumbild eines Propheten von vier Monarchien gefesselt. So manche Geschichte hat man verstümmelt, um sie aus einem hebräischen Namen zu erklären; das ganze Menschen-, Erd- und Sonnensystem wurde verengenget, um nur die Sonne des Josua und eine Jahrzahl der Weltdauer zu retten, deren Bestimmung nie der Zweck dieser Schriften sein wollte. Wie manchem großen Mann, selbst einem Newton, hat die jüdische Chronologie und Apokalypse eine Zeit geraubt, die er auf bessere Untersuchungen hätte wenden mögen! Ja, selbst in Absicht der Sittenlehre und politischen Einrichtung hat die Schrift der Ebräer

durch Mißverstand und üble Anwendung dem Geist der Nationen, die sich zu ihr bekannten, wirkliche Fesseln angeleget. Indem man die Zeiten und Stufen der Bildung nicht unterschied, glaubte man an der Unduldsamkeit des jüdischen Religionsgeistes ein Muster vor sich zu haben, nach welchem auch Christen verfahren könnten; man stützte sich auf Stellen des Alten Testaments, um den widersprechenden Entwurf zu rechtfertigen, der das freiwillige, bloß moralische Christentum zu einer jüdischen Staatsreligion machen sollte. Gleichergestalt ist's unleugbar, daß die Tempelgebräuche, ja selbst die Kirchensprache der Ebräer auf den Gottesdienst, auf die geistliche Beredsamkeit, Lieder und Litaneien aller christlichen Nationen Einfluß gehabt und ihre Anbetung oft zu einem morgenländischen Idiotismus gebildet haben. Die Gesetze Moses' sollten unter jedem Himmelsstrich, auch bei ganz andern Verfassungen der Völker gelten; daher keine einzige christliche Nation sich ihre Gesetzgebung und Staatsverfassung von Grund aus gebildet. So grenzet das erlesenste Gute durch eine vielfach falsche Anwendung an mancherlei Übel; denn können nicht auch die heiligen Elemente der Natur zur Zerstörung und die wirksamsten Arzneien zu einem schleichenden Gift werden?

Die Nation der Juden selbst ist seit ihrer Zerstreuung den Völkern der Erde durch ihre Gegenwart

nützlich und schädlich worden, nachdem man sie gebraucht hat. In den ersten Zeiten sähe man Christen für Juden an und verachtete oder unterdrückte sie gemeinschaftlich, weil auch die Christen viel Vorwürfe des jüdischen Völkerhasses, Stolzes und Aberglaubens auf sich luden. Späterhin, da Christen die Juden selbst unterdrückten, gaben sie ihnen Anlaß, sich durch ihre Bewerbsamkeit und weite Verbreitung fast allenthalben des innern, insonderheit des Geldhandels zu bemächtigen; daher denn die rohem Nationen Europas freiwillige Sklaven ihres Wuchers wurden. Den Wechselhandel haben sie zwar nicht erfunden, aber sehr bald vervollkommet, weil eben ihre Unsicherheit in den Ländern der Mahomedaner und Christen ihnen diese Erfindung nötig machte. Unleugbar also hat eine so verbreitete Republik kluger Wucherer manche Nation Europas von eigener Betriebsamkeit und Nutzung des Handels lange zurückgehalten, weil diese sich für ein jüdisches Gewerbe zu groß dünkte und von den Kammerknechten der heiligen römischen Welt diese Art vernünftiger und feiner Industrie ebensowenig lernen wollte als die Spartaner den Ackerbau von ihren Heloten. Sammlete jemand eine Geschichte der Juden aus allen Ländern, in die sie zerstreuet sind, so zeigte sich damit ein Schaustück der Menschheit, das als ein Natur- und politisches Ereignis gleich merkwürdig wäre. Denn kein Volk der Erde hat sich wie dieses

verbreitet; kein Volk der Erde hat sich wie dieses in allen Klimaten so kenntlich und rüstig erhalten.

Daß man hieraus aber ja keinen abergläubigen Schluß auf eine Revolution fasse, die durch dies Volk dereinst noch für alle Erdvölker bewirkt werden müßte! Die bewirkt werden sollte, ist wahrscheinlich bewirkt, und zu einer andern zeigt sich weder im Volk selbst noch in der Analogie der Geschichte die mindeste Anlage. Die Erhaltung der Juden erklärt sich ebenso natürlich als die Erhaltung der Brahmanen, Parsen und Zigeuner.

Übrigens wird niemand einem Volk, das eine so wirksame Triebfeder in den Händen des Schicksals ward, seine großen Anlagen absprechen wollen, die in seiner ganzen Geschichte sich deutlich zeigen. Sinnreich, verschlagen und arbeitsam, wußte es sich jederzeit auch unter dem äußersten Druck anderer Völker wie in einer Wüste Arabiens mehr als vierzig Jahr zu erhalten. Es fehlte ihm auch nicht an kriegerischem Mut, wie die Zeiten Davids und der Makkabäer, vorzüglich aber der letzte, schreckliche Untergang seines Staats zeigen. In ihrem Lande waren sie einst ein arbeitsames, fleißiges Volk, das, wie die Japaner, seine nackten Berge durch künstliche Terrassen bis auf den Gipfel zu bauen wußte und in einem engen Bezirk, der an Fruchtbarkeit doch immer nicht das erste Land der Welt war, eine unglaubliche Anzahl Menschen

nährte. Zwar ist in Kunstsachen die jüdische Nation, ob sie gleich zwischen Ägyptern und Phöniciern wohnte, immer unerfahren geblieben, da selbst ihren Salomonischen Tempel fremde Arbeiter bauen mußten. Auch sind sie, ob sie gleich eine Zeitlang die Häfen des Roten Meers besaßen und den Küsten der Mittelländischen See so nahe wohnten, in dieser zum Handel der Welt glücklichsten Lage, bei einer Volksmenge, die ihrem Lande zu schwer ward, dennoch nie ein seefahrendes Volk worden. Wie die Ägypter fürchteten sie das Meer und wohnten von jeher lieber unter andern Nationen: ein Zug ihres Nationalcharakters, gegen den schon Moses mit Macht kämpfte. Kurz, es ist ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Kultur auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte. In den Wissenschaften, die ihre vortrefflichsten Köpfe trieben, hat sich jederzeit mehr eine gesetzliche Anhänglichkeit und Ordnung als eine fruchtbare Freiheit des Geistes gezeigt, und der Tugenden eines Patrioten hat sie ihr Zustand fast von jeher beraubt. Das Volk Gottes, dem einst der Himmel selbst sein Vaterland schenkte, ist Jahrtausende her, ja fast seit seiner Entstehung eine parasitische Pflanze auf den Stämmen andrer Nationen, ein Geschlecht schlauer Unterhändler beinahe auf der ganzen Erde, das trotz aller Unterdrückung nirgend

sich nach eigener Ehre und Wohnung, nirgend nach einem Vaterlande sehnet.

IV

Phönicien und Karthago

Ganz auf eine andre Weise haben sich die Phönicier um die Welt verdient gemacht. Eines der edelsten Werkzeuge der Menschen, das Glas, erfanden sie, und die Geschichte erzählt die zufällige Ursache dieser Erfindung am Flusse Belus. Da sie am Ufer des Meers wohnten, trieben sie die Schiffahrt seit undenklichen Zeiten; denn Semiramis schon ließ ihre Flotte durch Phönicier bauen. Von kleinen Fahrzeugen stiegen sie allmählich zu langen Schiffen hinauf; sie lernten nach Sternen, insonderheit nach dem Gestirn des Bars, segeln und mußten, angegriffen, zuletzt auch den Seekrieg lernen. Weit umher haben sie das Mittelländische Meer bis über Gibraltar hinaus ja nach Britannien hin beschifftet und vom Roten Meer hin vielleicht mehr als einmal Afrika umsegelt. Und das taten sie nicht als Eroberer, sondern als Handelsleute und Kolonienstifter. Sie banden die Länder, die das Meer getrennet hatte durch Verkehr, Sprache und Kunstwaren aneinander und erfanden sinnreich, was zu diesem Verkehr diente. Sie lernten rechnen, Metalle prägen und diese Metalle zu mancherlei Gefäßen und Spielzeug formen. Sie erfanden den Purpur arbeiteten feine

sidonische Leinwand, holten aus Britannien das Zinn und Blei, aus Spanien Silber, aus Preußen den Bernstein, aus Afrika Gold und wechselten dagegen asiatische Waren. Das ganze Mittelländische Meer war also ihr Reich, die Küsten an demselben hie und da mit ihren Pflanzstädten besetzt und Tartessus in Spanien die berühmte Niederlage ihres Handels zwischen dreien Weltteilen. So wenig oder viel Kenntnisse sie den Europäern mitgeteilt haben mögen, so war das Geschenk der Buchstaben, die die Griechen von ihnen lernten, allein schon aller andern wert.

Wie kam nun dies Volk zu solch einem verdienstreichen Kunstfleiß? War es vielleicht ein so glücklicher Stamm des Urlandes, der an Seelen- und Leibeskräften gleich vorteilhaft von der Natur ausgesteuert worden? Nichts minder. Nach allen Nachrichten, die wir von den Phöniciern haben, waren sie ursprünglich ein verabscheuetes, vielleicht vertriebenes Höhlenvolk, Troglodyten oder Zigeuner dieses Strichs der Erde. An den Ufern des Roten Meers finden wir sie zuerst, wo sie sich in wüsten Erdstrichen wahrscheinlich von der schlechtesten Speise nährten; denn noch als sie sich ans Mittelländische Meer gezogen hatten, behielten sie lange ihre unmenschlichen Sitten, ihre grausame Religion, ja selbst noch ihre Wohnungen in den kananitischen Felsen. Jedermann kennt die Beschreibung der alten Einwohner Kanaans, und daß

diese nicht übertrieben sei, zeigt nicht nur Hiobs ähnliche Beschreibung der arabischen Troglodyten²⁰⁵, sondern auch die Reste von barbarischem Götzen-dienst, die sich selbst in Karthago lange Zeit erhielten. Auch die Sitten der phönici-schen Seefahrer werden von fremden Nationen nicht gepriesen; sie waren räuberisch, diebisch, wohllüstig und treulos; daher punische Treu und Glauben zum brandmalenden Sprüchwort ward.

Not und Umstände sind meistens die Triebfedern gewesen, die alles aus den Menschen machten. In den Wüsten am Roten Meer, wo die Phönicier wahrscheinlich auch von Fischen lebten, machte sie der Hunger mit dem Element des Meers bekannt; da sie also an die mittelländischen Ufer kamen, konnten sie sich schon auf ein weiteres Meer wagen. Was hat die Holländer, was hat die meisten seefahrenden Völker gebildet? Die Not, die Lage und der Zufall.²⁰⁶ Von allen semitischen Völkern wurden die Phönicier gehaßt und verachtet, da jene diesen asiatischen Erdstrich sich allein zugeteilt glaubten. Den Chamiten als eingedrungenen Fremdlingen blieb also nichts als das dürre Ufer und die See übrig. Daß nun die Phönicier das Mittelländische Meer so inseln- und busenreich fanden, daß sie von Land zu Land, von Ufer zu Ufer allmählich über die Säulen Herkules' hinausgelangen und unter den unkultivierten Völkern Europas eine so

reiche Ernte ihres Handels antreffen konnten, war nichts als Lage der Sache: eine glückliche Situation, die die Natur selbst für sie erschaffen hatte. Als zwischen den Pyrenäen und Alpen, dem Apennin und Atlas sich uralters das Becken des Mittelländischen Meers wölbte und seine Landspitzen und Inseln allmählich wie Häfen und Sitze emporstiegen, da schon ward vom ewigen Schicksal der Weg der Kultur Europas gezeichnet. Hingen die drei Weltteile zusammen, so wäre Europa vielleicht ebensowenig als die Tatarei und das innere Afrika oder gewiß langsamer und auf andern Wegen kultiviert worden. Nur die Mittelländische See hat unsrer Erde ein Phönicien und Griechenland, ein Etrurien und Rom, ein Spanien und Karthago gegeben, und durch die vier ersten dieser Ufer ist alle Kultur Europas worden.

Ebenso glücklich war die Lage Phöniciens landwärts. Das ganze schöne Asien lag hinter ihm mit seinen Waren und Erfindungen, mit dem längst vor ihnen errichteten Landhandel. Sie nutzten also nicht nur fremden Fleiß, sondern auch die reiche Zurüstung der Natur in Begabung dieses Weltteils und die lange Mühe der Vorwelt. Buchstaben, die sie nach Europa brachten, hießen den Europäern phöniciſch, obgleich Phönicier wahrscheinlich nicht ihre Erfinder waren. So haben Ägypter, Babylonier und Hindus wahrscheinlich schon vor den Sidoniern die Webekunst

getrieben, da in der Alten und Neuen Welt der Redebrauch bekannt ist, die Ware nicht eben nach dem Ort zu nennen, der sie macht, sondern der sie verhandelt. Wie der Phöniciër Baukunst beschaffen gewesen, siehet man an Salomons Tempel, der wohl mit keinem ägyptischen in Vergleich zu stellen ist, da zwölfte Säulen an ihm als Wunderdinge gepriesen werden. Das einzige Denkmal, das vom Bau der Phöniciër uns übriggeblieben, sind jene ungeheuren Felshöhlen Phöniciens und Kanaans, die eben auch sowohl ihren Troglodytengeschmack als ihre Abkunft bezeichnen. Das Volk einer ägyptischen Stammart freuete sich ohne Zweifel, in dieser Gegend Berge zu finden, in denen es seine Wohnungen und Grabmäler, seine Vorrathäuser und Tempel anlegen konnte. Die Höhlen stehen noch da, aber ihr Inneres ist verschwunden. Auch die Archive und Büchersammlungen sind nicht mehr, die das phöniciëische Volk in seinen gebildeten Zeiten hatte; ja selbst die Griechen sind untergegangen, die ihre Geschichte beschrieben.

Vergleichen wir nun diese fleißigen, blühenden Handelsstädte mit den erobernden Staaten am Euphrat, Tigris und Kaukasus, so wird wohl niemand anstehen, wem er für die Geschichte der Menschheit den Vorzug zu geben habe. Der Eroberer erobert für sich; die handelnde Nation dient sich und andern Völkern. Sie macht die Güter, den Fleiß, die

Wissenschaften einem Teil des Erdkreises gemein und muß also wider Willen Humanität befördern. Kein Eroberer stört also so sehr den Gang der Natur, als der blühende Handelsstädte zerstört; denn meistens ziehet ihr Untergang den Verfall des Fleißes und Gewerbes ganzen Ländern und Erdstrichen zu, wenn nicht bald ein nachbarlicher Ort in ihre Stelle eintritt. Glücklich war hierin die phöniciische Küste, sie ist durch die Natur ihrer Lage dem Handel Asiens unentbehrlich. Als Nebukadnezar Sidon bedrängte, hob Tyrus sich empor; als Alexander Tyrus zerstörte, blühte Alexandrien auf; ganz entfernte sich aber der Handel von dieser Weltgegend nie. Auch Karthago nutzte die Zerstörung des alten, reichen Tyrus, obgleich nicht mit Folgen, die für Europa so ersprießlich sein konnten, als der ältere phöniciische Verkehr war; denn die Zeit hiezu war vorüber, überhaupt hat man die innere Einrichtung der Phönicier als einen der ersten Übergänge von der asiatischen Monarchie zu einer Art von Republik anzusehen, wie sie der Handel fodert. Die despotische Macht der Könige war in ihrem Staat geschwächt, so wie sie auch nach Landeroberungen nie gestrebt haben. In Tyrus regierten eine Zeitlang schon Suffeten, welche Regierungsart in Karthago eine festere Gestalt gewann; mithin sind beide Staaten in unsrer Weltgeschichte die ersten Vorbilder großer Handelsrepubliken, ihre Kolonien das erste

Beispiel einer nützlichem und feinem Unterwürfigkeit, als die ein Nebukadnezar und Kambyses bewirkten. Ein großer Schritt in der Kultur der Menschheit. Von jeher weckte der Handel die Industrie; das Meer begrenzte oder bändigte die Eroberer, daß wider Willen sie aus unterjochenden Räufern allgemach zu friedlichen Paziszenten wurden. Gegenseitiges Bedürfnis, insonderheit die schwächere Gewalt der Ankömmlinge auf fernen Küsten, gründeten also das erste, billigere Verkehr der Völker. Weit beschämen jene alten Phöniciern das unsinnige Betragen der Europäer, als diese in so spätem Zeiten, mit soviel mehreren Waffen der Kunst ausgerüstet, beide Indien entdeckten. Diese machten Sklaven, predigten das Kreuz und rotteten aus; jene eroberten eigentlich nicht. Sie baueten an, sie gründeten Pflanzstädte und weckten den Fleiß der Völker, die nach manchem phöniciern Betrug doch endlich ihre eignen Schätze kennen und gebrauchen lernten. Wird je ein Weltteil dem kunstreichen Europa das danken können, was Griechenland dem rohem Phönicien dankte?

Bei weitem hat Karthago nicht die günstige Einwirkung auf Europas Völker gehabt, die Phönicien hatte, und hieran war offenbar die veränderte Zeit, Lage und Einrichtung der Dinge Ursach. Als eine Pflanzstadt von Tyrus hatte es im entfernten Afrika selbst nicht

ohne Mühe Wurzel geschlagen, und da es sich seinen weitem Umfang an der Küste hatte erkämpfen müssen, so kam es allmählich in den Geschmack zu erobern. Dadurch gewann es nun eine Gestalt, die zwar glänzender und künstlicher als sein Mutterstaat war, die aber weder für das menschliche Geschlecht noch für die Republik selbst bessere Folgen hatte. Karthago nämlich war eine Stadt, nicht ein Volk; also konnte es auch keinem Bezirk des Landes eigentliche Vaterlandsliebe und Volkskultur geben. Das Gebiet, das es sich in Afrika erwarb und in welchem es, nach Strabo, im Anfange des Dritten Punischen Krieges dreihundert Städte zählte, bestand aus Untertanen, über welche die Überwinderin Herrenrecht übte, nicht aber aus eigentlichen Mitgenossen des herrschenden Staates. Die wenig kultivierten Afrikaner strebten auch nicht, es zu werden; denn selbst in den Kriegen gegen Karthago erscheinen sie als widerspenstige Sklaven oder als besoldete Kriegsknechte. Ins innere Afrika hat sich daher wenig menschliche Kultur von Karthago aus verbreitet, weil es diesem Staat, der in einigen Familien aus seinen Mauern hinausherrschte, gar nicht daran lag, Humanität zu verbreiten, sondern Schätze zu sammeln. Der rohe Aberglaube, der bis auf die spätesten Zeiten in Karthago herrschte, die grausamen Todesstrafen, mit denen es seine unglücklichen Heerführer, auch wenn sie an ihrem Verlust

unschuldig waren, tyrannisch belegte, ja das ganze Betragen dieses Volks in fremden Ländern zeigt, wie hart und geizig dieser aristokratische Staat war, der eigentlich nichts als Gewinn und afrikanische Knechtschaft suchte.

Aus der Lage und Verfassung Karthagos läßt sich diese Härte gnugsam erklären. Statt phöniciſcher Handelssitze, die ihnen zu ungewiß dünkten, baueten sie Festungen auf und wollten sich in ihrer künstlichen Weltlage die Herrschaft der Küsten so versichern, als ob allenthalben Afrika wäre. Da sie dies aber durch unterjochte Barbaren oder durch Mietvölker tun mußten und größtenteils dabei mit Völkern ins Gedränge kamen, die sich nicht mehr als Barbaren behandeln ließen, so konnte dieser Konflikt nichts als Blutvergießen und wilde Feindschaft wirken. Das schöne Sizilien, insonderheit Syrakus, ward von ihnen oft und zuerst sehr ungerecht bedrängt, da sie es bloß eines Bündnisses mit Xerxes wegen anfielen. Gegen ein griechisches Volk treten sie als die barbarischen Mithelfer eines Barbaren auf und haben sich dieser Rolle auch würdig bewiesen. Selinus, Himera, Agrigent, Sagunt in Spanien und in Italien manche reiche Provinz ward von ihnen zerstört oder geplündert; ja, im schönen Sizilien allein ist eine Menge Bluts vergossen worden, dessen der ganze herrschsüchtige Handel der Karthager nicht wert war. Sosehr

Aristoteles die Einrichtung ihrer Republik in politischer Rücksicht rühmet, sowenig Wert hat sie für die Geschichte der Menschheit, da in ihr wenige Familien der Stadt, barbarische, reiche Kaufleute, durch Mietvölker um das Monopolium ihres Gewinns stritten und sich die Beherrschung aller Länder anmaßten, die diesem Gewinn dienen konnten. Ein System der Art nimmt nicht für sich ein; daher, so ungerecht die meisten Kriege der Römer gegen sie waren und so große Ehrerbietung die Namen Hasdrubal, Hamilkar, Hannibal von uns fodern, so wird man schwerlich ein Karthaginenser sein, wenn man den innern Zustand jener Kaufmannsrepublik erwägt, der diese Helden dienten. Sie wurden von ihr auch gnugsam geplagt und oft mit dem schwärzesten Undank belohnt; denn den Hannibal selbst hätte sein Vaterland, um einige Pfunde Goldes zu ersparen, gewiß an die Römer überliefert, wenn er diesem karthagischen Lohn nicht durch die Flucht zuvorgekommen wäre.

Weit entfernt bin ich, jedem edeln Karthager *eins* seiner Verdienste zu rauben; denn auch dieser Staat, ob er gleich auf den niedrigen Grund erobernder Gewinnsucht gebauet war, hat große Seelen erzeugt und eine Menge Künste in sich genähret. Von Kriegeren ist insonderheit das Geschlecht der Barkas unsterblich, deren Ehrgeiz um so höher aufloderte, als die Eifersucht der Hannos ihre Flamme zu ersticken suchte.

Meistens aber ist auch in dem karthagischen Heldengeist eine gewisse Härte merkbar, gegen welche ein Gelon, Timoleon, Scipio u. a. wie freie Menschen gegen Knechte erscheinen. So barbarisch war schon der Heldenmut jener Brüder die sich für eine ungerichte Grenze ihres Vaterlandes lebendig begraben ließen, und in härteren Fällen, zumal wenn Karthago selbst bedrängt wurde, zeigt sich ihre Tapferkeit meistens nur in wilder Verzweiflung. Indessen ist's gewiß, daß insonderheit Hannibal in der feineren Kriegskunst ein Lehrer seiner Erbfeinde, der Römer, war, die von ihm die Welt zu erobern lernten. Dergleichen haben auch alle Künste in Karthago geblühet, die irgend dem Handel, dem Schiffbau, dem Seekriege, dem Gewinn dienten, obgleich Karthago selbst im Seekriege gar bald von den Römern übertroffen wurde. Der Ackerbau im reichen Afrika war die vornehmste dienende Kunst ihres Handels, über den sie also als über eine reiche Quelle ihres Gewinns viel raffinierten. Zum Unglück aber sind durch die Barbarei der Römer alle Bücher der Karthaginenser wie ihr Staat untergegangen; wir kennen die Nation nur aus Berichten ihrer Feinde und aus wenigen Trümmern, die uns kaum die Lage der alten berühmten Meereskönigin verraten. Das Hauptmoment Karthagos in der Weltgeschichte war leider sein Verhältnis gegen Rom; die Wölfin, die die Erde bezwingen sollte,

mußte sich zuerst im Kampf mit einem afrikanischen Schakal üben, bis sie solchen zuletzt elend vertilgte.

Ägypten

Wir kommen jetzt an das Land, das wegen seines Altertums, wegen seiner Künste und politischen Einrichtung wie ein Rätsel der Urwelt dasteht und auch die Erratungskunst der Forscher reichlich geübt hat, Ägypten. Die gewisseste Nachricht, die wir von ihm haben, geben uns seine Altertümer, jene ungeheure Pyramiden, Obelisken und Katakomben, jene Trümmer von Kanälen, Städten, Säulen und Tempeln, die mit ihren Bilderschriften noch jetzt das Erstaunen der Reisenden, die Wunder der Alten Welt sind. Welche Menschenmenge, welche Kunst und Verfassung, noch mehr aber welche sonderbare Denkart gehörte dazu, diese Felsen auszuhöhlen oder aufeinanderzuhäufen, Tiere nicht nur abzubilden und auszuhauen, sondern auch als Heiligtümer zu begraben, eine Felsenwüste zur Wohnung der Toten umzuschaffen und einen ägyptischen Priestergeist auf so tausendfältige Art im Stein zu verewigen! Alle diese Reliquien stehen oder liegen wie eine heilige Sphinx, wie ein großes Problem da, das Erklärung fodert.

Ein Teil dieser Werke, die zum Nutzen dienen oder gar der Gegend unentbehrlich sind, erklärt sich von

selbst: dergleichen sind die erstaunenswürdige Kanäle, Dämme und Katakomben. Die Kanäle dienten, den Nil auch in die entfernten Teile Ägyptens zu leiten, die jetzt durch den Verfall derselben eine tote Wüste sind. Die Dämme dienten zu Gründung der Städte in dem fruchtbaren Tal, das der Nil überschwemmet und das, als das eigentliche Herz Ägyptens, den ganzen Umfang des Landes nährt. Auch von den Totengrüften ist's wohl unleugbar, daß sie, außer den Religionsideen, welche die Ägypter damit verbanden, sehr viel zu der gesunden Luft dieses Reichs beigetragen und Krankheiten vorgebeugt haben, die sonst die Plage nasser und heißer Gegenden zu sein pflegen. Aber wozu das Ungeheure dieser Höhlen? Woher und wozu das Labyrinth, die Obeliskten, die Pyramiden? Woher der wunderbare Geschmack, der Sphinxen und Kolossen so mühsam verewigt hat? Sind die Ägypter aus dem Schlamm ihres Nils zur Originalnation der Welt entsprossen, oder, wenn sie anderswoher kamen, durch welche Veranlassungen und Triebe unterschieden sie sich so ganz von allen Völkern, die rings um sie wohnen?

Daß die Ägypter kein eingebornes Urvolk sind, zeigt, wie mich dünkt, schon die Naturgeschichte ihres Landes; denn nicht nur die alle Tradition, sondern jede vernünftige Geogonie saget es deutlich, daß das Oberägypten früher bewohnt gewesen und die

niedere Gegend eigentlich nur durch den Kunstfleiß der Menschen aus dem Schlamme des Nils gewonnen sei. Das uralte Ägypten war also auf der Thebaischen Höhe, wo auch die Residenz ihrer alten Könige lag; denn wenn die Bepflanzung des Landes auf dem Wege bei Suez geschehen wäre, so bliebe es unerklärlich, warum die uralten Könige Ägyptens die Thebaische Wüste zur Wohnung wählten. Folgen wir gegen- teils der Anpflanzung Ägyptens, wie sie uns vor Augen daliegt, so ergibt sich mit ihr zugleich die Ur- sache warum seine Bewohner auch der Kultur nach ein so ausgezeichnet sonderbares Volk werden konn- ten. Keine lieblichen Zirkassier waren sie nämlich, sondern wahrscheinlich ein südasiatisches Volk, das westwärts über das Rote Meer oder gar weiterhin her- kam und sich von Äthiopien aus allmählich über Ägypten verbreitete. Da es also an den Überschwem- mungen und Morästen des Nilstromes hier gleichsam die Grenze des Landes fand, was Wunder, daß es sich an diesen Felsen zuerst troglodytisch anbauete, mit der Zeit aber das ganze Ägypten durch seinen Fleiß gewann und mit dem Lande sich selbst kultivierte? Die Nachricht Diodors von ihrer südlichen Herkunft, ohngeachtet er sie mit manchen Fabeln seines Äthio- piens verbindet, ist nicht nur höchst wahrscheinlich, sondern auch der einzige Schlüssel zur Erklärung die- ses Volks und seiner wunderbaren Übereinstimmung

mit einigen entfernten ostasiatischen Völkern.

Da ich diese Hypothese hier nur sehr unvollständig ausführen könnte, so bleibe sie einem andern Ort; hier nutzen wir nur einige ihrer offenbaren Folgen zum Anblick des Volks in der Menschengeschichte. Ein stilles, fleißiges, gutmütiges Volk waren die Ägypter, welches ihre ganze Einrichtung, ihre Kunst und Religion beweiset. Kein Tempel, keine Bildsäule Ägyptens hat einen fröhlichen, leichten, griechischen Anblick; von diesem Zweck der Kunst hatten sie weder Begriff noch auf ihn Absicht. Die Mumien zeigen, daß die Bildung der Ägypter nicht schön war; nachdem sie also die menschliche Gestalt sahen, mußten sie solche bilden. Eingeschlossen in ihr Land, wie in ihre Religion und Verfassung, liebten sie das Fremde nicht, und da sie, ihrem Charakter gemäß, bei ihren Nachbildungen vorzüglich auf Treue und Genauigkeit sahen, da ihre ganze Kunst Handwerk, und zwar das religiöse Handwerk einer Geschlechtszunft war, wie sie denn auch größtenteils auf religiösen Begriffen beruhte, so war dabei durchaus an keine Abweichungen in jenes Land schöner Ideale zu denken, das ohne Naturvorbilder auch eigentlich nur ein Phantom ist.²⁰⁷ Dafür gingen sie mehr auf das Feste, Dauerhafte und Riesengroße oder auf eine Vollendung mit dem genauesten Kunstfleiß. In ihrer felsichten Weltgend waren ihre Tempel aus dem Begriff ungeheurer

Höhlen entstanden: sie mußten also auch in ihrer Bauart eine ungeheure Majestät lieben. Ihre Bildsäulen waren aus Mumien entstanden; sie hatten also auch den zusammengezogenen Stand der Füße und Hände, der durch sich selbst schon für seine Dauer sorget. Höhlen zu unterstützen, Begräbnisse abzusondern, dazu sind Säulen gemacht; und da die Baukunst der Ägypter vom Felsengewölbe ausging, sie aber bei ihren Gebäuden unsre Kunst zu wölben noch nicht verstanden, so ward die Säule, oft auch ein Koloß derselben, unentbehrlich. Die Wüste, die um sie war, das Totenreich, das aus Religionsideen um sie schwebte, machte auch ihre Bilder zu Mumiengestalten, bei denen nicht Handlung, sondern ewige Ruhe der Charakter war, auf welchen sie die Kunst stellte.

Über die Pyramiden und Obeliskten der Ägypter darf man sich, wie mich dünkt, noch weniger wundern. In allen Teilen der Welt, selbst in Otahiti, werden Pyramiden auf Gräbern errichtet, ein Zeichen nicht sowohl der Seelenunsterblichkeit als eines dauernden Andenkens auch nach dem Tode. Offenbar waren sie auf diesen Gräbern aus jenem rohen Steinhäufen entstanden, den man zum Denkmal einer Sache uralters bei mehreren Nationen aufhäufte; der rohe Steinhäufte formt sich selbst, damit er fester liege, zu einer Pyramide. Als die Kunst der Menschen, denen keine Veranlassung zum Denkmal so

nahe lag als das Begräbnis eines verehrten Toten, zu diesem allgemeinen Gebrauche hinzutrat, so verwandelte sich der Steinhaufe, der anfangs vielleicht den begrabenen Leichnam auch vor dem Aufscharren wilder Tiere schützen sollte, natürlich in eine Pyramide oder Ehrensäule, mit mehr oder minder Kunst errichtet. Daß nun die Ägypter in diesem Bau andere Völker übertrafen, hatte mit dem dauerhaftem Bau ihrer Tempel und Katakomben einerlei Ursach. Sie besaßen nämlich Steine gnug zu diesen Denkmalen, da das meiste Ägypten eigentlich ein Fels ist; sie hatten auch Hände gnug zum Bau derselben, da in ihrem fruchtbaren und volkreichen Lande der Nil für sie die Erde düngt und der Ackerbau ihnen wenige Mühe kostet, überdem lebten die alten Ägypter sehr mäßig: Tausende von Menschen, die an diesen Denkmalen jahrhundertlang wie Sklaven arbeiteten, waren so leicht zu unterhalten, daß es nur auf den Willen eines Königes ankam, gedankenlose Massen dieser Art zu errichten. Das Leben einzelner Menschen ward in jenen Zeiten anders als jetzo geschätzt, da ihre Namen nur in Zünften und Landstrichen berechnet wurden.

Leichter opferte man damals die nutzlose Mühe vieler Individuen dem Gedanken eines Beherrschers auf, der mit einer solchen Steinmasse sich selbst Unsterblichkeit erwerben und dem Wahn seiner Religion nach die abgeschiedene Seele in einem balsamierten Leichnam

festhalten wollte, bis mit der Zeit auch diese, wie so manche andre nutzlose Kunst, zum Wetteifer ward. Ein König ahmte den andern nach oder suchte ihn zu übertreffen, indes das gutmütige Volk seine Lebens-tage am Bau dieser Monumente verzehren mußte. So entstanden wahrscheinlich die Pyramiden und Obelis-ken Ägyptens; nur in den ältesten Zeiten wurden sie gebauet; denn die spätere Zeit und Jede Nation, die ein nützlicher Gewerbe treiben lernte, bauete keine Pyramiden mehr. Weit gefehlt also, daß Pyramiden ein Kennzeichen von der Glückseligkeit und wahren Aufklärung des alten Ägyptens sein sollten, sind sie ein unwidersprechliches Denkmal von dem Aberglau-ben und der Gedankenlosigkeit sowohl der Armen, die da baueten, als der Ehrgeizigen, die den Bau be-fahlen. Vergebens sucht ihr Geheimnisse unter den Pyramiden oder verborgene Weisheit an den Obelis-ken; denn wenn die Hieroglyphen der letztem auch entziffert würden, was würde, was könnte man an ihnen anders als etwa eine Chronik verstorbener Be-gebenheiten oder eine vergötternde Lobschrift ihrer Erbauer lesen? Und dennoch, was sind diese Massen gegen *ein* Gebürge, das die Natur baute?

Überhaupt läßt sich aus Hieroglyphen so wenig auf eine tiefe Weisheit der Ägypter schließen, daß sie vielmehr gerade das Gegenteil davon beweisen. Hie-roglyphen sind der erste rohe Kindesversuch des

menschlichen Verstandes, der Zeichen sucht, um seine Gedanken zu erklären; die rohesten Wilden in Amerika hatten Hieroglyphen, soviel als sie bedurften; denn konnten nicht jene Mexikaner sogar die ihnen unerhörteste Sache, die Ankunft der Spanier, in Hieroglyphen melden? Daß aber die Ägypter so lange bei dieser unvollkommenen Schrift blieben und sie Jahrhunderte hin mit ungeheurer Mühe auf Felsen und Wände malten: welche Armut von Ideen, welcher einen Stillstand des Verstandes zeigt dieses! Wie enge mußte der Kreis von Kenntnissen einer Nation und ihres weitläufigen gelehrten Ordens sein, der sich Jahrtausende durch an diesen Vögeln und Strichen begnügte! Denn ihr zweiter Hermes, der die Buchstaben erfand, kam sehr spät; auch war er kein Ägypter. Die Buchstabenschrift der Mumien ist nichts als die fremde phönicische Schriftart, vermischt mit hieroglyphischen Zeichen, die man also auch aller Wahrscheinlichkeit nach von handelnden Phönicern lernte. Die Sinesen selbst sind weiter gegangen als die Ägypter und haben aus ähnlichen Hieroglyphen sich wirkliche Gedankencharaktere erfunden, zu welchen, wie es scheint, diese nie gelangten. Dürfen wir uns also wundern, daß ein so schriftarmes und doch nicht ungeschicktes Volk sich in mechanischen Künsten hervor- tat? Der Weg zur wissenschaftlichen Literatur war ihnen durch die Hieroglyphen versperret, und so

mußte sich ihre Aufmerksamkeit desto mehr auf sinnliche Dinge richten. Das fruchtbare Niltal machte ihnen den Ackerbau leicht; jene periodischen Überschwemmungen, von denen ihre Wohlfahrt abhing, lehrten sie messen und rechnen. Das Jahr und die Jahreszeiten mußten doch endlich einer Nation geläufig werden, deren Leben und Wohlsein von einer einzigen Naturveränderung abhing, die, jährlich wiederholt, ihnen einen ewigen Landkalender machte.

Also auch die Natur- und Himmelsgeschichte, die man an diesem alten Volk rühmt: sie war ein ebenso natürliches Erzeugnis ihrer Erd- und Himmelsgegend. Eingeschlossen zwischen Bergen, Meeren und Wüsten, in einem engen fruchtbaren Tale, wo alles von *einer* Naturbegebenheit abhing und auf dieselbe zurückführte, wo Jahreszeiten und Ernte, Krankheiten und Winde, Insekten und Vögel sich nach einer und derselben Revolution, der Überschwemmung des Nils, fügten: hier sollte der ernste Ägypter und sein zahlreicher müßiger Priesterorden nicht endlich eine Art von Natur- und Himmelsgeschichte sammeln? Aus allen Weltteilen ist's bekannt, daß eingeschlossene sinnliche Völker die reichste, lebendigste Kenntnis ihres Landes haben, ob sie solche gleich nicht aus Büchern lernen. Was bei den Ägyptern die Hieroglyphen dazu tun konnten, war der Wissenschaft eher schädlich als nützlich. Die lebendige Bemerkung

ward mit ihnen nicht nur ein dunkles, sondern auch ein totes Bild, das den Fortgang des Menschenverstandes gewiß nicht förderte, sondern hemmte. Man hat viel darüber geredet, ob die Hieroglyphen Priestergeheimnisse enthalten haben, mich dünkt, jede Hieroglyphe enthalte ihrer Natur nach ein Geheimnis, und eine Reihe derselben, die eine geschlossene Zunft aufbewahrt, müsse für den großen Haufen notwendig ein Geheimnis werden, gesetzt auch, daß man ihm solche auf Weg und Stegen vorstellte. Er kann sich nicht einweihen lassen, selbige verstehen zu lernen; denn dies ist nicht sein Beruf, und selbst wird er ihre Bedeutung nicht finden. Daher der notwendige Mangel einer verbreiteten Aufklärung in jedem Lande, in jeder Zunft einer sogenannten Hieroglyphenweisheit, es mögen Priester oder Nichtpriester dieselbe lehren. Nicht jedem können und werden sie ihre Symbole entziffern, und was sich nicht durch sich selbst lernen läßt, bewahret sich leider seiner Natur nach als Geheimnis. Jede Hieroglyphenweisheit neuerer Zeiten ist also ein eigensinniger Riegel gegen alle freiere Aufklärung, weil in den ältern Zeiten selbst Hieroglyphik immer nur die unvollkommenste Schrift war. Unbillig ist die Forderung, etwas durch sich verstehen zu lernen, was auf tausenderlei Art gedeutet werden kann, und tötend die Mühe, die man auf willkürliche Zeichen, als wären sie notwendige ewige Sachen, wendet.

Daher ist Ägypten jederzeit ein Kind an Kenntnissen geblieben, weil es ein Kind in Andeutung derselben blieb, und für uns sind diese Kinderideen wahrscheinlich auf immer verloren.

Also auch an der Religion und Staatsweisheit der Ägypter können wir uns schwerlich etwas anders als die Stufe denken, die wir bei mehreren Völkern des hohen Altertums bisher bemerkt haben und bei den Nationen des östlichen Asiens zum Teil noch jetzt bemerken. Wäre es gar wahrscheinlich zu machen, daß mehrere Kenntnisse der Ägypter in ihrem Lande schwerlich erfunden sein möchten, daß sie vielmehr mit solchen, wie mit gegebenen Formeln und Prämissen, nur fortgerechnet und sie ihrem Lande bequem haben, so fiel ihr Kindesalter in allen diesen Wissenschaften noch mehr in die Augen. Daher vielleicht die langen Register ihrer Könige und Weltzeiten; daher ihre vielgedeuteten Geschichten vom Osiris, der Isis, dem Horus, Typhon u. f.; daher ein großer Vorrat ihrer heiligen Sagen. Die Hauptideen ihrer Religion haben sie mit mehreren Ländern des höheren Asiens gemein; hier sind sie nur nach der Naturgeschichte des Landes und dem Charakter des Volks in Hieroglyphen verkleidet. Die Grundzüge ihrer politischen Einrichtung sind andern Völkern auf gleicher Stufe der Kultur nicht fremde; nur daß sie hier im schönen Niltal ein eingeschlossenes Volk sehr ausarbeitete und

nach seiner Weise brauchte.²⁰⁸ Schwerlich würde Ägypten in den hohen Ruf seiner Weisheit gekommen sein, wenn nicht seine uns nähere Lage, die Trümmern seiner Altertümer, vorzüglich aber die Sagen der Griechen es dahin gebracht hätten.

Und eben diese Lage zeigt auch, welche Stelle es in der Reihe der Völker einnehme. Wenige Nationen sind von ihm entsprossen oder durch dasselbe kultiviert worden, so daß von jenen mir nur die Phönicier, von diesen die Juden und Griechen bekannt sind; ins innere Afrika weiß man nicht, wie weit sich ihr Einfluß verbreitet. Armes Ägypten, wie bist du jetzo verändert! Durch eine jahrtausendlange Verzweiflung elend und träge geworden, war es einst arbeitsam und duldend fleißig. Auf den Wink seiner Pharaonen spann es und webte, trug Steine und grub in den Bergen, trieb Künste und bauete das Land. Geduldig ließ es sich einschließen und zur Arbeit verteilen, war fruchtbar und erzog seine Kinder kärglich, scheuete die Fremden und genoß seines eingeschlossenen Landes. Seitdem es dies Land aufschloß oder Kambyses vielmehr sich selbst den Weg dahin bahnte, wurde es Jahrtausende hin Völkern nach Völkern zur Beute. Perser und Griechen, Römer, Byzantiner, Araber, Fatimiten, Kurden, Mamlucken und Türken plagten dasselbe nacheinander, und noch jetzt ist's ein trauriger Tummelplatz arabischer Streifereien und türkischer

Grausamkeiten in seiner schönen Weltgegend.

VI

Weitere Ideen zur Philosophie der Menschengeschichte

Nachdem wir abermals einen großen Strich menschlicher Begebenheiten und Einrichtungen vom Euphrat bis zum Nil, von Persepolis bis Karthago durchwandert haben, so lasset uns niedersitzen und zurückblicken auf unsre Reise.

Was ist das Hauptgesetz, das wir bei allen großen Erscheinungen der Geschichte bemerkten? Mich dünkt dieses: *daß allenthalben auf unserer Erde werde, was auf ihr werden kann, teils nach Lage und Bedürfnis des Orts, teils nach Umständen und Gelegenheiten der Zeit, teils nach dem angeboren oder sich erzeugenden Charakter der Völker.* Setzet lebendige Menschenkräfte in bestimmte Verhältnisse ihres Orts und Zeitmaßes auf der Erde, und es ereignen sich alle Veränderungen der Menschengeschichte. Hier kristallisieren sich Reiche und Staaten, dort lösen sie sich auf und gewinnen andre Gestalten: hier wird aus einer Nomadenhorde ein Babylon, dort aus einem bedrängten Ufervolk ein Tyrus; hier bildet in Afrika sich ein Ägypten, dort in der Wüste Arabiens ein Judenstaat, und das alles in *einer* Weltgegend, in

nachbarlicher Nähe gegeneinander. Nur Zeiten, nur Orte und Nationalcharaktere, kurz, das ganze Zusammenwirken lebendiger Kräfte in ihrer bestimmtesten Individualität entscheidet, wie über alle Erzeugungen der Natur, so über alle Ereignisse im Menschenreiche. Lasset uns dies herrschende Gesetz der Schöpfung in das Licht stellen, das ihm gebühret.

1. *Lebendige Menschenkräfte sind die Triebfeder der Menschengeschichte*, und da der Mensch seinen Ursprung von und in einem Geschlecht nimmt, so wird hiemit schon seine Bildung, Erziehung und Denkart genetisch. Daher jene sonderbaren Nationalcharaktere, die, den ältesten Völkern so tief eingepägt, sich in allen ihren Wirkungen auf der Erde unverkennbar zeichnen. Wie eine Quelle von dem Boden, auf dem sie sich sammlete, Bestandteile, Wirkungskräfte und Geschmack annimmt, so entsprang der alte Charakter der Völker aus Geschlechtszügen, der Himmelsgegend, der Lebensart und Erziehung, aus den frühen Geschäften und Taten, die diesem Volk eigen wurden. Tief drangen die Sitten der Väter ein und wurden des Geschlechts inniges Vorbild. Eine Probe davon möge die Denkart der Juden sein, die uns aus ihren Büchern und Beispielen am meisten bekannt ist: Im Lande der Väter wie in der Mitte andrer Nationen blieben sie, was sie waren, und sind sogar in der Vermischung mit andern Völkern einige

Geschlechter hinab kenntlich. Mit allen Völkern des Altertums, Ägyptern, Sinesen, Arabern, Hindus u. f., war es und ist's ein gleiches. Je eingeschlossener sie lebten, ja oft: je mehr sie bedrängt wurden, desto fester ward ihr Charakter; so daß, wenn jede dieser Nationen auf ihrer Stelle geblieben wäre, man die Erde als einen Garten ansehen könnte, wo hier diese, dort jene menschliche Nationalpflanze in ihrer eignen Bildung und Natur blühet, wo hier diese, dort jene Tiergattung, jede nach ihrem Triebe und Charakter, ihr Geschäft treibet.

Da aber die Menschen keine festgewurzelten Pflanzen sind, so konnten und mußten sie mit der Zeit, oft durch harte Zufälle des Hungers, Erdbebens, Krieges u. f., ihren Ort verändern und baueten sich in einer andern Gegend mehr oder minder anders an. Denn wenn sie gleich mit einer Hartnäckigkeit, die fast dem Instinkt der Tiere gleicht, bei den Sitten ihrer Väter blieben und ihre neuen Berge, Flüsse, Städte und Einrichtungen auch sogar mit Namen ihres Urlandes benannten, so war doch bei einer großen Veränderung der Luft und des Bodens ein ewiges Einerlei in allem nicht möglich. Hier also kam das verpflanzte Volk darauf, sich selbst ein Wespennest oder einen Ameisenhaufen zu bauen nach seiner Weise. Der Bau ward aus Ideen des Urlandes und ihres neuen Landes zusammengesetzt, und meistens heißt diese Einrichtung

die jugendliche Blüte der Völker. So richteten sich die vom Roten Meer gewichenen Phönicier an der mittelländischen Küste ein; so wollte Moses die Israeliten einrichten; so ist's mit mehreren Völkern Asiens gewesen: denn fast jede Nation der Erde ist früher oder später, länger oder kürzer, wenigstens *einmal* gewandert. Leicht zu erachten ist's, daß es hiebei sehr auf die Zeit ankam, wann diese Wanderung geschah, auf die Umstände, die solche bewirkten, auf die Länge des Weges, die Art von Kultur, mit der das Volk ausging, die Übereinstimmung oder Mißhelligkeit, die es in seinem neuen Lande antraf, u. f. Auch bei unvermischten Völkern wird daher die historische Rechnung bloß schon aus geographisch-politischen Gründen so verwickelt, daß es einen hypothesenfreien Geist erfordert, den Faden nicht zu verlieren. Am meisten verliert man ihn, wenn man irgendeinen Stamm der Völker zum Liebling annimmt und, was nicht er ist, verachtet. Der Geschichtschreiber der Menschheit muß, wie der Schöpfer unsres Geschlechts oder wie der Genius der Erde, unparteiisch sehen und leidenschaftlos richten. Dem Naturforscher, der zur Kenntnis und Ordnung aller Klassen seiner Reiche gelangen will, ist Rose und Distel, das Stink- und Faultier mit dem Elefanten gleich lieb; er untersucht das am meisten, wobei er am meisten lernet. Nun hat die Natur die ganze Erde ihren Menschenkindern gegeben und

auf solcher hervorkeimen lassen, was nach Ort, Zeit und Kraft irgend nur hervorkeimen konnte. Alles, was sein kann, ist; alles, was werden kann, wird, wo nicht heut, so morgen. Das Jahr der Natur ist lang; die Blüte ihrer Pflanzen ist so vielfach, als diese Gewächse selbst sind und die Elemente, die sie nähren. In Indien, Ägypten, Sina geschah, was sonst nie und nirgend auf der Erde geschehen wird; also in Kanaan, Griechenland, Rom, Karthago. Das Gesetz der Notwendigkeit und Konvenienz, das aus Kräften, Ort und Zeit zusammengesetzt ist, bringt überall andre Früchte.

2. Wenn's also vorzüglich darauf ankommt, *in welche Zeit und Gegend die Entstehung eines Reichs fiel, aus welchen Teilen es bestand und welche äußere Umstände es umgaben*, so sehen wir, liegt in diesen Zügen auch ein großer Teil von dieses Reiches Schicksal. Eine Monarchie, von Nomaden gebildet, die ihre Lebensart auch politisch fortsetzt, wird schwerlich von einer langen Dauer sein; sie zerstört und unterjocht, bis sie selbst zerstört wird; die Einnahme der Hauptstadt und oft der Tod eines Königs allein endet ihre ganze Räuberszene. So war's mit Babel und Ninive, mit Persepolis und Ekbatana; so ist's in Persien noch. Das Reich der Moguls in Indien hat fast sein Ende gefunden, und das Reich der Türken wird es finden, solange sie Chaldäer, d. i. fremde

Eroberer, bleiben und keinen sittlichem Grund ihres Regiments legen. Der Baum möge bis an den Himmel reichen und ganze Weltteile überschatten; hat er keine Wurzeln in der Erde, so vertilgt ihn oft ein Luftstoß. Er fället durch die List eines einzigen treulosen Sklaven oder durch die Axt eines kühnen Satrapen. Die alte und neue asiatische Geschichte ist dieser Revolutionen voll, daher auch die Philosophie der Staaten an ihnen wenig zu lernen findet. Despoten werden vom Thron gestoßen und Despoten darauf erhöht; das Reich hängt an der Person des Monarchen, an seinem Zelt, an seiner Krone; wer diese in seiner Gewalt hat, ist der neue Vater des Volks, d. i. der Anführer einer überwiegenden Räuberbande. Ein Nebukadnezar war dem ganzen Vorderasien furchtbar, und unter dem zweiten Erben lag sein unbefestigtes Reich im Staube. Drei Schlachten Alexanders machen dem Ungeheuern Perserreich ein völliges Ende.

Ganz anders ist's mit Staaten, die, aus ihrer Wurzel erwachsen, auf sich selbst ruhen; sie können überwältigt werden, aber die Nation dauret. So ist's mit Sina; man weiß, was den Überwindern daselbst die Einführung einer bloßen Sitte, des mongolischen Haarschrens, für Mühe gekostet habe. So mit den Brahmanen und Israeliten, die bloß ihr Cerimoniengeist von allen Völkern der Erde auf ewig sondert. So widerstand Ägypten lange der Vermischung mit andern Völkern;

und wie schwer ward's, die Phönicier auszurotten, bloß weil sie an dieser Stelle ein gewurzeltetes Volk waren! Wäre es dem Cyrus gelungen, ein Reich, wie Yao, Krischna, Moses, zu gründen, es lebte noch, obgleich zerstückelt, in allen seinen Gliedern.

Hieraus ergibt sich, warum die alten Staatsverfassungen so sehr auf Bildung der Sitten durch die Erziehung sahen, da von dieser Triebfeder ihre ganze innere Stärke abhing. Neuere Reiche sind auf Geld oder mechanische Staatskünste, Jene waren auf die ganze Denkart der Nation von Kindheit auf gebauet; und da es für die Kindheit keine wirksamere Triebfeder als Religion gibt, so waren die meisten alten, insonderheit asiatischen Staaten mehr oder minder theokratisch. Ich weiß, wie sehr man diesen Namen hasse, dem man größtenteils alles Übel zuschreibt, das je die Menschheit gedrückt hat; auch werde ich keinem seiner Mißbräuche das Wort reden. Aber das ist zugleich wahr, daß diese Regierungsform der Kindheit unsres Geschlechts nicht nur angemessen, sondern auch notwendig gewesen, sonst hätte sie sich gewiß nicht so weit erstreckt und so lange erhalten. Von Ägypten bis Sina, ja beinahe in allen Ländern der Erde hat sie geherrscht, so daß Griechenland das erste Land war, das seine Gesetzgebung allmählich von der Religion trennte. Und da eine Jede Religion politisch um soviel mehr wirkt, je mehr die Gegenstände derselben, ihre

Götter und Helden, mit allen ihren Taten Einheimische waren, so sehen wir, daß jede alte, festgewurzelte Nation sogar ihre Kosmogonie und Mythologie dem Lande zugeeignet hatte, das sie bewohnte. Die einzigen Israeliten zeichnen sich auch darin von allen ihren Nachbarn aus, daß sie weder die Schöpfung der Welt noch des Menschen ihrem Lande zudichten. Ihr Gesetzgeber war ein aufgeklärter Fremdling, der das Land ihres künftigen Besitzes nicht erreichte; ihre Vorfahren hatten anderswo gelebt, ihr Gesetz war außerhalb des Landes gegeben. Wahrscheinlich trug dies nachher mit dazu bei, daß die Juden, wie beinahe keine der alten Nationen, sich auch außer ihrem Lande so wohl behalfen. Der Brahmane, der Sineser kann außer seinem Lande nicht leben; und da der mosaische Jude eigentlich nur ein Geschöpf Palästinas ist, so dürfte es außer Palästina keinen Juden mehr geben.

3. Endlich sehen wir aus dem ganzen Erdstrich, den wir durchwandert haben, *wie hinfällig alles Menschenwerk, ja wie drückend auch die beste Einrichtung in wenigen Geschlechtern werde*. Die Pflanze blühet und blühet ab; eure Väter starben und verwesen; euer Tempel zerfällt; dein Orakelzelt, deine Gesetztafeln sind nicht mehr; das ewige Band der Menschen, die Sprache selbst veraltet; wie? und *eine Menschenverfassung, eine politische oder*

Religionseinrichtung, die doch nur auf diese Stücke gebauet sein kann, sie sollte, sie wollte ewig dauern? So würden dem Flügel der Zeit Ketten angelegt und der rollende Erdball zu einer trägen Eisscholle über dem Abgrunde. Wie wäre es uns, wenn wir noch jetzt den König Salomo seine 22000 Ochs und 120000 Schafe an *einem* Fest opfern sähen, oder die Königin aus Saba ihn zu ernenn Gastmahl in Rätseln besuchte? Was würden wir von aller Ägypterweisheit sagen, wenn der Ochs Apis und die heilige Katze und der heilige Bock uns im prächtigsten Tempel gezeigt würden? Eben also ist's mit den drückenden Gebräuchen der Brahmanen, dem Aberglauben der Parsen, den leeren Anmaßungen der Juden, dem ungereimten Stolz der Sinesen und was sich sonst irgendwo auf uralte Menscheneinrichtungen vor dreitausend Jahren stützen möge. Zoroasters Lehre möge ein ruhmwürdiger Versuch gewesen sein, die Übel der Welt zu erklären und seine Genossen zu allen Werken des Lichts aufzumuntern: was ist diese Theodizee jetzt, auch nur in den Augen eines Mahomedaners? Die Seelenwanderung der Brahmanen möge als ein jugendlicher Traum der menschlichen Einbildungskraft gelten, der unsterbliche Seelen im Kreise der Sichtbarkeit versorgen will und an diesen gutgemeinten Wahn moralische Begriffe knüpft; was ist sie aber als ein vernunftloses heiliges Gesetz mit ihren tausend

Anhängen von Gebräuchen und Satzungen worden? Die Tradition ist eine an sich vortreffliche, unserm Geschlecht unentbehrliche Naturordnung; sobald sie aber sowohl in praktischen Staatsanstalten als im Unterricht alle Denkkraft fesselt, allen Fortgang der Menschenvernunft und Verbesserung nach neuen Umständen und Zeiten hindert, so ist sie das wahre Opium des Geistes sowohl für Staaten als Sekten und einzelne Menschen. Das große Asien, die Mutter aller Aufklärung unsrer bewohnten Erde, hat von diesem süßen Gift viel gekostet und andern zu kosten gegeben. Große Staaten und Sekten in ihm schlafen, wie nach der Fabel der heilige Johannes in seinem Grabe schläft; er atmet sanft, aber seit fast zweitausend Jahren ist er gestorben und harret schlummernd, bis sein Erwecker kommt.

Dreizehntes Buch

Mit dem Bedauern eines Wanderers, der ein Land verlassen muß, ohne daß er's nach seinen Wünschen kennenlernte, verlasse ich Asien. Wie wenig ist's, was wir von ihm wissen, und meistens aus wie späten Zeiten, aus wie unsichern Händen! Das östliche Asien ist uns nur neulich durch religiöse oder politische Parteien bekannt und durch gelehrte Parteien in Europa zum Teil so verwirret worden, daß wir in große Strecken desselben noch wie in ein Fabelland blicken. Im Vorderasien und dem ihm nachbarlichen Ägypten erscheint uns aus der ältern Zeit alles wie eine Trümmer oder wie ein verschwundener Traum; was uns aus Nachrichten bekannt ist, wissen wir nur aus dem Munde flüchtiger Griechen, die für das hohe Altertum dieser Staaten teils zu jung, teils von zu fremder Denkart waren und nur das ergriffen, was zu ihnen gehörte. Die Archive Babylons, Phöniens und Karthago sind nicht mehr; Ägypten war abgeblühet, fast ehe Griechen sein Inneres betraten; also schrumpft alles in wenige, verwelkte Blätter zusammen, die Sagen aus Sagen enthalten, Bruchstücke der Geschichte, ein Traum der Vorwelt.

Bei Griechenland klärt sich der Morgen auf, und wir schiffen ihm froh entgegen. Die Einwohner dieses

Landes bekamen in Vergleichung mit andern Nationen frühe Schrift und fanden in den meisten ihrer Verfassungen Triebfedern, ihre Sprache von der Poesie zur Prose und in dieser zur Philosophie und Geschichte herabzuführen. Die Philosophie der Geschichte sieht also Griechenland für ihre Geburtsstätte an; sie hat in ihm auch eine schöne Jugend durchlebt. Schon der fabelnde Homer beschreibt die Sitten mehrerer Völker, soweit seine Kenntniss reichte; die Sänger der Argonauten, deren Nachhall übrig ist, erstrecken sich in eine andre, merkwürdige Gegend. Als späterhin die eigentliche Geschichte sich von der Poesie loswand, bereisete Herodot mehrere Länder und trug mit löblich kindischer Neugierde zusammen, was er sah und hörte. Die spätem Geschichtschreiber der Griechen, ob sie sich gleich eigentlich auf ihr Land einschränkten, mußten dennoch auch manches von andern Ländern melden, mit denen ihr Volk in Verbindung kam; so erweiterte sich endlich, insonderheit durch Alexanders Züge, allmählich die Welt. Mit Rom, dem die Griechen nicht nur zu Führern in der Geschichte, sondern auch selbst zu Geschichtschreibern dienten, erweitert sie sich noch mehr, so daß Diodor von Sizilien, ein Grieche, und Trogus, ein Römer, ihre Materialien bereits zu einer Art von Weltgeschichte zusammenzutragen wagten. Wir freuen uns also, daß wir endlich zu einem Volk gelangen, dessen Ursprung

zwar auch im Dunkel begraben, dessen erste Zeiten ungewiß, dessen schönste Werke sowohl der Kunst als der Schrift größtenteils auch von der Wut der Völker oder vom Moder der Zeiten vertilgt sind, von dem aber dennoch herrliche Denkmale zu uns reden. Sie reden mit dem philosophischen Geist zu uns, dessen Humanität ich meinem Versuch über sie vergebens einzuhauchen strebe. Ich möchte, wie ein Dichter, den weithinsehenden Apoll und die Töchter des Gedächtnisses, die alleswissenden Musen, anrufen; aber der Geist der Forschung sei mein Apoll und die parteilose Wahrheit meine belehrende Muse.

I

Griechenlands Lage und Bevölkerung

Das dreifache Griechenland, von dem wir reden, ist ein meerumgebenes Busen- und Küstenland oder gar ein Sund von Inseln. Es liegt in einer Weltgegend, in der es aus mehreren Erdstrichen nicht nur Bewohner, sondern auch gar bald Keime der Kultur empfangen konnte; seine Lage also und der Charakter des Volks, der sich durch frühe Unternehmungen und Revolutionen, dieser Gegend gemäß bildete, brachte gar bald eine innere Zirkulation der Ideen und eine äußere Wirksamkeit zuwege, die den Nationen des großen festen Weltteils von der Natur versagt war. Endlich die Zeit, in welche die Kultur Griechenlandes traf, die Stufe der Bildung, auf der damals nicht nur die umherwohnenden Völker standen, sondern der gesamte Menschenggeist lebte: alles dies trug dazu bei die Griechen zu dem Volk zu machen, das sie einst waren, jetzt nicht mehr sind und nie mehr sein werden. Lasset uns dies schöne Problem der Geschichte näher betrachten; die Data desselben, insonderheit durch den Fleiß deutscher Gelehrten bearbeitet, liegen beinahe bis zur Auflösung vor uns.

Ein eingeschränktes Volk, das fern von der

Seeküste und dem Umgange anderer Nationen zwischen Bergen wohnt, ein Volk, das seine Aufklärung nur von *einem* Ort her erhielt und, je früher es diese annahm, dieselbe durch eherne Gesetze um so fester machte, eine solche Nation mag viele Eigenheit an Charakter erhalten und sich lange darin bewahren; es fehlt aber viel, daß dieser beschränkte Idiotismus ihr jene nützliche Vielseitigkeit gebe, die nur durch tätige Konkurrenz mit andern Nationen erlangt werden konnte. Beispiele davon sind nebst Ägypten alle asiatischen Länder. Hätte die Kraft, die unsre Erde baute, ihren Bergen und Meeren eine andre Gestalt, und das große Schicksal, das die Grenzen der Völker setzte, ihnen einen andren Ursprung als von den asiatischen Gebürgen gegeben; hätte das östliche Asien früheren Seehandel und ein Mittelländisches Meer bekommen, das es jetzt, seiner Lage nach, nicht hat: der ganze Gang der Kultur wäre verändert. Jetzt ging dieser nach Westen hinab, weil er sich ostwärts weder ausbreiten noch wenden konnte.

Betrachten wir die Geschichte der Inseln und Sundländer, wie und wo sie auch in der Welt liegen, so finden wir, daß, je glücklicher ihre Bepflanzung, je leichter und vielfacher der Kreislauf von Tätigkeit war, der auf ihnen in Gang gesetzt werden konnte, endlich in je eine vorteilhaftere Zeit oder Weltlage die Rolle ihrer Wirksamkeit fiel, desto mehr haben sich

solche Inseln- oder Küstenbewohner vor den Geschöpfen des ebenen Landes ausgezeichnet. Trotz aller angeborenen Gaben und erworbenen Geschicklichkeiten blieb auf diesem der Hirt ein Hirt, der Jäger ein Jäger; selbst der Ackermann und Künstler waren wie Pflanzen an einen engen Boden befestigt. Man vergleiche England mit Deutschland: die Engländer sind Deutsche, ja bis auf die spätesten Zeiten haben Deutsche den Engländern in den größten Dingen vorgearbeitet. Weil aber jenes Land als eine Insel von frühen Zeiten in manche größere Tätigkeit eines Allgemein-geistes kam, so konnte dieser Geist auf ihr sich besser ausarbeiten und ungestörter zu einer Konsistenz gelangen, die dem bedrängten Mittellande versagt war. Bei den Inseln der Dänen, bei den Küsten Italiens, Spaniens, Frankreichs, nicht minder der Niederlande und Norddeutschlands werden wir ein gleiches Verhältnis gewahr, wenn wir sie mit den innern Gegenden des europäischen Slawen- und Scythenlandes, mit Rußland, Polen, Ungarn, vergleichen. In allen Meeren haben die Reisenden gefunden, daß sich auf Inseln, Halbinseln oder Küsten von glücklicher Lage eine Bestrehsamkeit und freiere Kultur erzeugt hatte, die sich unter dem Druck einförmiger, alter Gesetze des testen Landes nicht erzeugen konnte.²⁰⁹ Man lese die Beschreibungen der Societäts- und Freundschaftsin-seln; trotz ihrer Entfernung von der ganzen

bewohnten Welt haben sie sich bis auf Putz und Üppigkeit zu einer Art von Griechenland gebildet. Selbst in manchen einzelnen Inseln des offenen Meers trafen die ersten Reisenden eine Milde und Gefälligkeit an, die man bei den Nationen des innern Landes vergebens suchte. Allenthalben sehen wir also das große Gesetz der Menschennatur, daß, wo sich Tätigkeit und Ruhe, Geselligkeit und Entfernung, freiwillige Betriebsamkeit und Genuß derselben auf eine schöne Weise gatten, auch ein Kreislauf befördert werde, der dem Geschlecht selbst sowohl als allen ihm nahenden Geschlechtern hold ist. Nichts ist der menschlichen Gesundheit schädlicher als Stockung ihrer Säfte; in den despotischen Staaten von alter Einrichtung ist diese Stockung unvermeidlich; daher sie meistens auch, falls sie nicht schnell aufgerieben werden, bei lebendem Leibe ihres langsamen Todes sterben. Wo hingegen durch die Natur des Landes die Staaten sich klein und die Einwohner in der gesunden Regsamkeit erhalten, die ihnen z.B. das geteilte See- und Landleben vorzüglich gibt, da dürfen nur günstige Umstände hinzukommen, und sie werden ein gebildetes, berühmtes Volk werden. So war, anderer Gegenden zu geschweigen, unter den Griechen selbst die Insel Kreta das erste Land, das eine Gesetzgebung zum Muster aller Republiken des festen Landes hervorbrachte; ja die meisten und berühmtesten von diesen

waren Küstenländer. Nicht ohne Ursache haben daher die Alten ihre glücklichen Wohnungen auf Inseln gesetzt, wahrscheinlich weil sie auf ihnen die meisten freien, glücklichen Völker fanden.

Wenden wir dies alles auf Griechenland an, wie natürlich mußte sich sein Volk von den Einwohnern des höheren Gebürges unterscheiden! Durch eine kleine Meerenge war Thracien von Kleinasien getrennt und dies nationenreiche, fruchtbare Land längst seiner westlichen Küste durch einen inselvollen Sund mit Griechenland verbunden. Der Hellespont, könnte man sagen, war nur dazu durchbrochen und das Ägäische Meer mit seinen Inseln zwischengeworfen, damit der Übergang eine leichte Mühe und in dem busenreichen Griechenlande eine beständige Wanderung und Zirkulation würde. Von den ältesten Zeiten an finden wir daher die zahlreichen Völker dieser Küsten auf der See wandernd: Kretenser, Lydier, Pelasger, Thracier, Rhodier, Phrygier, Zyprier, Milesier, Karier, Lesbier, Phokäer, Samier, Spartaner, Naxier, Ereträer und Ägineten folgten schon vor Xerxes' Zeilen einander in der Herrschaft des Meeres²¹⁰; und lange vor diesen Seemächten fanden sich auf demselben Seeräuber, Kolonien, Abenteurer, so daß es beinahe kein griechisches Volk gibt, das nicht, oft mehr als einmal, gewandert habe. Von allen Zeiten an ist hier alles in Bewegung, von den Küsten Kleinasiens bis nach Italien,

Sizilien, Frankreich; kein europäisches Volk hat einen weitem, schönern Weltstrich als diese Griechen bepflanzt. Nichts anders will man auch, wenn man das schöne Klima der Griechen nennt, sagen. Käme es dabei bloß auf träge Wohnplätze der Fruchtbarkeit in wasserreichen Tälern oder auf Auen überschwemmender Ströme an: wie manches schönere Klima würde sich in den andern drei Weltteilen finden, das doch nie Griechen hervorgebracht hat!²¹¹ Eine Reihe von Küsten aber, die im Lauf der Kultur für die Betriebbarkeit kleiner Staaten unter einer so günstigen Aura lägen wie diese ionischen, griechischen und großgriechischen Küsten, findet man sonst nirgend auf der Erde.

Wir dürfen daher auch nicht lange fragen, woher dem Lande der Griechen seine ersten Bewohner kamen. Pelasger heißen sie, Ankömmlinge, die sich auch in dieser Entfernung noch als Brüder der Völker jenseit des Meers, d. i. Kleinasiens, erkannten. Es wäre eine grundlose Mühe, alle die Züge herzuzählen, wie über Thracien oder über den Hellespont und Sund west- und südwärts die Völker dahingesteuert und sich, geschützt von den nordischen Gebürgen, allmählich über Griechenland verbreitet haben. Ein Stamm folgte dem andern, ein Stamm verdrängte den andern; Hellenen brachten den alten Pelasgern neue Kultur, so wie sich mit der Zeit griechische Kolonien wieder an

die asiatischen Ufer verpflanzten. Günstig genug für die Griechen, daß sie eine so schöne Halbinsel des großen festen Landes sich nahe zur Seite hatten, auf welcher die meisten Völker nicht nur *eines* Stammes, sondern auch von früher Kultur waren.²¹² Dadurch bekam nicht nur ihre Sprache jene Originalität und Einheit, die sie als ein Gemisch vieler Zungen nie würde erhalten haben; auch die Nation selbst nahm an dem sittlichen Zustande ihrer benachbarten Stammvölker teil und kam bald mit denselben in mannigfaltige Verhältnisse des Krieges und des Friedens. Kleinasien also ist die Mutter Griechenlandes, sowohl in seiner Anpflanzung als den Hauptzügen seiner frühesten Bildung; dagegen es auf die Küsten seines Mutterlandes wiederum Kolonien sandte und in ihnen eine zweite, schönere Kultur erlebte.

Leider aber, daß uns auch von der asiatischen Halbinsel aus der frühesten Zeit so wenig bekannt ist! Das Reich der Trojer kennen wir nur aus Homer, und so hoch er als Dichter seine Landesleute über jene erhebt, so ist doch selbst bei ihm der blühende Zustand des trojanischen Reichs auch in Künsten und sogar in der Pracht unverkennbar. Desgleichen sind die Phrygier ein altes frühegebildetes Volk, dessen Religion und Sagen auf die älteste Mythologie der Griechen unstreitig gewirkt haben. So späterhin die Karier, die sich selbst Brüder der Mysier und Lydier nannten und

mit den Pelasgern und Lelegern eines Stammes waren: sie legten sich frühe auf die Schifffahrt, welche damals Seeräuberei war, da die gesittetem Lydier sogar die Erfindung des geprägten Geldes als eines Mittels der Handlung mit den Phöniciern teilen. Keinem von diesen Völkern also, sowenig als den Mysiern und Thraciern, hat es an früher Kultur gefehlt, und bei einer guten Verpflanzung konnten sie Griechen werden.

Der erste Sitz der griechischen Musen war gegen Thracien zu, nordöstlich. Aus Thracien kam Orpheus, der den verwilderten Pelasgern zuerst ein menschliches Leben gab und Jene Religionsgebräuche einführte, die so weit umher und so lange galten. Die ersten Berge der Musen waren Thessaliens Berge, der Olympus, Helikon, Parnassus, Pindus: hier (sagt der feinste Forscher der griechischen Geschichte²¹³), hier war der älteste Sitz ihrer Religion, Weltweisheit, Musik und Dichtkunst. Hier lebten die ersten griechischen Barden; hier bildeten sich die ersten gesitteten Gesellschaften; die Lyra und Kithara ward hier erfunden, und allem, was nachher der Geist der Griechen ausschuf, die erste Gestalt angebildet. In Thessalien und Böötien, die in spätem Zeiten durch Geistesarbeiten sich so wenig hervorgetan haben, ist kein Quell, kein Fluß, kein Hügel, kein Hain, der nicht durch Dichtungen bekannt und in ihnen verewigt wäre. Hier

floß der Peneus, hier war das angenehme Tempe, hier wandelte Apoll als Schäfer, und die Riesen türmten ihre Berge. Am Fuß des Helikons lernte noch Hesiodus seine Sagen aus dem Munde der Musen; kurz, hier hat sich zuerst die griechische Kultur einheimisch gebildet, so wie auch von hier aus durch die Stämme der Hellenen die reinere griechische Sprache in ihren Hauptdialekten ausging.

Notwendig aber entstand mit der Folge der Zeiten auf so verschiedenen Küsten und Inseln, bei so manchen Wanderungen und Abenteuern eine Reihe anderer Sagen, die sich ebenfalls durch Dichter im Gebiet der griechischen Muse festsetzten. Beinahe jedes kleine Gebiet, jeder berühmte Stamm trug seine Vorfahren oder Nationalgottheiten in dasselbe, und diese Verschiedenheit, die ein undurchschaulicher Wald wäre, wenn wir die griechische Mythologie als eine Dogmatik behandeln müßten, eben sie brachte aus dem Leben und Weben der Stämme auch Leben ins Gebiet der Nationaldenkart. Nur aus so vielartigen Wurzeln und Keimen konnte jener schöne Garten aufblühen, der selbst in der Gesetzgebung mit der Zeit die mannigfaltigsten Früchte brachte. Im vielgeteilten Lande schützte diesen Stamm sein Tal, jenen seine Küste und Insel, und so erwuchs aus der langen jugendlichen Regsamkeit zerstreuter Stämme und Königreiche die große freie Denkart der griechischen Muse. Von

keinem Allgemeinherrscher war ihnen Kultur aufgezungen worden; durch den Klang der Leier bei heiligen Gebräuchen, Spielen und Tänzen, durch selbsterfundene Wissenschaften und Künste, am meisten endlich durch den vielfachen Umgang untereinander und mit andern Völkern nahmen sie freiwillig, jetzt dieser, jetzt jener Strich, Sittlichkeit und Gesetze an: auch im Gange zur Kultur also ein griechisches Freivolk. Daß hiezu, wie in Theben, auch phönicische und, wie in Attika, ägyptische Kolonien beigetragen haben, ist außer Zweifel, obgleich durch diese Völker glücklicherweise weder der Hauptstamm der griechischen Nation noch ihre Denkart und Sprache gebildet wurde. Ein ägyptisch-kananitisches Volk sollten die Griechen, dank ihrer Abstammung, Lebensart und einländischen Muse, nicht werden.

II

Griechenlandes Sprache, Mythologie und Dichtkunst

Wir kommen zu Gegenständen, die Jahrtausende schon das Vergnügen des feineren Menschengeschlechts waren und, wie ich hoffe, es immerhin sein werden. Die griechische Sprache ist die gebildetste der Welt, die griechische Mythologie die reichste und schönste auf der Erde, die griechische Dichtkunst endlich vielleicht die vollkommenste ihrer Art, wenn man sie ort- und zeitmäßig betrachtet. Wer gab nun diesen einst rohen Stämmen eine solche Sprache, Poesie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab sie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

Von rohen Anfängen ging die griechische Sprache aus; aber diese Anfänge enthielten schon Keime zu dem, was aus ihr werden sollte und werden konnte. Sie war kein Hieroglyphenmachwerk, keine Reihe hervorgestoßener einzelner Silben, wie die Sprachen jenseit der mongolischen Berge. Biagsamere, leichtere Organe brachten unter den Völkern des Kaukasus eine leichtere Modulation hervor, die von der geselligen Liebe zur Tonkunst gar bald in Form gebracht

werden konnte. Sanfter wurden die Worte gebunden, die Töne zum Rhythmus geordnet; die Sprache floß in einen volleren Strom, die Bilder derselben in eine angenehme Harmonie; sie stiegen sogar zum Wohllaut eines Tanzes. Und so ward jenes einzige Gepräge der griechischen Sprache, das nicht von stummen Gesetzen erpreßt, das durch Musik und Tanz, durch Gesang und Geschichte, endlich durch den plauderhaften freien Umgang vieler Stämme und Kolonien wie eine lebendige Form der Natur entstanden war. Die nordischen Völker Europas hatten bei ihrer Bildung dies Glück nicht. Da ihnen durch fremde Gesetze und durch eine gesanglose Religion ausländische Sitten gegeben wurden, so verstümmele auch ihre Sprache. Die deutsche z.B. hat unstreitig viel von ihrer innern Biagsamkeit, von ihrer bestimmtem Zeichnung in der Flexion der Worte, ja noch mehr von jenem lebendigen Schall verloren, den sie unter günstigem Himmelsstrichen ehemals hatte. Einst war sie eine nahe Schwester der griechischen Sprache, und jetzt, wie fernab von dieser ist sie gebildet! Keine Sprache jenseit des Ganges hat die Biagsamkeit und den sanften Fortfluß der griechischen. Mundart, kein aramäischer Dialekt diesseit des Euphrats hatte ihn in seinen alten Gestalten. Nur die griechische Sprache ist wie durch Gesang entstanden: denn Gesang und Dichtkunst und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat sie zur

Musensprache der Welt gebildet. So selten sich nun jene Umstände der Griechenkultur wieder zusammenfinden werden, sowenig das Menschengeschlecht in seine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Musäus und Linus oder einen Homer und Hesiodus mit allem, was sie begleitete, von den Toten zurückführen kann, sowenig ist die Genesis einer griechischen Sprache in unsern Zeiten selbst für diese Gegenden möglich.

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verschiedener Gegenden zusammen, die Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern oder die ersten Versuche denkender Köpfe waren, sich die Wunder der Welt zu erklären und der menschlichen Gesellschaft Gestalt zu geben.²¹⁴ So unecht und neugeformt unsre Hymnen des alten Orpheus sein mögen, so sind sie immer doch Nachbilder von jenen lebendigen Anbetungen und Grüßen an die Natur, die alle Völker auf der ersten Stufe der Bildung lieben. Der rohe Jäger spricht seinen gefürchteten Bär²¹⁵, der Neger seinen heiligen Fetsch, der persische Mobed seine Naturgeister und Elemente beinah auf orphische Weise an; nur, wie ist der orphische Naturhymnus bloß und allein schon durch die griechischen Worte und Bilder gereinigt und veredelt! Und wie angenehm leichter wurde die griechische Mythologie, da sie mit der Zeit auch in den Hymnen selbst die

Fesseln bloßer Beiworte abwarf und dafür, wie in den Homerischen Gesängen, Fabeln der Götter erzählte! Auch in den Kosmogonien zog man mit der Zeit die alten, harten Ursagen näher zusammen und sang dafür menschliche Helden und Stammväter, die man dicht an jene und an die Gestalten der Götter knüpfte.

Glücklicherweise hatten die alten Theogonienerzähler in die Stammtafeln ihrer Götter und Helden so treffende, schöne Allegorien, oft nur mit *einem* Wort ihrer holden Sprache, gebracht, daß, wenn die späteren Weisen die Bedeutung derselben nur ausspinnen und ihre feinern Ideen daran knüpfen wollten, ein neues schönes Gewebe ward. Daher verließen selbst die epischen Sänger mit der Zeit ihre oft gebrauchten Sagen von Göttererzeugungen, Himmelsstürmern, Taten des Herkules u. f. und sangen dafür menschliche Gegenstände zum menschlichen Gebrauche.

Vor allen ist unter diesen Homer berühmt, der Vater aller griechischen Dichter und Weisen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schicksal wurden seine zerstreueten Gesänge zu rechter Zeit gesammelt und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerstörbarer Palast der Götter und Helden auch nach Jahrtausenden glänzet. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären strebt, so hat man sich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären²¹⁶, der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher

Sänger der ionischen Küste. So manche seiner Art mögen untergegangen sein, die ihm teilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebet. Man hat ihm Tempel gebaut und ihn als einen menschlichen Gott verehret; die größte Verehrung indes ist die bleibende Wirkung, die er auf seine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu schätzen vermögen. Zwar sind die Gegenstände, die er besingt, Kleinigkeiten nach unsrer Weise; seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine andre, als die ihm die Sage seiner und der vergangenen Zeiten darbot; ebenso eingeschränkt ist auch seine Natur- und Erdkenntnis, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestregte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt und jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte eingehaucht, mit seinen Gesängen gleich ewig lebet: sie sind's, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum Einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden

unsterblich sein kann.

Notwendig hatte Homer auf die Griechen eine andre Wirkung, als er auf uns haben kann, von denen er so oft eine erzwungene kalte Bewunderung oder gar eine kalte Verachtung zum Lohn hat; bei den Griechen nicht also. Ihnen sang er in einer lebendigen Sprache, völlig noch ungebunden von dem, was man in spätem Zeiten Dialekte nannte; er sang ihnen die Taten der Vorfahren mit Patriotismus gegen die Fremden und nannte ihnen dabei Geschlechter, Stämme, Verfassungen und Gegenden, die ihnen teils als ihr Eigentum vor Augen waren, teils in der Erinnerung ihres Ahnenstolzes lebten. Also war ihnen Homer in mehrerem Betracht ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielseitigsten Nationalweisheit. Die spätem Dichter folgten ihm: die tragischen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorien, Beispiele und Sentenzen; jeder erste Schriftsteller einer neuen Gattung nahm am Kunstgebäude seines Werkes zu dem seinigem das Vorbild, also daß Homer gar bald das Panier des griechischen Geschmacks ward und bei schwachem Köpfen die Regel aller menschlichen Weisheit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt, und keine Äneis würde ohne ihn da sein. Noch mehr hat auch er die neueren Völker Europas aus der Barbarei gezogen: so mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genossen, und der arbeitende sowohl als der

betrachtende Mann Regeln des Geschmacks und der Menschenkenntnis aus ihm gezogen. Indessen ist's ebenso unleugbar, daß, wie jeder große Mann durch eine übertriebne Bewunderung seiner Gaben Mißbrauch stiftete, auch der gute Homer davon nicht freigesewesen, so daß *er* sich selbst am meisten wundern würde, wenn er, wiedererscheinend, sähe, was man zu jeder Zeit aus ihm gemacht hat. Unter den Griechen hielt er die Fabel länger und fester, als sie ohne ihn wahrscheinlich gedauret hätte: Rhapsodisten sangen ihn her, kalte Dichterlinge ahmten ihn nach, und der Enthusiasmus für den Homer ward unter den Griechen endlich eine so kahle, süße, zugespitzte Kunst, als er's kaum irgend für einen Dichter unter einem andern Volk gewesen. Die zahllosen Werke der Grammatiker über ihn sind meistens verloren, sonst würden wir auch an ihnen die unselige Mühe sehen, die Gott den spätem Geschlechtern der Menschen durch jeden überwiegenden Geist auflegt; denn sind nicht auch in den neuern Zeiten Beispiele gnug von der falschen Bearbeitung und Anwendung Homers vorhanden? Das bleibt indessen immer gewiß, daß ein Geist wie er in den Zeiten, in denen er lebte, und für die Nation, der er gesammelt ward, ein Geschenk der Bildung sei, dessen sich schwerlich ein anderes Volk rühmen könnte. Kein Morgenländer besitzt einen Homer; keinem europäischen Volk ist zur rechten Zeit in seiner

Jugendblüte ein Dichter wie *er* erschienen. Selbst Oasian war es seinen Schotten nicht, und ob je das Schicksal einen zweiten Glückswurf tun werde, dem Sunde neugriechischer Freundschafts-Inseln einen Homer zu geben, der sie so hoch wie sein alter Zwilingsbruder führe: darüber trage man das Schicksal.

Da also einmal die griechische Kultur von Mythologie, Dichtkunst und Musik ausging, so ist's nicht zu verwundern, daß der Geschmack, daran ein Hauptstrich ihres Charakters geblieben, der auch ihre ernsthaftesten Schriften und Anstalten bezeichnet. Unsern Sitten ist's fremde, daß die Griechen von der Musik als dem Hauptstück der Erziehung reden, daß sie solche als ein großes Werkzeug des Staats behandeln und dem Verfall derselben die wichtigsten Folgen zuschreiben. Noch sonderbarer scheinen uns die Lobsprüche, die sie dem Tanz, der Gebärden- und Schauspielkunst als natürlichen Schwestern der Poesie und Weisheit so begeistert und fast entzückt geben. Manche, die diese Lobsprüche lasen, glaubten, daß die Tonkunst der Griechen auch in systematischer Vollkommenheit ein Wunder der Welt gewesen, weil die gerühmten Wirkungen derselben uns so ganz fremde blieben. Daß es aber auf wissenschaftliche Vollkommenheit der Musik bei den Griechen nicht vorzüglich angelegt gewesen sei, zeigt selbst der Gebrauch, den sie von ihr machten. Sie behandelten sie nämlich gar

nicht als eine besondere Kunst, sondern ließen sie der Poesie, dem Tanze, der Gebärden- und Schauspielkunst nur dienen. In dieser Verbindung also und im ganzen Gange, den die griechische Kultur nahm, liegt das Hauptmoment der Wirkung ihrer Töne. Die Dichtkunst der Griechen, von der Musik ausgegangen, kam gern auf sie zurück; selbst das hohe Trauerspiel war nur aus dem Chor entstanden, so wie auch das alte Lustspiel, die öffentlichen Ergötzungen, die Züge zur Schlacht und die häuslichen Freuden des Gastmahls bei ihnen selten ohne Musik und Gesang, die meisten Spiele aber nicht ohne Tänze blieben. Nun war hierin zwar, da Griechenland aus vielen Staaten und Völkern bestand, eine Provinz von der andern sehr verschieden; die Zeiten, die mancherlei Stufen der Kultur und des Luxus änderten darin noch mehr; im ganzen aber blieb's allerdings wahr, daß die Griechen auf eine gemeinschaftliche Ausbildung dieser Künste als auf den höchsten Punkt menschlicher Wirkung rechneten und darauf den größten Wert legten. Es darf wohl gesagt werden, daß weder die Gebärden- noch Schauspielkunst, weder der Tanz noch die Poesie und Musik bei uns die Dinge sind, die sie bei den Griechen waren. Bei ihnen waren sie nur *ein* Werk, *eine* Blüte des menschlichen Geistes, deren rohen Keim wir bei allen wilden Nationen, wenn sie gefälligen, leichten. Charakters sind und in

einem glücklichen Himmelsstrich leben, wahrnehmen. So töricht es nun wäre, sich in dies Zeitalter jugendlichen Leichtsinns zurücksetzen zu wollen, da es einmal vorüber ist, und wie ein lahmer Greis mit Jünglingen zu hüpfen: warum sollte dieser Greis es den Jünglingen verübeln, daß sie munter sind und tanzen? Die Kultur der Griechen traf auf dies Zeitalter jugendlicher Fröhlichkeit, aus deren Künsten sie alles, was sich daraus machen ließ, machten, notwendig also auch damit eine Wirkung erreichten, deren Möglichkeit wir jetzt kaum in Krankheiten und Überspannungen einsehn. Denn ich zweifle, ob es ein größeres Moment der feinem sinnlichen Wirkung aufs menschliche Gemüt gebe, als der ausstudierte höchste Punkt der Verbindung dieser Künste war, zumal bei Gemütern, die, dazu erzogen und gebildet, in einer lebendigen Welt solcher Eindrücke lebten. Lasset uns also, wenn wir selbst nicht Griechen sein können, uns wenigstens freuen, daß es einmal Griechen gegeben und daß, wie jede Blüte der menschlichen Denkart, so auch diese ihren Ort und ihre Zeit zur schönsten Entwicklung fand.

Aus dem, was bisher gesagt worden, läßt sich vermuten, daß wir manche Gattung der griechischen Komposition, die sich auf eine lebendige Vorstellung durch Musik, Tanz und die Gebärdensprache beziehet, nur als ein Schattenwerk ansehen, mithin auch bei

der sorgsamsten Erklärung vielleicht irregehen werden. Äschylus', Sophokles', Aristophanes' und Euripides' Theater war nicht unser Theater; das eigentliche Drama der Griechen ist unter keinem Volk mehr erschienen, so vortreffliche Stücke auch andre Nationen in dieser Art gearbeitet haben. Ohne Gesang, ohne jene Feierlichkeiten und hohen Begriffe der Griechen von ihren Spielen müssen Pindars Oden uns Ausbrüche der Trunkenheit scheinen, so wie selbst Platons Gespräche, voll Silbenmusik und schöner Komposition in Bildern und Worten, eben in Stellen ihrer künstlichsten Einkleidung sich die meisten Vorwürfe zugezogen haben. Jünglinge müssen daher die Griechen lesen lernen, weil Alte sie selten zu sehen oder ihre Blüte sich zuzueignen geneigt sind. Laß es sein, daß ihre Einbildungskraft oft den Verstand, daß jene feine Sinnlichkeit, in welche sie das Wesen der guten Bildung setzt, zuweilen die Vernunft und Tugend überwogen: wir wollen sie schätzen lernen, ohne selbst Griechen zu werden. An ihrer Einkleidung, am schönen Maß und Umriß ihrer Gedanken, an der naturvollen Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, endlich an jenem klangvollen Rhythmus ihrer Sprache, der nie und nirgend seinesgleichen gefunden, haben wir immer noch zu lernen.

III

Künste der Griechen

Ein Volk von dieser Gesinnung mußte auch in allen Künsten des Lebens vom Notwendigen zum Schönen und Wohlgefälligen steigen; die Griechen haben dies in allem, was auf sie traf, fast bis zum höchsten Punkt erreicht. Ihre Religion erforderte Bilder und Tempel, ihre Staatsverfassungen machten Denkmale und öffentliche Gebäude, ihr Klima und ihre Lebensweise, ihre Betriebsamkeit, Üppigkeit, Eitelkeit u. f. machten ihnen mancherlei Werke der Kunst nötig. Der Genius des Schönen gab ihnen also diese Werke an und half sie, einzig in der Menschengeschichte, vollenden; denn da die größten Wunder dieser Art längst zerstört sind, bewundern und lieben wir noch ihre Trümmer und Scherben.

1. Daß Religion die Kunst der Griechen sehr befördert habe sehen wir aus den Verzeichnissen ihrer Kunstwerke in Pausanias, Plinius oder irgendeiner der Sammlungen, die von ihren Resten reden; es ist dieser Punkt auch der ganzen Völker- und Menschengeschichte ähnlich. Allenthalben wollte man gern den Gegenstand seiner Anbetung sehen, und wo solches nicht das Gesetz oder die Religion selbst verbot,

bestrebte man sich, ihn vorzustellen oder zu bilden. Selbst Negervölker machen sich ihren Gott in einem Fetisch gegenwärtig, und von den Griechen weiß man, daß ihre Vorstellung der Götter uralter von einem Stein oder einem bezeichneten Klotz ausging. In dieser Dürftigkeit konnte nun ein so betriebsames Volk nicht bleiben; der Block wurde zu einer Herme oder Statue, und da die Nation in viele kleine Stämme und Völkerschaften geteilt war, so war es natürlich, daß jede ihren Haus- und Stammesgott auch in der Abbildung auszuschnitzen suchte. Einige glückliche Versuche der alten Dädalen, wahrscheinlich auch die Ansicht nachbarlicher Kunstwerke, erregten Nacheiferung, und so fanden sich bald mehrere Stämme und Städte, die ihren Gott, das größte Heiligtum ihres Bezirks, in einer leidlichen Gestalt erblickten. Vorzüglich an Bildern der Götter hat sich die älteste Kunst aufgerichtet und gleichsam gehen gelernt²¹⁷, daher auch alle Völker, denen Abbildungen der Götter versagt waren, in der bildenden Kunst nie eigentlich hoch emporstiegen.

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Gesang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Gestalten darinnen lebten; was war natürlicher, als daß die bildende Kunst von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunst ward, der ihre Mutter jene großen Gestalten gleichsam ins Ohr sang? Von Dichtern mußte

der Künstler die Geschichte der Götter, mithin auch die Art ihrer Vorstellung lernen: daher die älteste Kunst selbst die grausendste Abbildung derselben nicht verschmähte, weil sie der Dichter sang.²¹⁸ Mit der Zeit kam man auf gefälligere Vorstellungen, weil die Dichtkunst selbst gefälliger wurde, und so ward Homer ein Vater der schöneren Kunst der Griechen, weil er der Vater ihrer schönern Poesie war. Er gab dem Phidias jene erhabene Idee zu seinem Jupiter, welcher dann die andern Abbildungen dieses Götterkünstlers folgten. Nach den Verwandtschaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch bestimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder, bis endlich die angenommene Dichtertradition sich zu einem Kodex der Göttergestalten im ganzen Reich der Kunst formte. Kein Volk des Altertums konnte also die Kunst der Griechen haben, das nicht auch griechische Mythologie und Dichtkunst gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechische Weise zu seiner Kultur gelangt war. Ein solches hat es in der Geschichte nicht gegeben, und so stehen die Griechen mit ihrer homerischen Kunst allein da.

Hieraus erklärt sich also die Idealschöpfung der griechischen Kunst, die weder aus einer tiefen Philosophie ihrer Künstler noch aus einer idealischen Naturbildung der Nation, sondern aus Ursachen entstanden war, die wir bisher entwickelt haben. Ohne

Zweifel war es ein glücklicher Umstand, daß die Griechen, im ganzen betrachtet, ein schöngebildetes Volk waren, ob man gleich diese Bildung nicht auf jeden einzelnen Griechen als auf eine idealische Kunstgestalt ausdehnen müßte. Bei ihnen, wie allenthalben, ließ sich die formenreiche Natur an der tausendfachen Veränderung menschlicher Gestalten nicht hindern, und nach Hippokrates gab es, wie allenthalben, so auch unter den schönen Griechen mißformende Krankheiten und Übel. Alle dies aber auch zugestanden, und selbst jene mancherlei süße Gelegenheiten mitgerechnet, bei denen der Künstler einen schönen Jüngling zum Apoll oder eine Phryne und Lais zur Göttin der Anmut erheben konnte, so erklärt sich das angenommene und zur Regel gegebene Götterideal der Künstler damit noch nicht. Ein Kopf des Jupiters könnte in der Menschennatur wahrscheinlich sowenig existieren, als in unserer wirklichen Welt Homers Jupiter je gelebt hat. Der große anatomische Zeichner Camper hat deutlich erwiesen²¹⁹, auf welchen ausgedachten Regeln das griechische Künstlerideal in seiner Form beruhe; auf diese Regeln aber konnte nur die Vorstellung der Dichter und der Zweck einer heiligen Verehrung führen. Wollet ihr also ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen, so gebet einem Volk diesen dichterisch-mythologischen Aberglauben nebst allem, was dazu gehört, in seiner

ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiset Griechenland und betrachtet seine Tempel, seine Grotten und heiligen Haine, so werdet ihr von dem Gedanken ablassen, einem Volk die Höhe der griechischen Kunst auch nur wünschen zu wollen, das von einer solchen Religion, d. i. von einem so lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flecken und Winkel mit zugeerbter, heiliger Gegenwart erfüllet hatte, ganz und gar nichts weiß.

2. Alle Heldensagen der Griechen, insonderheit wenn sie Vorfahren des Stammes betrafen, gehören gleichfalls hieher; denn auch sie waren durch die Seele der Dichter gegangen und lebten zum Teil in ewigen Liedern; der Künstler also, der sie bildete, schuf zum Stolz und zur Ahnenfreude des Stammes ihre Geschichten mit einer Art Dichterreligion nach. Dies bestätigt die älteste Künstlergeschichte und eine Übersicht der griechischen Kunstwerke. Gräber, Schilde, Altäre, heilige Sitze und Tempel waren es, die das Andenken der Vorfahren festhielten, und eben auch sie beschäftigten in mehreren Stämmen von den ältesten Zeiten her den arbeitenden Künstler. Alle streitbaren Völker der Welt bemalten und schmückten ihre Schilde; die Griechen gingen weiter: sie schnitzten oder gössen und bildeten auf sie das Andenken der Väter. Daher die frühen Werke Vulkans in sehr alten Dichtern; daher Herkules' Schild beim Hesiodus mit

Perseus' Taten. Nebst Schildern kamen Vorstellungen dieser Art auf Altäre der Helden oder auf andere Familiendenkmale, wie Kypselus' Kasten zeigt, dessen Figuren, völlig im Geschmack von Hesiodus' Schilde waren. Erhobene Werke dieses Inhalts schrieben sich schon von Dädalus' Zeiten her, und da viele Tempel der Götter ursprünglich Grabmäler gewesen waren [220](#), so trat in ihnen das Andenken der Vorfahren, der Helden und Götter so nahe zusammen, daß es fast *einerlei* Verehrung, der Kunst wenigstens *einerlei* Triebwerk ward. Daher die Vorstellung der alten Heldengeschichte an der Kleidung der Götter, auf Seiten der Throne und Altäre; daher die Ehrenmäler der Verstorbenen oft auf den Märkten der Städte oder die Hermen und Säulen auf den Gräbern. Setzt man nun noch die unsäglich vielen Kunstwerke hinzu, die als Geschenke von Familien, Stämmen oder Privatpersonen zum Andenken oder als Dankgelübde in die Tempel der Götter kamen und, dem angenommenen Gebrauch gemäß, oft mit Vorstellungen aus der Stammes- und Heldengeschichte ausgeschmückt waren: welches Volk könnte sich einer solchen Triebfeder der mannigfaltigsten Kunst rühmen? Unsre Ahnensäule mit ihren Bildern vergessener Vorfahren sind dagegen nichts, da ganz Griechenland von Sagen und Liedern und heiligen Plätzen seiner Götter- und Heldenahnen voll war. Alles hing an der kühnen Idee, daß Götter

mit ihnen verwandte höhere Menschen und Helden niedere Götter sein; diesen Begriff aber hatten ihre Dichter gebildet.

Zu solchem Familien- und Vaterlandsruhm, der der Kunst aufhalf, rechne ich auch die griechischen Spiele: sie waren Stiftungen und zugleich Gedächtnisfeste ihrer Helden, dabei also gottesdienstliche und sowohl der Kunst als der Dichtkunst äußerst vorteilhafte Gebräuche. Nicht etwa nur, daß Jünglinge, zum Teil nackt, sich in mancherlei Kämpfen und Geschicklichkeiten übten und dabei dem Künstler lebendige Modelle wurden, sondern vielmehr, daß durch diese Übungen ihr Leib einer schönen Nachbildung fähig und durch diese jugendlichen Siege ihr Geist im tätigen Andenken des Familien-, Väter- und Heldenruhms erhalten ward. Aus Pindar und aus der Geschichte wissen wir, wie hoch die Siege solcher Art im ganzen Griechenland geschätzt wurden und mit welchem Wetteifer man darnach strebte. Die ganze Stadt des Überwinders wurde damit geehrt; Götter und Helden der Vorzeit stiegen zum Geschlecht des Siegers nieder. Hierauf beruht die Ökonomie der Oden Pindars: Kunstwerke, die er über den Wert der Bildsäulen erhob. Hierauf beruhete die Ehre des Grabmals oder der Statue, die der Sieger, meistens idealisch, erhalten durfte. Er war durch diese glückliche Nacheiferung der Heldenvorfahren gleichsam ein

Gott geworden und über die Menschen erhoben. Wo sind jetzt dergleichen Spiele mit gleichem Wert und gleichen Folgen möglich?

3. Auch die Staatsverfassungen der Griechen halfen der Kunst auf, nicht sowohl weil sie Freistaaten waren, als weil diese Freistaaten den Künstler zu großen Arbeiten brauchten. Griechenland war in viele Staaten verteilt; und mochten diese von Königen oder von Archonten regiert werden, so fand die Kunst Nahrung. Auch ihre Könige waren Griechen, und alle Kunstbedürfnisse, die aus der Religion oder aus Geschlechtssagen entsprangen, waren *ihr* Bedürfnis; oft waren sie sogar die obersten Priester. Also von alten Zeiten an zeichnete sich der Schmuck ihrer Paläste durch Kostbarkeiten ihrer Stammes- oder ihrer Heldenfreunde aus, wie bereits Homer davon erzählt. Allerdings aber gaben die republikanischen Verfassungen, die mit der Zeit überall in Griechenland eingeführt wurden, der Kunst einen weitem Raum. In einem Gemeinwesen waren Gebäude zur Versammlung des Volks, zum öffentlichen Schatz, zu gemeinschaftlichen Übungen und Vergnügungen nötig, und so entstanden z.B. in Athen die prächtigen Gymnasien, Theater und Galerien, das Odeum und Prytaneum, der Pnyx u. f. Da in den griechischen Republiken alles im Namen des Volks oder der Stadt getrieben ward, so war auch nichts zu kostbar, was auf die

Schutzgötter derselben oder auf die Herrlichkeit ihres Namens verwandt wurde, dagegen einzelne, selbst die vornehmsten Bürger sich mit schlechteren Häusern begnügten. Dieser Gemeingeist, alles wenigstens dem Scheine nach für das Ganze zu tun, war die Seele der griechischen Staaten, den ohne Zweifel auch Winckelmann meinte, wenn er die Freiheit der griechischen Republiken als das Goldne Zeitalter der Kunst pries. Pracht und Größe nämlich waren in ihnen nicht so verteilt wie in den neueren Zeiten, sondern flossen in dem zusammen, was den Staat anging. Mit Ruhmesideen dieser Art schmeichelte Perikles dem Volk und tat mehr für die Künste, als zehn atheniensische Könige würden getan haben. Alles, was er bauete, war im großen Geschmack, weil es den Göttern und der ewigen Stadt gehörte; und gewiß würden wenige der griechischen Städte und Inseln solche Gebäude errichtet, solche Kunstwerke befördert haben, wenn sie nicht voneinander getrennte, im Ruhm wetteifernde Freistaaten gewesen wären. Da überdem bei demokratischen Republiken der Führer des Volks dem Volk gefallen mußte, was wählte er lieber als die Gattung des Aufwandes, die nebst dem Wohlgefallen der Schutzgötter auch dem Volk in die Augen fiel und viele Menschen nährte?

Niemand zweifelt daran, daß dieser Aufwand auch Folgen gehabt habe, von welchen die Menschheit gern

wegsiehet. Die Härte, mit denen die Athenienser ihre überwundenen, selbst ihre Kolonien drückten, die Räubereien und Kriege, in welche die Staaten Griechenlands unaufhörlich verflochten waren, die harten Dienste, die selbst ihre Bürger dem Staat tun mußten, und viele andere Dinge mehr machen die griechischen wohl nicht zu den erwünschtesten Staaten; der öffentlichen Kunst aber mußten selbst diese Beschwerden dienen. Tempel der Götter waren meistens auch dem Feinde heilig; bei einem wechselnden Schicksal aber gingen auch die vom Feinde verwüsteten Tempel aus der Asche desto schöner hervor. Vom Siegesraube der Perser ward ein schöneres Athen erbauet, und fast bei allen glücklichen Kriegen ward von dem Teil der Beute, der dem Staat zugehörte, auch einer oder der andern Kunst geopfert. Noch in den spätem Zeiten erhielt Athen, trotz aller Verwüstungen der Römer, immer noch die Herrlichkeit seines Namens durch Statuen und Gebäude; denn mehrere Kaiser, Könige, Helden und reiche Privatpersonen beeiferten sich, eine Stadt zu erhalten und zu verschönern, die sie für die Mutter alles guten Geschmacks erkannten. Daher sehen wir auch unter dem macedonischen Reich die Kunst der Griechen nicht ausgestorben, sondern nur wandernd. Auch in fernen Ländern waren die griechischen Könige doch Griechen und liebten griechische Künste. So baueten Alexander und manche seiner

Nachfolger in Afrika und Asien prächtige Städte; auch Rom und andre Völker lernten von den Griechen, da die Zeit der Kunst in ihrem Vaterlande dahin war: denn allenthalben war doch nur *eine* griechische Kunst und Baukunst auf der gesamten Erde.

4. Endlich nährte auch das Klima der Griechen die Künste des Schönen, nicht hauptsächlich durch die Gestalt der Menschen, die mehr vom Stamm als vom Himmelsstrich abhängt, sondern durch seine bequeme Lage für die Materialien der Kunst und die Aufstellung ihrer Kunstwerke. Der schöne parische und andre Gattungen Marmors standen in ihrem Lande ihnen zu Gebote; das Elfenbein, das Erz, und was sie sonst zur Kunst bedurften, gab ihnen ein Handel, dem sie wie in der Mitte lagen. Gewissermaße kam dieser der Geburt ihrer Kunst selbst zuvor, indem sie aus Kleinasien, Phönicien und andern Ländern Kostbarkeiten besitzen konnten, die sie selbst noch nicht zu bearbeiten wußten. Der Keim ihrer Kunstgaben ward also frühe hervorgehoben, vorzüglich auch, weil ihre Nähe mit Kleinasien, ihre Kolonien in Großgriechenland u. f. einen Geschmack an Üppigkeit und Wohlleben bei ihnen erweckten, der der Kunst nicht anders als aufhelfen konnte. Der leichte Charakter der Griechen war weit entfernt, an nutzlose Pyramiden seinen Fleiß zu verschwenden; einzelne Städte und Staaten konnten in diese Wüste des Ungeheuren auch nie

geraten. Sie trafen also, wenn man vielleicht den einzigen Kolossus der Insel Rhodus ausnimmt, selbst in ihren größten Werken das schöne Maß, in welchem Erhabenheit sich *mit* Anmut begegnet. Dazu gab ihnen nun ihr heiterer Himmel so manchen Anlaß. So manchen unbedeckten Statuen, Altären und Tempeln gab er Raum; insonderheit der schönen Säule, die statt der toten nordischen Mauer in schlanker Anmut unter ihm dastehen konnte, ein Muster des Ebenmaßes, der Richtigkeit und Einfalt.

Vereinigt man alle diese Umstände, so siehet man, wie in Ionien, Griechenland- und Sizilien, auch der Kunst nach, jener leichte, richtige Geist wirken konnte, der bei den Griechen alle Werke des Geschmacks bezeichnet. Durch Regeln allein kann er nicht erlernt werden; er äußert sich aber in beobachteten Regeln und durfte, so ganz er ursprünglich der Anhauch eines glücklichen Genius war, durch eine fortgesetzte Übung selbst Handwerk werden. Auch der schlechteste griechische Künstler ist seiner Manier nach ein Grieche; wir können ihn übertreffen, die ganze genetische Art der griechischen Kunst aber werden wir nie erreichen: der Genius dieser Zeiten ist vorüber.

IV

Sitten- und Staatenweisheit der Griechen

Die Sitten der Griechen waren so verschieden, als die Art ihrer Stämme, ihrer Gegenden und Lebensweise nach den Graden ihrer Kultur und einer Reihe von Glücks- und Unglücksfällen war, in welche sie der Zufall setzte. Der Arkadier und Athener, der Ionier und Epirote, der Spartaner und Sybarit waren nach Zeiten, Lage und Lebensweisen einander so unähnlich, daß mir die Kunst mangelt, ein trügerisches Gemälde von ihnen allen im ganzen zu entwerfen, dessen Züge widersprechender ausfallen müßten als das Bild jenes athenischen Demus, das Parrhasius malte²²¹.

Also bleibt uns nichts übrig, als den Gang zu bemerken, den im ganzen die Sittenbildung der Griechen nahm, und die Art, wie sie sich mit ihrer Staateneinrichtung gesellte.

Wie bei allen Völkern der Erde ging ihre älteste Sittenkultur vorzüglich von der Religion aus, und sie hat sich lange in diesem Gleise gehalten. Die gottesdienstlichen Gebräuche, die sich in den verschiedenen Mysterien bis auf sehr politische Zeiten fortpflanzten, jene heiligen Rechte der Gastfreiheit und des Schutzes flehender Unglücklichen, ihre Sicherheit an heiligen

Ortern, der Glaube an Furien und Strafen, die auch den unvorsätzlichen Mörder Geschlechter hinab verfolgten und mit dem ungerächten Blut über ein ganzes Land den Fluch brächten, die Gebräuche der Entsündigung und Götterversöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Herdes, der Tempel, Gräber u. f. waren in Gang gebrachte Meinungen und Anstalten, die ein rohes Volk bändigen und halb wilde Menschen allmählich zur Humanität bilden sollten.

222 Daß sie ihr Geschäft glücklich bewirket, sehen wir, wenn wir die Griechen mit andern Nationen vergleichen; denn es ist unleugbar, daß sie durch diese Anstalten nicht nur bis an die Pforte der Philosophie und politischen Kultur, sondern tief ins Heiligtum derselben geführt wurden. Das einzige Delphische Orakel, wie großen Nutzen hat es in Griechenland gestiftet! So manchen Tyrannen und Bösewicht zeichnete seine Götterstimme aus, indem sie ihm abweisend sein Schicksal sagte; nicht minder hat es viele Unglückliche gerettet, so manchen Ratlosen beraten, manche gute Anstalt mit göttlichem Ansehen bekräftigt, so manches Werk der Kunst oder der Muse, das zu ihm gelangte, bekannt gemacht und Sittensprüche sowohl als Staatsmaximen geheiligt. Die rohen Verse des Orakels haben also mehr gewirkt als die glattesten Gedichte späterer Dichter; ja den größten Einfluß hatte es dadurch, daß es die hohen Staaten und

Rechtspreecher Griechenlands, die Amphiktyonen, in seinen Schutz nahm und ihre Aussprüche gewissermaßen zu Gesetzen der Religion machte. Was in spätem Jahrhunderten als ein einziges Mittel zum ewigen Frieden Europas vorgeschlagen ist, ein Gericht der Amphiktyonen²²³, war bei den Griechen schon da, und zwar nahe dem Thron des Gottes der Weisheit und Wahrheit, der durch sein Ansehen es heiligen sollte.

Nebst der Religion gehören alle Gebräuche hieher, die, aus Anstalten der Väter erwachsen, ihr Andenken den Nachkommen bewahrten; sie haben auf die Sittenbildung der Griechen fortdauernd gewirkt. So z.B. gaben die mancherlei öffentlichen Spiele der griechischen Erziehung eine sehr eigentümliche Richtung, indem sie Leibesübungen zum Hauptstück derselben und die dadurch erlangten Vorzüge zum Augenmerk der ganzen Nation machten. Nie hat ein Zweig schönere Früchte getragen als der kleine Öl-, Efeu- und Fichtenzweig, der die griechischen Sieger kränzte. Er machte die Jünglinge schön, gesund, munter; ihren Gliedern gab er Gelenkigkeit, Ebenmaß und Wohlstand; in ihrer Seele fachte er die ersten Funken der Liebe für den Ruhm, selbst für den Nachruhm an und prägte ihnen die unzerstörbare Form ein, für ihre Stadt und für ihr Land öffentlich zu leben; was endlich das schätzbarste ist, er gründete in ihrem Gemüt

jenen Geschmack für Männerumgang und Männerfreundschaft, der die Griechen ausnehmend unterscheidet. Nicht war das Weib in Griechenland der ganze Kampfpfeil des Lebens, auf den es ein Jüngling anlegte; die schönste Helena könnte immer doch nur einen Paris bilden, wenn ihr Genuß oder Besitz das Ziel der ganzen Mannestugend wäre. Das Geschlecht der Weiber, so schöne Muster jeder Tugend es auch in Griechenland hervorgebracht hat, blieb nur ein untergeordneter Zweck des männlichen Lebens; die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas Höheres hinaus: das Band der Freundschaft, das sie unter sich oder mit erfahrenen Männern knüpften, zog sie in eine Schule, die ihnen eine Aspasia schwerlich gewähren konnte. Daher in mehreren Staaten die männliche Liebe der Griechen, mit jener Nacheiferung, jenem Unterricht, jener Dauer und Aufopferung begleitet, deren Empfindungen und Folgen wir im Plato beinah wie den Roman aus einem fremden Planeten lesen. Männliche Herzen banden sich aneinander in Liebe und Freundschaft, oft bis auf den Tod: der Liebhaber verfolgte den Geliebten mit einer Art Eifersucht, die auch den kleinsten Flecken an ihm aufspähte, und der Geliebte scheuete das Auge seines Liebhabers als eine läuternde Flamme der geheimsten Neigungen seiner Seele. Wie uns nun die Freundschaft der Jugend, die süßeste und keine Empfindung

daurender ist als die Liebe derer, mit denen wir uns in den schönsten Jahren unsrer erwachenden Kräfte auf *einer* Laufbahn der Vollkommenheit übten, so war den Griechen diese Laufbahn in ihren Gymnasien, bei ihren Geschäften des Krieges und der Staatsverwaltung öffentlich bestimmt und jene heilige Schar der Liebenden davon die natürliche Folge. Ich bin weit entfernt, die Sittenverderbnisse zu verhehlen, die aus dem Mißbrauch dieser Anstalten, insonderheit wo sich unbekleidete Jünglinge übten, mit der Zeit erwachsen; allein auch dieser Mißbrauch lag leider im Charakter der Nation, deren warme Einbildungskraft, deren fast wahnsinnige Liebe für alles Schöne, in welches sie den höchsten Genuß der Götter setzten, Unordnungen solcher Art unumgänglich machte. Im geheimen geübt, würden diese nur desto verderblicher worden sein, wie die Geschichte fast aller Völker des warmen Erdstrichs oder einer üppigen Kultur beweiset. Daher ward der Flamme, die sich im Innern nährte, durch öffentliche rühmliche Zwecke und Anstalten zwar freiere Luft geschafft, sie kam damit aber auch unter die einschränkende Aufsicht der Gesetze, die sie als eine wirksame Triebfeder für den Staat brauchten.

Endlich. Da das dreifache Griechenland beider Welttheile in viele Stämme und Staaten geteilt war, so mußte die Sittenkultur, die sich hie und da erhob, jedem Stamme genetisch, mithin auf so mancherlei

Weise politisch werden, daß eben dieser Umstand uns die glücklichen Fortschritte der griechischen Sittenbildung allein schon erklärt. Nur durch die leichtesten Bande einer gemeinschaftlichen Sprache und Religion, der Orakel, der Spiele, des Gerichts der Amphiktyonen u. f. oder durch Abstammung und Kolonien, endlich durch das Andenken alter gemeinschaftlichen Taten, durch Poesie und Nationalruhm waren die griechischen Staaten miteinander verbunden; weiter verband sie kein Despot; denn auch ihre gemeinschaftlichen Gefahren gingen lange Zeit glücklich vorüber. Also kam es darauf an, was aus dem Quell der Kultur jeder Stamm schöpfen, welche Bäche daraus er für sich ableiten wollte. Dies tat jeder nach Umständen seines Bedürfnisses, vorzüglich aber nach der Denkart einiger großen Männer, die ihm die bildende Natur sandte. Schon unter den Königen Griechenlandes gab es edle Söhne der alten Helden, die mit dem Wechsel der Zeit fortgingen und ihren Völkern jetzt durch gute Gesetze so nützlich wurden, wie ihre Väter es durch ruhmvolle Tapferkeit gewesen waren. So hebt sich außer den ersten Kolonienstiftern unter gesetzgebenden Königen insonderheit Minos empor, der seine kriegerischen Kretenser, die Bewohner einer Insel voller Gebürge, auch kriegerisch bildete und späterhin Lykurgs Vorbild wurde. Er war der erste, der die Seeräuber bändigte und das Ägäische Meer sicherstellte,

der erste allgemeinere Sittenstifter Griechenlandes zur See und auf dem Lande. Daß er in guten Einrichtungen mehrere seinesgleichen unter den Königen hatte, zeigt die Geschichte von Athen, von Syrakus und andern Königreichen. Freilich aber nahm die Regsamkeit der Menschen in der politischen Sittenbildung einen andern Schwung, als aus den meisten griechischen Königreichen Republiken wurden: eine Revolution, die allerdings eine der merkwürdigsten ist in der gesamten Menschengeschichte. Nirgend als in Griechenland war sie möglich, wo eine Menge einzelner Völker das Andenken ihres Ursprunges und Stammes sich auch unter seinen Königen zu erhalten gewußt hatte. Jedes Volk sähe sich als einen einzelnen Staatskörper an, der gleich seinen wandernden Vorfahren sich politisch einrichten dürfe; unter den Willen einer erblichen Königsreihe sei keiner der griechischen Stämme verkauft. Nun war zwar damit noch nicht ausgemacht, daß die neue Regierung auch die bessere wäre; statt des Königes herrschten beinahe allenthalben die Vornehmsten und Mächtigen, so daß in mehreren Städten die Verwirrung größer und der Druck des Volks unleidlich wurde; indessen waren doch damit einmal die Würfel geworfen, daß Menschen, wie aus der Unmündigkeit erwacht, über ihre politische Verfassung selbst nachdenken lernten. Und so war das Zeitalter griechischer Republiken der erste

Schritt zur Mündigkeit des menschlichen Geistes in der wichtigen Angelegenheit, wie Menschen von Menschen zu regieren wären. Alle Ausschweifungen und Fehltritte der Regierungsformen Griechenlandes hat man als Versuche der Jugend, anzusehen, die meistens nur durch Schaden klug werden lernen.

Bald also taten sich in vielen frei gewordenen Stämmen und Kolonien weise Männer hervor, die Vormünder des Volks wurden. Sie sahen, unter welchen Übeln ihr Stamm litt, und sannten auf eine Einrichtung desselben, die auf Gesetze und Sitten des Ganzen erbauet wäre. Natürlich waren also die meisten dieser alten griechischen Weisen Männer in öffentlichen Geschäften, Vorsteher des Volks, Ratgeber der Könige, Heerführer; denn bloß von diesen Edeln konnte die politische Kultur ausgehn, die weiter hinab aufs Volk wirkte. Selbst Lykurg, Drako, Solon waren aus den ersten Geschlechtern ihrer Stadt, zum Teil selbst obrigkeitliche Personen; die Übel der Aristokratie samt der Unzufriedenheit des Volks waren zu ihrer Zeit aufs höchste gestiegen; daher die bessere Einrichtung, die sie angaben, so großen Eingang gewann. Unsterblich bleibt das Lob dieser Männer, daß sie, vom Zutrauen des Volks unterstützt, für sich und die Ihrigen den Besitz der Oberherrschaft verschmähten und allen ihren Fleiß, alle ihre Menschen- und Volkskenntnis auf ein Gemeinwesen, d. i. auf den

Staat als Staat, wandten. Wären ihre ersten Versuche in dieser Art auch bei weitem nicht die höchsten und ewigen Muster menschlicher Einrichtungen; sie sollten dieses auch nicht sein; sie gehören nirgend hin, als wo sie eingeführt wurden; ja auch hier mußten sie sich den Sitten des Stammes und seinen eingewurzelten Übeln oft wider Willen bequemen. Lykurg hatte freiere Hand als Solon; er ging aber in zu alte Zeiten zurück und bauete einen Staat, als ob die Welt ewig im Heldenalter der rohen Jugend verharren könnte. Er führte seine Gesetze ein, ohne ihre Wirkungen abzuwarten, und für seinen Geist wäre es wohl die empfindlichste Strafe gewesen, durch alle Zeitalter der griechischen Geschichte die Folgen zu sehen, die sie teils durch Mißbrauch, teils durch ihre zu lange Dauer seiner Stadt und bisweilen dem ganzen Griechenland verursacht haben. Die Gesetze Solons wurden auf einem andern Wege schädlich. Den Geist derselben hatte er selbst überlebet; die übeln Folgen seiner Volksregierung sähe er voraus, und sie sind bis zum letzten Atem Athens den Weisesten und Besten seiner Stadt unverkennbar geblieben.²²⁴ Das ist aber einmal das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, insonderheit der schwersten, über Land und Leute. Zeit und Natur verändern alles, und das Leben der Menschen sollte sich nicht ändern? Mit jedem neuen Geschlecht kommt eine neue Denkart empor, so

altväterisch auch die Einrichtung und die Erziehung bleibe. Neue Bedürfnisse und Gefahren, neue Vorteile des Sieges, des Reichtums, der wachsenden Ehre, selbst der mehreren Bevölkerung drängen sich hinzu; und wie kann nun der gestrige Tag der heutige, das alte Gesetz ein ewiges Gesetz bleiben? Es wird beibehalten, aber vielleicht nur zum Schein, und leider am meisten in Mißbräuchen, deren Aufopferung eigen-nützigen, trägen Menschen zu hart fiel. Dies war der Fall mit Lykurgs, Solons, Romulus', Moses' und allen Gesetzen, die ihre Zeit überlebten.

Äußerst rührend ist's daher, wenn man die eigne Stimme dieser Gesetzgeber in ihren spätem Jahren höret; sie ist meistens klagend. Denn wenn sie lange lebten, hatten sie sich selbst schon überlebet. So ist's die Stimme Moses' und auch Solons in den wenigen Fragmenten, die wir von ihm haben; ja, wenn ich die bloßen Sittensprüche ausnehme, haben fast alle Betrachtungen der griechischen Weisen einen traurigen Ton. Sie sahen das wandelbare Schicksal und Glück der Menschen durch Gesetze der Natur enge beschränkt, durch ihr eigenes Verhalten schnöde verwirret, und klagten. Sie klagten über die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens und seiner blühenden Jugend; dagegen schilderten sie das oftmals arme und kranke, immer aber schwache und nichts geachtete Alter. Sie klagten über der Frechen Glück und des Gutmütigen

Leiden, verfehlten aber auch nicht, die echten Waffen dagegen, Klugheit und gesunde Vernunft, Mäßigung der Leidenschaften und stillen Fleiß, Eintracht und freundschaftliche Treue, Standhaftigkeit und eisernen Mut, Ehrfurcht gegen die Götter und Liebe zum Vaterlande, den Bürgern ihrer Welt sanft rührend einzuflößen. Selbst in den Resten des neuen griechischen Lustspiels tönt noch diese klagende Stimme der sanften Humanität wider.²²⁵

Trotz also aller bösen, zum Teil auch schrecklichen Folgen, die für Heloten, Pelasger, Kolonien, Ausländer und Feinde mancher Griechenstaat gehabt hat, so können wir doch das hohe Edle jenes Gemeinsinnes nicht verkennen, der in Lakedämon, Athen und Thebe, ja gewissermaßen in jedem Staate Griechenlands zu seinen Zeiten lebte. Es ist völlig wahr und gewiß, daß, nicht aus einzelnen Gesetzen eines einzelnen Mannes erwachsen, er auch nicht in jedem Gliede des Staats auf gleiche Weise, zu allen Zeiten gelebt habe; gelebt hat er indes unter den Griechen, wie es selbst noch ihre ungerechten, neidigen Kriege, die härtesten ihrer Bedrückungen und die treulosesten Verräter ihrer Bürgertugend zeigen. Die Grabschrift jener Spartaner, die bei Thermopylä fielen:

»Wanderer, sag's zu Sparta, daß, seinen Gesetzen
gehorsam,

Wir erschlagen hier liegen -«

bleibt allemal der Grundsatz der höchsten politischen Tugend, bei dem wir auch zwei Jahrtausende später nur zu bedauern haben, daß er zwar einst auf der Erde der Grundsatz weniger Spartaner über einige harte Patriziergesetze eines engen Landes, noch nie aber das Principium für die reinen Gesetze der gesamten Menschheit hat werden mögen. Der Grundsatz selbst ist der höchste, den Menschen zu ihrer Glückseligkeit und Freiheit ersinnen und ausüben mögen. Ein Ähnliches ist's mit der Verfassung Athens, obgleich dieselbe auf einen ganz andern Zweck führte. Denn wenn die Aufklärung des Volks in Sachen, die zunächst für dasselbe gehören, der Gegenstand einer politischen Einrichtung sein darf, so ist Athen ohnstreitig die aufgeklärteste Stadt in unsrer bekannten Welt gewesen. Weder Paris noch London, weder Rom noch Babylon, noch weniger Memphis, Jerusalem, Peking und Benares werden ihr darüber den Rang anstreiten. Da nun *Patriotismus* und *Aufklärung* die beiden Pole sind, um welche sich alle Sittenkultur der Menschheit bewegt, so werden auch Athen und Sparta immer die beiden großen Gedächtnisplätze bleiben, auf welchen sich die Staatskunst der Menschen über diese Zwecke zuerst jugendlich froh geübt hat. Die andern Staaten der Griechen folgten meistens nur diesen zwei großen

Mustern, so daß einigen, die nicht folgen wollten, die Staatsverfassungen Athens und Lacedämons von ihren Überwindern sogar aufgedrungen wurden. Auch siehet die Philosophie der Geschichte nicht sowohl darauf, was auf diesen beiden Erdpunkten in dem kleinen Zeitraum, da sie wirkten, von schwachen Menschen wirklich getan sei, als vielmehr, was aus den Prinzipien ihrer Einrichtung für die gesamte Menschheit folge. Trotz aller Fehler werden die Namen Lykurgs und Solons, Miltiades und Themistokles, Aristides, Cimon, Phocion, Epaminondas, Pelopidas, Agesilaus, Agis, Kleomenes, Dion, Timoleon u. f. mit ewigem Ruhme gepriesen, dagegen die ebenso große Männer Alcibiades, Konon, Pausanias, Lysander als Zerstörer des griechischen Gemeingeistes oder als Verräter ihres Vaterlandes mit Tadel genannt werden. Selbst die bescheidene Tugend Sokrates' konnte ohn' ein Athen schwerlich zu der Blüte erwachsen, die sie durch einige seiner Schüler wirklich erreicht hat; denn Sokrates war nur ein atheniensch-Bürger, alle seine Weisheit nur atheniensische Bürgerweisheit, die er in häuslichen Gesprächen fortpflanzte. In Absicht der bürgerlichen Aufklärung sind wir dem einzigen Athen also das meiste und Schönste aller Zeiten schuldig.

Und so dürfen wir auch, da von praktischen Tugenden wenig geredet werden kann, noch einige Worte

jenen Anstalten gönnen, die nur eine atheniensische Volksregierung möglich machte, den Rednern und dem Theater. Redner vor Gericht, zumal in Sachen des Staats und des augenblicklichen Entschlusses, sind gefährliche Triebfedern; auch sind die bösen Folgen derselben offenbar *gnug* in der atheniensischen Geschichte. Da sie indessen ein Volk voraussetzen, das in jeder öffentlichen Sache, die vorgetragen ward, Kenntnisse hatte oder wenigstens empfangen konnte, so bleibt das atheniensische Volk, aller Parteien ohngeachtet, hierin das *einzig*e unserer Geschichte, an welches auch das römische Volk schwerlich reichert. Der Gegenstand selbst, Feldherrn zu wählen oder zu verdammen, über Krieg und Frieden, über Leben und Tod und jedes öffentliche Geschäft des Staats zu sprechen, war gewiß nicht die Sache eines unruhigen Haufens; durch den Vortrag dieser Geschäfte aber und durch alle Kunst, die man darauf wandte, ward selbst dem wilden Haufen das Ohr geöffnet und ihm jener aufgeklärte, politische Schwätzergeist gegeben, von dem keines der Völker Asiens wußte. Die Beredsamkeit vor den Ohren des Volks hob sich damit zu einer Höhe, die sie außer Griechenland und Rom niemals gehabt hat, die sie auch schwerlich je haben wird und haben kann, bis etwa die Volksrednerei wahre allgemeine Aufklärung werde. Unstreitig ist der Zweck dieser Sache groß, wemgleich in Athen die Mittel

dazu dem Zweck unterlagen. Mit dem atheniensischen Theater war es ein gleiches. Es enthielt Spiele fürs Volk, und zwar ihm angemessene, erhabene, geistreiche Spiele; mit Athen ist seine Geschichte vorbei; denn der enge Kreis bestimmter Fabeln, Leidenschaften und Absichten, aufs Volk zu wirken, findet sich kaum mehr in dem vermischten Haufen einer andern Stammesart und Regimentsverfassung wieder. Niemals also messe man die griechische Sittenbildung, weder in ihrer öffentlichen Geschichte noch in ihren Rednern und theatralischen Dichtern, nach dem Maßstabe einer abstrakten Moral, weil keinem dieser gegebenen Fälle ein solcher Maßstab zum Grunde lieget.

226 Die Geschichte zeigt, wie die Griechen in jedem Zeitpunkt alles waren, was sie, gut und böse, nach ihrer Lage sein konnten. Der Redner zeigt, wie *er* in seinem Handel die Parteien sah und seinem Zweck gemäß schildern mußte. Der theatralische Dichter endlich brachte Gestalten in sein Spiel, wie sie ihm die Vorzeit gab oder wie er solche seinem Beruf gemäß diesen und keinen andern Zuschauern darstellen wollte. Schlüsse hieraus auf die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des gesamten Volks zu machen wäre grundlos; daran wird aber niemand zweifeln, daß die Griechen in gewissen Zeitpunkten und Städten, nach dem Kreise von Gegenständen, der ihnen damals vorlag, das geschickteste, leichteste und aufgeklärteste

Volk ihrer Welt gewesen. Die Bürger Athens gaben Feldherren, Redner, Sophisten, Richter, Staatsleute und Künstler, nachdem es die Erziehung, Neigung, Wahl oder das Schicksal und der Zufall wollte, und oft waren in *einem* Griechen mehrere der schönsten Vorzüge eines Guten und Edlen vereinigt.

Wissenschaftliche Übungen der Griechen

Keinem Volk der Erde tut man sein Recht an, wenn man ihm ein fremdes Ideal der Wissenschaft aufdringt; so ist's mit vielen Völkern Asiens auch den Griechen gegangen, und man hat sie mit Lobe und Tadel oft unbillig überhäufet. Von keiner spekulativen Dogmatik z.B. über Gott und die menschliche Seele wußten die Griechen; die Untersuchungen hierüber waren freie Privatmeinungen, sobald der Weltweise die gottesdienstlichen Gebräuche seines Landes beobachtete und keine politische Partei ihm im Wege stand. In Rücksicht dieser hat sich der menschliche Geist in Griechenland, wie überall, seinen Raum erkämpfen müssen, den er sich aber doch zuletzt wirklich erkämpfte.

Von alten Göttersagen und Theogonien ging die griechische Weltweisheit aus, und es ist merkwürdig viel, was der feine Geist dieser Nation hierüber ausspann. Die Dichtungen von der Geburt der Götter, vom Streit der Elemente, von Haß und Liebe der Wesen gegeneinander sind von ihren verschiedenen Schulen in so verschiedenen Richtungen ausgebildet worden, daß man beinahe sagen möchte, sie waren so

weit, als wir sind, wenn wir ohne Naturgeschichte Weltentstehungen dichten. Ja in gewissem Betracht waren sie weiter, weil ihr Sinn freier war und keine gegebne Hypothese ihnen ein Ziel vorsteckte. Selbst die Zahlen Pythagoras' und anderer Philosophen sind kühne Versuche, die Wissenschaft der Dinge mit dem reinsten Begriff der menschlichen Seele, einer deutlich gedachten Größe zu paaren; weil aber sowohl die Naturwissenschaft als die Mathematik damals noch in ihrer Kindheit waren, so kam dieser Versuch zu frühe. Immer aber locket er uns, so wie die Systeme mancher andern griechischen Philosophen, eine Art von Verehrung ab, weil diese allesamt, jedes aus seinem Standpunkt, tief durchdacht und von weitem Umfange waren; manchem derselben liegen Wahrheiten und Bemerkungen zum Grunde, die wir seitdem, vielleicht nicht zum Vorteil der Wissenschaft, aus den Augen verloren haben, Daß z.B. keiner der alten Philosophen sich an Gott ein außerweltliches Wesen oder eine höchst metaphysische Monade dachte, sondern alle bei dem Begriff einer Weltseele stehenblieben, war der Kindheit menschlicher Philosophie völlig angemessen und wird ihr vielleicht immer angemessen bleiben. Schade ist's, daß wir der kühnsten Philosophen Meinung nur aus verstümmelten Nachrichten, nicht aber aus ihren eignen Schriften im Zusammenhange wissen; aber noch mehr schade, daß wir uns

ungern in ihre Zeit setzen und sie lieber unsrer Denk-
art bequemen. Jede Nation hat in allgemeinen Begrif-
fen ihre eigene Sehart, die meistens in den Formen des
Ausdrucks, kurz, in der Tradition ihren Grund hat,
und da bei den Griechen die Philosophie aus Gedich-
ten und Allegorien entstanden war, so gaben diese
auch ihren Abstraktionen ein eigentümliches, ihnen
nicht undeutliches Gepräge. Selbst noch bei Plato
sind seine Allegorien nicht bloße Ziererei; ihre Bilder
sind wie klassische Sprüche der Vorzeit, feinere Ent-
wickelungen der alten Dichtertraditionen.

Zur menschlichen und moralischen Philosophie
aber neigte sich der Forschungsgeist der Griechen
vorzüglich, weil ihre Zeit und Verfassung sie am mei-
sten dieses Weges führte. Naturgeschichte, Physik
und Mathematik waren damals noch lange nicht gnug
angebauet und zu unsern neuern Entdeckungen die
Werkzeuge noch nicht erfunden. Alles zog sich dage-
gen auf die Natur und die Sitten der Menschen. Dies
war der herrschende Ton der griechischen Dichtkunst,
Geschichte und Staatseinrichtung: Jeder Bürger
mußte seine Mitbürger kennen und bisweilen öffentli-
che Geschäfte verwalten, denen er sich nicht entziehen
konnte; die Leidenschaften und wirkenden Kräfte der
Menschen hatten damals ein freieres Spiel, selbst dem
müßigen Philosophen schlichen sie nicht unbemerkt
vorüber; Menschen zu regieren oder als ein lebendes

Glied der Gesellschaft zu wirken war der herrschende Zug jeder emporstrebenden griechischen Seele. Kein Wunder also, daß auch die Philosophie des abstrakten Denkers auf Bildung der Sitten oder des Staats hinausging, wie Pythagoras, Plato und selbst Aristoteles dies beweisen. Staaten einzurichten war ihr bürgerlicher Beruf nicht; nirgend war Pythagoras, wie Lykurgus, Solon oder andre, Obrigkeit und Archon; auch der größte Teil seiner Philosophie war Spekulation, die sogar bis an den Aberglauben grenzte. Indessen zog seine Schule Männer, die auf die Staaten Großgriechenlandes den größten Einfluß gehabt haben, und der Bund seiner Jünger wäre, wenn ihm das Schicksal Dauer gegönnt hätte, vielleicht die wirksamste, wenigstens eine sehr reine Triebfeder zur Verbesserung der Welt worden.²²⁷ Aber auch dieser Schritt des über seine Zeit hocherhabenen Mannes war zu früh: die reichen, sybaritischen Städte Großgriechenlandes nebst ihren Tyrannen begehrten solche Sittenwächter nicht, und die Pythagoreer wurden ermordet.

Es ist ein zwar oft wiederholter, aber, wie mich dünkt, überspannter Lobspruch des menschenfreundlichen Sokrates, daß *er's* zuerst und vorzüglich gewesen sei, der die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen und mit dem sittlichen Leben der Menschen befreundet habe; wenigstens gilt der Lobspruch nur

die Person Sokrates selbst und den engen Kreis seines Lebens. Lange vor ihm waren Philosophen gewesen, die sittlich und tätig für die Menschen philosophiert hatten, da vom fabelhaften Orpheus an eben dies der bezeichnende Charakter der griechischen Kultur war. Auch Pythagoras hatte durch seine Schule eine viel größere Anlage zur Bildung menschlicher Sitten gemacht, als Sokrates durch alle seine Freunde je hatte machen mögen. Daß dieser die höhere Abstraktion nicht liebte, lag an seinem Stande, am Kreise seiner Kenntnisse, vorzüglich aber an seiner Zeit und Lebensweise. Die Systeme der Einbildungskraft ohne fernere Naturerfahrungen waren erschöpft und die griechische Weisheit ein gaukelndes Geschwätz der Sophisten worden, daß es also keines großen Schrittes bedurfte, das zu verachten oder beiseit zu legen, was nicht weiter zu übertreffen war. Vor dem schimmern- den Geist der Sophisten schützte ihn sein Dämon, seine natürliche Redlichkeit und der bürgerliche Gang seines Lebens. Dieser steckte zugleich seiner Philosophie das eigentliche Ziel der Menschheit vor, das beinahe auf alle, mit denen er umging, so schöne Folgen hatte; allerdings gehörte aber zu dieser Wirksamkeit die Zeit, der Ort und der Kreis von Menschen, mit denen Sokrates lebte. Anderswo wäre der bürgerliche Weise ein aufgeklärter tugendhafter Mann gewesen, ohne daß wir vielleicht seinen Namen wüßten; denn

keine Erfindung, keine neue Lehre ist's, die er, ihm eigen, ins Buch der Zeiten verzeichnet; nur durch seine Methode und Lebensweise, durch die moralische Bildung, die er sich selbst gegeben hatte und andern zu geben suchte, vorzüglich endlich durch die Art seines Todes ward er der Welt ein Muster. Es gehörte viel dazu, ein Sokrates zu sein, vor allem die schöne Gabe, entbehren zu können, und der feine Geschmack an moralischer Schönheit, den er bei sich zu einer Art von Instinkt erhöht zu haben scheint; indessen hebe man auch diesen bescheiden edeln Mann nicht über die Sphäre empor, in welche ihn die Vorsehung selbst stellte. Er hat wenige, seiner ganz würdige, Schüler gezogen, eben weil seine Weisheit gleichsam nur zum Hausgerät seines eigenen Lebens gehörte und seine vortreffliche Methode im Munde seiner nächsten Schüler gar zu leicht in Spöttereien und Sophismen ausarten konnte, sobald es dem ironischen Fragenden am Geistes- und Herzenscharakter Sokrates' fehlte. Auch seine zwei edelsten Jünger, Xenophon und Plato, vergleiche man unparteiisch, so wird man finden, daß er bei ihnen (wie er selbst den bescheidenen Ausdruck liebte) nur die Hebamme ihrer eignen Geistesgestalt gewesen war; daher er sich auch im Bilde beider so unähnlich siehet. Das Auszeichnende ihrer Schriften rührt offenbar von ihrer eignen Denkart her, und der schönste Dank, den sie ihrem

geliebten Lehrer bringen konnten, war der, daß sie sein moralisches Bild aufstellten. Allerdings wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß durch Sokrates' Schüler sein Geist in alle Gesetze und Staatsverfassungen Griechenlandes fortan eingedrungen wäre; daß dieses aber nicht geschehen sei, bezeugt die griechische Geschichte. Sein Leben traf auf den Punkt der höchsten Kultur Athens, zugleich aber auch der höchsten Anstrengung der griechischen Staaten gegeneinander; beides konnte nichts anders als unglückliche Zeiten und Sitten nach sich ziehen, die nicht gar lange darauf den Untergang der griechischen Freiheit bewirkten. Hiegegen schützte sie keine sokratische Weisheit, die zu rein und fein war, als daß sie das Schicksal der Völker hätte entscheiden mögen. Der Staatsmann und Kriegsführer Xenophon schildert schlechte Staatsverfassungen; er kann sie aber nicht ändern. Plato schuf eine idealische Republik, die nirgend, am wenigsten an Dionysius' Hofe, Platz fand. Kurz, Sokrates' Philosophie hat mehr der Menschheit als Griechenland gedient, welches ohne Zweifel auch ihr schönerer Ruhm ist.

Ein ganz anderer war Aristoteles' Geist, der scharfsinnigste, festeste und trockenste vielleicht, der je den Griffel geführt. Seine Philosophie ist freilich mehr die Philosophie der Schule als des gemeinen Lebens, insonderheit in den Schriften, die wir von ihm haben,

und nach der Weise, wie man sie gebrauchte; um so mehr aber hat die reine Vernunft und Wissenschaft durch ihn gewonnen, so daß er in ihrem Gebiet als ein Monarch der Zeiten dasteht. Daß die Scholastiker meistens nur auf seine Metaphysik verfielen, war ihre, nicht Aristoteles' Schuld, und doch hat sich auch an solcher die menschliche Vernunft unglaublich geschärfet. Sie reichte barbarischen Nationen Werkzeuge in die Hände, die dunkeln Träume der Phantasie und Tradition zuerst in Spitzfündigkeiten zu verwandeln, bis sie sich damit allmählich selbst zerstörten. Seine bessern Schriften aber, die Naturgeschichte und Physik, die Ethik und Moral, die Politik, Poetik und Redekunst, erwarten noch manche glückliche Anwendung. Zu beklagen ist's, daß seine historischen Werke untergegangen sind und daß wir auch seine Naturgeschichte nur im Auszuge haben. Wer indessen den Griechen den Geist reiner Wissenschaft abspricht, möge ihren Aristoteles und Euklides lesen: Schriftsteller, die in ihrer Art nie übertroffen wurden; denn auch das war Platons und Aristoteles' Verdienst, daß sie den Geist der Naturwissenschaft und Mathematik erweckten, der über alles Moralisieren hinaus ins Große geht und für alle Zeiten wirkt. Mehrere Schüler derselben waren Beförderer der Astronomie, Botanik, Anatomie und andrer Wissenschaften wie denn Aristoteles selbst bloß mit seiner Naturgeschichte den

Grund zu einem Gebäude gelegt hat, an welchem noch Jahrhunderte bauen werden. Zu allem Gewissen der Wissenschaft wie zu allem Schönen der Form ist in Griechenland der Grund gelegt worden; leider aber, daß uns das Schicksal von den Schriften seiner gründlichsten Weisen so wenig gegönnt hat! Was übriggeblieben ist, ist vortrefflich; das Vortrefflichste ging vielleicht unter.

Man wird es nicht von mir erwarten, daß ich die einzelnen Wissenschaften der Mathematik, Medizin, Naturwissenschaft und aller schönen Künste durchgehe, um eine Reihe Namen zu nennen, die entweder als Erfinder oder als Vermehrer des Wissenschaftlichen derselben allen künftigen Zeiten zur Grundlage gedient haben. Allgemein ist's bekannt, daß Asien und Ägypten uns eigentlich keine wahre Form der Wissenschaft in irgendeiner Kunst oder Lehre gegeben; dem feinen, ordnenden Geist der Griechen haben wir diese allein zu danken. Da nun eine bestimmte Form der Erkenntnis eben das ist, was ihre Vermehrung oder Verbesserung in zukünftigen Zeiten bewirkt, so sind wir den Griechen die Basis beinahe aller unserer Wissenschaften schuldig. Mögen sie sich fremde Ideen zugeeignet haben, soviel sie wollen, desto besser für uns; gnug, sie ordneten solche und strebten zur deutlichen Erkenntnis. Die mancherlei griechischen Schulen waren hierin das, was in ihrem

Staatswesen die vielen Republiken waren: gemeinschaftlich strebende, miteinander wetteifernde Kräfte; denn ohne diese Verteilung Griechenlandes würde selbst in ihren Wissenschaften nie soviel geschehen sein, als geschehen ist. Die ionische, italische und atheniensische Schule waren, ihrer gemeinschaftlichen Sprache ohngeachtet, durch Länder und Meere voneinander gesondert; jede also konnte für sich selbst wurzeln und, wenn sie verpflanzt oder eingepflanzt ward, desto schönere Früchte tragen. Keiner der früheren Weisen wurde vom Staat, selbst nicht von seinen Schülern besoldet; er dachte für sich, er erfand aus Liebe zur Wissenschaft oder aus Liebe zum Ruhm. Die er unterrichtete, waren nicht Kinder, sondern Jünglinge oder Männer, oft Männer, die der wichtigsten Staatsgeschäfte pflegten. Für Jahrmärkte eines gelehrten Handels schrieb man damals noch nicht; man dachte aber desto länger und tiefer, zumal der mäßige Philosoph im schönen griechischen Klima ungehindert von Sorgen denken konnte, da er zu seinem Unterhalt wenig bedurfte.

Indessen können wir nicht umhin, auch hier der Monarchie das Lob widerfahren zu lassen, das ihr gebühret. Keiner der sogenannten Freistaaten Griechenlands hätte dem Aristoteles zu seiner Naturgeschichte die Beihülfe verschafft, die ihm sein königlicher Schüler verschaffen konnte; noch minder hätten ohne

die Anstalten der Ptolemäer Wissenschaften, die Muße oder Kosten fordern, z.B. Mathematik, Astronomie u. f., die Fortschritte getan, die sie in Alexandrien getan haben. Ihren Anlagen sind wir den Euklides, Eratosthenes, Apollonius Pergäus, Ptolemäus u. a. schuldig, Männer, die zu den Wissenschaften den Grund gelegt, auf welchen jetzt nicht nur das Gebäude der Gelehrsamkeit, sondern gewissermaße unsrer ganzen Weltregierung ruhet. Es hatte also auch seinen Nutzen, daß die Zeit der griechischen Rednerei und Bürgerphilosophie mit den Republiken zu Ende ging; diese hatte ihre Früchte getragen, dem menschlichen Geist aber waren aus griechischen Seelen noch andre Keime der Wissenschaft nötig. Gern verzeihen wir dem ägyptischen Alexandrien seine schlechteren Dichter²²⁸; es gab uns dafür gute Beobachter und Rechner. Dichter werden durch sich selbst; Beobachter können durch Fleiß und Übung allein vollkommen werden.

Insonderheit hat die griechische Philosophie über drei Gegenstände vorgearbeitet, die schwerlich irgendwo anders eine so glückliche Werkstatt hätten finden mögen: sie sind Sprache, Kunst und Geschichte. Die Sprache der Griechen hatte sich durch Dichter, Redner und Philosophen so vielseitig reich und schön gebildet, daß das Werkzeug selbst in spätem Zeiten die Aufmerksamkeit der Betrachter an sich zog, da

man es nicht mehr zu so glänzenden Zwecken des öffentlichen Lebens anwenden konnte. Daher die Kunst der Grammatiker, die zum Teil wirkliche Philosophen waren. Zwar hat uns den größten Teil dieser Schriftsteller die Zeit geraubt, welchen Verlust wir auch allenfalls gegen viel wichtigere Sachen verschmerzen mögen, indessen ist ihre Wirkung deswegen nicht ausgetilgt worden; denn am Studium der griechischen hat sich das Studium der römischen Sprache und überhaupt alle Sprachenphilosophie der Erde angezündet. Auch in die morgenländischen Dialekte des vordem Asiens ist es nur aus ihr gekommen; denn die ebräische, arabische und andere Sprachen hat man nur durch die griechische in Regeln zu bringen gelernt. Gleichermaßen ist an eine Philosophie der Kunst nirgend als in Griechenland gedacht worden, weil durch einen glücklichen Trieb der Natur und durch eine geschmackvolle sichere Gewohnheit Dichter und Künstler selbst eine Philosophie des Schönen ausübten, ehe der Zergliederer ihre Regeln aufnahm. So mußte sich durch den ungeheuren Wetteifer in Epopeen, Theaterstücken und öffentlichen Reden notwendig mit der Zeit eine Kritik bilden, an welche unsere Kritik schwerlich reicht. Es sind uns zwar auch von ihr außer Aristoteles' Schriften nur wenige späte Bruchstücke übriggeblieben, die indes immer noch von dem überfeinen Scharfsinn der griechischen

Kunstrichter zeugen. Die Philosophie der Geschichte endlich gehört vorzüglich nach Griechenland heim, weil eigentlich die Griechen allein Geschichte haben. Der Morgenländer hat Stammregister oder Märchen, der Nordländer hat Sagen, andre Nationen Lieder; der Grieche bildete aus Sagen, Liedern, Märchen und Stammregistern mit der Zeit den gesunden Körper einer Erzählung, die in allen Gliedern lebet. Auch hierin ging ihm seine alte Dichtkunst vor, da sich ein Märchen nicht leicht angenehmer erzählen läßt, als es die Epopee erzählte; die Verteilung der Gegenstände nach Rhapsodien gab zu ähnlichen Absätzen in der Geschichte Anlaß, und der lange Hexameter konnte bald den Wohlklang der historischen Prose bilden. Herodot ward also Homers Nachfolger, und die späteren Geschichtschreiber der Republiken nahmen die Farbe derselben, den republikanischen Rednergeist, in ihre Erzählung auf. Da nun mit Thucydides und Xenophon die griechische Geschichte aus Athen ausging und die Beschreiber derselben Staatsmänner und Feldherren waren, so mußte ihre Geschichte pragmatisch werden, ohne daß sie ihr eine pragmatische Gestalt zu geben suchten. Die öffentlichen Reden, die Verflechtung der griechischen Angelegenheiten, die lebendige Gestalt der Sachen und ihrer Triebfedern gab ihnen solche Form an, und man kann kühn behaupten, daß ohne die Republiken Griechenlands

keine pragmatische Geschichte in der Welt wäre. Je mehr späterhin die Staaten- und Kriegskunst sich entwickelte, desto künstlicher ward auch der pragmatische Geist der Geschichte, bis endlich Polybius sie fast zur Kriegs- und Staatenwissenschaft selbst machte. An Vorbildern solcher Art hatten nun die spätem Betrachter zu ihren Anmerkungen reichen Stoff, und die Dionyse konnten sich in den Anfängen der historischen Kunst gewiß reichlicher üben, als ein Sineser, Jude oder selbst ein Römer es tun konnte.

Da wir also die Griechen in jeder Übung des Geistes an dichterischen, rednerischen, philosophischen, wissenschaftlichen, historischen Werken so reich und glücklich finden, Schicksal der Zeiten, warum hast du uns denn so viel von ihnen versagt? Wo sind Homers Amazonia und seine Thebais und Iresione, seine Jamben, sein Margites? Wo sind die vielen verlorren Stücke Archilochus', Simonides', Alcäus', Pindars, die dreiundachtzig Trauerspiele Äschylus', die hundertundachtzehn des Sophokles und die unzähligen andern verlornen Stücke der Tragiker, Komiker, Lyriker, der größten Weltweisen, der unentbehrlichsten Geschichtschreiber, der merkwürdigsten Mathematiker, Physiker u. f.? Für *eine* Schrift des Demokritus, Aristoteles, Theophrasts, Polybius, Euklides, für ein Trauerspiel des Äschylus, Sophokles und so vieler andern, für *ein* Lustspiel Aristophanes', Philemons,

Menanders, für *eine* Ode des Alcäus oder der Sappho, für die verlerne Natur- und Staatengeschichte Aristoteles' oder für die fünfunddreißig Bücher Polybius': wer würde nicht gern einen Berg von neuern Schriften, seine eignen zuerst, hingeben, daß die Bäder von Alexandrien ein ganzes Jahr lang davon erwärmt würden? Aber das Schicksal mit eisernem Fuß geht einen andern Gang fort, als daß es auf die Unsterblichkeit einzelner menschlicher Werke in Wissenschaft oder in Kunst rechne. Die gewaltigen Propyläen Athens, alle Tempel der Götter, jene prächtigen Paläste, Mauern, Kolossen, Bildsäulen, Sitze, Wasserleitungen, Straßen, Altäre, die das Altertum für die Ewigkeit schuf, sind durch die Wut der Zerstörer dahin, und einige schwache Gedankenblätter des menschlichen Nachsinnens und Fleißes sollten verschont bleiben? Vielmehr ist zu verwundern, daß wir derselben noch so viel haben, und vielleicht haben wir an ihnen noch zuviel, als daß wir sie alle gebraucht hätten, wie sie zu gebrauchen wären. Lasset uns jetzt zum Aufschluß dessen, was wir bisher einzeln durchgingen, die Geschichte Griechenlandes im ganzen betrachten; sie trägt ihre Philosophie Schritt vor Schritt belehrend mit sich.

VI

Geschichte der Veränderungen Griechenlandes

So reich und verflochten die griechische Geschichte an Veränderungen ist, so gehen doch ihre Fäden an wenigen Hauptpunkten zusammen, deren Naturgesetze klar sind. Denn:

1. Daß in diesen drei Landesstrecken mit ihren Inseln und Halbinseln viele Stämme und Kolonien zur See und vom hohem Lande hinaus hin und her wandern, sich niederlassen und einander vertreiben, ist allenthalben die Geschichte der Alten Welt bei ähnlichen Meer- und Erdstrichen gewesen. Nur hier war das Wandern lebhafter, weil das volkreiche nordische Gebürge und das große Asien nahe lag und durch eine Reihe von Zufällen, von denen die Sagen erzählen, der Geist des Abenteuers sehr rege erhalten ward. Dies ist die Geschichte Griechenlandes beinahe von 700 Jahren.

2. Daß unter diese Stämme Kultur, und zwar von verschiedenen Seiten in verschiedenen Graden, kommen mußte, ist ebensowohl Natur der Sache und des Erdstrichs. Sie breitete sich von Norden hinab, sie kam aus verschiednen Gegenden der nahen gebildeten Völker zu ihnen herüber und setzte sich hie und da

sehr verschieden fest. Die überwiegenden Hellenen bringen endlich Einheit ins Ganze und geben der griechischen Sprache und Denkart Ton. Nun mußten in Kleinasien, in Klein- und Großgriechenland die Keime dieser gegebenen Kultur sehr ungleich und verschieden treiben; diese Verschiedenheit aber half durch Wetteifer und Verpflanzungen dem griechischen Geist auf; denn es ist in der Naturgeschichte sowohl der Pflanzen als der Tiere bekannt, daß derselbe Same auf demselben Erdstrich nicht ewig gedeihe, aber, zu rechter Zeit verpflanzt, frischere und fröhlichere Früchte trage.

3. Aus ursprünglichen kleinen Monarchien gingen die geteilten Staaten mit der Zeit in Aristokratien, einige in Demokratien über: beide gerieten oft in Gefahr, unter die Willkür eines Beherrschers zurückzufallen; jedoch die Demokratien öfter. Abermals der Naturgang der menschlichen Einrichtung in ihrer früheren Jugend. Die Vornehmsten des Stammes glaubten sich dem Willen der Könige entziehen zu dürfen, und da das Volk sich nicht führen, konnte, so wurden sie seine Führer. Nachdem nun sein Gewerbe, sein Geist, seine Einrichtung war, blieb es entweder unter diesen Führern, oder es rang so lange, bis es Anteil an der Regierung bekam. Jenes war der Fall in Lacedämon, dies in Athen. Von beidem lag die Ursache in den Umständen und der Verfassung beider Städte. In

Sparta wachten die Regenten scharf aufeinander, daß kein Tyrann aufkommen konnte; in Athen ward das Volk mehr als einmal unter die Tyrannei mit oder ohne Namen hineingeschmeichelt. Beide Städte mit allem, was sie hervorgebracht haben, sind so natürliche Produkte ihrer Lage, Zeit, Einrichtung und Umstände, als je eine Naturerzeugung sein mochte.

4. Viele Republiken, mehr oder minder durch gemeinschaftliche Geschäfte, Grenzen oder ein anderes Interesse, am meisten aber durch die Krieges- und Ruhmliebe gleichsam an *eine* Rennbahn gestellt, werden, bald Ursache zu Zwistigkeiten finden; die mächtigern zuerst, und diese ziehen zu ihrer Partei, wen sie hinzuzuziehen vermögen, bis endlich *eine* das Übergewicht gewinnt. Dies war der Fall der langen Jugendkriege zwischen den Staaten Griechenlands, insonderheit zwischen Lacedämon, Athen und zuletzt Theben. Die Kriege waren bitter, hart, ja oft grausam, wie allemal Kriege sein werden, in welchen jeder Bürger und Krieger am Ganzen teilnimmt. Meistens entstanden sie über Kleinigkeiten oder über Sachen der Ehre, wie die Gefechte bei Jugendhändeln zu entstehen pflegen, und was sonderbar scheint, es aber nicht ist: jeder überwindende Staat, insonderheit Lacedämon, suchte dem überwundenen seine Gesetze und Einrichtung aufzuprägen, als ob damit das Zeichen der Niederlage unauslöschlich an ihm bliebe. Denn

die Aristokratie ist eine geschworne Feindin der Tyrannei sowohl als der Volksregierung.

5. Indessen waren die Kriege der Griechen, auch als Geschäft betrachtet, nicht bloß Streitereien der Wilden; vielmehr entwickelt sich in ihnen mit der Zeitenfolge bereits der ganze Staats- und Kriegesgeist, der je das Rad der Weltbegebenheiten gelenkt hat.²²⁹ Auch die Griechen wußten, was Bedürfnisse des Staats, Quellen seiner Macht und seines Reichtums sei'n, die sie sich oft auf rohe Weise zu verschaffen suchten. Auch sie wußten, was Gleichgewicht der Republiken und Stände gegeneinander, was geheime und öffentliche Konföderationen, was Kriegslist, Zuvorkommen, Imstichlassen u. dgl. heiße. Sowohl in Kriegs- als Staatssachen haben also die erfahrensten Männer der römischen und neuern Welt von den Griechen gelernet; denn die Art des Krieges möge sich mit den Waffen, der Zeit und der Weltlage ändern, der Geist der Menschen, der da erfindet, überredet, seine Anschläge bedeckt, angreift, vorrückt, sich verteidigt oder zurückziehet, die Schwächen seiner Feinde ausspähet und so oder also seinen Vorteil gebraucht oder mißbrauchet, wird zu allen Zeiten derselbe bleiben.

6. Die Kriege mit den Persern machen die erste große Unterscheidung in der griechischen Geschichte. Sie waren von den asiatischen Kolonien veranlaßt, die dem ungeheuren morgenländischen Eroberungsgeist

nicht hatten widerstehen mögen und, an die Freiheit gewohnt, bei der ersten Gelegenheit dies Joch abzuschütteln suchten. Daß die Athenienser ihnen zwanzig Schiffe zu Hülfe sandten, war ein Obermut der Demokratie; denn Kleomenes, der Spartaner, hatte ihnen die Hülfe abgeschlagen, und mit ihren zwanzig Schiffen führten jene dem ganzen Griechenlande den wildesten Krieg zu. Indessen da er einmal geführt wurde, so war es zwar ein Wunder der Tapferkeit, daß einige kleine Staaten gegen zwei Könige des großen Asiens die herrlichsten Siege davontrugen; es war aber kein Naturwunder. Die Perser waren völlig außer ihrem Mittelpunkt; die Griechen dagegen stritten für Freiheit, Land und Leben. Sie stritten gegen sklavische Barbaren, die an den Eretriern gezeigt hatten, was auch ihnen bevorstünde, und nahmen daher alles zusammen, was menschliche Klugheit und Mut ausrichten konnte. Die Perser unter Xerxes griffen wie Barbaren an: sie kamen mit Ketten in der Hand, um zu binden, und mit Feuer in der Hand, um zu verheeren; dies hieß aber nicht mit Klugheit fechten. Themistokles bediente sich gegen sie bloß des Windes, und freilich ist der widrige Wind auf dem Meer einer ungelenken Flotte ein gefährlicher Gegner. Kurz, der Persische Krieg ward mit großer Macht und Wut, aber ohne Verstand geführt, und so mußte er unglücklich enden. Gesetzt, daß auch die Griechen geschlagen und ihr

ganzes Land wie Athen verwüstet worden wäre: Griechenland konnten die Perser von der Mitte Asiens her und bei dem innern Zustande ihres Reichs dennoch nie behaupten, da sie Ägypten selbst mit Mühe behaupten konnten. Das Meer war Griechenlands Freundin, wie in anderm Sinn auch das Delphische Orakel sagte.

7. Aber die geschlagenen Perser ließen mit ihrer Beute und Schande den Atheniensen einen Funken zurück, dessen Flamme das ganze Gebäude der griechischen Staatseinrichtungen zerstörte. Es war der Ruhm und Reichtum, die Pracht und Eifersucht, kurz, der ganze Übermut, der auf diese Kriege folgte. Bald erschien in Athen das Zeitalter Perikles', das glänzendste, in welchem je ein so kleiner Staat gewesen, und es folgte darauf aus ebenso natürlichen Ursachen der unglückliche Peloponnesische, der doppelte Spartanische Krieg, bis endlich durch eine einzige Schlacht Philippus aus Macedonien dem ganzen Griechenlande das Netz übers Haupt warf. Sage doch niemand, daß ein ungünstiger Gott das Schicksal der Menschen lenke und neidend es von seiner Höhe zu stürzen trachte; die Menschen selbst sind einander ihre ungünstigen Dämonen. Was konnte aus Griechenland, wie es in diesen Zeiten war, anders als die leichte Beute eines Siegers werden? Und woher konnte dieser Sieger kommen als aus den macedonischen

Gebürge? Vor Persien, Ägypten, Phönicien, Rom, Karthago war es sicher; sein Feind aber saß ihm in der Nähe, der es mit ein paar Griffen voll List und Macht erhaschte. Das Orakel war hier abermals klüger als die Griechen; es philippisierte, und im ganzen Vorfall wurde nichts als der allgemeine Satz bestätigt: daß ein einträchtiges krieggeübtes Bergvolk, das einer geschwächten, zerteilten, entnervten Nation auf dem Nacken sitzt, notwendig der Sieger derselben sein werde, sobald es die Sache klug und tapfer angreift. Das tat Philippus und raffte Griechenland auf; denn es war durch sich selbst lange vorher besiegt gewesen. Hier würde nun die Geschichte Griechenlands endigen, wenn Philippus ein Barbar wie Sulla oder Alarich gewesen wäre; er war aber selbst ein Grieche, sein größerer Sohn war es auch; und so beginnet eben mit dem Verlust der griechischen Freiheit noch unter dieses Volkes Namen eine Weltszene, die ihresgleichen wenige gehabt hat.

8. Der junge Alexander nämlich, der, kaum zwanzig Jahre alt, im ersten Feuer der Ruhmbegierde auf den Thron kam, führte den Gedanken aus, zu dem sein Vater alles vorbereitet hatte: er ging nach Asien hinüber in des Persermonarchen eigene Staaten. Abermals die natürlichste Begebenheit, die sich ereignen konnte. Alle Landzüge der Perser gegen Griechenland waren durch Thracien und Macedonien gegangen; der

alte Haß gegen sie lebte also bei diesen Völkern noch. Nun war die Schwäche der Perser den Griechen gnugsam bekannt, nicht nur aus jenen alten Schlachten bei Marathon, Platäa u. f., sondern noch in näheren Zeiten aus dem Rückzuge Xenophons mit seinen zehntausend Griechen. Der Macedonier, der jetzt Gebieter und Oberfeldherr von Griechenland war, wohin sollte er seine Waffen, wo seinen Phalanx hin richten als gegen die reiche Monarchie, die seit einem Jahrhundert von innen in tiefem Verfall war. Der junge Held lieferte drei Schlachten, und Kleinasien, Syrien, Phönicien, Ägypten, Lybien, Persien, Indien war sein; ja er hätte bis zum Weltmeer gehen mögen, wenn nicht seine Macedonier, klüger als er, ihn zum Rückzuge gezwungen hätten. Sowenig in alle diesem Glück ein Wunder war, sowenig war's ein neidiges Schicksal, das ihm in Babylon sein Ende machte. Welch ein großer Gedanke zwar, von Babylon aus die Welt zu regieren, eine Welt, die vom Indus bis gen Lybien, ja über Griechenland bis zum Ikarischen Meer reichte! Welch ein Gedanke, diesen Weltstrich zu *einem* Griechenlande an Sprache, Sitten, Künsten, Handel und Pflanzstädten zu machen und in Baktra, Susa, Alexandrien u. f. neue Athene zu gründen! Und siehe, da stirbt der Sieger in der schönsten Blüte seines Lebens; mit ihm stirbt alle diese Hoffnung, eine neuerschaffene griechische Welt! Spräche man also zum

Schicksal, so würde dieses uns antworten: »Sei Babel oder Pella die Residenz Alexanders, möge Baktra griechisch oder parthisch reden: nur wenn das Menschenkind seinen Entwurf ausführen will, so sei es mäßig und trinke sich nicht zu Tode.« Alexander tat's, und sein Reich war hin. Kein Wunder, daß er sich selbst erwürgte; vielmehr war es beinahe ein Wunder, daß *er*, der sein Glück längst nicht mehr hatte ertragen können, so lange lebte.

9. Jetzt teilte sich das Reich, d. i. es zersprang eine ungeheure Wasserblase: wo und wann ist es bei ähnlichen Umständen anders gewesen? Alexanders Gebiet war noch von keiner Seite vereinigt, kaum noch in der Seele des Überwinders selbst zu einem Ganzen verknüpft. Die Pflanzstädte, die er hie und da angelegt hatte, konnten ohne einen Beschützer, wie er war, sich in dieser Jugend nicht decken, geschweige alle die Völker im Zaum halten, denen sie aufgedrungen waren. Da Alexander nun so gut als ohne Erben starb, wie anders, als daß die Raubvögel, die ihm in seinem Fluge siegreich beigestanden hatten, jetzt für sich raubten? Sie zerhackten sich lange untereinander, bis jeder sein Nest fand, eine erworbene Siegesbeute. Mit keinem Staat, der aus so ungeheuren, schnellen Eroberungen entstand und nur auf des Eroberers Seele ruhte, ist es je anders gegangen; die Natur der verschiedenen Völker und Gegenden nimmt gar bald ihre

Rechte wieder, so daß es nur der Übermacht griechischer Kultur vor barbarischen Völkern zuzuschreiben ist, daß viele zusammengezwungene Erdstriche nicht eher zu ihrer alten Verfassung zurückkehrten. Parthien, Baktra und die Länder jenseit des Euphrats taten es zuerst; denn sie lagen dem Mittelpunkt eines Reichs zu fern, das sich gegen Bergvölker von parthischem Stamm mitnichten schützen konnte. Hätten die Seleuciden, wie Alexander wollte, Babylon oder ihr eignes Seleucia zu ihrer Wohnung gemacht, vielleicht wären sie ostwärts mächtiger geblieben, aber auch vielleicht desto eher in entkräftende Üppigkeit versunken. Ein gleiches war's mit den asiatischen Provinzen des thracischen Reiches; sie bedienten sich des Rechts, dessen sich ihre Räuber bedient hatten, und wurden, da die Kriegsgenossen Alexanders weichem Nachfolgern den Thron einräumten, eigne Königreiche. In alle diesem sind die immer wiederkehrenden Naturgesetze der politischen Weltgeschichte unverkennbar.

10. Am längsten dauerten die Reiche, die zunächst um Griechenland lagen; ja sie hätten länger dauern können, wenn der Zwist zwischen ihnen, vorzüglich aber zwischen den Karthaginensern und Römern, nicht auch sie in jenen Rum gezogen hätte, der von der Monarchin Italiens nach und nach über alle Küsten des Mittelländischen Meeres ausging. Hier trafen

nun abgelebte, schwache Reiche in einen zu ungleichen Glückskampf, vor welchem sie eine mäßige Klugheit hätte warnen mögen. Indessen hielt sich in ihnen von griechischer Kultur und Kunst, was sich nach Beschaffenheit der Regenten und Zeiten halten konnte. Die Wissenschaften in Ägypten blüheten als Gelehrsamkeit, weil sie nur als Gelehrsamkeit eingeführt waren; wie Mumien waren sie im Museum oder in der Bibliothek begraben. Die Kunst an den asiatischen Höfen ward üppige Pracht; die Könige zu Pergamus und in Ägypten wetteiferten, Bibliotheken zu sammeln: ein Wetteifer, der der ganzen künftigen Literatur nützlich und schädlich wurde. Man sammelte Bücher und verfälschte sie; ja mit dem Brande des Gesammelten ging nachher eine ganze Welt alter Gelehrsamkeit auf einmal unter. Man siehet, daß sich das Schicksal dieser Dinge nicht anders angenommen habe, als es sich aller Dinge der Welt annimmt, die es dem klugen oder törichten, immer aber natürlichen Verhalten der Menschen überließ. Wenn der Gelehrte um ein verlornes Buch des Altertums weinet, um wieviel wichtigere Dinge müßte man weinen, die alle dem Lauf des Schicksals unabänderlich folgten. Äußerst merkwürdig ist die Geschichte der Nachfolger Alexanders, nicht nur weil in ihr soviel Ursachen zu dem, was untergegangen oder erhalten ist, liegen, sondern auch als das traurige Muster von Reichen, die

sich auf fremden Erwerb sowohl der Länder als der Wissenschaften, Künste und Kultur gründen.

II. Daß Griechenland in diesem Zustande nie mehr zu seinem alten Glanz gelangen mögen, bedarf wohl keines Erweises; die Zeit dieser Blüte war längst vorüber. Zwar gaben sich manche eitle Regenten Mühe, der griechischen Freiheit emporzuhelfen; es war aber eine Scheinmühe um eine Freiheit ohne Geist, um einen Körper ohne Seele. An Vergötterung seiner Wohltäter ließ es Athen nie fehlen, und die Kunst sowohl als die Deklamation über Philosophie und Wissenschaften hat sich in diesem Sitz der allgemeinen Kultur Europas, solange es möglich war, erhalten; immer aber wechselten Glücksfälle mit Verwüstungen ab. Die kleinen Staaten untereinander kannten weder Eintracht noch Grundsätze zu ihrer Erhaltung, wenn sie gleich den Ätolischen Bund schlossen und den Achäischen Bund erneuten. Weder Philopömens Klugheit noch Aratus' Rechtschaffenheit gaben Griechenland seine alte Zeiten wieder. Wie die Sonne im Niedergange, von den Dünsten des Horizonts umringt, eine größere, romantische Gestalt hat, so hat's die Staatskunst Griechenlandes in diesem Zeitpunkt; allein die Strahlen der untergehenden Sonne erwärmen nicht mehr wie am Mittage, und die Staatskunst der sterbenden Griechen blieb unkräftig. Die Römer kamen auf sie wie schmeichelnde Tyrannen,

Entscheider aller Zwistigkeiten des Erdstrichs zu ihrem eigenen Besten, und schwerlich haben Barbaren je ärger verfahren, als Mummius in Korinth, Sulla in Athen, Ämilius in Macedonien verfahren. Lange plünderten die Römer, was in Griechenland geplündert werden konnte, bis sie es zuletzt ehrten, wie man eine beraubte, getötete Leiche ehret. Sie besoldeten Schmeichler daselbst und schickten ihre Söhne dahin, um auf den geweihten Fußritten alter Weisen unter Schwätzern und Kunstgrüblern zu studieren. Zuletzt kamen Goten, Christen und Türken, die dem Reich der griechischen Götter, das sich lange selbst überlebt hatte, ein völliges Ende machten. Sie sind gefallen, die großen Götter, Jupiter Olympius und Pallas Athene, der delphische Apoll und die argische Juno: ihre Tempel sind Schutt, ihre Bildsäulen Steinhaufen, nach deren Trümmern selbst man jetzo vergeblich spähet.²³⁰ Verschwunden sind sie von der Erde, so daß man sich jetzt kaum mit Mühe denkt, wie ihr Reich einst im Glauben geblühet und bei den scharfsinnigsten Völkern so viele Wunder bewirkt habe. Werden, da diese schönsten Idole der menschlichen Einbildungskraft gefallen sind, auch die minder schönen wie sie fallen? Und wem werden sie Platz machen, andern Idolen?

12. Großgriechenland halte in einem andern Gedränge zuletzt ein gleiches Schicksal. Die

blühendsten, volkreichsten Städte im schönsten Klima der Erde, nach Gesetzen Zaleukus', Charondas', Diokles' errichtet und in Kultur, Wissenschaft, Kunst und Handel den meisten Provinzen Griechenlandes zuvor-eilend, sie lagen zwar weder den Persern noch dem Philippus im Wege, erhielten sich also zum Teil auch länger als ihre europäischen und asiatischen Schwe- stern; indessen kam auch ihre Zeit des Schicksals. Mit Karthago und Rom in mancherlei Kriege verflochten, unterlagen sie endlich und verderbten Rom durch ihre Sitten, wie sie durch Roms Waffen verdarben. Bewei- nenswert liegen ihre schönen und großen Trümmer da, von Erdbeben und feuerspeienden Bergen, noch mehr aber von der Wut der Menschen traurig verödet.

231 Die Nymphe Parthenope klagt, Siziliens Ceres sucht ihre Tempel und findet kaum ihre goldenen Saa- ten wieder.

VII

Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlandes

Wir haben die Geschichte dieses merkwürdigen Erdstrichs von mehreren Seiten betrachtet, weil sie zur Philosophie der Geschichte gewissermaßen ein einziges Datum ist unter allen Völkern der Erde. Nicht nur sind die Griechen von der Zumischung fremder Nationen befreit und in ihrer ganzen Bildung sich eigen geblieben, sondern sie haben auch ihre Perioden so ganz durchlebt und von den kleinsten Anfängen der Bildung die ganze Laufbahn derselben so vollständig durchschritten als sonst kein andres Volk der Geschichte. Entweder sind die Nationen des festen Landes bei den ersten Anfängen der Kultur stehen geblieben und haben solche in Gesetzen und Gebräuchen unnatürlich verewigt, oder sie wurden, ehe sie sich auslebten, eine Beute der Eroberung: die Blume ward abgemähet, ehe sie zum Flor kam. Dagegen genoß Griechenland ganz seiner Zeiten; es bildete an sich aus, was es ausbilden konnte, zu welcher Vollkommenheit ihm abermals das Glück seiner Umstände half. Auf dem festen Lande wäre es gewiß bald die Beute eines Eroberers worden, wie seine asiatischen

Brüder; hätten Darius und Xerxes ihre Absichten an ihm erreicht, so wäre keine Zeit des Perikles erschienen. Oder hätte ein Despot über die Griechen geherrscht, er wäre nach dem Geschmack aller Despoten bald selbst ein Eroberer worden und hätte, wie Alexander es tat, mit dem Blut seiner Griechen ferne Flüsse gefärbet. Auswärtige Völker wären in ihr Land gemischt, sie in auswärtigen Ländern sieghaft umhergestreuet worden u. f. Gegen das alles schützte sie nun ihre mäßige Macht, selbst ihr eingeschränkter Handel, der sich nie über die Säulen Herkules' und des Glückes hinausgewaget. Wie also der Naturlehrer seine Pflanze nur dann vollständig betrachten kann, wenn er sie von ihrem Samen und Keim aus bis zur Blüte und Abblüte kennet, so wäre uns die griechische Geschichte eine solche Pflanze; schade nur, daß nach dem gewohnten Gange dieselbe bisher noch lange nicht wie die römische ist bearbeitet worden. Meines Orts ist's jetzo, aus dem, was gesagt worden, einige Gesichtspunkte auszuzeichnen, die aus diesem wichtigen Beitrage für die gesamte Menschengeschichte dem Auge des Betrachters zunächst vorliegen; und da wiederhole ich zuerst den großen Grundsatz:

Erstlich. Was im Reich der Menschheit nach dem Umfange gegebner National-, Zeit- und Ortumstände geschehen kann, geschiehet in ihm wirklich;

Griechenland gibt hievon die reichsten und schönsten Erweise.

In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder: wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäßig finden; wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden? Setzet Sinesen nach Griechenland, und es wäre unser Griechenland nie entstanden; setzet unsre Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Eretrier führte, sie werden kein Sparta und Athen bilden. Betrachtet Griechenland jetzt; ihr findet die alten Griechen, ja oft ihr Land nicht mehr. Sprächen sie nicht noch einen Rest ihrer Sprache, sähet ihr nicht noch Trümmern ihrer Denkart, ihrer Kunst, ihrer Städte oder wenigstens ihrer alten Flüsse und Berge, so müßtet ihr glauben, das alte Griechenland sei euch als eine Insel der Kalypso oder des Alkinous vorgedichtet worden. Wie nun diese neuern Griechen nur durch die Zeitfolge in einer gegebenen Reihe von Ursachen und Wirkungen das worden sind, was sie wurden, nicht minder jene alten, nicht minder jede Nation der Erde. Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.

So einfach dieser Grundsatz ist, so aufklärend und

nützlich wird er in Behandlung der Geschichte der Völker. Jeder Geschichtsforscher ist mit mir einig, daß ein nutzloses Anstaunen und Lernen derselben den Namen der Geschichte nicht verdiene; und ist dies, so muß bei jeder ihrer Erscheinungen, wie bei einer Naturbegebenheit, der überlegende Verstand mit seiner ganzen Schärfe wirken. Im Erzählen der Geschichte wird dieser also die größte Wahrheit, im Fassen und Beurteilen den vollständigsten Zusammenhang suchen und nie eine Sache, die ist oder geschieht, durch eine andre, die nicht ist, zu erklären streben. Mit diesem strengen Grundsatz verschwinden alle Ideale, alle Phantome eines Zaubersfeldes; überall sucht man, rein zu sehen, was da ist, und sobald man dies sah, fällt meistens auch die Ursache in die Augen, warum es nicht anders als also sein konnte. Sobald das Gemüt an der Geschichte sich diese Gewohnheit eigen gemacht hat, hat es den Weg der gesunderen Philosophie gefunden, den es außer der Naturgeschichte und Mathematik schwerlich anderswo finden konnte.

Eben dieser Philosophie zufolge werden wir uns also zuerst und vorzüglich hüten, den Taterscheinungen der Geschichte verborgne einzelne Absichten eines uns unbekanntem Entwurfs der Dinge oder gar die magische Einwirkung unsichtbarer Dämonen anzudichten, deren Namen man bei Naturerscheinungen

auch nur zu nennen sich nicht getraute. Das Schicksal offenbart seine Absichten durch das, was geschieht und wie es geschieht; also entwickelt der Betrachter der Geschichte diese Absichten bloß aus dem, was da ist und sich in seinem ganzen Umfange zeigt.

Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? Weil sie da waren und unter solchen Umständen nicht anders als aufgeklärte Griechen sein konnten. Warum zog Alexander nach Indien? Weil er Philipps Sohn Alexander war und nach den Anstalten seines Vaters, nach den Taten seiner Nation, nach seinem Alter und Charakter, nach seinem Lesen Homers u. f. nichts Bessers zu tun wußte. Legten wir seinem raschen Entschluß verborgene Absichten einer höheren Macht und seinen kühnen Taten eine eigne Glücksgöttin unter, so liefen wir Gefahr, dort seine schwärzesten Unbesonnenheiten zu göttlichen Endzwecken zu machen, hier seinen persönlichen Mut und seine Kriegsklugheit zu schmälern, überall aber der ganzen Begebenheit ihre natürliche Gestalt zu rauben. Wer in der Naturgeschichte den Feenglauben hätte, daß unsichtbare Geister die Rose schminken oder den silbernen Tau in ihren Kelch tröpfeln; wer den Glauben hätte, daß kleine Lichtgeister den Leib des Nachtwurms zu ihrer Hülle nehmen oder auf dem Schweif des Pfauen spielen, der mag ein sinnreicher Dichter sein, nie wird er als Natur- oder als Geschichtsforscher glänzen.

Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein könnte.

Zweitens. Was von *einem Volk* gilt, gilt auch von der Verbindung mehrerer Völker untereinander: sie stehen zusammen, wie Zeit und Ort sie band; sie wirken aufeinander, wie der Zusammenhang lebendiger Kräfte es bewirkte.

Auf die Griechen haben Asiaten und sie auf jene zurückgewirkt. Römer, Goten, Türken, Christen übermanneten sie, und Römer, Goten, Christen haben von ihnen mancherlei Mittel der Aufklärung erhalten; wie hängen diese Dinge zusammen? Durch Ort, Zeit und die natürliche Wirkung lebendiger Kräfte. Die Phönicier brachten ihnen Buchstaben; sie hatten aber diese Buchstaben nicht für sie erfunden; sie brachten ihnen solche, weil sie eine Kolonie zu ihnen schickten. So war's mit den Hellenen und Ägyptern, so mit den Griechen, da sie gen Baktra zogen; so ist's mit allen Geschenken der Muse, die wir von ihnen erhielten. Homer sang, aber nicht für uns; nur weil er zu uns kam, haben wir ihn und dürfen von ihm lernen. Hätte ihn uns *ein* Umstand der Zeitenfolge geraubt, wie soviel andre vortreffliche Werke; wer wollte mit der Absicht eines geheimen Schicksals rechten, wenn er die natürlichen Ursachen seines Unterganges vor sich siehet? Man gehe die verlornen und erhaltenen

Schriften, die verschwundenen und übriggebliebenen Werke der Kunst samt den Nachrichten über ihre Erhaltung und Zerstörung durch und wage es, die Regel anzuzeigen, nach welcher in einzelnen Fällen das Schicksal erhielt oder zerstörte. Aristoteles ward in *einem* Exemplar unter der Erde, andre Schriften als verworfne Pergamente in Kellern und Kisten, der Spötter Aristophanes unter dem Kopfkissen des H. Chrysostomus erhalten, damit dieser aus ihm predigen lernte; und so sind die verworfensten kleinsten Wege gerade diejenigen gewesen, von denen unsre ganze Aufklärung abhing. Nun ist unsre Aufklärung unstreitig ein großes Ding in der Weltgeschichte: sie hat fast alle Völker in Aufruhr gebracht und legt jetzt mit Herschel die Milchstraßen des Himmels wie Strata auseinander. Und dennoch von welchen kleinen Umständen hing sie ab, die uns das Glas und einige Bücher brachten, so daß wir ohne diese Kleinigkeiten vielleicht noch wie unsere alten Brüder, die unsterblichen Scythen, mit Weibern und Kindern auf Wagenhäusern führen. Hätte die Reihe der Begebenheiten es gewollt, daß wir statt griechischer mongolische Buchstaben erhalten sollten, so schrieben wir jetzt mongolisch, und die Erde ging deshalb mit ihren Jahren und Jahreszeiten ihren großen Gang fort, eine Ernährerin alles dessen, was nach göttlichen Naturgesetzen auf ihr lebet und wirket.

Drittens. Die *Kultur eines Volks ist die Blüte seines Daseins, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret.*

Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiß; er muß, was er wissen will, lernen: so lernt ein rohes Volk durch Übung für sich oder durch Umgang von andern. Nun hat aber jede Art der menschlichen Kenntnisse ihren eignen Kreis, d. i. ihre Natur, Zeit, Stelle und Lebensperiode; die griechische Kultur z.B. erwuchs nach Zeiten, Orten und Gegenständen und sank mit denselben. Einige Künste und die Dichtkunst gingen der Philosophie zuvor: wo die Kunst oder die Rednerei blühte, durfte nicht eben auch die Kriegskunst oder die patriotische Tugend blühen; die Redner Athens bewiesen ihren größten Enthusiasmus, da es mit dem Staat zu Ende ging und seine Redlichkeit hin war.

Aber das haben alle Gattungen menschlicher Aufklärung gemein, daß jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebet, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt. Jedes vollkommenste Werk nämlich, sofern man von Menschen Vollkommenheit fodern kann, ist ein Höchstes in seiner Art; hinter ihm sind also bloß Nachahmungen oder unglückliche Bestrebungen, es

übertreffen zu wollen, möglich. Als Homer gesungen hatte, war in seiner Gattung kein zweiter Homer denkbar; jener hatte die Blüte des epischen Kranzes gepflückt, und wer auf ihn folgte, mußte sich mit einzelnen Blättern begnügen. Die griechischen Trauerspiel-dichter wählten sich also eine andre Laufbahn; sie aßen, wie Äschylus sagt, vom Tisch Homers, bereiteten aber für ihr Zeitalter ein anderes Gastmahl. Auch ihre Periode ging vorüber: die Gegenstände des Trauerspiels erschöpften sich und konnten von den Nachfolgern, der größten Dichter nur verändert, d. i. in einer schlechteren Form gegeben werden, weil die bessere, die höchstschöne Form des griechischen Drama mit jenen Mustern schon gegeben war. Trotz aller seiner Moral konnte Euripides nicht mehr an Sophokles reichen, geschweige, daß er ihn im Wesen seiner Kunst zu übertreffen vermocht hätte, und der kluge Aristophanes wählte daher eine andre Laufbahn. So war's mit allen Gattungen der griechischen Kunst und wird unter allen Völkern also bleiben; ja daß die Griechen in ihren schönern Zeiten dieses Naturgesetz einsahen und ein Höchstes durch ein noch Höheres nicht zu überstreben suchten, das eben machte ihren Geschmack so sicher und die Ausbildung desselben so mannigfaltig. Als Phidias seinen allmächtigen Jupiter erschaffen hatte, war kein höherer Jupiter möglich; wohl aber konnte das Ideal desselben auch auf

andere Götter seines Geschlechts angewandt werden, und so erschuf man jedem Gott seinen Charakter: die ganze Provinz der Kunst ward bepflanzt.

Arm und klein wäre es also, wenn wir unsre Liebe zu irgendeinem Gegenstande menschlicher Kultur der allwaltenden Vorsehung als Regel vorzeichnen wollten, um dem Augenblick, in welchem er allein Platz gewinnen konnte, eine unnatürliche Ewigkeit zu geben. Es hieße diese Bitte nichts anders, als das Wesen der Zeit zu vernichten und die ganze Natur der Endlichkeit zu zerstören. Unsere Jugend kommt nicht wieder; mithin auch nie die Wirkung unsrer Seelenkräfte wie sie dann und dort war. Eben daß die Blume erschien, zeigt, daß sie verblühen werde; von der Wurzel aus hat sie die Kräfte der Pflanze in sich gezogen, und wenn sie stirbt, stirbt die Pflanze ihr nach. Unglücklich wäre es gewesen, wenn die Zeit, die einen Perikles und Sokrates hervorbrachte, nur *ein* Moment länger hätte dauern sollen, als ihr die Kette der Umstände Dauer bestimmte; es war für Athen ein gefährlicher, unerträglicher Zeitpunkt. Ebenso eingeschränkt wäre es, wenn die Mythologie Homers in den Gemütern der Menschen ewig dauern, die Götter der Griechen ewig herrschen, ihre Demosthene ewig donnern sollen u. f. Jede Pflanze der Natur muß verblühen; aber die verblühete Pflanze streut ihren Samen weiter, und dadurch erneuet sich die lebendige

Schöpfung, Shakespeare war kein Sophokles, Milton kein Homer, Bolingbroke kein Perikles; sie waren aber das in ihrer Art und auf ihrer Stelle, was jene in der ihrigen waren. Jeder strebe also auf seinem Platz, zu sein, was er in der Folge der Dinge sein kann; dies soll er auch sein, und ein andres ist für ihn nicht möglich.

Viertens. Die Gesundheit und Dauer eines Staats beruhet nicht auf dem Punkt seiner höchsten Kultur, sondern auf einem weisere oder glücklichen Gleichgewicht seiner lebendig wirkenden Kräfte. Je tiefer bei diesem lebendigen Streben sein Schwerpunkt liegt, desto fester und daurender ist er.

Worauf rechneten jene alten Einrichter der Staaten? Weder auf träge Ruhe noch auf ein Äußerstes der Bewegung; wohl aber auf Ordnung und eine richtige Verteilung der nie schlafenden, immer erweckten Kräfte. Das Principium dieser Weisen war eine der Natur abgelernte echte Menschenweisheit. Jedesmal, da ein Staat auf seine Spitze gestellt ward, gesetzt, daß es auch vom glänzendsten Mann unter dem blendendsten Vorwande geschehen wäre, geriet er in Gefahr des Unterganges und kam zu seiner vorigen Gestalt nur durch eine glückliche Gewalt wieder. So stand Griechenland gegen die Perser auf einer fürchterlichen Spitze; so strebten Athen, Lacedämon und Theben zuletzt mit äußerster Anstrengung

gegeneinander, welches dem ganzen Griechenland den Verlust der Freiheit zuzog. Gleichergestalt stellte Alexander mit seinen glänzenden Siegen das ganze Gebäude seines Staats auf eine Kegelspitze; er starb, der Kegel fiel und zerschellte. Wie gefährlich Alcibiades und Perikles für Athen gewesen, beweiset ihre Geschichte; ob es gleich ebenso wahr ist, daß Zeitpunkte dieser Art, zumal wenn sie bald und glücklich ausgehen, seltene Wirkungen zum Vorschein bringen und unglaubliche Kräfte regen. Alles Glänzende Griechenlandes ist durch die rege Wirksamkeit vieler Staaten und lebendiger Kräfte, alles Daurende und Gesunde seines Geschmacks und seiner Verfassung dagegen ist nur durch ein weises, glückliches Gleichgewicht seiner strebenden Kräfte bewirkt worden. Jedemal war das Glück seiner Einrichtungen um so daurender und edler, je mehr es sich auf Humanität, d. i. auf Vernunft und Billigkeit, stützte. Hier nun böte sich uns ein weites Feld der Betrachtungen über die Verfassung Griechenlands dar, was es mit seinen Erfindungen und Anstalten sowohl für die Glückseligkeit seiner Bürger als für die gesamte Menschheit geleistet habe. Hiezu aber ist's noch zu früh. Wir müssen erst mehrere Zeitverbindungen und Völker durchschauen, ehe wir hierüber zu sichern Resultaten schreiten.

Vierzehntes Buch

Wir nähern uns der Küste, die den meisten bisher betrachteten Staaten ihren oft schrecklichen Untergang gebracht hat: denn von Rom aus ergoß sich wie eine wachsende Flut das Verderben über die Staaten Großgriechenlandes, über Griechenland selbst und über alle Reiche, die von den Trümmern des Throns Alexanders erbauet waren. Rom zerstörte Karthago, Korinth, Jerusalem und viel' andre blühende Städte der griechischen und asiatischen Welt, so wie es auch in Europa jeder mittäglichen Kultur, an welche seine Waffen reichten, insonderheit seiner Nachbarin Etrurien und dem mutvollen Numantia, ein trauriges Ende gemacht hat. Es ruhete nicht, bis es vom westlichen Meer bis zum Euphrat, vom Rhein bis zum Atlas eine Welt von Völkern beherrschte, zuletzt aber auch über die vom Schicksal ihm bezeichnete Linie hinausbrach und nicht nur durch den tapfern Widerstand nördlicher oder Bergvölker sein Ziel, sondern auch durch innere Üppigkeit und Zwietracht, durch den grausamen Stolz seiner Beherrscher, durch die fürchterliche Soldatenregierung, endlich durch die Wut roher Völker, die wie Wogen des Meers hinanstürzten, sein unglückliches Ende fand. Nie ist das Schicksal der Völker länger und mächtiger an *eine* Stadt geknüpft

gewesen als unter der römischen Weltbeherrschung, und wie sich bei derselben auf einer Seite alle Stärke des menschlichen Muts und Entschlusses, mehr aber noch viel kriegerische und politische Weisheit entwickelt hat, so sind auch auf der andern Seite in diesem großen Spiel Härteigkeiten und Laster erschienen, vor denen die menschliche Natur zurückschaudern wird, solange sie *einen* Punkt ihrer Rechte fühlet. Wunderbarerweise ist dies Rom der steile, fürchterliche Übergang zur ganzen Kultur Europas worden, indem sich in seinen Trümmern nicht nur die geplünderten Schätze aller Weisheit und Kunst einiger alten Staaten in traurigen Resten gerettet haben, sondern auch durch eine sonderbare Verwandlung die Sprache Roms das Werkzeug ward, durch welches man alle jene Schätze der ältern Welt brauchen lernet. Noch jetzt wird uns von Jugend auf die lateinische Sprache das Mittel einer gelehrteren Bildung, und wir, die wir so wenig römischen Sinnes und Geistes haben, sind bestimmt, römische Weltverwüster eher kennenzulernen als die sanftem Sitten milderer Völker oder die Grundsätze der Glückseligkeit unsrer Staaten. Marius und Sulla, Cäsar und Octavius sind unsre frühere Bekannten als die Weisheit Sokrates' oder die Einrichtungen unsrer Väter. Auch hat die römische Geschichte, weil an ihrer Sprache die Kultur Europas hing, sowohl politische als gelehrte Erläuterungen erhalten,

deren sich fast keine Geschichte der Welt rühmen darf; denn die größten Geister, die über Geschichte dachten, dachten über sie und entwickelten über römischen Grundsätzen und Taten ihre eignen Gedanken. Wir gehen also auf dem blutbetriefften Boden der römischen Pracht zugleich wie in einem Heiligtum klassischer Gelehrsamkeit und alter überbliebner Kunstwerke umher, wo uns bei jedem Schritt ein neuer Gegenstand an versunkne Schätze einer alten, nie wiederkehrenden Weltherrlichkeit erinnert. Die Fasces der Überwinder, die einst unschuldige Nationen züchtigten, betrachten wir als Sprößlinge einer hochherrlichen Kultur, die durch traurige Zufälle auch unter uns gepflanzt worden. Ehe wir aber die Weltüberwinderin selbst kennenlernen, müssen wir zuvor der Humanität ein Opfer bringen und wenigstens den Blick des Bedauerns auf ein nachbarliches Volk werfen, das zur früheren Bildung Roms das meiste beitrug, leider aber auch seinen Eroberungen zu nahe lag und ein trauriges Ende erlebte.

I

Etrusker und Lateiner

Schon ihrer Lage nach war die hervorgestreckte Halbinsel Italien einer Menge verschiedener Ankömmlinge und Bewohner fähig. Da sie im obern Teil mit dem großen festen Lande zusammenhängt, das von Spanien und Gallien aus, über Illyrien hin, sich bis zum Schwarzen Meer, der großen Wegscheide der Völker, verbreitet und längs dem Meer hin gerade den Küsten Illyriens und Griechenlandes gegenüberliegt, so war's unvermeidlich, daß nicht in jenen Zeiten uralter Völkerwanderungen auch verschiedene Stämme verschiedner Nationen längsab dahin gelangen mußten. Oberhalb waren einige von ihnen iberischen, andre gallischen Stammes; hinunterwärts wohnten Ausonier, deren höheren Ursprung man nicht weiß; und da sich mit den meisten dieser Völker Pelasger und späterhin Griechen, ja vielleicht selbst Trojaner, und jene aus verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten vermischt haben, so kann man schon dieser merkwürdigen Ankömmlinge wegen Italien als ein Treibhaus ansehen, in welchem früher oder später etwas Merkwürdiges hervorsprießen mußte. Viele dieser Völker kamen nämlich nicht ungebildet hieher:

die pelasgischen Stämme hatten, ihre Buchstaben, ihre Religion und Fabel; manche Iberier, die dem phönicischen Handel nahe gewohnt hatten, vielleicht auch; es kam also nur darauf an, auf welcher Stelle und in welcher Weise die einländische Blüte sich hervortun würde.

Sie sproßte bei den Etruskern auf, die, woher sie auch gewesen sein mögen, eins der frühesten und eigentümlichsten Völker im Geschmack und in der Kultur wurden. Auf Eroberungen ging nicht ihr Sinn, aber auf Anlagen, Einrichtungen, Handel, Kunst und Schifffahrt, zu welcher ihnen die Küsten dieses Landes sehr bequem waren. Fast in ganz Italien bis nach Kampanien hin haben sie Pflanzstädte angelegt, Künste eingeführt und Handel getrieben, so daß eine Reihe der berühmtesten Städte dieses Landes ihnen ihren Ursprung verdanket.²³² Ihre bürgerliche Einrichtung, in welcher sie den Römern selbst zum Vorbilde dienten, hebt sich hoch über die Verfassung der Barbaren empor und hat zugleich so ganz das Gepräge eines europäischen Geistes, daß sie gewiß von keinem asiatisch- oder afrikanischen Volk entlehnt sein konnte. Nahe noch vor den Zeiten ihres Unterganges war Etrurien eine Gemeinrepublik von zwölf Stämmen, nach Grundsätzen vereinigt, die in Griechenland selbst weit später und nur durch die äußerste Not erzwungen wurden. Kein einzelner Staat durfte ohne

Teilnehmung des gesamten Ganzen Krieg anfangen oder Frieden schließen; der Krieg selbst war von ihnen schon zu einer Kunst gemacht, da sie zu Zeichen des Angriffes, des Abzuges, des Marsches, des Fechtens in geschloßnen Gliedern die Kriegstrompete, die leichten Spieße, das Pilum u. f. erfunden hatten oder gebrauchten. Mit dem feierlichen Rechte der Herolde, das sie einführten, beobachteten sie eine Art Krieges- und Völkerrechts; wie denn auch die Augurien und mehrere Gebräuche ihrer Religion, die uns bloß Aberglaube dünken, offenbar zugleich Werkzeuge ihrer Staatseinrichtung waren, durch welche sie in Italien als das erste Volk erscheinen, das die Religion kunstmäßig mit dem Staat zu verbinden suchte. In alle diesem hat Rom fast alles von ihnen gelernt, und wenn Einrichtungen solcher Art unleugbar zur Festigkeit und Größe der römischen Macht beitrugen, so sind die Römer den Etruskern hierin das meiste schuldig. Auch die Schiffahrt trieb dieses Volk frühe schon als wirkliche Kunst und herrschte in Kolonien oder durch Handel längs der italienischen Küste. Sie verstanden die Befestigungs- und Baukunst; die toskanische Säule, älter als selbst die dorische der Griechen, hat von ihnen den Namen und ist von keinem fremden Volk entlehnet. Sie liebten das Wettrennen auf Wagen, Theaterspiele, die Musik, ja auch die Dichtkunst und hatten, wie ihre Kunstdenkmale zeigen, die

pelasgische Fabel sich sehr eigen zugebildet. Jene Trümmern und Scherben ihrer Kunst, die uns meistens nur das rettende Totenreich aufbewahrt hat, zeigen, daß sie von den rohesten Anfängen ausgegangen sind und auch nachher, in der Bekanntschaft mehrerer Völker, selbst der Griechen, ihrer eigentümlichen Denkart treu zu bleiben wußten. Sie haben wirklich einen eignen Stil der Kunst²³³ und haben diesen, wie den Gebrauch ihrer Religionssagen, bis über das Ende ihrer Freiheit behauptet.²³⁴ So scheinen sie auch in guten bürgerlichen Gesetzen für beide Geschlechter, in Anstalten für den Acker- und Weinbau, für die innere Sicherheit des Handels, für die Aufnahme der Fremden u. f. den Rechten der Menschheit nähergekommen zu sein, als selbst späterhin manche griechische Republiken kamen; und da ihr Alphabet der nähere Typus aller europäischen Alphabete geworden ist, so dürfen wir Etrurien als die zweite Pflanzstätte der Kultur unsres Weltteils ansehen. Um so mehr ist's zu bedauern, daß wir von den Bestrebungen dieses kunstreichen, gesitteten Volks so wenige Denkmale und Nachrichten haben; denn selbst die nähere Geschichte ihres Unterganges hat uns ein feindlicher Zufall geraubet.

Woher nun diese etruskische Blüte? Woher, daß sie nicht zur griechischen Schönheit stieg und vor dem Gipfel ihrer Vollkommenheit verblühte?

Sowenig wir von den Etruskern wissen, so sehen wir doch auch bei ihnen das große Naturwerk in Bildung der Nationen, das sich nach innern Kräften und äußern Verbindungen mit Ort und Zeit gleichsam selbst umschreibt. Ein europäisches Volk waren sie, schon weiter entfernt vom altbewohnten Asien, jener Mutter der früheren Bildung. Auch die pelasgischen Stämme kamen als halbverwilderte Wanderer an diese oder jene italienische Küste, da Griechenland hingegen dem Zusammenstrom gebildeter Nationen wie im Mittelpunkt lag. Hier drängeten sich mehrere Völker zusammen, so daß auch die etruskische Sprache ein Gemisch mehrerer Sprachen scheint²³⁵, dem vielbewohnten Italien war also die Blüte der Bildung aus *einem* reinen Keime versagt. Schon daß der Apennin voll roher Bergvölker mitten durch Italien streicht, ließ jene Einförmigkeit *eines* Reiches oder Nationalgeschmacks nicht zu, auf welche sich doch allein die feste Dauer einer allgemeinen Landeskultur gründet. Auch in spätem Zeiten hat kein Land den Römern mehr Mühe gekostet als Italien selbst, und sobald ihre Herrschaft dahin war, ging es abermals in seinen natürlichen Zustand der mannigfaltigsten Teilung über. Die Lage seiner Länder nach Gebürg' und Küsten sowie auch der verschiedene Stammescharakter seiner Bewohner machte diese Teilung natürlich denn noch jetzt, da die politische Gewalt alles unter ein Haupt

zu bringen oder an *eine* Kette zu reihen sucht, ist unter allen Ländern Europas Italien das vielgeteilteste Land geblieben. Auch die Etrusker also wurden bald von mehreren Völkern bedrängt; und da sie mehr ein handelndes als ein kriegerisches Volk waren, so mußte selbst ihre gebildeteren Kriegskunst beinahe jedem neuen Anfall wilderer Nationen weichen. Durch die Gallier verloren sie ihre Plätze in Oberitalien und wurden ins eigentliche Etrurien eingeschränkt; späterhin gingen ihre Pflanzstädte in Kampanien an die Samniten über. Als ein kunstliebendes, handelndes Volk mußten sie roheren Nationen gar bald unterliegen; denn Künste sowohl als der Handel führen Üppigkeit mit sich, von der ihre Kolonien an den schönsten Küsten Italiens nicht frei waren. Endlich gerieten die Römer über sie, denen sie unglücklicherweise zu nahe lagen, denen also auch, trotz alles rühmlichen Widerstandes, weder ihre Kultur noch ihr Staatenbund ewig widerstehen mochte. Durch jene waren sie zum Teil schon ermattet, indes Rom noch ein hartes kriegerisches Volk war; ihre Staatenverbündung konnte ihnen auch wenig Nutzen schaffen, da die Römer sie zu trennen wußten und mit einzelnen Staaten fochten. Einzeln also bezwangen sie dieselbe, nicht ohne vieljährige Mühe, da von der andern Seite auch die Gallier oft in Etrurien streiften. Das bedrängte Volk, von zwei mächtigen Feinden begrenzt, erlag

also dem, der seine Unterjochung mit dem festesten Plan fortsetzte, und dies waren die Römer. Seit der Aufnahme des stolzen Tarquins in Etrurien und seit dem Glück des Porsenna sahen sie diesen Staat als ihren gefährlichsten Nachbar an; denn Demütigungen, wie Rom vom Porsenna erfahren hatte, konnte es nie vergeben. Daher es kein Wunder war, wenn einem rohen Volk ein beinah erschlafertes, einem kriegerischen ein handelndes, einer festvereinigten Stadt ein uneiniges Staatenbündnis zuletzt unterliegen mußte. Wenn Rom nicht zerstören sollte, so mußte es frühe zerstört werden; und da solches der gute Porsenna nicht tat, so ward sein Land endlich des verschonten Feindes Beute.

Daß also die Etrusker auch in ihrem Kunststil nie völlige Griechen worden sind, erklärt sich aus der Lage und Zeit, in welcher sie blühten. Ihre Dichterfabel war bloß die ältere, schwere griechische Fabel, in welche sie dennoch bis zur Bewunderung Leben und Bewegung brachten; die Gegenstände, die sie in der Kunst ausdrückten, scheinen auf wenige gottesdienstliche oder bürgerliche Feierlichkeiten eingeschränkt gewesen zu sein, deren Schlüssel wir im einzelnen beinah ganz verloren haben, überdem kennen wir dies Volk fast nur aus Leichenbegängnissen, Särgen und Totentöpfen. Die schönste Zeit der griechischen Kunst, die durch den Sieg der Perser bewirkt ward,

erlebte die Freiheit der Etrusker nicht, und für sich selbst hatte ihnen ihre Lage dergleichen Anlässe zum höheren Aufschwunge des Geistes und Ruhms versaget. Also müssen wir sie wie eine frühgereifte Frucht betrachten, die in einer Ecke des Gartens nicht ganz zur Süßigkeit ihrer Mitschwestern, die sich des milderen Glanzes der Sonnenwärme erfreuen, gelangen konnte. Das Schicksal hatte den Ufern des Arno eine spätere Zeit vorbehalten, in der sie reifere und schönere Früchte brächten.

Vorjetzt waren die sumpfigen Ufer der Tiber zu dem Wirkungskreise bestimmt, der sich über drei Welttheile erstrecken sollte, und auch dazu schreiben sich die Anlagen lange noch vor der Entstehung Roms aus ältern Zeitumständen her. In dieser Gegend nämlich war's, wo der Sage nach Evander, ja Herkules selbst mit seinen Griechen, Äneas mit seinen Trojanern gelandet hatte; hier im Mittelpunkt Italiens war Pallantium erbaut, das Reich der Lateiner mit Alba longa errichtet; hier war also eine Niederlage früherer Kultur, so daß einige sogar ein Rom vor Rom angenommen und die neue Stadt auf Trümmern einer älteren zu finden vermeinet haben. Das letzte ist ohne Grund, da Rom wahrscheinlich eine Kolonie von Alba longa unter der Anführung zweier glücklicher Abenteurer war; denn unter andern Umständen würde

man diese traurige Gegend schwerlich gewählt haben. Lasset uns indessen sehen, was eben in ihr Rom gleich von Anfange an vor und um sich hatte, um, sobald es den Brüsten der Wölfin entkam, sich zum Kampf und zum Raube zu üben.

Lauter kleine Völker wohnten rings um dasselbe; daher es bald in den Fall kam, nicht nur seinen Unterhalt, sondern selbst seinen Platz sich zu erstreiten. Die frühen Fehden mit den Cäninensern, Crustuminiern, Antemnaten, den Sabinern, Camerinern, Fidernaten, Vejentern u. f. sind bekannt; sie machten das kaum entstandene Rom, das auf der Grenze der verschiedensten Völker gebauet war, von Anfange an gleichsam zu einem stehenden Feldlager und gewöhnten den Feldherren sowohl als den Senat, die Ritter und das Volk zu Triumphaufzügen über beraubte Völker. Diese Triumphaufzüge, die Rom von den benachbarten Etruskern annahm, wurden dem länderarmen, dürftigen, aber volkreichen und kriegerischen Staat die große Lockspeise zu auswärtigen Befehdungen und Streifereien. Vergebens bauete der friedliche Numa den Tempel des Janus und der Göttin Fides; vergebens stellte er Grenzgötter auf und feierte Grenzteste. Nur in seinen Lebzeiten dauerte diese friedliche Einrichtung; denn das durch die dreißigjährigen Siege seines ersten Beherrschers zum Raube gewöhnte Rom glaubte auch seinen Jupiter nicht besser ehren zu

können, als wenn es ihm Beute brächte. Ein neuer Kriegsgeist folgte dem billigen Gesetzgeber, und Tullus Hostilius bekriegte schon die Mutter seiner Stadt selbst, Alba longa. Er schleifte sie und versetzte die Albaner nach Rom; so bezwangen er und seine Nachfolger die Fidenaten, Sabiner, zuletzt alle lateinische Städte und gingen auf die Etrusker. Alle das wäre von selbst unterblieben, wenn Rom an einem andern Ort gebauet oder von einem mächtigen Nachbar früh unterdrückt worden wäre. Jetzt drang es als eine lateinische Stadt sich gar bald dem Bunde der lateinischen Städte zum Oberhaupt auf und verschlang zuletzt die Lateiner; es mischte sich mit den Sabinern, bis es auch sie unterjochte; es lernte von den Etruskern, bis es sie unter sich brachte, und so nahm es Besitz von seiner dreifachen Grenze.

Allerdings ward zu diesen frühen Unternehmungen der Charakter solcher Könige erfordert, als Rom hatte, insonderheit der Charakter ihres ersten Königs. Dieser, den auch ohne Fabel die Milch einer Wölfin genährt hatte: offenbar war er ein mutiger, kluger, kühner Abenteurer, wie es auch seine ersten Gesetze und Einrichtungen sagen. Schon Numa milderte einige derselben, ein deutliches Kennzeichen, daß es nicht in der Zeit, sondern in der Person lag, die solche Gesetze gegeben. Denn wie roh der Heldengeist der frühem Römer überhaupt gewesen, zeigt so manche

Geschichte eines Horatius Cocles, Junius Brutus, Mucius Scävola, das Betragen einer Tullia, Tarquins u. f. Glückliche war's also für diesen räuberischen Staat, daß in der Reihe seiner Könige rohe Tapferkeit sich mit politischer Klugheit, beide aber mit patriotischer Großmut mischten; glücklich, daß auf den Romulus ein Numa, auf diesen ein Tullus, Ancus, nach solchen abermals ein Tarquin und auf ihn Servius folgte, den nur persönliche Verdienste vom Stande eines Sklaven bis zum Thron hinauf führen konnten. Glückliche endlich, daß diese Könige, von so verschiedenen Eigenschaften, lange regierten, daß also jeder derselben Zeit hatte, die Zugabe seines Geistes in Rom zu sichern, bis endlich ein frecher Tarquinius kam und die fest gegründete Stadt sich eine andre Regierungsform wählte. Eine auserlesene, immer verjüngte Reihe von Kriegsmännern und rohen Patrioten trat jetzo auf, die auch ihre Triumphe jährlich zu verjüngen und ihren Patriotismus auf tausendfache Art zu wenden und zu stählen suchten. Wollte man einen politischen Roman erfinden, wie ein Rom etwa habe entstehen mögen, so wird man schwerlich glücklichere Umstände erdenken, als hier die Geschichte oder die Fabel uns wirklich gibt.²³⁶ Rhea Silvia und das Schicksal ihrer Söhne, der Raub der Sabinerinnen und die Vergötterung des Quirinus, jedes Abenteuer von roher Gestalt in Kriegen und Siegen, zuletzt ein Tarquin und eine

Lukrezia, ein Junius Brutus, Ppublicola, Mucius Scävola u. f. gehören dazu, um in der Anlage Roms selbst schon eine ganze Reihe künftiger Erfolge zu malen, über keine Geschichte ist daher leichter zu philosophieren gewesen als über die römische Geschichte, weil der politische Geist ihrer Geschichtschreiber uns im Laut der Begebenheiten und Taten die Kette der Ursachen und Wirkungen selbst vorführt.

II

Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude

Romulus zählte sein Volk und teilte es in Zünfte, Kurien und Zenturien; er überschlug die Äcker und verteilte sie dem Gottesdienst, dem Staat und dem Volke. Das Volk sonderte er in Edle und Bürger; aus jenen schuf er den Senat und verband mit den ersten Ämtern des Staats auch die Heiligkeit priesterlicher Gebräuche. Ein Trupp von Rittern wurde gewählt, die in den spätem Zeiten eine Art Mittelstandes zwischen dem Senat und Volk ausmachten, so wie auch diese beiden Hauptstände durch Patrone und Klienten näher miteinander verknüpft wurden. Von den Etruskern nahm Romulus die Liktors mit Stäben und Beil, ein furchtbares Zeichen der Obergewalt, welches künftig jede höchste Obrigkeit in ihrem Kreise von Geschäften, nicht ohne Unterschiede, mit sich führte. Er schloß fremde Götter aus, um Rom seinen eigenen Schutzgott zu sichern; er führte die Augurien und andre Wahrsagungen ein, die Religion des Volks mit den Geschäften des Krieges und Staats innig verwebend. Er bestimmte das Verhältnis des Weibes zum Manne, des Vaters zu seinen Kindern, richtete die

Stadt ein, feierte Triumphe, ward endlich erschlagen und als ein Gott angebetet. Siehe da die einfachen Punkte, um welche sich nachher das Rad der römischen Begebenheiten unaufhörlich wälzet. Denn wenn nun mit der Zeit die Klassen des Volts vermehrt, verändert oder einander entgegengesetzt werden; wenn bittere Streitigkeiten entstehen, was für die Klassen, oder Zünfte des Volks und für welche derselben es zuerst gehöre; wenn Unruhen über die wachsende Schuldenlast der Bürger und die Bedrückungen der Reichen sich erheben, also auch so manche Vorschläge zur Erleichterung des Volks durch Zunftmeister, Verteilung der Äcker oder die Rechtspflege durch einen mittlern, den Ritterstand, getan werden; wenn Streitigkeiten über die Grenzen des Senats, der Patrizier und Plebejer bald diese, bald jene Form annehmen, bis beide Stände sich untereinander verlieren: so sehen wir in alle diesem nichts als notwendige Zufälle einer roh zusammengesetzten, lebendigen Maschine wie der römische Staat innerhalb der Mauern einer Stadt sein mußte. Ein gleiches ist's mit den Vermehrungen obrigkeitlicher Würden, da die Zahl der Bürger, der Siege, der eroberten Länder und die Bedürfnisse des Staats wuchsen; ein gleiches mit den Einschränkungen und Vermehrungen der Triumphe, der Spiele, des Aufwandes, der männlichen und väterlichen Gewalt, nach den verschiedenen Zeitaltern der

Sitten und Denkart: lauter Schattierungen jener alten Stadteinrichtung, die Romulus zwar nicht erfand, sie aber mit so fester Hand hinstellte, daß sie bis unter die Gewalt der Kaiser, ja fast bis auf den heutigen Tag der Grund der römischen Verfassung bleiben konnte. Sie heißt: S. P. Q. R.²³⁷, vier Zauberworte, die die Welt unterjocht, zerstört und Rom zuletzt selbst durch einander unglücklich gemacht haben. Lasset uns einige Hauptmomente der römischen Verfassung bemerken, aus denen das Schicksal Roms, wie der Baum aus seinen Wurzeln, entsprossen zu sein scheint.

1. *Der römische Senat wie das römische Volk waren von frühen Zeiten an Krieger; Rom von seinem höchsten bis im Notfall zum niedrigsten Gliede war ein Kriegsstaat.* Der Senat ratschlagte, er gab aber auch in seinen Patriziern Feldherren und Gesandte; der wohlhabende Bürger von seinem siebzehnten bis zum sechsundvierzig- oder gar fünfzigsten Jahr mußte zu Felde dienen. Wer nicht zehn Kriegszüge getan hatte, war keiner obrigkeitlichen Stelle würdig. Daher also der Staatsgeist der Römer im Felde, ihr Kriegsgeist im Staat. Ihre Beratschlagungen waren über Sachen, die sie kannten, ihre Entschlüsse wurden Taten. Der römische Gesandte prägte Königen Ehrfurcht ein; denn er konnte zugleich Heere führen und im Senat sowohl als im Felde das Schicksal über

Königreiche entscheiden. Das Volk der obern Zenturien war keine rohe Masse des Pöbels; es bestand aus kriegs-, länder-, geschäftsfahrenen, begüterten Männern. Die armen Zenturien galten mit ihren Stimmen auch minder und wurden in den bessern Zeiten Roms des Krieges nicht einmal fähig geachtet.

2. *Dieser Bestimmung ging die römische Erziehung insonderheit in den edlen Geschlechtern entgegen.* Man lernte ratschlagen, reden, seine Stimme geben oder das Volk lenken; man ging früh in den Krieg und bahnte sich den Weg zu Triumphen oder Ehrengeschenken und Staatsämtern. Daher der so eigne Charakter der römischen Geschichte und Beredsamkeit, selbst ihrer Rechtsgelehrsamkeit und Religion, Philosophie und Sprache; alle hauchen einen Staats- und Tatengeist, einen männlichen, kühnen Mut, mit Verschlagenheit und Bürgerurbanität verbunden. Es läßt sich beinahe kein größerer Unterschied gedenken, als wenn man eine sinesisch- oder jüdische und römische Geschichte oder Beredsamkeit miteinander vergleicht. Auch vom Geiste der Griechen, Sparta selbst nicht ausgenommen, ist der römische Geist verschieden, weil er bei diesem Volk gleichsam auf einer hartem Natur, auf älterer Gewohnheit, auf festem Grundsätzen ruhet. Der römische Senat starb nicht aus; seine Schlüsse, seine Maximen und der von Romulus hergeerbte Römercharakter war ewig.

3. *Die römischen Feldherren waren oft Konsuls, deren Amt- und Feldherrnwürde gewöhnlich nur ein Jahr dauerte:* sie mußten also eilen, um im Triumph zurückzukehren, und der Nachfolger eilte seines Vorfahren Götterehre nach. Daher der unglaubliche Fortgang und die Vervielfältigung der römischen Kriege; einer entstand aus dem andern, wie einer den andern trieb. Man sparete sich sogar Gelegenheiten auf, um künftige Feldzüge zu beginnen, wenn der jetzige vollendet wäre, und wucherte *mit* denselben wie mit einem Kapital der Beute, des Glücks und der Ehre. Daher das Interesse, das die Römer so gern an fremden Völkern nahmen, denen sie sich als Bundes- und Schutzverwandten oder als Schiedsrichter, gewiß nicht aus Menschenliebe, aufdrängeten. Ihre Bundesfreundschaft ward Vormundschaft, ihr Rat Befehl, ihre Entscheidung Krieg oder Herrschaft. Nie hat es einen kaltem Stolz und zuletzt eine schamlosere Kühnheit des befehlenden Aufdringens gegeben, als diese Römer bewiesen haben; sie glaubten, die Welt sei die ihre, und darum ward sie's.

4. *Auch der römische Soldat nahm an den Ehren und am Lohne des Feldherren teil.* In den ersten Zeiten der Bürgertugend Roms diente man um keinen Sold, nachher ward er sparsam erteilt; mit den Eroberungen aber und der Emporhebung des Volks durch seine Tribunen wuchsen Sold, Lohn und Beute. Oft

wurden die Äcker der überwundenen unter die Soldaten verteilt, und es ist bekannt, daß die meisten und ältesten Streitigkeiten der römischen Republik über die Austeilung der Äcker unter das Volk entstanden. Späterhin bei auswärtigen Eroberungen nahm der Soldat teil an der Beute und durch Ehre sowohl als durch reiche Geschenke am Triumph seines Feldherren selbst teil. Es gab Bürger-, Mauer-, Schiffskronen, und L. Dentatus konnte sich rühmen, »daß, da er hundertundzwanzig Treffen beigewohnt, achtmal im Zweikampf gesiegt, vorn am Leibe fünfundvierzig Wunden und hinten keine erhalten, er dem Feinde fünfunddreißigmal die Waffen abgezogen und mit achtzehn unbeschlagenen Speießen, mit fünfundzwanzig Pferdezieraten, mit dreiundachtzig Ketten, hundertundsechzig Armringen, mit sechsund-zwanzig Kronen, nämlich vierzehn Bürger-, acht goldenen, drei Mauer- und einer Errettungskrone, außerdem mit barem Gelde, zehn Gefangenen und zwanzig Ochsen beschenkt sei«. Weil überdies der Ehrenpunkt unsrer stehenden Armeen, in denen niemand zurück dienet und nach dem Alter des Dienstes ein jeder fortrückt, in den längsten Zeiten des römischen Staats nicht stattfand, sondern der Feldherr sich seine Tribunen und diese ihre Unterbefehlshaber beim Anfange des Krieges selbst wählten, so ward notwendig damit eine freiere Konkurrenz zu Ehrenstellen und Geschäften

des Krieges eröffnet, auch ein engerer Zusammenhang zwischen dem Feldherrn, den Befehlshabern und der Armee errichtet. Das ganze Heer war ein zu diesem Feldzuge erlesener Körper, in dessen kleinstem Gliede der Feldherr durch die Vertreter seiner Stelle als Seele lebte. Je mehr mit der Zeitfolge in Rom die Mauer durchbrochen ward, die im Anfange der Republik Patrizier und Volk schied, desto mehr ward auch das Kriegsglück und die Tapferkeit im Kriege für alle Stände der Weg zu Ehrenstellen, Reichtümern und der Macht im Staate, so daß in den spätem Zeiten die ersten Allgewaltigen Roms, Marius und Sulla, aus dem Volk waren und zuletzt gar die schlechtesten Menschen zu den höchsten Würden stiegen. Ohnstreitig war dies das Verderben Roms, so wie im Anfange der Republik der Patrizierstolz seine Stütze gewesen war und nur allmählich der drückende Hochmut des vornehmen Standes die Ursach' aller folgenden innern Zerrüttungen wurde. Ein Gleichgewicht zwischen Senat und Volk, zwischen Patriziern und Plebejern zu treffen war der immerwährende Streitpunkt der Verfassung Roms, wo das Übergewicht, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, endlich dem Freistaat ein Ende machte.

5. Der größte Teil der gepriesenen Römertugend ist uns ohne die enge, harte Verfassung ihres Staats unerklärlich; jene fiel weg, sobald diese

wegfiel. Die Konsuls traten in die Stelle der Könige und wurden nach den ältesten Beispielen gleichsam gedrungen, eine mehr als königliche, eine römische Seele zu beweisen; alle Obrigkeiten, insonderheit die Zensors, nahmen an diesem Geiste teil. Man erstaunt über die strenge Unparteilichkeit, über die uneigennützigte Großmut, über das geschäftvolle bürgerliche Leben der alten Römer vom Anbruch des Tages an, ja noch vor Anbruch desselben, bis in die späte Dämmerung. Kein Staat der Welt hat es vielleicht in dieser ernstesten Geschäftigkeit, in dieser bürgerlichen Härte so weit als Rom gebracht, in welchem sich alles nahe zusammendrängte. Der Adel ihrer Geschlechter, der sich auch durch Geschlechtsnamen glorreich auszeichnete, die immer erneuete Gefahr von außen und das unaufhörlich kämpfende Gegengewicht zwischen dem Volk und den Edlen von innen; wiederum das Band zwischen beiden durch Klientelen und Patronate, das gemeinschaftliche Drängen aneinander auf Märkten, in Häusern, in politischen Tempeln, die nahen und doch genau abgetheilten Grenzen zwischen dem, was dem Rat und dem Volk gehörte, ihr enges häusliches Leben, die Erziehung der Jugend im Anblick dieser Dinge von Kindheit auf: alles trug dazu bei, das römische Volk zum stolzesten, *ersten* Volk der Welt zu bilden. Ihr Adel war nicht wie bei andern Völkern ein träger Landgüter- oder Namenadel; es

war ein stolzer Familien-, ein Bürger- und Römergeist in den ersten Geschlechtern, auf welchen das Vaterland als auf seine stärkste Stütze rechnete: in fortgesetzter Wirksamkeit, im daurenden Zusammenhange desselben ewigen Staates erbte er von Vätern auf Kinder und Enkel hinunter. Ich bin gewiß, daß in den gefährlichsten Zeiten kein Römer einen Begriff davon gehabt habe, wie Rom untergehen könne; sie wirkten für ihre Stadt als sei ihr von den Göttern die Ewigkeit beschieden und als ob sie Werkzeuge dieser Götter zur ewigen Erhaltung derselben wären. Nur als das ungeheure Glück den Mut der Römer zum Übermut machte, da sagte schon Scipio beim Untergange Kartagos jene Verse Homers, die auch seinem Vaterlande das Schicksal Trojas weissagten.

6. *Die Art, wie die Religion mit dem Staat in Rom verwebt war trug allerdings zu seiner bürgerlich-kriegerischen Größe bei.* Da sie vom Anbeginn der Stadt und in den tapfersten Zeiten der Republik in den Händen der angesehensten Familien, der Staats- und Kriegsmänner selbst war, so daß auch noch die Kaiser sich ihrer Würden nicht schämten, so bewahrte sie sich in ihren Gebräuchen vor jener wahren Pest aller Landesreligionen, der Verachtung, die der Senat auf alle Weise von ihr abzuhalten strebte. Der staatskluge Polybius schrieb also einen Teil der Römertugenden, vornehmlich ihre unbestechliche Treue und

Wahrheit, der Religion zu, die er Aberglauben nannte, und wirklich sind die Römer bis in die späten Zeiten ihres Verfalls diesem Aberglauben so ergeben gewesen, daß auch einige Feldherren vom wildesten Gemüt sich die Gebärde eines Umganges mit den Göttern gaben und durch ihre Begeisterung wie durch ihren Beistand nicht nur über die Gemüter des Volkes und Heers, sondern selbst über das Glück und den Zufall Macht zu haben glaubten. Mit allen Staats- und Kriegshandlungen war Religion verbunden, also daß jene durch diese geweiht wurden; daher die edlen Geschlechter für den Besitz der Religionswürden als für ihr heiligstes Vorrecht gegen das Volk kämpften. Man schreibt dieses gemeiniglich bloß ihrer Staatsklugheit zu, weil sie durch die Auspizien und Aruspizien als durch einen künstlichen Religionsbetrug den Lauf der Begebenheiten in ihrer Hand hatten; aber wiewohl ich nicht leugne, daß diese auch also gebraucht worden, so war dies die ganze Sache nicht. Die Religion der Väter und Götter Roms war dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzuges vor andern Völkern und das geweihte Heiligtum ihres in der Welt einzigen Staates. Wie sie nun im Anfange keine fremde Götter aufnahmen, ob sie wohl die Götter jedes fremden Landes schoneten, so sollte auch *ihren* Göttern der alte Dienst, durch den sie Römer geworden waren,

bleiben. Hierin etwas verändern hieß die Grundsäule des Staats verrücken; daher auch in Anordnung der Religionsgebräuche der Senat und das Volk sich das Recht der Majestät vorbehielten, das alle Meutereien oder Spitzfindigkeiten eines abgetrennten Priesterstandes ausschloß. Staats- und Kriegesreligion war die Religion der Römer, die sie zwar nicht vor ungerichten Feldzügen bewahrte, diese Feldzüge aber wenigstens unter dem Schein der Gerechtigkeit durch Gebräuche der Fezialen und Auspizien dem Auge der Götter unterwarf und sich von ihrem Beistande nicht ausschloß. Gleichergestalt war es späterhin wirkliche Staatskunst der Römer, daß sie wider ihre alten Grundsätze auch fremden Göttern bei sich Platz gaben und solche zu sich lockten. Hier wankte schon ihr Staat, wie es nach so ungeheuren Eroberungen nicht anders sein konnte; aber auch jetzt schützte sie diese politische Duldung vor dem Verfolgungsgeist fremder Gottesdienste, der nur unter den Kaisern aufkam und auch von diesen nicht aus Haß oder Liebe zur spekulativen Wahrheit, sondern aus Staatsursachen hie und da geübt wurde. Im ganzen kümmerte sich Rom um keine Religion, als sofern sie den Staat anging: sie waren hierin nicht Menschen und Philosophen, sondern Bürger, Krieger und Überwinder.

7. Was soll ich von der *römischen Kriegskunst* sagen? die allerdings damals die vollkommenste ihrer

Art war, weil sie den Soldat und Bürger, den Feldherrn und Staatsmann vereinigte und, immer wachsam, immer gelenk und neu, von jedem Feinde lernte. Der rohe Grund derselben war gleich alt mit ihrer Stadt, so daß die Bürgerschaft, die Romulus musterte, auch ihre erste Legion war; allein sie schämten sich nicht, mit der Zeit die alte Stellung ihres Heers zu ändern, den alten Phalanx beweglicher zu machen, und warfen durch diese Beweglichkeit bald selbst die geübte macedonische Schlachtordnung, das damalige Muster der Kriegskunst, über den Haufen. Statt ihrer alten lateinischen Rüstung nahmen sie von den Etruskern und Samniten an Waffen an, was ihnen diente; sie lernten von Hannibal Ordnung der Märsche, dessen langer Aufenthalt in Italien ihnen die schwerste Kriegsübung war, die sie je gehabt haben. Jeder große Feldherr, unter welchen die Scipionen, Marius, Sulla, Pompejus, Cäsar waren, dachten über ihr lebenslanges Kriegswerk als über eine Kunst nach, und da sie solche gegen die verschiedensten, auch durch Verzweiflung, Mut und Stärke sehr tapfern Völker zu üben hatten, kamen sie notwendig in jedem Teil ihrer Wissenschaft weit. Nicht aber in den Waffen, in der Schlachtordnung und im Lager bestand der Römer ganze Stärke, sondern vielmehr in dem unerschrockenen Kriegsgeist ihrer Feldherren und in der geübten Stärke des Kriegers, der Hunger, Durst und Gefahren

ertragen konnte, der seiner Waffen sich als seiner Glieder bediente und, den Anfall der Speiße aushaltend, mit dem kurzen römischen Schwert in der Hand, das Herz des Feindes mitten im Phalanx selbst suchte. Dies kurze Römerschwert, mit Römermut geführt, hat die Welt erobert. Es war römische Kriegsart, die mehr angriff als sich verteidigte, minder belagerte als schlug und immer den geradesten, kürzesten Weg ging zum Sieg und zum Ruhme. Ihr dienten jene ehren Grundsätze der Republik, denen alle Welt weichen mußte: *nie nachzulassen, bis der Feind im Staube lag, und daher immer nur mit **einem** Feinde zu schlagen; nie Frieden anzunehmen im Unglück, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, sondern fest zu stehen und desto trotziger zu sein gegen den glücklichen Sieger; großmütig und mit der Larve der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu schützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen suchte, bis man zeitig gnug den Bundesgenossen befehlen, die Beschützten unterdrücken und über Freund und Feind als Sieger triumphieren konnte.* Diese und ähnliche Maximen römischer Insolenz oder, wenn man will, felsenfester, kluger Großmut machten eine Welt von Ländern zu ihren Provinzen und werden es immer tun, wenn ähnliche Zeiten mit einem ähnlichen Volk wiederkämen. Lasset uns jetzt das blutige Feld betreten, das diese

Weltüberwinder durchschritten, und zugleich sehen,
was sie auf demselben zurückgelassen haben.

III

Eroberungen der Römer

Als Rom seine Heldenbahn antrat, war Italien mit einer Menge kleiner Völker bedeckt, deren jedes nach eignen Gesetzen und seinem Stammescharakter in mehrerem oder minderm Grade der Aufklärung, aber lebendig, fleißig, fruchtbar lebte. Man erstaunt über die Menge Menschen, die jeder kleine Staat, selbst in rauhen Gegenden der Berge, den Römern entgegenstellen konnte: Menschen, die sich doch alle genährt hatten und nährten. Mitnichten war die Kultur Italiens in Etrurien eingeschlossen, jedes kleine Volk, die Gallier selbst nicht ganz ausgenommen, nahm daran teil; das Land ward gebauet; rohe Künste, der Handel und die Kriegskunst wurden nach der Weise, wie sie die Zeit gab, getrieben; auch an guten, obgleich wenigen Gesetzen, selbst an der so natürlichen Regel des Gleichgewichts mehrerer Staaten fehlte es keinem Volke. Von Stolz oder Not gedrungen und von mancherlei Umständen begünstigt, führten die Römer mit ihnen fünf Jahrhunderte hin schwere, blutige Kriege, so daß ihnen die andre Welt, die sie unterjochten, nicht so ein saurer Erwerb war als die kleinen Striche der Völker, die sie jetzt hier, jetzt dort allmählich

unter sich brachten. Und was war der Erfolg dieser Mühe? Zerstörung und Verheerung. Ich rechne die Menschen nicht, die von beiden Seiten erschlagen wurden und durch deren Niederlage ganze Nationen, wie die Etrusker und Samniter, zugrunde gingen; die Aufhebung ihrer Gemeinheiten samt der Zerstörung ihrer Städte war das größere Unglück, das diesem Lande geschah, weil es bis in die fernste Nachwelt reichte. Mochten diese Völker nach Rom verpflanzt oder ihre traurige Reste ihm als Bundesgenossen gezählt oder sie gar als Untertanen behandelt und von Kolonien beschränkt werden: nimmer kam ihnen ihre erste Kraft wieder. Einmal an das eiserne Joch Roms geknüpft, mußten sie als Bundesgenossen oder Untertanen Jahrhunderte durch ihr Blut für Rom vergießen, nicht zu ihrem, sondern zu Roms Vorteil und Ruhme. Einmal an das Joch Roms geknüpft, kamen sie ohngeachtet aller Freiheiten, die man diesem und jenem Volk gewährte, zuletzt doch dahin, daß jedermann nur in Rom Glück, Ansehen, Recht, Reichtum suchte, so daß die große Stadt in wenigen Jahrhunderten das Grab Italiens wurde. Früher oder später galten Roms Gesetze allenthalben; die Sitten der Römer wurden Italiens Sitten; ihr tolles Ziel der Weltbeherrschung lockte alle diese Völker, sich zu ihm zu drängen und endlich in römischer Üppigkeit zu ersterben. Dagegen halfen zuletzt keine Weigerungen, keine

Einschränkungen und Verbote; denn der Lauf der Natur, einmal von seinem Wege abgeleitet, läßt sich durch keine spätere Willkür menschlicher Gesetze ändern. So ward Italien von Rom allmählich ausgesogen, entnervt und entvölkert, daß zuletzt rohe Barbaren nötig waren, ihm neue Menschen, neue Gesetze, Sitten und Mut wiederzugeben. Aber was hin war, kam damit nicht wieder: Alba und Kameronia, das reiche Veji und die meisten etrusischen, lateinischen, samnitischen, apulischen Städte waren nicht mehr; auch durch dünnere Kolonien, auf ihrer Asche gepflanzt, hat keine derselben ihr altes Ansehn, ihre zahlreiche Bevölkerung, ihren künstlerischen Fleiß, ihre Gesetze und Sitten je wieder erhalten. So war's mit allen blühenden Republiken Großgriechenlandes: Tarent und Kroton, Sybaris und Kumä, Lokri und Thurium, Rhegium und Messana, Syrakusä, Katana, Naxos, Megara sind nicht mehr, und manche derselben erlagen in hartem Unglück. Mitten unter deinen Zirkeln wardst du erschlagen, du weiser großer Archimedes, und es war kein Wunder, daß späterhin deine Landsleute dein Grab nicht wußten; dein Vaterland selbst war mit dir begraben; denn daß die Stadt verschont ward, half dem Vaterlande nicht auf. Unglaublich ist der Nachteil, den Roms Beherrschung an dieser Ecke der Welt den Wissenschaften und Künsten, der Kultur des Landes und der Menschen zufügte.

Durch Kriege und Statthalter ging das schöne Sizilien, das schöne Unteritalien durch so manche Verheerungen, am meisten durch seine Nachbarschaft mit Rom zugrunde, da beide Länder zuletzt nur die ausgetheilten Landgüter und Wollustsitze der Römer, mithin die nächsten Gegenstände ihrer Erpressungen waren. Ein gleiches war schon zu des älteren Gracchus Zeiten das einst so blühende etruskische Land geworden: eine fruchtbare Einöde, von Sklaven bewohnt, von Römern ausgesogen. Und welcher schönen Gegend der Welt ist's anders ergangen, sobald römische Hände zu ihr reichten?

Als Rom Italien unterjocht hatte, fingen seine Händel mit Karthago an; und mich dünkt, auf eine Weise, der sich auch der entschlossenste Römerfreund schämet. Die Art, wie sie, um in Sizilien Fuß zu gewinnen, den Mamertinern beistanden, die Art, wie sie Sardinien und Korsika wegnahmen, als eben Karthago von seinen Mietvölkern bedrängt ward, die Art endlich, wie der weise Senat ratschlagte: »ob ein Karthago auf Erden geduldet werden sollte«, nicht anders, als ob von einem Krautkopf, den man selbst gepflanzt hatte, die Rede wäre: alles dies und hundert Härten dieser Art machen bei jeder Klugheit und Tapferkeit die römische zu einer Dämonengeschichte. Sei es Scipio selbst, der einem Karthago, das den Römern kaum mehr schaden kann, das mit teurem Tribut

selbst Hülfe von ihnen erflehet und ihnen auf ihr Versprechen jetzt Waffen, Schiffe, Zeughäuser und dreihundert vornehme Geiseln in die Hände liefert; sei es Scipio oder ein Gott, der ihm in solcher Lage den kalten, stolzen Antrag seiner Zerstörung als ein Senatuskonsult mitbringet: es bleibt ein schwarzer, dämonischer Antrag, dessen sich gewiß der edle Überbringer selbst schämte. »Karthago ist eingenommen«, schrieb er nach Rom zurück, als ob er mit diesem Ausdruck seine unrühmliche Tat selbst bedecken wollte; denn nie haben doch die Römer ein solches Karthago der Welt veranlassen oder gegeben. Auch ein Feind dieses Staats, der alle Schwächen und Laster desselben kennt, sieht mit Erbitterung seinen Untergang an und ehrt die Karthager wenigstens jetzt, da sie als entwaffnete, betrogene Republikaner auf ihren Gräbern streiten und für ihre Gräber sterben. Warum war es dir versagt, du einziger, großer Hannibal, dem Ruin deines Vaterlandes zuvorzukommen und nach dem Siege bei Cannä geradezu auf die Wolfshöhle deines Erbfeindes zu eilen? Die schwächere Nachwelt, die nie über die Pyrenäen und Alpen ging, tadelt dich darüber, unaufmerksam, mit welchen Völkern du strittest und in welchem Zustande sie nach den schrecklichen Winterschlachten im obern und mittlern Italien sein mußten. Sie tadelt dich aus dem Munde deiner Feinde über den Mangel deiner Kriegszucht, da es fast

unbegreiflich bleibt, wie du dein Mietsgesindel so lange zusammenhalten und ihm nach solchen Märchen und Taten nur in den Gefilden Kampaniens nicht länger widerstehen mochtest. Immer wird der Name dieses tapfern Römerfeindes mit Ruhm genannt werden, dessen Auslieferung sie mehr als einmal wie die Übergabe eines Geschützes herrschsüchtig verlangten. Nicht das Schicksal, sondern der meuterische Geiz seines Vaterlandes gönnte ihm nicht, die Siege, die *er*, nicht Karthago, gegen die Römer gewann, zu vollenden, und so mußte er allerdings nur ein Mittel werden, seine rohen Feinde die Kriegskunst zu lehren, wie sie von seinen Landsleuten die ganze Schiffskunst lernten. In beidem hat uns das Schicksal die fürchterliche Warnung gegeben: in seinen Entschlüssen nie auf halbem Wege stehenzubleiben, weil man sonst gewiß, was man verhindern wollte, befördert. Gnug, mit Karthago fiel ein Staat, den die Römer nie zu ersetzen vermochten. Der Handel wich aus diesen Meeren, und Seeräuber vertraten bald seine Stelle, wie sie solche noch immer vertreten. Das kornreiche Afrika war unter römischen Kolonien nicht, was es unter Karthago so lange gewesen war; es ward eine Brotkammer des römischen Pöbels, ein Fanggarten wilder Tiere zu seiner Ergötzung und ein Magazin der Sklaven. Traurig liegen die Ufer und Ebenen des schönsten Landes noch jetzo da, denen die Römer zuerst ihre

inländische Kultur raubten. Auch jeder Buchstab punischer Schriften ist uns entgangen; Ämilian schenkte sie den Enkeln des Masinissa, ein Feind Karthagos dem andern.

Wohin sich von Karthago aus mein Blick wendet, siehet er Zerstörungen vor sich; denn allenthalben lieben diese Welteroberer gleiche Spuren. Wäre es den Römern Ernst gewesen, Befreier Griechenlandes zu sein, unter welchem großmütigen Namen sie sich dieser kindisch gewordenen Nation bei den Isthmischen Spielen ankündigen ließen: wie anders hätten sie gewaltet! Nun aber, wenn Paulus Ämilius siebenzig epirotische Städte plündern und hundertfunftzigtausend Menschen als Sklaven verkaufen läßt, um nur sein Heer zu belohnen; wenn Metellus und Silanus Macedonien, Mummius Korinth, Sulla Athen und Delphi verwüsten und plündern, wie kaum Städte in der Welt geplündert sind; wenn dieser Ruin sich forthin auch auf die griechischen Inseln erstreckt und Rhodus, Zypern, Kreta kein besseres Schicksal haben, als Griechenland hatte, nämlich eine Kasse des Tributs und ein Plünderungsort für die Triumphe der Römer zu werden; wenn der letzte König Macedoniens, mit seinen Söhnen im Triumph aufgeführt, im elendesten Kerker verschmachtet und sein dem Tode entronnener Sohn als ein kunstreicher Drechsler und Schreiber fernehin in Rom lebet; wenn die letzten Glimmer der

griechischen Freiheit, der Ätolische und Achäische Bund, zerstört und endlich alles, alles zur römischen Provinz oder zum Schlachtfelde wird, auf welchem sich die plündernden, verwüstenden Heere der Triumvirs zuletzt selbst erschlagen: o Griechenland, welchen Ausgang gewähret dir deine Beschützerin, deine Schülerin, die Welterzieherin Roma! Was uns von dir übriggeblieben ist, sind Trümmern, welche die Barbaren als Beute des Triumphs mit sich führten, damit auf ihrem eignen Aschenhaufen einst alles unterginge, was je die Menschheit Künstliches erfunden.

Von Griechenland aus segeln wir zur asiatischen und afrikanischen Küste. Kleinasien, Syrien, Pontus, Armenien, Ägypten waren die Königreiche, in welche sich die Römer bald als Erben, bald als Vormünder, Schiedsrichter und Friedensstifter eindrängten, aus welchen sie aber auch zum Lohn ihrer Dienste das letzte Gift ihrer eignen Staatsverfassung geholet haben. Die großen Kriegstaten des asiatischen Scipio, des Marius, Sulla, Lucullus, Pompejus sind jedermann bekannt, welcher letzte allein in *einem* Triumph über fünfzehn eroberte Königreiche, achthundert eingenommene Städte und tausend bezwungene Festungen triumphieren konnte. Das Gold und Silber, das er im Gepränge zeigte, betrug zwanzigtausend Talente [238](#); die Einkünfte des Staats vermehrte er auf den dritten Teil, zwölftausend Talente, und sein ganzes

Heer war so bereichert, daß der geringste Soldat von ihm über zweihundert Taler Triumphgeschenk erhalten konnte, außer allem, was er schon als Beute mit sich führte: welch ein Räuber! Auf diesem Wege ging Crassus fort, der aus Jerusalem allein zehntausend Talente raubte; und wer fernerhin nach Orient zog, kam, wenn er wiederkam, mit Gold und Üppigkeit beladen wieder. Dagegen, was haben die Römer den Morgenländern gegeben? Weder Gesetze noch Frieden, weder Einrichtung noch Volk, noch Künste. Sie haben Länder verheert, Bibliotheken verbrannt, Altäre, Tempel, Städte verwüstet. Ein Teil der alexandrinischen Bibliothek ging schon durch Julius Cäsar in Flammen unter, und den größten Teil der pergamenischen hatte Antonius der Kleopatra geschenkt, damit einmal beide auf *einer* Stelle untergehen könnten. So machen die Römer, die der Welt Licht bringen wollen, allenthalben zuerst verwüstende Nacht; Schätze von Golde und Kunstwerken werden erpreßt; Weltteile und Äonen alter Gedanken sinken in den Abgrund; die Charaktere der Völker stehen ausgelöscht da, und die Provinzen unter einer Reihe der abscheulichsten Kaiser werden ausgesogen, beraubt, gemißhandelt.

Fast noch bedauernder wende ich mich westwärts zu den verheerten Nationen in Spanien, Gallien und wohin weiter die Hände der Römer reichten. Dort

waren die Länder, die sie unterjochten, meistens schon verblühete Blüten; hier wurden durch sie noch unreife, aber volle Knospen in ihrem ersten Jugendwuchse so beschädigt, daß von manchen kaum noch ihre Stammesart und Gattung erkennbar geblieben. Spanien war, ehe die Römer hinkamen, ein wohlgebauetes, an den meisten Orten fruchtbares, reiches und glückliches Land. Der Handel desselben war beträchtlich und auch die Kultur einiger Nationen nicht verachtenswert, wie es nicht nur die Turdetanier am Bätis, die mit den Phöniciern und Karthagern am längsten bekannt waren, sondern auch die Keltiberier mitten im Lande beweisen. Das tapfre Numantia widerstand den Römern mehr als irgendein anderer Ort der Erde; zwanzig Jahre ertrug es den Krieg, schlug ein römisches Heer nach dem andern und wehrte sich zuletzt gegen die ganze Kriegskunst des Scipio mit einer Tapferkeit, bei deren traurigem Ausgang jeden Leser schaudert. Und was suchten die Verwüster hier im Innern Lande, bei Nationen, die sie nie gereizt, die kaum ihren Namen gehört hatten? Gold- und Silberbergwerke. Spanien war ihnen das, was den Spaniern jetzt Amerika sein muß, ein Ort zum Raube. So plünderten Lucullus, Galba u. f. gegen Treu und Glauben; der Senat selbst macht zwei Friedensschlüsse ungültig, die seine bedrängten Feldherrn mit den Numantiern geschlossen hatten. Grausam liefert er diesen die

Feldherren selbst aus, wird aber auch an Edelmut gegen die ausgelieferten Unglücklichen von ihnen überwunden. Und jetzt tritt Scipio mit aller Macht vor Numantia, schließt sie ein, läßt vierhundert jungen Männern, den einzigen, die dieser Unrecht leidenden Stadt zu Hülfe kommen wollen, den rechten Arm abhauen, hört auf die rührende Bitte nicht, da mitten im Hunger ein bedrängtes Volk sein Erbarmen und seine Gerechtigkeit anfleht; er vollführt den Untergang dieser Unglücklichen als ein wahrer Römer. Als ein wahrer Römer handelte Tiberius Gracchus, wenn er in dem einzigen Lande der Keltiberier dreihundert Städte, wären es auch nur Flecken und Schlösser gewesen, verwüstete. Daher der unauslöschliche Haß der Spanier gegen die Römer; daher die tapfern Taten des Viriathus und des Sertorius, die beide auf unwürdige Art fielen und gewiß viele römische Feldherren an Klugheit und Kriegesmut übertrafen; daher jene fast nie bezwungenen Bergvölker der Pyrenäen, die, den Römern zum Trotz, ihre Wildheit beibehielten, solange sie konnten. Unglückliches Goldland Iberien, fast unbekannt bist du *mit* deiner Kultur und deinen Nationen ins Reich der Schatten gesunken, in welchem dich schon Homer unter dem Glanz der Abendsonne als ein Reich der Unterirdischen malet.

Von Gallien ist wenig zu sagen, da wir die Eroberung desselben nur nach den Kriegsnachrichten seines

Überwinders selbst kennen. Zehn Jahre lang kostete es dem Cäsar unglaubliche Mühe und alle Kräfte seiner großen Seele. Wiewohl er edelmütiger war als irgendein Römer, so konnte er doch das Schicksal seiner römischen Bestimmung nicht ändern und sammelte das traurige Lob, »daß er außer den Bürgerkriegen in fünfzig offenen Feldschlachten gestritten und elfhundert-zweiundneunzig Menschen in Treffen erschlagen habe«; die meisten darunter waren gallische Seelen. Wo sind die vielen, lebhaften und tapfern Völker dieses großen Landes? Wo war ihr Geist und Mut, ihre Anzahl und Stärke, da nach Jahrhunderten wilde Völker über sie fielen und sie wie römische Sklaven unter sich teilten? Selbst der Name dieses Hauptvolks der Erde, seine so eigne Religion, Kultur und Sprache ist in allem, was römische Provinz war, vertilget. Ihr großen edlen Seelen, Scipionen und Cäsar, was dachtet, was fühltet ihr, da ihr als abgeschiedene Geister von eurem Sternenhimmel auf Rom, die Räuberhöhle, und auf euer vollführtes Mörderhandwerk hinuntersahet? Wie unrein mußte euch eure Ehre, wie blutig euer Lorbeer, wie niedrig und menschenfeindlich eure Würgekunst dünken! Rom ist nicht mehr, und auch bei seinem Leben mußte es jedem edlen Mann seine Empfindung sagen, daß Fluch und Verderben sich mit allen diesen ungeheuren, ehrsüchtigen Siegen auf sein Vaterland häufte.

IV

Roms Verfall

Das Gesetz der Wiedervergeltung ist eine ewige Naturordnung. Wie bei einer Waage keine Schale niedergedrückt werden kann, ohne daß die andre höher steige, so wird auch kein politisches Gleichgewicht gehoben, kein Frevel gegen die Rechte der Völker und der gesamten Menschheit verübt, ohne daß sich derselbe räche und das gehäufte Übermaß selbst sich einen desto schrecklichem Sturz bewirke. Wenn *eine* Geschichte uns diese Naturwahrheit zeigt, so ist's die römische Geschichte; man erweitere aber seinen Blick und feßle ihn nicht auf eine einzelne Ursache des römischen Verderbens. Hätten die Römer auch Asien und Griechenland nie gesehen und gegen andre, ärmere Länder nach ihrer Weise verfahren, ohne Zweifel wäre ihr Sturz zu andrer Zeit, unter andern Umständen, dennoch aber unvermeidlich gewesen. Der Keim der Verwesung lag im Innern des Gewächses; der Wurm nagte an seiner Wurzel, an seinem Herzen, und so mußte auch der riesenhafte Baum endlich sinken.

1. Im Innern der Verfassung Roms lag ein Zwiespalt, der, wenn er nicht gehoben ward, den

Untergang desselben früher oder später bewirken mußte: es war *die Einrichtung des Staats selbst, die unbilligen oder unsichern Grenzen zwischen dem Rat, der Ritterschaft und den Bürgern*. Unmöglich hatte Romulus alle künftigen Fälle seiner Stadt voraussehen können, als er diese Einteilung machte; er schuf sie nach seinen Umständen und nach seinem Bedürfnis; da dies sich änderte, fand schon *er* den Tod durch die, denen sein Ansehen zu lästig wurde. Keiner von seinen Nachfolgern hatte Herz oder Bedürfnis, das zu tun, was Romulus nicht getan hatte; sie überwogen die Gegenpartei mit ihrer Person und lenkten in einem mit Gefahren umgebenen, rohen Staat beide Teile. Servius musterte das Volk und gab das meiste Gewicht den Reichsten in die Hände. Unter den ersten Konsuls drängten die Gefahren zu sehr; es leuchteten auch zu große, starke, verdiente Männer unter den Patriziern hervor, als daß das rohere Volk nicht hätte folgen müssen. Bald aber änderten sich die Umstände, und der Druck der Edlen ward unerträglich. Die Schuldenlast ging den Bürgern über ihr Haupt; sie nahmen zu wenig an der Gesetzgebung, zu wenig am Siege teil, den sie doch selbst erfechten mußten, und so entwich das Volk auf den heiligen Berg, so entstanden Streitigkeiten, die die Ernennung der Tribunen nicht heben, sondern nur vervielfältigen konnte, die sich also auch durch die ganze Geschichte

Roms fortweben. Daher der lange, so oft verjüngte Streit über Austeilung der Acker, über Teilnehmung des Volks an obrigkeitlichen, konsularischen, gottesdienstlichen Würden, bei weichen Streitigkeiten jede Partei für ihr Eignes stritt und niemand das Ganze unparteiisch einrichten mochte. Bis unter die Triumvirate hat dieser Zwist gedauert; ja die Triumvirate selbst waren nur dessen Folgen. Da diese nun der ganzen römischen Verfassung ein Ende machten und jener Zwist beinahe so alt wie die Republik war, so siehet man, daß es keine äußere, sondern eine innere Ursache war, die vom Anfange an am Keim des Staats nagte. Sonderbar scheint es daher, wenn man die römische Staatsverfassung als die vollkommenste schildert, sie, die eine der unvollkommensten auf der Welt, aus rohen Zeitumständen entstanden, nachher nie mit einem Blick aufs Ganze verbessert, sondern immer nur partiisch so und anders geformt war. Der einzige Cäsar hätte sie ganz bessern mögen; es war aber zu spät, und die Dolchstiche, die ihn töteten, kamen jedem Entwurf einer bessern Einrichtung zuvor.

2. Es liegt ein Widerspruch in dem Grundsatz: Rom, die Königin der Nationen, Rom, die Beherrscherin der Welt; denn Rom *war nur eine Stadt, und ihre Einrichtung eine Stadteinrichtung*. Zwar trug es allerdings zur hartnäckigen Bekriegung der Völker, mithin zu seinen langen Siegen bei, daß Roms

Kriegsentschlüsse die Entschlüsse eines unsterblichen Senats, nicht eines sterblichen Monarchen waren, weil sich der Geist seiner weltverderblichen Maximen in einem Kollegium notwendig mehr als in einer wandelbaren Reihe von Beherrschern erhalten mußte. Ja, da Senat und Volk fast immer in Spannung gegeneinander standen und jener bald dem unruhigen Haufen, bald einem unruhigen Kopf Kriege schaffen und auswärts zu tun geben mußte, damit inwendig die Ruhe gesichert bliebe, so trug auch diese daurende Spannung allerdings zur fortgesetzten Weltstörung viel bei. Endlich, da der Senat selbst zu seiner Aufrechterhaltung oft nicht nur Siege oder Siegsgerüchte, sondern selbst harte drohende Gefahren nötig hatte und jeder kühne Patrizier, der durchs Volk wirken wollte, Geschenke, Spiele, Namen, Triumphe bedurfte, welches alles ihm allein oder vorzüglich der Krieg gewähren konnte: freilich, so gehörte diese vielgeteilte, unruhige Stadtregierung dazu, die Welt in Unruhe zu setzen und sie Jahrhunderte darin zu erhalten; denn kein geordneter, mit sich selbst friedlicher Staat hätte um seiner eignen Glückseligkeit willen der Erde dies schreckliche Schauspiel gegeben. Ein andres ist's aber, Eroberungen machen und sie erhalten, Siege erfechten und sie zum Nutzen des Staats gebrauchen. Das letzte hat Rom seiner innern Einrichtung wegen nie gekonnt, und auch das erste vermochte es nur

durch Mittel, die der Verfassung einer Stadt völlig entgegen waren. Schon die ersten Könige, die auf Eroberungen ausgingen, waren genötigt, einige überwundene Städte und Völker in die Mauern Roms zu nehmen, damit der schwache Raum Wurzel und Stamm erhielt, der so ungeheure Aste treiben wollte; die Zahl der Einwohner Roms wuchs also schrecklich. Nachher schloß die Stadt Bündnisse, und die Bundesverwandten zogen mit ihr zu Felde; sie nahmen also an ihren Siegen und Eroberungen teil und waren Römer, wenn sie gleich noch nicht römische Bürger oder Einwohner der Stadt waren. Bald also entglommen jene heftige Streitigkeiten, daß auch den Bundesgenossen das Bürgerrecht Roms zukomme: eine unvermeidliche Federung, die in der Natur der Sache selbst lag. Aus ihr entstand der erste bürgerliche Krieg, der Italien dreihunderttausend seiner Jünglinge kostete und Rom, das sogar seine Freigelassenen bewaffnen mußte, an die Grenzen des Unterganges brachte; denn es war ein Krieg zwischen Haupt und Gliedern, der nicht anders als damit endigen konnte, daß künftig auch die Glieder zu diesem unförmlichen Haupt gehören sollten. Nun war ganz Italien Rom, und es verbreitete sich, zur großen Verwirrung der Welt, immer weiter. Ich will nicht daran denken, was diese Romanisierung für gerichtliche Unordnung in alle Städte Italiens brachte, und nur das Übel

bemerken, das fortan aus allen Gegenden und Enden in Rom selbst zusammenfloß. Wenn vorher schon alles nach dieser Stadt drängte und die Tafeln des Zensus so wenig rein gehalten werden konnten, daß es sogar einen Konsul gab, der kein römischer Bürger war: wie denn jetzt, da das Haupt der Welt ein Gedränge aus ganz Italien, mithin das ungeheuerste Haupt war, das je die Erde getragen. Gleich nach des Sulla Tode waren die Herren der Erde vierhundertfunfzigtausend Mann stark; bei der Aufnahme der Bundesgenossen stieg ihre Zahl ungleich höher, und zu Cäsars Zeiten fanden sich dreihundertzwanzigtausend, die bei öffentlichen Austeilungen Korn begehrten. Man denke sich diesen ungestümen und einem großen Teil nach müßigen Hauten bei Stimmversammlungen, in Begleitung seiner Patrone und derer, die sich um Ehrenämter bewarben, so wird man begreifen, wie durch Geschenke, Spiele, Prachtaufzüge, Schmeicheleien, am meisten endlich durch Soldatengewalt, die Meutereien in Rom gestiftet, die Blutbänder angerichtet, die Triumvirate gegründet werden konnten, die jene stolze Beherrscherin der Welt endlich zur Sklavin ihrer selbst machten. Wo war nun das Ansehen des Senats, einer Zahl von vier- bis sechshundert Personen, gegen diese zahllose Menge, die Herrenrecht verlangte und in gewaltigen Heeren bald diesem, bald jenem zu Gebot stand? Welche arme

Gestalt spielte der Gott Senat, wie ihn die schmeichlerischen Griechen nannten, gegen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Antonius und Oktavius! die Kaiserwürde noch ungerechnet. Der Vater des Vaterlandes, Cicero, erscheint in armer Gestalt, wenn ihn auch nur ein Clodius angreift; seine besten Ratschläge gelten wenig, nicht nur gegen das, was Pompejus, Cäsar, Antonius u. a. wirklich taten, sondern was selbst ein Catilina beinah zustande gebracht hätte. Nicht von den Gewürzen Asiens, nicht von der Weichlichkeit Luculls entsprang dieses Mißverhältnis, sondern von der Grundverfassung Roms, da es als eine Stadt das Haupt der Welt sein wollte.²³⁹

3. *Aber es gab nicht nur Senat und Volk in Rom, sondern auch Sklaven, und zwar deren eine um so größere Menge, je mehr die Römer Herren der Welt wurden.* Durch Sklaven bearbeiteten sie ihre weitläufigen, reichen Äcker in Italien, Sizilien, Griechenland u. f.; eine Menge Sklaven war ihr häuslicher Reichtum, und der Handel mit ihnen, ja die Abrichtung derselben war ein großes Gewerbe Roms, dessen sich auch Cato nicht schämte. Längst waren nun die Zeiten vorüber, da der Herr mit seinem Knecht fast brüderlich umging und Romulus das Gesetz geben konnte, daß ein Vater seinen eignen Sohn dreimal zum Knecht verkaufen dürfe; die Sklaven der Weltüberwinder waren aus allen Gegenden der Erde

zusammengetrieben und wurden von gütigen Herren gelinde, von unbarmherzigen oft als Tiere behandelt. Ein Wunder wäre es gewesen, wenn aus diesem ungeheuren Haufen unterdrückter Menschen den Römern kein Schade hätte zuwachsen sollen; denn wie jede böse Einrichtung, so mußte auch diese notwendig sich selbst rächen und strafen. Mitnichten war diese Rache allem jener blutige Sklavenkrieg, den Spartakus mit Feldherrnmut und Klugheit drei Jahre lang gegen die Römer führte: von 74 stieg sein Anhang bis zu 70000 Mann; er schlug verschiedene Feldherren, selbst zween Konsuls, und es wurden viel Greuel verübet. Der größere Schade war der, der durch die Lieblinge ihrer Herren, die Freigelassenen, entstand, durch welche Rom zuletzt im eigentlichsten Verstande eine Sklavin der Sklaven wurde. Schon zu Sulla Zeiten fing dieses Übel an, und unter den Kaisern mehrete es sich so schrecklich, daß ich nicht imstande bin, die Unordnungen und Greuel zu schildern, die durch Freigelassene und Lieblingsknechte entstanden. Geschichte und Satiren der Römer sind davon voll; kein wildes Volk auf der Erde kennet dergleichen. So ward Rom durch Rom gestraft; die Unterdrücker der Welt wurden der verruchtesten Sklaven demütige Knechte.

4. Endlich kam allerdings der *Luxus* dazu, dem Rom zu seinem Unglück so bequem lag, als ihm zu seinen Welteroberungen allerdings auch seine Lage

geholfen hatte. Wie aus einem Mittelpunkt beherrschte es das Mittelländische Meer, mithin die reichsten Küsten dreier Weltteile; ja, über Alexandrien zog es durch ansehnliche Flotten die Kostbarkeiten Äthiopiens und des äußersten Indiens an sich. Meine Worte reichen nicht hin, jene rohe Verschwendung und Üppigkeit zu schildern, die seit der Eroberung Asiens in Gastmahlen und Spielen, in Leckerbissen und Kleidern, in Gebäuden und Hausgerät nicht nur in Rom selbst, sondern in allem, was zu ihm gehörte, herrschte.²⁴⁰ Man trauet seinen Augen nicht, wenn man die Beschreibungen dieser Dinge, den hohen Preis ausländischer Kostbarkeiten und mit der Verschwendung darin zugleich die Schuldenlast der großen Römer, welches zuletzt Freigelassene und Sklaven waren, lieget. Notwendig zog dieser Aufwand die bitterste Armut nach sich, ja er war an sich schon eine elende Armut. Jene Goldquellen, die jahrhundertlang in Rom aus allen Provinzen zusammenflossen, mußten endlich versiegen, und da der ganze Handel der Römer ihnen im höchsten Grad nachteilig war, indem sie Überfluß kauften und Geld hingaben, so ist's nicht zu verwundern, daß Indien allein ihnen jährlich eine ungeheure Summe fraß. Dabei verwilderte das Land: der Ackerbau ward nicht mehr, wie einst von den alten Römern und ihren Zeitgenossen in Italien, getrieben; die Künste Roms gingen auf das

Entbehrliche, nicht auf das Nützliche, auf ungeheure Pracht und Aufwand in Triumphbogen, Bädern, Grabmälern, Theatern, Amphitheatern u. f.. Wundergebäude, die freilich allein diese Plünderer der Welt aufführen konnten. In keiner nützlichen Kunst, in keinem Nahrungszweige der menschlichen Gesellschaft hat je ein Römer etwas erfunden, geschweige daß er damit andern Nationen hätte dienen und von ihnen gerechten und bleibenden Vorteil ziehen mögen. Bald also verarmte das Reich: das Geld wurde schlecht, und schon im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bekam ein Feldherr nach diesem schlechtem Gelde kaum das zur Belohnung, was zu den Zeiten Augusts für den gemeinen Soldaten zu gering war. Lauter natürliche Folgen des Laufs der Dinge, die, auch bloß als Handel und Gewerbe berechnet, nicht anders als also folgen konnten. Zugleich nahm aus eben diesen verderblichen Ursachen das menschliche Geschlecht ab, nicht nur an Anzahl, sondern auch an Größe, Wuchs und innern Lebenskräften. Eben das Rom und Italien das die volkreichsten, blühendsten Länder der Welt, Sizilien, Griechenland, Spanien, Asien, Afrika und Ägypten, zu einer halben Einöde gemacht hatte, zog durch seine Gesetze und Kriege, noch mehr aber durch seine verderbte, müßige Lebensart, durch seine ausschweifenden Laster, durch die Verstoßung der Weiber, Härte gegen die Sklaven und späterhin durch die Tyrannei

gegen die edelsten Menschen sich selbst den natürlich-unnatürlichsten Tod zu. Jahrhunderte hin liegt das kranke Rom in schrecklichen Zuckungen auf seinem Siechbette; das Siechbett ist über eine ganze Welt ausgebreitet, von der es sich seine süßen Gifte erpreßt hat; sie kann ihm jetzt nicht anders helfen, als daß sie seinen Tod befördere. Barbaren kommen herzu, nordische Riesen, denen die entnervten Römer wie Zwerge erscheinen; sie verwüsten Rom und geben dem ermatteten Italien neue Kräfte. Ein fürchterlich-gütiger Erweis, daß alle Ausschweifung in der Natur sich selbst räche und verzehre! Dem Luxus der Morgenländer haben wir es Dank, daß die Welt früher von einem Leichnam befreit ward, der durch Siege in andern Weltgegenden zwar auch, wahrscheinlich aber nicht so bald und so schrecklich, in die Verwesung gegangen wäre.

5. Jetzt sollte ich alles zusammenfassen und die große Ordnung der Natur entwickeln, wie auch ohne Luxus, ohne Pöbel, Senat und Sklaven *der Kriegesgeist Roms allein sich zuletzt selbst verderben und das Schwert in seine Eingeweide kehren mußte, das er so oft auf unschuldige Städte und Nationen gezuckt hatte*; hierüber aber spricht statt meiner die laute Geschichte. Was sollten die Legionen, die, ungesättigt vom Raube, nichts mehr zu rauben fanden, vielmehr an den parthischen und deutschen Grenzen

das Ende ihres Ruhms sahen: was sollten sie tun, als zurückkehrend ihre Mutter selbst würgen? Schon zu Marius und Sulla Zeiten fing dies schreckliche Schauspiel an; anhängend ihrem Feldherrn oder von ihm bezahlt, rächten die wiederkommenden Heere ihren Feldherrn an seiner Gegenpartei mitten im Vaterlande, und Rom floß von Blut über. Dies Schauspiel dauerte fort. Indem Pompejus und Cäsar in dem Lande, wo einst die Musen gesungen und Apollo als Schäfer geweidet, teuer gemietete Heere gegeneinander führten, ward in dieser Ferne, von Römern, die gegen Römer fochten, das Schicksal ihrer Mutterstadt entschieden. So ging es bei dem grausamen Vergleich der Triumvirs zu Modena, der in *einem* Verzeichnis dreihundert Ratsglieder und zweitausend Ritter der Acht und dem Tode preisgab und zweihunderttausend Talente meistens aus Rom und von den Weibern selbst erpreßte. So nach der Schlacht bei Philippi, in welcher Brutus fiel; so vor dem Kriege gegen den zweiten Pompejus, den edleren Sohn eines großen Vaters; so nach der Schlacht bei Aktium u. f. Vergebens, daß der schwache, grausame August den fried-samen Gütigen spielte: das Reich war durchs Schwert gewonnen, es mußte durchs Schwert verteidigt werden oder durch dasselbe fallen. Wenn es den Römern jetzt zu schlummern gefiel, so wollten deshalb nicht auch die beleidigten oder rege gemachten Nationen

schlummern; sie federten Rache und gaben Wiedervergeltung, als ihre Zeit kam. Im römischen Reich war und blieb der Kaiser immer nur oberster Feldherr, und als viele derselben ihre Pflicht vergaßen, wurden sie vom Heer daran fürchterlich erinnert. Es setzte und würgte Kaiser, bis endlich der Oberste der Leibwache sich zum Großwesir aufdrang und den Senat zur elenden Puppe machte. Bald bestand auch dieser nur aus Soldaten, aus Soldaten, die mit der Zeit so schwach wurden, daß sie weder im Kriege noch im Rate laugten. Das Reich zerfiel: Gegenkaiser jagten und plagten einander; die Völker drangen hinan, und man mußte Feinde ins Heer nehmen, die andre Feinde lockten. So wurden die Provinzen zerrissen und verwüstet; das stolze ewige Rom ging endlich im Sturz unter, von seinen eignen Befehlshabern verlassen und verraten. Ein fürchterliches Denkmal, wie jede Eroberungswut großer und kleiner Reiche, insonderheit wie der despotische Soldatengeist nach gerechten Naturgesetzen ende. Fester und größer ist nie ein Kriegstaat gewesen, als es der Staat der Römer war; keine Leiche aber ist auch je schrecklicher zu Grabe getragen worden als Jahrhunderte durch diese in der römischen Geschichte, so daß es hinter Pompejus und Cäsar keinen Eroberer und unter kultivierten Völkern kein Soldatenregiment mehr geben sollte.

Großes Schicksal! ist die Geschichte der Römer

uns dazu geblieben, ja einem Teil der Welt mit dem Schwert aufgedrungen worden, damit wir dies lernen sollten? Und doch lernen wir an ihr entweder nur Worte, oder sie hat, unrecht verstanden, neue Römer gebildet, deren doch keiner seinem Vorbilde je gleichkam. Nur *einmal* standen jene alten Römer auf der Schaubühne und spielten, meistens als Privatpersonen, das fürchterlich-große Spiel, dessen Wiederholung wir der Menschheit nie wünschen mögen. Lasset uns indessen sehen was im Lauf der Dinge auch dies Trauerspiel für Glanz und große Seiten gehabt habe.

Charakter, Wissenschaften und Künste der Römer

Nach dem, was bisher gesagt worden, fodert es auch die Pflicht, jene edlen Seelen zu nennen und zu rühmen, die in dem harten Stande, auf welchen sie das Schicksal gestellt hatte, sich dem, was sie Vaterland nannten, mit Mut aufopferten und in ihrem kurzen Leben Dinge bewirkten, die fast ans höchste Ziel menschlicher Kräfte reichen. Ich sollte dem Gange der Geschichte zufolge einen Junius Brutus und Poplicola, Mucius Scävola und Coriolan, eine Valeria und Veturia, die dreihundert Fabier und Cincinnatus, Camillus und Decius, Fabricius und Regulus, Marcellus und Fabius, die Scipionen und Catonen, Cornelia und ihre unglücklichen Söhne, ja wenn es auf Kriegestaten allein ankommt, auch Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, und wenn gute Absichten und Bemühungen Lob verdienen, den Markus Brutus, Cicero, Agrippa, Drusus, Germanikus nach ihrem Verdienst nennen und rühmen. Auch unter den Kaisern sollte ich die Freude des Menschengeschlechts, Titus, den gerechten und guten Nerva, den glücklichen Trajan, den unermüdeten Hadrian, die guten Antoninen, den unverdrossenen Severus, den männlichen Aurelian u.

f., starke Pfeiler eines sinkenden Baues, loben. Da aber diese Männer mehr als selbst die Griechen jedermann bekannt sind, so sei es mir vergönnt, vom Charakter der Römer in ihren besten Zeiten bloß allgemein zu reden und auch diesen Charakter lediglich als Folge ihrer Zeitumstände zu betrachten.

Wenn Unparteilichkeit und fester Entschluß, wenn unermüdete Tätigkeit in Worten und Werken und ein gesetzter rascher Gang zum Ziel des Sieges oder der Ehre, wenn jener kalte, kühne Mut, der durch Gefahren nicht geschreckt, durch Unglück nicht gebeugt, durchs Glück nicht übermütig wird, einen Namen haben soll, so müßte er den Namen eines römischen Mutes haben. Mehrere Glieder dieses Staats, selbst aus niederm Stande, haben ihn so glänzend erwiesen, daß wir, zumal in der Jugend, da uns die Römer meistens nur von ihrer edlen Seite erscheinen, dergleichen Gestalten der Alten Welt als hingewichene, große Schatten verehren. Wie Riesen schreiten ihre Feldherren von einem Weltteil zum andern und tragen das Schicksal der Völker in ihrer festen leichten Hand. Ihr Fuß stößt Thronen vorübergehend um; *eins* ihrer Worte bestimmt das Leben oder den Tod von Myriaden. Gefährliche Höhe, auf welcher sie standen! Zu kostbares Spiel mit Kronen und Millionen an Menschen und Golde!

Und auf dieser Höhe gehen sie einfach wie Römer

einher, verachtend den Pomp königlicher Barbaren;
der Helm ihre Krone, ihre Zierde der Brustharnisch.

Und wenn ich sie auf diesem Gipfel der Macht und
des Reichtums in ihrer männlichen Beredsamkeit
höre, in ihren häuslichen oder patriotischen Tugenden
unermüdet-wirksam sehe, wenn im Gewühl der
Schlachten oder im Getümmel des Marktes die Stirn
Cäsars immer heiter bleibt und auch gegen Feinde
seine Brust mit verschonender Großmut schläget:
große Seele, bei allen deinen leichtsinnigen Lastern,
wenn du nicht wert wärest, Monarch der Römer zu
werden, so war es niemand. Doch Cäsar war mehr als
dies: er war Cäsar. Der höchste Thron der Erde
schmückte sich mit seinem persönlichen Namen; o
hätte er sich auch mit seiner Seele schmücken können,
daß Jahrtausende hin ihn der gütige, muntre, umfas-
sende Geist Cäsars hätte beleben mögen!

Aber gegen ihm über stehet sein Freund Brutus mit
gezücktem Dolch. Guter Brutus, bei Sarden und Phi-
lippen erschien dir dein böser Genius nicht zuerst; er
war dir längst vorher unter dem Bilde des Vaterlandes
erschieden, dem du mit einer weichem Seele, als dei-
nes rohen Vorfahren war, die heiligem Rechte der
Menschheit und Freundschaft aufopfertest. Du konn-
test deine erzwungene Tat nicht nutzen, da dir Cäsars
Geist und Sullas Pöbelwut fehlte, und wurdest also
genötigt, das Rom, das kein Rom mehr war, den

wilden Ratschlägen eines Antonius und Oktavius zu überlassen, von denen jener alle römische Pracht einer ägyptischen Buhlerin zu Füßen legte und dieser nachher aus dem Gemach einer Livia mit scheinheiliger Ruhe die müde-gequälte Welt beherrschte. Nichts blieb dir übrig als dein eigener Stahl, eine traurige und doch notwendige Zuflucht der Unglücklichen unter einem römischen Schicksal.

Woher entsprang dieser große Charakter der Römer? Er entsprang aus ihrer Erziehung, oft sogar aus dem Namen der Person und des Geschlechtes, aus ihren Geschäften, aus dem Zusammendrange des Rats, des Volks und aller Völker im Mittelpunkt der Weltherrschaft, ja endlich aus der glücklich-unglücklichen Notwendigkeit selbst, in der sich die Römer fanden. Daher teilte er sich auch allem mit, was an der römischen Größe teilnahm, nicht nur den edeln Geschlechtern, sondern auch dem Volk, und Männern sowohl als den Weibern. Die Tochter Scipios und Catos, die Gattin Brutus', der Gracchen Mutter und Schwester konnten ihrem Geschlecht nicht unwürdig handeln; ja oft übertrafen edle Römerinnen die Männer selbst an Klugheit und Würde. So war Terentia heldenmütiger als Cicero, Veturia edler als Coriolan, Paulina stärker als Seneka u. f. In keinem morgenländischen Harem, in keinem Gynäzeum der Griechen konnten, bei aller Anlage der Natur,

weibliche Tugenden hervorsprossen wie im öffentlichen und häuslichen Leben der Römer; freilich aber auch in verdorbenen Zeiten weibliche Laster, vor denen die Menschheit schaudert. Schon nach Überwindung der Lateiner wurden hundertundsiebzig römische Gemahlinnen eins, ihre Männer mit Gift hinzurichten, und tranken, als sie entdeckt waren, ihre bereitete Arznei wie Helden. Was unter den Kaisern die Weiber in Rom vermochten und ausübten, ist unsäglich. Der stärkste Schatte grenzt ans stärkste Licht: eine Stiefmutter Livia und die treue Antonia-Drusus, eine Plancina und Agrippina-Germanikus, eine Messalina und Oktavia stehen dicht aneinander.

Wollen wir den Wert der Römer auch in der Wissenschaft schätzen, so müssen wir von ihrem Charakter ausgehen und keine Griechenkünste von ihnen fordern. Ihre Sprache war der äolische Dialekt, beinahe mit allen Sprachen Italiens vermischt; sie hat sich aus dieser rohen Gestalt langsam hervorgearbeitet, und dennoch, trotz aller Bearbeitung, hat sie zur Leichtigkeit, Klarheit und Schönheit der griechischen Sprache nie völlig gelangen mögen. Kurz, ernst und würdig ist sie, die Sprache der Gesetzgeber und Beherrscher der Welt; in allem ein Bild vom Geiste der Römer. Da diese mit den Griechen erst spät bekannt wurden, nachdem sie durch die lateinische, etruskische und eigene Kultur lange Zeit schon ihren Charakter und

Staat gebildet hatten, so lernten sie auch ihre natürliche Beredsamkeit durch die Kunst der Griechen erst spät verschönern. Wir wollen also über die ersten dramatischen und poetischen Übungen, die zu Ausbildung ihrer Sprache unstreitig viel beitrugen, wegsehen und von dem reden, was bei ihnen tiefere Wurzel faßte. Es war dieses *Gesetzgebung, Beredsamkeit und Geschichte*: Blüten des Verstandes, die ihre Geschäfte selbst hervortrieben und in welchen sich am meisten ihre römische Seele zeigt.

Aber zu beklagen ist's, daß auch hier uns das Schicksal wenig gegönnet hat, indem die, deren Eroberungsgeist uns so viele Schriften anderer Völker raubte, die Arbeiten ihres eignen Geistes gleichfalls der zerstörenden Zukunft überlassen mußten. Denn ohne von ihren alten Priesterannalen und den heroischen Geschichten Ennius', Nävius' oder dem Versuch eines Fabius Pictor zu reden: wo sind die Geschichten eines Cincius, Cato, Libo, Posthumius, Piso, Cassius Hemina, Servilians, Fannius, Sempronius, Cälius Antipater, Asellio, Gellius, Lucinius u. f.? Wo ist das Leben Ämilius Skaurus', Rutilius Rufus', Lutatius Catulus', Sulla, Augustus', Agrippa, Tiberius', einer Agrippina-Germanikus, selbst eines Claudius, Trajans u. f., von ihnen selbst beschrieben? Unzählbar anderer Geschichtsbücher der wichtigsten Männer des Staats in Roms wichtigsten Zeiten, eines Hortensius,

Atticus, Sisenna, Lutatius, Tubero, Luccejus, Balbus, Brutus. Tiro, eines Valerius Messala, Cremutius Cordus, Domitius Corbulo, Cluvius Rufus, auch der vielen verlornen Schriften Cornelius Nepos', Sallustius', Livius', Trogus', Plinius' u. f. nicht zu gedenken. Ich setze die Namen derselben her, um einige neuere, welche sich hoch hinauf über die Römer setzen, auch nur durch diese Namen zu widerlegen; denn welche neuere Nation hat in ihren Regenten, Feldherrn und ersten Geschäftsmännern in einer so kurzen Zeit bei so wichtigen Veränderungen und eignen Taten derselben so viele und große Geschichtschreiber gehabt als diese barbarisch genannten Römer? Nach den wenigen Bruchstücken und Proben eines Cornelius, Cäsar, Livius u. f. hatte die römische Geschichte zwar nicht jene Anmut und süße Schönheit der griechischen Historie, dafür aber gewiß eine römische Würde und in Sallust, Tacitus u. a. viel philosophische und politische Klugheit. Wo große Dinge getan werden, wird auch groß gedacht und geschrieben; in der Sklaverei verstummet der Mund, wie die spätere römische Geschichte selbst zeigt. Und leider ist der größte Teil der römischen Geschichtschreiber aus Roms freien oder halbfreien Zeiten ganz verloren. Ein unersetzlicher Verlust; denn nur *einmal* lebten solche Männer, nur *einmal* schrieben sie ihre eigne Geschichte.

Der römischen Geschichte ging die Beredsamkeit

als Schwester und beiden ihre Mutter, die Staats- und Kriegskunst, zur Seite; daher auch mehrere der größten Römer in jeder dieser Wissenschaften nicht nur Kenntnisse hatten, sondern auch schrieben. Unbillig ist der Tadel, den man den griechischen und römischen Geschichtschreibern darüber macht, daß sie ihren Begebenheiten so oft Staats- und Kriegsreden einmischten; denn da in der Republik durch öffentliche Reden alles gelenkt wurde, hatte der Geschichtschreiber kein natürlicher Band, durch welches er Begebenheiten binden, vielseitig darstellen und pragmatisch erklären konnte, als eben diese Reden; sie waren ein weit schöneres Mittel des pragmatischen Vertrages, als wenn der spätere Tacitus und seine Brüder, von Not gezwungen, ihre eigenen Gedanken einförmig zwischenwebten. Indessen ist auch Tacitus mit seinem Reflexionsgeist oft unbillig beurteilt worden; denn in seinen Schilderungen sowohl als im gehässigen Ton derselben ist er an Geist und Herz ein Römer. Ihm war's unmöglich, Begebenheiten zu erzählen, ohne daß er die Ursachen derselben entwickle und das Verabscheuungswürdige mit schwarzen Farben male. Seine Geschichte ächzet nach Freiheit, und in ihrem dunkel-verschlossenen Ton beklagt sie den Verlust derselben weit bitterer, als sie's mit Worten tun könnte. Nur der Zeiten der Freiheit, d. i. offener Handlungen im Staat und im Kriege, erfreuet sich die

Beredsamkeit und Geschichte; mit jenen sind beide dahin; sie borgen im Müßiggange des Staats auch müßige Betrachtungen und Worte.

In Absicht der Beredsamkeit indessen dürfen wir den Verlust nicht minder großer Redner als Geschichtschreiber weniger beklagen: der einzige Cicero ersetzt uns viele. In seinen Schriften von der Redekunst gibt er uns wenigstens die Charaktere seiner großen Vorgänger und Zeitgenossen; seine Reden selbst aber können uns jetzt statt Catos, Antonius', Hortensius', Cäsars u. a. dienen. Glänzend ist das Schicksal dieses Mannes, glänzender nach seinem Tode, als es im Leben war. Nicht nur die römische Beredsamkeit in Lehre und Mustern, sondern auch den größten Teil der griechischen Philosophie hat er gerettet, da ohne seine beneidenswerten Einkleidungen die Lehren mancher Schulen uns wenig mehr als dem Namen nach bekannt wären. Seine Beredsamkeit übertrifft die Donner des Demosthenes nicht nur an Licht und philosophischer Klarheit, sondern auch an Urbanität und wahrerem Patriotismus. Er beinahe allein hat die reinere lateinische Sprache Europaen wiedergegeben, ein Werkzeug, das dem menschlichen Geist bei manchen Mißbräuchen unstreitig große Vorteile gebracht hat. Ruhe also sanft, du vielgeschäftiger, vielgeplagter Mann, Vater des Vaterlandes aller lateinischen Schulen in Europa. Deine Schwachheiten

hast du gnug gebüßet in deinem Leben; nach deinem Tode erfreuet man sich deines gelehrten, schönen, rechtschaffenen, edeldenkenden Geistes und lernt aus deinen Schriften und Briefen dich wo nicht verehren, so doch hochschätzen und dankbar lieben.²⁴¹

Die Poesie der Römer war nur eine ausländische Blume, die in Latium zwar schön fortgeblühet und hie und da eine feinere Farbe gewonnen hat, eigentlich aber keine neuen eignen Fruchtkeime erzeugen konnte. Schon die Etrusker hatten durch ihre saliarischen und Leichengedichte, durch ihre feszenninischen, atellanischen und szenischen Spiele die roheren Krieger zur Dichtkunst vorbereitet: mit den Eroberungen Tarrents und andrer großgriechischen Städte wurden auch griechische Dichter erobert, die durch die feineren Musen ihrer Muttersprache den Überwindern Griechenlandes ihre rohe Mundart gefälliger zu machen suchten. Wir kennen das Verdienst dieser ältesten römischen Dichter nur aus einigen Versen und Fragmenten, erstaunen aber über die Menge Trauer- und Lustspiele, die wir von ihnen nicht nur aus alten, sondern zum Teil auch aus den besten Zeiten genannt finden. Die Zeit hat sie vertilgt, und ich glaube, daß, gegen die Griechen gerechnet, der Verlust an ihnen nicht so groß sei, da ein Teil derselben griechische Gegenstände und wahrscheinlich auch griechische

Sitten nachahmte. Das römische Volk erfreuete sich an Possen und Pantomimen, an zirzensischen oder gar an blutigen Fechterspielen viel zu sehr, als daß es fürs Theater ein griechisches Ohr und eine griechische Seele haben konnte. Als eine Sklavin war die szenische Muse bei den Römern eingeführt, und sie ist bei ihnen immer auch eine Sklavin geblieben, wobei ich indes den Verlust der hundertunddreißig Stücke des Plautus und die untergegangene Schiffsladung von hundertundacht Lustspielen des Terenz sowie die Gedichte Ennius', eines Mannes von starker Seele, insbesondere seinen Scipio und seine Lehrgedichte, sehr bedaure; denn im einzigen Terenz hätten wir, nach Cäsars Ausdruck, wenigstens den halben Menander wieder. Dank also dem Cicero auch dafür, daß er uns den Lukrez, einen Dichter von römischer Seele, und dem Augustus, daß er uns den halben Homer in der Äneis seines Maro erhalten. Dank dem Cornutus, daß er von seinem edlen Schüler Persius auch einige seiner Lehrlingsstücke uns nicht mißgönnte, und auch euch ihr Mönche, sei Dank, daß ihr, um Latein zu lernen, uns den Terenz, Horaz, Boethius, vor allen andern aber *euren* Virgil als einen rechtgläubigen Dichter aufbewahrtet. Der einzig unbefleckte Lorbeer in Augusts Krone ist's, daß er den Wissenschaften Raum gab und die Musen liebte.

Freudiger wende ich mich von den römischen Dichtern zu den Philosophen; manche waren oft beides, und zwar Philosophen von Herz und Seele. In Rom erfand man keine Systeme, aber man übte sie aus und führte sie in das Recht, in die Staatsverfassung, ins tätige Leben. Nie wird ein Lehrdichter feuriger und stärker schreiben, als Lukrez schrieb, denn er glaubte seine Lehre; nie ist seit Plato die Akademie desselben reizender verjüngt worden als in Ciceros schönen Gesprächen. So hat die stoische Philosophie nicht nur in der römischen Rechtsgelehrsamkeit ein großes Gebiet eingenommen und die Handlungen der Menschen dasselbst strenge geregelt, sondern auch in den Schriften Seneka, in den vortrefflichen Betrachtungen Mark-Aurels, in den Regeln Epiktets u. f. eine praktische Festigkeit und Schönheit erhalten, zu der die Lehrsätze mehrerer Schulen offenbar beigetragen haben. Übung und Not in mancherlei harten Zeitumständen des römischen Staats stärkten die Gemüter der Menschen und stähleten sie; man suchte, woran man sich halten könnte, und brauchte das, was der Grieche ausgedacht hatte, nicht als einen müßigen Schmuck, sondern als Waffe, als Rüstung. Große Dinge hat die stoische Philosophie im Geist und Herzen der Römer bewirkt, und zwar nicht zur Weltoberung, sondern zu Beförderung der Gerechtigkeit, der Billigkeit und zum innern Trost unschuldig

gedrückter Menschen. Denn auch die Römer waren Menschen, und als eine schuldlose Nachkommenschaft durch das Laster ihrer Vorfahren litt, suchten sie Stärkung, woher sie konnten; was sie selbst nicht erfunden hatten, eigneten sie sich desto fester zu.

Die Geschichte der römischen Gelehrsamkeit endlich ist für uns eine Trümmer von Trümmern, da uns größtenteils die Sammlungen ihrer Literatur sowohl als die Quellen fehlen, aus welchen jene Sammlungen geschöpft waren. Welche Mühe wäre uns erspart, welch Licht über das Altertum angezündet, wenn die Schriften Varros oder die zweitausend Bücher, aus denen Plinius zusammenschrieb, zu uns gekommen wären! Freilich würde ein Aristoteles aus der den Römern bekannten Welt anders als Plinius gesammelt haben; aber noch ist sein Buch ein Schatz, der, bei aller Unkunde in einzelnen Fächern, sowohl den Fleiß als die römische Seele seines Sammlers zeigt. So auch die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit dieses Volkes: sie ist die Geschichte eines großen Scharfsinnes und Fleißes, der nirgend als im römischen Staat also geübt und so lange fortgesetzt werden konnte; an dem, was die Zeitfolge daraus gemacht und darange-reihet hat, sind die Rechtslehrer des alten Roms un-schuldig. Kurz, so mangelhaft die römische Literatur gegen die griechische beinah in jeder Gattung

erscheinet, so lag es doch nicht in den Zeitumständen allein, sondern in ihrer römischen Natur selbst, daß sie Jahrtausende hin die stolze Gesetzgeberin aller Nationen werden konnte. Die Folge dieses Werks wird solches zeigen, wenn wir aus der Asche Roms ein neues Rom in sehr veränderter Gestalt, aber dennoch voll Eroberungsgeist, werden aufleben sehen.

Zuletzt habe ich noch von der Kunst der Römer zu reden, in welcher sie sich für Welt und Nachwelt als jene Herren der Erde erwiesen, denen die Materialien und Hände aller überwundenen Völker zu Gebot standen. Von Anfang an war ein Geist in ihnen, die Herrlichkeit ihrer Siege durch Ruhmeszeichen, die Herrlichkeit ihrer Stadt durch Denkmale einer prächtigen Dauer zu bezeichnen, so daß sie schon sehr frühe an nichts Geringeres als an eine Ewigkeit ihres stolzen Daseins dachten. Die Tempel, die Romulus und Numa bauten, die Plätze, die sie ihren öffentlichen Versammlungen anwiesen, gingen alle schon, auf Siege und eine mächtige Volksregierung hinaus, bis bald darauf Ankus und Tarquinius die Grundfesten jener Bauart legten, die zuletzt beinah zum Unermeßlichen emporstieg. Der etruskische König bauete die Mauer Roms von gehauenen Steinen; er führte, sein Volk zu tränken und die Stadt zu reinigen, jene ungeheure Wasserleitung, die noch jetzt in ihren Ruinen

ein Wunder der Welt ist; denn dem neueren Rom fehlte es, sie nur aufzuräumen oder in Dauer zu erhalten, an Kräften. Ebendesselben Geistes waren seine Galerien, seine Tempel, seine Gerichtssäle und jener ungeheure Zirkus, der, bloß für Ergötzungen des Volks errichtet, noch jetzt in seinen Trümmern Ehrfurcht fordert. Auf diesem Wege gingen die Könige, insonderheit der stolze Tarquin, nachher die Konsuls und Ädilen, späterhin die Welteroberer und Diktators, am meisten Julius Cäsar fort, und die Kaiser folgten. So kamen nach und nach jene Tore und Türme, jene Theater und Amphitheater, Zirken und Stadien, Triumphbogen und Ehrensäulen, jene prächtigen Grabmale und Grabgewölbe, Landstraßen und Wasserleitungen, Paläste und Bäder zustande, die nicht nur in Rom und Italien, sondern häufig auch in andern Provinzen ewige Fußtapfen dieser Herren der Welt sind. Fast erliegt das Auge, manche dieser Denkmale nur noch in ihren Trümmern zu sehen, und die Seele ermattet, das ungeheure Bild zu fassen, das in großen Formen der Festigkeit und Pracht sich der anordnende Künstler dachte. Noch kleiner aber werden wir, wenn wir uns die Zwecke dieser Gebäude, das Leben und Weben in und zwischen denselben, endlich das Volk gedenken, denen sie geweiht waren, und die oft einzelnen Privatpersonen, die sie ihm weihten. Da fühlt die Seele, nur *ein* Rom sei je in der Welt gewesen,

und vom hölzernen Amphitheater des Curio an bis zum Coliseum des Vespasians, vom Tempel des Jupiter Stators bis zum Pantheon des Agrippa oder dem Friedenstempel, vom ersten Triumphator eines einziehenden Siegers bis zu den Siegesbogen und Ehrensäulen Augustus', Titus', Trajans, Severus' u. f. samt jeder Trümmer von Denkmalen ihres öffentlichen und häuslichen Lebens habe *ein* Genius gewaltet. Der Geist der Völkerfreiheit und Menschenfreundschaft war dieser Genius nicht; denn wenn man die ungeheure Mühe jener arbeitenden Menschen bedenkt, die diese Marmor- und Steinfelsen oft aus fernen Landen herbeischaffen und als überwundene Sklaven errichten mußten; wenn man die Kosten überschlägt, die solche Ungeheuer der Kunst vom Schweiß und Blut geplündelter, ausgesogner Provinzen erforderten, ja endlich, wenn wir den grausamen, stolzen und wilden Geschmack überlegen, den durch jene blutigen Fechtspiele, durch jene unmenschlichen Tierkämpfe, jene barbarischen Triumphaufzüge u. f. die meisten dieser Denkmale nährten, die Wohllüste der Bäder und Paläste noch ungerechnet: so wird man glauben müssen, ein gegen das Menschengeschlecht feindseliger Dämon habe Rom gegründet, um allen Irdischen die Spuren seiner dämonischen übermenschlichen Herrlichkeit zu zeigen. Man lese über diesen Gegenstand des ältern Plinius und jedes edlen Römers eigene

Klagen; man folge den Erpressungen und Kriegen nach, durch welche die Künste Etruriens, Griechenlandes und Ägyptens nach Rom kamen, so wird man den Steinhaufen der römischen Pracht vielleicht als die höchste Summe menschlicher Gewalt und Größe anstaunen, aber auch als eine Tyrannen- und Mördergrube des Menschengeschlechts verabscheuen lernen. Die Regeln der Kunst indessen bleiben, was sie sind, und obgleich die Römer selbst in ihr eigentlich nichts erfanden, ja zuletzt das anderswo Erfundene barbarisch genug zusammensetzten, so bezeichnen sie sich dennoch auch in diesem zusammenraffenden, auftürmenden Geschmack als die großen Herren der Erde.

Excudent alii spirantia mollius aera;
Credo equidem; vivos ducent de marmore vultus;
Orabunt causas melius, coelique meatus
Describent radio et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento;
Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem,
Parcere subiectis et debellare superbos.

Gern wollten wir den Römern alle von ihnen verachtete Griechenkünste, die doch selbst von ihnen zur Pracht oder zum Nutzen gebraucht wurden, ja sogar die Erweiterung der edelsten Wissenschaften, der Astronomie, Zeitenkunde u. f. erlassen und lieber zu

den Örtern wallfahrten, wo diese Blüten des menschlichen Verstandes auf ihrem eignen Boden blühten, wenn sie dieselbe nur an Ort und Stelle gelassen und jene Regierungskunst der Völker, die sie sich als ihren Vorzug zuschrieben, menschenfreundlicher geübt hätten. Dies aber konnten sie nicht, da ihre Weisheit nur der Übermacht diene und den vermeinten Stolz der Völker nichts als ein größerer Stolz beugte.

VI

Allgemeine Betrachtungen über das Schicksal Roms und seine Geschichte

Es ist ein alter Übungsplatz der politischen Philosophie gewesen, zu untersuchen, was mehr zur Größe Roms beigetragen habe, ob seine Tapferkeit oder sein Glück. Schon Plutarch und mehrere sowohl griechische als römische Schriftsteller haben darüber ihre Meinungen gesagt, und in neuern Zeiten hat fast jeder über die Geschichte nachdenkende Geist dies Problem behandelt. Plutarch, bei allem, was er der römischen Tapferkeit zugestehen muß, läßt das Glück den Ausschlag geben und hat sich in dieser Untersuchung, wie in seinen andern Schriften, zwar als den blumenreichen, angenehmen Griechen, nicht aber eben als einen Geist bewiesen, der seinen Gegenstand vollendet. Die meisten Römer dagegen schrieben ihrer Tapferkeit alles zu, und die Philosophen späterer Zeiten ersannen sich einen Plan der Klugheit, auf welchen vom ersten Grundstein an die römische Macht bis zu ihrer größten Erweiterung angeleget worden. Offenbar zeigt die Geschichte, daß keins dieser Systeme ausschließend, daß, genau verbunden, sie aber alle wahr sind. Tapferkeit, Glück und Klugheit mußten

zusammentreten, um das auszurichten, was ausgerichtet ward, und von Romulus' Zeiten an sehen wir diese drei Göttinnen für Rom im Bunde. Wollen wir also nach Art der Alten die ganze Zusammenfügung lebendiger Ursachen und Wirkungen Natur oder Glück nennen, so gehörte sowohl die Tapferkeit, selbst auch die grausame Härte, als die Klugheit und Arglist der Römer mit zu diesem alles lenkenden Glücke. Die Betrachtung wird immer unvollkommen bleiben, wenn man an *einer* dieser Eigenschaften ausschließend hängt und bei den Vortrefflichkeiten der Römer ihre Fehler und Laster, bei dem innern Charakter ihrer Taten die äußern begleitenden Umstände, endlich bei ihrem festen und großen Kriegsverstande den Zufall vergißt, den eben jener oft so glücklich nützte. Die Gänse, die das Kapitol retteten, waren ebensowohl die Schutzgötter Roms als der Mut des Camillus, das Zögern des Fabius oder ihr Jupiter Stator. In der Naturwelt gehört alles zusammen, was zusammen und ineinander wirkt, pflanzend, erhaltend oder zerstörend; in der Naturwelt der Geschichte nicht minder.

Es ist eine angenehme Übung der Gedanken, sich hie und da zu tragen, was aus Rom bei veränderten Umständen geworden wäre, z.B. wenn es anderswo gelegen, frühzeitig nach Veji versetzt, das Kapitol von Brennus erstiegen, Italien von Alexander bekriegt, die Stadt von Hannibal erobert oder der Rat,

den er dem Antiochus gab, befolgt wäre. Gleichergestalt lässet sich fragen: wie statt des Augustus ein Cäsar, statt des Tibers ein Germanikus regiert hätte, welche Verfassung der Welt ohne das eindringende Christentum entstanden wäre u. f. Jede dieser Untersuchungen führet uns auf eine so genaue Zusammenkettung der Umstände, daß man Rom zuletzt nach der Weise jener Morgenländer als ein Lebendiges betrachten lernt, das nicht anders als unter solchen Umständen am Ufer der Tiber wie aus dem Meer aufsteigen, allmählich den Streit mit allen Völkern seines Weltraums zu Lande und Wasser lernen, sie unterjochen und zertreten, endlich die Grenzen seines Ruhms und den Ursprung seiner Verwesung in sich selbst finden können, als den es wirklich gefunden hat. Bei dieser Betrachtung verschwindet alle sinnlose Willkür auch aus der Geschichte. In ihr sowohl als in jeder Erzeugung der Naturreiche ist alles oder nichts Zufall, alles oder nichts Willkür. Jedes Phänomen der Geschichte wird eine Naturerzeugung, und für den Menschen fast die betrachtenswürdigste von allen, weil dabei so viel von ihm abhängt und er selbst bei dem, was außer seinen Kräften in der großen Übermacht der Zeitumstände liegt, bei jenem unterdrückten Griechenland, Karthago und Numantia, bei jenem ermordeten Sertorius, Spartakus und Viriathus, beim untergesunkenen zweiten Pompejus, Drusus, Germanikus,

Britannikus u. f., obwohl in bitteren Schalen, den nutzbarsten Kern findet. Die einzige philosophische Art, eine Geschichte anzuschauen, ist diese; alle denkenden Geister haben sie auch unwissend geübet.

Nichts stünde dieser parteilosen Betrachtung mehr entgegen, als wenn man selbst der blutigen römischen Geschichte einen eingeschränkten, geheimen Plan der Vorsehung unterschieben wollte; wie wenn Rom z.B. vorzüglich deshalb zu seiner Höhe gestiegen sei, damit es Redner und Dichter erzeuge, damit es das römische Recht und die lateinische Sprache bis an die Grenzen seines Reichs ausbreiten und alle Landstraßen ebneten möchte, die christliche Religion einzuführen. Jedermann weiß, welche ungeheure Übel Rom und die Welt umher drückten, eh solche Dichter und Redner aufkommen konnten; wie teuer z.B. Sizilien des Cicero Rede gegen den Verres, wie teuer Rom und ihm selbst seine Reden gegen Catilina, seine Angriffe auf den Antonius gewesen u. f. Damit eine Perle gerettet würde, mußte also ein Schiff untergehen, und tausend Lebendige kamen um, bloß damit auf ihrer Asche einige Blumen wüchsen, die auch der Wind zerstäubet. Um eine Äneis des Virgils, um die ruhige Muse eines Horaz und seine urbanen Briefe zu erkauften, mußten Ströme von Römerblut vorher vergossen, zahllose Völker und Reiche unterdrückt werden; waren diese schönen Früchte eines erpreßten Goldnen

Alters solches Aufwandes wert? Mit dem römischen Rechte ist's nicht anders; denn wem ist unbekannt, welche Drangsale die Völker dadurch erlitten, wie manche menschlichere Einrichtung der verschiedensten Länder dadurch zerstört worden? Fremde Völker wurden nach Sitten gerichtet, die sie nicht kannten; sie wurden mit Lastern und ihren Strafen vertraut, von welchen sie nie gehört hatten; ja endlich der ganze Gang dieser Gesetzgebung, der sich nur zur Verfassung Roms schickte, hat er nicht nach tausend Unterdrückungen den Charakter aller überwundenen Nationen so verlöscht, so verderbet, daß, statt des eigentümlichen Gepräges derselben, zuletzt allenthalben nur der römische Adler erscheint, der nach ausgehackten Augen und verzehrten Eingeweiden traurige Leichname von Provinzen mit schwachen Flügeln deckte. Auch die lateinische Sprache gewann nichts durch die überwundenen Völker, und diese gewannen nichts durch jene. Sie ward verderbt und zuletzt ein romanisches Gemisch nicht nur in den Provinzen, sondern in Rom selbst. Die schönere griechische Sprache verlor auch durch sie ihre reine Schönheit, und jene Mundarten so vieler Völker, die ihnen und uns weit nützlicher als eine verdorbne römische Sprache wären, gingen bis aufs kleinste Überbleibsel unter. Die christliche Religion endlich, so ausnehmend ich die Wohltaten verehere, die sie dem

Menschengeschlecht gebracht hat, so entfernt bin ich, zu glauben, daß auch nur *ein* Wegstein in Rom ursprünglich ihretwegen von Menschen erhoben worden. Für sie hat Romulus seine Stadt nicht errichtet, Pompejus und Crassus sind nicht für sie durch Judäa gezogen; noch weniger sind alle jene römische Einrichtungen Europens und Asiens gemacht, damit ihr allenthalben der Weg bereitet würde. Rom nahm die christliche Religion nicht anders auf, als es den Gottesdienst der Isis und jeden verworfnen Aberglauben der östlichen Welt aufnahm; ja, es wäre gottesunwürdig, sich einzubilden, daß die Vorsehung für ihr schönstes Werk, die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend, keine andern Werkzeuge gewußt habe als die tyrannischen, blutigen Hände der Römer. Die christliche Religion hob sich durch eigne Kräfte, wie durch eigne Kräfte das römische Reich wuchs, und wenn beide sich zuletzt gatteten, so gewann weder die eine dadurch noch das andere. Ein römisch-christlicher Bastard entsprang, von welchem manche wünschen, daß er nie entstanden wäre.

Die Philosophie der Endzwecke hat der Naturgeschichte keinen Vorteil gebracht, sondern ihre Liebhaber vielmehr statt der Untersuchung mit scheinbarem Wahn befriedigt; wieviel mehr die tausendzweckige, ineinandergreifende Menschengeschichte !

Wir haben also auch der Meinung zu entsagen, als

ob in der Fortsetzung der Zeitalter die Römer dazu gewesen sein, um, wie in einem menschlichen Gemälde, über den Griechen ein vollkommneres Glied in der Kette der Kultur zu bilden. In dem, worin die Griechen vortrefflich waren, haben die Römer sie nie übertreffen mögen; was gegenteils sie Eignes besaßen, hatten sie von den Griechen nicht gelernet. Genutzt haben sie alle Völker, mit denen sie bekannt wurden, bis auf Indier und Troglodyten; sie nutzten sie aber als Römer, und oft ist's die Frage, ob zu ihrem Vorteil oder Schaden. Sowenig nun alle andre Nationen der Römer wegen da waren oder Jahrhunderte vorher ihre Einrichtungen für Römer machten, sowenig dürfen solches die Griechen getan haben. Athen sowohl als die italienischen Pflanzstädte gaben Gesetze für sich, nicht für sie; und wenn kein Athen gewesen wäre, so hätte Rom zu den Scythen um seine Gesetztafeln senden mögen. Auch waren in vielem Betracht die griechischen Gesetze vollkommner als die römischen, und die Mängel der letzten verbreiteten sich auf einen viel größeren Weltstrich. Wo sie etwa menschlicher wurden, waren sie es nach römischer Weise, weil es unnatürlich gewesen wäre, wenn die Überwinder so vieler gebildeten Nationen nicht auch wenigstens den Schein der Menschlichkeit hätten lernen sollen, mit dem sie oft die Völker betrogen. Also bliebe nichts übrig, als daß die Vorsehung

den römischen Staat und die lateinische Sprache als eine Brücke aufgestellt habe, auf welcher von den Schätzen der Vorwelt auch etwas zu uns gelangen möchte. Die Brücke wäre die schlechteste, die gewählt werden konnte; denn eben ihre Errichtung hat uns das meiste geraubt. Die Römer zerstörten und wurden zerstört; Zerstörer aber sind keine Erhalter der Welt. Sie wiegelten alle Völker auf, bis sie zuletzt die Beute derselben wurden, und die Vorsehung tat ihrethalben kein Wunder. Lasset uns also auch diese, wie jede andre Naturerscheinung, deren Ursachen und Folgen man frei erforschen will, ohne untergeschobnen Plan betrachten. Die Römer waren und wurden, was sie werden konnten; alles ging unter oder erhielt sich an ihnen, was untergehen oder sich erhalten mochte. Die Zeiten rollen fort und mit ihnen das Kind der Zeiten, die vielgestaltige Menschheit. Alles hat auf der Erde geblüht, was blühen konnte, jedes zu seiner Zeit und in seinem Kreise; es ist abgeblüht und wird wieder blühen, wenn seine Zeit kommt. Das Werk der Vorsehung geht nach allgemeinen großen Gesetzen in seinem ewigen Gange fort, welcher Betrachtung wir uns jetzt mit bescheidenem Schritt nähern.

Funfzehntes Buch

»Vorübergehend ist also alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verwesung. Wir treten den Staub unsrer Vorfahren und wandeln auf dem eingesunkenen Schutt zerstörter Menschenverfassungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Ägypten, Persien, Griechenland, Rom vorüber, wie Schatten steigen sie aus den Gräbern hervor und zeigen sich in der Geschichte.

Und wenn irgendein Staatsgebäude sich selbst überlebte, wer wünscht ihm nicht einen ruhigen Hingang? Wer fühlt nicht Schauer, wenn er im Kreise lebendig wirkender Wesen auf Totengewölbe alter Einrichtungen stößt, die den Lebendigen Licht und Wohnung rauben? Und wie bald, wenn der Nachfolger diese Katakomben hinwegräumt, werden auch seine Einrichtungen dem Nachfolger gleiche Grabgewölbe dünken und von ihm unter die Erde gesandt werden.

Die Ursache dieser Vergänglichkeit aller irdischen Dinge liegt in ihrem Wesen, in dem Ort, den sie bewohnen, in dem ganzen Gesetz, das unsre Natur bindet. Der Leib der Menschen ist eine zerbrechliche, immer verneuerte Hülle, die endlich sich nicht mehr erneuen kann; ihr Geist aber wirkt auf Erden nur in

und mit dem Leibe. Wir dünken uns selbständig und hängen von allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müssen auch wir den Gesetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andre sind als Entstehen, Sein und Verschwinden. Ein loser Faden knüpft das Geschlecht der Menschen, der jeden Augenblick reißt, um von neuem geknüpft zu werden. Der klug gewordene Greis geht unter die Erde, damit sein Nachfolger ebenfalls wie ein Kind beginne, die Werke seines Vorgängers vielleicht als ein Tor zerstöre und dem Nachfolger dieselbe nichtige Mühe überlasse, mit der auch er sein Leben verzehret. So ketten sich Tage, so ketten Geschlechter und Reiche sich aneinander. Die Sonne geht unter, damit Nacht werde und Menschen sich über eine neue Morgenröte freuen mögen.

Und wenn bei diesem allen nur noch einiger Fortgang merklich wäre? Wo zeigt dieser sich aber in der Geschichte? Allenthalben siehet man in ihr Zerstörung, ohne wahrzunehmen, daß das Erneuerte besser als das Zerstörte werde. Die Nationen blühen auf und ab; meine abgeblühte Nation kommt keine junge, geschweige eine schönere Blüte wieder. Die Kultur rückt fort, sie wird aber damit nicht vollkommener; am neuen Ort werden neue Fähigkeiten entwickelt; die alten des alten Orts gingen unwiederbringlich unter. Waren die Römer weiser und glücklicher, als es die

Griechen waren? Und sind wir's mehr als beide?

Die Natur des Menschen bleibt immer dieselbe: im zehntausendsten Jahr der Welt wird er mit Leidenschaften geboren, wie er im zweiten derselben mit Leidenschaften geboren ward, und durchläuft den Gang seiner Torheiten zu einer späten, unvollkommenen, nutzlosen Weisheit. Wir gehen in einem Labyrinth umher, in welchem unser Leben nur eine Spanne abschneidet; daher es uns fast gleichgültig sein kann, ob der Irrweg Entwurf und Ausgang habe.

Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions Rad, an Sisyphus' Stein gefesselt und zu einem tantalischen Sehnen verdammt ist. Wir müssen wollen, wir müssen streben, ohne daß wir je die Frucht unsrer Mühe vollendet sähen oder aus der ganzen Geschichte ein Resultat menschlicher Bestrebungen lernten. Stehet ein Volk allein da, so nutzt sich sein Gepräge unter der Hand der Zeit ab; kommt es mit andern ins Gedränge, so wird es in den schmelzenden Tiegel geworfen, in welchem sich die Gestalt desselben gleichfalls verliert. So bauen wir aufs Eis, so schreiben wir in die Welle des Meers; die Welle verrauscht, das Eis zerschmilzt, und hin ist unser Planet wie unsre Gedanken.

Wozu also die unselige Mühe, die Gott dem Menschengeschlecht in seinem kurzen Leben zum

Tagwerk gab? Wozu die Last, unter der sich jeder zum Grabe hinabarbeitet? Und niemand wurde gefragt, ob er sie über sich nehmen, ob er auf dieser Stelle, zu dieser Zeit, in diesem Kreise geboren sein wollte. Ja, da das meiste übel der Menschen von ihnen selbst, von ihrer schlechten Verfassung und Regierung, vom Trotz der Unterdrücker und von einer beinahe unvermeidlichen Schwachheit der Beherrscher und der Beherrschten herrühret: welch ein Schicksal war's, das den Menschen unter das Joch seines eignen Geschlechts, unter die schwache oder tolle Willkür seiner Brüder verkaufte? Man rechne die Zeitalter des Glückes und Unglücks der Völker, ihrer guten und bösen Regenten, ja auch bei den besten derselben die Summe ihrer Weisheit und Torheit, ihrer Vernunft und Leidenschaft zusammen: welche ungeheure Negative wird man zusammenzählen! Betrachte die Despoten Asiens, Afrikas, ja beinahe der ganzen Erdrunde; siehe jene Ungeheuer auf dem römischen Thron, unter denen Jahrhunderte hin eine Welt litt; zähle die Verwirrungen und Kriege, die Unterdrückungen und leidenschaftlichen Tumulte zusammen und bemerke überall den Ausgang. Ein Brutus sinkt, und Antonius triumphiret; Germanikus geht unter, und Tiberius, Caligula, Nero herrschen; Aristides wird verbannt, Konfuzius fliehet umher, Sokrates, Phocion, Seneka sterben. Freilich ist hier allenthalben der Salz

kenntlich: ›Was ist, das ist; was werden kann, wird; was untergehen kann, geht unter‹; aber ein trauriges Anerkenntnis, das uns allenthalben nichts als den zweiten Satz predigt, daß auf unsrer Erde wilde Macht und ihre Schwester, die boshafte List, siege.«

So zweifelt und verzweifelt der Mensch, allerdings nach vielen scheinbaren Erfahrungen der Geschichte, ja gewissermaße hat diese traurige Klage die ganze Oberfläche der Weltbegebenheiten für sich; daher mir mehrere bekannt sind, die auf dem wüsten Ozean der Menschengeschichte den Gott zu verlieren glaubten, den sie auf dem festen Lande der Naturforschung in jedem Grashalm und Staubkorn mit Geistesaugen sahn und mit vollem Herzen verehrten. Im Tempel der Weltschöpfung erschien ihnen alles voll Allmacht und gütiger Weisheit; auf dem Markt menschlicher Handlungen hingegen, zu welchem doch auch unsre Lebenszeit berechnet worden, sahen sie nichts als einen Kampfplatz sinnloser Leidenschaften, wilder Kräfte, zerstörender Künste ohne eine fortgehende gütige Absicht. Die Geschichte ward ihnen wie ein Spinnenge-webe im Winkel des Weltbaus, das in seinen verschlungenen Fäden zwar des verdorreten Raubes gnug, nirgend aber einmal seinen traurigen Mittelpunkt, die webende Spinne selbst, zeigt.

Ist indessen ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte; denn auch der Mensch ist ein Teil der

Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen. Da ich nun überzeugt bin, daß, was der Mensch wissen muß, er auch wissen könne und dürfe, so gehe ich aus dem Gewühl der Szenen, die wir bisher durchwandert haben, zuversichtlich und frei den hohen und schönen Naturgesetzen entgegen, denen auch sie folgen.

I

Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben

Der Zweck einer Sache, die nicht bloß ein totes Mittel ist, muß in ihr selbst liegen. Wären wir dazu geschaffen, um, wie der Magnet sich nach Norden kehrt, einem Punkt der Vollkommenheit, der außer uns ist und den wir nie erreichen könnten, mit ewig vergeblicher Mühe nachzustreben, so würden wir als blinde Maschinen nicht nur uns, sondern selbst das Wesen bedauern dürfen, das uns zu einem tantalistischen Schicksal verdammt, indem es unser Geschlecht bloß zu seiner, einer schadenfrohen, ungöttlichen Augenweide schuf. Wollten wir auch zu seiner Entschuldigung sagen, daß durch diese leeren Bemühungen, die nie zum Ziele reichen, doch etwas Gutes befördert und unsere Natur in einer ewigen Regsamkeit erhalten würde, so bliebe es immer doch ein unvollkommenes, grausames Wesen, das diese Entschuldigung verdiente; denn in der Regsamkeit, die keinen Zweck erreicht, liegt kein Gutes, und es hätte uns, ohnmächtig oder boshaft, durch Vorhaltung eines solchen Traums von Absicht seiner selbst unwürdig

getäuscht. Glücklicherweise aber wird dieser Wahn von der Natur der Dinge uns nicht gelehret; betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres als Humanität im Menschen; denn selbst wenn wir uns Engel oder Götter denken, denken wir sie uns nur als idealische, höhere Menschen.

Zu diesem offenbaren Zweck, sahen wir²⁴², ist unsre Natur organisieret; zu ihm sind unsere feineren Sinne und Triebe, unsre Vernunft und Freiheit, unsere zarte und daurende Gesundheit, unsre Sprache, Kunst und Religion uns gegeben. In allen Zuständen und Gesellschaften hat der Mensch durchaus nichts anders im Sinn haben, nichts anders anbauen können als Humanität, wie er sich dieselbe auch dachte. Ihr zugut sind die Anordnungen unsrer Geschlechter und Lebensalter von der Natur gemacht, daß unsre Kindheit länger daure und nur mit Hülfe der Erziehung eine Art Humanität lerne. Ihr zugut sind auf der weiten Erde alle Lebensarten der Menschen eingerichtet, alle Gattungen der Gesellschaft eingeführt worden. Jäger oder Fischer, Hirt oder Ackermann und Bürger, in jedem Zustande lernte der Mensch Nahrungsmittel unterscheiden, Wohnungen für sich und die Seinigen errichten; er lernte für seine beiden Geschlechter Kleidungen zum Schmuck erhöhen und sein Hauswesen ordnen. Er erfand mancherlei Gesetze und

Regierungsformen, die alle zum Zweck haben wollten, daß jeder, unbefehdet vom andern, seine Kräfte üben und einen schönem, freieren Genuß des Lebens sich erwerben könnte. Hiezu ward das Eigentum gesichert und Arbeit, Kunst, Handel, Umgang zwischen mehreren Menschen erleichtert; es wurden Strafen für die Verbrecher, Belohnungen für die Vortrefflichen erfunden, auch tausend sittliche Gebräuche der verschiedenen Stände im öffentlichen und häuslichen Leben, selbst in der Religion angeordnet. Hiezu endlich wurden Kriege geführt, Verträge geschlossen, allmählich eine Art Kriegs- und Völkerrecht, nebst mancherlei Bündnissen der Gastfreundschaft und des Handels, errichtet, damit auch außer den Grenzen seines Vaterlandes der Mensch geschont und geehrt würde. Was also in der Geschichte je Gutes getan ward, ist für die Humanität getan worden; was in ihr Törichtes, Lasterhaftes und Abscheuliches in Schwang kam, ward gegen die Humanität verübet, so daß der Mensch sich durchaus keinen andern Zweck aller seiner Erdanstalten denken kann, als der in ihm selbst, d. i. in der schwachen und starken, niedrigen und edlen Natur liegt, die ihm sein Gott anschuf. Wenn wir nun in der ganzen Schöpfung jede Sache nur durch das, was sie ist und wie sie wirkt, kennen, so ist uns der Zweck des Menschengeschlechts auf der Erde durch seine Natur und Geschichte wie durch die

helleste Demonstration gegeben.

Lasset uns auf den Erdstrich zurückblicken, den wir bisher durchwandert haben: In allen Einrichtungen der Völker von Sina bis Rom, in allen Mannigfaltigkeiten ihrer Verfassung sowie in jeder ihrer Erfindungen des Krieges und Friedens, selbst bei allen Greueln und Fehlern der Nationen blieb das Hauptgesetz der Natur kenntlich: »Der Mensch sei Mensch! Er bilde sich seinen Zustand nach dem, was er für das Beste erkennt.« Hiezu bemächtigten sich die Völker ihres Landes und richteten sich ein, wie sie konnten. Aus dem Weibe und dem Staat, aus Sklaven, Kleidern und Häusern, aus Ergötzungen und Speisen, aus Wissenschaft und Kunst ist hie und da auf der Erde alles gemacht worden, was man zu seinem oder des Ganzen Besten daraus machen zu können glaubte. Überall also finden wir die Menschheit im Besitz und Gebrauch des Rechtes, sich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem es solche erkannte. Irrten sie oder blieben auf dem halben Wege einer ererbten Tradition stehen, so litten sie die Folgen ihres Irrtums und büßten ihre eigne Schuld. Die Gottheit hatte ihnen in nichts die Hände gebunden als durch das, was sie waren, durch Zeit, Ort und die ihnen einwohnenden Kräfte. Sie kam ihnen bei ihren Fehlern auch nirgend durch Wunder zu Hülfe, sondern ließ diese Fehler wirken, damit Menschen solche selbst bessern lernten.

So einfach dieses Naturgesetz ist, so würdig ist es Gottes, so zusammenstimmend und fruchtbar an Folgen für das Geschlecht der Menschen. Sollte dies sein, was es ist, und werden, was es werden könnte, so mußte es eine selbstwirksame Natur und einen Kreis freier Tätigkeit um sich her erhalten, in welchem es kein ihm unnatürliches Wunder störte. Alle tote Materie, alle Geschlechter der Lebendigen, die der Instinkt führet, sind seit der Schöpfung geblieben, was sie waren: den Menschen machte Gott zu einem Gott auf Erden; er legte das Principium eigener Wirksamkeit in ihn und setzte solches durch innere und äußere Bedürfnisse seiner Natur von Anfange an in Bewegung. Der Mensch konnte nicht leben und sich erhalten, wenn er nicht Vernunft brauchen lernte; sobald er diese brauchte, war ihm freilich die Pforte zu tausend Irrtümern und Fehlversuchen, eben aber auch, und selbst durch diese Irrtümer und Fehlversuche, der Weg zum bessern Gebrauch der Vernunft eröffnet. Je schneller er seine Fehler erkennen lernt, mit je rüstigerer Kraft er darauf geht, sie zu bessern, desto weiter kommt er, desto mehr bildet sich seine Humanität, und er muß sie ausbilden oder Jahrhunderte durch unter der Last eigener Schulden ächzen.

Wir sehen also auch, daß sich die Natur zu Errichtung dieses Gesetzes einen so weiten Raum erkor, als ihr der Wohnplatz unsres Geschlechts vergönnte; sie

organisierte den Menschen so vielfach, als auf unserer Erde ein Menschengeschlecht sich organisieren konnte. Nahe an den Affen stellte sie den Neger hin, und von der Negervernunft an bis zum Gehirn der feinsten Menschenbildung ließ sie ihr großes Problem der Humanität von allen Völkern aller Zeiten auflösen. Das Notwendige, zu welchem der Trieb und das Bedürfnis führet, konnte beinah keine Nation der Erde verfehlen; zur feinen Ausbildung des Zustandes der Menschheit gab es auch feinere Völker sanfterer Klimate. Wie nun alles Wohlgeordnete und Schöne in der Mitte zweier Extreme liegt, so mußte auch die schönere Form der Vernunft und Humanität in diesem gemäßigten Mittelstrich ihren Platz finden. Und sie hat ihn nach dem Naturgesetz dieser allgemeinen Konvenienz reichlich gefunden. Denn ob man gleich fast alle asiatischen Nationen von jener Trägheit nicht freisprechen kann, die bei guten Anordnungen zu frühe stehenblieb und eine ererbte Form für unableschlich und heilig schätzte, so muß man sie doch entschuldigen, wenn man den ungeheuren Strich ihres festen Landes und die Zufälle bedenkt, denen sie insonderheit von dem Gebürg' her ausgesetzt waren. Im ganzen bleiben ihre ersten frühen Anstalten zur Bildung der Humanität, eine jede nach Zeit und Ort betrachtet, lobenswert, und noch weniger sind die Fortschritte zu verkennen, die die Völker an den Küsten

des Mittelländischen Meeres in ihrer großem Regsamkeit gemacht haben. Sie schüttelten das Joch des Despotismus alter Regierungsformen und Traditionen ab und bewiesen damit das große, gütige Gesetz des Menschenschicksals: »daß, was ein Volk oder ein gesamtes Menschengeschlecht zu seinem eignen Besten mit Überlegung wolle und mit Kraft ausführe, das sei ihm auch von der Natur vergönnet, die weder Despoten noch Traditionen, sondern die beste Form der Humanität ihnen zum Ziel setzte«.

Wunderbar-schön versöhnt uns der Grundsatz dieses göttlichen Naturgesetzes nicht nur mit der Gestalt unsres Geschlechts auf der weiten Erde, sondern auch mit den Veränderungen desselben durch alle Zeiten hinunter. Allenthalben ist die Menschheit das, was sie aus sich machen konnte, was sie zu werden Lust und Kraft hatte. War sie mit ihrem Zustande zufrieden oder waren in der großen Saat der Zeiten die Mittel zu ihrer Verbesserung noch nicht gereift, so blieb sie Jahrhunderte hin, was sie war, und ward nichts anders. Gebrauchte sie sich aber der Waffen, die ihr Gott zum Gebrauch gegeben hatte, ihres Verstandes, ihrer Macht und aller der Gelegenheiten, die ihr ein günstiger Wind zuführte, so stieg sie künstlich höher, so bildete sie sich tapfer aus. Tat sie es nicht, so zeigt schon diese Trägheit, daß sie ihr Unglück minder fühlte; denn jedes lebhaftes Gefühl des Unrechts, mit

Verstande und Macht begleitet, muß eine rettende Macht werden. Mitnichten gründete sich z.B. der lange Gehorsam unter dem Despotismus auf die Übermacht des Despoten; die gutwillige, zutrauende Schwachheit der Unterjochten, späterhin ihre dulddende Trägheit, war seine einzige und größte Stütze. Denn dulden ist freilich leichter als mit Nachdruck bessern; daher brauchten so viele Völker des Rechts nicht, das ihnen Gott durch die Göttergabe ihrer Vernunft gegeben.

Kein Zweifel aber, daß überhaupt, was auf der Erde noch nicht geschehen ist, künftig geschehen werde; denn unverjährbar sind die Rechte der Menschheit und die Kräfte, die Gott in sie legte, unaustilgbar. Wir erstaunen darüber, wie weit Griechen und Römer es in ihrem Kreise von Gegenständen in wenigen Jahrhunderten brachten; denn wenn auch der Zweck ihrer Wirkung nicht immer der reinste war, so beweisen sie doch, daß sie ihn zu erreichen vermochten. Ihr Vorbild glänzt in der Geschichte und muntert jeden ihresgleichen, unter gleichem und größerem Schutze des Schicksals, zu ähnlichen und bessern Bestrebungen auf. Die ganze Geschichte der Völker wird uns in diesem Betracht eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. So viele glorreiche alte Nationen erreichten ein schlechteres Ziel; warum sollten wir nicht

ein reineres, edleres erreichen? Sie waren Menschen, wie wir sind; ihr Beruf zur besten Gestalt der Humanität ist der unsrige, nach ungenügenden Zeitumständen, nach unserm Gewissen, nach unsern Pflichten. Was jene ohne Wunder tun konnten, können und dürfen auch wir tun; die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsre Kräfte. Als sie die Erde und alle vernunftlosen Geschöpfe derselben geschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: »Sei mein Bild, ein Gott auf Erden! Herrsche und walte! Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehn, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen.«

Lasset uns einige dieser Naturgesetze erwägen, die auch nach den Zeugnissen der Geschichte dem Gange der Humanität in unserm Geschlecht aufgeholfen haben und, so wahr sie Naturgesetze Gottes sind, ihm aufhelfen werden.

II

Alle zerstörenden Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen

Erstes Beispiel. Als einst im Unermeßlichen der Werkstoff künftiger Welten ausgebreitet schwamm, gefiel es dem Schöpfer dieser Welten, die Materie sich bilden zu lassen nach den ihnen anerschaffenen inneren Kräften. Zum Mittelpunkt des Ganzen, der Sonne, floß nieder, was nirgend eigne Bahn finden konnte oder was sie auf ihrem mächtigen Thron mit überwiegenden Kräften an sich zog. Was einen andern Mittelpunkt der Anziehung fand, ballte sich gleichartig zu ihm und ging entweder in Ellipsen um seinen großen Brennpunkt oder flog in Parabeln und Hyperbeln hinweg und kam nie wieder. So reinigte sich der Äther, so ward aus einem schwimmenden, zusammenfließenden Chaos ein harmonisches Welt-system, nach welchem Erden und Kometen in regelmäßigen Bahnen Äonen durch um ihre Sonne umhergehen: ewige Beweise des Naturgesetzes, daß *vermittelt eingepflanzter göttlicher Kräfte aus dem Zustande der Verwirrung Ordnung werde*. Solange dies

einfache große Gesetz aller gegeneinander gewogenen und abgezählten Kräfte dauret, stehet der Weltbau fest; denn er ist auf eine Eigenschaft und Regel der Gottheit gegründet.

Zweites Beispiel. Gleichergestalt als unsre Erde aus einer unförmlichen Masse sich zum Planeten formte, stritten und kämpften auf ihr ihre Elemente, bis jedes seine Stelle fand, so daß, nach mancher wilden Verwirrung, der harmonisch geordneten Kugel jetzt alles dienet. Land und Wasser, Feuer und Luft, Jahreszeiten und Klimate, Winde und Ströme, die Witterung und was zu ihr gehöret: alles ist *einem* großen Gesetz ihrer Gestalt und Masse, ihres Schwunges und ihrer Sonnenentfernung unterworfen und wird nach solchem harmonisch geregelt. Jene unzählige Vulkane auf der Oberfläche unsrer Erde flammen nicht mehr, die einst flammten; der Ozean siedet nicht mehr von jenen Vitriolgüssen und andern Materien, die einst den Boden unsres festen Landes bedeckten. Millionen Geschöpfe gingen unter, die untergehen mußten; was sich erhalten konnte, blieb und steht jetzt Jahrtausende her in großer harmonischer Ordnung. Wilde und zahme, fleisch- und grasfressende Tiere, Insekten, Vögel, Fische, Menschen sind gegeneinander geordnet, und unter diesen allen Mann und Weib, Geburt und Tod, Dauer und Lebensalter, Not und Freude, Bedürfnisse und Vergnügen. Und alle

dies nicht etwa nach der Willkür einer täglich geänderten, unerklärlichen Fügung, sondern nach offenbaren Naturgesetzen, die im Bau der Geschöpfe, d. i. *im Verhältnis aller der organischen Kräfte lagen, die sich auf unserm Planeten beseelten und erhielten.*

Solange das Naturgesetz dieses Baues und Verhältnisses dauert, wird auch seine Folge dauern: harmonische Ordnung nämlich zwischen dem belebten und unbelebten Teil unsrer Schöpfung, die, wie das Innere der Erde zeigt, nur durch den Untergang von Millionen bewirkt werden konnte.

Wie? und im menschlichen Leben sollte nicht eben dies Gesetz walten, das, innern Naturkräften gemäß, aus dem Chaos Ordnung schafft und Regelmäßigkeit bringt in die Verwirrung der Menschen? Kein Zweifel! wir tragen dies Principium in uns, und es muß und wird seiner Art gemäß wirken. Alle Irrtümer des Menschen sind ein Nebel der Wahrheit; alle Leidenschaften seiner Brust sind wildere Triebe einer Kraft, die sich selbst noch nicht kennet, die ihrer Natur nach aber nicht anders als aufs Bessere wirkt. Auch die Stürme des Meers, oft zertrümmernd und verwüstend, sind Kinder einer harmonischen Weltordnung und müssen derselben wie die säuselnden Zephyrs dienen. Gelänge es mir, einige Bemerkungen ins Licht zu setzen, die diese erfreuliche Wahrheit uns vergewissern.

1. Wie die Stürme des Meers seltner sind als seine

regelmäßigen Winde, so ist's auch im Menschengeschlecht eine gütige Naturordnung, *daß weit weniger Zerstörer als Erhalter in ihm geboren werden.*

Im Reich der Tiere ist es ein göttliches Gesetz, daß weniger Löwen und Tiger als Schafe und Tauben möglich und wirklich sind; in der Geschichte ist's eine ebenso gütige Ordnung, daß der Nebukadnezars und Cambyses', der Alexander und Sulla, der Attila und Dschengis-Khane eine weit geringere Anzahl ist als der sanften Feldherren oder der stillen friedlichen Monarchen. Zu jenen gehören entweder sehr unregelmäßige Leidenschaften und Mißanlagen der Natur, durch welche sie der Erde statt freundlicher Sterne wie flammende Meteore erscheinen, oder es treten meistens sonderbare Umstände der Erziehung, seltne Gelegenheiten einer frühen Gewohnheit, endlich gar harte Bedürfnisse der feindseligen, politischen Not hinzu, um die sogenannten Geißeln Gottes gegen das Menschengeschlecht in Schwung zu bringen und darin zu erhalten. Wenn also zwar die Natur unsertwegen freilich nicht von ihrem Gange ablassen wird, unter den zahllosen Formen und Komplexionen, die sie hervorbringt, auch dann und wann Menschen von wilden Leidenschaften, Geister zum Zerstören und nicht zum Erhalten ans Licht der Welt zu senden, so steht es eben ja auch in der Gewalt der Menschen, diesen Wölfen und Tigern ihre Herde nicht

anzuvertraun, sondern sie vielmehr durch Gesetze der Humanität selbst zu zähmen. Es gibt keine Auerochsen mehr in Europa, die sonst allenthalben ihr waldichtes Gebiet hatten; auch die Menge der afrikanischen Ungeheuer, die Rom zu seinen Kampfspielen brauchte, ward ihm zuletzt schwer zu erjagen. Je mehr die Kultur der Länder zunimmt, desto enger wird die Wüste, desto seltner ihre wilden Bewohner. Gleichergestalt hat auch in unserm Geschlecht die zunehmende Kultur der Menschen schon diese natürliche Wirkung, daß sie mit der tierischen Stärke des Körpers auch die Anlage zu wilden Leidenschaften schwächt und ein zarteres menschliches Gewächs bildet. Nun sind bei diesem allerdings auch Unregelmäßigkeiten möglich, die oft um so verderblicher wüten, weil sie sich auf eine kindische Schwäche gründen, wie die Beispiele so vieler morgenländischen und römischen Despoten zeigen; allein da ein verwöhntes Kind immer doch eher zu bändigen ist als ein blutdürstiger Tiger, so hat uns die Natur mit ihrer mildernden Ordnung zugleich den Weg gezeigt, wie auch wir durch wachsenden Fleiß das Regellose regeln, das Unersättlich-Wilde zähmen sollen und zähmen dürfen. Gibt es keine Gegenden voll Drachen mehr, gegen welche jene Riesen der Vorzeit ausziehen mußten, gegen Menschen selbst haben wir keine zerstörenden Herkuleskräfte nötig. Helden von dieser

Sinnesart mögen auf dem Kaukasus oder in Afrika ihr blutiges Spiel treiben und den Minotaurus suchen, den sie erlegen; die Gesellschaft, in welcher sie leben, hat das ungezweifelte Recht, alle flammenspeiende Stiere Geryons selbst zu bekämpfen. Sie leidet, wenn sie sich ihnen gutwillig zum Raube hingibt, durch ihre eigne Schuld, wie es die eigne Schuld der Völker war, daß sie sich gegen das verwüstende Rom nicht mit aller Macht einer gemeinschaftlichen Verbindung zur Freiheit der Welt verknüpften.

2. Der Verfolg der Geschichte zeigt, daß mit dem Wachstum wahrer Humanität auch der zerstörenden Dämonen des Menschengeschlechts wirklich weniger geworden sei, und zwar nach innern Naturgesetzen einer sich aufklärenden Vernunft und Staatskunst.

Je mehr die Vernunft unter den Menschen zunimmt, desto mehr muß man's von Jugend auf einsehen lernen, daß es eine schönere Größe gibt als die menschenfeindliche Tyrannengröße, daß es besser und selbst schwerer sei, ein Land zu bauen, als es zu verwüsten, Städte einzurichten, als solche zu zerstören. Die fleißigen Ägypter, die sinnreichen Griechen, die handelnden Phönicier haben in der Geschichte nicht nur eine schönere Gestalt, sondern sie genossen auch während ihres Daseins ein viel angenehmeres und nützlicheres Leben als die zerstörenden Perser, die

erobernden Römer, die geizigen Karthaginenser. Das Andenken jener blühet noch in Ruhm, und ihre Wirkung auf Erden ist mit wachsender Kraft unsterblich; dagegen die Verwüster mit ihrer dämonischen Übermacht nichts anders erreichten, als daß sie auf dem Schutthaufen ihrer Beute ein üppiges, elendes Volk wurden und zuletzt selbst den Giftbecher einer ärgern. Vergeltung tranken. Dies war der Fall der Assyrer, Babylonier, Perser, Römer; selbst den Griechen hat ihre innere Uneinigkeit sowie in manchen Provinzen und Städten ihre Üppigkeit mehr als das Schwert der Feinde geschadet. Da nun diese Grundsätze eine Naturordnung sind, die sich nicht etwa nur durch einige Fälle der Geschichte als durch zufällige Exempel beweiset, sondern die auf sich selbst, d. i. auf der Natur der Unterdrückung und einer überstrengten Macht oder auf den Folgen des Sieges, der Üppigkeit und dem Hochmut wie auf Gesetzen eines gestörten Gleichgewichts ruhet und mit dem Lauf der Dinge ihren gleichewigen Gang hält: warum sollte man zweifeln müssen, daß diese Naturgesetze nicht auch wie jede andre erkannt und, je kräftiger sie eingesehen werden, mit der unfehlbaren Gewalt einer Naturwahrheit wirken sollten? Was sich zur mathematischen Gewißheit und auf einen politischen Kalkül bringen läßt, muß später oder früher als Wahrheit erkannt werden; denn an Euklides Sätzen oder am Einmaleins

hat noch niemand gezweifelt.

Selbst unsre kurze Geschichte beweiset es daher schon klar, daß mit der wachsenden wahren Aufklärung der Völker die menschenfeindlichen, sinnlosen Zerstörungen derselben sich glücklich vermindert haben. Seit Roms Untergange ist in Europa kein kultiviertes Reich mehr entstanden, das seine ganze Einrichtung auf Kriege und Eroberungen gebauet hätte; denn die verheerenden Nationen der mittleren Zeiten waren rohe, wilde Völker. Je mehr aber auch sie Kultur empfangen und ihr Eigentum lieb gewinnen lernten, desto mehr drang sich ihnen unvermerkt, ja oft wider ihren Willen, der schönere, ruhige Geist des Kunstfleißes, des Ackerbaues, des Handels und der Wissenschaft auf. Man lernte nutzen, ohne zu vernichten, weil das Vernichtete sich nicht mehr nutzen läßt, und so ward mit der Zeit, gleichsam durch die Natur der Sache selbst, ein friedliches Gleichgewicht zwischen den Völkern, weil nach Jahrhunderten wilder Befehdung es endlich alle einsehen lernten, daß der Zweck, den jeder wünschte, sich nicht anders erreichen ließe, als daß sie gemeinschaftlich dazu beitrügen. Selbst der Gegenstand des scheinbar größten Eigennutzes, der Handel, hat keinen andern als diesen Weg nehmen mögen, weil er Ordnung der Natur ist, gegen welche alle Leidenschaften und Vorurteile am Ende nichts vermögen. Jede handelnde Nation Europas beklaget

es jetzt und wird es künftig noch mehr beklagen, was sie einst des Aberglaubens oder des Neides wegen sinnlos zerstörte. Je mehr die Vernunft zunimmt, desto mehr muß die erobernde eine handelnde Schifffahrt werden, die auf gegenseitiger Gerechtigkeit und Schonung, auf einen fortgehenden Wetteifer in über-treffendem Kunstfleiß, kurz, auf Humanität und ihren ewigen Gesetzen ruhet.

Inniges Vergnügen fühlt unsre Seele, wenn sie den Balsam, der in den Naturgesetzen der Menschheit liegt, nicht nur empfindet, sondern ihn auch kraft seiner Natur sich unter den Menschen wider ihren Willen ausbreiten und Raum schaffen siehet. Das Vermögen zu fehlen konnte ihnen die Gottheit selbst nicht nehmen; sie legte es aber in die Natur des menschlichen Fehlers, daß er früher oder später sich als solchen zeigen und dem rechnenden Geschöpf offenbar werden mußte. Kein kluger Regent Europas verwaltet seine Provinzen mehr, wie der Perserkönig, ja wie selbst die Römer solche verwalteten; wenn nicht aus Menschenliebe, so aus besserer Einsicht der Sache, da mit den Jahrhunderten sich der politische Kalkül gewisser, leichter, klarer gemacht hat. Nur ein Unsinniger würde zu unserer Zeit ägyptische Pyramiden bauen, und jeder, der ähnliche Nutzlosigkeiten auf-führt, wird von aller vernünftigen Welt für sinnlos gehalten, wenn nicht aus Völkerliebe, so aus sparender

Berechnung. Blutige Fechtspiele, grausame Tierkämpfe dulden wir nicht mehr; alle diese wilden Jugendübungen ist das Menschengeschlecht durchgangen und hat endlich einsehen gelernt, daß ihre tolle Lust der Mühe nicht wert sei. Gleichergestalt bedürfen wir des Drucks armer Römersklaven oder spartanischer Heloten nicht mehr, da unsre Verfassung durch freie Geschöpfe das leichter zu erreichen weiß, was jene alten Verfassungen durch menschliche Tiere gefährlicher und selbst kostbarer erreichten; ja es muß eine Zeit kommen, da wir auf unsern unmenschlichen Negerhandel ebenso bedauend zurücksehen werden als auf die alten Römersklaven oder auf die spartanischen Heloten, wenn nicht aus Menschenliebe, so aus Berechnung. Kurz, wir haben die Gottheit zu preisen, daß sie uns bei unsrer fehlbaren schwachen Natur Vernunft gab, einen ewigen Lichtstrahl aus ihrer Sonne, dessen Wesen es ist, die Nacht zu vertreiben und die Gestalten der Dinge, wie sie sind, zu zeigen.

3. Der Fortgang der Künste und Erfindungen selbst gibt dem Menschengeschlecht wachsende Mittel in die Hand, das einzuschränken oder unschädlich zu machen, was die Natur selbst nicht auszunutzen vermochte.

Es müssen Stürme auf dem Meer sein, und die Mutter der Dinge selbst konnte sie dem Menschengeschlecht zugut nicht wegräumen; was gab sie aber

ihrem Menschengeschlecht dagegen? Die Schiffskunst. Eben dieser Stürme wegen erfand der Mensch die tausendfach künstliche Gestalt seines Schiffes, und so entkommt er nicht nur dem Sturme, sondern weiß ihm auch Vorteile abzugewinnen und segelt auf seinen Flügeln.

Verschlagen auf dem Meer, konnte der Irrende keine Tyndariden anrufen, die ihm erschienen und rechten Weges ihn leiteten; er erfand sich also selbst seinen Führer, den Kompaß, und suchte am Himmel seine Tyndariden, die Sonne, den Mond und die Gestirne. Mit dieser Kunst ausgerüstet, wagt er sich auf den uferlosen Ozean, bis zu seiner höchsten Höhe, bis zu seiner tiefsten Tiefe.

Das verwüstende Element des Feuers konnte die Natur dem Menschen nicht nehmen, wenn sie ihm nicht zugleich die Menschheit selbst rauben wollte; was gab sie ihm also mittelst des Feuers? Tausendfache Künste; Künste, dies fressende Gift nicht nur unschädlich zu machen und einzuschränken, sondern es selbst zum mannigfaltigsten Vorteil zu gebrauchen.

Nicht anders ist's mit den wütenden Leidenschaften der Menschen, diesen Stürmen auf dem Meer, diesem verwüstenden Feuerelemente. Eben durch sie und an ihnen hat unser Geschlecht seine Vernunft geschärft und tausend Mittel, Regeln und Künste erfunden, sie nicht nur einzuschränken, sondern selbst zum Besten

zu lenken, wie die ganze Geschichte zeigt. Ein leidenschaftloses Menschengeschlecht hätte auch seine Vernunft nie ausgebildet; es läge noch irgend in einer Troglodytenhöhle.

Der menschenfressende Krieg z.B. war jahrhundertlang ein rohes Räuberhandwerk. Lange übten sich die Menschen darin voll wilder Leidenschaften; denn solange es in ihm auf persönliche Stärke, List und Verschlagenheit ankam, konnten, bei sehr rühmlichen Eigenschaften, nicht anders als zugleich sehr gefährliche Mord- und Raubtugenden genährt werden, wie es die Kriege der alten, mittleren und selbst einiger neuen Zeiten reichlich erweisen. An diesem verderblichen Handwerk aber ward, gleichsam wider Willen der Menschen, die Kriegskunst erfunden, denn die Erfinder sahen nicht ein, daß damit der Grund des Krieges selbst untergraben würde. Je mehr der Streit eine durchdachte Kunst ward, je mehr insonderheit mancherlei mechanische Erfindungen zu ihm traten, desto mehr ward die Leidenschaft einzelner Personen und ihre wilde Stärke unnütz. Als ein totes Geschütz wurden sie jetzt alle dem Gedanken *eines* Feldherrn, der Anordnung williger Befehlshaber unterworfen, und zuletzt blieb es nur den Landesherren erlaubt, dies gefährliche, kostbare Spiel zu spielen, da in alten Zeiten alle kriegerische Völker beinahe stets in den Waffen waren. Proben davon sahen wir nicht nur bei

mehreren asiatischen Nationen, sondern auch bei den Griechen und Römern. Viele Jahrhunderte durch waren diese fast unverrückt im Schlachtfelde: der volskische Krieg dauerte 106, der samnitische 71 Jahre; zehn Jahre ward die Stadt Veji wie ein zweites Troja belagert, und unter den Griechen ist der 28jährige verderbliche Peloponnesische Krieg bekannt genug. Da nun bei allen Kriegen der Tod im Treffen das geringste Übel ist, hingegen die Verheerungen und Krankheiten, die ein ziehendes Heer begleiten oder die eine eingeschlossene Stadt drücken, samt der räuberischen Unordnung, die sodann in allen Gewerben und Ständen herrscht, das größere Übel sind, das ein leidenschaftlicher Krieg in tausend schrecklichen Gestalten mit sich führet, so mögen wir's den Griechen und Römern, vorzüglich aber dem Erfinder des Pulvers und den Künstlern des Geschützes danken, daß sie das wildeste Handwerk zu einer Kunst und neuerlich gar zur höchsten Ehrenkunst gekrönter Häupter gemacht haben. Seitdem Könige in eigener Person mit ebenso leidenschaft- als zahllosen Heeren dies Ehrenspiel treiben, so sind wir, bloß der Ehre des Feldherrn wegen, vor Belagerungen, die 10, oder vor Kriegen, die 71 Jahre dauern, sicher; zumal die letzten auch, der großen Heere wegen, sich selbst aufheben. Also hat nach einem unabänderlichen Gesetz der Natur das Übel selbst etwas Gutes erzeugt, indem

die Kriegskunst den Krieg einem Teile nach vertilgt hat. Auch die Räubereien und Verwüstungen haben sich durch sie, nicht eben aus Menschenfreundschaft, sondern der Ehre des Feldherrn wegen, vermindert. Das Recht des Krieges und das Betragen gegen die Gefangenen ist ungleich milder worden, als es selbst bei den Griechen war; an die öffentliche Sicherheit nicht zu gedenken, die bloß in kriegerischen Staaten zuerst aufkam. Das ganze römische Reich z.B. war auf seinen Straßen sicher, solange es der gewaffnete Adler mit seinen Flügeln deckte; dagegen in Asien und Afrika, selbst in Griechenland einem Fremdlinge das Reisen gefährlich ward, weil es diesen Ländern an einem sichernden Allgemeingeist fehlte. So verwandelt sich das Gift in Arznei, sobald es Kunst wird; einzelne Geschlechter gingen unter, das unsterbliche Ganze aber überlebt die Schmerzen der verschwindenden Teile und lernt am übel selbst Gutes.

Was von der Kriegskunst galt, muß von der Staatskunst noch mehr gelten; nur ist sie eine schwerere Kunst, weil sich in ihr das Wohl des ganzen Volks vereinet. Auch der amerikanische Wilde hat seine Staatskunst; aber wie eingeschränkt ist sie, da sie zwar einzelnen Geschlechtern Vorteil bringt, das ganze Volk aber vor dem Untergange nicht sichert. Mehrere kleine Nationen haben sich untereinander aufgerieben; andere sind so dünne geworden, daß im

bösen Konflikt mit den Blattern, dem Branntwein und der Habsucht der Europäer manche derselben wahrscheinlich noch ein gleiches Schicksal erwartet. Je mehr in Asien und in Europa die Verfassung eines Staats Kunst ward, desto fester stehet er in sich, desto genauer ward er mit andern zusammengegründet, so daß einer ohne den andern selbst nicht zu fallen vermag. So steht Sina, so stehet Japan, alte Gebäude, tief unter sich selbst gegründet. Künstlicher schon waren die Verfassungen Griechenlandes, dessen vornehmste Republiken jahrhundertlang um ein politisches Gleichgewicht kämpften. Gemeinschaftliche Gefahren vereinigten sie; und wäre die Vereinigung vollkommen gewesen, so hätte das rüstige Volk dem Philippus und den Römern so glorreich widerstehen mögen, wie es einst dem Darius und Xerxes obgesiegt hatte. Nur die schlechte Staatskunst aller benachbarten Völker war Roms Vorteil; geteilt wurden sie angegriffen, geteilt überwunden. Ein gleiches Schicksal hatte Rom, da seine Staats- und Kriegskunst verfiel; ein gleiches Schicksal Judäa und Ägypten. Kein Volk kann untergehen, dessen Staat wohlbestellt ist; gesetzt, daß es auch überwunden wird, wie mit allen seinen Fehlern selbst Sina bezeuget.

Noch augenscheinlicher wird der Nutzen einer durchdachten Kunst, wenn von der innern Haushaltung eines Landes, von seinem Handel, seiner

Rechtspflege, seinen Wissenschaften und Gewerben die Rede ist; in allen diesen Stücken ist offenbar, daß die höhere Kunst zugleich der höhere Vorteil sei. Ein wahrer Kaufmann betrügt nicht, weil Betrug nie bereichert, sowenig als ein wahrer Gelehrter mit falscher Wissenschaft großtut oder ein Rechtsgelehrter, der den Namen verdient, wissentlich je ungerecht sein wird, weil alle diese sich damit nicht zu Meistern, sondern zu Lehrlingen ihrer Kunst bekennen. Ebenso gewiß muß eine Zeit kommen, da auch der Staatsunvernünftige sich seiner Unvernunft schämet und es nicht minder lächerlich und ungereimt wird, ein tyrannischer Despot zu sein, als es in allen Zeiten für abscheulich gehalten worden; sobald man nämlich klar wie der Tag einsieht, daß jede Staatsunvernunft mit einem falschen Einmaleins rechnet und daß, wenn sie sich damit auch die größten Summen errechnete, sie hiemit durchaus keinen Vorteil gewinnt. Dazu ist nun die Geschichte geschrieben, und es werden sich im Verfolg derselben die Beweise dieses Satzes klar zeigen. Alle Fehler der Regierungen haben vorausgehen und sich gleichsam erschöpfen, müssen, damit nach allen Unordnungen der Mensch endlich lerne, daß die Wohlfahrt seines Geschlechts nicht auf Willkür, sondern auf einem ihm wesentlichen Naturgesetz, der Vernunft und Billigkeit, ruhe. Wir gehen jetzt der Entwicklung desselben entgegen, und die innere Kraft

der Wahrheit möge ihrem Vortrage selbst Licht und
Überzeugung geben.

III

Das Menschengeschlecht ist bestimmt, mancherlei Stufen der Kultur in mancherlei Veränderungen zu durchgehen; auf Vernunft und Billigkeit aber ist der daurende Zustand seiner Wohlfahrt wesentlich und allein gegründet

Erstes Naturgesetz. In der mathematischen Naturlehre ist's erwiesen, daß zum Beharrungszustande eines Dinges jederzeit eine Art Vollkommenheit, ein Maximum oder Minimum, erfordert werde, das aus der Wirkungsweise der Kräfte dieses Dinges folget. So könnte z.B. unsre Erde nicht dauern, wenn der Mittelpunkt ihrer Schwere nicht am tiefsten Ort läge und alle Kräfte auf und von demselben in harmonischem Gleichgewicht wirkten. Jedes bestehende Dasein trägt also nach diesem schönen Naturgesetz seine physische Wahrheit, Güte und Notwendigkeit als den Kern seines Bestehens in sich.

Zweites Naturgesetz. Gleichergestalt ist's erwiesen, daß alle Vollkommenheit und Schönheit zusammengesetzter, eingeschränkter Dinge oder ihrer Systeme auf einem solchen Maximum ruhe. Das Ähnliche nämlich und das Verschiedene, das Einfache in den Mitteln und das Vielfältige in den Wirkungen, die

leichteste Anwendung der Kräfte zu Erreichung des gewissesten oder fruchtbarsten Zweckes bilden eine Art Ebenmaßes und harmonischer Proportion, die von der Natur allenthalben bei den Gesetzen ihrer Bewegung, in der Form ihrer Geschöpfe, beim Größten und Kleinsten beobachtet ist und von der Kunst des Menschen, soweit seine Kräfte reichen, nachgeahmt wird. Mehrere Regeln schränken hiebei einander ein, so daß, was nach der einen größer wird, nach der andern abnimmt, bis das zusammengesetzte Ganze seine sparsam-schönste Form und mit derselben innern Bestand, Güte und Wahrheit gewinnt. Ein vortreffliches Gesetz, das Unordnung und Willkür aus der Natur verbannet und uns auch in jedem veränderlichen eingeschränkten Teil der Weltordnung eine Regel der höchsten Schönheit zeigt.

Drittes Naturgesetz. Ebensowohl ist's erwiesen, daß, wenn ein Wesen oder ein System derselben aus diesem Beharrungszustande seiner Wahrheit, Güte und Schönheit verrückt worden, es sich demselben durch innere Kraft, entweder in Schwingungen oder in einer Asymptote, wieder nähert, weil außer diesem Zustande es keinen Bestand findet. Je lebendiger und vielartiger die Kräfte sind, desto weniger ist der unvermerkte gerade Gang der Asymptote möglich, desto heftiger werden die Schwingungen und Oszillationen, bis das gestörte Dasein das Gleichgewicht

seiner Kräfte oder ihrer harmonischen Bewegung, mithin den ihm wesentlichen Beharrungszustand erreicht.

Da nun die Menschheit sowohl im ganzen als in ihren einzelnen Individuen, Gesellschaften und Nationen ein daurendes Natursystem der vielfachsten lebendigen Kräfte ist, so lasset uns sehen, worin der Bestand desselben liege, auf welchem Punkt sich seine höchste Schönheit, Wahrheit und Güte vereine und welchen Weg es nehme, um sich bei einer jeden Verückung, deren uns die Geschichte und Erfahrung so viele darbeut, seinem Beharrungszustande wiederum zu nähern.

1. Die Menschheit ist ein so reicher Entwurf von Anlagen und Kräften, daß, weil alles in der Natur auf der bestimmtesten Individualität ruhet, auch ihre großen und vielen Anlagen nicht anders als *unter Millionen verteilt* auf unserm Planeten erscheinen konnten. Alles wird geboren, was auf ihm geboren werden kann, und erhält sich, wenn es nach Gesetzen der Natur seinen Beharrungszustand findet. Jeder einzelne Mensch trägt also, wie in der Gestalt seines Körpers, so auch in den Anlagen seiner Seele das Ebenmaß, zu welchem er gebildet ist und sich selbst ausbilden soll, in sich. Es geht durch alle Arten und Formen menschlicher Existenz, von der kränklichsten Unförmlichkeit,

die sich kaum lebend erhalten konnte, bis zur schönsten Gestalt eines griechischen Gottmenschen, von der leidenschaftlichsten Hitze eines Negergehirns bis zur Anlage der schönsten Weisheit. Durch Fehler und Verirrungen, durch Erziehung, Not und Übung sucht jeder Sterbliche dies Ebenmaß seiner Kräfte, weil in solchem allein der vollste Genuß seines Daseins liegt; nur wenige Glückliche aber erreichen es auf die reinste, schönste Weise.

2. Da der einzelne Mensch für sich sehr unvollkommen bestehen kann, so bildet sich mit jeder Gesellschaft *ein höheres Maximum zusammenwirkender Kräfte*. In wilder Verwirrung laufen diese so lange gegeneinander, bis nach unfehlbaren Gesetzen der Natur die widrigen Regeln einander einschränken und eine Art Gleichgewicht und Harmonie der Bewegung werde. So modifizieren sich die Nationen nach Ort, Zeit und ihrem innern Charakter; jede trägt das Ebenmaß ihrer Vollkommenheit, unvergleichbar mit andern, in sich. Je reiner und schöner nun das Maximum war, auf welches ein Volk traf, auf je nützlichere Gegenstände es seine Übung schönerer Kräfte anlegte, je genauer und fester endlich das Band der Vereinigung war, das alle Glieder des Staats in ihrem Innersten knüpfte und sie auf diese guten Zwecke lenkte, desto bestehender war die Nation in sich, desto edler glänzt ihr Bild in der Menschengeschichte. Der

Gang, den wir bisher durch einige Völker genommen, zeigte, wie verschieden nach Ort, Zeit und Umständen das Ziel war, auf welches sie ihre Bestrebungen richteten. Bei den Sinesen war's eine feine politische Moral, bei den Indiern eine Art abgezogener Reinheit, stiller Arbeitsamkeit und Duldung, bei den Phöniciern der Geist der Schifffahrt und des handelnden Fleißes. Die Kultur der Griechen, insonderheit Athens, ging auf ein Maximum des Sinnlichschönen, sowohl in der Kunst als den Sitten, in Wissenschaften und in der politischen Einrichtung. In Sparte und Rom bestrebte man sich nach der Tugend eines vaterländischen oder Heldenpatriotismus; in beiden auf eine sehr verschiedene Weise. Da in diesem allen das meiste von Ort und Zeit abhängt, so sind in den auszeichnendsten Zügen des Nationalruhms die alten Völker einander beinahe unvergleichbar.

3. Indessen sehen wir bei allen *ein Principium* wirken, nämlich *eine Menschenvernunft*, die aus vielem eins, aus der Unordnung Ordnung, aus einer Mannigfaltigkeit von Kräften und Absichten ein Ganzes mit Ebenmaß und daurender Schönheit hervorzubringen sich bestrebet. Von jenen unförmlichen Kunstfelsen, womit der Sineser seine Gärten verschönt, bis zur ägyptischen Pyramide oder zum griechischen Ideal ist allenthalben Plan und Absicht eines nachsinnenden Verstandes, obwohl in sehr verschiedenen Graden,

merkbar. Je feiner nun dieser Verstand überlegte, je näher er dem Punkt kam, der ein Höchstes seiner Art enthält und keine Abweichung zur Rechten oder zur Linken verstattet, desto mehr wurden seine Werke Muster; denn sie enthalten ewige Regeln für den Menschenverstand aller Zeiten. So lässet sich z.B. über eine ägyptische Pyramide oder über mehrere griechische und römische Kunstwerke nichts Höheres denken. Sie sind rein aufgelösete Probleme des menschlichen Verstandes in dieser Art, bei welchen keine willkürliche Dichtung, daß das Problem etwa auch nicht aufgelöset sei oder besser aufgelöset werden könne, stattfindet; denn der reine Begriff dessen, was sie sein sollten, ist in ihnen auf die leichteste, reichste, schönste Art erschöpft. Jede Verirrung von ihnen wäre Fehler, und wenn dieser auf tausendfache Art wiederholt und vervielfältiget würde, so müßte man immer doch zu jenem Ziel zurückkehren, das ein Höchstes seiner Art und nur *ein* Punkt ist.

4. Es ziehet sich demnach *eine Kette der Kultur* in sehr abspringenden krummen Linien durch alle gebildete Nationen, die wir bisher betrachtet haben und weiterhin betrachten werden. In jeder derselben bezeichnet sie zu- und abnehmende Größen und hat Maxima allerlei Art. Manche von diesen schließen einander aus oder schränken einander ein, bis zuletzt dennoch ein Ebenmaß im ganzen stattfindet, so daß es

der trüglichsste Schluß wäre, wenn man von *einer* Vollkommenheit einer Nation auf jede andre schließen wollte. Weil Athen z.B. schöne Redner hatte, durfte es deshalb nicht auch die beste Regierungsform haben, und weil Sina so vortrefflich moralisiret, ist sein Staat noch kein Muster der Staaten. Die Regierungsform beziehet sich auf ein ganz anderes Maximum als ein schöner Sittenspruch oder eine pathetische Rede; obwohl zuletzt alle Dinge bei einer Nation, wenn auch nur ausschließend und einschränkend, sich in einen Zusammenhang finden. Kein andres Maximum als das vollkommenste Band der Verbindung macht die glücklichsten Staaten; gesetzt, das Volk müßte auch mancherlei blendende Eigenschaften dabei entbehren.

5. Auch bei einer und derselben Nation darf und kann nicht *jedes Maximum ihrer schönen Mühe* ewig dauern; denn es ist nur *ein* Punkt in der Linie der Zeiten. Unablässig rückt diese weiter, und von je mehreren Umständen die schöne Wirkung abhing, desto mehr ist sie dem Hingange und der Vergänglichkeit unterworfen. Glücklich, wenn ihre Muster alsdann zur Regel anderer Zeitalter bleiben; denn die nächstfolgenden stehen ihnen gemeiniglich zu nah und sanken vielleicht sogar eben deshalb, weil sie solche übertreffen wollten. Eben bei dem regsamsten Volk gehet es oft in der schnellsten Abnahme vom siedenden bis

zum Gefrierpunkt hinunter.

Die Geschichte einzelner Wissenschaften und Nationen hat diese Maxima zu berechnen, und ich wünschte, daß wir nur über die berühmtesten Völker in den bekanntesten Zeiten eine solche Geschichte besäßen; jetzt reden wir nur von der Menschengeschichte überhaupt und vom Beharrungszustande derselben in jeder Form unter jedem Klima. Dieser ist nichts als *Humanität, d. i. Vernunft und Billigkeit in allen Klassen, in allen Geschäften der Menschen.* Und zwar ist er dies nicht durch die Willkür eines Beherrschers oder durch die überredende Macht der Tradition, sondern durch Naturgesetze, auf welchen das Wesen des Menschengeschlechts ruhet. Auch seine verdorbensten Einrichtungen rufen uns zu: »Hätten sich unter uns nicht noch Schimmer von Vernunft und Billigkeit erhalten, so wären wir längst nicht mehr, ja, wir wären nie entstanden.« Da von diesem Punkt das ganze Gewebe der Menschengeschichte ausgeht, so müssen wir unsern Blick sorgfältig darauf richten.

Zuerst. Was ist's, das wir bei allen menschlichen Werken schätzen und wornach wir fragen? Vernunft, Plan und Absicht. Fehlt diese, so ist nichts Menschliches getan; es ist eine blinde Macht bewiesen. Wohin unser Verstand im weiten Felde der Geschichte schweift, suchet er nur sich und findet sich selbst

wieder. Je mehr er bei allen seinen Unternehmungen auf reine Wahrheit und Menschengüte traf, desto dauernder, nützlicher und schöner wurden seine Werke, desto mehr begegnen sich in ihren Regeln die Geister und Herzen aller Völker in allen Zeiten. Was reiner Verstand und billige Moral ist, darüber sind Sokrates und Konfuzius, Zoroaster, Plato und Cicero einig: trotz ihrer tausendfachen Unterschiede haben sie alle auf *einen* Punkt gewirkt, auf dem unser ganzes Geschlecht ruhet. Wie nun der Wanderer kein süßeres Vergnügen hat, als wenn er allenthalben, auch wo er's nicht vermutete, Spuren eines ihm ähnlichen, denkenden, empfindenden Genius gewahr wird, so entzückend ist uns in der Geschichte unsres Geschlechts die Echo aller Zeiten und Völker, die in den edelsten Seelen nichts als Menschengüte und Menschenwahrheit tönet. Wie meine Vernunft den Zusammenhang der Dinge sucht und mein Herz sich freuet, wenn sie solchen gewahr wird, so hat ihn jeder Rechtschaffene gesucht und ihn, im Gesichtspunkt seiner Lage, nur vielleicht anders als ich gesehen, nur anders als ich bezeichnet. Wo er irrte, irrete er für sich und mich, indem er mich vor einem ähnlichen Fehler warnet. Wo er mich zurechtweist, belehrt, erquickt, ermuntert, da ist er mein Bruder, Teilnehmer an derselben Weltseele, der *einen* Menschenvernunft, der *einen* Menschenwahrheit.

Zweitens. Wie in der ganzen Geschichte es keinen fröhlichem Anblick gibt, als einen verständigen, guten Mann zu finden, der ein solcher, trotz aller Veränderungen des Glückes, in jedem seiner Lebensalter, in jedem seiner Werke bleibt, so wird unser Bedauern tausendfach erregt, wenn wir auch bei großen und guten Menschen Verirrungen ihrer Vernunft wahrnehmen, die nach Gesetzen der Natur ihnen nicht anders als übeln Lohn bringen konnten. Nur zu häufig findet man diese gefallenen Engel in der Menschengeschichte und beklagt die Schwachheit der Form, die unsrer Menschenvernunft zum Werkzeug dienet. Wie wenig kann ein Sterblicher ertragen, ohne niedergebeugt, wie wenig Außerordentlichem begegnen, ohne von seinem Wege abgelenkt zu werden! Diesem war eine kleine Ehre, der Schimmer eines Glücks oder ein unerwarteter Umstand im Leben schon Irrlichtes genug, ihn in Sümpfe und Abgründe zu führen; jener konnte sich selbst nicht fassen; er überspannte sich und sank ohnmächtig nieder. Ein mitleidiges Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir dergleichen Unglücklich-Glückliche jetzt auf der Wegscheide ihres Schicksals sehen und bemerken, daß sie, um fernerhin vernünftig, billig und glücklich sein zu können, den Mangel der Kraft selbst in sich fühlen. Die ergreifende Furie ist hinter ihnen und stürzt sie wider Willen über die Linie der Mäßigung hinweg; jetzt sind sie

in der Hand derselben und büßen zeitlebens vielleicht die Folgen einer kleinen Unvernunft und Torheit. Oder wenn sie das Glück zu sehr erhob und sie sich jetzt auf der höchsten Stufe desselben fühlen: was steht ihrem ahnenden Geist bevor als die Wankelmut dieser treulosen Göttin, mithin selbst aus der Saat ihrer glücklichen Unternehmungen ein keimendes Unglück? Vergebens wendest du dein Antlitz, mitleidiger Cäsar, da dir das Haupt deines erschlagenen Feindes Pompejus gebracht wird, und bauest der Nemesis einen Tempel. Du bist über die Grenze des Glückes wie über den Rubikon hinaus, die Göttin ist hinter dir, und dein blutiger Leib wird an der Bildsäule desselben Pompejus zu Boden sinken. Nicht anders ist's mit der Einrichtung ganzer Länder, weil sie immer doch nur von der Vernunft oder Unvernunft einiger wenigen abhängen, die ihre Gebieter sind oder heißen. Die schönste Anlage, die auf Jahrhunderte hin der Menschheit die nützlichsten Früchte versprach, wird oft durch den Unverstand eines einzigen zerrüttet, der, statt Äste zu beugen, den Baum fället. Wie einzelne Menschen, so konnten auch ganze Reiche am wenigsten ihr Glück ertragen, es mochten Monarchen und Despoten oder Senat und Volk sie regieren. Das Volk und der Despot verstehen am wenigsten der Schicksalsgöttin warnenden Wink; vom Schall des Namens und vom Glanz eines eitlen Ruhms geblendet, stürzen

sie hinaus über die Grenzen der Humanität und Klugheit, bis sie zu spät die Folgen ihrer Unvernunft wahrnehmen. Dies war das Schicksal Roms, Athens und mehrerer Völker, gleichergestalt das Schicksal Alexanders und der meisten Eroberer, die die Welt beunruhiget haben; denn Ungerechtigkeit verderbet alle Länder und Unverstand alle Geschäfte der Menschen. Sie sind die Furien des Schicksals; das Unglück ist nur ihre jüngere Schwester, die dritte Gespielin eines fürchterlichen Bundes.

Großer Vater der Menschen, welche leichte und schwere Lektion gabst du deinem Geschlecht auf Erden zu seinem ganzen Tagewerk auf! Nur Vernunft und Billigkeit sollen sie lernen; üben sie dieselbe, so kommt von Schritt zu Schritt Licht in ihre Seele, Güte in ihr Herz, Vollkommenheit in ihren Staat, Glückseligkeit in ihr Leben. Mit diesen Gaben beschenkt und solche treu anwendend, kann der Neger seine Gesellschaft einrichten wie der Grieche, der Troglodyt wie der Sineser. Die Erfahrung wird jeden weiterführen und die Vernunft sowohl als die Billigkeit seinen Geschäften Bestand, Schönheit und Ebenmaß geben. Verlässet er sie aber, die wesentlichen Führerinnen seines Lebens, was ist's, das seinem Glück Dauer geben und ihn den Rachgöttinnen der Inhumanität entziehen möge?

Drittens. Zugleich ergibt sich's, daß, wo in der

Menschheit das Ebenmaß der Vernunft und Humanität gestört worden, die Rückkehr zu demselben selten anders als durch gewaltsame Schwingungen von einem Äußersten zum andern geschehen werde. Eine Leidenschaft hob das Gleichgewicht der Vernunft auf, eine andre stürmt ihr entgegen, und so gehen in der Geschichte oft Jahre und Jahrhunderte hin, bis wiederum ruhige Tage werden. So hob Alexander das Gleichgewicht eines großen Weltstrichs auf, und lange noch nach seinem Tode stürmten die Winde. So nahm Rom der Welt auf mehr als ein Jahrtausend den Frieden, und eine halbe Welt wilder Völker ward zur langsamen Wiederherstellung des Gleichgewichts erfordert. An den ruhigen Gang einer Asymptote war bei diesen Länder- und Völkererschütterungen gewiß nicht zu gedenken. Überhaupt zeigt der ganze Gang der Kultur auf unsrer Erde mit seinen abgerissenen Ecken, mit seinen aus- und einspringenden Winkeln fast nie einen sanften Strom, sondern vielmehr den Sturz eines Waldwassers von den Gebürgen; dazu machen ihn insonderheit die Leidenschaften der Menschen. Offenbar ist es auch, daß die ganze Zusammenordnung unsres Geschlechts auf dergleichen wechselnde Schwingungen eingerichtet und berechnet worden. Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken, und dennoch kommen wir mit jedem Schritt weiter, so ist der Fortschritt der

Kultur in Menschengeschlechtern und ganzen Völkern. Einzeln versuchen wir oft beiderlei Extreme, bis wir zur ruhigen Mitte gelangen, wie der Pendel zu beiden Seiten hinausschlägt. In steter Abwechslung erneuen sich die Geschlechter, und trotz aller Linearvorschriften der Tradition schreibt der Sohn dennoch auf seine Weise weiter. Beflissentlich unterschied sich Aristoteles von Plato, Epikur von Zeno, bis die ruhigere Nachwelt endlich beide Extreme unparteiisch nutzen konnte. So gehet, wie in der Maschine unsres Körpers, durch einen notwendigen Antagonismus das Werk der Zeiten zum Besten des Menschengeschlechts fort und erhält desselben daurende Gesundheit. In welchen Abweichungen und Winkeln aber auch der Strom der Menschenvernunft sich fortwinden und brechen möge: er entsprang aus dem ewigen Strom der Wahrheit und kann sich kraft seiner Natur auf seinem Wege nie verlieren. Wer aus ihm schöpft, schöpft Dauer und Leben.

Übrigens beruhet sowohl die Vernunft als die Billigkeit auf *ein und demselben Naturgesetz*, aus welchem auch der Bestand unsres Wesens folget. Die Vernunft mißt und vergleicht den Zusammenhang der Dinge, daß sie solche zum daurenden Ebenmaß ordne. Die Billigkeit ist nichts als ein moralisches Ebenmaß der Vernunft, die Formel des Gleichgewichts gegen einanderstrebender Kräfte, auf dessen Harmonie der

ganze Weltbau ruhet. Ein und dasselbe Gesetz also erstreckt sich von der Sonne und von allen Sonnen bis zur kleinsten menschlichen Handlung; was alle Wesen und ihre Systeme erhält, ist nur eins: *Verhältnis ihrer Kräfte zur periodischen Ruhe und Ordnung.*

IV

*Nach Gesetzen ihrer innern Natur muß mit der
Zeitenfolge auch die Vernunft und Billigkeit unter
den Menschen mehr Platz gewinnen und eine
daurendere Humanität befördern*

Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühret daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges siehet. Erweiterte er seinen Blick und vergleiche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unparteiisch miteinander, dränge er überdem in die Natur des Menschen und erwäge, was Vernunft und Wahrheit sei, so würde er am Fortgange derselben sowenig als an der gewissesten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man unsre Sonne und alle Fixsterne für stillstehend; ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte unseres Geschlechts uns diese hoffnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch, trotz aller scheinbaren Unordnung, die Gesetze berechnen lassen, nach welchen kraft der Natur des

Menschen dieser Fortgang geschieht. Am Rande der alten Geschichte, auf dem ich jetzt wie in der Mitte stehe, zeichne ich vorläufig nur einige allgemeine Grundsätze aus, die uns im Verfolg unsres Weges zu Leitsternen dienen werden.

Erstens. *Die Zeiten ketten sich kraft ihrer Natur aneinander; mithin auch das Kind der Zeiten, die Menschenreihe, mit allen ihren Wirkungen und Produktionen.*

Durch keinen Trugschluß können wir's leugnen, daß unsre Erde in Jahrtausenden älter geworden sei und daß diese Wandrerin um die Sonne seit ihrem Ursprunge sich sehr verändert habe. In ihren Eingeweiden sehen wir, wie sie einst beschaffen gewesen, und dürfen nur um uns blicken, wie wir sie jetzt beschaffen finden. Der Ozean brauset nicht mehr; ruhig ist er in sein Bette gesunken; die umherschweifenden Ströme haben ihre Ufer gefunden, und die Vegetation sowohl als die organischen Geschöpfe haben in ihren Geschlechtern eine fortwirkende Reihe von Jahren zurückgelegt. Wie nun seit der Erschaffung unsrer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verlorengegangen ist, so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baums, kein verflogener Same eines Gewächses, kein Leichnam eines modernden Tiers, noch weniger *eine* Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben. Die Vegetation z.B. hat zugenommen und sich, soweit sie

konnte, verbreitet; jedes der lebendigen Geschlechter ist in den Schranken, die ihm die Natur durch andre Lebendige setzte, fortgewachsen, und sowohl der Fleiß des Menschen als selbst der Unsinn seiner Verwüstungen ist ein regsames Werkzeug in den Händen der Zeit worden. Auf dem Schutt seiner zerstörten Städte blühen neue Gefilde; die Elemente streueten den Staub der Vergessenheit darüber, und bald kamen neue Geschlechter, die von und über den alten Trümmern bauten. Die Allmacht selbst kann es nicht ändern, daß Folge nicht Folge sei; sie kann die Erde nicht herstellen zu dem, was sie vor Jahrtausenden war, so daß diese Jahrtausende mit allen ihren Wirkungen nicht dagewesen sein sollten.

Im Fortgange der Zeiten liegt also schon ein Fortgang des Menschengeschlechts, sofern dies auch in die Reihe der Erde- und Zeitkinder gehöret. Erschiene jetzt der Vater der Menschen und sähe sein Geschlecht: wie würde er staunen! Sein Körper war für eine junge Erde gebildet, und nach der damaligen Beschaffenheit der Elemente mußte sein Bau, seine Gedankenreihe und Lebensweise sein; mit sechs und mehr Jahrtausenden hat sich gar manches hierin verändert. Amerika ist in vielen Strichen jetzt schon nicht mehr, was es bei seiner Entdeckung war; in ein paar Jahrtausenden wird man seine alte Geschichte wie einen Roman lesen. So lesen wir die Geschichte

der Eroberung Trojas und suchen ihre Stelle, geschweige das Grab des Achilles oder den gottgleichen Helden selbst, vergebens. Es wäre zur Menschengeschichte ein schöner Beitrag, wenn man mit unterscheidender Genauigkeit alle Nachrichten der Alten von ihrer Gestalt und Größe, von ihren Nahrungsmitteln und dem Maß ihrer Speisen, von ihren täglichen Beschäftigungen und Arten des Vergnügens, von ihrer Denkart über Liebe und Ehe, über Leidenschaften und Tugend, über den Gebrauch des Lebens und das Dasein nach diesem Leben ort- und zeitgemäß sammelte. Gewiß würde auch schon in diesen kurzen Zeiträumen ein Fortgang des Geschlechts bemerkbar, der ebenso wohl die Bestandheit der ewigjungen Natur als die fortwirkenden Veränderungen unsrer alten Mutter Erde zeigte. Diese pflegt der Menschheit nicht allein, sie trägt alle ihre Kinder auf *einem* Schoß, in denselben Mutterarmen; wenn eins sich verändert, müssen sie sich alle verändern.

Daß dieser Zeitenfortgang auch auf die Denkart des Menschengeschlechts Einfluß gehabt habe, ist unleugbar. Man erfinde, man singe jetzt eine Iliade; man schreibe wie Äschylus, Sophokles und Plato: es ist unmöglich. Der einfache Kindersinn, die unbefangene Art, die Welt anzusehen, kurz, die griechische Jugendzeit ist vorüber. Ein gleiches ist's mit Ebräern und Römern; dagegen wissen und kennen wir eine

Reihe Dinge, die weder Ebräer noch Römer kannten. Ein Tag hat den andern, ein Jahrhundert das andre gelehrt; die Tradition ist reicher worden; die Muse der Zeiten, die Geschichte selbst spricht mit hundert Stimmen, singt aus hundert Flöten. Möge in dem ungeheuren Schneeball, den uns die Zeiten zugewälzt haben, soviel Unrat, soviel Verwirrung sein, als da will; selbst diese Verwirrung ist ein Kind der Jahrhunderte, die nur aus dem unermüdlichen Fortwälzen einer und derselben Sache entstehen konnte. Jede Wiederkehr also in die alten Zeiten, selbst das berühmte Platonische Jahr, ist Dichtung; es ist dem Begriff der Welt und Zeit nach unmöglich. Wir schwimmen weiter, nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück, als ob er nie entronnen wäre.

Zweitens. Noch augenscheinlicher macht die Wohnung der Menschen den Fortgang unsres Geschlechts kennbar.

Wo sind die Zeiten, da die Völker wie Troglodyten hie und da in ihren Höhlen, hinter ihren Mauern saßen und jeder Fremdling ein Feind war? Da half, bloß und allein mit der Zeitenfolge, keine Höhle, keine Mauer; die Menschen mußten sich einander kennenlernen; denn sie sind allesamt nur *ein* Geschlecht auf *einem* nicht großen Planeten. Traurig genug, daß sie sich einander fast allenthalben zuerst als Feinde kennenlernten und einander wie Wölfe anstauten; aber auch

dies war Naturordnung. Der Schwache fürchtete sich vor dem Starkem, der Betrogne vor dem Betrüger, der Vertriebne vor dem, der ihn abermals vertreiben könnte, das unerfahrne Kind endlich vor jedem Fremden. Diese jugendliche Furcht indes und alles, wozu sie mißbraucht wurde, konnte den Gang der Natur nicht ändern: das Band der Vereinigung zwischen mehreren Nationen ward geknüpft, wenn gleich durch die Roheit der Menschen zuerst auf harte Weise. Die wachsende Vernunft kann den Knoten brechen; sie kann aber das Band nicht lösen, noch weniger alle die Entdeckungen ungeschehen machen, die jetzt einmal geschehen sind. Moses' und Orpheus', Homers und Herodots, Strabo und Plinius' Erdgeschichte, was sind sie gegen die unsre? Was ist der Handel der Phönicier, Griechen und Römer gegen Europas Handel? Und so ist uns mit dem, was bisher geschehen ist, auch der Faden des Labyrinths in die Hand gegeben, was künftig geschehen werde. Der Mensch, solange er Mensch ist, wird nicht ablassen, seinen Planeten zu durchwandern, bis dieser ihm ganz bekannt sei; weder die Stürme des Meers noch Schiffbrüche, noch jene ungeheure Eisberge und Gefahren der Nord- und Süd-welt werden ihn davon abhalten, da sie ihn bisher von den schwersten ersten Versuchen selbst in Zeiten einer sehr mangelhaften Schifffahrt nicht haben abhalten mögen. Der Funke zu allen diesen

Unternehmungen liegt in seiner Brust, in der Menschennatur. Neugierde und die unersättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und größerer Stärke, selbst neue Bedürfnisse und Unzufriedenheiten, die im Lauf der Dinge, wie sie jetzt sind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern, und die Gefahrenbesieger der vorigen Zeit, berühmte glückliche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorsehung wird also durch gute und böse Triebfedern befördert werden, bis der Mensch sein ganzes Geschlecht kenne und darauf wirke. Ihm ist die Erde gegeben, und er wird nicht nachlassen, bis sie, wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach, ganz sein sei. Schämen wir uns nicht jetzt schon, daß uns der halbe Teil unsres Planeten, als ob er die abgekehrte Seite des Mondes wäre, so lange unbekannt geblieben?

Drittens. Alle bisherige Tätigkeit des menschlichen Geistes ist kraft ihrer innern Natur auf nichts anders als auf Mittel hinausgegangen, die Humanität und Kultur unsres Geschlechts tiefer zu gründen und weiter zu verbreiten.

Welch ein ungeheurer Fortgang ist's von der ersten Flöße, die das Wasser bedeckte, zu einem europäischen Schiff! Weder der Erfinder jener noch die zahlreichen Erfinder der mancherlei Künste und Wissenschaften, die zur Schiffahrt gehören, dachten daran,

was aus der Zusammensetzung ihrer Entdeckungen werden würde; jeder folgte seinem Triebe der Not oder der Neugierde, und nur in der Natur des menschlichen Verstandes, des Zusammenhanges aller Dinge lag's, daß kein Versuch, keine Entdeckung vergebens sein konnte. Wie das Wunder einer andern Welt staunten jene Insulaner, die nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, dies Ungeheuer an und verwunderten sich noch mehr, da sie bemerkten, daß Menschen wie sie es nach Gefallen über die wilde Meeres-tiefe lenkten. Hätte ihr Anstaunen zu einer vernünftigen Überlegung jedes großen Zwecks und jedes kleinen Mittels in dieser schwimmenden Kunstwelt werden können: wie höher wäre ihre Bewunderung des menschlichen Verstandes gestiegen. Wohin reichen anjetzt nicht bloß durch dies *eine* Werkzeug die Hände der Europäer? Wohin werden sie künftig nicht reichen?

Und wie diese Kunst, so hat das Menschengeschlecht in wenigen Jahren ungeheuer viel Künste erfunden, die über Luft, Wasser, Himmel und Erde seine Macht ausbreiten. Ja, wenn wir bedenken, daß nur wenige Nationen in diesem Konflikt der Geistes-tätigkeit waren, indes der größte Teil der andern über alten Gewohnheiten schlummerte; wenn wir erwägen, daß fast alle Erfindungen unsres Geschlechts in sehr junge Zeiten fallen und beinah keine Spur,

keine Trümmer eines alten Gebäudes oder einer alten Einrichtung vorhanden ist, die nicht an unsre junge Geschichte geknüpft sei: welche Aussicht gibt uns diese historisch erwiesene Regsamkeit des menschlichen Geistes in das Unendliche künftiger Zeiten! In den wenigen Jahrhunderten, in welchen Griechenland blühte, in den wenigen Jahrhunderten unsrer neuen Kultur, wie vieles ist in dem kleinsten Teil der Welt, in Europa, und auch beinahe in dessen kleinsten Teile ausgedacht, erfunden, getan, geordnet und für künftige Zeiten aufbewahrt worden! Wie eine fruchtbare Saat sproßten die Wissenschaften und Künste haufenweise hervor, und eine nährte, eine begeisterte und erweckte die andre. Wie, wenn eine Saite berührt wird, nicht nur alles, was Ton hat, ihr zutönen, sondern auch bis ins Unvernehmbare hin alle ihre harmonischen Töne dem angeklungenen Laut nachtönen, so erfand, so schuf der menschliche Geist, wenn *eine* harmonische Stelle seines Innern berührt ward. Sobald er auf *eine* neue Zusammenstimmung traf, konnten in einer Schöpfung, wo alles zusammenhängt, nicht anders als zahlreiche neue Verbindungen ihr folgen.

Aber, wird man sagen, wie sind alle diese Künste und Erfindungen angewandt worden? Hat sich dadurch die praktische Vernunft und Billigkeit, mithin die wahre Kultur und Glückseligkeit des Menschengeschlechts, erhöht? Ich berufe mich auf das, was ich

kurz vorher über den Gang der Unordnungen im ganzen Reich der Schöpfung gesagt habe, daß es nach einem innern Naturgesetz ohne Ordnung keine Dauer erhalten könne, nach welcher doch alle Dinge wesentlich streben. Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verletzt dasselbe; deshalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste. Nicht alle, die ein solches Werkzeug brauchen, sind Kinder, und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Künstliche Übermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volk ohne ordnende Gesetze sind dergleichen tötende Werkzeuge; der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln. Jede ungeschickte Pflugschar reibt sich durch den langen Gebrauch selbst ab; unbehülfliche, neue Räder und Triebwerke gewinnen bloß durch den Umlauf die bequemere, künstliche Epizykloide. So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertriebene Mißbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauch um; durch Extreme und Schwankungen zu beiden Seiten wird notwendig zuletzt die schöne Mitte eines dauernden Wohlstandes in einer regelmäßigen Bewegung. Nur, was im Menschenreiche geschehen

soll, muß durch Menschen bewirkt werden; wir leiden so lange unter unsrer eignen Schuld, bis wir, ohne Wunder der Gottheit, den bessern Gebrauch unsrer Kräfte selbst lernen.

Also haben wir auch nicht zu zweifeln, daß jede gute Tätigkeit des menschlichen Verstandes notwendig einmal die Humanität befördern müsse und befördern werde. Seitdem der Ackerbau in Gang kam, hörte das Menschen- und Eichelnfressen auf; der Mensch fand, daß er von den süßen Gaben der Ceres humaner, besser, anständiger leben könne als vom Fleisch seiner Brüder oder von Eicheln, und ward durch die Gesetze weiserer Menschen gezwungen, also zu leben. Seitdem man Häuser und Städte bauen lernte, wohnte man nicht mehr in Höhlen; unter Gesetzen eines Gemeinwesens schlug man den armen Fremdling nicht mehr tot. So brachte der Handel die Völker näher aneinander; und je mehr er in seinem Vorteil allgemein verstanden wird, desto mehr müssen sich notwendig jene Mordtaten, Unterdrückungen und Betrugsarten vermindern, die immer nur Zeichen des Unverstandes im Handel waren. Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigentum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet, mithin notwendig der Grund zu einer weitem Kultur und Humanität gelegt worden. Welche Mühe z.B. ward durch die einzige Erfindung der

Buchdruckerkunst abgetan, welche ein größerer Umlauf der menschlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften durch sie befördert! Wage es jetzt ein europäischer Kang-Ti und wolle die Literatur dieses Weltteils ausrotten: es ist ihm schlechterdings nicht möglich. Hätten Phönicië und Karthaginenser, Griechen und Römer diese Kunst gehabt, der Untergang ihrer Literatur wäre ihren Verwüsteren nicht so leicht, ja beinahe unmöglich worden. Lasset wilde Völker auf Europa stürmen: sie werden unsrer Kriegskunst nicht bestehen, und kein Attila wird mehr vom Schwarzen und Kaspischen Meer her bis an die Katalaunischen Felder reichen. Lasset Pfaffen, Weichlinge, Schwärmer und Tyrannen aufstehn, soviel da wollen: die Nacht der mittleren Jahrhunderte bringen sie nie mehr wieder. Wie nun kein größerer Nutzen einer menschlichen und göttlichen Kunst denkbar ist, als wenn sie uns Licht und Ordnung nicht nur gibt, sondern es ihrer Natur nach auch verbreitet und sichert, so lasset uns dem Schöpfer danken, daß er unserm Geschlecht den *Verstand* und diesem die *Kunst* wesentlich gemacht hat. In ihnen besitzen wir das Geheimnis und Mittel einer sichernden Weltordnung.

Auch darüber dürfen wir nicht sorgen, daß manche trefflich ersonnene Theorie, die Moral selbst nicht ausgenommen, in unserm Geschlecht so lange Zeit nur Theorie bleibe. Das Kind lernt viel, was nur der

Mann anwenden kann; deswegen aber hat es solches nicht umsonst gelernet. Unbedachtsam vergaß der Jüngling, woran er sich einst mühsam erinnern wird, oder er muß es gar zum zweitenmal lernen. Bei dem immer erneuerten Menschengeschlecht ist also keine aufbewahrte, ja sogar keine erfundene Wahrheit ganz vergeblich; spätere Zeitumstände machen nötig, was man jetzt versäumt, und in der Unendlichkeit der Dinge muß jeder Fall zum Vorschein kommen, der auf irgendeine Weise das Menschengeschlecht übet. Wie wir uns nun bei der Schöpfung die *Macht*, die das Chaos schuf, zuerst und sodann in ihm ordnende Weisheit und harmonische Güte gedenken, so entwickelt die Naturordnung des Menschengeschlechts zuerst rohe Kräfte; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des Verstandes zuführen, und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr siehet er, daß Güte allein dem Werk Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

V

Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück gibt, als im Rat derselben zu wirken

Dem sinnlichen Betrachter der Geschichte, der in ihr Gott verlor und an der Vorsehung zu zweifeln anfing, geschah dies Unglück nur daher, weil er die Geschichte zu flach ansah oder von der Vorsehung keinen rechten Begriff hatte. Denn wenn er diese für ein Gespenst hält, das ihm auf allen Straßen begegnen und den Lauf menschlicher Handlungen unaufhörlich unterbrechen soll, um nur diesen oder jenen partikularen Endzweck seiner Phantasie und Willkür zu erreichen, so gestehe ich, daß die Geschichte das Grab einer solchen Vorsehung sei; gewiß aber ein Grab zum Besten der Wahrheit. Denn was wäre es für eine Vorsehung, die jeder zum Poltergeist in der Ordnung der Dinge, zum Bundesgenossen seiner eingeschränkten Absicht, zum Schutzverwandten seiner kleinfügigen Torheit gebrauchen könnte, so daß das Ganze zuletzt ohne einen Herren bliebe? Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe sein, der er in der Natur ist; denn der Mensch ist nur ein kleiner Teil des

Ganzen, und seine Geschichte ist, wie die Geschichte des Wurms, mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebet. Auch in ihr müssen also Naturgesetze gelten, die im Wesen der Sache liegen und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, daß sie ja eben in ihnen, die sie selbst gegründet, sich in ihrer hohen Macht mit einer unwandelbaren, weisen und gütigen Schönheit offenbaret. Alles, was auf der Erde geschehen kann, muß auf ihr geschehen, sobald es nach Regeln geschieht, die ihre Vollkommenheit in ihnen selbst tragen. Lasset uns diese Regeln, die wir bisher entwickelt haben, sofern sie die Menschengeschichte betreffen, wiederholen; sie führen alle das Gepräge einer weisen Güte, einer hohen Schönheit, ja der inneren Notwendigkeit selbst mit sich.

1. Auf unsrer Erde belebte sich alles, was sich auf ihr beleben konnte; denn jede Organisation trägt in ihrem Wesen eine Verbindung mannigfaltiger Kräfte, die sich einander beschränken und in dieser Beschränkung ein Maximum zur Dauer gewinnen konnten, in sich. Gewannen sie dies nicht, so trennten sich die Kräfte und verbanden sich anders.

2. Unter diesen Organisationen stieg auch der Mensch hervor, die Krone der Erdeschöpfung. Zahllose Kräfte verbanden sich in ihm und gewannen ein Maximum, den Verstand, so wie ihre Materie, der menschliche Körper, nach Gesetzen der schönsten

Symmetrie und Ordnung, den Schwerpunkt.

Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erden-schicksals gegeben.

3. Vernunft heißt dieser Charakter der Menschheit; denn er vernimmt die Sprache Gottes in der Schöpfung, d. i. er sucht die Regel der Ordnung, nach welcher die Dinge zusammenhangend auf ihr Wesen gegründet sind. Sein innerstes Gesetz ist also Erkenntnis der Existenz und Wahrheit, Zusammenhang der Geschöpfe nach ihren Beziehungen und Eigenschaften. Er ist ein Bild der Gottheit; denn er erforschet die Gesetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schöpfer sie verband und die er ihnen wesentlich machte. Die Vernunft kann also ebensowenig willkürlich handeln, als die Gottheit selbst willkürlich dachte.

4. Vom nächsten Bedürfnis fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter als auf sein Wohlsein, d. i. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eignen Kräfte in Ruhe und Übung. Er kam mit andern Wesen in ein Verhältnis, und auch jetzt ward sein eignes Dasein das Maß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf; denn sie ist nichts als die praktische Vernunft, das Maß der Wirkung und

Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.

5. Auf dies Principium ist die menschliche Natur gebauet, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen dazusein glauben darf. Befolget der niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt, so hat er Konsistenz, d. i. er genießet Wohlsein und Dauer, er ist vernünftig, billig, glücklich. Dies ist er nicht vermöge der Willkür andrer Geschöpfe oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Naturordnung. Weichet er von der Regel des Rechts, so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit, als den Gesetzen seines Daseins und Glücks, zurückzukehren.

6. Da seine Natur aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, so tut er dieses selten auf dem kürzesten Wege; er schwankt zwischen zwei Extremen, bis er sich selbst gleichsam mit seinem Dasein abfindet und einen Punkt der leidlichen Mitte erreicht, in welchem er sein Wohlsein glaubet. Irrt er hiebei, so geschiehet es nicht ohne sein geheimes Bewußtsein, und er muß die Folgen seiner Schuld tragen. Er trägt sie aber nur bis zu einem gewissen Grad, da sich entweder das Schicksal durch seine eigenen Bemühungen zum Bessern wendet oder sein Dasein

weiterhin keinen innern Bestand findet. Einen wohltätigem Nutzen konnte die höchste Weisheit dem physischen Schmerz und dem moralischen übel nicht geben; denn kein höherer ist denkbar.

7. Hätte auch nur ein einziger Mensch die Erde betreten, so wäre an ihm der Zweck des menschlichen Daseins erfüllt gewesen, wie man ihn bei so manchen einzelnen Menschen und Nationen für erfüllt achten muß, die durch Ort- und Zeitbestimmungen von der Kette des ganzen Geschlechts getrennet wurden. Da aber alles, was auf der Erde leben kann, solange sie selbst in ihrem Beharrungsstande bleibt, fortdauret, so hatte auch das Menschengeschlecht, wie alle Geschlechter der Lebenden, Kräfte der Fortpflanzung in sich, die dem Ganzen gemäß ihre Proportion und Ordnung finden konnten und gefunden haben. Mithin vererbte sich das Wesen der Menschheit, die Vernunft und ihr Organ, die Tradition, auf eine Reihe von Geschlechtern hinunter. Allmählich ward die Erde erfüllt, und der Mensch ward alles, was er in solchem und keinem andern Zeitraum auf der Erde werden konnte.

8. Die Fortpflanzung der Geschlechter und Traditionen knüpfte also auch die menschliche Vernunft aneinander, nicht als ob sie in jedem einzelnen nur ein Bruch des Ganzen wäre, eines Ganzen, das in *einem* Subjekt nirgend existieret, folglich auch nicht der

Zweck des Schöpfers sein konnte, sondern weil es die Anlage und Kette des ganzen Geschlechts so mit sich führte. Wie sich die Menschen fortpflanzen, pflanzen die Tiere sich auch fort, ohne daß eine allgemeine Tierversunft aus ihren Geschlechtern werde; aber weil Vernunft allein den Beharrungsstand der Menschheit bildet, mußte sie sich als Charakter des Geschlechts fortpflanzen; denn ohne sie war das Geschlecht nicht mehr.

9. Im Ganzen des Geschlechts hatte sie kein andres Schicksal, als was sie bei den einzelnen Gliedern desselben hatte: denn das Ganze bestehet nur in einzelnen Gliedern. Sie ward von wilden Leidenschaften der Menschen, die in Verbindung mit andern noch stürmiger wurden, oft gestört, jahrhundertlang von ihrem Wege abgelenkt und blieb wie unter der Asche schlummernd. Gegen alle diese Unordnungen wandte die Vorsehung kein andres Mittel an, als welches sie jedem einzelnen gewähret, nämlich daß auf den Fehler das übel folge und jede Trägheit, Torheit, Bosheit, Unversunft und Unbilligkeit sich selbst strafe. Nur weil in diesen Zuständen das Geschlecht haufenweise erscheint, so müssen auch Kinder die Schuld der Eltern, Völker die Unversunft ihrer Führer, Nachkommen die Trägheit ihrer Vorfahren büßen, und wenn sie das übel nicht verbessern wollen oder können, können sie Zeitalter hin darunter leiden.

10. Jedem einzelnen Gliede wird also die Wohlfahrt des Ganzen sein eigenes Beste; denn wer unter den Übeln desselben leidet, hat auch das Recht und die Pflicht auf sich, diese übel von sich abzuhalten und sie für seine Brüder zu mindern. Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet, sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen. Jene büßen ihre Frevel und Unvernunft langsamer, als sie der einzelne büßet, weil sie sich immer nur mit dem Ganzen berechnen, in welchem das Elend jedes Armen lange unterdrückt wird; zuletzt aber büßet es der Staat und sie mit desto gefährlichem Sturze. In alle diesem zeigen sich die Gesetze der Wiedervergeltung nicht anders als die Gesetze der Bewegung bei dem Stoß des kleinsten physischen Körpers, und der höchste Regent Europas bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts sowohl unterworfen als der Geringste seines Volkes. Sein Stand verband ihn bloß, ein Haushalter dieser Naturgesetze zu sein und bei seiner Macht, die er nur durch andre Menschen hat, auch für andre Menschen ein weiser und gütiger Menschengott zu werden.

11. In der allgemeinen Geschichte also wie im Leben verwahrloseter einzelner Menschen erschöpfen sich alle Torheiten und Laster unsres Geschlechts, bis sie endlich durch Not gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Was irgend geschehen kann,

geschieht und bringt hervor, was es seiner Natur nach hervorbringen konnte. Dies Naturgesetz hindert keine, auch nicht die ausschweifendste Macht an ihrer Wirkung; es hat aber alle Dinge in die Regel beschränkt, daß eine gegenseitige Wirkung die andre aufhebe und zuletzt nur das Ersprießliche daurend bleibe. Das Böse, das andre verderbt, muß sich entweder unter die Ordnung schmiegen oder selbst verderben. Der Vernünftige und Tugendhafte also ist im Reich Gottes allenthalben glücklich; denn sowenig die Vernunft äußern Lohn begehret, sowenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen, so hat nicht sie, sondern ihr Zeitalter davon den Schaden; und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern: es wird gelingen, wenn seine Zeit kommt.

12. Indessen gehet die menschliche Vernunft im Ganzen des Geschlechts ihren Gang fort: sie sinnet aus, wenn sie auch noch nicht anwenden kann; sie erfindet, wenn böse Hände auch lange Zeit ihre Erfindung mißbrauchen. Der Mißbrauch wird sich selbst strafen und die Unordnung eben durch den unermüdeten Eifer einer immer wachsenden Vernunft mit der Zeit Ordnung werden. Indem sie Leidenschaften bekämpft, stärkt und läutert sie sich selbst; indem sie hier gedrückt wird, fliehet sie dorthin und erweitert den Kreis ihrer Herrschaft über die Erde. Es ist keine

Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden: glücklich, nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes.

Ich beuge mich vor diesem hohen Entwurf der allgemeinen Naturweisheit über das Ganze meines Geschlechts um so williger, da ich sehe, daß er der Plan der gesamten Natur ist. Die Regel, die Weltsysteme erhält und jeden Kristall, jedes Würmchen, jede Schneeflocke bildet, bildete und erhält auch mein Geschlecht; sie machte seine eigne Natur zum Grunde der Dauer und Fortwirkung desselben, solange Menschen sein werden. Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandre ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische göttliche Ordnung: denn was irgend geschehen kann, geschieht; was wirken kann, wirkt. Vernunft aber und Billigkeit allein dauren, da Unsinn und Torheit sich und die Erde verwüsten.

Wenn ich also, nach jener Fabel, einen Brutus, den Dolch in der Hand, unter dem Sternenhimmel bei Philippi sagen höre: »O Tugend, ich glaubte, daß du

etwas seist; jetzt sehe ich, daß du ein Traum bist!«, so erkenne ich den ruhigen Weisen in dieser letzten Klage. Besaß er wahre Tugend, so hatte sich diese, wie seine Vernunft, immer bei ihm belohnet und mußte ihn auch diesen Augenblick lohnen. War seine Tugend aber bloß Römerpatriotismus, was Wunder, daß der Schwächere dem Starken, der Träge dem Rüstigem weichen mußte? Auch der Sieg des Antonius samt allen seinen Folgen gehörte zur Ordnung der Welt und zu Roms Naturschicksal.

Gleichergestalt, wenn unter uns der Tugendhafte so oft klagt, daß sein Werk mißlinge, daß rohe Gewalt und Unterdrückung auf Erden herrsche und das Menschengeschlecht nur der Unvernunft und den Leidenschaften zur Beute gegeben zu sein scheine, so trete der Genius seiner Vernunft zu ihm und frage ihn freundlich, ob seine Tugend auch rechter Art und mit dem Verstande, mit der Tätigkeit verbunden sei, die allein den Namen der Tugend verdienet. Freilich gelingt nicht jedes Werk allenthalben; darum aber mache, daß es gelinge, und befördere seine Zeit, seinen Ort und jene innre Dauer desselben, in welcher das wahrhaft Gute allein dauret. Rohe Kräfte können nur durch die Vernunft geregelt werden; es gehört aber eine wirkliche Gegenmacht, d. i. Klugheit, Ernst und die ganze Kraft der Güte, dazu, sie in Ordnung zu setzen und mit heilsamer Gewalt darin zu erhalten.

Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, da man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten und mit dem süßen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten; gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergötzende Lauben des Gesprächs und Umgangs mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten. Hier stehet Plato vor mir; dort höre ich Sokrates' freundliche Fragen und teile sein letztes Schicksal. Wenn Mark-Antonin im Verborgnen mit seinem Herzen spricht, redet er auch mit dem meinigen, und der arme Epiktet gibt Befehle, mächtiger als ein König. Der gequälte Tullius, der unglückliche Boethius sprechen zu mir, mir vertrauend die Umstände ihres Lebens, den Gram und den Trost ihrer Seele. Wie weit und wie enge ist das menschliche Herz! Wie einerlei und wiederkommend sind alle seine Leiden und Wünsche, seine Schwachheiten und Fehler, sein Genuß und seine Hoffnung! Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöset, und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal. Keinen edlem Gebrauch der Menschengeschichte gibt's als diesen; er führt uns gleichsam in den Rat des Schicksals und lehrt uns in unsrer nichtigen Gestalt

nach ewigen Naturgesetzen Gottes handeln. Indem er uns die Fehler und Folgen jeder Unvernunft zeigt, so weiset er uns in jenem großen Zusammenhange, in welchem Vernunft und Güte zwar lange mit wilden Kräften kämpfen, immer aber doch ihrer Natur nach Ordnung schaffen und auf der Bahn des Sieges bleiben, endlich auch unsern kleinen und ruhigen Kreis an.

Mühsam haben wir bisher das dunklere Feld alter Nationen durchwandert; freudig gehen wir jetzt dem näheren Tage entgegen und sehen, was aus dieser Saat des Altertums für eine Ernte nachfolgender Zeiten keime. Rom hatte das Gleichgewicht der Völker gehoben, unter ihm verblutete eine Welt; was wird aus diesem gestörten Gleichgewicht für ein neuer Zustand und aus der Asche so vieler Nationen für ein neues Geschöpf hervorgehn?

Vierter Teil

Tantae molis erat, Germanas condere gentes.

So großer Mühe bedurfte es, die deutschen Stämme zu gründen.

Sechzehntes Buch

Da wir jetzt zu den Völkern der nördlichen Alten Welt kommen, die einesteils unsre Vorfahren sind, von welchen wir Sitten und Verfassungen empfangen haben, so halte ich's für unnötig, zuerst eine Vorbitte zum Besten der Wahrheit einzulegen. Denn was hülfte es, von Asiaten und Afrikanern schreiben zu dürfen, wenn man seine Meinung über Völker und Zeiten verhüllen müßte, die uns soviel näher angehn als alles, was jenseit der Alpen und des Taurus längst im Staube liegt? Die Geschichte will Wahrheit und eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit wenigstens unparteiische Wahrheitsliebe.

Schon die Natur hat diesen Strich der Erde durch eine Felsenwand unterschieden, die unter dem Namen des Mustag, Altai, Kitzigtag, Ural, Kaukasus, Taurus, Hämus und fernerhin der karpatischen, Riesen-Alpengebürge und Pyrenäen bekannt ist. Nordwärts derselben, unter einem so andern Himmel, auf einem so andern Boden, mußten die Bewohner desselben notwendig auch eine Gestalt und Lebensweise annehmen, die jenen südlichen Völkern fremd war; denn auf der ganzen Erde hat die Natur durch nichts so daurende Unterschiede gemacht als durch die Gebürge. Hier sitzt sie auf ihrem ewigen Thron, sendet

Ströme und Witterung aus und verteilet, so wie das Klima, so auch die Neigungen, oft auch das Schicksal der Nationen. Wenn wir also hören werden, daß Völker, jenseit dieser Gebürge an jenen Salz- und Sandseen der ungeheuren Tatarei oder in den Wäldern und Wüsten des nordischen Europa jahrhunderte- oder jahrtausendelang wohnhaft, auch in die schönsten Gefilde des römischen und griechischen Reichs eine wandalisch-gotisch-scythisch-tatarische Lebensweise brachten, deren Merkmale Europa noch jetzt in manchem an sich trägt, so wollen wir uns darüber weder wundern, noch uns einen falschen Schein der Kultur anlügen, sondern wie Rinaldo in den Spiegel der Wahrheit sehen, unsre Gestalt darin anerkennen, und wenn wir den klingenden Schmuck der Barbarei unsrer Väter hie und da noch an uns tragen sollten, ihn mit echter Kultur und Humanität, der einzigen wahren Zierde unsres Geschlechts, edel vertauschen.

Ehe wir also zu jenem Gebäude treten, das unter dem Namen der *europäischen Republik* berühmt und durch seine Wirkungen auf die ganze Erde merkwürdig oder furchtbar geworden, so lasset uns zuerst die Völker kennenlernen, die zu dem Bau dieses großen Riesentempels tätig oder leidend beitrugen. Freilich reicht das Buch unsrer nordischen Geschichte nicht weit: bei den berühmtesten Völkern erstreckt es sich nur bis auf die Römer; und sowenig ein Mensch die

Annalen seiner Geburt und Kindheit weiß, sowenig wissen es diese, zumal barbarische und verdrängete Nationen. Die Reste der ältesten werden wir meistens nur noch in Gebürgen oder an den Ecken des Landes, in unzugangbaren oder rauhen Gegenden antreffen, wo kaum noch ihre alte Sprache und einige überbliebne alte Sitten ihren Ursprung bezeichnen, indes ihre Überwinder allenthalben den breiten, schönem Erdstrich eingenommen haben und, falls sie nicht auch von andern verdrängt wurden, ihn durch das Kriegerrecht ihrer Väter noch besitzen und auf mehr oder minder tatarische Weise oder durch eine langsam erworbene Gerechtigkeit und Klugheit billiger regieren. Gehabt euch also wohl, ihr mildern Gegenden jenseit der Gebürge, Indien und Asien, Griechenland und ihr italischen Küsten; wenn wir die meisten von euch wiedersehen, ist's unter einer andern Gestalt, als *nordische Überwinder*.

I

Vasken, Galen und Kymren

Von allen den zahlreichen Völkerschaften, die einst die spanische Halbinsel bewohnten, sind aus der ältesten Zeit allein die Vasken übrig, die, um das pyrenäische Gebürge in Spanien und Frankreich noch jetzo wohnhaft, ihre alte Sprache, eine der ältesten der Welt, erhalten haben. Wahrscheinlich erstreckte sich dieselbe einst über den größten Teil von Spanien, wie es noch, aller Veränderungen ungeachtet, viele Namen der Städte und Flüsse dieses Landes zeigen. ²⁴³ Selbst unser Name *Silber* soll aus ihr sein, der Name des Metalles, das, nebst dem Eisen, in Europa und aller Welt die meisten Revolutionen in Gang gebracht hat; denn der Sage nach war Spanien das erste europäische Land, das seine Bergwerke baute, da es den frühesten Handelsnationen dieser Weltgegend, den Phöniciern und Karthaginensern, nahe und bequem lag: es war ihnen das erste Peru. Die Völker selbst, die unter dem Namen der Vasken und Kantaber sehr bekannt sind, haben sich in der alten Geschichte als ein schnelles, leichtes, tapfres, freiheitliebendes Volk gezeiget. Sie begleiteten den Hannibal nach Italien und sind in den römischen Dichtern ein

furchtbarer Name: sie, nebst den spanischen Kelten, waren es, die den Römern die Unterjochung dieses Landes am schwersten machten, also daß Augustus über sie zuerst, und vielleicht auch nur dem Scheine nach, triumphierte; denn was nicht dienen wollte, zog sich in die Gebürge. Als die Wandalen, Alanen, Sveven. Goten und andre teutonische Völker ihren wilden Durchzug durch die Pyrenäen nahmen und einige derselben in ihrer Nachbarschaft Reiche stifteten, waren sie noch das tapfre, unruhige Volk, das unter den Römern seinen Mut nicht verloren hatte; und als Karl der Große auf seinem Rückzuge vom Siege über die spanischen Sarazenen durch ihr Land zog, waren eben noch sie es, die durch einen listigen Angriff jene in den alten Romanen so berühmte Niederlage bei Ronceval veranlaßten, in welcher der große Roland blieb. Späterhin machten in Spanien und Aquitanien sie den Franken zu schaffen, wie sie es den Sveven und Goten getan hatten; auch bei Wiedereroberung des Landes aus den Händen der Sarazenen blieben sie nicht müßig, ja sie erhielten selbst in den Jahrhunderten der tiefsten barbarischen Mönchsunterdrückung ihren Charakter. Als nach der langen Nacht eine Morgenröte der Wissenschaft für Europa aufging, brach sie durch die fröhliche Dichtkunst der Provenzalen in ihrer Nachbarschaft, zum Teil in denen von ihnen bewohnten Ländern, hervor, die auch in spätem Zeiten

Frankreich viele fröhliche und aufgeklärte Geister gegeben haben. Zu wünschen wäre es, daß wir die Sprache, die Sitten und die Geschichte dieses raschen und frohen Volks mehr kenneten und daß, wie Macpherson unter den Galen, ein zweiter Larramendi unter ihnen etwa auch nach Resten ihres alten vaskischen Nationalgeistes forschte.²⁴⁴ Vielleicht hat sich die Sage jener berühmten Rolandsschlacht, die durch den fabelhaften Erzbischof Turpin in einer Mönchsepopee zu so vielen Romanen und Heldengedichten des Mittelalters Anlaß gegeben, auch unter ihnen erhalten; wo nicht, so war doch ihr Land wenigstens die Pforte vor Troja, die mit Abenteuern, die daselbst geschehen sein sollten, lange Zeit die Phantasie der europäischen Völker füllte.

Die *Galen*, die unter dem Namen der Gallier und Kelten ein bekannteres und berühmteres Volk sind, als die Vasken waren, hatten am Ende mit ihnen einerlei Schicksal. In Spanien besaßen sie einen weiten und schönen Erdstrich, auf welchem sie den Römern mit Ruhm widerstanden; in Gallien, welches von ihnen den Namen hat, haben sie dem Cäsar eine zehnjährige und in Britannien seinen Nachfolgern eine noch längere, zuletzt nutzlose Mühe gekostet, da die Römer endlich diese Insel selbst aufgeben mußten. Außerdem war Helvetien, der obere Teil von Italien,

der untere Teil von Deutschland längs der Donau bis nach Pannonien und Illyrikum zu, wenn auch nicht allenthalben in dichten Reihen, mit Stämmen und Kolonien aus ihrem Schöße besetzt, und in den alten Zeiten waren unter allen Nationen sie der Römer furchtbarste Feinde. Ihr Brennus legte Rom in die Asche und machte der künftigen Weltbeherrscherin beinahe ein völliges Ende. Ein Zug von ihnen drang bis in Thracien, Griechenland und Kleinasien ein, wo sie unter dem Namen der Galater mehr als einmal furchtbar geworden. Wo sie indessen ihren Stamm am dauerhaftesten, und gewiß nicht ganz ohne Kultur, angebauet haben, war in Gallien und den britannischen Inseln. Hier hatten sie ihre merkwürdige Druidenreligion und in Britannien ihren Oberdruiden; hier hatten sie jene merkwürdige Verfassung eingerichtet, von welcher in Britannien, Irland und auf den Inseln noch so viele, zum Teil ungeheure Steingebäude und Steinhäufen zeugen: Denkmale, die, wie die Pyramiden, wahrscheinlich noch Jahrtausende überdauern und vielleicht immer ein Rätsel bleiben werden. Eine Art Staats- und Kriegseinrichtung war ihnen eigen, die zuletzt den Römern erlag, weil die Uneinigkeit ihrer gallischen Fürsten sie selbst ins Verderben stürzte; auch waren sie nicht ohne Naturkenntnisse und Künste, so viele derselben ihrem Zustande gemäß schienen; am wenigsten endlich ohne das, was bei allen

Barbaren die Seele des Volks ist, ohne Gesänge und Lieder. Im Munde ihrer Barden waren diese vorzüglich der Tapferkeit geweiht und sangen die Taten ihrer Väter.²⁴⁵ Gegen einen Cäsar und sein mit aller römischen Kriegskunst ausgerüstetes Heer erscheinen sie freilich als halbe Wilde; mit andern nordischen Völkern, auch mit mehreren deutschen Stämmen verglichen, erscheinen sie nicht also, da sie diese offenbar an Gewandtheit und Leichtigkeit des Charakters, wohl auch an Kunstfleiß, Kultur und politischer Einrichtung übertrafen; denn wie der deutsche Charakter noch jetzt in manchen Grundzügen dem ähnlich ist, den Tacitus schildert, so ist auch schon im alten Gallier, trotz alles dessen, was die Zeiten verändert haben, der jüngere Gallier kenntlich. Notwendig aber waren die so weit verbreiteten verschiedenen Nationen dieses Volksstammes nach Ländern, Zeiten, Umständen und wechselnden Stufen der Bildung sehr verschieden, so daß der Gale an der Küste des Hoch- oder Irlands mit einem gallischen oder keltiberischen Volk, das die Nachbarschaft gebildeter Nationen oder Städte lange genossen hatte, wohl wenig gemein haben konnte.

Das Schicksal der Galen in ihrem großen Erdstrich endigte traurig. Den frühesten Nachrichten nach, die wir von ihnen haben, hatten sie sowohl dies- als jenseit der Meerenge die Belgen oder Kymren zur Seite,

die ihnen allenthalben nachzudringen scheinen. Dies- und jenseit wurden zuerst die Römer, sodann mehrere teutonische Nationen ihre Überwinder, von denen wir sie oft auf eine sehr gewaltsame Art unterdrückt, entkräftet oder gar ausgerottet und verdrängt sehen werden, so daß wir anjetzt die galische Sprache nur an den äußersten Enden ihrer Besitztümer, in Irland, den Hebriden und dem nackten, schottischen Hochlande wiederfinden. Goten, Franken, Burgunder, Alemanen, Sachsen, Normänner und andre deutsche Völker haben in mancherlei Vermischungen ihre andern Länder besetzt, ihre Sprache vertrieben und ihren Namen verschlungen.

Indessen gelang es doch der Unterdrückung nicht, auch den innern Charakter dieses Volks in lebendigen Denkmalen ganz von der Erde zu vertilgen; sanft wie ein Harfenton entschlüpfte ihr eine zärtlich-traurige Stimme aus den Gräbern, die Stimme Ossians, des Sohnes Fingal, und einiger seiner Genossen. Sie bringt uns, wie in einem Zauberspiegel, nicht nur Gemälde alter Taten und Sitten vor Augen, sondern die ganze Denk- und Empfindungsweise eines Volkes auf dieser Stufe der Kultur, in solchen Gegenden, bei solchen Sitten tönet uns durch sie in Herz und Seele. Ossian und seine Genossen sagen uns mehr vom innern Zustande der alten Galen, als ein Geschichtschreiber uns sagen könnte, und werden uns gleichsam

rührende Prediger der Humanität, wie solche auch in den einfachsten Verbindungen der menschlichen Gesellschaft lebet. Zarte Bande ziehen sich auch dort von Herz zu Herzen, und jede ihrer Saiten tönt Wehmut. Was Homer den Griechen ward, hätte ein galischer Ossian den Seinigen werden können, wenn die Galen Griechen und Ossian Homer gewesen wäre. Da dieser aber nur, als die letzte Stimme eines verdrängten Volks, zwischen Nebelbergen in einer Wüste singt und wie eine Flamme über Gräbern der Väter hervorglänzt, wenn jener, in Ionien geboren, unter einem werdenden Volk vieler blühenden Stämme und Inseln, im Glanz seiner Morgenröte, unter einem so andern Himmel, in einer so andern Sprache das schildert, was er entschieden, hell und offen vor sich erblickte und andre Geister nachher so vielfach anwandten, so sucht man freilich in den kaledonischen Bergen einen griechischen Homer an unrechtem Orte. Töne indessen fort, du Nebelharfe Ossians; glücklich in allen Zeiten ist, wer deinen sanften Tönen gehorchet.²⁴⁶

Die *Kymren* sind ihrem Namen nach Bergbewohner, und wenn sie mit den Belgen *ein* Volk sind, so treffen wir sie, von den Alpen an, die westlichen Ufer des Rheins bis zu seinem Ausfluß hinunter, ja vielleicht einst bis zur cirnbrischen Halbinsel, die uralters

wahrscheinlich ein größeres Land war. Von deutschen Stämmen, die hart an ihnen saßen, wurden sie teilweise über das Meer gedrängt, so daß sie in Britannien die Galen einengten, die öst- und südlichen Küsten dieses Landes bald innehatten und, da ihre Stämme dies- und jenseit des Meers zusammenhingen, sie auch in manchen Künsten erfahrener als die Galen waren, in dieser Lage nichts so bequem als die Seeräuberei treiben konnten. Sie scheinen ein wilderes Volk gewesen zu sein als die Galen, das auch unter den Römern an Sittlichkeit wenig zunahm und, als diese das Land verließen, in einen so hilflosen Zustand der Barbarei und Ausschweifung versank, daß es bald die Römer, bald zu eigenem Schaden die Sachsen als Hilfsvölker ins Land rufen mußte. Sehr übel erging es ihnen unter diesen deutschen Helfern. In Horden kamen diese herüber und verwüsteten bald mit Feuer und Schwert: weder Menschen noch Anlagen wurden verschonet; das Land ward zur Einöde, und wir finden endlich die armen Kymren an die westliche Ecke Englands, in die Gebürge von Wales, in die Ecke von Cornwallis verdrängt oder nach Bretagne geflüchtet oder vertilget. Nichts gleicht dem Haß, den die Kymren gegen ihre treulosen Freunde, die Sachsen, hatten und viele Jahrhunderte durch, auch nachdem sie in ihre nackten Gebürge eingeschlossen waren, lebhaft nährten. Lange erhielten sie sich

unabhängig, im völligen Charakter ihrer Sprache, Regierungsart und Sitten, von denen wir im Regulativ des Hofstaats ihrer Könige und ihrer Beamten noch eine merkwürdige Beschreibung haben²⁴⁷, indessen kam auch die Zeit *ihrer* Endes. Wales ward überwunden und mit England vereinigt; nur die Sprache der Kymren erhielt und erhält sich noch, sowohl hier als in Bretagne. Sie erhält sich noch, aber in unsichern Resten; und es ist gut, daß ihr Charakter in Büchern aufgenommen worden²⁴⁸, weil unausbleiblich sowohl sie als alle Sprachen dergleichen verdrängeter Völker ihr Ende erreichen werden und mit dieser in Bretagne dies wohl zuerst geschehen dürfte. Nach dem allgemeinen Lauf der Dinge erlöschen die Charaktere der Völker allmählich; ihr Gepräge nützt sich ab, und sie werden in den Tiegel der Zeit geworfen, in welchem sie zur toten Masse hinabsinken oder zu einer neuen Ausprägung sich läutern.

Das Denkwürdigste, was uns von den Kymren übriggeblieben und wodurch wunderbar auf die Einbildungskraft der Menschen gewirkt worden, ist ihr König Artus mit seinen Rittern der runden Tafel. Natürlich kam die Sage von ihm sehr spät in Bücher, und nur nach den Kreuzzügen bekam sie ihren Schmuck der Romandichtung; ursprünglich aber gehört sie den Kymren zu, denn in Cornwallis herrschte König Artus; dort und in Wales tragen in der

Volkssage hundert Orte noch von ihm den Namen. In Bretagne, der Kolonie der Kymren, ward, vom romanischen Fabelgeist der Normannen belebt, das Märchen wahrscheinlich zuerst ausgebildet und breitete sich sodann mit zahllosen Erweiterungen über England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, ja späterhin in die gebildete Dichtkunst. Märchen aus dem Morgenlande kamen dazu, Legenden mußten alles heiligen und segnen; so kam dann das schöne Gefolge von Rittern, Riesen, dem Zauberer Merlin (auch einem Waliser), von Feen, Drachen und Abenteurern zusammen, an welchem sich jahrhundertlang Ritter und Frauen vergnügten. Es wäre umsonst, genau zu fragen, wenn König Artus gelebt habe; aber den Grund, die Geschichte und Wirkungen dieser Sagen und Dichtungen durch alle Nationen und Jahrhunderte, in denen sie geblühet, zu untersuchen und als ein Phänomenon der Menschheit ins Licht zu stellen, dies wäre, nach den schönen Vorarbeiten dazu, ein ruhmwürdiges Abenteuer, so angenehm als belehrend.²⁴⁹

II

Finnen, Letten und Preußen

Der finnische Völkerstamm (der aber diesen Namen sowenig als ein Zweig desselben den Namen der Lappen kennet, indem sie sich selbst *Suomi* nennen) erstreckt sich noch jetzt im äußersten Norden von Europa und an den Küsten der Ostsee bis nach Asien hinein; in frühem Zeiten hat er sich gewiß tiefer hinab und weiter hin verbreitet. Außer den Lappen und Finnen gehören in Europa die Ingern, Esten und Liven zu ihm; weiterhin sind die Syranen, Permier, Wogulen, Wotjaken, Tscheremissen, Mordwinen, die kondischen Ostjaken u. f. seine Verwandte, so wie auch die Ungarn oder Madjaren desselben Völkerstammes sind, wenn man ihre Sprachen vergleicht.

250 Es ist ungewiß, wie weit hinab die Lappen und Finnen einst in Norwegen und Schweden gewohnt haben; das aber ist sicher, daß sie von den skandinavischen Deutschen immer höher hinauf bis an den nordischen Rand getrieben sind, den sie noch itzt innehaben. An der Ostsee und am Weißen Meer scheinen ihre Stämme am lebendigsten gewesen zu sein, wo sie nebst einigem Tauschhandel auch Seeräuberei trieben; in Permien oder Biarmeland hatte ihr Götze Jumala

einen barbarisch-prächtigen Tempel; hier gingen also auch vorzüglich die nordisch-deutschen Abenteurer hin, zu tauschen, zu plündern und Tribut zu lodern. Nirgend indes hat dieser Volksstamm zur Reife einer selbständigen Kultur kommen können, woran wohl nicht seine Fähigkeit, sondern seine üble Lage schuld ist. Sie waren keine Krieger wie die Deutschen; denn auch noch jetzt, nach so langen Jahrhunderten der Unterdrückung, zeigen alle Volkssagen und Lieder der Lappen, Finnen und Esten, daß sie ein sanftes Volk sind. Da nun außerdem ihre Stämme meistens ohne Verbindung und viele derselben ohne politische Verfassung lebten, so konnte beim Herandrängen der Völker wohl nichts anders geschehen, als was geschehen ist, nämlich daß die Lappen an den Nordpol hinaufgedrängt, die Finnen, Ingern, Esten u. f. sklavisch unterjocht, die Liven aber fast ganz ausgerottet wurden. Das Schicksal der Völker an der Ostsee macht überhaupt ein trauriges Blatt in der Geschichte der Menschheit. Das einzige Volk, das aus diesem Stamm sich unter die Eroberer gedrängt hat, sind die Ungern oder Madjaren. Wahrscheinlich saßen sie zuerst im Lande der Baschkiren, zwischen der Wolga und dem Jaik; dann stifteten sie ein ungrisches Königreich zwischen dem Schwarzen Meer und der Wolga, das sich zerteilte. Jetzt kamen sie unter die Chazaren, wurden von den Petschenegen geteilt, da sie denn teils an der

persischen Grenze das madjarische Reich gründeten, teils in sieben Horden nach Europa gingen und mit den Bulgaren wütende Kriege führten. Von diesen weiter hin gedrängt, rief Kaiser Arnulf sie gegen die Mähren; jetzt stürzten sie aus Pannonien in Mähren, Bayern, Oberitalien und verwüsteten greulich; mit Feuer und Schwert streiften sie in Thüringen, Sachsen, Franken, Hessen, Schwaben, Elsaß bis nach Frankreich und abermals in Italien hinein, zogen vom deutschen Kaiser einen schimpflichen Tribut, bis endlich teils durch die Pest, teils durch die fürchterlichsten Niederlagen ihrer Heere in Sachsen, Schwaben, Westfalen das deutsche Reich vor ihnen sichergestellt und ihr Ungarn selbst sogar zu einem apostolischen Reich ward. Da sind sie jetzt unter Slawen, Deutschen, Wlachen und andern Völkern der geringere Teil der Landeseinwohner, und nach Jahrhunderten wird man vielleicht ihre Sprache kaum finden.

Die *Litauer*, *Kuren* und *Letten* an der Ostsee sind von Ungewissem Ursprunge, aller Wahrscheinlichkeit nach indessen auch dahin gedrängt, bis sie nicht weiter gedrängt werden konnten. Ungeachtet der Mischung ihrer Sprache mit andern, hat sie doch einen eignen Charakter und ist wahrscheinlich die Tochter einer uralten Mutter, die vielleicht aus fernen Gegenden her ist. Zwischen den deutschen, slawischen und

finnischen Völkern konnte sich der friedliche lettische Stamm nirgend weit ausbreiten, noch weniger verfeinern, und ward zuletzt nur, wie seine Nachbarn, die *Preußen*, am meisten durch die Gewalttätigkeiten merkwürdig, die allen diesen Küstenbewohnern theils von den neubekehrten Polen, theils vom Deutschen Orden und denen, die ihm zu Hülfe kamen, widerfuhr.²⁵¹ Die Menschheit schaudert vor dem Blut, das hier vergossen ward in langen wilden Kriegen, bis die alten Preußen fast gänzlich ausgerottet, Kuren und Letten hingegen in eine Knechtschaft gebracht wurden, unter deren Joch sie noch jetzt schmachten. Vielleicht verfließen Jahrhunderte, ehe es von ihnen genommen wird und man zum Ersatz der Abscheulichkeiten, mit welchen man diesen ruhigen Völkern ihr Land und ihre Freiheit raubte, sie aus Menschlichkeit zum Genuß und eignen Gebrauch einer bessern Freiheit neu bildet.

Lange gnug hat sich unser Blick bei verdrängten oder unterjochten und ausgerotteten Völkern verweilet; lasset uns jetzt die sehen, die sie verdrängten und unterjochten.

III

Deutsche Völker

Wir treten zu dem Völkerstamm, der durch seine Größe und Leibesstärke, durch seinen unternehmenden, kühnen und ausdauernden Kriegsmut, durch seinen dienenden Heldengeist, Anführern, wohin es sei, im Heer zu folgen und die bezwungenen Länder als Beute unter sich zu teilen, mithin durch seine weiten Eroberungen und die Verfassung, die allenthalben umher nach deutscher Art errichtet ward, zum Wohl und Weh dieses Weltteils mehr als alle andre Völker beigetragen. Vom Schwarzen Meer an durch ganz Europa sind die Waffen der Deutschen furchtbar worden; von der Wolga bis zur Ostsee reichte einst ein gotisches Reich; in Thracien, Mösien, Pannonien, Italien, Gallien, Spanien, selbst in Afrika hatten zu verschiedenen Zeiten verschiedene deutsche Völker Sitze und stifteten Reiche; sie waren es, die die Römer, Sarazenen, Galen, Kymren, Lappen, Finnen, Esten, Slawen, Kuren, Preußen und sich untereinander selbst verdrängten, die alle heutige Königreiche in Europa gestiftet, ihre Stände eingeführt, ihre Gesetze gegründet haben. Mehr als einmal haben sie Rom eingenommen, besiegt und geplündert, Konstantinopel

mehrmals belagert und selbst in ihm geherrscht, zu Jerusalem ein christliches Königreich gestiftet; und noch jetzt regieren sie, teils durch die Fürsten, die sie allen Thronen Europas gegeben, teils durch diese von ihnen errichtete Throne selbst, als Besitzer oder im Gewerb und Handel, mehr oder minder alle vier Weltteile der Erde. Da nun keine Wirkung ohne Ursache ist, so muß auch diese ungeheure Folge von Wirkungen ihre Ursache haben.

1. *Nicht wohl liegt diese im Charakter der Nation allein: ihre sowohl physische als politische Lage, ja eine Menge von Umständen, die bei keinem andern nördlichen Volk also zusammentraf, hat zum Lauf ihrer Taten mitgewirkt.* Ihr großer, starker und schöner Körperbau, ihre fürchterlich-blauen Augen wurden von einem Geist der Treue und Enthaltbarkeit beseelt, die sie ihren Obern gehorsam, kühn im Angriff, ausdauernd in Gefahren, mithin andern Völkern, zumal den ausgearteten Römern, zum Schutz und Trutz sehr wohlgefällig oder furchtbar machten. Frühe haben Deutsche im römischen Heer gedient, und zur Leibwache der Kaiser waren sie die auserlesensten Menschen; ja, als das bedrängte Reich sich selbst nicht helfen konnte, waren es deutsche Heere, die für Sold gegen jeden, selbst gegen ihre Brüder fochten. Durch diese Söldnerei, die jahrhundertlang fortgesetzt wurde, bekamen viele ihrer Völker nicht nur eine

Kriegswissenschaft und Kriegszucht, die andern Barbaren fremd bleiben mußte, sondern sie kamen auch durch das Beispiel der Römer und durch die Bekanntschaft mit ihrer Schwäche allmählich in den Geschmack eigner Eroberungen und Völkerzüge. Hatte dieses jetzt so ausgeartete Rom einst Völker unterjocht und sich zur Herrscherin der Welt aufgeworfen, warum sollten sie es nicht tun, ohne deren Hände jenes nichts Kräftiges mehr vermochte? Der erste Stoß auf die römischen Länder kam also, wenn wir die altern Einbrüche der Teutonen und Kymren absondern und von den unternehmenden Männern Ariovist, Marbud und Hermann zu rechnen anfangen, von Grenzvölkern oder von Anführern her, die der Kriegart dieses Reichs kundig und in seinen Heeren oft selbst gebraucht waren, mithin die Schwäche sowohl Roms als späterhin Konstantinopels gnugsam kannten. Einige derselben waren sogar eben damals römische Hülfsvölker, als sie es besser fanden, was sie gerettet hatten, sich selbst zu bewahren. Wie nun die Nachbarschaft eines schwachen Reiches und eines starken Dürftigen, der jenem unentbehrlich ist, diesem notwendig die Überlegenheit und Herrschaft einräumet, so hatten auch hier die Römer den Deutschen, die im Mittelpunkt Europas gerade vor ihnen saßen und die sie bald aus Not in ihren Staat oder in ihre Heere nahmen, das Heft selbst in die Hände gegeben.

2. *Der lange Widerstand, den mehrere Völker unsres Deutschlandes gegen die Römer zu tun hatten, stärkte in ihnen notwendig ihre Kräfte und ihren Haß gegen einen Erbfeind, der sich der Triumphe über sie mehr als anderer Siege rühmte.* Sowohl am Rhein als an der Donau waren die Römer den Deutschen gefährlich; so gern diese ihnen gegen die Gallier und andre Völker gedient hatten, so wollten sie ihnen als Selbstüberwundene nicht dienen. Daher nun die langen Kriege von Augustus an, die, je schwächer das Reich der Römer ward, immer mehr in Einbruch und Plünderung ausarteten und nicht anders als mit seinem Untergange enden konnten. Der *markomannische* und *schwäbische Bund*, den mehrere Völker gegen die Römer schlossen, der *Heerbann*, in welchem alle, auch die entlegenem deutschen Stämme standen, der jeden Mann zum *Wehren*, d. i. zum Mitstreiter machte: diese und mehrere Einrichtungen gaben der ganzen Nation sowohl den Namen als die Verfassung der *Germanen* oder *Alemannen*, d. i. verbundener Kriegsvölker: wilde Vorspiele eines Systems, das nach Jahrhunderten auf alle Nationen Europas verbreitet werden sollte.²⁵²

3. *Bei solch einer stehenden Kriegsverfassung mußte es den Deutschen notwendig an manchen andern Tugenden fehlen, die sie ihrer Hauptneigung oder ihrem Hauptbedürfnis, dem Kriege, nicht*

ungern aufopferten. Den Ackerbau trieben sie eben so fleißig nicht und beugten sogar in manchen Stämmen durch eine jährlich neue Verteilung der Äcker dem Vergnügen vor, das jemand an dem eignen Besitz und einer bessern Kultur des Landes finden könnte. Einige, insonderheit östliche Stämme waren und blieben lange tatarische Jagd- und Hirtenvölker. Die rohe Idee von Gemeinweiden und einem Gesamteigentum war die Lieblingsidee dieser Nomaden, die sie auch in die Einrichtung ihrer eroberten Länder und Reiche brachten. Deutschland blieb also lange ein Wald voll Wiesen, Moräste und Sümpfe, wo der Ur und das Elend, jetzt ausgerottete deutsche Heldentiere, neben den deutschen Menschenhelden wohnten; Wissenschaften kannten sie nicht, und die wenigen ihnen unentbehrlichen Künste verrichteten Weiber und größtenteils geraubte Knechte. Völkern dieser Art mußte es angenehm sein, von Rache, Dürftigkeit, Langerweile, Gesellschaft oder von einer andern Aufforderung getrieben, ihre öden Wälder zu verlassen, bessere Gegenden zu suchen oder um Sold zu dienen. Daher waren mehrere Stämme in einer ewigen Unruhe, mit- und gegeneinander entweder im Bunde oder im Kriege. Keine Völker (wenige Stämme ruhiger Landesanwohner ausgenommen) sind so oft hin und her gezogen als diese; und wenn *ein* Stamm aufbrach, schlugen sich im Zuge meistens mehrere an ihn,

also daß aus dem Haufen ein Heer ward. Viele deutsche Völker, Wandalen, Sveven u. a., haben vom Umherschweifen, Wandeln, den Namen; so ging's zu Lande, so ging's zur See. Ein ziemlich tatarisches Leben.

In der ältesten Geschichte der Deutschen hüte man sich also, sich irgend an einen Lieblingsplatz unsrer neuen Verfassung mit Vorliebe zu heften: die alten Deutschen gehören in diese nicht; sie folgten einem andern Strome der Völker. Westwärts drangen sie auf Belgen und Galen, bis sie in der Mitte andrer Stämme eingeschlossen saßen; östlich gingen sie bis zur Ostsee, und wenn sie auf ihr nicht rauben oder fortschwimmen konnten, an den sandigen Küsten aber auch keinen Unterhalt fanden, so wandten sie sich natürlicherweise bei dem ersten Anlaß südlich in leergelassene Länder. Daher, daß mehrere der Nationen, die ins römische Reich zogen, zuerst an der Ostsee gewohnt haben; es waren aber gerade nur die wilderen Völker, deren Wohnung daselbst keine Veranlassung zum Sturz dieses Reichs war. Weit entfernter lag diese, in der *asiatischen Mungalei*; denn dort wurden die westlichen Hunnen von den Iguen und andern Völkern gedrängt; sie gingen über die Wolga, trafen auf die Alanen am Don, trafen auf das große Reich der Goten am Schwarzen Meere; und jetzt gerieten

lauter südliche deutsche Völker, West- und Ostgoten, Wandalen, Alanen, Sveven in Bewegung, denen die Hunnen folgten. Mit den Sachsen, Franken, Burgundern und Herulern hatte es wieder andre Bewandtnis; die letztgenannten standen als Helden, die ihr Blut verkauften, längst in römischem Solde.

Auch hüte man sich, allen diesen Völkern gleiche Sitten oder eine gleiche Kultur zuzueignen; das Gegenteil davon zeigt ihr verschiedenes Betragen gegen die überwundenen Nationen. Anders verfahren die wilden Sachsen in Britannien, die streifenden Alanen und Sveven in Spanien als die Ostgoten in Italien oder in Gallien die Burgunder. Die Stämme, die lange an den römischen Grenzen, neben ihren Kolonien und Handelsplätzen, west- oder südlich, gewohnt hatten, waren milder und bildsamer, als die aus den nördlichen Wäldern oder von öden Küsten herkamen; daher es z.B. anmaßend sein würde, wenn jede Horde der Deutschen sich die Mythologie der skandischen Goten zueignen wollte. Wohin waren diese Goten nicht gekommen, und auf wie mancherlei Wegen hat sich diese Mythologie späterhin nicht verfeinert! Dem tapfern Urdeutschen bleibt vielleicht nichts als sein *Teut* oder *Tuisto*, *Mann*, *Hertha* und *Wodan*, d. i. ein Vater, ein Held, die Erde und ein Feldherr.

Indessen dürfen wir uns doch, wenigstens brüderlich, jenes entfernten Schatzes der *deutschen*

Fabellehre freuen, der sich am Ende der bewohnten Welt, in Island, erhalten oder zusammengefunden und durch die Sagen der Normänner und christlichen Gelehrten augenscheinlich bereichert hat: ich meine der nordischen Edda. Als eine Sammlung von Urkunden der Sprache und Denkart eines deutschen Volksstammes ist sie allerdings auch uns höchst merkwürdig. Die Mythologie dieser Nordländer mit der griechischen zu vergleichen kann lehrreich oder unnütz werden, nachdem man die Untersuchung anstellt; sehr vergeblich wäre es aber, einen Homer oder Ossian unter diesen Skalden zu erwarten. Bringet die Erde allenthalben *einerlei* Früchte hervor? Und sind die edelsten Früchte dieser Art nicht Folgen eines lange zubereiteten, seltenen Zustandes der Völker und Zeiten? Lasset uns also in diesen Gedichten und Sagen schätzen, was wir in ihnen finden: einen eignen Geist roher, kühner Dichtung, starker, reiner und treuer Gefühle, samt einem nur zu künstlichen Gebrauch des Kerns unsrer Sprache; und Dank sei jeder aufbewahrenden, jeder mitteilenden Hand, die zum allgemeinem oder bessern Gebrauch dieser Nationalschätze beiträgt. Unter den Namen derer, die in früheren und neueren Zeiten ruhmwürdig dazu beitrugen²⁵³, nenne ich in unsern Zeiten auch für die Geschichte der Menschheit den Namen Suhm mit Dank und Ehre. Er ist es, der uns von Island her dies schöne Nordlicht in

neuem Glanze hervorschimmern läßt; er selbst und andre suchen es auch in den Horizont unsrer Kenntnisse zum richtigem Gebrauch einzuführen. Leider können wir Deutsche von unsern alten Sprachschätzen nicht viel aufzeigen²⁵⁴, die Lieder unsrer Barden sind verloren; der alte Eichbaum unsrer Heldensprache prangt, außer wenigem, nur mit sehr junger Blüte.

Als die deutschen Völker das Christentum angenommen hatten, fochten sie dafür wie für ihre Könige und ihren Adel; welche echte Degentreue denn außer ihren eignen Völkern, den Alemannen, Thüringern, Bayern und Sachsen, die armen Slawen, Preußen, Kuren, Liven und Esten reichlich erfahren haben. Zum Ruhme gereicht es ihnen, daß sie auch gegen die später eindringende Barbaren als eine lebendige Mauer standen, an der sich die tolle Wut der Hunnen, Ungarn, Mogolen und Türken zerschellte. Sie also sind's, die den größten Teil von Europa nicht nur erobert, bepflanzt und nach ihrer Weise eingerichtet, sondern auch beschützt und beschirmt haben; sonst hätte auch das in ihm nicht aufkommen können, was aufgekommen ist. Ihr Stand unter den andern Völkern, ihr Kriegesbund und Stammescharakter sind also die Grundfesten der Kultur, Freiheit und Sicherheit Europas geworden; ob sie nicht auch durch ihre politische Lage an dem langsamen Fortgange dieser Kultur mit eine Ursache sein müssen, davon wird ein

unbescholtener Zeuge, die Geschichte, Bericht geben.

IV

Slawische Völker

Die slawischen Völker nehmen auf der Erde einen großem Raum ein als in der Geschichte, unter andern Ursachen auch deswegen, weil sie entfernter von den Römern lebten. Wir kennen sie zuerst am Don, späterhin an der Donau, dort unter Goten, hier unter Hunnen und Bulgarn, mit denen sie oft das römische Reich sehr beunruhigten, meistens nur als mitgezogene, helfende oder dienende Völker. Trotz ihrer Taten hie und da waren sie nie ein unternehmendes Kriegs- und Abenteuervolk wie die Deutschen; vielmehr rückten sie diesen stille nach und besetzten ihre leergelassenen Plätze und Länder, bis sie endlich den ungeheuren Strich innehatten, der vom Don zur Elbe, von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer reicht. Von Lüneburg an über Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, die Lausnitz, Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, Rußland erstreckten sich ihre Wohnungen diesseit der karpatischen Gebürge, und jenseit derselben, wo sie frühe schon in der Walachei und Moldau saßen, breiteten sie sich, durch mancherlei Zufälle unterstützt, immer weiter und weiter aus, bis sie der Kaiser Heraklius auch in Dalmatien

aufnahm und nach und nach die Königreiche Slawonien, Bosnien, Servien, Dalmatien von ihnen gegründet wurden. In Pannonien wurden sie ebenso zahlreich; von Friaul aus bezogen sie auch die südöstliche Ecke Deutschlands, also daß ihr Gebiet sich mit Steiermark, Kärnten, Krain festschloß: der ungeheuerste Erdstrich, den in Europa *eine* Nation größtenteils noch jetzt bewohnt. Allenthalben ließen sie sich nieder, um das von andern Völkern verlassene Land zu besitzen, es als Kolonisten, als Hirten oder Ackerleute zu bauen und zu nutzen; mithin war nach allen vorhergegangenen Verheerungen, Durch- und Auszügen ihre geräuschlose, fleißige Gegenwart den Ländern ersprießlich. Sie liebten die Landwirtschaft, einen Vorrat von Herden und Getreide, auch mancherlei häusliche Künste und eröffneten allenthalben mit den Erzeugnissen ihres Landes und Fleißes einen nützlichen Handel. Längs der Ostsee von Lübeck an hatten sie Seestädte erbauet, unter welchen Vineta auf der Insel Rügen das slawische Amsterdam war; so pflugen sie auch mit den Preußen, Kuren und Letten Gemeinschaft, wie die Sprache dieser Völker zeigt. Am Dnepr hatten sie Kiew, am Wolchow Nowgorod gebauet, welche bald blühende Handelsstädte wurden, indem sie das Schwarze Meer mit der Ostsee vereinigten und die Produkte der Morgenwelt dem nörd- und westlichen Europa zuführten. In Deutschland trieben

sie den Bergbau, verstanden das Schmelzen und Gießen der Metalle, bereiteten das Salz, verfertigten Leinwand, braueten Met, pflanzten Fruchtbäume und führten nach ihrer Art ein fröhliches, musikalisches Leben. Sie waren mildtätig, bis zur Verschwendung gastfrei, Liebhaber der ländlichen Freiheit, aber unterwürfig und gehorsam, des Raubens und Plünderns Feinde. Alles das half ihnen nicht gegen die Unterdrückung, ja es trug zu derselben bei. Denn da sie sich nie um die Oberherrschaft der Welt bewarben, keine kriegssüchtige erbliche Fürsten unter sich hatten und lieber steuerpflichtig wurden, wenn sie ihr Land nur mit Ruhe bewohnen konnten, so haben sich mehrere Nationen, am meisten aber die vom deutschen Stamme, an ihnen hart versündigt.

Schon unter Karl dem Großen gingen jene Unterdrückungskriege an, die offenbar Handelsvorteile zur Ursache hatten, ob sie gleich die christliche Religion zum Verwände gebrauchten; denn den heldenmäßigen Franken mußte es freilich bequem sein, eine fleißige, den Landbau und Handel treibende Nation als Knechte zu behandeln, statt selbst diese Künste zu lernen und zu treiben. Was die Franken angefangen hatten, vollführten die Sachsen; in ganzen Provinzen wurden die Slawen ausgerottet oder zu Leibeigenen gemacht und ihre Ländereien unter Bischöfe und Edelleute verteilt. Ihren Handel auf der Ostsee zerstörten

nordische Germanen; ihr Vineta nahm durch die Dänen ein trauriges Ende, und ihre Reste in Deutschland sind dem ähnlich, was die Spanier aus den Peruanern machten. Ist es ein Wunder, daß nach Jahrhunderten der Unterjochung und der tiefsten Erbitterung dieser Nation gegen ihre christlichen Herren und Räuber ihr weicher Charakter zur arglistigen, grausamen Knechtsträgheit herabgesunken wäre? Und dennoch ist allenthalben, zumal in Ländern, wo sie einiger Freiheit genießen, ihr altes Gepräge noch kennbar. Unglücklich ist das Volk dadurch worden, daß es bei seiner Liebe zur Ruhe und zum häuslichen Fleiß sich keine daurende Kriegsverfassung geben konnte, ob es ihm wohl an Tapferkeit in einem hitzigen Widerstande nicht gefehlt hat. Unglücklich, daß seine Lage unter den Erdvölkern es auf einer Seite den Deutschen so nahe brachte und auf der andern seinen Rücken allen Anfällen östlicher Tataren frei ließ, unter welchen, sogar unter den Mogolen, es viel gelitten, viel geduldet. Das Rad der ändernden Zeit drehet sich indes unaufhaltsam; und da diese Nationen größtentheils den schönsten Erdstrich Europas bewohnen, wenn er ganz bebauet und der Handel daraus eröffnet würde, da es auch wohl nicht anders zu denken ist, als daß in Europa die Gesetzgebung und Politik statt des kriegerischen Geistes immer mehr den stillen Fleiß und das ruhige Verkehr der Völker untereinander

befördern müssen und befördert werden, so werdet auch ihr so tief versunkene, einst fleißige und glückliche Völker endlich einmal von eurem langen trägen Schlaf ermuntert, von euren Sklavenketten befreiet, eure schönen Gegenden vom Adriatischen Meer bis zum karpatischen Gebürge, vom Don bis zur Mulda als Eigentum nutzen und eure alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feiern dürfen.

Da wir aus mehreren Gegenden schöne und nutzbare Beiträge zur Geschichte dieses Volks haben²⁵⁵, so ist zu wünschen, daß auch aus andern ihre Lücken ergänzt, die immer mehr verschwindenden Reste ihrer Gebräuche, Lieder und Sagen gesammelt und endlich eine *Geschichte dieses Völkerstammes im ganzen* gegeben würde, wie sie das Gemälde der Menschheit fordert.

Fremde Völker in Europa

Alle bisher betrachtete Nationen können wir, die einzigen Ungarn ausgenommen, als alte europäische Stammvölker ansehen, die seit undenklichen Zeiten dahin gehören. Denn ob sie gleich einst auch in Asien mögen gesessen haben, wie die Verwandtschaft mehrerer Sprachen vermuten läßt, so liegt doch diese Untersuchung samt dem Wege, den sie aus der Arche Noah genommen haben, jenseit unsrer Geschichte.

Außer ihnen aber gibt's noch eine Reihe fremder Völker, die in Europa entweder einst ihre Rolle gespielt und zum Glück oder Unglück desselben beigetragen haben oder solche noch jetzo spielen.

Dahin gehören die *Hunnen*, die unter Attila einst eine so große Strecke der Länder durchzogen, überwunden und verwüstet haben; nach aller Wahrscheinlichkeit und nach Ammians Beschreibung ein Volk mogulischen Stammes. Hätte der große Attila sich nicht von Rom hinweg bitten lassen und die Hauptstadt der Welt zur Hauptstadt seines Reiches gemacht, wie schrecklich anders wäre die ganze europäische Geschichte! Nun gingen seine geschlagenen Völker in ihre Steppen zurück und ließen uns,

gottlob! kein *heiliges römisch-kalmückisches Kaisertum* in Europa.

Nach den Hunnen haben die *Bulgarn* *erst* eine fürchterliche Rolle im östlichen Europa gespielt, bis sie, so wie die Ungarn, zur Annahme der christlichen Religion gebändigt wurden und sich zuletzt gar in die Sprache der Slawen verloren. Auch das neue Reich zerfiel, das sie mit den Wlachen vom Berge Hämus stifteten; sie sanken in die vermischte große Masse der Völker des dacisch-illyrisch-thracischen Erdstrichs, und ohne unterscheidenden Volkscharakter führt nur noch eine Provinz des türkischen Reichs ihren Namen.

Viele andre Völker übergehen wir, Chazaren, Awarren, Petschenegen u. f., die dem morgenländischen, zum Teil auch westlichen römischen Reich, auch Goten, Slawen und andern Völkern gnug zu schaffen gemacht hatten, endlich aber ohne eine daurende Stiftung ihres Namens entweder nach Asien zurückgingen oder in die Masse der Völker versanken.

Noch weniger dürfen wir uns auf jene Reste der alten Illyrier, Thracier und Macedonier, die Albanier, Wlachen, Arnauten einlassen. Sie sind keine Fremdlinge, sondern ein alteuropäischer Völkerstamm; einst waren sie Hauptnationen, jetzt sind sie untereinander geworfene Trümmer mehrerer Völker und Sprachen.

Ganz fremde sind für uns auch jene zweite Hunnen,

die unter Gengischan und seinen Nachfolgern Europa verwüsteten. Der erste Eroberer drang unaufhaltsam bis an den Dnepr, änderte plötzlich seine Gedanken und ging zurück; sein Nachfolger kam mit Feuer und Schwert bis in Deutschland, ward aber auch zurückgetrieben. Gengischans Enkel unterjochte Rußland, das anderthalbhundert Jahre den Mogolen steuerbar blieb; endlich warf es das Joch ab und ging in der Folge selbst diesen Völkern gebietend entgegen. Mehr als einmal sind jene räuberischen Wölfe der asiatischen Erdhöhe, die Mogolen, Verwüster der Welt worden; Europa aber zu ihrer Steppe zu machen hat ihnen nie geglückt. Sie haben es auch nie gewollt, sondern begehrten nur Beute.

Also sprechen wir bloß von denen Völkern, die als Besitzer und Mitwohner sich in unserm Weltteil eine längere oder kürzere Dauer erwarben, und diese sind:

1. Die *Araber* zuerst. Nicht nur hat dieses Volk dem morgenländischen Kaisertum in dreien Teilen der Welt den ersten großen Hauptstoß gegeben, sondern da sie Spanien 770 Jahre teilweise besessen, außerdem auch in Sizilien, Sardinien, Korsika und Neapel ganz oder zum Teil lange geherrscht haben und meistens nur stückweise diese Besitzungen verloren, so blieben allenthalben in der Sprache und Denkart, in Anlagen und Einrichtungen Spuren von ihnen zurück,

die teils noch unausgetilgt sind, teils auf den Geist ihrer damaligen Nachbarn und Mitwohner sehr gewirkt haben. An mehreren Orten zündete sich bei ihnen die Fackel der Wissenschaft für das damals barbarische Europa an, und auch bei den Kreuzzügen ward die Bekanntschaft mit ihren morgenländischen Brüdern unserm Weltteil ersprießlich. Ja, da viele derselben in den von ihnen bewohnten Ländern zum Christentum übergetreten sind, so sind sie dadurch, in Spanien, Sizilien und sonst, Europa selbst einverleibet worden.

2. Die *Türken*, ein Volk aus Turkestan, ist trotz seines mehr als dreihundertjährigen Aufenthalts in Europa diesem Weltteil noch immer fremde. Sie haben das morgenländische Reich, das über tausend Jahre sich selbst und der Erde zur Last war, geendet und ohne Wissen und Willen die Künste dadurch westwärts nach Europa getrieben. Durch ihre Anfälle auf die europäischen Mächte haben sie dieselbe jahrhundertlang in Tapferkeit wachend erhalten und jeder fremden Alleinherrschaft in ihren Gegenden vorbeugen: ein geringes Gute gegen das ungleich größere übel, daß sie die schönsten Länder Europas zu einer Wüste und die einst sinnreichsten griechischen Völker zu treulosen Sklaven, zu liederlichen Barbaren gemacht haben. Wie viele Werke der Kunst sind durch diese Unwissenden zerstört worden! Wie vieles

ist durch sie untergegangen, das nie wiederhergestellt werden kann. Ihr Reich ist ein großes Gefängnis für alle Europäer, die darin leben; es wird untergehen, wenn seine Zeit kommt. Denn was sollen Fremdlinge, die noch nach Jahrtausenden asiatische Barbaren sein wollen, was sollen sie in Europa?

3. Die *Juden* betrachten wir hier nur als die parasitische Pflanze, die sich beinahe allen europäischen Nationen angehängt und mehr oder minder von ihrem Saft an sich gezogen hat. Nach dem Untergange des alten Roms waren ihrer vergleichungsweise nur noch wenige in Europa; durch die Verfolgungen der Araber kamen sie in großen Haufen herüber und haben sich selbst nationenweise verteilt. Daß sie den Aussatz in unsern Weltteil gebracht, ist unwahrscheinlich; ein ärgerer Aussatz war's, daß sie in allen barbarischen Jahrhunderten als Wechsler, Unterhändler und Reichsknechte niederträchtige Werkzeuge des Wuchers wurden und gegen eignen Gewinn die barbarisch-stolze Unwissenheit der Europäer im Handel dadurch stärkten. Grausam ging man oft mit ihnen um und erpreßte tyrannisch, was sie durch Geiz und Betrug oder durch Fleiß, Klugheit und Ordnung erworben hatten; indem sie aber solcher Begegnungen gewohnt waren und selbst darauf rechnen mußten, so überlisteten und erpreßten sie desto mehr. Indessen waren sie der damaligen Zeit und sind noch jetzt

manchen Ländern unentbehrlich; wie denn auch nicht zu leugnen ist, daß durch sie die hebräische Literatur erhalten, in den dunkeln Zeiten die von den Arabern erlangte Wissenschaft, Arzneikunde und Weltweisheit auch durch sie fortgepflanzt und sonst manches Gute geschafft worden, wozu sich kein anderer als ein Jude gebrauchen ließ. Es wird eine Zeit kommen, da man in Europa nicht mehr fragen wird, wer Jude oder Christ sei; denn auch der Jude wird nach europäischen Gesetzen leben und zum Besten des Staats beitragen. Nur eine barbarische Verfassung hat ihn daran hindern oder seine Fähigkeit schädlich machen mögen.

4. Ich übergehe die *Armenier*, die ich in unserm Weltteil nur als Reisende betrachte, sehe aber dagegen ein zahlreiches, fremdes, heidnisches, unterirdisches Volk fast in allen Ländern Europas, die *Zigeuner*. Wie kommt es hieher? Wie kommen die sieben- bis achtmal hunderttausend Köpfe hieher, die ihr neuester Geschichtschreiber zählet?²⁵⁶ Eine verworfne indische Kaste, die von allem, was sich göttlich, anständig und bürgerlich nennet, ihrer Geburt nach entfernt ist und dieser erniedrigenden Bestimmung noch nach Jahrhunderten treu bleibt, wozu laugte sie in Europa als zur militärischen Zucht, die doch alles aufs schnellste diszipliniert?

VI

Allgemeine Betrachtungen und Folgen

So ungefähr erscheint das Gemälde der Völkerschaften Europas; Welch eine bunte Zusammensetzung, die noch verworrener wird, wenn man sie die Zeiten, auch nur die wir kennen, hinabbegleitet. So war's in Japan, Tsina, Indien nicht; so ist's in keinem durch seine Lage oder Verfassung eingeschlossenen Lande. Und hat doch Europa über den Alpen kein großes Meer, so daß man glauben sollte, daß die Völker hier wie Mauern nebeneinander hätten stehen mögen. Ein kleiner Blick auf die Beschaffenheit und Lage des Weltteils sowie auf den Charakter und die Ereignisse der Nationen gibt darüber andern Aufschluß.

1. Siehe dort ostwärts zur Rechten *die ungeheure Erdhöhe, die die asiatische Tartarei heißt*; und wenn du die Verwirrungen der mittlern europäischen Geschichte liesest, so magst du wie Tristram seufzen: »Daher stammt unser Unglück!« Ich darf nicht untersuchen, ob alle nordische Europäer und wie lange sie dort gewohnt haben; denn einst war das ganze Nord-europa nicht besser als Siberien und die Mungalei, jene Mutter der Horden; dort und hier war

nomadischen Völkern das träge Umherziehen und die Khan-Regierung unter tatarischen Magnaten erblich und eigen. Da nun überdem das Europa über den Alpen offenbar eine *herabgesenkte Fläche* ist, die von jener völkerreichen tatarischen Höhe westwärts bis ans Meer reicht, auf welche also, wenn dort barbarische Horden andre Horden drängten, die westlichen herabstürzen und andre fortreiben mußten, so war damit ein langer tatarischer Zustand in Europa gleichsam geographisch gegeben. Dieser unangenehme Anblick nun erfüllt über ein Jahrtausend hin die europäische Geschichte, in welcher Reiche und Völker nie zur Ruhe kommen, weil sie entweder selbst des Wanderns gewohnt waren oder weil andre Nationen auf sie drängten. Da es also unleugbar ist, daß in der Alten Welt das große asiatische Gebürge mit seinen Fortgängen in Europa das Klima und den Charakter der Nord- und Südwelt wunderbar scheidet, so lasset nordwärts der Alpen uns über unser Vaterland in Europa wenigstens dadurch trösten, daß wir in Sitten und Verfassungen nur zur verlängerten europäischen und nicht gar zur ursprünglichen asiatischen Tatarei gehören.

2. Europa ist, zumal in Vergleichung mit dem nördlichen Asien, *ein milderes Land voll Ströme, Küsten, Krümmen und Buchten*: schon dadurch entschied sich das Schicksal seiner Völker vor jenen auf

eine vorteilhafte Weise. Am See bei Asow sowohl als am Schwarzen Meere waren sie den griechischen Pflanzstädten und dem reichsten Handel der damaligen Welt nahe; alle Nationen, die hier verweilten oder gar Reiche stifteten, kamen in die Bekanntschaft mehrerer Völker, ja gar zu einiger Kunde der Wissenschaften und Künste. Insonderheit aber ward die Ostsee den Nordeuropäern das, was dem südlichen Europa das Mittelländische Meer war. Die preußische Küste war durch den Bernsteinhandel schon Griechen und Römern bekannt worden; alle Nationen, die an derselben wohnten, welchen Stammes sie waren, blieben nicht ohne einiges Kommerz, das sich bald mit dem Handel des Schwarzen Meers verband und sogar bis zum Weißen Meer erstreckte; mithin ward zwischen Südasien und dem östlichen Europa, zwischen dem asiatischen und europäischen Norden eine Art Völkergemeinschaft geknüpft, an der auch sehr unkultivierte Nationen teilnahmen.²⁵⁷ An der skandinavischen Küste und in der Nordsee wimmelte bald alles von Handelsleuten, Seeräubern, Reisenden und Abenteurern, die sich in alle Meere, an die Küsten und Länder aller europäischen Völker gewagt und die wunderbarsten Dinge ausgeführt haben. Die Belgen knüpften Gallien und Britannien zusammen, und auch das Mittelländische Meer blieb von Zügen der Barbaren nicht verschont: sie wallfahrteten nach Rom, sie

dienten und handelten in Konstantinopel. Durch welches alles dann, weil die lange Völkerwanderung zu Lande dazukam, endlich in diesem kleinen Weltteil die Anlage zu einem großen *Nationenverein* gemacht ist, zu dem ohne ihr Wissen schon die Römer durch ihre Eroberungen vorgearbeitet hatten und der schwerlich anderswo als hier zustande kommen konnte. In keinem Weltteil haben sich die Völker so vermischt wie in Europa; in keinem haben sie so stark und oft ihre Wohnplätze und mit denselben ihre Lebensart und Sitten verändert. In vielen Ländern würde es jetzo den Einwohnern, zumal einzelnen Familien und Menschen, schwer sein zu sagen, welches Geschlechtes und Volkes sie sind, ob sie von Goten, Mauren, Juden, Karthagern, Römern, ob sie von Galen, Kymren, Burgundern, Franken, Normannen, Sachsen, Slawen, Finnen, Illyriern herstammen und wie sich in der Reihe ihrer Vorfahren das Blut gemischt habe. Durch hundert Ursachen hat sich im Verfolg der Jahrhunderte die alte Stammesbildung mehrerer europäischen Nationen gemildert und verändert, ohne welche Verschmelzung der *Allgemeingeist Europas* schwerlich hätte erweckt werden mögen.

3. Daß wir die *ältesten Bewohner dieses Weltteils jetzt nur in die Gebürge oder an die äußersten Küsten und Ecken desselben verdrängt finden*, ist eine Naturbegebenheit, die in allen Weltgegenden, bis zu

den Inseln des asiatischen Meers, Beispiele findet. In mehreren derselben bewohnte ein eigener, meistens roherer Völkerstamm die Gebürge, wahrscheinlich die altern Einwohner des Landes, die jungem und kühnem Ankömmlingen hatten weichen müssen; wie konnte es in Europa anders sein, wo sich die Völker mehr als irgendwo anders drängeten und forttrieben? Die Reihen derselben gehen indes an wenige Hauptnamen zusammen, und, was sonderbar ist, auch in verschiedenen Gegenden finden wir dieselben Völker, die einander gefolgt zu sein scheinen, meistens beieinander. So zogen die Kymren den Galen, die Deutschen ihnen beiden, die Slawen den Deutschen nach und besetzten ihre Länder. Wie die Erdlagen in unserm Boden, so folgen in unserm Weltteil Völkerlagen aufeinander, zwar oft durcheinandergeworfen, in ihrer Urlage, indessen noch kenntlich. Die Forscher ihrer Sitten und Sprachen haben die Zeit zu benutzen, in der sie sich noch unterscheiden; denn alles neigt sich in Europa zur allmählichen Auslöschung der Nationalcharaktere. Nur hüte sich der Geschichtschreiber der Menschheit hiebei, daß er keinen Völkerstamm ausschließend zu seinem Lieblinge wähle und dadurch Stämme verkleinere, denen die Lage ihrer Umstände Glück und Ruhm versagte. Auch von den Slawen hat der Deutsche gelernt; der Kymr und Leite hätte vielleicht ein Grieche werden können, wenn er zwischen den

Völkern anders gestellet gewesen wäre. Wir können sehr zufrieden sein, daß Völker von so starker, schöner, edler Bildung, von so keuschen Sitten, biederm Verstande und redlicher Gemütsart, als die Deutschen waren, nicht etwa Hunnen oder Bulgarn die römische Welt besetzten; sie aber deswegen für das erwählte Gottesvolk in Europa zu halten, dem seines angeborren Adels wegen die Welt gehörte und dem dieses Vorzugs halber andre Völker zur Knechtschaft bestimmt waren, dies wäre der unedle Stolz eines Barbaren. Der Barbar beherrscht, der gebildete Überwinnder bildet.

4. *Von selbst hat sich kein Volk in Europa zur Kultur erhoben*; jedes vielmehr hat seine alten rohen Sitten so lange beizubehalten gestrebet, als es irgend tun konnte, wozu denn das dürftige, rauhe Klima und die Notwendigkeit einer wilden Kriegsverfassung viel beitrug. Kein europäisches Volk z.B. hat eigene Buchstaben gehabt oder sich selbst erfunden; sowohl die spanischen als nordischen Runen stammen von der Schrift andrer Völker; die ganze Kultur des nord-, öst- und westlichen Europa ist ein Gewächs aus römisch-griechisch-arabischem Samen. Lange Zeiten brauchte dies Gewächs, ehe es auf diesem hartem Boden nur gedeihen und endlich eigne, anfangs sehr saure Früchte bringen konnte; ja auch hiezu war ein sonderbares Vehikel, *eine fremde Religion*, nötig, um

das, was die Römer durch Eroberung nicht hatten tun können, *durch eine geistliche Eroberung* zu vollführen. Vor allen Dingen müssen wir also dies neue Mittel der Bildung betrachten, das keinen geringem Zweck hatte, als alle Völker zu einem Volk, für diese und eine zukünftige Welt glücklich, zu bilden, und das nirgend kräftiger als in Europa wirkte.

Das Zeichen ward jetzt prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht;
Ein Schau'r durchdringt des wilden Kriegers Glieder;
Er sieht das *Kreuz* und legt die Waffen nieder.

Siebenzehntes Buch

Siebenzig Jahre vor dem Untergange des jüdischen Staats ward in ihm ein Mann geboren, der sowohl in dem Gedankenreich der Menschen als in ihren Sitten und Verfassungen eine unerwartete Revolution bewirkt hat: *Jesus*. Arm geboren, ob er wohl vom alten Königshause seines Volks abstammte, und im rohesten Teil seines Landes, fern von der gelehrten Weisheit seiner äußerst verfallenen Nation erzogen, lebte er die größte Zeit seines kurzen Lebens unbemerkt, bis er, durch eine himmlische Erscheinung am Jordan eingeweiht, zwölf Menschen seines Standes als Schüler zu sich zog, mit ihnen einen Teil Judäas durchreisete und sie bald darauf selbst als Boten eines herannahenden neuen Reichs umhersandte. Das Reich, das er ankündigte, nannte er das Reich Gottes, ein himmlisches Reich, zu welchem nur auserwählte Menschen gelangen könnten, zu welchem er also auch nicht mit Auflegung äußerlicher Pflichten und Gebräuche, desto mehr aber mit einer Aufforderung zu reinen Geistes- und Gemütstugenden einlud. Die *echteste Humanität* ist in den wenigen Reden enthalten, die wir von ihm haben; Humanität ist's, was er im Leben bewies und durch seinen Tod bekräftigte; wie er sich denn selbst mit einem Lieblingsnamen den

Menschensohn nannte. Daß er in seiner Nation, insbesondere unter den Armen und Gedrückten, viele Anhänger fand, aber auch von denen, die das Volk scheinheilig drückten, bald aus dem Wege geräumt ward, so daß wir die Zelt, in welcher er sich öffentlich zeigte, kaum bestimmt angeben können; beides war die natürliche Folge der Situation, in welcher er lebte.

Was war nun dies *Reich der Himmel*, dessen Ankunft Jesus verkündigte, zu wünschen empfahl und selbst zu bewirken strebte? Daß es keine weltliche Hoheit gewesen, zeigt jede seiner Reden und Taten, bis zu dem letzten klaren Bekenntnis, das er vor seinem Richter ablegte. Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er *Menschen Gottes* bilden, die, unter welchen Gesetzen es auch wäre, aus reinen Grundsätzen anderer Wohl beförderten und, selbst dulgend, im Reich der Wahrheit und Güte als Könige herrschten. Daß eine Absicht dieser Art der einzige Zweck der Vorsehung mit unserm Geschlecht sein könne, zu welchem auch, je reiner sie denken und streben, alle Weisen und Guten der Erde mitwirken müssen und mitwirken werden: dieses ist durch sich selbst klar; denn was hätte der Mensch für ein andres Ideal seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit auf Erden, wenn es nicht diese allgemein wirkende reine Humanität wäre?

Verehrend beuge ich mich vor deiner edlen Gestalt,

du Haupt und Stifter eines Reichs von so großen Zwecken, von so daurendem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdelebens selbst zu enge schien. Nirgend finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art, zu einer noch unabsehbaren Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt und in Gutem und Bösem bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht *deiner Religion*, d. i.: deines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtentheils einer *Religion an dich*, d. i. einer gedankenlosen Anbetung deiner Person und deines Kreuzes, den Völkern mitgeteilt hat. Dein heller Geist sähe dies selbst voraus, und es wäre Entweihung deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abfluß deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, soweit es sein kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von dir abstammt, stehe deine stille Gestalt allein.

I

Ursprung des Christentums samt den Grundsätzen, die in ihm lagen

So sonderbar es scheint, daß eine Revolution, die mehr als einen Weltteil der Erde betrat, aus dem verachteten Judäa hervorgegangen, so finden sich doch, bei näherer Ansicht, hiezu historische Gründe. Die Revolution nämlich, die von hier ausging, war geistig, und so verächtlich Griechen und Römer von den Juden denken mochten, so blieb es ihnen doch eigen, daß sie vor andern Völkern Asiens und Europens aus alter Zeit Schriften besaßen, auf welche ihre Verfassung gebauet war und an welchen sich, dieser Konstitution zufolge, eine besondere Art Wissenschaft und Literatur ausbilden mußte. Weder Griechen noch Römer besaßen einen solchen Kodex religiöser und politischer Einrichtung, der, mit altern geschriebenen Geschlechtersurkunden verknüpft, einem eignen zahlreichen Stamm anvertrauet war und von ihm mit abergläubischer Verehrung aufbehalten wurde. Notwendig erzeugte sich aus diesem verjäherten Buchstaben mit der Zeitfolge eine Art feineren Sinnes, zu welchem die Juden bei ihrer öftern Zerstreung unter andre Völker gewöhnt wurden. Im Kanon ihrer heiligen Schriften

fanden sich Lieder, moralische Sprüche und erhabene Reden, die, zu verschiedenen Zeiten nach den verschiedensten Anlässen geschrieben, in *eine* Sammlung zusammenwuchsen, welche man bald als *ein* fortgehendes System betrachtete und aus ihr *einen* Hauptsinn zog. Die Propheten dieser Nation, die als konstituierte Wächter des Landesgesetzes, jeder im Umkreise seiner Denkart, bald lehrend und ermunternd, bald warnend oder tröstend, immer aber patriotisch hoffend, dem Volk ein Gemälde hingestellt hatten, wie es sein sollte und wie es nicht war, hatten mit diesen Früchten ihres Geistes und Herzens der Nachwelt mancherlei Samenkörner zu neuen Ideen nachgelassen, die jeder nach seiner Art erziehen konnte. Aus allen hatte sich nach und nach das System von Hoffnungen eines Königes gebildet, der sein verfallenes, dienstbares Volk retten, ihm, mehr als seine alten größten Könige, goldene Zeiten verschaffen und eine neue Einrichtung der Dinge beginnen sollte. Nach der Sprache der Propheten waren diese Aussichten theokratisch; mit gesammelten Kennzeichen eines Messias wurden sie zum lebhaften Ideal ausgebildet und als Brief und Siegel der Nation betrachtet. In Judäa hielt das wachsende Elend des Volkes diese Bilder fest; in andern Ländern, z.B. in Ägypten, wo seit dem Verfall der Monarchie Alexanders viele Juden wohnhaft waren, bildeten sich diese Ideen mehr nach

griechischer Weise aus: apokryphische Bücher, die jene Weissagungen neu darstellten, gingen umher; und jetzt war die Zeit da, die diesen Träumereien auf ihrem Gipfel ein Ende machen sollte. Es erschien ein Mann aus dem Volk, dessen Geist, über Hirngespinnste irdischer Hoheit erhaben, alle Hoffnungen, Wünsche und Weissagungen der Propheten zur Anlage eines idealischen Reichs vereinigte, das nichts weniger als ein jüdisches Himmelreich sein sollte. Selbst den nahen Umsturz seiner Nation sähe er in diesem hohem Plan voraus und weissagete ihrem prächtigen Tempel, ihrem ganzen zum Aberglauben gewordenen Gottesdienst ein schnelles trauriges Ende. Unter alle Völker sollte das Reich Gottes kommen, und das Volk, das solches eigentümlich zu besitzen glaubte, ward von ihm als ein verlebter Leichnam betrachtet.

Welche umfassende Stärke der Seele dazu gehört habe, im damaligen Judäa etwas der Art anzuerkennen und vorzutragen, ist aus der unfreundlichen Aufnahme sichtbar, die diese Lehre bei den Obern und Weisen des Volks fand: man sähe sie als einen Aufruhr gegen Gott und Moses, als ein Verbrechen der beleidigten Nation an, deren gesamte Hoffnungen sie unpatriotisch zerstörte. Auch den Aposteln war der Exjudaismus des Christentums die schwerste Lehre, und sie den christlichen Juden, selbst außerhalb Judäa, begreiflich zu machen, hatte der gelehrteste der

Apostel, Paulus, alle Deutungen jüdischer Dialektik nötig. Gut, daß die Vorsehung selbst den Ausschlag gab und daß mit dem Untergange Judäas die alten Mauern gestürzt wurden, durch welche sich mit unverweichlicher Härte dies sogenannte einzige Volk Gottes von allen Völkern der Erde schied. Die Zeit der einzelnen Nationalgottesdienste voll Stolzes und Aberglaubens war vorüber; denn so notwendig dergleichen Einrichtungen in altern Zeiten gewesen sein mochten, als jede Nation, in einem engen Familienkreise erzogen, gleich einer vollen Traube auf ihrer eignen Staude wuchs, so war doch, seit Jahrhunderten schon, in diesem Erdstrich fast alle menschliche Bemühung dahin gegangen, durch Kriege, Handel, Künste, Wissenschaften und Umgang die Völker zu knüpfen und die Früchte eines Jeden zu einem gemeinsamen Trank zu keltern. Vorurteile der Nationalreligionen standen dieser Vereinigung am meisten im Wege; da nun, beim allgemeinen Duldungsgeist der Römer in ihrem weiten Reich und bei der allenthalben verbreiteten eklektischen Philosophie (dieser sonderbaren Vermischung aller Schulen und Sekten), jetzt noch ein *Volks Glaube* hervortrat, der alle Völker zu *einem Volk* machte und gerade aus der hartsinnigen Nation kam, welche sich sonst für die erste und einzige unter allen Nationen gehalten hatte, so war dies allerdings ein großer, zugleich auch ein gefährlicher

Schritt in der Geschichte der Menschheit, je nachdem er getan wurde. Er machte alle Völker zu Brüdern, indem er sie *einen* Gott und Heiland kennen lehrte; er konnte sie aber auch zu Sklaven machen, sobald er ihnen diese Religion als Joch und Kette aufdrang. Die Schlüssel des Himmelreichs für diese und jene Welt konnten in den Händen anderer Nationen ein gefährlicherer Pharisäismus werden, als sie es in den Händen der Juden je gewesen waren.

Am meisten trug zur schnellen und starken Wurzelung des Christentums ein Glaube bei, der sich vom Stifter der Religion selbst herschrieb; es war die Meinung von seiner *baldigen* Rückkunft und der *Offenbarung seines Reichs auf Erden*. Jesus hatte mit diesem Glauben vor seinem Richter gestanden und ihn in den letzten Tagen seines Lebens oft wiederholt; an ihn hielten sich seine Bekenner und hofften auf die Erscheinung seines Reiches. Geistige Christen dachten sich daran ein geistiges, fleischliche ein fleischliches Reich, und da die hochgespannte Einbildungskraft jener Gegenden und Zeiten nicht eben übersinnlich idealisierte, so entstanden jüdisch-christliche Apokalypsen, voll von mancherlei Weissagungen, Kennzeichen und Träumen. Erst sollte der Antichrist gestürzt werden, und als Christus wiederzukommen säumte, sollte jener sich erst offenbaren, sodann zunehmen und in seinen Greueln aufs höchste wachsen,

bis die Errettung einbräche und der Wiederkommende sein Volk erquickte. Es ist nicht zu leugnen, daß Hoffnungen dieser Art zu mancher Verfolgung der ersten Christen Anlaß geben mußten; denn der Weltbeherrscherin Rom konnte es unmöglich gleichgültig sein, daß dergleichen Meinungen von ihrem nahen Untergange, von ihrer antichristisch-abscheulichen oder verachtenswerten Gestalt geglaubt wurden. Bald also wurden solche Propheten als unpatriotische Vaterlandes- und Weltverächter, ja als des allgemeinen Menschenhasses überführte Verbrecher betrachtet, und mancher, der den Wiederkommenden nicht erwarten konnte, lief selbst dem Märtyrertum entgegen. Indessen ist's ebenso gewiß, daß diese Hoffnung eines nahen Reiches Christi im Himmel oder auf Erden die Gemüter stark aneinander band und von der Welt abschloß. Sie verachteten diese als eine, die im argen liegt, und sahen, was ihnen so nahe war, schon vor und um sich. Dies stärkte ihren Mut, das zu überwinden, was niemand sonst überwinden konnte, den Geist der Zeit, die Macht der Verfolger, den Spott der Ungläubigen; sie weilten als Fremdlinge hier und lebten da, wohin ihr Führer vorangegangen war und von dannen er sich bald offenbaren würde.

Außer den angeführten Hauptmomenten der Geschichte scheint es nötig, einige nähere Züge zu

bemerken, die zum Bau der Christenheit nicht wenig beitragen.

1. *Die menschenfreundliche Denkart Christi* hatte brüderliche Eintracht und Verzeihung, tätige Hülfe gegen die Notleidenden und Armen, kurz, jede Pflicht der Menschheit zum gemeinschaftlichen Bande seiner Anhänger gemacht, so daß das Christentum demnach ein *echter Bund der Freundschaft und Bruderliebe* sein sollte. Es ist kein Zweifel, daß diese Triebfeder der Humanität zur Aufnahme und Ausbreitung desselben, wie allezeit, so insonderheit anfangs viel beigetragen habe. Arme und Notleidende, Gedrückte, Knechte und Sklaven, Zöllner und Sünder schlugen sich zu ihm; daher die ersten Gemeinen des Christentums von den Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden. Da nun die neue Religion den Unterschied der Stände nach der damaligen Weltverfassung weder aufheben konnte noch wollte, so blieb ihr nichts als die christliche Milde begüterter Seelen übrig, mit allem dem Unkraut, was auf diesem guten Acker mitsproßte. Reiche Witwen vermochten mit ihren Geschenken bald so viel, daß sich ein Haufe von Bettlern zu ihnen hielt und bei gegebenem Anlaß auch wohl die Ruhe ganzer Gemeinen störte. Es konnte nicht fehlen, daß auf der einen Seite Almosen als die wahren Schätze des Himmelreichs angepriesen, auf der andern gesucht wurden; und in beiden

Fällen wich bei niedrigen Schmeicheleien nicht nur jener edle Stolz, der Sohn unabhängiger Würde und eines eignen, nützlichen Fleißes, sondern auch oft Unparteilichkeit und Wahrheit. Märtyrer bekamen die Almosenkasse der Gemeinde zu ihrem Gemeingut; Schenkungen an die Gemeinde wurden zum Geist des Christentums erhoben und die Sittenlehre desselben durch die übertriebenen Lobsprüche dieser Guttaten verderbet. Ob nun wohl die Not der Zeiten auch hierbei manches entschuldigt, so bleibt es dennoch gewiß, daß, wenn man die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital und das Christentum als die gemeine Almosenkasse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse.

2. Das *Christentum sollte eine Gemeinde sein, die ohne weltlichen Arm von Vorstehern und Lehrern regiert würde*. Als Hirten sollten diese der Herde vorstehen, ihre Streitigkeiten schlichten, ihre Fehler *mit* Ernst und Liebe bessern und sie durch Rat, Ansehen, Lehre und Beispiel zum Himmel führen. Ein edles Amt, wenn es würdig verwaltet wird und verwaltet zu werden Raum hat; denn es zerknickt den Stachel der Gesetze, rottet aus die Dornen der Streitigkeiten und Rechte und vereinigt den Seelsorger, Richter und Vater. Wie aber, wenn in der Zeitfolge die Hirten ihre menschliche Herde als wahre Schafe behandelten oder

sie gar als lastbare Tiere zu Disteln führten? Oder wenn statt der Hirten rechtmäßig berufene Wölfe unter die Herde kamen? Unmündige Folgsamkeit ward also gar bald eine christliche Tugend; es ward eine christliche Tugend, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben und statt eigener Überzeugung dem Ansehen einer fremden Meinung zu folgen, da ja der Bischof an der Stelle eines Apostels Botschafter, Zeuge, Lehrer, Ausleger, Richter und Entscheider war. Nichts ward jetzt so hoch angerechnet als das Glauben, das geduldige Folgen; eigne Meinungen wurden halsstarrige Ketzereien, und diese sonderten ab vom Reich Gottes und der Kirche. Bischöfe und ihre Diener mischten sich, der Lehre Christi zuwider, in Familienzwiste, in bürgerliche Händel; bald gerieten sie in Streit untereinander, wer über den andern richten solle. Daher das Drängen nach vorzüglichen Bischofsstellen und die allmähliche Erweiterung ihrer Rechte; daher endlich der endlose Zwist zwischen dem geraden und krummen Stabe, dem rechten und linken Arm, der Krone und Mitra. So gewiß es nun ist, daß in den Zeiten der Tyrannei gerechte und fromme Schiedsrichter der Menschheit, die das Unglück hatte, ohne politische Konstitution zu leben, eine unentbehrliche Hülfe gewesen, so ist auch in der Geschichte kaum ein größeres Ärgernis denkbar als der lange Streit zwischen dem geist- und weltlichen Arm,

über welchem ein Jahrtausend hin Europa zu keiner Konsistenz kommen konnte. Hier war das Salz tumm; dort wollte es zu. schart salzen.

3. *Das Christentum hatte eine Bekenntnisformel, mit welcher man zu ihm bei der Taufe eintrat; so einfach diese war, so sind mit der Zeit aus den drei unschuldigen Worten, Vater, Sohn und Geist, so viele Unruhen, Verfolgungen und Ärgernisse hervorgegangen als schwerlich aus drei andern Worten der menschlichen Sprache. Je mehr man vom Institut des Christentums als von einer tätigen, zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr spekulierte man jenseit der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand Geheimnisse und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimnis. Nachdem die Bücher des Neuen Testaments als Kanon in die Kirche eingeführt wurden, bewies man aus ihnen, ja gar aus Büchern der jüdischen Verfassung, die man selten in der Ursprache lesen konnte und von deren erstem Sinn man längst abgekommen war, was sich schwerlich aus ihnen beweisen ließ. Damit häuften sich Ketzereien und Systeme, denen zu entkommen man das schlimmste Mittel wählte: *Kirchenversammlungen und Synoden*. Wie viele derselben sind eine Schande des Christentums und des gesunden Verstandes! Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen, Zwietracht, Parteilichkeit,*

Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Übermacht, Willkür, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden. Bald fühlte sich niemand geschickter, Glaubenslehren zu bestimmen, als die christianisierten Kaiser, denen Konstantin das angeborene Erbrecht nachließ, über Vater, Sohn und Geist, über *homoousios* und *homoiousios* über eine oder zwei Naturen Christi, über Maria, die Gottesgebärerin, den erschaffenen oder unerschaffenen Glanz bei der Taufe Christi, Symbole und Kanons anzubefehlen. Ewig werden diese Anmaßungen samt den Folgen, die daraus erwachsen, eine Schande des Throns zu Konstantinopel und aller der Throne bleiben, die ihm hierin nachfolgten; denn mit ihrer unweisenden Macht unterstützten und verewigten sie Verfolgungen, Spaltungen und Unruhen, die weder dem Geist noch der Moralität der Menschen aufhalfen, vielmehr Kirche, Staat und ihre Throne selbst untergruben. Die Geschichte des ersten christlichen Reichs, des Kaisertums zu Konstantinopel, ist ein so trauriger Schauplatz niedriger Verrätereien und abscheulicher Greuelthaten, daß sie bis zu ihrem schrecklichen Ausgange als ein warnendes Vorbild aller christlich-polemischen Regierungen dasteht.

4. *Das Christentum bekam heilige Schriften, die,*

einesteils aus gelegentlichen Sendschreiben, andernteils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachsen, mit der Zeit zum Richtmaß des Glaubens, bald aber auch zum Panier aller streitenden Parteien gemacht und auf jede ersinnliche Weise gemißbraucht wurden. Entweder bewies jede Partei daraus, was sie erweisen wollte, oder man scheuete sich nicht, sie zu verstümmeln und im Namen der Apostel falsche Evangelien, Briefe und Offenbarungen mit frecher Stirn unterzuschieben. Der fromme Betrug, der in Sachen dieser Art abscheulicher als Meineid ist, weil er ganze Reihen von Geschlechtern und Zeiten ins Unermeßliche hin belüget, war bald keine Sünde mehr, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ein Verdienst. Daher die vielen untergeschobenen Schriften der Apostel und Kirchenväter; daher die zahlreichen Erdichtungen von Wundern, Märtyrern, Schenkungen, Konstitutionen und Dekreten, deren Unsicherheit durch alle Jahrhunderte der altern und mittlern Christengeschichte, fast bis zur Reformation hinauf, wie ein Dieb in der Nacht fortschleicht. Nachdem einmal das böse Principium angenommen war, daß man zum Nutzen der Kirche Untreue begehen, Lügen erfinden, Dichtungen schreiben dürfe, so war der historische Glaube verletzt; Zunge, Feder, Gedächtnis und Einbildungskraft der Menschen hatten ihre Regel und Richtschnur

verloren, so daß statt der griechischen und punischen Treue wohl mit mehrerem Rechte die *christliche Glaubwürdigkeit* genannt werden möchte. Und um so unangenehmer fällt dieses ins Auge, da die Epoche des Christentums sich einem Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlandes und Roms anschließt, hinter welchen in der christlichen Ära sich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geschichte beinahe ganz verlieret. Schnell sinkt sie zur Bischofs-, Kirchen- und Mönchschronik hinunter, weil man nicht mehr für die Würdigsten der Menschheit, nicht mehr für Welt und Staat, sondern für die Kirche oder gar für Orden, Kloster und Sekte schrieb und, da man sich ans Predigen gewöhnt hatte und das Volk dem Bischöfe alles glauben mußte, man auch schreibend die ganze Welt für ein glaubendes Volk, für eine christliche Herde ansah.

5. *Das Christentum hatte nur zwei sehr einfache und zweckmäßige heilige Gebräuche*, weil es mit ihm nach seines Stifters Absicht auf nichts weniger als auf einen Cerimoniendienst angesehen sein sollte. Bald aber mischte sich, nach Verschiedenheit der Länder, Provinzen und Zeiten, das Afterchristentum dergestalt mit jüdisch- und heidnischen Gebräuchen, daß z.B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelbeschwörung und das Gedächtnismahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum

unblutigen Opfer, zum sündenvergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andre Welt gemacht ward. Unglückseligerweise trafen die christlichen Jahrhunderte mit Unwissenheit, Barbarei und der wahren Epoche des Übeln Geschmacks zusammen, also daß auch in seine Gebräuche, in den Bau seiner Kirchen, in die Einrichtung seiner Feste, Satzungen und Prachtanstalten, in seine Gesänge, Gebete und Formeln wenig wahres Großes und Edles kommen konnte. Von Land zu Lande, von einem zum andern Weltteil wälzten sich diese Cerimonien fort; was ursprünglich einer allen Gewohnheit wegen noch einigen Lokalsinn gehabt hatte, verlor denselben in fremden Gegenden und Zeiten; so ward der christliche Liturgiengeist ein seltsames Gemisch von jüdisch-ägyptisch-griechisch-römisch-barbarischen Gebräuchen, in denen oft das Ernsthafteste langweilig oder gar lächerlich sein mußte. Eine *Geschichte des christlichen Geschmacks* in Festen, Tempeln, Formeln, Einweihungen und Komposition der Schriften, mit philosophischem Auge betrachtet, würde das bunteste Gemälde werden, das über eine Sache, die keine Cerimonien haben sollte, je die Welt sah. Und da dieser christliche Geschmack sich mit der Zeit in Gerichts- und Staatsgebräuche, in die häusliche Einrichtung, in Schauspiele, Romane, Tänze, Lieder, Wettkämpfe, Wappen, Schlachten, Sieges- und andre Lustbarkeiten

gemischt hat, so muß man bekennen, daß der menschliche Geist damit eine unglaublich schiefe Form erhalten und daß das Kreuz, das über die Nationen errichtet war, sich auch den Stirnen derselben sonderbar eingeprägt habe. Die pisciculi Christiani schwammen jahrhundertlang in einem trüben Elemente.

6. *Christus lebte ehelos, und seine Mutter war eine Jungfrau; so heiter und fröhlich er war, liebte er zuweilen die Einsamkeit und tat stille Gebete.* Der Geist der Morgenländer, am meisten der Ägypter, der ohnedem zu Anschauungen, Absonderungen und einer heiligen Trägheit geneigt war, übertrieb die Ideen von Heiligkeit des ehelosen Lebens, insonderheit im Priesterstande, vom Gottgefälligen der Jungfrauschaft, der Einsamkeit und des beschauenden Lebens dermaßen, daß, da schon vorher, insonderheit in Ägypten, Essäer, Therapeuten und andre Sonderlinge geschwärmert hatten, nunmehr durchs Christentum der Geist der Einsiedeleien, der Gelübde, des Fastens, Büßens, Betens, endlich des Klosterlebens in volle Gärung kam. In andern Ländern nahm er zwar andre Gestalt an, und nachdem er eingerichtet war, brachte er Nutzen oder Schaden; im ganzen aber ist das überwiegende Schädliche dieser Lebensweise, sobald sie ein unwiderrufliches Gesetz, ein knechtisches Joch oder ein politisches Netz wird, sowohl für das Ganze der Gesellschaft als für einzelne Glieder derselben

unverkennbar. Von Sina und Tibet an bis nach Irland, Mexiko und Peru sind Klöster der Bonzen, Lamas und Talapoine sowie nach ihren Klassen und Arten aller christlichen Mönche und Nonnen Kerker der Religion und des Staats, Werkstätten der Grausamkeit, des Lasters und der Unterdrückung oder gar abscheulicher Lüste und Bubenstücke gewesen. Und ob wir zwar keinem geistlichen Orden das Verdienst rauben wollen, das er um den Bau der Erde oder um Menschen und Wissenschaft gehabt hat, so dürfen wir auch nie unser Ohr vor den geheimen Seufzern und Klagen verschließen, die aus diesen dunkeln, der Menschheit entrissenen Gewölben tönen, noch wollen wir unser Auge abkehren, um die leeren Träume überirdischer Beschaulichkeit oder die Kabalen des wütenden Möncheifers durch alle Jahrhunderte in einer Gestalt zu erblicken, die gewiß für keine erleuchtete Zeit gehöret. Dem Christentum sind sie ganz fremde; denn Christus war kein Mönch, Maria keine Nonne; der älteste Apostel führte sein Weib mit sich, und von überirdischer Beschaulichkeit wissen weder Christus noch die Apostel.

7. Endlich hat *das Christentum, indem es ein Reich der Himmel auf Erden gründen wollte* und die Menschen von der Vergänglichkeit des Irdischen überzeugte, zwar zu jeder Zeit jene reinen und stillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht suchten

und vor Gott ihr Gutes taten; leider aber hat es auch durch einen argen Mißbrauch den falschen Enthusiasmus genährt, der, fast von seinem Anfange an, unsinnige Märtyrer und Propheten in reicher Zahl erzeugte. Ein Reich der Himmel wollten sie auf die Erde bringen, ohne daß sie wußten, wie oder wo es stünde. Sie widerstrebten der Obrigkeit, löseten das Band der Ordnung auf, ohne der Welt eine bessere geben zu können, und unter der Hülle des christlichen Eifers versteckte sich pöbelhafter Stolz, kriechende Anmaßung, schändliche Lust, dumme Torheit. Wie betrogene Juden ihren falschen Messien anhängen, rotteteten hier die Christen sich unter kühne Betrüger, dort schmeichelten sie den schlechtesten Seelen tyrannischer, üppiger Regenten, als ob *diese* das Reich Gottes auf die Erde brächten, wenn sie ihnen Kirchen bauten oder Schenkungen verehrten. So schmeichelte man schon dem schwachen Konstantin, und diese mystische Sprache prophetischer Schwärmerei hat sich Umständen und Zeiten nach auf Männer und Weiber verbreitet. Der Parakletus ist oft erschienen; liebetrunkenen Schwärmern hat der Geist oft durch Weiber geredet. Was in der christlichen Welt Chiliasten und Wiedertäufer, Donatisten, Montanisten, Priscillianisten, Circumcellionen u. f. für Unruhe und Unheil angerichtet; wie andere mit glühender Phantasie Wissenschaften verachtet oder verheert, Denkmale und

Künste, Einrichtungen und Menschen ausgerottet und zerstört; wie ein augenscheinlicher Betrug oder gar ein lächerlicher Zufall zuweilen ganze Länder in Aufruhr gesetzt und z.B. das geglaubte Ende der Welt Europa nach Asien gejagt hat: das alles zeigt die Geschichte. Indessen wollen wir auch dem reineren christlichen Enthusiasmus sein Lob nicht versagen; er hat, wenn er aufs Gute traf, in kurzer Zeit für viele Jahrhunderte mehr ausgerichtet, als eine philosophische Kälte und Gleichgültigkeit je ausrichten könnte. Die Blätter des Truges fallen ab; aber die Frucht gedeihet. Die Flamme der Zeit verzehrte Stroh und Stoppeln; das wahre Gold konnte sie nur läutern.

So manches von diesem als einen schändlichen Mißbrauch der besten Sache ich mit traurigem Gemüt niedergeschrieben habe, so gehen wir dennoch der Fortpflanzung des Christentums in seinen verschiedenen Erdstrichen und Weltteilen beherzt entgegen; denn wie die Arznei in Gift verwandelt wurde, kann auch das Gift zur Arznei werden, und eine in ihrem Ursprunge reine und gute Sache muß am Ende doch triumphieren.

II

Fortpflanzung des Christentums in den Morgenländern

In Judäa wuchs das Christentum unter dem Druck hervor und hat in ihm, solange der jüdische Staat währte, seine gedrückte Gestalt behalten. Die *Nazaräer* und *Ebioniten*, wahrscheinlich die Reste des ersten christlichen Anhangs, waren ein dürftiger Haufe, der längst ausgegangen ist und jetzt nur noch seiner Meinung wegen, daß Christus ein bloßer Mensch, der Sohn Josephs und der Maria gewesen, unter den Ketzern stehet. Zu wünschen wäre es, daß ihr Evangelium nicht auch untergegangen wäre; in ihm hätten wir vielleicht die früheste, obwohl eine unreine Sammlung der nächsten Landestraktionen vom Leben Christi. Ebenso wären jene alten Bücher, die die *Sabäer* oder *Johanneschristen* besaßen, vielleicht nicht unmerkwürdig; denn ob wir gleich von dieser aus Juden und Christen gemischten fabelnden Sekte nichts weniger als eine reine Aufklärung uralter Zeiten erwarten dürfen, so ist doch bei Sachen dieser Art oft auch die Fabel erläuternd.²⁵⁸

Wodurch die Kirche zu Jerusalem auf andre Gemeinden am meisten wirkte, war das *Ansehen der*

Apostel; denn da Jakobus, der Bruder Jesu, ein vernünftiger und würdiger Mann, ihr eine Reihe von Jahren vorstand, so ist wohl kein Zweifel, daß ihre Form auch andern Gemeinen ein Vorbild worden. Also ein jüdisches Vorbild, und weil beinahe jede Stadt und jedes Land der ältesten Christenheit von einem Apostel bekehrt sein wollte, so entstanden allenthalben Nachbilder der Kirche zu Jerusalem, apostolische Gemeinen. Der Bischof, der von einem Apostel mit dem Geist gesalbt war, trat an seine Stelle, mithin auch in sein Ansehen; die Geisteskräfte, die er empfangen hatte, teilte er mit und ward gar bald eine Art Hohepriester, eine Mittelperson zwischen Gott und Menschen. Wie das erste Konzilium zu Jerusalem im Namen des Heiligen Geistes gesprochen hatte, so sprachen andere Konzilien ihm nach, und in mehreren asiatischen Provinzen erschrickt man über die früh erworbene geistliche Macht der Bischöfe. Das Ansehen der Apostel also, das auf die Bischöfe leibhaft überging, machte die älteste Einrichtung der Kirche aristokratisch, und in dieser Verfassung lag schon der Keim zur künftigen Hierarchie und zum Papsttum. Was man von der reinen Jungfräulichkeit der Kirche in den drei ersten Jahrhunderten sagt, ist übertrieben oder erdichtet.

Man kennet in den ersten Zeiten des Christentums eine sogenannte *morgenländische Philosophie*, die

sich weit umher gebreitet hat, näher betrachtet aber nichts als ein Aufschöbling der eklektischen, neuplatonischen Weisheit ist, wie ihn diese Gegenden und Zeiten hervorbringen konnten. Er schlang sich dem Juden- und Christentum an, ist aber aus ihm nicht entsprossen, hat ihm auch keine Früchte getragen. Vom Anfange des Christentums belegte man die Gnostiker mit dem Ketzernamen, weil man keine Vernünftler unter sich dulden wollte, und mehrere derselben wären unbekannt geblieben, wenn sie nicht auf der Ketzerrolle ständen. Es wäre zu wünschen, daß dadurch auch ihre Schriften erhalten wären, die uns über den Kanon des Neuen Testaments nicht unwillkommen sein dürften; jetzt siehet man bei den aufbehaltenen einzelnen Meinungen dieser zahlreichen Sekte nur einen rohen Versuch, morgenländisch-platonische Dichtungen über die Natur Gottes und die Schöpfung der Welt dem Juden- und Christentum anzufügen und eine metaphysische Theologie meistens in allegorischen Namen samt einer Theodizee und philosophischen Moral daraus zu bilden. Da die Geschichte der Menschheit keine Ketzernamen kennt, so ist jeder dieser verunglückten Versuche ihr schätzbar und merkwürdig, ob es gleich für die Geschichte des Christentums gut ist, daß Träume dieser Art nie das herrschende System der Kirche wurden. Nach so vieler Mühe, die man sich kirchlich über diese Sekten

gegeben, wäre eine rein philosophische Untersuchung, woher sie ihre Ideen genommen, was sie mit solchen gemeint und welche Früchte diese gebracht haben, für die Geschichte des menschlichen Verstandes nicht unnützlich.²⁵⁹ Weiter hinauf ist die *Lehre des Manes* gedrungen, der keinen kleinern Zweck hatte, als ein vollkommenes Christentum zu stiften. Er scheiterte, und seine ausgebreiteten Anhänger wurden zu allen Zeiten, an allen Orten dergestalt verfolgt, daß der Name Manichäer, insonderheit seitdem Augustinus die Feder gegen sie geführt hatte, fortan der schrecklichste Name eines Ketzers blieb. Wir schauern jetzt vor diesem kirchlichen Verfolgungsgeist und bemerken, daß mehrere dieser schwärmenden Häresiarchen unternehmende denkende Köpfe waren, die den kühnen Versuch machten, nicht nur Religion, Metaphysik, Sitten- und Naturlehre zu vereinigen, sondern sie auch zum Zweck einer wirklichen Gesellschaft, eines philosophisch-politischen Religionsordens, zu verbinden. Einige derselben liebten die Wissenschaft und sind zu beklagen, daß sie nach ihrer Lage keine genauere Kenntnisse haben konnten; die katholische Partei indes wäre selbst zum stehenden Pfuhl geworden, wenn diese wilden Winde sie nicht in Regung gesetzt und wenigstens zur Verteidigung ihrer buchstäblichen Tradition gezwungen hätten. Die Zeit einer reinen Vernunft und einer politischen

Sittenverbesserung aus derselben war noch nicht da, und für Manes' Kirchengemeinschaft war weder in Persien noch Armenien, auch späterhin weder unter den Bulgarn noch Albigensern eine Stelle.

Bis nach Indien, Tibet und Sina drangen die christlichen Sekten, obwohl für uns noch auf dunkeln Wegen²⁶⁰; der Stoß indessen, der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung auf die entferntesten Gegenden Asiens geschah, ist in ihrer Geschichte selbst merklich. Die Lehre des Buddha oder Fo, die aus Baktra hinuntergestiegen sein soll, bekam in diesen Zeiten ein neues Leben. Sie drang bis nach Ceylon hinab, bis nach Tibet und Sina hinauf; indische Bücher dieser Art wurden ins Sinesische übersetzt, und die große Sekte der Bonzen kam zustande. Ohne dem Christentum alle Greuel der Bonzen oder das ganze Klostersystem der Lamas und Talepoinen zuzuschreiben, scheint es der Tropfe gewesen zu sein, der von Ägypten bis Sina alle altern Träume der Völker neu in Gärung brachte und sie mehr oder weniger in Formen schied. In manche Fabel von Buddha, Kri-schnu u. f. scheinen christliche Begriffe gekommen zu sein, auf indische Art verkleidet; und der große Lama auf den Gebürgen, der vielleicht erst im fünfzehnten Jahrhundert entstanden, ist mit seiner persönlichen Heiligkeit, mit seinen harten Lehren, mit seinen Glocken und Priesterorden vielleicht ein weitläufiger

Vetter des Lama an der Tiber, nur daß bei jenem der Manichäismus und Nestorianismus auf asiatische, so wie bei diesem die rechtgläubige Christenreligion auf römische Ideen und Gebräuche gepfropft ist. Schwerlich aber werden sich die beiden Vettern anerkennen, sowenig sie einander besuchen werden.

Heller wird der Blick auf die gelehrteren *Nestorianer*, die insonderheit vom fünften Jahrhundert an sich tief in Asien verbreitet und mancherlei Gutes bewirkt haben.²⁶¹ Fast vom Anfange der christlichen Zeitrechnung blühte die Schule zu Edessa als ein Sitz der syrischen Gelehrsamkeit. König Abgarus, den man mit Christo selbst in einen Briefwechsel gebracht hat, ließ, als er seine Residenz von Nesibis dahin verlegte, die Büchersammlungen, die in den Tempeln lagen, nach Edessa bringen; nach Edessa reisete in dieser Zeit, wer gelehrt werden wollte, aus allen Ländern umher, weil außer der christlichen Theologie auch über die freien Künste in griechisch- und syrischer Sprache Unterricht gegeben wurde, so daß Edessa vielleicht die erste christliche Universität in der Welt ist. Vierhundert Jahre blühte sie, bis durch die Streitigkeiten über Nestorius' Lehre, zu welcher sich diese Schule schlug, ihre Lehrer vertrieben und die Hörsäle derselben gar niedergerissen wurden. Dadurch aber breitete sich die syrische Literatur nicht nur in Mesopotamien, Palästina, Syrien und

Phöniciern umher, sie ging auch nach Persien, wo sie mit Ehren aufgenommen ward und wo endlich gar ein nestorianischer Papst entstand, der über die Christenheit in diesem Reich, späterhin auch über die in Arabien, Indien, der Mungalei und Sina herrschte. Ob er der berühmte *Priester Johannes* (Pres-Tadschani, der Priester der Welt) sei, von dem in den mittlern Zeiten viel gefabelt worden, und ob durch eine seltsame Vermischung der Lehren endlich der große Lama aus ihm entstanden, lassen wir unentschieden.²⁶² Gnug, in Persien wurden die beliebten Nestorianer von den Königen als Leibärzte, Gesandten und Minister gebraucht; die Schriften des Christentums wurden ins Persische übersetzt, und die syrische ward die gelehrte Sprache des Landes. Als Mahomed's Reich emporkam, insonderheit unter seinen Nachfolgern, den Omniaden, bekleideten Nestorianer die höchsten Ehrenstellen, wurden Statthalter der eroberten Provinzen, und seit die Kalifen zu Bagdad saßen, auch da sie ihre Residenz nach Samaraja verlegen mußten, war der Patriarch der Nestorianer ihnen zur Seite. Unter Al-Mamon, der seine Nation gelehrt kultivierte und auf der Akademie zu Bagdad Ärzte und Astronomen, Philosophen, Physiker, Mathematiker, Geographen und Annalisten bestellte, waren die Syrer der Araber Mitlehrer und Lehrer. Wetteifernd übersetzten beide die Schriften der Griechen, deren viele schon in der

syrischen Sprache waren, ins Arabische; und wenn nachher aus dem Arabischen das Licht der Wissenschaften dem dunkeln Europa aufging, so haben an ihrem Ort die christlichen Syrer dazu ursprünglich mitgeholfen. Ihre Sprache, die unter den morgenländischen Dialekten dieses Weltstrichs zuerst Vokalen bekommen hatte, die sich auch der ältesten und schönsten Übersetzung des Neuen Testaments rühmen kann, ist gleichsam die Brücke der griechischen Wissenschaften für Asien und durch die Araber für Europa worden. Weit und breit gingen damals unter so günstigen Umständen nestorianische Missionen aus, die andre christliche Sekten zu unterdrücken oder zu entfernen wußten. Auch noch unter den Dschengiskaniden galten sie viel: ihr Patriarch begleitete den Khan oft auf seinen Zügen, und so drang ihre Lehre unter die Mogolen, Igurier und andre tatarische Völker. In Samarkand saß ein Metropolit, in Kaschgar und andern Städten Bischöfe; ja, wenn das berühmte christliche Monument in Sina echt wäre, so fände man auf ihm eine ganze Chronik der Einwanderungen der Priester aus Tatsin. Nimmt man noch hinzu, daß ohne vorhergehendes und einwirkendes Christentum die ganze mahomedanische Religion, wie sie ist, nicht entstanden wäre, so zeigt sich in ihm ohn allen Streit ein Ferment, das mehr oder minder, früher oder später, die Denkart des ganzen Süd-, zum Teil auch

Nordasien in Bewegung gesetzt hat.

Niemand indessen erwarte aus dieser Bewegung eine neue eigne Blüte des Menschengestes, wie wir sie etwa bei Griechen und Römern fanden. Die Nestorianer, die soviel bewirkten, waren kein Volk, kein selbstgewachsener Stamm in einer mütterlichen Erde; sie waren Christen, sie waren Mönche. Ihre Sprache konnten sie lehren; was aber in ihr schreiben? Liturgien, Auslegungen der Schrift, klösterliche Erbauungsbücher, Predigten, Streitschriften, Chroniken und geistlose Verse. Daher in der syrisch-christlichen Literatur kein Funke jener Dichtergabe, die aus der Seele flammet und Herzen erwärmet; eine elende Künstelei, Namenregister, Predigten, Chroniken zu versifizieren ist ihre Dichtkunst. In keine der Wissenschaften, die sie bearbeitet, haben sie Erfindungsgeist gebracht, keine derselben mit Eigentümlichkeit behandelt. Ein trauriger Erweis, wie wenig der asketisch-polemische Mönchsgeist bei aller politischen Klugheit leiste. In allen Weltteilen hat er sich in dieser unfruchtbaren Gestalt gezeigt und herrscht noch auf den tibetanischen Bergen, wo man bei aller gesetzlichen Pfaffenordnung auch keine Spur eines freien, erfindenden Genius antrifft. Was aus dem Kloster kommt, gehöret auch meistens nur für Klöster.

Bei einzelnen Provinzen des christlichen Asiens darf die Geschichte also nur kurz verweilen. Nach

Armenien kam das Christentum frühe und hat der alten merkwürdigen Sprache eigne Buchstaben, mit diesen auch eine doppelte und dreifache Übersetzung der Schrift und eine armenische Geschichte gegeben. Weder aber Misrob mit seinen Buchstaben noch sein Schüler Moses aus Chorene²⁶³ mit seiner Geschichte konnten ihrem Volk eine Literatur oder Nationalverfassung geben. Von jeher lag Armenien an der Wegscheide der Völker; wie es ehemals unter Persern, Griechen, Römern gewesen war, kam es jetzt unter Araber, Türken, Tätern, Kurden. Noch jetzt treiben die Einwohner ihre alte Kunst, den Handel; ein wissenschaftliches oder Staatsgebäude hat, mit und ohne Christentum, in dieser Gegend nie errichtet werden mögen.

Noch elender ist's mit den christlichen Georgien. Kirchen und Klöster, Patriarchen, Bischöfe und Mönche sind da; die Weiber sind schön, die Männer herzhafte; und doch verkaufen Eltern die Kinder, der Mann sein Weib, der Fürst seine Untertanen, der Andächtige allenfalls seinen Priester. Ein seltenes Christentum unter diesem muntern und treulosen Raubgesindel.

Auch ins Arabische ist das Evangelium frühe übersetzt worden, und mehrere christliche Sekten haben sich Mühe um dies schöne Land gegeben. Juden und Christen lagen darin oft verfolgend gegeneinander; aus beiden Teilen, ob sie gleich zuweilen selbst

Könige hervorbrachten, ist nie etwas Merkwürdiges worden. Alles sank unter Mahomed; und jetzt gibt's in Arabien zwar ganze Judenstämme, aber keine Christengemeinen. Drei Religionen, Abkömmlinge voneinander, bewachen mit gegenseitigem Haß untereinander das Heiligtum ihrer Geburtsstätte, die arabische Wüste.²⁶⁴

Wollen wir nun mit einem allgemeinen Blick ein Resultat der Wirkungen erfassen, die das Christentum seinen asiatischen Provinzen gebracht hat, so werden wir uns zuvörderst über den Gesichtspunkt des Vortheils vergleichen müssen, den irgendeine und diese Religion einem Weltteil bringen konnte.

1. Auf ein *irdisches Himmelreich*, d. i. auf eine vollkommnere Einrichtung der Dinge zum Besten der Völker, mag das Christentum im stillen gewirkt haben; die Blüte der Wirkung aber, ein vollkommener Staat, ist durch dasselbe nirgend zum Vorschein gekommen, weder in Asien noch in Europa. Syrer und Araber, Armenier und Perser, Juden und Grusiner sind, was sie waren, geblieben, und keine Staatsverfassung jener Gegenden kann sich eine Tochter des Christentums zu sein rühmen; es sei denn, daß man Einsiedelei und Mönchsdienst oder die Hierarchie jeder Art mit ihren rastlosen Wirkungen für das Ideal eines Christenstaats nehmen wollte. Patriarchen und

Bischöfe senden Missionen umher, um ihre Sekte, ihren Sprengel, ihre Gewalt auszubreiten; sie suchen die Gunst der Fürsten, um Einfluß in die Geschäfte oder um Klöster und Gemeinen zu erhalten; eine Partei strebt gegen die andre und sorgt, daß sie die herrschende werde; so jagen Juden und Christen, Nestorianer und Monophysiten einander umher, und keiner Partei darf es einfallen, auf das Beste einer Stadt oder eines Erdstrichs rein und frei zu wirken. Die Klerisei der Morgenländer, die immer etwas Mönchartiges hatte, wollte Gott dienen und nicht den Menschen.

2. Um auf Menschen zu wirken, hatte man drei Wege: *Lehre, Ansehen und gottesdienstliche Gebräuche*. Lehre ist allerdings das reinste und wirksamste Mittel, sobald sie von rechter Art war. Unterricht der Jungen und Alten, wenn er die wesentlichsten Beziehungen und Pflichten der Menschheit betraf, konnte nicht anders als eine Anzahl nutzbarer Kenntnisse in Gang bringen oder im Gange erhalten; der Ruhm und Vorzug, solche auch dem geringen Volk klarer gemacht zu haben, bleibt dem Christentum in vielen Gegenden ausschließend eigen. Durch Fragen, Predigten, Lieder, Glaubensbekenntnisse und Gebete wurden Kenntnisse von Gott und der Moral unter die Völker verbreitet; durch Übersetzung und Erklärung der heiligen Schriften kam Schrift und Literatur unter dieselbe, und wo die Nationen noch so

kindisch waren, daß sie nur Fabeln fassen mochten, da erneuerte sich wenigstens eine heilige Fabel. Offenbar aber kam hiebei alles darauf an, ob der Mann, der lehren sollte, lehren konnte und was es war, das er lehrte. Auf beide Fragen wird die Antwort nach Personen, Völkern, Zeiten und Weltgegenden so verschieden, daß man am Ende sich nur an das halten muß, was er lehren sollte; woran sich denn auch die herrschende Kirche hielt. Sie fürchtete die Untüchtigkeit und Kühnheit vieler ihrer Lehrer, faßte sich also kurz und blieb in einem engen Kreise. Dabei lief sie nun freilich auch Gefahr, daß der Inhalt ihrer Lehre sich sehr bald erschöpfte und wiederholte, daß in wenigen Geschlechtern die ererbte Religion fast allen Glanz ihrer Neuheit verlor und der gedankenlose Lehrer auf seinem alten Bekenntnis sanft einschlief. Und so war meistens auch nur der erste Stoß christlicher Missionen recht lebendig; bald geschah es, daß jede matte Welle eine mattere trieb und alle zuletzt in die stille Oberfläche des Herkommens eines alten Christengebrauches sanft sich verloren. Durch Gebräuche suchte man nämlich das zu ersetzen, was der Seele des Gebrauchs, der Lehre, abging, und so fand sich das Cerimonienwesen ein, das endlich zu einer geistlosen Puppe geriet, die in alter Pracht, unberührbar und unbeweglich, dastand. Für Lehrer und Zuhörer war die Puppe zur Bequemlichkeit erdacht, denn

beide konnten dabei etwas denken, wenn sie denken wollten; wo nicht, so ging doch, wie man sagte, das Vehikulum der Religion nicht verloren. Und da vom Anfange an die Kirche sehr auf Einheit hielt, so waren zur gedankenlosen Einheit Formeln, die die Herde am wenigsten zerstreuen mochten, allerdings das beste. Von allem diesen sind die Kirchen Asiens die vollsten Erweise; sie sind noch, was sie vor fast zwei Jahrtausenden wurden, entschlafne seelenlose Körper: selbst Ketzerei ist in ihnen ausgestorben; denn auch zu Ketzereien ist keine Kraft mehr da.

Vielleicht aber kann das *Ansehen der Priester* ersetzen, was der entschlafnen Lehre oder der erstorbenen Bewegung abgeht? Einigermassen, aber nie ganz. Allerdings hat das Alter einer geheiligten Person den sanften Schimmer väterlicher Erfahrung, reifer Klugheit und einer leidenschaftlosen Ruhe der Seele vor und um sich; daher so manche Reisende der Ehrerbietung gedenken, die sie vor bejahrten Patriarchen, Priestern und Bischöfen des Morgenlandes fühlten. Eine edle Einfalt in Gebärden, in der Kleidung, dem Betragen, der Lebensweise trug dazu bei, und mancher ehrwürdige Einsiedler, wenn er der Welt seine Lehre, seine Warnung, seinen Trost nicht versagte, kann mehr Gutes gestiftet haben als hundert geschwätzig Müßiggänger im Tumult der Gassen und Märkte. Indessen ist auch das edelste Ansehen eines Mannes nur

Lehre, ein Beispiel, auf Erfahrung und Einsicht gegründet; treten Kurzsichtigkeit und Vorurteile an die Stelle der Wahrheit, so ist das Ansehen der ehrwürdigsten Person gefährlich und schädlich.

3. Da alles Leben der Menschen sich auf die *Geschäftigkeit einer gemeinsamen Gesellschaft* beziehet, so ist offenbar, daß auch im Christentum früher oder später alles absterben mußte oder absterben wird, was sich davon ausschließt. Jede tote Hand ist tot; sie wird abgelöset, sobald der lebendige Körper sein Leben und ihre unnütze Bürde fühlet. Solange in Asien die Missionen in Wirksamkeit waren, teilten sie Leben aus und empfangen Leben; als die weltliche Macht der Araber, Tatern, Türken sie davon ausschloß, verbreiteten sie sich nicht weiter. Ihre Klöster und Bischofssitze stehen als Trümmern andrer Zeiten traurig und beschränkt da; viele werden nur der Geschenke, Abgaben und Knechtsdienste wegen geduldet.

4. Da das Christentum vorzüglich durch Lehre wirket, so kommt allerdings vieles auf die *Sprache* an, in welcher es gelehret wird, und auf die in derselben bereits enthaltene Kultur, der es sich rechtgläubig anschließt. Mit einer gebildeten oder allgemeinen Sprache pflanzet es sich sodann nicht nur fort, sondern es erhält auch durch sie eine eigne Kultur und Achtung; sobald es dagegen, als ein heiliger Dialekt göttlichen

Ursprunges, hinter andern lebendigem Sprachen zurückbleibt oder gar in die engen Grenzen einer abgeschlossenen, rauhen Vätermundart wie in ein wüstes Schloß verbannt wird, so muß es in diesem wüsten Schlosse mit der Zeit sein Leben als ein armer Tyrann oder als ein unwissender Gefangener kümmerlich fortziehen. Als in Asien die griechische und nachher die syrische Sprache von der siegenden arabischen verdrängt ward, kamen auch die Kenntnisse, die in jenen lagen, außer Umlauf; nur als Liturgien, als Bekenntnisse, als eine Mönchstheologie dorften sie sich fortpflanzen. Sehr trüglich ist also die Behauptung, wenn man alles das dem Inhalt einer Religion zuschreibt, was eigentlich nur den Hilfsmitteln gehört, durch welche sie wirkte. Sehet jene Thomaschristen in Indien, jene Georgier, Armenier, Abessinier und Kopten an: Was sind sie? Was sind sie durch ihr Christentum worden? Kopten und Abessinier besitzen Bibliotheken alter, ihnen selbst unverständlicher Bücher, die in den Händen der Europäer vielleicht nutzbar wären; jene brauchen sie nicht und können sie nicht brauchen. Ihr Christentum ist zum elendesten Aberglauben hinabgesunken.

5. Also muß ich auch hier der *griechischen Sprache* das Lob geben, das ihr in der Geschichte der Menschheit so vorzüglich gebühret; durch sie ist nämlich alle das Licht aufgegangen, mit welchem

auch das Christentum unsern Weltteil beleuchtet oder überschimmert hat. Wäre durch Alexanders Eroberungen, durch die Reiche seiner Nachfolger und fernerhin durch das römische Besitztum diese Sprache nicht so weit verbreitet, so lange erhalten worden, schwerlich wäre in Asien irgendeine Aufklärung durchs Christentum entstanden; denn eben an der griechischen Sprache haben Rechtgläubige und Ketzler auf unmittelbare oder mittelbare Weise ihr Licht oder Irrlicht angezündet. Auch in die armenische, syrische und arabische Sprache kam aus ihr der Funke der Erleuchtung; und wären überhaupt die ersten Schriften des Christentums nicht griechisch, sondern im damaligen Judendialekt verfasst worden, hätte das Evangelium nicht griechisch gepredigt und fortgebreitet werden können: wahrscheinlich wäre der Strom, der sich jetzt über Nationen ergoß, nahe an seiner Quelle erstorben. Die Christen wären worden, was die Ebioniten waren und etwa die Johannesjünger oder Thomaschristen noch sind, ein armer verachteter Haufe, ohne alle Wirkung auf den Geist der Nationen. Lasset uns also, von diesen östlichen Geburtsländern hinweg, dem Schauplatz entgegengehen, auf dem es seine erste größere Rolle spielte.

III

Fortgang des Christentums in den griechischen Ländern

Wir bemerkten, daß der *Hellenismus*, d. i. eine freiere, schon mit Begriffen anderer Völker gemischte Denkart der Juden, der Entstehung des Christentums den Weg gebahnet habe: das entstandene Christentum also ging weit auf diesem Wege fort, und in kurzer Zeit waren große Erdstriche, wo griechische Juden waren, erfüllet von der neuen Botschaft. In einer griechischen Stadt entstand der Name der Christen; in der griechischen Sprache wurden die ersten Schritten des Christentums am weitesten lautbar; denn beinahe von Indien an bis zum Atlantischen Meer, von Lybien bis gen Thule war mehr oder minder diese Sprache verbreitet. Unglücklicher- und glücklicherwise lag Judäa insonderheit *eine* Provinz nahe, die zu der ersten Form des Christianismus viel beitrug: Ägypten. Wenn Jerusalem die Wiege desselben war, so ward Alexandrien seine Schule.

Seit der Ptolemäer Zeiten waren in Ägypten, des Handels wegen, eine Menge Juden, die sich daselbst gar ein eignes Judäa erschaffen wollten, einen Tempel bauten, ihre heiligen Schriften nach und nach

griechisch übersetzten und mit neuen Schriften vermehrten. Gleicherweise waren seit Ptolemäus Philadelphus' Zeiten in Alexandrien für die Wissenschaften blühende Anstalten, die sich, selbst Athen nicht ausgenommen, sonst nirgend fanden. Vierzehntausend Schüler hatten eine geraume Zeit daselbst durch öffentliche Wohltat Unterhalt und Wohnung; hier war das berühmte Museum, hier die ungeheure Bibliothek, hier der Ruhm alter Dichter und gelehrter Männer in allen Arten; hier also im Mittelpunkt des Welthandels war die große Schule der Völker. Eben durch die Zusammenkunft derselben und durch eine nach und nach geschehene Vermischung der Denkart aller Nationen im griechischen und römischen Reich war die sogenannte *neuplatonische Philosophie* und überhaupt jener sonderbare *Synkretismus* entstanden, der die Grundsätze aller Parteien zu vereinigen suchte und in weniger Zeit Indien, Persien, Judäa, Äthiopien, Ägypten, Griechenland, Rom und die Barbaren iß ihren Vorstellungsarten zusammenrückte. Wunderbar herrschte dieser Geist fast allenthalben im römischen Reiche, weil allenthalben Philosophen aufkamen, die die Ideen ihres Geburtslandes in die große Masse der Begriffe trugen; in Alexandrien aber kam es zur Blüte. Und nun sank auch der Tropfen des Christentums in dieses Meer und zog an sich, was er mit sich organisieren zu können vermeinte. Schon in den

Schriften Johannes' und Paulus' werden platonische Ideen dem Christentum assimiliert; die ältesten Kirchenväter, wenn sie sich auf Philosophie einließen, konnten der allgemein angenommenen Vorstellungsarten nicht entbehren, und einige derselben finden z.B. ihren Logos längst vor dem Christentum in allen Seelen der Weisen. Vielleicht wäre es kein Unglück gewesen, wenn das System des Christentums geblieben wäre, was es nach den Vorstellungen eines Justinus, Clemens von Alexandrien und anderer sein sollte: eine freie Philosophie, die Tugend und Wahrheitsliebe zu keiner Zeit, unter keinem Volk verdammt und von den einengenden Wortformeln, die späterhin als Gesetze galten, noch gar nichts wußte. Gewiß sind die früheren Kirchenväter, die in Alexandrien gebildet wurden, nicht die schlechtesten; der einzige Origenes hat mehr getan als zehntausend Bischöfe und Patriarchen; denn ohne den gelehrten kritischen Fleiß, den er auf die Urkunden des Christentums wandte, wäre dies in Ansehung seiner Entstehung beinahe ganz unter die unklassischen Märchen geraten. Auch auf einige seiner Schüler ging sein Geist über, und mehrere Kirchenväter aus der alexandrinischen Schule dachten und stritten wenigstens doch gewandter und feiner als so manche andre unwissende und fanatische Köpfe.

Indessen war freilich in anderm Betracht sowohl Ägypten als die damalige Modephilosophie überhaupt

fürs Christentum auch eine verderbliche Schule; denn eben an diese fremden platonischen Ideen, an denen man mit griechischer Spitzfindigkeit subtilisierte, hing sich alles, was nachher fast zwei Jahrtausende lang Streitigkeiten, Zank, Aufruhr, Verfolgung, Zerrüttungen ganzer Länder erregt hat und überhaupt dem Christentum eine ihm so fremde, die *sophistische* Gestalt gegeben. Aus dem Wort Logos entstanden Ketzereien und Gewalttätigkeiten, vor denen noch jetzt der Logos in uns, die gesunde Vernunft, schaudert. Nur in der griechischen Sprache konnten manche dieser Zänkereien geführt werden, der sie auch auf ewig hätten eigen bleiben und nie zu allgemeinen Lehrformeln aller Sprachen erhoben werden sollen. Da ist auch keine Wahrheit, keine Erkenntnis, die dem menschlichen Wissen einen Zuwachs, dem Verstande eine neue Kraft, dem menschlichen Willen eine edle Triebfeder gegeben hätte; vielmehr kann man die ganze Polemik der Christen, die sie gegen Arianer, Photinianer, Macedonianer, Nestorianer, Eutychianer, Monophysiten, Tritheiten, Monotheliten u. f. geführt haben, geradezu vertilgen, ohne daß das Christentum oder unsre Vernunft den mindesten Schaden erhalte. Eben von ihnen allen und von ihrer Wirkung, jenen groben Dekreten so mancher Hof- und Räuberkonzilien, hat man wegsehen und sie sämtlich vergessen müssen, um nur abermals wieder zu einem reinen

ersten Anblick der christlichen Urschriften und zu ihrer öffnen, einfachen Auslegung gelangen zu können; ja, noch hindern und quälen sie hier, da und dort viele furchtsame oder gar um ihretwillen verfolgte Seelen. Der ganze spekulative Kram dieser Sekten ist jener Lernäischen Schlange oder den Kettenringen eines Wurmes ähnlich, der im kleinsten Gliede wieder wächst und, unzeitig abgerissen, den Tod gewähret. In der Geschichte füllt dies unnütze, menschenfeindliche Gewebe viele Jahrhunderte: Ströme Blutes sind darüber vergossen, unzählige, oft die würdigsten Menschen durch die unwissendsten Bösewichter um Gut und Ehre, um Freunde, Wohnung und Ruhe, um Gesundheit und Leben gebracht worden. Selbst die treuherzigen Barbaren, Burgunder, Goten, Longobarden, Franken und Sachsen, haben an diesen Mordspielen für oder gegen Arianer, Bogomilen, Katharer, Albigenser, Waldenser u. f. in frommer Rechtgläubigkeit mit eifrigem Ketzerernst Anteil genommen und als streitende Völker für die echte Taufformel ihre Klinge nicht vergebens geführt: eine wahre streitende Kirche. Vielleicht gibt es kein öderes Feld der Literatur als die Geschichte dieser christlichen Wort- und Schwertübung, die dem menschlichen Verstande seine eigne Denkkraft, den Urkunden des Christentums ihre klare Ansicht, der bürgerlichen Verfassung ihre Grundsätze und Maßregeln dergestalt geraubt hatte,

daß wir zuletzt andern Barbaren und Sarazenen danken müssen, daß sie durch wilde Einbrüche die Schande der menschlichen Vernunft zerstörten. Dank sei allen den Männern²⁶⁵, die uns die Triebfedern solcher Streitigkeiten, die Athanase, Kyrille, Theophile, die Konstantine und Irenen in ihrer wahren Gestalt zeigen; denn solange man im Christentum den Namen der Kirchenväter und ihrer Konzilien noch mit Sklavenfurcht nennet, ist man weder der Schrift noch seines eignen Verstandes mächtig.

Auch die christliche Sittenlehre fand in Ägypten und in andern Gegenden des griechischen Reichs keinen bessern Boden; durch einen fürchterlichen Mißbrauch erschuf sie daselbst jenes grobe Heer der Zönobiten und Mönche, das sich nicht etwa nur an Entzückungen in der thebaischen Wüste begnügte, sondern als eine gemietete Kriegsschar oft Länder durchzog, Bischofswahlen und Konzilien störte und den H. Geist derselben Aussprüche zu tun zwang, wie ihr unheiliger Geist es wünschte. Ich ehre die Einsamkeit, jene nachdenkende Schwester, oft auch die Gesetzgeberin der Gesellschaft, sie, die Erfahrungen und Leidenschaften des geschäftigen Lebens in Grundsätze und in Nahrungssaft verwandelt. Auch jener tröstenden Einsamkeit gebühret Mitleid, die, des Joches und der Verfolgung andrer Menschen müde, in sich selbst Erholung und Himmel findet. Gewiß waren viele der

ersten Christen Einsame der letzten Art, die von der Tyrannei des großen militärischen Reichs oder vom Greuel der Städte in die Wüste getrieben wurden, wo bei wenigen Bedürfnissen ein milder Himmel sie freundlich aufnahm. Desto verächtlicher aber sei uns jene stolze, eigensinnige Absonderung, die, das tätige Leben verabscheuend, in Beschauung oder in Büßungen ein Verdienst setzt, sich mit Phantomen nährt und, statt Leidenschaften zu ertönen, die wildeste Leidenschaft, einen eigensinnigen, ungemessenen Stolz, in sich auffacht. Leider ward der Christianismus hiezu ein blendender Vorwand, seitdem man Ratschläge desselben, die nur für wenige sein sollten, zu allgemeinen Gesetzen machte oder gar zu Bedingungen des Himmelreichs erhob und Christum in der Wüste suchte. Da sollten Menschen den Himmel finden, die Bürger der Erde zu sein verschmähten und damit die schätzbarsten Gaben unsres Geschlechts, Vernunft, Sitten, Fähigkeiten, Eltern-, Freundes-, Gatten- und Kindesliebe, aufgaben. Verwünscht sein die Lobsprüche, die man aus mißverstandener Schritt dem ehelosen, müßigen, beschauenden Leben oft so unvorsichtig und reichlich gab, verwünscht die falschen Eindrücke, die man mit schwärmerischer Beredsamkeit der Jugend einprägte und dadurch auf viele Zeiten hin den Menschenverstand verschob und lahmt. Woher kommt's, daß in den Schriften der Kirchenväter sich

so wenig reine Moral und oft das Beste mit dem Schlechtesten, das Gold mit Unrat vermischt findet? ²⁶⁶ Woher, daß man in diesen Zeiten auch von den vortrefflichsten Männern, die noch so viel griechische Schriftsteller zu ihrem Gebot hatten, kein Buch nennen kann, das ohne alle Rücksicht auf Komposition und Vortrag, bloß in der Moral und im durchgehenden Geiste des Werks, *einer* Schrift der sokratischen Schule an die Seite zu setzen wäre? Woher, daß selbst die ausgesuchten Sprüche der Väter so viel übertriebenes und Mönchisches an sich haben, wenn man sie mit der Moral der Griechen vergleicht? Durch die neue Philosophie war das Hirn der Menschen verrückt, daß sie, statt auf der Erde zu leben, in Lüften des Himmels wandeln lernten; und wie es keine größere Krankheit geben kann als diese, so ist's wahrlich ein beweinenswerter Schade, wenn sie durch Lehre, Ansehen und Institute fortgepflanzt und die läutern Quellen der Moral auf Jahrhunderte hin dadurch trübe gemacht wurden.

Als endlich das Christentum erhöht und ihm in der Kaiserfahne der Name gegeben ward, der noch jetzt als die herrschende römisch-kaiserliche Religion über allen Namen der Erde wehet: auf einmal wurde da die Unlauterkeit offenbar, die Staats- und Kirchensachen so seltsam vermischte, daß beinah keinem menschlichen Dinge mehr sein rechter Gesichtspunkt blieb.

Indem man Duldsamkeit predigte, wurden die, die lange gelitten hatten, selbst undulidend; indem man Pflichten gegen den Staat mit reinen Beziehungen der Menschen gegen Gott verwirrte und, ohne es zu wissen, eine halbjüdische Mönchsreligion zur Grundlage eines byzantinisch-christlichen Reichs machte: wie anders, als daß sich das wahre Verhältnis zwischen Verbrechen und Strafen, zwischen Pflicht und Befugnis, ja endlich zwischen den Ständen der Reichsverfassung selbst schnöde verlieren mußte. Der geistliche Stand ward in den Staat eingeführt, nicht, wie er bei den Römern gewesen war, unmittelbar mitwirkend zum Staate; ein Mönchs- und Bettelstand ward er, dem zugut hundert Verfügungen gemacht wurden, die andern Ständen zur Last fielen, sich einander selbst aufhoben und zehnfach geändert werden mußten, damit nur noch eine Form des Staats bliebe. Dem großen und schwachen Konstantin sind wir ohne sein Wissen jenes zweiköpfige Ungeheuer schuldig, das unter dem Namen der welt- und geistlichen Macht sich selbst und andre Völker neckte oder untertrat und nach zwei Jahrtausenden sich noch jetzt kaum über den Gedanken ruhig vereint hat, wozu Religion und wozu Regierung unter den Menschen da sei. Ihm sind wir jene fromme Kaiserwillkür in den Gesetzen und mit ihr jene christfürstlich-unkaiserliche Nachgiebigkeit schuldig, die in kurzem der fürchterlichste

Despotismus werden mußte.²⁶⁷ Daher die Laster und Grausamkeiten in der abscheulichen byzantinischen Geschichte; daher der feile Weihrauch an die schlechtesten christlichen Kaiser; daher die unselige Verwirrung, die geist- und weltliche Dinge, Ketzer und Rechtgläubige, Barbaren und Römer, Feldherrn und Verschnittene, Weiber und Priester, Patriarchen und Kaiser in eine gärende Mischung brachte. Das Reich hatte sein Principium, das schwankende Schiff hatte Mast und Steuer verloren; wer ans Ruder kommen konnte, ruderte, bis ihn ein anderer fortdrängte. Ihr alten Römer, Sextus, Cato, Cicero, Brutus, Titus, und ihr Antonine, was hättet ihr zu diesem neuen Rom, dem Kaiserhofs zu Konstantinopel, von seiner Gründung an bis zu seinem Untergange, gesaget?

Auch die Beredsamkeit also, die in diesem kaiserlich-christlichen Rom aufsprießen konnte, war jener alten Griechen- und Römerberedsamkeit mitnichten zu vergleichen. Hier sprachen freilich göttliche Männer, Patriarchen, Bischöfe, Priester; aber zu wem und worüber sprachen sie? und was konnte, was sollte ihre beste Beredsamkeit fruchten? Einem unsinnigen, verderbten, zügellosen Haufen sollten sie das Reich Gottes, die feinen Aussprüche eines moralischen Mannes erklären, der in seiner Zeit schon allein stand und in diesen Haufen gewiß nicht gehörte. Viel reizender war's für diesen, wenn der geistliche Redner

sich auf die Schandtaten des Hofes, in die Kabalen der Ketzer, Bischöfe, Priester und Mönche oder auf die rohen Üppigkeiten der Schauplätze, Spiele, Lustbarkeiten und Weibertrachten einließ. Wie beklage ich dich, du goldner Mund, Chrysostomus, daß deine überströmende Rednergabe nicht in bessere Zeiten fiel! Aus der Einsamkeit tratest du hervor, in der du deine schönsten Tage durchlebt hattest; in der glänzenden Hauptstadt wurden dir trübere Tage. Dein Hirteneifer war von seiner Flur verirret; du erlagst den Stürmen der Hof- und Priesterkabale und mußtest, vertrieben und wiederhergestellt, endlich doch im Elende sterben. So erging's mehreren Rechtschaffenen an diesem wohlüstigen Hofe, und das traurigste war, daß ihr Eifer selbst von Fehlern nicht frei blieb. Denn wie der, der unter ansteckenden Krankheiten in einer verpesteten Luft lebet, wenn er sich auch vor Beulen bewahret, wenigstens ein blasses Gesicht und kranke Glieder davonträgt, so lagen auch hier zu viele Gefahren und Verführungen um beiderlei Stände, als daß eine gewöhnliche Vorsicht ihnen hätte entweichen mögen. Um so rühmlicher sind die wenigen Namen, die als Feldherren und Kaiser oder als Bischöfe, Patriarchen und Staatsleute auch an diesem schwefellicht-dunkeln Himmel wie zerstreute Sterne glänzen; aber auch ihre Gestalten entzieht uns der Nebel.

Betrachten wir endlich den Geschmack in

Wissenschaften, Sitten und Künsten, der sich von diesem ersten und größten Christenreiche verbreitet hat, so können wir ihn nicht anders als barbarisch-prächtigt und elend nennen. Seitdem zu Theodosius' Zeiten im römischen Senat vorm Anlitz der Siegesgöttin Jupiter und Christus um den Besitz des römischen Reichs stritten und Jupiter seine Sache verlor, gingen die Denkmale des alten großen Geschmacks, die Tempel und Säulen der Götter in aller Welt, allmählich oder gewaltsam unter; und je christlicher ein Land war, desto eifriger zerstörte es alle Überbleibsel des Dienstes der alten Dämonen. Der Zweck und Ursprung der christlichen Kirchen verbot die Einrichtung der alten Götzentempel; also wurden Gerichts- und Versammlungsplätze, Basiliken, ihr Vorbild; und obgleich in den ältesten derselben aus Konstantins Zeiten allerdings noch eine edle Einfalt merklich ist, weil sie teils aus heidnischen Resten zusammengetragen, teils mitten unter den größten Denkmalen errichtet wurden, so ist auch diese Einfalt dennoch schon christlich. Geschmacklos sind ihre dort und hier geraubten Säulen zusammengesetzt, und das Wunder der christlichen Kunst in Konstantinopel, die prächtige Sophienkirche, war mit barbarischem Schmuck überladen. So viele Schätze des Altertums in diesem Babel zusammengehäuft wurden, sowenig konnte griechische Kunst oder Dichtkunst daselbst

gedeihen. Man erschrickt vor dem Hofstaat, der noch im zehnten Jahrhundert den Kaiser in Kriegs- und Friedenszeiten, zu Hause und zum Gottesdienst begleiten mußte, wie ein purpurgeborner Sklave desselben ihn selbst beschreibt²⁶⁸, und wundert sich, daß ein Reich von dieser Art nicht viel früher gefallen sei, als es fiel. Dem mißgebrauchten Christentum allein kann hieran die Schuld nicht beigemessen werden; denn vom ersten Anfange an war Byzanz zu einem glänzend-üppigen Bettlerstaat eingerichtet. Mit ihm war kein Rom entstanden, das, unter Bedrückungen, Streit und Gefahr erzogen, zur Hauptstadt der Welt sich selbst machte; auf Kosten Roms und der Provinzen ward die neue Stadt gegründet und sogleich mit einem Pöbel beladen, der unter Heuchelei und Müßiggänge, unter Titeln und Schmeicheleien von kaiserlicher Milde und Gnade, das ist: vom Mark des Reichs lebte. Am Busen der Wohllust lag die neue Stadt, zwischen allen Weltteilen in der schönsten Gegend. Aus Asien, Persien, Indien, Ägypten kamen ihr alle Waren jener üppigen Pracht, mit welchen sie sich und die nordwestliche Welt versorgte. Ihr Hafen war voll von Schiffen aller Nationen; und noch in spätem Zeiten, als schon die Araber dem griechischen Reich Ägypten und Asien genommen hatten, zog sich der Handel der Welt über das Schwarze und Kaspische Meer, um die alte Wohllüstige zu versorgen.

Alexandrien, Smyrna, Antiochien, das busenvolle Griechenland mit seinen Anlagen, Städten und Künsten, das inselvolle Mittelländische Meer, vor allem aber der leichte Charakter der griechischen Nation, alles trug bei, den Sitz des christlichen Kaisers zum Sammelplatz von Lastern und Torheiten zu machen; und was ehemals dem alten Griechenland zum Besten gedient hatte, gereichte ihm jetzt zum Ärgsten.

Deshalb aber wollen wir diesem Reich auch den kleinsten Nutzen nicht absprechen, den es, in seiner Beschaffenheit und Lage, der Welt gebracht hat. Lange war es ein Damm, obgleich ein schwacher Damm, gegen die Barbaren, deren mehrere in seiner Nachbarschaft oder gar in seinem Dienst und Handel ihre Roheit abgelegt und einen Geschmack für Sitten und Künste empfangen haben. Der beste König der Goten, Theodorich, z.B. war in Konstantinopel erzogen; was er Italien Gutes tat, haben wir jenem östlichen Reiche mit zu verdanken. Mehr als einem barbarischen Volk hat Konstantinopel den Samen der Kultur, Schrift und das Christentum gegeben; so bildete der Bischof Ulfilas für seine Goten am Schwarzen Meer das griechische Alphabet um und übersetzte das Neue Testament in ihre Sprache; Russen, Bulgarn und andre slawische Völker haben von Konstantinopel aus Schrift, Christentum und Sitten auf eine viel mildere Weise bekommen als ihre westlichen Mitbrüder

von den Franken und Sachsen. Die Sammlung der römischen Gesetze, die auf Justinians Befehl geschah, so mangelhaft und zerstückt sie sei, so mancher Mißbrauch auch von ihr gemacht worden, bleibt ein unsterbliches Denkmal des alten echten Römergeistes, eine Logik des tätigen Verstandes und eine prüfende Norm jeder besseren Gesetzgebung. Daß sich in diesem Reich, obwohl in schlechter Anwendung, die griechische Sprache und Literatur so lange erhielt, bis das westliche Europa fähig ward, sie aus den Händen konstantinopolitanischer Flüchtlinge zu empfangen, ist für die ganze gebildete Welt eine Wohltat. Daß Pilgrime und Kreuzfahrer der mittlern Zeiten auf ihrem Wege zum Heiligen Grabe ein Konstantinopel fanden, wo sie zum Ersatz mancher erwiesenen Untreue wenigstens mit neuen Eindrücken von Pracht, Kultur und Lebensweise in ihre Höhlen, Schlösser und Klöster zurückkehrten, bereitete dem westlichen Europa mindestens von fern eine andre Zeit vor. Venetianer und Genueser haben in Alexandrien und Konstantinopel ihren größeren Handel gelernt, wie sie denn auch größtenteils durch Trümmer dieses Kaisertums zu ihrem Reichtum gelangt sind und von dort aus manches Nützliche nach Europa gebracht haben. Der Seidenbau ist uns aus Persien durch Konstantinopel zugekommen, und wie manches hat der Heilige Stuhl zu Rom, wie manches hat Europa als ein

Gegengewicht gegen diesen Stuhl dem morgenländischen Reich zu danken!

Endlich versank dies stolze, reiche und prächtige Babel; mit allen Herrlichkeiten und Schätzen ging es im Sturm an seine wilden Überwinder über. Längst hatte es seine Provinzen nicht zu schützen vermocht: schon im fünften Jahrhundert war das ganze Griechenland Alarichs Reute geworden. Von Zeit zu Zeit dringen ost-, west-, nord- und südwärts Barbaren immer näher hinan, und in der Stadt wüthen rottenweise oft ärgere Barbaren. Tempel werden gestürmt, Bilder und Bibliotheken werden verbrannt; allenthalben wird das Reich verkauft und verraten, da es für seine treuesten Diener keinen Lohn hat, als ihnen die Augen auszustechen, Ohren und Nase abzuschneiden oder sie gar lebendig zu begraben; denn Grausamkeit und Wohllust, Schmeichelei und der frecheste Stolz, Meutereien und Treulosigkeit herrschten auf diesem Thron, allesamt mit christlicher Rechtgläubigkeit geschminkt. Seine Geschichte voll langsamen Todes ist ein schrecklich-warnendes Beispiel für jede Kastraten-, Pfaffen- und Weiberregierung, trotz alles Kaiserstolzes und Reichtums, trotz alles Poms in Wissenschaften und Künsten. Da liegen nun seine Trümmern: das scharfsinnigste Volk der Erde, die Griechen, sind das verächtlichste Volk worden, betrügerisch, unwissend, abergläubig, elende Pfaffen- und

Mönchsknechte, kaum je mehr des alten Griechengeistes fähig. So hat das erste und prächtigste *Staatschristentum* geendet; nie komme seine Erscheinung wieder.²⁶⁹

IV

Fortgang des Christentums in den lateinischen Provinzen

1. Rom war die Hauptstadt der Welt: aus Rom ergingen die Befehle entweder zu Duldung oder zu Unterdrückung der Christen; notwendig mußte auf diesen Mittelpunkt der Macht und Hoheit eine Hauptwirkung des gesamten Christentums sehr frühe streben.

Die Duldung der Römer gegen alle Religionen überwundener Völker ist über allen Widerspruch erhoben; ohne dieselbe und ohne den ganzen Zustand der damaligen römischen Verfassung würde das Christentum sich nie so schnell und allgemein ausgebreitet haben. Es entstand in der Ferne, unter einem Volk, das man verachtete und zum Sprüchwort des Aberglaubens gemacht hatte; in Rom regierten böse, tolle und schwache Kaiser, also daß es dem Staat an einer herrschenden Übersicht des Ganzen fehlte. Lange wurden die Christen nur unter dem Namen der Juden begriffen, deren in Rom, wie in allen römischen Provinzen, eine große Anzahl war. Wahrscheinlich war es auch der Haß der Juden selbst, der die ausgestoßenen Christen den Römern zuerst kenntlich machte, und sodann lag es in der römischen Denkart, daß man

sie als Abtrünnige von ihrer väterlichen Religion entweder für Atheisten oder ihrer geheimen Zusammenkünfte wegen für Ägypter ansah, die sich gleich andern Eingeweihten mit Aberglauben und Greueln befleckten. Man betrachtete sie als einen verworfenen Haufen, den Nero die Schuld seiner Mordbrennertollheit am ersten tragen lassen durfte; das Mitleid, das man ihnen über diese erlittene äußerste Ungerechtigkeit schenkte, scheint nur die Barmherzigkeit gewesen zu sein, die man einem ungerecht gequälten Sklaven schenket. Weiter untersuchte man ihre Lehre nicht und ließ sie sich fortpflanzen, wie sich im Römerreich alles fortpflanzen konnte.

Als die Grundsätze ihres Gottesdienstes und Glaubens mehr ans Licht traten, fiel es den Römern, die nur an eine politische Religion gewöhnt waren, vor allem hart auf, daß diese Unglücklichen die Götter ihres Staats als höllische Dämonen zu schmähen und den Dienst, den man den Beschützern des Reiches leistete, für eine Schule der Teufel zu erklären wagten. Es fiel ihnen hart auf, daß sie den Bildsäulen der Kaiser eine Ehrerbietung, die ihnen selbst Ehre sein sollte, entzogen und sich von allem, was Pflicht oder Dienst des Vaterlandes war, entfernten. Natürlich wurden sie also für Feinde desselben gehalten, des Hasses und Abscheues andrer Menschen würdig. Nachdem die Kaiser gesinnet waren und neue

Gerüchte sie entweder besänftigten oder aufbrachten, nachdem wurden Befehle für oder gegen die Christen gegeben, Befehle, die in jeder Provinz nach den Gesinnungen der Statthalter oder nach ihrem eignen Betragen mehr oder minder befolgt wurden. Eine Verfolgung indessen, wie man in spätem Zeiten z.B. gegen die Sachsen, Albigenser, Waldenser, Hugenotten, Preußen und Liven vornahm, ist gegen sie nie ergangen; Religionskriege der Art lagen nicht in der römischen Denkweise. Es wurden also die ersten dreihundert Jahre des Christentums während der Verfolgungen, die man in ihnen zählt, die Triumphzeit der Märtyrer des christlichen Glaubens.

Nichts ist edler, als, seiner Überzeugung treu, sie durch Unschuld der Sitten und Biederkeit des Charakters bis zum letzten Atem zu bewähren; auch haben die Christen, wo sie als verständige, gute Menschen dergleichen Unschuld und Festigkeit zeigten, sich dadurch mehr Anhänger erworben als durch Erzählungen von Wundergaben und Wundergeschichten. Mehrere ihrer Verfolger staunten ihren Mut an, selbst wenn sie nicht begriffen, warum sie sich der Gefahr aussetzten, also verfolgt zu werden. Überdem, nur das, was ein Mensch herzhafte will, erreicht er, und worauf eine Anzahl Menschen lebend und sterbend beharret, das kann schwerlich unterdrückt werden. Ihr Eifer zündet an; ihr Beispiel, selbst wenn es nicht

erleuchten kann, wärmet. Gewiß ist also die Kirche der Standhaftigkeit ihrer Bekenner jene tiefe Gründung eines Baues schuldig, der mit ungeheurer Erweiterung Jahrtausende überdauern konnte; weiche Sitten, nachgebende Grundsätze würden von Anfang an alles haben zerfließen lassen, wie ein schaleloser Saft zerfließt.

Indessen kommt es in einzelnen Fällen doch auch darauf an, wofür ein Mensch streite und sterbe. Ist's für seine innere Überzeugung, für einen Bund der Wahrheit und Treue, dessen Lohn bis über das Grab reicht, ist's für das Zeugnis einer unentbehrlich wichtigen Geschichte, die man selbst erlebt hat, deren uns anvertraute Wahrheit ohne uns untergehen würde: wohlan! da stirbt der Märtyrer wie ein Held; seine Überzeugung labt ihn in Schmerzen und Qualen, und der offene Himmel ist vor ihm. So konnten jene Augenzeugen der ersten Begebenheiten des Christentums leiden, wenn sie sich in dem notwendigen Fall sahen, die Wahrheit derselben mit ihrem Tode zu besiegeln. Ihre Verleugnung wäre eine Absagung selbsterfahrner Geschichte gewesen; und wenn es nötig ist, opfert ein Rechtschaffener auch dieser sich selbst auf. Solche eigentliche Bekenner und Märtyrer aber konnte nur das älteste Christentum, und auch dieses ihrer nicht ungeheuer viele, haben, von deren Ausgange aus der Welt sowie von ihrem Leben wir wenig oder nichts

wissen. Anders war's mit den Zeugen, die Jahrhunderte später oder Hunderte von Meilen entfernt zeugten, denen die Geschichte des Christentums nur als Gerücht, als Tradition oder als eine geschriebene Nachricht zukam; für urkundliche Zeugen können diese nicht gelten, indem sie nur ein fremdes Zeugnis oder vielmehr nur ihren Glauben an dasselbe mit Blute besiegeln. Da dies nun mit allen bekehrten Christen außer Judäa der Fall war, so muß man sich wundern, daß eben in den entferntesten, den lateinischen Provinzen so ungemein viel auf das Blutzeugnis dieser Zeugen, mithin auf eine Tradition, die sie fernher hatten und schwerlich prüfen konnten, gebauet wurde. Selbst nachdem am Ende des ersten Jahrhunderts die in Orient aufgesetzten Schriften in diese entfernteren Gegenden gekommen waren, verstand nicht jeder sie in der Ursprache und mußte sich, abermals auf das Zeugnis seines Lehrers, mit Anführung einer Übersetzung begnügen. Und wie weit seltner beziehen sich die abendländischen Lehrer überhaupt auf die Schrift, da die morgenländischen, selbst auf ihren Konzilien, mehr nach gesammelten Meinungen voriger Kirchenväter als aus der Schrift entschieden! Tradition also und Glaube, für den man gestorben sei, ward bald das vorzüglichste und siegende Argument des Christentums; je ärmer, entfernter und unwissender die Gemeinde war, desto mehr mußte ihr eine solche

Tradition, das Wort ihres Bischofs und Lehrers, das Bekenntnis der Blutzeugen als ein Zeugnis der Kirche gleichsam aufs Wort gelten.

Und doch läßt sich bei dem Ursprunge des Christentums kaum eine andre Weise der Fortpflanzung als diese gedenken; denn auf eine Geschichte war es gebauet, und eine Geschichte will Erzählung, Überlieferung, Glauben. Sie geht von Munde zu Munde, bis sie, in Schriften aufgenommen, gleichfalls eine festgestellte, fixierte Tradition wird, und jetzt erst kann sie von mehreren geprüft oder nach mehreren Traditionen verglichen werden. Nun aber sind auch meistens die Augenzeugen nicht mehr am Leben; wohl also, wenn sie der Sage nach das von ihnen gepflanzte Zeugnis mit ihrem Tode bekräftigt haben: hier beruhigt sich der menschliche Glaube.

Und so bauete man zuversichtvoll die ersten christlichen Altäre *auf Gräber*. An Gräbern kam man zusammen; sie wurden in den Katakomben selbst Altäre, über welchen man das Abendmahl genoß, das christliche Bekenntnis ablegte und demselben, wie der Begrabene, treu zu sein angelobte, über Gräbern wurden die ersten Kirchen erbauet, oder die Leichname der Märtyrer wurden unter die erbaueten Altäre gebracht, bis zuletzt auch nur mit einem Gebein derselben der Altar geweiht werden mußte. In Cerimonie und Formel ging nun über, was einst Ursprung der

Sache, Entstehung und Besiegelung eines *Bundes christlicher Bekenner* gewesen war. Auch die Taufe, bei der ein Symbolum des Bekenntnisses abgelegt wurde, feierte man über der Bekenner Gräbern, bis späterhin die Baptisterien über ihnen erbauet oder Gläubige, zum Zeichen, daß sie auf ihr Taufbekenntnis gestorben sein, unter ihnen begraben wurden. Eins entstand aus dem andern, und fast die ganze Form und Gestalt der abendländischen Kirchengebräuche kam von diesem *Bekenntnis und Gräberdienst* her.²⁷⁰

Allerdings fand sich viel Rührendes bei diesem Bunde der Treue und des Gehorsams über den Gräbern. Wenn, wie Plinius sagt, die Christen vor Tage zusammenkamen, ihrem Christus als einem Gott Loblieder zu singen und sich mit dem Sakrament wie mit einem Eidschwur zur Reinheit der Sitten und zu Ausübung moralischer Pflichten zu verbinden, so mußte das stille Grab ihres Bruders ihnen ein redendes Symbol der Beständigkeit bis zum Tode, ja eine Grundfest ihres Glaubens an jene Auferstehung werden, zu welcher ihr Herr und Lehrer, auch als Märtyrer, zuerst gelangt war. Das irdische Leben mußte ihnen vorübergehend, der Tod als eine Nachfolge seines Todes rühmlich und angenehm, ein zukünftiges Leben fast sichrer als das gegenwärtige dünken, und Überzeugungen dieser Art sind allerdings der Geist der ältesten christlichen Schritten. Indessen konnte es auch

nicht fehlen, daß durch solche Anstalten die Liebe zum Märtyrertum unzeitig erweckt wurde, indem man, satt des vorübergehenden irdischen Lebens, nach der Blut- und Feuertaufe als nach der Heldenkrone Christi oft mit nutzlosem Eifer lief. Es konnte nicht fehlen, daß den Gebeinen der Begrabenen mit der Zeit eine fast göttliche Ehre angetan ward und sie zu Entsühnungen, Heilungen und andern Wunderwerken abergläubig mißgebraucht wurden. Es konnte endlich am wenigsten fehlen, daß diese Schar christlicher Helden in kurzem den ganzen Kirchenhimmel bezog und, so wie ihre Leichname ins Schiff der Kirche mit Anbetung gebracht waren, auch ihre Seelen alle andere Wohltäter der Menschen aus ihren Sitzen vertrieben; womit dann eine *neue christliche Mythologie* anfang. Welche Mythologie? Die wir auf den Altären sehen, von der wir in den Legenden lesen.

2. Da im Christentum alles auf Bekenntnis, dies Bekenntnis aber auf einem Symbol und dies Symbol auf Tradition beruhete, so waren zu Erhaltung der Aufsicht und Ordnung entweder Wundergaben oder eine strenge *Kirchenzucht* vor allem nötig. Mit dieser Einrichtung stieg das *Ansehen der Bischöfe*, und um die Einheit des Glaubens, d. i. den Zusammenhang mehrerer Gemeinen zu erhalten, bedurfte man der *Konzilien* und *Synoden*. Ward man auf diesen nicht einig oder fanden sie in andern Gegenden

Widerspruch, so nahm man angesehene Bischöfe als Schiedsrichter zu Hülfe, und am Ende konnte es nicht fehlen, daß nicht unter mehreren dieser apostolischen Aristokraten *ein Hauptaristokrat* sich allmählich hervorhob. Wer sollte dies sein? Wer konnte es werden? Der Bischof zu Jerusalem war zu entfernt und arm; seine Stadt hatte große Unfälle erlitten; sein Sprengel ward von andern, auch apostolischen Bischöfen zu sehr eingeengt; er saß auf seinem Golgatha gleichsam außer dem Kreise der Weltherrschaft. Die Bischöfe von Antiochien, Alexandrien, Rom, endlich auch von Konstantinopel traten hervor, und es war Lage der Sache, daß der zu Rom über sie alle, auch über seinen eifrigsten Mitkämpfer, den konstantinopolitanischen, siegte. Dieser saß nämlich dem Thron der Kaiser zu nahe, die ihn nach Gefallen erheben und erniedrigen konnten; mithin durfte er nichts als ihr prächtiger Hofbischof werden. Dagegen verbanden sich, seitdem die Kaiser Rom verlassen und sich an die Grenze Europas verpflanzt hatten, tausend Umstände, die dieser alten Hauptstadt der Welt das Primat der Kirche gaben. An die Verehrung des Namens Rom waren die Völker seit Jahrhunderten gewöhnet, und in Rom bildete man sich ein, daß auf ihren sieben Hügeln ein ewiger Geist der Weltbeherrschung schwebe. Hier hatten, den Kirchenregistern nach, so viele Märtyrer gezeugt und die größten Apostel, Petrus und

Paulus, ihre Kronen empfangen. Früh also erzeugte sich die Sage vom *Bischoftum Petri* in dieser alten apostolischen Kirche, und das unverrückte Zeugnis seiner Nachfolger wußte man bald zu erweisen. Da diesem Apostel nun namentlich die Schlüssel des Himmelreichs übergeben und auf sein Bekenntnis der unzerstörliche Felsenbau der Kirche gegründet war: wie natürlich, daß Rom an die Stelle Antiochiens oder Jerusalems trat und als Mutterkirche der herrschenden Christenheit betrachtet zu werden Anstalt machte. Frühe genoß der römische Bischof vor andern, gelehrteren und mächtigern, selbst auf Konzilien, Ehre und Vorsitz; man nahm ihn in Streitigkeiten als einen friedlichen Schiedsrichter an, und was lange eine freigewählte Ratserholung gewesen war, ward mit der Zeit als Appellation, seine belehrende Stimme als Entscheidung betrachtet. Die Lage Roms im Mittelpunkt der römischen Welt gewährte ihrem Bischöfe west-, süd- und nordwärts einen weiten Raum zu Ratsschlägen und Einrichtungen; zumal der griechische Kaiserthron zu ferne stand, auch bald zu schwach war, als daß er ihn außerordentlich drücken konnte. Die schönen Provinzen des römischen Reichs, Italien mit seinen Inseln, Afrika, Spanien. Gallien und ein Teil von Deutschland, in welche das Christentum frühe gekommen war, lagen ihm als ein rat- und hülfebedürftiger Garten umher; höher hinauf standen die

Barbaren, deren rauhere Gegenden bald zu einem urbaren Lande der Christenheit gemacht werden sollten. Allenthalben war hier, bei schwächerer Konkurrenz, mehr zu tun und zu gewinnen als in denen mit alten Bischoftümern übersäeten östlichen Provinzen, die durch Spekulationen, Widersprüche und Streitigkeiten, bald auch durch die wohlüstige Tyrannei der Kaiser, endlich durch die Einbrüche der mahomedanischen Araber und noch wilderer Völker eine zerstörte lechzende Aue wurden. Die barbarische Gutherzigkeit der Europäer kam ihm weit mehr zustatten als die Treulosigkeit der feinen Griechen oder die Schwärmerie der Asiaten. Das dort brausende Christentum, das hie und da ein hitziges Fieber des menschlichen Verstandes zu sein schien, kühlte sich also in einem gemäßigtem Erdstrich durch seine Satzungen und Rezepte ab, ohne welche wahrscheinlich auch hier alles in den kraftlosen Zustand gesunken wäre, den wir nach tollen Anstrengungen zuletzt in Orient bemerkten.

Gewiß hat der Bischof zu Rom für die christliche Welt viel getan; er hat, dem Namen seiner Stadt getreu, nicht nur durch Bekehrungen eine Welt erobert, sondern sie auch durch Gesetze, Sitten und Gebräuche länger, stärker und inniger, als das alte Rom die seine, regieret. Gelehrt hat der römische Stuhl nie sein wollen; er überließ dies Vorrecht andern, z.B. dem

alexandrinischen, mailändischen, selbst dem hippone-
sischen Bischofstuhle und wer sonst dessen begehrte;
aber auch die gelehrtesten Stühle unter sich zu brin-
gen und nicht durch Philosophie, sondern durch
Staatsklugheit, Tradition, kirchliches Recht und Ge-
bräuche die Welt zu regieren, das war sein Werk und
mußte es sein, da er selbst nur auf Gebräuchen und
der Tradition ruhte. Von Rom aus sind also jene vie-
len Cerimonien der abendländischen Kirche ausge-
gangen, welche die Feier der Feste, die Einteilung der
Priester, die Anordnung der Sakramente, Gebete und
Opfer für die Toten oder Altäre, Kelche, Lichter, Fa-
sten, die Anbetung der Mutter Gottes, den ehelosen
Stand der Priester und Mönche, die Anrufung der Hei-
ligen, den Dienst der Bilder, Prozessionen, Seelmes-
sen, Glocken, die Kanonisation, Transsubstantiation,
die Anbetung der Hostie u. f. betrafen: Gebräuche, die
teils aus altern Veranlassungen, oft aus schwärmen-
den Vorstellungsarten des Orients entstanden, teils in
abendländischen, am meisten in römischen Lokalum-
ständen gleichsam gegeben waren und dem großen
Kirchenritual nur nach und nach einverleibet wurden.
[271](#) Solche Waffen eroberten jetzo die Welt; es waren
die alles eröffnenden Schlüssel des Himmel- und Er-
denreiches. Vor ihnen beugten sich die Völker, die
übrigens Schwerter nicht scheuten; römische Gebräu-
che laugten mehr für sie als jene morgenländischen

Spekulationen. Freilich sind diese kirchlichen Gesetze ein schrecklicher Gegensatz gegen die altrömische Staatskunst; indessen gingen sie doch am Ende darauf hinaus, den schweren Zepter in einen sanftem Hirtenstab und das barbarische Herkommen heidnischer Nationen mehr und mehr in ein milderes Christenrecht zu verwandeln. Der mühsam emporgekommene Oberhirte zu Rom mußte sich wider Willen des Abendlandes mehr annehmen, als *einer* seiner Mitbrüder in Ost und Westen es tun konnte; und wenn die Ausbreitung des Christentums an sich ein Verdienst ist, so hat *er* sich dieses in hohem Grade erworben. England und der größte Teil von Deutschland, die nordischen Königreiche, Polen, Ungarn sind durch seine Gesandtschaften und Anstalten christliche Reiche; ja, daß Europa nicht von Hunnen, Sarazenen, Tataren, Türken, Mogolen vielleicht auf immer verschlungen worden, ist mit andern auch sein Werk. Wenn alle christlichen Kaiser-, Königs-, Fürsten-, Grafen- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft der Völker gelangten, so darf der dreigekrönte große Lama in Rom, auf den Schultern unkriegerischer Priester getragen, sie alle mit dem heiligen Kreuz segnen und sagen: »Ohne mich wäret ihr nicht, was ihr seid, worden.« Auch das gerettete Altertum ist sein Werk, und Rom ist wert, daß es ein stiller Tempel dieser geretteten Schätze

bleibe.

3. *Im Abendlande hat sich also die Kirche so lokal gebildet wie im Orient.* Auch hier war ein lateinisches Ägypten, das christliche Afrika, in welchem, wie dort, manche afrikanische Lehren entstanden. Die harten Ausdrücke, die Tertullian von der Gnugtuung, Cyprian von der Buße der Gefallenen, Augustin von der Gnade und dem Willen des Menschen brauchte, flossen ins System der Kirche, und obgleich der Bischof zu Rom in seinen Anordnungen gewöhnlich den gemäßigten Weg ging, so fehlte es ihm dennoch bald an Gelehrsamkeit, bald an Ansehen, um auf dem ganzen Ozean der Lehre das Schiff der Kirche zu steuern. Von Augustin und Hieronymus ward z.B. dem gelehrten, frommen Pelagius viel zu hart begegnet; der erste stritt gegen die Manichäer mit einem nur feinem Manichäismus, und was bei dem außerordentlichen Mann oft Feuer des Streits und der Einbildungskraft war, ging in zu heftiger Flamme in das System der Kirche über. Ruhet indessen auch ihr wohl, ihr großen Streiter für das, was ihr Einheit des Glaubens nanntet. Euer mühsames Geschäft ist vollendet, und vielleicht habt ihr schon zu lange und stark auf die ganze Reihe christlicher Zeiten hinab gewirkt.

Noch muß ich des einen und ersten Ordens erwähnen, der in Okzident eingeführt ward, der Benediktiner; ungeachtet aller Versuche, das morgenländische

Mönchleben dem Abendlande einheimisch zu machen, widerstand zu gutem Glücke Europas das Klima, bis endlich, unter Begünstigung Roms, dieser gemäßigtere Orden zu Monte Cassino aufkam. Er nährte und kleidete besser, als jene im fastenden, heißen Orient tun dorften; dabei legte seine Regel, die ursprünglich von einem Laien für Laien gemacht war, auch die Arbeit auf, und durch diese insonderheit ist er manchem wüsten und wilden Strich in Europa nützlich worden. Wie viele schöne Gegenden in allen Ländern besitzen Benediktiner, die sie zum Teil urbar gemacht haben. Auch in allen Gattungen der Literatur taten sie, was mönchischer Fleiß tun konnte; einzelne Männer haben eine Bibliothek geschrieben und ganze Kongregationen es sich zur Pflicht gemacht, durch Erläuterung und Herausgabe zahlreicher Werke, insonderheit des Mittelalters, auch literarische Wüsteneien urbar zu machen und zu lichten. Ohne den Orden Benedikts wäre vielleicht der größte Teil der Schriften des Altertums für uns verloren; und wenn es auf heilige Äbte, Bischöfe, Kardinäle und Päpste ankommt, so füllet die Zahl derer, die aus ihm hervorgegangen sind, mit dem, was sie veranstalteten, selbst eine Bibliothek. Der einzige *Gregor der Große*, ein Benediktiner, tat mehr, als zehn geist- und weltliche Regenten tun konnten; auch die Erhaltung der alten Kirchenmusik, die soviel Wirkung auf die Gemüter der

Menschen gehabt hat, sind wir diesem Orden schuldig.

Weiter schreiten wir nicht. Um von dem zu reden, was unter den Barbaren das Christentum wirkte, müssen wir diese erst selbst ins Auge nehmen, wie sie in großen Zügen nacheinander ins römische Reich einziehn, Reiche stiften, meistens von Rom aus gefirmelt werden, und was zur Geschichte der Menschheit daraus ferner folget.

Achtzehntes Buch

Wie wenn eine Flut, die Sammlung gewaltiger Bergströme, in einem höheren Tal lange zurückgehalten oder mit schwachen Dämmen hie- oder dahin geleitet, endlich unaufhaltsam losbricht und die niedrigen Gefilde überströmet: Wellen folgen auf Wellen, Ströme auf Ströme, bis alles ein helles Meer wird, das, langsam überwältiget, überall Spuren der Verwüstung, zuletzt aber auch blühende Auen nachläßt, die es mit Fruchtbarkeit belebte: so erfolgte, so wirkte die berühmte Wanderung der nordischen Völker in die Provinzen des römischen Reichs. Lange waren jene Nationen bekriegt, zurückgehalten, als Bundes- oder Mietvölker hie- oder dahin geleitet, oft hintergangen und gemißbraucht; endlich nahmen sie sich selbst Recht, federten Besitztum oder erbeuteten es und verdrängeten zum Teil selbst einander. Wir dürfen uns also nicht sowohl um rechtliche Ansprüche bekümmern, die jedes dieser Völker auf das ihm angewiesene oder eroberte Land hatte²⁷², sondern nur den Gebrauch bemerken, den es von dem Lande machte, und die neue Einrichtung, die damit Europa gewann. Allenthalben geschah eine neue Einimpfung der Völker; was hat sie für die Menschheit für Sprossen und Früchte getragen?

I

Reiche der Westgoten, Sveven, Alanen und Wandalen

Von zweien treulosen Staatsministern des morgen- und abendländischen Kaisertums, dem Ruffin und Stiliko, wurden die Westgoten ins Reich gerufen, dort Thracien und Griechenland, hier Italien zu verwüsten. Alarich belagerte Rom, und weil ihm Honorius sein gegebenes Wort nicht hielt, ward es zweimal erobert und zuletzt geplündert. Mit Raube beladen, zog der westgotische König bis zur Sizilischen Meerenge hinab und hatte die Eroberung Afrikas, der Kornkammer von Italien, im Sinne, als der Tod den Lauf seiner Siege unterbrach; der tapfre Räuber ward mit vielen Kostbarkeiten mitten in einem Strome begraben. Seinen Nachfolger Adolf (Ataulf) wies der Kaiser, um ihn aus Italien zu entfernen, nach Gallien und Spanien gegen die dort eingebrochenen Wandalen, Alanen und Sveven; hier gründete er, abermals hintergangen und zuletzt mit des Kaisers Theodosius Tochter Placidia vermählt, das erste westgotische Reich. Die schönen Städte Narbonne, Toulouse, Bordeaux waren sein, und einige seiner Nachfolger erstreckten ihr Gebiet in Gallien weiter. Weil ihnen aber hier die Franken zu

nahe, auch den arianischen Goten die katholischen Bischöfe des Landes feindlich und treulos waren, so wandten sich ihre Waffen siegreicher über die Pyrenäen, und nach langen Kriegen mit Alanen, Sveven und Wandalen, auch nach völliger Verdrängung der Römer aus dieser Weltgegend besaßen sie endlich die schöne Halbinsel Spaniens und Lusitaniens nebst einem Teil des südlichen Galliens und der afrikanischen Küste.

Vom Reich der Sveven in Spanien, während seiner 178 Jahre, haben wir nichts zu sagen; nach einer Reihe von Plünderungen und Unglücksfällen ist's namenlos untergegangen und ins spanisch-gotische Reich versunken. Merkwürdiger machten sich die Westgoten, sobald sie in diese Gegenden gelangten. Schon in Gallien, als die Residenz ihrer Könige noch in Toulouse war, ließ Erich ein Gesetzbuch verfassen ²⁷³ und sein Nachfolger Alarich aus Gesetzen und Schriften römischer Rechtsgelehrten einen Kodex zusammentragen, der bereits vor Justinian gleichsam das erste barbarische Corpus iuris ward.²⁷⁴ Es hat unter mehrern deutschen Völkern, Burgundern, Angeln, Franken und Longobarden, als ein Auszug der römischen Gesetze gegolten und auch uns einen Teil des Theodosischen Gesetzbuchs gerettet, obgleich die Goten selbst lieber bei ihren eigenen Gesetzen und Rechten blieben. Jenseit der Pyrenäen kamen sie in

ein Land, das unter den Römern eine blühende Provinz gewesen war, voll Städte, voll Einrichtungen und Handels. Als in Rom alles schon der Üppigkeit unterlag, hatte Spanien der Hauptstadt der Welt noch eine Reihe berühmter Männer gegeben²⁷⁵, die in ihren Schriften schon damals etwas vom spanischen Charakter zeigen. Andernteils war auch das Christentum frühe nach Spanien gekommen, und da der Geist, dieses Volks durch die seltsame Vermischung vieler Nationen in seinem abgesonderten Erdstrich zum Außerordentlichen und Abenteuerlichen sehr geneigt war, hatte er an Wundergeschichten und Büßungen, an Enthaltbarkeit und Einsiedelei, an Orthodoxie, am Märtyrertum und einer Kirchenpracht über heiligen Gräbern so viel Geschmack gefunden, daß Spanien auch seiner Lage nach gar bald ein wahrer Christenpalast ward. Von hier aus hatte man bald den Bischof zu Rom, bald den zu Hippo, Alexandrien und Jerusalem fragen oder belehren können; man konnte die Ketzer sogar außer Landes aufsuchen und bis gen Palästina verfolgen. Von jeher also waren die Spanier erklärte Ketzerfeinde und haben den Priscillianisten, Manichäern, Arianern, Juden, dem Pelagius, Nestorius u. a. ihre Rechtgläubigkeit hart erwiesen. Die frühe Hierarchie der Bischöfe dieser apostolischen Halbinsel, ihre öfteren und strengen Konzilien gaben dem Römischen Stuhl selbst ein Vorbild; und wenn das

fränkische Reich diesem Oberhirten späterhin mit dem weltlichen Arm aufhalf, so hatte Spanien ihm früher mit dem geistlichen Arm geholfen. In ein solches Reich voll alter Kultur und festgestellter Kirchenverfassung rückten die Goten, treuherzige Arianer, die dem Joch der katholischen Bischöfe schwerlich zu widerstehen vermochten. Zwar hielten sie lange ihren Nacken aufrecht; sie wappneten sich sowohl mit Güte als mit Verfolgung und strebten nach der Vereinigung beider Kirchen. Vergebens; denn nie gab die herrschende römisch-katholische Kirche nach, und zuletzt wurden auf mehreren Konzilien zu Toledo die Arianer so hart verdammet, als ob nie ein spanischer König dieser Sekte ergeben gewesen wäre. Nachdem König Leovigild, der letzte von gotischer Kraft, dahin war und Reccard, sein Sohn, sich der katholischen Kirche bequeme, sogleich bekommen auch die Gesetze des Reichs, in der Versammlung der Bischöfe gegeben, den Bischofs- und Mönchscharakter. Körperliche Strafen, sonst verabscheuet von den Deutschen, fangen an, in ihnen zu herrschen; noch mehr aber wird ein Geist des Ketzergerichts in ihnen sichtbar, lange vorher, ehe man den Namen einer Inquisition kannte.²⁷⁶

Unvollkommen also und zwangvoll ward die Einrichtung der Goten in diesem schönen Lande, wo sie, umschlossen von Bergen und Meeren, sich zu einem

daurenden, herrlichen Reich hätten bilden können, wenn sie dazu Verstand und Mut gehabt und sich weder dem Klima noch der Kirche zu Knechten gemacht hätten. Nun aber war jener Strom längst entkräftet, der unter Alarich einst Griechenland und Italien durchbrauste; Adolfs Geist, der Rom zu vernichten schwur, damit er eine neue Gotenstadt als das Haupt der Welt auf ihre Trümmern baute, war schon gebändigt, da er sich nach einem Winkel des Reichs hatte verweisen lassen und mit einer Placidia das Hochzeitbett bestieg. Langsam ging die Eroberung fort, weil Deutsche von deutschen Völkern sich die Provinzen mit Blut erkaufen mußten. Und als, nach ebenso langem Kampf mit der Kirche, die Bischöfe und die Großen des Reichs, zwei so widrige Extreme, endlich zusammentrafen, war es um die Gründung eines festen gotischen Reichs in Spanien geschehen. Statt daß vorher die Könige dieses Volks von der Nation gewählt waren, machten die Bischöfe die Würde eines Königes erblich und seine Person göttlich. Aus Kirchenversammlungen wurden Reichstäge, die Bischöfe des Reichs ersten Stände. In Pracht und Weichheit verloren die Großen des Palasts ihre Treue, die einst tapfern Krieger, unter welche das Land verteilt war, auf ihren reichen Wohnsitzen den Mut, die Könige bei ihren auf Religion gegründeten Vorzügen Sitten und Tugend. Unbefestiget lag also das Reich dem Feinde

da, woher er auch kommen mochte; und als er aus Afrika kam, ging ein solches Schrecken vor ihm her, daß nach *einer* glücklichen Schlacht die schwärmenden Araber in zweien Jahren den größten und schönsten Teil von Spanien besaßen. Mehrere Bischöfe wurden treulos; die 712 üppigen Großen unterwarfen sich oder flohen und fielen. Das Reich, das, ohne innere Verfassung, auf dem persönlichen Mut und Diensteyer seiner Goten beruhen sollte, war wehrlos, sobald dieser Mut und diese Treue dahin waren. Mögen immerhin die Kirchenzucht und der Ritus aus den spanischen Konzilien viel zu lernen haben; für die Landeseinrichtung war Toledo von jeher ein Grab und ist es lange geblieben.²⁷⁷

Denn als nun jener tapfre Rest geschlagener und betrogener Goten aus seinen Gebürgen wieder hervorging und in sieben- bis achthundert Jahren durch 3700 Schlachten kaum wiedergewann, was ihm zwei Jahre und *eine* Hauptschlacht geraubt hatten; wie anders, als daß der sonderbar gemischte Christen- und Gotengeist jetzt nur als der Schatten aus einem Grabe erscheinen konnte? Altchristen eroberten jetzt von heidnischen Sarazenen ihr so lange entheiligt Land; jede Kirche, die sie aufs neue weihen dorften, ward ihnen eine teure Siegesbeute. Bischoftümer und Klöster wurden also ohne Zahl erneuet, gestiftet, als ein Kranz der Christen- und Ritterehre angelobet; und

weil die Eroberung langsam fortging, so hatte man Zeit, zu weihen und anzugeloben. Dazu traf die Wiedereroberung größtenteils in die blühendsten Zeiten des Ritter- und Papsttumes. Einige Reiche, die man den Mauren entrissen hatte, ließ sich der König vom Papst zum Lehn auftragen, damit er in ihnen als ein echter Sohn der alten Kirche herrschte. Allenthalben wurden die Bischöfe seine Mitregenten, und die christlichen Ritter, die das Reich mit ihm erobert hatten, Grandes y ricos hombres, ein hoher Adel, der mit seinem Könige das neue Christenreich teilte. Wie unter jenen alten Rechtgläubigen Juden und Arianer ausgetrieben waren, so galt's jetzo Juden und Mauren, so daß das schöne, unter mehreren Völkern einst blühende Land nach und nach eine anmutige Wüste wurde. Noch jetzt stehen überall die Säulen dieser alt- und neugotischen Christenstaatsverfassung in Spanien da; die Zeit hat manches zwischen sie gesetzt, ohne den Riß und Grund des Gebäudes ändern zu können. Zwar thront der katholische König nicht mehr neben dem Bischofsthron in Toledo, und die heilige Inquisition ist seit ihrer Entstehung mehr ein Werkzeug des Despotismus als der blinden Andacht gewesen; dagegen aber sind in diesem abgeschlossenen romantischen Lande der Schwärmerei so viele und so dauerhafte Ritterschlösser errichtet, daß die Gebeine des heil. Jacobus zu Compostell fast sicherer als die

Gebeine des heil. Petrus zu Rom zu ruhen scheinen, über ein halb-hundert Erz- und Bischöfe, über dreitausend meistens reiche Klöster genießen die Opfer eines Reiches, das seine Rechtgläubigkeit mit Feuer, Schwert, Betrug und großen Hunden auch in zwei andre Weltheile verbreitet hat; im spanischen Amerika allein thronen fast ebensoviel Erz- und Bischöfe in aller Herrlichkeit der Kirche. In Geisteswerken der Spanier fangen dicht hinter den Römern christliche Poeten, Streiter und kanonische Richter an, auf welche Schrifterklärer und Legendenschreiber in solcher Anzahl folgen, daß selbst ihre Lust- und Possenspiele, ihre Tänze und Stiergefechte sich nicht ohne Christentum behelfen mögen. Das bischöflich-gotische Recht hat sich mit dem römisch-kanonischen Rechte innig verschlungen; aller Scharfsinn der Nation ist darüber in Subtilitäten abgewetzt worden, so daß auch hier eine Wüste daliegt, die statt der Früchte Dornen trägt.²⁷⁸ Obwohl endlich von jenen hohen Hof- und Kronbeamten, die bei den Goten wie bei andern deutschen Völkern zuerst nichts als persönliche Ämter waren, nachher aber als Reichswürden ein halbes Jahrtausend hin das Mark des Landes an sich gesogen haben, zum Teil nur noch der Schatten ist, indem die königliche Gewalt sich hier mit dem Papst zu setzen, dort den Stolz der Großen zu demütigen und die Macht derselben

einzuschränken gewußt hat, so wird doch, weil widrige Prinzipien dieser Art dem Staat einmal zum Grunde liegen und in den Charakter der Nation selbst verwebt sind, das schöne Land noch lange vielleicht ein milderes europäisches Afrika, ein gotisch-mauritanischer Christenstaat bleiben.

Von den Westgoten aus Spanien verdränget, waren die *Wandalen* mit dem Rest der Alanen nach Afrika gegangen, wo sie das erste christliche Raubnest stifteten, reicher und mächtiger, als in der Folge *eines* ihrer mahomedanischen Nachfolger gewesen. *Geiserich*, ihr König, einer der tapfersten Barbaren, die die Erde sah, nahm mit einer mäßigen Schar in wenigen Jahren die ganze schöne afrikanische Küste von der Meerenge bis zur Lybischen Wüste ein und schuf sich eine Seemacht, mit der ein halbes Jahrhundert lang dieser numidische Löwe alle Küsten des Mittelländischen Meers von Griechenland und Illyrien an, über die Säulen Herkules' hinaus, bis nach Galizien beraubte, die Balearischen Inseln, Sardinien, einen Teil Siziliens sich zueignete und Rom, die Hauptstadt der Welt, zehn Tage lang so langsam und rein ausplünderte, daß er mit dem goldnen Dache Jupiters, mit der alten Beute des jüdischen Tempels, mit unermeßlichen Schätzen an Kunstwerken und Kostbarkeiten, die ihm nur zum Teil das Meer raubte, mit einer Menge

Gefangener, die er kaum irgend zu lassen wußte, mit einer geraubten Kaiserin und ihren beiden Töchtern glücklich und wohl in seinem Karthago ankam. Die älteste Kaisertochter, Eudoxia, vermählte er seinem Sohne, die andre mit ihrer Mutter schickte er zurück und war übrigens ein so kluges, mutiges Ungeheuer, daß er wert war, ein Freund und Bundsgenöß des großen Attila zu sein, der von der Lena in Asien an bis über den Rhein hin die Welt eroberte, besteuerte und schreckte. Billig gegen seine Unterworfenen, strenge in Sitten, enthaltsam, mäßig, nur im Verdacht oder im Zorn grausam und immer tätig, immer wachsam und glücklich, lebte Geiserich sein langes Leben aus und hinterließ seinen beiden Söhnen ein blühendes Reich, in welchem die Schätze des Okzidents gesammelt waren. Sein Letzter Wille gründete des Reichs ganzes Schicksal. Demzufolge sollte stets der Älteste seines gesamten Geschlechts regieren, weil dieser es mit der größten Erfahrung tun könnte, und eben damit war der ewige Zank- und Mordapfel unter seine Abkömmlinge geworfen. Kein Ältester seiner Familie war fortan des Lebens sicher, indem jeder Jüngere der Älteste sein wollte; so mordeten Brüder und Vettern einander, jeder fürchtete oder neidete den andern, und da der Geist des Stifters in keinem seiner Nachkommen war, so versanken seine Wandalen in alle Üppigkeit und Träge des afrikanischen Erdstrichs. Ihr bleibendes

Kriegslager, in welchem sich alter Mut erhalten sollte, ward ein Lager des Spiels und der Wohllust, und kaum nach ebenso vieler Zeit, als Geiserich selbst regieret hatte, ging das ganze Reich in *einem* Feldzuge unter. Der achte König, Gelimer, ward mit allen erbeuteten Schätzen zu Konstantinopel in einem barbarischen Prachttriumph aufgeführt und starb als ein Landmann; seine gefangenen Wandalen wurden an die persische Grenze in Schlösser verlegt, und der Rest der Nation verlor sich; wie ein Zauberschloß voll Goldes und Silbers verschwand dies sonderbare Reich, von dem man etwa noch Münzen in der afrikanischen Erde antrifft. Die jüdischen Tempelgeräte, die Geiserich aus Rom geraubt hatte, wurden in Konstantinopel zum drittenmal im Triumph getragen; sie kamen nach Jerusalem zurück als Geschenk in eine Christenkirche und sind wahrscheinlich nachher, mit einem arabischen Spruch bezeichnet, als Münzen in alle Welt geflogen. So wandern die Heiligtümer; Reiche verschwinden; es wechseln Völker und Zeiten. Sehr wichtig wäre es gewesen, wenn sich in Afrika dies wandalische Reich hätte erhalten können; ein großer Teil der europäischen, asiatischen und afrikanischen Geschichte, ja der ganze Weg europäischer Kultur wäre dadurch verändert. Jetzt ist das Andenken dieses Volks kaum noch im Namen *einer* spanischen Provinz kenntlich.²⁷⁹

II

Reiche der Ostgoten und Langobarden

Ehe wir diese betrachten, müssen wir einem Meteor am Himmel Europas, der Geißel Gottes, dem Schrecken der Welt, dem *Hunnenkönige Attila* einen Blick der Aufmerksamkeit schenken. Schon bemerkten wir, wie eigentlich der Aufbruch der Hunnen in der Tatarei alle deutsche Völker in die letzte große Bewegung gesetzt habe, die dem römischen Reich ein Ende machte; unter Attila war die Macht der Hunnen in Europa in ihrer furchtbarsten Größe. Ihm waren die Kaiser von Orient tributbar; er verachtete sie als Sklaven ihrer Knechte, ließ jährlich sich 2100 Pfund Goldes zollen und ging in einem leinenen Kleide. Goten, Gepiden, Alanen, Heruler, Akaziren, Thüringer und Slawen dienten ihm; *er* wohnete im nördlichen Pannonien in einem Flecken, von einer Wüste umgeben, in einem hölzernen Hause.²⁸⁰ Seine Gefährten und Gäste tranken aus goldnem Gerät; er trank aus einem hölzernen Becher, trug kein Gold, kein Edelgestein an sich, auch nicht an seinem Schwert, noch am Zügel seines Pferdes. Billig und gerecht, gegen Unterworfenen äußerst gütig, aber mißtrauisch gegen seine Feinde und stolz gegen die stolzen Römer, brach er,

wahrscheinlich vom Wandalenkönige Geiserich ange-
regt, mit einem Heer von fünf- bis siebenmal hundert-
tausend Menschen aller Nationen plötzlich auf, wand-
te sich westwärts, durchflog Deutschland, ging über
den Rhein, zerstörte bis in die Mitte Galliens: alles
zitterte vor ihm, bis endlich aus allen westlichen Völ-
kern ein Heer sich gegen ihn sammelte und anrückte.
Kriegsklug zog Attila sich auf die Katalaunische
Ebne zurück, wo sein Rückweg frei war; Römer,
Goten, Läter, Armoriker, Breonen, Burgunder, Sach-
sen, Alanen und Franken standen gegen ihn; er selbst
ordnete die Schlacht. Das Treffen war blutig, der
König der Westgoten blieb; Mengen fielen, und Klei-
nigkeiten entschieden. Unverfolgt zog Attila über den
Rhein zurück und ging im folgenden Jahr frisch über
die Alpen, da er Italien durchstreifte, Aquileja zerstör-
te, Mailand plünderte, Pavia verbrannte und, um dem
ganzen Römerreich ein Ende zu machen, auf Rom
losging. Hier kam ihm Leo, der römische Bischof, fle-
hend entgegen und erbat die Rettung der Stadt; dieser
reisete auch gen Mantua zu ihm ins Lager und bat Ita-
lien von ihm los. Der Hunnenkönig zog zurück über
die Alpen und war eben im Begriff, jene in Gallien
verlerne Schlacht zu rächen, als er vom Tode übereilt
ward. Mit lauten Klagen begruben ihn seine Hunnen;
mit ihm sank ihre furchtbare Macht. Sein Sohn Ellak
starb bald ihm nach; das Reich zerfiel, der Rest seines

Volks ging nach Asien zurück oder verlor sich. *Er* ist der König *Etzel*, den Gedichte mehrerer deutscher Völker nennen, der Held, vor dessen Tafel die Dichter mehrerer Nationen ihrer Vorfahren Taten sangen; desgleichen ist er das Ungeheuer, dem man auf Münzen und in Gemälden Hörner andichtete, ja dessen ganzes Volk man zu einer Waldteufel- und Alrunenbrut machte. Glücklich tat Leo, was keine Heere tun konnten, und hat Europa von einer kalmuckischen Dienstbarkeit befreiet; denn ein mogulisches Volk war Attilas Heer, an Bildung, Lebensweise und Sitten kenntlich.

Auch des Reichs der *Heruler* müssen wir erwähnen, weil es dem ganzen westlichen Kaisertum ein Ende machte. Längst waren diese mit andern deutschen Völkern im römischen Solde gewesen, und da sie, bei wachsender Not des Reichs, nicht mehr bezahlt werden konnten, bezahlten sie sich selbst; ein dritter Teil des Landes ward ihnen in Italien zum Anbau gegeben, und ein glücklicher Abenteurer, Odoaker, Anführer der Skirren, Rugen und Heruler, ward Italiens erster König. Er bekam den letzten Kaiser Romulus in seine Hände, und da ihn dessen Jugend und Gestalt zum Mitleiden bewegten, schickte er ihn mit einem Jahrgelde auf eine Villa Luculls in Kampanien. Siebenzehn Jahre hat Odoaker Italien bis

nach Sizilien hinab nicht unwürdig, obwohl unter den größten Landplagen, verwaltet, bis die Reute eines so schönen Besitzes den König der Ostgoten, Theoderich, reizte. Der junge Held ließ sich Italien vom Hofe zu Konstantinopel zum Königreich anweisen, überwand den Odoaker, und da dieser einen demütigenden Vergleich nicht halten wollte, ward er ermordet. So begann der *Ostgoten* Herrschaft.

Theoderich ist der Stifter dieses Reiches, den die Volkssage unter dem Namen Dietrich von Bern kennt: ein wohlgebildeter und wohlgesinnter Mann, der als Geisel in Konstantinopel erzogen war und dem morgenländischen Reich viel Dienste getan hatte. Dort war er schon mit der Würde eines Patricius und Konsuls geschmückt; ihm zur Ehre war eine Bildsäule vor dem kaiserlichen Palast errichtet; Italien aber ward das Feld seines schöneren Ruhms, einer gerechten und friedlichen Regierung. Seit Mark-Antonins Zeiten war dieser Teil der römischen Welt nicht weiser und gütiger beherrscht worden, als *er* über Italien und Illyrikum, einen Teil von Deutschland und Gallien, ja als Vormund auch über Spanien herrschte und zwischen Westgoten und Franken lange den Zügel hielt. Ohngeachtet seines Triumphes zu Rom maßte er sich den Kaisertitel nicht an und war mit dem Namen *Flavius* zufrieden; aber alle kaiserliche Macht übte er

aus, ernährte das römische Volk, gab der Stadt ihre alten Spiele wieder, und da er ein Arianer war, sandte er den Bischof zu Rom selbst in der Sache des Arianismus als seinen Gesandten nach Konstantinopel. Solange er regierte, war Friede unter den Barbaren: denn das westgotische, fränkische, vandalische, thüringische Reich waren durch Bündnisse oder Blutsfreundschaft mit ihm vereinigt. Italien erholte sich unter ihm, indem er dem Ackerbau und den Künsten aufhalf, und jedem Volk blieben seine Gesetze und Rechte. Er unterhielt und ehrte die Denkmale des Altertums, bauete, obwohl nicht ganz mehr im Römergeschmack, prächtige Gebäude, von welchen vielleicht der Name der gotischen Baukunst herrühret, und seine Hofhaltung ward von allen Barbaren verehret. Sogar ein schwacher Schimmer der Wissenschaften ging unter ihm auf: die Namen seiner ersten Staatsdiener, eines Cassiodor, Boethius, Symmachus, sind noch bis jetzt hochgeschätzte Namen, obgleich die beiden letzten, auf einen Verdacht, daß sie die Freiheit Roms wiederherstellen wollten, ein unglückliches Ende fanden. Vielleicht war der Verdacht dem alten Könige verzeihlich, da er nur einen jungen Enkel zur Nachfolge vor sich sah und, was seinem Reich zur daurenden Festigkeit fehlte, wohl kannte. Es wäre zu wünschen gewesen, daß dies Reich der Goten bestanden und statt Karls des Großen ein

Theoderich die Verfassung Europas in geist- und weltlichen Dingen hätte bestimmen mögen.

Nun aber starb der große König nach 34 Jahren einer klugen und tätigen Regierung; und sogleich brachen die übel aus, die in der Staatsverfassung aller deutschen Völker lagen. Die edle Vormünderin des jungen Adelrichs, Amalasvinde, ward von den Großen des Reichs in der Erziehung desselben gehindert, und als sie nach seinem Tode den abscheulichen Theodat zum Reichsgehülfen annahm, der sie mit dem Tode belohnte, so war die Fahne des Aufruhrs unter den Goten gepflanzt. Mehrere Große wollten regieren; der habsüchtige Justinian mischt sich in ihre Streitigkeiten, und Belisar, sein Feldherr, setzt unter dem Verwände, Italien zu befreien, über das Meer. Die unter sich uneinigen Goten werden eingeengt und betrogen, die Residenz ihrer Könige, Ravenna, hinterlistig eingenommen, und Belisar zieht mit Theoderichs Schätzen und einem gefangenen Könige nach Hause. Bald beginnet der Krieg aufs neue; der tapfere König der Goten, Totilas, erobert Rom zweimal, schonet aber denselben und lässet es mit niedergeworfenen Mauern offen liegen. Ein zweiter Theoderich war dieser Totilas, der während der eilt Jahre seiner Regierung den treulosen Griechen viel zu tun gab. Nachdem er im Treffen geblieben und sein Hut mit dem blutigen Kleide dem eitlen Justinian zu Füßen

gelegt war, ging's mit dem Reich der Goten zu Ende, wiewohl sie sich bis auf die letzten 7000 Mann tapfer hielten. Empörend ist die Geschichte dieses Krieges, indem auf der einen Seite tapfre Gerechtigkeit, auf der andern griechischer Betrug, Geiz und jede Niederträchtigkeit der Italiener kämpfen, so daß es zuletzt einem Verschnittenen, dem Narses, gelang, das Reich auszurotten, das Theoderich zum Wohl Italiens gepflanzt hatte, und dagegen zu Italiens langem Weh das hinterlistige, schwache Exarchat, die Wurzel so vieler Unordnungen und Übel, einzuführen. Auch hier wie in Spanien war leider die Religion und die innere Verfassung des gotischen Staats der Grund zu seinem Verderben. Die Goten waren Arianer geblieben, die der Römische Stuhl, ihm so nahe, ja als seine Oberherren, unmöglich dulden konnte; durch alle Mittel und Wege, wenn auch von Konstantinopel her und mit eigener Gefahr, ward also ihr Fall befördert. Zudem hatte sich der Charakter der Goten mit dem Charakter der Italiener noch nicht gemischt, sie wurden als Fremdlinge und Eroberer angesehen und ihnen die treulosen Griechen vorgezogen, von denen, auch schon in diesem Befreiungskriege, Italien unsäglich litt und noch mehr gelitten hätte, wenn ihm nicht, wider seinen Willen, die Longobarden zu Hülfe gekommen wären. Die Goten zerstreueten sich, und ihr letzter Rest ging über die Alpen.

Die *Longobarden* verdienen es, daß der obere Teil Italiens ihren Namen trägt, da er den bessern Namen der Goten nicht tragen konnte. Gegen diese rief Justinian sie aus ihrem Pannonien hervor, und sie setzten sich zuletzt selbst in den Besitz der Beute. Alboin, ein Fürst, dessen Namen mehrere deutsche Nationen priesen, kam über die Alpen und führte von mehreren Stämmen ein Heer von Weibern, Kindern, Vieh und Hausrat mit sich, um das der Goten beraubte Land nicht zu verwüsten, sondern zu bewohnen. Er besetzte die Lombardei und ward in Mailand von seinen Longobarden, auf einem Kriegesschilder erhoben, zum Könige Italiens ausgerufen, endete aber bald sein Leben. Von seiner Gemahlin Rosemunde war sein Mörder bestellt; sie vermählt sich mit dem Mörder und muß entweichen. Der von den Longobarden erwählte König ist stolz, grausam; die Großen der Nation werden also einig, keinen König zu wählen und das Reich unter sich zu teilen; so entstehen sechsunddreißig Herzoge, und hiemit war die erste lombar-disch-deutsche Verfassung in Italien gegründet. Denn als die Nation, vom Bedürfnis gezwungen, sich wieder Könige wählte, so tat dennoch jeder mächtige Lehnsträger meistens nur das, was er tun wollte; selbst die Wahl derselben ward oft dem Könige ent-rissen, und es kam zuletzt auf das unsichere Ansehen seiner Person an, ob er seine Vasallen zu lenken und

zu gebrauchen wußte. So entstanden die Herzoge von Friaul, Spoleto, Benevent, denen bald andre nachfolgten: denn das Land war voller Städte, in welchen hier ein Herzog, dort ein Graf sein Wesen treiben konnte. Dadurch ward aber das Reich der Longobarden entkräftet und wäre leichter als das Reich der Goten wegzufegen gewesen, wenn Konstantinopel einen Justinian, Belisar und Narses gehabt hätte; indes sie jetzt auch in ihrem kraftlosen Zustande den Rest des Exarchats zerstören konnten. Allein mit diesem Schritte war auch ihr Fall bereitet. Der Bischof zu Rom, der in Italien keine als eine schwache, zertheilte Regierung wünschte, sähe die Longobarden sich zu nahe und mächtig; da er nun von Konstantinopel aus keinen Beistand hoffen konnte, zog Stephanus über das Gebürge, schmeichelte dem Usurpator des fränkischen Reichs, Pipin, mit der Ehre, ein Beschützer der Kirche werden zu können, salbte ihn zu einem rechtmäßigen Könige der Franken und ließ sich dafür noch vor dem erobernden Feldzuge selbst die fünf Städte und das den Longobarden zu entnehmende Exarchat schenken. Der Sohn Pipins, Karl der Große, vollendete seines Vaters Werk, erdrückte mit seiner überwiegenden Macht das longobardische Reich und ward dafür vom Heiligen Vater zum Patricius von Rom, zum Schutzherrn der Kirche, ja endlich, wie durch eine Eingebung des Geistes, zum römischen

Kaiser ausgerufen und gekrönt. Was dieser Ausruf für ganz Europa veranlaßt habe, wird die Folge zeigen; für Italien ging, durch diesen herrlichen Fischzug Petri jenseit der Alpen, das ihm nimmer ersetzte longobardische Reich unter. In den zwei Jahrhunderten seiner Dauer hatte es für die Bevölkerung des verwüsteten und erschöpften Landes gesorgt; es hatte durch deutsche Rechtlichkeit und Ordnung Sicherheit und Wohlstand verbreitet, wobei jedem freigestellet blieb, nach longobardischen oder eignen Gesetzen zu leben. Der Longobarden Rechtsgang war kurz, förmlich und bindend; lange noch galten ihre Gesetze, als schon ihr Reich gestürzt war. Auch Karl, der Unterdrücker desselben, ließ sie gelten und fügte die seinen nur an. In mehreren Strichen Italiens sind sie nebst dem römischen das gemeine Gesetz geblieben und haben Verehrer und Erklärer gefunden, auch da späterhin auf Befehl der Kaiser das Justinianische Recht emporkam.

Dem allen ohngeachtet ist nicht zu leugnen, daß insonderheit die Lehnverfassung der Longobarden, der mehrere Nationen Europas folgten, diesem Weltteil unselige Folgen gebracht habe. Dem Bischöfe Roms konnte es angenehm sein, daß bei einer zerteilten Macht des Staats eigenmächtige Vasallen nur durch schwache Bande an ihre Oberherren geknüpft waren; denn nach der alten Regel: »Teile und herrsche!«

mochte man sodann aus jeder Unordnung Vorteil ziehen. Herzoge, Grafen und Barone konnte man gegen ihre Lehnverleiher aufregen und durch Vergebung der Sünden bei rohen Lehns- und Kriegsmännern für die Kirche viel gewinnen. Dem Adel ist die Lehnverfassung seine alte Stütze, ja die Leiter gewesen, auf welcher Beamte zu Erbeigentümern und, wenn die Ohnmacht der Anarchie es wollte, zur Landeshoheit selbst hinaufstiegen. Für Italien mochte dies alles weniger schädlich sein, da in diesem längst kultivierten Lande Städte, Künste, Gewerbe und Handel in Nachbarschaft mit den Griechen, Asiaten und Afrikanern nie ganz vernichtet werden konnten und der noch unausgetilgte Römercharakter sich nie ganz unterdrücken ließ, obwohl auch in Italien die Lehnzerteilung der Zunder unsäglicher Unruhen, ja eine Hauptursache mit gewesen, warum seit den Zeiten der Römer das schöne Land nie zur Konsistenz eines festen Zustandes gelangen konnte. In andern Ländern werden wir die Anwendung des longobardischen förmlichen Lehnrechtes, zu welchem in allen Verfassungen deutscher Völker ähnliche Keime lagen, weit verderblicher finden. Seit Karl der Große die Lombardei in sein Besitztum zog und als Erbteil unter seine Söhne brachte; seitdem unglücklicherweise auch der römische Kaisertitel nach Deutschland kam und dies arme Land, das nie zu einer Hauptbesinnung kommen

konnte, mit Italien in das gefährliche Band zahlreicher und verschiedener Lehnverknüpfungen zog: seitdem ward, ehe noch ein Kaiser das geschriebene longobardische Recht anempfahl und dem Justinianischen Recht beifügte, in mehreren Ländern die ihm zum Grunde liegende Verfassung allen an Städten und Künsten armen Gegenden gewiß nicht zum Besten errichtet. Aus Unwissenheit und Vorurteil der Zeiten galt endlich das longobardische für das allgemeine kaiserliche Lehnrecht, und so lebt dies Volk noch jetzt in Gewohnheiten, die eigentlich nur aus seiner Asche zu Gesetzen gesammelt wurden.²⁸¹

Auch auf den Zustand der Kirche ging vieles von dieser Verfassung über. Zuerst zwar waren die Longobarden, wie die Goten, Arianer; als aber Gregor der Große die Königin Theodolinde, diese Muse ihres Volks, zur rechtgläubigen Kirche zu ziehen wußte, so zeigte sich der Glaube der Neubekehrten auch bald eifrig in guten Werken. Könige, Herzoge, Grafen und Barone wetteiferten miteinander, Klöster zu bauen und die Kirchen mit ansehnlichen Patrimonien zu beschenken; die Kirche zu Rom hatte dergleichen von Sizilien aus bis in den Kottischen Alpen. Denn wenn die weltlichen Herren sich ihre Lehngüter erwarben, warum sollten die geistlichen Herren nicht ein gleiches tun, da sie für eine ewige Nachkommenschaft zu sorgen hatten? Mit ihrem Patrimonium bekam jede

Kirche einen Heiligen zu ihrem Schutzwächter, und mit diesen Patronen, als Verbittern bei Gott, hatte man sich unendlich abzufinden. Ihre Bilder und Reliquien, ihre Feste und Gebete bewirkten Wunder; diese Wunder bewirkten neue Geschenke, so daß bei fortgesetzter gegenseitiger Erkenntlichkeit der Heiligen von einem Teil, der Lehnbesitzer, ihrer Weiber und Kinder auf der andern Seite, die Rechnung nie aufhören konnte. Die Lehnverfassung selbst ging gewissermaßen in die Kirche über. Denn wie der Herzog vor dem Grafen Vorzüge hatte, so wollte auch der Bischof, der jenem zur Seite saß, vor dem Bischöfe eines Grafen Vorrechte haben; das weltliche Herzogtum schlug sich also zu einem erzbischöflichen Sprengel, die Bischöfe untergeordneter Städte zu Suffraganeen eines geistlichen Herzogs zusammen. Die reich gewordenen Äbte, als geistliche Barone, suchten der Gerichtsbarkeit ihrer Bischöfe zu entkommen und unmittelbar zu werden. Der Bischof zu Rom, der auf diese Weise ein geistlicher Kaiser oder König ward, verlieh diese Unmittelbarkeit gern und arbeitete den Grundsätzen vor, die nachher der falsche Isidor für die gesamte christkatholische Kirche öffentlich aufstellte. Die vielen Festtage, Andachten, Messen und Ämter erforderten eine Menge geistlicher Diener; die erlangten Schätze und Kleider der Kirche, die im Geschmack der Barbaren waren, wollten ihren Schatzbewahrer, die

Patrimonien ihre Rectores haben, welches alles zuletzt auf einen geist- und weltlichen Schutzherren, d. i. auf einen Papst und Kaiser hinauslief, also daß Staat und Kirche eine wetteifernde Lehnverfassung wurden. Der Fall des longobardischen Reichs ward die Geburt des Papstes und mit ihm eines neuen Kaisers, der damit der ganzen Verfassung Europas eine neue Gestalt gab. Denn nicht Eroberungen allein verändern die Welt, sondern viel mehr noch neue Ansichten der Dinge, Ordnungen, Gesetze und Rechte.

III

Reiche der Alemannen, Burgunder und Franken

Die *Alemannen* waren eins der roheren deutschen Völker, zuerst Räuber der römischen Grenzen, Verwüster ihrer Schlösser und Städte. Als das römische Reich fiel, bemächtigten sie sich des östlichen Teils von Gallien und halten an ihm mit ihren alten Besitzungen ein schönes Land inne, dem sie auch eine schöne Verfassung hätten geben mögen. Die Alemannen haben sie ihm nie gegeben; denn die Macht der Franken überwältigte sie; ihr König fiel in der Schlacht, sein Volk 496 unterwarf sich und ward unterjocht oder zerstreuet, bis unter fränkischer Hoheit sie einen Herzog, bald auch das Christentum, endlich auch geschriebene Gesetze bekamen. Noch sind diese übrig und zeigen den einfachen, rohen Charakter des Volkes. Unter den letzten Merowingern wurde ihm auch sein Herzog genommen, und es verlor sich in der Masse der fränkischen Völker. Wenn Alemannen die Stammväter der deutschen Schweiz sind, so ist ihnen zu danken, daß sie die Wälder dieser Berge zum zweitenmal gelichtet und allgemach wieder mit Hütten, Flecken, Burgen, Türmen, Kirchen, Klöstern und Städten geziert haben. Da wollen wir denn auch ihrer

Bekehrer, des h. Columbans und seiner Gefährten, nicht vergessen, deren einer, St. Gall, durch Gründung seines Klosters ein für ganz Europa wohltätiger Name ward. Die Erhaltung mehrerer klassischen Schriftsteller haben wir dem Institut dieser irländischen Mönche zu danken, deren Einsiedelei mitten unter barbarischen Völkern wo nicht ein Sitz der Gelehrsamkeit, so doch eine Quelle der Sittenverbesserung ward und wie ein Stern in diesen dunkeln Gegenden glänzet.²⁸²

Die *Burgunder* wurden ein sanfteres Volk, seitdem sie mit den Römern im Bunde standen. Sie ließen sich von ihnen in Bürge verlegen, waren auch dem Ackerbau, den Künsten und Handwerken nicht unhold. Als ihnen die Römer eine Provinz in Gallien einräumten, hielten sie sich friedlich, pfl egten des Feld- und Weinbaues, lichteteten die Wälder und hätten in ihrer schönen Lage, die zuletzt bis zur Provence und zum Genfer See reichte, wahrscheinlich ein blühendes Reich gestiftet, wenn ihnen nordwärts die stolzen und räuberischen Franken dazu Raum gegönnet hätten. Nun aber war jene Klotilde, die Frankreich den christlichen Glauben brachte, zum Unglück eine burgundische Prinzessin, die, um einige Freveltaten ihres Hauses zu rächen, dasselbe mit ihrem väterlichen Reiche selbst stürzte. Kaum hundert Jahre hatte dies

gedauret, aus welcher Zeit uns die Gesetze der Burgunder nebst einigen Schlüssen ihrer Kirchenversammlungen noch übrig sind; vorzüglich aber haben sie durch Anbau des Landes am Genfer See und in den gallischen Provinzen ihren Namen verewigt. Sie machten diese Gegenden zu einem früheren Paradiese, als andre noch in wüster Wildnis lagen. Gundebald, ihr Gesetzgeber, ließ das zerstörte Genf wiederherstellen, dessen Mauern über tausend Jahre eine Stadt beschirmt, die mehr als große Erdstrecken auf Europa gewirkt hat. In denen von ihnen angebaueten Gegenden hat mehr als *einmal* sich der menschliche Geist entflammt und seine Phantasie geschärfet. Auch unter den Franken behielten die Burgunder ihre alte Verfassung; daher beim Verfall der Karlinger sie die ersten waren, die sich einen eigenen König wählten. Über zweihundert Jahre daurete dieser neue Staat und ward andern Völkern, sich auch einzeln einzurichten, ein nicht unheilbares Vorbild.

Es ist Zeit, von dem Reiche zu reden, das so vielen andern ein Ende gemacht hat, dem Reiche der *Franken*. Nach manchen vorhergegangenen Versuchen gelang es ihnen endlich, mit einem geringen Anfange in Gallien jenen Staat zu gründen, der zuerst die Alemannen besiegte, dann die Westgoten allgemach bis nach Spanien drängte, die Briten in Armorika bezwang, das Reich der Burgunder unter sich brachte

und den Staat der Thüringer grausam zerstörte. Als der verfallende Königsstamm Merwichts und Klodwigs tapfere Großhofmeister (Majores domus) bekam, schlug Karl Martell die Araber zurück und brachte die Friesen unter sich; und als die Majores domus Könige worden, stand bald der große Karl auf, der das Reich der Longobarden zerstörte, Spanien bis zum Ebro samt Majorka und Minorka, das südliche Deutschland bis in Pannonien hinein, das nördliche bis an die Elbe und Eider bezwang, aus Rom den Kaisertitel an sein Land zog und auch die Grenzvölker seines Reichs, Hunnen und Slawen, in Furcht und Gehorsam erhielt. Ein mächtiges Reich! Mächtiger, als seit der Römer Zeiten eins gewesen war, und in seinem Wachstum wie in seinem Verfall für ganz Europa gleich merkwürdig. *Wie kam das Reich der Franken, unter allen seinen Mitgenossen, zu dieser vorzüglichen Wirkung?*

1. *Das Land der Franken hatte eine sicherere Lage als irgendein anderer Besitz ihrer wandernden Brüder.* Denn nicht nur war, als sie nach Gallien rückten, das römische Reich schon gestürzt, sondern auch die tapfersten ihrer vorangegangenen Mitbrüder waren entweder zerstreuet oder versorget. über die entkräfteten Gallier ward ihnen der Sieg leicht; diese nahmen, von vielem Unglück ermattet, willig das Joch auf sich, und der letzte Rest der Römer war wie

ein Schatte zu verscheuchen. Da Klodwig nun mit tyrannischer Hand seinem neuen Besitz ringsum Platz schaffte und kein Leben eines gefährlichen Nachbars ihm heilig war, so hatte er bald Gesicht und Rücken frei, und sein Frankreich ward wie eine Insel, von Bergen, Strömen, dem Meer und Wüsteneien unterdrückter Völker umgeben. Nachdem Alemannen und Thüringer überwunden waren, saßen hinter ihnen keine Nationen, die Lust zu wandern hatten; den Sachsen und Friesen wußten sie ihre Lust dazu bald auf eine grimmige Art zu benehmen. Von Rom und Konstantinopel lag das Reich der Franken gleichfalls glücklich entfernet. Denn hätten sie in Italien ihre Rolle zu spielen gehabt, wahrlich, die schlechten Sitten ihrer Könige, die Treulosigkeit ihrer Großen, die nachlässige Verfassung des Reichs, ehe die Majores domus aufstanden, alles dies verbürgte ihnen kein besseres Schicksal, als würdigere Nationen, Goten und Longobarden, darin gehabt haben.

2. Klodwig war der erste rechtgläubige König unter den Barbaren; dies half ihm mehr als alle Tugend. In welchen Kreis der Heiligen trat der erstgeborene Sohn der Kirche hiemit ein! In eine Versammlung, deren Wirkung sich über das ganze westliche Christeneuropa erstreckte. Gallien und das römische Germanien war voll von Bischöfen; längs dem Rhein hinab und an der Donau saßen sie in zierlicher

Ordnung: Mainz, Trier, Köln, Besannen, Worms, Speyer, Straßburg, Kostnitz, Metz, Toul, Verdun, Tongern, Lorch, Trident, Brixen, Basel, Chur u. f., alte Sitze des Christentums, dienten dem rechtgläubigen Könige als eine Vormauer gegen Ketzer und Heiden. In Gallien waren auf dem ersten Konzilium, das Klodwig hielt, 32 Bischöfe und unter ihnen fünf Metropolitane, ein geschlossener geistlicher Staatskörper, durch welchen er viel vermochte. Durch sie ward das arianische Reich der Burgunder den Franken zuteil; an sie hielten sich die Majores domus; der Bischof zu Mainz, Bonifacius, krönte den Usurpator zum Könige der Franken, und schon zu Karl Martells Zeiten ward über das römische Patriziat, mithin über die Schutzherrschaft der Kirche gehandelt. Auch kann man diesen Vormündern der christlichen Kirche nicht aufrücken, daß sie ihrem Mündel nicht treu und hold gewesen wären. Die verwüsteten Bischofsstädte stellten sie wieder her, hielten ihre Diözesen aufrecht, zogen die Bischöfe mit zu den Reichstagen, und in Deutschland ist auf Kosten der Nation den fränkischen Königen die Kirche viel schuldig. Die Erz- und Bischöfe zu Salzburg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Freisingen, Regensburg, Passau, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Halberstadt, Minden, Verden, Paderborn, Hildesheim, Münster, die Abteien Fulda, Hirschfeld, Kempten, Korvey, Ellwangen, St. Emeran

u. f. haben sich durch sie gelagert: ihnen haben diese geistliche Herren ihren Sitz auf den Reichstagen nebst Land und Leuten zu danken. Der König von Frankreich ist der Kirche erstgeborener Sohn; der deutsche Kaiser, sein jüngerer Stiefbruder, hat die Schutzherrschaft der Kirche von ihm nur geerbet.

3. *Unter solchen Umständen konnte sich in Gallien die erste Reichsverfassung eines deutschen Volks auszeichnender entwickeln als in Italien, Spanien oder in Deutschland selbst.* Der erste Schritt zu einer ringsum beherrschenden Monarchie war durch Klodwig getan, und sein Vorbild ward stille Reichsregel. Trotz der öftern Teilung des Reichs, trotz der innern Zerrüttungen desselben durch Untaten im Königshause und die Zügellosigkeit der Großen zerfiel es doch nicht; denn es lag der Kirche daran, den Staat als Monarchie zu erhalten. Tapfre und kluge Kronbeamte traten an die Stelle ohnmächtiger Könige, die Eroberungen gingen fort, und man ließ lieber Klodwigs Stamm ausgehn, als einen der ganzen römischen Christenheit unentbehrlichen Staat sinken. Denn da die Verfassung deutscher Völker allenthalben eigentlich nur auf Persönlichkeit der Könige und Kronbeamten ruhte und in diesem Reich zwischen Arabern und Heiden darauf besonders ruhen mußte, so vereinigte sich alles, ihnen in diesem Grenzreiche den Damm entgegensetzen, den glücklicherweise das

Haus Pipins von Heristall machte. Ihm und seinen tapfern Nachkommen haben wir's zu danken, daß den Eroberungen der Araber sowohl als dem Fortdrange der nörd- und östlichen Völker ein Ziel gesteckt war, daß diesseit der Alpen wenigstens ein Schimmer der Wissenschaft sich erhalten und in Europa endlich ein politisches System deutscher Art errichtet worden ist, an welches sich mit Güte oder Gewalt andre Völker zuletzt knüpfen mußten. Da Karl der Große der Gipfel dieser um ganz Europa verdienten Sprosse ist, so möge sein Bild uns statt aller dastehn.²⁸³

Karl der Große stammte von Kronbeamten ab; sein Vater war nur ein gewordner König. Unmöglich also konnte er andre Gedanken haben, als die ihm das Haus seiner Väter und die Verfassung seines Reichs angab. Diese Verfassung bildete er aus, weil er in ihr erzogen war und sie für die beste hielt; denn jeder Baum erwächst aus seiner Erde. Wie ein Franke ging Karl gekleidet und war auch in seiner Seele ein Franke; die Verfassung seines Volkes also können wir gewiß nicht würdiger kennenlernen, als wie er sie behandelte und ansah. Er berief Reichstage und wirkte auf denselben, was *er* wollte, gab für den Staat die heilsamsten Gesetze und Kapitulare, aber mit Zustimmung des Reichs. Jeden Stand desselben ehrete er nach seiner Weise und ließ, solange es sein konnte,

auch überwundenen Nationen ihre Gesetze. Sie alle wollte er in *einen* Körper zusammenbringen und hatte Geist genug, den Körper zu beleben. Gefährliche Herzoge ließ er ausgehen und setzte dafür beamtete Grafen, die er nebst den Bischöfen durch Kommissare (Missos) visitieren ließ und auf alle Weise dem Despotismus plündernder Satrapen, übermütiger Großen und fauler Mönche entgegenstrebte. Auf den Landgütern seiner Krone war er kein Kaiser, sondern ein Hauswirt, der auch in seinem gesamten Reiche gern ein solcher sein wollte, um jedes träge Glied zur Ordnung und zum Fleiße zu beleben; aber freilich stand ihm die Barbarei seines Zeitalters, wie insonderheit der fränkische Kirchen- und Kriegsgeist, hiebei oft im Wege. Er hielt aufs Recht, wie kaum einer der Sterblichen getan hat, das ausgenommen, wo Kirchen- und Staatsinteresse ihn selbst zu Gewalttätigkeit und Unrecht verlockten. Er liebte Tätigkeit und Treue in seinem Dienst und würde unhold blicken, wenn er wiedererscheinend seine Puppe der trägsten Titular-Verfassung vortragen sähe. Aber das Schicksal waltet. Aus Kronbeamten war der Stamm seiner Vorfahren emporgesproßt; Beamte schlechterer Art haben nach seinem Tode sein Diadem, sein Reich, ja die ganze Mühe seines Geistes und Lebens unwürdig zerstört. Die Nachwelt hat von ihm geerbt, was *er*, sofern er's konnte, zu unterdrücken oder zu bessern

suchte, Vasallen, Stände und ein barbarisches Gepränge des fränkischen Staatsschmuckes. Er machte Würden zu Ämtern; hinter ihm wurden bald wieder die Ämter zu trägeren Würden.

Auch die Begierde nach Eroberungen hatte Karl von seinen Vorfahren geerbet; denn da diese gegen Friesen, Alemannen, Araber und Longobarden entscheidend glücklich gewesen waren und es beinahe von Klodwig an Staatsmaxime ward, das eroberte Reich durch Unterdrückung der Nachbarn sicherzustellen, so ging er mit Riesenschritten auf dieser Bahn fort. Persönliche Veranlassungen wurden der Grund zu Kriegen, deren einer aus dem andern erfolgte und die den größten Teil seiner fast halbhundertjährigen Regierung einnehmen. Diesen fränkischen Kriegsgeist fühlten Longobarden, Araber, Bayern, Ungarn, Slawen, insonderheit aber die Sachsen, gegen welche er sich in einem dreiunddreißigjährigen Kriege zuletzt sehr gewaltsame Mittel erlaubte. Er kam dadurch so fern zum Zweck, daß er in seinem Reich die erste feste Monarchie für ganz Europa gründete; denn was auch späterhin Normannen, Slawen und Ungarn seinen Nachfolgern für Mühe gemacht, wie sehr auch durch Teilungen und innere Zerrüttung das große Reich geschwächt, zerstückt und beunruhigt werden mochte, so war doch allen fernem tatarischen Völkerwanderungen bis zur Elbe und nach Pannonien hin

eine Grenze gesetzt. Sein errichtetes Frankenreich, an welchem ehemals schon Hunnen und Araber gescheitert waren, ward dazu ein unbezwinglicher Eckstein.

Auch in seiner Religion und Liebe zu den Wissenschaften war Karl ein Franke. Von Klodwig an war aus politischen Ursachen die Religiosität des Katholizismus den Königen erblich gewesen; und seitdem die Stammväter Karls das Heft in Händen hatten, traten sie hierin um so mehr an die Stelle der Könige, da bloß die Kirche ihnen auf den Thron half und der römische Bischof selbst sie förmlich dazu weihte. Als ein zwölfjähriges Kind hatte Karl den Heil. Vater in seines Vaters Hause gesehen und von ihm die Salbung zu seinem künftigen Reich empfangen; längst war das Bekehrungswerk Deutschlands unter dem Schutz, oft auch mit freigebiger Unterstützung der fränkischen Beherrscher getrieben worden, weil westwärts ihnen das Christentum allerdings das stärkste Bollwerk gegen die heidnischen Barbaren war; wie anders, als daß Karl jetzt auch nordwärts auf diesem Wege fortging und die Sachsen zuletzt mit dem Schwert bekehrte? Von der Verfassung, die er dadurch unter ihnen zerstörte, hatte er als ein rechtgläubiger Franke keinen Begriff; er trieb das fromme Werk der Kirche zur Sicherung seines Reichs und gegen Papst und Bischöfe das verdienstvolle, galante Werk seiner Väter. Seine Nachfolger, zumal als das

Hauptreich der Welt nach Deutschland kam, gingen seiner Spur nach, und so wurden Slawen, Wenden, Polen, Preußen, Liven und Esten dergestalt bekehret, daß keins dieser getauften Völker fernere Einbrüche ins heilige deutsche Reich wagte. Sähe indes der heilige und selige Carolus (wie ihn auf ewige Zeiten die Goldne Bulle nennet), was aus seinen der Religion und Wissenschaft wegen errichteten Stiftungen, aus seinen reichen Bischoftümern. Domkirchen, Kanonikaten und Klosterschulen geworden ist: heiliger und seliger Carolus, mit deinem fränkischen Schwert und Zepter würdest du manchen derselben unfreundlich begegnen.

4. Endlich ist nicht zu leugnen, daß der *Bischof zu Rom auf dies alles das Siegel drückte und dem fränkischen Reich gleichsam die Krone aufsetzte*. Von Klodwig an war er demselben Freund gewesen; zu Pipin hatte er seine Zuflucht genommen und empfing von ihm zum Geschenk die ganze Beute der damals eroberten longobardischen Länder. Zu Karl nahm er abermals seine Zuflucht, und da dieser ihn sieghaft in Rom einsetzte, so gab er ihm dafür in jener berühmten Christnacht ein neues Geschenk, die römische Kaiserkrone. Karl schien erschrocken und beschämt; der freudige Zuruf des Volkes indes machte ihm die neue Ehre gefällig, und da solche nach dem Begriff

aller europäischen Völker die höchste Würde der Welt war, wer empfing sie würdiger als dieser Franke? Er, der größte Monarch des Abendlandes, in Frankreich, Italien, Deutschland und Spanien König, des Christentums Beschützer und Verbreiter, des Römischen Stuhls echter Schirmvogt, von allen Königen Europas, selbst vom Kalifen zu Bagdad geehret. Bald also verglich er sich mit dem Kaiser zu Konstantinopel, hieß Römischer Kaiser, ob er gleich in Aachen wohnte oder in seinem großen Reich umherzog; *er* hatte die Krone verdient, und o wäre sie mit ihm, wenigstens für Deutschland, begraben!

Denn sobald er dahin war, was sollte sie jetzt auf dem Haupte des guten und schwachen Ludwigs? Oder als dieser sein Reich unzeitig und gezwungen teilte, wie drückend war sie auf *jedes* seiner Nachfolger Haupte! Das Reich zerfällt; die gereizten Nachbarn, Normannen, Slawen, Hunnen, regen sich und verwüsten das Land; das Faustrecht reißet ein; die Reichsversammlungen gehen in Abgang. Brüder führen mit Brüdern, Väter mit Söhnen die unwürdigsten Kriege, und die Geistlichkeit nebst dem Bischöfe von Rom werden ihre unwürdigen Richter. Bischöfe gedeihen zu Fürsten; die Streiterei der Barbaren jagt alles unter die Gewalt derer, die in Schlössern wohnen. In Deutschland, Frankreich und Italien richten sich Statthalter und Beamte zu Landesherren empor; Anarchie,

Betrug, Grausamkeit und Zwietracht herrschen. Achtundachtzig Jahre nach Karls Kaiserkrönung erlischt sein rechtmäßiges Geschlecht in tiefstem Jammer, und seine letzte unechte Kaisersprosse erstirbt, noch nicht hundert Jahre nach seinem Tode. Nur ein Mann wie *er* konnte ein Reich von so ungeheurer Ausbreitung, von so künstlicher Verfassung, aus so widrigen Teilen zusammengesetzt und mit solchen Ansprüchen begabt, verwalten; sobald die Seele aus diesem Riesenkörper gewichen war, trennete sich der Körper und ward auf Jahrhunderte hin ein verwesender Leichnam.

Ruhe also wohl, großer König, zu groß für deine Nachfolger auf lange Zeiten. Ein Jahrtausend ist verflossen, und noch sind der Rhein und die Donau nicht zusammengegraben, wo du, rüstiger Mann, zu einem kleinen Zwecke schon Hand ans Werk legtest. Für Erziehung und Wissenschaften stiftetest du in deiner barbarischen Zeit Institute; die Folgezeit hat sie gemißbraucht und mißbrauchet sie noch. Göttliche Gesetze sind deine Kapitulare gegen so manche Reichs-satzungen späterer Zeiten. Du sammlest die Barden der Vorwelt; dein Sohn Ludwig verachtete und verkaufte sie; er vernichtete damit ihr Andenken auf ewig. Du liebtest die deutsche Sprache und bildetest sie selbst aus, wie du es tun konntest, sammlest Gelehrte um dich aus den fernsten Ländem; Alcuin, dein Philosoph, Angilbert, der Homer deiner Akademie bei

Hofe, und der vortreffliche Eginhart, dein Schreiber, waren dir wert; nichts war dir mehr als Unwissenheit, satte Barbarei und träger Stolz zuwider. Vielleicht erscheinst du im Jahr 1800 wieder und änderst die Maschine, die im Jahre 800 begann; bis dahin wollen wir deine Reliquien ehren, deine Stiftungen gesetzmäßig mißbrauchen und dabei deine altfränkische Arbeitsamkeit verachten. Großer Karl, dein unmittelbar nach dir zerfallenes Reich ist dein Grabmal; Frankreich, Deutschland und die Lombardei sind seine Trümmern.

IV

Reiche der Sachsen, Normänner und Dänen

Die Geschichte der deutschen Völker mitten im festen Lande hat etwas Einförmiges und Unbehülfliches an sich. Wir kommen jetzt zu den deutschen Seenationen, deren Anfälle schneller, deren Verwüstungen grausamer, deren Besitztümer Ungewisser waren; dafür werden wir aber auch, wie unter Meeresstürmen, Männer vom höchsten Mut, Unternehmungen der glücklichsten Art und Reiche erblicken, deren Genius noch jetzt frische Meeresluft atmet.

Schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts zogen von der nördlichen Küste Deutschlands die Angelsachsen, die zur See und zu Lande lange das Kriegs- und Räuberhandwerk getrieben hatten, den Briten zu Hilfe. Hengist und Horsa (Hengst und Stute) waren ihre Anführer; und da sie mit den Feinden der Briten, den Pikten und Kaledoniern, ein leichtes Spiel hatten und ihnen das Land gefiel, zogen sie mehrere ihrer Brüder hinüber; sie ruheten auch nicht, bis nach 150 Jahren, voll der wildesten Kriege und der abscheulichsten Verwüstung, Britannien bis an die Ecken des Landes, Cornwallis und Wales ausgenommen, das ihrige war. Nie ist den Kymren, die in diese Länder

gedrängt wurden, das gelungen, was den Westgoten in Spanien gelang, aus ihren Gebürgen hervorzugehn und ihr altes Land zu erobern; denn die Sachsen, ein wildes Volk, wurden als katholische Christen in ihrem geraubten Besitztum gar bald gesichert und gefirmelt.

Nicht lange nämlich nach Anrichtung des ersten sächsischen Königreichs Kent hatte die Tochter eines rechtgläubigen Königes zu Paris ihren heidnischen Gemahl Ethelbert (Adelbert) zum Christentum bereitet, und der Mönch Augustin führte solches mit dem silbernen Kreuz in der Hand feierlich in England ein. Gregor der Große, damals auf dem Römischen Stuhl, der vor Begierde brannte, das Christentum insonderheit durch Gemahlinnen mit allen Thronen zu vermählen, sandte ihn dahin, entschied seine Gewissensfragen und machte ihn zum ersten Erzbischof dieser glücklichen Insel, die vom Könige Ina an dem heil. Petrus seinen evangelischen Zinsgroschen reichlich ersetzt hat. Kaum ist ein andres Land in Europa mit so vielen Klöstern und Stiftungen bedeckt worden als England, und doch ist aus ihnen für die Literatur weniger geschehen, als man erwarten möchte. Das Christentum dieser Gegenden nämlich sprossete nicht, wie in Spanien, Frankreich, Italien, ja selbst in Irland, aus der Wurzel einer altapostolischen Kirche; neurömische Ankömmlinge waren es, die den rohen Sachsen

das Evangelium in einer neueren Gestalt brachten. Desto mehr Verdienst hatten diese englische Mönche nachher in auswärtigen Bekehrungen und würden solche auch, wenigstens in Klosternachrichten, zur Geschichte ihres Landes haben, wenn diese den Verwüstungen der Dänen entronnen wären.

Sieben Königreiche sächsischer Barbaren, die auf einer mäßig großen Halbinsel in ungleichen Grenzen neben- und miteinander heidnisch und christlich kämpfen, sind kein erfreulicher Anblick. Und doch dauerte mehr als 300 Jahre dieser chaotische Zustand, aus welchem nur hie und da Stiftungen und Satzungen der Kirche oder die Anfänge einer geschriebenen Gesetzgebung, wie z.B. Adelberts und Inas, hervorschimern. Endlich kamen unter König Egbert die sieben Königreiche zusammen; und mehr als *ein* Fürst derselben würde. Mut und Kraft gehabt haben, ihre Verfassung blühend zu machen, hätten nicht die Streitereien der Normänner und Dänen, die mit neuer Raubbegierde auf die See gejagt waren, sowohl an Frankreichs als Englands Küsten über zwei Jahrhunderte lang alles daurende Gute gehindert. Unsäglich ist der Schade, der durch sie gestiftet, unaussprechlich die Greuel, die durch sie verübet wurden; und wenn sich Karl an den Sachsen, wenn sich die Angeln an den Briten und Kymren grausam vergangen hatten, so ist das Unrecht, das sie diesen Völkern taten, an ihren

Nachkommen so lange gerächt worden, bis gleichsam die ganze Wut des kriegerischen Nordens erschöpft war. Wie aber eben im heftigsten Sturme der Not sich die größten Seelen zeigen, so ging England unter andern sein *Alfred* auf, ein Muster der Könige in einem bedrängten Zeitraum, ein Sternbild in der Geschichte der Menschheit.

Vom Papst Leo IV. schon als Kind zum Könige gesalbet, war er unerzogen geblieben, bis die Begierde, sächsische Heldenlieder lesen zu können, seinen Fleiß dergestalt erweckte, daß er von ihnen zum Lesen lateinischer Schriftsteller fortschritt, unter denen er noch ruhig wohnte, als im 22. Jahr ihn der Tod seines Bruders zum Thron und zu allen Gefahren rief, die je einen Thron umringt haben. Die Dänen hatten das Land inne, und als sie das Glück und den Mut des jungen Königes merkten, nahmen sie in vermehrten Anfällen ihre Kräfte dergestalt zusammen, daß Alfred, der ihnen in *einem* Jahr acht Treffen geliefert, der sie mehrmals den Frieden auf heilige Reliquien hatte beschwören lassen und als Überwinder ebenso gütig und gerecht wie vorsichtig und tapfer in der Schlacht war, sich dennoch endlich dahin gebracht sah, daß er in Bauerkleidern seine Sicherheit suchen mußte und dem Weibe eines Kuhhirten unbekannt diente. Doch auch jetzt verließ ihn sein Mut nicht; mit wenigen Anhängern bauete er sich in der Mitte eines

Sumpfs eine Wohnung, die er die Insel der Edeln nannte und die jetzt sein Königreich war. über ein Jahr lang lag er hier, ebensowenig müßig als entkräftet. Wie aus einem unsichtbaren Schloß tat er Ausfälle auf die Feinde und nährte sich und die Seinen von ihrer Beute, bis *einer* seiner Treuen in einem Gefecht mit ihnen den Zauberraben erbeutet hatte, die Fahne, die er als das Zeichen seines Glücks ansah. Als Harfenspieler gekleidet, ging er jetzt ins Lager der Dänen und bezauberte sie mit seinem lustigen Gesänge; man führte ihn in das Zelt des Prinzen, wo er allenthalben ihre tiefe Sicherheit und räuberische Verschwendung sah. Jetzt kehrte er zurück, tat durch geheime Boten seinen Freunden kund, daß er lebe, und lud sie an die Ecke eines Waldes zur Versammlung ein. Es kam ein kleines Heer zusammen, das ihn mit Freudengeschrei empfing, und schnell rückte er mit demselben auf die sorglosen, jetzt erschrockenen Dänen, schlug sie, schloß sie ein und machte aus Kriegsgefangenen seine Bundsgenossen und Kolonisten im verödeten Northumberlande und Ostangeln. Ihr König ward getauft, von Alfred zum Sohne angenommen und der erste Schimmer von Ruhe gleich darauf gewandt, daß er Platz gegen andere Feinde gewinnen möchte, die in zahlreichen Schwärmen das Land aussogen. Unglaublich schnell brachte Alfred den zerrütteten Staat in Ordnung, stellte die zerstörten Städte wieder her,

schuf sich eine Macht zu Lande, bald auch zur See, so daß in weniger Zeit 120 Schiffe die Küsten umher bewachten. Beim ersten Gerücht eines Überfalls eilte er hülfreich herbei, und das ganze Land glich im Augenblick der Not einem Heerlager, wo jedweder seinen Platz wußte. So vereitelte er bis ans Ende seines Lebens jede räuberische Mühe des Feindes und gab dem Staat eine Land- und Seemacht, Wissenschaften und Künste, Städte, Gesetze und Ordnung. Er schrieb Bücher und ward der Lehrer der Nation, die er beschützte. Ebenso groß in seinem häuslichen als öffentlichen Leben, teilte er die Stunden des Tages wie die Geschäfte und Einkünfte ein und behielt ebensoviel Raum zur Erholung als zur königlichen Milde. Hundert Jahre nach Karl dem Großen war er in einem glücklicherweise beschränkteren Kreise vielleicht größer als er; und obgleich unter seinen Nachfolgern die Streifereien der Dänen, nicht minder aber die Unruhen der Geistlichkeit mancherlei Unheil verursachten, weil unter ihnen im ganzen kein zweiter Alfred aufstand, so hat es England doch, bei der guten Grundlage seiner Einrichtung von frühen Zeiten, an trefflichen Königen nicht gefehlet; selbst die Anfälle ihrer Seefeinde hielten sie munter und gerüstet. Adelstan, Edgar, Edmund Eisenseite gehören unter dieselbe, und nur der Untreue der Großen war's zuzuschreiben, daß England unter dem letzten den Dänen lehnpflichtig ward.

Knut der Große ward zwar als König erkannt, aber nur zwei Nachfolger hatte dieser nordische Sieger. England machte sich los, und es war vielleicht zu dessen Unglück, daß dem friedfertigen Eduard die Dänen Ruhe ließen. Er sammelte Gesetze, ließ andre regieren; die Sitten der Normänner kamen von der französischen Küste nach England hinüber, und Wilhelm der Eroberer ersah seine Zeit. Eine einzige Schlacht hob ihn auf den Thron und gab dem Lande eine neue Verfassung. Wir müssen also die Normänner näher kennenlernen: denn ihren Sitten ist nicht nur England, sondern ein großer Teil von Europa den Glanz seines Rittergeistes schuldig.

Schon in den frühesten Zeiten waren nördliche deutsche Stämme, Sachsen, Friesen und Franken, auf der See rege; Dänen, Norweger und Skandinavier taten sich unter mancherlei Namen noch kühner hervor. Angelsachsen und Jüten gingen nach Britannien über; und als von den fränkischen Königen, am meisten von Karl dem Großen, die Eroberung nordwärts verbreitet ward, warfen sich immer mehr kühne Haufen aufs Meer, bis zuletzt die Normänner ein so furchtbarer Name zur See wurden, als es zu Lande jene verbündeten Krieger, Markomannen, Franken, Alemannen u. a., kaum gewesen waren. Ich müßte hundert berühmte Abenteurer nennen, wenn ich aus

den nordischen Gedichten und Sagen ihre gepriesene Seehelden aufzählen wollte. Die Namen derer indessen, die durch Entdeckung der Länder oder durch Anlagen zu Reichen sich ausgezeichnet, sind nicht zu übergehen, und man erstaunet über die weite Fläche, auf welcher sie sich umhergeworfen haben. Dort stehet ostwärts Rorik (Roderich) mit seinen Brüdern, die in Nowgorod ein Reich stifteten und dadurch zum Staate Rußlands den Grund legten; Oskold und Diar, die in Kiew einen Staat gründeten, der sich mit jenem zu Nowgorod vereinte; Ragnwald, der sich zu Polotzk an der Düna niederließ, der Stammvater der litauischen Großherzoge. Nordwärts ward Naddodd im Sturm nach Island geworfen und entdeckte diese Insel, die bald ein Zufluchtsort der edelsten Stämme aus Norwegen (gewiß des reinsten Adels in Europa), eine Erhalterin und Vermehrerin der nordischen Lieder und Sagen, ja über dreihundert Jahre lang der Sitz einer schönen, nicht unkultivierten Freiheit gewesen. Westlich waren von den Normännern die Färöes-, Orkneys-, die schottlandischen und westlichen Inseln oft besucht, zum Teil bevölkert, und auf mehreren derselben haben nordische Jarle (Grafen) lange regieret, so daß auch in ihren äußersten Ecken die verdrängten Galen vor deutschen Völkern nicht sicher waren. In Irland ließen sie sich schon zu Karls des Großen Zeiten nieder, wo Dublin dem Olof, Waterford dem

Sitrik, Limmerik dem Ywar zuteil ward. In England waren sie unter dem Namen der Dänen furchtbar; nicht nur Northumberland haben sie, untermischt mit sächsischen Grafen, 200 Jahre lang teils eigenmächtig, teils lehnpflichtig besessen, sondern das ganze England war ihnen unter Knut, Harold und Hardyknut unterworfen. Die französische Küsten beunruhigten sie seit dem sechsten Jahrhundert; und die böse Ahnung Karls des Großen, daß seinem Lande durch sie viele Gefahr bevorstehe, traf bald nach seinem Tode fast zu reichlich ein. Unsäglich sind die Verwüstungen, die sie nicht etwa nur am Meere, sondern, die Ströme hinauf, mitten in Frankreich und Deutschland ausgeübt haben, so daß die meisten Anlagen und Städte, die teils noch von den Römern, teils von Karl herrührten, durch sie ein trauriges Ende nahmen, bis endlich Rolf, in der Taufe Robert genannt, der erste Herzog der Normandie und der Stammvater mehr als eines Königgeschlechtes ward.

Von ihm stammte Wilhelm der Eroberer ab, der England eine neue Verfassung brachte; durch Folgen seiner Anlage wurden England und Frankreich in einen 400jährigen Krieg verwickelt, der beide Nationen auf eine sonderbare Weise an- und durcheinander übte. Jene Normänner, die mit fast unglaublichem Glück und Mut den Arabern Apulien, Kalabrien, Sizilien, ja auf eine Zeit Jerusalem und Antiochien

abdrängen, waren Abenteurer aus dem von Rolf gestifteten Herzogtume, und die Nachkommen Tankreds, die zuletzt Siziliens und Apuliens Krone trugen, stammten von ihm her. Wenn alle kühne Taten erzählt werden sollten, die auf Pilgrimschaften und Wallfahrten, im Dienst zu Konstantinopel und auf Reisen, fast in allen Ländern und Meeren, bis nach Grönland und Amerika hin von den Normännern begonnen sind, würde die Erzählung selbst ein Roman scheinen. Wir bemerken also zu unserm Zweck nur die Hauptfolge derselben aus *ihrem Charakter*.

So rauh die Bewohner der nordischen Küsten ihrem Klima und Boden, ihrer Einrichtung und Lebensweise nach lange bleiben mußten, so lag doch in ihnen, vorzüglich bei ihrem Seeleben, ein Keim, der in mildern Gegenden bald sehr blühende Sprossen treiben konnte. Tapferkeit und Leibesstärke, Gewandtheit und Fertigkeit in allen Künsten, die man späterhin die ritterlichen nannte, ein großes Gefühl für Ehre und edle Abkunft, samt der bekannten nordischen Hochachtung fürs weibliche Geschlecht als den Preis des tapfersten, schönsten und edelsten Mannes, waren Eigenschaften, die den nordischen Seeräuber in Süden sehr beliebt machen mußten. Auf dem festen Lande greifen die Gesetze um sich: jede rohe Selbsttätigkeit muß unter ihnen entweder selbst zum Gesetz werden oder als eine tote Kraft ersterben; auf dem wilden Element des

Meeres, wohin die Oberherrschaft eines Landköniges nicht reicht, da erfrischt sich der Geist. Er schweift nach Krieg oder nach Beute umher, die jener Jüngling seiner daheimgelassenen Braut, dieser Mann seinem Weib und Kindern als Zeichen seines Werts nach Hause bringen wollte; ein dritter sucht im fernen Lande selbst eine bleibende Beute. Nichtswürdigkeit war das Hauptlaster, das in Norden, hier mit Verachtung, dort mit Qualen der Hölle, gestraft wird; dagegen Tapferkeit und Ehre, Freundschaft bis auf den Tod und ein Rittersinn gegen die Weiber die Tugenden waren, die beim Zusammentreffen mehrerer Zeitumstände zu der sogenannten Galanterie des Mittelalters viel beitrugen. Da Normänner sich in einer französischen Provinz niederließen und Rolf, ihr Anführer, sich mit der Tochter des Königes vermählte, da viele seiner Waffenbrüder diesem Beispiele folgten und sich mit dem edelsten Blut des Landes mischten, da ward der Hof der Normandie gar bald der glänzendste Hof des Westlandes. Als Christen konnten sie, mitten unter christlichen Nationen, die Seeräuberei nicht ferner treiben; aber ihre nachziehenden Brüder dorften sie aufnehmen und kultivieren, also daß diese Küste in ihrer schönen Lage ein Mittelpunkt und Veredlungsort der seefahrenden Normänner ward. Da nun, von den Dänen verdrungen, die angelsächsische Königsfamilie zu ihnen floh und Eduard der

Bekenner, bei ihnen erzogen, den Normännern zu Englands Thron selbst Hoffnung machte, als Wilhelm der Eroberer durch eine einzige Schlacht dies Königreich gewann und fortan die größten Stellen desselben in beiden Ständen mit Normännern besetzte, da ward in kurzem normännische Sitte und Sprache auch Englands feinere Sitte und Hofsprache. Was diese einst rohen Überwinder in Frankreich gelernt und mit ihrer Natur gemischt hatten, ging bis auf eine harte Lehnverfassung und Forstgerechtigkeit nach Britannien über. Und wiewohl in der Zukunft viele Gesetze des Eroberers abgeschaffet und die alten, milderen angelsächsischen zurückgerufen wurden, so konnte dennoch der mit den normannischen Geschlechtern der Nation eingepflanzte Geist aus Sprache und Sitten nicht mehr verbannt werden; auch in der englischen grünet daher ein eingempfter Sprößling der lateinischen Sprache. Schwerlich wäre die britische Nation geworden, was sie vor andern ward, wenn sie auf ihrem alten Hefen ruhig geblieben wäre; jetzt beunruhigten sie lange die Dänen; Normänner pflanzten sich ihr ein und zogen sie über das Meer hin zu langen Kriegen in Frankreich. Da ward ihre Gewandtheit geübt: aus überwundenen wurden Überwinder, und endlich kam, nach so mancher Revolution, ein Staatsgebäude zum Vorschein, das aus der angelsächsischen Klosterhaushaltung wahrscheinlich nie entstanden

wäre. Ein Edmund oder Edgar hätte dem Papst Hildebrand nicht widerstanden, wie Wilhelm ihm widerstand, und in den Kreuzzügen hätten die englischen mit den französischen Rittern nicht wetteifern mögen, wenn durch die Normänner ihre Nation nicht gleichsam von innen aufgereggt und durch mancherlei Umstände auch gewaltsam wäre gebildet worden. Einimpfungen der Völker zu rechter Zeit scheinen dem Fortgange der Menschheit so unentbehrlich als den Früchten der Erde die Verpflanzung oder dem wilden Baum seine Veredlung. Auf einer und derselben Stelle erstirbt zuletzt das Beste.

Nicht so lange und glücklich besaßen die Normänner Neapel und Sizilien, deren Erwerb ein wahrer Roman ist von persönlicher Tapferkeit und Abenteuerertugend. Auf Wallfahrten nach Jerusalem lernten sie das schöne Land kennen, und vierzig bis hundert Mann legten durch Ritterhülfe gegen Bedrängte den Grund zu allem weitem Besitz. Rainolf ward der erste Graf zu Aversa, und drei der tapfern Söhne Tankreds, die auch auf gutes Glück hinübergekommen waren, erwarben sich nach vielen Taten gegen die Araber den Ritterdank, daß sie Grafen, nachher Herzöge zu Apulien und Kalabrien wurden. Mehrere Söhne Tankreds, Wilhelm mit dem eisernen Arm, Drogo, Humfried, folgten; Robert Guiscard und Roger entrissen den Arabern Sizilien, und Robert belieh seinen Bruder mit

dem erworbnen schönen Königreiche. Roberts Sohn Boëmund fand in Orient sein Glück, und als ihm sein Vater dahin folgte, ward Roger der erste König *beider* Sizilien, mit geist- und weltlicher Macht versehen. Unter ihm und seinen Nachfolgern trieben die Wissenschaften an dieser Ecke Europens einige junge Knospen: die Schule zu Salerno hob sich, gleichsam in Mitte der Araber und der Mönche zu Cassino; Rechtsgelehrsamkeit, Arzneikunst und Weltweisheit zeigten nach einem langen Winter in Europa hier wieder Blätter und Zweige. Tapfer hielten sich die normannischen Fürsten in ihrer gefährlichen Nähe am päpstlichen Stuhl; mit zween Heiligen Vätern schlossen sie Frieden, als diese in ihrer Gewalt waren, und übertrafen hiebei an Klugheit und Wachsamkeit die meisten deutschen Kaiser. Schade, daß sie mit diesen sich je verschwägert und ihnen dadurch das Recht zur Folge gegeben hatten, und noch mehr schade, daß die Absichten Friedrichs, des letzten schwäbischen Kaisers, die er in diesen Gegenden auszuführen gedachte, so grausam vereitelt wurden. Beide Königreiche blieben fortan ein wildes Spiel der Nationen, eine Beute fremder Eroberer und Statthalter, am meisten eines Adels, der noch jetzt alle bessere Einrichtung dieser einst so blühenden Länder hindert.

Nordische Reiche und Deutschland

Die bis zum achten Jahrhundert dunkle Geschichte der nordischen Reiche hat vor den Geschichten der meisten europäischen Länder den Vorzug, daß ihr eine Mythologie mit Liedern und Sagen zum Grunde liegt, die ihre Philosophie sein kann. Denn in ihr lernen wir den Geist des Volks kennen, die Begriffe desselben von Göttern und Menschen, die Richtung seiner Neigungen und Leidenschaften in Liebe und Haß, in Erwartungen dies- und jenseit des Grabes: eine Philosophie der Geschichte, wie sie uns außer der Edda nur die griechische Mythologie gewähret. Und da die nordischen Reiche, sobald der finnische Stamm hinaufgedrängt oder unterwürfig gemacht war, von keinen fremden Völkern feindlich besucht wurden; denn welche Nation hätte nach dem großen Zuge in die mittäglichen Gegenden diese Weltgegend besuchen wollen?, so wird ihre Geschichte auch vor andern einfach und natürlich. Wo die Notdurft gebietet, lebet man lange derselben gemäß, und so blieben Nordens deutsche Völker länger als andre ihrer Mitbrüder im Zustande der Eigengehörigkeit und Freiheit. Berge und Wüsten schieden die Stämme

untereinander; Seen und Flüsse, Wälder, Wiesen und Felder samt dem fischreichen Meere nährten sie, und was im Lande nicht Unterhalt fand, warf sich auf die See und suchte anderweit Nahrung und Beute. Wie in einer nördlichen Schweiz also hat sich in diesen Gegenden die Einfalt deutscher Ursitten lange erhalten und wird sich erhalten, wenn solche in Deutschland selbst nur noch eine alte Sage sein wird.

Als mit der Zeit auch hier, wie allenthalben, die Freien unter Edle kamen, als mehrere Edle Land- und Wüstenkönige wurden, als aus vielen kleinen Königen endlich ein großer König entsprang, da waren Dänemarks, Norwegens und Skandiens Küsten abermals glücklich, daß, wer nicht dienen wollte, ein andres Land suchen mochte; und so wurden, wie wir gesehen, alle Meere umher lange Zeit das Feld ziehender Abenteurer, denen der Raub, wie ein Herings- oder Walfischfang, ein erlaubtes, örtliches Gewerbe schien. Endlich mischten sich auch die Könige in dies Familiengewerbe: sie eroberten einander oder ihren Nachbarn die Länder; ihre auswärtigen Eroberungen gingen aber meistens bald verloren. Am grausamsten litten darunter die Küsten der Ostsee; nach unsäglichen Plünderungen haben die Dänen nicht geruhet, bis sie dem Handel der Slawen und ihren reichen Seestädten Vineta und Julin ein trauriges Ende machten, wie sie denn auch über die Preußen, Kuren, Liven und

Esten, lange vor den sächsischen Horden, das Eroberungs- und Brandschatzungsrecht übten.

Einem solchen Leben und Weben der Nordländer trat nichts so sehr in den Weg als das Christentum, mit welchem Odins Heldenreligion ganz aufhören sollte. Schon Karl der Große war bemüht, die Dänen wie die Sachsen zu taufen, bis *es* seinem Sohn Ludwig gelang, an einem kleinen Könige aus Jütland zu Mainz die Probe zu machen. Die Landsleute desselben aber nahmen es übel auf und übeten sich noch lange mit Raub und Brand an den christlichen Küsten; denn das Beispiel der Sachsen, die das Christentum zu fränkischen Sklaven gemacht hatte, war ihnen zu nahe vor Augen. Tiefgewurzelt war der Haß dieser Völker gegen das Christentum, und Kettil, der Unchrist, ging lieber drei Jahre vor seinem Tode lebendig in seinen Grabhügel, um nur nicht zur Taufe gezwungen zu werden. Was sollten auch diesen Völkern auf ihren nordischen Inseln oder Bergen jene Glaubensartikel und kanonische Lehrsätze eines hierarchischen Systems, das alle Sagen ihrer Vorfahren umwarf, die Sitten ihres Stammes untergrub und sie bei ihres Landes Armut zu zollenden Sklaven eines geistlichen Hofes im fernen Italien machte? Ihrer Sprache und Denkart war Odins Religion so einverleibet, daß, solange noch eine Spur des Andenkens von ihm blieb, kein Christentum aufkommen konnte; daher die

Mönchsreligion gegen Sagen, Lieder, Gebräuche, Tempel und Denkmale des Heidentums unversöhnlich war, weil an diesem allen der Geist des Volkes hing und dagegen ihre Gebräuche und Legenden verschmähte. Das Verbot der Arbeit am Sonntage, Büßungen und Fasten, die verbotenen Grade der Ehe, die Mönchsgelübde, der ganze ihnen verächtliche Priesterorden wollte den Nordländern nicht in den Sinn, daß also die heiligen Männer, ihre Bekehrer, ja ihre neubekehrten Könige selbst viel zu leiden hatten oder gar verjagt und erschlagen wurden, ehe das fromme Werk gelingen konnte. Wie aber Rom jede Nation mit dem Netz zu fangen wußte, das für sie gehörte, so wurden auch diese Barbaren unter der unablässigen Bemühung ihrer angelsächsischen und fränkischen Bekehrer, am meisten durch das Gepränge des neuen Gottesdienstes, den Chorgesang, Weihrauch, die Lichter, Tempel, Hochaltäre, Glocken und Prozessionen, gleichsam in einen Taumel gebracht; und da sie an Geister und Zaubereien innig glaubten, so wurden sie samt Häusern, Kirchen, Kirchhöfen und allem Geräte durch die Kraft des Kreuzes vom Heidentum dergestalt entzaubert und zum Christentum bezaubert, daß der Dämon eines doppelten Aberglaubens in sie kehrte. Einige ihrer Bekehrer waren indes, der heil. *Ansgarius* vor allen andern, wirklich verdiente Männer und für das Wohl der Menschheit Helden auf ihre

Weise.

Endlich kommen wir zum sogenannten Vaterlande der deutschen Völker, das jetzt ihr trauriger Rest war, Deutschland. Nicht nur hatte ein fremder Volkstamm, Slawen, die Hälfte desselben eingenommen, nachdem so viele Völkerschaften daraus gewandert waren, sondern auch in seiner übrigen deutschen Hälfte war es nach vielen Verwüstungen eine fränkische Provinz geworden, die jenem großen Reich als eine Überwundene diente. Friesen, Alemannen, Thüringer und zuletzt die Sachsen waren zur Unterwürfigkeit und zum Christentum gezwungen, so daß z.B. die Sachsen, wenn sie *Kerstene* (Christen) wurden und das große Wodansbild verfluchten, zugleich auch ihre Besitztümer und Rechte in den Willen des heilig-mächtigen König Karls übergeben, um Leben und Freiheit fußfällig bitten und versprechen mußten, an dem dreieinigen Gott und an dem heilig-mächtigen König Karl zu halten. Notwendig ward durch diese Bindung eigener und freier Völker an den fränkischen Thron aller Geist ihrer ursprünglichen Einrichtung gehemmet; viele derselben wurden mißtrauend oder hart behandelt, die Einwohner ganzer Striche Landes in die Ferne geföhret; keine der übergebliebenen Nationen gewann Zeit und Raum zu einer eigentümlichen Bildung. Sofort nach des Riesen Tode, der dies

gewaltsam zusammengetriebene Reich allein mit seinen Armen erhielt, ward unser Deutschland mit oft veränderten Grenzen bald diesem, bald jenem schwachen Karolinger zuteil, und da es an den nie aufhörenden Kriegen und Streitigkeiten des ganzen unglücklichen Geschlechts Anteil nehmen mußte: was konnte aus ihm, was aus seiner innern Verfassung werden? Unglücklicherweise machte es die nörd- und östliche Grenze des fränkischen Reichs, mithin der gesamten römisch-katholischen Christenheit aus, an welcher allenthalben gereizte, wilde Völker voll unversöhnlichen Hasses saßen, die dies Land zum ersten Opfer ihrer Rache machten. Wie von der einen Seite die Normänner bis nach Trier drangen und einen der Nation schimpflichen Frieden erlangten, so rief auf der andern Seite, um das mährische Reich der Slawen zu zerstören, Arnulf die wilden Ungarn ins Land, welches er ihnen damit zu langen schrecklichen Verwüstungen aufschloß. Die Slawen endlich wurden als Erbfeinde der Deutschen betrachtet und waren jahrhundertlang das Spiel ihrer tapfern Kriegsübung.

Noch mehr wurden dem abgetrenneten Deutschlande die Mittel lästig, die unter den Franken zur Hoheit und Sicherung *ihres* Reichs gemacht waren. Es erbte alle jene Erz- und Bischoftümer, Abteien und Kapitel, die an der Grenze des Reichs ehemals zur Bekehrung der Heiden dienen sollten, jene Hofämter

und Kanzler in Gegenden, die jetzt nicht mehr zum Reiche gehörten, jene Herzoge und Markgrafen, die als Beamte des Reichs zum Schutz der Grenzen bestimmt gewesen waren und gegen Dänen, Wenden, Polen, Slawen und Ungarn noch lange vermehrt wurden. Das glänzendste und entbehrlichste Kleinod von allen endlich war für Deutschland die römische Kaiserkrone; sie allein hat diesem Lande vielleicht mehr Schaden gebracht als alle Züge der Täufern, Hungarn und Türken. Der erste Karolinger, den Deutschland erhielt, Ludwig, war kein römischer Kaiser, und während des getheilten Frankenreiches haben Päpste mit diesem Titel so arg gespielet, daß sie ihn diesem und jenem Fürsten in Italien, ja gar einem Grafen der Provence schenkten, der mit geblendeten Augen starb. Arnulf, ein unechter Nachkomme Karls, geizte nach diesem Titel, den indes sein Sohn abermals nicht erlangte, so wie ihn auch die zwei ersten Könige aus deutschem Blut, Konrad und Heinrich, nicht begehrten. Gefährlicherwise nahm Otto, der mit Karls Krone zu Aachen gekrönt war, sich diesen großen Franken zum Vorbilde, und da ein Abenteuer, die schöne Witwe Adelheid aus dem Turm zu retten, ihm das Königreich Italien verschaffte, und ihm dadurch freilich der Weg nach Rom offen war, so folgten nun Ansprüche auf Ansprüche, Kriege auf Kriege, von der Lombardei bis nach Kalabrien und Sizilien hinab, wo

allenthalben für die Ehre seines Kaisers deutsches Blut vergossen, der Deutsche vom Italiener betrogen, deutsche Kaiser und Kaiserinnen in Rom mißhandelt, Italien von deutscher Tyrannei besudelt, Deutschland von Italien aus seinem Kreise gerückt, mit Geist und Kraft über die Alpen gezogen, in seiner Verfassung von Rom abhängig, mit sich selber uneins, sich selbst und andern schädlich gemacht ward, ohne daß die Nation von dieser blendenden Ehre Vorteil gezogen hätte. »Sie vos non vobis« war immer ihr bescheidener Wahlspruch.

Desto mehr Ehre gebührt der deutschen Nation, daß sie eben unter diesen gefährlichen Umständen, in welche sie die Verbindung der Dinge setzte, als eine Schutzwehr und Vormauer des Christentums zur Freiheit und Sicherheit des ganzen Europa dastand. Heinrich der Vogler schuf aus ihr diese Vormauer, und Otto der Große wußte sie zu gebrauchen; aber auch dann folgte die treue willige Nation ihrem Beherrscher, wenn beim allgemeinen Chaos ihrer Verfassung dieser selbst nicht wußte, welchen Weg er sie führe. Als gegen die Räubereien der Stände der Kaiser selbst sein Volk nicht schützen konnte, schloß sich ein Teil der Nation in Städte und erkaufte sich von ihren Räubern selbst das sichere Geleit eines Handels, ohne welchen das Land noch lange eine Tatarei geblieben wäre. So entstand im unfriedsamem Staate aus

eignen Kräften der Nation ein friedlicher nützlicher Staat, durch Gewerbe, Bündnisse, Gilden verbunden; so hoben Gewerke sich aus dem drückenden Joch der Leibeigenschaft empor und gingen durch deutschen Fleiß und Treue zum Teil in Künste über, mit denen man andre Nationen beschenkte. Was diese ausbildeten, haben meistens Deutsche zuerst versucht, obgleich unter dem Druck der Not und Armut sie selten mit der Freude belohnt wurden, ihre Kunst im Vaterlande angewandt und blühend zu sehen. Haufenweise zogen sie stets in fremde Länder und wurden nord-, west- und ostwärts in mehreren mechanischen Erfindungen die Lehrmeister anderer Nationen; sie wären es auch in den Wissenschaften geworden, wenn die Verfassung ihres Staats nicht alle Institute derselben, die in den Händen der Klerisei waren, zu politischen Rädern der verwirrten Maschine gemacht und sie damit den Wissenschaften größtenteils entrissen hätte. Die Klöster Korvey, Fulda u. a. haben für die Fortübung der Wissenschaften mehr getan als große Strecken anderer Länder, und in allen Verirrungen dieser Jahrhunderte bleibt der unzerstörlich treue, biedre Sinn des deutschen Stammes unverkennbar.

Dem Manne blieb die deutsche Frau nicht nach: häusliche Wirksamkeit, Keuschheit, Treue und Ehre sind ein unterscheidender Zug des weiblichen Geschlechts in allen deutschen Stämmen und Völkern

gewesen. Der älteste Kunstfleiß dieser Völker war in den Händen der Weiber: sie webeten und wirketen, hatten Aufsicht über das arbeitende Gesinde und standen auch in den obersten Ständen der häuslichen Regierung vor. Selbst am Hofe des Kaisers hatte die Gemahlin ihr großes Hauswesen, zu welchem oft ein ansehnlicher Teil seiner Einkünfte gehörte; und nicht zum Schaden des Landes hat sich in manchem Fürstenhause diese Einrichtung lange erhalten. Selbst die römische Religion, die den Wert des Weibes sehr herabgesetzt hat, vermochte hierbei weniger in diesen als in den wärmeren Ländern. Die Frauenklöster in Deutschland wurden nie die Gräber der Keuschheit in solchem Grade als jenseit des Rheins oder der Pyrenäen und Alpen; vielmehr waren auch sie Werkstätten des deutschen Kunstfleißes in mehreren Arten. Nie hat sich die Galanterie der Rittersitten in Deutschland zu der feinen Lüsternheit, ausgebildet wie in warmem, wohllüstigem Gegenden; denn schon das Klima gebot eine größere Eingeschlossenheit in Häuser und Mauern, da andre Nationen ihren Geschäften und Vergnügungen unter freiem Himmel nachgehen konnten.

Endlich kann sich Deutschland, sobald es ein eigenes Reich ward, großer, wenigstens arbeitsamer und wohlwollender Kaiser rühmen, unter welchen Heinrich, Otto und die beiden Friedrichs wie Säulen dastehn. Was hätten diese Männer in einem

bestimmteren, festeren Kreise tun mögen!

Lasset uns jetzt, nach dem, was einzeln angeführt worden, einen allgemeinen Blick auf die Einrichtung der deutschen Völker tun, in allen ihren erworbenen Ländern und Reichen. Welches waren ihre Grundsätze? Und was sind dieser Grundsätze Folgen?

VI

Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa

Wenn Einrichtungen der Gesellschaft das größte Kunstwerk des menschlichen Geistes und Fleißes sind, indem sie jedesmal auf der ganzen Lage der Dinge nach Ort, Zeit und Umständen beruhen, mithin der Erfolg vieler Erfahrungen und einer steten Wachsamkeit sein müssen, so läßt sich mutmaßen, daß eine Einrichtung der Deutschen, wie sie am Schwarzen Meer oder in den nordischen Wäldern war, ganz andre Folgen haben mußte, wenn sie unter gebildete oder durch Üppigkeit und eine abergläubige Religion mißgebildete Völker rückte. Diese zu überwinden war leichter, als sie oder sich selbst in ihrer Mitte wohl zu regieren. Daher denn gar bald die gestifteten deutschen Reiche entweder untergingen oder in sich selbst dermaßen zerfielen, daß ihre lange folgende Geschichte nur das Flickwerk einer verfehlten Einrichtung blieb.

1. *Jede Eroberung der deutschen Völker ging auf ein Gesamteigentum aus.* Die Nation stand für einen Mann; der Erwerb gehörte derselben durch das

barbarische Recht des Krieges und sollte dermaßen unter sie verteilt werden, daß alles noch ein Gemeingut bliebe; wie war dies möglich? Hirtenvölker auf ihren Steppen, Jäger in ihren Wäldern, ein Kriegsheer bei seiner Beute, Fischer bei ihrem gemeinschaftlichen Zuge können unter sich teilen und *ein* Ganzes bleiben; bei einer erobernden Nation, die sich in einem weiten Gebiet niederlässet, wird dieses weit schwerer. Jeder Wehrsmann auf seinem neuerworbenen Gute ward jetzt ein Landeigentümer; er blieb dem Staate zum Heerzuge und zu andern Pflichten verbunden; in kurzer Zeit aber erstirbt sein Gemeingeist, die Versammlungen der Nation werden von ihm nicht besucht; auch des Aufgebots zum Kriege, das ihm zur Last ward, sucht er sich gegen Übernehmung andrer Pflichten zu entladen. So war's z.B. unter den Franken: das Märzfeld ward von der freien Gemeinde bald versäumet; mithin blieben die Entschlüsse desselben dem Könige und seinen Dienern anheimgestellt, und der Heerbann selbst konnte nur mit wachsender Mühe im Gange erhalten werden. Notwendig also kamen die Freien mit der Zeit dadurch tief herunter, daß sie den allezeit fertigen Rittern ihre Wehrdienste mit guter Entschädigung auftrugen, und so verlor sich der Stamm der Nation, wie ein zerteilter, verbreiteter Strom, in kraftloser Trägheit. Ward nun in diesem Zeitraum der ersten Erschlaffung ein dermaßen

errichtetes Reich mächtig angegriffen: was Wunder, daß es erlag? Was Wunder, daß auch ohne äußern Feind auf diesem trägen Wege die besten Rechte und Besitztümer der Freien in andre, sie vertretende Hände kamen? Die Verfassung des Ganzen war zum Kriege oder zu einer Lebensart eingerichtet, bei welcher alles in Bewegung bleiben sollte, nicht aber zu einem zerstreuten, fleißig-ruhigen Leben.

2. Mit jedem erobernden Könige war ein Trupp Edeln ins Land gekommen, die als seine Gefährten und Treuen, als seine Knechte und Leute aus denen ihm zukommenden Ländereien beteiligt wurden. Zuerst geschähe dies nur lebenslänglich; mit der Zeit wurden die ihnen zum Unterhalt angewiesenen Güter erblich: der Landesherr gab so lange, bis er nichts mehr zu geben hatte und selbst verarmte. Bei den meisten Verfassungen dieser Art haben also die Vasallen den Lehnsherren, die Knechte den Gebieter dergestalt ausgezehret, daß, wenn der Staat lange daurete, dem Könige selbst von seinen nutzbaren Gerechtigkeiten nichts übrigblieb und er zuletzt als der Ärmste des Landes dastand. Wenn nun, wie wir gesehen, dem Gange der Dinge nach bei langen kriegerischen Zeitläuften die Edeln notwendig auch den Stamm der Nation, die freie Gemeinde, sofern diese sich nicht selbst zu Edeln erhob, allgemach zugrunde richten mußten, so siehet man, wie das löbliche, damals

unentbehrliche *Ritterhandwerk* so hoch emporkommen konnte. Von kriegerischen Horden waren die Reiche erobert; wer sich am längsten in dieser Übung erhielt, gewann so lange, bis mit Faust und Schwert nichts zu gewinnen mehr da war. Zuletzt hatte der Landesherr nichts, weil er alles verliehen hatte; die freie Gemeinde hatte nichts, weil die Freien entweder verarmt oder selbst Edle geworden und alles andre Knecht war.

3. *Da die Könige im Gesamteigentum ihres Volks umherziehen oder vielmehr allenthalben gegenwärtig sein sollten und dies nicht konnten, so wurden Statthalter, Herzoge und Grafen unentbehrlich.* Und weil nach der deutschen Verfassung die gesetzgebende, gerichtliche und ausübende Macht noch nicht verteilt waren, so blieb es beinahe unvermeidlich, daß nicht mit der Zeit unter schwachen Königen die Statthalter großer Städte oder entfernter Provinzen selbst Landesherrn oder Satrapen wurden. Ihr Distrikt enthielt, wie ein Stück der gotischen Baukunst, alles im kleinen, was das Reich im großen hatte; und sobald sie sich nach Lage der Sache mit ihren Ständen einverstanden, war, obgleich noch abhängig vom Staat, das kleine Reich fertig. So zerfielen die Lombardei und das fränkische Reich, kaum wurden sie noch am seidnen Faden eines königlichen Namens zusammengehalten; so wäre es mit dem gotischen und dem

wandalischen Reich worden, hätten sie länger gedauert. Um diese Bruchstücke, wo jeder Teil ein Ganzes sein wollte, wieder zusammenzubringen, haben alle Reiche deutscher Verfassung in Europa ein halbes Jahrtausend hin arbeiten müssen, und einigen derselben hat es noch nicht gelingen mögen, ihre eignen Glieder wiederzufinden. In der Verfassung selbst liegt der Same dieser Absonderung; sie ist ein Polyp, bei welchem in jedem abgesonderten Teile ein Ganzes lebet.

4. *Weil bei diesem Gesamtkörper alles auf Persönlichkeit beruhete, so stellte das Haupt desselben, der König, ob er gleich nichts weniger als unumschränkt war, mit seiner Person sowohl als mit seinem Hauswesen die Nation vor. Mithin ging seine Gesamtwürde, die bloß eine Staatsfiktion sein sollte, auch auf seine Trabanten, Diener und Knechte über.* Leibesdienste, die man dem Könige erwies, wurden als die ersten Staatsdienste betrachtet, weil die, die um ihn waren, Kapellan, Stallmeister und Truchseß, oft, bei Ratschlägen, Gerichten und sonst, seine Helfer und Diener sein mußten. So natürlich dies in der rohen Einfalt damaliger Zeiten war, so unnatürlich ward's, als diese Kapellane und Truchsesse wirklich repräsentierende Gestalten des Reichs, erste Glieder des Staats oder gar auf Ewigkeiten der Ewigkeiten erbliche Würden sein sollten; und dennoch ist ein

barbarischer Prachtaufzug dieser Art, der zwar in das Tafelzelt eines tatarischen Khans, nicht aber in den Palast eines Vaters, Vorstehers und Richters der Nation gehörte, die Grundverfassung jedes germanischen Reichs in Europa. Die alte Staatsfiktion wurde zur nackten Wahrheit: das ganze Reich ward in die Tafel, den Stall und die Küche des Königes verwandelt. Eine sonderbare Verwandlung! Was Knecht und Vassall war, mochte immerhin durch diese glänzenden Oberknechte vorgestellt werden, nicht aber der Körper der Nation, der in keinem seiner freien Glieder des Königs Knecht, sondern sein Mitgenoß und Mitstreiter gewesen war und sich von keinem seiner Hausgenossen vorstellen lassen durfte. Nirgend ist diese tatarische Reichsverfassung mehr gediehen und prächtiger emporkommen als auf dem fränkischen Boden, von da sie durch die Normannen nach England und Sizilien, mit der Kaiserkrone nach Deutschland, von dannen in die nordischen Reiche, und aus Burgund endlich in höchster Pracht nach Spanien hinübergepflanzt worden ist, wo sie dann allenthalben nach Ort und Zeit neue Blüten getragen. Von einer solchen Staatsdichtung, das Hauswesen des Regenten zur Gestalt und Summe des Reichs zu machen, wußten weder Griechen noch Römer, weder Alexander noch Augustus; am Jaik aber oder am Jenisseistrom ist sie einheimisch; daher auch nicht unbedeutend die Zobel

und Hermeline ihr Sinnbild und Wappenschmuck geworden.

5. In Europa hätte diese Verfassung schwerlich so festen Platz gewinnen oder behalten mögen, wenn nicht, wie wir gesehen, diese Barbarei bereits eine andre vor sich gefunden hätte, mit der sie sich freundlich vermählte, die *Barbarei des römischen Papsttums*. Denn weil die Klerisei damals den ganzen Rest der Wissenschaften besaß, ohne welche auch die Barbaren in diesen Ländern nicht sein konnten, so blieb diesen, die sich selbst Wissenschaften zu erwerben nicht beehrten, nur *ein* Mittel übrig, sie gleichsam mitzuerobern, wenn sie die Bischöfe unter sich aufnahmen. Es geschah. Und da diese mit den Edlen Reichsstände, mit den Dienern des Hofes Hofdiener wurden, da, wie diese, auch sie sich Benefizien, Gerechtigkeiten und Länder verleihen ließen und aus mehreren Ursachen den Laien in vielem zuvorkamen, so war ja keine Staatsverfassung dem Papsttum holder und werter als diese. Wie nun einerseits nicht zu leugnen ist, daß zu Milderung der Sitten und sonstiger Ordnung die geistlichen Reichsstände viel beigetragen haben, so ward auf der andern Seite durch Einführung einer doppelten Gerichtsbarkeit, ja eines unabhängigen Staats im Staate der letzte in allen seinen Grundsätzen wankend. Keine zwei Dinge konnten einander an sich fremder sein als das römische Papsttum und

der Geist deutscher Sitten: jenes untergrub diese un-
aufhörlich, wie es sich gegenteils vieles aus ihnen zu-
eignete und zuletzt alles zu *einem* deutsch-römischen
Chaos machte. Wofür allen deutschen Völkern lange
geschaudert hatte, das ward ihnen am Ende über alles
lieb; ihre eignen Grundsätze ließen sie gegen sich
selbst gebrauchen. Die Güter der Kirche, dem Staat
entrissen, wurden in ganz Europa *ein* Gemeingut, für
welches der Bischof zu Rom kräftiger als irgendein
Fürst für seinen Staat waltete und wachte. Eine Ver-
fassung voll Widerspruchs und unseliger Zwiste.

6. *Weder Krieger noch Mönche nähren ein Land;*
und da bei dieser Einrichtung für den erwerbenden
Stand so wenig gesorgt war, daß vielmehr alles in ihr
dahin ging, Bischöfen und Edeln die ganze Welt leib-
eigen zu machen, so siehet man, daß damit dem Staat
seine lebendigste Triebfeder, *der Fleiß der Men-*
schen, ihr wirksamer freier Erfindungsgeist, auf
lange geraubt war. Der Wehrsmann hielt sich zu groß,
die Äcker zu bauen, und sank herab; der Edle und das
Kloster wollte Leibeigne haben, und die Leibeigen-
schaft hat nie etwas Gutes gefördert. Solange man
Land und Güter nicht als einen nutzbaren, in allen
Teilen und Produkten organischen Körper, sondern
als ein unteilbares totes Besitztum betrachtete, das der
Krone oder der Kirche oder dem Stammhalter eines
edlen Geschlechts in der Qualität eines liegenden

Grundes, zu welchem Knechte gehören, zustünde, so lange war der rechte Gebrauch dieses Landes samt der wahren Schätzung menschlicher Kräfte unsäglich behindert. Der größte Teil der Länder ward eine dürftige Allmende, an deren Erdschollen Menschen wie Tiere klebten, mit dem harten Gesetz, nie davon losgetrennt werden zu können. Handwerke und Künste gingen desselben Weges. Von Weibern und Knechten getrieben, blieben sie lange auch im großen eine Hantierung der Knechte; und als Klöster, die ihre Nutzbarkeit aus der römischen Welt kannten, sie an ihre Klostermauern zogen, als Kaiser ihnen Privilegien städtischer Zünfte gaben, war dennoch der Gang der Sache damit nicht verändert. Wie können Künste sich heben, wo der Ackerbau daniederliegt? wo die erste Quelle des Reichtums, der unabhängige, gewinnbringende Fleiß der Menschen, und mit ihm alle Bäche des Handels und freien Gewerbes, versiegt, wo nur der Pfaffe und Krieger gebietende, reiche, besitzführende Herren waren? Dem Geist der Zeiten gemäß konnten also auch die Künste anders nicht als Gemeinwesen (Universitates) in Form der Zünfte eingeführt werden: eine rauhe Hülle, die damals der Sicherheit halben nötig, zugleich aber auch eine Fessel war, daß keine Wirksamkeit des menschlichen Geistes sich unzunftmäßig regen mochte. Solchen Verfassungen sind wir's schuldig, daß in Länder, die seit

Jahrhunderten bebauet wurden, noch unfruchtbare Gemeinplätze, daß in festgesetzten Zünften, Orden und Bruderschaften noch jene alten Vorurteile und Irrtümer übrig sind, die sie treu aufbewahret haben. Der Geist der Menschen modelte sich nach einem Handwerksleuten und kroch gleichsam in eine privilegierte Gemeinlade.

7. Aus allem erhellet, daß die Idee der deutschen Völkerverfassung, so natürlich und edel sie an sich war, auf große, zumal eroberte, lange Zeit kultivierte oder gar römisch-christliche Reiche angewandt, nichts anders als ein *kühner Versuch* sein konnte, *dem* viele Mißbräuche bevorstanden; sie mußte von mehreren Völkern voll gesunden Verstandes in der nörd- und südlichen Welt lange geübt, mannigfaltig geprüft und ausgebildet werden, ehe sie zu einiger Bestandtheit kommen konnte. In kleinen Munizipalitäten, beim Gerichtshandel und allenthalben, wo lebendige Gegenwart gilt, zeigt sie sich unstreitig als die beste. Die altdeutschen Grundsätze, daß jedermann von seinesgleichen gerichtet werde, daß der Vorsitz des Gerichts von den Beisitzern das Recht nur schöpfe, daß jedes Verbrechen nur als ein Bruch der Gemeinde seine Gnugtuung erwarte und nicht aus Buchstaben, sondern aus lebendiger Ansicht der Sache beurteilt werden müsse: diese samt einer Reihe anderer Gerichts-, Zunft- und anderer Gebräuche sind Zeugen vom hellen

und billigen Geist der Deutschen. Auch in Rücksicht des Staats waren die Grundsätze vom Gesamteigentum, der Gesamtwehr und gemeinen Freiheit der Nation groß und edel; da sie aber auch Männer erforderten, die alle Glieder zusammenzuhalten, zwischen allen ein Verhältnis zu treffen und das Ganze mit *einem* Blick zu beleben wüßten, und diese Männer nicht nach dem Erstgeburtsrecht geboren werden, so erfolgte, was mehr oder minder allenthalben erfolgt ist; die Glieder der Nation löseten sich auf in wilden Kräften; sie unterdrückten das Unbewehrte und ersetzten den Mangel des Verstandes und Fleißes durch lange tatarische Unordnung. Indessen ist in der Geschichte der Welt die Gemeinverfassung germanischer Völker gleichsam die feste Hülse gewesen, in welcher sich die überbliebene Kultur vorm Sturm der Zeiten schützte, der Gemeingeist Europas entwickelte und zu einer Wirkung auf alle Weltgegenden unsrer Erde langsam und verborgen reifte. Zuvörderst kamen hohe Phantome, eine geistliche und eine andre Monarchie, zum Vorschein, die aber ganz andre Zwecke beförderten, als wozu sie gestiftet worden.

Neunzehntes Buch

Kaum ist je eine Namenanspielung von großem Folgen gewesen, als die *dem* heil. Petrus gemacht ward, daß auf den Felsen seiner Aussage eine unerschütterliche Kirche gebauet und ihm die Schlüssel des Himmelreichs anvertrauet werden sollten. Der Bischof, der, wie man glaubte, auf Petrus' Stuhl nahe seinem Grabe saß, wußte diesen Namen auf sich zu deuten, und als er bei zusammentreffenden Umständen nicht nur das Primat der größten christlichen Kirche, sondern auch das Recht geistlicher Vorschriften und Befehle, die Macht, Konzilien zu berufen und auf ihnen zu entscheiden, Glaubenslehren festzusetzen und zu umzäunen, unläßliche Sünden zu erlassen, Freiheiten zu erteilen, die sonst niemand erteilen könnte, kurz, die Macht Gottes auf Erden bekam: so stieg er von dieser geistlichen Monarchie gar bald zu ihrer Folge, der weltlich-geistlichen, über. Wie einst den Bischöfen, so entkräftete er jetzt die Gewalt den Oberherren der Länder. Er verlieh eine abendländische Kaiserkrone, deren Erkenntnis er sich selbst entzog. Bannflüche und Interdikte waren in seiner gefürchteten Hand, mit welcher er Reiche aufrichtete und verschenkte, Könige geißelte und lossprach, Ländern den Gottesdienst nahm, Untertanen und Vasallen

von ihren Pflichten entband, seiner gesamten Geistlichkeit Weiber und Kinder nahm und überhaupt ein System gründete, das eine Reihe von Jahrhunderten zwar hat erschüttern, aber noch nicht hat vernichten mögen. Eine Erscheinung dieser Art fodert Aufmerksamkeit, und da wohl keinem Regenten der Welt die Emporbringung seiner Macht so schwer geworden ist als dem römischen Bischöfe die seinige, so verdient sie wenigstens, daß man von ihr, wie von jeder andern Staatsverfassung, ohne Groll und Bitterkeit rede.²⁸⁴

I

Römische Hierarchie

Man ist gewohnt, dem, was ein Gebäude geworden ist, schon vor seiner Entstehung einen Entwurf des Baues zum Grunde zu legen; selten aber trifft dies bei den politischen Bauwerken ein, die nur die Zeiten vollführt haben. Bei Roms geistlicher Größe wäre selbst zu zweifeln, ob sie je erreicht worden wäre, wenn man mit unverwandtem Blick auf sie gearbeitet hätte. Auf dem Stuhle zu Rom saßen Bischöfe von so mancherlei Art wie auf jedem andern Throne, und auch für die fähigsten Werkzeuge gab's unglückliche Zeiten. Diese unglücklichen Zeiten aber und die Fehler der Vorgänger sowohl als der Feinde selbst zu nutzen, das war die Staatskunst dieses Stuhles, durch welche er zur Festigkeit und Hoheit gelangte. Lasset uns aus vielen nur einige Umstände der Geschichte samt den Grundsätzen betrachten, auf welche sich Roms Größe stützte.

Das meiste sagt der Name Rom selbst: die alte Königin der Welt, das Haupt und die Krone der Völker, hauchte auch ihrem Bischöfe den Geist ein, das Haupt der Völker auf *seine* Weise zu werden. Alle Sagen von Petrus' Bischof- und Märtyrertum wären zu

Antiochien oder Jerusalem nicht von der politischen Wirkung gewesen, wie sie in der blühenden Kirche des alten ewigen Roms wurden; denn wieviel fand der Bischof dieser ehrwürdigen Stadt, das ihn fast ohne seinen Willen emporheben mußte! Der unaustilgbare Stolz des römischen Volks, dem so manche Kaiser hatten weichen müssen, trug ihn auf seinen Schultern und gab ihm, dem Hirten des ersten Volks der Erde, den Gedanken ein, in dieser hohen Schule der Wissenschaft und Staatskunst, zu welcher man auch noch in den christlichen Zeiten, um Roms Gesetze zu lernen, wallfahrtete, sie selbst zu lernen und gleich den alten Römern durch Satzungen und Rechte die Welt zu regieren. Die Pracht des heidnischen Gottesdienstes stand vor seinen Augen da, und da dieser in der römischen Staatsverfassung mit der obrigkeitlichen Macht verknüpft gewesen war, so erwartete das Volk auch in seinem christlichen Bischöfe den alten Pontifex maximus, Aruspex und Augur. An Triumphe, Feste und Staatsgebräuche gewöhnt, sähe es gern, daß aus Gräbern und Katakomben das Christentum in Tempel einzog, die der römischen Größe würdig waren, und so ward durch Anordnungen, Feste und Gebräuche Rom zum zweitenmal das Haupt der Völker.

Frühe äußerte Rom seine gesetzgebende Klugheit dadurch, daß es auf *Einheit der Kirche, auf Reinheit*

der Lehre, auf Rechtgläubigkeit und Katholizismus drang, auf den die Kirche gebauet werden mußte. Schon im zweiten Jahrhundert wagete es Victor, die Christen in Asien nicht für seine Brüder zu erkennen, wenn sie das Osterfest nicht zu *einer* Zeit mit ihm feiern wollten; ja die erste Spaltung der Juden- und Heidenchristen ist wahrscheinlich von Rom aus beigelegt worden: Paulus und Petrus liegen in ihm friedlich begraben.²⁸⁵ Dieser Geist einer allgemeinen Lehre erhielt sich auf dem Römischen Stuhl; und obgleich einige Päpste sich vom Vorwurf der Ketzerei kaum haben rein erhalten mögen, so wußten jedesmal ihre Nachfolger einzulenken und traten zurück ans Steuer der rechtgläubigen Kirche. Nie hat sich Rom vor Ketzereien gebückt, sooft diese es auch mächtig drängten: morgenländische Kaiser, Ost- und Westgoten, Burgunder und Longobarden waren Arianer; einige derselben beherrschten Rom; Rom aber blieb katholisch. Ohne Nachsicht schnitt es zuletzt sich ab von der griechischen Kirche, ob diese gleich eine halbe Welt war. Notwendig mußte diese Grundlage einer unerschütterten Reinigkeit und Allgemeinheit der Lehre, die auf Schrift und Tradition zu ruhen vorgab, bei günstigen Umständen einen geistlichen Richterthron über sich gewinnen und tragen.

Solche günstige Umstände kamen. Nachdem der Kaiser Italien verlassen, als das Reich geteilt, von

Barbaren überschwemmt, Rom mehrmals erobert und geplündert ward, da hatte mehr als einmal sein Bischof Gelegenheit, auch sein Erretter zu werden. Er ward der verlassenen Königsstadt Vater, und die Barbaren, die die Herrlichkeit Roms verehreten, scheu-ten desselben obersten Priester. Attila zog zurück; Geiserich gab nach; ergrimmete longobardische Köni-ge warfen sich, noch ehe er Roms Herr war, vor ihm nieder. Lange wußte er zwischen Barbaren und Grie-chen die Mitte zu halten; er wußte zu teilen, damit er einst regiere. Und als die teilende Staatskunst nicht mehr gelang, da hatte er sein katholisches Frankreich zur Hülfe sich schon zubereitet; er zog über das Ge-bürge, erhielt von seinem Befreier mehr, als er ge-sucht hatte, seine Bischofsstadt mit allen Städten des Exarchats. Endlich ward Karl der Große römischer Kaiser, und nun hieß es: *ein Rom, ein Kaiser, ein Papst!* drei unzertrennliche Namen, die fortan das Wohl und das Übel der Völker wurden. Unerhört ist's, was sich der römische Bischof schon gegen den Sohn seines Wohltäters erlaubte; noch mehreres war-tete auf seine späteren Nachfolger. Er schlichtete zwi-schen den Kaisern, gebot ihnen, entsetzete sie und stieß die Krone von ihrem Haupt, die er ihnen gege-ben zu haben glaubte. Die gutmütigen Deutschen, die 350 Jahre lang dieses Kleinodes halber nach Rom zogen und ihm das Blut ihrer Nation willig

aufopfert, sie waren es, die den Übermut der Päpste zu seiner schrecklichsten Höhe erhuben. Ohne einen deutschen Kaiser und die traurige Verfassung seines Reichs wäre nie ein Hildebrand entstanden, und noch jetzt ist Deutschland seiner Verfassung wegen ein Ruhekind der römischen Krone.

Wie das heidnische Rom seinen Eroberungen bequem lag, so war das christliche Rom den seinigen wohlgelegen. Von der Nord- und Ostsee, vom Schwarzen Meer und der Wolga kamen zahllose Völker, die der Bischof zu Rom mit dem rechtgläubigen Kreuz doch endlich bezeichnen mußte, wenn sie in dieser rechtgläubigen Gegend friedlich wohnen sollten; und die nicht selbst kamen, suchte er auf. Gebete und Weihrauch sandte er den Nationen, wofür sie ihm Gold und Silber weihten und seine zahlreichen Diener mit Äckern, Wäldern und Auen begabten. Die schönste Gabe aber, die sie ihm darbrachten, war ihr unbefangenes rohes Herz, das mehr sündigte, als es Sünden kannte, und von ihm Sündenregister empfing, damit es den Ablass derselben empfangen möchte. Hier kamen die Schlüssel Petrus' in Übung, und sie erklungen nie ohne Belohnung. Welch ein schönes Erbteil der Geistlichen waren die Länder der Goten, Alemannen, Franken, Angeln, Sachsen, Dänen, Schweden, Slawen, Polen, Ungarn und Preußen! Je später diese Völker ins Himmelreich traten, desto

teurer mußten sie den Eintritt, oft mit Land und Freiheit, bezahlen. Je nördlicher oder östlicher, desto langsamer war die Bekehrung, desto ansehnlicher ihr Dank; je schwerer ein Volk ans Glauben ging, desto fester lernte es glauben. Nach Grönland hinauf, zur Düna und zum Dnepr gen Osten, westlich bis zu jedem äußersten Vorgebürge reichte endlich des römischen Bischofs Hürde.

Der Bekehrer der Deutschen, Winfried oder Bonifacius, hat dem Ansehen des Papstes über Bischöfe, die außer seiner Diözese saßen, mehr emporgeholfen, als es irgendein Kaiser hätte tun mögen. Als Bischof im Lande der Ungläubigen hatte er dem Papst einen Eid der Treue geschworen, der nachher durch Überredung und Federungen auch auf andre Bischöfe überging und endlich in allen katholischen Reichen zum Gesetz ward. Mit den öftern Teilungen der Länder unter den Karlingern wurden auch die Diözesen der Bischöfe zerrissen, und der Papst bekam reiche Gelegenheit, in ihren Sprengeln zu wirken. Die Sammlung der Dekrete des falschen Isidors endlich, die in diesen karlingischen Zeiten, wahrscheinlich zwischen dem fränkischen und deutschen Reich, zuerst öffentlich erschien und. da man sie aus Unachtsamkeit, List und Unwissenheit gelten ließ, alle eingerissene jüngere Mißbräuche auf einmal mit dem ältesten Ansehen feststellte, dies einzige Buch diente dem Papst mehr

als zehn Kaiserdiplome; denn überhaupt waren Unwissenheit und Aberglaube, mit denen die ganze Abendwelt überdeckt war, das weite und tiefe Meer, in welchem Petrus' Netz fischte.

Am meisten zeigt sich die Staatsklugheit der römischen Bischöfe darin, daß sie die widerwärtigsten Umstände ihnen zu dienen zwangen. Lange waren sie von den morgenländischen, oft wurden sie auch von den abendländischen Kaisern gedrückt, und doch mußte ihnen Konstantinopel zuerst den Rang eines allgemeinen Bischofs zugestehn, Deutschland endlich die Investitur der geistlichen Reichsstände doch überlassen. Die griechische Kirche trennte sich; auch zum Vorteil des Papstes, der in ihr nie zu dem Ansehen hätte kommen können, nach welchem er im Okzident strebte; jetzt schloß er die seinige desto fester an sich. Mahomed erschien, die Araber bemächtigten sich eines großen Theils des südlichen Europa, sie streiften selbst nahe an Rom und versuchten Landung; auch diese übel wurden dem Papst ersprießlich, der sowohl die Schwäche der griechischen Kaiser als die Gefahr, mit der Europa bedrohet ward, sehr wohl zu gebrauchen wußte, sich selbst als Retter Italiens ins Feld wagte und fortan das Christentum gegen alle Ungläubigen zum Feldpanier machte. Eine fürchterliche Art der Kriege, zu denen er mit Bann und Interdikt zwingen konnte und in denen er nicht etwa nur Herold,

sondern oft auch Schatzmeister und Feldherr ward. Das Glück der Normänner gegen die Araber nutzte er gleichfalls; er belieh sie mit Ländern, die ihm nicht gehörten, und gewann durch sie den Rücken frei, um vor sich hin zu wirken. So wahr ist's, daß der am weitsten kommt, der anfangs selbst nicht weiß, wie weit er kommen werde, dafür aber jeden Umstand, den ihm die Zeit gewähret, nach festen Maßregeln gebraucht.

Lasset uns einige dieser Maßregeln, die der römische Hof zu seinem Vorteil befolgt hat, ohne Liebe und Haß auszeichnen.

1. *Roms Herrschaft beruhte auf Glauben*, auf einem Glauben, der zeitlich und ewig das Wohl menschlicher Seelen befördern sollte. Zu diesem System gehörte alles, was menschliche Seelen leiten kann, und dies alles brachte Rom in seine Hände. Von Mutterleibe an bis ins Grab, ja bis jenseit desselben im Fegefeuer war der Mensch in der Gewalt der Kirche, der er sich nicht entziehen konnte, ohne rettungslos unglücklich zu werden: sie formte seinen Kopf, sie beunruhigte und beruhigte sein Herz; durch die Beicht hatte sie den Schlüssel zu seinen Geheimnissen, zu seinem Gewissen, zu allem, was er um und an sich trägt, in Händen. Lebenslang blieb der Gläubige unter ihrer Zucht unmündig, und im Artikel des Todes band

sie ihn mit siebenfachen Banden, um den Reuigen und Freigebigen desto freigebiger zu lösen. Das geschah Königen und Bettlern, Rittern und Mönchen, Männern und Weibern; weder seines Verstandes noch seines Gewissens mächtig, mußte jedermann geleitet werden, und an Leitern konnte es ihm nie fehlen. Da nun der Mensch ein träges Geschöpf ist und, wenn er einmal an eine christliche Seelenpflege gewöhnt ward, derselben schwerlich wieder entbehren mag, vielmehr seinen Nachkommen dies sanfte Joch als das Polster eines Kranken anempfiehlt, so war die Herrschaft der Kirche damit im Innersten der Menschen gegründet. Mit dem Verstande und dem Gewissen des Gläubigen hatte sie alles in ihrer Gewalt; es war eine Kleinigkeit, daß, wenn sie ihm sein Geistliches säete, sie etwa sein Leibliches ernte; hingegeben, wie er war, hatte sie ihn bei Leibesleben im Innersten längst geerbet.

2. Diesen Glauben zu leiten, bediente sich die Kirche nicht etwa des Größesten, des Wichtigsten, sondern des Faßlichsten, des Kleinsten, weil sie wohl wußte, welch ein wenig die Andacht der Menschen vergnüge. Ein Kreuz, ein Marienbild mit dem Kinde, eine Messe, ein Rosenkranz taten zu ihrem Zwecke mehr, als viele feine Spekulationen würden getan haben; und auch diesen Hausrat verwaltete sie mit dem sparsamsten Fleiße. Wo eine Messe hinreichte, bedurfte es des Abendmahls nicht; wo eine

stille Messe gnug war, bedurfte es keiner lauten; wo man verwandeltes Brot aß, war der verwandelte Wein zu entbehren. Mit einer solchen Ökonomie gewann die Kirche Raum zu unzähligen Freiheiten und un-kostbaren Geschenken; denn auch der sparsamste Ökonom könnte gefragt werden, ob er aus Wasser, Brot, Wein, aus einigen Glas- oder Holzperlen, ein wenig Wolle, Salbe und dem Kreuz ein mehreres zu machen wisse, als daraus die Kirche gemacht hat. So auch mit Formularen, Gebeten, Cerimonien. Nie wollte sie vergebens erfunden und angeordnet haben; alte Formeln blieben, obwohl für die neuere Zeit neue gehörten; die andächtige Nachkommenschaft sollte und wollte wie ihre Vorfahren selig werden. Noch weniger nahm die Kirche je einen ihrer begangenen Fehler zurück; gar zu augenscheinlich begangen, ward er jederzeit nur auf die verblümtste Weise vernichtet; sonst blieb alles, wie es war, und ward nach gegebenen Veranlassungen nicht verbessert, sondern vermehret. Ehe auf diesem bedächtlichen Wege der Himmel voll Heiliger war, war die Kirche voll Reichtümer und Wunder; und auch bei den Wundern ihrer Heiligen hat sich die Erfindungskraft der Erzähler nicht bemühet. Alles wiederholt sich und bauet auf den großen Grundsatz der Popularität, des Faßlichsten, des Gemeinsten, weil eben bei der mindesten Glaubwürdigkeit das oft und dreust Wiederkommende selbst Glauben gebietet und

zuletzt Glauben findet.

3. Mit dem Grundsatz des Kleinsten wußte die römische Staatskunst *das Feinste und Größte* dergestalt zu verbinden, daß sie in beidem schwerlich zu übertreffen sein möchte. Niemand konnte demütiger, schmeichelnder und flehender sein, als in Zeiten der Not oder gegen Willfährige und Gutherzige die Päpste waren; bald spricht St. Petrus durch sie, bald der zärtlichste Vater; niemand aber kann auch offener und stärker, gröber und härter als sie schreiben und handeln, sobald es not war. Nie disputieren sie, sondern sie dekretieren; eine schlaue Kühnheit, die ihren Weg verfolgt, sie mag flehen und bitten oder fodern, drohen, trotzen und strafen, bezeichnet die Bullensprache des Romanismus fast ohne ihresgleichen. Daher der eigne Ton der Kirchengesetze, Briefe und Dekrete mittlerer Zeiten, der von der Würde der altrömischen Gesetzgebung sich sonderbar unterscheidet; der Knecht Christi ist gewöhnt, zu Laien oder zu Untergebenen zu sprechen, immer seiner Sache gewiß, nie sein Wort zurücknehmend. Dieser heilige Despotismus, mit väterlicher Würde geschmückt, hat mehr ausgerichtet als jene leere Höflichkeit nichtiger Staatsränke, denen niemand trauet. Er wußte, was er wollte und wie er Gehorsam zu fodern habe.

4. *Auf keinen einzelnen Gegenstand der bürgerlichen Gesellschaft ließ sich die römische Staatskunst*

mit Vorliebe ein; sie war um ihr selbst willen da, brauchte alles, was ihr diente, konnte alles vernichten, was ihr entgegenstand: denn nur an ihr selbst lag ihr. Ein geistlicher Staat, der auf Kosten aller christlichen Staaten lebte, konnte freilich nicht umhin, jetzt auch den Wissenschaften, jetzt der Sittlichkeit und Ordnung, jetzt dem Ackerbau, Künsten, dem Handel nützlich zu werden, wenn es sein Zweck wollte; daß aber dem eigentlichen Papismus es nie an reiner Aufklärung, an Fortschritten zu einer bessern Staatsordnung, samt allem, was dazu gehört, gelegen gewesen sei, erweist die ganze mittlere Geschichte. Der beste Keim konnte zertreten werden, sobald er gefährlich ward; auch der gelehrtere Papst mußte seine Einsichten verbergen oder bequemen, sobald sie dem ewigen Interesse des Römischen Stuhls zu weit aus dem Wege lagen. Dagegen, was dies Interesse nährte, Künste, Zinsen, Aufruhr erregende Munizipalstädte, geschenkte Äcker und Länder, das ward zur größern Ehre Gottes gepflegt und verwaltet. Bei aller Bewegung war die Kirche der stillstehende Mittelpunkt des Universum.

5. Zu diesem Zweck dorfte der römischen Staatsherrschaft alles dienen, was ihr nützte: Krieg und Schwert, Flamme und Gefängnis, erdichtete Schriften, Meineid auf eine geteilte Hostie, Inquisitionsgerichte und Interdikte, Schimpf und Elend, zeitliches und

ewiges Unglück. Um ein Land gegen seinen Landesherren aufzubringen, konnten ihm alle Mittel der Seligkeit, außer In *der* Todesstunde, genommen werden; über Gottes- und Menschengebote, über Völker- und Menschenrechte wurde mit den Schlüsseln Petrus' gewaltet.

6. *Und da dies Gebäude allen Pforten der Hölle überlegen sein sollte*, da dies System kanonischer Einrichtungen, die Macht der Schlüssel, zu binden und zu lösen, die zauberische Gewalt heiliger Zeichen, die Gabe des Geistes, der sich von Petrus an auf seine Nachfolger und ihre Geweihten fortpflanzt, nichts als Ewigkeit predigt: wer könnte sich ein tiefer eingreifendes Reich gedenken? Seel- und leibeigen gehöret ihm der Stand der Priester; mit geschornem Haupt und unwiderruflichem Gelübde werden sie seine Diener auf ewig. Unauflöslich ist das Band, das Kirche und Priester knüpft; genommen wird ihm Kind, Weib, Väter und Erbe; abgeschnitten vom fruchtbaren Baum des menschlichen Geschlechts, wird er dem perennierend-dürren Baum der Kirche eingepflet: seine Ehre fortan nur ihre Ehre, ihr Nutzen, der seine; keine Änderung der Gedanken, keine Reue ist möglich, bis der Tod seine Knechtschaft endet. Dafür aber zeigte diesen Leibeigenen die Kirche auch ein weites Feld der Belohnung, eine hohe Stufenleiter, reiche, weitgebietende Knechte, die Herren

aller Freien und Großen der Erde zu werden. Den Ehrgeizigen reizte sie mit Ehre, den Andächtigen mit Andacht und hatte für jeden, was ihn locket und belohnt. Auch hat diese Gesetzgebung das Eigene, daß, solange ein Rest von ihr da ist, sie ganz da sei und mit jeder einzelnen Maxime alle befolgt werden müssen; denn es ist Petrus' Fels, auf welchem man mit seinem unvergänglichen Netze fischt; es ist das unzuerstückende Gewand, das im Spiel der Kriegsleute selbst nur *einem* zuteil werden konnte.

7. Und wer war in Rom, an der Spitze seines heiligen Kollegium, dieser *eine*? Nie ein wimmerndes Kind, dem man etwa an seiner Wiege den Eid der Treue schwur und damit allen Phantasien seines Lebens Huldigung gelobte; nie ein spielender Knabe, bei dem man sich durch Begünstigung seiner Jugendortheiten einschmeichelte, um nachher der verzärtelnde Liebling seiner Laune zu werden; ein Mann oder Greis ward erwählet, der, meistens in Geschäften der Kirche schon geübt, das Feld kannte, auf welchem er Arbeiter bestellen sollte. Oder er war mit den Fürsten seiner Zeit nahe verwandt und ward in kritischen Zeiten gerade nur zu der Verlegenheit gewählt, die er abtun sollte. Nur wenige Jahre hatte er zu leben und für keine Nachkommenschaft rechtmäßig etwas zu erbeuten; wenn er aber auch dieses tat, so war's im großen ganzen des christlichen Pontifikats selten wert der

Rede. Das Interesse des Römischen Stuhls war fortgehend; der erfahrene Greis ward nur eingeschoben, damit er zu dem, was geschehen war, auch seinen Namen dazutun könnte. Manche Päpste erlagen der Bürde; andre rechtserfahrene, staatskluge, kühne und standhafte Männer verrichteten in wenigen Jahren mehr, als schwache Regierungen in einem halben Jahrhunderte tun konnten. Eine lange Reihe von Namen müßte hier stehen, wenn auch nur die vornehmsten würdigen und großen Päpste genannt werden sollten, bei deren vielen man es bedauert, daß sie zu keinem andern Zweck arbeiten konnten. Der wohlüstigen Weichlinge sind auf dem Römischen Stuhl weit weniger als auf den Thronen weltlicher Regenten, und bei manchen derselben sind ihre Fehler nur auffallend, weil sie Fehler der Päpste waren.

II

Wirkung der Hierarchie auf Europa

Vor allem muß man des Guten erwähnen, das unter jeder Hülle das Christentum, seiner Natur nach, bringen mußte. Mitleidig gegen Arme und Bedrängte, nahm es bei den wilden Verheerungen der Barbaren sie unter seinen Schutz; viele Bischöfe in Gallien, Spanien, Italien und Deutschland haben dies wie Heilige erwiesen. Ihre Wohnungen und die Tempel wurden eine Zuflucht der Bedrängten; sie kauften Sklaven los, befreieten die Geraubten und steuerten denn abscheulichen Menschenhandel der Barbaren, wo sie wußten und konnten. Diese Ehre der Milde und Großmut gegen den unterdrückten Teil des Menschengeschlechts kann man dem Christentum, seinen Grundsätzen nach, nicht rauben; von seinen ersten Zeiten an arbeitete es zur Rettung der Menschen, wie schon mehrere selbst unpolitische Gesetze der morgenländischen Kaiser zeigen. Da in der abendländischen Kirche man dieser Wohltat noch minder entbehren konnte, so sprechen viele Dekrete der Bischöfe in Spanien, Gallien und Deutschland dafür, auch ohne Zutun des Papstes.

Daß in den Zeiten der allgemeinen Unsicherheit

Tempel und Klöster die heiligen Freistätten auch des stillen Fleißes und Handels, des Ackerbaues, der Künste und des Gewerbes gewesen, ist gleichfalls un-
leugbar. Geistliche stifteten Jahrmärkte, die ihnen zur Ehre noch jetzo Messen heißen, und befriedigten sie, wenn selbst der Kaiser- und Königsbann sie nicht sicherstellen konnte, mit dem Gottesfrieden. Künstler und Gewerke zogen sich an Klostermauern und suchten vor dem leibeigen machenden Adel Zuflucht. Mönche trieben den vernachlässigten Ackerbau durch ihre und anderer Hände; sie verfertigten, was sie im Kloster bedorften, oder gaben wenigstens einem klösterlichen Kunstfleiß sparsam Lohn und Raum. In Klöster retteten sich die übergebliebenen alten Schriftsteller, die, hie und da abgeschrieben, der Nachwelt aufbewahrt wurden. Durch Hülfe des Gottesdienstes endlich erhielt sich, wie sie auch war, mit der lateinischen Sprache ein schwaches Band, das einst zur Literatur der Allen zurück- und von ihnen bessere Weisheit herleiten sollte. In solche Zeiten gehören Klostermauern, die auch den Pilgrimen Sicherheit und Schutz, Bequemlichkeit, Kost und Aufenthalt gewährten. Durch Reisen dieser Art sind die Länder zuerst friedlich verknüpft worden; denn ein Pilgerstab schützte, wo kaum ein Schwert schützen konnte. Auch hat sich an ihnen die Kunde fremder Länder, samt Sagen, Erzählungen, Romanen und Dichtungen,

in der rohesten Kindheit gebildet.

Alles dies ist wahr und unleugbar; da vieles davon aber auch ohne den römischen Bischof geschehen konnte, so lasset uns sehen, was dessen geistliche Oberherrschaft eigentlich Europa für Nutzen gebracht habe.

1. *Die Bekehrung vieler heidnischen Völker.* Aber wie wurden sie bekehret? Oft durch Feuer und Schwert, durch Femgerichte und ausrottende Kriege. Sage man nicht, daß der römische Bischof solche nicht veranstaltet habe; er genehmigte sie, genoß ihre Früchte und ahmte, wenn er's tun konnte, sie selbst nach. Daher jene Ketzergerichte, zu denen Psalmen gesungen wurden, jene bekehrenden Kreuzzüge, in deren Beute sich Papst und Fürsten, Orden, Prälaten, Domherrn und Priester teilten. Was nicht umkam, ward leibeigen gemacht und ist es größtenteils noch; so hat sich das christliche Europa gegründet; so wurden Königreiche gestiftet und vom Papst geweiht, ja späterhin das Kreuz Christi als Mordzeichen in alle Weltteile getragen. Amerika raucht noch vom Blut seiner Erschlagenen, und die in Europa zu Knechten gemachte Völker verwünschen noch ihre Bekehrer. Und ihr zahllosen Opfer der Inquisition im südlichen Frankreich, in Spanien und in andern Weltteilen, eure Asche ist verfliegen, eure Gebeine sind vermodert; aber die Geschichte der an euch verübten Greuel

bleibt eine ewige Anklägerin der in euch beleidigten Menschheit.

2. Man eignet der Hierarchie das Verdienst zu, *die Völker Europas zu einer Christenrepublik verbunden zu haben*; worin hätte diese bestanden? Daß alle Nationen vor *einem* Kreuz knieeten und *einerlei* Messe anhörten, wäre etwas, aber nicht viel. Daß in geistlichen Sachen sie alle von Rom aus regiert werden sollten, war ihnen selbst nicht ersprießlich; denn der Tribut, der dahin ging, und das unzählbare Heer von Mönchen und Geistlichen, Nuncien und Legaten drückte die Länder. Zwischen den europäischen Mächten war damals weniger Friede als je; nebst andern Ursachen auch des falschen Staatssystems halben, das eben der Papst in Europa festhielt. Der heidnischen Seeräuberei war durchs Christentum gewehret; mächtige Christennationen aber rieben sich hart aneinander, und jede derselben war innerlich voll Verwirrung, von einem geist- und weltlichen Raubgeist belebet. Eben diese Doppelherrschaft, ein päpstlicher Staat in allen Staaten, machte, daß kein Reich auf seine Prinzipien kommen konnte, an die man nur dachte, seitdem man von der Oberherrschaft des Papstes frei war. Als christliche Republik hat sich Europa also nur gegen die Ungläubigen gezeigt, und auch da selten zu seiner Ehre; denn kaum dem epischen Dichter sind die Kreuzzüge ruhmwürdige Taten.

3. Es wird der Hierarchie zum Ruhm angerechnet, *daß sie dem Despotismus der Fürsten und des Adels eine Gegenmacht gewesen und dem niedern Stande emporgeholfen habe*. So wahr dieses an sich ist, so muß es dennoch mit großer Einschränkung gesagt werden. Der ursprünglichen Verfassung deutscher Völker war der Despotismus eigentlich so ganz zuwider, daß sich eher behaupten ließe, die Könige haben ihn von den Bischöfen gelernt, wenn diese Seelenkrankheit gelernt werden dürfte. Bischöfe nämlich brachten aus ihrer mißbrauchten Schrift, aus Rom und ihrem eigenen Stande morgenländische oder klösterliche Begriffe von blinder Unterwerfung unter den Willen des Oberherren in die Gesetze der Völker und in seine Erziehung; sie waren's, die das Amt des Regenten zur trägen Würde machten und seine Person mit dem Salböl göttlicher Rechte zu Befugnissen des Eigendünkels weihten. Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zu Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vorzügen abgefunden waren, so dorften andre wohl aufgeopfert werden. Denn überhaupt, waren es nicht die Bischöfe, die in Erweiterung ihrer Macht und Vorzüge den Laienfürsten vorangingen oder ihnen eifersüchtig nachfolgten? Heiligten nicht eben sie die widerrechtliche Beute? Der Papst endlich, als Oberrichter der Könige und der Despot der Despoten,

entschied nach göttlichem Rechte. Er erlaubte zur Zeit der karlingischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser sich Anmaßungen, die ein Laie sich nur mit allgemeiner Mißbilligung hätte erlauben mögen, und das einzige Leben Kaiser Friedrichs des Zweiten aus dem schwäbischen Hause, von seiner Minderjährigkeit an unter der Vormundschaft des rechtsgelehrtesten Papstes bis zu seinem und seines Enkels Konradins Tode, mag die Summe dessen sein, was vom oberrichtlichen Amt der Päpste über die Fürsten Europas gesagt werden kann. Unvertilgbar klebt das Blut dieses Hauses am Apostolischen Stuhle. Welch eine fürchterliche Höhe, Oberrichter der Christenheit zu sein über alle europäischen Könige und Länder! Gregor VII., wahrlich kein gemeiner Mann, Innozenz III., Bonifacius VIII. sind davon redende Beweise.

4. *Die großen Institute der Hierarchie in allen katholischen Ländern* sind unverkennbar; und vielleicht wären die Wissenschaften längst verarmt, wenn sie nicht von den überbliebenen Brosamen dieser alten Heiligentafel noch spärlich ernährt würden. Indessen hüte man sich auch hier für Irrung am Geist voriger Zeiten. Keines Benediktiners Hauptabsicht war der Ackerbau, sondern die Mönchsandacht. Er hörte auf zu arbeiten, sobald er nicht mehr arbeiten durfte, und wie viele Summen von dem, was er erwarb, gingen nach Rom oder wohin sie nicht sollten! Auf die

nützlichen Benediktiner sind eine Reihe anderer Orden gefolgt, die zwar der Hierarchie zuträglich, dagegen aber Wissenschaften und Künsten, dem Staat und der Menschheit äußerst zur Last waren, vorzüglich die Bettelmönche. Alle sie, nebst den Nonnen jeder Art (die Brüder und Schwestern der Barmherzigkeit vielleicht allein ausgenommen), gehören einzig nur in jene harte, dunkle, barbarische Zeiten. Wer würde heutzutage ein Kloster nach der Regel Benedikts stiften, damit die Erde gebauet, oder eine Domkirche gründen, damit Jahrmarkt in ihr gehalten werde? Wer würde von Mönchen die Theorie des Handels, vom Bischofe zu Rom das System der besten Staatswirtschaft oder vom gewöhnlichen Scholaster eines Hochstifts die beste Einrichtung der Schulen lernen wollen? Damals indessen war alles, was der Wissenschaft, Sittlichkeit, Ordnung und Milde auch nur in seinen Nebenzwecken diente, von unschätzbarem Wert.

Daß man indes die erzwungenen Gelübde der Enthaltbarkeit, des Müßigganges und der klösterlichen Armut zu keiner Zeit und unter keiner Religionspartei dahin rechne! Dem päpstlichen Stuhl waren sie zu seiner Oberherrschaft unentbehrlich: er mußte die Knechte der Kirche von der lebendigen Welt losreißen, damit sie seinem Staat ganz lebten; der Menschheit aber waren sie nie angemessen noch ersprießlich.

Lasset ehelos bleiben, betteln und Psalmen singen, lasset sich geißeln und Rosenkränze beten, wer kann und mag; daß aber Zünfte dieser Art, unter öffentlichem Schutz, ja unter dem Siegel der Heiligkeit und eines überströmenden Verdienstes, auf Kosten des geschäftigen, nützlichen Fleißes, eines ehrbaren Hauswesens, ja der Wünsche und Triebe unsrer Natur selbst mit Vorzügen, Pfründen und einem ewigen Einkommen begünstigt werden, wer ist, der dies zu loben oder zu billigen vermöchte? Gregor den Siebenden kümmerten die Liebeseufzer der kranken Nonnen, die verstohlnen Wege der Ordensbrüder, die stummen und lauten Sünden der Geistlichen, die durch sie gekränkten Ehen, die gesammelten Güter der Toten Hand, der genährte Ehrgeiz des abgesonderten heiligen Standes und jede andre Verwirrung nicht, die daraus erwachsen mußte; im Buch der Geschichte aber liegen die Folgen davon klar am Tage.

5. Also wollen wir auch von den *Wallfahrten* heiliger Müßiggänger nicht viel rühmen; wo sie nicht auf eine versteckte Weise dem Handel oder der Kundschaft unmittelbar dienten, haben sie zur Länder- und Völkerkenntnis nur sehr zufällig und unvollkommen beigetragen. Allerdings war es eine große Bequemlichkeit, unter einem heiligen Pilgerkleide allenthalben Sicherheit, in wohltätigen Klöstern Speise und Ruhe, Reisegefährten auf allen Wegen und zuletzt im

Schatten eines Tempels oder heiligen Haines den Trost und Ablass zu finden, dessen man begehrte. Führet man aber den süßen Wahn zur ernstestn Wahrheit zurück, so siehet man in heiligen Pilgerkleidern oft Missetäter ziehen, die grobe Verbrechen durch eine leichte Wallfahrt versöhnen wollen, irre Andächtige, die Haus und Hof verlassen oder verschenken, die den ersten Pflichten ihres Standes oder der Menschheit entsagen, um nachher lebenslang verdorbene Menschen, halbe Wahnsinnige, anmaßende oder ausschweifende Toren zu bleiben. Das Leben der Pilger war selten ein heiliges Leben, und der Aufwand, den sie noch jetzt an den Hauptorten ihrer Wanderschaft einigen Königreichen kosten, ist ein wahrer Raub ihrer Länder. Ein einziges schon, daß diese andächtige Krankheit, nach Jerusalem zu wallfahrten, unter andern auch die Kreuzzüge hervorgebracht, mehrere geistliche Orden veranlasset und Europa elend entvölkert hat, dies allein zeuget schon gegen dieselbe; und wenn Missionen sich hinter sie versteckten, so hatten diese gewiß kein reines Gute zum Endzweck.

6. *Das Band* endlich, dadurch alle römisch-katholische Länder unleugbar vereint wurden, *die lateinische Mönchssprache*, hatte auch manche Knoten. Nicht nur wurden die Muttersprachen der Völker, die Europa besaßen, und mit ihnen die Völker

selbst in Roheit erhalten, sondern es kam unter andern auch hiedurch insonderheit das Volk um seinen letzten Anteil an öffentlichen Verhandlungen, weil es kein Latein konnte. Mit der Landessprache ward jedesmal ein großer Teil des Nationalcharakters aus den Geschäften der Nation verdrängt, wogegen sich mit der lateinischen Mönchssprache auch jener fromme Mönchsgeist einschlich, der zu gelegener Zeit zu schmeicheln, zu erschleichen, wohl auch zu verfälschen wußte. Daß die Akten sämtlicher Nationen Europas, ihre Gesetze, Schlüsse, Vermächtnisse, Kauf- und Lehninstrumente, endlich auch die Landesgeschichte so viele Jahrhunderte hindurch latein geschrieben wurden, dies konnte zwar der Geistlichkeit, als dem gelehrten Stande, sehr nützlich, den Nationen selbst aber nicht anders als schädlich sein. Nur durch die Kultur der vaterländischen Sprache kann sich ein Volk aus der Barbarei heben; und Europa blieb auch deshalb so lange barbarisch, weil sich dem natürlichen Organ seiner Bewohner fast ein Jahrtausend hin eine fremde Sprache vordrang, ihnen selbst die Reste ihrer Denkmale nahm und auf so lange Zeit einen vaterländischen Kodex der Gesetze, eine eigentümliche Verfassung und Nationalgeschichte ihnen ganz unmöglich machte. Die einzige russische Geschichte ist auf Denkmale in der Landessprache gebauet, eben weil ihr Staat der Hierarchie des römischen Papstes

fremde geblieben war, dessen Gesandten Wladimir nicht annahm. In allen andern Ländern Europas hat die Mönchssprache alles verdrängt, was sie hat verdrängen mögen, und ist nur als eine Notsprache oder als der schmale Übergang zu loben, auf welchem sich die Literatur des Altertums für eine bessere Zeit retten konnte.

Ungern habe ich diese Einschränkung des Lobes der mittleren Zeiten niedergeschrieben. Ich fühle ganz den Wert, den viele Institute der Hierarchie noch für uns haben, sehe die Not, in welcher sie damals errichtet wurden, und weile gern in der schauerlichen Dämmerung ihrer ehrwürdigen Anstalten und Gebäude. Als eine grobe Hülle der Überlieferung, die dem Sturm der Barbaren bestehen sollte, ist sie unschätzbar und zeigt ebensowohl von Kraft als Überlegung derer, die das Gute in sie legten; nur einen bleibenden positiven Wert für alle Zeiten mag sie sich schwerlich erwerben. Wenn die Frucht reif ist, zerspringt die Schale.

III

Weltliche Schirmvogteien der Kirche

Ursprünglich waren die Könige deutscher Stämme und Völker erwählte Feldherren, die Vorsteher der Nation, die obersten Richter. Als Bischöfe sie salbten, wurden sie Könige nach göttlichem Recht, Schirmvögte der Kirche ihres Landes; als der Papst den römischen Kaiser krönte, bestellte er ihn gleichsam sich zum Koadjutor: *er* die Sonne, der Kaiser der Mond, die übrigen Könige Gestirne am Himmel der christkatholischen Kirche. Dies System, das im Dunkel angelegt war, ging nur in der Dämmerung hervor, es ward aber sehr bald lautbar. Schon der Sohn Karls des Großen legte auf das Geheiß der Bischöfe seine Krone nieder und wollte sie nicht anders als auf ihr neues Geheiß wieder annehmen; unter seinen Nachfolgern ward der Vertrag mehrmals wiederholet, daß die Könige ihre geist- und weltlichen Stände in Geschäften der Kirche und des Staats als Mitgehülfen ansehen sollten. Der falsche Isidor endlich machte die Grundsätze allgemein, daß vermöge der Gewalt der Schlüssel der Papst berechtigt sei, Fürsten und Könige mit dem Bann zu belegen und ihrer Regierung unfähig zu erklären. Insonderheit maßte der Papst sich

viel Recht an über die römische Kaiserkrone, und man gestand es ihm zu. Heinrich von Sachsen nannte sich nur einen König von Deutschland, bis ihn der Papst zur römischen Kaiserkrone einlud; Otto und seine Nachfolger bis zu Friedrich dem Zweiten empfangen sie von ihm und glaubten damit einen Vorrang oder gar eine Art Oberherrschaft über alle Könige der Christenheit empfangen zu haben. Sie, denen ihr deutsches Reich zu verwalten oft schwer ward, empfanden es übel, wenn ohne ihre Beleihung dem griechischen Reiche etwas entnommen wurde; sie bekriegten die Heiden und setzten Bischöfe in denselben Ländern. Wie der Papst einen christlichen König in Ungarn schuf, so ward der erste christliche Fürst in Polen ein Lehenträger des deutschen Reichs, und viele Kriege wurden fortan dieser Lehnabhängigkeit wegen geführt. Kaiser Heinrich II. empfing vom Papst den goldenen Reichsapfel als ein Sinnbild, daß ihm die Welt zugehöre; und Friedrich II. ward in den Bann getan, weil er den ihm aufgedrungenen Kreuzzug aufschob. Ein Konzilium entsetzte ihn; vom Papst ward der Kaiserthron ledig erklärt und so tief heruntergebracht, daß ihn kein auswärtiger Fürst annehmen wollte. Die christliche Sonne hat also ihren Mond übel beraten: denn über der Schirmvogtei der Christenheit kamen die deutschen Kaiser zuletzt dahin, daß sie sich selbst nicht mehr zu beschirmen wußten. Sie sollten

umherziehen, Reichs- und Gerichtstage halten, Lehne, Zepter und Kronen verleihen, wie ihnen der Papst es auftrug, indes *er* an der Tiber saß und die Welt durch Legaten, Bullen und Interdikte regierte. Kein katholisches Reich ist in Europa, das nicht dieselben Begriffe von seinem Könige als einem Schirmvogt der Kirche unter der Oberherrschaft des Papstes gehabt hätte; ja geraume Zeit war dies das allgemeine Staatsrecht Europas.²⁸⁶

Alle innere Anstalten der Reiche konnten also nicht anders als in diesem Begriffe sein; denn die Kirche war nicht im Staat, sondern der Staat in der Kirche.

1. Da allenthalben Geist- und Weltliche die Stände des Reichs waren, so mußten die wichtigsten Staats-, Ritter- und Lehngebräuche gleichsam mit dem Siegel der Kirche bezeichnet werden. An Festen hielten die Könige ihren großen Hof; in Tempeln geschah ihre Krönung; ihr Schwur war aufs Evangelium und die Reliquien, ihre Kleidung ein geweihter Schmuck, ihre Krone und ihr Schwert heilig. Sie selbst wurden ihrer Würde wegen als Diener der Kirche betrachtet und genossen Vorzüge des geistlichen Standes. Mehr oder weniger waren alle feierliche Staatshandlungen mit Messe und Religion verbunden. Der erste Degen, den der Knappe bekam, war auf dem Altar geweiht, und als mit der Zeit die Ritterwürde in die Feierlichkeit eines Ordens trat, so waren ein Drittel derselben

Religionsgebräuche. Andacht verband sich im Orden mit Ehre und Liebe; denn für die Christenheit, wie für die gekränkte Tugend und Unschuld, das Schwert zu führen war der angebliche Zweck aller Ritterorden. Längst waren Christus und die Apostel, die Mutter Gottes und andre Heilige Schutzpatrone der Christenheit, aller Stände und Ämter, einzelner Zünfte, Kirchen, Abteien, Schlösser und Geschlechter gewesen; bald wurden ihre Bilder Heereszeichen, Fahnen, Siegel, ihre Namen das Feldgeschrei, die Losung. Man griff bei Verlesung des Evangelium ans Schwert und ging zur Schlacht mit einem Kyrie eleison. Alle Gebräuche in dieser Denkart bereiteten jene Kriege wider Ketzer, Heiden und Ungläubige dermaßen vor, daß zu rechter Zeit nur ein großer Aufruf mit heiligen Zeichen und Versprechungen erschallen durfte, so zog Europa gegen Sarazenen, Albigenser, Slawen, Preußen und Polen. Sogar der Ritter und Mönch konnten sich zur sonderbaren Gestalt geistlicher Ritterorden vereinigen; denn in einzelnen Fällen hatten Bischöfe, Äbte, ja Päpste selbst den Bischofsstab mit dem Schwert verwechselt.

Ein kurzes Beispiel dieser Sitten gibt uns die eben erwähnte Stiftung des Königreichs Ungarn durch die Hand des Papstes. Lange hatten Kaiser und Reich geratschlaget, wie die wilden, so oft geschlagenen Ungarn zur Ruhe zu bringen wären: die Taufe war dazu

das einzige Mittel; und als dieses nach vieler Mühe gelang, da ein im Christentum erzogener König, der heilige Stephan, selbst das Werk der Bekehrung trieb, da ward ihm eine apostolische Krone gesandt (die wahrscheinlich ein awarischer Raub war); er empfing die heilige Lanze (eine ungarische Streitkolbe) und das Stephansschwert, gegen alle Weltseilen die Kirche zu schützen und zu verbreiten, den Reichsapfel, die bischöflichen Handschuhe, das Kreuz. Er ward zum Legat des Papstes erklärt und versäumte nicht, in Rom ein Chorherrenstift, zu Konstantinopel ein Mönchskloster, zu Ravenna und Jerusalem Hospitäler, Herbergen und Stifter anzulegen, den Zug der Pilgrime durch sein Land zu leiten, Priester, Bischöfe, Mönche aus Griechenland, Böhmen, Bayern, Sachsen, Österreich und Venedig kommen zu lassen, das Erzstift Gran samt einer Reihe andrer Bischofssitze und Klöster zu errichten und die Bischöfe, die auch zu Felde ziehen mußten, als Stände seines Reichs einzuführen. Er gab ein Gesetz, dessen geistlicher Teil aus abendländischen, besonders fränkischen Kapitularien und mainzischen Kirchenschlüssen genommen war, und hinterließ es als Grundgesetz des neuen Christenreiches. Dies war der Geist der Zeiten; Ungarns ganze Verfassung, das Verhältnis und Schicksal seiner Bewohner ward darauf gegründet, und mit kleinen Veränderungen nach Ort und Zeiten war es in

Polen, Neapel und Sizilien, in Dänemark und Schweden nicht anders. Alles schwamm im Meer der Kirche: ein Bord des Schiffes war die Lehnherrschaft, das andre die bischöfliche Gewalt, König oder Kaiser das Segel, der Papst saß am Steuerruder und lenkte.

2. In allen Reichen war die *Gerichtsbarkeit* erkatholisch. Den Dekreten der Päpste und Kirchenversammlungen mußten Statuten und Sitten der Völker weichen; ja, selbst noch als das römische Recht in Gang kam, ging das kanonische Recht ihm vor. Es ist nicht zu leugnen, daß durch alles dieses manche rohe Schärfe den Völkern abgerieben worden sei; denn indem die Religion sich herabließ, selbst die gerichtlichen Zweikämpfe zu weihen oder durch Gottesurteile zu ersetzen, schränkte sie solche ein und brachte den Aberglauben wenigstens in eine unschädlichere Regel.²⁸⁷ Äbte und Bischöfe waren die Gottes- und Friedensrichter auf Erden, Geistliche meistens Schreiber in Gerichten, die Verfasser der Gesetze, Ordnungen und Kapitulare, oft auch in den wichtigsten Fällen Staatsgesandte. Das gerichtliche Ansehen, das sie bei den nordischen Heiden gehabt hatten, war auch ins Christentum übergegangen, bis sie erst spät durch die Doktoren der Rechte von diesen Stühlen verdrängt wurden. Mönche und Beichtväter waren oft das Orakel der Fürsten, und der heilige Bernhard ward in der bösen Sache der Kreuzzüge das Orakel Europas.

3. Die wenige *Arzneikunst* der mittlern Zeiten, wenn sie nicht von Juden oder Arabern getrieben ward, war in dem Gewahrsam des Priesterstandes; daher sie auch, wie bei den nordischen Heiden, mit Aberglauben durchwebt war. Der Teufel und das Kreuz, Heiligtümer und Wortformeln spielten darin ihre große Rolle; denn die wahre Naturkenntnis war bis auf wenige Traditionen verschwunden aus Europa. Daher so manche Krankheiten, die unter dem Namen des Aussatzes, der Pest, des schwarzen Todes, des St.-Veits-Tanzes mit ansteckender Wut ganze Länder durchzogen; niemand tat ihnen Einhalt, weil niemand sie kannte und die rechten Mittel dagegen anwandte. Unreinlichkeit in Kleidern, Mangel des Leinenzeuges, enge Wohnungen, selbst die vom Aberglauben benebelte Phantasie konnte sie nicht anders als befördern. Das wäre eine wahre Schirmvogtei gewesen, wenn ganz Europa unter dem Geheiß des Kaisers, des Papsts und der Kirche sich gegen den Einbruch solcher Seuchen, als wahrer Teufelswerke, vereinigt und weder Blattern noch Pest und Aussatz in ihre Länder gelassen hätten; man ließ sie aber kommen, wüten und toben, bis das Gift sich selbst verzehrte. Die wenigen Anstalten, die man dagegen machte, ist man indes auch der Kirche schuldig; man trieb als Werk der Barmherzigkeit, was man als Kunst noch nicht zu treiben wußte.²⁸⁸

4. Die *Wissenschaften* waren nicht sowohl im Staat als in der Kirche. Was diese wollte, ward gelehrt und allenfalls geschrieben; aus Mönchsschulen ging alles aus; eine Mönchsdenkart herrscht also auch in den wenigen Produkten des Geistes, die damals erschienen. Selbst die Geschichte ward nicht für den Staat, sondern für die Kirche geschrieben, weil außer den Geistlichen äußerst wenige lasen; daher auch die besten Schriftsteller des Mittelalters Spuren des Pfaffentums an sich tragen. Legenden und Romane, das einzige, was der Witz der Menschen damals ersann, dreheten sich in einem engen Kreise; denn wenige Schriften der Alten waren in einigem Gebrauch, man konnte also wenig Ideen vergleichen, und die Vorstellungsarten, die das damalige Christentum gab, waren im großen bald erschöpft. Eine poetische Mythologie gewährte dies ohnedem nicht; einige Züge aus der alten Geschichte und Fabel von Rom und Troja, mit den Begebenheiten näherer Zeitalter vermischt, webten den ganzen rohen Teppich der mittleren Dichtkunst. Auch als diese in die Volkssprache überzugehen anfang, begann man von geistlichen Dingen, die auf eine seltsame Weise mit Helden- und Ritterfabeln vermenget wurden, übrigens kümmerten weder Papst noch Kaiser²⁸⁹ sich um die Literatur, als ein Mittel der Aufklärung betrachtet; die einzige Rechtswissenschaft ausgenommen, die beiden in ihren Anmaßungen

unentbehrlich ward. Ein Papst wie Gerbert, der die Wissenschaften als Kenner liebte, war ein seltener Phönix; der Ballast der Klosterwissenschaften fuhr im Schiff der Kirche.

5. So hielt sich auch von den *Künsten* nur das wenige fest, ohne welches Kirchen, Schlösser und Türme nicht sein konnten. Die sogenannte gotische Baukunst hängt mit dem Geist der Zeiten, mit der Religion und Lebensweise, mit dem Bedürfnis und Klima ihrer Zeitgenossen dergestalt zusammen, daß sie sich völlig so eigentümlich und periodisch als das Pfaffen- und Rittertum oder als die Hierarchie und Lehnherrschaft ausgebildet. Von kleinem Künsten erhielt und vervollkommnete sich, was zum Waffenschmuck der Ritter, zum Putz und Gebrauch der Kirchen, Kastelle und Klöster gehörte; ihre Produkte waren eingelegte Arbeit und Schnitzwerk, gemalte Fenster und Buchstaben, Bilder der Heiligen, Teppiche, Reliquienkästchen, Monstranzen, Becher und Kelche. Von diesen Dingen, die Kirchenmusik und das Jagdhorn nicht ausgenommen, fing in Europa die Wiedergeburt der Künste, wie so ganz anders als einst in Griechenland, an!²⁹⁰

6. Auch *Gewerb und Handel* bekamen von dem alles umfangenden Kirchen- und Lehnwesen in Europa ihren tief eingreifenden Umriß. Die edelste Schirmvogtei der Kaiser und Könige war's ohne Zweifel, daß

sie der Gewalt des Raubes Städte und dem Joch des Leibeigentums Künstler und Gewerke entzogen, daß sie den freien Fleiß und Handel durch Gerechtigkeiten, Zollfreiheit, den Marktfrieden und sichere Geleite beschützt und befördert, das barbarische Strandrecht zu vertilgen und andre drückende Lasten dem nützlichen Einwohner der Städte und des Landes zu entnehmen gesucht haben; wozu allerdings auch die Kirche ruhmwürdig beigetragen.²⁹¹ Der kühne Gedanke Friedrichs des Zweiten indes, in seinen Städten alle Zünfte und Bruderschaften abzuschaffen, ging, wie mehrere, die dieser rüstige Geist hatte, über sein Zeitalter hinaus. Noch waren verbündete Körper nötig, bei denen, wie im Ritter- und Klosterwesen, viele für einen standen und auch bei den geringsten Gewerken den Lehrling durch Dienstgrade so emporführten, wie in seinem Orden der Klosterbruder und Kriegsmann emporstieg. Ähnliche Feierlichkeiten begleiteten dort wie hier jeden höheren Schritt; ja, auch in den Handel ging der Geist der Gesellschaften und Gilden über. Die größten Vereine desselben, die Hansa selbst, ist aus Bruderschaften der Kaufleute entstanden, die zuerst wie Pilgrime zogen; Not und Gefahr zur See und zu Lande trieben die Verbindung höher und weiter, bis endlich unter der Schirmvogtei der europäischen Christenheit eine so weit verbreitete *Handelsrepublik* entstand, wie sonst keine in der Welt gewesen.

Gleiche Zünfte wurden späterhin auch die Universitäten: gotische Einrichtungen, die zwar weder Morgenländer noch Griechen und Römer gekannt hatten, die aber als Kloster- und Ritterinstitute ihren Zeiten unentbehrlich und zu Festhaltung der Wissenschaften für alle Zeiten nützlich waren. Auch gründete sich im mittleren Alter ein eignes *Stadtwesen*, das, von den Munizipien der Römer sehr verschieden, auf Freiheit und Sicherheit nach deutschen Grundsätzen gebauet war und, wo es irgend sein konnte, Fleiß, Kunst und Nahrung hervorbrachte. Es trägt die Spuren seines bedrängten Ursprunges zwischen dem Adel, der Geistlichkeit und dem Fürsten allenthalben an sich, hat aber zur Kultur Europas mächtig gewirkt. Kurz, was unter dem gedruckten Gewölbe der Hierarchie, Lehnherrschaft und Schirmvogtei entstehen konnte, ist entstanden; dem festen Gebäude gotischer Bauart schien nur *eins* zu fehlen, Licht. Lasset uns sehen, auf wie sonderbaren Wegen ihm dieses zukam.

IV

Reiche der Araber

Die arabische Halbinsel ist einer der ausgezeichneten Erdstriche, der, seiner Nation einen eignen Charakter zu geben, von der Natur selbst bestimmt scheint. Jene große Wüste zwischen Ägypten und Syrien, von Aleppo bis zum Euphrat, gab, wie eine südliche Tatarei, dem Räuber- und Hirtenleben vorzüglich Raum und ist von den ältesten Zeiten mit Stämmen ziehender Araber besetzt gewesen. Die Lebensart dieses Volks, dem die Städte Kerker schienen, sein Stolz auf einen alten eingebornen Ursprung, auf seinen Gott, seine reiche und dichterische Sprache, sein edles Pferd, auf Schwert und Bogen in seiner Hand nebst allem, was es sonst als Heiligtum zu besitzen glaubte, dies alles schien den Arabern eine Rolle vorzubereiten, die sie auch, da ihre Zeit kam, weit anders als jene nördlichen Tataren, in dreien Weltteilen gespielt haben.

Schon in den Zeiten der Unwissenheit, wie sie ihre ältere Geschichte nennen, hatten sie sich oberhalb ihrer Halbinsel verbreitet, in Irak und Syrien kleine Reiche angeleget; Stämme von ihnen wohnten in Ägypten; die Abessinier stammten von ihnen her; die

ganze afrikanische Wüste schien ihr Erbteil. Vom großen Asien war ihre Halbinsel durch die Wüste getrennet und damit den häufigen Zügen der Eroberer der Weg zu ihr versagt; sie blieben frei und stolz auf ihre Abkunft, auf den Adel ihrer Geschlechter, auf ihre unbezwungene Tapferkeit und ihre unvermischte Sprache. Dabei waren sie dem Mittelpunkt des süd- und östlichen Handels, mithin der Kunde aller Nationen nahe, die diesen Handel trieben, an dem sie denn auch, nach der glücklichen Lage ihres Landes, selbst Anteil nehmen konnten und mußten. Frühe also entstand hier eine geistige Kultur, die am Altai oder Ural nicht entstehen konnte; die Sprache der Araber bildete sich zu einem Scharfsinn bildlicher Reden und Weisheitsprüche lange vorher, ehe sie solche zu schreiben wußten. Auf ihrem Sinai hatten die Ebräer ihr Gesetz empfangen und fast immer unter ihnen gewohnt; sobald Christen entstanden und sich untereinander verfolgten, wandten sich auch christliche Sekten zu ihnen. Wie anders also, als daß aus der Mischung jüdischer, christlicher und eigener Stammesideen unter einem solchen Volk, in einer solchen Sprache, zu rechter Zeit eine neue Blüte erscheinen und, wenn sie hervortrat, von der Erdspitze zwischen drei Weltteilen durch Handel, Kriege, Züge und Schriften die größte Ausbreitung gewinnen mochte? Die duftende Staude des arabischen Ruhms, aus so dürrem Boden

entsprossen, ist also ein sehr natürliches Wunder, sobald nur der Mann erschien, der sie zur Blüte zu bringen wußte.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts erschien dieser Mann, eine sonderbare Mischung alles dessen, was Nation, Stamm, Zeit und Gegend gewähren konnte, Kaufmann, Prophet, Redner, Dichter, Held und Gesetzgeber, alles nach arabischer Weise. Aus dem edelsten Stamm in Arabien, dem Bewahrer der reinsten Mundart und des alten Nationalheiligtums, der Kaaba, war *Mohammed* entsprossen²⁹², ein Knabe von schöner Bildung, nicht reich, aber im Hause eines angesehenen Mannes erzogen. Schon in seiner Jugend genoß er die Ehre, im Namen der ganzen Nation den heiligen schwarzen Stein wieder an seine Stelle zu legen; er kam in Umstände, die ihm bei seinen Handelsreisen eine frühe Kenntniss anderer Völker und Religionen, nachher auch ein anständiges Vermögen verschafften. Lobsprüche, die man ihm als einem außerordentlichen Jünglinge erteilt hatte, die Würde seines Stammes und Geschlechtes, sein eignes frühes Geschäft bei der Kaaba selbst hatten sich ihm ohne Zweifel in die Seele gegraben; die Eindrücke, die er vom Zustande der Christenheit empfangen hatte, fügten sich dazu; der Berg Sinai, gekrönt mit hundert Sagen aus der alten Geschichte, stand vor ihm; der Glaube an eine göttliche Begeisterung und Sendung

war allen diesen Religionen gemein, der Denkart seines Volks einheimisch, seinem eignen Charakter schmeichelhaft; wahrscheinlich wirkte dies alles während der fünfzehn Jahre, in welchen er ein anschauliches Leben führte, so tief auf seine Seele, daß er *sich*, den Koreschiten, *sich*, den ausgezeichneten Mann, erwählt glaubte, die Religion seiner Väter in Lehren und Pflichten wiederherzustellen und sich als einen Knecht Gottes zu offenbaren. Nicht etwa nur der Traum seiner himmlischen Reise, sein Leben und der Koran selbst zeigen, wie glühend seine Phantasie gewesen und daß es zum Wahn seines Prophetenberufs keines künstlich abgeredeten Betruges bedorft habe. Nicht als ein aufbrausender Jüngling trat Mohammed auf, sondern im vierzigsten Jahr seines Alters; zuerst als Prophet seines Hauses, der sich nur wenigen offenbarte, in dreien Jahren kaum sechs Anhänger gewann und, als er bei jenem berühmten Gastmahl Alis vierzig Männern seines Stammes seinen Beruf kundtat, fortan freilich auch alles übernahm, was Widerspruch der Ungläubigen gegen einen Propheten mit sich führet. Mit Recht zählen seine Anhänger ihre Jahre von seiner Flucht nach Yatreb (Medina); in Mekka wäre entweder sein Entwurf oder er selbst vernichtet worden.

Wenn also der Haß gegen Greuel des Götzendienstes, die er in seinem Stamme sah und auch im

Christentum zu finden glaubte, nebst einer hohen Begeisterung für die Lehre von *einem* Gott und die Weise, ihm durch Reinigkeit, Andacht und Guttätigkeit zu dienen, der Grund seines Prophetenberufs gewesen zu sein scheinen, so waren verderbte Traditionen des Juden- und Christentums, die poetische Denkart seiner Nation, die Mundart seines Stammes und seine persönlichen Gaben gleichsam die Fittiche, die ihn über und außer sich selbst forttrugen. Sein Koran, dies sonderbare Gemisch von Dichtkunst, Beredsamkeit, Unwissenheit, Klugheit und Anmaßung, ist ein Spiegel seiner Seele, der seine Gaben und Mängel, seine Neigungen und Fehler, den Selbstbetrug und die Notbehelfe, mit denen er sich und andre täuschte, klarer als irgendein anderer Koran eines Propheten zeigt. Bei veranlassenden Umständen, oder wenn er aus einer beschauenden Entzückung zu sich kam, sagte er ihn in einzelnen Stücken her, ohne dabei an ein schriftliches System zu denken; es waren Ergießungen seiner Phantasie oder ermunternde, strafende Prophetenreden, die er zu andrer Zeit als etwas, das über seine Kräfte ging, als eine göttliche, ihm nur verliehene Gabe selbst anstaunte. Daher foderte er, wie alle mit sich getäuschte starke Gemüter, Glauben, den er zuletzt auch von seinen bittersten Feinden zu erpressen wußte. Kaum war er Herr von Arabien, so sandte er schon an alle benachbarte Reiche, Persien,

Äthiopien, Yemen, ja den griechischen Kaiser selbst, Apostel seiner Lehre, weil er diese, so national sie war, als die Religion aller Völker ansah. Die harten Worte, die ihm bei der Rückkunft dieser Gesandten, als er die Weigerung der Könige hörte, entfielen, nebst jener berühmten Stelle des Korans im Kapitel der Buße,²⁹³ waren seinen Nachfolgern Grundes genug, das auszuführen, was dem Propheten selbst sein früher Tod untersagte: die Bekehrung der Völker. Leider ging ihnen auch hierin das Christentum vor, das unter allen Religionen zuerst seinen Glauben, als die notwendige Bedingung zur Seligkeit, fremden Völkern aufdrang; nur der Araber bekehrte nicht durch Schleichhandel, Weiber und Mönche, sondern, wie es dem Mann der Wüste geziemte, mit dem Schwert in der Hand und mit der fodernden Stimme: »Tribut oder Glaube!«

Wie der brennende Wind aus der Wüste verbreitete sich nach Mohammeds Tode der Krieg über Babylonien, Syrien, Persien, Ägypten. Die Araber gingen zur Schlacht wie zum Dienst Gottes, mit Sprüchen aus dem Koran und mit Hoffnungen des Paradieses bewaffnet; auch fehlte es ihnen nicht an persönlicher Tugend. Denn wie die ersten Kalifen aus dem Hause Mohammeds (ihren blinden Eiter ausgeschlossen) gerechte, mäßige, vorzügliche Männer waren, so wurden auch die Heere von tapfern, klugen Feldherrn

angeführt, wie Khaled, Amru, Abu-Odeidah und viel andre waren. Sie fanden die Reiche der Perser und Griechen so schlecht bestellt, die Sekten der Christen gegeneinander so feindlich, Untreue, Wohl lust, Eigen nutz, Verrätere i, Pracht, Stolz, Grausamkeit und Unterdrückung allenthalben so herrschend, daß man in der schrecklichen Geschichte dieser Kriege die Fabel von einer Löwenherde zu lesen glaubt, die in die Hürden der Schafe und Böcke, in Meiereien voll fetter Rinder, prächtiger Pfauen und wehrloser Hammel einbricht. Ein verächtliches Menschengeschlecht waren dem größten Teil nach diese entarteten Völker, wert, fortan auf Eseln zu reiten, weil sie Kriegsgrosse zu bändigen nicht verstanden, unwert des Kreuzes auf ihren Kirchen, weil sie es nicht zu beschützen vermochten. Wie manche Herrlichkeit der Patriarchen, Priester und Mönche ging in diesen weiten reichen Gegenden jetzt auf *einmal* zu Grabe!

Damit gingen zugleich, wie durch ein Erdbeben, die Reste jener alten griechischen Kultur und Römerhoheit zugrunde, die auch das Christentum nicht hatte vertilgen mögen. Die ältesten Städte der Welt und in ihnen unsägliche Schätze fielen in die Hände tapferer Räuber, die im Anfange kaum Geldeswert kannten. Vor allem ist das Schicksal zu beklagen, das die Denkmale der Wissenschaften traf. Johann der Grammatiker erbat sich die Bibliothek zu Alexandrien, an

welche Amru, der Überwinder, nicht einmal dachte (was wollte der Tor mit dem Geschenke?); der Kalif Omar ward gefragt und antwortete in jenem berühmten Vernunftschluß, der immerhin der Kalifen-Vernunftschluß genannt zu werden verdient²⁹⁴; und die Bücher wurden vertilget. Über tausend warme Bäder wurden sechs Monate lang damit erhitzt; und so gingen die köstlichsten Gedanken, die unentbehrlichsten Nachrichten, die mühsamsten Lehrgebäude der Alten Welt mit allem, was davon in Jahrtausenden abhing, durch die törichte Bitte eines Grammatikers und durch die fromme Einfalt eines Kalifen verloren. Gern hätten die Araber diesen Schatz wiedergehabt, als sie hundert Jahre später ihn zu schätzen wußten.

Fast vom Tode Mohammeds an taten sich Zwistigkeiten hervor, die nach dem Tode Osmans, des dritten Kalifs, den Eroberungen der Araber bald hätten Einhalt tun können, wenn nicht der lange verdrängte, tapfre, redliche Ali und sein Sohn Hasan dem Hause der Ommijaden Platz gemacht hätten. Mit Moawijah trat dies jetzt auf den Hohepriesterstuhl, auf dem es sich neunzig Jahre erblich erhalten. Damaskus ward der Sitz der Kalifen; die Araber wurden bald eine Seemacht, und unter der erblichen Regierung kam statt der vorigen Einfalt Pracht an ihren Hof. Zwar rückte in Syrien, Mesopotamien, Kleinasien und Afrika die Eroberung noch fort; mehr als einmal belagerte

man, obwohl vergebens, Konstantinopel; unter Al Walid ward Turkestan eingenommen, ja man drang bis in Indien ein; Tarik und Musa eroberten Spanien mit unmäßigem Glücke, und der letzte hatte den ungeheuren Plan, durch Frankreich, Deutschland, Ungarn, über Konstantinopel hin ein größeres Reich zu stiften, als die Römer in vielen Jahrhunderten zusammengebracht hatten. Wie sehr ward aber dieser Plan vereitelt! Alle Einbrüche der Araber in Frankreich mißlingen; sie verloren selbst in Spanien bei nie gestillem Aufruhr eine Provinz nach der andern. Für Konstantinopel war die Zeit der Eroberung noch lange nicht da; vielmehr regten sich unter einigen Ommijaden schon türkische Völker, um einst Überwinder der Araber selbst zu werden. überhaupt war der erste reißende Strom ihres Kriegsglückes mit den dreißig Jahren ihres ersten Enthusiasmus, da das Haus Mohammeds auf dem Stuhl saß, vorüber; unter den erblichen Ommijaden ging die Eroberung bei vielen innern Trennungen nur mit langsamem, oft eingehaltenen Schritten fort.

Das Haus der Abbasiden folgte, die ihren Sitz sogleich von Damaskus entfernten und deren zweiter Kalif Al Mansur im Mittelpunkt seiner Staaten Bagdad sich zur Residenz erbaute.

Jetzt war der Hof der Kalifen im größten Glanz; auch Wissenschaften und Künste kamen an

denselben, in Betracht welcher die Namen Al Raschid und Al Mamon immer berühmt sein werden; indessen war's nicht etwa nur um fernere Eroberungen, sondern um den Zusammenhalt der Monarchie selbst unter diesem Stamme geschehen. Schon unter dem zweiten Abbasiden, Al Mansur, stiftete Abderahman, der verdrängte Ommijade, ein besondres, unabhängiges Kalifat in Spanien, das fast 300 Jahre gedauert hat, nachher in zehn Königreiche zerfiel, die unter mehreren arabischen Stämmen auf einige Zeit teilweise unter sich, mit dem Kalifat zu Bagdad aber nie mehr vereinigt wurden. An der Westküste der afrikanischen Barbarei (Mogreb) rissen die Edrisier, ein Zweig der Nachkommen Alis, ein Reich ab, wo sie den Grund zur Stadt Fes legten. Unter Harun al Raschid machte sich sein Statthalter in Afrika zu Kairwan (Cyrene) unabhängig; der Sohn desselben eroberte Sizilien; seine Nachfolger, die Aglabiten, verlegten ihre Residenz nach Tunis, wo sie die große Wasserleitung angelegt hatten; ihr Reich dauerte über hundert Jahre. In Ägypten waren die Bestrebungen der Statthalter nach Unabhängigkeit anfangs unsicher, bis ein Stamm der Fatimiten die Edrisier und Aglabiten verschlang und ein drittes Kalifat gründete, das von Fes über Tunis, Sizilien, Ägypten bis nach Asien reichte. Jetzt waren also drei Kalifate, zu Bagdad, Kahira und Kordova. Doch auch das Reich der Fatimiten ging unter:

Kurden und Zeiriten teilten sich in dasselbe, und der tapfre Saladin (Selah-ed-din), Großwesir des Kalifen, entsetzte seinen Herren und gründete das Reich der Kurden in Ägypten, das nachher in die Hände der Leibgarde (Mamlucken, Sklaven) fiel, denen es die Osmanen endlich abjagten. So ging's in allen Provinzen. In Afrika spielten Zeiriten, Morabethen, Muahe-dier, in Arabien, Persien, Syrien Dynastien aus allen Stämmen und Völkern ihre Rollen, bis die Türken (Seldschuken, Kurden, Arabeken, Turkmannen, Mamlucken u. f.) alles innehatten und Bagdad selbst im Sturm an die Mogolen überging. Der Sohn des letzten Kalifen zu Bagdad floh nach Ägypten, wo ihm die Mamlucken seinen leeren Kalifentitel ließen, bis bei der Eroberung des Landes durch die Osmanen der achtzehnte dieser entthronten Fürsten nach Konstantinopel geführt, aber nach Ägypten zurückgesandt ward, um daselbst die ganze Reihe dieser arabischen Kaiserpäpste aufs traurigste zu enden. Das glänzende Reich der Araber hat sich in das türkische, persische, mogulische Reich verloren; Teile davon kamen unter die Herrschaft der Christen oder wurden unabhängig; und so lebt der größte Teil seiner Völker noch fort in ewigen Revolutionen.

Die Ursachen sowohl des schnellen Verfalls dieser ungeheuren Monarchie als der Revolutionen, die sie

unaufhörlich zerrissen und stürzten, lagen in der Sache selbst, im *Ursprunge und in der Verfassung des Reiches*.

1. *Durch Tugenden des Enthusiasmus war die arabische Macht entstanden; nur durch ebendiese Tugenden konnte sie erhalten werden*, durch Tapferkeit nämlich und Treue gegen das Gesetz, durch Tugenden der Wüste. Wären ihre Kalifen in Mekka, Kufa oder Medina bei der harten Lebensart ihrer vier ersten großen Vorfahren geblieben und hätten das Zaubermittel in Händen gehabt, alle Statthalter und Feldherren mit eben diesen strengen Banden an ihren Beruf zu fesseln: welche Macht hätte diesem Volk schaden mögen? Nun aber, da der Besitz so vieler schönen Länder bei einem weitverbreiteten Handel Reichtum, Pracht und Üppigkeit einführte und der erbliche Thron der Kalifen in Damaskus, noch mehr aber in Bagdad einen Glanz bekam, als ob man ein Märchen der Tausendundeinen Nacht läse, so wiederholte sich auch hier die tausendmal auf der Erde gespielte Szene, nämlich daß Üppigkeit Erschlaffung hervorbringe und am Ende dem rohen Starken der verfeinte Schwache unterliege. Der erste Abbaside nahm einen Großwesir an, dessen Ansehen unter seinen Nachfolgern zur gefürchteten Gewalt eines Emirs al Omrah (des Emirs der Emire) ward und den Kalifen selbst despotisierte. Da die meisten dieser Wesire

Türken waren und dies Volk die Leibwache des Kalifen ausmachte, so saß im Herzen der Monarchie das übel, das bald den ganzen Körper überwältigen konnte. Die Länder der Araber lagen längs der Erdhöhe, auf welcher diese streitbaren Völker, Kurden, Türken, Mogolen, Berbern, wie Raubtiere wachten und, da sie größtenteils selbst unwillig unter der Herrschaft der Araber standen, ihrer Rache zu rechter Zeit nicht verfehlten. Hier geschah also, was dem römischen Reich geschah: aus Wesiren und Söldnern wurden Gebieter und Despoten.

2. Daß bei den Arabern die Revolution schneller als bei den Römern geschah, entsprang aus der Verfassung ihres Reiches. Diese war kalifisch, das ist, im höchsten Grade despotisch: Papst und Kaiser waren im Kalifen auf die strengste Weise verbunden. Das unbedingte Schicksal, an welches man glaubte, das Wort des Propheten, das im Koran Gehorsam gebot, foderte auch Ergebung ins Wort seines Nachfolgers, ins Wort der Statthalter desselben; mithin ging dieser Seelendespotismus in die Verwaltung des ganzen Reichs über. Wie leicht war nun, zumal in den entfernten Provinzen des weitverbreiteten Reichs, der Übergang vom Despotismus in eines andern zur Allgewalt in eigenem Namen! Daher fast allenthalben die Statthalter eigenmächtige Herren wurden und die feinste Regierungskunst der Kalifen nur darin bestand,

ihre Statthalter geschickt zu verteilen, abzurufen oder zu verwechseln. Als Mamun z.B. seinem tapfern Feldherrn Taher in Chorasán zuviel Gewalt einräumte, gab er ihm damit die Zügel der Selbstherrschaft in die Hand; die Länder jenseit des Gihon wurden vom Stuhl des Kalifen getrennt und den Türken der Weg ins Innere des Reichs gebahnet. So ging's in allen Statthalterschaften, bis das weite Reich einem Sunde losgerissener Inseln glich, die kaum noch durch Sprache und Religion zusammenhingen, in sich selbst aber und gegen andre in höchster Unruhe waren. Sieben- bis achthundert Jahre wechselten diese Inselreiche mit oft veränderten Grenzen, bis die meisten, nie aber alle, unter die Gewalt der Osmanen kamen. Das Reich der Araber hatte keine Konstitution: das größte Unglück für den Despoten sowohl als für seine Sklaven. Die Konstitution mohammedanischer Reiche ist Ergebung in den Willen Gottes und seiner Statthalter, *Islamismus*.

3. *Die Regierung des arabischen Reichs war an einen Stamm, eigentlich auch nur an ein Geschlecht dieses Stammes, die Familie Mohammeds, geknüpft, und da gleich anfangs der rechtmäßige Erbe, Ali, übergegangen, lange vom Kalifat zurückgehalten und mit seinem Geschlecht schnell davon verdrängt wurde, so entstand nicht nur die ungeheure Trennung zwischen Ommijaden und Aliden, die nach einem*

vollen Jahrtausende mit aller Bitterkeit eines Religionshasses zwischen Türken und Persern noch jetzt fortdauret, sondern auch an jenen blutigen Empörungen fast in allen Provinzen hatten bald Ommijaden, bald Aliden teil. In entfernten Ländern standen Betrüger auf, die sich als Mohammeds Verwandte durch Scheinheiligkeit oder mit dem Schwert in der Hand den Völkern aufdrangen; ja, da Mohammed als Prophet das Reich gegründet hatte, so wagte es hier dieser, dort jener Begeisterte, wie *er* im Namen Gottes zu reden. Schon der Prophet selbst hatte davon Beispiele erlebt; Afrika und Ägypten aber waren der eigentliche Schauplatz solcher Verrückten und Betrüger.²⁹⁵ Man sollte die Greuel der Schwärmerei und blinden Leichtgläubigkeit in der Religion Mohammeds erschöpft glauben, wenn man sie leider nicht auch in andern Religionen wiederkommen sähe; der Despotismus des *Alten vom Berge* indes ist nirgend übertroffen worden. Dieser König eines eignen Staats geübter, ja geborner Meuchelmörder durfte zu jedem seiner Untertanen sprechen: »Gehe hin und morde!« Dieser tat's, wenn auch mit Verlust seines Lebens; und jahrhundertlang hat sich der Assassinenstaat erhalten.

Wirkung der arabischen Reiche

Schnell wie die Ausbreitung und Zerteilung des Kalifenreichs war auch die Blüte desselben, zu welcher auf einem kaltem Boden ein Jahrtausend vielleicht kaum hinreichend gewesen wäre. Die wärmere Naturkraft, mit welcher das morgenländische Gewächs zur Blüte eilet, zeigt sich auch in der Geschichte dieses Volkes.

1. *Das ungeheure Reich des Handels der Araber* war eine Wirkung auf die Welt, die nicht nur aus der Lage ihrer Länder, sondern auch aus ihrem Nationalcharakter hervorging, also auch ihre Besitztümer überlebt hat und einesteils noch jetzo dauert. Der Stamm Koreisch, aus welchem Mohammed entsprossen war, ja der Prophet selbst waren Geleiter ziehender Karawanen und das heilige Mekka von alters her der Mittelpunkt eines großen Völkerverkehrs gewesen. Der Meerbusen zwischen Arabien und Persien, der Euphrat und die Häfen am Boten Meer waren bekannte Straßen oder Niederlagen der indischen Waren von alten Zeiten; daher vieles arabisch hieß, was aus Indien kam, und Arabien selbst Indien genannt ward. Frühe hatte dies tätige Volk mit seinen Stämmen die

östliche afrikanische Küste besetzt und war unter den Römern schon ein Werkzeug des indischen Handels gewesen. Da nun der weite Strich Landes zwischen dem Euphrat und Nil, ja vom Indus, Ganges und Oxus bis zum Atlantischen Meer, den Pyrenäen, dem Niger und in Kolonien bis zum Lande der Kaffern hin sein war, so konnte es auf eine Zeit das größte Handelsvolk der Welt werden. Dadurch litt Konstantinopel, und Alexandrien ward zum Dorfe; dagegen hatte Omar am Zusammenfluß des Tigris und Euphrats Balsora gebauet, die eine Zeit hin alle Waren der östlichen Welt empfing und verteilte. Unter den Ommijaden war Damaskus die Residenz: eine alte große Handelsniederlage, ein natürlicher Mittelpunkt der Karawanen in seiner paradiesischen Lage, ein Mittelpunkt des Reichtums und Kunstfleißes. Schon unter Moawija wurde in Afrika die Stadt Kairwan, späterhin Kahirra, gebauet, dahin sich dann über Suez der Handel der Welt zog.²⁹⁶ Im innern Afrika hatten sich die Araber des Gold- und Gummihandels bemächtigt, die Goldbergwerke von Sofala entdeckt, die Staaten Tombut, Telmasen, Darah gegründet, an der östlichen Küste ansehnliche Kolonien und Handelsstädte, ja Anlagen bis in Madagaskar gepflanzt. Seitdem unter Walid Indien bis zum Ganges und Turkestan erobert war, band sich mit der westlichen die äußerste Ostwelt; nach Tsina hatten sie frühe, teils in Karawanen, teils

nach Kanfu (Kanton) über das Meer gehandelt. Aus diesem Reiche brachten sie den Branntwein, den die von ihnen zuerst bearbeitete Chemie nachher so ungeheuer vermehrte; zum Glück für Europa verbreitete er sich, nebst dem schädlichen Tee und dem Kaffee, einem arabischen Getränke, in unserm Weltteil einige Jahrhunderte später. Auch die Kenntnis des Porzellans, vielleicht auch des Schießpulvers, kam aus Tsina durch sie nach Europa. Auf der Küste von Malabar waren sie herrschend; sie besuchten die maldivischen Inseln, machten Niederlagen auf Malakka und lehrten die Malayen schreiben. Späterhin hatten sie auch auf die Molukken Kolonien und ihre Religion gepflanzt, so daß vor Ankunft der Portugiesen in diesen Gewässern der ostindische Handel ganz in ihren Händen war und ohne Zwischenkunft der Europäer süd- und östlich von ihnen wäre verfolgt worden. Eben die Kriege *mit* ihnen und der christliche Eifer, sie auch in Afrika zu finden, leitete die Portugiesen zu jenen großen Entdeckungen auf der See, die dem ganzen Europa eine andre Gestalt gaben.

2. *Religion und Sprache* der Araber machten eine andre große Wirkung auf Völker dreier Weltteile. Indem sie nämlich bei ihren weiten Eroberungen allenthalben den Islamismus oder tributbare Unterwerfung predigten, breitete sich Mohammeds Religion östlich bis zum Indus und Gihon, westlich bis gen Fes

und Marokko, nördlich über den Kaukasus und Imaus, südlich bis zum Senegal und zum Lande der Kaffern, auf die beiden Halbinseln und den ostindischen Archipelagus aus und hat sich zahlreichere Anhänger als das Christentum selbst erobert. Nun ist in Absicht der Meinungen, die diese Religion lehret, nicht zu leugnen, daß sie die heidnischen Völker, die sich zu ihr bekannten, über den groben Götzendienst der Naturwesen, der himmlischen Gestirne und irdischer Menschen erhoben und sie zu eifrigen Anbetern *eines* Gottes, des Schöpfers, Regierers und Richters der Welt, mit täglicher Andacht, mit Werken der Barmherzigkeit, Reinheit des Körpers und Ergebung in seinen Willen gemacht hat. Durch das Verbot des Weines hat sie der Völlerei und dem Zank zuvorkommen, durch das Verbot unreiner Speisen Gesundheit und Mäßigkeit befördern wollen; desgleichen hat sie den Wucher, das gewinnsüchtige Spiel, auch mancherlei Aberglauben untersagt und mehrere Völker aus einem rohen oder verdorbenen Zustande auf einen mittlern Grad der Kultur gehoben; daher auch der Moslem (Muselman) den Pöbel der Christen in seinen groben Ausschweifungen, insonderheit in seiner unreinen Lebensweise, tief verachtet. Die Religion Mohammeds prägt den Menschen eine Ruhe der Seele, eine Einheit des Charakters auf, die freilich ebenso gefährlich als nützlich sein kann, an sich aber

schätzbar und hochachtungswürdig bleibt; dagegen die Vielweiberei, die sie erlaubt, das Verbot aller Untersuchungen über den Koran und der Despotismus, den sie im Geist- und Weltlichen feststellt, schwerlich anders als böse Folgen nach sich ziehen mögen.²⁹⁷

Wie aber auch diese Religion sei, so ward sie durch eine Sprache fortgepflanzt, die die reinste Mundart Arabiens, der Stolz und die Freude des ganzen Volks war; kein Wunder also, daß die andern Dialekte damit in den Schatten gedrängt wurden und die Sprache des Koran das siegende Panier der arabischen Weltherrschaft ward. Vorteilhaft ist einer weitverbreiteten blühenden Nation ein solches gemeinschaftliches Ziel der Rede- und Schreibart. Wenn die germanischen Überwinder Europas ein klassisches Buch ihrer Sprache, wie die Araber den Koran, gehabt hätten, nie wäre die lateinische eine Oberherrin ihrer Sprache geworden, auch hätten sich viele ihrer Stämme nicht so ganz in der Irre verloren. Nun aber konnte diesen weder Ulfila noch Kaedmon oder Otfried werden, was Moham-meds Koran noch jetzt allen seinen Anhängern ist: ein Unterpfand ihrer alten echten Mundart, durch welches sie zu den echtsten Denkmalen ihres Stammes aufsteigen und auf der ganzen Erde ein Volk bleiben. Den Arabern galt ihre Sprache als ihr edelstes Erbteil, und noch jetzt knüpft sie in mehreren Dialekten ein

Band des Verkehrs und Handels zwischen so vielen Völkern der Ost- und Südwelt, als nie eine andre Sprache geknüpft hat. Nach der griechischen ist sie vielleicht auch am meisten dieser Allgemeynherrschaft würdig, da wenigstens die *lingua franca* jener Gegenden gegen sie als ein dürftiger Bettlermantel erscheint.

3. In dieser reichen und schönen Sprache bildeten sich *Wissenschaften* aus, die, seitdem Al Mansor, Harun al Raschid und Mamon sie weckten, von Bagdad, dem Sitz der Abbasiden, nord-, öst-, am meisten aber westlich ausgingen und geraume Zeit im weiten Reich der Araber blühten. Eine Reihe Städte, Balsora, Kufa, Samarkand, Rosette, Kahira, Tunis, Fes, Marokko, Kordova u. f., waren berühmte Schulen, deren Wissenschaften sich auch den Persern, Indiern, einigen tatarischen Ländern, ja gar den Sinesen mitgeteilt haben und bis auf die Malayen hinab das Mittel geworden sind, wodurch Asien und Afrika zu einiger neueren Kultur gelangten. Dichtkunst und Philosophie, Geographie und Geschichte, Grammatik, Mathematik, Chemie, Arzneikunde sind von den Arabern getrieben worden, und in den meisten derselben haben sie als Erfinder und Verbreiter, mithin als wohltätige Eroberer auf den Geist der Völker gewirket.

Die *Dichtkunst* war ihr altes Erbteil, eine Tochter nicht der Kalifengunst, sondern der Freiheit. Lange

vor Mohammed hatte sie geblühet; denn der Geist der Nation war poetisch, und tausend Dinge erweckten diesen Geist. Ihr Land, ihre Lebensweise, ihre Wallfahrten nach Mekka, die dichterischen Wettkämpfe zu Okhad, die Ehre, die ein neuauftretender Dichter von seinem Stamme erhielt, der Stolz der Nation auf ihre Sprache, auf ihre Sagen, ihre Neigung zu Abenteuern, zur Liebe, zum Ruhm, selbst ihre Einsamkeit, ihre Rachsucht, ihr wanderndes Leben: alles dies munterte sie zur Poesie auf, und ihre Muse hat sich durch prächtige Bilder, durch stolze und große Empfindungen, durch scharfsinnige Sprüche und etwas Unermeßliches im Lobe und Tadel ihrer besungenen Gegenstände ausgezeichnet. Wie abgerissene, gen Himmel strebende Felsen stehen ihre Gesinnungen da; der schweigende Araber spricht mit der Flamme des Worts wie mit dem Blitz seines Schwertes, mit Pfeilen des Scharfsinns wie seines Köchers und Bogens. Sein Pegasus ist sein edles Roß, oft unansehnlich, aber verständig, treu und unermüdlich. Die Poesie der Perser dagegen, die, wie ihre Sprache, von der arabischen abstammt, hat sich, dem Lande und Charakter der Nation gemäß wohlüstiger, sanfter und fröhlicher, zu einer Tochter des irdischen Paradieses gebildet. Und obwohl keine von beiden die griechischen Kunstformen der Epopee, Ode, Idylle, am mindesten das Drama kennen, keine von beiden auch, nachdem

sie diese kennengelernt, solche hat nachahmen wollen oder dürfen, so hat sich doch eben deshalb die eigne Dichtergabe der Perser und Araber nur desto kenntlicher ausgebildet und verschönet. Kein Volk kann sich rühmen, so viele leidenschaftliche Beförderer der Poesie gehabt zu haben als die Araber in ihren schönen Zeiten; in Asien breiteten sie diese Leidenschaft selbst auf tatarische, in Spanien auf christliche Fürsten und Edle aus. Die *gaya ciencia* der limosinischen oder Provenzal-Dichtkunst ist diesen von ihren Feinden, den nachbarlichen Arabern, gleichsam aufgedrungen und aufgesungen worden, und so bekam allmählich, aber sehr rauh und langsam, Europa wieder ein Ohr für die feinere lebendige Dichtkunst.

Vorzüglich bildete sich unter dem morgenländischen Himmel der fabelhafteste Teil der Dichtkunst aus, das *Märchen*. Eine alte ungeschriebene Stammessage wird mit der Zeit schon ein Märchen, und wenn die Einbildung des Volks, das solche erzählt, fürs übertriebene, Unbegreifliche, Hohe und Wunderbare gestimmt ist, so wird auch das Gemeine zur Seltenheit, das Unbekannte zum Außerordentlichen erhoben, dem dann zu seiner Ergötzung und Belehrung der müßige Morgenländer im Zelt oder auf der Wallfahrt und im Kreise der Gesellschaft sein Ohr willig leihet. Schon zu Mohammeds Zeit kam ein persischer Kaufmann mit angenehmen Erzählungen unter die

Araber, von denen der Prophet befürchtete, daß sie die Märchen seines Koran übertreffen möchten; wie in der Tat die angenehmsten Dichtungen der orientalischen Phantasie persischen Ursprunges zu sein scheinen. Die fröhliche Geschwätzigkeit und Prachtliebe der Perser gaben ihren alten Sagen mit der Zeit eine eigne romantische Heldenform, die durch Geschöpfe der Einbildungskraft, meistens von Tieren des ihnen nahen Gebürges genommen, sehr erhöht ward. So entstand jenes Feenland, das Reich der Peri und Neri (für welche die Araber kaum einen Namen hatten), das auch in die Romane der mittleren Zeiten Europas reichlich kam. Von den Arabern wurden diese Märchen in sehr später Zeit zusammengereiht, da denn insonderheit die glänzende Regierung ihres Kalifen Harun al Raschid die Szene der Begebenheiten und diese Form für Europa ein neues Muster ward, die zarte Wahrheit hinter das Fabelgewand unglaublicher Begebenheiten zu verbergen und die feinsten Lehren der Klugheit im Ton der bloßen Zeitkürzung zu sagen.

Vom Märchen wenden wir uns zu seiner Schwester, der *Philosophie* der Araber, die sich, nach Art der Morgenländer, eigentlich über dem Koran gebildet und durch den übersetzten Aristoteles nur eine wissenschaftliche Form erlangt hat.

Da der reine Begriff von *einem* Gott der Grund der

ganzen Religion Mohammeds war, so läßt sich schwerlich eine Spekulation denken, die nicht mit diesem Begriff von den Arabern verbunden, aus ihr hergeleitet und in metaphysische Anschauung, auch in hohe Lobsprüche, Sentenzen und Maximen wäre gebracht worden. Die Synthese der metaphysischen Dichtung haben sie beinahe erschöpft und mit einer erhabnen Mystik der Moral vermählet. Es entstanden Sekten unter ihnen, die im Streit gegeneinander schon eine feine Kritik der reinen Vernunft übten, ja der Scholastik mittlerer Zeiten kaum etwas übrigließen als eine Verfeinerung der gegebenen Begriffe nach europäischen, christlichen Lehren. Die ersten Schüler dieser theologischen Metaphysik waren die Juden; späterhin kam sie auf die neuerrichteten christlichen Universitäten, auf welchen sich Aristoteles zuerst ganz nach arabischer, nicht nach griechischer Sehart zeigte und die Spekulation, Polemik und Sprache der Schule sehr gewetzt und verfeint hat. Der ungelehrte Mohammed teilt also mit dem gelehrtesten griechischen Denker die Ehre, der ganzen Metaphysik neuerer Zeiten ihre Richtung gegeben zu haben; und da mehrere arabische Philosophen zugleich Dichter waren, so ist in den mittlern Zeiten auch bei den Christen die Mystik der Scholastik stets zur Seite gegangen; denn beider Grenzen verlieren sich ineinander.

Die *Grammatik* ward von den Arabern als ein

Ruhm ihres Stammes getrieben, so daß man aus Stolz über die Reinheit und Schönheit der Sprache alle Worte und Formeln derselben aufzählte und schon in frühen Zeiten jener Gelehrte gar sechzig Kamele mit Wörterbüchern beladen konnte. Auch in dieser Wissenschaft wurden die Juden der Araber erste Schüler. Ihrer alten viel einfacheren Sprache suchten sie eine Grammatik nach arabischer Weise anzukünsteln, die bis auf die neuesten Zeiten auch unter den Christen in Übung blieb; dagegen man eben auch von der arabischen Sprache in unsern Zeiten ein lebendiges Vorbild genommen hat, zum natürlichen Verstande der ebräischen Dichtkunst zurückzukehren, was Bild ist, als Bild zu betrachten und tausend Götzenbilder einer falschen jüdischen Auslegungskunst hinwegzutun von der Erde.

Im Vortrage der *Geschichte sind* die Araber nie so glücklich gewesen als Griechen und Römer, weil ihnen Freistaaten, mithin die Übung einer pragmatischen Zergliederung öffentlicher Taten und Begebenheiten fehlte. Sie konnten nichts als trockne, kurze Chroniken schreiben oder liefen bei einzelnen Lebensbeschreibungen Gefahr, in dichterisches Lob ihres Helden und ungerechten Tadel seiner Feinde auszuschweifen. Der gleichmütige, historische Stil hat sich bei ihnen nicht gebildet: ihre Geschichten sind Poesie oder mit Poesie durchwebet; dagegen ihre

Chroniken und Erdbeschreibungen von Ländern, die sie kennen konnten und wir bis jetzt noch nicht kennengelernt haben, vom innern Afrika z.B., für uns noch nutzbar sind.²⁹⁸

Die entschiedensten Verdienste der Araber endlich betreffen die Mathematik, Chemie und Arzneikunde, in welchen Wissenschaften sie mit eignen Vermehrungen derselben die Lehrer Europas wurden. Unter Al Mamon schon wurde auf der Ebne Sanjar bei Bagdad ein Grad der Erde gemessen; in der Sternkunde, ob sie gleich dem Aberglauben sehr dienen mußte, wurden von den Arabern Himmelskarten, astronomische Tafeln und mancherlei Werkzeuge mit vielem Fleiß gefertigt und verbessert, wozu ihnen in ihrem weiten Reich das schöne Klima und der reine Himmel dienten. Die Astronomie wurde auf die Erdkunde angewandt; sie machten Landkarten und gaben eine statistische Übersicht mancher Länder lange vorher, ehe daran in Europa gedacht ward. Durch die Astronomie bestimmten sie die Zeitrechnung und nutzten die Kenntnis des Sternenlaufs bei der Schiffahrt; viele Kunstwörter jener Wissenschaft sind arabisch, und überhaupt steht der Name dieses Volks unter den Sternen *mit* dauerndem Charakteren geschrieben, als es irgend auf der Erde geschehen konnte. Unzählbar sind die Bücher ihres mathematischen, insonderheit astronomischen Kunstfleißes; die meisten derselben

liegen noch unbekannt oder ungebraucht da; eine ungeheure Menge hat der Krieg, die Flamme oder Unachtsamkeit und Barbarei zerstört. Bis in die Tatarei und die mogulischen Länder, ja bis ins abgeschlossene Tsina drangen durch sie die edelsten Wissenschaften des menschlichen Geistes; in Samarkand sind astronomische Tafeln verfaßt und Zeitepochen bestimmt worden, die uns noch jetzo dienen. Die Zeichen unsrer Rechenkunst, die Ziffern, haben wir durch die Araber erhalten; die Algebra und Chemie führen von ihnen den Namen. Sie sind die Väter dieser Wissenschaft, durch welche das menschliche Geschlecht einen neuen Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur, nicht nur für die Arzneikunst, sondern für alle Teile der Physik, auf Jahrhunderte hin erlangt hat. Da sie, ihr zugut, die Botanik minder trieben und die Anatomie, ihres Gesetzes halben, nicht treiben durften, so haben sie durch Chemie auf die Arzneimittel und auf die Bezeichnung der Krankheiten und Temperamente durch eine fast abergläubige Beobachtung der Äußerungen und Zeichen derselben desto mächtiger gewirkt. Was ihnen Aristoteles in der Philosophie, Euklides und Ptolemäus in der Mathematik waren, wurden Galenus und Dioskorides in der Arzneikunst; obwohl nicht zu leugnen ist, daß hinter den Griechen die Araber nicht nur Bewahrer, Fortpflanzer und Vermehrer, sondern freilich auch hie und da Verfälscher

der unentbehrlichsten Wissenschaften unsres Geschlechts wurden. Der morgenländische Geschmack, in welchem sie von ihnen getrieben waren, hing auch in Europa den Wissenschaften eine lange Zeit an und konnte nur mit Mühe von ihnen gesondert werden. Auch in einigen Künsten, z.B. der Baukunst, ist vieles von dem, was wir gotischen Geschmack nennen, eigentlich arabischer Geschmack, der sich nach den Gebäuden, die diese rohen Eroberer in den griechischen Provinzen fanden, in ihrer eignen Weise bildete, mit ihnen nach Spanien herüberkam und von da weiterhin sich fortpflanzte.

4. Endlich sollten wir noch von dem glänzenden und romantischen *Rittergeist* reden, den ohne Zweifel auch sie zu dem europäischen Abenteuergeist mischten; es wird sich dieser aber bald selbst zeigen.

VI

Allgemeine Betrachtung

Sehen wir zurück auf die Gestalt, die unser Weltteil durch die Wanderungen und Bekehrungen der Völker, durch Kriege und Hierarchie erlangt hatte: so werden wir eines kraftvollen, aber unbehülflichen Körpers, eines Riesen gewahr, dem nur sein Auge fehlte. Volkes gnug war in diesem westlichen Ende der Alten Welt; die von Üppigkeit entkräfteten Länder der Römer waren mit starken Körpern von einem gesunden Mute besetzt und hatten sich reich bevölkert.²⁹⁹ Denn in den ersten Zeiten des neuen Besitzes dieser Gegenden, ehe noch der Unterschied der Stände zu einem erblich-unterdrückenden Ansehn gelangte, war der rohen Gnügsamkeit dieser ungebildeten Völker mitten unter andern Nationen, die zu ihrer Bequemlichkeit lange gebauet und vorgearbeitet hatten, die eroberte römische Welt ein wahres Paradies. Sie achteten der Zerstörungen nicht, die ihre Züge veranlaßt und damit das Menschengeschlecht mehr als ein Jahrtausend zurückgesetzt hatten; denn man fühlt nicht den Verlust eines unbekanntes Gutes, und für den sinnlichen Menschen war der westliche Teil dieser Nordwelt auch mit dem schwächsten Rest seines

Anbaues doch in jedem Betracht mehr als sein altes Sarmatien, Scythien oder die fernere östliche Hunnenwelt. In den Verheerungen, die seit der christlichen Epoche entstanden, in den Kriegen, die diese Völker unter sich erregten, in den neuen Seuchen und Krankheiten, die Europa trafen, litt freilich das Menschengeschlecht in diesem Erdstrich; doch aber erlag es endlich durch nichts so sehr als durch die despotische Lehnherrschaft. Europa ward voller Menschen, aber voll leibeigner Knechte; die Sklaverei, die diese drückte, war um so härter, da sie eine christliche, durch politische Gesetze und das blinde Herkommen in Regeln gebrachte, durch Schrift bestätigte, an die Erdscholle gebundene Sklaverei war. Die Luft machte eigen; wer nicht durch Verträge entbunden oder durch seine Geburt ein Despot war, trat in den angeblich natürlichen Zustand der Zugehörigkeit oder der Knechtschaft.

Von Rom aus war dagegen keine Hülfe zu erwarten; seine Diener selbst hatten sich mit andern in die Herrschaft Europas geteilet, und Rom selbst gründete sich auf eine Menge geistlicher Sklaven. Was Kaiser und Könige frei machten, mußte, wie in den Ritterbüchern den Riesen und Lindwürmen, durch Freiheitbriefe entrissen werden; dieser Weg war also auch lang und beschwerlich. Die Kenntnisse, die das abendländische Christentum hatte, waren

ausgespendet und in Nutz verwandelt. Seine Popularität war eine elende Wortliturgie; die böse patristische Rhetorik war in Klöstern, Kirchen und Gemeinen ein zauberischer Seelendespotismus geworden, den der gemeine Haufe mit Geißel und Strick, ja büßend mit dem Heu im Munde auf Knien verehrte. Wissenschaften und Künste waren dahin; denn unter den Gebeinen der Märtyrer, dem Geläut der Glocken und Orgeln, dem Dampf des Weihrauchs und der Fegefeuergebete wohnen keine Musen. Die Hierarchie hatte mit ihren Blitzen das freie Denken erstickt, mit ihrem Joch jede edlere Betriebsamkeit gelähmet. Den Duldenden wurde Belohnung in einer andern Welt gepredigt; die Unterdrücker waren gegen Vermächtnisse ihrer Losprechung in der Todesstunde sicher: das Reich Gottes auf Erden war verpachtet.

Außerhalb der römischen Kirche war in Europa kein Heil. Denn an die verdrängten Völker, die an den Ecken der Welt in kläglichem Zustande saßen, nicht zu gedenken, konnte man weder vom griechischen Kaisertum, noch weniger von dem einzigen Reich, das sich östlich in Europa außerhalb dem Gebiet des römischen Papstes und Kaisers zu bilden angefangen hatte, etwas erwarten.³⁰⁰ Also blieb dem westlichen Teile nichts übrig als er selbst oder die einzige südliche-Nation, bei welcher eine neue Sprosse der Aufklärung blühte, die Mohammedaner. Mit ihnen kam

Europa bald und lange, und an seinen empfindlichsten Teilen, ins Gedränge; in Spanien dauerte der Konflikt sogar bis auf die Zeit der völligen Aufhellung Europas. Was war der Kampfpreis? Und wem ist der Sieg geworden? Die neuerregte Tätigkeit der Menschen war ohne Zweifel der beste Preis des Sieges.

Zwanzigstes Buch

Wenn man die Kreuzzüge, die Europa nach dem Orient tat, mit Recht als die Epoche einer großen Veränderung in unserm Weltteil ansiehet, so hüte man sich, sie auch als die einzige und erste Quelle derselben zu betrachten. Sie waren nichts als eine tolle Begebenheit, die Europa einige Millionen Menschen kostete und in den Zurückkehrenden größtenteils nicht aufgeklärte, sondern losgebundene, freche und üppige Menschen zurückbrachte. Das Gute, das zu ihrer Zeit geschah, kam meistens von Nebenursachen her, die in dieser Epoche ein freieres Spiel gewannen und doch auch in manchem Betracht ein sehr gefährliches Gute erzeugten. Überdem steht keine Weltbegebenheit allein da; in vorhergehenden Ursachen, im Geist der Zeiten und Völker gegründet, ist sie nur als das Zifferblatt zu betrachten, dessen Zeiger von innern Uhrgewichten geregt wird. Wir fahren also fort, das Triebwerk Europas im ganzen zu bemerken, wie jedes Rad in ihm zu einem allgemeinen Zweck mitwirkte.

I

Handelsgeist in Europa

Vergebens hatte die Natur diesen kleinen Weltteil nicht mit soviel Küsten und Buchten begrenzt, nicht mit soviel schiffbaren Strömen und Meeren durchzogen; von den ältesten Zeiten an waren auf diesen die anwohnenden Völker rege. Was den südlichen Europäern das Mittelländische Meer gewesen war, ward den Nordländern die Ostsee: ein früher Übungsplatz der Schifffahrt und des Verkehrs der Völker. Außer den Galen und Kymren sahen wir Friesen, Sachsen, insonderheit Normänner alle west- und nördliche Meere, ja auch die Mittelländische See durchstreifen und mancherlei Böses und Gutes bewirken. Von gehöhlten Kielen stiegen sie zu großen Schiffen, wußten die hohe See zu halten und sich aller Winde zu bedienen, so daß noch jetzt in allen europäischen Sprachen die Striche des Kompasses und viele Benennungen des Seewesens deutsche Namen sind. Insonderheit war der Bernstein das kostbare Spielzeug, das Griechen, Römer und Araber an sich zog und die Nordwelt der Südwelt bekannt machte. Durch Schiffe aus Massilien (Marseille) ward er über den Ozean, landwärts über Karnunt zum Adriatischen, auf dem Dnepr

zum Schwarzen Meere in unglaublicher Menge geführt; vor allen andern blieb der Weg zum Schwarzen Meer die Straße des Völkerverkehrs zwischen der Nord-, Süd- und Ostwelt.³⁰¹ Am Ausflusse des Dons und Dneprs waren zwei große Handelsplätze: Asow (Tanais, Asgard) und Olbia (Borysthenes, Alfheim), die Niederlagen der Waren, die aus der Tatarei, Indien, Tsina, Byzanz, Ägypten, meistens durch Tauschhandel, ins nördliche Europa gingen: auch als der bequemere Weg über das Mittelländische Meer besucht ward, über die Zeit der Kreuzzüge hinaus, blieb dieser nordöstliche Handel gangbar. Seitdem die Slawen einen großen Teil der baltischen Küste besaßen, wurden von ihnen längs derselben blühende Handelsstädte errichtet; die deutschen Völker auf den Inseln und der gegenseitigen Küste wetteiferten mit ihnen und ließen nicht eher ab, als bis des Gewinnes und Christentums willen dieser Handel der Slawen zerstört war. Jetzt suchten sie in ihre Stelle zu treten, und es kam allmählich, längst vor dem eigentlichen hanseatischen Bunde, eine Art von Seerepublik, ein *Verein handelnder Städte* zustande, der späterhin sich zur großen Hansa aufschwang. Wie es in Norden zu den Zeiten des Raubes Seekönige gegeben hatte, so erzeugte sich jetzt ein weitverbreiteter, aus vielen Gliedern zusammengesetzter Handelsstaat, auf echte Grundsätze der Sicherheit und Gemeinhülfe gebauet,

wahrscheinlich ein Vorbild des künftigen Zustandes aller handelnden europäischen Völker. An mehr als einer nördlichen Seeküste, vorzüglich aber und am frühesten in Flandern, das mit deutschen Kolonisten besetzt war, blüheten Fleiß und nutzbare Gewerbe.

Freilich aber war die innere Verfassung dieses Weltteils dem aufstrebenden Fleiße seiner Bewohner nicht die bequemste, indem nicht nur die Verwüstungen der Seeräuber fast an allen Küsten oft den besten Anlagen ein trauriges Ende machten, sondern auch zu Lande der Kriegesgeist, der noch in den Völkern tobte, und die aus ihm entstandene Lehnverfassung ihm tausend Hindernisse entgegenlegte. In den ersten Zeiten, nachdem sich die Barbaren in die Länder Europas geteilt hatten, als noch eine mehrere Gleichheit unter den Gliedern der Nationen, auch eine mildere Behandlung der alten Einwohner bestand, da fehlte dem allgemeinen Fleiße nichts als Aufmunterung, die ihm auch, wenn mehrere Theodorichs, Karl und Alfred gelebt hätten, nicht entgangen wäre. Als aber alles unter das Joch der Leibeigenschaft geriet und ein erblicher Stand sich zu seiner Völlerei und Pracht des Schweißes und Fleißes seiner Untersassen anmaßete, sich selbst aber jedes nützlichen Gewerbes schämte; als jede kunstfleißige Seele erst durch Gnadenbriefe oder Zins von Dämons Gewalt erlöst werden mußte, um ihre Kunst nur treiben zu dürfen: da lag freilich

alles in harten Banden. Einsehende Regenten taten, was sie konnten: sie stifteten Städte und begnadeten sie; sie nahmen Künstler und Handwerker unter ihren Schutz, zogen Kaufleute, ja selbst die ebräischen Wucherer unter ihre Gerichtsbarkeit, erließen jenen die Zölle, gaben diesen oft schädliche Handelsfreiheiten, weil sie des jüdischen Geldes bedurften; bei dem allen aber konnte unter vorgenannten Umständen auf dem festen Lande Europas noch kein freier Gebrauch oder Umlauf des menschlichen Fleißes zustande kommen. Alles war abgeschlossen, zerstückt, bedrängt, und nichts war also natürlicher, als daß die südliche Behendigkeit und Wohlgelegenheit der nordischen Emsigkeit auf eine Zeit vortrat. Nur aber auf eine Zeit; denn alles, was Venedig, Genua, Pisa, Amalfi getan haben, ist innerhalb dem Mittelländischen Meer geblieben; den nordischen Seefahrern gehörte der Ozean und mit dem Ozean die Welt.

Venedig war in seinen Lagunen wie Rom entstanden. Zuerst der Zufluchtsort derer, die bei den Streitereien der Barbaren auf unzugängliche, arme Inseln sich retteten und, wie sie konnten, nährten; sodann mit dem alten Hafen von Padua vereinigt, verband es seine Flecken und Inseln, gewann eine Regierungsform und stieg von dem elenden Fisch- und Salzhandel, mit welchem es angefangen hatte, auf einige

Jahrhunderte zur ersten Handelsstadt Europas, zum Vorratshause der Waren für alle umliegende Länder, zum Besitztum mehrerer Königreiche und noch jetzt zur Ehre des ältesten, nie eroberten Freistaates empor. Es erweist durch seine Geschichte, was mehrere Handelsstaaten erwiesen haben, daß man von nichts zu allem kommen und sich auch vor dem nahesten Ruin sichern könne, solange man unablässigen Fleiß mit Klugheit verbindet. Spät wagte es sich aus seinen Morästen hervor und suchte, wie ein scheues Tier des Schlammes, am Strande des Meers einen kleinen Erdstrich, tat sodann einige Schritte weiter und stand, um die Gunst des reichsten Kaisertums bemüht, seinen schwachen Exarchen zu Ravenna bei. Dafür erhielt es denn, was es gewünscht hatte, die ansehnlichsten Freiheiten in diesem Reiche, bei welchem damals der Haupthandel der Welt war. Sobald die Araber um sich griffen und mit Syrien, Ägypten, ja fast allen Küsten des Mittelländischen Meers auch den Handel derselben sich zueigneten, stand zwar Venedig ihren Angriffen aufs Adriatische Meer kühn und glücklich entgegen, ließ sich aber auch zu rechter Zeit mit ihnen in Verträge ein und ward durch solche mit ungemeßnem Vorteil die Verhändlerin alles morgenländischen Reichtums. über Venedig kamen also Gewürze, Seide, alle östliche Waren der Üppigkeit in so reichem Maß nach Europa, daß beinahe die ganze

Lombardei die Niederlage derselben und nebst den Juden die Venetianer und Lombarden die Unterhändler der gesamten Abendwelt wurden. Der nutzbarere Handel der Nordländer litt damit auf eine Zeitlang, und nun faßte, von den Ungarn und Avarn gedrängt, das reiche Venedig auch einen Fuß auf dem festen Lande. Indem sie es weder mit den griechischen Kaisern noch mit den Arabern verdarben, wußten sie Konstantinopel, Aleppo und Alexandrien zu nutzen und setzten mit fürchtendem Eifer sich den Handelsanlagen der Normänner so lange entgegen, bis auch diese in ihren Händen waren. Eben die Waren der Üppigkeit, die sie und ihre Nebenbuhlerinnen aus Orient brachten, der Reichtum, den sie dadurch erwarben, nebst den Sagen der Pilgrime von der Herrlichkeit der Morgenländer, fachten einen großem Neid in den Gemütern der Europäer über die Besitzungen der Mohammedaner an als das Grab Christi; und als die Kreuzzüge ausbrachen, war niemand, der so vielen Vorteil davon zog als eben diese italienische Handelsstädte. Viele Heere schifften sie über, führten ihnen Lebensmittel zu und gewannen damit nicht nur unsägliche Summen, sondern auch in den neueroberten Ländern neue Freiheiten, Handelsplätze und Besitztümer. Vor allen andern war Venedig glücklich; denn da es ihm gelang, mit einem Heer von Kreuzfahrern Konstantinopel einzunehmen und ein lateinisches

Kaisertum in demselben zu errichten, teilte es sich mit seinen Bundesgenossen in den Raub so vorteilhaft, daß diese wenig und das Wenige auf eine unsichere, kurze Zeit, sie aber alles, was ihnen zum Handel diente, die Küsten und Inseln Griechenlandes, bekamen. Lange haben sie sich in diesem Besitz erhalten und ihn noch ansehnlich vermehret; allen Gefahren, die ihnen Nebenbuhler und Feinde legten, wußten sie glücklich oder vorsichtig zu entweichen, bis eine neue Ordnung der Dinge, die Fahrt der Portugiesen um Afrika und der Einbruch des türkischen Reichs in Europa, sie in ihr Adriatisches Meer einschränkte. Ein großer Teil der Beute des griechischen Reichs, der Kreuzfahrten und des morgenländischen Handels ist in ihre Lagunen zusammengeführt; die Früchte davon in Gutem und Bösen sind über Italien, Frankreich und Deutschland, zumal den südlichen Teil desselben, verbreitet worden. Sie waren die Holländer ihrer Zeit und haben sich, außer ihrem Handelsfleiß, außer mehreren Gewerben und Künsten, am meisten durch ihre daurende Regierungsform ins Buch der Menschheit eingezeichnet.³⁰²

Früher als Venedig gelangte *Genua* zu großem Handel und eine Zeitlang zur Herrschaft des Mittelländischen Meeres. Es nahm an dem griechischen, nachher an dem arabischen Handel teil, und da ihm

daran gelegen war, das Mittelländische Meer sicher zu halten, so hatte es sich nicht nur der Insel Korsika, sondern auch, mit Hülfe einiger christlich-spanischen Fürsten, mehrerer Plätze in Afrika bemächtigt und gebot den Seeräubern Friede. Bei den Kreuzzügen war es sehr wirksam: die Genueser unterstützten die Heere mit ihrer Flotte, halfen bei dem ersten Zuge Antiochien, Tripolis, Cäsarea, Jerusalem miterobern, so daß sie, außer einer rühmlichen Dankschrift über dem Altar in der Kapelle des Heiligen Grabes, mit ausgezeichneten Freiheiten in Palästina und Syrien belohnt wurden. Im Handel mit Ägypten waren sie Nebenbuhler der Venetianer; vorzüglich aber herrscheten sie auf dem Schwarzen Meer, wo sie die große Handelsstadt Kaffa, den Versammlungsort der Waren, die aus der Ostwelt den Weg zu Lande genommen hatten, besaßen und in Armenien, ja bis tief in die Tatarei ihre Niederlagen und Handelsverkehr hatten. Lange beschützten sie Kaffa nebst den Inseln des Archipelagus, die sie besaßen, bis die Türken Konstantinopel erobert hatten und ihnen das Schwarze Meer, sodann auch den Archipelagus schlossen. Mit Venedig führten sie lange und blutige Kriege; mehrmals brachten sie diese Republik dem Verderben nahe, und Pisa haben sie gar zugrunde gerichtet; bis endlich es den Venetianern gelang, die genuesische Macht zu Chiozza einzuschließen und den Fall ihrer Größe zu

vollenden.

Amalfi, Pisa und mehrere Städte des festen Landes in Italien nahmen mit Genua und Venedig am morgenländisch-arabischen Handel teil. Florenz machte sich unabhängig und vereinte Fiesole mit sich; Amalfi durfte in allen Staaten des ägyptischen Kalifen frei handeln; vorzüglich aber waren Amalfi, Pisa und Genua die Seemächte des Mittelländischen Meeres. Die Küsten von Frankreich und Spanien suchten am Handel der Levante auch teilzunehmen, und die Pilger aus beiden Ländern zogen nicht minder des Gewinnes als der Andacht wegen dahin. Dies war die Lage des südlichen Europa gegen die Besitzungen der Araber; den Küsten Italiens insonderheit lagen sie wie ein Garten voll Spezereien, wie ein Feenland voll Reichtümer vor Augen. Die italienischen Städte, die bei den Kreuzzügen mitzogen, suchten nicht den Leichnam des Herren, sondern die Gewürze und Schätze an seinem Grabe. Die Bank zu Tyrus war ihr Gelobtes Land, und was sie irgend vornahmen, lag auf ihrem ordentlichen, seit Jahrhunderten betretenen Handelswege.

So vergänglich nun das Glück war, das dieser fremde Reichtum seinen Gewinnern bringen konnte, so war er doch zur ersten Blüte der italienischen

Kultur vielleicht unentbehrlich. Durch ihn lernte man eine weichere, bequemere Lebensart kennen und konnte sich, statt der groben, wenigstens durch eine feinere Pracht unterscheiden. Die vielen großen Städte Italiens, die an ihre abwesenden schwachen Oberherren jenseit der Alpen nur durch schwache Bande geknüpft waren und alle nach der Unabhängigkeit strebten, gewannen über den rohen Bewohner der Burg oder des Raubschlosses dadurch mehr als eine Übermacht; denn entweder zogen sie ihn durch Bande der Üppigkeit und des vermehrten gemeinschaftlichen Wohllebens in ihre Mauern und machten ihn zum friedlichen Mitbürger, oder sie bekamen durch ihre vermehrte Volksmenge bald Kraft genug, seine Burg zu zerstören und ihn zu einer friedlichen Nachbarschaft zu zwingen. Der aufkeimende Luxus erweckte Fleiß, nicht nur in Manufakturen und Künsten, sondern auch im Landbau: die Lombardei, Florenz, Bologna, Ferrara, die neapolitanischen und sizilischen Küsten wurden in der Nachbarschaft reicher, größer und fleißiger Städte wohlangebaute, blühende Felder; die Lombardei war ein Garten, als ein großer Teil von Europa noch Weide und Wald war. Denn da diese volkreichen Städte vom Lande ernährt werden mußten und der Landeigentümer bei dem erhöhten Preise der Lebensmittel, die er zuführte, mehr gewinnen konnte, so mußte er es zu gewinnen suchen, wenn er

im Gange der neuen Üppigkeit mitleben wollte. So weckte eine Tätigkeit die andre und hielt sie in Übung; notwendig kam mit diesem neuen Lauf der Dinge auch Ordnung, Freiheit des Privateigentums und eine gesetzmäßige Einrichtung mehr empor. Man mußte sparen lernen, damit man vertun könne; die Erfindung der Menschen schärfte sich, indem einer dem andern den Preis abgewinnen wollte; jeder einst sich selbst gelassene Haushälter ward jetzt gewissermaße selbst Kaufmann. Es war also nichts als Natur der Sache, daß das schöne Italien mit einem Teil des Reichtums der Araber, der durch seine Hände ging, auch zuerst die Blüte einer neuen Kultur zeigte.

Freilich aber war's nur eine flüchtige Blüte. Der Handel verbreitete sich und nahm einen andern Weg; Republiken verfielen, üppige Städte wurden übermütig und mit sich selbst uneins; das ganze Land ward mit Parteien erfüllet, unter welchen unternehmende Männer und einzelne mächtige Familien sich hoch emporschwangen. Krieg, Unterdrückung kam hinzu; und da durch Üppigkeit und Künste der Kriegsgeist, ja Redlichkeit und Treue verbannt waren, wurde eine Stadt, ein Gebiet nach dem andern die Beute auswärtiger oder innerlicher Tyrannen; die Austeilerin dieses süßen Giftes, Venedig selbst, konnte sich nur durch die strengsten Maßregeln vor dem Untergange bewahren. Indessen darf jede Triebfeder menschlicher Dinge

des Rechts genießen, das ihr gehöret. Zum Glück für Europa war diese Üppigkeit damals nichts weniger als allgemein, und sein größter Teil mußte dem baren Gewinn der Lombarden nur dienen; dem entgegen regelte sich noch mächtig ein anderer, der Rittergeist, uneigennützig und nur für den Gewinn der Ehre alles unternehmend. Lasset uns sehen, aus welchen Keimen diese Blüte entsproset sei, was sie genähret und was sie, den Handelsgeist einschränkend, für Früchte getragen habe.

II

Rittergeist in Europa

Alle deutsche Stämme, die Europa überzogen, waren Kriegersleute, und da die Reuterei der beschwerlichste Teil des Kriegsdienstes war, so konnte es nicht fehlen, daß diese nicht zu einer reichen Entschädigung ihrer Reuterübungen gelangte. Bald gab es eine *Reuterzunft*, die ihren Beruf ordnungsmäßig lernte; und da diese das Gefolge der Anführer. Herzoge oder Könige ward, so entstand natürlich an ihrem Hoflager eine Art Kriegsschule, in der die Knappen ihre Lehrjahre aushalten, vielleicht auch nach solchen als gelernte Reuter auf Ebenteuer als auf ihr Handwerk ausziehen mußten und, wenn sie sich in diesen wohl gehalten hatten, entweder als Altgesellen mit Meisterrecht fernerhin dienen oder selbst als Reutermeister andre Knappen in die Lehre nehmen konnten.

Schwerlich hat das ganze Ritterwesen einen andern Ursprung als diesen. Die deutschen Völker, die alles zunftmäßig behandelten, mußten es vorzüglich bei der Kunst tun, die sie allein verstanden; und eben weil dies ihre einzige und Hauptkunst war, so legten sie ihr alle Ehre bei, die sie als Unwissende andern nicht zuerkennen konnten. Alle Gesetze und Regeln des

Rittertums sind in diesem Ursprunge enthalten.³⁰³

Dies Reutergefolge nämlich war *Dienst*, mithin war Angelobung der Treue, sowohl beim Knappen als Ritter, die erste Pflicht, die er seinem Herrn leistete. Roß- und Streitübungen waren die Schule desselben, aus welchen nachher, nebst andern sogenannten Ritterdiensten, Kampfspiele und Turniere entstanden. Bei Hofe mußte der junge Reuterknabe um die Person des Herren und der Frau sein und Hofdienste leisten; daher die Pflichten der Höflichkeit gegen Herren und Damen, die er zunftmäßig lernte. Und da er außer Roß und Waffen noch etwas Religion und Frauenhuld gebrauchte, so lernte er jene nach einem kurzen Brevier und bewarb sich um diese nach Sitten und Kräften. Hiemit war das Rittertum eingerichtet, das aus einem blinden Glauben an die Religion, aus einer blinden Treue gegen seinen Herren, sofern dieser nur nichts Zunftwidriges begehrte, aus Höflichkeit im Dienst und aus Artigkeit gegen die Frauen bestand, außer welchen Tugenden des Ritters Kopf und Herz von Begriffen und Pflichten frei bleiben durfte. Die niedern Stände waren nicht seinesgleichen; was der Gelehrte, der Künstler und Werkmann lernte, durfte er als dienender und ausgelernter Reuter verachten.

Offenbar ist's, daß dies Kriegshandwerk zu einer frechen Barbarei ausarten mußte, sobald es in ein erbliches Recht überging und der gestrenge, feste Ritter

von der Wiege an ein edelgeborner Junker war; einsehenden Fürsten, die ein dergleichen müßiges Gefolg an ihren Höfen nährten, lag also selbst daran, diesen Beruf einigermaßen zu kultivieren, ihm einige Ideen aufzupropfen und zur Sicherheit ihres eigenen Hofes, Geschlechts und Landes die edlen Buben Sitte zu lehren. Daher kamen die härteren Gesetze, mit welchen jede Niederträchtigkeit bei ihnen verpönt ward; daher die edleren Pflichten des Schutzes der Unterdrückten, der Beschirmung jungfräulicher Unschuld, des Edelmutts gegen Feinde u. f., durch welche man ihren Gewalttätigkeiten zuvorkommen, ihren harten und rohen Sinn mildern wollte. Auf treue Gemüter machten diese Ordensregeln, die ihnen von Jugend auf eingeprägt wurden, einen festen Eindruck; man erstaunt vor der Biederkeit und Treue, die jene edle Ritter in Worten und Werken fast mechanisch äußern. Biagsamkeit des Charakters, Vielseitigkeit der Ansicht einer Sache, Fülle der Gedanken ist nicht ihr Fehler; daher auch die Sprache des Mittelalters so zeremonienreich, fest und förmlich dahertritt, daß sie sich in einem ehernen Panzer um zwei oder drei Gedanken, gleichsam selbst ritterlich, zu bewegen scheint.

Von zweien Enden der Erde traten Ursachen zusammen, die dieser Rittergestalt mehr Leben und Beweglichkeit gaben; Spanien, Frankreich, England und Italien, am meisten aber Frankreich wurden das Feld

dieser feinem Ritterbildung.

1. Den *Arabern* ist ihrem Stammes- und Landescharakter nach von jeher ein irrendes Rittertum, mit zarter Liebe gemischt, gleichsam erbeigentümlich gewesen. Sie suchten Abenteuer, bestanden Zweikämpfe, rächten jeden Flecken einer Beschimpfung ihrer selbst oder ihres Stammes mit dem Blute des Feindes. An eine harte Lebensart und geringe Kleidung gewöhnt, hielten sie ihr Roß, ihr Schwert und die Ehre ihres Geschlechts über alles teuer. Da sie nun auf den Wanderungen ihrer Gezelte zugleich Abenteuer der Liebe suchten und sodann Klagen über die Entfernung der Geliebten in der von ihnen so hochgeachteten Sprache der Dichtkunst aushauchten, so ward es bald zur regelmäßigen Form ihrer Gesänge, den Propheten, sich selbst, den Ruhm ihres Stammes und den Preis ihrer Schöne zu besingen, wobei sie an sanfte Übergänge eben nicht dachten. Bei ihren Eroberungen waren die Zelte der Weiber mit ihnen; die beherztesten feuerten sie an in ihren Gefechten; diesen also legten sie auch die Beute ihres Sieges zu Füßen; und weil von Mohammed an die Weiber in die Bildung des arabischen Reichs vielen Einfluß gehabt hatten und der Morgenländer im Frieden kein anderes Vergnügen als Spiele der Kurzweil oder Zeitvertreib mit Weibern kenne, so wurden in Spanien zur Zeit der

Araber ritterliche Feste in Gegenwart der Damen, z.B. das Schießen mit dem Wurfrohr nach dem Ringe innerhalb der Schranken und andre Wettkämpfe, mit vielem Glanz und Aufwande gefeiert, Die Schönen munterten den Kämpfer auf und belohnten ihn mit Kleinod, Schärpe oder einem Kleidungsstück, von ihrer Hand gewirket; denn ihnen zur Ehre wurden diese Lustbarkeiten gefeiert, und das Bild der Dame des Siegers hing vor allen Augen, mit den Bildern der von ihm besiegten Ritter umhänget, da. Farben, Devisen und Kleider bezeichneten die Banden der Kämpfenden, Lieder besangen diese Feste, und der Dank der Liebe war der schönste Gewinn des Siegers. Offenbar sind also von Arabern die feinem Gebräuche des Rittertums nach Europa gebracht worden; was bei den schwergerüsteten Nordhelden Handwerkssitte ward oder bloße Dichtung blieb, war bei jenen Natur, leichtes Spiel, fröhliche Übung.³⁰⁴

In Spanien also, wo jahrhundertlang Goten und Araber nebeneinander wohnten, kam dieser leichtere Rittergeist zuerst unter die Christen. Hier kommen nicht nur die ältesten christlichen Orden zum Vorschein, die gegen Mauren oder zum Geleit der Pilger nach Kompostell oder endlich zur Freude und Lust aufgerichtet wurden, sondern es hat auch der Rittergeist sich dem Charakter der Spanier so tief eingepreget, daß, völlig nach arabischer Weise, selbst die

irrenden und die Ritter der Liebe bei ihnen nicht bloße Geschöpfe der Einbildungskraft waren. Die Romanzen, d. i. historische Lieder, insonderheit ihrer Ritter- und Liebesbegebenheiten (vielleicht auch der Roman, der älteste Amadis z.B.), sind Gewächse ihrer Sprache und Denkart, in welcher noch in einer späten Zeit Cervantes den Stoff zu seinem unvergleichlichen Nationalroman Don Quixote de la Mancha fand. Vorzüglich aber hat sich sowohl hier als in Sizilien, den beiden Gegenden, die die Araber am längsten besaßen, ihr Einfluß in die *fröhliche Dichtkunst* gezeigt.

305

In jenem Erdstrich nämlich, den bis zum Ebro Karl der Große den Arabern abgewann und mit Limosinern, d. i. mit Einwohnern aus Südfrankreich, besetzte, bildete sich mit der Zeit dies- und jenseit der Pyrenäen in arabischer Nachbarschaft die erste Poesie neuerer Muttersprachen Europas, die *Provenzal- oder limosinische Dichtkunst*. Tenzonen, Sonette, Idyllen, Villanescas, Sirventes, Madrigale, Kanzonen und andre Formen, die man zu sinnreichen Fragen, Gesprächen und Einkleidungen über die Liebe erfand, gaben, da alles in Europa Hof- oder Meisterrecht haben mußte, zu einem sonderbaren Tribunal, *dem Hof der Liebe* (Corte de Amor), Anlaß, an welchem Ritter und Damen, Könige und Fürsten als Richter und Parteien Anteil nahmen. Vor ihm bildete sich die

gaya ciencia, die Wissenschaft der Trobadoren, die zuerst eine Liebhaberei des höchsten Adels war und nur mit der Zeit, nach europäischer Weise als eine Hoflustbarkeit betrachtet, in die Hände der Contadores, Truanes und Bufones, d. i. der Märchenerzähler, Possenreißer und Hofnarren, geriet, wo sie sich selbst verächtlich machte. In ihren ersten blühenden Zeiten hatte die Dichtkunst der Provenzalen eine sanftharmonische, rührende und reizende Anmut, die den Geist und das Herz verfeinte, Sprache und Sitten bildete, ja überhaupt die Mutter aller neuem europäischen Dichtkunst ward. Über Languedoc, Provence, Barcelona, Arragonien, Valencia, Murcia, Majorca, Minorca hatte sich die limosinische Sprache verbreitet; in diesen schönen vom Meer gekühlten Ländern stieg der erste Hauch seufzender oder fröhlicher Liebe auf. Die spanische, französische und italienische Poesie sind ihre Töchter; Petrarca hat von ihr gelernt und mit ihr gewetteifert; unsre Minnesinger sind ein später und härterer Nachklang derselben, ob sie gleich unstreitig zum Zartesten unsrer Sprache gehören. Aus Italien und Frankreich nämlich hatte der allgemein verbreitete Rittergeist einige dieser Blüten auch über die Alpen nach Schwaben, Österreich, Thüringen mit hinübergeweht; einige Kaiser aus dem Staufischen Hause und Landgraf Hermann von Thüringen hatten daran Vergnügen gefunden, und mehrere deutsche Fürsten, die

man sonst nicht kennen würde, haben ihre Namen durch einige Gesänge in dieser Manier fortgebreitet. Indessen verartete diese Kunst bald und ging, wie in Frankreich zum losen Handwerk herumziehender Jongleurs, so in Deutschland zur Meistersängerei über. In Sprachen, die, wie die provenzalische selbst, aus der lateinischen entstanden waren und romanische hießen, konnte sie besser wurzeln und hat von Spanien aus über Frankreich und Italien bis nach Sizilien hin weit lebhaftere Früchte getragen. In Sizilien, auf ehemals arabischem Boden, erstand, wie in Spanien, die erste italienische Dichtkunst.

2. Was die Araber von Süden anfangen, dazu trugen von Norden aus die *Normänner* in Frankreich, England und Italien noch mächtiger bei. Als ihr romantischer Charakter, ihre Liebe zu Abenteuern, Heldensagen und Ritterübungen, ihre nordische Hochachtung gegen die Frauen mit dem feineren Rittertum der Araber zusammentraf, so gewann solches damit für Europa Ausbreitung und Haltung. Jetzt kamen die Sagen, die man Romane nennet und deren Grund längst vor den Kreuzzügen da war, mehr in Gang; denn von Jeher hatten alle deutsche Völker das Lob ihrer Helden gepriesen; diese Gesänge und Dichtungen hatten sich auch in den Jahrhunderten der tiefsten Dunkelheit an den Höfen der Großen, ja selbst in

Klöstern erhalten; ja, je mehr die echte Geschichte verschwand, desto mehr hatten sich die Köpfe der Menschen zur geistlichen Legende oder zur Roman- sage geformet. Von den ersten Jahrhunderten des Christentums an findet man daher diese Übung der menschlichen Einbildungskraft mehr als jede andre im Gange, zuerst auf griechisch-afrikanische, mit der Zeit auf nordisch-europäische Weise; Mönche, Bischöfe und Heilige hatten sich ihrer nicht geschämmt; ja es mußten Bibel und wahre Geschichte selbst Roman werden, wenn man sie anhören sollte. So entstand der Prozeß Belials mit Christo, so die allegorischen und mystischen Einkleidungen aller Tugenden und Pflichten, so die geistlich-theatralischen Moralitäten und Possenspiele. Bei diesem allgemeinen Geschmack des Zeitalters, der aus Unwissenheit, Aberglauben und einer autgeregten Phantasie entsprang, waren Sagen, und *Märchen* (contes et fabliaux) die einzige Nahrung des Geistes der Menschen, und dem Ritterstande waren Heldensagen die liebsten. In Frankreich, dem Mittelpunkt dieser Kultur, wählte man natürlicherweise die ihm eigentümlichsten Gegenstände nach beiden Richtungen, die hier zusammentrafen. Der Zug Karls des Großen gegen die Sarazenen, mit allen Abenteuern, die in den Pyrenäen geschehen sein sollten, war die eine Richtung; was sich im Lande der Normänner, in der Bretagne, an alten Sagen von König Artus

vorfand, war die andre. In jenen brachte man aus der späteren französischen Verfassung die zwölf Pairs nebst aller Herrlichkeit, die man von Karl und seinen Rittern, samt aller Wildheit, die man von den sarazenischen Heiden zu sagen hatte. Ogier, der Däne, Huon von Bordeaux, die Aimonskinder, viele Sagen der Pilgrimschaften und Kreuzzüge kamen mit in seine Geschichte; allemal aber waren die interessantesten Personen und Begebenheiten aus der limosinischen Gegend, Guienne, Languedoc, Provence und dem Teile von Spanien, wo die provenzalische Dichtkunst blühte. Die zweite Richtung der Sagen, von Artus und seinem Hofe, ging über das Meer hin nach Cornwallis oder vielmehr in ein utopisches Land, in welchem man sich eine eigne Gattung des Wunderbaren erlaubte. Der Spiegel der Ritterschaft ward in diesen Romanen hell polieret; in den verschiedenen Stufen und Charakteren der Mitgenossen an der runden Tafel wurden die Fehler und Tugenden dieses Hofstaats sehr klar gezeichnet, wozu in einer so alten Zeit und unbeschränkten Welt, als die Artusromane zum Gebiet hatten, viel Raum war. Endlich entstand aus beiden eine dritte Gattung der Romane, von welcher keine französische und spanische Provinz ausgeschlossen blieb. Poitou, Champagne, die Normandie, der Ardenner Wald, Flandern, ja Mainz, Kastilien, Algarbien gaben Ritter und Szenen zum Schauplatz her; denn

die Unwissenheit des Zeitalters und die Gestalt, in welcher damals die Geschichte des Altertums erschien, erlaubte, ja gebot diese Mischung aller Zeiten und Länder. Troja und Griechenland, Jerusalem und Trapezunt, was man in neuen Gerüchten hörte oder von alten wußte, floß zur Blume der Ritterschaft zusammen, und vor allem ward die Abstammung von Troja ein Geschlechtsruhm, von welchem alle Reiche und Völker in Europa mit ihren Königen und größten Rittern überzeugt waren. Mit den Normännern ging das Romanwesen nach England und Sizilien über; beide Gegenden gaben ihm neue Helden und neuen Stoff; nirgend indes ist's so glücklich als in Frankreich gediehen. Durch die Zusammenkunft vieler Ursachen hatte sich Lebensart, Sprache, Poesie, ja gar die Moral und Religion der Menschen diesem Geschmack gleichsam zugebildet.³⁰⁶

Denn wenn wir aus dem Gebiet der Fabel ins Land der Geschichte treten: in welchem Reich Europas hat sich die Blüte der Ritterschaft schöner als in Frankreich gezeigt? Seitdem mit dem Verfall der Karlinger soviel Höfe kleiner Potentaten, der Herzoge, Grafen und Barone, zu Macht und in Glanz kamen, als beinahe Provinzen, Schlösser und Bürge waren, seitdem ward jedes Residenz- und Ritterschloß auch eine Schule der Ritterehre. Die Lebhaftigkeit der Nation, die Kämpfe, denen sie gegen Araber und Normänner

jahrhundertlang ausgesetzt gewesen waren, der Ruhm, den ihre Vorfahren dadurch erlangt, der blühende Wohlstand, zu welchem mehrere Häuser sich aufgeschwungen hatten, ihre Vermischung mit den Normännern selbst, am meisten aber etwas Eignes im Charakter der Nation, das sich von den Galliern an durch ihre ganze Geschichte offenbaret, dies alles brachte jene Sprachseligkeit, jene muntere Schnelkraft, leichte Gefälligkeit und glänzende Anmut ins Ritterwesen, die man außer der französischen bei andern Nationen spät, selten oder gar nicht findet. Wieviel französische Ritter müßten genannt werden, die durch Gesinnungen und Taten, in Kriegs- und Friedenszeiten, die ganze Geschichte hindurch bis unter den Despotismus der Könige hin, sich so tapfer, artig und edel erzeigten, daß ihren Geschlechtern damit ein ewiger Ruhm bleibet! Als der Ruf der Kreuzzüge erschallte, waren französische Ritter die Blume der ganzen Ritterschaft Europas; französische Geschlechter stiegen auf den Thron von Jerusalem und Konstantinopel; die Gesetze des neuen Staats wurden französisch gegeben. Mit Wilhelm dem Eroberer stieg diese Sprache und ihre Kultur auch auf den britischen Thron; beide Nationen wurden Nebenbuhler der Rittertugend, die sie sowohl in Palästina als in Frankreich wetteifernd erwiesen, bis England seinen Nachbarn den eiteln Glanz überließ und sich eine

nützlichere, die bürgerliche, Laufbahn wählte. Der Macht des Papstes hat Frankreich zuerst, und zwar auf die leichteste Weise, gleichsam mit Anmut, Trotz geboten; selbst der heilige Ludwig war nichts weniger als ein Sklave des Papstes. England, Deutschland und andre Länder haben tapferere Könige gehabt als Frankreich; aber die Staatsklugheit ist aus Italien zuerst dorthin übergegangen und hat sich, selbst wo sie schändlich war, wenigstens mit Anstand gebärdet. Auch den Instituten für die Gelehrsamkeit, den obrigkeitlichen Würden und Rechtsstühlen hat dieser Geist sich mitgeteilt, anfangs zum Nutzen, nachher zum Schaden. Kein Wunder also, daß die französische Nation die eitelste von Europa worden ist; fast von Entstehung ihrer Monarchie an hat sie Europa vorgeleuchtet und in den wichtigsten Veränderungen den Ton gegeben. Als alle Nationen, wie zu einem großen Karussell, in Palästina zusammentrafen, wurden die deutschen mit den französischen Rittern verbunden, um durch die Verbindung mit diesen ihr deutsches Ungestüm (*furor Teutonicus*) abzulegen. Auch das neue Kostüm, das auf den Kreuzzügen durch Wappen und andre Unterschiede für ganz Europa entstand, ist größtentheils französischen Ursprungs.

Jetzt sollten wir von den drei oder vier geistlichen Ritterorden reden, die, in Palästina gestiftet, zu soviel

Ehre und Reichtum gelangt sind; allein die Helden- und Staatsaktion, auf welcher sie dazu gelangten, mit ihren fünf oder sieben Akten liegt vor uns; also hinan zu ihr.

III

Kreuzzüge und ihre Folgen

Lange hatten Pilger und Päpste die Not der Christen zu Jerusalem geklagt; man hatte das Ende der Welt verkündigt, und Gregor der Siebente glaubte schon 50000 Mann bereit zu haben, die zum Heiligen Grabe ziehen würden, wenn *er* ihr Anführer wäre. Endlich gelang's einem Pikarden, Peter dem Einsiedler, in Verständnis mit Simeon, dem Patriarchen zu Jerusalem, den Papst Urban II. zu bereden, daß er zum Werk schritt. Es wurden zwei Konzilien zusammengerufen, und auf dem letzten hielt der Papst eine Rede, hinter welcher das Volk wie wütend ausrief: »Gott will es! Gott will es!« Heere von Menschen wurden also mit einem roten Kreuz auf der rechten Schulter bezeichnet; in der ganzen römischen Christenheit ward die Kreuzfahrt gepredigt und den heiligen Kriegen mancherlei Freiheit erteilt. Ohne Einwilligung ihrer Lehnherren dorften sie Ländereien veräußern oder verpfänden (den Geistlichen ward dies Privilegium in Ansehung ihrer Benefizien auf drei Jahre verliehen); sowohl der Person als den Gütern nach traten alle Kreuzfahrer unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Kirche und genossen geistliche

Rechte; sie waren während des Heiligen Krieges von allen Steuern und Gaben, von allen Rechtsansprüchen wegen gemachter Schulden und von den Zinsen derselben frei und erhielten einen vollkommenen Ablass. Eine unglaubliche Anzahl andächtiger, wilder, leichtsinniger, unruhiger, ausschweifender, schwärmer und betrogner Menschen aus allen Ständen und Klassen, sogar in beiden Geschlechtern, versammelten sich; die Heere wurden gemustert, und Peter der Einsiedler zog, barfuß und mit einer langen Kapuze geziert, einer Schar von 300000 Menschen voran. Da er sie nicht einhalten konnte, plünderten sie, wohin sie kamen; Ungarn und Bulgaren traten zusammen und jagten sie in die Wälder, also daß er mit einem Rest von 30000 in den traurigsten Umständen vor Konstantinopel ankam. Gottschalk, ein Priester, folgte mit 15000, ein Graf Emich mit 200000 Mann nach. Mit einem Blutbade der Juden fingen diese ihren heiligen Feldzug an, deren sie in einigen Städten am Rhein 12000 erschlugen; sie wurden in Ungarn entweder niedergemacht oder ersäufet. Die erste liebliche Schar des Eremiten, mit Italienern verstärkt, ward nach Asien hinüberschafft; sie geriet in Hungersnot und wäre von den Türken ganz aufgerieben worden, wenn nicht Gottfried von Bouillon mit seinem regelmäßigen Heer und der Blüte der Ritterschaft von Europa vor Konstantinopel endlich angekommen

wäre. Bei Chalzedon ward das Heer gemustert und fand sich 500000 Mann zu Fuß, 130000 Mann an Reuterei stark; unter unglaublichen Gefahren und Beschwerden ward Nizäa, Tarsus, Alexandrien, Edessa, Antiochien, endlich Jerusalem eingenommen und Gottfried von Bouillon einmütig zum Könige erwählt. Balduin, sein Bruder, war Graf zu Edessa, Bœmond, Prinz von Tarent, war Fürst von Antiochien geworden; Raimond, Graf zu Toulouse, ward Graf zu Tripoli, und außer ihnen taten sich in diesem Feldzuge alle die Helden hervor, die Tassos unsterbliches Gedicht rühmet. Indessen folgten bald Unfälle auf Unfälle; das kleine Reich hatte sich gegen unzählbare Schwärme der Türken von Osten, der Araber von Ägypten her zu schützen und tat's zuerst mit unglaublicher Tapferkeit und Kühnheit. Allein die alten Helden starben; das Königreich Jerusalem kam unter eine Vormundschaft; die Fürsten und Ritter wurden uneinig untereinander; in Ägypten entstand eine neue Macht der Mamlucken, mit welcher der tapfre und edle Saladin die treulosen, verderbten Christen immer mehr einengte, endlich Jerusalem einnahm und das kleine Schattenkönigreich, ehe es sein hundertjähriges Jubeljahr feiern konnte, ganz aufhob.

Alle Kriegszüge, es zu erhalten oder wiederzuerobern, waren fortan umsonst; die kleinen Fürstentümer waren seinem Untergange vorhergegangen oder

folgten ihm nach. Edessa war nur fünfzig Jahr in christlichen Händen, und der ungeheure *zweite Kreuzzug*, der von Kaiser Konrad III. und Ludwig VII., Könige in Frankreich, auf das Feldgeschrei des heiligen Bernhards, mit 200000 Mann gemacht wurde, rettete es nicht.

In einem *dritten Kreuzzuge* gingen gegen Saladin drei tapfre Mächte, Kaiser Friedrich I., König Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England, zu Felde; der erste ertrank im Strom, und sein Sohn starb; die beiden andern, eifersüchtig gegeneinander, und insonderheit der Franke auf den Briten neidig, konnten nichts als Acre wiedererobern. Uneingedenk seines gegebenen Worts kehrte Philipp August zurück, und Richard Löwenherz, der Saladins Macht allein nicht widerstehen konnte, mußte unwillig ihm folgen. Ja, er hatte, da er durch Deutschland als Pilger reisete, das Unglück, vom Herzog Leopold von Österreich wegen einer bei Acre ihm vermeintlich erwiesenen Beschimpfung angehalten, dem Kaiser Heinrich VI. unedel ausgeliefert und von diesem noch unedler vier Jahre in strenger Gefangenschaft gehalten zu werden, bis er sich, da über dies unritterliche Verfahren alle Welt murrete, mit 100000 Mark Silbers loskaufen konnte.

Der *vierte Feldzug*, der von Franzosen, Deutschen und Venetianern unter dem Grafen von Montferrat

unternommen ward, kam gar nicht nach Palästina; ihn leiteten die eigennützigten, rachsüchtigen Venetianer. Sie nahmen Zara ein und schifften vor Konstantinopel; die Kaiserstadt ward belagert, zweimal erobert und geplündert; der Kaiser flieht; Balduin, Graf von Flandern, wird zu Konstantinopel ein lateinischer Kaiser; Beute und Reich werden geteilt, und den reichsten Teil dieses Raubes am Adriatischen, Schwarzen und griechischen Meere erhalten die Venetianer. Der Anführer des Zuges wird König von Kandia, welche Insel er seinen habsüchtigen Bundsgenossen auch verkaufte; statt der Länder jenseit des Bosphorus wird er König zu Thessalonich. Es entsteht ein Fürstentum Achaja, ein Herzogtum Athen für französische Barone; reiche Edle aus Venedig erwerben sich ein Herzogtum Naxos, Negropont; es wird ein Pfalzgraf von Zante und Cephalonia; das griechische Kaisertum geht wie ein schlechter Raub an die Meistbietenden über. Dagegen errichten Abkömmlinge des griechischen Kaiserstammes ein Kaisertum zu Nicäa, ein Herzogtum Trapezunt, das sich in der Folge auch Kaisertum nennet, eine Despotie, nachher auch Kaisertum genannt, in Epirus. Da den neuen lateinischen Kaisern zu Konstantinopel so wenig übriggeblieben war, so konnte sich dies schwache und gehassete Reich kaum fünfzig Jahre erhalten; die Kaiser von Nicäa bemächtigten sich der alten griechischen

Kaiserstadt wieder, und zuletzt kamen alle diese durch Abenteuer erworbene Besitztümer in die Hände der Türken.

Der *fünfte Kreuzzug*, von Ungarn und Deutschen geführt, war gar unkräftig. Drei Könige, von Ungarn, Zypern und ein Titelkönig von Jerusalem, mit den Großmeistern der Ritterorden hatten den Berg Tabor umringt, die Feinde eingeschlossen, den Sieg in Händen; Zwietracht und Eifersucht aber entrissen ihnen diesen Vorteil, und die Kreuzfahrer gingen unmutig zurück.

Kaiser Friedrich II. schickt auf unablässiges Treiben des päpstlichen Hofes eine Flotte nach Palästina; ein vorteilhafter Waffenstillstand ist im Werk; der päpstliche Legat vereitelte ihn, und als der Kaiser selbst äußerst gezwungen den Feldzug übernahm, verhindert der Papst selbst durch einen unvernünftigen Bann und durch eigne treulose Angriffe auf die Staaten des abwesenden Kaisers in Europa allen guten Fortgang. Es wird ein Waffenstillstand mit dem Sultan zu Bagdad geschlossen, Palästina und Jerusalem dem Kaiser eingeräumt; das Heilige Grab aber bleibt als ein Freihafen für alle Pilger in den Händen der Sarazenen.

Doch auch dieser geteilte Besitz von Jerusalem dauert kaum fünfzehn Jahre, und der heilige Ludwig mit seinem *siebenten, dem unglücklichsten Zuge*

konnte ihn nicht wiederherstellen. Er selbst mit seinem ganzen Heer gerät in Ägypten den Feinden in die Hände; er muß sich teuer loskaufen und endet auf einem zweiten, ebenso unnützen und unglücklichen Zuge gegen die Mauren vor Tunis sein Leben. Sein trauriges Beispiel erstickte endlich den unsinnigen Trieb zu Religionsfeldzügen nach Palästina, und die letzten christlichen Orte daselbst, Tyrus, Acre, Antiochien, Tripoli, gingen nach und nach an die Mamlucken über. So endete diese Raserei, die dem christlichen Europa unsäglich viel Geld und Menschen gekostet hatte; welches waren ihre Erfolge?³⁰⁷

Man ist gewohnt, den Kreuzzügen so viele gute Wirkungen zuzuschreiben, daß man dieser Meinung zufolge unserm Weltteil alle halbe Jahrtausende ein dergleichen Fieber, das seine Kräfte rüttelt und aufregt, wünschen müßte; eine nähere Ansicht zeigt aber, daß die meisten der angegebenen Erfolge nicht von den Kreuzzügen, am wenigsten von ihnen allein herkommen, sondern daß unter den vielen Antrieben, die damals Europa gewann, sie höchstens ein beschleunigender, im ganzen aber widriger Mit- und Nebenstoß gewesen, den die Vernunft der Europäer wohl hätte entbehren mögen. Überhaupt ist's nur ein Bild der Phantasie, wenn man aus sieben getrennten Feldzügen, die in zweihundert Jahren aus sehr verschiedenen Ländern und Beweggründen unternommen wurden,

bloß des gemeinschaftlichen Namens wegen eine Hauptquelle von Begebenheiten dichtet.

1. Der *Handel*, sahen wir, war den Europäern in die arabischen Staaten vor den Kreuzzügen eröffnet, und es stand ihnen frei, solchen auf eine anständigere Weise zu nutzen und zu verbreiten, als es durch Räuberfeldzüge geschehen konnte. Bei diesen gewannen die Überfahrer, Geldnegozianten und Lieferanten; sie gewannen aber alles von den Christen, gegen deren Vermögen sie eigentlich die Kreuzfahrer waren. Was dem griechischen Reich entrissen ward, war ein schändlicher Kaufmannsraub, der dazu diente, daß durch die äußerste Schwächung dieses Reichs den immer näher andringenden Türkenhorden dereinst ein leichter Spiel mit Konstantinopel gemacht werden sollte. Daß Türken in Europa sind und daß sie sich daselbst so weit umherbreiten konnten, hatte der Löwe des heiligen Markus in Venedig schon durch den vierten Kreuzzug vorbereitet. Zwar halfen die Genuesen einem Geschlecht griechischer Kaiser wieder auf den Thron; allein es war der Thron eines geschwächten, zerstückten Reiches, den nachher die Türken leicht überwältigen mochten, da denn Venedig sowohl als Genua ihre besten Besitzungen im Mittelländischen und am Schwarzen Meer, ja endlich fast allen ihren Handel dahin auch verloren.

2. Das *Rittertum* ist nicht durch die Kreuzzüge,

sondern die Kreuzzüge sind durch das Rittertum entstanden; beim ersten Feldzuge schon erschien die Blume der französischen und normannischen Ritter in Palästina. Vielmehr haben die Kreuzzüge beigetragen, ihm seine eigentümliche Blüte zu rauben und wahre Waffenritter in bloße Wappenritter zu verwandeln. In Palästina nämlich kroch mancher unter den Helm, der ihn in Europa nicht tragen durfte; er brachte Wappen und Adel zurück, die jetzt auf sein Geschlecht übergingen und damit einen neuen Stand, den Wappen- und mit der Zeit auch den Briefadel in Laut brachten. Da die Zahl der alten Dynasten, des wahren Ritteradels, vermindert war, so suchte dieser zu Besitzungen und erblichen Vorzügen gleich ihnen zu gelangen; sorgfältig zählte er seine Ahnen, erwarb sich Würden und Vorzüge, so daß in einigen Geschlechtern *er* wieder der alte Adel hieß, ob er gleich mit jenen Dynasten, die gegen ihn Fürsten waren, mitnichten zu *einer* Klasse gehöret. In Palästina konnte, was Waffen trug, Ritter werden; die ersten Kreuzzüge waren ein großes Erlaßjahr für Europa. Bald kam dieser neue dienende Kriegsadel der wachsenden Monarchie sehr zustatten, die ihn gegen die übriggebliebenen hohen Vasallen klüglich zu gebrauchen wußte. So reiben Leidenschaften einander und der Schein den Schein auf; durch den dienenden Kriegs- und Hofadel ging endlich das alte Rittertum gar zugrunde.

3. Daß die in Palästina gestifteten *geistlichen Ritterorden* Europa zu keinem Vorteil gewesen, ist durch sich selbst klar. Sie zehren noch von dem Kapital, das einst dem Heiligen Grabe, einem für uns ganz untergegangenen Zwecke, geweiht ward. Die Hospitaliter sollten ankommende Pilgrime beherbergen, Kranke verpflegen, Aussätziges bedienen; dies sind die hohen Johanniterritter unsrer Zeit. Als ein Edelmann aus dem Delphinat, Raimund du Puy, Waffengelübde unter sie brachte, trennte sich der Lazarusorden von ihnen und blieb bei der ersten Stiftung. Die Tempelherren waren regulierte Chorherren, lebten zehn Jahre selbst von Almosen und beschützten die Pilger des Heiligen Grabes, bis auch, nach vergrößerten Gütern, ihre Statuten verändert wurden und der Ritter den Waffenträger, der Orden dienende Brüder hinter sich bekam. Der Deutsche Orden endlich war für Kranke und Verwundete gestiftet, die auf dem Felde umherlagen; Kleidung, Wasser und Brot war ihre Belohnung, bis auch sie im nutzvollen Dienst gegen die Ungläubigen reich und mächtig wurden. In Palästina haben alle diese Orden viel Tapferkeit und viel Stolz, auch wohl Untreue und Verrat bewiesen; mit Palästina aber hätte ihre Geschichte zu Ende sein mögen. Als die Johanniter dies Land verlassen mußten, als sie Zypern und Rhodus verloren und Karl der Fünfte ihnen mit dem Felsen Malta ein Geschenk machte: wie sonderbar

war der Auftrag, ewige Kreuzzieher auch außerhalb Palästina zu bleiben und dafür Besitztümer in Reichen zu genießen, die weder die Türken bekriegen noch die Pilgrime zum Heiligen Grabe geleiten mögen. Den Lazarusorden nahm Ludwig VII. in Frankreich auf und wollte ihn zu seinem Beruf, der Aufsicht der Kranken, zurückführen; mehr als *ein* Papst wollte ihn aufheben; die Könige von Frankreich schützten ihn, und Ludwig XIV. vereinte ihn mit mehreren geringen Orden. Er gedachte hierin anders als sein Vorfahr Philipp der Schöne, der aus Geiz und Rache die Tempelherren grausam ausrottete und sich von ihren Gütern zueignete, was ihm auf keine Weise zustand. Die Deutschen Ritter endlich, die, von einem Herzoge in Masowien gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe gerufen, von einem deutschen Kaiser alles das zum Geschenk erhielten, was sie daselbst erobern würden und was ihm, dem deutschen Kaiser, selbst nicht gehörte, sie eroberten Preußen, vereinigten sich mit den Schwertbrüdern in Livland, erhielten Estland von einem Könige, der es auch nicht zu erhalten wußte, und so herrschten sie zuletzt von der Weichsel bis zur Düna und Newa in ritterlicher Üppigkeit und Ausschweifung. Die alte preußische Nation ward vertilget, Litauer und Samojiten, Kuren, Letten und Esten wie Herden dem deutschen Adel verteilet. Nach langen Kriegen mit den Polen verloren sie zuerst das

halbe, sodann das ganze Preußen, endlich auch Liv- und Kurland; sie ließen in diesen Gegenden nichts als den Ruhm nach, daß schwerlich ein erobertes Land stolzer und unterdrückender verwaltet worden, als sie diese Küsten verwaltet haben, die, von einigen Seestädten kultiviert, gewiß andre Länder geworden wären, überhaupt gehören alle drei angeführte Orden nicht nach Europa, sondern nach Palästina. Da sind sie gestiftet, dahin in ihren Stiftungen gewiesen. Dort sollten sie gegen Ungläubige streiten, in Hospitälern dienen, das Heilige Grab hüten, Aussätzige pflegen, Pilger geleiten. Mit dieser Absicht sind auch ihre Orden erloschen; ihre Güter gehören christlichen Werken, vorzüglich Armen und Kranken.

4. Wie der neue Wappenadel einzig und allein von der wachsenden Monarchie in Europa seine Bestimmung erhielt, so schreibt sich die *Freiheit der Städte*, der Ursprung der Gemeinheiten, endlich auch die Entlassung des Landmannes in unserm Weltteil von ganz andern Ursachen her, als diese tolle Kreuzzüge gaben. Daß im ersten Fieberanfall derselben allen liederlichen Haushältern und Schuldnern ein Verzug zugestanden, Lehnsleute und Leibeigene ihrer Pflichten, Steuernde ihrer Steuer, Zinsende ihrer Zinsen entlassen wurden, das gründete noch nicht die Rechte der Freiheit Europas. Längst waren Städte errichtet, längst wurden älteren Städten ihre Rechte bestätigt

und erweitert; und wenn sich dem wachsenden Fleiß und Handel dieser Städte auch die Freiheit des Landmannes früher oder später mit anschloß, wenn selbst das Anstreben zur Unabhängigkeit solcher Munizipalitäten in dem Gange der sich aufrichtenden Monarchie notwendig begriffen war, so dürfen wir nicht in Palästina suchen, was uns im Strom der Veränderungen Europas nach hellen Veranlassungen zuschwimmt. Auf einer heiligen Narrheit beruht schwerlich das dauerhafte System Europas.

5. Auch *Künste und Wissenschaften* wurden von den eigentlichen Kreuzfahrern auf keine Weise befördert. Die liederlichen Heere, die zuerst nach Palästina zogen, hatten keinen Begriff derselben und konnten ihn weder in den Vorstädten von Konstantinopel noch in Asien von Türken und Mamlucken erhalten. Bei den späteren Feldzügen darf man nur die geringe Zeit bedenken, in welcher die Heere dort waren, die Drangsale, unter welchen sie diese wenige Zeit, oft nur an den Grenzen des Landes, zubrachten, um dem glänzenden Traum mitgebrachter großer Entdeckungen zu entsagen. Die Pendeluhr, die Kaiser Friedrich II. von Meledin zum Geschenk erhielt, brachte noch keine Gnomonik, die griechischen Paläste, die die Kreuzfahrer in Konstantinopel anstauneten, noch keine bessere Baukunst nach Europa. Einige Kreuzfahrer, insonderheit Friedrich der Erste und Zweite,

wirkten zur Aufklärung mit; jener aber tat es, ehe er das Morgenland sah, und diesem war nach seinem kurzen Aufenthalt daselbst diese Reise nur ein neuer Antrieb, in seiner längst erwiesenen Regierungsart fortzuwirken. Keiner der geistlichen Ritterorden hat Aufklärung nach Europa gebracht oder dieselbe befördert.

Es schränkt sich also, was hiebei für die Kreuzzüge gesagt werden kann, auf wenige Veranlassungen ein, die zu andern schon vorhandenen trafen und sonach diese wider ihren Willen mit befördern mußten.

1. Die Menge reicher Vasallen und Ritter, die in den ersten Feldzügen nach dem Heiligen Lande zogen und einem großen Teil nach nicht wiederkamen, veranlaßte, daß ihre Güter verkauft wurden oder mit andern zusammenfielen. Dies nutzte, wer es nutzen konnte, die Lehnherren, die Kirche, die schon vorhandenen Städte, jeder nach seiner Weise; der Lauf der Dinge zu Befestigung der königlichen Macht durch die Errichtung eines Mittelstandes ward dadurch zwar nicht angefangen, aber befördert und beschleunigt.

2. Man lernte Länder, Völker, Religionen und Verfassungen kennen, die man sonst nicht kannte; der enge Gesichtskreis erweiterte sich; man bekam neue Ideen, neue Triebe. Jetzt bekümmerte man sich um Dinge, die man sonst würde vernachlässigt haben,

brauchte besser, was man in Europa längst: besaß, und da man die Welt weiter fand, als man geglaubt hatte, so ward man auch nach der Kenntnis des Entfernten neugierig. Die gewaltigen Eroberungen, die Dschingis-Khan im nörd- und östlichen Asien machte, zogen die Blicke am meisten nach der Tatarei hin, in welche Mark Polo, der Venetianer, Rubruquis, der Franzose, und Johann de Plano-Carpino, ein Italiener, in ganz verschiedenen Absichten reiseteten, der erste des Handels, der zweite einer königlichen Neugierde, der dritte, vom Papst geschickt, der Bekehrung dieser Völker wegen. Notwendig also hangen auch diese Reisen mit den Kreuzzügen nicht zusammen; denn vor- und nachher ist man gereiset. Der Orient selbst ist uns durch diese Züge weniger bekannt worden, als man hätte wünschen mögen; die Nachrichten der Morgenländer über ihn, auch in dem Zeitpunkt, da Syrien von Christen wimmelte, bleiben uns noch unentbehrlich.

3. Endlich lernte auf diesem heiligen Tummelplatz Europa sich untereinander selbst kennen, obgleich nicht auf die ersprießlichste Weise. Könige und Fürsten brachten von dieser näheren Bekanntschaft meistens einen unaustilgbaren Haß gegeneinander nach Hause; insonderheit empfinden die Kriege zwischen England und Frankreich dadurch neue Nahrung. Der böse Versuch, daß eine Christenrepublik gegen

Ungläubige vereint streiten könne und möge, berechnete zu solchen Kriegen auch in Europa und hat sie nachher in andre Welttheile verbreitet. Unleugbar ist's indessen, daß, indem die europäischen Nachbarn ihre gegenseitige Stärke und Schwäche näher sahen, damit im dunkeln eine allgemeinere Staatskunde und ein neues System der Verhältnisse in Kriegs- und Friedenszeiten gegründet ward. Nach Reichtum, Handel, Bequemlichkeit und Üppigkeit war jedermann lüster, weil ein rohes Gemüt diese in der Fremde leicht liebgewinnet und an andern beneidet. Die wenigsten, die aus Orient zurückkamen, konnten sich fortan in die europäische Weise finden; selbst ihren Heldenmut ließen viele dort zurück, ahmten das Morgenland im Abendlande ungeschickt nach oder sehnten sich wieder nach Abenteuern und Reisen, überhaupt kann eine Begebenheit nur soviel wirkliches und bleibendes Gute hervorbringen, als Vernunft in ihr liegt. Unglücklich wäre es für Europa gewesen, wenn zu eben der Zeit, da seine zahlreiche Mannschaft in einem Winkel Syriens um das Heilige Grab stritt, die Eroberung Dschingis-Khans sich früher und mit mehrerer Kraft nach Westen gewandt hätte. Wie Rußland und Polen wäre unser Weltteil vielleicht ein Raub der Mogolen worden, und seine Nationen hätten sodann mit Pilgerstäben in der Hand als Bettler ausziehen mögen, um am Heiligen Grabe zu beten. Lasset uns also, von

dieser wilden Schwärmerei hinweg, nach Europa zurücksehen, wie sich in ihm nach einem durcheinander greifenden Laut der Dinge die sittliche und politische Vernunft der Menschen allmählich aufhelle und bildet.

IV

Kultur der Vernunft in Europa

In den frühesten Zeiten des Christentums bemerkten wir zahlreiche Sekten, die durch eine sogenannte *morgenländische Philosophie* das System der Religion erklären, anwenden und läutern wollten; sie wurden als Ketzer unterdrückt und verfolgt. Am tiefsten schien die *Lehre des Manes* einzugreifen, die mit der alten persischen Philosophie nach Zoroasters (Zerduscht) Weise zugleich ein Institut sittlicher Einrichtung verband und als eine tätige Erzieherin ihrer Gemeinden wirken wollte. Sie ward noch mehr verfolgt als theoretische Ketzereien und rettete sich ostwärts in die tibetanische, westlich in die armenische Gebürge, hie und da auch in europäische Länder, wo sie allenthalben ihr asiatisches Schicksal vorfand. Längst glaubte man sie unterdrückt, bis sie in den dunkelsten Zeiten aus einer Gegend, aus welcher man's am wenigsten vermutete, wie auf ein gegebenes Zeichen hervorbrach und auf einmal in Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Deutschland einen entsetzlichen Aufruhr machte. Aus der *Bulgarei* kam sie hervor, einer barbarischen Provinz, um welche sich die griechische und römische Kirche

lange gezankt hatte; da war unsichtbar ihr Oberhaupt, das, anders als der römische Papst, Christo in Armut ähnlich zu sein vorgab. Geheime Missionen gingen in alle Länder und zogen den gemeinen Mann, insonderheit fleißige Handwerker und das unterdrückte Landvolk, aber auch reiche Leute, Grafen und Edle, besonders die Frauen, mit einer Macht an sich, die auch der ärgsten Verfolgung und dem Tode trotzte. Ihre stille Lehre, die lauter menschliche Tugenden, insonderheit Fleiß, Keuschheit und Eingezogenheit predigte und sich ein Ziel der Vollkommenheit vorsteckte, zu welchem die Gemeine mit strengen Unterschieden geführt werden sollte, war das lauteste Feldgeschrei gegen die herrschenden Greuel der Kirche. Besonders griff sie die Sitten der Geistlichen, ihre Reichtümer, Herrschsucht und Ausgelassenheit an, verwarf die abergläubigen Lehren und Gebräuche, deren unmoralische Zauberkraft sie leugnete und statt aller derselben einen einfachen Segen durch Auflegung der Hände und einen Bund der Glieder unter ihren Vorstehern, den Vollkommenen, anerkannte. Die Verwandlung des Brots, Kreuz, Messe, Fegefeuer, die Fürbitte der Heiligen, die einwohnenden Vorzüge der römischen Priesterschaft waren ihnen Menschensatzungen und Gedichte; über den Inhalt der Schrift, insonderheit des Alten Testaments, urteilten sie sehr frei und führten alles auf Armut, Reinheit des Gemütes und Körpers,

auf stillen Fleiß, Sanftmut und Gutherzigkeit zurück, daher sie auch in mehreren Sekten *bons hommes*, *gute Leute*, genannt wurden. Bei den ältesten derselben ist der morgenländische Manichäismus unverkennbar; sie gingen vom Streit des Lichtes und der Finsternis aus, hielten die Materie für den Ursprung der Sünde und hatten insonderheit über die sinnliche Wohllust harte Begriffe; nach und nach läuterte sich ihr System. Aus Manichäern, die man auch Katharer (Ketzer), Patarer, Publikaner, Passagieri und nach Lokalumständen in jedem Lande anders nannte, formten einzelne Lehrer, insonderheit Heinrich und Peter de Bruis, unanständigere Parteien, bis die Waldenser endlich fast alles das lehrten und mit großem Mut behaupteten, womit einige Jahrhunderte später der Protestantismus auftrat; die früheren Sekten hingegen scheinen den Wiedertäufern, Mennoniten, Böhmisten und andern Parteien der neuen Zeit ähnlich. Alle breiteten sich mit so stiller Kraft, mit so überredendem Nachdruck aus, daß in ganzen Provinzen das Ansehen des geistlichen Standes äußerst fiel, zumal dieser ihnen auch im Disputieren nicht widerstehen konnte. Insonderheit waren die Gegenden der *provenzalischen Sprache* der Garten ihrer Blüte; sie übersetzten das Neue Testament (ein damals unerhörtes Unternehmen) in diese Sprache, gaben ihre *Regeln der Vollkommenheit* in provenzalischen Versen und wurden seit Einführung

des römischen Christentums die ersten *Erzieher und Bildner des Volks in seiner Landessprache*.³⁰⁸

Dafür aber verfolgte man sie auch, wie man wußte und konnte. Schon im Anfange des eilften Jahrhunderts wurden in der Mitte von Frankreich, zu Orleans, Manichäer, unter ihnen selbst der Beichtvater der Königin, verbrannt; sie wollten nicht widerrufen und starben auf ihr Bekenntnis. Nicht gelinder verfuhr man mit ihnen in allen Ländern, wo die Geistlichkeit Macht üben konnte, z.B. in Italien und Süddeutschland; im südlichen Frankreich und in den Niederlanden, wo die Obrigkeit sie als fleißige Leute schützte, lebten sie lange ruhig, bis endlich nach mehreren Disputationen und gehaltenen Konzilien, als der Zorn der Geistlichen aufs höchste gebracht war, das Inquisitionsgericht gegen sie erkannt ward und, weil ihr Beschützer, Graf Raimund von Toulouse, ein wahrer Märtyrer für die gute Sache der Menschheit, sie nicht verlassen wollte, jener fürchterliche Kreuzzug mit einer Summe der Grausamkeiten auf sie losbrach. Die wider sie gestifteten Ketzerprediger, die Dominikaner, waren ihre abscheulichen Richter, Simon von Montfort, der Anführer des Kreuzzuges, der härteste Unmensch, den die Erde kannte; und aus diesem Winkel des südlichen Frankreichs, wo die armen bons hommes zwei Jahrhunderte lang verborgen gewesen waren, zog sich das Blutgericht gegen alle Ketzer

nach Spanien, Italien und in die meisten christkatholischen Länder. Daher die Verwirrung der verschiedensten Sekten der mittleren Zeit, weil sie diesem Blutgericht und dem Verfolgungsgeist der Klerisei alle gleich galten; daher aber auch ihre Standhaftigkeit und stille Verbreitung, also daß nach drei- bis fünfhundert Jahren die Reformation der Protestanten in allen Ländern noch denselben Samen fand und ihn nur neu belebte. Wiclef in England wirkte auf die Lollarden, wie Huß auf seine Böhmen wirkte; denn Böhmen, das mit den Bulgarn *eine* Sprache hatte, war längst mit Sekten dieser frommen Art erfüllet gewesen. Der einmal gepflanzte Keim der Wahrheit und des entschiednen Hasses gegen Aberglauben, Menschendienst und das übermütige, ungeistliche Klerikal der Kirche war nicht mehr zu zertreten; die Franziskaner und andre Orden, die, als ein Bild der Armut und Nachahmung Christi jenen Sekten entgegengestellt, sie stürzen und aufwiegen sollten, erreichten selbst beim Volke diesen Zweck so wenig, daß sie ihm vielmehr ein neues Ärgernis wurden. Also ging auch hier der zukünftige Sturz der größten Tyrannin, der Hierarchie, vom ärmsten Anfange, der Einfalt und Herzlichkeit, aus; zwar nicht ohne Vorurteile und Irrtümer, jedoch sprachen diese einfältigen *bons hommes* in manchem freier, als nachher selbst manche der Reformatoren tun mochten.

Was einenteils der gesunde Menschenverstand tat, ward auf der andern Seite von der *spekulierenden Vernunft* zwar langsamer und feiner, doch aber nicht unwirksam befördert. In den Klosterschulen lernte man über des h. Augustinus und Aristoteles Dialektik disputieren und gewöhnte sich, diese Kunst als ein gelehrtes Turnier- und Ritterspiel zu treiben. Unbillig ist der Tadel, den man auf diese Disputierfreiheit als auf eine gar unnütze Übung der mittleren Zeiten wirft; denn eben damals war diese Freiheit unschätzbar. Disputierend konnte manches in Zweifel gezogen, durch Gründe oder Gegengründe gesichtet werden, zu dessen positiver oder praktischer Bezweifelung die Zeit noch lange nicht da war. Fing nicht die Reformation selbst noch damit an, daß man sich hinter Disputiergesetze zog und mit ihrer Freiheit schützte? Als aus den Klosterschulen nun gar Universitäten, d. i. mit päpst- und kaiserlicher Freiheit begabte Kampf- und Ritterplätze wurden, da war ein weites Feld eröffnet, die Sprache, die Geistesgegenwart, den Witz und Scharfsinn gelehrter Streiter zu üben und zu schärfen. Da ist kein Artikel der Theologie, keine Materie der Metaphysik, die nicht die subtilsten Fragen, Zwiste und Unterscheidungen veranlaßt hatte und mit der Zeit zum feinsten Gewebe ausgesponnen wäre. Dies Spinnengewebe hatte seiner Natur nach weniger Bestandtheit als jener grobe Bau positiver Traditionen,

an welche man blindlings glauben sollte; es konnte, von der menschlichen Vernunft gewebt, als ihr eigenes Werk von ihr auch aufgelöst und zerstört werden. Dank also jedem feinen Disputiergeist der mittleren Zeiten und jedem Regenten, der die gelehrten Schlösser dieser Gespinste schuf! Wenn mancher der Disputanten aus Neid oder seiner Unvorsichtigkeit wegen verfolgt oder gar nach seinem Tode aus dem geweihten Boden ausgegraben wurde, so ging doch die Kunst im ganzen fort und hat die Sprachvernunft der Europäer sehr geschärfet.

Wie das südliche Frankreich der erste daurende Schauplatz einer aufstrebenden Volksreligion war, so ward sein nördlicher Teil, zumal in der berühmten Pariser Schule, der *Ritterplatz der Spekulation und Scholastik*. Paschasius und Ratramnus hatten hier gelebt, Scotus Erigena in Frankreich Aufenthalt und Gunst gefunden, Lanfranc und Berengar, Anselm, Abälard, Petrus Lombardus, Thomas von Aquino, Bonaventura, Occam, Duns Scotus, die Morgensterne und Sonnen der scholastischen Philosophie, lehrten in Frankreich entweder zeitlebens oder in ihren besten Jahren, und aus allen Ländern flog alles nach Paris, diese höchste Weisheit des damaligen Zeitalters zu lernen. Wer sich in ihr berühmt gemacht hatte, gelangte zu Ehrenstellen im Staat und in der Kirche; denn auch von Staatsangelegenheiten war die

Scholastik so wenig ausgeschlossen, daß jener Occam, der Philipp den Schönen und Ludwig von Bayern gegen die Päpste verteidigte, zum Kaiser sagen konnte: »Beschütze du mich mit dem Schwert; mit der Feder will *ich* dich schützen.« Daß sich die französische Sprache vor andern zu einer philosophischen Präzision gebildet, kommt unter andern auch davon her, daß in ihrem Vaterlande so lange und viel, so leicht und fein disputiert worden ist; denn die lateinische Sprache war mit ihr verwandt, und die Bildung abstrakter Begriffe ging leicht in sie über.

Daß die *Übersetzung der Schriften des Aristoteles* zur feinen Scholastik mehr als alles beitrug, ist schon aus dem Ansehen klar, das sich dieser griechische Weltweise in allen Schulen Europas ein halbes Jahrtausend hin zu erhalten wußte; die Ursache aber, weswegen man mit so heftiger Neigung auf diese Schriften fiel und sie meistens von den Arabern entlehnte, liegt nicht in den Kreuzzügen, sondern im Triebe des Jahrhunderts und in dessen Denkart. Der früheste Reiz, den die Wissenschaft der Araber für Europa hatte, waren ihre mathematische Kunstwerke samt den Geheimnissen, die man bei ihnen zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens, zum Gewinn unermeßlicher Reichtümer, ja zur Kenntnis des waltenden Schicksals selbst zu finden hoffte. Man suchte den

Stein der Weisen, das Elixier der Unsterblichkeit; in den Sternen las man zukünftige Dinge, und die mathematischen Werkzeuge selbst schienen Zauberinstrumente. So ging man als Kind dem Wunderbaren nach, am einst statt seiner das Wahre zu finden, und unternahm dazu die beschwerlichsten Reisen. Schon im elften Jahrhundert hatte Konstantin der Afrikaner von Karthago aus 39 Jahre lang den Orient durchstreift, um die Geheimnisse der Araber in Babylonien, Indien, Ägypten zu sammeln; er kam zuletzt nach Europa und übersetzte als Mönch zu Monte Cassino aus dem Griechischen und Arabischen viele insonderheit zur Arzneikunst dienende Schriften. Sie kamen, so schlecht die Übersetzung sein mochte, in vieler Hände, und durch die arabische Kunst hob sich zu Salerno die erste Schule der Arzneiwissenschaft mächtig empor. Aus Frankreich und England gingen die Wißbegierige nach Spanien, um den Unterricht der berühmtesten arabischen Lehrer selbst zu genießen; sie kamen zurück, wurden für Zauberer angesehen, wie sie sich denn auch selbst mancher geheimen Künste als Zaubereien rühmten. Dadurch gelangten Mathematik, Chemie, Arzneikunde teils in Schriften, teils in Entdeckungen und Proben der Ausübung auf die berühmtesten Schulen Europas. Ohne Araber wäre kein Gerbert, kein Albertus Magnus, Arnold von Villa Nova, kein Roger Baco, Raimund Lull u. a.

entstanden; entweder hatten sie in Spanien von ihnen selbst oder aus ihren Schriften gelernet. Selbst Kaiser Friedrich II., der zur Übersetzung arabischer Schriften und zum Aufleben jeder Wissenschaft unermüdlich beitrug, liebte diese nicht ohne Aberglauben. Jahrhundertlang erhielt sich teils die Neigung zu reisen, teils die Sage von Reisen nach Spanien, Afrika und dem Orient, wo von stillen Weisen die herrlichsten Geheimnisse der Natur zu erlernen wären; manche geheime Orden, große Zünfte fahrender Scholastiker sind daraus entstanden; ja die ganze Gestalt der philosophischen und mathematischen Wissenschaften bis über das Jahrhundert der Reformation hinaus verrät diesen arabischen Ursprung.

Kein Wunder, daß sich an eine solche Philosophie die *Mystik* anschloß, die sich selbst an ihr zu einem der feinsten Systeme beschaulicher Vollkommenheit gebildet. Schon in der ersten christlichen Kirche war aus der neuplatonischen Philosophie in mehrere Sekten *Mystik* gegangen; durch die Übersetzung des falschen Dionysius Areopagita kam sie nach Okzident in die Klöster; manche Sekten der Manichäer nahmen an ihr teil, und sie gelangte endlich, mit und ohne Scholastik, unter Mönchen und Nonnen zu einer Gestalt, in welcher sich bald die spitzfündigste Grübelelei der Vernunft, bald die zarteste Feinheit des liebenden

Herzens offenbaret. Auch sie hat ihr Gutes bewirkt, indem sie die Gemüter vom bloßen Cerimoniendienst abzog, sie zur Einkehr in sich selbst gewöhnte und mit geistiger Speise erquickte. Einsamen, der Welt entnommenen, schmachtenden Seelen gab sie außer dieser Welt Trost und Übung, wie sie denn auch durch eine Art geistlichen Romans die Empfindungen selbst verfeinte. Sie war eine Vorläuferin der Metaphysik des Herzens, wie die Scholastik eine Vorarbeiterin der Vernunft war, und beide hielten einander die Waage. Glücklich, daß die Zeilen beinahe vorbei sind, in welchen dies Opium Arznei war und leider sein mußte.³⁰⁹

Die *Wissenschaft der Rechte* endlich, diese praktische Philosophie des Gefühls der Billigkeit und des gesunden Verstandes, hat, da sie mit neuem Licht zu scheinen anfing, mehr als Mystik und Spekulation zum Wohl Europas beigetragen und die Rechte der Gesellschaft fester gegründet. In Zeiten ehrlicher Einfachheit bedarf man vieler geschriebenen Gesetze nicht, und die rohen deutschen Völker sträubeten sich mit Recht gegen die Spitzfündigkeit römischer Sachführer; in Ländern anderer polizierten, zum Teil verdorbenen Völker wurden ihnen nicht nur eigne geschriebene Gesetze, sondern bald auch ein Auszug des römischen Rechts unentbehrlich. Und da dieser gegen

eine fortgehende, mit jedem Jahrhundert wachsende päpstliche Gesetzgebung zuletzt nicht hinreichte, so war es gut, daß man auch das ganze Korpus der römischen Rechte hervorzog, damit sich der Verstand und das Urteil erklärender und tätiger Männer an ihnen übte. Nicht ohne Ursach empfahlen die Kaiser dies Studium ihren zumal italienischen hohen Schulen; denn ihnen ward's eine Rüstkammer gegen den Papst; auch hatten alle entstehende Freistädte dasselbe Interesse, es gegen Papst, Kaiser und ihre kleinen Tyrannen zu gebrauchen. Unglaublich also vermehrte sich die Zahl der Rechtsgelehrten; sie waren, als gelehrte Ritter, als Verfechter der Freiheit und des Eigentums der Völker, an Höfen, in Städten und auf Lehrstühlen im höchsten Ansehen, und das vielbesuchte Bologna ward durch sie die *gelehrte Stadt*. Was Frankreich in der Scholastik war, ward Italien durch Emporbringung der Rechte: das altrömische und das kanonische Recht wetteiferten miteinander; mehrere Päpste selbst waren die rechtsgelehrtesten Männer. Schade, daß die Erweckung dieser Wissenschaft noch auf Zeiten traf, in welchen man die Quellen unrein fand und den Geist des alten römischen Volks nur durch einen trüben Nebel entdeckte. Schade, daß die grübelnde Scholastik sich auch dieser praktischen Wissenschaft anmaßte und die Aussprüche der verständigsten Männer zu einem verfänglichen Wortgespinnst machte. Schade

endlich, daß man ein Hilfsstudium, eine Übung der Urteilkraft nach dem Muster der größten Verstandesmänner des Altertums, zur positiven Norm, zu einer Bibel der Gesetze in allen, auch den neuesten und unbestimmtesten Fällen annahm. Damit ward jener Geist der Schikane eingeführt, der den Charakter fast aller europäischer Nationalgesetzgebungen mit der Zeit beinahe ausgelöscht hätte. Barbarische Büchergelehrsamkeit trat in die Stelle lebendiger Sachkenntnis; der Rechtsgang ward ein Labyrinth von Förmlichkeiten und Wortgrübeleien; statt eines edeln Richtersinnes ward der Scharfsinn der Menschen zu Kunstgriffen geschärfet, die Sprache des Rechts und der Gesetze fremde und verwirret gemacht, ja endlich mit der siegenden Gewalt der Oberherren ein falsches Regentenrecht über alles begünstigt. Die Folgen davon haben auf lange Zeiten gewirket.

Traurig wird der Anblick, wenn man den Zustand des in Europa wiedererwachenden Geistes mit einigen altern Zeiten und Völkern vergleicht. Aus einer rohen und dumpfen Barbarei, unter dem Druck geist- und weltlicher Herrschaft geht alles Gute furchtsam hervor; hier wird das beste Samenkorn auf hartem Wege zertreten oder von Raubvögeln geholet; dort darf es sich unter Dornen nur mühsam emporarbeiten und erstickt oder verdorret, weil ihm der wohltätige

Boden alter Einfachheit und Güte fehlet. Die erste Volksreligion kommt unter verfolgten, zum Teil schwärmenden Ketzern, die Philosophie auf Hörsälen streitender Dialektiker, die nützlichsten Wissenschaften als Zauberei und Aberglaube, die Lenkung menschlicher Empfindungen als Mystik, eine bessere Staatsverfassung als ein abgetragener, geflickter Mantel einer längst verlebten, ganz ungleichartigen Gesetzgebung zum Vorschein; hiedurch soll Europa sich aus dem verworrensten Zustande hervorheben und neubilden. Was indessen dem Boden der Kultur an lockerer Tiefe, den Hilfsmitteln und Werkzeugen an Brauchbarkeit, der Luft an Heiterkeit und Freiheit entging, ersetzt vielleicht der Umfang des Gefildes, das bearbeitet, der Wert der Pflanze, die erzogen werden sollte. Kein Athen oder Sparta, Europa soll hier gebildet werden; nicht zur Kalokagathie eines griechischen Weisen oder Künstlers, sondern zu einer Humanität und Vernunft, die mit der Zeit den Erdball umfaßte. Lasset uns sehen, was dazu für Veranstaltungen gemacht, was für Entdeckungen ins Dunkel der Zeiten hingestreuet wurden, damit sie die Folgezeit reife.

Anstalten und Entdeckungen in Europa

1. Die *Städte* sind in Europa gleichsam stehende Heerlager der Kultur, Werkstätten des Fleißes und der Anfang einer bessern Staatshaushaltung geworden, ohne welche dies Land noch jetzt eine Wüste wäre. In allen Ländern des römischen Gebiets erhielt sich in und mit ihnen ein Teil der römischen Künste, hier mehr, dort minder; in Gegenden, die Rom nicht besessen hatte, wurden sie Vormauern gegen den Andrang neuer Barbaren: Freistätten der Menschen, des Handels, der Künste und Gewerke. Ewiger Dank den Regenten, die sie errichteten, begabten und schirmten, denn mit ihnen gründeten sich Verfassungen, die dem ersten Hauch eines Gemeingeistes Raum gaben; es schufen sich aristokratisch-demokratische Körper, deren Glieder gegen- und übereinander wachten, sich oft befeindeten und bekämpften, eben dadurch aber gemeinschaftliche Sicherheit, wetteifernden Fleiß und ein fortgehendes Streben nicht anders als befördern konnten. Innerhalb der Mauer einer Stadt war auf einen kleinen Raum alles zusammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfindung, Arbeitsamkeit, Bürgerfreiheit, Haushaltung, Polizei und Ordnung

wecken und gestalten konnte; die Gesetze mancher Städte sind Muster bürgerlicher Weisheit. Edle sowohl als Gemeine genossen durch sie des ersten Namens gemeinschaftlicher Freiheit, des *Bürgerrechtes*. In Italien entstanden Republiken, die durch ihren Handel weiter langten, als Athen und Sparta je gelangt hatten; diesseit der Alpen gingen nicht nur einzelne Städte durch Fleiß und Handel hervor, sondern es knüpften sich auch Bündnisse derselben, ja zuletzt ein Handelsstaat zusammen, der über das Schwarze, Mittelländische, Atlantische Meer, über die Nord- und Ostsee reichte. In Deutschland und den Niederlanden, in den nordischen Reichen, Polen, Preußen, Ruß- und Livland, lagen diese Städte, deren Fürstin Lübeck war, und die größten Handelsörter in England, Frankreich, Portugal, Spanien und Italien gesellen sich zu ihnen: vielleicht der wirksamste Bund, der je in der Welt gewesen. Er hat Europa mehr zu einem Gemeinwesen gemacht als alle Kreuzfahrten und römische Gebräuche; denn über Religions- und Nationalunterschiede ging er hinaus und gründete die Verbindung der Staaten auf gegenseitigen Nutz, auf wetteifernden Fleiß, auf Redlichkeit und Ordnung. Städte haben vollführt, was Regenten, Priester und Edle nicht vollführen konnten und mochten: sie schufen ein *gemeinschaftlich wirkendes Europa*.

2. Die *Zünfte* in den Städten, so lästig sie oft der

Obrigkeit, ja der wachsenden Kunst wurden, waren als kleine Gemeinwesen, als verbündete Körper, wo jeder für alle, alle für jeden standen, zu Erhaltung redlichen Gewerbes, zu besserer Bearbeitung der Künste, endlich zur Schätzung und Ehre des Künstlers selbst damals unentbehrlich. Durch sie ist Europa die Verarbeiterin aller Erzeugnisse der Welt worden und hat sich dadurch, als der kleinste und ärmste Weltteil, die Übermacht über alle Weltteile erworben. Seinem Fleiß ist es Europa schuldig, daß aus Wolle und Flachs, aus Hanf und Seide, aus Haaren und Häuten, aus Leim und Erden, aus Steinen, Metallen, Pflanzen, Säften und Farben, aus Asche, Salzen, Lumpen und Unrat Wunderdinge hervorgebracht sind, die wiederum als Mittel zu andern Wunderdingen dienen und dienen werden. Ist die Geschichte der Erfindungen das größte Lob des menschlichen Geistes, so sind Zünfte und Gilden die Schulen derselben gewesen, indem durch Vereinzelung der Künste und regelmäßige Ordnung des Erlernens, selbst durch den Wetteifer mehrerer gegeneinander und durch die liebe Armut Dinge hervorgebracht sind, die die Gunst der Regenten und des Staats kaum kannte, selten beförderte oder belohnte, fast nimmer aber erweckte. Im Schatten eines friedlichen Stadtreiments gingen sie durch Zucht und Ordnung hervor; die sinnreichsten Künste entstanden aus Handarbeiten, aus Gewerken, deren Gewand sie,

zumal diesseit der Alpen, nicht zu ihrem Schaden lange Zeit an sich getragen haben. Lasset uns also auch jene Förmlichkeiten und Lehrstaffeln jeder solchen praktischen Ordnung nicht verlachen oder bemitleiden; an ihnen erhielt sich das Wesen der Kunst und die Gemeinhre der Künstler. Der Mönch und Ritter bedurfte der Lehrgrade weit minder als der tätige Arbeiter, bei welchem die ganze Genossenschaft gleichsam den Wert seiner Arbeit verbürgte; denn allem, was Kunst ist, steht nichts so sehr als Puscherei, Mangel des Gefühls an Meisterehre entgegen; mit diesem geht die Kunst selbst zugrunde.

Ehrwürdig sein uns also die Meisterwerke der mittleren Zeit, die vom Verdienst der Städte um alles, was Kunst und Gewerbe ist, zeugen. Die gotische Baukunst wäre nie zu ihrer Blüte gelangt, wenn nicht Republiken und reiche Handelsstädte mit Domkirchen und Rathäusern so gewetteifert hätten wie einst die Städte der Griechen mit Bildsäulen und Tempeln. In jeder derselben bemerken wir, woher ihr Geschmack Muster nahm und wohin sich damals ihr Verkehr wandte; Venedig und Pisa haben in ihren ältesten Gebäuden eine andre Bauart als Florenz oder Mailand. Die Städte diesseit des Gebürges folgten diesen oder andern Mustern; im ganzen aber wird die bessere gotische Baukunst am meisten aus der Verfassung der Städte und dem Geist der Zeiten erklärbar. Denn wie

Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie; auch auswärts gesehene Muster können sie nur nach ihrer Art anwenden, da jeder Vogel nach Gestalt und Lebensweise sein Nest bauet. An Klöstern und Ritterkastellen wäre die kühnste und zierlichste gotische Baukunst nie geworden; sie ist das Prachteigentum der öffentlichen Gemeine. Desgleichen tragen die schätzbarsten Kunstwerke der mittlern Zeit in Metallen, Elfenbein oder auf Glas, Holz, in Teppichen und Kleidern das Ehrenschild der Geschlechter, der Gemeinheiten und Städte, weshalb sie auch meistens dauernden Wert in sich haben, und sind mit Recht ein unveräußerliches Besitztum der Städte und Geschlechter. So schrieb der Bürgerfleiß auch Chroniken auf, in welchen freilich dem Schreibenden sein Haus, sein Geschlecht, seine Zunft und Stadt die ganze Welt ist; desto inniger aber nimmt er mit Geist und Herz an ihnen Anteil, und wohl den Ländern, deren Geschichte aus vielen dergleichen und nicht aus Mönchschroniken hervorgeht. Auch die römische Rechtsgelehrsamkeit ist zuerst durch die Ratgeber der Städte kräftig und weise beschränkt worden; sonst würde sie die besten Statuten und Rechte der Völker zuletzt verdrängen haben.

3. Die *Universitäten* waren gelehrte Städte und Zünfte; sie wurden mit allen Rechten derselben, als Gemeinwesen, eingeführt und teilen die Verdienste

mit ihnen. Nicht als Schulen, sondern als politische Körper schwächten sie den rohen Stolz des Adels, unterstützten die Sache der Regenten gegen die Anmaßungen des Papstes und öffneten statt des ausschließenden Klerus einem eignen gelehrten Stande zu Staatsverdiensten und Ritterehren den Weg. Nie sind vielleicht Gelehrte mehr geachtet worden als in den Zeiten, da die Dämmerung der Wissenschaften anbrach; man sähe den unentbehrlichen Wert eines Gutes, das man so lange verachtet hatte, und indem eine Partei das Licht scheuete, nahm die andre an der aufgehenden Morgenröthe desto mehr Anteil. Universitäten waren Festungen und Bollwerke der Wissenschaft gegen die streitende Barbarei des Kirchendespotismus; einen halb unerkannten Schatz bewahren sie wenigstens für bessere Zeiten. Nach Theoderich, Karl dem Großen und Alfred wollen wir also vorzüglich die Asche Kaiser Friedrichs des Zweiten ehren, der, bei zehn andern Verdiensten, auch Universitäten in jenen Gang brachte, in welchem sie sich zeither, lange nach dem Muster der parisischen Schule, fortgebildet haben. Auch in diesen Anstalten ist Deutschland gleichsam der Mittelpunkt von Europa geworden; in ihm gewannen die Rüstkammern und Vorrathshäuser der Wissenschaften nicht nur die festeste Gestalt, sondern auch den größten innern Reichtum.

4. Endlich nennen wir nur einige Entdeckungen,

die, in Ausübung gebracht, die mächtigsten Anstalten für die Zukunft wurden. Die *Magnetnadel*, eine Leiterin der Schifffahrt, kam wahrscheinlich durch die Araber nach Europa und durch die Amalfitaner bei ihrem frühen Handelsverkehr mit jenen zuerst in Gebrauch; mit ihr war den Europäern gleichsam die Welt gegeben. Frühe schon wagten sich die Genuesen das Atlantische Meer hinunter; nachher besaßen die Portugiesen nicht vergeblich die westlichsten Küsten der Alten Welt. Sie suchten und fanden den Weg um Afrika und veränderten damit den ganzen indischen Handel, bis ein anderer Genuese die zweite Halbkugel entdeckte und damit alle Verhältnisse unsres Weltteils umformte. Das kleine Werkzeug dieser Entdeckungen kam mit dem Anbruch der Wissenschaften nach Europa.

Das *Glas*, eine frühe Ware der Asiaten, die man einst mit Gold aufwog, ist in den Händen der Europäer mehr als Gold worden. War es Salvino oder ein anderer, der die erste Brille schliff, er begann damit ein Werkzeug, das einst Millionen himmlischer Welten entdecken, die Zeit und Schifffahrt ordnen, ja überhaupt die größte Wissenschaft befördern sollte, deren sich der menschliche Geist rühmet, über die Eigenschaften des Lichts und beinahe jedes Naturreiches sann schon Roger Baco, der Franziskanermönch, in seiner Zelle wunderbare Dinge aus, die ihm in

seinem Orden mit Haß und Gefängnis belohnt, in hellem Zelten aber von andern glücklicher verfolgt wurden. Der erste Morgenstrahl des Lichts in der Seele dieses bewundernswürdigen Mannes zeigte ihm eine neue Welt am Himmel und auf Erden.

Das *Schießpulver*, ein mörderisches und dennoch im ganzen wohltätiges Werkzeug, kam auch durch die Araber, entweder schon im Gebrauch oder wenigstens in Schriften, nach Europa. Hie und da scheint es aus diesen von mehreren erfunden zu sein und ward nur langsam angewandt; denn es änderte die ganze Art des Krieges. Unglaublich viel hängt im neuen Zustande von Europa von dieser Erfindung ab, die den Rittergeist mehr als alle Konzilien besiegt, die Gewalt der Regenten mehr als alle Volksversammlungen befördert, dem blinden Metzeln persönlich erbitterter Heere gesteuert und der Kriegesart, die sie hervorbrachte, auch selbst Schranken gesetzt hat. Sie und andre chemische Erfindungen, vor allen des mörderischen Branntweins, der durch die Araber als Arznei nach Europa kam und sich als Gift nachher auf die weite Erde verbreitet hat, machen in der Geschichte unsres Geschlechts Epochen.

Ebenso das *Papier*, aus Lumpen bereitet, und die *Vorspiele der Buchdruckerei* in Spielkarten und andern Abdrücken unbeweglicher Charaktere. Zu jenem gaben wahrscheinlich die Araber mit dem

Baumwollen- und Seidenpapier, das sie aus Asien brachten, Anlaß; die letztgenannte Kunst ging in langsamen Schritten von einem Versuche zum andern fort, bis aus Holzschnitten die Kupferstecher- und Buchdruckerkunst mit der größten Wirkung für unsern ganzen Weltteil wurden. Die *Rechnungsziffern* der Araber, die *musikalischen Noten*, die Guido von Arezzo erfand, die *Uhren*, die gleichfalls aus Asien kamen, die Ölmalerei, eine alte deutsche Erfindung, und was sonst hie und da an nützlichen Werkzeugen noch vor dem Anbruch der Wissenschaften ausgedacht oder angenommen und nachgeahmt worden, ward im großen Treibhause des europäischen Kunstfleißes fast immer ein Samenkorn neuer Dinge und Begebenheiten für die Zukunft.

VI

Schlußanmerkung

Wie kam also Europa zu seiner Kultur und zu dem Range, der ihm damit vor andern Völkern gebühret? Ort, Zeit, Bedürfnis, die Lage der Umstände, der Strom der Begebenheiten drängte es dahin; vor allem aber verschaffte ihm diesen Rang ein Resultat vieler *gemeinschaftlichen Bemühungen, sein eigener Kunstfleiß.*

1. Wäre Europa reich wie Indien, undurchschnitten wie die Tatarei, heiß wie Afrika, abgetrennt wie Amerika gewesen, es wäre, was in ihm geworden ist, nicht entstanden. Jetzt half ihm auch in der tiefsten Barbarei seine Weltlage wieder zum Licht; am meisten aber nutzten ihm seine Ströme und Meere. Nehmet den Dnjeper, den Don und die Düna, das Schwarze, Mitteländische, Adriatische und Atlantische Meer, die Nord- und Ostsee mit ihren Küsten, Inseln und Strömen hinweg; und der große Handelsverein, durch welchen Europa in seine bessere Tätigkeit gesetzt ward, wäre nicht erfolgt. Jetzt umfasseten die beiden großen und reichen Weltteile Asien und Afrika diese ihre ärmere, kleinere Schwester; sie sandten ihr Waren und Erfindungen von den äußersten Grenzen der Welt, aus

Gegenden der frühesten, längsten Kultur zu und schärften damit ihren Kunstfleiß, ihre eigne Erfindung. Das Klima in Europa, die Reste der alten Griechen- und Römerwelt kamen dem allen zu Hülfe; mit hin ist auf *Tätigkeit und Erfindung*, auf *Wissenschaften* und ein *gemeinschaftliches, wetteiferndes Bestreben* die Herrlichkeit Europas gegründet.

2. Der *Druck der römischen Hierarchie* war vielleicht ein notwendiges Joch, eine unentbehrliche Fessel für die rohen Völker des Mittelalters; ohne sie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder gar eine mogolische Wüste worden. Als Gegengewicht verdienet sie also ihr Lob; als erste und fortdaurende Triebfeder hätte sie Europa in einen tibetanischen Kirchenstaat verwandelt. Jetzt brachten Druck und Gegendruck eine Wirkung hervor, an welche keine der beiden Parteien dachte: Bedürfnis, Not und Gefahr trieben zwischen beiden einen dritten Stand hervor, der gleichsam das warme Blut dieses großen wirkenden Körpers sein muß, oder der Körper geht in Verwesung. Dies ist *der Stand der Wissenschaft, der nützlichen Tätigkeit, des wetteifernden Kunstfleißes*; durch ihn ging dem Ritter- und Pfaffentum die Epoche ihrer Unentbehrlichkeit notwendig, aber nur allmählich zu Ende.

3. Welcher Art die neue Kultur Europas sein

konnte, ist aus dem Vorhergehenden auch sichtbar. Nur eine Kultur der Menschen, wie sie waren und sein wollten, eine Kultur durch Betriebsamkeit, Wissenschaften und Künste. Wer dieser nicht bedurfte, wer sie verachtete oder mißbrauchte, blieb, wer er war; an eine durch Erziehung, Gesetze und Konstitution der Länder allgemein durchgreifende Bildung aller Stände und Völker war damals noch nicht zu denken; und wenn wird daran zu gedenken sein? Indessen geht die Vernunft und die verstärkte gemeinschaftliche Tätigkeit der Menschen ihren unaufhaltsamen Gang fort und siehet's eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beste nicht zu früh reifet.

Plan zum Schlußbande

XXI. Buch:

1. *Italien:* von seinem Handel; die Republiken, ihre Häupter, Verfassung, Folgen; von den Künsten; Dante, Petrarca, Boccacaz (überhaupt von Novellen), Ariost, Tasso. Das Trauerspiel; Komödie; Musik; Geschichte; Philosophie. Baukunst; Malerei (Schulen); Bildhauerei.
2. *Frankreich und England:* wie die französischen Könige sich über ihre Vasallen erhoben. Von der pragmatischen Sanktion oder dem Papst. Von dem dritten Stand. Kriege mit England. Italienische. Stehende Truppen. Englisches common law. Magna charta. Irland. Revolution im Lehnwesen. Manufakturen.
3. *Deutschland:* Wie es war nach dem Interregnum. Östreichische Kaiser. Ludwig der Bayer; Kurfürstenverein. Goldene Bulle. Wenzel. Die Konzilien. Von der Gestalt, welche Schwaben, Bayern, Sachsen und Franken gewonnen. Was aus den Wendenländern wurde. Von Burgundien, Arelat, Schweizerland. Von den Hansestädten und dem schwäbischen Bunde. Friedrich und Maximilian. Wissenschaften und Künste: Pulver; Druckerei.

4. *Nord und Ost*: Dänemark, Schweden, Polen, Ungarn.
5. *Die Türken*: Einfluß der Eroberung von Konstantinopel.
6. *Spanien und Portugal*: Die Vereinigung Spaniens. Die Entdeckungen.
7. Erwägung der Folgen des Freiheitsgeistes gegen Rom; des römischen Rechts, der Buchdruckerei, des Auflebens der Alten, beider Indien.

XXII. Buch:

Reformation. Ihr Geist und Gang in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, England, Italien. Ihre Folgen: in Deutschland von Karl V. bis auf den Westfälischen Frieden; für Skandinavien, Preußen, Kurland, Polen und Ungarn; in England, von Heinrich VIII. bis zu der bill of rights; in Frankreich und Schweiz (Genf; Calvin); in Italien Jesuiten, Socinianer, Maximen von Venedig, das Concilium zu Trident; allgemeine Betrachtungen.

XXIII. Buch:

1. Neuer Geist höherer Wissenschaften, in Italien, Frankreich; Ausbildung der schönen Wissenschaften.
2. Völkerrecht und Gleichgewicht; Geist des Fleißes und Handels: von Geld, Luxus und Auflagen; von der Gesetzgebung; allgemeine Betrachtungen.

XXIV. Buch:

Rußland; Ost- und Westindien; Afrika; System Europas; Verhältnisse dieses Weltteils zu den übrigen.

XXV. Buch:

Die *Humanität* in Ansehung *einzelner*, in Verhältnis zu der Religion; in Rücksicht der Staatsverfassungen, des Handels, der Künste, der Wissenschaften. Das Eigentum des menschlichen Geistes. Sein Wirken überall, auf alles. Aussichten.

Fußnoten

1 Kants »Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels«, Königsberg und Leipzig 1755. Eine Schrift, die unbekannter geblieben ist, als ihr Inhalt verdiente. Lambert in seinen »Kosmologischen Briefen« hat, ohne sie zu kennen, einige mit ihr ähnliche Gedanken geäußert, und Bode in seiner »Kenntnis des Himmels« hat einige Mutmaßungen mit rühmlicher Erwähnung gebraucht.

2 Kästners »Lob der Sternkunst« im »Hamb. Magaz.« T. I, S. 206 u.f.

3 Von der Sonne als einem vielleicht bewohnbaren Körper s. Bodens »Gedanken über die Natur der Sonne« in den »Beschäftig. der Berlinischen Gesellsch. naturforschender Freunde«, II, S. 225.

4 Forster »Bemerkungen « S. 126 u. f.

5 S. Ulloas »Nachrichten von Amerika« , Leipzig 1781, mit J. G. Schneiders schätzbaren Zusätzen, die den Wert des Werks um die Hälfte vermehren.

6 S. Leiste »Beschreibung des portugiesischen

Amerika vom Cudena«, Braunschweig 1780, S. 79, 80.

7 Linnei »Philosophia botanica« ist für mehrere Wissenschaften ein klassisches Muster; hätten wir eine philosophia anthropologica dieser Art, mit der Kürze und vielseitigen Genauigkeit geschrieben: so wäre ein Leitfaden da, dem jede hinzukommende Bemerkung folgen könnte. Der Abt Soulavié hat in seiner »Histoire naturelle de la France méridionale« (P. II, T. 1) einen Entwurf zur allgemeinen physischen Geographie des Pflanzenreichs gegeben und verspricht ihn auch über Tiere und Menschen.

8 . S. »Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften«, Bd. 1, S. 6 u. f.

9 . S. Ingen-Housz, »Versuche mit den Pflanzen«, Leipzig 1780, S. 49.

10 Leipzig 1778-1783, 3 Bände, mit einer genauen und feinen zoologischen Weltkarte.

11 »Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften«. Bd. 9, S. 300.

12 Man sehe von der Kraft dieser Teile Hallers

»Elementa physiologiae« T. VI , S. 14, 15.

13 Viele dieser Geschöpfe holen noch durch ihn Atem; auf ihm läuft statt des Herzens die Pulsader hinab; sie bohren sich mit demselben ein u. f.

14 S. Martinets »Katechismus der Natur« T. I, S. 316, wo durch eine Kupfertafel das Wachstum nach Jahren gezeigt wird.

15 Man wende nicht ein, daß auch Polypen, einige Schnecken und sogar die Blattläuse Lebendige gebären; auf diese Weise gebiert auch die Pflanze Lebendige, indem sie Keime treibet. Hier ist von lebendig gebärenden säugenden Tieren die Rede.

16 Außer andern bekannten Werken finde ich in des ältern Alexander Monro Works, Edinburgh 1781, einen »Essai on Comparative Anatomy«, der eine Übersetzung so wie die schönen Tierskelette in Cheseldens Osteography, London 1783, einen Nachstich verdienten, der aber in Deutschland schwerlich an die genaue Pracht des Originals kommen dürfte.

17 Nach Buffon, Daubenton, Camper und zum Teil Zimmermanns »Beschreibung eines umgeborenen Elefanten «.

18 Die Trommeln und Höhlen der processus mammillares u. f.

19 Insonderheit nach Wolfs vortrefflicher Beschreibung in den »Novi Commentarii Academiae Scientiarum Petropolitanae« T. 15, 16, nach deren Art ich die physiologisch-anatomische Beschreibung mehrerer Tiere wünschte.

20 Reimarus, »Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere«, Hamburg 1773. Imgleichen »Angefangene Betrachtungen über die besondern Arten der tierischen Kunsttriebe«, denen auch J. A. H. Reimarus' reiche und schöne Abhandlung über die Natur der Pflanzentiere beigefügt ist.

21 Sie stehen in Linneus' »Natarsystem«, in Martinis Nachtrage zu Buffon und andern Orten.

22 Tysons »Anatomy of a Pygmie Compared with that of a Monkey, an Ape, and a Man...«, London 1751, S. 92-94.

23 S. Campers »Kort Berigt wegens de Ontleding van verschiedene Orang-Outangs«, Amsterdam 1780. Ich kenne diesen Bericht nur aus dem reichen Auszuge der »Göttingischen gelehrten Anzeigen« (Zugabe

Stück 29, 1780), und es ist zu hoffen, daß er nebst der Abhandlung »Über die Sprachwerkzeuge des Affen« aus den »Transaktionen« in die Sammlung kleiner Schriften dieses berühmten Zergliederers (Leipzig 1781) werde eingerückt werden.

24 Man sehe die Abbildung der traurigen Figur bei Tyson von vorn und hinten.

25 Eine Abbildung dieses Beins siehe bei Blumenbach »De generis humani varietate nativa« Tab. 1., fig. 2. Indessen scheinen nicht alle Affen dies Os intermaxillare in gleichem Grad zu haben, da Tyson in seinem Zergliederungsbericht, daß es nicht dagewesen, deutlich bemerkt.

26 Die Abhandlung Daubentons »Sur les différences de la situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux« in den »Mémoires de l'Académie de Paris« 1764, die ich bei Blumenbach angeführt gefunden, habe ich bisher nicht gelesen; ich weiß also auch nicht, wohin sein Gedanke gehet oder wie weit er ihn führet. Meine Meinung ist aus vorliegenden Tier- und Menschenschädeln geschöpft.

27 In Hallers größerer Physiologie ist deren eine Menge gesammelt; es wäre zu wünschen, daß Herr

Prof. Wrisberg seine reichen Erfahrungen, auf welche er sich in den Anmerkungen zu Hallers kleinerer Physiologie bezieht, bekannt machte: denn daß die *spezifische Schwere* des Gehirns, die er untersucht hat, ein feinerer Maßstab sei, als der bei den vorhergehenden Berechnungen gebraucht worden, wird sich bald ergeben.

28 Blumenbach »De generis humani varietate nativa«, S. 32.

29 S. Campers »Kleinere Schriften«. T. I, S. 15 u. f. Ich wünschte, daß die Abhandlung vollständig und auch die zwei Kupfertafeln dazu bekanntgemacht würden.

30 In Sacks »Verteidigtem Glauben der Christen« erinnere ich mich einen solchen Fall erzählt gefunden zu haben; mehrere dergleichen sind mir aus andern Schriften erinnerlich.

31 S. Campers »Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen«, »Philosophical Transactions«, 1779, Band 1.

32 Mir sind nur zwei ganz nackte Nationen bekannt, die aber auch in einer tierischen Wildheit leben, die

Peschereis an der äußersten Spitze von Südamerika, ein Auswurf anderer Nationen, und ein wildes Volk bei Arakan und Pegu, das mir in den dortigen Gegenden noch ein Rätsel ist, ob ich's gleich in einer der neusten Reisen (»Mackintosh Travels«, T. I, S. 341, London 1782) bestätigt finde.

33 »Vom körperlichen wesentlichen Unterschiede der Tiere und Menschen«, Göttingen 1771.

34 Auf welchen Wegen dies geschehen werde - welche Philosophie der Erde wäre es, die hierüber Gewißheit gebe? Wir werden im Verfolg des Werks nur die Systeme der Völker von der Seelenwanderung und andern Reinigungen kommen und ihren Ursprung und Zweck entwickeln. Ihre Erörterung gehört noch nicht hieher.

35 Die Hoffnungen unsers Landsmanns, Samuel Engels, hierüber sind bekannt, und einer der neuesten Abenteurer nach Norden, Pagès, scheint die geglaubte Unmöglichkeit der selben abermals zu vermindern.

36 S. Phipps, »Reisen«, Cranz, »Geschichte von Grönland«, u. f.

37 S. Cranz, Ellis, Egede; Roger Curtis, »Nachricht

von der Küste Labrador« u. f.

38 S. Wilson, »Beobachtungen über den Einfluß des Klima auf Pflanzen und Tiere«, Leipzig 1781. - Cranz, »Historie von Grönland«, T. 2, S. 275.

39 S. Roger Curtis, »Nachricht von Labrador«; in: J. R. Forster und M. C. Sprengel, »Beiträge...«, T. 1, S. 105 u. f.

40 Bekanntermaßen fand Sajnovics die lappländische der ungrischen Sprache ähnlich. S. Sajnovics, »Demonstratio, idioma Ungarorum et Lapporum idem esse«, Hafniae 1770.

41 S. von den Lappen: Hoegström, Leem, Klingstedt, Georgi, »Beschreibung der Nationen des russischen Reichs« u. f.

42 Georgi, »Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs...«,.

43 S. Klingstedt, »Mémoire sur les Samojedes et sur les Lapons«.

44 S. über alle diese Nationen: Georgi, »Beschreibung der Nationen des russischen Reichs...«; Pallas;

des ältern Gmelins Reisen, u. f. Aus Pallas' Reisen und Georgis Bemerkungen sind die *Merkwürdigkeiten* der verschiedenen Völker herausgehoben und besonders herausgegeben, Frankfurt und Leipzig 1777.

45 S. Pallas, »Sammlungen über die mongolischen Völkerschaften«, T. 1, S. 98, 171 u. f.; Georgi, »Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs...«, T. 4, Petersburg 1780; Schnitschers Nachricht von den ajukischen Kalmucken, in: Müller, »Sammlung russischer Geschichte«, Bd. 4, Stück 4; Schlözers Auszug aus Schober, »Memorabilibus Russico-Asiaticis«, in der Müllerschen Sammlung, Bd. 7, Stück 1. u. f.

46 Pallas in: »Sammlungen hist. Nachrichten...«, T. 1, S. 99; »Reise...«, T. 1, S. 308, T. 2 ff.

47 »Allgemeine Sammlung der Reisen«, S. 595; Charlevoix. Von den Sinesen s. Olof Toree, »Reise nach Surate und China«, S. 68; »Allg. Hist. d. Reisen...«, T. 6, S. 130.

48 Die ältern Nachrichten beschreiben die Tibetaner als ungestalt, s. »Allg. Hist. d. Reisen...«, Bd. 7, S. 382. Nach neuern (Pallas, »Nordische Beiträge«, Bd. 4, S. 280) wird dieses gemildert, welche Milderung

auch die Lage ihres Erdstrichs zu begünstigen scheint. Wahrscheinlich sind sie ein roher Übergang zur indostanischen Bildung.

49 S. »Allg. Reisen...«, Bd. 10, S. 557, aus Tavernier.

50 »Allg. Reisen...«, Bd. 10, S. 67, aus Ovington.

51 S. W. Marsden, »Beschreibung von Sumatra«, S. 62; »Allg. Reisen...«, S. 487 u. f.

52 »Allg. Reisen ...«, Bd. 20, S. 289. aus Steller.

53 S. Georgi, »Beschr. aller Nationen d. russ. Reichs ...«, T. 3.

54 S. Ellis, »Nachricht von der Cookschen dritten Reise«, S. 114; Tagebuch der Entdeckungsreise übers. von Forster S. 231. Womit man die ältern Nachrichten von den Inseln zwischen Asien und Amerika zu vergleichen hat. S. »Neue Nachricht von den neuentdeckten Inseln«, Hamburg und Leipzig 1776. Die Nachrichten in Pallas' »Nordischen Beiträgen...«; Müllers russischen Sammlungen, den »Beiträgen zur Völker- und Länderkunde« u. f.

55 »Allg. Reisen...«, Bd. 11, S. 116 f., aus Bernier.

56 Mackintosh, »Travels«, Bd. 1, S. 321.

57 Chardin, »Voyages en Perse«, Bd. 3, Kap. 118. in le Brun (Bruyns), »Voyage en Perse«, Bd. 1, Kap. 42, Nr. 86-88 stehen Perser, die man mit denen darauf folgenden Schwarzen Nr. 89, 90, den rohen Samoje-den Kap. 2, Nr. 7, 8, dem wilden Südneger Nr. 197 und dem sanften Benjanen Nr. 109 vergleichen mag.

58 »Allg. Reisen...«, T. 7, S. 316 und 318.

59 S. einige Gemälde bei le Brun, »Voyage au Levant«, T. 1, Kap. 10, Nr. 34-37.

60 Gemälde von ihnen s. bei Niebuhr, T. 2, le Brun, »Voyage au Levant...«, Nr. 90 und 91.

61 Gemälde s. bei le Brun, »Voyage au Levant...«, Kap. 7, Nr. 17-20; in Choiseul-Gouffier, »Voyage pittoresque« u. f. Die Denkmäler der alten griechischen Kunst gehen über alle diese Gemälde.

62 S. die Statuen ihrer alten Kunst, ihre Mumien und die Zeichnungen derselben auf den Mumienkasten.

63 Buffon »Suppléments à l'histoire naturelle«, T, 4, S. 495. 4. Lobo sagt wenigstens, daß auch die Schwarzen daselbst weder häßlich noch dumm, sondern geistig, zart und von gutem Geschmack sind. (Relation historique d'Abissinie p. 85) Da alle Nachrichten aus diesen Gegenden alt und ungewiß sind, so wäre die Ausgabe von Bruces Reisen, wenn er solche bis nach Abessinien getan hat, sehr zu wünschen.

64 Ludolf, »Historia Aethiopica« hin und wieder.

65 Hoest, »Nachrichten von Marokko«, S. 141, vgl. mit 132 u. f.

66 Schott, »Nachrichten Über den Zustand vom Senega«, in: »Beitr. zur Völker- und Länderkunde« T. 1, S. 47

67 S. Schott, »Nachr. vom Senega«, S. 50; »Allg. Reisen...«, T. 3-5

68 A. Sparrmann, »Reisen«, S. 172.

69 Schott, »Nachrichten vom Senega«, S. 49-50.

70 Zimmermann, »Vergleichung der bekannten und unbekanntenen Teile«, eine Abhandlung voll

Gelehrsamkeit und Urteil, in der »Geograph. Geschichte des Menschen«, Bd. 3, S. 104 u. f.

71 Oldendorps, Missionsgeschichte auf St. Thomas, S. 270 u. f.

72 S. Proyart, »Geschichte von Loango, Kakongo«. Dieser deutschen Übersetzung ist eine gelehrte Sammlung der Nachrichten über die Jagas beigefügt.

73 Siehe Campers kleine Schriften T. 1, S. 24 u. f.

74 S. Schon, »Observations on the Synochus Atrabiliosa«, im Auszuge: »Göttingisches Magazin«, Jahr 3, Stück 6.

75 Daß der Neger die Mittelpunkte der Bewegung näher beisammen habe, folglich auch elastischer im Körper sei als der Europäer, soll Camper in den Harlemschen »Actis« erwiesen haben.

76 Sprengel, »Geschichte der Philippinen«; Reinhold Forster, »Nachrichten von Borneo und andern Inseln«, in den »Beitr. zur Völker- und Länderkunde« T. 2, S. 57, 237 u. f.; »Allg. Reisen...«, Bd. 11, S. 393; Le Gentils Reisen in Ebeling, »Sammlung«, T. 4, S. 70.

- 77 S. Reisen um die Welt, T. 1. S. 554, Leipzig 1775.
- 78 »Beitr. zur Völkerkunde«, T. 2, S. 238.
- 79 Forster, »Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt«, Berlin 1783, Hauptstück 6.
- 80 W. Ellis Nachr, von Cooks dritten Reise, S. 114 f.
- 81 »Allg. Reisen...«, T. 16, S. 646.
- 82 Ebeling, »Samml. von Reisebeschr.«, T. 1, Hamburg 1780.
- 83 Adair, Gesch. Nordamerik. Indian., Breslau 1782.
- 84 »Götting. Magazin...«, 1783, S. 929.
- 85 Pagès, »Voyages autour du monde...«, Paris 1782, S. 27, 28, 34, 50, 53 etc.
- 86 »Storia antica del Messico«: Auszug in »Göttingischen gelehrten Anzeigen«, 1781, Zugabe 35 und 36, und ein reicherer im »Kielschen Magazin«, Bd. 2, Stück 1, S. 38 f.

87 Bd. 1, S. 88 ff.

88 »Allg. Reisen...«, T. 15, S. 263 u. f.

89 Fermin, »Beschreibung von Surinam«, T. 1, S. 39 und 41.

90 Bankroft, »Naturgeschichte von Guiana«, Brief 3.

91 Acunja, Gumilla, Lery, Markgraf, Condamine u. f.

92 Dobritzhofer, »Geschichte der Abiponer«, Wien 1783. Beschreibungen mehrerer Völker sehe man in des Pater Gumilla, »El Orenoco ilustrado«.

93 Robertson, »Geschichte von Amerika«, Bd. 1, S. 537.

94 »Journal encyclopédique«, 1772. Mehrere Zeugnisse gegeneinandergehalten siehe in Zimmermann, »Geschichte der Menschheit...«, T. 1, S. 69 und Robertson, »Gesch. von Amerika«, T. 1, S. 540.

95 Falkner, »Beschreibung von Patagonien«, Gotha 1775. Vidaure, »Geschichte des Königreichs Chili« in der Ebelingschen Samml. von Reisen, T. 4, S. 108.

96 Siehe Forsters... Reise T. 2, S. 392. Cavendish, Bougainville u. a.

97 Robertson, »Gesch. von Amerika«, T. 1, S. 539.

98 Ebendas. S. 537.

99 Wer mehrere Nachrichten von einzelnen Zügen begehret, wird solche in Buffons Naturgeschichte, Band 6, Martinis Ausgabe und in Blumenbachs gelehrter Schrift »De generis humani varietate nativa« finden.

100 Nicht als ob ich die Bemühungen dieser Männer nicht schätzte; indessen dünken mich Bruyns (Le Brun) Abbildungen sehr französisch und derer de Bry Gemälde, die nachher in schlechtern Nachstichen beinahe in alle spätere Bücher übergegangen sind, nicht authentisch. Nach Forsters Zeugnis hat auch Hodges noch die otahitischen Gemälde idealisieret. Indessen wäre es zu wünschen, daß nach den Anfängen, die wir haben, die genaue und gleichsam naturhistorische Kunst in Abbildung der Menschengeschlechtes für alle Gegenden der Welt ununterbrochen dauren möge. Niebuhr, Parkinson, Cook, Hoest, Georgi, Marion u. a. rechne ich zu diesen Anfängen; die letzte Reise Cooks scheint nach dem Ruhm, den man ihren Gemälden gibt, eine neue, höhere Periode anzufangen,

der ich in andern Weltteilen die Fortsetzung und eine gemeinnützigere Bekanntmachung wünsche.

101 Vorrede zu Buffons »Allgem. Naturgesch.« T. 3.

102 Nach Bernoulli, siehe Haller, »Physiol.«, T. 8, Bern 1766, Liber 30, wo man einen Wald von Bemerkungen über die Veränderungen des menschlichen Lebens findet.

103 Noch Marsden denkt an dieselbe in seiner Beschreibung von Sumatra, aber auch nur aus Sagen. Über die geschwänzten Menschen hat Monboddo in seinem Werk »Von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache« (T. 1, S. 219 u. f.) alle Traditionen zusammengetrieben, deren er habhaft werden konnte. Hr. Prof. Blumenbach (»De generis humani varietate nativa«) hat gezeigt, aus welcher Quelle sich die Abbildungen des geschwänzten Waldmenschen fortgeerbt haben.

104 Noch Sonnerat denkt ihrer (»Voyage aux Indes«, T. 2, S. 103), aber auch nur aus Sagen. Die Zwerge auf Madagaskar sind nach Flacourt aus Commerson erneuert, von neuern Reisenden aber verworfen worden. Über die Hermaphroditen in Florida s. Heynes kritische Abhandlung in den »Commentationes Societatis Regiae Gottingensis per annum 1778«, S.

993.

105 S. Sparrmanns Reisen, S. 177.

106 In den Auszügen aus dem »Tagebuch eines neuen Reisenden nach Asien«, Leipzig 1784, S. 256, wird dieses noch behauptet, aber wiederum nur aus Sagen.

107 Nach einzelnen Gegenden s. Pallas und andre Obengenannte. Von der Lebensart einer Kalmuckenhorde am Jaik würde G. Opitzens Leben und Gefangenschaft unter ihnen ein sehr malerisches Gemälde sein, wenn es nicht mit so vielen Anmerkungen des Herausgebers verziert und romantisiert wäre.

108 Außer den ältern zahlreichen Reisen nach Arabien s. Voyages de Pagès.

109 »Nachricht von Kalifornien«, Mannheim 1772, hin und wieder.

110 S. Mackintosh, »Travels«, T. 2, S. 27.

111 »Geschichte von Grönland...«, S. 355.

112 Römer, »Nachrichten von der Küste Guinea«, S. 279.

113 Sparrmanns Reisen, S. 73. Der menschenfreundliche Reisende hat viele traurige Nachrichten von der Behandlung und dem Fange der Sklaven eingestreuet, s. S. 195, 612 u. f.

114 S. des unglücklichen Marion »Voyage à la mer du Sud...«, Anmerkung des Herausgebers. Reinhold Forsters Vorrede zum »Tagebuch der letzten Cookschen Reise«, Berlin 1781, und die Nachrichten vom Betragen der Europäer selbst.

115 »Allg. Reisen...«, T. 3, S. 127 u. f.

116 »Allg. Reisen...«, T. 5, S. 145. Andre Beispiele s. bei Rousseau in den Anm. zum »Discours sur l'inégalité parmi les hommes«.

117 S. Brugmann über Magnetismus, Satz 24-31.

118 S. Kästner, »Erläuterung der Halleyischen Methode die Wärme zu berechnen« in: »Hamburg. Magazin«, S. 429 u. f.

119 S. Crell, »Versuche über das Vermögen der Pflanzen und Tiere, Wärme zu erzeugen und zu vernichten«, Helmstedt 1778; Crawford, Versuche über das Vermögen der Tiere, Kälte hervorzubringen, in:

»Philosophical Transactions«, Bd. 71, 2, XXXI.

120 S. Gaubius Pathologie, Kap. 5, 10 etc., eine Logik aller Pathologien.

121 S. Montesquieu, Castillon, Falconer, eine Menge schlechterer Schriften: »Esprit des nations«; »Physique de l'histoire« etc. zu geschweigen.

122 S. Gmelin, »Über die neuern Entdeckungen in der Lehre von der Luft«, Berlin 1784.

123 S. Hippokrates, »De aëre, locis et aquis«, vorzüglich den zweiten Teil der Abhandlung. Für mich der Hauptschriftsteller über das Klima.

124 Baco de augm. scient., I, 3.

125 S. Harvey, »De generatione animalium«, London 1651; Wolff, »Theoria generationis« u. f.

126 S. Wolff, »Theoria generat...«, S. 169, b. 150-216.

127 Hippokrates, Aristoteles, Galen, Harvey, Boyle, Stahl, Glisson, Gaubius Albinus und so viel andre der größten Beobachter oder Weltweisen des

menschlichen Geschlechts haben, gezwungen von Erfahrungen, dies tätige Lebensprincipium angenommen und nur mit mancherlei Namen benannt, oder einige derselben es von angrenzenden Kräften nicht genug gesondert.

128 S. Kap. 4 des vorhergehenden 6. Buchs.

129 S. Sömmering, »Über die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer«, Mainz 1784.

130 Albrecht Dürers »Vier Bücher von menschlicher Proportion«, Nürnberg 1528.

131 Sehr simplifiziert finde ich diese Lehre in: Metzger, »Vermischte Schriften«, T. 1. Auch Platner nebst andern haben darin ihre anerkannten Verdienste.

132 Göttingische Samml. von Reisen, T. 10 und 11 hin und wieder.

133 Dobritzhofers »Geschichte der Abiponer...«, T. 1, S. 114.

134 S. Williamson, »Versuch, die Ursachen des veränderten Klima zu erklären«, »Berlinische Sammlungen«, T. 7.

135 S. J. D. Metzger, »Über die körperlichen Vorzüge des Menschengeschlechts vor Tieren«, in seinen »Vermischten medizinischen Schriften«, T. 3.

136 S. Robertson, »Geschichte von Amerika...«, T. 1. S. 562

137 S. Ulloa, T. 1, S. 188.

138 Haller, »Physiol.« T. 5, S 16.

139 S. Wilson, »Beobachtungen über den Einfluß des Klima...«, S. 93 u. f.

140 Geschichte von Grönland. , S. 225.

141 Abschnitt V, VI.

142 Dobritzhofer »Gesch. der Abiponer...«, T. 1.

143 S. Steller, Krascheninikow u. f..

144 Römer, Boßman, Müller, Oldendorp u. f.

145 S. Lafiteau, Lebeau, Carver, u. a.

146 S. Baldeus, Dow, Sonnerat, Holwell, u. f.

147 Man lese z. B. in Ulloa (»Nachr. von Amerika...«, T. 1, S. 131) die kindische Freude, mit der der Peruaner eine Lacma zu seinem Dienst weiht. Die Lebensarten der andern Völker mit ihren Tieren sind aus Reisebeschreibungen genugsam bekannt.

148 S. einige derselben in den »Volksliedern«, T. 1, S. 33, T. 2, S. 96-98, S. 104.

149 Carvers Reisen, S. 338 u. f.

150 S. die »Volkslieder«, teils allgemein, teils insonderheit die nordischen Stücke, T. 1, S. 166, 175, 177, 242, 247; T. 2, S. 210, 245.

151 »Volkslieder«, T. 2, S. 128-129.

152 Voyages de Pagès, S. 25 ff., 39, 62, 65, 146, 162 f., 182, 305 u. f.

153 Beispiele von diesen Sätzen zu geben wäre zu weitläufig; sie gehören nicht in dies Buch und bleiben einem andern Ort aufbehalten.

154 Die Geschichte dieser und anderer Erfindungen, sofern sie zum Gemälde der Menschheit gehört, wird der Verfolg geben.

155 S. insonderheit den scharfsinnigen »Versuch über den Ursprung der Erkenntnis der Wahrheit und der Wissenschaften«, Berlin 1781. Die Hypothese, daß unser Erdball aus den Trümmern einer andern Welt gebildet sei, ist mehreren Naturforschern aus sehr verschiedenen Gründen gemein.

156 Die Fakta zu den folgenden Behauptungen sind in vielen Büchern der neuern Erdkunde zerstreut, auch zum Teil aus Buffon, u. a. so bekannt, daß ich mich Satz für Satz mit Zitationen nicht ziere.

157 Linnaei amoenit. academ., Bd. 2, S. 439. »Oratio de terra habitabili«. Die Rede ist häufig übersetzt worden.

158 Bemerkungen über die Berge, in den »Beiträgen zur physikalischen Erdbeschreibung« (Band 3, S. 250) und sonst übersetzt.

159 Dieser gelehrte Mann arbeitet mit einem vielumfassenden Plan an einem ähnlichen Werke.

160 S. »Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker« von Büttner, Göttingen 1771.

161 S. Zimmermanns »Geographische Geschichte der Menschen...«, T. 3, S. 183.

162 »Vom Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften«, Lemgo 1770.

163 S. Jones, »Poeseos Asiaticae commentariorum«, edit. Eichhorn, Lps. 1777.

164 S. Bailly, »Geschichte der Sternenkunde des Altertums«, Leipzig 1777.

165 S. Le Gentils Reisen in Ebelings »Sammlung«, T. 2, S. 406 u. f.; Walther, »Doctrina temporum indica« hinter Bayer, »Historia regni Graecorum Bactriani«, Petrop. 1738 u. f. f.

166 »Le Chou-King, un des livres sacrés des Chinois«, Paris 1770.

167 S. »Recherches sur les temps antérieurs à ceux dont parle le Chou-King«, P. de Premare« vor Deguignes Ausgabe des Chou-King u. f. f.

168 S. Georgius, »Alphabetum Tibetanum«, Rom 1762, S. 181 und sonst hin und wieder.

169 S. Sonnerat, Baldens, Dow, Holwell u. f.

170 »Zend-Avesta«, Riga 1776-1778.

171 »Älteste Urkunde des Menschengeschlechts«, T. 1, Riga 1774.

172 S. 1. Mose, 2., 5-7.

173 S. 1. Mose, 2., 10-14.

174 Das Wort »Pison« heißt ein fruchtbar-überschwemmender Strom und scheint der übersetzte Name von Ganges; daher ihn auch schon eine alte griechische Übersetzung durch Ganges erklärt und der Araber durch Nil, das umströmte Land aber durch Indien übersetzt hat, welches man sonst nicht zu reimen wußte.

175 Kaschgar, Kaschmir, die Kasischen Gebürge, Kaukasus, Kathai u. f.

176 Hidekel heißt der dritte Strom, und nach Otter heißt der Indus noch jetzt bei den Arabern Eteck, bei den alten Indiern Enider. Selbst die Endung des Worts scheint indisch: »Dewerkel«, wie sie ihre Halbgötter nennen, ist der Pluralis von »Dewin«. Indessen ist's wahrscheinlich, daß der Sammler der Tradition ihn für den Tigris nahm, da er ihn ostwärts jenseit Assyrien setzte. Die ferneren Länder lagen ihm zu ferne. Auch der Phrath ist wahrscheinlich ein anderer Fluß

gewesen, der hier nur appellative übersetzt oder als der berühmteste östliche Strom genannt ward.

177 Wie nun aber die Elohim sich der Menschen angenommen, d. i. sie gelehrt, gewarnt und unterrichtet haben? Wenn es nicht ebenso kühn ist, hierüber zu fragen als zu antworten, so soll uns an einem andern Ort die Tradition selbst darüber Aufschluß geben.

178 Kain heißt bei den Arabern Kabil; die Kasten der Kabylen heißen Kabeil; die Beduinen sind auch ihrem Namen nach verirrte Hirten, *Bewohner der Wüste*. Gleichergestalt ist's mit den Namen Kain, Hanoeh, Nod, Jabal-, Jubal-, Tubalkain: für die Kaste und Lebensart bedeutende Namen.

179 S., 1. Mose, 6. - 8.; s. Eichhorn, »Einleitung ins Alte Testament«, T. 2, S. 370.

180 Japhet ist seinem Namen und seinem Segen nach ein »*Weitverbreiteter*«, dergleichen die Völker nordwärts dem Gebürge ihrer Lebensweise und zum Teil selbst ihrem Namen nach waren. Sem faßt Stämme in sich, bei denen der Name, d. i. die alte Tradition der Religion, Schrift und Kultur, vorzüglich blieb, die sich daher auch gegen andre, insonderheit die Chamiiten, den Vorzug kultivierter Völker anmaßen. Cham

hat von der Hitze den Namen und gehört in den hitzigen Erdstrich. Mit den drei Söhnen Noah lesen wir also nichts als die drei Weltteile, Europa, Asien, Afrika, sofern sie im Gesichtskreis dieser Tradition lagen.

181 Leontiew's Auszug aus der sinesischen Reichsgeographie in Büsching's hist. und geogr. Magazin, T. 14, S. 409 u. f. In: Fr. Hermann, »Beiträge zur Physik«, Berlin 1786, T. 1, wird die Größe des Reichs auf 110 Tausend deutsche Quadratmeilen und die Volksmenge auf 104 Millionen 69 Tausend 254, auf eine Familie 9 Personen gerechnet.

182 »Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les mœurs et les usages des Chinois«, T. 2, S. 365 ff.

183 Außer den ältern Ausgaben einiger klassischer Bücher der Sinesen vom Pater Noel, Couplet u. f. liefert die Ausgabe des Chou-King von Deguignes, »L'Histoire générale de la Chine« Mailla, die eben angeführten »Mémoires concernant l'histoire... des Chinois« in 10 Quartbänden, in denen auch einige Originalschriften der Sinesen übersetzt sind, u. f. Materialien genug, sich eine richtige Idee von diesem Volk zu schaffen. Unter den vielen Nachrichten der Missionare ist insonderheit Pater le Comte wegen

seines gesunden Urteils schätzbar: »Nouveaux Mémoires sur l'état présent de la Chine«, Paris 1696.

184 S. »Ideen«, T. 2,.

185 Selbst der gepriesene Kaiser Kien-Long ward in den Provinzen für den ärgsten Tyrannen gehalten; welches in einem so ungeheuren Reich nach solcher Verfassung jedesmal der Fall sein muß, der Kaiser möge, wie er wolle, denken.

186 »Mémoires concernant... des Chinois«, T. 2, S. 375.

187 ib., T. 1, S. 329.

188 S. Georgius, »Alphabetum Tibetanum«, Rom 1762. Ein Buch voll wüster Gelehrsamkeit, indessen, nebst den »Nachrichten« in Pallas' »Nordischen Beiträgen«, Bd. 4, S. 271 u. f., und dem Aufsatz in Schlözers »Briefwechsel«, T. 5, das Hauptbuch, das wir von Tibet haben.

189 Dow, »History of Hindostan«, Bd. 1, S. 10-11.

190 »Zend-Avesta par Anquetil«, Bd. 1, S. 81 f.; Niebuhrs »Reisebeschreibung«, T. 2, S. 31 u. f.

191 S. hierüber Dow, Holwell, Sonnerat, Alexander Ross, Mackintosh; die Hallischen Missionsberichte; die »Lettres édifiantes« und jede andre Beschreibung der indischen Religion und Völker.

192 S. Halhed, »Grammar of the Bengal Language, Printed at Hoogly in Bengal«, 1778.

193 S. Le Gentil, »Voyage dans les mers de l'Inde«, Halhed, »A Code of Gentoo Laws« u. f.

194 Der Anfang des Chou-King, S. 6 in Deguignes Ausgabe.

195 S. Goguet, »Untersuchungen über den Ursprunge der Gesetze, Künste und Wissenschaften«, Lemgo 1760 und noch mehr Gatterers »Kurzer Begriff der Weltgeschichte«, T. 1, Göttingen 1785.

196 S. Büschings »Erdbeschreibung«, T. 5, Abteilung 1.

197 S. Schlözer von den Chaldäern, im »Repertorium für morgenländische Literatur«, T. 8, S. 113 u. f.

198 S. della Valle, von den Ruinen bei Ardsche; Niebuhr, vom Ruinenhaufen bei Helle u. f.

199 Eichhorn, »Geschichte des ostindischen Handels«
, S. 12; Gatterer, »Einleitung zur synchronistischen
Universalhistorie«, S. 77.

200 Hievon an einem andern Orte.

201 Daniel, 5., 5 und 25.

202 »Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre p. Anquetil
du Perron«, Paris 1771.

203 S. Niebuhr, »Reisebeschreibung«, S. 48 u. f.

204 Der Stamm Dan bekam eine Ecke oberhalb und
zur Linken des Landes. S. hierüber den »Geist der
Ebräischen Poesie«, T. 2.

205 Hiob, 30., 3-8.

206 Eichhorn hat dieses auch von den Gerräern ge-
zeigt (s. »Geschichte des ostindischen Handels...«, S.
15/16). Überhaupt ist Armut und Bedrängnis die Ur-
sache der meisten Handelsnationen worden, wie auch
die Venetianer, die Malaien u. a. zeigen.

207 Hievon an einem andern Ort.

208 Die Mutmaßungen hierüber erwarten einen

ändern Ort.

209 Man vergleiche die Malayen und die Einwohner der asiatischen Inseln mit dem festen Lande; selbst Japan halte man gegen Sina, die Bewohner der Kurilen und Fuchsinseln gegen die Mongolen, Juan-Fernandez Sokotora, die Oster-, die Byrons-Insel, die Maldiven usf.

210 S. Heyne, »Comment. de Castoris epoch.« in: »N. Comment. Soc. Gotting«.

211 S. Riedesel, »Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante«, S. 113.

212 S. Heyne, »De origine Graecorum«, »Commentationes Societatis Goettingensis«, 1764.

213 S. Heyne, »De Musis«: s. »Göttingische Anzeigen«, 1766, S. 275.

214 S. Heyne, »De fontibus et causis errorum in historia mythica«; »De causis fabularum physicis«; »De origine et causis fabularum Homericarum«; »De Theogonia ab Hesiodo condita« etc.

215 S. Georgi, Abbildungen der Völker des Russischen Reichs, T. 1.

216 S. Blackwell, »Enquiry into the Life und Writings of Homer« 1735; Wood, »Essay on the Original Genius of Homer« 1769.

217 S. Winckelmann, »Geschichte der Kunst«, T. 1, Kap. 1. Heyne, Berichtigung und Ergänzung derselben in den »Deutschen Schriften der Götting. Societ.«, T. 1, S. 211 u. f.

218 S. Heyne, »Über den Kasten des Kypselus« u. a.

219 S. Campers »Kleinere Schriften...«, S. 18 u. f.

220 Wie z.B. der Tempel der Pallas zu Larissa Akrius', der Tempel der Minerva Polias zu Athen Erichthonius', der Thron des Amykläus Hyacinths Grabmal war u. f.

221 »Pinxit Demon Atheniensium argumento quoque ingenioso: volebat namque varium, iracundum, iniustum, inconstantem, eundem exorabilem, clementem, misericordem, excelsum, gloriosum, humilem, ferocem fugacemque et omnia pariter ostendere.« Plinius, »Historia naturalis«, XXXV.

222 S. Heyne, »Deprimorum Graeciae legumlatorum institutis ad morum mansuetudinem«, in: »Opusc.

academica«, Bd. 1, S. 207.

223 Œuvres p. St. Pierre T. 1, und beinah in allen seinen Schriften.

224 S. Xenophon, »Über die Republik der Athenienser«, auch Plato, Aristoteles u. f.

225 Hievon an einem andern Ort.

226 S. die Einleitung zu Gillies' Übersetzung der Reden Lysias' und Isokrates' nebst andern ähnlichen Schriften, die Griechenland aus Rednern oder Dichtern geschätzt haben.

227 S. in Meiners, »Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom«, T. 1, die Geschichte dieser Gesellschaft.

228 S. Heyne, »De Genio saeculi Ptolemaeorum«, in: »Opusc. Academica«, Bd. 1, S. 76 ff.

229 Eine Vergleichung mehrerer Völker hierüber wird aus dem Fortgange der Geschichte erwachsen.

230 Spons, Stuarts, Chandlers, Riedesels Reisen u. f.

231 S. Riedesels, Houels Reisen u. a.

232 S. Demster, Etrur. regal. cum observat. Buonaroti et paralipom. Passerii. Florent. 1723, 1767.

233 S. Winckelmanns »Geschichte der Kunst«, T. 1, Kap. 3.

234 S. Heyne, »De fabularum religionumque Graecarum ab Etrusca arte frequentatarum natura et causis«; »De reliquiis patriae religionis in artis Etruscae monumentis«; »Etrusca antiquitas a commentitiis interpretamentis liberata«; »Artis Etruscae monimenta ad genera et tempora sua revocata«, in: »Novae Comm. Societatis Goetting.«

235 S. Passerii Palalipom. ad Demster. etc..

236 Montesquieu in seiner schönen Schrift:

»Sur la grandeur et de la décadence des Romains« hat sie beinahe schon zu einem politischen Roman erhoben. Vor ihm hatten Macchiavelli, Paruta und viel andre scharfsinnige Italiener sich in politischen Betrachtungen über sie geübet.

237 Der römische Senat und das römische Volk.

238 22440000 Taler.

239 Über das Gute, das von der Simplizität der alten Römer und von der Ausbildung des römischen Volks

gesagt werden kann, lese man Meierottos zeugnisreiche Schritt »über Sitten und Lebensart der Römer«, (T. 1, Berlin 1776) und im zweiten Teil dagegen die Geschichte des Luxus sowohl bei dem Volk als bei den Edeln.

240 S. außer Petronius, Plinius, Juvenal und andern häufigen Stellen der Alten von neueren Sammlungen Meierotto, T. 2, über die Sitten und Lebensart der Römer Meiners, »Geschichte des Verfalls der Römer«, u. f.

241 Man lese über diesen oft verkannten Mann Middleton's Leben Cicero (übersetzt, Altona 1757, 3 Teile), ein vortreffliches Werk nicht nur über die Schriften dieses Römers, sondern auch über seine ganze Zeitgeschichte.

242 »Ideen«, T. 1, B. 4.

243 S. »Investigaciones historicas de las antiquedades de Navarra«, Pamplona 1665, Buch 1; Oihenart, »Notitia utriusque Vasconiae«, Paris 1638, Buch 1. Insonderheit Larramendi, »Diccionario trilingue«, »De las perfecciones«, Teil 2.

244 Larramendi in seiner angeführten weitläufigen

Abhandlung von der Vollkommenheit der vaskischen Sprache konnte § 18-20 an so etwas nicht denken. Daß er in seiner »Arte del Bascuence« dessen auch nichts erwähnt habe, ist aus Dieze, »Geschichte der spanischen Dichtkunst«, S. 111 u. f. zu ersehen, und vielleicht ist das ganze Andenken daran verloren.

245 Außer dem, was in altem Schriften, z.B. in Pelletier, Pezron, Martin, Picard, u. f. über die Kelten gesammelt und geträumt ist und was unter Engländern, Schotten und Iren Barrington, Cordiner, Henry, Jones, Macpherson, Maitland, Lhuyd, Owen, Shaw, Vallencey, Whitaker, u. f. über den Ursprung und die Verfassung der alten Einwohner Britanniens gesagt haben, dürfen wir ein deutsches Werk anführen, das hinter ihnen allen kritisch zu nennen ist: Sprengel, »Geschichte von Großbritannien« (Fortsetzung der »Allgem. Weltgeschichte«, Teil 47), deren Anfang über die Galen und Kymren eine Menge alter Irrtümer stille berichtigt. Auch von den überbliebenen Denkmälern der Briten gibt es, seiner Gewohnheit nach, mit kurzen Worten eine sicher führende Nachricht.

246 Es scheint sonderbar, daß, da zwo Nationen, Schotten und Iren, um die Eigentumsehre Fingals und Ossians streiten, keine derselben durch Herausgabe der schönsten Gesänge des letztem mit *ihrer*

ursprünglichen Gesangsweise, die noch Herkommens sein soll, sich rechtfertigt. Schwerlich könnte diese erdichtet werden, und der Bau der Lieder selbst in der *Urschrift*, mit einem Glossarium und gehörigen Anmerkungen versehen, rechtfertigte nicht bloß, sondern er würde über Sprache, Musik und Dichtkunst der Galen mehr als ihr Aristoteles, Blair, belehren. Nicht nur für die eingebornen Liebhaber dieser Gedichte müßte eine *galische Anthologie* dieser Art eine Art klassischen Werks sein, durch welches sich das Schönste der Sprache aufs längste erhielte; sondern auch für Ausländer würde sich vieles daraus ergeben, und immerhin bliebe ein Buch solcher Art der *Geschichte der Menschheit* wichtig.

247 Sprengels »Geschichte von Großbritannien...«, S. 379-392.

248 In Borlase, Bullet, Lloyd, Rostrenen, le Brigant,, der Bibelübersetzung u. f. Die poetischen Sagen indessen vom Könige Artus und seinem Gefolge sind in ihrer Ursprünglichkeit noch wenig durchsucht worden.

249 Thomas Wartons Abhandlung über den Ursprung der romanhaften Dichtung in Europa, vor seiner Geschichte der englischen Poesie in Eschenburgs

»Britisches Museum« übersetzt, hat auch hiezu nützliche Kollektaneen; da sie aber offenbar einem falschen System folget, so müßte wohl das Ganze eine andre Gestalt annehmen. In Percels sowohl als in der neuem großen »Bibliothèque des romans«, in den Anmerkungen der Engländer über ihren Chaucer, Spenser, Shakespeare u. f., in ihren Archäologien, in Dufresne, u. a. Anmerkungen zu mehreren alten Geschichtschreibern sind Materialien und Data genug; eine kleine Geschichte von Sprengel würde dies Chaos in Ordnung bringen und gewiß in einem lehrreichen Licht zeigen.

250 S. Büttner, »Vergleichungstabellen der Schriftarten...«, Gatterer, »Einleitung in die Universalhistorie«, Schlözer, »Allgemeine nordische Geschichte,...« u. f. Das letzte Buch (Teil 31 der fortgesetzten »Allgemeinen Weltgeschichte«) ist eine schätzbare Sammlung eigner und fremder Untersuchungen über die Stämme und alte Geschichte der nordischen Völker, die den Wunsch nach mehreren Zusammenstellungen solcher Art von Arbeiten eines Ihre, Suhm, Lagerbring u. a. erreget.

251 Vom preußischen Volk wäre eine kurze Geschichte aus Hartknochs, Praetorius', Lilienthais u. a. nützlichen Vorarbeiten und Sammlungen zu

wünschen, und vielleicht ist sie, mir unbekannt, schon erschienen. Ohne Aufmunterung hat dieser kleine Erdwinkel für seine und benachbarter Völker Geschichte viel getan; der einzige Name Bayer ist statt vieler. Insonderheit verdient die alte preußische Verfassung am Ufer der Weichsel, die einen Widewut als Stifter nennt, und unter einem Oberdruiden, der Kriwe hieß, samt dem ganzen Stamme des Volks, noch Untersuchung. In der Geschichte Livlands sind Arndt, Hupel u. a. geschätzte Namen.

252 Eine ausführliche Schilderung der deutschen Verfassungen, die nach Zeiten, Stämmen und Gegenden sehr verschieden waren, wäre hier ohne Zweck, da, was sich von ihnen in die Geschichte der Völker gepflanzt hat, sich zeitig genug zeigen wird. Nach den zahlreichsten Erläuterungen des Tacitus hat Möser von derselben, seiner Gegend zufolge, eine Beschreibung gegeben, die in ihrer schönen Zusammenstimung beinah ein idealisches System und doch in einzelnen Stücken sehr wahr scheint. Mösers »Osna-brückische Geschichte«, T. 1; seine »Patriotische Phantasien« hin und wieder.

253 Saemund, Snorro, Resenius, Worm, Torfäus, Stephanius, Bartholin, Keyßler, Ihre, Göransson, Thor-
kelin, Erichsen, die Magnäi Anchersen, Eggers u. f.

254 In Schilters »Thesaurus« ist, außer wenigem, das sonst hie und da zu finden, unser Reichtum beisammen, und nicht sehr beträchtlich.

255 S. Frisch, Popowitsch, Müller, Jordan, Stritter, Gercken, Möhsen, Anton, Dobner, Taube, Fortis, Sulzer; Rossignoli, Dobrowsky, Voigt, Pelzel, u. ff.

256 Grellmann, histor. Versuch über die Zigeuner. Rüdiger, »Zuwachs der Sprachenkunde«.

257 In Fischers »Geschichte des deutschen Handels«, T. 1, sind hierüber sehr brauchbare Kollektaneen gesammelt.

258 Die neueste und gewisseste Nachricht von dieser Sekte ist in: Norberg, »Commentatio de religione et lingua Sabaeorum«, 1780. Sie sollte nebst Walchs u. a. Abhandlungen nach Art älterer Sammlungen zusammen gedruckt werden.

259 Nach Beausobre, Mosheim, Brucker, Walch, Jablonski, Semler u. a. können wir jetzt diese Sachen heller und freier betrachten.

260 Es wäre zu wünschen, daß aus den Schriften der Académie des Inscriptions die Abhandlungen von

Deguignes so gesammelt übersetzt würden, wie man die von Caylus, St.-Palaye und andern gesammelt hat. Mich dünkt dies das leichteste Mittel, Merkwürdigkeiten aus dem Wüste des Gemeinen hervorzuziehen und die Entdeckungen einzelner Männer ebensowohl nutzbar zu machen als mit sich selbst zu vereinigen.

261 Pfeiffers Auszug aus Assemani orientalischer Bibliothek, Erlangen 1776/77, ist ein nutzbares Werk für diese fast unbekante Gegend der Geschichte; eine eigne *Geschichte des christlichen Orients*, insonderheit des Nestorianismus im Zusammenhange, wäre noch zu wünschen.

262 Fischer in der Einleitung zu seiner »Sibirischen Geschichte«, hat diese Meinung sehr glaubhaft gemacht (§ 38 u. f.). Andre sind für den Ung-Khan, den Khan der Korallen. S. Koch, »Tableau des révolutions«, Band 1, S. 265.

263 Whistons Vorrede zu Mosis Chorenensis, »*Historia Armenica*«, 1736. Schröder, »*Thesaurus linguae Armenicae*«, S. 62.

264 Bruce, *Reisen nach Abessinien* geben eine merkwürdige Geschichte des Christentums dieser Gegenden; ob fürs Ganze sich daraus neue Resultate

ergeben, wird die Zeit lehren.

265 Nach den ältern Bemühungen der Reformatoren, sodann eines Calixtus, Dalläus, Dupin, le Clerce, Mosheim u. a. wird für die freiere Ansicht der christlichen Kirchengeschichte der Name Semler immer ein hochachtenswerter Name bleiben. Auf ihn ist Spittler in einem durchschauenden lichterem Vortrage gefolgt; andre werden ihm folgen und jede Periode der christlichen Kirchengeschichte in ihrem rechten Licht zeigen.

266 Barbeyrac, le Clerc, Thomasius, Semler u. a. haben dies gezeiget, und Rößlers »Bibliothek der Kirchenväter« kann es jedem sehr populär zeigen.

267 Über den Zeitraum von Konstantins Bekehrung an bis zum Untergange des weströmischen Reichs ist die »Geschichte der Veränderungen in der Regierung, den Gesetzen und dem menschlichen Geist« von einem ungenannten französischen Schriftsteller scharfsinnig und mit Fleiß bearbeitet worden. Die Übersetzung ist zu Leipzig 1784 erschienen.

268 »Constantini Porphyrogeneti ›libri duo de ceremoniis aulae Byzantinae««, Leipzig 1751-1754.

269 Mit teilnehmender Freude können wir hier den

dritten klassischen Geschichtschreiber der Engländer nennen, der mit Hume und Robertson wetteifert und den zweiten vielleicht übertrifft: Gibbons »History of the Decline and Fall of the Roman Empire«. Ein ausgearbeitetes Meisterwerk, dem es indessen doch, vielleicht aus einem Fehler der Materie, an jenem hinreißenden Interesse zu fehlen scheint, das z.B. die historischen Schriften Humes einflößen. Das Geschrei aber, das man in England gegen dies gelehrte, wirklich philosophische Werk erhoben hat, als ob es dem Christentum feind sei, scheint mir unbillig; denn Gibbon urteilt über das Christentum, wie über andre Gegenstände seiner Geschichte, sehr milde.

270 S. Ciampini, Aringo, Bingham, u. a. hieher gehörige Werke. Eine Geschichte dieser Dinge, aus dem Anblick der ältesten Kirchen und Denkmale selbst gezogen und durchaus mit der Kirchengeschichte verbunden, würde dies alles im hellesten Licht zeigen.

271 Ich zweifle, daß sich ohne eine genaue Kenntnis Roms, auch seinem Lokal und dem Charakter des Volkes nach, eine bis zur Evidenz treue Geschichte dieser Anstalten und Gebräuche schreiben lasse: oft sucht man unter der Erde, was in Rom der Anblick selbst zeigt.

272 Eine genaue Schilderung dieser Völkerwanderungen und Aufbrüche, mit ihren oft veränderten Grenzen, gibt im kurzen Anblick Gatterers »Abriß der Universalhistorie«, Göttingen 1773, S. 449 u. f. Ausführlicher ist Mascovs »Geschichte der Deutschen«. Krause, »Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa« u. a.

273 Pithou, »Codex legum Wisigothorum«, Paris 1579.

274 Schultings »Jurisprudentia Ante-Justiniana«, S. 683; Gothofredus, »Prolegomena Codicis Theodosiani«.

275 Lucan, Mela, Columella, die beiden Seneca, Quintilian, Martial, Florus u. a. sind Spanier. S. »L. J. Velasquez' Geschichte der span. Dichtkunst...«, Göttingen 1768, S. 3 u. f.

276 Die Schlüsse der Kirchenversammlungen sind außer den größeren Sammlungen der »España Sagrada« u. f. schon in Ferreras »Geschichte von Spanien« zu finden. Die westgotischen Gesetze sind außer dem Pithou in Lindenbrogs »Codex legum antiquarum« und sonst enthalten.

277 Die eigne Untersuchung eines Schweden über die *Ursachen des baldigen Verfalles dieses Reichs* ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Iserhielm, »De regno Westro-Gothorum in Hispania«, Upsala 1705, enthält akademische Deklamationen.

278 Der spanischen Kommentatoren sowohl über das römische Recht als über die »siette Partidas«, die »Leyes de Toro«, die »Autos y acuerdos del Concejo Real« ist ein zahlreiches Heer, der Scharfsinn der Nation ist in ihnen erschöpft.

279 Mannerts »Geschichte der Vandalen«, Leipzig 1785, ist ein nicht unwürdiger Jugendversuch dieses Mannes, der sich durch seine »Geographie der Griechen und Römer« ein bleibendes Denkmal stiftet.

280 Die Züge von des Attila Person sind meistens aus Priscus' Gesandtschaft an ihn, aus denen man denn nicht eben zuverlässig auf sein ganzes Leben schließen mag. Mancherlei Erläuterungen hiezu und zu den Sitten der Völker sind von F. C. J. Fischer bei Gelegenheit des von ihm gefundenen Gedichts, »De prima expeditione Attilae«, Leipzig 1780, sowohl in den Anmerkungen dazu als in der Schrift »Sitten und Gebräuche der Europäer im 5. und 6. Jahrhundert«, Frankfurt 1784, gesammelt.

281 Außer denen, die die Geschichte der Rechte allgemein und einzeln bearbeitet haben, ist Giannones, »Geschichte von Neapel« für die gesamten Gesetze der Völker, die Italien beherrscht haben, sehr brauchbar. Ein vortreffliches Werk in seiner Art.

282 Was von den Reichen und Völkern, die wir durchgehen, nur irgend die Schweiz berührt, findet in Johann Müllers »Geschichte der Schweiz«, Leipzig 1786 u. f. Erläuterung oder ein einsichtvolles Urteil; so daß ich dies Buch eine Bibliothek voll historischen Verstandes nennen möchte. Eine Geschichte der Entstehung Europas, von diesem Schriftsteller geschrieben, würde wahrscheinlich das erste und einzige Werk dieser Art werden.

283 In der neuesten »Geschichte der Regierung Kaiser Karls des Großen« von Hegewisch (Hamburg 1791) glaube ich dieselbe Ansicht seiner Gesinnungen zu finden, die ich hier gezeichnet hatte. Die ganze scharfsinnige Schrift ist ein Kommentar dessen, was hier nur als Resultat stehen durfte.

284 Obgleich seit Sarpi, Pufendorf, u. a. einzelne Stücke der päpstlichen Geschichte vortrefflich behandelt sind, so dünkt mich, fehle es doch noch an einer durchaus unparteilichen, *pragmatischen Geschichte*

des Papsttums. Der Verfasser der *Reformationsgeschichte* könnte seinem Werk nach Vollendung desselben hiedurch eine seltene Vollkommenheit geben.

285 Hievon an einem andern Orte.

286 Leibniz hat in mehreren Schriften diese Idee berührt und nahm sie bei Gelegenheit noch in sein historisches System auf. Pütters Geschichte der Entwicklung der deutschen Staatsverfassung gibt einen feinen Leitfaden von ihr, den in älteren Zeiten alle Statisten über Vorzüge oder Ansprüche des deutschen Reichs nach ihrer Weise geführt haben.

287 Den guten Einfluß der geistlichen Herrschaft zu Befriedigung der damals so unfriedlichen Welt sowie zum Anbau des Landes hat, meines Wissens, niemand kernvoller und pragmatischer gezeigt als Johannes Müller in seiner Schweizergeschichte. Diese Seite ist nie zu verkennen, wenn sie gleich nur *eine* Seite ist.

288 Die Geschichte der Blattern, der Pest, des Ausatzes u. f. ist aus den Schriften mehrerer geschickten Ärzte bekannt, die auch Vorschläge zu Ausrottung dieser übel getan und zum Teil bewirkt haben. In Möhsens »Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg...« sind über die Arzneikunst und

die Heilungsanstalten mittlerer Zeiten gute Nachrichten und Bemerkungen zu finden.

289 Die einzelnen Ausnahmen von dieser traurigen Wahrheit werden im folgenden Buch angedeutet werden; hier ist nur vom Geist der Zeit die Rede.

290 Eine *Geschichte der Künste des mittleren Alters*, insonderheit der sogenannten *gotischen Baukunst* in ihren verschiedenen Perioden müßte ein lesenswertes Werk sein; eine Auswahl allgemein merkwürdiger Abhandlungen aus der Britischen Gesellschaft der Altertümer dürfte als Vorarbeit dazu dienen.

291 Fischers »Geschichte des deutschen Handels« ist als eine Sammlung merkwürdiger Untersuchungen bereits angeführt; mit ihr und mehreren Schriften der neueren Zeit sammlet sich Stoff zu einer andern »Allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt«, als die (Breslau 1754) erschienen ist oder auch Anderson in seiner schätzbaren »Geschichte des Handels« liefern konnte. Eine *Geschichte der Künste, Handwerke, Zünfte, der Städte* und des *Stadtrechts der mittleren Zeiten* wäre auch zu wünschen.

292 Außer Sales Einleitung zum Koran,; Gagniers »Leben Mohammeds« und andern Schriftstellern, die

aus arabischen Quellen geschöpft haben, gibt Brequigni in seiner Abhandlung »Über Mohammed«, die auch einzeln übersetzt ist, gute Aufschlüsse über seine Situation und Sendung.

293 »Streitet wider die, die weder an Gott noch an den Tag des Gerichts glauben und das nicht für sträflich halten, was Gott und sein Apostel verboten hat. Auch wider Juden und Christen streitet so lange, bis sie sich bequemen, Tribut zu bezahlen und sich zu unterwerfen.«

294 »Was in den Büchern, deren du gedenkst, enthalten ist, ist entweder dem gemäß, was im Buche Gottes, dem Koran, auch stehet, oder es ist solchem zuwider. Wenn es demselben gemäß ist, so ist der Koran ohne sie zulänglich; wo nicht) so ist es billig, daß die Bücher vertilget werden.«

295 S. Schlözer, »Geschichte von Nordafrika«; Car-donne, »Geschichte von Afrika und Spanien« u. a.

296 S. Sprengel, »Geschichte der Entdeckungen«, wo in jedem Abschnitt mit wenigem viel gesagt ist, und die schon angeführten Geschichten des Handels.

297 In: Michaelis, »Orientalische Bibliothek«, T. 8,

S. 33 u. f., sind hierüber gute Bemerkungen.

298 Die meisten dieser Nachrichten liegen indes noch ungenutzt oder verborgen. Deutsche Gelehrte haben Fleiß und Kenntnisse, aber keine Unterstützung, sie herauszugeben, wie es sein sollte; in andern Ländern, bei reichen Instituten und Legaten zu dieser Absicht, schlafen die Gelehrten. Unser Reiske ist ein Märtyrer seines arabisch-griechischen Eifers geworden; sanft ruhe seine Asche! In langer Zeit aber kommt uns seine verschmähete Gelehrsamkeit gewiß nicht wieder.

299 Die starken Körper unsrer Vorfahren sind sowohl aus der Geschichte als aus ihren Gräbern und Rüstungen bekannt; ohne sie kann man sich auch die alte und mittlere Geschichte Europas schwerlich denken. Es waren wenig Gedanken in der tapfren und edlen Masse, und das wenige bewegte sich langsam, aber kraftvoll.

300 Dieses Reich ist Rußland. Von den Zeiten seiner Stiftung an nahm es einen andern und eignen Weg als die westlichen Reiche Europas; mit diesen tritt es nur spät auf den Schauplatz.

301 In Fischers »Geschichte des deutschen Handels«, T. 1, ist hierüber viel zusammengestellt und

gesammelt.

302 Mit le Bret, Geschichte von Venedig haben wir einen Auszug des Merkwürdigsten, das über die Geschichte dieses Staats geschrieben worden, wie es keine andre Sprache hat. Was diese Meeresstadt in der Geschichte Europens für die Kirche, die Literatur und sonst gewesen, wird die Folge zeigen.

303 S. Mösers »Osnabrückische Geschichte«, T. 1. Beim folgenden führe ich statt einer Menge, die vom Ritterwesen geschrieben, den einzigen Curne de St.-Palaye an, dessen Abhandlungen unter dem Titel »Das Ritterwesen des Mittelalters« von Klüber auch deutsch übersetzt sind. Das meiste des Originals geht nur auf die französischen Ritter; die Geschichte des Rittertums in ganz Europa ist meines Wissens noch ungeschrieben.

304 S. Reiske zum Thograi Pococke zum Abulfradsch; Sale; Jones,, Ockley; Cardonne u. ff.

305 S. »L. J. Velasquez' span. Dichtkunst«, und alle, die über Provenzalen, Minnesinger u. f. geschrieben haben.

306 Von diesen Richtungen und Ingredienzien der

Romane des Mittelalters an einem andern Orte.

307 Die von mehreren gelehrten Gesellschaften veranlaßten Abhandlungen und Preisschriften über die Wirkungen der Kreuzzüge sind mir nicht zu Gesicht gekommen, daher ich meine Meinung ohne Beziehung auf dieselbe vortrage.

308 Unter den Schriften über diese Sekten, die die Kirchengeschichte vollständig anführet, erwähne ich nur eines in seinem Wert ziemlich unerkannten Buchs: J. C. Füßli, »Neue und unparteiische Ketzer- und Kirchenhistorie der mittleren Zeit«, 3 Teile, in welchem sehr nutzbare Kollektaneen zu finden sind.

309 Nach allem, was Poiret, Arnold u. a. geschrieben, fehlt uns noch eine Geschichte der Mystik, zumal der mittleren Zeit, in reinem philosophischen Sinne geschrieben.

Johann Gottfried Herder

Gott

Einige Gespräche
über Spinoza's System
nebst
Shaftesbury's Naturhymnus

An gnô̂s, ti esti Theos, hêdiôn esê.

Vorrede zur zweiten Ausgabe

Schon vor mehreren Jahren hätte diese Ausgabe erscheinen können, mit der ich aber aus verschiedenen Ursachen säumte.

Seit 1787 nämlich (in welchem Jahr diese Gespräche gedruckt waren) hatte sich im philosophischen Horizont Deutschlands Manches geändert. Der Name *Spinoza*, den man vorher gewöhnlich mit Schauder und Abscheu nannte, war seitdem bei Einigen so hoch gestiegen, daß sie ihn nicht anders als zur Verunglimpfung *Leibnizes* und anderer trefflicher Geister zu nennen wußten. Ja, man hatte sein System so gemißbraucht, daß, vergessend alle Schranken menschlicher Erkenntniß, die *er* so richtig anerkannte, man den Kegel auf den Kopf stellte und aus einem eingebildeten engen Ich das gesammte Weltall seinem ganzen Inhalt nach auszuspinnen sich erkühnte. Diesen objectlosen Traum nannte man den *transcendentalen Spinozismus* und höhnte den alten Spinoza, daß *er* so weit nicht gelangt war. Andererseits fuhr man fort, zu behaupten: »Spinoza habe Gott *zertheilt*, ihm das Denken *geraubt*; sein Gott sei nur ein *Collectivname*«. Und fuhr dennoch fort, auch zu behaupten: »unter diesem Collectivnamen liege bei Spinoza Alles in Ketten blinder Nothwendigkeit *gefangen*.

Spinoza's Gott sei ein despotischer, wilder Polyphem, dem er das Auge geraubt«. In so anmaßend absprechenden Zeiten durften anspruchlose Gespräche über Spinoza's System keinen erfreulichen Anblick des offenen Sonnenlichts erwarten.

Da indessen ihr Zweck nicht gewesen war, Spinoza's System in jedem gebrauchten Ausdruck zu retten oder es gar zu apotheosiren, wohl aber, es verständlich zu machen und durch Weghebung einiger Wortwände zu zeigen, wohin Spinoza wollte, so durfte und darf ich dieser, einem achtungswürdigen Denker erwiesenen Pflicht der Menschheit mich nicht schämen. *Archytas'* Schatte bei Horaz schien mir zuzurufen:

» - - Schiffer, versäume Du nicht, dem unbegrabnen Haupt und meinen Gebeinen ein Wenig

Fliegenden Staubes zu schenken. -

Eilest Du gleich, Du darfst nicht lange verweilen; ein'
Handvoll

Erde dreimal auf mich! dann segle weiter!«

Warum sollte ich ihm diese Liebe nicht erzeigen?

Jahrhunderte hindurch ist das Reich der Wahrheit *ein* zusammenhängendes, ungetheiltes Reich; wer Mißverständnisse voriger Zeiten hebt oder mindert, läutert damit den Verstand zukünftiger Zeiten.

In einer andern Sprache und Denkart, war Spinoza

gewissermaßen ein *Fremdling* des Idioms, in welchem er schrieb; fordern es also nicht Vernunft und Billigkeit, daß man seinem Ausdrucks *zurechthelfe*, nicht aber zuerst *an den Steinen kaue*, d.i. sich ausschließlich an die härtesten Worte halte? Einen Schriftsteller *aus sich selbst* zu erklären, ist die *honestas* jedem *honesto* schuldig.

Ueberhaupt gehört zu Beurtheilung und Erfassung eines Systems, in welchem auf *Freiheit und Freude des Gemüths, auf wahrhafte Erkenntniß und thätige Seligkeit* Alles ankommt, ein vorurtheilsfreier, *liberaler Sinn*; denn wie erzwänge sich wahres Erkenntniß, froher Sinn, thätige Liebe? »*Seligkeit*«, sagt Spinoza, »*ist nicht Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst. Nicht weil wir die Leidenschaften bezwingen, sind wir selig; sondern weil wir es sind, bezwingen wir jene.*« Ein Gleiches ist's auch mit dem Erkennen der Wahrheit. Weil wir sie erkennen, bezwingen wir Vorurtheile; dagegen in ihr dem Uebelwissenden ein ehern Joch dünkt, wird dem wahrhaften Erkennenden das thätige, das königliche, Gesetz der Freiheit. »*In ihm leben, weben und sind wir,*« sagt der Apostel; »*wir sind seines Geschlechts,*« hatte ein Dichter vor ihm gesagt, den der Apostel mit Beifall anführt. Mit derselben Freiheit, mit der Paulus Worte eines Dichters, die der Inbegriff *dieses Systems* sind, anführt, durfte ich dies System erläutern.

Den Platz der versprochenen *Adrastea* möge vor der Hand *Shaftesbury's Naturhymnus* ersetzen. Eine weitere Ausbildung durfte ich ihm nicht geben, als die ihm in den beliebten Gesprächen der *Moralists* der Zusammenhang erlaubte. Was der lyrischen Vollkommenheit abgeht, erstatte der Inhalt.

Nicht Vollkommenes nur, nicht Wahres, Schönes und
Gutes:

Wahrheit und Güt' ist er und die Vollkommenheit
selbst.

Feinde schafft sie zu Freunden, zum Lichte schafft sie
das Dunkel,

Wen Gott liebet, der liebt, selig von Allem geliebt.

Vorrede zur ersten Ausgabe

Zehn oder zwölf Jahre sind's, seit ich eine kleine Schrift mit mir umhertrug, die den Namen: *Spinoza*, *Shaftesbury*, *Leibniz* führen sollte. Sie war fertig in meinen Gedanken, und ich ging mehrmals an die Ausführung derselben; allemal aber ward ich unterbrochen und mußte ihr eine andre Stunde wünschen.

Neue Zeitumstände führten mich unvermerkt zu folgenden Gesprächen. Man würde ihren Zweck sehr verkennen, wenn man sie *blos* für eine Ehrenrettung des Spinoza hielte; bei Verständigen hat Spinoza diese Ehrenrettung nicht nöthig, und er sollte, meinem Zweck gemäß, jetzt *blos* die Handhabe eines Opfergefäßes werden, aus welchem ich einige Tropfen dem Altar meiner Jugend darbringen wollte. Warum ich von *Spinoza* ausging, lag theils in der Reihe meiner Gedanken, theils in Veranlassungen, die meine Zeit mir darbot.

Niemand indeß nehme meine Schrift so auf, als ob ich irgend einer gangbaren Philosophie vor- oder zwischen-treten, sie verdrängen, Parteien herausfordern oder zwischen Parteien ein unberufener Schiedsrichter werden wollte. Es sind Gespräche einiger Personen, die ihre Meinungen mit eben dem Recht äußern, mit welchem jeder Andre seine Lehrsätze darstellt.

Gespräche sind keine Entscheidungen, noch minder wollen sie Zank erregen; denn über Gott werde ich nie streiten.

Sehnlicher wünschte ich, daß, was hier im Gespräch bloß angedeutet werden konnte, eine unserer Philosophie angemessenere Form erlebte. Nur *einen* ruhigen, heitern Sommer wünschte ich mir für meine *Adrastea* oder *von den Gesetzen der Natur*, sofern sie auf Weisheit, Macht und Güte als auf einer innern Nothwendigkeit ruhen. Da ich aber bestimmt bin, in meinem Leben selbst der Nothwendigkeit, nicht der Willkür zu folgen, so wird die ewige Wahrheit, wenn ihr mein Werk angenehm ist, mir auch Muße dazu verleihen. Zufrieden wäre ich, wenn diese kleine Vorarbeit einige unbefangene Liebhaber der Philosophie erfreute, Kennern gefiele und hie und da einem Irrenden den Weg zeigte.

Weimar, den 23. April 1787.

Herder.

Erstes Gespräch

PHILOLAUS. Sehen Sie, Theophron, die erquickende Stunde, die nach dem schrecklichen Gewitter folgt. Schwefelwolken thürmten sich auf, die uns den Anblick der Sonne nahmen und alles Irdische in schwerer Othem setzten; sie sind zertrümmert, und Alles haucht wieder leicht und fröhlich. So stelle ich mir den Zustand der Wissenschaft vor, da Spinoza und Seinesgleichen der Welt den Anblick Gottes mit ihren schweren Dünsten rauben wollten; diese thürmten sich auch zum Himmel empor und umzogen das Firmament; aber eine gesündere Philosophie hat sie wie die Riesen hinuntergestürzt, und der nachdenkende Geist erblickt die strahlende Sonne wieder.

THEOPHRON. Haben sie den Spinoza gelesen, lieber Freund?

PHILOLAUS. Gelesen habe ich ihn nicht; wer wollte auch jedes dunkle Buch eines Unsinnigen lesen? Aber das habe ich aus dem Munde Vieler, die ihn gelesen haben, daß er ein Atheist und Pantheist, ein Lehrer der blinden Nothwendigkeit, ein Feind der Offenbarung, ein Spötter der Religion, mithin ein Verwüster der Staaten und aller bürgerlichen Gesellschaft, kurz, ein Feind des menschlichen

Geschlechts gewesen und als ein solcher gestorben sei. Er verdient also den Haß und Abscheu aller Menschenfreunde und wahren Philosophen.

THEOPHRON. Die Gewitterwolke indessen verdiente ihn nicht, mit der Sie ihn eben verglichen haben; denn auch sie gehört zur Naturordnung und ist heilbringend und nützlich. Aber, ohne Gleichniß zu reden, haben Sie, mein Freund, auch nichts Näheres Bestimmtes über Spinoza gelesen, woran wir uns im Gespräch halten könnten?

PHILOLAUS. Vieles, z.B. den Artikel über ihn in *Bayle*.

THEOPHRON. An *Bayle* haben Sie diesmal nicht eben den besten Gewährsmann. Er, dem sonst alle Systeme gleichgiltig waren, weil er selbst kein System hatte, blieb in Absicht des Spinoza nicht gleichgiltig. Er nahm eifrig Partei gegen denselben, wozu ihn ohne Zweifel Umstände der Zeit und des Orts veranlaßten. Vielleicht lebte er dem Verstorbenen zu nahe; die Lehre, ja selbst der Name des Spinoza war damals ein Schimpfwort, wie beide es größtentheils noch jetzt sind; alles Ungereimte und Gottlose nannte und nennt man zum Theil noch Spinozistisch. Nun war es des feinen Dialektikers *Bayle* wol nicht, ein System als System zu ergründen und mit dem tiefsten Gefühl der Wahrheit ganz zu beherzigen. Er durchflog *alle* Lehrgebäude,

nahm scharfsinnig ihre Verschiedenheiten auf, sofern sie ihm zu seinen Zweifeln dienten; jetzt war ihm diese Meinung wichtig, jetzt eine andre; von dem aber, was innere philosophische Ueberzeugung heißt, hatte er bei seiner leichten Denkart schwerlich einen Begriff, wie solches sein Wörterbuch beinahe unwidersprechlich zeigt.

PHILOLAUS. Sein Wörterbuch und seine übrigen Schriften. Auch ich habe mich oft gewundert, wie ein so scharfsinniger Mann in seinen Meinungen so unstät, so unzusammenhangend sein konnte. Jetzt ist ihm dieser wichtige Gedanke, jetzt jene Ungereimtheit gleich wichtig; eine falsch citirte Jahrzahl des *Moreri* und die Frage, ob ein Gott sei, wieviel derselben seien, woher das Böse in der Welt entspringe u. dergl. beschäftigen ihn mit gleichem Interesse. Ich glaube aber, das gehöre zum *Wörterbuchschreiber*.

THEOPHRON. Dahin wollen wir *Bayle* nicht setzen, ob er gleich ein Wörterbuch schrieb, auch in diesem zeigt sich allenthalben der *Selbstdenker* mit einer leichten Gewandtheit des scharfsinnigsten Gedankenspieles. Nennen Sie mir einen andern Schriftsteller, der so viel und vielerlei mit gleicher Anmuth, mit gleicher Aufmerksamkeit umfaßt oder berührt hätte. Er war philosophisch-historische *Voltaire* seiner Zeit, dessen Liebhaberei sich vom

erhabensten Gegenstände bis zur kleinsten Kleinigkeit eines historischen Umstandes, einer Anekdote, eines Büchertitels oder gar einer Zote erstreckte. Für einen Geist solcher Art war nun *Spinoza's* System eben nicht. Dieser eingeschlossene, schwere Denker hatte von Allem, was Meinung war, einen vielleicht *zu* wegwerfenden Begriff und ging mit mathematischer Genauigkeit der reinen Wahrheit nach, wo er solche zu finden glaubte. Für sie vergaß er alles Andre, und von Bayle's Gelehrsamkeit, von seinem Witz und Scharfsinn hatte er vielleicht nicht Eins gegen Tausend. Zwei Köpfe solcher Art werden einander schwerlich Gerechtigkeit widerfahren lassen, und doch bin ich überzeugt, hätte es Spinoza gegen den Verfasser des Wörterbuchs eher gethan, als der muntre, vielgeschäftige Bayle es gegen Spinoza thun mochte. Diesem warf man schon in seinem Leben vor, daß er Spinoza's System nicht recht gefaßt habe, und er hat sich gegen diesen Vorwurf in einem Briefe vertheidigt.¹

PHILOLAUS. Uebel also für Spinoza; denn für den größten Haufen hat eben doch Bayle festgesetzt, den man von ihm hegt. Wie Wenige lesen Spinoza's dunkle Schriften, und alle Welt liest den tausendfach abwechselnden, angenehmen Bayle.

THEOPHRON. So ist's, mein Freund, und doch auch nicht ganz also. Für das leichte Heer von Lesern

hat Bayle den Begriff von Spinoza fixirt; leider aber für den schweren Phalanx haben es meistens streitende Philosophen und Theologen gethan, und da ist ihm noch übler begegnet. Es ging ihm nach dem Evangelio: seine nächsten Hausgenossen wurden seine ärgsten Feinde, die Cartesianer. Sie wollten und mußten ihre Philosophie, von der er ausgegangen war, und mit deren Worten er sprach, von der seinigen absondern, damit nicht auch sie den Verdacht des Spinozismus kämen; natürlich hat sich diese philosophische Behutsamkeit von des Cartesius Schule auf jede nachfolgende verbreitet. Noch bitterer gingen die Theologen fast aller Con- fessionen gegen ihn los; denn er hatte nicht nur über das Judenthum und die Bücher des Alten Te- staments seine Meinung sehr frei, ihnen sehr anstö- ßig geäußert, sondern, welches ihnen viel ärger dünken mußte, er hatte zuerst vorzüglich *gegen sie* die Feder ergriffen. Ihrer Streitsucht, ihren Zänke- reien schrieb er einen großen Theil vom Verfall des Christenthums, vor der Unwirksamkeit der schön- sten Lehrsätze desselben zu, und ob er dies gleich ohne Bitterkeit that, so können Sie sich doch leicht die Aufnahme seines Buchs vorstellen.

PHILOLAUS. Die ist mir vor Augen. Hitzigen Par- teien darf nur ein Friedensstifter ohne Vollmacht zwischentreten, und er hat beide gegen sich.

Welche Vollmacht aber hatte der Jude Spinoza?

THEOPHRON. Keine andre Vollmacht, als die er glaubte aus der Hand der Billigkeit empfangen zu haben; nur freilich bediente er sich derselben nicht eben auf weltkluge Weise. Er machte seine religiöse Politik in einem Werk bekannt, dessen Theologie Juden und Christen aufbringen mußte;² seine politischen Grundsätze waren so strack, so schnurgerade, daß sie der damaligen Zeit gewiß nicht eingehen konnten. Dem Staat räumte er das völlige Recht ein, den äußern Gottesdienst anzuordnen; der Vernunft behielt er die uneingeschränkte Freiheit des Gebrauchs ihrer Kräfte vor: Beides dünkte den Meisten so übertrieben, als ob er Feuer und Wasser mischen wollte. Seine Theorie also mußte nothwendig scheitern, wie sie dann in Manchem auch uns noch jetzt zu hart, zu Hobbesisch dünkt, ob mir gleich in Grundsätzen der Duldung weit vorgerückt sind. - *Locke, Bayle, Shaftesbury u. A.* gingen leiser.

PHILOLAUS. Und doch mußten auch sie *dulden*, eh ihre billigsten Sätze allgemein anerkannt wurden. In Materien solcher Art hat freilich ein disputirender Dialektiker wie Bayle oder ein einkleidender Dichter wie Voltaire viel Vortheil vor dem ernstesten Philosophen, der seine Sätze strack hinstellt. Jene dürfen und können immer sagen: »Ich habe nur

disputirt, Wahres und Falsches einander entgegengestellt und Beides eingekleidet; man wähle!« In diesem angenommenen, immer veränderten Gewande gehen sie nicht nur sicherer, sondern wirken auch allgemeiner. Bayle machte gewiß auf sein Zeitalter mehr Wirkung als Spinoza und Leibniz, Voltaire mehr als Rousseau oder als andere noch strengere Philosophen.

THEOPHRON. Wie man's nimmt, Philolaus; es giebt eine zwiefache Wirkung. Eine breitet sich weit umher; eine andre wurzelt um so fester. Ich wollte, daß ein philosophisch-kritischer Mann, kein Jüngling, zu unsrer Zeit den theologisch-politischen Versuch des Spinoza mit Anmerkungen herausgäbe.³ Es wäre ein nützlicher Versuch, zu sehen, was die Zeit in ihm bekräftigt oder widerlegt habe. In der Kritik über die Schriften des Alten Testaments haben seitdem Manche Manches als eine neue Entdeckung, dazu unvollkommener gesagt, das in Spinoza bereits gründlicher stand. Im Punkt der Toleranz hat die Natur unsrer Staaten beinah keinen andern Weg nehmen mögen, als den ihr Spinoza damals zu allgemeinen Haß vorzeichnete. Freilich ist in diesem Werk wie in allen seinen andern Schriften Alles hart gesagt; für Werke der Einbildungskraft, Poesie z.B., hatte Spinoza nur einen metaphysischen Sinn; in der ganzen Composition seines

Werks ist er ein einsamer Denker, dem die Grazie des Weltumganges, des einschmeichelnden Vortrages unbekannt war und, wie mich dünkt, wol auch unbekannt sein *durfte*.

PHILOLAUS. Nur darauf setzen Sie es, Theophron? Ein Mensch ohne gesunde Grundsätze, ein Atheist, ein Pantheist u.s.w., über welche Materie könnte der schreiben, daß er bei Vernünftigen Eingang fände? Er soll sogar den Pantheismus und Atheismus haben demonstrieren wollen; was geht über *den* Unsinn?

THEOPHRON. Den Atheismus und Phanteismus demonstrieren? und beide zugleich? Wie sind beide in einem und demselben System möglich? Der Pantheist hat doch immer einen Gott, ob er sich gleich in der Natur Gottes irrt; der Atheist hingegen, der Gott schlechterdings leugnet, kann weder Pantheist noch Polytheist sein, wenn man nicht mit den Namen spielt. Ueberdem, mein Freund, wie kann man den Atheismus, d.i. eine Negation erweisen?

PHILOLAUS. Warum nicht, wenn man einen innern Widerspruch im Begriff von Gott entdeckte oder zu entdecken glaubte?

THEOPHRON. Einen innern Widerspruch im einfachsten, im höchsten Begriff, dessen die Menschheit fähig ist? Ich bekenne, daß ich davon nichts begreife.

PHILOLAUS. Deshalb war er auch ein Unsinniger, der demonstrieren wollte, was nicht zu demonstrieren war; denn unsre neue Philosophie sagt laut:
»Weder daß ein Gott sei, noch daß er nicht sei, ist zu demonstrieren. Das Erste muß man als Postulat annehmen und - *glauben*.«

THEOPHRON. »So«, würde ein Anderer sagen, »müßte es wenigstens freistehn, ›Eins von Beiden zu glauben und als Postulat anzunehmen, d.i. Atheist, Deist oder Theist zu sein, nachdem wir Glauben haben«.« - Doch lassen Sie diesen Punkt unberührt: Spinoza sei Atheist, Phantheist oder eine Zwittergestalt von beiden gewesen, so schmerzen mich die Beinamen, die *Sie* einem Unbekannten geben. In der Philosophie sind wir aus den Zeiten der Ehrentitel hinaus, mit denen Spinoza noch von *Kortholt*, *Brucker* und Andern genannt ward. Der Erste glaubte witzig zu sein, wenn er den *Benedictus* in einen *Maledictus* und den Namen *Spinoza* in einen stachelichten *Dornbusch* verkehrte. Bei Andern sind die Beiworte »frech, gottlos, unsinnig, unverschämt, gotteslästerlich, pestilenzialisch, abscheulich« gewöhnliche Formeln, mit denen sie ihn aus dem Reich der Geister citiren. Ein Erwählter hat sogar das Zeichen der ewigen Verwerfung auf seinem Gesicht gefunden, Andre haben ihn auf seinem Todesbette um Erbarmung winseln hören. Ich

bin kein Spinozist und werde nie einer werden; die Art aber, mit der man über diesen verlebten stillen Weisen die Urtheile des vorigen Jahrhunderts, des jämmerlichsten Streitjahrhunderts, noch zu unsrer Zeit wiederholen will, ich gestehe es, mein Freund Philolaus, ist mir unerträglich. Hier haben Sie ein Büchelchen von acht Bogen,⁴ in denen noch dazu das Meiste ein Gemisch von Anmerkungen ist, die Sie ganz überschlagen dürfen; es ist nichts als *das Leben Spinoza's*, sehr trocken, aber mit historischer Genauigkeit erzählt; denn man sieht, daß der Verfasser um jeden Umstand besorgt gewesen. Ein unparteiischer Mann hat es geschrieben, kein Spinozist, sondern ein evangelischer Pastor, der »vor Gott bezeugt, daß er in Spinoza's ›Theologisch-politischem Tractat‹ nichts Gründliches gefunden, noch etwas, das in dem Glaubensbekenntniß, womit er den evangelischen Wahrheiten zugehan ist, ihn im Geringsten auf der Welt zu beunruhigen fähig gewesen, weil anstatt der gründlichen Beweise man nichts als vorausbegebene Sätze, und was man in den Schulen *petitiones principii* nennt, darinnen finde«. Einem so vorsichtigen Führer können Sie Sich sicher anvertrauen, wenn sie den Mann näher kennen wollen.⁵ - Meine Geschäfte rufen mich weg; bald sehen wir uns wieder. Wenn Sie hineinblicken wollen, so lege ich Ihnen

auch des Atheisten Werke selbst hin; leider sind es nur zwei kleine Bände.

PHILOLAUS. Ich begreife den Theophron nicht. Für einen Demonstrator solcher Art sich zu verwenden! und was soll mir hierüber sein Leben einem evangelischen Pastor, also geschrieben und also gedruckt, sagen?

* * *

Ein sonderbarer Mann, dieser Spinoza. Wie auch sein *System* sein möge; es ist etwas Wahrheitsuchendes, Standhaftes und Selbstbeständiges in seinem Charakter und *Leben*. Er legt sich auf die jüdische Theologie und verläßt sie, um die Naturlehre gründlich zu erlernen; die Werke des Descartes kommen ihm in die Hände, und da er sie mit sonderbarer Begierde gelesen hat und nachher bekennt, daß, was er an philosophischer Erkenntniß besitze, er aus ihnen geschöpft habe, so wendet er sich still vom Judenthum weg, weil er sich überzeugt glaubt, daß er den Lehrsätzen desselben nicht weiter folgen könne. Man bietet ihm ein Jahrgeld von tausend Gulden an, damit er nur fernerhin die Synagoge besuchen möge; er schlägt es aus und zieht sich ohne Geräusch in die Stille. Man thut ihn in dem Bann; er antwortet und lernt in der stille eine Hanthierung, sich selbst zu

nähren. Welch ein andres Betragen als in ähnlichen Umständen des unglücklichen, brausenden Acosta,⁶ der nicht zur Ruhe kommen konnte, bis ihm der Tod Ruhe schaffte! Ich wollte, daß man Spinoza's Antwort auf den Bann der portugiesischen Synagoge in Amsterdam (wenn sie nicht sogleich zerrissen und abgethan ist) erhalten könnte; sie würde uns die Ursache seines Entschlusses, wie mich dünkt, ebenso stark und bündig als sanft und stille sagen; denn es herrscht ein sanftmüthiger, stiller Geist in dieses Mannes Leben. Jetzt verfertigt er optische Gläser und lernt von ihm selbst zeichnen. Der Lebensbeschreiber hat eine Sammlung seiner Zeichnungen in Händen gehabt, darunter auch Personen gewesen, die bei ihm nur einen Besuch abstatteten, die er also wahrscheinlich aus dem Gedächtniß gezeichnet. Unter diesen Uebungen war auch Masaniello in seiner bekannten Fischerkleidung, von dem der Wirth des Spinoza versicherte, daß dies Bild ihm selbst ähnlich gesehen habe. Ein sonderbarer Einfall, sich als Masaniello zu zeichnen; oder vielleicht ein Wirthseinfall. - Nun schleift Spinoza Gläser, seine Freunde verkaufen sie, und der lebt sparsam; in zwei bis drei Tagen sieht er oft Niemand. Viele bieten ihm ihren Beutel und ihre Hilfe an; Alles aber schlägt er bescheiden aus, lebt von geringen Speisen und schließt seine Rechnungen alle Vierteljahre, nur damit er nicht mehr aufwende,

als er aufzuwenden habe. Er ist, wie er seinen Hausleuten sagt, eine Schlange, die mit dem Schwanz im Munde einen Zirkel macht, anzuzeigen, daß ihm von seinen Jahreinkünften nichts übrig bleibe. Ich habe das Symbol unter seinem Bilde gesehen und es thöricht auf sein System gedeutet. Welch ein wahrerer Philosoph in diesem Allen als manche dieses Namens! Er will nicht mehr sammeln, als was nöthig sei, um mit Wohlstand begraben zu werden; er will aber auch Niemanden zur Last fallen und nur durch sich selbst leben. Sein Betragen ist still und friedlich: Herr über seine Leidenschaften, zeigt er sich nie weder sehr traurig noch sehr fröhlich. Gesprächig tröstet er die Leidenden seines Hauses und ermahnt sie, ihre Unglücksfälle als ein »von Gott ihnen zugeschicktes Loos« geduldig zu ertragen; er redet den Kindern zu, daß sie den Gottesdienst fleißig besuchen möchten, und unterrichtet sie, wie sie ihren Eltern gehorsam sein sollten, fragt seine Hausgenossen, welchen Nutzen sie aus der angehörten Predigt geschöpft, und hält hoch von dem erbaulichen, guten Geistlichen, der hier genannt wird.⁷ »Eure Religion ist gut,« spricht der stille Weise, »Ihr habt nicht nöthig, eine andere zu suchen, noch daran zu zweifeln, daß Ihr dabei die Seligkeit erlangen werdet, sofern Ihr nur der Gottseligkeit Euch ergebt und zugleich ein friedliches und ruhiges Leben führt.« Sein aufrichtigster Freund bietet ihm

ein Geschenk von zweitausend Gulden an, um mit einiger mehrerer Bequemlichkeit zu leben; er verbittet es freundlich. Jener will ihn zu seinem Erben einsetzen; er nimmt die Wohlthat nicht an und setzt das Jahrgeld, das Dieser ihm in seinen letzten Lebensjahren aufdringt, fast noch um die Hälfte herunter. So lebt er und stirbt in seinem fünfundvierzigsten Jahr ebenso ruhig, als er gelebt hatte. Wenige Stunden vorher hatte er mit seinen Hausleuten noch ein langes Gespräch über die gehörte Predigt, und ehe sie Nachmittags die Kirche verlassen, erblaßt er in Gegenwart seines Arztes. Sein ganzer Nachlaß beträgt nach dem Verkauf 390 Gulden und 14 Stüber, um welche Summe sich noch seine Anverwandten zankten. Ein sanfter Schimmer strahlt durch sein Leben; denn man sieht, wie seine Freunde ihn lieben, wie Alle, die ihn kennen, ihn schätzen, und wie er sich dessen nie überhebt, keinen störrig abweist. Als ihm der Kurfürst von der Pfalz eine Lehrstelle auf seiner Universität antragen ließ, mit der Freiheit, nach seinen Grundsätzen fortzuschließen, wie er es seinem Vorhaben am Dienlichsten finden würde, antwortete er vorsichtig: »er wisse nicht, in welche Schranken die Freiheit, seine Meinungen zu erklären, eingeschlossen sein solle, damit es nicht schiene, daß er die Landesreligion stören wolle«, und nahm den Ruf nicht an.

Von seinen Meinungen weiß ich freilich noch

nicht, was ich zu halten habe; selbst aber die hier als irrig angeführten, wahrscheinlich seine ärgsten Stellen tragen bei aller Paradoxie das Siegel der Ueberzeugung Dessen an sich, der diese Meinungen hegte. Er will sie Keinem aufdringen, er will keine Secte stiften, und zwar nicht aus Menschenfurcht, sondern aus Scheu, die Meinungen anderer Menschen auch nach seinem Tode zu stören. Während seines Lebens hat er nichts herausgegeben als einen kleinen Tractat, mit welchem er Ruhe zu stiften gedachte; als diese Bemühung fehlschlug, wohnte er mit seiner Philosophie allein und verbrennt wenige Tage vor seinem Tode noch eine angefangene Uebersetzung des Alten Testaments, damit sie auch nach seinem Tode keinen Unfrieden verursachen möchte. Ich wollte, daß er sie nicht verbrannt hätte; denn hatte sie keinen Werth in sich, so hätte sie die Zeit doch vertilgt.

* * *

Wolan also zu seinen Schriften! Sie sind nach seinem Tode erscheinen; er hatte sie, wie der Augenschein zeigt, für sich selbst geschrieben. Und es sind meistens Fragmente.⁸

»Von der Besserung des Verstandes und von dem Wege, auf welchem man am Besten zur wahren

Kenntniß der Dinge gelangt.«⁹

»Belehrt von der Erfahrung, daß Alles, was uns im gemeinen Leben häufig begegnet, ein leerer Tand sei, weil ich sah, daß Alles, was ich fürchtete, in sich selbst weder Böses noch Gutes habe, als sofern das Gemüth dadurch bewegt wird, entschloß ich mich endlich, zu forschen, ob es Etwas gebe, *das wahrhaft gut sei und sich mittheile*, so daß mit Verwerfung alles Andern die Seele von ihm allein afficirt würde; ja, ob es Etwas gebe, das, wenn ich's fände und hätte, mir einen unverrückten, höchsten und ewigen Freude- genuß gewähren könne. Ich sage, daß ich mich *endlich* entschlossen; denn dem ersten Anblick nach schien es unrathsam zu sein, um eine mir damals ungewisse Sache eine gewisse verlieren zu wollen; ich sah nämlich die Vortheile, die aus Ehre und Reicht- hum entspringen, und die ich nicht weiter suchen müßte, sobald ich mich ernstlich nach meinem neuen Zweck wenden wollte. Läge also das höchste Stück in ihnen, so sahe ich wohl, daß ich desselben entbehren müßte; fände es sich aber in ihnen nicht, und ich jagte ihnen doch nach, so müßte ich seiner auch entbehren. Ich überlegte also bei mir selbst, ob es nicht möglich sei, zu meinem neuen Zweck oder wenigstens zur Ge- wißheit zu kommen, daß es einen solchen gebe, wenn ich auch meine gewöhnliche Lebensweise nicht

veränderte; dies versuchte ich oft, aber vergebens. Denn was uns gemeiniglich im Leben vorkommt und von den Menschen (nach ihren Handlungen zu urtheilen) für das höchste Gut angesehen wird, läßt sich auf drei Stücke bringen: auf Reichthümer, Ehre und Lust. Durch alle drei aber wird das Gemüth so zerstreut, daß es an kein anderes Gut irgend gedenken kann. Denn was die Wollust betrifft, so täuscht sie das Gemüth eine Zeit lang, als ob es in einem Gut ruhe, und hindert es damit, an irgend ein anderes Gut zu denken; bald aber folgt auf ihren Genuß die tiefste Traurigkeit, die den Geist, wenn nicht fesselt, so doch stört und stumpf macht. Auch wenn wir Ehre und Reichtum verfolgen, zerstreut sich die Seele, insonderheit wenn wir jene um ihr selbst willen begehren, weil sie uns alsdann ein höchstes Gut dünken. Und zwar zerstreut die Ehre das Gemüth noch mehr als der Reichtum, weil sie *fortwährend* als ein wahres Gut und als der letzte Zweck geschätzt wird, nach welchem man Alles einrichten müsse. Ferner findet bei Ehre und Reichthümern zwar nicht, wie bei der Wollust, die Reue statt, sondern je mehr man von beiden besitzt; desto mehr freut man sich und wird mehr und mehr angeregt, sie zu vermehren. Schlägt aber bei irgend einem Zufalle die Hoffnung fehl, so bringen beide die größte Traurigkeit. Endlich ist auch die Ehre deswegen ein großes Hinderniß, weil, um sie zu erlangen,

man sein Leben nothwendig nach der Denkart anderer Menschen einrichten muß, daß man nämlich fliehe, was sie fliehen, und suche, was sie suchen.

Da ich also sahe, daß dies Alles mir Hinderniß sei, mich auf mein neues Werk zu legen, ja mit demselben in solchem Widerspruch stehe, daß ich von Einem oder dem Andern nothwendig ablassen müsse, so ward ich gezwungen zu forschen, welches von beiden mir nützlicher wäre. Denn ich kam, wie gesagt, in den Fall, ein gewisses Gut für ein ungewisses aufgeben zu wollen. Als ich aber diese Ueberlegung etwas fortgesetzt hatte, so fand ich zuerst, daß, wenn ich meine alte Lebensweise gegen die neue vertauschte, ich immer doch nur ein seiner Natur nach ungewisses Gut gegen ein andres ungewisses aufgabe, das *seiner Natur nach* nicht ungewiß sein könne, weil ich eben ein festes Gut suchte, sondern das nur sofern zweifelhaft bliebe, ob ich's *erreiche*. Durch fortgesetztes Nachdenken kam ich gar so weit, einzusehen, daß, wenn ich Alles recht und ganz überlegte, ich gewisse Uebel gegen ein gewisses Gut vertauschte. Ich sah nämlich, daß ich in der größten Gefahr schwebte und in der Noth wäre, ein auch ungewisses Rettungsmittel mit allen Kräften zu suchen; wie der Kranke, der, wenn er kein Mittel braucht, den gewissen Tod vor sich sieht, auch ein ungewisses Mittel mit allen Kräften suchen muß, da seine ganze Hoffnung darauf

beruht. Alle die Dinge aber, denen der große Haufe nachstrebt, gewähren nicht nur kein Mittel zur Erhaltung unsers Seins, sondern sie verhindert dasselbe auch und sind oft die Ursache des Untergangs Derer, die sie besitzen, immer aber die Ursache des Untergangs derer, die von ihnen besessen werden.

Es giebt viele Beispiele von Menschen, die ihres Reichthums wegen sich bis auf den Tod verfolgen ließen, auch Beispiele von Menschen, die, um Güter zu erlangen, sich so vielen Gefahren aussetzen, daß sie endlich ihre Thorheit mit dem Leben büßten. Nicht wenigere giebt es, die, um Ehre zu erlangen oder zu erhalten, aufs Elendeste litten. Unzählige Beispiele endlich sind von solchen vorhanden, die durch übermäßige Wollust ihren Tod beschleunigt haben. Alle diese Uebel scheinen mir daher zu kommen, daß das ganze Glück oder Unglück in der *Beschaffenheit des Gegenstandes* liegt, dem wir mit Liebe zugethan sind. Denn um etwas, was man nicht liebt, entsteht kein Streit; man grämt sich nicht darüber, wenn es verschwindet; man fühlt keinen Neid, wenn es ein Anderer besitzt, keine Furcht, keinen Haß, kurz keine Gemüthsbewegung; welches Alles zutrifft, wenn man so vergängliche Dinge liebt, wie alle die sind, von denen wir bisher geredet haben. Liebe aber zu einem ewigen und unendlichen Gegenstande kann nur Freude der Seele gewähren, eine Freude, die von keiner

Traurigkeit weiß; wahrlich, ein sehr wünschenswürdiger Zweck, nach welchem man mit allen Kräften streben müßte! Ohn' Ursach aber bediene ich mich nicht des Ausdrucks: *wenn ich mich nur ernstlich entschließen könnte*; denn ob ich gleich dies Alles in meiner Seele so klar einsah, so konnte ich deswegen doch allen Geiz, alle Lust- und Ehrsucht nicht ablegen.

Das Eine sah ich, daß, so lange mein Gemüth mit diesen Gedanken beschäftigt war, so lange verabscheute es jene Neigungen und dachte ernstlich an eine andre Lebensweise; welches mir denn zum großen Trost gereichte. Denn ich sah, mein Uebel sei wenigstens doch noch nicht so groß, daß kein Mittel dagegen wäre. Und obgleich anfangs diese hellen Zwischenräume selten waren und nur kurze Zeit dauerten, so kamen sie doch, nachdem ich das wahre Gute mehr und mehr erkennen lernte, nicht nur öfter, sondern dauerten auch länger; zumal da ich einsah, daß der Erwerb des Geldes oder die Lust- und Ehrbegierde nur so lang Hindernisse blieben, so lange man sie nicht als Mittel, sondern als Zwecke suchte. Sucht man sie als Mittel, so haben sie Maß und hindern nicht, sondern fördern vielmehr, zu dem Zweck zu gelangen, deshalb man sie sucht.

Hier will ich nur kurz sagen, was ich durchs *wahre Gute* verstehe, und zugleich was das *höchste Gut* sei.

Dies recht zu fassen, merke man, daß gut und böse nur beziehungsweise gesagt werden, so daß eine und dieselbe Sache gut und übel heißen kann in verschiedener Rücksicht; so auch *vollkommen* und *unvollkommen*. Denn seiner Natur nach kann nichts vollkommen oder unvollkommen genannt werden, vornehmlich weil wir wissen, daß Alles, was geschieht, nach einer ewigen Ordnung und nach gewissen Naturgesetzen geschehe. Da aber der schwache Mensch diese Ordnung mit seinen Gedanken nicht erreicht und sich dabei doch eine menschliche Natur denkt, die viel fester als die seinige sei, ja kein Hinderniß sieht, warum er eine solche Natur nicht erlangen könnte: so wird er angereizt, Mittel zu suchen, die ihn zu dieser Vollkommenheit führen. Alles, was ein Mittel sein kann, dahin zu gelangen, heißt ihm ein *wahres Gut*; das *höchste Gut* aber ist, dahin zu gelangen, daß er mit andern Individuen wo möglich einer solchen Natur genieße. Was dies für eine Natur sei, werden wir an seinem Ort sehen: sie sei nämlich *Erkenntniß der Vereinigung, die mein Innerstes (mens) mit der ganzen Natur hat*. Dies ist also der Zweck, nach welchem ich strebe, eine solche Natur zu erlangen, und daß Viele sie mit mir erlangen mögen; d.i. zu meiner Glückseligkeit gehört es auch, Fleiß anzuwenden, daß viele Andre das einsehen, was ich einsehe, daß ihr Verstand und ihre Begierde völlig mit der meinigen

übereinstimme. Und damit dies werde, so ist nöthig, daß sie von der Natur so viel verstehen, als nöthig ist, eine solche Natur zu erlangen; ferner, eine Gesellschaft zu stiften, in welcher eine große Anzahl auf die leichteste Art mit Sicherheit dahin gelangen möge. Weiter muß man auf die Moralphilosophie und auf die Lehre von der Erziehung der Kinder Fleiß anwenden, und weil die Gesundheit kein kleines Mittel ist, diesen Zweck zu erreichen, muß die ganze Medicin in Ordnung gebracht werden. Weil auch durch die Kunst viel Schweres leicht gemacht, viele Zeit erspart und viele Bequemlichkeit fürs Leben erworben wird, so ist auch die Mechanik auf keine Weise zu verachten. Vor allen Dingen aber ist eine Art auszusinnen, wie der Verstand geheilt und (wiefern es anfangsweise geschehen kann) gereinigt werde, damit er die Sache ohne Irrthum und aufs Beste einsehen lerne. Jedermann sieht hieraus, daß ich alle Dinge auf *einen* Zweck, auf *ein* Ziel richten wolle, nämlich daß man zur ebengenannten höchsten Vollkommenheit des Menschen gelange. Was also in den Wissenschaften nichts zu unserm Zweck beiträgt, muß als unnütz verworfen, kurz, alle unsre Gedanken und Handlungen zu diesem Zweck gerichtet werden. Weil aber, wenn wir den Verstand auf den rechten Weg zu lenken suchen, wir auch leben müssen, so müssen wir auch einige Lebensregeln als gut annehmen. Diese nämlich:

1. Nach der Denkart des gemeinen Mannes zu reden und Alles zu bewirken, was uns kein Hinderniß in Weg legt, unser Ziel zu erreichen. Denn von ihm können wir großen Vortheil erwarten, wenn wir, so weit es sein kann, uns seiner Denkart bequemen. Er wird auch auf diese Weise der Wahrheit selbst ein geneigtes Ohr schenken.

2. Des Vergnügens nur sofern zu genießen, als es zur Gesundheit gehört.

3. Geld und jedes Andre nur soweit zu suchen, als es zum Leben, zur Gesundheit und zur Sitte der Landes gehört, inwiefern diese unserm Zweck nicht widerstrebt.«

* * *

Träume ich oder habe ich gelesen? Ich glaubte einen frechen Atheisten zu finden, und finde beinah einen metaphysisch-moralischen Schwärmer. Welch ein Ideal des menschlichen Bestrebens, der Wissenschaft, der Naturkenntniß ist in seiner Seele! und er geht zu ihm mit so überdachtem, mühsam-schwerem Schritt und Stil, als Manche zur Umänderung ihres Lebens nicht ins Kloster wandern. Offenbar ist der Aufsatz aus den Jahren des Mannes, da er vom Judenthum Abschied nahm und seine philosophische Lebensart wählte.¹⁰ Er hat diese fortgesetzt bis ans

Ende seines Lebens; was mag er in ihr erreicht haben? - Aber siehe, da kommt Theophron.

THEOPHRON. So fleißig? Philolaus, Sie haben die Witterung nicht ganz wahr gelobt; die abgeregneten Gewitterwolken haben uns ein Kälte verursacht, die man nach Ihrem Gleichniß nicht vermuthen sollte.

PHILOLAUS. Lassen Sie mein Gleichniß und geben mir diesen Band mit! ich sehe, ich habe mich an Spinoza geirrt. Was, meinen Sie, soll ich zuerst lesen?

THEOPHRON. Seine »Ethik«. Das Uebrige ist Fragment, und der »Theologisch-politische Tractat« war ein frühere Probe-Zeitschrift. Gefällt's Ihnen, so nehmen Sie einige Regeln mit auf die Reise. 1. Ehe Sie den Spinoza lesen, muß Ihnen Descartes, wenn auch nur als Wörterbuch, bekannt sein. In ihm sehen Sie den Ursprung der Worte und Formeln, also auch manch sonderbaren harten Formeln des Spinoza. Nehmen Sie hiezu Descartes' Hauptschriften oder einen seiner Schüler,¹¹ unter welchen insonderheit *Clauberg* die Sätze des Cartesianismus klar und ordentlich vorträgt; Sie werden solche hier in *einem* Bande beisammen finden. Sodann gehen Sie an des Descartes *Principia philosophiae* von Spinoza selbst, die er für einen seiner Lehrlinge aufgesetzt hat;¹² Sie treffen in ihnen

den Uebergang zu seinem eignen System an. Einen Baum muß man nicht etwa nur in seinem Gipfel und Zweigen, sondern in Stamm und Aesten, ja wo möglich den Veranlassungen seines Entstehens und Wachsthums nach, in Wurzel, Boden und Klima kennen lernen, gesetzt, daß es auch ein Giftbaum wäre. Denn läsen Sie diesen Philosophen des vorigen Jahrhunderts nach der Sprache *unsrer* Philosophie, so müßte er Ihnen freilich, wie er Vielen noch jetzt erscheint, ein Ungeheuer dünken.

2. Geben sie sorgfältig auf seine geometrische Methode Acht und lassen Sich von ihr nicht nur nicht berücken, sondern bemerken auch, wo diese ihn berückte. Descartes verleitete ihn zu ihr; und *er* wagte den kühnen Versuch, sie auch der Form nach auf alle, selbst die verflochtensten moralischen Materien anzuwenden. Eben dieser Versuch hätte seine geometrischen Nachfolger in der Metaphysik warnen mögen.

3. Bleiben Sie nie bei Spinoza stehen, sondern rufen bei jedem seiner paradoxen Sätze die ältere und neuere Philosophie zu Hilfe, wie diese etwa solche oder eine ähnliche Behauptung weggeräumt oder leichter, besser, unanstößiger, glücklicher ausgedrückt habe. Sogleich wird Ihnen dann ins Auge fallen, warum dieser Autor sie nicht also, vielleicht nicht so glücklich habe ausdrücken können; mithin

werden Sie den Ursprung seines Wortirrhums und den Fort- oder Rückgang der Wahrheit selbst gewahr werden. Nehmen Sie in dieser Absicht seine wenigen Briefe als Erläuterungen zu Hilfe;¹³ sie klären in Manchen viel auf, und an dem Rande meines Exemplars werden Sie von einer alten Hand geschriebene Nachweisungen auf die »Ethik« und in der »Ethik« auf sie finden. Dienten diese Briefe zu keinem andern Zweck, so zeigten sie, wie ganz es dem Spinoza mit seiner Philosophie ein Ernst gewesen, wie sehr er sich von ihr überzeugt hatte, und wie glücklich er sich in derselben fühlte. Wenn Sie dies Geschäft geendet haben und Ihnen daran etwas liegt, wollen wir über Ihre Zweifel oder über seine Irrthümer ein Weiteres reden.

PHILOLAUS. Ich will Ihrem Rath folgen, ob er gleich viel fordert.

THEOPHRON. Eben fällt mir eine Ode in die Hand:
An Gott, von einem Atheisten.

PHILOLAUS. Von Spinoza?

THEOPHRON. Der war kein Dichter; von einem Atheisten, der des Atheismus wegen verbrannt ward.

PHILOLAUS. Und eine Ode auf Gott machte? ich will sie lesen.

Deo.¹⁴

Dei supremo percita flamine
Mentem voluntas exstimulat meam;
Hinc per negatum tentat alta
Daedaliis iter ire ceris;

Audetque coeli non memorabile
Metari Numen principio carens
Et fine, definire Musae
Exiguo brevior gyro.

Origo rerum et terminus omnium,
Origo, fons et principium sui
Suique finis terminusque
Principio sine terminoque.

Ubique totus, tempore in omnibus
Omni quiescens ipse Deus locis,
Partes in omnes distributus
Integer usque, manens ubique.

Nec comprehensum ullis regionibus
Ullisve clausum limitibus loca
Tenent, sed omnis liber omne
Diditus¹⁵ in spatium vagatur.

Illius alta est velle potentia,
Opus voluntas invariabilis;
Et magnus absque quantitate
Atque bonus sine qualitate.

Quod dicit, uno tempore perficit;
Mirere, fiat vox vel opus prius?
Cum dixit, en cum voce cuncta
Sunt universa simul creata.

Cuncta intuetur, perspicit omnia,
Atque in una solus (solus est omnia),
Quae sunt, fuerunt et futura
Praevideat ipse perennitate.

Atque ipse plenus cuncta replet Sui
Et semper idem sustinet omnia
Et fert movetque amplectiturque
Atque supercilio gubernat.

Te, Te oro, tandem respice me bonus,
Tibique nodo junge adamantino:
Id namque solum unumque et omne
Reddere quod potis est beatos.

Quicumque junxit Te sibi et altius
Uni adhaerescit, continet omnia

Teque omnibus circumfluentem
Divitiis nihilique egentem.

Tu, cum necesse est, nullibi deficiis
Ultroque praebes omnibus omnia
Ipsumque Te, qui sis futurus;
Omnibus omnia subministras.

Laboriosis Tu vigor inclitus,
Tu portus alto navifragantibus,
Tu fons perennis perstreptentes
Qui latices salientis ardent

Tu summa nostris pectoribus quies,
Tranquillitasque et pax placidissima,
Tu mensus¹⁶ es rerum modusque,
Tu species et amata forma.

Tu meta, pondus, Tu numerus, decor
Tuque ordo, Tu pax atque honor atque amor
Cunctis, salusque et vita et aucta
Nectare et ambrosia voluptas.

Tu verus altae fons sapientiae,
Tu vera lux, Tu lex venerabilis,
Tu certa spes, Tuque aeviterne
Et ratio et via veritasque;

Decus jubarque et lumen amabile
Et lumen alnum atque inviolabile;
Tu summa summarum, quid ultra?
 Maximus, optimus, unus, idem.

Zweites Gespräch

PHILOLAUS. Ich komme mit meinem Spinoza; aber beinah ungewisser, als ich vorher war. Daß er kein Atheist sei, erscheint auf allen Blättern; die Idee von Gott ist ihm die erste und letzte, ja die einzige aller Ideen, an die er Welt- und Naturkenntniß, das Bewußtsein sein selbst und aller Dinge um ihn her, seine Ethik und Politik knüpft. Ohne den Begriff Gottes ist seine Seele nichts, vermag nichts, auch nicht sich selbst zu denken; es ist ihm fremd und beinah unbegreiflich, wie Menschen Gott gleichsam nur zu einer Folge andrer Wahrheiten, sogar sinnlicher Bemerkungen haben machen können, da alle Wahrheit wie alles Dasein nur aus einer in sich bestehenden ewigen Wahrheit, aus dem unendlichen, ewigen Dasein Gottes folgt.¹⁷ Dieser Begriff ist Spinoza so gegenwärtig, so unmittelbar und innig geworden, daß ich ihn eher für einen Begeisterten fürs Dasein Gottes als für einen Zweifler oder Leugner desselben hielte. In Erkenntniß und Liebe Gottes setzt er alle Vollkommenheiten, Tugend und Glückseligkeit der Menschen; und daß dies keine Maske, sondern des Philosophen Ueberzeugung sei, zeigen seine Briefe, ja, ich möchte sagen, jeder kleinste Theil seines philosophischen

Gebäudes, jede Zeile seiner Schriften. Möge er sich in der Idee von Gott geirrt haben; wie aber Leser seiner Werke je sagen konnten, daß er die Idee von Gott verleugnet und den Atheismus demonstriert habe, ist unbegreiflich.

THEOPHRON. Auch ich traute mir beinahe selbst nicht, da ich diesen Autor las und mit dem zusammenhielt, was Andere über ihn sagten. Und doch las ich ihn nicht als ein Neuling der Philosophie oder in einiger Nebenansicht, sondern unbefangen, eher mit Vorurtheil wider als für ihn, nachdem ich außer den alten Weltweisen die Schriften *Baumgarten's*, *Leibniz'*, *Shaftesbury's* und *Berkeley's* nicht nur gelesen, sondern studirt hatte. Lassen Sie uns indeß bei dieser Befremdung nicht stehen bleiben, die sich von selbst aufklären wird, wenn wir sein System durchgehen: was haben Sie für Zweifel dagegen?

PHILOLAUS. Wo soll ich anfangen? wo endigen? Das ganze System ist mir ein Paradoxon. »Es ist nur *eine* Substanz; diese ist Gott; alle Dinge sind in ihm nur Modificationen.«

THEOPHRON. Am Wort *Substanz* stoßen Sie Sich nicht; Spinoza nahm's nach seiner reinsten, strengsten, höchsten Bedeutung und mußte es so nehmen, wenn er, seiner gewählten Methode nach, d.i. synthetisch, einen *ersten* Begriff zum Grunde legen

wollte. Was heißt Substanz, als ein Ding, *das für sich besteht, also das die Ursache seines Daseins in sich selbst hat*? Ich wollte, daß dem Wort diese reine Bedeutung in der Philosophie hätte bleiben können. Im schärfsten Verstande ist kein subsistirendes Ding der Welt eine Substanz, weil Alles von einander und zuletzt Alles von Einem abhängt, das die Selbstständigkeit selbst, d.i. die höchste, einzige Substanz ist. Da aber die menschliche Philosophie immer gern dem *Gefühl* der Menschen treu bleibt und ihm in einem gewissen Sinn treu bleiben muß, da wir uns aber bei aller unsrer Abhängigkeit doch auch für *selbstständig* halten, auf gewisse Weise dafür auch halten können, ob wir gleich nur *bestehend* sind, so -

PHILOLAUS. Ei dann! Nun und nimmer sind wir doch bloße Modificationen?

THEOPHRON. Das Wort ist anstößig und wird nie in der Philosophie Raum gewinnen. Wagte es indeß die Leibnizische Schule, die Materie eine *Erscheinung von Substanzen* zu nennen, warum sollte dem Spinoza nicht *sein* Ausdruck erlaubt sein? Werden die sogenannten *Substanzen* der Welt alleammt von göttlicher Kraft erhalten, ja, bekamen sie, wie jedes hergebrachte System annimmt, nur durch göttliche Kraft ihr Dasein, was sind sie, wenn man will, anders als modificirte

Erscheinungen göttlicher Kräfte (*phaenomena substantiata*), jede nach der Stelle, nach der Zeit, nach den Organen, in und mit welchen sie erscheinen, bestehend und energisch? Spinoza nahm also mit seiner *einzig* Substanz eine kurze Formel, die seinem System allerdings viel Zusammenhang giebt, ob sie gleich unserm Ohr fremd klingt. Immer war sie doch besser als jene *Gelegenheitsursachen* der Cartesianer, nach denen Gott gleichfalls Alles selbst, nur aber *gelegentlich* wirken sollte.

PHILOLAUS. Allerdings ein weit unbequemerer Ausdruck -

THEOPHRON. Und doch, wie lange hat er gegolten! Selbst die Leibnizische Philosophie hat ihn nur durch eine andere artigere Formel höflich hinweggescheucht.

PHILOLAUS. Sie meinen die *prästabilierte Harmonie aller Dinge*.

THEOPHRON. Eben sie. In keinem dieser Ausdrücke liegt Ketzerei; nur einer ist unbequemer als der andere, und im Grunde verstehen wir bei allen gleich wenig. Wir wissen nicht, was Substanz, d.i. ein bestehendes Principium der Kraft, sei, oder wie Kraft wirke; viel weniger wissen wir, was die Allkraft sei, oder wie sie Alles hervorgebracht habe, jetzt noch Alles hervorbringe und jedem Dinge

seine Weise mittheile. Daß indessen Alles in einem *Selbstbestande* ruhen, von *einem* Selbstständigen, sowol seinem Dasein nach als in seiner Verbindung mit andern, mithin im Grunde sowol als in jeder Aeüßerung seiner Kräfte abhängen müsse, daran kann kein consequenter Geist zweifeln. - Woran denken Sie, Philolaus?

PHILOLAUS. Ich sehe so manche pathetische Declamation gegen Spinoza auf einmal in ihr Nichts zurückgehn, die mit nichts als dem Namen seiner »*einzigsten Substanz und seiner Modificationen*« kämpfte; sie fochten alle blos mit einem Nebel unbequemer Worte. Ihnen ist bekannt, Theophron, welch ein Heer lächerlicher Widersprüche und Gotteslästerungen man ihm andichtete, z.B. daß, seinem System zufolge, Gott bei allem Guten alles Böse in der Welt thue, daß sonach Gott es sei, der alle Thorheiten verübe, alle Irrthümer denke, gegen sich selbst streite, sich in Spinoza selbst lästere und leugne u.s.w. Was von Spinoza's Modificationen gilt, gilt es von Descartes' gelegentlichen Ursachen, von Leibnizens prästabilirter Harmonie, ja selbst vom physischen Einfluß minder? Geschehen diese Dinge in Gottes Welt, so geschehen sie durch den Gebrauch und Mißbrauch seiner Kräfte, d.i. der Kräfte, die er abhängigen Wesen anschuf und in ihnen erhält; man möge sich seine Vorhersehung

oder Mitwirkung auf solche oder eine andre Weise denken. Ueberhaupt habe ich's gefunden, daß, wenn man die Meinung eines vernünftigen Menschen gar zu unvernünftig und ungereimt vorstellt, man selbst entweder eine Ungerechtigkeit begehe oder eine Ungereimtheit sage. Man macht sich mit solchen Formeln den Sieg zwar leicht, es ist aber auch nur das Blendwerk eines Sieges.

THEOPHRON. Also werden Sie jetzt auch darin keine Gotteslästerung finden, wenn Spinoza das selbstständige Wesen eine *nicht-vorübergehende*, sondern die *bleibende immanente Ursache* aller Dinge nennt?¹⁸

PHILOLAUS. Wie könnte ich sie finden, da sich gegentheils, auch nach den angenommenen Formeln, bei Gott als einer *vorübergehenden* Ursache der Dinge nichts denken läßt? Wie und wann und wem geht er vorüber? Ein Geschöpf ohne des Schaffenden Beistand ist nichts; und wie kann Der vorübergehen, der keinen abgeschlossenen Ort hat, keinen Ort räumt, in dem keine Abwechselung und Veränderung sein kann?

THEOPHRON. Aber wie? wenn Gott »*außer* der Welt« wohnte?

PHILOLAUS. Was ist ein Ort außer der Welt? Sie selbst und Raum und Zeit in ihr, durch welche wir die Dinge messen und zählen, sind ja allein durch

ihn, den Unendlichen, denkbar, der mit den Dingen selbst ihr *Wo* und *Wann*, d.i. das Maß und den Zusammenhang ihrer Kräfte setzt, begrenzt, ordnet.
THEOPHRON. Sie gerathen also auch nicht in das Labyrinth von Fragen:

»Wie Gott die Ewigkeit *erst* einsam durchgedacht?
Warum *einst*, und nicht *eh* er eine Welt gemacht?«

Oder:

- »Wie sich die weiten Kreise
Der anfangslosen Dau'r gehemmt in ihrer Reise?
Und *ewig* ward zur *Zeit*, und wie ihr seichter Fluß
Ins Meer der *Ewigkeit* sich *einst* verlieren muß?«

u.s.w.

PHILOLAUS. Ich setze nicht hinzu:

»Das soll ich nicht verstehn und kein Geschöpfe
fragen;
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz
plagen.«

Denn auch meinem Feinde wünschte ich dergleichen Phantome der Einbildungskraft als einen unergründlichen Gegenstand des Wissens nicht. Gott

durchdachte keine Ewigkeit einsam: es war kein Jetzt und kein Ehe, eh eine Welt war; eine anfangslose Dauer ist keine Ewigkeit Gottes, und in dieser giebt's keine Reise. Das Ewig kann so wenig zur Zeit als die Zeit zur Ewigkeit oder das Endliche zum Unendlichen werden.

THEOPHRON. Das haben Sie doch nicht erst aus Spinoza gelernt?

PHILOLAUS. Vielmehr freute es mich, daß er die gewöhnlichen, ganz unphilosophischen Verwirrungen hierüber streng vorübergegangen war und Zeit und Ewigkeit, d.i. das Endlos-Unbestimmte und das durch sich unendliche Höchstbestimmte genau unterschied.¹⁹ Ewigkeit im reinen Sinne des Wortes kann durch keine Zeitdauer erklärt werden, gesetzt, daß man diese auch endlos (*indefinite*) annähme. Dauer ist eine unbestimmte Fortsetzung des Daseins, die schon in jedem Moment ein Maß der Vergänglichkeit, des Zukünftigen wie der Vergangenen, mit sich führt. Dem Unvergänglichen, durch sich Unveränderlichen kann sie so wenig zugeschrieben werden, daß vielmehr sein reiner *Begriff* mit dieser zugemischten *Phantasie* verschwindet.

THEOPHRON. Die Welt ist also auch mit Gott nicht gleich ewig?

PHILOLAUS. Wie kann sie dies sein, da sie Welt, d.i. ein System der Dauer zu- und nach einander

geordneter Dinge ist, deren keinem das absolute Dasein oder die unwandelbare Ewigkeit ohne Maß und Zeitendauer zukommt?

THEOPHRON. Also macht's Ihnen auch keine Verwirrung der Begriffe, daß die ewige Macht Gottes (in unsrer gewohnten Sprache zu reden) *schafft*, *schuf* und *schaffen* werde, und doch keinem der Geschöpfe, auch in ihrem ganzen System nicht, *seine* Ewigkeit zukommt?

PHILOLAUS. Die ewige Macht Gottes schafft, schuf und wird schaffen, weil sie, die ewig wirkende Macht, nie müssig ist und nie müssig sein konnte; des Geschaffenen Dasein beruht nur, wie sein Name selbst sagt, auf einer Folge und hat mit allen seinesgleichen das Zeitenmaß der Veränderung in sich. Also auch eine immerhin fortgesetzte Welterschöpfung wird durch diese Fortsetzung nie ewig. Ihr Maß ist endlos; aber nur in Gedanken des Messenden ist und wird dieses Endlosen Maß. Dies Alles begreife ich leicht; ich habe aber einen andern Zweifel, den ich gelöst wünschte. Er betrifft die *Eigenschaften* dieses unendlichen, ewigen Gottes bei Spinoza. Wie konnte er, der Zeit und Ewigkeit so richtig unterscheidet, auf der andern Seite so unzusammenhangend sein, daß er »die *Ausdehnung zur Eigenschaft Gottes* macht«? Verhält sich der Raum nicht wie die Zeit? Ist nun jene mit dem

Begriff des Ewigen ganz unvergleichbar, so ist auch Ausdehnung (Extension) mit dem Begriff einer untheilbaren Substanz, die Spinoza mit felsenfester Stärke annimmt,²⁰ gleichfalls unvereinbar.

THEOPHRON. Ihre Bemerkung ist wahr; sehen Sie aber auch, *wo* Spinoza diesen Ausdruck wählt. Bedient er sich seiner in seiner reinen Theorie von Gott?

PHILOLAUS. Sonderbar! Er braucht ihn nur, wenn er die Seele von der Materie, d.i. das Denkende vom Ausgedehnten unterscheidet.²¹

THEOPHRON. Ist nun Ausdehnung und Materie Einerlei? Sehen Sie da den Cartesischen Fehl Ausdruck, den unser Autor in der Sprache seiner Zeit nicht wohl umgehen konnte, und der für Viele die Hälfte seines Systems verdunkelt. Descartes hatte die *Materie* durch *Ausdehnung* erklärt, und man könnte sie ebensowol durch *Zeit* erklären; denn jene wie diese sind Maße ihres Daseins mit andern und nach einander. Nun mögen beide Maße unumgänglich nothwendig für jeden denkenden Geist sein, der selbst durch Ort und Zeit beschränkt ist; das Wesen der Materie aber werden sie durch diese unsre Denkart nie. Spinoza sahe das Unhinreichende dieser Cartesischen Erklärung so gut als wir; lesen Sie seine Briefe.²² Wenn er also in

seiner *Ethik* die Materie, d.i. *Körper* mit Ausdehnung, d.i. mit Raum gleichgeltend annahm und sie einem ganz ungleichartigen Dinge, dem Gedanken, gegenüberstellte, so wußte er selbst, daß zu Erklärung des Wesens der Körper dies kein ausdrückender Begriff sei. Ebenso wußte er und wiederholt's, daß Gedanke und Ausdehnung nichts mit einander zu schaffen haben; er tadelt Descartes, daß er von der Zirbeldrüse hinaus den Körper bewegen, die Affecten bändigen wolle u.s.w. Ihm war Ausdehnung ein reiner Verstandesbegriff, untheilbar in sich, nur durch Hilfsmittel der Imagination theilbar. Den Punkt also, warum gerade nur diese beiden Begriffe, Ausdehnung und Gedanke, *die* zwei Eigenschaften seien, dadurch sich unter unendlichen andern Eigenschaften, die allesammt eine höchste Realität ausdrücken, der Unendliche uns offenbart habe, ließ Spinoza unerörtert, so oft er deshalb befragt wurde. Was ist in der Ausdehnung für Realität, wenn wir solche auch endlos, d.i. so unbestimmt fortgesetzt wie eine immerhin fortwährende Dauer annehmen? Ohne Wesen, ohne wirkende Kräfte ist nichts in ihr; nur für sinnliche Geschöpfe ist sie das Maß einer Welt, eines Nebeneinanderseins mehrerer Geschöpfe. Zum Absolut-Unendlichen gehört sie nicht, so wie sie auch keine innere wesentliche Vollkommenheit seines

Daseins ausdrückt, das keinen, also auch nicht einen endlosen Raum erfüllt, das keine, also auch nicht eine endlose Zeit ausmißt.

PHILOLAUS. Da, lieber Theophron, verjagen Sie mir einen widrigen Nebel; denn dieser unendlich-ausgedehnte Gott, wie man den Gott des Spinoza zu nennen pflegte, war mir ganz undenkbar.

THEOPHRON. Dem hellen Weltweisen Spinoza war er es ebenso sehr. Nicht Gott nennt er ein Extensum (dessen Untheilbarkeit er vielmehr strenge behauptet), sondern die Körperwelt (*res extensas*) nannte er »ein Attribut, das *ein* Unendliches seines *Selbstbestehenden*, wie die Gedankenwelt von ihm ein andres Unendliches *ausdrückt*«. Größere Formeln, phantastische Bilder vernichten seinen Begriff ganz.

PHILOLAUS. Mich wundert, daß ich dies unbemerkt ließ, da so klare Stellen seiner Briefe darauf weisen. Das sahe ich wohl, daß Spinoza der Theilung eines unendlich-ausgedehnten und doch einfachen Wesens durch die Vorstellung des mathematischen Raums entweichen wollte, in welchem aus mathematischen Linien und Flächen keine physischen Körper werden. Da nun der mathematische Raum auch nur ein Abstractum der Einbildungskraft, eine Bedingung der Wahrheiten ist, die nicht anders als im Raum gedacht werden können, so kann er auch,

wenn Spinoza ihn der Materie gleich zu achten scheint und ihn ein *Attribut Gottes* nennt, nur eine Auskunft sein, durch welche physische, d.i. wirkliche Körper in ihrer Varietät erklärt werden sollen; und da ist er, nach Spinoza selbst, keine Auskunft. Ich wollte, der Weltweise hätten einen Ausdruck vermieden, der von den Meisten grob gemißbraucht worden ist, Andern aber, wie Sie mit Recht sagen, die Hälfte seines so durchdachten Systems verdunkelt.

THEOPHRON. Wörter mein Freund, gelten wie Münzen. Spinoza's oder vielmehr Descartes' Zeit war die Zeit der Meßkunst, aber die Kindheit der Naturkunde, ohne welche die Metaphysik Luftschlösser baut. Descartes selbst baute dergleichen, denen Spinoza, wie mehrere Stellen zeigen, genau ihren Werth zu geben wußte. Je mehr man seitdem die Materie der Körper physisch untersucht hat, desto mehr entdeckte man in ihr wirkende, einander gegenwirkende Kräfte und verließ die leere Definition der Ausdehnung. Schon *Leibniz*, in dessen Geist sich aus allen Naturreichen und Wissenschaften fruchtbare Begriffe gesellten, drang darauf, daß man auch im Begriff der Körper nothwendig zuletzt auf einfache Substanzen kommen müsse, von denen er unter dem Namen *wesentlicher Einheiten*, d.i. der *Monaden*, Manches erzählte. Leider aber,

da der lebhafteste Verstand dieses Mannes Alles so gern als Dichtung vortrug, wurden diese seine Monaden, deren Sinn *Wolff* selbst nur theilweise aufnahm, bald nur als ein witziges Märchen betrachtet. Der Mathematiker *Boskovich* ist, obwohl von einer ganz andern Seite, auf eben dergleichen unheilbare wirkende Elemente gekommen, ohne welche sich, wie er glaubte, die Natur der Körper nicht erklären lasse;²³ die Chemiker wählen wiederum eine andre Sprache. Fällt Ihnen ein Ausdruck bei, der dem schroffen Unterschiede zwischen Geist und Materie, dem Cartesischen Dualismus entweicht und prägnanter als das leere Wort *Ausdehnung* oder als das grobe Wort *Materie* die Natur der Körper bezeichnet?

PHILOLAUS. Ich wüßte keins als *organische Kräfte*. Dadurch, dünkt mich, bekäme Spinoza's System selbst eine schönere Einheit. Wenn seine Gottheit unendliche Eigenschaften in sich faßt, deren jede ein ewiges und unendliches Wesen auf unendlich verschiedene Weise ausdrückt, so haben wir nicht mehr *zwei* Eigenschaften des Denkens und der Ausdehnung zu setzen, die nichts mit einander gemein hätten; wir lassen das unpassende Wort *Eigenschaft* (Attribut) weg und setzen dafür, *daß sich die Gottheit in unendlichen Kräften auf unendliche Weisen, d.i. organisch offenbare*. Sofort bleibt

uns auch nicht mehr der hinderliche Riegel vorge-schoben: »in welchen Eigenschaften außer dem Gedanken und der Ausdehnung sich die Gottheit andern Weltsystemen offenbare,« da sie doch, unserm Weltweisen zufolge, *unendliche* dergleichen ihr Wesen ausdrückende Eigenschaften besitzen soll, von welchen er uns keine als diese zwei zu nennen wußte. In allen Welten offenbart sich die Gottheit *organisch*, d.i. durch wirkende *Kräfte*. Diese Wesen ausdrückende Unendlichkeit der Kräfte Gottes hat durchaus keine Grenzen, obwohl sie allenthalben denselben Gott offenbart. Kein Weltsystem darf das andre neidend befragen: »wie sich denn in ihm die Gottheit dargestellt habe«. Ueberall ist's wie hier; überall können nur organische Kräfte wirken, und jede derselben macht uns Eigenschaften einer unendlichen Macht kenntlich.

THEOPHRON. Wohl, Philolaus. Dies trifft in den Mittelpunkt des Spinozischen Lehrgebäudes.

Macht ist ihm Wesenheit; alle Attribute und Modificationen derselben sind ihm *ausgedrückt dargestellte, wirkliche und wirksame Thätigkeiten*. In der Geisterwelt ist's der *Gedanke*, in der Körperwelt die *Bewegung*; ich wüßte nicht, unter welches Hauptwort beide sich so ungezwungen fassen ließen als unter den Begriff *Kraft, Macht, Organ*, von denen jede Thätigkeit in der Körper- und

Geisterwelt ausgeht. Mit dem Wort *organische Kräfte* bezeichnet man das Innen und Außen, das Geistige und Körperhafte zugleich; denn wie keine Kraft ohne Organ ist, so ist und wirkt kein Geist ohne Körper. Es ist indessen auch nur *Ausdruck*; denn wir verstehen nicht, was Kraft ist, wollen auch das Wort *Körper* damit nicht erklärt haben.

PHILOLAUS. In Ansehung des innern Zusammenhanges der Welt giebt uns, dünkt mich, der Ausdruck schöne Folgen. Nicht durch Raum und Zeit allein, als durch blos äußere Maße der Dinge, ist sie verbunden; sie ist's durch ihr eigentliches Wesen, durch das Principium ihrer Existenz selbst, da allenthalben in ihr, und zwar im innigsten Zusammenhange, nur *organische Kräfte* wirken. In der Welt, die wir kennen, steht die Denkkraft oben an; ihr folgen Millionen andre Empfindungs- und Wirkungskräfte, und er, der Selbstständige, er ist im höchsten, einzigen Verstande des Worts *Kraft*, d.i. die Urkraft aller Kräfte, Organ aller Organe. Ohn' ihn ist keines derselben denkbar, ohn' ihn wirkt keine der Kräfte, und alle im innigsten Zusammenhange drücken in jeder Beschränkung, Form und Erscheinung ihn aus, den *Selbstständigen*, die *Ur-* und *Allkraft*, durch welche auch sie bestehen und wirken.

THEOPHRON. Mich freut's, Philolaus, daß Sie diese

Idee so rein aufnehmen und so reich anwenden. Auch dem Ausdruck nach tritt das System unsers Philosophen beinahe schon damit in das Licht einer tadellosen Einheit, die ihm das anstößige Wort *Ausdehnung* raubte; bemerken Sie aus dem von Ihnen gegebenen Gesichtspunkt nicht noch andre Aussichten?

PHILOLAUS. Eine Reihe anderer. Alle anstößigen Ausdrücke z.B. fallen weg, wie Gott nach diesem oder nach einem andern System auf und durch die todte Materie wirke. Sie ist nicht todt, sondern sie lebt; denn in ihr wirken ihren innern und äußern Organen gemäß lebendige mannichfaltige Kräfte. Je mehr wir die Materie kennen lernen, desto mehrere derselben entdecken wir in ihr, so daß der leere Begriff einer todten Ausdehnung bei ihr völlig verschwindet. In unsern Zeiten, wie zahlreiche, verschiedene Kräfte hat man in der Luft entdeckt! was hat die neue Chemie in den Körpern für mancherlei Energien der Anziehung, Bindung, Auflösung, Zurückstoßung gefunden! Ehe die magnetische, ehe die elektrische Kraft entdeckt war, wer hätte sie in den Körpern vermuthet? wie zahllose andre mögen in ihnen noch unentdeckt schlafen! Es ist Schade, daß ein denkender Geist, wie Spinoza war, so frühe von unserm Schauplatz hinweg mußte.

THEOPHRON. Auch wir müssen hinweg, mein

Freund, und erleben nicht, was der forschenden Nachwelt aufbehalten bleibt; gnug, wenn wir, so lange wir da sind, die Gegenwart und Wirkung der Gottheit erkennen, wo und wie sich uns dieselbe offenbart. Spinoza sagt, daß jede Eigenschaft, oder wie wir's nannten, jede in der Schöpfung offenbarte Kraft Gottes ein Unendliches ausdrückt; wie verstehen Sie das, da jeder Theil der Welt seine Schranken hat, nicht blos nach Ort und Zeit, sondern auch selbst zufolge der ihm einwohnenden Energien?

PHILOLAUS. Sind nicht Raum und Zeit, diese großen Gedankenbilder, endlos? welche unzählbare Menge göttlicher Kräfte und Formen kann sich in ihnen offenbaren! Und da nach Ort und Zeit, geschweige den wirkenden Kräften selbst nach keine zwei Erscheinungen dieselben sein können: welche Unendlichkeit entspringt aus diesem immer neu sich verjüngenden Quell göttlicher Schönheit! Sehen Sie hinaus gen Himmel, nach jenen Milchstraßen von Sonnen und Welten! Mit seinem Spiegelglase entdeckt der Columbus unsrer Nation vielleicht eben jetzt neue Heere derselben in einem kleinen, unsern Augen unsichtbaren Nebelwölkchen. In wie merkwürdigen Zeiten leben wir, da unerhörte, kaum geahnte Offenbarungen Gottes vom Himmel niedersteigen, jede derselben aufs

Neue ausdrückend die Herrlichkeit des Wesens,
das alle diese Welten schuf und schafft und hält
und trägt!

»Im Unendlichen ist der Unendliche: Einer und ewig,
Im Darstellen, im Sein, im Erhalten und Schaffen nur
Einer,
Immer sich gleich und unendlich. Wie ewige Säulen,
so stehen
Fest die Gesetze, die er sich dachte; so wie er sie
dachte,
Fließt aus ihnen Veränderung und bleibt in ihnen die
Allmacht«. [24](#)

THEOPHRON. Vortrefflich, mein werther Philolaus!
Mit dem letzten Zuge haben Sie zugleich das Un-
endliche angedeutet, das *in jeder Naturkraft selbst*,
auch ohne Rücksicht ihrer Verbindung in einem
endlosen Raum, in einer endlosen Zeit bleibend
wohnt. Erwägen Sie die innere Fülle der Kraft, die
in jedem lebendigen Wesen wirkt, wie es durch
eine ihm eingepflanzte stille Energie entstehen und
sich nicht anders als durch solche erhalten und fort-
pflanzen konnte! Betrachten Sie die Kräfte, die im
Bau eines Thiers so verschwiegen wirken! Mit wel-
cher Macht hangen seine Theile zusammen! welch
ein Räder- und Triebwerk gehört dazu, daß es sich

bewege, sich seinen Lebenssaft bereite, alle die Handlungen ausübe, dazu es bestimmt ist, endlich, daß es aus seiner Natur gleichartige Wesen, Bilder seiner selbst, lebend und wirkend, mit gleicher Kraft begabt, nach gleicher Anlage gebildet, hervorbringe, erzeuge! In der Generation allein liegt ein Wunder der Schöpfung, d.i. einer eingepflanzten, einwohnenden Macht der Gottheit, die sich, wenn ich so kühn reden darf, in das Wesen jeder Organisation gleichsam selbst beschränkt hat und in diesem Wesen nach ewigen Gesetzen, unverrückt und unwandelbar, wie allenthalben die Gottheit allein wirken kann, wirkt. In der Materie, die wir todt nennen, streben auf jedem Punkt nicht minder und nicht kleinere göttliche Kräfte: wir sind mit Allmacht umgeben, wir schwimmen in einem Ocean der Macht, so daß jenes alte Gleichniß immer und überall wahr bleibt: »die Gottheit sei ein Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben, dessen Umkreis nirgend ist«, weil weder im Raum noch in der Zeit, als in bloßen Bildern unserer Einbildungskraft, die Einbildungskraft irgend ein Ende findet. Mich dünkt, der Ausdruck des Spinoza sei glücklich, daß *die Zeit nur ein symbolisches Bild der Ewigkeit* sei; ich wollte mit Ihnen, daß er den Raum auch als ein solches, als das *symbolische Bild der absoluten Unendlichkeit des*

Untheilbaren dargestellt hätte, wie er sich ihn dachte. Nicht etwa nur für uns ist das Wesen des Ewigen unausmeßbar; es ist an sich keines Maßes fähig; in jedem Punkt seiner Wirkung, der nur für uns ein Punkt ist, trägt es seine Unendlichkeit in sich.

PHILOLAUS. Ich befürchte, mein Freund, daß Wenige diesen Unterschied des durch sich selbst *Unendlichen* und des durch Raum und Zeit in der Einbildungskraft gedachten *Endlosen* fassen werden, auf welchem doch Spinoza's ganzes System ruht.²⁵ Als eingeschränkte Wesen schwimmen wir im Raum und in der Zeit; wir zählen und messen Alles mit ihrem Maß und steigen mit Mühe von Bildern der Einbildungskraft zu dem Begriff, der alles Raum- und Zeitenmaß ausschließt. Hätte man diesen Unterschied gefaßt, gewiß, man hätte nicht so viel von dem weltlichen und außerweltlichen Gott geredet, noch weniger würde man den Spinoza je beschuldigt haben, daß er seinen Gott in die Welt *einschließe* und mit derselben *identificire*. Sein unendliches, höchst-wirkliches Wesen ist so wenig die Welt selbst, als das Absolute der Vernunft und das Endlose der Einbildungskraft eins sind; kein Theil der Welt kann also auch ein Theil Gottes sein; denn das höchste Wesen ist seinem ersten Begriff nach untheilbar. Deutlich sehe ich jetzt, daß

man unserm Philosophen den Pantheismus ebenso unrecht Schuld gegeben habe als den Atheismus. »Alle Dinge«, sagt er, »sind Modificationen« oder, wie er es sonst unanstößiger nennt, »thätige *Ausdrücke* der göttlichen Kraft, *Darstellungen* einer der Welt einwohnenden ewigen Wirkung Gottes«; nicht aber sind sie zertrennliche Theile eines völlig untheilbaren einzigen Daseins.

THEOPHRON. Leugnen wollen wir's indessen nicht, Philolaus, daß manche Ausdrücke Spinoza's seinen Gegnern, die nur bei Ausdrücken stehen bleiben und solche durch andre seiner deutlichsten Grundsätze zu erklären nicht Lust hatten, zu Mißverständnissen Anlaß geben *konnten*. Auf eine ihm eigenthümliche Bedeutung des Worts *Substanz* hatte er sein System angelegt, und da er dieser ebenso ungewöhnliche Bedeutungen der Worte *Attribut*, *Modification* u.s.w. beifügte, auch die Cartesische Erklärung der Materie als Ausdehnung beibehielt, so mußte er dem größten Theil seines Systems nach harte Ausdrücke wählen. Den Irrthum aber, daß er das Wesen Gottes und der Welt verwirrt habe, hätte man ihm am Wenigsten aufbürden sollen; viele seiner Theoreme werden eben deswegen un bequem, weil er das Wesen Gottes und der Welt ja immer unterscheiden will und nicht genug wiederholen kann: »Gott unter solcher Modification, unter

solchem Attribut betrachtet«. Wer ist, der den Begriff der *naturirenden* und *naturirten Natur* mehr als er unterscheidet? Den leichteren Zusammenhang philosophischer Wahrheiten fördern glückliche Wortcombinationen, und *Leibniz*, dieser Proteus der Wissenschaft, ein vor Millionen andern leichtverbindender Kopf, er behält das Verdienst, eben nach so manchen unbequemen Darstellungsarten der Scholastiker, des Descartes, Spinoza, Hobbes u. A., viel zu diesem leichtern Zusammenhange beigetragen zu haben. Eine glückliche Leichtigkeit mannichfaltiger Verbindungen war, wie mich dünkt, Leibnizens glänzendstes Talent; in seinen unbedeutendsten Aufsätzen hat er oft Samenkörner hingeworfen, die lange noch nicht alle aufgenommen, geschweige denn zur Ernte gediehen sind. Ihm selbst fehlte die Zeit, seinen Reichthum ganz zu nutzen, weil er mit zu Vielem zerstreut war und ihn zuletzt der Tod übereilte.

PHILOLAUS. Sie schrieben unserm deutschen Philosophen unter andern das Verdienst zu, daß er es zuerst gewesen, der beim Begriff von der Materie den Grund ihrer Erscheinung, *immaterielle Substanzen*, in die Metaphysik eingeführt habe; sollte nach Einführung derselben seine zwar sinnreiche, aber, wie mich dünkt, zu weit getriebene Hypothese der *prästabilirten Harmonie* zwischen Seelen und

Körpern, als ob beide wie zwei Uhren zwar übereinstimmend, aber völlig unabhängig von einander spielen, nöthig gewesen sein? Ward seine Materie von immateriellen Kräften *dargestellt*, in welche jede höhere Art immaterieller Kräfte wirken mag und kann, so bestätigte sich ja hiemit der sogenannte *physische Einfluß* (den uns allenthalben die Natur zeigt, und gegen welchen keine willkürliche Hypothese etwas vermag) eben aus seinem System in einer standhaften Vorstellungsweise. Die ganze Welt Gottes wird ein Reich immaterieller Kräfte, deren keine ohne Verbindung mit andern ist, weil eben nur aus dieser Verbindung und gegenseitigen Wirkung ihrer aller alle Erscheinungen und Veränderungen der Welt werden. Und mit wie weniger Aufopferung hätte *Leipniz* diesen Schritt thun mögen, da seine prästabilirte Harmonie eigentlich doch schon im Cartesianismus lag, der jene Absichtung der Geister und Körper, von der wir bei Spinoza sprachen, auf sie gründet.

THEOPHRON. Und wie, wenn eben diese Nähe des Cartesianismus unsern Leibniz wie den Spinoza am vollen Gebrauch seiner bessern Erklärung gehindert hätte? denn das ist das Schicksal auch des furchtbarsten menschlichen Geistes, daß er, mit Ort und Zeit umfassen, in gewissen Ideen gleichsam aufwächst und sich nachher nicht ohne Mühe von

ihnen zu trennen vermag. Leibniz lebte die blühendste Zeit seines philosophischen Lebens den Gedanken nach mehr in Frankreich als in Deutschland. Dort stand er in so vielen Verbindungen; von dort aus glänzte sein scharfsinniger Verstand zuerst über Europa auf. Da nun in Frankreich Descartes und Malebranche, sie mochten angenommen oder bestritten werden, im meisten Ruf standen: wie anders, als daß seine Bemühung vorzüglich auf dieses Feld der Ehre gezogen werden mußte? Er bildete also seine Hypothese der prästabilierten Harmonie mit einer Geschicklichkeit aus, daß sie die Gelegenheitsursachen des Cartesius sowie den unmittelbaren göttlichen Einfluß des Malebranche allerdings entbehrlich machen konnte, ob sie gleich auf die mangelhaften Grundsätze des ersten Philosophen selbst gebaut war. Leibniz sprach so gern nach der Fassungskraft Anderer; für sie erfand er seine sinnreichen Hypothesen.²⁶ Als er späterhin durch die Lehre der Monadologie der Metaphysik über Körper einen andern Weg anwies, ließ er jene Hypothese, die einmal in Ruf gekommen war und zum Ruhm seines Namens viel beigetragen hatte, an ihrem Ort stehen, oder vielmehr er bog sie dieser neuen Hypothese sehr geschickt an, indem er jede Seele mit einem organischen Körper vereinigte. blieb es gleich keine prästabilierte Harmonie mehr

zwischen Geist und Materie, sondern eine Harmonie zwischen höheren und niederen Kräften: *Harmonie* blieb es doch immer; denn wer konnte, wer kann es erklären, wie Kraft auf Kraft wirkt?

PHILOLAUS. Sie retten Ihren Verehrten fein; erlauben Sie mir aber zu sagen, daß ich im ganzen Spinoza, in dessen Ausdrücken doch Hartes genug ist, nichts so Gezwungenes gefunden habe als eben diese prästabilierte Harmonie, die auch *er* zum Grunde legt.

THEOPHRON. Er? Wo?

PHILOLAUS. Mich dünkt, allenthalben. »Seine zwei Attribute *Denken* und *Ausdehnung* oder *Bewegung* stehen neben einander; jedes muß für sich gedacht, keins kann aus dem andern erklärt werden; jedes durch sich aber drückt die Realität des Ewigen aus«: ist dies nicht Harmonie? Harmonie zweier einander unmittheilbarer *Ausdrücke der höchsten Realität*? Da sie in dieser ihren ewigen Grund haben, warum sollte man sie nicht *Harmonie* nennen dürfen?

THEOPHRON. *Prästabilierte* Harmonie gewiß nicht, am Wenigsten in Leibniz' Sinne; von ihr weiß Spinoza's System nicht. Es kennt keine endlose Zahl einzelner Substanzen, deren Harmonie prästabiliert wäre; nur *eine* Selbstständigkeit kennt es, die sich auf unendliche Weise für uns in zwei großen

Attributen ausdrückt. Nach Spinoza drücken beide *eine* Wesenheit aus, aber, wie er meint, ist eine aus der andern nicht erklärlich. Jene Regel: »*Wenn Zwei in einem Dritten eins sind, sind sie unter einander selbst eins*«, soll hier also nicht stattfinden; oder beide Attribute fielen in einander und würden, da sie *ein* Wesen auf verschiedene Art ausdrücken, eins. Die Materie würde Geist, der Geist Materie, nur in unsrer Vorstellungsart unterschieden; ein Einerlei, dem Spinoza stark entgegenredet. Sie sehen, hier *will* sein System nicht erklären; es setzt voraus und nimmt an, was wir eben erklärt wissen wollten, »wie nämlich die ewige *Monas* sich in Attributen als eine *Dyas*, als eine innere Denk- und äußere Bewegkraft offenbare«. Die Harmonie zwischen diesem Aeußern und Innern entwickelt Spinoza nicht, da er sie als *dasselbe*, als Eins in einem verschiedenen Zwei, voraussetzt und auch im Menschen bei der Verbindung zwischen Seele und Körper unerklärt annimmt. Man könnte sie nicht anders als eine *symbolische Harmonie* nennen, wenn man ihr den Namen Harmonie geben wollte. Das Expansum mit allen in ihm wirkenden Kräften, der Bewegung u.s.w. wäre eine äußere *Darstellung* der innern ewigen Denkkraft, wie unser Körper der *Ausdruck* oder, wie er's nennt, das *Object* der Seele ist; sind wir mit dieser

mystischen Harmonie weiter, als wir waren?²⁷

PHILOLAUS. Ich hoffe nicht, daß wir je weiter gelangen werden, ja, ich sehe nicht, warum wir weiter gelangen müßten. Metaphysik heißt *Nachphysik*; nie sollte jene die Physik verlassen, sie aber immer begleiten. Allenthalben sodann bemerkt sie, wie Kraft ohne Organ nicht wirken oder von uns wenigstens nicht wahrgenommen werden könne, wie allenthalben sich also das *Aeußere* zum *Innern* fügen, jenes in diesem erscheinen, dies das Innere ausdrücken müsse, mit *einem* Wort, wie allenthalben *sich die Natur organisire*. Dies ist Philosophie, die mit Weglassung mystischer Wortformen ihren Weg rüstig fortgehen und jene Speculation *ergänzen* darf, die seit Descartes, zum Theil im Gewande der Mathematik selbst, der wahren Philosophie, d.i. der Kenntniß der Natur, *voreilte*.

THEOPHRON. Uebereilen auch Sie Sich nicht! Dies Gewand, mein Freund, war ihr nützlich, es bereitete die Sprache der Philosophie zu einem Calcül der Beobachtungen und Gedanken. Denn forderte es nicht Bestimmtheit in den Begriffen, Genauigkeit in den Beweisen und Ordnung? Freilich konnte das Kleid nicht die Sache selbst ändern oder vertreten. Sind die Begriffe einmal willkürlich erfaßt oder unvollständig abstrahirt, so hilft alle mathematisch reine Darstellung derselben in der besten

methodischen Ordnung nicht. Hat man angenommen, was man nicht annehmen sollte, so werden die Beweise Scheinbeweise und die strenge Form selbst ein Hinderniß der Wahrheit. Wir sahen dies an Spinoza. Mit *einem* willkürlich angenommenen Begriff, z.B. Substanz, Attribut, Modification, war eine Menge anderer willkürlichen Erklärungen eines Einen, das sich in zwei Attributen darstellt, u.s.w. veranlaßt, welche seine vortreffliche synthetische Methode nicht gut machen, wohl aber täuschend verbergen konnte. In der Kritik macht man die Probe, Verse in Prose aufzulösen, und nimmt den Grundsatz an, daß, was in Prose Unsinn ist, es auch in Versen sein müsse; mit dem mathematischen Vortrage metaphysischer Sätze sollte man es ebenso machen. Voraussetzungen, behauptend harte Ausdrücke, die in ungebundner Rede den Verstand beleidigen, können durch die geometrische Form so wenig gut gemacht werden, daß man sich eher aufgebracht fühlt, wenn man Sätze der Art dem Scheine nach *demonstrirt* sieht und sich zuletzt orientiren muß, wie man mit der gefunden Vernunft daran sei.

PHILOLAUS. Sonderbare Philosophie, die *sich* zuletzt orientirt, da eben sie dem Inhalt wie der Methode nach vom Anfange bis zum Ende *uns* orientiren sollte. Gnug indessen, daß Spinoza weder ein

Atheist noch Pantheist ist; ein dritter harter Knoten in ihm bleibt mir noch übrig.

THEOPHRON. Ich merke leicht, wer er sei; und wie, wenn wir eben in dem harten Knoten ein Goldstück fänden?

PHILOLAUS. Es soll mich freuen, und jede Mühe der Auflösung des Knotens wird mir willkommen sein; aber wer, mein Freund, ist der Verfasser der scholastischen Ode, die Sie mir neulich mittheilten?

THEOPHRON. Ein Atheist, der verbrannt wurde, *Vanini*. Noch auf dem Richtplatz hob er einen Strohhalm auf und sagte: »daß, wenn er so unglücklich wäre, keine andern Beweise vom Dasein Gottes zu haben als diesen Strohhalm, so würde dieser ihm gnug sein«.

PHILOLAUS. Und ward verbrannt? Vielleicht sonst als Ketzer?

THEOPHRON. Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmsucht; er wollte ein Julius Cäsar in der Philosophie sein und ward ihr trauriges Opfer. Wie gefällt Ihnen seine Ode?

PHILOLAUS. Für die Zeiten *Vanini*'s gefällt sie mir sehr wohl. Der Ausdruck ist im Latein der damaligen Zeit und die Theorie über das höchste Wesen scholastisch; der zweite Theil des Gedichts aber ist innig und herzlich. Der Dichter, durchdrungen von

seinem Gegenstande, bietet allen Reichthum seiner Sprache auf, um uns den Einzigsten darzustellen, ohne den wir nichts, durch den wir Alles sind, was wir sind, was wir können und wirken.

THEOPHRON. So wird Ihnen vielleicht auch dies Blatt morgenländischer Sentenzen über das höchste Wesen nicht mißfallen. Sie sind im Geist der Sprachen des Orients gedacht und können nichts anders als in solchen gelesen werden. Zu Spinoza passen sie wohl; morgen sprechen wir über ihn weiter.

Gott

Einige Aussprüche der Morgenländer

In ihm leben, weben und sind wir. Wir sind seines Geschlechts.

Paulus.

*

Von ihm, in ihm und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit.

Paulus.

*

Wenn wir gleich viel sagen, so werden wir's doch

nicht erschöpfen; der Inbegriff aller Gedanken, das All ist er.

Sirach.

*

Ihm allein kommt es zu, zu sagen: *Ich! Er*, dessen Reich ewig und dessen Wesen sich selbst gnug ist. Wer außer ihm sagt: *Ich!* ist ein Teufel.

*

Der Geschöpfe Eigenschaften sind alle zwiefach; denn wie sie auf der einen Seite Macht haben, so haben sie auf der andern Schwachheit. Wenn sich in einer Sache Ueberfluß befindet, so findet sich auch Mangel bei ihr. Kenntniß und Unwissenheit sind mit einander vereinigt, Kraft und Schwachheit, Leben und Tod. Nur des Schöpfers Macht ist ohne Grenzen, sein Reichthum ohne Mangel, seine Wissenschaft ohne Dunkelheit, sein Leben ohne Tod. Alle Dinge sind zwiefach geschaffen, Gott allein ist einzig und ewig.

*

Die Menschen, o Gott, messen Dich nicht mit dem Maß, mit welchem Du gemessen werden muß; nur von Deinem Wesen allein kann Dein Wesen begriffen werden. Denn was für ein Verhältniß kann sein zwischen Dem, der ewig ist, und zwischen Dem, der in

der Zeit geschaffen worden? zwischen ein Wenig Wasser und Erde und zwischen dem Herrn aller Dinge?

*

Die droben im Tempel seiner Herrlichkeit anbeten, gestehen es und sagen: »Wir verehren Dich nicht, o Gott, mit würdiger Verehrung.« Wenn sie den Glanz seiner Schönheit preisen, stehn sie erstaunt und klagen: »Wir erkennen Dich nicht, o Gott, mit wahrer Erkenntniß.«

Und wenn nun Jemand *mich* um sein Lob fragte, was sollte der Sinnlose vom Bildlosen sagen? Der Liebende wird ein Opfer des Geliebten, und das Opfer verstummt.

Saadi.

*

Ein Betrachter Gottes, ein redlicher Mann, senkte das Haupt zum Busen und schien wie untergegangen im Meer der Beschauung. Als er emporkam, redete ihn einer seiner Vertrauten an und sprach: »Was hast du uns Schönes mitgebracht aus dem Garten, in dem Du warest?«

»Ich wollte Rosen brechen,« antwortete er; »mein Kleid, meinen Busen wollte ich anfüllen mit ihnen, ein Geschenk für meine Freunde; schon nahte ich

mich dem Busch voll schöner erquickender Rosen;
allein der starke Duft derselben berauschte, überwältigte mich; meiner Hand entsank das Kleid und alle gesammelte Rosen.«

Lautsingende Nachtigall, von der Mücke lerne, was Liebe sei! sie fliegt hinein in die geliebte Flamme, ihr Flügel versengt; todt und stumm sinkt sie danieder.

Jene Prahler, jene Schwätzer von Gott wissen nichts von ihm; wer ihn kennt, schweigt.

O Du, höher als alle Gedanken, als alles Urtheil, als jede Meinung, als jede Einbildung! Alles, was die Väter sagten, las und hörte ich; Gespräch und Leben ist zu Ende, und ich bin eben am Anfange Deiner Beschreibung.

Saadi.

Drittes Gespräch

PHILOLAUS. Was haben Sie da für eine schöne Göttin vor Sich? Schön wie die Liebe und ernst wie die Weisheit; sie blickt zum verschleierten Busen hinab und hält die Linke, als ob sie etwas an ihr messe; die gemessene Hand hält einen Zweig. Ihr stiller Tritt, die sanfte Erhabenheit in ihrer ganzen Haltung bezeichnen gewiß eine glückbringende, gute Göttin.

THEOPHRON. Es ist die *Nemesis* der Griechen; ein personificirter Begriff, den ich liebe. Ernst ist sie, die Tochter der Gerechtigkeit; sie mißt mit der Rechten das Betragen und Glück der Sterblichen ab und blickt unparteiisch zum Busen hinunter. Für Den, der das Maß trifft, hält sie den Zweig der Belohnung.

PHILOLAUS. Hat sie nicht sonst ein Rad unter ihren Füßen?

THEOPHRON. Sie hat's, zur Anzeige, daß sie das Glück des Uebermüthigen im schnellen Nu durch die leichteste Berührung stürze und ihn verderbe. Bei der Bildsäule ließ der Künstler dies Symbol weg und gab ihr dafür den stillen Tritt, die sanfte Haltung, die Sie bemerkten; unsre *Nemesis*, mein Freund, soll des schreckenden stürzenden Rades

auch nicht bedürfen. Das ernst-gütige Angesicht der Göttin, ihr weises Maß und der Zweig des Glückes in ihrer Hand sind der Symbole gnug, uns an die feste Naturwahrheit zu erinnern: »daß aller Bestand, alles Wohlsein, ja das Dasein der Dinge selbst nur auf Maß, Proportion und Ordnung gebaut seien und sich durch diese allein erhalten«.

PHILOLAUS. Da treffen Sie, Teophron, auf den Satz eines meiner geachtetsten Philosophen, den ich den Leibniz unsrer Zeit nennen möchte, *Lambert's*.

Sowol in seinem *Organon* als in seiner *Architektonik* kann er nicht oft gnug auf die Wahrheit zurückkommen, »daß der Beharrungszustand, mithin das Wesen jedes eingeschränkten Dinges allenthalben auf einem Maximum beruhe, bei welchem gegenseitige Regeln einander einschränken, mithin die Bestandheit der Dinge und ihre innere Wahrheit nebst dem Ebenmaß, der Ordnung, Schönheit, Güte, die sie begleiten, auf eine Art *innerer Nothwendigkeit* gegründet sei«. Er giebt Ihnen also Ihre Nemesis, mit dem messenden Arm und dem Zweige in der Hand, als eine mathematisch-physisch-metaphysische Formel.

THEOPHRON. Auch in dieser Gestalt habe ich sie lieb, und wenn sich ungleichartige Dinge vergleichen ließen, fast noch lieber, als in welcher sie der Künstler bildete. Dieser mußte sich begnügen,

mancherlei Symbole zusammenzufügen; die abstracte Wahrheit giebt mir solche als nothwendige Bestimmungen des Begriffes selbst, mithin nehmen das Maß und der Zweig der Belohnung in ihr eine wesentlichere Gestalt an. Aber wo ist das Rad der Veränderung, das der Nemesis gehört, in Ihrer mathematischen Formel?

PHILOLAUS. Der Weltweise vergaß es nicht; er bemerkte, »daß, wenn Dinge oder Systeme von Dingen in ihrem Beharrungszustande gestört werden, sie sich demselben auf eine oder die andere Weise wieder zu nähern trachten«, und bestimmte diese Weisen.

THEOPHRON. Vortrefflich! Sie sehen, Philolaus, den Vorzug solcher wissenschaftlichen Formeln. Was der gemeine Verstand in täglichen Erfahrungen dunkel bemerkt, bringen sie ins Licht, führen es auf allgemeine Gesetze, ja wo möglich auf Zahl und Größe zurück; dadurch bekommt ihre Behauptung einen Werth der bestimmten Gewißheit, ja einer allgemeinen Anwendung, die man nachher bei jedem einzelnen Gegenstande gern verfolgt. Wahrscheinlich wird es Ihr *Lambert* auch so gemacht haben.

PHILOLAUS. In reichem Maße. Er wendet das Maximum seines Beharrungszustandes in mancherlei Beispielen auf die verschiedensten Gegenstände an

und findet es bei allen beschränkten und zusammengesetzten Systemen der Kräfte. So hat er in einer eignen Abhandlung die Bewegung des menschlichen Körpers berechnet und eine Reihe von ihren *Maximis* gefunden; gleichergestalt hat er eine Theorie der Ordnung versucht und seinen Beharrungszustand auch auf Gegenstände der Schönheit, der Güte, des Nutzens anzuwenden angefangen. Er hat mehrmals den Wunsch geäußert, daß bei allen Systemen zusammengesetzter, beschränkter Kräfte diese Regel bewiesen und angewandt werden möchte. Gewiß hätte er auch selbst diesen seinen Lieblingssatz noch weiter verfolgt, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod zum Nachtheil mehrerer Wissenschaften, die er anbaute, dahingerissen hätte.

THEOPHRON. Sein Tod ist zu bedauern; aber andre Geister werden anbauen, was er angebaut zu werden wünschte. In der mathematischen Physik hat man mehrere dergleichen Gesetze und Compensationen bereits gefunden, die alle Willkür ausschließen und dem denkenden Geist den hohen Begriff »*innerer Vollkommenheit, Güte und Schönheit in der Existenz und Fortdauer eines Dinges*« zu seiner unbeschreiblichen Freude geben. Aus manchen dieser Bemerkungen hat man freilich anfangs zu viel schließen wollen; das schadet aber der

Schönheit ihrer Erfindung nicht. Der Irrthum schleift sich ab, die Wahrheit bleibt. Je mehr die Physik zunimmt, desto weiter kommen wir aus dem Reich blinder Macht und Willkür hinaus, ins Reich der weitesten Nothwendigkeit, einer in sich selbst festen Güte und Schönheit. Jede sinnlose Furcht verschwindet, wenn der freudig - klare Sinn allenthalben eine Schöpfung gewahr wird, in deren kleinstem Punkt der ganze Gott in Gesetzen seiner Weisheit und Güte gegenwärtig ist und, dem Wesen jedes Geschöpfs nach, mit seiner ungetheilten und untheilbaren Kraft wirkt. Wo bleibt z.B. das leere Schrecken, daß ein Komet unsre Erde überflügeln möge, seitdem man den Gang dieser Weltkörper genauer kennt und nach den bisher gemachten Wahrnehmungen selbst die Fälle berechnet hat, in welchen eine solche Ueberstürzung zu befürchten wäre? Die Möglichkeit dieses Unfalls wird durch die Berechnung so ungeheuer klein, daß sie, dem großen Verhältniß der Kräfte nach, durch welche sich das Weltall erhält, beinahe zum Nichts verschwindet. Was hat man nicht von den Unregelmäßigkeiten und ihren bösen Folgen gewöhnt, in welche sich die Himmelskörper durch ihre gegenseitigen Anziehungen mit der Zeit stürzen müßten! Das leere Schrecken ist durch die klärere Ansicht der Sache selbst verschwunden, da man gefunden

hat, daß nach unwandelbaren Gesetzen alle Störungen der Planeten *periodisch* in bestimmten Grenzen enthalten sind und diese Unregelmäßigkeiten einander selbst compensiren; das Planetensystem ist also *bestehend*, bleibend. Wohltätige, schöne Nothwendigkeit, unter deren überall ausgebreitem Scepter wir leben! Sie ist ein Kind der höchsten Weisheit, die Zwillingschwester der ewigen Macht, die Mutter aller Güte, Glückseligkeit, Sicherheit und Ordnung.²⁸ Würde ich ein schöneres Bild derselben aus dem Alterthum, die Nemesis sollte dieser höheren *Adrastea* sogleich ihren Platz einräumen.

PHILOLAUS. Das also war das Goldstück, das Sie mir in dem Knoten versprochen, den uns Spinoza mit seiner *innern Nothwendigkeit der Natur Gottes*, die uns offenbart, ja in und um uns wesentlich ausgedrückt sei in allem höchsten Naturgesetzen, geknüpft hat? Aber, Theophron, der Knote ist noch nicht gelöst. Wie hart redet er gegen alle Absichten Gottes in der Schöpfung! Wie bestimmt spricht er Gott den Verstand und Willen ab und leitet Alles, was da ist, blos und allein aus seiner unendlichen Macht ab, die er nicht nur über Verstand und Absichten setzt, sondern auch von denselben trennt und unterscheidet.²⁹ Sie wissen, mein Freund, daß diese Sätze unserm Philosophen die eifrigsten

Gegner zugezogen haben;³⁰ selbst *Leibniz*, der den Spinoza ehren mußte, hat sich in seiner »Theodicee« und sonst aufs Bestimmteste gegen sie erklärt.³¹ Wenn Sie diese so beleidigenden Sätze mit dem in manchem Andern so vortrefflichen System des Spinoza vereinigen können, so wünsche ich mir selbst die Nemesis zu sein, die Ihnen den Zweig reiche.

THEOPHRON. Ich wünsche ihn nur aus der Hand der Wahrheit; denn ich kann beweisen, theils daß Spinoza auch in diesen Sätzen nur deshalb anstößig ist, weil er in der Cartesischen Sprache sprach und auf das Bestimmteste in ihr sprechen wollte; theils daß man ihn noch viel härter verstanden hat, als er sich hart ausdrückte. Setzen wir jene Ausdrücke des Cartesianismus in andre uns geläufigere um und erklären des Spinoza Sätze der reinen Grundidee zufolge, auf welche er sein ganzes System baute, so hellen sie sich auf; die Nebel ziehen hinweg, und Spinoza gewinnt, wie mich dünkt, selbst einen Schritt vor Leibniz voraus, der vorsichtig, aber in diesem Stück vielleicht zu vorsichtig, also auch nicht genugthuend auf ihn folgte.

PHILOLAUS. Ich bin sehr neugierig.

THEOPHRON. Zuerst leugne ich's völlig, daß Spinoza Gott zu einem gedankenlosen Wesen dichte; schwerlich kann es einen Irrthum geben, der seinem

System mehr zuwider liefe als dieser. Das Wesen Gottes ist bei ihm durchaus *Wirklichkeit*, und Spinoza war selbst zu sehr ein Denker, um nicht die Realität auch dieser Vollkommenheit, der höchsten, die wir kennen, innig zu schätzen und zu fühlen. Sein höchstes Wesen also, das *alle Vollkommenheit auf die vollkommenste Weise* besitzt, kann der vorzüglichsten derselben, des Denkens, nicht ermangeln; denn wie wären sonst, da Alles nur durch ihn und in ihm ist, Gedanken und Vorstellungsarten in eingeschränkten, denkenden Geschöpfen, die, nach Spinoza's System, allesammt ja nur Darstellungen und reale Folgen jenes höchstrealen Daseins sind, das nach seiner Erklärung allein den Namen eines Selbstbestehenden verdient? In Gott ist also, wie er oft und deutlich sagt,³² unter unendlichen Eigenschaften auch die Vollkommenheit eines unendlichen Denkens, die Spinoza eben nur deswegen vom Verstande und den Vorstellungsweisen eingeschränkter Wesen streng unterscheidet, um jene als ursprünglich, absolut und einzig in ihrer Art, ganz unvergleichbar mit diesen, zu bezeichnen. Sie werden sein Gleichniß bemerkt haben, daß sich die Gedanken Gottes zu menschlichen Vorstellungsarten wol kaum anders verhalten könnten als das Gestirn am Himmel, das man den Hund nennt, zu einem irdischen Hunde.

PHILOLAUS. Das Gleichniß hat mich mehr betroffen als belehrt.

THEOPHRON. Belehren sollte es auch nicht, aber scharf unterscheiden. Es zeigt, daß Spinoza auch hier lieber zu scharf griff und sich zu hart ausdrückte, als daß er, ein Eifrer für den würdigsten höchsten Begriff von Gott, diesen zu irgend einer schwachen Vergleichung mit Verstandesbegriffen oder Kräften, denen die verständlichen Dinge vorliegen müssen, erniedrigen wollte. Daß alle reine, wahre, vollständige Erkenntniß auch in unsrer Seele gleichsam nur eine *Formel des göttlichen Erkennens sei*, das, getraue ich mir zu sagen, hat Niemand stärker behauptet als Spinoza, er, der die Natur des Göttlichen im Menschen einzig nur in diese, Gott gleichsam ähnliche, reine, lebendige Erkenntniß Gottes, seiner Eigenschaften und Wirkungen setzte.

PHILOLAUS. Wie aber? sollte Spinoza's unendlich - denkendes Wesen nicht bloß ein gesammelter Name aller der Verstandes- und Denkkraften sein, die in einzelnen Geschöpfen allein wirklich sind und denken?

THEOPHRON. Gott ein gesammelter Name? das wirkliche Wesen ein Unding, der Schatte in der Vorstellungsart einzelner Menschen? oder vielmehr ein bloßes Wort, der Schall eines Namens? Der

Höchstlebendige also ein Todter, der Allwirksame ein Nichts, die letzte stumpfste Wirkung menschlicher Kräfte? Philolaus, wenn Sie das aus eigener Meinung dem Spinoza zuschreiben und das völlige Gegentheil seines Systems zu seinem System machen können - doch das können Sie nicht. Unmöglich, daß *Sie* den auch in seinen Behauptungen wenigstens zusammenhängenden Weltweisen von Blatt zu Blatt, von Anfang zu Ende so mißverstehen konnten. Wahrscheinlich sprachen Sie aus dem Munde seiner Gegner im vorigen Jahrhundert. -

PHILOLAUS. Eifern Sie nicht; im Gespräch führt man bisweilen auch einen fremden Gast ein, wenn er der Materie forthat und sie durch Gegensätze erläutert. Für mich bin ich über Spinoza's Meinung hierüber durchaus nicht zweifelhaft gewesen, seitdem ich seine »Ethik« gelesen. Wie eifert er gegen Die, die Gott zu einem abstracten, todten Consecrarium der Welt machen wollen, da dieses einzige Wesen bei ihm die Ursache alles Seins und Denkens, mithin auch unsrer Vernunft, jeder Wahrheit und jeder Verbindung von Wahrheiten ist! Wie hoch hält er eine vollständige und vollkommene Idee!³³ Sie ist ihm die Erkenntniß der Gesetze der Natur, in ihnen des ewigen, göttlichen Wesens; göttlich auch darin, daß sie die Dinge nicht zufällig, sondern als nothwendig unter einem Bilde der

Ewigkeit denkt und eben dieser innern Nothwendigkeit wegen ihrer so gewiß ist, wie Gott derselben gewiß sein kann. Höher läßt sich das Wesen des menschlichen Gemüths, das kraft seiner Natur Wahrheit erkennt und solche als Wahrheit liebt, schwerlich heben; und er, der das Denken so hoch erhob, sollte seinen Gott den Ursprung, Gegenstand und Inbegriff *aller* Erkenntniß, gedankenlos, blind wie einen Polyphemus gedichtet haben? Beinahe schäme ich mich selbst vor dem Geist des Mannes, daß ich diesen Antipodenvorwurf gegen ihn auch nur beiläufig anführt.

THEOPHRON. Wolan also, eine unendliche, ursprüngliche *Denkkraft* ist nach Spinoza Gott wesentlich; über die unendliche *Wirkungskraft* in ihm haben wir diesem System nach nicht zu zweifeln.

PHILOLAUS. Nein; denn auch in der entsprungenen Natur ist nach Spinoza Verstand und Wille sogar eins; d.i. in unsrer lindern Sprache: ein Verstand, der das Beste einsieht, muß auch das Beste wollen, und wenn er die Kraft dazu hat, es wirken. An der unendlichen *Macht* seines Gottes aber ist nicht zu zweifeln, da eben diese Macht d.i. *Wirklichkeit* und *Wirksamkeit*, ihm das ist, woher er Alles leitet.

THEOPHRON. Was, meinen Sie, hinderte ihn also, daß er die unendliche Denk- und Wirkungskraft nicht verband und in dieser Verbindung das nicht

deutlicher ausdrückte, was er ihn ihr nothwendig finden mußte, nämlich (nach unserer Weise zu reden): »*daß die höchste Macht nothwendig auch die weiseste Macht, mithin eine nach innern ewigen Gesetzen geordnete, unendliche Güte sei*«?

Denn eine ungeordnete, regellose, blinde Macht ist ja nie die höchste; nie kann sie das Vorbild und der Inbegriff aller der innern Wahrheit und Regelmäßigkeit sein, die wir, obgleich so eingeschränkte Wesen, nach ewigen Gesetzen in der Schöpfung bemerken, wenn *sie selbst* diese Gesetze nicht kennt und solche nicht als ihre ewige, innere Natur ausübt. Von einer geordneten müßte die blinde Macht nothwendig übertroffen werden und könnte also nicht Gott sein.

PHILOLAUS. Ich danke Ihnen, daß Sie mir auf einmal den Schleier zerreißen, der mir, nicht Spinoza, das Licht nahm. In der Cartesischen Terminologie standen Gedanken und Ausdehnung ihm als zwei aus einander unerklärliche Attribute entgegen; der Gedanke kann nicht durch die Ausdehnung, die Ausdehnung nicht durch den Gedanken begrenzt werden. Da er nun beide als Eigenschaften Gottes, eines untheilbaren Wesens, annahm und keine durch die andre zu erklären wagte, so mußte er ein Drittes annehmen, unter welches sich beide fügten, und das war - was konnte es anders sein als

Macht, d.i. wirkliche Wirksamkeit, wirksames Dasein? Der Begriff von Macht, wie der Begriff der Materie und des Denkens - entwickelt, fallen alle drei, diesem System selbst zufolge, in einander, d.i. in den Begriff einer Urkraft, die ebensowol in der Materie, als dem Organ der Begriffe, als im Denken selbst unendlich wirkt. Auch Macht und Gedanke werden hiemit eins; denn der Gedanke ist *Macht*, und zwar die vollkommenste, schlechterdings unendliche Macht, eben dadurch, daß er Alles in sich ist und hat, was zur unendlichen, in sich selbst gegründeten, sich selbst ausdrückenden Macht gehört. Der Knoten ist also gelöst, und das Gold in demselben liegt vor mir. Die »ewige *Urkraft*«, die Kraft aller Kräfte ist nur *eine*; und in jeder Eigenschaft derselben, wie solche unser Verstand auch theilen möge, ist sie gleich unendlich. Nach ewigen Gesetzen seines Wesens denkt, wirkt und ist Gott das Vollkommenste auf jede von ihm allein denkbare, d.i. die vollkommenste Weise. Nicht weise sind seine Gedanken, sondern die Weisheit; nicht gut allein sind seine Wirkungen, sondern die Güte; und das Alles nicht aus Zwang, nicht aus Willkür, als ob auch das Gegentheil stattfinden könnte, sondern aus seiner innern, ewigen, ihm wesentlichen Natur; aus ursprünglicher, vollkommenster Güte, d.i. Thätigkeit und Wahrheit.

Jetzt sehe ich auch, mein Freund, warum Spinoza so sehr gegen die »Endabsichten« ist und dem Anschein nach hart gegen sie redet. Sie sind ihm schwache *Ueberlegungen* und *Vorstellungsarten*, *Willkürlichkeiten* und *Velleitäten*, die z.B. der Künstler gewollt, aber auch nicht gewollt haben könnte. Was Gott wirkte, darüber durfte er nicht erst rathschlagen und wählen; die Wirkung floß aus der Natur des vollkommensten Wesens, sie war einzig und außer ihr nichts Anders möglich.

Jetzt weiß ich, warum die vielen Anthropopathien, selbst in Leibniz' vortrefflicher »Theodicee«, mir nie recht zum Herzen wollten, ob ich damals gleich an ihre Stelle nichts Bessers zu setzen wußte, weil ich vor der blinden Nothwendigkeit zurückbebt. Ich bemerke jetzt, daß meine Furcht vergebens war, und daß man keine blinde Nothwendigkeit nöthig habe, um jene lichtvolle, wirkende Nothwendigkeit zu verehren, die durch die Natur ihres Wesens ist und denkt und will und wirkt. Haben Sie die »Theodicee« zur Hand, Theophron?

THEOPHRON. In mehr als *einer* Sprache; hier aber eine kürzere »Theodicee« von einem unsrer beliebtesten Dichter.³⁴

PHILOLAUS.

»Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:

Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht;
Die Welt verändert sich mit immer neuer Pracht,
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Sein bedürfen.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Sehn über Welten auf, die mich entzückt hatten:
Der Schöpfer wählt sie nicht; er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz.«

Es ist die treue »Theodicee« des Leibniz, schön versificirt, doch aber, wie mich dünkt, vom Philosophen gedacht auf Kosten rein philosophischer gotteswürdiger Wahrheit. Vor Gott lagen keine Risse aufgeschlagen; er saß nicht wie ein grübelnder Künstler, der sich den Kopf zerbrach, entwarf, verglich, verwarf, wählte. Kein Reich des Möglichen ist außer der Macht und dem Willen des Unendlichen da: denn wenn er's nicht schaffen wollte, nicht schaffen konnte, so war es nicht möglich. Keine Welt, geschweige tausend Welten nach lockenden Entwürfen, die nur eines Winks zu ihrem Dasein bedurft hätten, und die Gott doch nicht wählte, konnten je ein Gedanke Gottes werden. Er spielte nicht mit Welten, wie Kinder mit Seifenblasen spielen, bis ihm eine gefiel und er sie vorzog. Waren tausend andre außer dieser möglich,

so konnte ein größerer Gott sie erschaffen; der schwächere, mühsam-überlegende ward von ihm überwunden und war nicht Gott.

THEOPHRON. Bemerken Sie es? Eben dies sagt Spinoza.³⁵

PHILOLAUS. Ich bemerke es wohl und lese weiter:

»Eh ihn die Morgensterne lobten
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkor der Weiseste den ausgeführten Plan.«

Die schönen Verse sagen dasselbe. Der Weiseste erkor nicht, wo es keiner vorgängigen, zweifelnden Ueberlegung bedurfte. Alle diese Gedankenreihen, diese Plane, diese wechselnden Entwürfe sind mit der vollkommensten Natur des unendlichen, unveränderlichen Geistes unvereinbar. Sie gehören in jene taube und stumme Ewigkeit, die der müssige Gott

»- - - einst einsam durchgedacht,
Bis dann erst und nicht eh er eine Welt gemacht,«

worüber wir schon eins sind. Mich wundert, wie *Leibniz* dergleichen Anthropopathien Raum geben konnte.

THEOPHRON. Darüber wundern Sie Sich nicht. Er

gab ihnen in einem popularen Buch, seiner »Theodicee«, Raum, und Sie wissen, wozu die populare Vorstellungsart oft verleitet. Die vielen und scheinbaren Einwürfe Bayle's zwangen ihn, seine Gegen Gründe behutsam vorzutragen und sie auf alle Seiten zu wenden; daher denn die Anthropopathien, ja beinah durchgängig ein fortgesetzter seiner Anthropomorphismus, den auch ich zwar für mich aus diesem Zweck nöthig war. Schade nur, daß seine Nachfolger nicht immer unterschieden, was bei ihm bloß Einkleidung oder Accommodation war, und was strenge zu seinem System gehört. So hat man z.B. auch den Spinoza lange und oft durch Unterscheidung der Welt »außer Gott und in Gott« widerlegen wollen. »In Gott sei die Welt ewig als Idee«, d.i. als Seifenblase gewesen, mit welcher er in der Einbildung spielte; er ergetzte sich an ihr und brütete große, große Ewigkeit hindurch das ungeborene Ei aus. Jetzt kam die Zeit (denken Sie Sich in der Ewigkeit des müssigen Gottes die lange, lange Zeit), und nun beschloß er zu schaffen. Plötzlich trat die Welt *aus* Gott heraus, sie, die so lange in ihm gewesen war, und jetzt ist sie immer *außer* demselben, er *außer* der Welt. Im großen Nichts der uralten, müssigen Ewigkeit hat er sein Räumchen, wo er sich selbst betrachtet und wahrscheinlich über das Project einer andern Welt nachsinnt.

Ich gestehe es, Epikur's Götter sind mir leidlicher als dies müssige, melancholische Wesen, durch welches man frisch und frei den Spinoza zu widerlegen glaubte. Leibniz ist an diesen Unbegriffen nicht Schuld, als sofern er als ein dichterischer Kopf auch bei strengen Wahrheiten Einkleidung, d.i. Bilder, Gleichnisse, Allegorien, Anthropopathien, und bei anstößig scheinenden Wahrheiten das Bequemen zu fremden Begriffen nie verschmähte.

PHILOLAUS. Desto schlimmer für seine Nachfolger; denn da sie den Kern von der Schale nicht sondernten, so hieß ihnen *Leibnizianismus*, was bei Leibniz selbst nur einkleidende Dichtung oder Accommodation war. Gegen die Nothwendigkeit des Spinoza indessen hat er sich stark erklärt.

THEOPHRON. In einer popularen »Theodicee«, in der es nicht sein Zweck war, den Spinoza sanft zurückzurücken, wie er's in einer andern vortrefflichen Schrift mit *Locke* gethan hat,³⁶ sondern sein eigenes System von Spinoza's scharf zu unterscheiden.

PHILOLAUS. Und dies eigne System Leibnizens war -

THEOPHRON. Das System der *moralischen* Nothwendigkeit in Gott, nach welchem er das Beste *aus Convenienz* wählte.

PHILOLAUS. Und wie ist die moralische Nothwendigkeit von der Nothwendigkeit, die wir die *wesentliche, innere, göttliche* nennen wollen, unterschieden? Gott muß das Beste, nicht durch eine schwache Willkür, sondern seiner Natur nach, ohne langsame Vergleichung mit dem Schlechtern, das an sich ein Nichts ist, vollständig einsehen und wirken. Auch im System des Spinoza ist von einem physischen, d.i. blinden äußern Zwange gar nicht die Rede; gegen ihn streitet er aus vollen Kräften.

³⁷ Sittengesetze von außen aber kennt Gott nicht.

THEOPHRON. An die dachte auch Leibniz nicht, da er das Wort »*moralische Nothwendigkeit*« wählte; er setzte sie bloß der physischen, d.i. der blinden Macht oder dem äußern Zwange entgegen und stieß sich in Ansehung der ersten an die harten Ausdrücke des Spinozas. Selbst seine moralische Nothwendigkeit in Gott hat er, so viel er konnte, durch Anthropopathien eines Entwurfs, einer Wahl, der Convenienz u.s.w. gemildert.

PHILOLAUS. Ob Bayle nichts darauf zu antworten gehabt hätte, ist eine Frage. Leibniz mußte sich bei jener Wahl, in welcher Gott das Beste nach Convenienz wählt, aus Absichten beziehen, die nur Gott wisse, die wir als gut annehmen, eben weil sie Gott wählte, sonst würde er sie nicht gewählt haben u.s.w.

THEOPHRON. Das mußte er freilich.

PHILOLAUS. Und welcher Sterbliche wird's nicht thun müssen, sobald er von der innern Nothwendigkeit, die durch sich selbst Güte ist, den Blick wegwendet und einzelne Absichten Gottes nach Convenienz errathen will? Unvermuthet sinkt er in ein Meer erdichteter Endzwecke, die er bewundert oder vermuthet, bei welchen er aber den Grund der ganzen Erscheinung, die *innere Natur der Sache nach unwandelbar ewigen Gesetzen*, zu erforschen leicht aufgibt. Welche Menge Theodiceen, Teleologien, Physiko-Theologien sind auf diese Convenienz errichtet, die aus Convenienz dem höchsten Wesen oft nicht nur sehr eingeschränkte, schwache Absichten unterschoben, sondern zuletzt darauf hinausgingen, Alles zur Willkür Gottes zu machen, die goldne Kette der Natur zu zerreißen, um ein paar Gegenstände in ihr so zu isolieren, daß eben an dieser und jener Stelle ein elektrischer Funke willkürlicher göttlicher Absicht erscheine. Ich gestehe, das ist meine Philosophie nicht.

THEOPHRON. Und welches ist die Ihrige, Philolaus?

PHILOLAUS. Um die Gesetze der Natur, um die innere Natur der Dinge mich zu bekümmern, wie sie da sind. Bedingt ist das Dasein der Welt, daran zweifelt Niemand; denn eine Wirkung ist nur durch

ihre Ursache, nicht durch sich selber. Da aber die Welt einmal da ist (wie sie auch entstanden sein möge) und nicht etwa nur hie und da Spuren von Macht, Weisheit und Güte zeigt, wie man gemeinlich redet, sondern in jedem Punkt, im Wesen jedes Dinges und seiner Eigenschaften (wenn ich so sagen darf) den ganzen Gott offenbart, wie er nämlich in *diesem* Symbol, in *diesem* Punkt des Raumes und der Zeit sichtbar und energisch werden konnte: welche Kindheit wäre es, allein uns immer zu fragen, warum und zu welchen geheimen Absichten er sich denn wol hier also, dort also geoffenbart haben möge, statt der nothwendigern und schönern Untersuchung: was es denn eigentlich sei, das sich und welchergestalt es sich offenbare, d.i. welche Kräfte der Natur und nach welchen Gesetzen sie nicht nur in diesem oder jenem Organ, sondern allenthalben organisch wirken?

THEOPHRON. Fahren Sie fort, Philolaus!

PHILOLAUS. Wir nennen die Welt, weil sie eine Wirkung und voll Wirkungen ist, *zufällig*; der Ausdruck ist unpassend und selbst der Sprache zuwider. Die Wirkung der höchsten Macht, die nach nothwendigen innern Gesetzen ihres Wesens, mithin der vollkommendsten Güte und Weisheit wirkt, ist nicht Zufall, so wenig der Verstand Gottes (das Wort im rechten Sinne gebraucht) zufällig-weise,

zufällig-gut ist. Er schuf das Mögliche und einer unendlichen Macht ist alles Mögliche möglich. Dies Alles nun ist, wie wir's nennen, durch Raum und Zeit, d.i. durch wesentliche Ordnung verbunden; jedes hervorgebrachte Ding ist durch die vollkommenste Individualität bestimmt und mit ihr umschränkt; weder im Ganzen der Welt noch in ihrem kleinsten Theile ist also Zufall. Außer dem, was der allmächtig-wirkende Geist möglich fand, ist jede Möglichkeit ein Traum, so wie es außer dem Raume keinen Raum, außer der Zeit keine Zeit gibt. Alles dies sind leere Phantome der Einbildungskraft, Worte, die ein Traum zusammensetzte und in ein Traum Anschauungen wäht.

Keinen Augenblick also ruhte der Schöpfer; denn in der Ewigkeit Gottes giebst's keine Augenblicke und der wesentlich Wirksame ruhte nie. Deshalb aber ist die Welt nicht wie Gott ewig; denn sie ist eine Verbindung von Dingen der Zeit. Jeder Augenblick der Zeitenfolge also, ja die ganze Zeitenfolge selbst ist mit der absoluten Ewigkeit Gottes unvergleichbar. Alle Dinge der Zeitenfolge sind bedingt, sind abhängig von einander, ganz abhängig endlich von der Ursache, die sie hervorgebrachte; keins derselben ist also mit dem Dasein Gottes zu vergleichen. Was die Zeit für die Folge ist, ist der Raum für die Coëxistenz. Gott ist durch keinen

Raum ausmeßbar, weil er mit keinem Dinge als Seinesgleichen coëxistirt; er ist aber die ewige Ursache, die unergründliche Wurzel aller Dinge, so erhaben über unsere Einbildungskraft, daß in ihm aller Raum und alle Zeit, Denkbilder unserer Phantasie, schwinden. Wir endliche Wesen, mit Raum und Zeit umfassen, die wir uns Alles nur unter ihrem Maß denken, wir können von der höchsten Ursache nur sagen: *sie ist, sie wirkt*; aber mit diesem Worte sagen wir *Alles*. Mit unendlicher Macht, die durch sich die höchste Güte ist, wirkt sie in jedem Punkt des Raums, in jedem Augenblick der forteilenden Zeit; Raum und Zeit aber sind nur *uns* ein dunkles oder helleres Bild vom Zusammenhange der Wesen nach jener festbestimmten ewigen Ordnung, welche die Eigenschaft und Wirkung der unendlichen Wirklichkeit selbst ist, mithin auf nichts Geringerm als dieser untheilbaren ewigen Unendlichkeit ruht. Kein edleres Geschäft also kennt unser Geist, als in den uns gegebenen Symbolen der Wirklichkeit der Ordnung zu folgen, die im Verstande des Ewigen war, ist und sein wird. Jedes seiner Gesetze ist das Wesen der Dinge selbst, ihnen nicht willkürlich angehängt, sondern eins mit ihnen. Ihr Wesen ist sein Gesetz, sein Gesetz ihr Wesen; die Verbindung aller ist eine thätige Darstellung seiner Wirksamkeiten und

Kräfte. Wie kindisch wäre es nun, wenn, indem ich die Schönheit des Zirkels und seiner mancherlei Verhältnisse bewundere, ich tiefsinnig den geheimen, besonders Absichten nachspüren wollte, warum Gott solch einen Zirkel schuf, warum er die genauen, schönen Verhältnisse in ihm zur Natur des Zirkels und unsrer messenden Vernunft machte! Der Raum wäre kein Raum, wenn in ihm nicht unter allen möglichen Umrissen auch der Zirkel stattfinden sollte, und unsre Vernunft wäre keine Vernunft, wenn sie die schönen Verhältnisse jeder Abtheilung in ihm nicht bemerken könnte.

THEOPHRON. Ich will Ihnen mit andern Beispielen helfen, Philolaus. Wenn immerhin die Menschen bei der Bewunderung stehen geblieben wären,

- »Daß Sterne sonder Zahl,
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt und nicht
verwirret,
In eignen Kreisen gehn und nie ihr Lauf verirret:«

so wäre diese Bewunderung allerdings schon eine Art von Anbetung des Gottes gewesen, von dem es heißt:

- »Sein Will' ist ihre Kraft;

Er theilt Bewegung, Ruh' und jede Eigenschaft
Nach Maß und *Absicht* aus«,

und man hätte sich dabei viele Absichten, falsche
und wahre, würdige und unwürdige erdenken
mögen. Der Naturweise aber, der von diesen Ab-
sichten vorerst hinweg sah und eben »das verdeckte
Gesetz« aufsuchte, durch welches die Sterne

- »vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn, und nie ihr Lauf sich irret«,

er that mehr, als der größte Absichtendichter thun
konnte. Er dachte dem Gedanken Gottes nach und
fand ihn, nicht in einem Traum willkürlicher Con-
venienzen, sondern im Wesen der Dinge selbst,
deren Verhältnisse er maß, wog und zählte. Jetzt
erkennen wir das große Gesetz dieses Weltbaues,
und unsre Bewunderung ist vernünftig, da sie sonst
ewig und immerhin ein zwar frommes, aber leeres
Staunen gewesen wäre.

PHILOLAUS. Setzen Sie dazu: ein sehr trügliches
Staunen; denn wenn wir *a priori* particulare Ab-
sichten Gottes in die Schöpfung bringen und in der
ewigen Rathkammer wollen gehört haben, warum
Saturn einen Ring, unsre Erde einen Mond, Mars
und Venus aber keinen haben: auf welche Bahn

täuschender Hypothesen wagen wir uns, die meistens der künftige Tag widerlegt! Ueber den Ring des Saturns, über den Mond der Erde und der Venus war aus dem Register göttlicher Absichten so Manches gesagt und geglaubt worden, das man beschämt zurücknehmen mußte, als man fand, Venus habe keinen Mond, mit der Beleuchtung der Saturnseinwohner aus ihrem Demantringe wie mit unserm Monde selbst verhalte es sich nach weitem Entdeckungen auch anders, als man dem ersten Scheine nach annahm. Allen diesen Trüglichkeiten, zu welchen man den heiligen Namen nicht mißbrauchen sollte, entgeht der bescheidne Naturforscher, der uns zwar nicht particulare Willensmeinungen aus der Kammer des göttlichen Rathes verkündigt, aber dafür die Beschaffenheit der Dinge selbst untersucht und auf die ihnen wesentlich eingepflanzten Gesetze merkt. Er sucht und findet, indem er die Absichten Gottes zu vergessen scheint, in jedem Gegenstande und Punkt der Schöpfung den ganzen Gott, d.i. in jedem Dinge eine ihm wesentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit, ohne welche es nicht wäre und sein könnte, auf welche also seine Existenz mit innerer, zwar einer vorübergehenden und bedingten, dennoch aber in ihrer Art ebenso *wesentlichen Nothwendigkeit* gegründet ist, als auf welcher unbedingt

und ewig das Dasein Gottes ruht. Eben die völlige Abhängigkeit der Dinge von Gott macht ihre Wesen zu nothwendigen Denkbildern seiner Macht, Güte und Schönheit, wie sich diese nur in solchen und keinen andern Erscheinungen offenbaren konnte. Ich wünschte, daß Spinoza ein Jahrhundert später geboren wäre, um von den Hypothesen des Descartes fern, im freieren Licht der Naturlehre und Naturgeschichte zu philosophiren; wie trefflich würde seine abstracte Philosophie diese hohen Entdeckungen gebraucht haben!

THEOPHRON. Und ich wünschte, daß Andre auf dem Wege tapfer fortgehen mögen, für welchen Spinoza an seiner Stelle die Bahn brach, nämlich: reine Naturgesetze zu entwickeln, ohne sich um particulare Absichten Gottes dabei zu kümmern. Wer mir die Naturgesetze zeigen könnte, wie nach innrer Nothwendigkeit aus Verbindung wirkender Kräfte in solchen und keinen andern Organen unsre Erscheinungen der sogenannt todten und lebendigen Schöpfung, Salze, Pflanzen, Thiere und Menschen, erscheinen, wirken, leben, handeln, hätte die schönste Bewundrung, Liebe und Verehrung Gottes weit mehr befördert, als der mir aus der Kammer des göttlichen Rathes predigt, daß wir die Füße zum Gehen, das Auge zum Sehen haben u.s.w.

PHILOLAUS. Mich dünkt, mit solchen

Phisiko-Theologien gehe es ziemlich hinunter.

THEOPHRON. Zu ihrer Zeit waren sie sehr nützlich; sie waren eigentlich nichts als kindlich-populare Anwendungen einer neuen festeren Naturlehre. Ihr Grund wird also immer bleiben, ja die Wahrheit in ihnen wird sich noch ungleich mehr *veredeln*, wenn man nicht mehr bei jedem einzelnen kleinen Umstande nach einzelnen kleinen Absichten hascht, sondern immer mehr einen Blick über das Ganze gewinnt, das bis auf seine kleinsten Verbindungen nur *ein* System ist, in welchem sich nach unveränderlichen innern Regeln die meisten Güte offenbart. Ein Gebäude der Gottesverehrung, das sowol metaphysisch über das Endlose des Raumes und der Zeit geht, als es physisch im Wesen der Dinge selbst unerschütterlich fest ruht! Jedes gefundene wahre Naturgesetz wäre damit eine gefundene Regel des ewigen göttlichen Verstandes, der nur Wahrheit denken, nur Wirklichkeit wirken konnte.

PHILOLAUS. Wie dauert's mich, daß die Philosophie des Spinoza, die dahin weist, mit so manchen abschreckenden Härten verwebt ist! denn in dieser Gestalt wird sie doch immer nur für Wenige bleiben.

THEOPHRON. Eben das ist gut; der große Haufe muß diese Philosophie nicht lesen; eine Secte muß sie nie stiften.

PHILOLAUS. Dafür hat ihr Urheber seinen Grundsätzen zufolge schon durch den Vortrag gesorgt.³⁸ Indessen leugne ich's nicht, daß ich den schönen Wahrheiten, die er über Gott, die Welt, über das Wesen und die Natur des Menschen, über seine Schwachheit und Stärke, über den Zustand seiner Slaverei und Freiheit sagt, mehr Ausbreitung und eine tiefere Einwirkung wünschte, als sie in seinem Buch für die Meisten haben können und haben werden. So eingenommen ich gegen ihn war, so durchdrungen bin ich jetzt von der innigen Wahrheitsliebe dieses Mannes und von der Vortrefflichkeit seiner moralischen sowol als mehrerer seiner philosophischen Grundsätze. Ich wünschte, daß ihn Viele so kennen lernten.

THEOPHRON. Zeit und Wahrheit werden das schon bewirken. Lesen Sie dies Buch und sehen, was *Lessing* über ihn gesagt hat.³⁹ Haben Sie nichts von dem Lärm gehört, über dem Grabe dieses Gelehrten: »er sei ein Spinozist gewesen«?

PHILOLAUS. Ich habe es nicht hören mögen, weil ich, wie Sie wissen, von Spinoza so übel unterrichtet war und mir den Namen Lessing's nicht gern durch einen Flecken verunstalten wollte. Jetzt werde ich mit desto größerer Begierde lesen, was er von ihm sagte, da ich mir Lessing so wenig als einen Spinozisten denken kann, als wir Beide es

sind. Er war nicht geschaffen, ein... *ist* zu sein, welche Buchstaben man auch dieser Endung voransetzen möge, und die Lücken in Spinoza's Vortrage wird sein Scharfsinn gewiß nicht verkannt haben.
THEOPHRON. Lesen Sie! dann wollen wir weiter reden.

Viertes Gespräch

PHILOLAUS. Hier haben Sie Ihr Buch mit Dank wieder. Man hört Lessing reden, wenn er auch nur Silben hervorbringt; über unsre Materie aber hätte ich ihn doch gern ausführlicher vernommen, ich kann's nicht leugnen.

THEOPHRON. Ich gleichfalls; wie gefällt Ihnen indeß das Wenige, was er sagt?

PHILOLAUS. Es ist zu wenig, um darüber zu urtheilen, auch, wie es ein Gespräch geben mußte, zu abgerissen, ja hie und da nach Lessing's Manier in Gesprächen vielleicht zu kräftig gesagt. Ist's Ihnen nicht entgegen, so will ich seine Worte herausheben und darüber ohne alle Anmaßung meine Meinung sagen.

THEOPHRON. Thun Sie's! Sie werden damit blos Commentator einer Autors, der sich selbst uns nicht mehr erläutern kann. O, daß er uns hier der dritte, d.i. der *erste* Mann wäre!

PHILOLAUS. »Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen.«⁴⁰ Ich, nachdem mir einige Steine des Anstoßes aus Spinoza weggeräumt sind, auch nicht. Das müssige Wesen, das außerhalb der Welt sitzt und sich selbst beschaut, so wie es sich

Ewigkeit hindurch beschaute, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, ist nicht für mich, für Sie, Theophron, auch nicht.

THEOPHRON. Ich weiß aber nicht, Philolaus, warum wir das Phantom dieses langweiligen trägen Gottes orthodoxe Begriffe nennen. Es hat weder die Consistentz eines Begriffes, noch ist's je die Meinung orthodoxer, d.i. *der* Philosophen gewesen, die deutlicher Begriffe fähig waren. Ein solcher Gott mag Orthodoxie der Indier sein, deren Gott Jaganat schon viele Jahrtausende her mit über den Bauch geschlungenen, hangenden Armen sitzt und sich wohl befindet. Ein anderer ihrer Götter liegt seit Aeonen im Schlummer, sein Haupt ruht im Schooß eines seiner Weiber, die ihm den Kopf kratzt, seine Füße im Schooß einer andern, die ihm die Fußsohlen streichelt. Unaufhörlich fließt der Zucker- und Milchfee in ihn; er genießt und ruht in träumender Selbstbeschauung Aecht orthodoxe Götter der Hindus! ich sehe aber nicht, warum der unsrige ein Jaganat oder Wischnu sein müßte.

PHILOLAUS. Ich lese weiter. »*Hen kai pan!* Eins und Alles! Ich weiß nichts Anders.«⁴¹ - Ich auch nicht; nur wünschte ich aus der Seele Lessing's zu vernehmen, wie er sich die Verbindung dieser beiden größten Worte, deren unsere Sprache fähig ist, erklärte. Auch die Welt ist ein *Eins*; auch die

Gottheit ist ein *All*. *Lessing* fühlte selbst, daß er damit noch nichts Bestimmtes gesagt habe; er kam sich darüber näher zu erklären; aber auch diese seine nähere Erklärung reicht nicht so weit, als man wünschte. Ich sehe seine Hochachtung gegen die Philosophie des Spinoza, da aber ihn wie uns *der Geist des Spinozismus*, »ich meine den«, sagt er,⁴² »der in Spinoza selbst gefahren war«, eigentlich allein interessirt; da, wie er sagt,⁴³ »sein *Credo* in keinem Buche steht« und er es nur unter *einer* Bedingung, die sich eigentlich selbst aufhebt,⁴⁴ an sich kommen läßt, sich nach Jemanden nennen zu wollen, so sind uns diese und andre Winke, ja die ganze Denkart *Lessing's* gnugsame Bürgen, daß er gewiß keine phantastisch-rohe sinnliche All-Einheit, dergleichen auch das System des Spinoza nicht ist, zu seinem System gemacht haben werde. Eben hier fing meine Begierde an, zu wissen, wie *Lessing* »den Geist, der in Spinoza selbst gefahren war«, zu sich gezaubert und zu dem seinigen gemacht habe; und eben hier, ich muß es bekennen, war meine Begierde vergebens. *Lessing* hört von einer verständigen, *persönlichen* Ursache der Welt und freut sich dabei nach seiner Art, daß er jetzt etwas ganz Neues zu hören bekommen werde.⁴⁵ Am Verstande Gottes konnte *Lessing's* Verstand nie zweifeln; seine Neugierde war also auf die

»*persönliche*« Ursache der Welt gerichtet; darüber wollte er etwas Neues erfahren.

THEOPHRON. Erfuhr er's?

PHILOLAUS. Der Ausdruck *Person*, selbst wenn ihn die Theologen von Gott gebrauchen (die diese Person aber nicht der Welt entgegensetzen, sondern als Unterschied im Wesen Gottes annehmen), ist (denn der Theolog sagt nicht: »Gott ist eine Person«, sondern: »In Gott sind Personen«).

THEOPHRON. Lassen wir die Sprache der Theologen und reden vom Wort *Person* philosophisch.

PHILOLAUS. Zuerst also doch wol davon, was das Wort im festgestellten Gebrauch bedeutet. *Person* (*prosôpon*) hieß - - *Larve*, sodann - *theatralischer Charakter*; dadurch führte es auf das Eigentümliche eines Charakters überhaupt, wodurch er sich von einem andern unterscheidet; so ging das Wort in die Sprache des gemeinen Lebens über. »Dieser«, sagt man, »*spielt* seine *Person*; er bringt seine *Persönlichkeit* in die Sache« u.s.w. So setzte man *Person* der *Sache* entgegen, immer etwas *Abstechendes*, auszeichnend *Eigenthümliches* in ihr bezeichnend. So ging es in die *Gerichtssprache*, in die Verschiedenheit der *Stände*. Können wir von dieser Prosopopöie etwas auf Gott anwenden? Er ist weder eine *Larve* noch *Maske*, weder eine *Standesperson* noch ein *abgezeichneter Charakter*, der

mit andern da ist und neben ihnen spielt. Lassen wir diese *Personalien*, die immer doch, wo nicht auf etwas Falsches, Angenommenes, Angedichtetes, so doch auf etwas Eigenthümliches an Gestalt, Bildung, Abzeichnung von Andern, auf Stand, Rang und dergleichen führen, mithin vom reinen Begriff einer ganz unvergleichbaren Wesenheit und Wahrheit entfernen. So wenig Gott die Person *ansieht*, so wenig *spielt* er eine Person, so wenig affectirt er Persönlichkeiten, hat eine persönliche, mit andern abstechende, contrastirende Denkart u.s.w. *Er ist. Wie er ist Niemand.*

THEOPHRON. Sollte aber nicht »die *höchste Intelligenz*« das Wort »Persönlichkeit« fordern, so daß »*Einheit des Selbstbewußtseins*« die Personalität ausmache?

PHILOLAUS. Ich sehe nicht; vielmehr bleibt Persönlichkeit diesen Begriffen immer ein fremdes, ausge-
maltes Wort. Dafür sahen es auch *Locke* und *Leibniz* an und suchten es durch bestimmtere Ausdrücke zu erklären;⁴⁶ dafür sieht's der Sprachgebrauch an, der mit dem Wort *Person*, *Persönlichkeit* als mit einem Scheindinge spielt. Das innigste Selbstbewußtsein vergißt die *Apparenz der Person* (das *personnel* und das *personnage*) so ganz, daß man es mit diesem Gerichtswort des persönlichen Erscheinens gleichsam aus sich selbst jagt. Dies

Alles wußte Lessing besser wie wir. - Ich lese weiter: »Lessing hört von einer *verständigen* Ursache der Welt.«

THEOPHRON. Hat er sich darüber näher erklärt?

PHILOLAUS. Ihm ward dazu nicht Zeit, wahrscheinlich war er hierin auch mit Spinoza völlig eins. Wir sahen, Dieser unterschied den Verstand, sofern er zur entsprungenen Natur gehört, von jener *primitiven Denkkraft*, die der Grund der Dinge selbst ist. Der abgeleitete Verstand kann nur verstehen, was vor oder in ihm liegt, was ihm gegeben ist; der ursprünglichen Denkkraft ist nichts gegeben als sie selbst; aus ihr folgt Alles. In diesem Sinn erkennt der höchste, d.i. primitive Verstand nur sich selbst und in sich alles Mögliche als Folge.

THEOPHRON. Ist dieser Sinn des Wortes aber auch der Sprache gemäß?

PHILOLAUS. Wenn er es auch nicht wäre! Er ist's aber in allen Sprachen, in denen man philosophirte. Wenn *Locke* seinen *Verstand* (*understanding*) die »Macht zu percipiren« nennt und ihn sogar einer dunkeln Kammer, in welcher durch die Sinne Licht fällt, vergleicht,⁴⁷ so kann Gott eine solche dunkle Kammer, in welche Licht durch die Sinne fällt, nicht zugeschrieben werden. Wenn dem schärfer bestimmenden *Leibniz* das *Verstehen* eine »deutliche Perception ist, verbunden mit der Fähigkeiten

zu reflectiren«, ⁴⁸ wer wird das höchste Wesen zum Schüler machen und ihm dergleichen »Fähigkeit zu percipiren und dann zu reflectiren« zueignen? Die Sprache selbst sträubt sich dagegen, in deren mehreren das Wort Verstand ein *Auffassen* und *Auseinanderlesen* der Objecte (*intellectionem*) ausdrückt, welche fremde, ihm zum Verstehen gegebne Objecte las und liest Gott aus einander?

THEOPHRON. Ich bitte, lesen Sie weiter!

PHILOLAUS. Lessing spricht über die Freiheit des Willens. »Ich begehre«, sagte er, »keinen freien Willen; ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille sei; worein der helle reine Kopf Spinoza's sich auch doch zu finden wußte«. ⁴⁹ So scherzt er mit den Worten des Reichstagsschlusses zu Augsburg, und indem er uns auf den hellen, reinen Kopf Spinoza's verweist, erklärt er selbst, wie er den unfreien Willen des Menschen angenommen haben wolle. Mir ist kein Weltmeister bekannt, der die Knechtschaft des menschlichen Willens gründlicher auseinandergesetzt und die Freiheit desselben vortrefflicher bestimmt habe als Spinoza. ⁵⁰ Dem Menschen ist kein geringeres Ziel der Freiheit vorgesetzt als die Freiheit Gottes selbst, durch eine Art innerer Nothwendigkeit, d.i. durch vollständige

Begriffe, die uns Erkenntniß und Liebe Gottes allein gewähren können, über unsre Leidenschaften, ja über das Schicksal selbst Herren zu werden. Gründlich beweist es Spinoza, daß, wenn man Freiheit für tolle, blinde Willkür nimmt, der Mensch ebenso wenig als Gott selbst den edeln Namen der Freiheit verdiene; vielmehr gehöre es zur Vollkommenheit der Natur Gottes, daß er auf diese Art nicht frei sei, d.i. daß er eine blinde Willkür nicht kenne, wie es denn auch zur Vollkommenheit seiner Werke gehört, daß tolle Willkür aus der ganzen Schöpfung verbannt ist. Sie wäre (um auch mit dem Reichstage zu Augsburg zu reden) eine *gotteslästerliche* Lücke in der Schöpfung und für jedes Geschöpf, das sie besäße, ein zerstörendes Uebel. Glücklich also, daß sie ein Widerspruch in sich selbst, ein Unbegriff ist. Sie sind doch eben der Meinung, Theophron?

THEOPHRON. Keiner ändern; aber was sagt Lessing von dem Gedanken Gottes? Das schülerhafte »Verstehen« ist weggeräumt; was setzte er dagegen oder darüber?

PHILOLAUS. Hier ist die Stelle.⁵¹ »Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen, da doch Alles mitsammt den Vorstellungen von höheren

Principien anhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern auch völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.« - Was denken Sie von dieser Stelle, Theophron?

THEOPHRON. Ich wünschte zu wissen, was Sie davon denken.

PHILOLAUS. So muß ich bekennen, daß ich mir vergeblich Mühe gebe, etwas Bestimmtes daraus zu finden. Daß es zu den menschlichen Vorurtheilen gehöre, den Gedanken als das Erste und Vornehmste zu betrachten und aus ihm Alles herleiten zu wollen, gebe ich zu. Wir kennen nichts Höheres in seiner Art als den Gedanken; Lessing selbst hat nichts Höheres namhaft machen können. Alles aus dem Gedanken, d.i. aus Einsicht herleiten zu können, ist bisher ein vergeblicher Versuch gewesen; denn wie Schwere, Bewegung und jede andre der tausend wirkenden Kräfte des Weltalls mit dem Gedanken zusammenhänge, ist immer noch ein Räthsel. Daß der Gedanke auf viele andre ihm untergeordnete Kräfte wirke, wissen wir, ob wir

gleich die Art der Wirkung nicht einsehn. In welcher höheren Kraft aber Gedanke, Bewegung und alle Kräfte der Natur gegründet seien, wer ist, der uns dieses sage? Lessing selbst sagt nur, es *könne* eine solche Kraft geben, bekennt aber selbst, daß wir nicht im Stande seien, etwas von ihr zu gedenken.

THEOPHRON. Wie, wenn ich Ihnen aus Spinoza selbst zwar nicht eine einzelne höhere *Kraft* oder Gattung Kräfte, aber den *reelen Begriff* nannte, in welchem alle Kräfte nicht nur gegründet sind, sondern den sie auch allesammt nicht erschöpfen? Er hat jede Eigenschaft, die Lessing von seiner unbekanntem Kraft fordert, »er ist unendlich vortrefflicher als jede einzelne Wirkung einer einzelnen Kraft und giebt wirklich eine Art des Genusses, der nicht nur alle Begriffe übersteigt, sondern auch (zwar nicht *außer*, aber) *über* und *vor* jedem Begriffe liegt«, weil jeder Begriff ihn voraussetzt und auf ihn ruht.

PHILOLAUS. Und dieser Begriff ist -?

THEOPHRON. *Wirklichkeit, Realität, thätiges Dasein*; es ist der Hauptbegriff bei Spinoza, der Grund und Inbegriff aller Kräfte. Wirklichkeit, Realität, Dasein ist vortrefflicher als jede seiner Wirkungen; es giebt einen Genuß, der einzelne Begriffe nicht nur übersteigt, sondern mit ihnen auch

nicht auszumessen ist; denn die Vorstellungskraft ist nur *eine* seiner Kräfte, der viele andere Kräfte gehorchen. So ist's bei Menschen; bei allen eingeschränkten Wesen muß es derselbe Fall sein; und bei Gott?

PHILOLAUS. Auf die eminenteste Weise. Seine Existenz ist die Wirklichkeit selbst, Urgrund aller Wirklichkeiten, Inbegriff aller Kräfte, ein Genuß der über alle Begriffe geht.

THEOPHRON. »Der aber auch völlig außer dem Begriff liegt?« Diese Behauptung liegt völlig außer mein Begriff; d.i. ich kann mir dabei nichts denken. Die höchste Kraft muß sich selbst kennen; sonst ist sie eine blinde Macht, die sich selbst weder genießen noch gebrauchen kann, der die innigste, wahrste Wirklichkeit fehlt.

PHILOLAUS. »Er, Spinoza, war aber fern, unsre elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken obenan zu setzen.«⁵²

THEOPHRON. Nach dem Dasein, als dem Grunde aller Kräfte, steht der Gedanke auch bei ihm obenan; nur ist er weit entfernt, dem Unendlichen eingeschränkte *Vorstellungsarten*, Kenntnisse *a posteriori*, Aufhellungen seiner selbst durch mühsames Verständniß und Einverständniß mit Dingen außer ihm, fehlbare Berathschlagungen, willkürliche

Absichten, die er durch künstliche Mittel zu erstreben habe, zu leihen; welches eben die Vortrefflichkeit seines Systems ausmacht.

PHILOLAUS. Lessing fragt ferner⁵³: »nach was für Vorstellungen sein Freund eine *persönliche, extramundane* Gottheit annehme, ob etwa nach den Vorstellungen des Leibniz«, und fürchtete, Dieser sei im Herzen selbst ein Spinozist gewesen.⁵⁴

THEOPHRON. Was Leibniz im Herzen gewesen sei, mag ich nicht wissen; seine »Theodicee« aber sowie viele seiner Briefe zeigen, daß er, eben um nicht Spinozist zu sein, sein System ausgedacht hatte. Lieber neigte er sich zu Anthropopathien einer göttlichen Wahl nach Ueberlegung, einer Auswahl des Besseren unter vielem Schlechtern nach Convenienzen; Alles, um der Spinozischen Nothwendigkeit zu entkommen, die ihm Mechanismus schien, und gegen welche er den behutsamern Ausbruch einer *moralischen* Nothwendigkeit wählte. Er wählte die Mitte zwischen Bayle's Zweifeln und Spinoza's harten Ausdrücken, zwischen welchen er durchzukommen glaubte. Allerdings geschah es mit vieler Kunst; aber Bayle und Spinoza lebten nicht mehr; sie konnten ihm nicht antworten.

PHILOLAUS. »Leibnizen's Begriffe von der Wahrheit«, sagt Lessing ferner⁵⁵, »waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu

enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken«. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine wegen *dieser großen Art zu denken* und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien oder denn auch wirklich hatte.

THEOPHRON. Trefflich! Nur ein kleiner Kopf ist's, der sein Dutzend schön bemalter Wortschächtelchen als Kram nicht nur, sondern als Monopolium mit sich trägt und nicht begreifen kann, daß andre Krämer andre Schächtelchen tragen. Dem wahren Philosophen ist an den Behältnissen überhaupt wenig gelegen; er sieht, was drin sei, und was für ihn diene. Meinen Sie dies nicht auch, Philolaus?

PHILOLAUS. Spinoza hat mich gelehrt, daß je vollständiger unsre Begriffe sind, desto mehr schweigen unsre Affecten, desto williger vereinigen sich in der deutlich erkannten Wahrheit alle menschlichen Gemüther; denn es giebt nur *eine* Vernunft, nur *eine* Wahrheit. Bei Leibniz indeß kann ich's nicht bergen, daß er mir oft *zu* biegsam, *zu* hypotesenreich scheine. Es ist seine Art, sich gern Allem anzuschmiegen, damit er Alles nutze und für sich gebrauche.

THEOPHRON. Hören Sie, was darüber *Lessing*

anderswo sagt: »So eingenommen«, schreibt er⁵⁶, »man sich auch Leibnizen für seine Philosophie denken darf oder will, so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden Lehrsätze aller Parteien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einfallen können (mit einem alten Sprichworte zu reden), dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien *seinem* System anzupassen. Beides ist nichts weniger als einerlei. *Leibniz* nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wol oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel«.

PHILOLAUS. Wer weiß also auch, welchem Kabballisten er sich oder sich ihn eben damals anzupassen wollte, als er, wie Lessing anführt, von Gott sagte, »derselbe befinde sich in einer immerwährenden Expansion und Contraction; dies sei die Schöpfung

und das Bestehen der Welt«. Mich wundert, daß Lessing an der ungeheuern Verkörperung Geschmack fand.

THEOPHRON. In Leibniz ist mir diese Stelle noch fremd. Daß aber Lessing sich an ihr ergetze, woran, mein Freund, ergetzt man sich nicht manchmal im Gespräch? Für das System des Spinoza hielt Lessing dies Bild gewiß nicht. Wer die Schöpfung und das Bestehen der Dinge durch eine immerwährende Expansion und Contraction Gottes erklären kann, von dem möchte ich mir diese Erklärungsart auch, wie Lessing sagt⁵⁷, »natürlich ausgebeten haben«. Lassen Sie uns das Lessing'sche Gespräch endigen.

PHILOLAUS. Es ist zu Ende. Wir haben also diesmal weniger gelernt, als wir wünschten.

THEOPHRON. Und doch ist mir's nicht unlieb, daß auch dies abgebrochene Gespräch bekannt gemacht ist. Dem Verstorbenen kann es nicht schaden, wofür ihn der schwache Sectenmacher halte, und uns ist's angenehm zu sehen, daß einem so ausgezeichneten Denker, wie Lessing war, Spinoza nicht unbemerkt geblieben sei⁵⁸, ja, was er aus ihm hätte machen können, wenn er Spinoza's System auseinanderzusetzen und in die ihm eigne klare Sprache zu übertragen sich Zeit und Muße genommen hätte. Im Buch seines Freundes werden Sie gewiß auch viel Wahres und Schönes, männlich schön gesagt,

gefunden haben.

PHILOLAUS. Gewiß; nur muß ich ebenso aufrichtig bekennen, Theophron, daß ich mit seiner »persönlichen, supra- und extramundanen Gottheit« so wenig fortkomme als Lessing. Gott ist nicht Welt, und Welt ist nicht Gott, das bleibt gewiß; aber mit dem *extra* und *supra* ist's, dünkt mich, auch nicht ausgerichtet. Wenn man von Gott redet, muß man alle Idole des Raums und der Zeit vergessen, oder unsre beste Mühe ist vergeblich.

Zweitens, kann ich's ebenso wenig bergen, daß *Jacobi* mit dem Begriff nicht übereinstimmt, den ich jetzt von Spinoza's System habe, und in welchem wir Beide uns doch Punkt für Punkt verstanden.

Also, kann ich auch in die Conclusionen nicht einstimmen;⁵⁹ »*Spinozismus ist Atheismus. Die Leibniz-Wolffische Philosophie ist nicht minder fatalistisch als die Spinozistische. Jeder Weg der Demonstration geht in den Fatalismus aus.*« u.s.w.

Denn nach meiner Einsicht ist Spinozismus, wie ihn sich Spinoza dachte, kein Atheismus; auch ist in den harten Ausdrücken des Spinoza die Leibniz-Wolffische Nothwendigkeit mit der Spinozische nicht einerlei;⁶⁰ und dann muß man sich von dem Wort Fatalismus, dünkt mich, so wenig schrecken lassen als von irgend einem Worte.

Hören wir darüber Spinoza selbst:⁶¹ »Auf eine

Weise unterwerfe ich Gott dem Fatum. Daß mit unentweichlicher Nothwendigkeit aus der Natur Gottes Alles folge, denke ich mir so, wie sich Jedermann denkt, daß aus der Natur Gottes es folge, Gott erkenne sich selbst. Dies leugnet Niemand, und doch denkt sich Niemand dabei, daß Gott durchs Schicksal gezwungen sich selbst erkenne; er erkennt sich frei, obgleich nothwendig.

Weder göttliche noch menschliche Rechte hebt diese Naturnothwendigkeit auf. Die moralischen Vorschriften selbst (*ipsa moralia documenta*), sie mögen die Form des Gesetzes oder Rechts von Gott empfangen oder nicht, sind dennoch göttlich und heilsam; das Gute, daß aus der Tugend und aus der Liebe Gottes folgt, ob wir es von Gott als einen Richter empfangen, oder wenn es aus der Nothwendigkeit der Natur Gottes folgt, es wird deshalb weder mehr noch minder wünschenswerth, so wie gegenheils die Uebel, die aus bösen Handlungen und Affecten folgen, deshalb, weil sie aus ihnen nothwendig folgen, nicht weniger furchtbar werden. Bei unsern Handlungen endlich, wir mögen sie nothwendig oder zufällig thun, führt uns dennoch Furcht oder Hoffnung. Vor Gott werden die Menschen keiner Entschuldigung fähig, weil sie in seiner Macht sind wie Thon in der Hand des Töpfers, der aus demselben Leim Gefäße macht, einige zur

Ehre, andre zur Unehre« u.s.w.

THEOPHRON. Ohne Zweifel haben Sie nachgedacht, wodurch sich Spinoza das sonderbare Schicksal zubereitet hat, auch von seinen Freunden mißkannt zu werden.

PHILOLAUS. Ja wohl, und ich bin immer auf der Ursachen zurückgekommen, auf die Sie mich gleich anfangs wiesen.

Zuerst sind's *harte Ausdrücke*, die in einer zum Druck nicht ausgearbeiteten, nach dem Tode des Verfassers erschienenen Schrift mit andern verglichen und wenigstens milde ausgelegt werden sollte. Wenn Spinoza z.B. »die menschliche Seele, sofern wie ich die Dinge nach der Wahrheit vorstellt, einen *Theil* des göttlichen Verstandes nennt und diese deutlichen Begriffe in ihr *Begriffe Gottes* nennt, nicht sofern er unendlich ist, sondern sofern er durch die Natur der menschlichen Seele ausgedrückt wird und ihr Wesen ausmacht, oder sofern er mit ihr auch andre Begriffe denkt«: so lag (man dürfte nur diese *sofern* auslassen) ein Mißverständnis vor der Thür, daß sein System ganz aufhebt. Körper und Seele wurden also als *Theile* von ihm gedacht, von *ihm*, dem nach Spinoza *Unheilbaren*. Man addirte Körper, man summirte menschliche Gedanken und sagte: »Siehe Spinoza's Gott! Der unendliche Verstand bei ihm ist nichts als das

Resultat aller menschlicher, auch der Diebs- und Narrengedanken.« Hätte man überlegt, daß Gedanken und Gedankenweisen sich nicht addiren, daß sie addirt keine Kraft ausmachen, die untheilbar in sich selbst, untheilbar in jeder sie darstellenden Wirkung sein soll; hätte man überlegt, daß nach Spinoza es *eine* Urkraft und in ihr *ein* lebendiger Begriff ist, der die Ordnung und Verknüpfung aller Begriffe und ihrer Folgen, mithin die Verknüpfung und Ordnung aller Dinge in sich faßt und thätig ausdrückt: würde man ihm den seinem System widrigsten, jeder Vernunft anstößigen Unsinn zugeschrieben haben? Ein paar unbequeme Wortformeln waren daran Schuld, die man in einer ihm ungeläufigen Sprache ihm hätte verzeihen können. Ebenso schädlich ist's ihm gewesen, daß er manches seiner prägnantesten Worte *nicht erklärte*, auf dessen bestimmten Sinn doch so viel ankam. So z.B. »wenn jedes der unendlichen Attribute seines Gottes auch in allen seinen *modis* und Veränderungen ein unendliches ewiges Wesen *ausdrücken* soll«; was bedeutet hier das prägnante Wort *Ausdruck*? Sind diese *modi* bloße *Symbole* oder ausdrückende *Charaktere*? sind sie *Repräsentanten* und *Darstellungen* des ewigen Wesens, daß ihr Wesen und Dasein ausmacht? Dem, der verstehen will, hat Spinoza gnug gesagt; denn sein Werk ist

eine Idee von Anfange bis ans Ende. Wer über Worte streiten wollte, fand desto mehr zu streiten. Endlich seine an sich vortreffliche *synthetische Methode*; sie schickte sich nicht hierher, wenigstens zwang sie ihn zu Voraussetzungen und Formeln, die, durch die Analyse gefunden, durchaus nicht auffallend gewesen wären, z.B. Substanz, Attribut, Modus u.s.w. Getrauten sie sich nicht, Theophron, in analytischer Form das ganze System Spinoza's ganz unanstößig vorzustellen?

THEOPHRON. Lessing konnte es gewiß. Was glauben Sie, Philolaus, wenn Spinoza wieder erschiene, was würde er Denen, die ihn für einen *Atheisten, Pantheisten, Gottesvertheiler, Gottessummierer* u.s.w. halten, sagen?

PHILOLAUS. Mich dünkt, sehr bescheiden und sehr entscheidend würde er fragen: »Was macht ihr aus meinem System, dessen Grund, eine einzige ewige Idee, Ihr zerstört? Sind Modificationen ohne innere Realität, ist Ausdruck ohne etwas, das sich ausdrückt, sind Gedankenweise ohne eine unbeschränkte thätige Denkkraft gedenkbar? Wenn ich in einer mir ungeläufigen Sprache Alles that, was ich thun konnte, um Euch den reinen Begriff und Genuß einer untheilbaren Kraft vorstellig zu machen, die in sich Alles, durch und aus sich Alles *im innigsten Selbst* mächtig fühlt, wirkt und darstellt;

wenn ich Euch dies Wesenhafte analogisch in Euch selbst darstellte, um Euch dadurch zur höchsten Freude und Seligkeit zu führen: wie? Ihr wolltet mir andichten, daß ich das Eins zum Nichts, das thätige Wesen zu einem leeren Seckel und Collectivnamen von Schatten, die ohne Licht ja auch nicht Schatten sein könnten, gemacht, daß ich die Sonne ausgelöscht hätte, um aus allen Funken der Johanneswürmer eine Unsonne zu fabriciren - ich bitte Euch, lest andre als meine, zwar nicht im Geist, aber im Ausdruck unvollendete Schriften!«

THEOPHRON. Gnug, Sie sprachen von dem Schätzbaren, das Sie sonst in diesem kleinen Buch⁶² fanden.

PHILOLAUS. Das Schätzbarste war mir die Denkart des Verfassers, der auch im Gespräch mit Lessing vorzüglich darauf hinausgeht, »Vernünfteln sei nicht das ganze Wesen, nicht der ganze Bestand menschlicher Denkkraft. Wie Allem, so auch dem edelsten Kräften unsrer Natur liege *Dasein* zum Grunde; dies könne nicht in Vernünftelei aufgelöst oder gar durch sie hinwegraisonnirt werden. Ohne Existenz und eine Reihe von Existenzen dächte der Mensch nicht, wie er denkt; folglich müsse der Zweck seiner Gedanken sein, nicht, sich Hirngespinnste zu erträumen, mit Scheinbegriffen und Scheinworten wie mit einer selbstgemachten

Wirklichkeit zu spielen, sondern, wie er's nennt, *Dasein zu enthüllen*, solches als etwas Gegebenes aber (nach seinem Ausdruck) als eine *Offenbarung Gottes* anzunehmen, über welche und hinter welche man nicht hinaus kann. Seine Sinne müsse man durch Erfahrung, seinen innern Sinn durch Wahrheitsliebe, Ordnung und Zusammenhang im Denken reinigen und schärfen, willkürlichen Verbindungen existenzloser Scheinbegriffe, d.i. dem trägen, todten Nichts entsagen und dafür, *was da ist*, inden Eigenschaften und Beziehungen, *wie es da ist*, kennen lernen. Ein solches Erkenntniß mit innigem Gefühl der Wahrheit verbunden, sei *allein* wahr, dies allein helle den Geist auf, bilde das Herz, bringe Ordnung und Regelmäßigkeit in alle Verrichtungen unsers Lebens; da hingegen jene Grübeleien, ohne ein Dasein von außen und Regeln der Wahrheit von innen vorauszusetzen, den Kopf öde und das Herz leer mache.«

THEOPHRON. Vortrefflich! Jene menschliche Erkenntniß ohne und vor aller Erfahrung, jene sinnlichen Anschauungen ohne und vor aller sinnlichen Empfindung eines Gegenstandes nach eingepflanzten Formen der Denkkraft, die ihr von Niemanden eingepflanzt worden, sind Undinge, die Jedem, der seine eigne Existenz wahrnimmt, den Kopf veröden. Auch wir, Philolaus, haben in unserm

Gespräch den heiligen Namen oft als ein bloßes Symbol brauchen müssen: wie wäre es, wenn wir den Luftgang unterbrächen? Sie kennen und sprechen die erquickende Sprache der Töne; wolan! hier ist ihr Werkzeug.

PHILOLAUS. Ich spreche gern diese Geistesprache:

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Welten seines Alls!
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem Ruhm,
Ihr Erden singt sein Lob!

Der Widerhall lob' ihn, und die Natur
Ging' ihm ein froh Concert!
Und Du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
In Harmonien ganz!

Dich hat er mehr als Alles sonst beglückt;
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und forscht
Die Räder der Natur.

Erheb ihn hoch zu *Deiner* Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn Du zu *ihm* Dich schwingst.

Die Sonne steige nie aus rother Fluth
Und sinke nie darein,
Daß Du nicht Deine Stimme einigest
Der Stimme der Natur.

Lob ihn in Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm,
Wenn's schneit, wenn Frost aus Wasser Brücken
baut,
Und wenn die Erde grünt!

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm und sing ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zu Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o, wie liebeich sorgt er auch für mich!
An Ruhm und Goldes Statt
Gab er mir Kraft, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saitenspiel.

Erhalte mir, o Herr, was du mir gabst!
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Mit heil'gem Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich.

In finstern Wäldern will ich mich allein

Mit dir beschäftigen
Und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren aus Gestad' des Meeres und Dich
In jeder Woge sehn
Und hören Dich im Sturm, bewundern in
Der Au' Tapeten Dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrissne Wolken sehn
Und suchen Dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

THEOPHRON. Ich danke Ihnen, Philolaus. Möchte man nicht von der Musik sagen, was *Banini* von seinem Strohhalm sagte: »Wäre ich so unglücklich, am Dasein Gottes zu zweifeln, und hörte Musik, so würde sie mir Demonstration sein«?

PHILOLAUS. Da sind Sie von einer sehr alten Denkart, Theophron; denn neuerlich hat man es sich klar gemacht, daß es eine Demonstration von Gott weder könne noch gebe.

THEOPHRON. Und ich möchte behaupten, daß es ohne den Begriff Gottes, d.i. einer selbstständigen Wahrheit, keine Vernunft, viel weniger eine Demonstration gebe. Denn ohne noch irgend den

Ursprung der Kräfte in Betracht zu ziehen, die denken, handeln, wirken, und die der über sich selbst steigende Philosoph doch nie aus unsrer Welt wegleugnen kann, so ist schon *die Verknüpfung dieser Kräfte, wie alle ihrem Wesen nach wirken und sich in meiner Seele verbinden*, mir Beweises gnug von einem *wesentlichen Grunde innerer Wahrheit, Uebereinstimmung und Vollkommenheit, die ihr Dasein selbst einschließt*.

Daß es etwas Denkbare gibt, daß diese Denkbare *nach innern Regeln* verknüpft werden kann und bei unzählbaren Verknüpfungen dieser Art sich *Harmonie und Ordnung* zeigt, schon das ist mir Demonstration von Gott, und wenn ich ein unglückseliger Egoist wäre, der sich das einzige denkende Wesen in der Welt zu sein einbildet. Zwischen jedem Subject und Prädicat steht ein *Ist* oder *Ist nicht*; dies *Ist*, diese Formel der Gleichung und Uebereinstimmung verschiedener Begriffe, das bloße Zeichen = ist meine Demonstration von Gott. Denn, nochmals gesagt, es giebt eine *Vernunft*, eine Verknüpfung des Denkbaren in der Welt nach unwandelbaren Regeln; mithin muß es einen *wesentlichen Grund dieser Verknüpfung* geben. Die Regel dieser Verknüpfung hat Niemand willkürlich ersonnen, so wenig sie irgend ein mit Raum und Zeit befangenes, denkendes Wesen willkürlich übt.

Sie ist in der Geisterwelt eben das, was die Regel des Gleichgewichts unter den Körpern ist: sie trägt ihre *innere Nothwendigkeit* mit sich. Es giebt also eine solche innere Nothwendigkeit, d.i. eine *selbstständige Wahrheit*.

PHILOLAUS. Und diese selbstständige Wahrheit wohnt -

THEOPHRON. In Allem, was da ist, objectiv oder subjectiv betrachtet. Unsre Kenntnisse sind aus Sinnen und aus der Erfahrung geschöpft wir müssen wahrnehmen, Aehnlichkeiten zusammenhalten, allgemeinere Begriffe aus individuellen Verschiedenheiten absondern und läutern; dies Alles ist ein Weg, der Irrthümer im Wahrnehmen, im Absondern, im Verbinden und Trennen der Begriffe nicht nur möglich, sondern beinahe unvermeidlich macht: ein nothwendiges Loos der Menschheit. *Die Regel* aber in unsrer *Seele*, nach welcher wir wahrnehmen, absondern, schließen und verbinden, ist eine *göttliche Regel*; auch im Irrthum haben wir nach ihr gehandelt und mußten nach ihr handeln, selbst wenn alle Gegenstände des Denkens Wahn wären. Nun betrachten Sie reine Wahrheiten, Wahrheiten z.B. der Geometrie. Für unsre Sinne giebt es vielleicht keinen vollkommenen Zirkel in der Natur; wenn es aber auch keinen gäbe, so ist mir der gedachte mathematische Zirkel mit Allem, was in ihm

nach innerer Nothwendigkeit gesetzt und bewiesen wird, Demonstration einer selbstständigen göttlichen Wahrheit. Er beweist mir nämlich, daß es eine *mathematische Vernunft* in der Welt gebe, und da uns unsre Sinne nicht zulassen, sie allenthalben in der Natur zu erkennen und anzuwenden, so sagt doch seiner Structur und Absicht nach *jeder* Sinn und ihrem Wesen nach die uns einwohnende Vernunft, daß, wenn es denkende Wesen giebt, die auch mit feineren Sinne die Welt anschauen, *sie nach eben dieser einzigen nothwendigen Regel denken*, daß also auch das Wesen, das die Ursache *meiner* und *jeder Vernunft* ist, dieselben innern Gesetze der Gedanken auf die eminenteste Weise *kennen müsse*, die es seinen Wirkungen zu Grundgesetzen des Daseins nicht anders als machen konnte. Sie schweigen, Philolaus?

PHILOLAUS. Wie? wenn ein kritischer Philosoph Ihren Beweis bloß hypothetisch nannte: »wenn es eine Vernunft giebt, wie aber, wenn es keine gäbe«?

THEOPHRON. So gäbe es keine; ein Philosoph, der seine Vernunft aufgibt oder Vernunft leugnet, kann freilich keine Demonstration, wovon es auch sei, haben. W. z. e. Aber Scherz beiseite! Sobald der Philosoph ein Philosoph wird, d. i. sobald er Vernunft anerkennt und sich deutlich macht, was

sie sei, sobald ist ihm eine *wesentliche Nothwendigkeit in Verknüpfung der Wahrheiten* im Begriff der Vernunft selbst gegeben. Ich getraue mich zu sagen, daß dies die einzige wesentliche Demonstration von Gott sei (*mehrere wesentliche* kann es auch nicht geben), die bei allen Beweisen wiederkommt, die aber nirgend so scharf und und rein erscheint als bei den Gesetzen unsers Verstandes. Alle Beweise z.B. aus der Natur, wo wir nothwendige Gesetze der Bewegung und Ruhe, des Bestandes der Dinge nach einem Verhältniß ihrer innern Kräfte u.s.w. wahrnehmen, setzen dieselbe Regel zum Grunde, die wir am Reinsten bei unsrer Vernunft bemerken, nämlich: »daß jedes Ding ist, was es ist, das sein Wesen auf Kräften, sein Bestand auf einem Ebenmaß dieser Kräfte, seine Wirkung auf Verhältnissen derselben zu anderen Dingen beruhe; und zwar dies Alles nicht aus willkürlichen Absichten, die wir ganz beiseit setzen, sondern aus *innern Gesetzen der Nothwendigkeit*, aus welchen Bestand und Zerstörung, Zusammensetzung und Auflösung, Bewegung, Ruhe und Wirkung folgen«. Jede wahre Physiko-Theologie entwickelt also nichts als *ewige Vernunft und Kraft nach nothwendigen Gesetzen*, im Bau der Geschöpfe, in ihrer ganzen Verbindung nach Ort und Zeit. Sie enthält überall einen und denselben Schluß, eine

und die selbe Anschauung in tausend Beispielen und Gegenständen, vom verschwindenden Kleinsten bis aufs unübersehbare Größte. Die Musik z.B., mit der Sie mich ergetzt haben, ist eine Formel *nothwendiger, ewiger Harmonie*, auch wenn mein Ohr sie nicht hörte, auch wenn, abstrahirend von aller Wollust derselben, sie bloß ein Verstand berechnete und mäße. Daß mein Ohr, daß meine Empfindung für die Musik geschaffen ist, daß sie auf so viele mir gleichgestimmte Wesen einerlei Wirkung thut: das Alles macht zwar den Beweis der in ihr wohnenden Harmonie lebhafter, es setzt aber seinem demonstrativen Werth nichts hinzu. Denn wenn auch kein Ohr in der Welt und das Wesen der Musik bloß von einem rechnenden Verstande gedacht wäre, so wäre der Beweis vollendet.

PHILOLAUS. Ich muß meinen Scherz wiederholen. Wie, wenn durchaus *kein* rechnender Verstand wäre?

THEOPHRON. So muß ich auch meine Antwort wiederholen. Giebt es keinen rechnenden Verstand, so giebt es auch nichts Berechnetes, mithin auch keine Harmonie und Ordnung, die *eine Berechnung des Verstandes* ist. Räumen wir alles Denkende weg, so ist nichts Denkbares, alles Wirkliche, so ist nichts wirklich. Wo gelangen wir aber mit solchen Sophistereien hin? und sind sie der Philosophie

würdig? Zertreten Sie die ewigen Grundsätze der Vernunft und lösen solche in hypothetische Wortgespinnste ohne *Existenz und nothwendiges Erkenntniß einer inneren Wahrheit* auf: freilich so ist keine Demonstration nicht nur *einer*, sondern *keiner* Existenz möglich. Was haben Sie damit aber gethan, als den Grund alles Denkens aufgehoben? und wie ist nun ohne zusammenhängendes Denken Philosophie möglich? Ueberzeugen mich schon meine Sinne vom Dasein *nach ihrer Art*, d.i. auf eine dunkle verworrene Weise, wie sollte mich meine Vernunft nicht vom Dasein *nach ihrer Art*, d.i. durch deutlich verknüpfte, vollständige Begriffe überzeugen? Verlange ich aber von ihr, daß sie mir ihre Begriffe als sinnliche Anschauungen ohne sinnliche Anschauung gebe oder mir das Dasein sinnlicher Gegenstände, die in ihr Gebiet nicht gehören, als reine Vernunftwahrheiten demonstriere, und tadle sie, daß sie das nicht wolle oder vermöge: so hat mein Tadel nicht mehr Grund, als wenn ich die Farbe hören, das Licht schmecken und den Schall sehen wollte. Wir wollen uns hüten, Philolaus, daß wir nie in diese Gegend der »*Hyperkritik des gesunden Verstandes*« gerathen, wo man ohne Materialien baut, ohne Existenz ist, ohne Erfahrungen weiß und ohne Kräfte kann. Die Begriffe dieses Reichs sind wie die *Fata Morgana* scheinbare

Richtigkeiten zurückgeworfener Bilder ohne Haltung, ohne Dauer, die schlechtesten Phantasmen, die es in der Welt giebt, *speculative* Phantome, ein Wust der Sprache.

PHILOLAUS. Sie bauen also Ihre Demonstration nicht auf den Begriff der Ursache und Wirkung?

THEOPHRON. Ich nehme diese Begriffe aus der Erfahrung; ins Gebiet der Demonstration aber weiß ich sie nicht anders als unter dem Begriff des Daseins zu verpflanzen, weil ich weder was Ursache, noch was Wirkung sei, viel weniger das Band zwischen beiden deutlich erkenne. Demonstrieren läßt's sich bei keiner Erfahrung, daß dies die Wirkung jener Ursache sei, ob wir wol sinnlich klar erkennen oder muthmaßen, daß sie es sein müsse, weil wir beide oft und immer zusammen oder nach einander fanden. Ihnen ist bekannt, welche Fehlmuthmaßungen man hierüber selbst im Lauf der täglichen Erfahrung bei den gemeinsten Dingen oft gemacht habe; und der Grund davon ist sichtbar, weil jeder Schluß von Ursache auf Wirkung oder umgekehrt von Wirkung auf Ursache als Erfahrungssatz nie Demonstration, sondern immer nur eine Muthmaßung im Reich der Sinnlichkeiten war. Wir wissen nicht was *Kraft* ist, noch wie sie wirke; wir sehen ihre Wirkung nur als Zuschauer und bilden uns daher analogische Urtheile. Selbst die

allgemeinen Regeln hierüber, die wir auf's Beste bewährt finden, können wir nie demonstrieren. Was sollten wir inniger kennen als die Kraft, die in uns denkt und wirkt? Wir kennen sie indeß so wenig als jede andre, die außer uns ist. Selbst die Gedanken meiner Seele, als Wirkung betrachtet, begreife ich nicht; nur dann sind sie mir begreiflich, wenn ich sie *immanent als Dasein*, d.i. »als ewige Wahrheiten zum Wesen meiner Vernunft gehörig« unter die Regel einer innern Nothwendigkeit zu bringen vermag. Dahin also habe ich auch in Ansehung Gottes meinen Beweis eingeschränkt; wer zu viel beweisen will, läuft Gefahr, daß er nichts beweise.

PHILOLAUS. Also werden Sie Sich auch über die Art der Schöpfung nicht erklären, ob sie Hervorbringung, Emanation u. dergl. sei?

THEOPHRON. Wie könnte ich dieses, da ich nicht weiß, was Schaffen, was Hervorbringen heiße? Die gemeine Vorstellungsart ist, daß Gott die Welt aus sich *herausgedacht* habe; sie scheint die reinste zu sein, weil wir von keiner reinern Wirkung als vom Gedanken unsrer Seele Begriff haben; auch haben sich *Leibniz* und alle helldenkende Köpfe an sie gehalten, weil ihnen die Erfahrung kein besseres Bild, die Sprache keinen besseren Ausdruck gab. Die Gedanken unsrer Seele, sagt man, sind an sich unwirksame Bilder; die Gedanken Gottes, mit ihrer

Allmacht begleitet, waren höchst wirksam. *Er dachte, und es ward; er wollte, und es stand da.* Ich glaube, es giebt über eine für uns unerklärliche Sache keine behutsamere Formel.

Indessen schließt sie uns das Wesen der Wirkung nicht auf; vielmehr muß man sich auch bei diesem »heraus« vor bösen Symbolisationen hüten. Die große Vorstellungart z.B., daß Gott nach Millionen Ewigkeiten die Welt aus sich »herausgedacht« habe, wie eine Spinne das Gewebe aus sich zieht, ist unerträglich.

PHILOLAUS. Die gröbere Emanation wird es Ihnen also noch mehr sein, und doch giebt man selbst dem Spinoza Schuld, daß er sein System aus dem Kabbalismus der Juden entlehnt habe.

THEOPHRON. Wer hat Ihnen das eingeildet, Philolaus?

PHILOLAUS. Es ist eine sehr gemeine Meinung, die Spinoza selbst veranlaßt⁶³ und vor Allen *Wachter* war ein gelehrter Mann, den ich in jedem andern Betracht, nur nicht als einen Philosophen ehre. Als ein reisender Jüngling von einigen zwanzig Jahren stritt er gegen einen Juden und wollte den Spinozismus im Judenthum finden; einige Jahre darauf ward er selbst ein Freund der Kabbala und wollte seiner ersten Idee zufolge die Lehre des Spinoza mit ihr vereinigen⁶⁴. Mich dünkt, die Philosophie des

Spinoza ist von der Kabbala ebenso verschieden, als es vergebliche Mühe ist, diese durch jene läutern zu wollen. Die Kabbala ist eine Symbolik guter und schlechter, im ganzen aber schwärmerischer, dunkler Vorstellungen in ungeheuern Bildern, mit denen der reine heitere philosophische Sinn Spinoza's sich nicht gnügen konnte; sonst wäre er ein Jude geblieben. In seiner ganzen »Ethik« finden Sie kein Bild, und seine wenigen Gleichnisse sind ihm fast mißrathen. In diesem Betracht ist er ein Antipode der Kabbala, so natürlich es übrigens wäre, daß er als ein im Judenthum Erzogener, ein Schüler des berühmten *Morteira*, gleichsam eine hebräische Ansicht der Dinge in die Cartesische Philosophie gebracht hätte. Die erste Form des Denkens verläßt uns nie ganz, und da Spinoza zum Cartesischen System in einer fremden Sprache gelangte, so war es natürlich, daß er sich solches nach der seinigen typisirte, daher er auch synthetisch mit dem wesentlichen Begriff Gottes anhub. Mit der eigentlichen Kabbala aber, noch weniger mit ihren Emanationen (die doch von den Juden ebenso wenig erfunden sind, als wenig sie zu ihrer Theologie gehören) hat das System des Spinoza nichts zu schaffen. Wo er die Worte »*Hervorbringung, Wirkung*« brauchen muß, braucht er sie, ohne die Art der Hervorhebung zu erklären; am liebsten ist ihm

aber, das Wort *Ausdruck*. » *Die Welt drückt Eigenschaften der Gottheit aus, unendliche auf unendliche Weisen*«; diese Redart ist eher mathematisch als kabbalistisch. Von Ausflüssen aus Gott redet Spinoza nie; einem geometrischen Geist sind dergleichen Bilder auch nicht die liebsten. *Leibniz* bediente sich einmal, um die Wirkung Gottes zu erklären, des Ausdrucks »Fulgurationen«, wobei er auf das Bild der Sonnenstrahlen anspielte; bei *Kästner*⁶⁵ können Sie lesen, wie lächerlich man das Bild in der Folge gedeutet. Also wenn wir von Gott reden, lieber keine Bilder! Auch in der Philosophie ist dies unser erstes Gebot wie im Gesetz Moses'.

PHILOLAUS. Vom Unrath der Kabbala hielt Der sich gewiß frei, der über die Bildausdrücke der alten Schriften seiner Nation selbst so strenge urtheilte. Gnug indessen, seine Philosophie ging nicht vom Cartesischen: *Ich denke, darum bin ich*, sondern vom heiligen Namen seiner Väter aus: »*Ich bin, der ich bin, und werde sein der ich sein werde*«. Diesen Begriff, der die höchste, völlig unvergleichbare Existenz in sich sowie alle Emanationen ausschließt, ihn durfte Spinoza nur entwickeln, und der größte Theil seines Systems lag vor ihm. Es giebt keinen absolutern, reineren, fruchtbareren Begriff in der menschlichen Vernunft als ihn; denn

über das ewige, durch sich bestehende, vollkommenste Dasein, durch welches Alles gesetzt, in welchem Alles gegeben ist, läßt sich nicht steigen. Wie klein ist dagegen das Bild der *Weltseele*!

THEOPHRON. Es ist ein menschliches Bild, und wenn es vorsichtig gebraucht wird, kann von der innig - einwohnenden Kraft Gottes Manches dadurch anschaulich gesagt werden; wie denn auch Spinoza diese Analogie gebraucht hat. Indessen bleibt es ein *Bild*, das ohne die größte Vorsichtigkeit sogleich mißrät. Lesen Sie z.B. die Stelle wie Lessing es sich im Scherz dachte.

PHILOLAUS. »Wenn Lessing sich eine persönliche Gottheit vorstellen wollte; so dachte er sie als die Seele des Alls«. [66](#)

THEOPHRON. Merken Sie, wenn er sich eine *persönliche* Gottheit vorstellen wollte; er hatte aber gegen diese Persönlichkeit vorher selbst protestirt; und wie könnte man auch die Seele im Körper eine Person nennen?

PHILOLAUS. »Und das Ganze dachte er sich nach der Analogie eines organischen Körpers. Diese Seele des Ganzen wäre also, wie es alle andre Seelen nach allen möglichen Systemen sind, als *Seele nur Effect*.«

THEOPHRON. Erwägen Sie: »Gott, die Seele des Ganzen, ein Effect! alle andre Seelen, nach allen

möglichen Systemen Effecte!« Effecte wovon? Gott ein Effect wessen? Des Ganzen? des organischen Körpers? und das wären *nach allen möglichen Systemen alle Seelen? Effecte?*⁶⁷

PHILOLAUS. »Der organische Umfang derselben (Seele) könnte nach der Analogie der organischen Theile dieses Umfanges insofern nicht gedacht werden, als er sich auf nichts, das außer ihm vorhanden wäre, beziehen, von ihm nehmen und ihm wiedergeben könnte«.

THEOPHRON. Hier bekommt Gott als Seele der Welt schon einen organischen Umfang, Theile dieses Umfanges; er muß sich auf etwas beziehen, das außer ihm vorhanden ist, von dem er nehmen, was er wiedergeben könne.

PHILOLAUS. »Also, um sich im leben zu erhalten, muß Gott von Zeit zu Zeit sich in sich gewissermaßen zurückziehen, Tod und Auferstehung mit dem Leben in sich vereinigen. Man könnte sich von der Oekonomie eines solchen Wesens mancherlei Vorstellungen machen« u.s.w. Scherz! nichts als Scherz! wie Lessing's Freund unmittelbar darauf selbst sagt,⁶⁸ »daß er die Idee der Weltseele bald im Scherz, bald im Ernst gewendet habe«.

THEOPHRON. Sie kennen Lessing's Art, die Sache so zu wenden. »Es regnet. Das thue ich vielleicht,«⁶⁹ u.s.w. Offenbar wollte er damit das Bild in

seiner schlimmsten Uebertreibung darstellen, d.i. persifliren.

PHILOLAUS. Indessen, mein Freund, verlangen wir doch nach einer Vorstellung des Weltganzen. Am Einzelnen mag unsre Seele sich nie begnügen, und wenn das Ganze, wie ich freilich einsehe, kein Riese sein kann, »der sich gegen das Nichts sträubt, sich mit schrecklichen Contorsionen in sich selbst zurückzieht, sich wieder ausdehnt und also Tod und Leben schafft, damit der Ewigelebende sich nur von Zeit zu Zeit sich selbst im Leben erhalte«, wenn dies Alles freilich nichts ist, welche Vorstellung soll ich mir denn vom Ganzen der Welt bilden?

THEOPHRON. Keine sinnliche Vorstellung, Philolaus! Das Endlose giebt kein Bild; das absolut Unendliche, Ewige noch minder. Merken Sie, wie unser *Haller* alle Kräfte seiner Phantasie aufbietet, das Endlose zu schildern; er kann's nicht.

»Unendlichkeit! wer misset Dich?

Bei Dir sind Welten Tag' und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.

Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn' aus Gottes Kraft bewegt:
Ihr Trieb läuft ab, und eine andre schlägt,

Du aber bleibst und zählst sie nicht.«

Mit dem letzten Zuge hat der Dichter sein ganzes Gemälde selbst vernichtet. So thut er's mit seinem Bilde der Ewigkeit:

»Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über Dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf,
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wann ich von der grausen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach Dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Theil von Dir;
Ich zieh' sie ab, und Du liegst ganz vor mir.«

Lassen Sie uns also selbst von einem Dichter lernen, auf metaphysische Phantasmen und leere Anschauungen eines endlosen Raums, einer endlosen Zeit, geschweige des untheilbar-ewigen Daseins in Bildern Verzicht zu thun. Philosophie ist nicht Phantasterei; nichts als Ungeheuer kann diese erzeugen, von denen es Jeden, nur nicht den Erfinder selbst schaudert.

PHILOLAUS. So möchte ich denn ohn' alle Bilder
Naturgesetze der Haushaltung Gottes, *aus-
drückende Symbole der höchsten Wirklichkeit,
einer nothwendigen Güte und Weisheit* kennen ler-
nen. Denn, Theophron, der Gordische Knoten in
Spinoza's System liegt noch vor mir, das Räthsel:
*»Wie entstand, wenn nur eine Substanz diesen
Namen verdient, der Wahn oder die Wahrheit ein-
zelner, vieler zahlloser Substanzen?«*

THEOPHRON. Wir wollen die morgende Abend-
stunde zur Unterredung wählen. - Ist Ihnen dieser
Hymnus bekannt? er giebt kein Bild von Gott, aber
etwas Besseres als Bilder.

Gott.⁷⁰

Der Einzige, der Allen Alles ist,
Ist unser Gott! Geschöpfe, betet an!
Den Nichterschaffenen, den Einzigen,
Den Ewigen, Geschöpfe, betet an!

Du seine große, weite, schöne Welt
Mit allen Deinen Feuerkugeln dort!
Du warest nicht, Du wurdest und Du bist
In Deiner Pracht. Geschöpfe, betet an!

Zehntausend seiner Sonne traten hin
Und gehen ewig ihren großen Gang.
Zehntausend seiner Erden traten hin
Und gehen ewig ihren großen Gang.
Zehntausend Myriaden Geister stehn
Um seinen Thron. - Um seinen Thron? - Hinweg
Mit seinem Thron! Er sitzt, er stehet nicht,
Er ist kein König, kein Khalif. Er ist
Das Wesen aller Wesen; er ist Gott,
Ist *unser* Gott! Geschöpfe, betet an!

Wer ist, den er zu seiner Werkstatt rief,
Dahinzutreten und zu sehn, zu sehn -
Wie er es macht? Wie er den Ocean
In so geschmeidigem Gehorsam hält,
Daß seines Wassers nicht ein Tropfe fort
Aus seiner Tiefe will! wie er den Mond
An einen dünnen Faden bindet und
In blauer Luft ihn schweben läßt; wie er
In Zeit von Rosses oder Reiters Hui
Zehntausend Millionen Sonnenfernen mißt
Und keines Apfels, keines Staubes fehlt!

Wer ist wie er? Auf seiner Erde wohnt
Kein ihm ergebener, erhab'ner Geist,
Und keiner blickt von seinem Wolkenzug
Uns seinem Morgenroth, der mir es sagt,

Wie er es macht! Kein Seher Gottes ist,
Kein Heiliger, kein Frommer, der es weiß.

Von Dir, Du kleiner Ball, auf welchem wir
Zehntausend Millionen Ballen dort
Nur funkeln sehen, hinauf zum Sonnenball,
Vom Sonnenball hinan zum Sirius,
Der, millionenmal so groß wie Du,
Dem armen Erdenwurm ein Punctum ist;
Von Dir, Du kleiner Käfer, bis zu Dir,
Du stolzer Adler, der den Kaukasus
Auf seinem Flug für einen Kiesel sieht;
Von Dir, Du kleine Schnecke, deren Blut
Die Hüllen stolzer Menschen färben muß,
Zu Dir, Du kluger Affe, welcher sich
Die Wangen färbt, um schön zu sein; und dann
So weiter fort zu einem Geist, der Gott,
Das Wesen aller Wesen, denken will -

Ha, welche Stufen! Welche Stufen hier
Und dort, in allen Millionen dort!
In allem Todten, allem Lebenden
Und allem Leichten, allem Schweren! - Gott,
Der einzige, der Allen Alles ist,
Ist *unser* Gott! Geschöpfe, betet an!

Fünftes Gespräch

THEANO. Vergönnen Sie mir, meine Freude, daß ich heut Ihre sichtbare Zuhörerin sein darf, wie ich's bisher unsichtbar gewesen. Vieles von Ihren Gesprächen habe ich nicht verstanden, und auch heut begehre ich nicht eben Alles zu verstehen; gnug für mich wenn ich nur im Ganzen dem Sinn Ihrer Unterredung folge. Meine Gegenwart soll sie nicht stören; ich werde schweigend meine Arbeit verrichten und nur mit meinen Gedanken Sie begleiten.

THEOPHRON. Sie sind willkommen unserm Gespräch, Theano; denn auch Sie haben gewiß nichts dagegen, Philolaus, daß Theano zuhöre?

PHILOLAUS. Sehr viel, wenn sie bloß zuhören wollten. Sie müssen Sich in unser Gespräch mischen, Theano, und ihm, wenn es sich in eine leere Scholastik verirrt, wieder auf den Schauplatz der Menschheit helfen. Versprechen Sie uns dies?

THEANO. Ich will Sie so wenig unterbrechen, als es sein kann, und Ihren dafür gleich jetzo zum Gespräch helfen. Sie wünschten gestern, Philolaus, *Regeln der Haushaltung Gottes in der Welt* oder, wie Sie es nannten, *ausdrückende Symbole seiner Wirklichkeit, Macht, Weisheit und Güte* kennen zu lernen: wie ist's möglich, daß Theophron aus dem

Ocean, der uns umfließt, einige Tropfen schöpfe? Fast mit Widerwillen hörte ich Sie gestern Meinungen anführen, als ob das Dasein Gottes unerweislich sei, und wunderte mich, Theophron, daß Sie Sich in dies Wortgewirr einließen. Das Dasein eines Wesens kann, wie mich dünkt, nur durch Dasein und durch die Erfahrung desselben, nicht durch willkürliche Begriffe und leere Worte erkannt werden, so wenig als es durch diese auch weggeräumt werden mag. Man hat ein Sprichwort, daß man durch Träume weder reich noch satt werde; durch Worte wird man's ebenso wenig. Wir sind Menschen, und als solche, dünkt mich, müssen wir Gott kennen lernen, wie er sich uns wirklich *gegeben* und dargestellt hat. Durch Begriffe empfangen wir ihn als einen Begriff, durch Worte als ein Wort; durch Anschauung der Natur, durch den Gebrauch unsrer Kräfte, durch den Genuß unsers Lebens genießen wir ihn als wirkliches Dasein voll Kraft und Leben. Nennen Sie, abstracte Herren, dies Schwärmerei, so will ich gern eine Schwärmerei sein; denn ich mag lieber die wirkliche Rose sehen und genießen, als von einer erdichteten, gemalten Rose mit ödem Kopfbrechen träumen.

THEOPHRON. Wohl, Theano! Sie *sehen* doch aber die Rose, die Sie genießen, und werden Sich dieses

Genusses wegen die Augen nicht verbinden. Und was arbeiten Sie da? Sie sticken selbst diese Blume. Sie ahmen also einer Kunst der Natur nach, die Ihnen nur Ihr bemerkendes Auge sichtbar machte und jetzt das Auge Ihrer Seele, Ihre lebhaftere Erinnerung der Nadel gleichsam vorzeichnet. Schließen Sie also von keinem Gefühl, von keinem Genuß der Schöpfung den Gedanken aus; er ist uns zum Innenwerden Gottes so nothwendig als Ihrer arbeitenden Nadel das Bild der Zeichnung in Ihrer Seele. Der verkannte die Menschheit, der den Schöpfer nur schmecken und fühlen wollte, ohne ihn zu sehen und zu erkennen.

THEANO. Den Vorwurf verdiene ich nicht, Theophron, da ich unsern Philolaus eben vor einem gleichen Fehler einseitiger Trennung warne. Ich habe die Philosophie herzlich gern, wenn sie bei Gegenständen, bei wahren Dingen der Natur bleibt und solche ins Licht setzt. Ich habe mich sehr gefreut, da Sie Ihren Freund auf die innere Schönheit, Güte und Wahrheit aufmerksam machten, die allen Gegenständen der Schöpfung nicht als Willkür aufgeheftet ist, sondern als Wirklichkeit selbst in jedem Wesen liegt und dies Wesen ausmacht. Seit der Zeit bemühe ich mich, in Allem, was um mich ist, diesen Punkt der reinen Nothwendigkeit auszufinden, und bemerke in ihm immer Wahrheit, Güte,

Schönheit. Ich wollte, daß ich mein Leben hindurch alle meine Geschäfte, meine kleinste Kunst, ja selbst diese armselige Blume so schaffen und einrichten könnte, daß die webende Minerva selbst sagen müßte: »Anders als also konnte sie nicht gemacht werden.« Wie viel Trost, welche süße Anmuth liegt in dem Wort »Nothwendigkeit« insonderheit für unser Geschlecht, dem durch die Ordnung der Natur und durch die Einrichtungen der Menschen so wenig Willkür erlaubt ist! Ich danke der guten Adrastea, daß sie uns so wenig erlaubte, da unser Geschlecht eben am Meisten nach Willkür strebt. Jetzt liebe ich diese Tochter der gütigen Weisheit und hasse alle Launen. Ich überlasse sie den Männern, die sich ja willkürliche Herren der Erde zu sein dünken.

THEOPHRON. Halten Sie nicht viel von diesen willkürlichen Herren, liebe Theano! Je weniger Vernunft, desto mehr hat und liebt man Willkür. Ich wollte den Mann kennen lernen, der, welches kleine Geschäfte des Lebens es auch sei, solches auf unzählige Arten gleich gut verrichten könnte und es seiner blinden Wahl überlassen glaubte, welche von diesen Arten er vorziehen wolle. Der schönste und schwerste Zweck des männlichen Lebens ist, von Jugend auf *Pflicht* zu lernen; solche aber, als ob es nicht Pflicht sei, in jedem Augenblick des

Lebens auf die leichteste, beste Weise zu üben und also jedesmal den höchsten Punkt der *Kunst*, das Gesetz des einzigen Besten, der holden und schönen Nothwendigkeit, zu erreichen. Diese ist nicht Zwang, nicht Nothdurft von innen oder von außen, ob sie gleich einem unerfahrenen, trägen, muthwilligen Menschen also dünkt; ihr Joch ist sanft, ihre Last ist leicht, wenn man derselben einmal gewohnt. Wehe dem Mann, der in übeln Gewohnheiten hart ward; wohl aber jedem vernünftigen, thätigen Wesen, dem seine Pflicht und die schönste Art, sie zu üben, zur Natur, d.i. zur Nothwendigkeit ward! Er hat den Lohn der guten Engel in sich, von denen die Religion sagt, daß sie, im Guten bestätigt, nicht mehr fallen können, noch fallen wollen, weil ihre Pflicht ihnen Natur, weil ihre Tugend ihnen Himmel und Seligkeit ist. Wir wollen uns auch bestreben, meine Freunde, den innern Lohn dieser seligen Wesen zu genießen; ja warum dürften wir bei ihnen stehen bleiben, da uns allenthalben in der Natur das Vorbild *unseres Vaters* selbst vorleuchtet, der im Kleinsten und Größten ohn' alle schwache Willkür mit der ganzen Schönheit und Güte einer selbstständigen Vernunft, Wahrheit und Nothwendigkeit handelt.

Wolan denn, meine Freunde, und die Gottheit selbst wird uns beistehen, da wir die Natur ihrer

Werke als die weiseste, beste Nothwendigkeit zu entwickeln streben! Was konnte sie, indem sie auf eine uns unbegreifliche Art Wesen darstellte, was konnte sie ihnen Höheres geben, als was in ihr selbst das Höchste ist? *Wirklichkeit, Dasein*. In Gott ist's, nach unsern Begriffen, der Grund alles Genusses, die Wurzel aller seiner unendlichen Kräfte; in jedem daseienden Dinge nicht minder. Aller unsrer Abhängigkeit ohngeachtet sind oder dünken auch wir uns Substanzen und fühlen unser Dasein mit so inniger Gewißheit, mit so zuversichtlicher Freude, daß wir an die Zerstörung unsrer nicht nur ungern denken, sondern auch mit aller Gewalt sie uns nicht vorzustellen vermögen. Es ist das Wesen des denkenden Geistes, daß er vom Nichts durchaus keinen Begriff hat, so daß eine sonderbare Verödung des Kopfs dazu gehört, sich nur einzubilden, daß das Nichts ein denkbarer Begriff sei. Ein Zeichen für dasselbe 0 oder $\sqrt{-1}$ kann man sich erdenken, und indem man zwei Dinge einander widersprechend erkennt, eins durch das andre wegräumen. Der Verstand vermag deutlich einzusehen, daß, indem er das eine sich vorstellt, er zu eben der Zeit sich nicht auch das andre als jenes denken könne; damit aber hat er nichts Wirkliches weggeräumt, hat auch von nichts weniger als vom absoluten Nichts einen Begriff. Statt des vollen

Raums z.B. kann er sich einen ungeheuern schwarzen leeren Raum einbilden; damit aber bildete er sich noch kein Nichts ein. Kurz, das Nichts ist Nichts; es ist also auch jedem Wesen, das da ist, geschweige dem Grunde und Inbegriff aller Wirklichkeit, Gott, ein leeres Nichts, d.i. undenkbar. Bemerken Sie, Philolaus, was auf dieser innern Nothwendigkeit des Begriffs vom Dasein ruhe?

PHILOLAUS. Die schönste Wahrheit ruht darauf, nämlich: daß es kein Nichts in der Natur gebe, daß es nie gewesen sei und nie sein werde, weil es etwas Undenkbares, ein Nichts ist. So wenig der Ausdruck: »aus Nichts ein Etwas schaffen«, oder die Schilderung des Dichters:

»Befruchtet mit der Kraft des wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts« -

oder:

»Als mit dem Unding noch das neue Wesen rung« -

oder:

»Als auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Strom des Lichts«,

einen andern als dichterischen Sinn haben, so wenig hat unsre Seele einen Begriff davon, was es heißt: »etwas *vernichten*, ein Etwas in *Nichts* verwandeln«, oder wenn der Dichter singt:

»Wenn ein zweites Nichts wird diese Welt begaben;
Wenn von dem Alles selbst nichts bleibt als die
Stelle«;

denn wenn die Stelle noch da ist von dieser Welt, mithin eine Stelle zu neuen Welten, so ist noch nichts weniger als das Nichts da. Wie sehr sind mir jetzt alle diese Scheinausdrücke, leere Gespenster einer scholastischen Phantasie, zuwider! Wenn manche Metaphysiker alles Denkbare, die Welt, Gott selbst rein wegräumen und finden ein ungeheures Nichts als das reinste Objekt ihrer Vernunft sehr denkbar, finden es ganz natürlich, daß sich aus diesem Nichts mit aller Vernunft kein Etwas, weder Gott noch die Welt hervordemonstrieren lasse -

THEANO. Ich bitte, endigen Sie, Philolaus, mit dem gräßlichen Nichts!

PHILOLAUS. Oder wenn gar das Dasein, das erfreuliche, nothwendige, innigste Dasein ihnen gräßlich dünkt. »Die reine Nothwendigkeit«, sagen sie, »sei als der letzte Träger aller Dinge ein *Abgrund* für die Vernunft. Selbst Haller's Ewigkeit mache lange

nicht den schwindlichten Eindruck auf das Gemüth als das nothwendige Dasein Gottes; denn jene messe zwar, aber sie dürfte nicht tragen. Man könne den Gedanken nicht ertragen, daß ein Wesen, wenn wir es uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, *gleichsam* zu sich selbst sage: ›Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit; außer mir ist nichts, ohne das, was bloß durch meinen Willen etwas ist; aber *woher bin ich denn?*‹ Hier,« sagen sie, »hier sinkt Alles unter uns, und die größte Vollkommenheit wie die kleinste schwebt ohne Haltung bloß vor der speculativen Vernunft, *der es nichts kostet*, die eine so wie die andere ohne die mindeste Hinderniß *verschwinden zu lassen.*«⁷¹

THEANO. Erretten Sie mich, Theophron, von den öden Vorstellungen, die Philolaus anführt! Ich bin ein Weib und werde mir, seitdem ich Ihre letzten Gespräche angehört habe, weder Haller's Ewigkeit als eine messende noch die weiseste Nothwendigkeit als eine Trägerin noch den Höchsten als einen Speculanten denken, der ruhmredig mit sich selbst spricht und sich thöricht fragte: »woher er sei«. Ich weiß auch nicht, ob bei den Philosophen dergleichen Phantasmen deutliche Begriffe setzen oder wegräumen, noch ob es ein Triumph der Vernunft sei, die größte Vollkommenheit wie die kleinste

willkürlich »ohne die mindeste Hinderniß vor sich *verschwinden zu lassen*«; aber das weiß ich, daß nach meiner Idee es kein höheres, seligeres Dasein geben kann als Dessen, durch den Alles ist, durch den Alles genießt und lebt. Er darf, wenn das Dasein jedes Dinges auf einer innern Nothwendigkeit seiner selbst, einer durch sich bestehenden höchsten Weisheit und Güte ruht, nichts mühsam tragen; Alles trägt sich selbst, wie die Kugel auf ihrem Schwerpunkt ruht; denn alles Dasein ist ja in seinem eignen ewigen Dasein, in seiner Macht, Güte und Weisheit gegründet. Sie haben uns zwar vor Bildern gewarnt, Theophron; aber (Wirklichkeit dem Phantom entgegengestellt) ist's unerträglich, zu denken, daß die Wurzel den Baum trage? Sie wäre keine Wurzel, wenn sie die schöne Schöpfung des Stammes mit seinen Aesten, Zweigen, Blüten und Früchten nicht zu tragen hätte und gern trüge. So die ewige Wurzel vom unermesslichen Baum des Lebens, der, durch das Weltall verbreitet, mit unzählig in einander verschlungenen Zweigen da ist und grünt. Er, die unendliche Quelle alles Daseins, des größten Geschenks, das nur er mittheilen konnte.

THEOPHRON. Und Welch ein Pfand, meine Freunde, haben wir mit diesem Geschenk zur ewigen Fortdauer unsers Lebens! Dasein ist ein unzertheilbarer

Begriff, Wesen. Es kann so wenig in ein Nichts verwandelt werden, als wenig es ein Nichts ist; oder auch das höchste Dasein, die Gottheit, könnte sich selbst vernichten. Wir reden hier nicht von Erscheinungen, von Zusammensetzungen irgend einer Gestalt in dem, was wir Raum und Zeit nennen. Alles, was erscheint, muß verschwinden; jedes Gewächs der Zeit trägt den Keim der Verwesung in sich, der da macht, daß es in dieser seiner Erscheinung nicht ewig daure. Was zusammengesetzt ist, wird aufgelöst; denn eben diese Zusammensetzung und Auflösung heißt *Weltordnung* und ist das immer wirkende Leben des Weltgeistes. Auch reden wir selbst noch nicht von der Unsterblichkeit einer Menschenseele, um uns etwa Phantome der Einbildungskraft vorzuzeichnen, wie sie im Raum und in der Zeit, d.i. in der großen Weltordnung andere Organe annehmen und ihre Kräfte neu üben werde. Wovon wir reden, ist ein einfacher Begriff, *Wirklichkeit, Dasein*, an welchem das niedrigste mit dem obersten Wesen Theil hat. Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott müßte sich selbst vernichten. Da nun im unendlichen Dasein Alles liegt, was sein kann und ist, wie endlos wird die Welt! Endlos nach Raum und Zeit und in sich selbst beständig. Gott hat den Grund seiner Seligkeit Wesen mitgetheilt, die auch, wie

er, das kleinste wie das größte, Dasein genießen und, damit ich Ihr Gleichniß brauche, Theano, als Zweige von seiner Wurzel Lebenssaft schöpfen.

Mich dünkt, wir zeichneten uns also, Philolaus, das erste Naturgesetz der heiligen Nothwendigkeit auf.

PHILOLAUS. Mit Vorbehalt meiner Fragen darüber:

I. Das höchste Dasein hat seinen Geschöpfen das Höchste gegeben, Wirklichkeit, Dasein.

THEOPHRON. Aber, meine Freunde, Dasein und Dasein, so einfach der Begriff ist, sind in ihrem Zustande sehr verschieden, und was meinen Sie, Philolaus, was die Stufen und Unterschiede desselben bezeichnet?

PHILOLAUS. Nichts anders als *Kräfte*. In Gott selbst fanden wir keinen höheren Begriff, wodurch sich Wirklichkeit offenbart, als Macht; alle seine Kräfte waren Eins und Dasselbe. Die höchste Macht konnte nicht anders als die höchste Weisheit und Güte sein, ewig lebend, ewig wirksam.

THEOPHRON. Das Höchste also oder vielmehr das All (denn Gott ist nicht ein Höchstes auf einer Stufenleiter von Seinesgleichen), wie konnte es sich wirkend offenbaren als im *All*? Er selbst das *All* *Aller*. In ihm *konnte* nichts schlummern, und was er ausdrückte, war er selbst, ein Untheilbares, Weisheit, Güte, Allmacht. Die Welt Gottes ist also die beste; nicht weil er sie unter schlechteren

wählte, sondern weil ohne ihn weder Gutes noch Schlechtes da war und er nach der innern Nothwendigkeit seines Daseins nichts Schlechtes wirken konnte. Alles ist also da, was da sein konnte; alle Kräfte *ein* Ausdruck seiner Kraft, einer Allweisheit, Allgüte, Allschönheit. Im Kleinsten und Größten wirkt er; in jedem Punkt des Raumes und der Zeit, d.i. in jeder Wirklichkeit des Weltalls. Denn Raum und Zeit sind nur Phantome unser Einbildungskraft, Maßstäbe eines eingeschränkten Verstandes, der Dinge nach und neben einander sich bekannt machen muß; vor Gott ist weder Raum noch Zeit, sondern ein All in einer ewigen Verbindung. *Er ist vor Allem, und es besteht Alles in ihm*, die Welt ein Ausdruck, eine Darstellung der Wirklichkeit seiner ewig lebenden, thätigen Kräfte.

THEANO. Auf einer wie hohen Stufe stehen wir menschliche Wesen also, in denen, so nichtige Erscheinungen wir sind, dennoch ein lebender Ausdruck der drei höchsten Gotteskräfte, *Macht, Verstand und Güte*, mit innerm Bewußtsein wohnt! Wir können uns keine andre, geschweige höhere Eigenschaften gedenken; denn was wir in allen Werken der Natur Göttliches sehen, führt sich auf diese drei zurück, deren eine die andre erklärt, deren höchster Inbegriff und Ursprung uns als

Gottheit erscheint. Das wesentliche Gesetz Gottes wohnt also in uns, unsre obwohl beschränkte Macht nach reinen Ideen der Wahrheit und Güte zu ordnen, wie solches der Allmächtige seiner vollkommensten Natur nach selbst thut und allenthalben ausdrückt, ausübt. Er hat uns darin etwas Wesentliches von sich mitgetheilt und uns zu Ebenbildern seiner Vollkommenheit gemacht, indem es in der Natur einer göttlichen Kraft liegt, nicht blind, sondern mit Einsicht, nicht eingeschränkt und boshaft, sondern mit einer alles Nichts ausschließenden Güte zu wirken. Jeder willkürliche, vernunft- und gütelose Gebrauch unsrer Kräfte, der uns von dieser Regel entfernt, macht uns uneinig mit uns selbst, verwirrt, schwach, ohnmächtig.

THEOPHRON. Mich dünkt, Philolaus, wir können also den zweiten Satz einer göttlichen Nothwendigkeit setzen:

II. Die Gottheit, in der nur eine wesentliche Kraft ist, die wir Macht, Weisheit und Güte nennen, konnte nichts hervorbringen, als was ein lebendiger Abdruck derselben, mithin selbst Kraft, Weisheit und Güte sei, die ebenso untrennbar das Wesen jedes in der Welt erscheinenden Daseins bilden.

PHILOLAUS. Ich wünschte, daß Sie für Theano und mich den Satz in Beispielen zeigten. Die Grade der

Vollkommenheit in der Welt sind so zahllos mannichfaltig, daß die niedrigsten derselben uns Unvollkommenheiten scheinen.

THEOPHRON. Konnte dies anders sein, Philolaus? Wenn alles Mögliche da ist und nach dem Principium einer unendlichen göttlichen Kraft da sein muß, so muß in diesem All die geringste wie die höchste Vollkommenheit da sein; aber alle sind von der weisesten Güte verbunden, und auch in der geringsten ist kein Nichts, d.i. nichts wesentlich Böses. Verzeihen Sie, Theano, daß ich abermals das gräßliche Unding nennen muß, ob es gleich ein Unding ist, das sich selbst aufhebt. Sie wissen, Philolaus, was Leibniz von seinen einfachen Substanzen für große Dinge rühmte: »sie seien Spiegel des Weltalls, mit Vorstellungskräften begabt, das Universum, jede nach ihrem Standpunkt, darzustellen und abzuschildern. Der Unendliche sehe im Kleinsten das All« u.s.w. So erhaben diese Idee war, die wir uns nur in reinen Zahlverhältnissen annähernd begreiflich machen, und so nothwendig sie ist, sobald man die Welt als eine in allen Theilen zusammenhängende Wirkung der höchsten Vollkommenheit denkt, so falsch ward sie von Manchen verstanden, und insonderheit wurden die unendlich kleinen einfachen Spiegel des Weltalls unwürdig gedeutet. Wir lassen das Bild weg und

sagen: »Jede Kraft ist ihrem Wesen nach ein Ausdruck der höchsten Macht, Weisheit und Güte, wie solche sich an dieser Stelle des Universum, d.i. in Verbindung mit allen übrigen Kräften darstellen und offenbaren konnte.« Um dies einzusehn, bemerken wir, wie jede dieser Kräfte in der Welt wirke. Nicht wahr, Philolaus, sie wirkt *organisch*?

PHILOLAUS. Mir ist keine Kraft bekannt, die außer Körpern, d.i. ohne Organe sich erweise; ob mir wohl ebenso unbekannt ist, wie diese Kräfte und diese Organe sich zusammengefunden haben.

THEOPHRON. Wol durch ihre beiderseitige Natur, Philolaus; im zusammenhängenden Reich der vollkommensten Macht und Weisheit konnten sie nicht anders. Denn was nennen wir Körper? was nennen wir Organe? Im menschlichen Körper z.B. ist nichts unbelebt: von der Spitze des Haars bis zum Aeußersten Ihres Nagels ist Alles von *einer* erhaltenden, nährenden Kraft durchdrungen, und sobald diese das kleinste Glied verläßt, stirbt es ab und trennt sich vom lebenden Leibe. Sodann, dem Gebiet der lebendigen Kräfte unsrer Menschheit entnommen, ist's im Reich andrer Naturkräfte; dem entfällt es nie. Das verwelkte Haar, der verworfne Nagel tritt jetzt in eine andre Region des Zusammenhanges der Welt, in welchem er abermals nicht anders als seiner jetzigen Naturstellung nach wirkt

oder leidet. Gehen Sie die Wunder durch, die uns die Physiologie des menschlichen oder irgend eines thierischen Körpers herzählt: Sie sehen nicht als *ein Reich lebendiger Kräfte*, deren jede, an ihre Stelle gesetzt, Zusammenhang, Gestalt, Leben des Ganzen durch Wirkungen hervorbringt, deren jede aus der Natur ihres und des Wesens folgt, dem sie angehört. So bildete, so erhält sich der Körper; so löst er sich täglich, so löst er sich endlich gar auf. Was wir Materie nennen, ist also mehr oder minder selbst belebt; es ist ein Reich wirkender Kräfte, die nicht nur unsern Sinnen in der Erscheinung, sondern ihrer Natur und ihrer Verbindung nach *ein Ganzes bilden*. Eine Kraft herrscht (sonst wäre es kein Eins, kein Ganzes); mehrere auf den verschiedensten Stufen dienen. Alle diese Verschiedenheiten aber, deren jede aufs Vollkommenste bestimmt ist, haben was gemeinschaftlich Thätiges, in einander Wirkendes; sonst könnten sie kein Eins, kein Ganzes bilden. Da nun im Reich der vollkommensten Macht und Weisheit Alles aufs Weiseste zusammenhängt, da in ihm nichts sich anders als nach inwohnenden nothwendigen Gesetzen der Dinge zusammenfügen, helfen und bilden kann: so sehen wir auch allenthalben in der Natur *unzählige Organisationen*, deren jede in ihrer Art nicht nur weise, gut und schön, sondern ein Vollkommnes,

d.i. ein Abdruck der Weisheit, Güte und Schönheit selbst ist, wie solche sich in diesem Zusammenhange sichtbar machen konnte. Nirgend in der Welt also, in keinem Blatt eines Baums, in keinem Sandkorn, in keinem Fäserchen unsers Körpers herrscht Willkür; Alles ist von Kräften, die in jedem Punkt der Schöpfung nach der vollkommensten Weisheit und Güte wirken, bestimmt, gesetzt, geordnet. Gehen Sie, mein Freund, die Geschichte der Mißgeburten, der Verwahrlosungen und Ungeheuer durch, da durch fremde Ursachen die Gesetze dieser einzelnen organischen Natur in Unordnung gesetzt zu sein scheinen: die Gesetze der allgemeinen Natur kamen nie in Unordnung, jede Kraft wirkte ihrer Natur getreu, selbst da eine andre sie störte; denn auch diese Störung selbst konnte nichts Anders bewirken, als daß die gestörte organische Kraft auf anderm Wege sich zu compensiren suchte. Man hat über diese Compensationen in einem System gestörter Kräfte eine Reihe Bemerkungen gemacht, von denen wir uns zu einer andern Zeit unterhalten können; allenthalben aber, auch im scheinbar verworrenen Chaos waltet die *beständige Natur* nach unwandelbaren Regeln einer in jeder Kraft wirkenden Nothwendigkeit, Güte, Weisheit.

PHILOLAUS. Mit Freude, Theophron, sehe ich den

dunkeln Begriff der Materie sich mir aufhellen und ordnen; denn ob ich gleich dem System des Leibniz gern beitrage, daß sie nichts als eine Erscheinung unsrer Sinne, ein Aggregat substantieller Einheiten sei, so bleib mir doch in diesem System die sogenannte »idealische Verbindung dieser Substanzen zu solcher und keiner andern Erscheinung eines Ganzen« ein Räthsel. Leibniz verglich die Materie mit einer Wolke, die aus Regentropfen besteht und uns Wolke scheint, mit einem Garten voll Pflanzen und Bäume, mit einem Teich voll Fische u. dergl.; dadurch aber konnte ich mir das Bestehen dieser Erscheinung, den Zusammenhang dieser Kräfte in ihr nicht erklären. Die Regentropfen in der Wolke, die Pflanzen im Garten, die Fische im Wasser haben ein Medium der Verbindung; und welches könnte bei diesen die Materie ausmachenden Kräften ein solches Medium sein als die Kräfte der sogenannten Substanzen selbst, mit denen sie auf einander wirken? Dadurch also bilden sich Organe; denn auch das Organ ist ein System von Kräften, die in inniger Verbindung *einer* herrschenden dienen. Jetzt wird mir die Materie nicht bloß eine Erscheinung *in meiner Idee*, d.i. ein durch Ideen vorstellender Geschöpfe allein verbundenes Ganzes; sie ist's durch ihre Natur und Wahrheit, durch den innigen Zusammenhang wirkender Kräfte. Nichts

steht in der Natur allein; nichts ist ohne Ursache, nichts ohne Wirkung; und da Alles in Verbindung und alles Mögliche da ist, so ist auch nichts in der Natur ohne Organisation, jede Kraft steht in Verbindung mit andern ihr dienenden oder über sie herrschenden Kräften. Wenn meine Seele also eine substantielle Kraft ist und ihr jetziges Reich der Wirkung zerstört wird, so kann es ihr in einer Schöpfung, in welcher keine Lücke, kein Sprung, keine Insel stattfindet, an einem neuem Organ nie fehlen. Neue dienende Kräfte werden ihr beistehen und in ihrem neuen Zusammenhange mit einer Welt, in welcher Alles zusammenhangt, ihren Wirkungskreis bilden.

THEOPHRON. Um so mehr, Philolaus, ist's unsre Pflicht, zu schaffen, daß sie in ihrem Innern, im System ihrer Kräfte selbst wohlgeordnet von dannen gehe; denn nur, wie sie ist, kann sie wirken; nur nach der Gestalt ihrer innern Kräfte kann ihre äußere Gestalt erscheinen. Unser Körper ist nicht etwa nur ein Werkzeug, er ist ein Spiegel der Seele, jede Organisation ein äußerer Abdruck inniger Bestrebungen, die ihrer Erscheinung Bestand geben.

PHILOLAUS. Ich erinnere mich hiebei mancher schönen Bemerkungen des Spinoza, die er über die Verbindungen des Leibes und der Seele gemacht hat. Denn ob er beide gleich, dem Cartesischen

System zufolge, unabhängig von einander, wie den Gedanken und die Ausdehnung betrachten mußte, so konnte es doch nicht fehlen, daß ein scharfsinniger Geist wie er über das Cartesische System auch hier hinausdachte. Indem er den Begriff vom Leibe zur *wesentlichen Form der menschlichen Seele* macht, schließt er daraus auf die Beschaffenheit, auf die Veränderungen, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit dieses Begriffs vortrefflich. Es ließe sich aus seinen Grundsätzen eine Physiognomik entwerfen, die das gewöhnliche Chaos unsrer physiognomischen Träume sehr ordnete und auf eine bestimmte Wahrheit zurückführte. Insonderheit war es mir angenehm, daß er auf die *Lebensweise*, d.i. auf die Veränderungen in der Beschaffenheit des Körpers so viel hält und die *Gedankenweise*, d.i. die Form des Begriffs der Seele mit ihr ganz homogen betrachtet. Aus dem Umriß eines Beins oder Knochens leitet er nicht die wandelbarsten, feinsten Triebfedern der Seele, ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters her, ob es wol Niemand leugnen wird, daß auch jeder kleine Umriß des Körpers zur Analogie des Ganzen gehöre. - Sie schweigen, Theano?

THEANO. Ihr Gespräch ist mir sehr lieb, meine Freunde; weil Sie mich doch aber einmal dazu bestellt haben, Sie, wenn Sie Sich verirren, wieder an

den Weg zu erinnern, so wollte ich, Sie ließen die Physiognomik und kehrt zu Ihrer allgemeine Betrachtung zurück. Mir, die ich immer nur mit dem Wenigsten zufrieden bin, ist's gnug, daß jede Organisation die Erscheinung eines Systems innerer, lebendiger Kräfte sei, die nach Gesetzen der Weisheit und Güte eine Art kleiner Welt, ein Ganzes bilden. Ich wünschte, daß ich den Geist der Rose zu meiner Arbeit zaubern könnte, daß er mir sagte, wie er ihre schöne Gestalt gebildet habe, oder da auch sie nur eine Tochter des Rosenbusches ist, daß mir die Dryade desselben es erklärte, wie sie von der Wurzel aus bis zum kleinstem Zweige ihr Bäumchen belebe. Als Kind schon bin ich oft vor einem Baum, einer Blume stille gestanden und habe die sonderbare Harmonie angestaunt, die sich in jedem lebendigen Geschöpf von unten zu bis oben aus zeigt; ich verglich mehrere derselben und habe mit Vergleichung und Musterung der Blätter, der Zweige, der Blüten, der Stämme, des ganzen Wuchses der Bäume und Pflanzen manche müssige Stunden verträumt. Die Begierde, solche eigenthümliche schöne Gestalten lebendig nachzuzeichnen, schärfte meine Aufmerksamkeit, und oft kam ich in ein so vertrauliches Gespräch mit der Blume, dem Baum, der Pflanze, daß ich glaubte, ihr ergriffenes Wesen müßte in meine kleine Schöpfung

wandern. Aber vergebens; diese blieb ein todes Nachbild, und jenes schöne vergängliche Geschöpf stand da mit aller Fülle stiller Selbstgnügsamkeit und eines gleichsam *in und für sich selbst vollendeten Daseins*. Ueber diese Materie reden Sie mehr und helfen meiner stammelnden Natursprache!

THEOPHRON. Liebe Theano, die wird nun wol immer eine Stammerin bleiben. Ins innere Wesen der Dinge hineinzuschauen, haben wir keine Sinne; wir stehen von außen und bemerken. Mit je scharfsinnigerm, stillerem Blick wir dies thun, desto mehr offenbart sich uns die lebendige Harmonie der Natur, in der jede Organisation das vollkommenste Eins und doch Jedes mit Jedem in ihr so vielfach und mannichfaltig verwebt ist. Die Kunst schleicht dieser Beobachtung der Natur nach; die neuere aufmerksamere Naturlehre ist ihre Schwester. Sie beobachtet in jedem Dinge, was es sei, wie es sich gestalte, wie es leide und wirke, und hat über Pflanzen, Bäume, Mineralien, Thiere u.s.w., über ihre Entstehung, ihr Wachsthum, ihre Verwandlung, über Krankheiten, Tod und Leben derselben Schätze von Erfahrungen gesammelt, die uns bei jedem einzelnen Gegenstande eine Welt von selbstbestehender Harmonie, Güte und Weisheit zeigen. Hievon ist aber jetzt nicht zu reden; man wird dies Alles in schönen Frühlings- und

Sommermorgen lieber sehen wollen, als jetzt im dunkeln Abendgespräch davon hören. Worauf ich Sie aufmerksam machen möchte, sind die *einfachen Gesetze, nach welchen alle lebendigen Kräfte der Natur ihre tausendfältige Organisationen bewirken*; denn Alles, was die höchste Weisheit thut, muß höchst einfach sein. Die Gesetze nämlich scheinen mir in drei Worten zu liegen, die im Grunde alle wieder nur ein lebendiger Begriff sind

1. *Beharrung*, d.i. innerer Bestand jeglichen Wesens.

2. *Vereinigung* mit Gleichartigem und vom Entgegengesetzten Scheidungen.

3. *Verähnlichung* mit sich und Abdruck seines Wesens in einem andern.

Wollen Sie mich darüber (damit ich Ihnen Ausdruck brauche, Theano) auch stammeln hören, so steht Ihnen meine Rede zu Dienst. Wir wenigstens, Philolaus, setzen unsern Gesprächen über Spinoza damit den Kranz auf; denn Sie wissen, daß er selbst, obwohl in seiner eigenthümlichen Sprache, die Moral auf ähnliche Begriffe baut.

Zuerst also. *Jedes Wesen ist, was es ist*, und hat vom Nichts weder einen Begriff noch zu ihm Sehnsucht. Alle Vollkommenheit eines Dinges ist seine *Wirklichkeit*; das Gefühl dieser Wirklichkeit ist der einwohnende Lohn seines Daseins, seine innige

Freude. In der sogenannten moralischen Welt, die auch eine Naturwelt ist, hat Spinoza alle Leidenschaften und Bestrebungen der Menschen auf diese innere Liebe zum Dasein und zur Beharrung in demselben zurückzuführen gesucht; in der physischen Welt hat man den Erscheinungen, die aus diesem Naturgesetz folgen, mancherlei zum Theil unwürdige Namen gegeben. Bald heißt es die *Kraft der Thätigkeit*, da jedes Ding bleibt, was es ist, und ohne Ursache sich nicht verändert; bald heißt es, wiewol in einem andern Betracht, die *Kraft der Schwere*, nach welchem jedes Ding seinen Schwerpunkt hat, worauf es ruht. *Trägheit* und *Schwere* sind ebensowol als ihre Gegnerin, die Bewegung, nur Erscheinungen, da Raum und Körper selbst nur Erscheinungen sind; das Wahre, Wesentliche in ihnen ist *Beharrung, Fortsetzung seines Daseins*, aus welchem es sich selbst nicht stören kann noch mag. Daß jedes Ding nun nach einem Zustande der Beharrung strebe, zeigt selbst seine Gestalt an, und Sie werden, liebe Theano, als eine Naturzeichnerin sich in der Form der Dinge Manches erklären können, wenn Sie darauf merken. Wir wollen das leichteste Beispiel aus dem System *der* Dinge nehmen, die mit der größten Gleichartigkeit die leichteste Beweglichkeit verknüpfen und sich also gleichsam eine Gestalt wählen können. Wir nennen

dies *flüssige Dinge*. Wolan! alle flüssigen Dinge, deren Theile gleichartig zu einander ohne Hinder- niß wirken, welche Gestalt nehmen sie an?

PHILOLAUS. Die Gestalt eines Tropfens.

THEOPHRON. Warum eines Tropfens? Sollen wir etwa ein Tropfen bildendes Principium in der Natur annehmen, das diese Gestalt willkürlich liebe? und die Regel festsetzen: »Alles in der Natur *ballt* sich durch eine verborgne Qualität«?

PHILOLAUS. Mit nichten! Der Tropfe ist eine Kugel; in einer Kugel treten um *einen* Mittelpunkt alle Theile gleichartig in Harmonie und Ordnung. Die Kugel ruht auf sich selbst; ihr Schwerpunkt ist in der Mitte; ihre Gestalt ist also der einfachste Be- harrungszustand gleichartiger Wesen, die um die- sen Mittelpunkt in Verbindung treten und mit glei- chen Kräften einander das Gegengewicht leisten. Nach nothwendigen Gesetzen der Harmonie und Ordnung wird also eine Welt im Tropfen.

THEOPHRON. Mithin, lieber Philolaus, haben Sie in dem Gesetz, darnach sich der Tropfe bildet, zu- gleich die Regel, nach welcher sich unsre Erde, die Sonne und alle Himmelsysteme bildeten. Denn auch unsre Erde ging einst als Tropfe hervor oder sammelte sich zum Tropfen. So die Sonne und jenes ganze System, in dem sie mit anziehender Gewalt herrscht. Alles senkt sich in Radian herab

und wird nur durch andre Kräfte im Umlauf erhalten; so bilden sich Planeten und Planetenbahnen, Sonnen und Sonnenbahnen, Systeme von Sonnen, Milchstraßen, Nebelsterne. Allesammt lichte Tropfen aus dem Meer der Kräfte, die nach einwohnenden ewigen Gesetzen der Harmonie und Ordnung in ihrer Gestalt und in ihrem Lauf *ihren Beharrungszustand* suchten und fanden. Nicht anders als in ihrer Gestalt, in ihrer Bahn, dem Product entgegenstrebender Kräfte (sei diese Kreis oder Ellipse, Parabel oder Epicykloide), konnten sie ihn finden; nicht aus Willkür, sondern nach innern gleichartig wirkenden Gesetzen selbst, die sich in der Kugelgestalt wie in der Ellipse, in der Sphäroidenbewegung wie in der Parabel offenbaren. Die kleine Thräne, Theano, die Sie des Morgens im Kelch einer Rose finden, zeigt Ihnen das Gesetz, nach welchem sich Erde, Sonnen und alle Sonnen, ja alle Weltsysteme bildeten und bestehend erhalten. Denn wenn wir unsere Phantasie den ungeheuern Flug verstatten, sich das Weltall zu denken, so wird kein Riese daraus, der sich streckt und sträubt, sondern mit allen Epicykloiden aller Sonnensysteme eine Kugel, die auf sich selbst ruht.

THEANO. Eine unermeßliche Aussicht! Kommen Sie zu unsrer Erde oder wenigstens zu unserm Sonnensystem zurück; ich ermatte im Fluge. Sie sprachen

von einem zweiten Naturgesetz, *daß sich alles Gleichartige vereine und das Entgegengesetzte scheide*; wollen Sie nicht davon Beispiele geben?

THEOPHRON. Ich dünke, wir bleiben bei unserm flüssigen Tropfen. Sie kennen, Theano, den Stein des Hasses und der Liebe in der Naturwelt?

THEANO. Den Magnet, meinen Sie.

THEOPHRON. Ihn selbst, und seine zwei Pole und deren freundliche oder feindliche Wirkung.

THEANO. Auch daß es einen Punkt der größten Liebe und einen Punkt der völligen Gleichgiltigkeit auf seiner Achse gebe, ist mir bekannt.

THEOPHRON. Sehen Sie also diesen Stein als einen Tropfen an, in den sich die magnetische Kraft so gleichartig und regelmäßig vertheilt hat, daß ihre entgegenstehenden Enden den Nord- und Südpol machten. Einer kann ohne den andern nicht sein. -

THEANO. Und wenn man sie verändert, verändert man beide.

THEOPHRON. Sie haben also am Magnet ein Bild von dem, was Haß und Liebe in der Schöpfung sei; bei jedem System von Wirksamkeit muß sich daß Nämliche finden.

PHILOLAUS. Und dies Nämliche ist -?

THEOPHRON. Daß, wo ein System von vielartigen Kräften eine Achse gewinnt, sie sich um dieselbe und um ihren Mittelpunkt so lagern, daß jedes

Gleichartige zum gleichartigen Pol fließt und sich von demselben durch alle Grade der Zunahme bis zur Culmination, sodann durch den Punkt der Gleichgiltigkeit bis zum entgegengesetzten Pol nach festen Gesetzen ordne. Jede Kugel würde auf diese Weise eine Zusammensetzung zweier Hälften mit entgegengesetzten Polen; so jede Ellipse mit ihren Brennpunkten u.s.w.: die Gesetze dieser Construction lägen nach festen Regeln in den Wirkungskräften des Systems selbst, das sich also bildete. So wenig es bei einer Kugel einen Nordpol ohne einen Südpol geben kann, so wenig kann es bei jedem System von Kräften, das sich regelmäßig bildet, eine Gestalt geben, in der sich nicht ebenso- wol das Freundschaftliche und Feindschaftliche trennt, mithin eben durch das Gegengewicht, das beide einander nach ab- und zunehmenden Graden des Zusammenhanges leisten, ein Ganzes bildet. Wahrscheinlich gäbe es kein System elektrischer Kräfte, wenn es nicht zwei einander entgegengesetzte Elektricitäten gäbe; ein gleiches ist's mit der Wärme und Kälte, ein Gleiches mit dem Cyklus der Farben und jedem System von Erscheinungen, die nur durch das Mannichfaltige Einheit und durch das Entgegengesetzte Zusammenhang erhalten können. Die bemerkende Naturlehre, die nicht eben alt ist, wird in diesem Allen gewiß einmal so weit

reichen, daß durch eine Reihe von Analogien jede blinde Willkür aus der physischen Welt verbannt sein wird, bei welcher Willkür Alles auseinanderfiele und im Grunde alle Gesetze der Natur aufhörten. Denn, meine Freunde, wirkt der Magnet, die elektrische Kraft, das Licht, die Wärme und Kälte, die Anziehung, die Schwere u.s.w. willkürlich; ist das Dreieck willkürlich ein Dreieck, der Zirkel willkürlich ein Zirkel: so mögen wir nur alle Bemerkungen der Physik und Mathematik für Unsinn erklären und auf Offenbarungen dieser getroffenen Willkür warten. Ist's aber gewiß, daß wir schon bei so vielen Kräften mathematisch genaue Naturgesetze gefunden haben, wer wollte die Grenze setzen, wo sie nicht mehr zu finden seien, wo ein blinder Wille anhöbe? In der Schöpfung ist Alles Zusammenhang, Alles Ordnung; findet also *irgendwo nur ein* Naturgesetz in ihr statt, so müssen *allenthalben* Naturgesetze walten, oder die Schöpfung wird ein Chaos und stäubt aus einander.

THEANO. Sie entfernen Sich vom Gesetz des Hasses und der Liebe, Theophron, wo nach Ihnen System Eins ohne das Andre nicht sein kann.

THEOPHRON. Weil *Alles* in der Welt *da ist, was da sein muß, d.i.* was zu ihrem System gehört, so muß auch das *Entgegengesetzte* da sein, und ein Gesetz der höchsten Weisheit muß eben aus diesen

Entgegengesetzten, aus dem Nord- und Südpol allenthalben das System bilden. In jedem Kreise der Natur ist die Tafel der zweiunddreißig Winde, in jedem Sonnenstrahl der ganze Farbumkreis; es kommt nur darauf an, welcher Wind jetzt und dann wehe, welche Farbe hie oder da erscheine. Sobald aus dem Flüssigen das Feste hervortritt, krystallisiert und bildet es sich nach den innern Gesetzen, die in diesem System organisirender Kräfte lagen. Alles zieht an oder stößt zurück oder bleibt gleichgiltig gegen einander; die Achse dieser wirkenden Thätigkeiten geht zusammenhangend durch alle Grade. Der Chemiker veranstaltet nichts als Verbindungen und Trennungen; die Natur zeigt allenthalben Verwandtschaften, Freundschaften, Feindschaften auf die reichste, innigste Weise. In ihr sucht und findet sich, was sich einander liebt; daher die Naturlehre selbst nicht umhin gekonnt hat, eine *Wahlanziehung* bei den Verbindungen der Körper anzunehmen; was einander entgegengesetzt ist, entfernt sich von einander und kommt nur durch den Punkt der Gleichgiltigkeit zusammen. Oft wechseln die Kräfte rasch, ganze Systeme verhalten sich wie die einzelnen Kräfte des Systems zu einander: Haß kann Liebe, Liebe kann Haß werden; Alles aus einem und demselben Grunde, da jedes System nämlich *in sich selbst Beharrung sucht und*

darnach seine Kräfte ordnet. Die Kräfte dieser Systeme können sehr verschieden von einander sein und doch nach einerlei Gesetzen wirken, weil in der Natur zuletzt Alles zusammenhangt und nur *ein* Hauptgesetz sein kann, nach welchem sich auch das Verschiedenste ordnet.

THEANO. Nach unsrer Vorstellungsart kommt, dünkt mich das *Gesetz der Beharrung, des Hasses und der Liebe* diesem Hauptgesetz nah; denn ungeachtet aller zahllosen Verschiedenheiten und entgegengesetzten Erscheinungen in der Natur erscheint allenthalben. Ich möchte einige Augenblicke ein höherer Geist sein, um diese große Werkstätte in ihrem Innern zu betrachten.

THEOPHRON. Warum ein höherer Geist, Theano? Hat es der Zuschauer von außen nicht angenehmer als ein Zuschauer von innen, der doch auch nie das Ganze übersehen konnte? Steht der Zuschauer vor dem Schauplatz nicht bequemer, als der in der Coullisse lauscht? Nach Wahrheit forschen, reizt; Wahrheit haben, macht vielleicht satt und träge. Der Natur nachzugehen, ihre hohen Gesetze zu ahnen, zu bemerken, zu prüfen, sich darüber zu vergewissern, jetzt sie tausendfach bestätigt zu finden und neu anzuwenden, allenthalben endlich *dieselben* weise Regel, *dieselbe heilige Nothwendigkeit* wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, sich selbst

anzubilden; das macht den Werth eines Menschenlebens. Denn, Theano, sind wir blos Zuschauer? sind wir nicht selbst Schauspieler, Mitwirker der Natur und ihre Nachahmer? Herrschen im Reich der Menschen nicht auch Haß und Liebe? und sind beide zu Bildung des Ganzen nicht gleich nothwendig? Wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben; nur er muß recht hassen und recht lieben lernen. Es giebt auch einen Punkt der Gleichgiltigkeit unter den Menschen; dies ist gottlob aber in der ganzen magnetischen Achse nur *ein* Punkt.

PHILOLAUS. Jetzt muß *ich* Sie erinnern, Theophron, daß Sie uns noch Ihr drittes Stück des großen Naturgesetzes schuldig sind, nämlich, »*wie sich die Wesen einander verähnlichen und in Abdrücken ihrer Art eine fortwährende Reihe bilden*«.

THEOPHRON. Das heiligste und gewiß göttliche Gesetz. Alles was sich liebt, verähnlicht sich einander; wie zwei Farben zusammenstrahlen, daß eine mittlere dritte werde, so werden auf eine wunderbare Weise schon durch das theilnehmende Beisammensein menschliche Gemüter, ja sogar Geberden und Gesichtszüge, die feinsten Uebergänge der Denkart und Handlungsweise einander ähnlich. Schwärmerei, Wahnsinn, Furcht, alle Affecten sind ansteckende Uebel; nicht durch das, was in ihnen Uebel oder ein Nichts ist, sind sie so mächtig,

sondern durch die Stärke ihrer wirkenden Kräfte; wie dann sollte sich nicht die Wirkung regelmäßiger Kräfte, d.i. Ordnung, Harmonie, Schönheit mit viel wesentlicherer Macht auf Andere erstrecken und sich ihnen mittheilen? Nur dadurch sahen wir Organisationen werden, daß stärkere Kräfte die schwächeren in ihr Reich ziehen und nach eingepflanzten Regeln einer in sich nothwendigen Güte und Wahrheit sie zu einer *Gestalt* bilden. Alles Gute theilt sich mit; es hat die Natur Gottes, der sich nicht anders als mittheilen konnte; es hat auch seine unfehlbare Wirkung. Die Regeln der Schönheit z.B. drängen sich uns auf, sie strahlen uns an; unvermerkt gehen sie in uns über; eben dies ist das Geheimniß der überall zusammenhängend wirkenden, in sich selbst bestehenden Schöpfung. Das freundschaftliche Beisammensein menschlicher Gemüther verähnlicht sie einander ohne Gewalt, ohne Worte. Jener idealische Einfluß, den *Leibniz* bei seinen Monaden annahm, ist das ebenso mächtige als geheime Band der Schöpfung, das wir bei allen empfindenden, denkenden, handelnden Wesen unwidertreiblich und unzerstörbar bemerken. Verzweifle Niemand an der Wirkung seines Daseins; je mehr Ordnung in demselben ist, je gleichförmiger den Gesetzen der Natur er handelt, desto unfehlbarer ist seine Wirkung. Er wirkt wie Gott, in

Gott; er kann nicht anders als ein Chaos um sich her ordnen, Finsterniß vertreiben, damit Licht werde; feiner schönen Gestalt verähnlicht er Alles, was mit ihm ist, selbst mehr oder minder was streitend ihm entgegenfährt, sobald er durch Güte und Wahrheit überwindet⁷²

THEANO. Erquickende Wahrheit, Theophron! Schon dadurch zeigt sie ihr himmlisches Siegel, daß sie unserm Herzen zuspricht und tausend Erfahrungen meines Lebens in mir aufruft. Es liegt eine unnennbare Kraft im *Dasein* eines Menschen, ich meine, wie sein handelndes Beispiel wirkt. Das innigste, stillste Gute in mir ist auf diese Weise *mein* worden; ohne Geräusch der Worte ging es in mich über. Auch deswegen ist mir Ihre Gedankenweise lieb, Theophron, da sie mir allenthalben dies Dasein, diese Wirklichkeit und in ihr den *Allwirksamen* gegenwärtig macht, der durch das Dasein seiner Geschöpfe selbst in wesentlichen Regeln der Harmonie und Schönheit fortgehend, still und tief auf uns wirkt. Jetzt sehe ich's, wie Alles Gott ähnlich werden soll, ja, wenn ich so sagen darf, ihm ähnlich werden muß, was in seinem Reich lebt. Seine Gesetze, seine Gedanken und Wirkungen drängen sich uns auch wider unsern Willen in tausend und abermal tausend Erweisen seiner Ordnung, Güte und Schönheit als unwandelbare

Regeln auf; wer nicht folgen will, muß folgen; denn Alles zieht ihn, er kann der allgewaltigen Kette nicht entweichen. Wohl Dem, der willig folgt: er hat den süßen täuschenden Lohn in sich, daß er sich selbst bildete, obwohl ihn Gott unablässig bildet. Indem er mit Vernunft gehorcht und mit Liebe dient, so prägt sich ihm aus allen Geschöpfen und Begebenheiten das Gepräge der Gottheit auf: er wird vernünftig, gütig, geordnet, glücklich; er wird Gott ähnlich. - Aber lassen Sie uns zur Haushaltung der Natur zurückkehren! Ist nicht ein Zwang darin, daß eine Kraft die andere überwältigt, sie an sich zieht, zu sich zwingt und mit sich einigt? Wenn ich bemerke, daß alles Leben der Geschöpfe auf der Zerstörung anderer Gattungen ruht, daß der Mensch von Thieren, Thiere von einander oder auch nur von Pflanzen und Früchten leben, so sehe ich freilich Organisationen, die sich bilden aber die zugleich andre zerstören, d.i. Mord und Tod in der Schöpfung. Ist nicht ein Gräschen, eine Blume, eine Frucht des Baumes, endlich ein Thier, das dem andern zur Speise wird, eine so schöne Organisation, als die Organisation Dessen ist, der es zerstörend in sich verwandelt? Verjagen Sie diese Wolke, Theophron; sie zieht sich mir wie ein Schleier vors Angesicht der Sonne, die mir aus jedem Geschöpf strahlte.

THEOPHRON. Sie wird fliehen, Theano, wenn Sie bemerken, daß ohne diesen scheinbaren Tod in der Schöpfung Alles *wahrer* Tod, d.i. eine träge Ruhe, ein ödes Schattenreich wäre in welchem alles wirksame Dasein erstürbe. Eben jetzt sprachen Sie wie eine Schülerin des Plato; haben Sie in Ihrem Lehrer nicht gefunden, daß in dem Veränderlichen *Alles* Veränderung, daß auf dem Flügel der Zeit *Alles* Fortgang, Eile, Wanderung sei? Hemmen Sie *ein* Rad in der Schöpfung, und alle Räder stehen stille; lassen Sie *einen* Punkt dessen, was wir Materie nennen, träge und todt sein, so ist Tod allenthalben.

PHILOLAUS. Ich erinnere mich hiebei so manches unphilosophischen Wahnes, daß es z.B. Atomen, absolut harter Körper und dergleichen in der Natur gebe. Giebt es solche, so wird an ihnen alle Bewegung zu Schanden; ein unendlich kleiner Atom hemmte die Räder der ganzen Schöpfung.

THEOPHRON. Wolan als, wenn es keine absolute Ruhe, keine völlige Undurchdringlichkeit, Härte, Träge geben kann, die ein Alles entkräftendes Nichts, mithin ein Widerspruch wäre, so müssen wir uns schon, meine Freunde, mit unsern Gedanken auf den Strom des Plato wagen, wo alles Veränderliche eine Welle, wo alles Zeitliche ein Traum ist. Erschrecken Sie nicht, Theano; fürchten Sie nicht: es ist sie Welle eines Stromes, der selbst

ganz *Dasein* ist, der Traum einer selbstständigen, wesentlichen *Wahrheit*. Der Ewige, der in Erscheinungen der Zeit, der Untheilbare, der in Gestalten des Raumes sichtbar werden wollte, konnte nicht anders als jeder Gestalt das kürzeste und zugleich das längste Dasein geben, das nach dem Bilde des Raums und der Zeit ihre Erscheinung fordert.

Alles, was erscheint, muß verschwinden; es verschwindet, sobald es kann, es bleibt aber auch, so lange es kann; hier wie allenthalben fallen die beiden Extreme zusammen und sind eigentlich eins und dasselbe. Jedes beschränkte Wesen bringt als Erscheinung den Keim der Zerstörung schon mit sich: mit unaufhaltbarem Schritt eilt es zur größten Höhe hinauf, damit es hinuntereile und unsern Sinnen verschwinde. Bemerken Sie die Linie, die ich hier zeichne!

THEANO. Traurige Bemerkung!

THEOPHRON. Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüthe eilt! Sie zieht den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüthe zeige; die Blüthe ist da, und sie verschwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse und ihr kräftiges Dasein vermehrend fortpflanze. Nun ist auch ihre

Erscheinung hin: sie hat solche im rastlosen Dienst der Natur verzehrt, und man kann sagen, daß sie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe. Was aber ist ihr zerstört als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte? die, da sie dem höchsten Punkt unsrer Linie erreicht hatte, in welchem das Maximum ihrer Bestimmung, die Gestalt und das Maß ihrer Schönheit lag, wider hinabwärts eilte? Dies that sie nicht etwa (welches ein trauriges Bild wäre), jüngern lebendigen Erscheinungen als eine jetzt todte Platz zu machen; als eine lebendige vielmehr brachte sie mit aller Freude des Daseins das Dasein derselben hervor und überließ es in dauernden Keimen dem fortblühenden Garten der Zeit, in welchem auch sie blühte. Denn sie selbst ist mit dieser Erscheinung nicht gestorben, so lange die Kraft ihre Wurzel fort dauert; aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehen in neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Töchter ihres Daseins, jetzt ihre Freundinnen und Schwestern, an ihrer jungfräulichen Seite. Es ist also kein Tod in der Schöpfung; er ist ein *Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann, die Wirkung einer ewig jungen, rastlosen, dauernden Kraft*, die ihrer Natur nach keinen Augenblick müßig sein, stille stehen, unthätig bleiben konnte. Immer und immer arbeitet sie auf die

reichste, schönste Weise zu ihrem und zu so viel Anderer Dasein, als sie Dasein hervorzubringen, mitzutheilen vermochte. In einer Welt, wo sich Alles verwandelt, ist jede Kraft in ewiger Wirkung, mithin in fortgesetzter Verwandlung ihrer Organe; diese Verwandlung selbst ist eben der Ausdruck ihrer unzerstörbaren Wirksamkeit voll Weisheit, Güte und Schönheit. So lange die Blume lebte, arbeitete sie zu ihrem eigenen Flor wie zur Vervielfältigung ihres Daseins; sie ward (das Höchste, was ein Geschöpf werden kann) eine Schöpferin durch eigne organische Kräfte. Als sie starb, entzog sich der Welt eine verlebte Erscheinung; die innere lebendige Kraft, die sie hervorbrachte, zieht sich in sich selbst zurück, um sich abermals in junger Schönheit der Welt zu zeigen. Können Sie Sich ein schöneres Gesetz wesentlicher Weisheit und Güte in dem, was *Veränderung* heißt, gedenken Theano, als daß sich Alles *zum neuen Leben*, zu neuer Jugendkraft und Schönheit im raschesten Lauf drängt und daher jeden Augenblick verwandelt?

THEANO. Ich sehe einen schönen Schimmer, Theophron; aber die Morgenröthe sehe ich noch nicht.

THEOPHRON. Gedenken Sie Sich nun alle Naturkräfte in dieser rastlosen Arbeit, in Eile zur Verwandlung auf dem Flügel der Zeit. Was scheint uns geringer als ein Blatt? Und kein Theilchen eines

Blattes darf einen Augenblick müßig sein: es zieht an, es stößt hinweg (dazu hat es seine zwei so verschieden gebildeten Seiten); immer und immer wechseln die Theile seines organischen Kleides, bis es fällt und auflöst. Leben ist also Bewegung, Wirkung, *Wirkung einer innigen Kraft mit dem Genuß und Bestreben einer Beharrung verbunden*. Und da im Reich der Veränderung nichts unverändert bleiben kann, und doch Alles sein Dasein erhalten will und muß, so ist Alles in einer ewigen Palingenesie, damit es immer daure und immer jung erscheine.

THEANO. Ob diese Verwandlung aber auch Fortrückung wäre?

THEOPHRON. Gesetzt, sie wäre dies nicht, sie wäre aber das einzige Mittel, dem Tode und einem ewigen Tode zu entgehen, d.i. sie erhielte unsre lebendige Kraft im fortdauernden Wirken, in innig gefühltem Dasein, so wäre sie schon eine so wünschenswerthe Wohlthat, als ein ewiges Leben vor einem ewigen Tode wünschenswerth ist. Nun aber, Theano, können Sie Sich wol ein fortgesetztes Leben, eine immerhin fortwirkende Kraft ohne Fortwirkung, d.i. einen Fortgang ohne Fortgang denken?

THEANO. Es scheint ein Widerspruch.

THEOPHRON. Und ist einer. Zwar muß jede Kraft,

die im Raum und in der Zeit Erscheinungen annimmt, die Schranken behalten, die ihr Raum und Zeit geben; mit jedem Wirken aber macht sie ihr folgendes Wirken leichter, und da sie dies nicht anders als nach eingepflanzten innern Regeln der Harmonie, Weisheit und Güte thun kann, die sich jedem Geschöpf liebevoll aufdringt, einprägt und ihm bei jeder seiner Wirkungen beisteht, so sehen Sie allenthalben ein *Fortrücken aus dem Chaos zur Ordnung, d.i. eine innige Vermehrung und Verschönerung* der Kräfte in neu erweiterten Schranken nach immer mehr beobachteten Regeln der Harmonie und Ordnung. Jeder blinden Kraft dringt sich Licht, jeder regellosen Macht Vernunft und Güte auf; keine ihrer Uebungen, keine Wirkung in der Schöpfung war vergebens. *Es muß also Fortgang sein im Reiche Gottes, da in ihm kein Stillstand, noch weniger ein Rückgang sein kann.*

THEANO. Aber die Gestalt des Todes!

THEOPHRON. Ist kein Tod in der Schöpfung, so giebt es auch keine Todesgestalt. Heiße diese, wie sie wolle, sie ist Uebergang zur neuen Organisation, das Einspinnen der abgelebten Raupe, damit sie als ein neues Geschöpf erscheine. Sind Sie befriedigt, Theano?

THEANO. Ich bin's und verlasse mich auf die weise Güte, die mich hieher brachte, mir ohne mein

Verdienst so viele Kräfte, gewiß nicht umsonst, gab und mich mit tausend Kräften voll Liebe und Güte umringt, meinen Verstand, mein Herz, meine Handlungen nach einer ewigen Regel nothwendiger, in sich selbst gegründeter Weisheit und Güte zu ordnen. Sie schweigen, Philolaus?

PHILOLAUS. Ich will nachholen und sogleich eine Reihe Folgen hinzusetzen, die aus Theophron's System einer in sich selbst nothwendigen Wahrheit und Güte zu folgen scheinen. Beim zweiten Satz bleiben wir; also:

III. *Alle Kräfte der Natur wirken organisch. Jede Organisation ist ein System lebendiger Kräfte, die nach ewigen Regeln der Weisheit, Güte und Schönheit einer Hauptkraft dienen.*

IV. Die Gesetze, nach denen diese herrscht, jene dienen, sind: *innerer Bestand eines jeglichen Wesens, Vereinigung mit Gleichartigem und vom Entgegengesetzten Scheidung, endlich Verähnlichung mit sich selbst und Abdruck seines Wesens in einem andern.* Sie sind Wirkungen, dadurch sich die Gottheit selbst offenbart hat; und keine andern, keine höheren sind denkbar.

V. *Kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Verwandlung; Verwandlung nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, nach welchem jede Kraft im Reich der Veränderung sich immer neu, immer wirkend*

erhalten will und also durch Anziehen und Abstoßen, durch Freundschaft und Feindschaft ihr organisches Gewand unaufhörlich ändert.

VI. *Keine Ruhe ist in der Schöpfung*; denn eine müßige Ruhe wäre Tod. Jede lebendige Kraft wirkt und wirkt fort; mit jeder Fortwirkung also schreitet sie weiter und arbeitet sich aus, nach innen ewigen Regeln der Weisheit und Güte, die auf sie dringen, die in ihr liegen.

VII. *Je mehr sie sich ausarbeitet, desto mehr wirkt sie auch auf Andre*; indem sie ihre eignen Schranken erweitert, organisirt sie und prägt auf Andre das Bild der Güte und Schönheit, das in ihr wohnt. In der ganzen Natur also herrscht *ein* nothwendiges Gesetz, *daß aus dem Chaos Ordnung, aus schlafenden Fähigkeiten thätige Kräfte werden*. Die Wirkung dieses Gesetzes ist unaufhaltbar.

VIII. *Im Reich Gottes existirt also nichts Böses, das Wirklichkeit wäre*. Alles Böse ist ein Nichts; wir nennen aber Uebel, was *Schranke* oder *Gegensatz* oder *Uebergang* ist, und keins von dreien verdient diesen Namen.

IX. So wie aber Schranken zum Maß jeder Existenz im Raum und in der Zeit gehören und im Reich Gottes, wo Alles da ist, auch das Entgegengesetzte da sein muß, so gehört es mit zur höchsten Güte dieses Reichs, *daß das Entgegengesetzte*

selbst sich einander helfe und fördre; denn nur durch die Vereinigung beider wird eine Welt in jeder Substanz d.i. ein bestehendes Ganzes, vollständig an Güte sowie an Schönheit.

X. Auch die Fehler der Menschen sind einem verständigen Geist gut; denn sie müssen sich ihm, je verständiger er ist, desto eher als Fehler zeigen und helfen ihm also wie Contraste zu mehrerem Licht, zu reinerer Güte und Wahrheit. Und auch dies Alles nicht als Willkür, sondern nach Gesetzen der Vernunft, Ordnung und Güte.

Sind Sie mit meinen Folgerungen zufrieden, Theophron?

THEOPHRON. Sehr. Ihr scharfsinniger Geist eilt voran, Philolaus, wie ein edles Roß, dem man nur die Rennbahn öffnen darf und es fliegt zum Ziele. Ich danke dem Schatten des Spinoza, daß er uns so angenehme Stunden des Gesprächs mit einander verschafft hat; mir kommt die Gelegenheit, über Materien dieser Art zu reden, selten. Und doch erheben sie den Geist so einzig und bilden ihn zur hellen, scharfen, nothwendigen Wahrheit. Noch gewähren mir diese Gespräche mit Ihnen ein zweites Vergnügen, daß sie mir nämlich Ideen der Jugend zurückbringen, mit denen ich an *Leibniz'*, *Shaftesbury's* und *Platon's* Seite manche süße Stunde gewiß mehr als verträumte.

THEANO. Um so lieber wäre es mir, Theophron, wenn Sie etwas Zusammenhängendes hierüber aufzeichneten. Ein Gespräch verfliegt, und einem geschriebenen Gespräch über Materien dieser Art scheint immer etwas zu fehlen. Man wird fortgezogen und ist am Ende, ehe man's dachte; man fühlt aber einen Trieb, zurückzukehren.

THEOPHRON. So kehre man zurück, Theano, bis das Gespräch uns gleichsam selbst aus der Seele fließt. Bei manchen seiner Nachtheile hat es doch *das* Gute, daß es uns vor dem Auswendiglernen bewahrt, und wahre Philosophie muß nie auswendig gelernt werden.

THEANO. Die Regel möchte ich meinem Bruder wünschen. Er ist seit einiger Zeit mit einem Wortkram befangen, der ihm den Kopf verwirrt, sobald er davon redet. Er spricht nie mit seinen eignen, natürlichen, sondern mit fremden Worten, als ob er in fremden Zungen oder als ob ein Dämon aus ihm spräche. Er hat sich, wie er sagt, in ein System hineinstudirt. Ich wünsche, Theophron, daß Sie den Spinoza, Descartes, Leibniz, und wer es sonst sei, wegließen und blos Ihre Gedanken aufschrieben.

THEOPHRON. Ich halte mich gern an Fußtapfen, die vor mir sind, Theano; es fehlt mir auch noch viel, ein Werk entwerfen zu können, auf welches die nothwendige, ewige Wahrheit selbst ihr Siegel

drückte.

PHILOLAUS. Darf ich jetzt mit meinem Vorbehalt erscheinen, Theophron? Ihr erster Grundsatz hieß: »*Das höchste Dasein hat seinen Hervorbringungen das Höchste gegeben, Wirklichkeit, Dasein*«. Gerade dies, sagt man, mangelt dem System unsers Philosophen: nach ihm *giebt* sich kein Dasein, es ist nur *eine* Substanz; wir sind bloß Modificationen.

THEOPHRON. Modificationen wessen? *Des Daseins im höchsten Verstande*. Die eine Partei zürnt, daß Spinoza uns zu viel, die andre, daß er uns zu wenig einräumt; beide können sich vielleicht in keinem schicklichern Ausdruck als dem seinigen vereinen. *Weisen der Existenz* sind wir; diese nennen wir *Individualitäten*. Jeder hat und ist eine *eigne Weise*, d.i. eine eigne Individualität. Wissen Sie einen bessern Ausdruck?

PHILOLAUS. Man glaubt gerade das Gegentheil: »Spinoza habe uns unsre Individualität genommen, aus diesem Standpunkt lasse sich sein System am Bündigsten anfechten und zerstören«. -

THEOPHRON. Wie man denn auch glaubt, er habe dem höchsten Dasein sein Dasein, sein Selbstbewußtsein geraubt. »Todt ist *Osiris*; seine zertheilten Glieder flattern hie und dort als Modificationen umher. Modificationen ohne Wesen, Radian ohne

Mittelpunkt; wiederum der wirksamste Mittelpunkt ohne Radian, das wirklichste Wesen ohne Darstellungen seiner Wirklichkeit« - denken Sie den sich selbst widersprechenden Unsinn! Theano soll uns zurechthelfen; was ist bei Ihnen *selbstständig*, *wirksam-bleibend* und *bleibend-wirksam*, was sind *Sie selbst*, Theano?

THEANO. Meine *Gestalt* gehört mir an; aber ich bin nicht meine Gestalt. Das sagt mir das Gemälde meiner Kindheit, das sagt mir in Leid und Freude, in Gesundheit und Krankheit mein Spiegel.

THEOPHRON. Und doch waren und sind Sie in diesem Wechsel von Zuständen immer *Dieselbe*, dasselbe Individuum.

THEANO. Mit meiner *Phantasie nicht*; die änderte sich mit den Jahren. Mit dem, was wir *Geschmack*, *Liebhabelei*, *Affectionen* nennen, nicht; auch sie sind Kleider, die wir unvermerkt ändern. Daß endlich unser *Gedächtniß* ermatte, unsre *Erinnerung* welke - lassen Sie mich an diese trübe Jahreszeit des menschlichen Lebens nicht gedenken. Uns Allen komme sie spät!

THEOPHRON. Wenn also im Reich der Sinnlichkeit, der Phantasie, des Geschmacks, der Begierden der Mittelpunkt der Selbstbestandheit nicht liegt, wo liegt er?

THEANO. In meinem *Selbst*; weder als Begriff noch

als Empfindung läßt sich, wie mich dünkt, das Wort weiter zergliedern. Ich war Kind und erwuchs, war krank und ward gesund, schlief und wachte; bei allen Veränderungen, die mit mir vorgingen, von innen und außen, nannte man mich nicht nur, sondern ich empfand und nannte mich *Dieselbe*.

THEOPHRON. Dies Principium der Selbstheit hing also nicht von Ihnen ab, als ob es, aus *Raisonnement* entstanden, durch *Reflexion* unterhalten werden müsse, als ob es auf dieser beruhe und ohne sie verschwände.

THEANO. Wie könnte dies sein? Daß trotz aller Veränderungen mein Körper und Geist zwar nicht dieselbe, aber *ich* dieselbe, ein *Selbst* bleibe, hängt von meinem Raisonnement nicht ab. Wachend raisonnire ich nicht zu viel, schlafend gar nicht, und in den Zaubergegenden des Traums war ich oft eine Andre. Reflectire ich wachend über mich selbst, so finde ich mein kleines Selbst getheilt; ich theile es selbst künstlich.

THEOPHRON. Also liegt die Ueberzeugung von unserm Selbst, das Principium unsrer Individuation tiefer, als wohin unser Verstand, unsre Vernunft, unsre Phantasie reicht. Sie haben es getroffen, Theano; als Begriff und als Empfindung liegt es in dem Worte *Selbst* selbst. Selbstbewußtsein,

Selbstwirksamkeit, sie machen unsre Wirklichkeit, unser Dasein; auf ihnen ruht die Leiter aller unserer ausgebildeten und unausgebildeten Vermögen, Triebe und Thätigkeiten, die von der Erde gen Himmel reicht. Glauben Sie nun wol, Theano, daß die *Principium der Individuation* (wir mögen es *Selbstgefühl, Selbstbewußtsein* oder anders nennen) bei Allem, was da ist, *in gleichem Grad* wirksam und thätig sei?

THEANO. Gewiß nicht. Eine lebendige und diese gestickte Rose, der Rosenbusch und die Nachtigall, die auf ihm singt, der Schmetterling, der an der Rose hängt, können weder dieselbe Art noch denselben Grad des Selbstgefühls, des Selbstbewußtseins, mithin des Daseins haben; und wir Menschen?

THEOPHRON. Also sind sie und wir verschiedene »*Weisen der Existenz*«, mit verschiedenen Arten und Graden des Selbstbewußtseins, *Modifikationen der Wirklichkeit* tiefer und tiefer hinab, höher und höher hinan: und wir Menschen! Glauben Sie wol, daß alle *unsers* Geschlechts ein gleich tiefes Selbstgefühl, ein gleich wirksames Selbstbewußtsein, mithin ein gleich inniges Dasein haben?

THEANO. Am Wenigsten. Manche menschliche Organisation möchte man im Innern kaum der Individualität der Blume, des Vogels, ja manches wilden

Thiers vergleichen.

THEOPHRON. Vergleichen, immer jedoch im Kreise menschlicher Gefühle; denn die Basis *seines* Geschlechts kann kein Individuum verleugnen. Welche, meinen Sie nun, wäre die höchste, reinste, schönste Individuation?

THEANO. Kein Zweifel! Die Form aller Formen. Sie, die Alles umfaßt, deren Wirksamkeit sich durch Alles verbreitet. Je mehr sie umfassen kann, je mehr sie *mitzutheilen vermag*, desto mehr muß sie *haben, d.i. sein*.

PHILOLAUS. Nicht mehr, meine Freunde; jedes fernere Wort wäre zu viel. *Das einzige und ewige Principium der Individuation* sehe ich im System unsers Philosophen an einen Faden entwickelt, der und in unser innerstes Selbst leitet. Je mehr Leben und Wirklichkeit, d.i. je eine verständigere, mächtigere, vollkommnere Energie ein Wesen zur Erhaltung eines Ganzen hat, das sich angehörig fühlt, dem es sich innig und ganz mittheilt, desto mehr ist es *Individuum, Selbst*. Hiernach bestimmte Spinoza die Vorzüglichkeit des menschlichen Körpers, die Fähigkeiten der menschlichen Seele und führte Alles auf *Den* zurück, durch den Alles lebt, in dem wir leben und sagen dürfen: »Wir sind seines Geschlechts durch Bewußtsein durch die uns eigensten, mächtigsten Kräfte.«

THEOPHRON. Statt also mit Worten in der Luft zu fechten, lasset uns unser wahres Selbst aufwecken und das Principium der Individuation in uns stärken! Je mehr Geist und Wahrheit, d.i. je mehr thätige Wirklichkeit, Erkenntniß und Liebe des *Alls zum All* in uns ist, desto mehr haben und genießen wir *Gott*, als wirksame Individuen, unsterblich, unzertheilbar. Nur Der, in dem Alles ist, der Alles hält und trägt, darf sagen: »Ich bin das *Selbst*, außer mir ist Keiner.«

So weit die Unterredung, die wie es das Wort *Gespräch* ohnedies andeutet, jedem Lesenden sein Urtheil lassen, indem sie nur unter sich, nicht für Andre definiren.

Von je her hat es zwei Gattungen Philosophen gegeben, Philosophen aus Ueberzeugung und aus Ueberredung, Sach- und Wortphilosophen. Von der ersten, nicht von der zweiten Art war Spinoza. Er sagt: »Niemand, der eine wahre Idee hat, ist darüber unwissend, daß eine wahre Idee auch die größte Gewißheit einschließe; denn eine wahre Idee haben, heißt nichts Anders als die Sache recht und vollkommen erkennen. An einer solchen Sache kann gewiß nur Der zweifeln, der die Idee für ein stummes Gemälde an der Wand hält, nicht für eine Weise zu denken, nämlich für das *Verstehen* selbst; denn, ich bitte, wer kann wissen, daß er eine Sache *verstehe*, ohne daß er sie *verstehe*? d.i. wer kann wissen, daß er einer Sache gewiß sei, ohne daß er ihrer gewiß sei? Sodann, giebt es etwas Kläreres und Gewisseres zur Richtschnur der Wahrheit als eine *wahre Idee*? Gewiß wie das Licht sich selbst und die Finsternisse offenbart, so ist die Wahrheit *Richtschnur ihrer selbst und Unterscheidung vom Falschen*.⁷³ - Ich maße mir nicht an, die beste Philosophie erfunden zu haben; aber daß ich die wahre Philosophie einsehe, das weiß ich. Fragst Du, wie ich das wisse, so

antworte ich: wie daß die drei Winkel eines Triangels zweien rechten Winkeln gleich sind. Daß dies hinreichende, wird kein gesundes Hirn leugnen; denn was *wahr ist, zeigt sich und zugleich das Falsche.*«⁷⁴ Ein Philosoph solcher Art hat mit Dialektikern nichts gemein, denen die Wahrheit zu setzen und wegzuräumen gleichgiltig ist, weil sie ihnen nur ein Wort kostet.

Um nichts gab sich also Spinoza so viel Mühe, als Einsicht und Einbildung, Begreifen und Dichten strenge zu sondern. Wie hart er mit den Fictionen der Einbildungskraft umgeht, zeigt sein *Theologisch-politischer Tractat*; mehrere Scholien seiner *Ethik*, mehrere seiner *Briefe* zeigen, wie genau er Wissen vom Träumen und auch in jenem die verschiedenen Stufen des Wissens, Erkennens und Einsehens unterscheidet.⁷⁵ Am Klärsten zeigt es sein Tractat von *Verbesserung des Verstandes*,⁷⁶ für dessen Vollendung man Manches geben würde. Ein Philosoph *der* Art konnte mit Blendwerken nichts zu thun haben, die auch in der Speculation als Schemate umhergaukeln sollen, den begreifenden, fassenden, *verstehenden* Verstand aus sich selbst in Irren umherzuführen. »Zu wissen, daß ich wisse, muß ich nothwendig zuerst *wissen*; die Weise, wie wir das formelle Wesen *empfinden*, ist die Gewißheit selbst. Zur Gewißheit des Wahren bedarf es keines andern Zeichens,

als daß man eine wahre Idee habe; und was die höchste Gewißheit sei, kann nur Der wissen, der die vollständige Idee einer Sache hat; Gewißheit und das objective Wesen eines Dinges sind eins. Es ist also nicht die wahre Methode, ein Zeichen der Wahrheit zu suchen, nachdem man Ideen erlangt hat; die wahre Methode ist vielmehr der Weg, die Wahrheit selbst, d.i. die objectiven Wesen der Dinge oder die Ideen (alle drei Namen bedeuten Eins und Dasselbe) in gehöriger Ordnung zu erlangen. Nothwendig muß also die Methode vom *Verständniß (intellectione)* reden; nicht, daß sie selbst das Vernunftschließen zum Verständniß der Ursachen der Dinge sei, viel weniger ist das Verstehen dieser Ursachen selbst; sie ist das Verstehen, was eine *wahre Idee* sei, indem sie diese von andern Vorstellungen unterscheidet und ihre Natur erforscht, so daß wir daher unsre *Macht zu verstehen* kennen lernen und unsern Verstand so innehalten, daß er nach *dieser Norm alles Verstehbare verstehe*; wozu sie ihm als Hilfsmittel gewisse Regeln giebt und macht daß er sich nicht mit nutzloser Arbeit ermüde. Methode ist also nichts als ein reflexives Erkenntniß, d.i. die *Idee der Idee*; und weil es keine Idee geben kann, es sei denn vorher eine Idee da, so kann es auch keine Methode geben, wenn nicht vorher die Idee da ist. Eine gute Methode wird also die sein die zeigt, wie *nach der Norm einer gegebenen wahren Idee* der

Verstand zu leiten sei. Und da das Verhältniß zwischen zwei Ideen mit dem Verhältniß zwischen den formellen Wesen dieser Ideen einerlei ist, so folgt, daß die reflexive Erkenntniß der *Idee des vollkommensten Wesens* vor der reflexiven Erkenntniß aller übrigen Ideen vorzüglicher sein muß; mithin wird die vollkommenste Methode die sein, die *nach Norm der gegebenen Idee des vollkommensten Wesens* zeigt, wie der Verstand zu leiten. Hieraus erhellt auch, wie, je mehr der Verstand versteht, er dadurch zugleich Werkzeuge gewinne, leichter und mehr zu verstehen; denn (wie aus dem Gesagten klar ist) vor allem Andern muß in uns *eine wahre Idee als ein angebornes Werkzeug existiren*, durch deren Verständniß zugleich der Unterschied begriffen wird, der sich zwischen einer solchen und jeder andern Vorstellung findet. Und da es durch sich klar ist, daß der Verstand auch sich selbst um so besser verstehe, je mehrere Dinge der Natur er versteht, so sieht man, daß dieser Theil der Methode um so vollkommener sein werde, je mehrere Dinge der Verstand einsieht, und daß die Methode dann die vollkommenste sein müsse, wenn der Verstand nach dem Erkenntniß des vollkommensten Wesens aufmerkt oder reflectirt. Je mehrere Dinge er kennt, desto besser versteht er seine eignen Kräfte und der Natur Ordnung; je besser er seine Kräfte versteht, desto leichter kann er sich selbst

ordnen und sich Regeln vorschreiben; je besser er die Ordnung der Natur versteht, desto leichter kann er sich vom Unnützen zurückhalten; worin, wie wir gesagt haben, die ganze Methode besteht. *Daß unser Verstand ein reines Abbild der Natur sei, muß er alle deine Ideen aus der Idee hervorbringen, die den Ursprung und Urquell der ganzen Natur darstellt, damit sie auch Quell aller andern Ideen werde.*«⁷⁷

So dachte Spinoza, und alle Geister, die wahrer Ideen, d.i. des *Verstehens* fähig und in dem Maße, als sie dessen fähig waren, dachten wie er. Sie entsagten der dichtenden Imagination und schieden sich von Blendwerken und Wortlarven. *Verstandne* Begriffe sind dem Spinoza das Wesenhafte, Lebendige, Wahre; Bildworte gelten ihm nichts; er gebraucht sie als algebraische Zeichen.

Was das Aeußere seiner Methode anlangt, so weiß Jeder, der die strenge synthetische Methode versucht hat, ihre Schwierigkeiten. Oft haben einzelne Glieder ihre Kette eine besondere Analyse und Deduction nöthig, die man, wenn uns ein dergleichen Glied als aus dem Vorhergehenden nicht-folgend auffällt, geduldig anstellen, nicht aber, weil man sie nicht anzustellen vermag, leugnen oder verwerfen muß. Aus *einem*, dem reichsten und vollständigsten Begriff leitet Spinoza Alles her; in ihm hat und genießt er Alles.

Wiefern unter allen Nationen, in den

verschiedensten Ausdrücken und Vorstellungsarten Andre, die Einfalt und Wahrheit liebten, d.i. denen die Idee des *Einen, Wahren als Norm aller Erkenntniß und Methode* lebendig eingeprägt war, an dieser großen und einfachen Denkart Theil nahmen: dies zu zeigen, wäre ein lehrreicher, aber zu weit führender Lustweg. Juden und Christen, Griechen und Indier, Speculanten mit Kopf und Herz, Scholastiker und Mystiker nahmen daran Theil; denn Spinoza's Philosophie war lange vor ihm und wird lange nach ihm bleiben. Oft waren Die, die am Schärfsten gegen ihn, d.i. gegen seine mißverstandnen oder übel gewählten Ausdrücke stritten, wenn sie sich selbst erklären wollten oder mußten, in seinen oder ihren eignen, jetzt besser, jetzt schlechter gewählten Ausdrücken *seines Glaubens*, des innern Glaubens nämlich an eine einzige, lebendig empfundene, Allem zum Grunde liegende *Idee des Wahren, Guten und Schönen*, ohne welche alle unser Sprechen und Schreiben Tand bleibt. Statt dieser zahlreichen Mitzeugnisse, die einem andern Ort aufgespart werden, stehe eine posthume Stelle *Lessing's* hier (die wenigstens zeigen mag, daß ihm Spinoza's System kein Scherz war) und, von *Shaftesbury* versificirt, ein *Naturhymnus*.

Lessing

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne sie das Complement der Möglichkeit, so frage ich: »Ist von diesem Coplemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff oder keiner?« »Wer wird das Letzte behaupten wollen?« Ist aber ein Begriff davon in ihm, so ist die Sache selbst in ihm, so sind alle Dinge in ihm selbst wirklich.

Aber, wird man sagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit dieses Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was sie von der Wirklichkeit in seinem Begriffe unterscheidet. Das ist: in der Wirklichkeit außer ihm muß etwas sein, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Ist aber nichts dergleichen, ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, Alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und Alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott.

Oder man sage: *die Wirklichkeit eines Dinges sei*

der Inbegriff aller möglichen Bestimmungen, die ihm zukommen können. Muß nicht dieser Inbegriff auch in der Idee Gottes sein? Welche Bestimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich ist dieses Urbild das Ding selbst, und sagen, daß das Ding auch außer diesem Urbild existire, heißt dessen Urbild auf eine ebenso unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln.

Ich glaube zwar, die Philosophen sagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott bejahen, heiße weiter nichts, als dieses Ding blos von Gott unterscheiden und dessen Wirklichkeit von einer andern Art zu sein erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes ist.

Wenn sie aber blos dieses wollen, warum sollen nicht die Begriffe, die Gott von den Dingen hat, diese wirklichen Dinge selbst sein? Sie sind von Gott noch immer genugsam unterschieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als nothwendig, weil sie in ihm wirklich sind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die sie außer ihm haben sollten, auch in seiner Idee ein Bild entsprechen? Und dieses Bild ist nur ihre Zufälligkeit selbst. Was außer Gott zufällig ist, wird auch in Gott zufällig sein, oder Gott müßte von dem Zufälligen außer ihm keinen Begriff haben. Ich brauche dieses *außer ihm*, so wie man es gemeinlich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu

zeigen, daß man es nicht brauchen sollte.

Aber, wird man schreien, Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Wesen Gottes annehmen! - Nun, bin ich es allein, der dieses thut? Ihr selbst, die Ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, ist Euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe sind?

Lessing's Leben und Nachlaß,
Th. 2. S. 164.

Naturhymnus von Shaftesbury.⁷⁸

Erster Gesang

Empfangt mich, Fluren! Heilige Wälder, nehmt,
Dem Stadtgeräusch entronnen, den Wanderer auf,
Der hier in Euren Schatten Ruhe
Sucht und Erquickung! Gewährt sie hold ihm!

Heil Euch, Ihr grünen frohen Gefilde! Heil,
Des stillen Segens Wohnungen, Euch! Und Euch
Ihr reiz- und schmuckbekränzten Fernen,
Heil Euch und Allem, was in Dir lebet,

Du Aufenthalt glückseliger Menschen, die,
Entfernt dem Neide, ferne der Thorheit, hier
Unschuldig, still und froh und munter
Leben und, große Natur, Dich anschauen!

Natur! der Schönen Schönste, Du Gütige!
Allliebend, werth, von Allen geliebt zu sein,
Ganz göttlich, weisheitvoll, voll Anmuth,
Alles Erhabenen hoher Inhalt,

Der Gottheit Freundin, weise Statthalterin
Der Vorsicht, oder - Schöpferin, Schöpfer selbst? -

O Schöpfer, sieh, ich knie und bete,
Bete Dich an in der heil'gen Halle

Des hohen Tempels. Dein, o Erhabner, ist
Dies Schweigen; Dein ist diese Begeisterung,
Die mich, obwol in unharmonisch
Lautenden Tönen zu singen antreibt.

Der Wesen Einklang, Ordnung und Harmonie
Des Weltalls, die sich, o Unerforschlicher,
Du alles Schönen Quell und Ausguß,
Meer des Vollkommnen, in Dich sich auflöst,

In dessen Fülle alle Gedanken ruhn,
In dem die Schwingen jeglicher Phantasie
Ermatten, sonder End' und Ufer,
Ueberall Mittelpunkt, nirgend Umkreis.

So oft ich ausflog, kehrt' ich zurück in mich,
Von meinem Nichts, von Deiner Unendlichkeit
Durchdrungen; und ich wag' es dennoch,
Dich zu ergründen, Gedankenabgrund?

Dich zu *erkennen*, ewige Schönheit, Dich
Beherzt zu *lieben*, sehnend zu *nahen* Dir,
Dazu erschufst Du mich und gabst mir
Regung und Willen; o, gieb mir Kräfte!

Sei Du mein Beistand! Wenn ich im Labyrinth
Der Schöpfung forsche, leite den Forscher Du,
Der mich mit Geist und Lieb' erfüllte,
Führe den Liebenden zu Dir selbst hin!

Zweiter Gesang

Allbelebender Geist, o Du Begeisterer,
Kraft der Kräfte, Du Quell jeder Veredelung,
Quell auch meiner Gedanken,
Inhalt meiner Gedankenkraft,

Unermüdet und stets unwiderstehbar regst
Du zum neuen Genuß Alles im Reich der Macht;
Unter heil'gen Gesetzen
Wechseln Leben und leben neu.

Froh gerufen zum Licht, schauen sie und vergehn
Fröhlich schauend, damit Anderes auch den Strahl
Dieser Sonne genieße
Und am Leben sich Alles freu'.

Unerschöpflicher Quell, Allem mittheilend sich,
Unversiegbar; es stört nichts die geschäft'ge Hand,
Die kein Pünktchen verabsäumt,
Nichts verlässet mit ihrer Huld

Der Verwesung selbst grause Naturgestalt
(Schaudernd zittern von ihr Blick und Gedanken weg)
Ist die Pforte zum Leben,
Neuer Jugend Erschafferin,

Schauplatz ewiger Kunst! Alles ist Weg und Ziel,
Zweck und Mittel. Es gehn Welten in Welten auf
Unsern Sinnen; Unendlich
Kleines wird uns unendlich groß!

Welt der Wunder! In ihr strebet ein Wesen fort
(Ist's ein Wesen?), das, sich immer mittheilend, nie
Stirbt; es strebet in tiefster
Ruh'; wir nennen *Bewegung* es.

Dort ein ander Gespenst, unserm Begriff zu klein
Und zu groß: es entschlüpft jetzt wie ein Augenblick,
Schwillt jetzt, unserer Schranken
Spottend, auf bis zur Ewigkeit.

Wir begreifen es nicht; aber wir nennen's *Zeit*,
Uns was endlos umher Alles umfasst, *Raum*.
Und - o tiefes Geheimniß,
Unser *Denken, Empfinden* Du!

Uns das eigenste Selbst, und das gewisseste
Aller Wesen (es sei Alles ein Schattentraum,

Mein Empfinden ist Wahrheit;
Mein Gedanke, Vernunft besteht),

In ihm fühl' ich das Sein höherer, ewiger
Wesen; in ihm das Sein *Deiner*, o Urbild Du
Deiner Werke, Du wohnest
Höchstwahrhaftig in mir, in mir!

Dritter Gesang

Du Sternenhimmel, funkelnder Sonnen Raum!
Wer zählt die Sonnen? wer, die noch Niemand sah?
Und mißt von Welten dort zu Welten,
Misset von allen den Raum zu uns dann?

O Unermessner! Jede der Sonnen regt
Ein Heer von Erden. Jede der Sonnen wallt
In Straßen, deren kleiner Schimmer
Uns ein Gewölk ist, in sich ein Weltall.

Dort *unsre Sonne*! Heiliger Tagesbrunn,
Lichtquell und Quell des wärmenden Lebens! Sanft
Und stark wirksame Flamm', ergossen
Ringsum und in sich gedrängt, ein Lichtball.

Allmächtig Wesen, Bild des Allmächtigen,

Des Weltenhalters, Grund der belebten Welt!
An Anmuth unvergänglich ewig -
Ewig ein Jüngling und schön und lieblich.

Kaum bist Du sterblich, hohes Geschöpf. Wer tränkt,
Die immer ausgießt, labende Ströme stets
Vergeudend, die stets unerschöpfbar
Segnet von oben, wer tränkt und stärkt Dich?

Erfreut zu werden, schweben in lebender
Bewegung viele Erden um sie. Zu ihr
Gezogen als zu ihrer Mutter,
Drängen sie sich, und ein anderer Zwang hält

Sie still umkreisend. Mächtiger Hausherr, welch
Ein Geist belebt sie! Gossest Du Seel' in sie?
Wie oder fügtest Du dem Aether
Mächtig sie ein und dem Hauch der Winde,

Der Winde, Deiner Diener? Wer hält den Bau
Jedweder Welt zusammen? und dreht den Ball
Der Erd' um ihren Punkt, indeß ihr,
Ihr und der Sonne getreu, der Mond folgt?

Was bist Du, Erde, zu dem Gewalt'gen dort?
Zur Sonne? was zum Heere der Sonnen? was
Zum Unermeßlichen? Und dennoch

Bist Du so groß zu dem Nichts, dem Menschen!

Dem Menschen, der, von himmlischem Geist belebt,
Von Dir sich aufwärts, auf zu dem *Vater* schwingt,
Zum *Mittelpunkt der Seelen*, sicher,
Wie sich der Körper zu *seinem* Punkt drängt.

O, drängten alle Geister zu ihrem Ziel
Sich so beständig! Doch der das Chaos schied
Und sang die Welt in Harmonieen,
Wird auch die Geister in Ordnung singen.

Vierter Gesang

Unglückseliges Volk, Menschen! Warum entfloh
Ihr der lieblichen Flur lohnender Mühe? Stolz -
Oder hieß Euch ein Dämon
Ruh' verachten und elend sein?

Da kam Uebel und Noth über die Sterblichen!
Krank, matter Begier ekelte, was die Erd'
Heimisch reichte; sie streiften
Plündernd über das Meer hinaus.

Von den Schätzen der Welt *über* der Erde Schooß
Ungesättiget, grub mühend die Thorenzunft,

Grub hinein in der Mutter
Eingeweide nach Reichthum hin.

Da auch, göttliche Kunst, herrschetest bildend Du,
In Verwandlungen hier, dort in untrennbaren
Ewig festen Gestalten,
Undurchdringlich dem Forschenden;

Aber giftiger Dampf, der die Geheimnisse
Deiner Werke, Natur, birget, umhüllte schnell
In der grausigen Werkstatt
Die Verwegnen mit Todesdampf.

*

Reine, liebliche Luft! freundliches Tagelicht!
Dich zu schauen auf Dich, Erde, zu treten froh,
Deine Schätze betrachtend -
Welche reinere, süße Luft!

Von der Sonne gewärmt, von dem belebenden
Hauch der Winde gekühlt, wenn sie die Pflanzen hier
Sanft erquicken und läutern
Dort der dampfenden Erde Dunst.

Regen strömen hinab, neue Befruchtungen;
Denn mit Kräften belebt, *Erde*, Du Nährerin

Deiner Kinder, die *Luft* Dich
Frisch, als bildete Gott Dich heut.

*

Und Du schwerere Luft, *Wasser*, o schön bist Du!
Hell durchscheinend und klar, aber auch harten Sinns,
Wenn Tyrannen Dich pressen;
Sanft geleitet, wie folgst Du gern!

Rinnst, ein spiegelnder Strom, lösest die lockere
Erd' auf, schwemmest der Flur stärkende Nahrung zu,
Die in heilsamer Zwietracht
Blüthen zeuget und Frucht gebiert.

Und zusammengedrängt tief in den Ocean,
Wanderst, leichtes Geschöpf, wieder gen Himmel Du,
Aufgezogen von Lüften;
Schwebst in Wolkengestalt umher,

Und kommst wieder herab, wieder zur lechzenden
Erd' erquickend und füllst Quellen und Ströme neu:
Ringsum lachen die Felder;
Alles Lebende lebt durch Dich.

*

Und Ihr Quellen des *Lichts*, Meere der leuchtenden
Feuerflammen, wer forscht, und wer umufert Euch?
Ausgegossen ins weite
Weltall, tief in der Erde Schooß

Eingeschlossen. Die Luft dienet Euch willig, trägt
Euch auf Fittigen. Trinkt selber die Sonne nicht,
Trinkt nicht alle das Sternheer
Eure Strahlen und glänzt von Euch?

Lichtquell, heiliger Brunn! Nenn' ich Dich *Aether*?
Dich,
Den Durchdringenden, der Alles erhitzt und wärmt,
Unsern frostigen Erdball
Liebend wärmet bis in sein Herz.

Durch Dich bildeten sich alle Gestalten; Du
Giebst der Pflanze Gedeihn, fachst in der Athmenden
Brust die himmlische Flamm' auf,
Die empfindet und Leben heißt;

Baust, ernährest und sparst jegliches Werkzeug Dir,
Hältst in glücklicher Ruh', glücklich in Harmonie
Alle Wesen; sie freun sich
Deiner wärmenden Mutterhuld.

Aber brichst Du hervor wüthend in Flammen, brichst

Ueberwältigend Du jede Gestalt und Form,
O, so löset sich Alles
Auf und kehret zurück - in Dich.

Fünfter Gesang

Wie matt und träge blicket die Sonne dort
Nach jener schiefen Ferne des Erdenballs!
Lang ist die Winternacht, die dort liegt,
Wenig erfreuend der holde Morgen.

Da rasen Stürme, nimmer ermattend; da
Liegt in krystallinen Wellen das brausende
Unzähmbar-stolze Meer gefangen;
Thäler und Höhen bedeckt die Alpe

Das eis'gen Schneees. Unter ihm liegt der Strom
Erstarrt, erstarret Baum und Gesträuch und Land;
Hineingedrängt in finstre Höhlen,
Zittern die Menschen vor Frost, umheulet

Von hungernd-wilden Bestien. Doch (so groß
Ist Menschenmuth!) sie zittern und zagen nicht
Vor ihnen; Kunst und Klugheit hebt sie
Ueber Gefahren und Nacht und Mangel.

Denn endlich kommt die mächtige Sonne, schmelzt
Hinweg den Schnee und löst die Gefangenen,
Die dann auf einen künft'gen Kerker
Wieder sich rüsten und froh versorgen.

O Kunst und Klugheit! Göttliche Gabe! reich
Geschenk des Himmels! Waffe für jede Noth!
Eisberge schwimmen dort; die Sonne
Riß von einander die mächt'gen Berge,

Und zwischen ihnen drängen sich Ungeheu'r
Der Tiefe; seht! sie schwimmen wie Inseln, groß
Und stark und unbezwinglich Allem,
Göttliche Menschenvernunft, nur Dir nicht.

*

Hinweg, o *Winter*! Wende, mein Auge, Dich
Zu jenen holden Gegenden, die die Sonn'
Inbrünstig anblickt: wie verändert
Wirket sie dort! einen ew'gen *Sommer*.

Das Aug' erträgt nicht diesen erglüh'nden Strahl;
Die Luft erkühlt nicht diese gehobne Brust,
Die nach der Ruhe lechzt im Schatten
Kühler, erfrischender Abendwinde.

Der Schöpfer weigert Menschen und Thieren nicht
Die lang erseufzte stärkende Ruh' Ein Dach
Von Wolken steigt empor; erquicket
Athmen die Pflanzen, sie athmen Dank auf.

*

Du Land der Wunder! Edelgesteineland,
Von Würzen duftend! Aber wer schreitet dort
Um schönen Fluß? Ein Berg, belebet,
Reich an Empfindungen und Muth und Weisheit,

Dem Menschen dienend, selber in Schlachten ihm
Mehr Bundsgenoß als Slave - der *Elephant!*
O Prachtgeschöpf! Und *Prachtinsecten*,
Schöne Bewohner der schönsten Pflanzen,

Vom kleinen Moose bis zum erhabenen Palm!
Und dort vor allen jenes Insect, das sich
Begräbt und spinnt den Menschen ihre
Seidnen Gewande, den Schmuck des Stolzes.

Mein Blick zieht weiter. Siehe, wie Balsam dort
Von Bäumen fließet! Dort das geduldige
Kameel; es hebt den Hals und senket
Nieder den Rücken, ein Schiff der Wüste.

Schau dort den *Nilstrom*! Bild der belebenden
Vielbrüst'gen Mutter, steckt er die Arm' umher,
Damit von seinen segensschwängern
Fruchtenden Wellen sich Alles labe.

Aus dürrer Wüste eilen die Thier' herbei,
Den Durst zu löschen, fröhlich zu paaren sich;
Die Inbrunst wirret die Geschlechter,
Neue Gestalten erzeugt die Sonne.

Tyrann des Stromes, schreckendes Ungeheu'r
Der Ufer, lauschend hinter dem Schilfe, dann
Den Schlafenden erhaschend (falsche
Thränen entrinnen dem frommen Mörder),

Verhaßtes Bild der trügenden Heuchelei
Des Aberglaubens, weinender *Krokodil*,
Der Pest, die Menschen gegen Menschen
Reizte, mit Wuth sich um Gottes willen

Zu würgen. Unhold, bleib in der Wüste dort,
Die Dich geboren! Halte den Gifthauch fern,
Der, um den Himmel zu bevölkern,
Länder verheert und entmenschet die Menschheit.

*

Hinauf zu jenen Höhen, wo Berge dort
Den Himmel tragen! Fels über Fels gethürmt
Erklimmen wir; die Ströme drunten
Tosen und brüllen im jähen Abgrund.

Verwittert hängt der drohende Fels auf uns!
Geborsten steht die Trümmer der ew'gen Höh'
Des Erdbaus. Prächtige Verwüstung!
Alter und Jugend der Welt enthüllst Du.

Uranfang suchen unsre Gedanken hier
Uns suchen in der Tiefe des Abgrunds dann
Der Wesen Ende. Nicht am Gipfel,
Laß uns in Mitte des Berges weilen!

Hier unter immergrünenden Fichten, hier
Im Cedernschatten! Selber des Mittags Strahl
Wird Dämm' rung hier; die tiefe Stille
Schweigend, sie spricht und enthüllt Gedanken.

Gedanken von wie mächtiger neuer Kraft!
Geheimnißreiche Stimmen ertönen! Hier,
Hier ist der Gottheit Tempel! Heilig -
Heiliges Wesen, mit Nacht umschleiert!

Fußnoten

1 *Oeuvres de Bayle*, T. IV. p. 169. 170.

2 *Tractatus Theologico - Politicus, continens dissertationes aliquot, quibus ostenditur, libertatem philosophandi non tantum salva pietate et reipublicae pace posse concendi, sed eandem nisi cum pace reipublicae ipsaque pietate tolli non posse.* Hamburg. (Amstelod.) 1670.

3 Er ist seitdem übersetzt erschienen (Gera 1787), aber ohne die Anmerkungen, die hier gewünscht werden. Seine »Ethik« ist mit Anmerkungen begleitet.

4 Leben des Spinoza von *Joh. Colerus*. Frankf. 1733.

5 In *Heidenreich's* »Natur und Gott« (B. I. Leipzig 1789) ist der erste Theil des Aufsatzes *La vie et l'esprit de Mr. Benoit de Spinoza* übersetzt. Obgleich enthusiastisch geschrieben, stimmt dies *Elogium* eines Freunde und Bekannten dennoch mit *Coler's* Lebensbeschreibung zusammen und ist merkwürdig.

6 *S. Uriel. Acostae Exemplar humanae vitae*, hinter

Limborch's Amica collatione cum Judaeo, Basil.
1740.

7 Ein Vorgänger eben des Colerus, der sein Leben geschrieben.

8 *B. d. S. Opera posthuma* (Hagae Com.) 1677.

9 *Tractatus de intellectus emendatione* in *Opp. posthum. Spinozae*, p. 356.

10 Die Vorrede der Herausgeber sagt dies und bittet um Verzeihung, »wenn in dem Aufsatz Manches dunkel und roh erscheine; der Aufsatz sei nicht vollendet.« A. d. H.

11 *Descartes, Opp. Philosoph.* Amstel. 1685. *Regii Philos. natural.* Amstel. 1654. *Raaei Clav. philos. nat.* Lugd. 1654. *Clauberg's Phys., Metaphys.* etc. »In Cartesio displicet, sagt Leibniz, audacia et fastus nimius conjunctus cum styli obscuritate, confusione, maledicentia. Longe magis mihi probatur Claubergius, discipulus ejus, planus, perspicuus, brevis, methodicus.« *Leibnit. Otium Hannoveran.*, ed. Feller., p. 181.

12 Amstel. 1663. »Quem ego cuidam juveni, quem

meas opiniones aperte docere nolebam, antehac dictaveram«, sagt *Spinoza* in seinem neunten Briefe, S. 423.

13 *Opp. posth.*, p. 395 seq.

14 Da diese Ode seitdem in *Kosegarten's* »Poesien« (B. I. S. 35) wohlklingend übersetzt ist, so stehe sie hier, diese Uebersetzung:

Gott

Durchwebt von Dessen Odem, der ewig lebt,
Von Dessen Gluth gezündet, der nie erlischt,
Entbrennt die Seele, schwingt den Fittig,
Steiget in nimmer erflogne Höhen,

Und strebet mühsam aufwärts zum Throne Deß,
Den keine Zunge nannte, kein Hymnus sang,
Den keine Schranke grenzt noch enget,
Nicht des Beginns, noch des Endens Schranke.

Er ist der Wesen Urgrund und ist ihr Ziel,
Sein eigener ew'ger Urgrund, sein eignes Ziel,
Beginnt, begrenzt, beschränkt sich selber,
Grenzenlos zwar und beginn- und endlos.

Ganz, ungetheilt, untheilbar und unverrückt,
Erfüllt sein Wesen jeglichen Atomus
Des ungemessnen Raums und jeden
Stiebenden Tropfen des Zeitenstromes.

Ihn decken hohe Tempelgewölbe nicht,
Ihn fassen nicht die Himmel, die Erden nicht;
Frei, unumhüllet, ungefesselt
Waltet und herrscht er im großen Alle.

Sein Will' ist That. Wer steuert dem Mächtigen?
Wer hemmt den Unrückruffbaren? Groß ist er
Und gut, nicht mit der Meßkunst Größen,
Nicht mit der Güte der Sittenlehren.

Stracks, flugs, im Hui geschiehet, was er gebeut.
Das Weltall schlief des eisernen Nichtseins Schlaf;
Er rief: Erwache? Schnell erwachend
Rafft' es sich auf und erstaunt' und kniete.

Sein alldurchdringend Auge durchschaut das All
Und hegt und trägt, bewahret und wärmet es.
Allmächtig herrscht sein Wink, allmächtig
Waltet des Schrecklichen hohe Brane.

Dich fleh' ich, Guter! lächel' auf mich herab!
Mit Demantketten binde mich fest an Dich!

Bei Dir, bei Dir ist volle Gnüge,
Einzig bei Dir, und bei keinem Andern!

Wohl Dem, der Dich ergreift, an Dich sich hängt.
An Dich sich innig schmieget, Dich fest umflicht!
Dich habend, Vater, hat er Alles,
Alles, was sättigt, und was beseligt.

Du, Du entzeuchst Dich Keinem, der Dein bedarf,
Freiwillig schenkst Du Jeglichem Jegliches;
Dich selbst, der war und ist und sein wird,
Ewiger, schenkst Du dem frommen Fleher!

Du bist dem Müherliegenden Nerv und Mark,
Und bist dem Klippenscheiternden Bucht und Port,
Und bist der durstgeborstnen Lippe
Lechzender Wanderer Quellenkühle.

Du bist der Arbeiteligen süße Ruh',
Bist unsern Busen Frieden und Freudigkeit
Bist jeder Schönheit Urgebilde,
Jeglicher Trefflichkeit ew'ge Urform.

Bist Zahl und Maß und Zirkel und Harmonie
Und Pracht und Ordnung, Hoheit und Majestät,
Bist unsre Wonne, unsre Wollust,
Unsre Ambrosia, unser Nektar.

O Du, der Wahrheit Richtsheit, des Rechtes Norm,
Des Guten Bleischnur, heiliges Urgesetz,
Du, unsre Hoffnung, unsre Weisheit,
Leuchtende Fackel des irren Geistes!

Glanz, Lichtstrahl, Würde, Hoheit, wie sing' ich
Dich!

Licht, Liebe, Leben, Labsal, wie feir' ich Dich!
Der Summen Summe! All das Allen!
Einzig, Ewiger, Größter, Bester!

15 Divisus, a didere pro dividere.

16 Mensor s. mensura.

17 *V. Ethic.*, p. 49. *Schol. et epist.*, 21, 39, 40, 49,
etc. »Jedermann muß ja einräumen, daß nichts ohne
Gott weder sein noch gedacht werden könne; denn
Alle gestehen, daß Gott aller Dinge, sowol ihrem
Wesen als ihrem Dasein nach, einzige Ursache sei.
Inzwischen sagen doch auch die Meisten, zum Wesen
eines Dinges gehöre das, ohne welches das Ding
weder sein noch gedacht werden kann. Sie müssen
also glauben, entweder daß die Natur Gottes zum
Wesen der erschaffenen Dinge gehöre, oder daß die
erschaffenen Dinge ohne Gott sein und gedacht wer-
den können, oder - welches wol das Gewisseste ist -

sie wissen nicht, was sie meinen. Die Ursache hievon, halte ich, lag in der fehlerhaften Ordnung ihres Philosophirens. Die göttliche Natur, die sie vor allem Andern betrachten sollten, weil sie sowol ihrer Natur als unsrer Erkenntniß nach das Erste ist, setzten sie zuletzt; die Objecte der Sinne (wie sie es nennen) stellten sie Allem voran. Wenn sie diese betrachteten, dachten sie an nichts weniger als die Gottheit; wenn sie nachher zu dieser übergingen, konnten sie an nichts weniger als an ihre vorigen Figmente denken, denen sie die Kenntniß natürlicher Dinge übergebaut hatten, und die ihnen zum Verstande der göttlichen Natur nichts helfen konnten« u.s.w.

18 Prop. 18 verglichen mit Ep. 21. »In Gott, sage ich mit Paulus, vielleicht auch mit allen alten Philosophen (obgleich auf andere Weise), und ich möchte sagen, auch mit allen alten Ebräern (so viel sich aus einigen, obwol sehr verstümmelten Traditionen muthmaßen läßt), in Gott webt und ist Alles. Glauben aber Einige, dies gehe darauf hinaus, daß Gott und die Natur (unter der sie sich eine gewisse Masse oder körperliche Materie denken) Eins und Dasselbe sei, so verfehlen sie ganz des Weges.« *Opp. posth.*, p. 449.

19 V. Epist. 29: »Maß, Zahl und Zeit sind nichts als Denk- oder vielmehr Imaginationsweisen. Daher alle,

die durch ähnliche, überdem übelverstandene Notionen den Fortschritt der Natur haben *verstehen* wollen, sich so wunderbar verwirrt haben. Denn da es viele Begriffe giebt, die wir nicht durch Imagination, sondern durch den Verstand allein erreichen, z.B. Substanz, Ewigkeit u.s.w., so thäte Der, der diese Begriffe durch jene Hilfsmittel der Imagination erklären wollte, nichts weiter, als daß er sich Mühe gäbe, mit seiner Imagination zu rasen.« *Opp. posth.*, p. 468.

20 »Kein Attribut der Substanz kann wahrhaft gedacht werden, aus welchem folge: die Substanz sei theilbar.« *Ethic. Prop. XII.* »Die absolut-unendliche Substanz ist untheilbar.« *Prop. XIII.*

21 Im zweiten Theil der *Ethik de mente*.

22 Ep. 69, 70, 71,72. Ausdrücklich sagt er in diesen Briefen, »daß von *Descartes* die Materie durch Ausdehnung übel definirt worden, daß aus der Ausdehnung die Varietät der Körper nicht zu erklären sei«, und geht so weit, daß er die Cartesischen Naturprincipien nicht nur unnütz, sondern ungereimt nennt. *Opp. posth.*, p. 596. seq.

23 *Boscovich, Philosophiae naturalis theoria reducta ad unicam legem virium in natura*

existentium. Viennae 1760.

24 Aus *August Henning's Philosophischen Versuchen*, Kopenhagen 1780.

25 S. seinen merkwürdigen 29. Brief, *Opp. posth.*, p. 465.

26 In schedis gallicis de systemate harmoniae praestabilitae agentibus snimam tantum, ut substantiam, non ut simul corporis Entelechiam consideravi, quia hoc ad rem, quam tunc agebam, ad explicandum nimirum conaensum inter corpus et mentem non pertinetbat; neque aliud a Cartesianis desiderabatur. *Opp. Leibnit.*, T. II. P. I. p. 269.

27 »Nach Spinoza«, sagt *Lessing*, »ist die Seele nichts als der sich denkende Körper, der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele«. S. *Lessing's Leben und Nachlaß*, Th. 2. S. 170. Genau und wahr. »*Durch Spinoza ist Leibniz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen.*« S. 167. Aber durch welchen andern Cartesianer oder ältern Philosophen konnte er nicht darauf gekommen sein? Und warum durch einen ältern Philosophen? Drückt seine Hypothese, von Willkürlichkeiten gesondert, etwas Anders aus als ein Gesetz der Erfahrung?

28 Die hieher gehörigen astronomischen Abhandlungen von *Lagrange* und *Laplace* stehen in den Denkschriften der Berliner und Pariser Akademie. Des Newton's unsrer Zeit, *Pierre Simon Laplace, Exposition du Système du monde*, die seitdem (1796) erschienen, ist eine Himmelskarte dieser weisen ewigen Gesetze des Weltalls.

29 »Der wirkende Verstand (intellectus actu), sei er endlich oder unendlich, muß wie Wille, Liebe, Begierde zur abgeleiteten, nicht zur hervorbringenden Natur gezählt werden.« Prop. 31. »Die Natur hat keinen vorgesezten Endzweck; alle Endursachen sind Dichtungen der Menschen.« Prop. 36, append. u.s.w.

30 S. Br. 24, 25 u.s.w.

31 S. im Register seiner *Opp.* den Namen *Spinoza*.

32 »Je mehr Realität oder Wirklichkeit ein Ding besitzt, desto mehr Attribute kommen ihm zu.« (P. I. Prop. 9.) »Gott, das selbstständige Wesen, bestehend in unendlichen Attributen, deren jedes sein unendliches ewiges Wesen ausdrückt, existirt nothwendig.« (Prop. 11.) »Aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur muß Unendliches auf unendliche Weisen, d.i. Alles, dessen ein unendlicher Verstand fähig ist (quae

sub intellectum infinitum cadere possunt), folgen.« (Prop. 16.) »Gottes Verstand ist die Ursache der Dinge, sowol ihrer Existenz als ihrem Wesen nach; er ist also vom Verstande aller Dinge wesentlich unterschieden.« (Prop. 18. Schol.) »Gottes Existenz und Wesen ist Eins und Dasselbe.« (Prop. 20.) »Auf keine andre Weise, in keiner andern Ordnung haben die Dinge hervorgebracht werden können, als sie hervorgebracht sind; mithin in der größten Vollkommenheit, weil sie aus der vollkommensten Natur nothwendig folgen. Niemand kann uns überreden, zu glauben, daß Gott nicht Alles, was in seinem Verstande ist, in der Vollkommenheit, wie er es erkennt, schaffen wolle.« (Prop. 33. Schol. 2.) »Gedanke ist ein Attribut Gottes, eins seiner unendlichen Attribute, das sein ewiges unendliches Wesen ausdrückt.« (P. II. Prop. 1.) »In Gott ist nothwendig eine Idee, sowol seines Wesens als Alles dessen, was aus seinem Wesen nothwendig folgt. Der Pöbel versteht unter Gottes Macht eine freie Willkür, wir haben aber gezeigt, daß Gott mit derselben Nothwendigkeit handle, mit der er *sich selbst erkennt* (se ipsum intelligit), d.i. wie es aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur folgt, daß *Gott sich selbst erkenne*, so folgt auch aus ihr, daß Gott Unendliches auf unendliche Weisen wirke.« (Prop. 3. Schol.) »Die Idee Gottes, aus welcher Unendliches auf unendliche Weisen folgt, kann nur *eine* sein; denn

ein unendlicher Verstand begreift nichts in sich als Gottes Attribute und Affectionen.« (Prop. 4.) »Die Ordnung und Verbindung seiner Ideen ist die Ordnung und Verbindung der Sachen selbst.« (Prop. 7) »Was irgend vom unendlichen Verstande gedacht werden kann, als constituierend des Selbstbestehenden Wesen, das Alles gehört zum einzigen Selbstständigen.« u.s.w. (Prop. 7. Schol.)

33 Zeuge dessen ist Spinoza's ganze »Ethik«.

34 *Uz'* lyrische Gedichte, *Theodicee*.

35 »Da in dem Ewigen es weder ein *Wann* noch ein *Vorher* und *Nachher* giebt, so folgt aus der bloßen Vollkommenheit Gottes, daß er ein Andres beschließen, als er beschlossen hat, weder könnte noch gekonnt habe. Vor seinen Beschlüssen war es nicht, noch ohne dieselbe. Aenderte er diese, so würde er seinen Verstand und Willen ändern, d.i. ein anderer Gott sein.« (Prop. 33 Schol. 2.)

36 *Oeuvres Philosophiques de Leibnitz*, publ. p. *Raspe*. Amst. 1765, beinahe die lehrreichste unter Leibnizens Schriften, von dem übrigens jede Zeile lehrreich ist.

37 »Keinesweges unterwerfe ich Gott einem *Fatum*, sondern ich denke mir, daß aus der Natur Gottes Alles so nothwendig folge, wie Jeder es sich aus der Natur Gottes folgend denkt, daß *Gott sich selbst erkennt*. Beim Letzten leugnet Niemand, daß es aus der göttlichen Natur nothwendig folge, und doch denkt sich dabei Niemand, daß Gott von einem Schicksal gezwungen sich selbst erkenne; er erkennt sich frei und doch nothwendig.« Ep. 23. *Opp. post.*, p. 453.

38 »Wer begierig ist, Andern mit Rath und That dahin zu helfen, daß sie insgesamt des höchsten Gutes genießen, der wird sich befleißigen, sich ihre Liebe zu erwerben, nicht aber sie in eine Bewunderung seiner zu ziehen, daß eine Wissenschaft von ihm den Namen erhalte«.*Eth.*, P. IV. *Opp.*, Cap. 25.

39 Ueber die Lehre des Spinoza, Breslau 1786. Neue vermehrte Ausgabe. Breslau 1789.

40 Ueber die Lehre des Spinoza, S. 12. Die Citationen, nach der ersten Ausgabe bemerkt, sind geblieben, und in der zweiten leicht zu verfolgen.

41 S. 12.

42 S. 14.

43 S. 17.

44 »Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen Andern.« S. 12. (Wenn! soll! weiß ich!)
»Freilich! Und doch! Wissen Sie etwas Besseres?«

45 S. 17.

46 *Person*, as I take it, is the make of this *Self*. Wherever a Man finds what he calls *Himself*, there I think *another* may say is the *same Person*. It is a forensick term, appropriated Actions and their Merit, and so belongs only to intelligent Agents capable of a Law and Happiness and Misery. *Locke, Essay on human understanding*, Vol. I B. 2. 27.

Le soi fait l'identité *réelle* et physique; et *l'apparence du soi*, accompagnée de la vérité, y joint l'identité *personnelle*. Si Dieu changeait extraordinairement l'identité *réelle*, la *personnelle* demeurerait, pourvu que l'homme conservât les *apparences* d'identité, tant les internes (c'est-à-dire de la conscience) que les externes, comme celles qui consistent dans ce qui paraît aux autres. Ainsi la conscience n'est pas le seul moyen de constituer l'identité *personnelle*; *le rapport d'autrui* ou même *d'autres marques* y peuvent suppléer. *Leibnitz, Ouvres philosoph.*, p. 195. 196.

Ueber den Sprachgebrauch der Worte *Person*,

Persönlichkeit u.s.w. schlage man Wörterbücher auf, welche man will, latein, deutsch, französisch, italienisch, spanisch, englisch; alle sagen in ihren gesammelten Stellen, daß diese Worte ein *Eigenthümliches* oder *Besondres* unter einer gewissen *Apparenz* bezeichnen; welcher Nebenbegriff dem Unendlichen im Gegensatz der Welt gar nicht zukommt, vielmehr den Begriff des Einzigem, nicht Figurirenden verdunkelt.

47 *Locke, Essay on unterstand.*, B. 2. Ch. 21. §. 5; Ch. 11. §. 17.

48 *Leibniz, Oeuvres philosoph. p. Raspe*, p. 132.

49 S. 19.

50 *Ethic. L. IV. V.*

51 S. 19 f.

52 S. 20.

53 S. 21.

54 »Daß Lessing sich nicht anmaße, zu behaupten, Leibniz sei in dem Verstande ein Spinozist gewesen, daß er sich selbst dafür erkannt hätte, beweist die

Folge des Gesprächs. Innere wesentliche Aehnlichkeit, Identität des Systems; das nur hatte Lessing eigentlich im Auge«. *Ueber die Lehre des Spinoza*. Zweite Ausg. 1789. S. 414.

55 S. 22.

56 *Lessing's* sämtliche Schriften, Th. 7. S. 23. f.

57 S. 34.

58 Noch befriedigender sieht man dies aus ein paar Aufsätzen in *Lessing's hinterlassenen Schriften*. (Lessing's Leben und Nachlaß, Th. 2. S. 164 f.) Unwidersprechlich zeigen sie den hellen und reinen Begriff, den Lessing von Spinoza's System hatte, und stellen die Scherze seines Gesprächs an den Ort, der ihnen gehört.

59 S. 170. 172.

60 Man sehe hierüber *Wolff's* Widerlegung des Spinozismus, Th. 2 seiner »Natürlichen Gottesgelahrtheit«, §. 671. u.s.w., die der deutschen Uebersetzung von Spinoza's Sittenlehre (1744) beigedruckt ist.

61 *Epist. 23, Opp. posth.*, 453.

62 Ueber die Lehre des Spinoza. Breslau 1786.

63 »Omnia in Deo esse et in Deo moveri cum Paulo affirmo, auderem etiam dicere cum antiquis omnibus Hebraeis, quantum ex quibusdam traditionibus, tametsi multis modis adulteratis, conjicere licet.« *Epist.* 21, *Opp. posth.*, p. 499.

64 Die erste Schrift hieß: »Der Spinozismus im Judenthum, oder die von dem heutigen Judenthum und dessen geheimen Kabbala vergötterte Welt. An Mose Germano befunden und widerlegt von *J. G. Wachter*«. Amsterd. 1699. Die zweite: *Elucidarius Cabbalisticus s. reconditae Hebraeorum philosophiae recensio, epitomatore J. G. Wachtero*. Rom. 1706. Er findet zwanzig Aenlichkeiten zwischen Spinoza's System und dem Kabbalismus.

65 *Kästner's* vermischte Schriften, Th. 2. S. 11 ff.

66 Ueber die Lehre des Spinoza, S. 34.

67 Eine Erläuterung dieses Ausdrucks, f. in der zweiten Ausgabe des Buchs über die Lehre des Spinoza, S. 46 f.

68 S. 35.

69 S. 35.

70 S. *Gleim's* »Halladat«, III.

71 Kant's Kritik der reinen Vernunft, Zweite Ausg. S. 641. »Wenn Ihr sagt: *Gott ist nicht*, so ist weder die Allmacht noch irgend ein anderes seiner Prädicate *gegeben*; denn sie sind alle zusammt dem Subject *aufgehoben*, und es zeigt sich in diesem *Gedanken* nicht der mindeste Widerspruch.« Ebendas., S. 623.

72 S. über diese allgemeinen Naturgesetze, insonderheit über die Affinität und Verähnlichung der Wesen vortreffliche Anmerkungen in den *Betrachtungen über das Universum*, Erfurt 1777.

73 *Ethic.*, P. II. Prop. 43, Schol. P. 80.

74 *Epist.* 74. P. 612.

75 Z.B. Schol. zu Prop. 40, 43, 44, 49 u.s.w.

76 P. 366-392.

77 *De emend. intellect.*, p. 367 f.

78 *Moralists*, P. III. Sect. I.

Johann Gottfried Herder

Briefe zur Beförderung
der Humanität

Erste Sammlung

(1793)

1.

Mit Freude und Zustimmung, m. Fr., ist Ihr Vorschlag zu einem Briefwechsel über *die Fort- oder Rückschritte der Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in denen uns nächsten Zeiten* von unsern sämtlichen Freunden aufgenommen und bewillkommet worden. »*Ich bin ein Mensch,*« sagte D., »*und nichts, was die Menschheit betrifft, ist mir fremde.* Mit jedem Jahr des Lebens fällt uns ein beträchtlicher Teil des Flitterstaats nieder, mit dem uns von Kindheit auf so wie in Handlungen, so auch in Wissenschaften, in Zeitvertreib und Künsten die Phantasie schmückte. Unglücklich ist, wer lauter falsche Federn und falsche Edelsteine an sich trug; glücklich und dreimal glücklich, wem nur die Wahrheit Schmuck ist und der Quell einer teilnehmenden Empfindung im Herzen quillet. Er fühlt sich erquickt, wenn andre, bloß Menschen von außen, rings um ihn winseln und darben; im allgemeinen Gut, im Fortgange der Menschheit findet er sich gestärkt, seine Brust breiter, sein Dasein größer und freier.«

»Sein Dasein größer und freier,« fiel L. ein, »denn indem er sich über den schleichenden, alltäglichen Gang der Dinge erhoben fühlet, atmet er ein reineres Element; er vergißt den niedrigen Kummer, der ihm da und dort das Herz drückte, wenn er den Strom der Zeit stockend und sich in einem stehenden Sumpf gesenkt glaubte. Der Strom der Zeit steht nie still; jetzt rieselt er sanft, jetzt rauscht er gewaltig; allenthalben aber wehet auf ihm Odem des Lebens.«

»In die Gedanken- oder Handlungssphäre anderer größerer Menschen gesetzt,« sagte B., »nehmen wir teil an ihrem Geist: wir denken mit ihnen, auch wenn wir mit ihnen nicht wirken konnten, und freuen uns ihres Daseins. Je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen; die wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten, durch alle Länder ist nur *eine*.«

»Und in diese wollen wir rein eintreten, meine Freunde,« fügte A. hinzu, »mit ungeteiltem Herzen, mit reinen Händen. Kein Parteigeist soll unser Auge benebeln, keine Schmeichelei unser Angesicht schänden. Unter uns ist, wie jener Apostel sagte, *kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; wir sind eins und einer*. Indem wir an uns und nicht an die Welt schreiben, gehen wir aller eitlen Rücksichten müßig; warum sollten wir heucheln? Das lohnte der Mühe nicht, die Feder

einzutunken; wir dürften sodann nur lesen.«

»Lesen!« sagte das ganze Chor und ging in ein Detail über das, was jener hier, dieser dort gelesen hatte; alle waren darüber einig, daß es der Seele eine Arznei sei, wenn sie vom zerteilten, vielfachen Lesen in sich zurückgezogen werde und wie durch ein Gelübde, oder vor einem heiligen Gericht, über das, was sie gehört, gelesen, gesehen hat, sich selbst redliche Rechenschaft gebe.

»Diese Rechenschaft wollen wir uns einander geben,« fügte ich hinzu; und so ward ein *Bund der Humanität* geschlossen, vielleicht wahrer, wenigstens unanmaßender und stiller, als je einer geschlossen ward. Fangen *Sie* nun an, mein Freund; unsre Freunde sind, wie Sie wissen, hie und da zerstreuet; alle sind bereit, sie warten auf Ihren Anklang.¹

2.

Endlich ist mir die Lebensbeschreibung eines meiner Lieblinge in unserm Jahrhundert, Benjamin Franklins, von ihm selbst für seinen Freund geschrieben, zu Händen gekommen; aber bedauern Sie's, nur in der französischen Übersetzung, und nur ein kleines Stück derselben, die früheren Lebensjahre des Mannes, ehe er völlig in seine politische Laufbahn trat.²

Sollte die Politik der Engländer vermögend sein, das Übrige und Ganze in der Ursprache zu unterdrücken, so bedauern Sie mit mir den sinkenden Geist der Nation und lassen indessen dies Buch ja unter uns zirkulieren.

Sie wissen, was ich von Franklin immer gehalten, wie hoch ich seinen gesunden Verstand, seinen hellen und schönen Geist, seine sokratische Methode, vorzüglich aber den *Sinn der Humanität* in ihm geschätzt habe, der seine kleinsten Aufsätze bezeichnet. Auf wie wenige und klare Begriffe weiß er die verworrensten Materien zurückzuführen! Und wie sehr hält er sich allenthalben an die einfachen, ewigen Gesetze der Natur, an die unfehlbarsten praktischen Regeln, aus Bedürfnis und Interesse der Menschheit! Oft denkt man, wenn man ihn liest: ›Wußte ich das nicht auch? aber so klar sahe ich's nicht, und weit gefehlt, daß es bei mir *schlichte Maxime des Lebens* wurde.‹ Zudem sind seine Einkleidungen so leicht und natürlich, sein Witz und Scherz so gefällig und fein, sein Gemüt so unbefangen und fröhlich, daß ich ihn den *edelsten Volksschriftsteller* unseres Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch diesen mißbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk, das ihn läse, das seine Grundsätze anerkennt und zu seinem eignen Besten darnach

handelte und lebte; wo wären wir sodann!

Franklins Grundsätze gehen allenthalben darauf, gesunde Vernunft, Überlegung, Rechnung, allgemeine Billigkeit und wechselseitige Ordnung ins kleinste und größte Geschäft der Menschen einzuführen, den Geist der Unduldsamkeit, Härte, Trägheit von ihnen zu verbannen, sie aufmerksam auf ihren Beruf, sie in einer milde fortgehenden, unangestregten Art geschäftig, fleißig, vorsichtig und tätig zu machen, indem er zeigt, daß jede dieser Übungen sich selbst belohnt, jede Vernachlässigung derselben im Großen und Kleinen sich selbst strafe. Er nimmt sich der Armen an, nicht anders aber als daß er ihnen Wege des Fleißes mit überwiegender Vernunft eröffnet. Mehrmals hat er es erwiesen, wie hell und bestimmt er in die Zukunft sah, wie entwirrt die verworrensten Geschäfte der Leidenschaft in einfachen Resultaten vor seinem Auge lagen. Einen solchen Mann von sich selbst sprechen, am Rande des Lebens ihn seinem Sohn erzählen zu hören, wer er sei und wie er, was er ist, geworden - wen das nicht reizend belehrte! -

Hören Sie nun den guten Alten, und Sie finden in seiner Lebensbeschreibung durchaus ein Gegenbild zu Rousseaus »Konfessionen«. Wie diesen die Phantasie fast immer irreführte, so verläßt jenen nie sein guter Verstand, sein unermüdlicher Fleiß, seine Gefälligkeit, seine erfindende Tätigkeit, ich möchte sagen,

seine Vielerschlagenheit und ruhige Beherrschung. Begleiten Sie ihn in diesem Betracht aus der Bude des Lichtziehers in die Werkstätte des Messerschmiedes, in die Buchdruckerei, von Boston nach Neu-York, nach Philadelphia, London u. f. und bemerken, wie er allenthalben zu Hause ist, sich zu finden weiß, Freunde gewinnt, überall ins größere Allgemeine blickt und in jedem Verhältnis einen fortstrebenden Geist zeigt. Die Galerie seiner Bekannten und Mitgenossen, die er dabei aufstellt, wie dieser hier verdirbt, dort jener zugrunde geht, und wie er dies oft voraussieht und zu seinem Besten gebrauchet, ist äußerst lehrreich. Für junge Leute kenne ich fast kein neueres Buch, das ihnen so ganz eine Schule des Fleißes, der Klugheit und Sittsamkeit sein könnte, als dieses. Und wie ruhig ist's gedacht! wie angenehm-scherzhaft erzählt der lebenswürdige Alte! Glückliche, wer auf sein Leben zurücksehen kann, wie Franklin, dessen Bestrebungen das Glück so herrlich gekrönt hat. Nicht der Erfinder der Theorie elektrischer Materie und der Harmonika ist mein Held (obwohl auch in diesen ruhmwürdigen Erfindungen ein und derselbe Geist wirkte), der zu allem Nützlichen und Wahren aufgelegte und auf die bequemste Weise werktätige Geist, er, der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner, sei unser Vorbild! Auch außer denen ihm freilich äußerst vorteilhaften Zeit- und Landesumständen mag

er uns dieses sein; denn Franklins Geist fände sich überall zurecht, auch da, wo wir leben.

Zu diesem Zweck werden Sie in seinem Leben besonders bemerken, wie er sich, trotz seiner Armut und mechanischen Berufsart, selbst literarische Bildung gab, seinen Stil formte und jedes Mittel, auch die Buchdruckerei, dazu anwandte; wie er in dieser die popularsten Wege, Zeitungen, Kalender, einzelne Blätter, die gemeinsten und beliebtesten Einkleidungen auffand, um Ideen unter das Volk zu bringen und sich durch die Stimme der Nation zu belehren; wie endlich von frühen Jahren an er nicht sowohl gelehrte als belehrende Gesellschaften liebte, deren Mitglieder sich miteinander übten. Auch dieserhalb wünschte ich jedem gutartigen Jünglinge diese Jugendjahre Franklins in die Hände. Der Unbegüterte, der sich selbst nicht verläßt, wird finden, daß er von Gott durch dessen großes und vielfaches Organ, die Menschheit, nie verlassen werde; er wird auf das zurückgeführt, was der edle Jüngling Persius für den Zweck aller menschlichen Weisheit erkannte:

Quid sumus et quidnam victuri gignimur; ordo
Quis datus aut metae quam mollis flexus et unde;
Quis modus argento; quid fas optare; quid asper
Utile nummus habet; patriae carisque propinquis
Quantum elargiri deceat; quem te Deus esse

Jussit et humana qua parte locatus es in re,
Disce -

Nächstens sende ich Ihnen Franklins Plan zu einer seiner früheren Gesellschaften; lassen Sie unsre Freunde daraus oder dabei bemerken, was für uns dienet: denn das Philadelphia, für welches diese Gesellschaft gestiftet ist, kann überall liegen.

3.

Fragen zu Errichtung einer Gesellschaft der Humanität von Benjamin Franklin

»Haben Sie heut morgen die Fragen durchgelesen, um zu erwägen, was Sie der Gesellschaft über eine derselben zu sagen haben möchten, nämlich

1. Ist Ihnen irgend etwas in dem Schriftsteller, welchen Sie zuletzt gelesen, aufgestoßen, das merkwürdig oder zur Mitteilung an die Gesellschaft schicklich ist, besonders in der Geschichte, Moral, Poesie, Naturkunde, Reisebeschreibungen, mechanischen Künsten oder andern Teilen der Wissenschaften?«

(Mich dünkt, die Frage ist für uns geschrieben. Wie einst die Pythagoreer, so sollte jeder

Rechtschaffene am Abend sich selbst fragen, was er, vielleicht unter vielem Nichtswürdigen, heut wirklich Nützliches gelesen und bemerkt habe. Jeder gebildete Mensch wird sich auf diesem Wege in kurzem nach einem andern sehnen, dem er sein Merkwürdiges mitteile und der ihm das Seinige mitteile; denn das einsame Lesen ermattet: man will sprechen, man will sich ausreden. Kommen nun verschiedene Menschen mit verschiedenen Wissenschaften, Charakteren, Denkarten, Gesichtspunkten, Liebhabereien und Fähigkeiten zusammen, so erwecken, so vervielfachen sich unzählbare Menschengedanken. Jeder trägt aus seinem Schatze vom Wucher seines Tages etwas bei, und in jedem andern wird es vielleicht auf eine neue Art lebendig. Geselligkeit ist der Grund der Humanität, und eine Gesellung menschlicher Seelen, ein wechselseitiger Darleih erworbener Gedanken und Verstandeskräfte vermehrt die Masse menschlicher Erkenntnisse und Fertigkeiten unendlich. Nicht jeder kann alles lesen; die Frucht aber von dem, was der andre bemerkte, ist oft mehr wert als das Gelesene selbst.)

»2. *Haben Sie etwa neuerlich eine Geschichte gehört, deren Erzählung der Gesellschaft angenehm sein könnte?*«

(So gemein diese Frage scheint, so ein fruchtbares Samenkorn kann sie in der Hand verständiger Menschen werden. Aus Geschichte wird unsre Erfahrung;

aus Erfahrung bildet sich der lebendigste Teil unserer praktischen Vernunft. Wer nicht zu hören versteht, versteht auch nicht zu bemerken; und aus dem Erzählen zeigt sich, ob jemand zu hören gewußt habe. Franklins beste Einkleidungen gingen aus solchen verständig angehörten lebendigen Tatsachen hervor; von ihnen empfangen sie ihre gefällige Gestalt, ihre leichte Wendung. In Zeiten, da man viel hörte, viel erzählte und wenig las, schrieb man am besten; so ist's noch in allen Materien, die aus lebendiger Ansicht menschlicher Dinge entspringen müssen und dahin wirken. Schrift und Rede ist bei uns oft zu weit voneinander getrennt; daher sind Bücher oft Leichname oder Mumien, nicht lebendig-beseelte Körper. Griechen und Römer, auch unter Galliern und Briten die erlesenste Schriftsteller waren sprechende oder gar handelnde Personen; der Geist der Rede und Handlung atmet also auch in ihren Schriften. Überhaupt äußert sich in den entscheidendsten Fällen der wahre Geist der Humanität mehr sprechend und handelnd als schreibend. Wohl dem Menschen, der in lobwürdiger und angenehmer *lebendiger* Geschichte lebet!)

»3. *Hat irgendeine Bürger nach Ihrem Bewußtsein neulich in seinen Verrichtungen Fehler begangen? und was war nach Ihrer erhaltenen Nachricht die Ursache davon?*«

»4. *Haben Sie neulich vernommen, daß*

irgendeinem Bürger etwas besonders geglückt sei? und durch welche Mittel? Haben Sie z.B. gehört, auf was Weise ein jetzt reicher Mann hier oder sonst irgendwo zu seinem Vermögen kam?«

(Fragen, die in einem aufstrebenden jungen Handelsstaat von der nützlichsten Wirkung sein konnten und in keinem Staate unnütz sein werden, in dem Industrie, Erfindung, Unternehmung noch nicht gar ausgeübt sind. Ein auf den Mitbürger *neidisches** Auge schadet sich selbst am meisten; wo findet dies aber mehrere Nahrung als in despotischen Verfassungen, wo von Schmeichelei, Gunst, Betrug und Willkür so vieles abhängt? In Verfassungen von freier Konkurrenz der Verstandes- und Gemütskräfte sowie der Kunst und des Fleißes ist das Auge der Mitkämpfer und Mitwerber gewiß nicht träger, aber verständiger aufeinander gerichtet. Man gewöhnet sich, Glück und Unglück, Reichtum und Armut, Verdienst und Trägheit natürlich anzusehen, forscht den Mitteln nach, wodurch jener sich hob, dieser sank; so lernt man von beiden. Schon der alte Hesiodus unterschied zwei Gattungen der Eifersucht, die böse und die gute; diese beschreibt er als nützlich, jene als niederträchtig und schädlich. Je mehr sich die Einrichtung menschlicher Dinge bessert, um so mehr muß auch der falschen Eifersucht Zaum und Zügel angelegt werden, indem nämlich die freie und edle Eifersucht emporkommt.

Wer sollte sich nicht einen Zustand denken können, in welchem alle Handlungen und Vorteile der Menschen natürlich betrachtet, mithin auch also geschätzt und erworben werden? Da tritt sodann das Gute und Böse gleich ans Licht; jeder darf frei darüber sprechen und daran lernen. Wie weit *wir* aber noch von diesem Ziele sind, mag nur der *Markt der Wissenschaft* zeigen. Wie selten urteilt ein Beurteiler fremder Werke nach der strengen Frage: »Welche Fehler hat mein Mitbürger begangen? und was ist die Ursache davon? Hat dieser, redlich betrachtet, seine Sache weitergebracht? wodurch ist's ihm gelungen? und was stehet andern Mitbürgern noch zurück?« Und doch ist diese Frage die einzig billige, nützliche und gerechte; sonst urteilen nur Sklaven oder Despoten. Von uns sei dieser Geist des kleinen Neides oder des übermütigen Stolzes gleich fern, aber die edle Eifersucht auf alles Gute, Nützliche und Schöne, dessen die menschliche Natur fähig ist, sei unsre Göttin!)

»5. *Ist Ihnen irgendein Mitbürger bekannt, der neulich eine würdige Handlung getan hat, welche Preis und Nachahmung verdienet? oder der einen Fehler begangen, welcher uns zur Warnung und zu dessen Vermeidung dienlich sein kann?«*

»6. *Welche unglückliche Wirkungen haben Sie neulich an der Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, an der Hitze oder irgendeinem Laster oder Torheit*

wahrgenommen? Welche glückliche Wirkungen hingegen haben Sie von der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigkeit oder irgendeiner andern Tugend erfahren?«

(So fragt ein Lehrer der Humanität, so frage jeder Vater und Hausvater die Seinen. Wie weit wären wir gelangt, wenn über alle Fehler und Tugenden der Menschen, in Beziehung auf ihre Folgen, nur so klar und unbewunden gesprochen werden könnte, als wir bei uns gedenken. Was die falsche Bescheidenheit oder gar eine demütige Heuchelei hier verschweigt, das entdeckt und übertreibt dort eine kecke Lästertzung desto ärger. So wird endlich der Sinn der Menschheit verrückt und das moralische Auge geblendet. Alles scheint uns natürlich, nur die Natur des Menschen nicht, deren Weisheit und Torheit mit ihren klaren Folgen uns unanschaulbare Dinge, unaussprechliche Rätsel bleiben sollen. Und doch, welche Natur von außen und innen läge uns näher als die Natur des Menschen?)

»7. Sind Sie oder jemand Ihrer Bekannten neulich krank oder verwundet gewesen? Welche Mittel wurden gebraucht, und welches waren die Wirkungen?«

(So hoch die Arzneikunst gestiegen ist, so hat jeder geschicktere Arzt anerkannt, daß sie zum Wohl des Menschengeschlechts noch viel höher steigen könne und steigen werde. Daher die fast schon unzählbaren

Bemerkungen einzelner Ärzte; daher die Bemühungen großmütiger Menschen, erprobte Mittel aus der Dunkelheit ans Licht zu ziehen; daher endlich die Bemühungen ganzer Gesellschaften, aus andern Weltteilen, wäre es auch von Wilden, dergleichen Heil- und Hilfsmittel zu gewinnen und in Europa zu verbreiten. Ist das Wort Humanität kein leerer Name, so muß sich die leidende Menschheit dessen am meisten zu erfreuen haben.)

»8. *Fällt Ihnen etwas ein, wodurch die Versammlung dem Menschengeschlecht, Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden oder sich selbst nützlich sein könnte?*«

»9. *Ist irgendein verdienter Ausländer seit der letzten Zusammenkunft in der Stadt angekommen? und was haben Sie von seinem Charakter oder Verdiensten vernommen oder selbst bemerkt? Glauben Sie, daß es im Vermögen der Gesellschaft stehe, ihm gefällig zu sein oder ihn, wie er es verdient, aufzumuntern?*«

»10. *Kennen Sie irgendeinen jungen verdienten Anfänger, der sich neulich etabliert hat und welchen die Gesellschaft auf irgendeine Weise aufzumuntern vermögend wäre?*«

»11. *Haben Sie einen Mangel in den Gesetzen Ihres Vaterlandes neulich bemerkt, um deswillen es ratsam wäre, die gesetzgebende Macht um*

Verbesserung anzusprechen? Oder ist Ihnen ein wohltätiges Gesetz bekannt, was noch mangelt?«

»12. Haben Sie neulich einen Eingriff in die rechtmäßigen Rechte des Volks bemerkt?«

»13. Hat irgend jemand neulich Ihren guten Namen angegriffen, und was kann die Gesellschaft tun, um ihn sicherzustellen?«

»14. Ist irgendein Mann, dessen Freundschaft Sie suchen und welche die Gesellschaft oder ein Glied derselben Ihnen zu verschaffen vermögend ist?«

»15. Haben Sie neulich den Charakter eines Mitgliedes angreifen hören, und auf welche Weise haben Sie ihn geschützt? Hat Sie irgend jemand beeinträchtigt, von welchem die Gesellschaft vermögend ist, Ihnen Genugtuung zu verschaffen?«

»16. Auf was Weise kann die Gesellschaft oder ein Mitglied derselben Ihnen in irgendeiner Ihrer ehrsamten Absichten beförderlich sein?«

»17. Haben Sie irgendein wichtiges Geschäft unter der Hand, bei welchem Sie glauben, daß der Rat der Gesellschaft Ihnen dienlich sein könnte?«

»18. Welche Gefälligkeiten sind Ihnen neulich von einem nicht anwesenden Mann erzeugt worden?«

»19. Ist irgendeine Schwierigkeit in Angelegenheiten vorhanden, welche sich auf Meinungen, auf Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit beziehen und die Sie gern auseinandergesetzt haben möchten?«

»20. *Finden Sie irgend etwas in den jetzigen Gebräuchen oder Verfahrensarten der Gesellschaft fehlerhaft, welches verbessert werden könnte?*«

(Ohne alle Anmerkung sprechen diese Fragen zum Herzen wie zum Verstande. Manche geheime Gesellschaft, die zur Besserung der Menschheit wirken wollte, mag auch dahingegangen sein; diese kann vor den Augen der Welt allenthalben als ein *Bund der Edlen und Guten* fortdauern, denn sie ist auf die Tugend selbst gegründet.)

Folgendes waren die Fragen, die jeder, der in der Gesellschaft aufgenommen werden wollte, die Hand auf seine Brust gelegt, beantworten mußte:

»1. *Haben Sie irgendeine besondere Abneigung gegen eins der hiesigen Mitglieder?*«

»2. *Erklären Sie aufrichtig, daß Sie das Menschengeschlecht, ohne Rücksicht von welcher Handtierung oder Religion jemand sei, überhaupt lieben?*«

»3. *Glauben Sie, daß jemand an Körper, Namen oder Gut, bloß spekulativer Meinungen oder der äußerlichen Art des Gottesdienstes wegen, gekränkt werden müsse?*«

»4. *Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen und wollen sich bestreben, sie unparteiisch zu suchen und, wenn sie sie gefunden, auch andern mitzuteilen?*«

Die Hand aufs Herz, meine Brüder! *Ja*, Amen.

4.

Glauben Sie nicht, m. Fr., daß Sie der einzige Liebhaber Franklins in unsrer kleinen Zahl sind. Alle Brüder reichen Ihnen die Hand auf seine Fragen, und von F. werden Sie nächstens ein Kästchen von amerikanischem Holz empfangen, in dem Sie eine *Sammlung kleiner und größerer Aufsätze Franklins* finden, unter welchen Ihnen wahrscheinlich manches neu sein wird. Freund F. hat sie mit vieler Sorgfalt zusammengesucht und glaubt daran einen moralisch-politischen Schatz zu haben.³

Ist es nicht sonderbar, daß in alten und neuen Zeiten die höchste und fruchtbarste Weisheit immer aus dem Volk entsprungen, immer mit Naturkenntnis, wenigstens mit Liebe zur Natur und Ansicht der Dinge verbunden, immer von ruhiger Unbefangenheit des Geistes, von heiterm Scherz begleitet gewesen und am liebsten *unter der Rose* gewohnt hat? Doch warum nenn ich dies sonderbar, da es Natur der Sache selbst ist. Nur wer die Menschen kenne, kann für sie sorgen; nur wer durch das Bedürfnis geweckt, durch Not gereizt, in mancherlei Verhältnissen umhergetrieben, die süße Frucht der Mühe schmeckte, kann diese auf

die bequemste Art ändern zu kosten geben. Er hat *sich* die schwere Wahrheit leicht gemacht; so macht er sie auch ändern angenehm und faßlich.

Daß Franklins Leben ganz und im Original erscheinen werde, will ich nicht zweifeln. Dem bessern Teil der englischen Nation ist es bekannt genug, daß er kein *Aufriührer* gewesen, daß er zum Frieden und zur Aussöhnung die einsichtvollsten Vorschläge getan habe, die, wie Weissagungen eines Propheten, die Zeit genugsam bestärkt hat. Äußerst schwor ging er an den Gedanken, daß England und Amerika sich trennen sollten; er fand es diesem Lande selbst nicht vorteilhaft und hielt auch das für gefährlich, daß es zur Freiheit so bald gelangte. Da nun die Zeit hierüber mit einer gebietenden Stimme bereits entschieden und England auf andre Weise schadlos gehalten hat, so glaube ich, daß nur wenige Augen sich schließen dürfen, und Franklins Lebensgeschichte wird uns gegönnet sein und bleiben. Lesen Sie in beikommendem Nekrolog⁴ die wenigen Fragmente seines politischen Lebens, und Sie werden den schönen *Friedensstern*, der in Franklin leuchtete, bis auf den Augenblick, da er in der westlichen Welt untergeht, segnen. Die letzte Rede, mit der er den Beitritt der widersinnigen Provinzen zur Konstitution bewirkte, so ganz in seinem Geist und Charakter, ist der scheidende Strahl dieses Sternes.

Aber ach, indem ich Ihnen den Nekrolog zusende, wie trübe sinkt mein Blick! Kein Stern mehr; ich wandle auf einem Kirchhofe und schaue traurig zur Erde nieder, insonderheit unter den deutschen Gebeinen. Die Pyramide hinten auf dem Umschlage dünkt mich Cestius' Pyramide zu Rom, neben welcher der Ausländer-Protestanten, meistens der Deutschen, Körper ruhn, verscharret hier in der Fremde. Welch eine niederschlagende Erinnerung gibt uns das Leben der meisten!⁵ Arm geboren, fleißig, redlich, einesteils talent-, andernteils verdienstreich, kamen sie nicht weiter, als daß sie ihr Leben entweder mühsam durchlebten oder in der Hälfte desselben fast unbemerkt niedergingen und starben. Loudon glänzt als ein Gestirn in diesem Totentale; aber lesen Sie, wie es auch ihm gegangen, wie schwer es ihm gemacht worden, und wie er zuletzt sein Grabmal von Trümmern einer unerstürmten Pforte sich selbst als ein castrum doloris aufgerichtet. Aus dem Wirtenberger Hahn, diesem wahrhaftig newtonischen Kopfe, aus Schäffer, Ferber, Reiz, Meier und so manchen andern, was wäre in England geworden? (Was aus Herschel nicht geworden wäre, wenn er in der hannoverschen Hofkapelle diente!) Und wie ging's dem verdienten Crollius in Zweibrück, dem guten Meggenhofen in Bayern! wie verschwand Crugot, dieser sanft- und helleuchtende Stern, so bald unter Wolken! Auf welche Irrwege

ward Basedow geführt, und wie traurig schreitet der arme Ephraim Kuh seine Laufbahn danieder! - Diese liegen nun neben Joseph II., neben Elliot, Howard, Franklin, Kreittmayr hier begraben. Sie schlafen freilich nebeneinander allesamt in Frieden; aber der Name auf ihren Leichsteinen gibt mehr zu denken, als selbst in Grays »Elegie auf dem Landkirchhofe« ausgedrückt sein möchte. Dem Toten, meine Freunde, gebühret eine Träne; so manchem *deutschen* Toten gebührt mehr als *ein* Seufzer.

5.

Der Trübsinn, der Sie bei dem Nekrolog angewandelt hat, ist nicht ganz ohne Grund; lassen Sie uns diesen aber näher beleuchten. Sollte die Grabstätte selbst, die hier errichtet worden, daran nicht etwa mit schuld sein?

Der Name »Totenregister« ist schon ein trauriger Name. *Laß Tote ihre Toten begraben*; wir wollen die Gestorbenen als Lebende betrachten, uns ihres Lebens, ihres auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens freuen und eben deshalb ihr bleibendes Verdienst dankbar für die Nachwelt aufzeichnen. Hiermit verwandelt sich auf einmal das Nekrologium in ein *Athanasium*, in ein *Mnemeion*; *sie sind nicht*

gestorben, unsre Wohltäter und Freunde; denn ihre Seelen ihre Verdienste ums Menschengeschlecht, ihr Andenken lebet.

Damit veränderte sich auch der Entwurf dieses Buches, und gewiß zu seinem Vorteil, wenn anders der Entwurf auszuführen wäre.

1. Nur deren Leben gehörte in diese Sammlung, *die zum Besten der Menschheit wirklich beigetragen haben*; und es wäre Hauptblick des Erzählers, wie sie dies taten, wie sie die wurden, die sie waren, womit sie zu kämpfen, was sie zu überwinden hatten, wie weit sie's brachten und was sie andern zu tun nachließen, endlich, wie sie ihr Geschäft, das Werk ihres Lebens, selbst ansah. Eine treue Erzählung hievon, wo möglich aus dem Munde oder den Schriften der Entschlafnen oder von denen, die sie nahe gekannt und bemerkt haben, wäre wie eine *Stimme aus dem Grabe*, wie ein Testament des Verstorbenen über sein eigenstes Eigentum, über seinen edelsten Nachlaß.

2. Hieraus folgte, daß bei Männern der Wissenschaft man sich notwendig *auf den Wert und die Wirkung ihrer Schriften*, bei tätigen Geschäftsmännern auf den *Beruf* einlassen müßte, *in welchem sie der Menschheit dienten*. Bei Crugot z.B. sind seine »Predigten vom Verfasser des Christen in der Einsamkeit« nicht genannt, mit denen er doch, zumal im zweiten Teil, seinen Zeitgenossen so weit vorschritt. Crugots

wenige Schriften verdienen zu bleiben, solange die deutsche Sprache bleibt; und es war mir ein angenehmer Umstand, hier zu finden, daß Carmer den »Christen in der Einsamkeit« zum Druck gefördert habe. Wie nun? sollte der heldenkende, liebenswürdige Mann, dessen Moral so ganz die reine Humanität Christi atmet, ohne hinterlassene, des Drucks würdige Schriften gestorben sein? Und sollte Carmer, sollten die zwei Prinzen und die Prinzessin, die, wie die Biographie sagt, ihren verdienstvollen Lehrer in ihm ehren und liebten, sollten die Freunde, die ihn näher kannten, dies Geschenk für Welt und Nachwelt verloren sein lassen? Ich hoffe nicht; denn nebst Sack und Spalding war Crugot nicht nur in jenen Gegenden, sondern für Deutschland überhaupt einer der ersten Verbreiter des guten Geschmacks und einer hellen Philosophie im Kreise seines Berufes. Er muß nicht tot sein, sondern er lebe!

3. Da schwerlich etwas Langweiligeres als ein unbestimmtes Leichenlob sein kann, so sind eben die zartesten Saiten des menschlichen Herzens auch hier, wie mich dünkt, aufs leiseste zu berühren. Familien-, Freundes-, Privatsituationen, wenn sie nicht auf einem hellen Detail beruhen, ertragen in allgemeinen Ausdrücken selten ein langes Lob; man überschlägt's oder ermüdet. Überhaupt ist das, was der Lehrer der Menschen vom Innern der Moralität sprach, auch in

Absicht auf die Darstellung derselben wahr: »Was fürs Auge des Allsehenden allein gehöret und vor ihm getan ward, will nicht vor dem Auge der Menschen prangen, gesetzt, daß es auch der wahreste Freund des Verstorbenen vorzeigte.« Anders ist's mit bestimmten Tatsachen; die sprechen durch sich selbst, sie ermahnen, lehren, trösten.

4. Eingänge zu Lebensbeschreibungen durch einen Allgemeinsatz sind höchst mißlich. Welcher Allgemeinsatz erschöpft ein menschliches Leben? Welcher verführt nicht öfter, als er zurechtweist? In den lateinischen memoriis sind solche Gemeinplätze hergebracht; hier, wünscht man, wachse die Bemerkung an ihrer natürlichen Stelle im Fortgange der Erzählung hervor, oder sie versiegle zuletzt den Eindruck des Ganzen. Über manches dieser Leben hätte viel Starkes können gesagt werden, bald mit einem strengen Blick, bald mit einem herzdurchdringenden Seufzer.

5. Denn freilich, m. Fr., ist's wahr: *Deutschland weinet um manche seiner Kinder*; es ruft: *Sie sind nicht mehr*, sie gingen gekränkt, beistand- und trostlos unter. Hier also auf dem Grabe des Verstorbenen, als auf einer heiligen Freistätte, müssen Wahrheit und Menschlichkeit, diese sanft und rührend, jene unparteiisch und strenge, ihre Stimmen erheben und sprechen: »Dieser Mann ward unterdrückt, jener gemißbraucht, dieser verlockt und gestohlen. Ohne Recht

und Urteil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; das Auge seines Fürsten weidete sich an ihm; seine späte Entlassung ward Gnade, und nie bekam er die Ursache seines Gefängnisses zu wissen, bis an den Tag seines Todes.«⁷ Wahre Begegnisse dieser Art müßten von Munde zu Munde, von Tagebuch zu Tagebuch fortgepflanzt werden; denn wenn Lebendige schweigen, so mögen aus ihren Gräbern die Toten aufstehn und zeugen.

Auf diese Weise geführt, was wäre lehrreicher und nützlicher als ein solches Register der Toten? Es ist kein Bösewicht auf der Erde, den nicht, wenn sein schuldloser oder gar edler Gegner mit hingestreckten Armen daliegt und die Totenglocke über ihm ertönt, das, wodurch er ihm im Leben wehe tat, jetzt im Herzen steche und nage. Die Schlangen der Rache, des Neides und Undanks entschlafen am Grabe des Toten und wenden sich gegen den lebenden Verbrecher. Hier also sitze, wie dort auf Ajax Grabe, Tugend und Menschenwürde und wäge und richte.

Ich weiß wohl, wie schwer dies alles auszuführen sei, zumal in Deutschland. Eben aber, daß Möser's patriotische Phantasie »Aufmunterung und Vorschlag zu einer westfälischen Biographie« hier in einem weiteren Umfange erfüllet werden könnte, daß, wenn sonst nirgend, wenigstens auf einem Gottesacker die verdienten Männer mehrerer und aller deutschen

Provinzen sich zusammenfänden und endlich doch in der Erde sich als Landesleute, als Brüder, als Mitarbeiter an *einem* Werk des Menschenberufs erkannten; das allein schon sollte jeden Gutgesinnten aufmuntern, aus *seiner* Gegend, wie er weiß und kann, zur Vervollkommung des Ganzen mit beizutragen.

6. Vor allen Dingen aber wünschte ich *eigne Biographien erlesner merkwürdiger Menschen*. Wie weit stehen wir Deutsche hierin andern Nationen, Franzosen, Engländern, Italienern, nach! Wir lebten, dachten, müheten uns; aber wir konnten nicht schreiben. Die rauhe oder ermattete Hand, die das Schwert, den Zepter, das Handwerk- und Kunstwerkzeug, wohl auch die breite Kanzleifeder führte, verachtete meistens die Reißfeder mühsamer Selbstschilderung; mit der alten Chronikenzeit ging auch das häusliche und Familiengefühl, für die Seinen und mit ihnen fortzuleben, größtenteils zu Grabe. Was also von merkwürdigen alten Selbstbeschreibungen gerettet, was von neuen hie und da entdeckt werden kann, sollte gerettet und genützt werden, bis (ich weiß gewiß, daß die Zeit kommt) merkwürdige Geschäfte auch freiere Gesinnungen und diese den Geist einer edlen Publizität erwecken werden, bei dem alle Stände *im Lichte wandeln*. »Praecipuum munus annalium, ne virtutes silentur; utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.«

Der Patriot

Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Durch alle Gegenden bis an der Erde Grenzen,
O Patriot, bist du mein Held.

Der du, von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst fürs Vaterland.

Umsonst sucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz dich zu verdrängen,
Und führet wider dich, mit Jauchzen und Gesängen,
Die lockende Verführung an;

Und ihr Gefolg, die güldne Pracht,
Den stolzen Reichtum, mit der Ehre,
Die Pfauenflügel schwingt, und einem Freudenheere,
Das um die süße Wollust lacht.

Siegprangender als Cäsar war,
Schlägt sich durch diesen furchtbarn Haufen
Die große Seele durch, mit Gold nicht zu erkaufen,
Nicht zu erschüttern durch Gefahr.

Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wann Wogen sich auf Wogen türmen,
Im Ozeane steht und ruhig in den Stürmen
Den ganzen Zorn des Himmels trägt:

So stehest du mit festem Mut
Und trottest, ohne Freund, verlassen,
Dem Grimm der Mächtigen, der Bösen, die dich
hassen,
Und ihrer ungerechten Wut.

Das Vaterland beglückt zu sehn,
Ist dir die göttlichste der Freuden,
Ist dir Ambrosia, selbst in dem härtesten Leiden,
Wann Bürger dich undankbar schmähn.

Bis dich der Himmel wieder ruft,
Die lichte Wohnung wahrer Helden,
Und wer du warest, einst des Volkes Tränen melden,
Verströmt um deine stille Gruft.

Unrühmlich, unbeweint im Tod,
Vermodern in vergeßnen Höhlen
Die Bürger schlimmer Art, in deren kleinen Seelen
Nur niedrer Eigennutz gebot.

Die Schändlichen! Das Vaterland,

Das ihnen, was sie hatten, Leben,
Ruh, Ehr und Überfluß und sichre Lust gegeben,
Bat hülflos mit erhobner Hand;

Sie aber wichen scheu zurück,
Und nützten den erzürnten Himmel
Zu häßlichem Gewinn, und dachten im Getümmel
Nur sich und ihres Hauses Glück.

Ihr Haus entflieht der Rache nicht,
Die endlich den Verbrecher findet:
Was mit verruchter Hand ein Bösewicht gegründet,
Zerstört ein andrer Bösewicht.

Des Bürgers Glück blüht mit dem Staat,
Und Staaten blühen durch Patrioten.
Athen besiegten Stolz und Eigennutz und Rotten,
Noch eh es Philipps Ehrsucht tat.

Und so fiel Rom, die Königin
Der Könige von allen Zonen,
Von ihrem Thron gestürzt; und ihre güldnen Kronen
Nahm ein erkaufter Barbar hin.

Oft wann in schauervoller Nacht
Ihr Schutzgeist ihren Schutt umfliehet,
Stillschweigend übersieht, wie Rom im Staube lieget,

In Trümmern seiner alten Pracht;

Und dann die großen Taten denkt,
Die sein geliebtes Volk vollbrachte,
So lang fürs Vaterland der Bürger Liebe wachte,
Von niedrer Absicht unbeschränkt;

Als alles fremden Goldes Feind,
Ein Curius und Scipione
Und die Fabricier und männliche Catone
Noch lebten, mit dem Staat vereint;

Dann klagt er laut: »Sie sind nicht mehr!«
Des Kolosseums öde Mauern
Beginnen, rund umher antwortend, mit zu trauern,
Tiefbrausend wie ein stürmisch Meer.

»Sie sind nicht mehr, und Rom starb nach!
Erhoben durch die Patrioten,
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürgerrotten
Ein patriotisch Herz gebrach.«

Daß dieser Fall der großen Stadt
Die sicher-stolzen Völker lehre,
Der größte Staat sei schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.

6.

Ein *Athanasium*, ein *Mnemeion* Deutschlands!
Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämtlich höret. Alles ist in ihm zerteilt, und so manches schützt diese Zerteilung: Religionen, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Überlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Überlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Teil Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unleugbaren Vorschriften ein großes Voraus gegeben; der andre Teil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle sein, ein Ebenmaß zu finden. Jeder biedre Mensch muß sich bestreben, dieses zu fördern, und glücklicherweise scheinen mir diejenigen, die die biedersten Deutschen sein sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht, denn in allen Religionen Deutschlands gibt es aufgeklärte, gute Menschen. Der Unterschied von Dialekten, von Bier- und

Weinländern macht es auch nicht, was uns voneinander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Kultur auf der einen, auf der andern Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichtums u. f. war es, was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen.

Denn sagen Sie, was hindert uns Deutsche, uns allesamt als Mitarbeiter an *einem* Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren und einander zu helfen? Haben wir nicht alle *eine* Sprache, ein gemeinschaftliches Interesse, *eine* Vernunft, ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgend den Weg versperren können; sie arbeitet sich überall durch; sie wird in allen guten Köpfen rege. Ihre Regeln sind allenthalben dieselbe; ihr Zweck allenthalben nur *einer*. Auch der Wetteifer verschiedener Provinzen gegeneinander kann nicht anders, als diesen Zweck befördern.

Ruhm und Dank verdienet also ein jeder, der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, tut zu unsrer Sache

gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel eine Hindernis sein; und auch der Geschmack kann durch sie ebensowohl verderbt und gefesselt werden, als sie ihm anfangs Politur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Überlegungen, tätige Versuche, Empfindungen und Äußerungen dessen, was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet, sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstätte ist das gesamte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen, desto mehr wird die Mitteilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vorteile der Geistesindustrie, der Geisteskultur, der gegenseitigen Mitteilung von Erfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangenen Fehlern und Schwächen einsieht. Jedes dieser Stücke kommt der Menschennatur, mithin auch der Gesellschaft, zugut; der Fehler wird entdeckt, der Irrtum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Entschleüet sich die Blüte nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da;

jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unsrer engebeschränkten Natur so nahe, so dicht beieinander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt, aus dem Einfalls- den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältnis einander gleich sind. Gedanken zu hemmen, dies Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzutraglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen, dies ist ihr, für alle Zeiten hinaus, unabsehlicher großer Vorteil.

Doch die Seite des Verstandes ist's nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das tun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge tun, deren Anblick jedermann schönen und großen Mut einspräche, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt; einen *Altar der Biedertreue* wünsche ich ihnen, an dem sie sich mit Geist

und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existieren, d. i. in Schriften; und, o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß.

7.

Wir sind darüber einig, daß, wenn *ein* großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen. Als er starb, schien sein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war, als ob er auch in seiner irdischen Hülle hätte unsterblich sein mögen.

Sie denken leicht, wie begierig ich auf seine nachgelassenen Schriften⁸ war: hier, sagte ich, lebt und spricht noch sein Geist nach dem Ableben seines alten vielgeübten Körpers. Briefe, Gespräche, ja Worte von ihm, die, solange er König war, als Ehre gesucht, als Schätze umhergetragen wurden, sind jetzt ein gemeines Gut. Man kann sie unerschrocken prüfen, im Zusammenhange seines langen Lebens beherrzigen; man darf ihnen widersprechen und sie mit

seinen Taten vergleichen.

Zuerst also griff ich nicht nach Werken, die er absichtlich für die Welt geschrieben hatte, sondern nach seinem Briefwechsel, und unter diesem auf den längsten und interessantsten, mit Voltaire. Er erstreckt sich von 1736 bis 1777, also über vierzig Jahre, und zeigt die Seele des großen Königes in den verschiedensten Situationen seines Lebens. Ich will einige Züge und Stellen auszeichnen.

Ein Prinz von 23 Jahren, der Erbe eines königlichen Thrones, sucht in weiter Entfernung den Mann auf, den er für den ersten Schriftsteller seiner Zeit hält, in dem er, wie er selbst sagt, »nicht nur Schätze des Geistes, Stücke mit so viel Geschmack, Delikatesse und Kunst gearbeitet, daß ihre Schönheiten bei jedem neuen Lesen neu scheinen, sondern auch jene *Philosophie*« findet, die unser königliche Jüngling insonderheit werthält. Er übersendet ihm seinen »Wolff,« erbittet sich dagegen seine Schriften, seinen Unterricht in Briefen und wird ein Schüler des Philosophen, nicht aus Eitelkeit, sondern ernst und bescheiden. »Autoren,« sagt er, »sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Teile der Welt; sie manifestieren Ideen, die andre sich einprägen. Ist in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vereinigt, so bezaubern sie und rühren. Bald atmet eine Menge

Menschen die Liebe zum menschlichen Geschlecht, die sie ihr durch einen glücklichen Impuls einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Untertanen, die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabscheuen, voll Eifer, nur fürs allgemeine Beste. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was ist man ihnen nicht schuldig?«

So sahe Friedrich die Wissenschaften an, und dies blieb sein Bekenntnis. Die Talente, die hiezu dienten, schätzte er an Voltaire, in seiner Jugend fast über die Maße, in seinem höheren Alter mäßiger; doch blieb ihm stets die hohe Achtung für einige große Stücke seines Lehrers, die er von andern sehr unterschied und ihm darüber offen seine Meinung sagte. Unter Waffen und im höchsten Alter hielt er die Wissenschaften nicht nur für sein schönstes Vergnügen, sondern auch dem Staat und der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich; ohne sie, meinte er, würden und blieben Fürsten, Stände und Völker *Barbaren*; Wissenschaften allein haben die Welt erleuchtet und einige auserwählte Seelen des Menschengeschlechts veredelt.

Blüht, ihr freundlichen Künste,
Blüht! Die goldenen Fluten
Des Paktolus benetzen
Euch in Zukunft die Wurzeln

Eures heiligen Hains.

Euch gebühret zu herrschen
Über schwächere Geister,
Und vor euren Altären
Alle Söhne des Irrtums
Feiernd opfern zu sehn.

In der Mitternacht hör ich
Oft den himmlischen Wohllaut
Eures Wettgesangs, höre
Polyhymniens Saiten
Und Uraniens Lied.

Und zerfließe vor Wonne:
Denn ihr singet die Taten
Der unsterblichen Götter,
Unterrichtet die Weisen
Und Regenten der Welt.

Angenehme Gefühle
Und mein Genius reißen
Allgewaltig mich zu euch,
Ketten ewig an *euren*
Siegeswagen mich an.⁹

Fast immer tönet diese Stimme um mein Ohr, wenn

ich Friedrichs Schriften lese. Man wandelt in ihnen wie auf klassischem Boden; ein Gefühl für die Würde, den Wert, die Schönheit der Wissenschaften ist in seine kleinsten und größten Aufsätze verbreitet.

Insonderheit lebt sein Geist in einer gewissen *Reihe erwählter größerer Seelen*, die er, meistens aus dem Altertum, sich zu Lieblingsnamen seiner Phantasie, zu Vorbildern, an denen er gern verweilet, ausersehen hatte. In Handlungen des Krieges und des Friedens, in Geschäften der Regierung und in Beziehungen der Menschheit kommen sie ihm oft wieder, als alte Lehrer und Freunde; so wie es denn bekannt ist, daß er nur wenige Schriftsteller, diese aber immer von neuem las und in seine Gedanken prägte. Nach gewissen Jahren wollte ihm das Neue nicht mehr gnugtun; er fand eine Spitzfindigkeit oder einen mathematischen Kalkül in Schriften, wohin dieser nicht gehörte. Die alten großen Formen weniger Hauptgedanken lagen in ihm, von denen er sich ungern trennen mochte. In Sachen des Vortrags sah er Voltaire als die letzte Stütze des Geschmacks an, der unter Ludwig XIV. gewesen war und unter Ludwig XV. und XVI. freilich nicht mehr sein konnte. Dagegen sieht er seine eignen Aufsätze in Versen bloß als Reimereien zum Vergnügen, in Prose als Übungen zu Entwicklung seiner Gedanken an und spricht von ihnen ohn alle Anmaßung.

Diese Bescheidenheit ist, wie man offenbar sieht, kalte Überzeugung; er fühlt, was ihm fehle und warum er nicht sein könne, was z.B. Voltaire war. Er will's auch nicht sein; denn er fühlt seinen größern Beruf, ob er gleich den andern, ein großer Schriftsteller zu sein, als angenehmer erkennet und in Augenblicken des Enthusiasmus fast zu beneiden scheint. Bald aber setzt sein Geist sich ins Gleichgewicht: »Gesunder Verstand,« meint er, »ein edler Trieb zur Ehre und unausgesetzte Tätigkeit sei *seine* Gabe, die wolle und müsse er auf seiner Stelle ausbilden, anwenden und gebrauchen.«

Fast unglaublich ist's auch, wie weit er in diesen Punkten nicht etwa nur Voltairen, sondern auch seinen sämtlichen korrespondierenden Freunden überlegen ist. Wenige, aber große Grundsätze liegen als unerschütterliche Fundamente in seiner Seele; wenige, aber feste Maximen sind seine treuen Gefährten, auf die er zuletzt, und als König oft mit sehr leichter Mühe, alles zurückführt. Einige derselben wollten ihm im Siebenjährigen Kriege zuweilen untreu werden; er nimmt aber seine große Seele zusammen und verbeißt die verachtende Bitterkeit, mit der er insonderheit die Regierungen der Welt, ihre Unterhändler und Werkzeuge, wohl auch den größeren Teil des menschlichen Geschlechts ansieht. Ganz scheint er indessen von dieser zu langen und großen

Überstrennung sich nie wieder erholt zu haben; sein Geist kehrte, nach Endigung des Siebenjährigen Krieges, zu seinen früheren Vergnügen zwar zurück, war heiter, fest und wirksam, aber er blieb strenger und ernster. Mit Bewunderung habe ich (wenige Vorurteile ausgenommen) die fast allgemeine Billigkeit, Mäßigung und Enthaltbarkeit des großen Königes in seinen Urteilen von Sachen, Begebenheiten und Personen mir ausgezeichnet. Es war eine selbständige, große Seele.

Und daß sein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundschaft, der Bruder- und Schwesterliebe, dem Zuge zu allem Großen und Guten, nicht verschlossen gewesen, zeigen hundert Stellen seiner Schriften, tausend Momente seines Lebens. In jüngern Jahren hatte er einen *Brief über die Humanität* geschrieben, von dem er viel zu halten scheint, den ich aber in seinen Schriften nicht finde; er sagt von ihm:

»Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung, wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält, die sie unterstützen. Und dies bestimmte mich, über die Humanität zu schreiben. Sie ist, nach meiner Meinung, die einzige Tugend und soll insonderheit denen als Eigentum zugehören, die ihr Stand in der Welt unterscheidet. Ein Landesherr, er sei groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden, dessen Beruf es ist, menschlichem Elende abzuhelfen, soviel er kann;

er ist ein Arzt, die mancherlei Unfälle seiner Untertanen zu heilen.

Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden soll zu ihm gelangen. Sei es aus Mitleid mit ihnen oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst, so muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren, und wenn sein Herz irgend Empfindung hat, werden sie Hülfe bei ihm finden.

Ein Fürst ist gegen sein Volk, was das Herz dem Körper ist. Dies empfängt das Blut aus allen Gliedern und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Untertanen; er gibt ihnen Überfluß, Glückseligkeit, Ruhe, und was irgend zum Wachstum und zum Wohl der Gesellschaft tun kann, wieder.

Dies sind Maximen, die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müssen; das Gefühl gibt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Kursus der Moral nötig, um sie zu lernen.

Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie sehen die Welt als für sie geschaffen an; und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhoben zu sein, verhärten sie ihr Herz vor denselben. Wenn sie ihre Untertanen unterdrücken, wenn sie hart, gewalttätig und grausam sind, so kommt dies daher, daß sie das Böse nicht kennen, das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, darum gehen sie so leicht darüber. Sie

sind nicht im Fall des Mucius Scävola gewesen, der vorm Porsenna die Hand ins Feuer steckte und dadurch die Wirkung des Feuers auf seine Hand wohl kennenlernte.

Mit *einem* Wort. Die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts ist eingerichtet, um Menschenliebe einzuflößen. Die Ähnlichkeit der Menschen untereinander; die Gleichheit ihres Loses und das unentbehrliche Bedürfnis, das einer vom andern hat; Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfnisses noch stärker anziehen; die natürliche Neigung, die man zu seinesgleichen hat; unsre Selbsterhaltung, die uns Humanität predigt; die ganze Natur scheint sich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, die unser Glück macht und täglich neue Annehmlichkeiten auf unser Leben verbreitet.«

Wenn Friederich immer so gefühlt und getan hat, als er hier schreibt (und es war gewiß sein Ernst, da er es schrieb; auch wurden ihm in den unhumansten Situationen seines Lebens diese Gesinnungen nie ganz fremde), so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns seinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Ärzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen, daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke (sie sind ja französisch geschrieben) lesen mögen, und zwar also, als ob sie den großen König selbst hörten.

8.

Wenn König Friederichs Lob auf die Humanität Ihnen gefällig gewesen, so lassen Sie sich einige kürzere Gedanken und Maximen vortragen, die ich in diesen angenehmen Briefen bezeichnet.

»Traurige Folge der menschlichen Hinfälligkeit! der Mensen ist nicht alle Tage sich selbst gleich. Oft zerstören sich ihre Entschlüsse ebenso schnell, als sie sie faßten. Der Spanier sagt sehr vernünftig ›Dieser Mann ist brav *gewesen*«. Könnte man nicht ebenso wohl sagen, daß große Männer es nicht immer, nicht allezeit sind?«

»Wenn ich etwas wünschte, so wäre es, gelehrte und gescheute Leute um mich zu haben; ich glaube nicht, daß eine Sorge um sie sich nicht sehr belohnte. Zuerst ist es eine Achtung, die man ihrem Verdienst schuldig ist, sodann ein Bekenntnis des Bedürfnisses, das man hat, von ihnen Licht zu bekommen. Ich komme kaum von Erstaunen zurück, wenn ich denke, daß eine kultivierte Nation, die, vom Genie unterstützt, im Besitz des guten Geschmacks ist, den Schatz nicht kennet, den sie in ihrem eignen Schoße trägt.«

»Meine jetzige Muße läßt mir Zeit, mich zu beschäftigen, wie ich will. Sie soll mir also nützlich und eine weise Muße werden, indem ich Philosophie und Geschichte studiere und mich mit Poesie und Musik vergnüge. Ich lebe jetzt als Mensch und ziehe dies Leben der majestätischen Gravität und dem tyrannischen Zwange der Höfe unendlich vor. Überhaupt kann ich keine Lebensart, nach der Elle abgemessen, ausstehn; nur die Freiheit hat für mich Reize.«

»Wenn Personen von einem gewissen Range die Hälfte ihrer Laufbahn erreichen, so urteilt man ihnen den Preis zu, den andre nur erhalten, wenn sie die ganze Laufbahn zurückgelegt haben. Woher dieses? Entweder wir sind weniger fähig, das recht zu machen, was wir tun sollen, oder es sind niedrige Schmeichler, die unsre kleinsten Handlungen geltend machen und zum Himmel erheben. Der verstorbne König von Polen rechnete große Summen ziemlich leicht; alle Welt pries seine hohe Kenntnis der Mathematik, von der er doch kein Wort verstand. Mehrere Beispiele mag ich nicht anfahen. In unsern Tagen hat es durchaus keinen großen Fürsten gegeben, der wirklich unterrichtet war, als Peter den Ersten.« (Und auch bei diesem macht Friedrich in der Folge mit Recht große Ausnahmen.)

»Wie verschieden ist ein betrachtendes von einem handelnden Leben! Ein Mann, der sich nur mit Denken beschäftigt, kann gut denken und sich übel ausdrücken; ein handelnder Mann, wenn er sich auch mit aller ersinnlichen Grazie ausdrückte, darf nie schwach handeln; wie man z.B. dem Könige von England, Jacob I., vorwarf, daß er nie etwas Schlechtes gesagt, nie etwas Lobwürdiges getan habe. Es füget sich oft, daß die, die gegen Handlungen anderer am meisten deklamieren, es schlechter als sie machen, wenn sie sich in den nämlichen Umständen befinden. Daß es ja mir nicht also gehe! Denn leichter ist's freilich zu tadeln, als zu tun; leichter, Lehren zu geben, als sie auszuüben. Und dann lassen Menschen sich ja so leicht verführen, bald durch Anmaßung, bald durch den Glanz ihres Standes oder durch Hinterlist der Bösen, daß ihr Gewissen bestrickt wird, auch wenn sie die reinsten und besten Absichten von der Welt hätten.«

»Ich habe wenig Verdienst und Gelehrsamkeit, aber viel guten Willen und eine unerschöpfliche Achtung und Freundschaft für Personen von entschiedenem Wert. Dabei bin ich alle der Beständigkeit fähig, die die wahre Freundschaft fodert.«

»Könige ohne Freundschaft und ohne Erkenntlichkeit scheinen mir dem Könige gleich zu sein, den

Jupiter den Fröschen gab. Ich kenne die Undankbarkeit nur insofern, als ich selbst durch sie gelitten habe, und kann, ohne Affektation fremder, mir unnatürlicher Gesinnungen, behaupten, daß ich jeder Größe entsagen würde, wenn sie die Freundschaft ausschlösse.«

»Ich verachte die Jesuiten zu sehr, als daß ich ihre Schriften lesen sollte; ein schlechtes Herz verdunkelt bei mir die Fähigkeiten des Geistes. Überdem leben wir nur so kurze Zeit und unser Gedächtnis ist so schwindend, daß nur das Ausgesuchteste uns unterrichten sollte.«

»Die deutschen Prinzen verachten gemeiniglich die Gelehrten. Die unmodische Kleidung, der Büchergestäub, der diesen etwa anhangt, und das wenige Verhältnis, das zwischen einem kenntnisreichen Kopf und dem leeren Hirn dieser Herren stattfinden kann, macht, daß sie sich über ihr Äußeres aufhalten und den großen Mann ohne Hofkleid ganz und gar nicht gewahr werden.¹⁰ Der Höfling hält das Urteil des Fürsten zu hoch, als daß er anders als er zu denken sich getrauen sollte; sie affektieren also auch, die zu verachten, die tausendmal mehr als sie selbst wert sind. O Zeiten! o Sitten! Ich, der ich mich überhaupt nicht für das Zeitalter geschaffen fühle, in dem wir

leben, mag dem Beispiele meiner Herren Mitbrüder nicht nachfolgen; ich predige ihnen unaufhörlich, daß der Gipfel der Unwissenheit Hochmut sei, und glaube, daß ein großer Mann, der über mir ist, auch meine Achtung verdiene.«

»Das lebhafteste Vergnügen, das ein vernünftiger Mensch in der Welt haben kann, ist, neue Wahrheiten zu entdecken; das nächste nach diesem ist, alter Vorurteile loszuwerden.«

»Die meisten Prinzen haben eine besondere Leidenschaft für die Stammbäume, eine Art Eigenliebe, die bis auf die entferntsten Vorfahren hinaufsteigt, ja die sie nicht nur für Vorfahren in gerader, sondern auch in jeder Seitenlinie interessiert. Ihnen sagen, daß unter ihren Ahnen schlechte, mithin verächtliche Menschen gewesen, hieße ihnen ein Schimpf, den sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Autor, der in das Heiligtum ihrer Geschichte verwegen dränge und die Schande ihres Hauses unter die Leute brächte! Wenn diese Delikatesse sich bloß auf den guten Ruf ihrer Ahnen *mütterlicher**seits erstreckte, so wäre er noch zu entschuldigen, aber verlangen, daß fünfzig, sechzig Vorfahren, alle nach der Reihe, die honettsten Menschen von der Welt gewesen sein, das heißt die Tugend in eine Familie bannen und dem menschlichen

Geschlecht unrecht tun. Eines Tages hatte ich die Unbedachtsamkeit, in Gegenwart jemandes zu behaupten, daß ein Herr von - so etwas getan habe, das einem Kavalier nicht gezieme; unglücklicherweise war dieser Herr von - zweites Geschwisterkind mit dem, in dessen Gegenwart ich dies sagte. Er formalisierte sich sehr darüber, und als ich ihn um die Ursache fragte, mußte ich erst durch einen langen Stamm- baum passieren, um meine Beleidigung zu erfahren. Da war nun kein anderer Rat, als dem Unwillen meines Beleidigten alle meine Vorfahren preiszugeben, die etwa nicht verdient hätten, es zu sein. Man tadelte mich; ich rechtfertigte mich aber damit, daß jeder Mann von Ehre, jeder honette Mann *meines** Stammes sei und daß ich sonst keinen dafür erkannte.«

»Gern würde ich unter einem gemäßigten Klima leben, gern als Privatmann die Freundschaft und Achtung würdiger Menschen verdienen und dem entsagen, wornach die meisten lüsten und streben; aber ich fühle zu sehr, daß, wenn ich nicht Prinz wäre, ich wenig sein würde. Euch reicht euer Verdienst zu, geachtet, beneidet, bewundert zu werden; ich habe Ahnen, Wappen, Titel, Einkünfte nötig, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen. Ein großer Fürst fiel einmal in die Hände seiner Feinde; er sahe seine Hofleute um sich her weinen, verzweifeln ›Ach‹,

sagte er, *›an euren Tränen merke ich, daß ich noch König bin!‹* Wenige Worte, aber voll großen Sinnes!«

»Brüssel und fast das ganze Deutschland ist seiner alten Barbarei noch nicht los; die Künste werden in ihm wenig geachtet, also auch wenig kultivieret. Der Adel dient unter den Truppen, oder mit sehr leichten Studien tritt er in Collegia und spricht das Recht, daß es eine Lust ist. Edelleute mit Renten leben auf dem Lande, oder vielmehr in den Wäldern, wo sie denn auch so wild werden als die Tiere, die sie jagen. Der Adel unsres Landes gleicht zwar im ganzen dem andern deutschen Adel; doch hat er mehr Lust, sich zu unterrichten, mehr Lebhaftigkeit und, wenn ich sagen darf, mehr Genie als der größere Teil der Nation, insonderheit der westfälische, fränkische, schwäbische, österreichische Adel. Dies gibt Hoffnung, daß die Künste einst auch hier, aus der untern Klasse gezogen, gute Häuser und Paläste bewohnen werden. Berlin hat (wenn ich mich so ausdrücken darf) Funken aller Künste in sich, man sieht das Genie von allen Seiten hervorglimmen, und es bedürfte nur eines glücklichen Hauchs, um das Leben den Wissenschaften wiederzugeben, die Athen und Rom einst berühmter machten als ihre Eroberungen im Kriege. Ich freue mich, diese glücklichen Produktionen meines Vaterlandes zu sehen: sie sind Rosen, die unter Dornen und

Disteln wachsen, Funken des Genies, die durch die Asche hervorblicken, mit denen sie unglücklicherweise bedeckt sind.« (Geschrieben im Jahr 1739.)

»Eben hatte ich einen Brief angefangen *über die Mißbräuche der Mode und der Gewohnheit*, als die Gewohnheit des Erstgeburtsrechts mich auf den Thron rief und mir meinen Brief wegzulegen befahl. Gern hätte ich ihn in eine Satire gegen diese Gewohnheit umgeändert, wenn nicht Satire aus dem Munde der Fürsten verbannt sein müßte.«

»Gewöhnlicherweise macht man sich in der Welt von den großen Revolutionen der Reiche eine abergläubige Idee; wenn man in den Kulissen ist, sieht man, daß die größten Zauberszenen durch die gemeinsten Triebfedern, durch Taugenichte hervorgebracht werden, die, wenn sie sich öffentlich, wie sie sind, zeigten, nur den Unwillen des Publikum auf sich ziehen würden. Betrug, Hinterlist, Doppelsinn, Treulosigkeit sind unglücklicherweise der herrschende Charakter der meisten Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen und ihnen Exempel sein sollten. In solchen Fällen ist's demütigend, das menschliche Herz kennenzulernen; tausendmal schon habe ich meine liebe Einsamkeit, meine Studien, meine Freunde, meine ehemalige Unabhängigkeit

zurückwünschend bedauret.« (1742.)

»Meine Ode auf den Krieg enthält meine wahren Gedanken. Man unterscheide den Stand des Mannes von ihm selbst, man kann Krieg führen aus Gründen, ein Staatsmann sein aus Pflicht und ein Philosoph aus Neigung. Fast nie sind die Menschen an Plätzen, die sie sich selbst wählen würden, daher gibt's so viele schlechte Schuster, schlechte Priester, schlechte Minister und Fürsten.« (1749.)

»Hier ist eine *Apologie* der armen Könige, über die jedermann glossieret; und doch beneidet jeder ihr vorgegebnes Glück hundertmal. Die Versifikation ist unvollkommen; dies Studium erfordert einen Menschen ganz; mich ziehen tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen auseinander. Ich bin ein angeketteter Galeerensklave auf dem Schiff des Staats oder ein Pilot, der weder sein Steuer verlassen noch einschlafen darf, ohne Furcht, das Schicksal des unglücklichen Palinurs zu haben. Die Musen fodern Stille und eine gänzliche Gleichheit der Seele; keine von beiden ist mein Teil. Es gibt auch gewisse privilegierte Seelen, die im Tumult der Höfe sowohl als im Gefängnis der Bastille oder auf dem Strohsack der Reise dichten können; die meinige ist nicht von dieser Zahl. Es ist eine Ananas, die nur im Treibhause fortkommt, an frischer Luft aber verdirbt.« (1749.)

- - Doch ich ermüde Sie mit Vorzeigung ausgerissener Blumen, die eigentlich nur auf der Stelle, da sie stehen, in der Situation, die sie hervorbrachte, den schönsten Reiz haben. Stünde mir die Versifikation eines Jacobi zu Gebot, und ich hätte Ihnen die eingestreueten Verse in der leichten Manier des Originals mitgeben können, freilich, da wäre es anders!

9.

Sie wollen also, daß ich meine Blumenlese auch in den reiferen, schwereren Jahren des Königs fortsetze; Ihr Wille geschehe. Fast mit jedem Jahre wächst meine stille Bewunderung des großen Mannes, und in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges steigt sie fast zum hohen tragischen Mitleid. Eine Seele, die zum Genuß, zur schönsten Wirksamkeit in Zeiten der Ruhe und des Friedens geschaffen war, die in jugendlichen Jahren ihren ersten und zweiten Ausflug nach dem Kranz kriegerischer Ehre gleichsam nur in der Begeisterung des Augenblicks, gelockt oder aufgelodert von Staatsgründen, von sogenannten Rechten und der damaligen Lage Europas, rasch und glücklich getan hatte, muß jetzt diesen leicht erworbenen Kranz schwer und teuer erkaufen. Alle Mächte Europas vereinigen sich, den schwachgeglaubten, einzelnen Mann

zu erdrücken, und seine unglaubliche Tapferkeit, sein unerschütterter Mut fodert, statt ihre Rache zu besänftigen, diese nur mehr auf. Er sieht die niedrigen Urheber und Werkzeuge seines fast schon unvermeidlichen Unglücks; mehr als *ein* Ungewitter zieht er mit künstlich-kühner Hand auf seine Feinde selbst hernieder; und doch sammeln sich die Wolken immer furchtbarer über ihn zusammen. In diesen Augenblicken der Gefahr, des Sieges, der größeren Gefahr und des fast unvermeidlichen Untergangs sind tief aus der Seele des Helden geschriebene Briefe Dinge, die wir bei keiner andern Nation, weder bei alten noch neueren, finden. Aus Cato, Cäsars, Brutus, Otho Seele haben wir nichts dergleichen; keiner von ihnen hat auch die Gefahren bestanden, aus denen Friedrich sich, vielleicht in Jahrtausenden unerreichbar, herauszog. Da wird's merkwürdig, was dieser starke, friedliche Mann jetzt über Menschen, über das Schicksal der Welt dachte.

Sogleich der erste vortreffliche Brief (9. Oktob. 1757), der sich mit den Worten endigt:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en Roi

und mehrmals übersetzt ist, enthüllet die Denkart des Königes. In andern sind fürchterliche Ausrufe mit

gefaßter Stärke: »Ich kann meinen Feinden sagen, wie Demosthenes den Atheniensern: ›Wohl dann! wenn Philippus tot ist, was wäre es, ihr Athenienser? Ihr würdet euch bald einen andern Philippus machen.‹ O Östreicher, euer Hochmut, eure Sucht, alles zu beherrschen, würden euch bald andre Feinde machen; der Freiheit Deutschlands und Europas wird es nie an Verteidigern fehlen!«

Indessen betrübt ihn der Tod seiner Schwester aufszarteste, »für die er sein Leben unter dieser Unglücksfällen gern würde hingegeben haben«.

Er wird geschlagen und sagt wie Franz: »Alles ging verloren, nur nicht die Ehre.«

»Je älter man wird, je mehr überredet man sich, daß die heilige Majestät, der *Zufall*, drei Vierteile dieser elenden Welt regieret und daß die, die sich die Weisesten zu sein einbilden, die größten Narren der Gattung sind, die ohne Federn auf zwei Füßen gehet, zu der wir zu gehören die Ehre haben.«

»In den großen Bewegungen, denen ich entgegengehe, habe ich nicht Zeit, zu wissen, ob jemand Pasquille gegen mich schreibt in Europa; das weiß ich und dessen bin ich Zeuge, daß meine Feinde, mich zu erdrücken, alle Kräfte aufbieten. Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnet.«

»Es scheint, man vergißt in diesem Kriege, was Wohlstand: sei. Die poliziertesten Nationen kriegen wie wilde Tiere. Ich schäme mich der Menschheit; ich erröte über das Jahrhundert. Lasset uns die Wahrheit gestehen: Philosophie und Künste verbreiten sich nur auf eine geringe Zahl Menschen. Die große Masse, das Volk und der gemeine Adel bleiben das, wozu sie die Natur gemacht hat, boshafte Tiere.«

»Ihr habt der Sorbonne ein Grab gemacht; baut auch dem Parlament ein Grabmal. Es radotiert so stark, daß es mit ihm bald aus sein muß.«

»Ihr wünschet Frieden; wendet euch an die, die ihn der Welt geben können. Das sind aber Leute, die ihren Kopf voll hochmütiger Projekte haben; sie wollen eigenmächtige Schiedsrichter der Regenten sein, und das mögen Menschen, die wie ich denken, nicht leiden. Ich liebe den Frieden, aber keinen andern als einen guten, standhaften, ehrenvollen Frieden. Sokrates und Plato hätten wie ich gedacht, wenn sie auf dem verwünschten Punkt gestanden hätten, den ich in dieser Welt einnehme.

Glaubt ihr, daß es ein Vergnügen sei, dies alberne Leben fortzuführen? Menschen, die man nicht kennt, um sich sterben sehen und sie dem Tode selbst zu überliefern, Tag für Tag seine Bekannte und Freunde

zu verlieren, seinen Ruf dem Eigensinn des Ungefährs unaufhörlich ausgesetzt zu sehen, das ganze Jahr durch in Unruhe und scheuer Erwartung zuzubringen, ohne End und Maß sein Leben und Glück; aufs Spiel zu setzen?

Gewiß, ich kenne den Wert der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu sein, wie irgend jemand. Sosehr ich aber diese Güter begehre, sowenig mag ich sie durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsre Pflicht tun, unserm Vaterlande selbst mit unserm Blut treu dienen, ihm unsre Ruhe, ja unser ganzes Dasein aufopfern.«

»Trotz aller Schulen der Philosophie wird der Mensch immerhin das böartigste Tier der Welt bleiben; Aberglaube, Eigennutz, Rache, Verrat, Undankbarkeit werden bis ans Ende der Zeiten blutige, traurige Szenen hervorbringen, weil Leidenschaften uns beherrschen, selten die Vernunft. Immer wird's Kriege, Prozesse, Verwüstungen, Pest, Erdbeben, Banqueroute geben; um solche Dinge drehen sich die Annalen der Welt. Für Unglücksfälle ist die Ägide des Zeno gemacht; die Kränze aus dem Garten Epikurs sind für das Glück.«

»Ich stehe auf dem Punkt, mich mit den Russen zu setzen; es bleiben mir also nur die Königin von Ungarn, die Mandarinen des heil. Reichs und die lappländischen Räuber fürs künftige Jahr übrig. Mein Herz hat mich diesen Gang tun heißen, ein Gefühl der Menschlichkeit, das gern die Ströme Bluts versiegen machen möchte, die beinah unsre ganze Sphäre überschwemmen, das gern den Mordereien, Barbareien, Mordbrennereien und allen den Abscheulichkeiten ein Ende machen möchte, die Menschen gegeneinander ausüben und durch die unglückliche Gewohnheit, sich im Blute zu baden, Tag für Tag wilder werden. Dauert dieser Krieg fort, so muß Europa in die Finsternis der Unwissenheit zurückfallen, und unsre Zeitgenossen werden wilde Tiere. Es ist Zeit, diesen Scheußlichkeiten ein Ende zu machen. Alle dies Unglück ist eine Folge der Ehrsucht Österreichs und Frankreichs. Laß sie ihren ungeheuren Projekten Grenze setzen; laß, wenn die Vernunft sie nicht weise machen kann, sie durch die Erschöpfung ihrer Finanzen, durch den übeln Zustand ihrer Sachen weise werden! Erröten mögen sie, wenn sie hören, daß der Himmel, der die Schwachen gegen den Anfall der Starken unterstützt hat, den ersten auch Mäßigung gnug verlieh, um von ihrem Glück keinen Mißbrauch zu machen und diesen den Frieden anzutragen. Das ist alles, was ein armer, ermatteter, gereizter, gekratzter, gebissener,

hinkender, geknickter Löwe Euch sagen kann.«
(1759.)

»Schwert und Tod haben unter uns abscheulich gewütet, und, was das Traurigste ist, wir sind noch nicht am Ende der Tragödie. Ihr könnt leicht denken, was so grausame Stöße auf mich für Wirkung gehabt haben; ich hülle mich in meinen Stoizismus, so gut ich es kann. Fleisch und Blut empören sich oft gegen die tyrannische Herrschaft der Vernunft; sie müssen aber nachgeben. Wenn ihr mich sehen solltet, würdet ihr mich kaum wiedererkennen: ich bin alt, verfallen, greis, voll Runzeln, ich verliere Zähne und Lustigkeit. Wenn das fortwährt, wird an mir nichts überbleiben als die Tollheit, Verse zu machen, und eine unverletz- bare Anhänglichkeit an meine Pflichten und an die wenigen tugendhaften Menschen, die ich kenne. Meine Laufbahn ist schwer, voll Dornen und Disteln. Ich habe allen Gram erprobt, der irgend die Menschheit kränken kann und mir oft die schönen Verse wiederholet:

Beglückt, wer in der Weisen Tempel u. f.«

»Ihr eifert gegen Jesuiten und Aberglauben. Es ist gut, gegen den Irrtum zu streiten; glaubt aber nicht, daß die Welt sich je ändern werde. Der menschliche

Geist ist schwach, mehr als drei Vierteile der Menschen sind zu Sklaven des ungereimtesten Fanatismus geboren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht schaffen will. Der große Haufe unsres Geschlechts ist dumm und boshaft. Umsonst suche ich in ihm das Bild der Gottheit, das ihm, wie die Theologen sagen, aufgeprägt worden. Jeder Mensch hat ein wildes Tier in sich; wenige wissen es zu bändigen, die meisten lassen ihm den Zügel, wenn die Furcht der Gesetze sie nicht zurückhält.

Vielleicht findet ihr mich zu menschenfeindlich. Ich bin krank; ich leide; und habe mit einem Halbdutzend *** und *** zu tun, die einen Sokrates und Antonin selbst außer Fassung bringen möchten. Ihr seid glücklich, dem Rat des Candide zu folgen und euren Garten zu bauen; nicht jedermann in der Welt kann es so gut haben. Der Ochs muß den Pflug ziehen wie die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen und ich Krieg führen.«

»Je mehr ich dies Handwerk treibe, desto mehr überrede ich mich, daß das Glück die größte Rolle dabei spiele. Ich glaube nicht, daß ich es lange treiben werde; meine Gesundheit nimmt zusehends ab, und es kann leicht sein, daß ich bald in das Land wandre, wo Gram und Schmerz, wo unsre Vergnügen und

Hoffnungen uns nicht mehr folgen, wo man sich in dem Zustande findet, in dem man vor der Geburt war Vielleicht belustigt ihr euch bald mit meiner Grab-schrift und gebt Rechenschaft von mir, wie Babouc dem Engel Ithuriel von Paris gab - -«

Gnug. Muß man nicht unwillig werden, wenn man sieht, wie ein blühender Baum, eine so große, schöne Seele, nicht vom Sturme des Schicksals, sondern von giftigen Winden und Stürmen einer herrschsüchtigen Politik weniger schlechter Menschen so gebeugt und zerknickt wird? Die feste Eiche daurete aus; der schöne Palmbaum erhob sich; seine fröhliche, jugendliche Gestalt kam ihm aber nie ganz wieder. Friedrich tat seinem Lande wohl, wie sein Geist im großen ganzen es erforderlich und nötig hielt; aber hart zu sein, hatte er wider Willen in einer schweren Schule gelernet. Er sahe die Gefahr seiner Länder, seiner Krone, die Fortdauer seiner Macht; denn er hatte sie gegen ganz Europa behaupten müssen Wie anders, als daß er fortan ernst und streng an die Zukunft dachte und der von ihm gegründeten Monarchie wenigstens das zum Schutz ließ, was er ihr lassen konnte, Gerechtigkeit, innere Ordnung, Kriegsheere und Geld. Man verzeihe ihm, wenn er für diese Dinge auch auf harten Wegen sorgte. Die böse Politik, die leider das Staatssystem Europas ausmacht, zwang ihn dazu, und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität, die der an

sich selbst fühlbare, fröhliche Charakter Friederichs gewiß würde angebaut haben, dabei verloren. Hat überhaupt die Menschheit in Europa einen größeren Feind als diese Politik der Höfe in jenem sogenannten *großen Staatensystem* nebst allem, was dazu gehört?¹¹

10.

An den Kaiser

Den Priester rufst du wieder zur Jüngerschaft
Des großen Stifters, machest zum Untertan
Den jochbeladnen Landmann, machst den
Juden zum Menschen. Wer hat geendet,
Wie *du** beginnest? Wenn von des Ackerbaus
Schweiß nicht für *ihn* auch triefet des Bauren Stirn,
Pflügt er nicht Eigentum dem Säugling,
Seufzet er mit, wenn von Erntelasten

Der Wagen seufzt: so bürdet Tyrannenrecht
Dem Unterdrückten Landeserhaltung auf,
Dienst, den die blut'ge Faust des Stärkern
Grub in die Tafel. Und *die* zerschlägst du.

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,

Wie unser Pöbel Kanaans Volk entmenscht!
Und tut *der's* nicht, weil unsre Fürsten
Sie in zu eiserne Fessel schmieden?

Du lösest ihnen, Retter, die rostige
Engangelegte Fessel vom wunden Arm;
Sie fühlen's, glauben's kaum. So lange
Hat's um die Elenden her geklirret.

Wir weinten Unmut, daß uns der Römer Rom
Zwar nicht beherrschte, aber doch peinigte;
Und blutig ist die andre Träne,
Daß uns der Römlinge Rom beherrschet,

Daß Deutschlands Kaiser Bügel des Zelters hielt,
Daß Deutschlands Kaiser nackt um die Teufelsburg
Herging, erfror, wenn nicht Mathildis -
Aber du kommst kaum und siehst, so siegst du.

Nun mag der dreikrontragende Obermönch
Mit allen seinen purpurbemäntelten
Mönchlein das Kanonsrecht, wie weit es
Walte, beschielen: denn du wirst sehen!

So bewillkommte Klopstock den Kaiser Joseph auf
seinem Kaiserthron; mit welcher sonderbaren Emp-
findung lasen wir die Ode, die ich vorher nicht

gekant hatte, eben jetzt nach seinem vernommenen Tode. Es entspann sich darüber zwischen meinem Freunde und mir eine Art elegischen Gesprächs, das ich Ihnen hersetzen will, soweit ich mich dessen erinnere.

Gespräch nach dem Tode des Kaiser Josephs II.

A. Ein sonderbares Ding ist der Tod eines Monarchen. Wir sahen ihn bei Joseph vorher, wir wußten, daß der Kranke sich ihm nahte; und jetzt, da über ihm die Totenglocken tönen, welche eine andre Empfindung! Ohne ihn gekannt und von ihm eine Wohltat genossen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umstände seines Lebens las. Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, ward er als ein Hülfgott angebetet und von ihm das Größte, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Söhnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemühet, mehr angestrebet, rastloser gewirket als *er*? Und welches ein Schicksal, vorm Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines

Lebens förmlich *widerrufen*, feierlich *ausstreichen* zu müssen, und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß es einem Monarchen so hart gegangen wäre.

B. Das war das Schicksal des *Monarchen*; setzen Sie noch das Verhängnis hinzu, das ihn als *Menschen* traf. Das einzige, was er in seinem Hause mit Zärtlichkeit liebt, der letzte Gegenstand seiner Familienhoffnung wird ihm genommen - und damit der Schmerz so empfindlicher sei, eben nach dem Aufblick der Freude, unerwartet genommen! Sein Liebling muß so dicht vor ihm das Opfer des Grabes werden, daß seine Leiche die ihrige aus dem Kaiserhause gleichsam wegdrängt und sein Leben sich nur solange zu fristen scheint, damit vor seinen Augen noch dessen letzte Freude zerknickt werde! -»Begrabet sie,« sprach er, »damit für meine Leiche Platz werde!« Ein einziges Schicksal!

A. Der Unglückliche konnte zuletzt nicht sagen: »Ich kam, ich sah, ich *siegte!*,« kaum: »Ich kam, ich sah, ich *wollte!*«

B. Beruhigen Sie sich. Auch darin schon liegt viel, wie er sagen zu können: »Ich *sah* und *wollte!*«

Er hat viel, sehr viel, und weniges müßig gesehen. Allenthalben, wo es in andern Ländern besser war, oder ihm besser zu sein schien, sammlete er mit rastloser Tätigkeit Gedanken, Entwürfe in seine Seele -

A. Die der Tod ihm jetzt alle raubet! - Ja, ja! er hat vieles, fast zu vieles gesehen. Nicht mir die Länder Europas, die er bereisete, nicht nur das Innere seiner Länder, die er als Erbe und Mitregent früh und lange genug bis zum kleinsten Detail kennenlernte, nicht dies nur! Er sah eben damit auch Gruben des Schlammes, die ihn erbitterten, Pfützen und Moräste von Untreue, Schwelgerei, Üppigkeit, Trägheit, Unordnung, die er mit Gewalt ausfüllen und zum gesunden Garten machen wollte und in deren Abgründe er erliegt. Der Unrat schlägt über ihm zusammen, und vielleicht kommt die ganze alte Verfassung wieder.

B. Das wollen wir nicht glauben. Er bekommt einen Nachfolger, der ein geprüfter Haushälter, ein versuchter Regent ist, von dem Joseph selbst zum Teil gelernt und geborgt hatte -

A. Und doch wollte er, fast ohne Ausnahme, der letzten Absicht nach, lauter Billiges, Nützliches, Gutes! Oft war, was er wollte, nur *erste* Pflicht der Vernunft, der Humanität, der gesellschaftlichen Rechte; an etwas Außerordentliches und Überfeines war während seiner Regierung lange noch nicht zu denken. Dennoch erregt er in allen Provinzen und Ländern, auch bei Ständen, denen er am meisten helfen wollte, murrende Unzufriedenheit; er stirbt beim Ausdruck eines allgemeinen Ungewitters, des Aufruhrs in seinem weiten Reiche -

B. Wollen wir nicht, m. Fr., diesen Ort verlassen, wo die Totenglocken uns übertäuben? Was hilft über einen Unglücksfall das bloße Staunen? Wir wollen freie Luft suchen und uns darüber frei unterreden.

(Wir gingen auf eine angenehme Höhe, auf der die zahlreichen Dörfer der ringsum liegenden Ebene ein angenehmer Anblick waren. Die Totenglocken, die von den Landkirchtürmen in der Entfernung tönnten, machten eine sanftere Harmonie, und unser Gespräch knüpfte sich bald von neuem an.)

B. Woher glauben Sie denn, daß das ungewöhnliche Schicksal Josephs gekommen sei? Alle Dinge in der Welt haben ihre Ursache.

A. Wie mich dünkt, *stand er dem großen Friedrich zu nahe*; und es war Natur der Sache -

B. Wieso zu nahe? Friedrich hat ihm doch nicht geschadet. Er hat ihm zu einem größern Schlesien, den Königreichen Galizien und Ludomirien geholfen; aus dem Bayrischen Sukzessionskriege gegen Friedrich kam Joseph auch mit fast unerwarteter Ehre. Überdem hat Friedrich von ihm meistens sehr günstig geurteilt, und der alte König glaubte wohl nicht, daß Joseph ihm sobald nachfolgen würde.

A. So meine ich's nicht. Denken Sie sich die Lebensgeschichte des Kaisers. Mit ihm als einem Säuglinge mußte seine Mutter nach Ungarn flüchten und ihn als einen Gegenstand des Mitleidens den Ständen

zeigen; vor wem flüchtete sie? gegen wen erbat sie sich Mitleid und Beistand? Was war also natürlicher, als daß der Name Friedrichs dem Kinde und Jünglinge oft genannt werden mußte; denn eben auch die Jahre, in denen der Geist des Menschen aufwacht, fielen bei Joseph in die Zeit des Siebenjährigen Krieges

-
B. Dem er dazu nicht beiwohnen *durfte!*

A. Notwendig ward Friedrich ihm als Nachbar, als Feind seines Hauses, noch mehr aber als der König und Kriegsmann, für den er damals mit einem ganz einzelnen Glück und Ruhm galt -

B. Und immer gelten wird! -

A. Ein Gegenstand der dringendsten Nacheiferung.

B. Und worin eiferte er ihm zuerst nach?

A. In allem. Er wollte *selbst regieren*, wie Friedrich.

B. Das Selbstregieren ist ein erhabener Gedanke; wäre es aber vom *Alleinbefehlen* nicht sehr unterschieden? Friedrich teilte die Geschäfte, die auszuführen waren, mit großem Bedacht nicht nur ein, sondern auch aus. Er verrichtete, was für ihn gehörte, mit Leichtigkeit und überließ andern, was sie tun sollten.

A. Das tat Joseph auch. Haben Sie das Reglement nicht gelesen, das er bei seiner zweiten Reise nach Italien den Chefs aller seiner Departements nachließ? Er wollte nur befohlen haben, und *sie* sollten

ausführen; sie sollten seine Befehle selbst nach Ort und Stelle modifizieren.

B. Das ist mehr, als ein Gesetzgeber sonst zu verstaten pflegt. Aber auf die Geschäfte und die Geschäftigkeit des Monarchen selbst wieder zu kommen, Friedrich sah nicht nur, sondern er *übersah* auch vieles, sobald er nur seinen Hauptzweck erreichte.

A. Ob dieses ein uneingeschränktes Lob wäre?

B. Dafür gebe ich es auch nicht; genug, als ein einzelner Mensch erreichte er damit seinen Endzweck. Er blickte in das Detail der Dinge nicht zu tief, damit er sich nicht verwirrte.

A. Die Ersparung würde Joseph mit der Zeit auch gelernt haben.

B. Friedrich fing nicht zuviel, nicht *alles** auf *einmal* an.

A. Joseph tat's, weil für ihn so viel, ja *alles** zu tun war. Vielleicht ahndete er, daß er nicht lange leben würde; zudem verwickelte ihn eins ins andre; er glaubte, *nichts* könne ganz gesehenen, wenn nicht *alles** begonnen würde. Hatte er darin so ganz unrecht?

B. Nicht unrecht, aber es ging über Menschenkräfte. Überdem *zerstreuete* Friedrich sich nicht, er *reisetete* nicht -

A. Dem Kaiser waren diese Zerstreuungen Beleh- rung; sie waren ihm das einzige Vergnügen, seiner

Gesundheit selbst unentbehrlich.

B. Friedrich, der in jüngern Jahren zu reisen außerordentliche Lust hatte, entsagte, sobald er Regent war, allen Reisen in fremde Länder; er betrachtete sich als Steuermann auf dem Schiff seiner Staaten. So angenehm er in Gesellschaften hätte werden können, so begnügte er sich dennoch an *einer* Gesellschaft weniger erlesenen *Freunde* und wählte sich eine andre noch einsamere Ergötzung, die er unausgesetzt, obwohl sehr regelmäßig trieb, ja die ihm bald so unentbehrlich ward als den Morgenländern das Opium -

A. Sie meinen die Lektüre?

B. Die Lektüre und Schriftstellerei, das Lesen und Schreiben; beide sind voneinander auch vielleicht unzertrennlich. Durchs Schreiben lernt man lesen und hören, durchs Hören lernt man schreiben und wird dazu getrieben, begeistert.

A. Ob das aber einen Regenten nicht *zu sehr* zerstreuen möchte? Kaiser und Autor!

B. Autor muß ein Kaiser und jeder Regent unausbleiblich werden, indem er Gesetze, Verordnungen bekanntmacht. Soll er also nur vor fremde Werke seinen Namen schreiben, so schreibet er ihn meistens nur vor Werke, deren er sich selbst schämet.

A. Das war Josephs Fall nicht. Er schrieb *selbst* Gesetze.

B. Und größtenteils vortreffliche. Glauben Sie aber,

daß das ewige Gesetzschreiben einem Regenten genug ist, zur *geistigen* Erheiterung, zur *Verjüngung* seiner Seele? Friedrich las und schrieb bloß und allein zu Bildung *seines** Geistes, zur Erfrischung und Ordnung *seiner* Gedanken: dann vergaß er Politik und Staatssorgen. Er lebte unter den Alten, dachte mit ihnen, mit großen Männern einer edlern Zeit. Er stärkte sich damit in jener hohen Einfachheit fester Grundsätze und der Erfüllung seiner Pflichten; er ward selbst ein Alter -*

A. Welches alles freilich dem immertätigen Joseph entgehen mußte! -

B. Ihn, scheint es, hatte die Muse, als er geboren ward, mit ihrem himmlischen Auge nicht gesegnet. Jesuiten hatten ihn nicht gelehrt, was Friedrich in der schweren Schule seiner Jugend durch eignen Aufschwung seines Geistes sich selbst lehrte.

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben.

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel ansah. Ihm war also die Hauptquelle der innern höheren Freude und Ermunterung versagt, aus welcher Friedrich schöpfte. Er wußte nur in *unsrer* Zeit zu leben; daher auch *sein* Zeitalter unklassisch geblieben.

A. Es hat indessen doch vortreffliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm

gegeben.

B. *Unter* ihm, aber nicht *durch* ihn.

A. Bei Friedrich mochte das derselbe Fall sein.

B. Friedrich fand die Literatur seiner Länder auf einem Fuß, daß sie sich selbst forthelfen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden; mithin, sobald *er* nur die Freiheit zu denken nachließ und selbst einen großen, edlen Geschmack zeigte, so eiferte man nach, ja man flog voran.

A. Auch Joseph verstattete die Freiheit zu denken.

B. Vortrefflich! und noch edler, daß er sie nie zurückrief, wenn die Freiheit gleich Frechheit ward und ihn selbst antastete. Möge dieser große Geist sich auf seine Nachkommen fortbreiten! Damit aber erfüllte Joseph die Hoffnungen lange nicht, die man fast unglaublich von ihm hatte -

A. Überspannte Hoffnungen!

B. Nicht überspannte, weil alles für ihn bereitstand und nur auf seinen Wink wartete. Welch ein Zeitalter hätte Joseph erwecken können, für sich und für andre! Bei dem unendlich vielen, was er sah, übersah er dieses.

A. Der deutschen Sprache und Schaubühne indes hat er doch genutzt.

B. Ich glaube es. Und wieviel andern hätte er mit der leichtesten Mühe nutzen können, wenn ihm von Kindheit auf der Geschmack daran beigebracht wäre!

Unglücklich ist ein künftiger Regent, dem in seiner Jugend der Quell verschlossen oder trübe gemacht wird, der ihm in seiner künftigen, ewig zerstreuenden und ermüdenden Laufbahn doch allein die schönste Erquickung geben kann und muß. Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das Maß seiner selbst, eine Sammlung seiner Gedanken, ein geistiges Organ, die Dinge anzusehen und zu genießen. Ohne Liebe zur Wissenschaft bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller seiner Tätigkeit von außen in entscheidenden Fällen dennoch das innere Auge, das innerste Herz zu fehlen scheint.

(Hier verbreitete sich unser Gespräch auf einzelne verdiente Männer in den österreichischen Staaten, auf die reiche Ernte, die in diesem weiten Felde für die künftige Zeit zu erwarten stehet; endlich beschieden wir uns auf den morgenden Tag zu dieser Stunde wieder auf diesen angenehmen Hügel. Und wir setzten das Gespräch fort:)

B. Mich dünkt, aus unserm gestrigen Gespräch erhellete, daß Joseph dem alten Könige nicht in allem, nicht im Vornehmsten nachgeeifert habe; wissen Sie etwas anderes, worin dieser ihm schädlich gewesen?

A. In dem *Kriegs-*, in dem *Eroberungsgeist*, den er ihm wider Willen einflößte.

B. Friedrich ihm? Soviel ich weiß, war seit dem

Siebenjährigen Kriege dem großen Könige die Lust zu kriegern ganz vergangen; er suchte und predigte Frieden. Zur Teilung Polens tat nicht *er* den Vorschlag; und als er ihn annahm, begnügte er sich mit dem kleinsten Teil des Erwerbes. Seinetwegen hätte Joseph immer in Ruhe regieren und seine Staaten ordnen können; ja, als er nach Bayern griff, setzte eben Friedrich sich seinem *Ländererwerb* bloß in der Absicht entgegen, daß künftig ein so böser Zunder zu Kriegen, der *Ländererwerb*, in Deutschland nicht mehr statthaben sollte. Mich dünkt, dieser Habgeist dorfte Joseph nicht eben anderswo herkommen; leider war er ja die ererbte Politik des Habsburgischen Hauses. Joseph dachte, wie bekannt ist, an die Länder, die Östreich hatte aufopfern müssen, und vergaß, wie es zu manchen Ländern gekommen sei. Offenbar war auch, wenigstens im damaligen Moment, der Zeitgeist für dergleichen Erwerbe nicht gestimmt. Mit seinen Ansprüchen auf Bayern und die Schelde verlor der Kaiser das Zutrauen Europas; mit Anmaßungen in Deutschland verlor er das Zutrauen des Reichs, vielleicht mehr, als er's verdiente. Mit dem traurigen Türkenkriege endlich -

A. Denken Sie nicht an diesen Krieg. Feldherrn, Freunde, Gesundheit, Ruhe und Leben opferte der zu freigebige Bundsgenoß einem Feldzuge auf, der ihm vielleicht hätte fremde sein mögen

B. Und fremde sein müssen, da die innere Einrichtung seines Reichs, sein männlich großes Werk, alle seine Kräfte foderte. Jetzt, indem er die Krim durchwanderte, wohin nie ein römischer Kaiser gekommen war und nie einer zu einem solchen Zweck hätte kommen mögen, fingen die Niederlande an zu glühen.

A. Und im unglücklichen Türkenkriege loderten fast alle Provinzen in hellen Flammen auf. Verwünscht sein überhaupt alle Eroberungskriege! Aus dem zivilisierten Europa wenigstens sollten sie durch einen *allgemeinen Fürstenbund* alle verbannt sein. König Friedrich mit seinem eroberten Schlesien, das er durch seinen Siebenjährigen Krieg schwer genug verteidiget hat, möge die Reihe der Eroberer, als beinahe unübertrefflich, schließen!

B. So werden auch in Friedenszeiten die deshalb gemachten drückenden Anstalten aufhören. Glauben Sie, m. Fr., reine Bemühungen zum Besten der Menschheit können in einem Staat schwerlich gedeihen, solange der Eroberungsgeist die Fahne schwingt und die erste Staatslivrei trägt. Wir sind sodann und bleiben, was wir bereits zu Tacitus' Zeit waren, »auch im Frieden zum Kriege gewaffnete Barbaren«.

A. Das Lob des Kriegshelden gebe ich gern auf und beklage vielmehr, daß Joseph diesen Dienst auch persönlich sich so sauer werden ließ, als selten ein gemeiner Soldat tun würde.

B. Friedrich war nie Soldat; er war Feldherr.

A. So wollen wir denn lieber von Josephs Feldzügen gegen den *Aberglauben*, gegen die *Intoleranz* und *Pfäfferei* reden. Hier ist doch sein Verdienst unstreitig.

B. Unstreitig; ich hoffe, auch unsterblich.

A. Es ward ihm auch sauer genug. Die Hyder gewann immer neue Köpfe. Und doch war im *meisten* seine Absicht ebenso unverkennbar als gerecht, nützlich, unentbehrlich. Was war z.B. rechtmäßiger, als daß er die Geistlichkeit seines Landes fremder Gerichtsbarkeit, die Sünden seines Landes fremder Dispensation entnahm?

B. Oder billiger als die Freiheit, die er der Bücherzensur gab?

A. Oder pflichtmäßiger, als daß er die Klöster verminderte und den Unterricht des Volks vermehrte?

B. Oder rühmlicher, als daß er alle Religionsparteien vor Bedrückungen schützte? Aber, m. Fr., wer hatte ihm bei diesem allen die Hände binden können?

A. Sie kennen die Hyder nicht!

B. Wenn der Kaiser es *unverrückt* gewollt, wenn er bei jedem Schritt, den er tun wollte, die Folgen überdacht, die Auskunft gegen sie zum voraus bestimmt, soviel möglich alle Ärgernisse vermieden, sodann aber auch ruhig den Bann oder das Interdikt erwartet hätte.

A. Dazu wäre es wohl nie gekommen; die innern Verdrießlichkeiten und Unordnungen aber waren desto größer.

B. Lassen Sie es uns gestehen: an denen der Kaiser zum Teil selbst schuld war. Durch Nachgeben, durch Ärgernisse, durch unvorgesehene Folgen u. f. Überhaupt scheint es, daß er bei der Religionsänderung *auf keinen festen Grund* gebauet habe; alles blieb schwankend, und die harte Behandlung der Deisten in Böhmen -

A. Diese war eine Übereilung!

B. Nein! es war eine Folge des Unwillens, daß sich diese Leute von ihm selbst nicht bekehren lassen wollten. Ein andrer Regent hätte sich gefreuet, ein Völkchen solcher Art zu finden; und wenn er's mit seinem Schutze beehrt hätte, würde er hie und da vielleicht nicht unverwerfliche Funken erweckt haben. Jetzt ward der Name, den *jeder* hochschätzen muß, er sei Christ, Jude, Türk, Heide, der Name *Deist* vom toleranten Joseph gemäßhandelt, das tut mir weh, für ihn selbst und zum Besten der Menschheit.

(Hier verbreitete sich das Gespräch abermals auf mehrere Anstalten des Kaisers, auf die Beschaffenheit und die Verteidiger seines Kirchenrechts u.f.; am folgenden Tage endlich kamen wir zu den Hauptmerkwürdigkeiten seiner Regierung.)

A. Daß Joseph sich des unterdrückten Landmanns

annahm, wird also wohl sein größter Ruhm bleiben.

B. Sein größter, und wahrlich ein humaner Ruhm. Golden sind die Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert: »Ist es nicht Unsinn zu glauben,« sagt er, »daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Untertanen waren, und daß sie das ihrige unter gewissen Bedingungen an die letztern abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Ebenso absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht *er* dem Lande zu; Millionen Menschen sein für ihn und nicht *er* für sie gemacht, um ihnen zu dienen.«

A. Ähnliche Stellen sind in allen seinen Befehlen. Er kannte den Quell des Verderbens und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menschlichen Elends hat er berührt.

B. Daß Joseph dies tat, bleibt sein ewiger Ruhm, wenn er gleich nicht allenthalben durchdrang. Seine Verordnungen gegen die Leibeigenschaft, über Majorate, Steuern u. f. enthalten so viel Merkwürdiges, daß eine spätere Zeit gewiß besser und sicherer verfolgen wird, was *er* hie und da übereilt angab. Vielleicht traute er gelesenen Theorien zu Sehr, tat große Schritte und lebte nicht lange genug, seine Schritte zu behaupten.

A. Welchen Widerstand hat er auch hierin erfahren!

B. Einen größeren, als ihm selbst die Pfaffen in *ihrem* Kreise entgegensetzen konnten. *Der* Widerstand wird immer wiederkommen, sobald ein Regent sich des Landmanns annimmt, zumal in denen von slawischen Nationen bewohnten Ländern. Hier gilt's aber, was Kaiser Siegmund sagte: »Wer über ein Ding nicht springen kann, muß drunter wegkriechen.«

A. Das dünkte Joseph nicht der königliche Weg.

B. Drum ist er auch dem Sprunge erlegen. Alles, m. Fr., läßt sich in der Welt nicht auf *einmal*, nicht mit Gewalt ausführen, dazu ohne Gehülfen, ohne Werkzeuge, woran es dem Kaiser sehr fehlte.

A. Das wundert mich indes, daß er auch das *Volk* nicht mehr gewann, gegen welches er doch so popular war. Er Suchte das Beste desselben so entschieden! -

B. Stieß aber dabei auch das Volk in manchem so vor die Stirn, beleidigte unschuldige, ja angenehme Vorurteile desselben so sehr, daß der arme Haufe von Pfaffen und andern sich gegen seinen eignen Wohltäter selbst ins Netz jagen ließ.

A. Welche unschuldige Vorurteile des Volks hat er beleidigt?

B. Aus vielen führe ich nur wenige in; zuerst das *Vorurteil* der *Sprache*. Hat wohl ein Volk, zumal ein unkultiviertes Volk, etwas Lieberes als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnt sein ganzer Gedankenreichtum an Tradition, Geschichte, Religion und

Grundsätzen des Lebens, alle sein Herz und Seele. Einem solchen Volk seine Sprache nehmen oder herabwürdigen heißt ihm sein einziges unsterbliches Eigentum nehmen, das von Eltern auf Kinder fortgeht.

A. Und doch kannte Joseph mehrere dieser Völker persönlich und sehr genau.

B. Um so mehr ist's zu verwundern, daß er den Eingriff nicht wahrnahm, den er sich damit in ihre beliebtesten Rechte erlaubte. »Wer mir meine Sprache verdrängt (glaubt der Idiot nicht ungründlich), will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und Rechte meines Volks rauben.« Wahrlich, wie Gott alle Sprachen der Welt duldet, so sollte auch ein Regent die verschiedenen Sprachen seiner Völker nicht nur dulden, sondern auch ehren.

A. Er wollte aber eine schnellere Betreibung der Geschäfte, eine schnellere Kultur bewirken.

B. Die beste Kultur eines Volks ist nicht schnell; sie läßt sich durch eine fremde Sprache nicht erzwingen. Am schönsten und, ich möchte sagen, einzig gedeihet sie auf dem eignen Boden der Nation, in ihrer ererbten und sich forterbenden Mundart. Mit der Sprache erbeutet man das Herz des Volks, und ist's nicht ein großer Gedanke, unter so vielen Völkern, Ungarn, Slawen, Wlachen u.f., Keime des Wohlseins auf die fernste Zukunft hin ganz in *ihrer* Denkart, auf die ihnen eigenste und *beliebteste* Weise zu pflanzen?

A. Was brauchte Joseph dazu für Hände! Ihm schien es ein größerer Gedanke, alle seine Staaten und Provinzen womöglich zu *einem* Kodex der Gesetze, zu *einem* *Erziehungssystem*, zu *einer* *Monarchie* zu verschmelzen.

B. Ein Lieblingsgedanke unsres Jahrhunderts! Ist er aber ausführbar? ist er billig und nützlich? Brabanter und Böhmen, Siebenbürger und Lombarden, stehen sie auf *einer* Stufe der Kultur? gehören sie also in *ein* Institut der Erziehung? in einen Kodex der Gesetze und Strafen? Gott selbst hat sich eine solche Zusammenschmelzung nicht erlaubt; daher er jedes Volk nach seiner Weise unterrichtet.

A. Leider war der ganze Normalzuschnitt der Kollegien und Schulen ein exjesuitischer, armer Begriff! -*

B. Der indessen ganze Völker aufbrachte. Über Armseligkeiten solcher Art empörte sich die Universität Löwen, die Niederlande machten dem erregten Feuer gerne Platz; so griff es weiter! -

A. Und doch meinte es auch hierin Joseph gut mit den Völkern. Was er ihnen gab, war freilich nicht das Beste, aber doch ein Besseres, als sie besaßen. Er war selbst nicht besser erzogen worden

B. Und seine *Gesetzbücher*?

A. Mit denen ging er freilich etwas schnell zu Werk.

B. In einer notdringenden Sache mußte die Bahn gebrochen werden. Was ich dabei am meisten bedauere, ist, daß Joseph durch manche Gesetze seinen eigenen Absichten völlig entgegenzuarbeiten schien.

A. Zum Beispiel?

B. Zum Beispiel in seinem Kriminalkodex die Häufung der Verbrechen *gegen den Staat*.

A. Dagegen er ja aber die Verbrechen der *beleidigten Majestät* aufhob.

B. Geringe Aufopferung gegen ein viel größeres Unheil, dem Platz gemacht wurde. Zum Verbrechen gegen den Staat kann alles, auch das kleinste Vergehen gegen die Polizei gemacht werden. Denn was wäre nicht gegen den Staat, sobald man statt der sichtbaren, doch nur leibhaften Majestät dies willkürliche, unbestimmte Phantom auf den Thron erhöbe?

A. Freilich, auch die mitleidswertesten Krankheiten der Natur können sodann zu Rebellen gegen den Staat gemacht werden, z.B. der unglückliche Selbstmord. Der Ärmste der Menschen hat sich dem Staat *entzogen*; mithin müssen alle körperliche Beschimpfungen, die niedrigsten Schläge sein Los sein. Was die gütige Natur selbst nicht verhindern konnte, will der Monarch im Namen des Staates durch knechtische Beschimpfungen nicht verhindern, sondern rächen und strafen.

B. Schweigen Sie, Freund. Die Vernachlässigung,

ja ich möchte sagen, die *Vernichtung des Gefühls für Ehre und Schande* hat mich in Josephs Gesetzgebung ganz irre gemacht. Vernichte das Gefühl der Ehre, den Namen der Familie und Verwandten, die den Toten gebührende Achtung u.f.; womit willst du es ersetzen? Die Natur selbst sträubt sich gegen solche Einrichtungen, die Joseph daher bald selbst einschränken, einstellen mußte oder auch bald unglücklicherweise nicht einstellte. In wenigen Jahren hätte er auf Straßen und Gassen zwischen lauter Verbrechern gegen den Staat wandeln müssen, ein fürs Volk, für den Regenten und für alles, was Mensch oder Halbmensch ist, abscheulicher Anblick! -

A. Ich weiß selbst nicht, wie Joseph bei seinem übrigens guten Herzen zu diesem Mangel an Mitempfindung und Delikatesse kam.

B. *Ein Wort* würde Ihnen dies erklären. Können Sie es leugnen, daß bei Joseph der Schein der *Selbstherrschaft* das meiste, ja *alles** verderbte?

A. Kaum wage ich's zu leugnen. Er wollte das Beste, aber er wollte es als *Despot*. Selbst in dem schönen, ich möchte sagen, väterlichen Aufsätze, den er an die Chefs seiner Kollegien schrieb, von dem wir gesprochen haben, sind davon Spuren.

B. Und die willkürliche Verkürzung zugesicherter Gehalte? könnte manche derselben auch die äußerste Not entschuldigen?

A. Kaum.

B. Und die Benutzung der Waisengelder für den Staat? Und die Art der Klostersaufhebung und der Veräußerung geistlicher Güter? Und die Verwaltung der Religionskassen? Und die Konduitenlisten? Und die Verfügungen auf dieselbe? Warum ließ er sich in Ungarn nicht krönen? warum entzog er den Ungarn ihre Krone? Ich könnte noch lange so fragen.

A. Und doch war er in seinem mühseligen Leben nichts weniger als ein Sardanapal. Er diente dem Staat als Tagelöhner, als unablässiger Werkmann.

B. Wie gefährlich ist's, auf der oder jener Stelle, aus der oder jener Fürstengattung zum Thron, zu Thronen *geboren zu sein!* Eine unglückliche Fee bringt an der Wiege des Prinzen einen unauslöschlichen Querstrich in die Seele des Kindes und gibt ihm die schreckliche Verwünschung mit, daß nach Verhältnis der besten Bemühungen des unglücklichen Halbgotts der Querstrich für ihn selbst und andre unzerstörlich wachse.

A. Unglücklich!

B. Wem unterlag also Joseph? Nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der geglaubten und von Kindheit auf genährten *Allgewalt des Selbstbeherrschers*. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Untertanen hat ihn gebeuget.

(Natürlicherweise ging das Gespräch hier auf eine

Menge einzelner Umstände seines Lebens und Todes über, die mein Freund wußte; es erhob sich endlich wieder:)

A. Seine Fehler hat Joseph schwer gebüßt -

B. Und in sein Grab genommen; das Gute, das er gewollt und anfangsweise bewirkt hat, wird, obwohl einesteils in zerfallenden Resten, bleiben und dereinst glücklicher an den Tag treten; denn es ist dem größten Teile nach ein *reines Gute zum Ertrage der Menschheit*. Er hat es seinen Nachfolgern schwer gemacht -

A. Ich dünkte, leicht gemacht: sie dürfen nur seiner Bahn folgen.

B. Vorderhand schwer gemacht. Er hat an allen Säulen gerüttelt und den Staat bewegt. Wer künftighin eine Säule nur angreift, wird die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehen, und man wird ihn durch Liebko-
sungen und Schreckbilder von dem Werk abzuziehen suchen, das Joseph begann und unmöglich endigen konnte. *Er* hat die Bedürfnisse seiner Staaten tiefer gekannt als vielleicht kein Regent unsrer Zeiten.

A. Und emsiger besorgt als vielleicht kein Regent unsrer Zeiten.

B. Oft ist der Wille größer als die Tat, das Unternehmen edler als die Ausführung. Ich weiß nicht, ob viele nach seinem Tode viel zu seinem Lobe schreiben werden; aber was man dazu aus Ansicht der Dinge schreibt, wird die billigere Nachwelt

gutheißen, seinen Schatten ehren und nicht mehr mit Bedauern, sondern mit frohem Erstaunen einst sagen:
»Auch *er* schon *sah* dies und *wollte!*«

A. Kennen Sie seinen Brief, den er im Jahr 1784 an die Stadt Ofen schrieb, als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte? Hier ist er:

»Wenn die Vorurteile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste werden beigebracht sein; wenn jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit Freude zu den Bedürfnissen des Staats, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichtum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntnis des wahren Interesse des Herrn gegen seine Untertanen und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufakturen und deren Vertrieb, die Zirkulation aller Produkte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt.«

B. Wenn dies alles geschehen ist, bedarf der große *Wollende* keiner Ehrensäule mehr; sein Unternehmen, sein schwerer Anfang ist ihm allein schon ein Koloß für die Nachwelt.

So endete unser Gespräch; und die Glocken verhallten. Wünschen Sie nicht auch mit mir ein *Leben Josephs* zur Lehre für die Nachwelt?

11.

Wie kommt es, m. Fr., daß unsre Poesie, verglichen mit der Poesie älterer Zeiten, an öffentlichen Sachen so wenig teilnimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen, die Poesie der Römer einen bei weitem schon geringeren Anteil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. Seitdem endlich die Barden und Leiermänner ziehender Heere Trompetern und Paukern ihre Stellen überließen, seitdem -

Doch sofern beantworte ich mir die Frage selbst, auf die ohnedem andre bereits geantwortet haben. Wie kommt's aber, daß auch seitdem die Dichterei gedruckte Kunst ist, ihr Anteil an der gemeinen Sache zu verschiedenen Zeiten so ungleich gewesen und jetzt so gar gering zu sein scheint? Mehrere tapfere Gedichte auch aus unserm Vaterlande von Luther, Opitz, Logau und nach einem großen Sprunge der Zeiten von Kleist, Gleim, Uz, Klopstock, Stolberg, Bürger u. a. sind uns in Herz und Seele geschrieben;

ist diese Muse anjetzt entschlafen? Oder hat sie, wie Baal, etwas anderes zu schaffen, daß sie vom Geiste der Zeit nicht erweckt, das Geräusch um sich her nicht höret?

Mich dünkt, so ist es; sie hat etwas anderes zu schaffen. Schlagen Sie darüber die neueren Dichter nach. Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes.

Der göttliche Mund der Muse ist in aller Welt gepriesen. Sie darf Dinge sagen, die die Prose nicht zu sagen wagt, und flöbet sie unvermerkt in Herz und Seele. Gab sie der Fabel einst jenen lieblichen Ton, jene Süßigkeit, nach welcher wir auch nach Jahrtausenden noch wie nach einer Erquickung lechzen; wie? und sie sollte der auf uns dringenden Wahrheit wenigstens einen gefälligen Anzug, eine einladende Gestalt nicht zu geben vermögen?

Oft beunruhigen mich in meiner Einsamkeit die Schatten jener alten mächtigen Dichter und Weisen. Jesaias, Pindar, Alcäus, Äschylus stehen als gewaffnete Männer vor mir und fragen: »Was würden wir in euren Zeiten gedacht, gesagt, getan haben?« Luthers edler Schatte schließet sich an sie an, und wenn die Erscheinung vorüber ist, finde ich um mich Öde.

Gewiß, meine Freunde, wir wollen auf *alles** merken, was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Laute soll uns entschlüpfen.

Glauben Sie nicht, daß ich damit die armselige Zunft jener Tyrannenbändiger und Regentenwürger zurückwünsche, die vor einigen Jahren ihre Wut ausließ. Es war Geschrei, darum ist's verhallet, ein Nachklang ohne Kraft und Wesen. Die wahre Muse ist sittsam, »lene consilium, et dat et dato gaudet alma«; diesen sanften Ratschluß empfing sie vom Himmel und haucht ihn dem Geiste der Zeit ein -

Finire quaerentem labores
Aonio recreat antro.

Hold und schön klingen mir hierüber die Töne der Alten, und ich wünschte, daß wie einst dem Horaz so auch mir die Muse des Simonides, Alcäus, Stesichorus noch ertönte.¹² Aber sie liegt im Staube, und wir müssen uns nur an dem, was der Vergessenheit entrann, den Geist erheben und das Herz stärken. Mit unbeschreiblicher Freude habe ich in diesen Tagen jenes feine *Echo der Griechen*, den Horaz, gelesen und wieder gelesen. Er lebte in einer kritischen Zeit, als wir leben, war mit Glück und Person an August und Mäcen gefesselt; und wie edel, wie stolz und unterrichtend ist seine Muse! Sie bricht die Blüte der Zeit

und schwebt auf den Fittichen ihres reinsten Lufthauches.

12.

Mich dünkt, Ihre Fragen über den geringen Anteil, den die heutige Dichtkunst an den Händeln der Zeit nimmt, haben Sie sich selbst beantworten können; denn der Stoff dazu liegt völlig in Ihrem Briefe.

Schaffen Sie uns den Zustand der Griechen wieder, und Alcäus, Pindar, Ächylus sind mit ihnen auch da. In vielerlei Rücksicht aber würden wir diese Zeiten nicht wünschen und uns dagegen an unserer dichterischen Unteilnehmung begnügen. So wäre es auch in Ansehung der Zeiten Horaz' oder gar der Kreuzzieher und Harfner. Opitz und Logau fühlten die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges; wider ihren Willen mußten sie an dem Elende, das er verbreitete, teilnehmen; der Widerschein seiner Flammen glänzt in ihren Gedichten. Kleist, Uz und Gleim trafen auf die Zeiten der preußisch-österreichischen Kriege; alle drei fanden darin unverwelkliche Lorbeern, der erste aber auch bei vieler Not, die er als Krieger mit bedrücktem Herzen sah, seinen blutigen Tod. Was diese Dichter uns aus teurer Erfahrung sangen, warum müßte es uns, durch neue Erfahrung teuer erkaufte, wieder

gesungen werden? Tönt uns Kleists Stimme nicht
noch?¹³

Ihr, denen zwanglose Völker der Herrschaft Steuer
vertrauten,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur
Glückseligkeit Hafen?
Was wünscht ihr, Väter der Menschen, noch mehrere
Kinder? Ist's wenig,
Viel Millionen beglücken? Erfordert's wenige Mühe?
O mehrt derjenigen Heil, die eure Fittiche suchen,
Deckt sie, gleich brütenden Adlern. Verwandelt die
Schwerter in Sicheln,
Erhebt die Weisheit im Kittel und trocknet die Zähnen
der Tugend.

Die rührende Stimme seines »Grab- und Geburts-
liedes,« seine »Sehnsucht nach Ruhe,« sein »Ab-
schied« hinter »Cissides und Paches« tönt noch jedem
Leser ins Herz, nachdem der Dichter die Gesinnungen
seiner Seele mit Leben und Blut versiegelt. So ist's
mit den patriotischen Oden Uz', Klopstocks; und der
preußische Kriegssänger ist ebensowohl Volks-, Frie-
dens-, Staatsänger geworden, hat bis auf die neuesten
Zeiten fast an jeder großen Angelegenheit Anteil ge-
nommen, die seinem Gesichtskreise irgend nur nahe
lag -¹⁴ Aber, m.F., nach unsrer Lage der Dinge halte

ich das zu nahe, zu starke Teilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten beinahe für schädlich. Zu bald nimmt der Dichter einseitige Partei und tut der besten Sache (geschweige einer schwachen, wankenden) mit dem besten Willen Schaden. Dadurch schwächt er die gute Wirkung seiner Gedichte selbst; denn in kurzem ist die Situation der Zeit vorüber; man siehet die Dinge anders an; man behandelt ihn als einen abgekommenen Barden. Also bleibe die Poesie in ihrem reinen Äther, der *Sphäre der Menschheit*,

Coetusque vulgares et udam
Spernat humum fugiente penna.

In diesem höheren, freieren Raume begegnen sich alle politische Meinungen als Freundinnen und Schwestern; denn im Elysium wohnt keine Feindschaft.

Sehr gut also, daß unsre Musenalmanache äußerst wenige politische Oden mit sich führen. Bald würden zween gegeneinander im Streit liegen, und überhaupt ist's doch nur Spiel, wenn Genien mit Waffen der großen Götter spielen.

Das aber glauben Sie, daß die Poesie als eine *Stimme der Zeit* unwandelbar dem Geiste der Zeit folge; ja oft ist sie eine helle Weissagung zukünftiger Zeiten. Lesen Sie in Stolbergs »Jamben,« 1784 gedruckt, (S.

66) den »Rat« und mehrere Gedichte, lesen Sie mehrere, frühere und spätere Oden Klopstocks und leugnen noch, daß auch auf deutschen Höhen oder in ihren Tälern ein prophetischer Geist der Zeiten wehe. Schade nur, daß er nicht vernommen wird; denn, um aller deutschen Redlichkeit willen, welcher Mann von Geschäften läse ein Gedicht, um in ihm die Stimme der Zeit zu hören! -

Wir, meine Freunde, wollen den Garten der Grazien und Musen in der Stille bauen. Verständiger Homer, edler Pindar und ihr sanften Weisen, Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Epikur, Zeno, Mark Antonin, Erasmus, Sarpi, Grotius, Fénelon, St. Pierre, Penn, Franklin, sollt die heiligen Mitwohner unsrer friedlichen Gärten werden. Das aufschießende Korn bedarf mancherlei Witterung; die Saat in der Erde will Ruhe und milden, erquickenden Regen.

13.

Milden erquickenden Regen wünschet die keimende Saat der Humanität in Europa, keine Stürme. Die Musen wohnen friedlich auf ihren heiligen Bergen, und wenn sie ins Schlachtfeld, wenn sie in die Ratskammern der Großen treten, entbieten sie Frieden. Eine edle, würdige Tat zu loben ist ihnen ein

süßeres Geschäft, als alle Flüche Alcäus' oder Archilochus' auf taube Unmenschen herabzudonnern.

Wenn es z.B. in unsern Zeiten einen Regenten gäbe, der an seinem Teil dem barbarischen Menschenerkauf im andern Weltteil entsagte und damit andern Staaten zu ihrem Erröten ein Beispiel gab; wenn er nach Jahrhunderten der erste wäre, der die Sklaverei willkürlicher Fronen und andre erdrückende Lasten seinem Volk entnahm und ein andres seiner Völker von ebenso drückenden Einschränkungen im Handel befreiete; wenn dieser Regent ein hoffnungsvoller königlicher Jüngling und Einrichtungen dieser Art nur das Vorspiel seiner Regierung wären: Heil dem Dichter, der solche Taten ohne alle Schmeichelei würdig und schön darstellte! Heil jedem Leser und Hörer, der diesem Sänger einer reinen Humanität mit reinem Herzen zujauchzte! Dänemark ist das friedliche, glückliche Land, dem dieser Stern aufgehet: sein Kronprinz ist der königliche Jüngling, der seine Laufbahn also beginnet, und F. L. Stolberg der Dichter, der ihm hierüber würdig danket.

An den Kronprinzen von Dänemark

Noch nie erscholl ein Name der Mächtigen
Zu meiner Leier, Jüngling; ich weihte sie
Den Freunden nur Und Gott, und süßem
Häuslichen Glück, und der Liebe Tränen,

Und Dir, Natur, im Hain und am Meergestad,
Und Dir, o Freiheit! Freiheit, du Hochgefühl
Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt ich mit Blumen des kühnen Liedes.

Und werd ihn kränzen, weil eine Nerve mir
Noch zucket! werd ihn kosten mit zitternder
Und blauer Lippe, wenn des Todes
Hand mir ihn reichet in hehrer Stunde.

Nun wind ich junge Blumen im Kranze dir,
O Jüngling, weil du früh es nicht achtetest,
Zu herrschen über Sklaven, weil du
Forschetest, hörtest, beschlossest, tatest!

Das Joch des Landmanns drückte Jahrhunderte;
Du brachst es! Hör es, heiliger Schatte du
Von meinem Vater, der das Beispiel
Diesseit der Eider und dann am Sund gab.¹⁵

Du brachst es, Jüngling! wandtest errötend dich
Vom Dank des Landes, sahst auf dem Ozean
Der Handlung Bande, die des Neides
Hand und der Habsucht im Finstern knüpfte:

Zerrissest leicht wie Spinnengewebe sie,
Daß nicht die stolze Fichte des Normanns mehr
Dem Bruderhafem huldigt, eh sie
Schwellende Segel dem Ostwind öffne.¹⁶

Nicht gleiche Gaben spendet des Vaters Hand
Den Völkern. Eisen starret im Schachte dort,
Hier wanken Ähren, unsres Tisches
Freude gedeihet auf fernen Bergen.

Zum freien Tausche ladet der Vater ein;
Doch schmiedet, hart und klügelnd, der blinde
Mensch
Dem Tausche Zwang; der biedre Normann
Kaufte sein Brot auf verengtem Markte.

Nun reifen fremde Saaten für ihn, wenn früh-
Erwacht der Winter auf dem Gebürge sich
Ausstreckt und von starrer Schulter
Glanzende Flocken in Täler schüttelt.

Ich sah dich handeln, Jüngling, und freute mich,

Doch nur mit halber Freude. Lud Danien
Nicht häufend noch auf seine Schulter
Fluch des zertretenen, zerrißnen Volkes,

Uneingedenk der heiligen Lehren und
Für jene Ader fühllos, die Gottes Hand
Im Herzen spannte, daß sie klopfend
Unrecht und Recht und Erbarmen lehre?

Von Menschen kaufte Menschen der Mensch, und
ward

Ein Teufel! - Wer vermag den getrüben Blick
Zu heften auf des armen Mohren
Elend und Schmach und gezuckte Geißel?

Aufs schwangre Weib, das jammernd die Hände ringt
Am krummen Ufer; - Tränenlos starret sie
Dem fernen Segel nach; noch schallt ihr
Dumpf in den Ohren das Hohngelächter

Des Treibers, noch der klirrenden Kette Klang,
Und ihres Mannes Klage, das Angstgeschrei
Der jüngsten Tochter, die der Wütrich
Ihr aus umschlingenden Armen losriß. -

Du setzest Ziel dem Greuel, ein nahes Ziel!
Errötend staun und ahme dem Beispiel nach

Der Brite, will er wert der Freiheit
Sein, die auf Weisheit und Recht sich gründet.

Gott setze deinen Tagen ein fernes Ziel,
O Jüngling! keins dem Segen, der dein einst harrt.
Sei deinen Tausenden noch lange
Bruder! Nur *einer* ist *aller* Vater.

F. L. Gr. z. Stolberg

Wenn mehrere solcher Gesänge über Anlässe solcher Art uns zukommen, meine Brüder, so wollen wir einander unsre Freude ja mitteilen; denn besangen Horaz und Pindar je ein edleres Thema edler?

Zweite Sammlung

(1793)

14.

Mehrmals finde ich in Ihren Briefen den *Geist der Zeit* genannt; wollen wir uns einander nicht diesen Ausdruck aufklären?

Ist er ein Genius, ein Dämon? oder ein Poltergeist, ein Wiederkommender aus alten Gräbern? oder gar ein Lufthauch der Mode, ein Schall der Äolsharfe? Man hält ihn für eins und das andre.

Woher kommt er? wohin will er? wo ist sein Regiment? wo seine Macht und Gewalt? Muß er herrschen? muß er dienen? kann man ihn lenken?

Hat man Schriften darüber? Wie lernt man ihn aus der Erfahrung kennen? Ist er der Genius der *Humanität* selbst? oder dessen Freund, Vorbote, Diener?

15.

Warum sollte ich Ihnen auf Ihren lakonischen Brief nicht ebenso rätselhaft antworten, als Sie gefragt haben?

»Was ist der Geist der Zeiten?« Allerdings ein mächtiger Genius, ein gewaltiger Dämon. Wenn Averroës glaubte, daß das ganze Menschengeschlecht nur *eine* Seele habe, an welcher jedes Individuum auf seine Weise, bald tätig, bald leidend teilnehme, so würde ich diese Dichtung eher auf den Geist der Zeit anwenden. Wir stehen alle unter seinem Gebiet, bald tätig, bald leidend.

»Ist er ein Schall der Äolsharfe? ein Lufthauch der Mode?« Die flüchtige Mode ist seine unechte Schwester; er ist ihr nicht gewogen, lernt aber auch von ihr und hat mit ihr zuweilen lehrreichen Umgang. Desto entschiedener hasset er seinen wahren Feind und Verleumder, den Geist des Aufruhrs, der Zwietracht, den unreinen, abgeschmackten Pöbelsinn und Wahnsinn. Wo dieser sich hören läßt, in welchen Gesellschaften und Kreisen er ihn auch nur vermutet, fliehet er vor ihm und verachtet selbst die Lehre aus seinem Munde. Die Stimme des geläuterten Zeitgeistes ist verständig, überredend, sanft, freundlich. Bald lässet er sich wie ein Laut auf der Äolsharfe hören; bald tönt sie in

vollen Chören. Der geläuterte Geist der Zeiten (möchte ich mit jenem alten Buche sagen) ist »heilig, einig, mannigfalt, scharf und behende, rein und klar, ernst und frei, wohltätig, leutselig, fest, gewiß, sicher. Er vermag alles, siehet alles und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter und scharf sie sind«.

»Woher kommt er?« Wie sein Name sagt, aus dem Schoß der Zeiten. Der menschlichen Natur einwohnend, hatten ihn einst in unserm rauheren Klima die Pfäfferei und der wilde Kriegsgeist lange unterdrückt gehalten; sie schlossen ihn ein in Höhlen, Türme, Schlösser und Klöster. Er entkam; die Reformation machte ihn frei; Künste und Wissenschaften am meisten aber die Buchdruckerei gaben ihm Flügel. Seine ernste Mutter, die *selbstdenkende Philosophie*, hat ihn, zumal an den Schriften der Alten, unterwiesen; sein ernster Vater, der mühsame *Versuch*, hat ihn erzogen und durch die Vorbilder der würdigsten, größten Männer gereift und gestärket. Er ist kein Kind mehr, wiewohl er bei jeder neuen Begebenheit ein Kind scheineth; alle Erfahrungen voriger Zeiten sind in seine Seele gedrückt, sind auf seine Glieder verbreitet.

»Wohin will er?« Wohin er kommen kann. Er hat aus den vorigen Zeiten gesammelt, sammlet aus den jetzigen und dringt in die folgenden Zeiten. Seine Macht ist groß, aber unsichtbar; der Verständige bemerkt und nutzt sie, dem Unweisen wird sie, meistens

zu spät, nur in erfolgten Wirkungen glaubhaft.

»Muß der Geist der Zeit herrschen oder dienen?«
Er muß beides an Stelle und Ort. Der Weise gibt ihm nach, um zu rechter Zeit ihn zu lenken; wozu aber eine sehr behutsame, sichere Hand gehöret. Indessen wird er offenbar gelenkt, nicht von der Menge, sondern von wenigen, tiefer als andre blickenden, standhaften und glücklichen Geistern. Oft leben und wirken diese in der größten Stille; aber *einer* ihrer Gedanken, den der Geist der Zeiten auffaßt, bringt ein ganzes Chaos der Dinge zur Wohlgestalt und Ordnung. Glücklich sind *die*, denen die Vorsehung solch einen erhabnen Platz gab, in welchem Stande sie auch leben; selten wird dieser Platz durch Mühe erstrebt, selten durch lautes Geräusch angekündigt, meistens nur in Folgen bemerkt; oft müssen die großen Lenker auch viel wagen, viel leiden.

»Hat man Schriften über den Geist der Zeiten?«
Das weiß ich nicht; am besten lernt man ihn aus Geschichten, die im Geist ihrer Zeiten geschrieben sind, und aus der Erfahrung kennen, wo eins das andre erläutert. Ohne nachdenkende Erfahrung versteht man die Bücher nicht; diese wiederum machen uns auf den lebendigen Geist der Zeiten aufmerksam. Das Rad rollet fort, ist immer dasselbe und zeigt immer eine andre Seite.

»Geist der Zeiten, ist er der Genius der Humanität

selbst oder dessen Freund, Vorbote, Diener?« Ich wollte, daß er das erste wäre, glaube es aber nicht; das letzte hoffe ich nicht nur, sondern bin dessen fast gewiß. Daß er *ein Freund, ein Vorbote, ein Diener der Humanität* werde, wollen auch wir an unserm unmerklich kleinen Teile befördern.

16.

Schwerlich wird unser Freund mit der rätselhaften Auflösung seines Rätsels befriediget sein; also darf ich in einem offenern, wenn auch etwas schwereren Tone fortfahren.

Was *Geist* ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht malen; aber empfinden lässet es sich, es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper und eignen jenem alle das zu, was den Körper bis auf seine Elemente beseelet, was Leben in sich hält und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht und Kräfte fortpflanzt. In den ältesten Sprachen also ist *Geist* der Ausdruck unsichtbarer strebender Gewalt, dagegen *Leib, Fleisch, Körper, Leichnam* entweder die Bezeichnung toter Trägheit oder einer organischen Wohnung, eines Werkzeuges, das der einwohnende Geist als ein

mächtiger Künstler gebraucht.

Die *Zeit* ist ein Gedankenbild nachfolgender, ineinander verketteter Zustände; sie ist ein Maß der Dinge nach der Folge unsrer Gedanken; die Dinge selbst sind ihr gemessener Inhalt.

Geist der Zeiten hieße also die Summe der Gedanken, Gesinnungen, Anstreben, Triebe und lebendigen Kräfte, die in einem bestimmten Fortlauf der Dinge mit gegebenen Ursachen und Wirkungen sich äußern. Die Elemente der Begebenheiten sehen wir nie; wir bemerken bloß ihre Erscheinungen und ordnen uns ihre Gestalten in einer wahrgenommenen Verbindung.

Wollen wir also vom *Geist unsrer Zeit* reden, so müssen wir erst bestimmen, was *unsre Zeit* sei, welchen Umfang wir ihr geben können und mögen. Auf unsrer runden Erde existieren auf einmal alle Zeiten, alle Stunden des Tages und Jahres, vielleicht auch alle Zustände des menschlichen Geschlechts; wenigstens können wir voraussetzen, daß sie existiert haben und existieren werden. Alle Modifikationen wechseln auf ihr, haben gewechselt und werden wechseln, nachdem der Strom der Begebenheiten langsamer oder schneller die Wellen treibet.

Wenn wir uns demnach *auf Europa* bezirken, so ist Europa auch nur ein Gedankenbild, das wir uns etwa nach der Lage seiner Länder, nach ihrer Ähnlichkeit,

Gemeinschaft und Unterhandlung zusammenordnen. Denken wir uns das einst oder jetzt katholische oder überhaupt *das christliche Europa*, so ist auch in ihm nach Ländern und Situationen der Geist der Zeit sehr verschieden. Er ändert sich sogar mit Klassen der Einwohner, geschweige mit ihren Bedürfnissen, Neigungen und Einsichten. Ein einziger Umstand, eine vielleicht falsche oder übertriebene Nachricht, kurz, ein Wink und Wahn stimmt oft die Denkart und Meinung eines ganzen Volkes.

Wenn also unser Freund vom Geist der Zeiten als einem verständigen, scharfen, klaren Wesen sprach, so kann er damit nur die Grundsätze und Meinungen der *scharfsichtigsten, verständigsten* Männer gemeint haben. Sie machten sich vom Wahne des Pöbels los und lassen sich nicht nach jedem Winke lenken. So wenig ihrer hie und da sein mögen, um so fester sind sie sich selbst, um so standhafter hängen sie miteinander zusammen und bilden allerdings eine Kette im Fortgange der Zeiten. Das Lesen der Alten und Neuern, Gespräche und eine gemeinschaftliche Bemerkung dessen, was vorgegangen ist und täglich vorgeht, binden sie fest und fester aneinander; sie machen wirklich eine unsichtbare Kirche, auch wo sie nie voneinander gehört haben. Diesen Gemeingeist des aufgeklärten oder sich aufklärenden Europa auszurotten ist unmöglich; wozu wäre aber auch die

unnütze Mühe? Je aufgeklärter er ist, gewiß desto weniger ist er schädlich Wo er irrt, kann er nur durch Wahrheit, nicht durch Zwang gebessert werden; denn Geist allein kann mit Geist kämpfen.

Erlauben Sie mir zu Ende meines Briefes auch ein Rätsel. Irre ich nicht, so sind *drei Hauptbegebenheiten* oder *Epochen Europas*, an denen dieser europäische Weltgeist haftet. Eine ist längst vorüber, sie dauerte fünf- bis achthundert Jahre und kommt hoffentlich nie wieder. Die zweite ist geschehen und geht in ihren Wirkungen fort; ihr Wert ist anerkannt und muß, der Natur der Sache nach, immer mehr anerkannt werden. Über der dritten brütet der Weltgeist, und wir wollen ihm wünschen, daß er in sanfter Stille ein glückliches Ei ausbrüten möge. Es ist aber ein gewaltig großes Straußenei; der glühende Sand und die allmächtige Sonne mögen es ihm ausbrüten helfen!

17.

Lassen Sie uns zusehen, ob ich Ihr Rätsel innehabe. Die erste Begebenheit, an welcher der europäische Zeitgeist haftet, ist die *Bepflanzung unsres Weltteils nach den römischen Zeiten, die politische und religiöse Organisation der Völker*, die jetzt Europa bewohnen. Sie ist der Einschlag zum Gewebe; die

meisten zweifelhaften Fragen der folgenden Zeiten bezogen sich auf die Einrichtung, die damals gemacht ward. Einen Teil dieser Fragen hat die zweite große Begebenheit, *die Wiederauflebung der Wissenschaften und die Reformation*, aufgelöst; vom elften bis zum sechzehnten Jahrhunderte hat die Zeit über vieles entweder schon entschieden und entscheidet noch, oder sie sammlet Kräfte und Atem um künftig entscheiden zu können. Wahrscheinlich ist das die dritte Begebenheit, von der Sie reden.

Merken Sie sich aber, m. Fr., eins. Bei der Reformation war größtenteils von bloß *geistigen* Gütern, von Freiheit des Gewissens und Denkens, von Glaubensartikeln und Religion die Rede; denn an den Gebrauch der Kirchengüter wollen wir nicht, können auch nicht allemal mit billigendem Vergnügen denken. Die fortgehende Kultur des Menschengeschlechts, die aus der Erweckung der Wissenschaften entsprang, ist auch ein *geistiges** Gut; man kann ihren Fortgang hemmen, aber nicht vernichten.

Eine andre Beschaffenheit scheint es mir mit der Reformation zu haben, von der jetzt die Rede sein soll; wie wäre es, wenn wir darüber den *alten Reformator* selbst hörten?

*Luthers Gedanken
von der Regimentsänderung*

»Des weltlichen Regiments Werk und Ehre ist, daß es aus wilden Tieren Menschen macht und Menschen erhält, daß es nicht wilde Tiere werden.

Meinest du nicht, wenn die Vögel und Tiere reden könnten und das weltliche Regiment unter den Menschen sehen sollten, sie würden sagen: ›O ihr Lieben, ihr seid nicht Menschen, sondern Götter gegen uns.‹ Wer will dies Regiment nun erhalten, ohne wir Menschen, denen es Gott befohlen hat und die sein auch selbst wahrlich bedürfen? Die wilden Tiere werden's nicht tun, Holz und Steine auch nicht. Welche Menschen aber können's erhalten? Fürwahr nicht allein, die mit der Faust herrschen wollen, wie jetzt viel sich lassen dünken; denn wo die Faust allein soll regieren, da wird gewiß zuletzt ein Tierwesen draus, daß wer den andern übermag, stoße ihn in den Sack, wie wir vor Augen wohl Exempel gnug sehen, was Faust ohne Weisheit und Vernunft Gutes schafft. Darum sagt auch Salomo: ›Weisheit müsse regieren und nicht die Gewalt. Weisheit ist besser denn Harnisch oder Waffen. Weisheit ist besser denn Kraft,‹ daß kurzum nicht *Faustrecht*, sondern *Kopfrecht* regieren muß unter den Bösen sowohl als unter den Guten.«

An einem andern Ort sagt er: »Ehe das geschehen wird, daß Kaiser, Könige und Fürsten mit dem ganzen Reich dazu täten, das Regiment zu bessern, wollen wir den obersten Herrn aller Herren oben in den

Wolken sehen kommen und mit ihm davonfahren. Indes mag das Regiment, der böse Pelz, ein plumptes Regiment bleiben und (das Personat ungemengen!) Gott befohlen lassen sein, welchen er will hervorziehen und erheben. Änderung der Regiment und Rechte gehen ohn groß Blutvergießen nicht ab, wie alle Historien zeugen; und ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so würde es dreimal verheeret.«

»Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juristen wohl auch eines *Luthers* bedürften; aber ich besorge, sie möchten einen *Müntzer* kriegen; darum ich nicht hoffen kann noch will, daß sie einen Luther kriegen werden. Es ist nicht zu raten, daß man es ändere, sondern flicke und pletze daran, wer kann, weil wir leben, strafe den Mißbrauch und lege Pflaster auf die Blattern. Wird man die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit, so wird den Schmerzen und Schaden niemand mehr fühlen, denn solche kluge Barbierer. Ändern und Bessern sind zweierlei. Eines steht in der Menschen Händen und in Gottes Verhängen, das andre in Gottes Händen und Gnaden.«

Ferner sagt er: »Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen steckte, die Menschenköpfen gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber ebensowohl regieren und kriegen als David,

Augustus, Hannibal und müßten Phormionen so gut sein als Hannibals; ja alle Menschen müßten gleich sein und keiner über den andern regieren. Welch ein Aufruhr und wüst Ding sollt hieraus werden? Aber nun hat's Gott also geschaffen, daß die Menschen ungleich sind und einer den andern regieren, einer dem andern gehorchen soll. Zween können miteinander singen (d.i. Gott alle gleich loben), aber nicht miteinander reden (d.i. regieren). Einer muß reden, der andre hören. Darum findet sich's auch also, daß unter denen, die sich natürlicher Vernunft und Rechts vermessen und rühmen, gar viel weidliche und große natürliche Narren sind; denn das edle Kleinod, so natürlich Recht und Vernunft heißt, ist ein selten Ding unter Menschenkindern.«

»Aber das ist der Teufel und Plage in der Welt, daß wir in allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe, Schöne, Gütern, Gesicht, Farbe, untereinander ungleich sind; und allein in der Weisheit und Glück alle wollen gleich sein, da wir doch am allernungleichsten untereinander sind. Und was noch wohl ärger ist, ein jeglicher will hierin über den andern sein und kann den schändlichen Narren und Klüglingen niemand nichts rechts tun, wie Salomon spricht: ›Ein Narr dünkt sich klüger sein denn sieben Weisen, die das Recht setzen.<

Also schreibt auch Plato, es sei zweierlei Recht,

Naturrecht und Gesetzrecht; ich will's das *gesunde Recht* und das *kranke Recht* nennen. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, das gehet frisch hindurch, auch ohn alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze. Aber wo die Natur nicht da ist und soll's mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk, geschieht gleichwohl nicht mehr denn in der kranken Natur steckt. Als wenn ich ein gemein Gesetz stellet: man soll zwo Semmel essen und ein Nösel Wein trinken zur Mahlzeit. Kommt ein Gesunder zu Tisch, der frisset wohl vier oder sechs Semmel und trinket eine Kanne oder zwo und tut mehr denn das Gesetz gibt. Kommt ein Kranker dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll und tut doch nicht mehr an solchem Gesetz denn seine kranke Natur vermag oder muß sterben, wo er soll das Gesetz halten. Hier ist's nun besser, ich lasse den Gesunden ohn alles Gesetz essen und trinken, was und wieviel er will; dem Kranken gebe ich Maß und Gesetze, wieviel er kann, daß er dem Gesunden nicht nachmüsse.

Nun ist die Welt ein krank Ding und eben ein solcher Pelz, da Haut und Haar nicht gut an ist. Die gesunden Helden sind selten, und Gott gibt sie teuer, und muß doch regiert sein, wo Menschen nicht sollen wilde Tier werden. Darum bleibt's in der Welt gemeinlich eitel Flickwerk und Bettelei, und ist ein rechter Spital, da es beide, Fürsten und Herrn, und allen

Regierenden fehlet an Weisheit und Mut, d. i. an Glück und Gottes Treiben, wie den Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hie flicken und pletzen, sich behelfen aus den Buchstaben oder Büchern, mit der Helden Recht, mit Sprüchen und Exempeln, und müssen also der *stummen Meister* (d. i. der Bücher) Schüler sein und bleiben Und machen's doch nimmermehr so gut, als daselbst geschrieben stehet, sondern kriechen hienach und halten uns dran als an den Bänken oder Stecken, folgen auch daneben dem Rat der Besten, so mit uns leben, bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen gesunden Helden oder Wundermann gibt, unter dessen Hand alles besser gehet oder ja so gut als in keinem Buch stehet, der das Recht entweder ändert oder also meistert, daß es im Lande alles grünnet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein gesund Regiment heißen mag, und dennoch daneben bei seinem Leben aufs höchste gefürchtet, geehret, geliebt und nach seinem Tode ewiglich gerühmet wird. Und wenn's ein Kranker oder Ungleicher demselben wollt nachtun und gleich oder besser sein, den hat Gott gewiß zur Plage der Welt geschickt, wie die Heiden auch schreiben: ›Der Helden Kinder sind eitel Plagen.<

Denn was hilft große, hohe Weisheit und trefflich herzlich guter Mut oder Meinung, wenn's nicht die Gedanken sind, die Gott treibt und Glück dazu gibt?

Es sind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinungen, ja auch wohl schädliche und verderbliche. Darum ist's sehr wohlgeredt: ›Die Gelehrten, die Verkehrten.‹ Jt.: ›Ein weiser Mann tut keine *kleine* Torheit.‹ Und zeigen alle Historien auch der Heiden, daß die weisen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet. Welches alles gesagt ist von den Selbstweisen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat; und haben's doch wollen sein. Also ist ihnen das Regiment zu hoch gewest, haben's nicht können ertragen noch hinausführen, sind also drunter erdrückt und umkommen, als Cicero, Demosthenes, Brutus, die doch aus der Maßen verständige und hochweise Leute waren, daß sie mochten heißen *Licht* in natürlichem Recht und Vernunft, und haben zuletzt das elende Klagelied singen müssen: ›Ich hätt es nicht gemeinet.‹ Ja Lieber! das gute Meinen macht viele Leute weinen. Summa, es ist eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann gibt, den er selbst regiert; derselbe mag ein König, Fürst und Herr heißen mit Ehren, er sei selbst Herr oder Rat zu Hofe. Darum spricht auch Salomo: ›*Zu laufen hilft nicht schnell sein; zum Streit hilft nicht stark sein; zum Reichtum hilft nicht klug sein; angenehm sein, dazu hilft nicht alles wohl können; sondern es liegt alles an der Zeit und am Glück.*‹ Was ist das anders gesagt, denn soviel: Weisheit mag

da sein, hohe Vernunft mag da sein, schöne Gedanken und kluge Anschläge mögen da sein; aber es hilft nichts, wenn sie Gott nicht gibt und treibt, sondern gehet alles hinter sich.« Soweit Luther.

18.

Luther war ein patriotischer großer Mann. Als Lehrer der deutschen Nation, ja als Mitreformer des ganzen jetzt aufgeklärten Europa ist er längst anerkannt; auch Völker, die seine Religionssätze nicht annehmen, genießen seiner Reformation Früchte. Er griff den geistlichen Despotismus, der alles freie, gesunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an und gab ganzen Völkern, und zwar zuerst in den schwersten, den *geistlichen* Dingen, den Gebrauch der Vernunft wieder. Die Macht seiner Sprache und seines biedern Geistes vereinte sich mit Wissenschaften, die von und mit ihm auflebten, vergesellschaftete sich mit den Bemühungen der besten Köpfe in allen Ständen, die zum Teil sehr verschieden von ihm dachten; so bildete sich zuerst ein *populares literarisches Publikum* in Deutschland und in den angrenzenden Ländern. Jetzt las, was sonst nie gelesen hatte; es lernte lesen, was sonst nicht lesen konnte. Schulen und Akademien wurden gestiftet, deutsche

geistliche Lieder gesungen und in deutscher Sprache häufiger als sonst gepredigt. Das Volk bekam die Bibel, wenigstens den Katechismus, in die Hände; zahlreiche Sekten der Wiedertäufer und anderer Irrlehrer entstanden, deren viele, jede auf ihre Weise, zu gelehrter oder populärer Erörterung streitiger Materien, also auch zu Übung des Verstandes, zu Politur der Sprachen und des Geschmacks beitrug. Wäre man seinem Geist gefolgt und hätte in dieser Art freier Untersuchung auch Gegenstände beherzigt, die zunächst nicht in seiner Mönchs- und Kirchensphäre lagen, daß man nämlich auf sie die Grundsätze anwendete, nach denen *er* dachte und handelte! - Doch was nützt es, vergangne Zeiten zu lehren oder zu tadeln? Lasset uns seine Denkart, selbst seine deutlichen Winke und die von ihm ebenso stark als naiv gesagten Wahrheiten für unsre Zeit nutzen und anwenden! Ich habe mir aus seinen Schriften eine ziemliche Anzahl Sprüche und Lehren angemerkt, in denen er (wie er sich selbst mehrmals nannte) sich wirklich als *Ecclesiastes*, als Prediger und Lehrer der deutschen Nation darstellt. Neulich führte ich an, was er von der *Regimentsveränderung* dachte; lasset uns jetzt hören, was er vom Pöbel und von den Tyrannen hält.

*Luthers Gedanken
vom Pöbel und von den Tyrannen*

»Die Heiden, weil sie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung sei (denn sie haben's für ein menschliches Glück und Tat gehalten), die haben frisch darein gegriffen und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze, böse Obrigkeit abzusetzen, zu würgen und zu verjagen. Es ist aber dahinten eine böse Folge oder Exempel, daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Mutwille daraus, daß man Tyrannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie ermordet, wie es dem Pöbel in Sinn kommt, als uns die römischen Historien wohl zeigen, da sie manchen feinen Kaiser töteten allein darum, daß er ihnen nicht gefiel oder nicht ihren Willen tät und ließ sie Herren sein. Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet sonst gern; und ist billiger, demselben zehn Ellen abbrechen, denn *eine* Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in solchem Fall; dem der Pöbel hat und weiß keine Maße, und steckt in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. ›*Die Rache ist mein,*‹ sagt Gott, ›*ich will vergelten!*‹ Ein böser Tyrann ist leidlicher, dann ein böser Krieg; welches du muß billigen, wenn du deine eigne Vernunft und Erfahrung fragst. Gott läßt einen Buben regieren um des Volks Sünde willen. Gar fein können wir sehen, daß ein Bube regiert; aber das Will niemand sehen, daß er um des Volks Sünde willen regieret. Laß dich

nicht irren, daß die Obrigkeit böse ist; es liegt ihr die Strafe und Unglück näher, denn du begehren möchtest.«

- »Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern sind zwei Dinge, so weit voneinander als Himmel und Erde. Ändern mag leichtlich geschehen, bessern ist mißlich und gefährlich. Warum? Es stehet nicht in unserm Willen und Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es besser werde, sondern daß es nur anders werde; wenn es denn ärger wird, so will er abermals ein anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen und zuletzt Hornisse für Hummeln. Und wie die Frösche vorzeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herren leiden kriegten sie den Storch dafür, der sie auf den Kopf hackte und fraß sie. Es ist ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand sowohl regieren kann als die Tyrannen; dieselbigen sind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten sie bessererweise zu regieren sein, Gott würde auch andre Ordnung über sie gesetzt haben denn das Schwert und die Tyrannen. Das Schwert zeigt wohl an, was es für Kinder unter sich habe, nämlich eitel verzweifelte Buben, wo sie es tun dürften.«

- »Desgleichen will ich und kann auch nicht getröstet haben unsre Nephilim, die Tyrannen, Wucherer

und Schelmen unter dem Adel, die sich lassen dünken, Gott habe uns das Evangelium darum gegeben, daß sie mögen geizen, schinden und allen Mutwillen treiben, ihre Fürsten pochen, Land und Leute drücken und alles in allem sein wollen, das ihnen nicht befohlen, sondern verboten ist. Diese sind es, so dazu helfen, daß Gottes Zorn den Türken zum Drescher über uns, über sie selbst auch schicket, wo sie nicht Buße tun werden. Denn unmöglich ist's, daß Deutschland sollte stehenbleiben, auch unträglich und unleidlich, wo solche Tyrannei, Wucher, Geiz, Mutwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände so sollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brot im Hause und möchte lieber oder ja so gern unter den Türken sitzen als unter solchen Christen. Es stellen und zieren sich fast der mehrere Teil des Adels so lästerlich und so schändlich, daß sie damit dem gemeinen Mann böses Blut und argen Wahn machen, als sei der ganze Adel durch und durch kein Nutze.«

- »Woher werden Tyrannen? Weil sie ihr Vertrauen auf ihre Macht setzen. Alle Weltweisen haben geklagt über die Beschwerde, so im Regiment ist; und daher pflegen auch die Tyrannen zu kommen, welche, wenn sie sehen, daß ihre Ratsschläge und ihr Tun, das alles sehr fein verordnet, keinen Fortgang oder Glück haben oder daß ihnen andre Widerstand tun, so

werden sie gar toll und unsinnig und werden aus frommen Fürsten Tyrannen, die mit Gewalt und anderer Leute Schaden (welche sie meinen, daß sie ihnen im Wege liegen) sich unterstehen hindurchzubrechen und damit ihre Gewalt zu erhalten; denn es sind nicht tapfere Helden, die sich selbst zwingen könnten, sondern hangen und folgen ihren Begierden nach.«

- »Also werden auch zur Zeit des Antichrists etliche sein, welche so genau auf den Frommen Achtung geben werden, ob er etwas aus Unvorsichtigkeit rede oder tue, das sie entweder mit Gewalt oder mit List können verdrehen oder gewaltsamerweise auf so einen Verstand ziehen, der wider den heiligen Sitz der Bestie sei, damit sie alsobald nach Gewohnheit unsrer Papisten schreien können: ›Zum Feuer!‹, da doch derjenige, der es gesagt, entweder niemals daran gedacht oder es doch niemals hat öffentlich vorbringen wollen. Ja wenn auch der Fromme etwas mit aller möglichsten Vorsicht geredet hat und sich keiner Gefahr befürchten können, so wird doch dieses der Gottlosen Amt sein, die besten Reden zu verlästern und in den unschuldigen Silben Gift, wie die Spinne in den Rosen, zu finden. Dieses tun sie ihrem Bedünken nach nicht aus unweiser Absicht (sintemal sie dieses aus der Erfahrung als eine gewisse Sache haben, daß es um ein tyrannisches Reich nicht gar zu sicher und glücklich stehe), wenn sie nur diejenige zugrunde

richten, die entweder als Schuldige können überwiesen oder doch der fälschlichen Anklage können verdächtig gemacht werden, sondern man müsse auch allen andern zum Exempel und Schrecken diejenigen plagen, die sich nichts weniger befürchtet, als daß sie einmal in dergleichen Fallstricke und Netze verfallen Sollten. Daß also niemand ist, der sich nicht für einem Tyrannen zu fürchten habe, wenn er sich gleich auf sein gut Gewissen verlassen kann und sich keines bösen Anschlags wider den Tyrannen bewußt ist.«
Soweit abermals Luther. Bewahre der Himmel uns vor solchen Zeiten! denn leider es ist nur *ein* Ding, Pöbelsinn und Tyrannei, mit zwei Namen genannt, wie die rechte und linke Seite.

19.

Treu und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu und Glaube sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle andre Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund: alles wankt und stürzt, alles fällt auseinander.

Es gibt keine einseitigen Pflichten und einseitige Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen wie die obere und untere, wie die rechte und linke Seite.

Was hier konvex ist, ist dort konkav und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Lasset Staaten, lasset Stände gegeneinander Treu und Glauben verlieren; wer seinen Pflichten entsagt, verliert die Rechte, die der Pflicht anklebten; er täuscht und wird getäuscht; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln.

Manche Vorzüge des Geistes und der Lebensweise hat man unsrer Nation absprechen wollen; das Lob, das man ihr, das man ihren braven Männern, ihren guten Regenten und Helden durch alle Zeiten zugestand, war die sogenannte *deutsche Biederkeit, Treu und Glaube*. Ihre Worte galten mehr als gesiegelte Briefe und Eidschwüre; der Herr bauete auf seine Untertanen, Untertanen auf ihren Herren; wenigstens ist dieses der Schild, den die meisten alten Sprüche und Apophthegmen der Deutschen vor sich tragen.

Lasset uns hören, was zu seiner Zeit der alte Luther darüber sagt:

Deutsche, Deutschland

»Es ist zwar eine gemeine Klage in allen Ständen und Leben über falsche verlogne Leute, wie man spricht: ›Es ist keine Treu noch Glauben mehr.« Die alten Römer haben solch Laster an den Griechen getadelt, wie auch Cicero sagt: ›Ich gebe den Griechen,

daß sie gelehrte, weise, kunstreiche, geschickte, beredte Leute sind; aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht. < Wohlan, es hat auch solch untreu falsch Volk itzt lange her seine Strafe gelitten vom Türken, der sie auch bar überbezahlet. Welschland hat es nachher auch gelernet, daß sie dürfen zusagen und schwören, was man will, und darnach spotten, wenn sie es halten sollen. Darum haben sie auch ihre Plage redlich und müssen beide, Griechen und Walen, Exempel sein des andern Gebots Gottes, da er spricht: ›Er solle nicht ungestraft bleiben, wer Gottes Namen mißbraucht.< Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmet und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja ja, Nein nein lassen sein, wie des viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich daß wir uns dennoch ein wenig schämen und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißet, so ist dennoch gleichwohl noch das übrige bei uns, daß kein ernster, greulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt (soll es dünken heißen), daß kein

schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreu beweisen, welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet sind, so gehen die Hände auch voneinander; wenn die Hände voneinander sind, was kann man da tun oder schaffen? Darum ist auch in Welschland solch schändlich Trennen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhöret, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Gott helf uns Deutschen!«

20.

Ist Ihnen eine Ode Klopstocks zu Gesicht gekommen, die während des letzten nordamerikanischen Seekrieges erschien und auch schon damals in der Art, diesen fürchterlichen Krieg zu führen, Spuren einer *zunehmenden Humanität* bemerkte? Sie wird Ihnen angenehm sein, auch nur als ein poetischer Traum, als das Gemälde einer Glück weissagenden Phantasie, gewiß aber noch mehr als eine Prophetenstimme der Zukunft betrachtet:

Der jetzige Krieg

O Krieg, des schöneren Lorbeers wert,

Der unter dem schwellenden Segel, des Windes Fluge
Jetzo geführt wird, du Krieg der edleren Helden,
Dich singe die Leier, die keine Kriege sang.

Ein hoher Genius der Menschlichkeit
Begeistert dich!
Du bist die Morgenröte
Eines nahenden großen Tags.

Europas Bildung erhebt sich mit Adlerschwunge,
Durch weise Zögrung des Blutvergusses, Durch
weisere Meidung,
Durch göttliche Schonung

In Stunden, da, den Bruder tötend,
Der erhabene Mensch zum Ungeheuer werden muß:
Denn die Flotten schweben umher auf dem Ozean
Und suchen sich und finden sich nicht.

Und wenn sie verwehet oder verströmt sich endlich
erblicken,
So kämpfen sie länger als je
Den vielentscheidenden Kampf
Um des Windes Beistand.

Und muß es denn zuletzt doch auch beginnen,
Das Treffen, so schlagen sie fern. Fürchterlich brüllet

Ihr Donner; aber er rollt
Seine Tod, in das Meer.

Kein Schiff wird erobert, und keins, zu belastet
Von der hineinrauschenden Woge, versinkt;
Keins flammt in die Höh und treibet,
Scheiter, umher über gesunkenen Leichen.

Der Flotten und der Schiffe Gebieter
Schlagen so, ohne gegebenes Wort.
Was brauchen sie der Worte? Die tieferdenkenden
Männer, sie handeln, verstehn sich durch ihr Handeln.

Erdekönigin, Europa, dich hebt bis hinauf
Zu dem hohen Ziele deiner Bildung Adlerschwung,
Wenn unter deinen edleren Kriegern
Diese *heilige Schonung* Sitte wird.

O denn ist, was jetzo beginnt, der Morgenröten
schönste:

Denn sie verkündiget
Einen seligen, nie noch von Menschen erlebten Tag,
Der Jahrhunderte strahlt Auf uns, die noch nicht
wußten, der Krieg sei
Das zischendste, tiefste Brandmal der Menschheit.
Mit welcher Hoheit Blick wird, wen die Heitre
Des goldnen Tages labt, auf uns herabsehn!

Bist du wahrer Zukunft Weissagerin,
Leier, gewesen? Hat der Geist, der dich umschwebt,
Göttermenschen, oder hat er
Vernichtungsscheue Gottesleugner gesehn?

Was Klopstock beim Seekriege bemerkt, ließe es sich prosaisch nicht auch beim Landkriege, noch mehr aber beim Handel, bei jeder Art des Gewerbs und Fleißes, selbst in der Art der Erhebung öffentlicher Gefälle und Lasten, bei Behandlung stehender Heere zu Friedenszeiten (diesem entsetzlichen Druck der Menschheit), bei Einrichtung öffentlicher Gebäude, insonderheit der Gefängnisse und Krankenhäuser, bei Behandlung der Krankheiten und einer der ärgsten Krankheiten unsres Welttheils, der Rechtshändel und rechtlichen Strafen, noch klärer endlich in Behandlung der Wissenschaften, Einrichtungen der Polizei, öffentlichen Religion, Erziehung und des ganzen häuslichen Lebens bemerken? Durch Not gezwungen, wider unsern Willen müssen wir einmal, Gott gebe bald, vernünftigere, billigere Menschen werden.

Verzeihen Sie, meine Freunde, daß ich Ihrem hoffnungsvollen Glauben an den Geist der Zeiten nur furchtsam und zweifelnd beitrete. Denn sobald man dem Wort seine magische Gestalt nimmt, was bedeutet es mehr als die *herrschenden Meinungen, Sitten und Gewohnheiten unsres Zeitalters*; und sollten diese eines so hohen Lobes wert sein? Sollten sie so große und sichere Hoffnungen für die Zukunft gewähren?

Mir ist wohl bekannt, was für schönklingende Worte seit geraumer Zeit in Schriften und Gesellschaften im Umlaufe sind; sehen Sie aber auf die Grundsätze der Menschen, die in Handlungen zur täglichen Lebensweise übergehen, was finden Sie da? Alle wahre, tätige Gesinnungen zum Besten des Ganzen sind ihrer Natur nach mit Aufopferung verbunden; und wer opfert zu unsrer Zeit gern auf? Versuchen Sie's einmal und bringen die kleinste Sache, die Mühe, Geld, Entsagung von Privatvorteilen, am meisten von der Eitelkeit fodert, zustande, und Sie werden gewahr, daß Sie ein saitenloses Klavier spielen. Die lautsten Patrioten sind oft die engherzigsten Egoisten; die wärmsten Verteidiger des Guten sind nicht selten die kältesten Seelen, Adler in Worten, in

Handlungen Lasttiere der Erde.

Hoffen Sie viel, sehr viel von aufgeklärten, guten Fürsten; das Unmögliche aber hoffen Sie nie. Auch *sie* sind Menschen, und nach ihrer gewöhnlichen Erziehung ist's oft zu bewundern, daß sie es noch blieben. Sie tragen die Fesseln ihres Standes; die engste Fessel ist ihre eigne von Kindheit auf gewonnene Denkart. Selten gibt es einen Friederich, der sich über das Gewohnte seiner Zeit früh und doch mit Weisheit hinaussetzt; selten! Zudem bedürfen sie als Regenten gnugsame Kenntniss der Dinge, Überlegung mit andern, zur Ausführung Werkzeuge. Wenn sie diese nun nicht finden, wenn diese sie hintergehen und täuschen, wenn sie endlich aus Mißtrauen zu diesen unschicklicherweise selbst zur Sache greifen, so wird die Geschichte Josephs II. daraus, der mit den reinsten, notwendigsten, besten Absichten von der Welt im Hafen selbst scheiterte. Ach, es muß ein Gott vom Himmel kommen oder außerordentlich gute und große, das ist wahrhaftig göttliche Menschen senden, oder die Verbesserung der Welt auf dem gewöhnlichen Wege der Zeit geht sehr langsam.

Lassen Sie mich die herrschenden Gesinnungen andrer Stände und Innungen nicht durchgehn. Jede Zunft hat ihren Zunftgeist; der fesselt, zumal in unsern Zeiten, auch den besten Gemütern Herzen und Hände. Man fühlt die Wände des alten Systems

erschüttert und fürchtet den Fall des ganzen Gebäudes; um so mißtrauischer hält man sich also an jeden Balken, an jeden Span des Balkens und glaubt, mit ihm schon gehe alles verloren. Das alte Schwert ist verrostet; desto ängstlicher putzt man Griff und Scheide.

Ans Volk wollen wir eher mit Bedauern und Großmut als mit Stolz und Zuversicht denken. Jahrhundertlang ist's unerzogen geblieben; daß es erzogen werde, kann unser einziger Wunsch sein, nicht daß es herrsche, nicht daß es gebiete und lehre. Die Besserung muß vom Haupt kommen, nicht von Füßen und Händen; ich kenne nichts Abscheulicheres als eines wahnsinnigen Volks Herrschaft.

Lassen Sie sich auch die Stimmen unsrer Philosophen nicht bis zur Täuschung bezaubern; die wärmsten sind nicht immer die hellsten Köpfe. Von ihren Wünschen, vom Anschein der guten Sache eingenommen, vom tätigen Leben und von der wahren Gestalt der Dinge entfernt, gefallen sie sich in Spekulationen oder, als der zarteste, empfindlichste Teil des Publikums, trösten sie sich über das, was nicht ist, mit Träumen, was sein sollte, also auch sein wird. Der kranke, zarte, fast nur in der Einbildung lebende Rousseau hat er mit seinen stark ausgedrückten, rege gefühlten Visionen mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht? Ich wage es nicht zu entscheiden.

Wie ich fürchte, strebt der Geist unsrer Zeiten vorzüglich zur *Auflösung* hin. Dem *einen* Teil der Welt sollen alle Bande aufhören; alles soll leicht und lustig werden, weil wir des Alten satt, träge und erschlaft sind. Der andre Teil der Menschen, der sich im Besitz, leider auch oft mit Härte und Übermut, fühlet, verachtet die Beschwerden der andern und scheint die Trommeten vor Jericho zu erwarten. Ein nicht erfreulicher Zustand. Ich kenne keine schlimmere Jahreszeit als die, in welcher alle Elemente gegeneinander zu sein scheinen, wenn Kälte, Regen und Sturmwinde toben.

Selten hat eine Verfassung, welche es auch sei, vom Grundgesetz ihrer Entstehung sich so weit abbiegen können, daß sie ohne Sturz ihre Basis hätte verlassen mögen. Die Staaten Europas sind auf ein System kriegerischer und religiöser Eroberung gegründet; die Pfeiler dieses Systems wanken; die Zeit nagt an ihnen; stürzen sie, so, fürchte ich, geht unter den Trümmern des Schlechteren auch das Beste mit unter. Vergönnen Sie mir also, daß ich vom Geist unsrer Zeiten hinwegsehe und mich noch etwas weiterhin an einige Gedanken des alten Philosophen zu Sanssouci halte, der auch die Welt kannte.

Fortsetzung einiger Gedanken Friedrichs II.

»Ich bin durch ein Land gereiset, wo die Natur gewiß nichts gespart hat, den Boden fruchtbar, die Gegend lachend zu machen; aber es scheint, daß sie sich an Bildung der Pflanzen, Hecken und Flüsse, die die Gegend verschönen, erschöpft und nicht Kraft genug gehabt habe, unser Geschlecht daselbst auch so vollkommen zu machen. Ich habe fast ganz Westfalen auf unsrer Reise gesehen; und gewiß, wenn Gott seinen göttlichen Hauch dem Menschen verlieh, so muß diese Nation davon wenig bekommen haben, daß man fast fragen möchte, ob diese Menschengestalten denkende Menschen sind oder nicht?« (1738)

»Ihr habt recht, daß die, die am konsequentesten handeln sollten, d. i. die Königreiche regieren und mit *einem* Wort über das Glück und Unglück der Völker entscheiden, oft die sind, die sich am meisten dem Ungefähr überlassen. Das macht, diese Könige, Fürsten, Minister sind Menschen wie andre; der ganze Unterschied, den das Glück zwischen sie und Leute von geringerem Range gesetzt hat, ist, daß sie wichtigere Geschäfte betreiben. Ein Strahl Wasser, der drei Fuß, ein anderer, der hundert Fuß hoch steigt, sind beides Wasserstrahlen, nur mit verschiedner Kraft emporgetrieben. Eine Königin von England, mit einem weiblichen Hofe umgeben, wird in ihrer Regierung immer etwas Weibliches zeigen, Phantasien und

Launen.« (1738)

»Nichts zeigt so sehr die Verschiedenheit unsrer von den alten Zeiten als die Art, wie das Altertum große Männer behandelte und wie wir sie behandeln. Große Gesinnungen, Erhabenheit der Seele, Festigkeit gelten jetzt für chimärische Tugenden. ›Er will den Römer machen‹, sagt man, ›davon ist man zurückgekommen, das ist außer der Zeit.‹ Desto schlimmer! Die Römer, die sich dieser Tugenden anmaßten, waren große Männer; warum sollten wir sie nicht nachahmen in dem, was Lob verdienet?« (1738)

»Unter Hunderten, die zu denken glauben, ist kaum *einer*, der selbst denkt. Die andern haben nur zwei oder drei Ideen, die sich in ihrem Hirn umherdrehen, ohne neue Formen zu erhalten; und auch dieser *eine* unter den Hunderten denkt vielleicht, was ein anderer gedacht hat; sein Genie, seine Einbildungskraft ist nicht schaffend. Ein schöpferischer Geist vervielfältiget Ideen, faßt zwischen Gegenständen Beziehungen auf, die der unaufmerksame Mensch kaum bemerkt. *Stärke des gesunden Verstandes** ist, nach meiner Meinung, der wesentliche Teil eines Mannes von Genie. Mitteilen läßt sich dies kostbare und seltne Talent nicht; die Natur scheint damit zu geizen; um es *einmal* zu verleihen, nimmt sie sich ein Jahrhundert Frist.«

»Der Vizegott der sieben Berge hat Avignon wiederbekommen; ein solcher Zug von Freigebigkeit ist selten bei den Regenten. Ganganelli wird darüber in die Faust lachen und bei sich selbst sagen: ›Auch die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!‹ Und das geschieht im philosophischen, im achtzehnten Jahrhundert! Wohlan nun, ihr Herren Philosophen, bestrebt euch, bestreitet den Irrtum, häuft Gründe auf Gründe, um ihn in Staub zu legen; wie werdet ihr es verhindern, daß nicht viele Schwache über wenige Starke den Sieg davontragen sollten. Werfet die Vorurteile zur Tür hinaus, sie kommen zum Fenster hinein. Ein Andächtler an der Spitze des Staats, ein Ehrsuchtiger, den sein Interesse mit dem Interesse der Kirche bindet, wirft an *einem* Tage um, was zwanzig Jahre eurer Arbeiten kaum vollführt haben.« (1771)

»Ich wünsche euch zum neuen Minister des allerchristlichsten Königes Glück. Man sagt, es sei ein Mann von Geist; wenn er es ist, wird er weder die Imbezillität noch die Schwachheit haben, Avignon dem Papst zurückzugeben. Man kann ein guter Katholik sein und doch dem Statthalter Gottes seine zeitlichen Besitztümer nehmen, die ihn zu sehr von seinen geistlichen Pflichten zerstreuen und ihn oft in Gefahr seiner Seligkeit setzen. Wie fruchtbar auch unser Jahrhundert an Philosophen sein möge, die

unerschrocken, wirksam und eifrig Wahrheiten verbreiten, so muß man sich doch nicht verwundern, daß der Aberglaube auch sein Werk forttreibet. Seine Wurzeln haben alles umschlungen; er ist ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwissenheit; diese Dreieinigkeitherrscht in gemeinen Seelen so allgewaltig als eine andre in den Schulen der Theologen. Welche Widersprüche vereinigen sich nicht im Gemüt des Menschen! Laß einen Schelm sich vornehmen, Menschen zu betrügen; er wird Glaubende finden. Der Mensch ist zum Irren gemacht; Irrtum kommt von selbst in seinen Geist; einige Wahrheiten entdeckt er nur durch unendliche Mühe.« (1771)

»Die Welt wird von Gevattern und Gevatterinnen regiert; manchmal, wenn man genug Data hat, kann man die Zukunft erraten, oft betrügt man sich aber.«

»Als ein echter Schüler der Enzyklopädisten predige ich den allgemeinen Frieden, wie wenn ich ein Apostel des Abts St. Pierre wäre, und vielleicht werde ich nicht mehr ausrichten als er. Ich sehe, daß es den Menschen leichter wird, Böses als Gutes zu tun; ich sehe, daß eine unglückliche Verkettung der Umstände uns wider unsern Willen dahinreißt und mit unsern Projekten spielt wie der Sturmwind in dem fliegenden Sande. Indessen geht der ordentliche Gang der Dinge

fort.« (1773)

»Ich habe den Artikel *Krieg* in den ›Enzyklopädischen Fragen‹ gelesen. Wie? ein Fürst, der seine Truppen in blaues Tuch kleidet und ihnen Hüte mit weißen Schnüren gibt, der sie sich kehren läßt rechts-um und linksum, kann er sie ehrenhalber einen Feldzug tun lassen, ohne den Ehrentitel eines Anführers von Taugenichten zu verdienen, die nur aus Not gedungene Henker werden, um das ehrbare Handwerk der Straßenräuber zu treiben? Die Philosophen müssen Missionare auf Bekehrungen ausschicken, um unvermerkt die Staaten von den großen Armeen zu entladen, die sie in den Abgrund stürzen, daß nach und nach keiner übrig sei, der sich schlage. Kein Landes- herr, kein Volk wird sodann die unglückliche Leidenschaft zu kriegen mehr haben, deren Folgen so verderblich sind; jedermann wird eine Vernunft äußern, so vollkommen als eine geometrische Demonstration. Ich bedaure sehr, daß mein Alter mich eines so schönen Anblicks beraubet, von dem ich nicht einmal die Morgenröte erleben werde. Beklagen wird man mich und meine Zeitgenossen, daß wir in einem Jahrhundert der Finsternis lebten, an dessen Ende zuerst die Dämmerung der vervollkommeten Vernunft anbrach. Alles hängt ja von der Zeit ab, in der ein Mensch auf die Welt tritt.« (1773)

»Gegen das viertägige Fieber und gegen den Krieg deklamieren ist gleich vergebliche Arbeit. Die Regierungen lassen die Philosophen schreien und gehen ihren Weg; das Fieber nimmt davon auch keine Kunde. Es hat Kriege gegeben, solange die Welt ist, und wird Kriege geben, wenn *wir* nicht mehr hier sind. Ein Arzt muß das Fieber wegschaffen, nicht darüber satirisieren.«

»Ludwig XV. ist nicht mehr. Es war ein guter Mann, der nur *einen* Fehler hatte, daß er König War. Lasset seinen Schatten in Friede. Man darf empfindlich sein über das Unrecht, das man leidet, man muß aber auch zu verzeihen wissen. Die finstre, gallichte Leidenschaft der Rache ziemt nicht für Menschen, die so kurz existieren. Wir müssen wechselseitig einander unsre Torheiten vergessen und uns auf den Genuß des Glücks einschränken, das unsre Natur uns gönnet.«

»Wenn Turenne und Louvois die Pfalz in die Asche legten, wenn der Marschall von Belle-Isle im letzten Kriege den Vorschlag tat, ganz Hessen zu verwüsten, so sind solche Ausschweifungen ein ewiger Vorwurf der französischen Nation, die, so artig sie ist, sich zuweilen Grausamkeiten erlaubt hat, die nur für die ärgsten Barbaren gehörten. Ludwig XV. indessen verwarf den Vorschlag des Marschall Belle-Isle

und zeigte sich hierin größer als sein Vorfahr.«

»Beim Leben der Könige ist schwerer über sie zu urteilen als nach ihrem Tode; ein einziger Umstand verändert oft die Sache so, daß man billigen muß, was man vorher verdammt. Ludwig XIV. ward bei seinen Lebzeiten getadelt, daß er den Sukzessionskrieg unternahm; jetzt läßt man ihm Gerechtigkeit widerfahren, und jeder Unparteiische gestehet ein, daß er niedrig gehandelt hätte, wenn er das Testament des Königes von Spanien nicht hätte annehmen wollen. Jeder Mensch macht Fehler, also auch die Fürsten; der wahre Weise, der Stoiker und der vollkommene Fürst haben nicht existiert und werden nicht existieren. Fürsten wie Karl der Kühne, Ludwig XI., Alexander VI., Ludwig Sforza sind die Geißeln ihrer Völker und der Menschheit; solche Fürsten aber existieren jetzt nicht in unserm Europa. Wir haben schwache Regenten, nicht aber Ungeheuer, wie im 14. und 15. Jahrhundert. Schwäche ist ein unverbesserlicher Fehler; man muß sich deshalb an die Natur, nicht an die Person halten. Ich gebe zu, sie tun aus Schwachheit Böses; in Erbreichen ist's aber einmal ein notwendiges Übel, daß auch solche Wesen an der Spitze der Nation stehen denn in keiner Familie folgen große Männer in *einer* Reihe unverrückt aufeinander. Glaubt mir! menschliche Einrichtungen werden nie zu einem

gewissen Grade der Vollkommenheit kommen; man muß sich mit dem *Beinahe* gnügen und gegen unabänderliche Mißbräuche nicht gewaltsam deklamieren.«

»Ich wünsche der französischen Nation Glück über die Wahl, die Ludwig XVI. an Ministern gemacht hat. ›Die Völker‹, hat ein Alter gesagt, ›werden nicht glücklich sein, als wenn Weise ihre Könige sein werden.‹ Die französischen Minister, wenn sie gleich nicht Könige sind, gelten doch für dieselben an Ansehen und Gewalt. Euer König hat die besten Gesinnungen von der Welt, er will das Gute; nichts ist für ihn mehr zu fürchten als die Pest der Höfe, die ihn mit der Zeit umkehre und verderbe. Er ist jung; er kennt die Listen und Feinheiten nicht, dadurch die Hofleute ihn in ihr Interesse zu ziehen, ihn für ihren Haß oder ihre Ehrsucht einzunehmen suchen werden. Von Kindheit an ist er in der Schule des Fanatismus und der Imbezillität gewesen; dies muß fürchten machen, daß er sich nicht getraue, selbst zu untersuchen, was man ihn verehren gelehret hat.«

»Was ihr von unsern deutschen Bischöfen sagt, ist nur zu wahr; sie werden fett von den Zehnten aus Zion. Aber im Heiligen Römischen Reich machen das Herkommen, die Goldne Bulle und dergleichen alte

Torheiten die eingeführten Mißbräuche ehrwürdig. Man siehet sie, zuckt die Schultern, und die Sachen gehen ihren Gang fort. Den Fanatismus zu vermindern, muß man an die Bischöfe noch nicht rühren; aber die Mönche, insonderheit die Bettelmönche, muß man vermindern. Damit wird das Volk kühler und wird den Mächtigen überlassen, die Bischöfe allgemach zum Besten des Staats zu disponieren. Dies ist der gangbare Weg. Allmählich und ohn alles Geräusch das Gebäude der Unvernunft untergraben heißt es selbst fallen machen. In der Lage, in welcher der Papst ist, muß er Bullen und Breve geben, wie seine geliebten Söhne sie irgend verlangen; diese Macht, auf den idealischen Kredit des Glaubens gebauet, mindert sich, wie sich der Glaube mindert, und wenn an der Spitze der Nationen nur einige Minister sind, die sich über die gemeinen Vorurteile erheben, so macht der Heil. Vater banquerout. Schon sind seine Wechsel und Papiere zur Hälfte im Mißkredit. Ohne Zweifel wird die Nachwelt den Vorteil genießen, freidenken zu können und keine Auftritte mehr zu sehen, wie sie Toulouse und Amiens zeigten«

»Ich kenne weder Turgot noch Malesherbes; wenn sie wahre Philosophen sind, sind sie an ihren Platz. Weder Vorurteil noch Leidenschaft gilt in den Geschäften; die einzige erlaubte Leidenschaft ist fürs

gemeine Beste. So dachte Mark Aurel, und so soll jeder Regent denken, der seine Pflicht erfüllen will.«

»Die Regierung in Pennsylvanien, wie sie jetzt eingerichtet ist, gefällt Euch; sie ist nur *ein* Jahrhundert alt; laßt sie noch fünf oder sechs Jahrhunderte fort-dauren, und ihr kennet sie nicht mehr. So wahr ist es, daß Unbestand eines der beständigsten Gesetze der Welt sei. Laß Philosophen die weiseste Regierung gründen, sie wird dasselbe Schicksal haben, und sind die Philosophen vor Irrtum immer gesichert gewesen? Sie haben ihn selbst oft auf die Bahn gebracht, wie des Aristoteles substantielle Formen, der Galimathias des Plato, Descartes' Wirbel und Leibniz' Monaden zeigen. Was ließe sich nicht von den Paradoxen sagen, mit denen Rousseau (wenn man ihn unter die Philosophen rechnen kann) Europa beschenkt hat; und doch hat er manchen guten Vätern das Hirn so weit verrückt, daß sie ihren Kindern die Erziehung seines Emils geben. Aus allen diesen Beispielen folgt, daß, ohngeachtet der guten Absichten, ohngeachtet aller angewandten Mühe, die Menschen in keiner Sache zur Vollkommenheit gelangen werden.«

»Ich wünsche euch zu eurer guten Meinung von der Menschheit Glück; ich, der ich aus Pflicht meines Standes diese Gattung Geschöpfe auf zwei Beinen

ohne Federn sehr gut kenne, muß euch voraussagen, daß alle Philosophen der Welt das menschliche Geschlecht von dem Aberglauben nicht frei machen werden, an dem es hängt. Die Natur hat dieses Ingrediens in die Komposition der ganzen Gattung gemischt; eine Furcht, eine Schwäche, eine Leichtgläubigkeit, eine Übereilung des Urteils ziehet die Menschen durch einen natürlichen Hang in das System des Wunderbaren; und es gibt nur wenig philosophische Seelen, die stark genug gebauet sind, um die tiefen Wurzeln der Vorurteile, die die Erziehung in sie schlug, zu zerstören. Diesen hat sein gesunder Verstand von einigen Volksirrtümern losgemacht, er empörte sich gegen Ungereimtheiten; jetzt kommt der Tod ihm näher, und aus Furcht fällt er in den Aberglauben zurück; er stirbt als Kapuziner. Bei jedem hängt seine Art zu denken von einer guten oder übeln Verdauung ab. Es ist also nicht gnug, Menschen den Trug zu entnehmen; man müßte ihnen auch *eigne* Stärke des Geistes einhauchen können, oder Empfindlichkeit und der Schrecken des Todes werden auch über die stärksten, nach aller Methode vorgetragenen Vernunftlehren triumphieren. Ihr glaubt, weil Quaker und Socinianer eine einfachere Religion festgestellt haben, man diese noch mehr simplifizieren und auf solchen Grund einen neuen Glauben aufführen könnte; ich komme aber auf mein Voriges zurück und bin überzeugt, daß,

wenn diese Herde Neuglaubender angewachsen wäre, sie in kurzem einen neuen Aberglauben in die Welt stellen würde, es sei denn, daß sie nur aus Seelen, frei von Furcht und Schwachheit, bestünde. Und diese sind nicht die gemeinsten. Das glaube ich indes, daß die Stimme der Vernunft, wenn sie sich gegen den Fanatismus immer stärker erhebt, die zukünftige Generation duldsamer, als die jetzige ist, machen kann; und auch das ist schon viel gewonnen.«

22.

Gern geben wir Ihnen den größten Teil Ihrer *Zweifel*, die Sie mit dem Ansehen des großen Königs unterstützt haben, zu; aber was folgt daraus? Sollen wir, wenn wir auch Ursache hätten, an der höchsten Vollendung des edelsten Werks zu zweifeln, dies Werk deswegen aufgeben und an der guten Sache verzweifeln? Das wollte der große König nicht; er blieb seiner Pflicht getreu und ließ die Hand nicht vom Steuer, wenn er gleich wußte, daß er sein Schiff nicht ewig regieren könnte. Zu dieser Tätigkeit munterte er seine Freunde auf, hielt seine Untertanen an; sie war ihm die Seele des Lebens. Auch sahe er wohl, daß die Zeit fortrückte. »Es scheint (sagt er im Jahr 1777), daß Europa jetzt im Zuge ist, sich über alle

Gegenstände, die auf das Wohl der Menschheit am meisten Einfluß haben, aufzuklären, und man muß Euch das Zeugnis geben, daß Ihr mehr als einer unsrer Zeitgenossen dazu beigetragen habt, es mit der Fackel der Philosophie zu erleuchten.« Wenn er auf seinem Standpunkt, dazu im höchsten Alter, nicht in jede brausende Hoffnung der »Enzyklopädie« einstimmen konnte, so war dies nicht nur ihm verzeihlich, sondern sehr vernünftig. Der Menschheit zuviel und zuwenig zutrauen wollen, beides ist schädlich.

Daß es zu unsrer Zeit edle, gute, große, selbst aufopfernde Seelen gebe, diesen Glauben wird mir niemand rauben; denn ich habe ihn durch Erfahrung bewährt. Daß selbst diese Großmut aber, wie alles andre, das Gewand der Zeit tragen müsse, kann uns nicht unerwartet sein. Weil wir so gar viel bedürfen, sind wir von gar viel Fesseln gebunden; daß diese drückenden Fesseln aber wenigstens der Großmut loser gemacht werden möchten, wer wünschet dies mehr als die echte Humanität selbst? Fast kann sie ihres Wunsches auch nicht ungewiß sein, da bei dem immer wachsenden unersättlichen Bedürfnis die Natur der Dinge selbst einen neuen Anfang herbeizuführen scheint. Wenn jeder einzelne fühlt, er könne in seinem jetzigen Verhältnis der leidenden Menschheit nicht zu Hülfe kommen, wie er sollte, so werden, so müssen sich diese Verhältnisse mit der Zeit ändern.

Die Natur selbst arbeitet daran, und keine menschliche Kraft kann es hindern. Ist das Salz, das den Körper würzen soll, abgeschmackt, wozu ist es nach dem Evangelium nützlich, als daß man es hinauswerfe und lasse es die Leute zertreten?

Auch darüber wollen wir uns also nicht wundern, wenn gewisse alte Äste und Zweige unserer Verfassung nicht mehr so viel Kultur erhalten als ehemals. Man fühlt, daß sie dürre Äste sind, und wünscht junge Sprossen an ihre Stelle. Lasset uns die beklagen, die als fruchtbare Zweige auf einem dürrer Ast stehen; lasset uns die tadeln, die den Ast verdorren lassen oder ihm seinen Saft entzogen; die Achtung und Meinung der Zeit aber kann sich nur nach dem, was da ist, nicht, was es ehemals war oder künftig sein wird, gestalten. Jedes der Menschheit erwiesene Unrecht rächt auf fürchterlichste sich selbst; und wehe, wem der Glaube oder Nichtglaube hieran mit Spott und Verachtung in die Hand kommt.

Stände veralten; mithin verjüngen sich auch Stände. Es ist ein und dasselbe Gesetz der Natur, das diese Seite des Rades hinunter-, jene emporkehrt. *Neuen Most, sagt das Evangelium, fasse man in neue Schläuche, so werden sie beide erhalten.*

Was hilft es, gegen die Vorurteile der Erziehung Klage erheben? Man beßre die Erziehung, so fallen die Klagen weg. Philosophie aber kann dies nicht

allein tun; sie ist nur der linke Arm, Regierung ist der rechte Arm der Menschheit. Nur mit beiden läßt sich das große Werk, und alsdann sehr leicht, vollführen.

Was nützt es, über ungeschaffene oder halbgeschaffene Menschen zu klagen, deren Ausbildung ja uns allein überlassen ward? Dem trägen Erdkloß hauche Odem des Lebens ein; er wird sich munter bewegen und dir fröhlich danken.

Ist's gnug, auch in der Regierung der Völker Übel zu bedauern, die wir heilen, denen wir zuvorkommen können?

Lasset Stände, lasset Menschen in allen Ämtern und Bedienungen human und gerecht, groß, gut und billig denken; der Regent kann nicht anders, als mit und gleich ihnen denken. Denn nur aus einzelnen Teilen besteht das Ganze; verbessern sich die Teile und halten zusammen, das Ganze wird gut, ehe man's merket.

Tadeln Sie mir also nicht meine Philosophen, auch bei ihren kränklichen Klagen oder bei ihren überspannten Wünschen. Ist nicht der kränkliche Teil des Körpers der Witterung am meisten empfindlich? Der Hygrometer muß zart, das Quecksilber muß in einer gläsernen Röhre verschlossen sein, wenn sie ihr Amt tun sollen. Andernteils muß, wer andre ermuntern, entflammen will, selbst warm und munter sein. Der kältere Beobachter oder Geschäftsmann wird ihn

schon zurechtweisen.

Welch ein Unglücksprophet sind Sie aber, daß Sie das barbarische Kriegs- und Eroberungssystem für die unerschütterliche Grundfeste Europas halten? Das hat der große König nicht gemeint, so manchen Einfall er sich zumal in jüngern Jahren über den guten Abt St. Pierre erlaubte. Wäre diese traurige Behauptung wahr, was könnte man anders sagen als: zum Wohl der Menschheit gehe das unglückliche Europa unter! Hat es nicht lange genug sich selbst und die Welt beunruhigt? Triefen nicht alle Länder vom Blut derer, die es erschlug, vom Schweiß derer, die es als Sklaven quälte? Auf den Tafeln der Natur stehet das große Gesetz der Billigkeit und Wiedervergeltung geschrieben: »*Man mache gut, was man böse gemacht hat, oder büße durch eigne Verbrechen.*« Ich hoffe das erste. Europa wird gutmachen, was es im Taumel der Leidenschaft, unter den Hüllen des Aberglaubens und der Barbarei, unter dem Joch der Vorurteile und des Despotismus böse gemacht hat, und die ganze Menschheit wird sich seiner kläreren Vernunft, seiner gesetzteren Billigkeit, seines richtigern Kalküls freuen.

Denken Sie sich eine Gattung Tiere, die nicht Bedürfnisse, sondern des Vergnügens, der Kunst, der Raserei eines einzigen ihrer Art wegen sich selbst aufriebe; was würden Sie vom Urheber der Natur sagen?

Sich selbst zu regieren, einander zur Glückseligkeit zu helfen, dazu ist das menschliche Geschlecht gemacht, nicht, einander zu sieden, zu braten und künstlich zu morden.

Der große Friederich nannte die Kriege »Fieberanfalle der Menschheit«. Dem Fieber ruft man einen Arzt; auch dies Fieber wird seinen Arzt finden, der seine Anfalle wenigstens lindre und mindre. Denn das Menschengeschlecht dauert fort; was eine Zeit nicht tun konnte, kann die andre. Plus ultra, ist der Spruch der Menschheit, plus ultra! Kein Herkules hat an ihre letzten Säulen gereicht; niemand wird sie erreichen.

23.

Ist's Bragas Lied im Sternenklang,
Ist's, Tochter Dvals¹⁷, dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt
Und mich, ach! meinen Staub durchdringt? -
- Kann dies die Stätte sein, wo wir
Ins Tal des Schweigens flohn? -
Wie reizend, wie bezaubernd lacht
Die heitre Gegend, wie voll sanfter Pracht!
In schönerer Majestät, in reiferem Strahle
Glänzt diese Sonne. Milder fließt vom Tale
Mir fremder Blüten Frühlingsduft,

Und Balsamgeister steigen durch die Luft. -
- - Ha! nicht also in festlichem Gewand
Grüßt ich dich einst, mein mütterliches Land.
Unfreundlich, ungeschmückt und rauh und wüste
In trübem Dunkel schauerte die Küste.
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hain,
Kein Tag der Ähren lud zu Freuden ein.
In Höhlen lauschte Graun und Meuterei,
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrei. -

In sanfter, ätherischer Musik schallten diese Worte um mein Ohr, indes mein schlummerndes Auge im Traum ein sehr erfreuliches Gesicht sahe. An der Hand eines ehrwürdigen Barden erschien ein altdeutscher Druide. Der Druide suchte vergebens seinen längst zerstörten heiligen Hain, seine zertrümmerte Opferstätte. Der Barde suchte die verlornen Fußtapfen seiner Helden; er sah neue Gesetze, neue Anstalten für Ruhe, Ordnung, Recht und Wohlstand der Menschen; Gärten und Fluren lachten um ihn her; neue Lieder erklangen, nicht blutige Heldenlieder. Da ergriff er seine längst verstummte Harfe; er sang die Töne, deren einzelne Laute ich eben aus der Erinnerung angeführt habe, und das Gesicht zog vorüber.¹⁸

Nur die zauberische Gegend blieb vor meinem Auge; ich wachte und träumte. Was ich sah, war die

jetzige Welt und die Zukunft; ich glaubte (so mischen wir im Traum die Dinge untereinander!) mit physisch-moralischen Geist von der unmittelbarsten Gegenwart der Dinge auf ihre Folgen zu schließen, oder vielmehr nicht zu schließen, weil in der wachenden Erscheinung Gegenwart und Zukunft nur *eins* war. Es war die Blume in voller Gestalt; es war der Baum mit allen seinen Früchten. Ach, sprach ich zu mir selbst, Ephemeren, die wir glauben, mit uns gehe Himmel und Erde unter! Blinde, die so selten gewahr werden, woran sie selbst arbeiten und was sich vor ihnen entwickelt. Die Gegenwart ist schwanger von der Zukunft; das Schicksal der Nachwelt ist in unsrer Hand wir haben den Faden geerbt, wir weben ihn und spinnen ihn weiter.

Wollen Sie, m. Freunde, etwas aus diesem meinem wachenden Traume wissen? Hier sind einige Züge, von denen ich Ihnen künftig genaue Rechenschaft zu geben hoffe¹⁹; denn, wie Sie wissen, Träume werden nur aus Erfahrungen, und das Grundgewebe dieser Hoffnungen sind sehr überdachte Gedanken.

Ich stellte mir den Zustand der künftigen Literatur aus dem Zusammenhange der jetzigen und der vergangenen vor; ich sah die Morgenröte eines schönen werdenden Tages. Was erfindsame, fleißige Geister unsrer Zeit und der Vorzeit Nützliches versuchten, begannen, taten, sah ich von der Nachwelt gebraucht

und übertroffen. Sie berichtigte Erfindungen, auf Anlagen baute sie; sie schuf sich gleichsam neue Organe; die ganze Ansicht der Dinge war verändert.

Unsre Bemühungen, die Alten in *ihrem* Geist zu lesen, waren nichts weniger als verkannt; ich hörte den Namen einiger meiner Freunde mit Liebe und Hochachtung nennen. Man war aber weiter gekommen; man dachte und schrieb wie die Alten. Zeiten, denen ähnlich, in denen die edelsten Griechen und Römer schrieben, waren erschienen; man schrieb, was man sah und tat, und schrieb merkwürdige Dinge. Der Feldherr und Bürger, der Philosoph und Staatsmann trennten sich nicht voneinander.

Zeiten waren gekommen, in denen nicht Strafen allein, sondern auch öffentliche Ehren und Belohnungen waren. Da lebten Künstler, da sangen Dichter. Es war Griechenland und war es auch nicht; denn drittehalb Jahrtausende waren nicht umsonst verflossen in dem immer aufeinanderbauenden Tempel der Zeiten. Mein Herz erhob sich, da ich aus meinen Tagen einzelne Laute meiner Bekannten und Freunde hörte.

Ich sah ein Theater, wie ich's zu unsrer Zeit nicht gesehen hatte, dem griechischen sehr ähnlich. Sogar der *Chor* erschien auf demselben wieder, als Zeuge einer allgemeinen Theilnehmung an dem, was verhandelt ward, unserer Zeit fremde.

Ich bemerkte den Zustand der Philosophie;

Männer, die mir teuer gewesen waren, erblickte ich als Gesetzgeber und Einrichter der Nachwelt. Meine ganze Seele war wie in den Tagen meiner Jugend.

Gesetze endlich, Regierungen, der Zustand der Menschheit waren so, und so leicht verändert, daß ich mich wunderte wie wir das alles gewußt, gekannt und nicht angewandt haben konnten. Auch hier nannte man mir heilige, verehrte Namen meiner und der Vorzeit, die ich geliebt hatte. Allenthalben, auch im Tempel der Religion, verehrte man *eine* Göttin, aber nicht mit Worten, sondern in Taten und Seele, die *Humanität*. Indem auch ich sie anbeten wollte, riß mich ein neues Traumgesicht fort.

Durch Sturm und Wellen, über Felsen und Wüsten kam ich zum Sitze des alten Menschenfreundes *Prometheus*. Er war nicht mehr an seinen Felsen geschmiedet; kein Adler zehrete mehr an seiner nimmerverzehreten Leber. *Gewalt* und *Stärke*, die ihn einst angeschmiedet hatten, dienten ihm; die vom Stachel der Liebe umhergetriebene Jo saß in menschlich-göttlicher Gestalt ruhig zu seiner Seite. Der alte Ocean auf seinem geflügelten Roß und die Oceaniden auf ihrem Wagen, alle menschenfreundlichen Nymphen und Pflegerinnen der Erde waren um ihn versammelt, und er sprach:

»Meine Vorsicht konnte mich nicht trügen, denn

ich wußte, was ich den Menschen gegeben hatte mit meinem Geschenk. *Unsterblichkeit* ist nicht für sie auf Erden; aber mit dem *Licht*, das ich ihnen vom Olympus holte, hatten sie alles. Träge Geschöpfe, daß sie so lang in der Dämmerung gingen; endlich haben sie das Mittel gefunden, das in ihnen selbst lag, die *Vernunft*. Sie gibt das Maß und die Waage, sich selbst zu regieren, Leidenschaften, auch die stärksten und härtesten, zu überwinden und allein meiner Mutter *Themis* zu gehorchen. Lange litt ich mit ihren Leiden; darum war ich an den Felsen geschmiedet, die *Zeit* und ein edler *Göttersohn*, der Sohn meines ärgsten Feindes, haben mich befreiet.« Das Traumbild verschwand, und ich erwachte.

Multa renascentur quae iam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore -
Alter erit tum Tiphys, et altera quae vehat Argo
Delectos heroas: erunt etiam altera bella,
Atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles.

Ich fürchte, Ihr armer Prometheus wird lange noch die Fesseln tragen, die ihm Gewalt und Stärke anlegten. Um indessen nicht alte Zweifel zu wiederholen, lege ich Ihnen nur noch *eine*, aber eine Hauptfrage vor:

Wäre die ganze Idee einer fortgehenden oder fortschreitenden Vervollkommung des Menschengeschlechts nicht ein bloßer Traum? Prometheus wußte seinen armen Kranken kein anderes Heilmittel zu geben als die täuschende, blinde Hoffnung.

Welche andre Gattung der Geschöpfe läßt sich vervollkommen? Und für wen? für sich oder für andre? Welchen Beruf also, welche Sicherheit darüber hätte der einzige Mensch für sich?

Und wo steht sein Ziel der Vollkommenheit? Die Linie dahin, ist sie eine Asymptote? eine Ellipse? eine Zykloide? oder welche andre Kurve?

Das menschliche Geschlecht besteht nur in einzelnen Menschen. Werden wir vollkommener geboren als unsre Vorfahren? vollkommener erzogen? Und wenn dies auch wäre, der einzelne Mensch wächst, kulminiert und geht rückwärts. Ein anderer tritt an seine Stelle, wächst, kulminiert und geht rückwärts. Er nimmt, was er etwa erworben hatte, ins Grab; der

andre hat neue Mühe im Erwerben und ebenden Ausgang.

Was heißt Vervollkommung? Heißt's Vermehrung der Kräfte? Diese bleiben in dem den Menschen von der Natur bestimmten Maß und Kreise. Der Mensch, sooft man ihn auch einen Gott oder einen Engel nennete, kann nie ein Gott oder ein Engel werden.

Oder wäre Vervollkommung eine Vermehrung von Werkzeugen und Mitteln zum Gebrauch menschlicher Kräfte? So kommt es immer doch darauf an, ob sie gut gebraucht werden; denn in den Händen des Bösewichts sind vermehrte Mittel vermehrte Übel.

Also veränderte sich die Frage dahin: Wird das menschliche Geschlecht (nicht kultivierter, sondern) moralisch besser? Besser in Neigungen? in Grundsätzen? in Anwendung dieser Grundsätze zu Ordnung der Neigungen? zu Bezwingung der Leidenschaften? zu mehrerer und schwererer Tugendübung? Getrauen Sie sich, dieses zu behaupten?

Und woher behaupteten Sie's? Aus der Natur der Sache? aus dem Wesen der Menschheit? aus der Geschichte und Erfahrung?

Ziehen Sie die Zusammenordnung der Menschen auf unserm Erdball klimatisch, lokal, politisch, und wie Sie ferner wollen, in Erwägung; bemerken Sie den Wechsel der Dinge in Reichen, in Staaten, in Familien, in Ständen; allenthalben werden Sie zwar

Macht, Reichtum, Trieb, Leidenschaft blinde Neigung herrschend finden, aber auch erleuchtete Vernunft, Weisheit, Güte? und zwar nach dem Fortgange der Zeiten mit wachsendem Lichte?

Chronologisch und genealogisch hängt freilich das Menschengeschlecht zusammen oder *rückt fort*, aber auch dynamisch? rationell? moralisch?

Und verlöre unser Geschlecht dabei, wenn es nicht fortrückte? Der einzelne Mensch nicht; denn der lebt auf seiner Stelle und kommt nicht wieder. Das Ganze auch nicht; dies lebt nur in einzelnen Teilen. Die wachsende Vollkommenheit des Ganzen wäre ein Ideal, das keinem zugut kommt, das nur in einem alles übersehenden Geist existieren könnte, etwa im Geist des Schöpfers, und was wäre für diesen ein solches Spielwerk?

Vergönnen Sie also, daß ich mit *Lessing* den ganzen Traum von wachsender Vollkommenheit unseres Geschlechts für einen *heilsamen Trug* annehme. Der Mensch muß nach etwas Höherem streben, damit er nicht unter sich sinke. Er muß vorwärts getrieben werden, damit er nur von der Stelle komme und nicht in Trägheit ermatte. Der Wahn einer Perfektibilität und der Trieb dazu scheint ihm nur als Verwahrungsmittel gegen die Untätigkeit und Verschlimmerung gegeben. Er geht wie in der Mühle das blinde Pferd oder wie die kletternde Ziege.

- Oh man, proud man,
drest in a little brief authority,
most ignorant of what he is most assur'd,
plays such fantastic tricks before high heav'n
as make an angel weep.

Shakesp.

25.

Alle Ihre Fragen über den Fortgang unsres Geschlechts, die eigentlich ein Buch erforderten, beantwortet, wie mich dünkt, ein einziges Wort: *Humanität, Menschheit*. Wäre die Frage, ob der Mensch mehr als Mensch, ein Über-, ein Außermensch werden könne und solle, so wäre jede Zeile zuviel die man deshalb schriebe. Nun aber, da nur von den *Gesetzen seiner Natur, vom unauslöschlichen Charakter seiner Art und Gattung* die Rede ist, so erlauben Sie, daß ich sogar einige Paragraphen schreibe.

Über den Charakter der Menschheit

1.

Vollkommenheit einer Sache kann nichts sein, als

daß das Ding sei, was es sein soll und kann.

2.

Vollkommenheit eines *einzelnen* Menschen ist also, daß er im Kontinuum seiner Existenz *er* selbst sei und werde daß er die Kräfte brauche, die die Natur ihm als Stammgut gegeben hat, daß er damit für sich und andre wuchere.

3.

Erhaltung, Leben und Gesundheit ist der Grund dieser Kräfte; was diesen Grund schwächt oder wegnimmt, was Menschen hinopfert oder verstümmelt, es habe Namen, wie es wolle, ist unmenschlich.

4.

Mit dem Leben des Menschen fängt seine *Erziehung* an; denn Kräfte und Glieder bringt er zwar auf die Welt, aber den Gebrauch dieser Kräfte und Glieder, ihre Anwendung, ihre Entwicklung muß er lernen. Ein Zustand der Gesellschaft also, der die Erziehung vernachlässigt oder auf falsche Wege lenkt oder diese falschen Wege begünstigt oder endlich die Erziehung der Menschen schwer und unmöglich macht,

ist insofern ein unmenschlicher Zustand. Er beraubt sich selbst seiner Glieder und des Besten, das an ihnen ist, des Gebrauchs ihrer Kräfte. Wozu hatten sich Menschen vereinigt, als daß sie dadurch vollkommener, bessere, glücklichere Menschen würden?

5.

Unförmliche also oder *schiefausgebildete* Menschen zeigen mit ihrer traurigen Existenz nichts weiter, als daß sie in einer unglücklichen Gesellschaft von Kindheit auf lebten; denn Mensch zu werden, dazu bringt jeder Anlage gnug mit sich.

6.

Sich allein kann kein Mensch leben, wenn er auch wollte. Die Fertigkeiten, die er sich erwirbt, die Tugenden oder Laster, die er ausübt, kommen in einem kleinern oder größeren Kreise *andern* zu Leid oder zur Freude.

7.

Die gegenseitig wohltätigste Einwirkung eines Menschen auf den andern jedem Individuum zu verschaffen und zu erleichtern, nur dies kann der *Zweck*

aller menschlicher Vereinigung sein. Was ihn stört, hindert oder aufhebt, ist unmenschlich. Lebe der Mensch kurz oder lange, in diesem oder jenem Stande, er soll seine Existenz genießen und das Beste davon andern mitteilen; dazu soll ihm die Gesellschaft, zu der er sich vereinigt hat, helfen.

8.

Gehet ein Mensch von hinnen, so nimmt er nichts als das Bewußtsein mit sich, seiner Pflicht, Mensch zu sein, mehr oder minder ein Gnüge getan zu haben. Alles andre bleibt hinter ihm, den *Menschen*. Der Gebrauch seiner Fähigkeiten, alle Zinsen des Kapitals seiner Kräfte, die das ihm geliehene Stammgut oft hoch übersteigen, fallen *seinem Geschlecht* anheim.

9.

An seine Stelle treten junge, rüstige Menschen, die mit diesen Gütern *forthandeln*; sie treten ab, und es kommen andre an ihre Stelle. Menschen sterben, aber die Menschheit perenniert unsterblich. Ihr Hauptgut, der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten, ist ein gemeines, bleibendes Gut und muß natürlicherweise im fortgehenden Gebrauch *fortwachsen*.

10.

Durch Übung *vermehrten* sich die Kräfte, nicht nur bei einzelnen, sondern ungeheuer mehr bei vielen nach- und miteinander. Die Menschen schaffen sich immer mehrere und bessere Werkzeuge; sie lernen sich selbst einander immer mehr und besser als Werkzeuge gebrauchen. Die *physische Gewalt der Menschheit* nimmt also zu: der Ball des Fortzutreibenden wird größer; die Maschinen, die es fortreiben sollen, werden ausgearbeiteter, künstlicher, geschickter, feiner.

11.

Denn die Natur des Menschen ist *Kunst*. Alles, wozu eine Anlage in seinem Dasein ist, kann und muß mit der Zeit Kunst werden.

12.

Alle *Gegenstände*, die in seinem Reich liegen (und dies ist so groß als die Erde), laden ihn dazu ein; sie können und werden von ihm, nicht ihrem Wesen nach, sondern nur zu seinem Gebrauch erforscht, gekannt, angewandt werden. Niemand ist, der ihm hierin Grenzen setzen könne, selbst der Tod nicht; denn das

Menschengeschlecht verjünget sich mit immer neuen Ansichten der Dinge, mit immer jungen Kräften.

13.

Unendlich sind die Verbindungen, in welche die Gegenstände der Natur gebracht werden können; der Geist der Erfindungen zum Gebrauch derselben ist also *unbeschränkt* und *fortschreitend*. Eine Erfindung weckt die andre auf; eine Tätigkeit erweckt die andre. Oft sind mit einer Entdeckung tausend andre und zehntausend auf sie gegründete, neue Tätigkeiten gegeben.

14.

Nur stelle man sich die *Linie dieses Fortganges** nicht gerade, noch einförmig, sondern nach allen Richtungen, in allen möglichen Wendungen und Winkeln vor. Weder die Asymptote noch die Ellipse und Zykloide mögen den Lauf der Natur uns vormalen. Jetzt fallen die Menschen begierig über einen Gegenstand her; jetzt verlassen sie ihn mitten im Werk, entweder seiner müde oder weil ein anderer, neuerer Gegenstand sie zu sich hinreißt. Wenn dieser ihnen alt geworden ist, werden sie zu jenem zurückkehren, oder dieser wird sie gar auf jenen zurückleiten. Denn für

den Menschen ist alles in der Natur verbunden, eben weil der Mensch nur Mensch ist und allein mit *seinen* Organen die Natur siehet und gebrauchet.

15.

Hieraus entspringt ein *Wettkampf* menschlicher Kräfte, der immer *vermehrt* werden muß, je mehr die Sphäre des Erkenntnisses und der Übung zunimmt. Elemente und Nationen kommen in Verbindung, die sich sonst nicht zu kennen schienen; je härter sie in den Kampf geraten, desto mehr reiben sich ihre Seiten allmählich gegeneinander ab, und es entstehen endlich gemeinschaftliche Produktionen mehrerer Völker.

16.

Ein *Konflikt aller Völker* unsrer Erde ist gar wohl zu gedenken; der Grund dazu ist sogar schon gelegt.

17.

Daß zu diesen Operationen die Natur viel Zeit, mancherlei Umwandlungen bedarf, ist nicht zu verwundern; ihr ist keine Zeit zu lang, keine Bewegung zu verflochten. *Alles*, was geschehen kann und soll, mag nur in *aller* Zeit wie im *ganzen* Raum der Dinge

zustande gebracht werden; was heute nicht wird, weil es nicht geschehen kann, erfolgt morgen.

18.

Der Mensch ist zwar das erste, aber nicht das einzige Geschöpf der Erde; er beherrscht die Welt, ist aber nicht das Universum. Also *stehen ihm oft die Elemente der Natur entgegen*, daher er mit ihnen kämpfet. Das Feuer zerstört seine Werke; Überschwemmungen bedecken sein Land; Stürme zertrümmern seine Schiffe, und Krankheiten morden sein Geschlecht. Alles dies ist ihm in den Weg gelegt, *damit er's überwinde*.

19.

Er hat dazu die Waffen *in sich*. Seine Klugheit hat Tiere bezwungen und gebraucht sie zu seiner Absicht; seine Vorsicht setzt dem Feuer Grenzen und zwingt den Sturm, ihm zu dienen. Den Fluten setzt er Wälle entgegen und geht auf ihren Wogen daher; den Krankheiten und dem verheerenden Tode selbst sucht und weiß er zu steuern. Zu seinen besten *Gütern* ist der Mensch durch *Unfälle* gelangt, und tausend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte sie die Not nicht erfunden. Sie ist das Gewicht an der

Uhr, das alle Räder derselben treibet.

20.

Ein Gleiches ist's mit den Stürmen in unsrer Brust, den *Leidenschaften der Menschen*. Die Natur hat die Charaktere unseres Geschlechts so verschieden gemacht, als diese irgend nur sein konnten; denn alles Innere soll in der Menschheit herausgekehrt, alle ihre Kräfte sollen entwickelt werden.

21.

Wie es unter den Tieren *zerstörende* und *erhaltende Gattungen* gibt, so unter den Menschen. Nur unter jenen und diesen sind die zerstörenden Leidenschaften die *wenigern*; sie können und müssen von den erhaltenden Neigungen unsrer Natur eingeschränkt und bezwungen, zwar nicht ausgetilgt, aber unter eine Regel gebracht werden.

22.

Diese Regel ist *Vernunft*, bei Handlungen *Billigkeit und Güte*. Eine vernunftlose, blinde Macht ist zuletzt immer eine ohnmächtige Macht; entweder zerstört sie sich selbst oder muß am Ende dem Verstande

dienen.

23.

Desgleichen ist der wahre Verstand immer auch mit *Billigkeit und Güte* verbunden; sie führet auf ihn, er führet auf sie. Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Achse sich die Kugel der Humanität bewegt.

24.

Wo sie einander entgegengesetzt scheinen, da ist's mit einer oder dem andern nicht richtig; eben *diese Divergenz* aber macht *Fehler sichtbar* und bringt den Kalkül des Interesse unsres Geschlechts immer mehr zur Richtigkeit und Bestimmtheit. Jeder feinere Fehler gibt eine *neue, höhere Regel der reinen allumfassenden Güte und Wahrheit*.

25.

Alle Laster und Fehler unsres Geschlechts müssen also dem *Ganzen endlich zum Besten* reichen. Alles Elend, das aus Vorurteilen, Trägheit und Unwissenheit entspringt, kann den Menschen seine Sphäre nur mehr kennen lehren; alle

Ausschweifungen rechts und links stoßen ihn am Ende auf seinen Mittelpunkt zurück.

26.

Je unwilliger, hartnäckiger, träger das Menschengeschlecht ist, desto mehr tut es sich selbst Schaden; diesen Schaden muß es tragen, büßen und entgelten; desto später kommt's zum Ziele.

27.

Dies Ziel ausschließend *jenseit* des Grabes setzen, ist dem Menschengeschlecht nicht förderlich, sondern schädlich. Dort kann nur wachsen, was hier gepflanzt ist, und einem Menschen sein hiesiges Dasein rauben, um ihn mit einem andern außer unsrer Welt zu belohnen, heißt, den Menschen um sein Dasein betrügen.

28.

Ja, dem ganzen menschlichen Geschlecht, das also verführt wird, seinen Endpunkt der Wirkung verrücken, heißt, ihm den Stachel seiner Wirksamkeit aus der Hand drehn und es im Schwindel erhalten.

29.

Je reiner eine *Religion* war, desto mehr mußte und wollte sie die Humanität befördern. Dies ist der Prüfstein selbst der Mythologie der verschiedenen Religionen.

30.

Die *Religion Christi*, die er selbst hatte, lehrte und übte, war die *Humanität* selbst. Nichts anders als sie; sie aber auch im weitesten Inbegriff, in der reinsten Quelle, in der wirksamsten Anwendung. Christus kannte für sich keinen edleren Namen, als daß er sich den *Menschensohn*, d. i. einen Menschen, nannte.

31.

Je besser ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die *Humanität gepflegt*, je inhumaner, desto unglücklicher und ärger. Dies geht durch alle Glieder und Verbindungen desselben von der Hütte an bis zum Throne.

32.

Der Politik ist der Mensch ein *Mittel*; der Moral ist er *Zweck*. Beide Wissenschaften müssen *eins* werden, oder sie sind schädlich widereinander. Alle dabei

erscheinende Disparaten indes müssen die Menschen belehren, damit sie wenigstens durch eigenen Schaden klug werden.

33.

Wie jeden aufmerksamen *einzelnen* Menschen das Gesetz der Natur zur Humanität führet - seine rauhen Ecken werden ihm abgestoßen, er muß sich überwinden, andern nachgeben und seine Kräfte zum Besten anderer gebrauchen lernen -, so wirken die *verschiedenen Charaktere und Sinnesarten* zum Wohl des größeren Ganzen. Jeder fühlt die Übel der Welt *nach seiner eigenen Lage*; er hat also die Pflicht auf sich, sich ihrer von dieser Seite anzunehmen, dem Mangelhaften, Schwachen, Gedruckten an dem Teil zu Hülfe zu kommen, da es ihm *sein* Verstand und *sein* Herz gebietet. Gelingt's, so hat er dabei in ihm selbst die eigenste Freude; gelingt's jetzt und ihm nicht, so wird's zu anderer Zeit einem andern gelingen. Er aber hat getan, was *er* tun sollte und konnte.

34.

Ist der Staat das, was er sein soll, *das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte*, so wird er jede dieser

Stimmen hören und die Tätigkeit der Menschen nach ihren verschiedenen Neigungen, Empfindbarkeiten, Schwächen und Bedürfnissen aufwecken und ermuntern.

35.

Es ist nur *ein* Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größte; er erstreckt sich über alle Jahrhunderte und Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch und politisch die *Menschheit im ewigen Fortgange und Streben*.

36.

Die *Perfektibilität* ist also keine Täuschung; sie ist Mittel und Endzweck zu Ausbildung alles dessen, was der Charakter unsres Geschlechts, *Humanität*, verlangt und gewähret.

Hebet eure Augen auf und sehet. Allenthalben ist die Saat gesäet; hier verweset und keimt, dort wächst sie und reift zu einer neuen Aussaat. Dort liegt sie unter Schnee und Eise; getrost! das Eis schmilzt, der Schnee wärmt und decket die Saat. Kein Übel, das der Menschheit begegnet, kann und soll ihr anders als ersprießlich werden. Es läge ja selbst an ihr, wenn es ihr nicht ersprießlich würde; denn auch Laster, Fehler

und Schwachheiten der Menschen stehen als Naturbegebenheiten unter Regeln, und sind oder sie können berechnet werden. Das ist mein Credo. Speremus atque agamus.

26.

Neulich sprach jemand von einer Gesellschaft, von der er sonderbare Dinge behauptete. Er sagte, »ihre wahre Taten sein so groß, so weit aussehend, das ganze Jahrhunderte vergehen könnten, ehe man sagen dürfte: ›Das haben sie getan!‹ Gleichwohl hätten sie alles Gute getan, was noch in der Welt ist (›Merke wohl‹, sagte er, ›in *der Welt!*‹), und führen fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird (›Merke wohl‹, sagte er, ›in *der Welt!*‹). Und, setzte er hinzu, die wahren Taten dieser Gesellschaft zielen dahin, um größtenteils alles, was man gemeiniglich gute Taten nennt, entbehrlich zu machen.«

Wer war begieriger über dieses Rätsel als ich? Und hier ist ungefähr unser Gespräch darüber.

*Gespräch über eine unsichtbar-sichtbare
Gesellschaft*

Er: Wofür hältst du die bürgerliche Gesellschaft der Menschen?

Ich: Für etwas sehr Gutes.

Er: Ohnstreitig. Aber hältst du sie für Zweck oder für Mittel? Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen worden oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ich: Jenes scheinen einige behaupten zu wollen, dieses aber mag wohl das Wahrere sein.

Er: So denke ich auch. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Teil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser gibt es gar keine. Jede andre Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts. -

Ich: Gut also! Das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Er: Nichts als Mittel, und Mittel menschlicher Erfindung, ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung geraten müssen. Nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel

menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein?

Ich: Was nennest du Schicksale menschlicher Mittel?

Er: Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegenteil davon bewirken.

Ich: Ich glaube dich zu verstehen. Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andre; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Er: Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachteilig sind und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nicht gewußt hätte?

Ich: Es würde dir schwer werden, eins von jenen nachteiligen Dingen zu nennen -

Er: Die auch aus der besten Staatsverfassung notwendig entspringen müssen? Oh, zehne für eines.

Ich: Nur *eines** erst.

Er: Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben; würden deswegen alle Menschen in der Welt nur *einen* Staat ausmachen?

Ich: Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten verteilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Er: Und jeder dieser kleineren Staaten hätte sein eigenes Interesse? Jedes Glied desselben hätte das Interesse seines Staats?

Ich: Wie anders?

Er: Diese verschiedenen Interesse würden öfters miteinander in Kollision kommen, so wie jetzt; und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander ebensowenig mit unbefangenen Gemüt begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ich: Sehr wahrscheinlich.

Er: Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem

Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet, so begegnet nicht mehr ein *bloßer* Mensch einem *bloßen* Menschen, sondern ein *solcher* Mensch begegnet einem *solchen* Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegeneinander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste miteinander zu schaffen und zu teilen haben.

Ich: Das ist leider wahr.

Er: Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, die Menschen zugleich *trennet*. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben?

Ich: Das ist ein gewaltiger Schritt.

Er: Hätten sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich untereinander nicht anders verhalten, als sich unsre Christen und Juden und Türken von jeher untereinander verhalten haben. Nicht als *bloße* Menschen gegen *bloße* Menschen, sondern als *solche* Menschen gegen

solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug gegeneinander streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ich: Allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle *einerlei* Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie *einerlei* Staatsverfassung ohne *einerlei* Religion auch nur möglich ist.

Er: Ich ebensowenig. Auch nahm ich jenes nur an, um dir deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig ebenso unmöglich als das andre. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen, mehrere Religionen. - Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft ganz ihrer Absicht entgegen verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidewauern durch sie hinzuziehen. Laß mich noch das *dritte* hinzufügen. Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen teilet und trennet. Diese Trennung in wenige große Teile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser als gar kein Ganzes. - Nein, die bürgerliche

Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Teile gleichsam bis ins unendliche fort.

Ich: Wieso?

Er: Oder meinst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von *Ständen* denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, ohnmöglich können alle Glieder unter sich das nämliche Verhältnis haben. - Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Anteil hätten, so können sie doch nicht gleichen Anteil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Anteil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. - Wenn anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich verteilet worden, so kann diese gleiche Verteilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Es wird bald reichere und ärmere Glieder geben.

Ich: Das versteht sich.

Er: Nun überlege, wieviel Übel es in der Welt wohl gibt, die in dieser Verschiedenheit der Stände ihren Grund nicht hätten.

Ich: Wenn ich dir doch widersprechen könnte! Aber was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen sein?

Er: Verkennest du mich so weit? Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein

in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann, ich würde sie auch bei weit größern Übeln noch segnen.

Ich: Wer des Feuers genießen will, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Er: Allerdings. Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? Sieh, dahin wollte ich.

Ich: Wohin? Ich verstehe dich nicht.

Er: Das Gleichnis war doch sehr passend. - Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ich: Das wohl nicht.

Er: Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ich: Wie heilig?

Er: Daß es verboten sein sollte, Hand an sie zu legen.

Ich: In Absicht...

Er: In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Notwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ich: Wie könnte das verboten sein?

Er: Aber geboten kann es doch auch nicht sein, durch bürgerliche Gesetze nicht geboten. Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen

ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. - Folglich kann es nur ein *opus super erogatum* sein, und es wäre bloß zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem *operi super erogato* freiwillig unterzögen.

Ich: Recht sehr zu wünschen.

Er: Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die über die Vorurteile der *Völkerschaft* hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret.

Ich: Recht sehr zu wünschen!

Er: Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die dem Vorurteil ihrer *angeborenen Religion* nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ich: Recht sehr zu wünschen!

Er: Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, welche *bürgerliche Hoheit* nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Ich: Recht sehr zu wünschen!

Er: Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch? Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann. Wie wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu

allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ich: Wollte Gott!

Er: Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ich: Schöner Traum!

Er: Daß ich es kurz mache. Und diese Männer die *** wären? (Hier nannte er mir den Namen der Gesellschaft, doch ohne mich im mindesten zu ihr einzuladen. Er, der aufrichtigste Mann, gestand selbst, daß die genannten Absichten zu ihrem Geschäft *nur so mit* gehörten, daß »dies Geschäft nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Notwendiges sei, darauf man durch eignes Nachdenken ebensowohl verfallen könne, als man durch andre darauf geführt wird, daß Worte, Zeichen und Gebräuche, daß die ganze Aufnahme in diese Gesellschaft nichts Notwendiges, nichts Wesentliches sei«; und durch diese Winke geleitet, war ich auf sicherem Wege Es begann zwischen uns ein zweites Gespräch, ohngefähr folgendermaßen:)

Ich: Wenn es auch außer deiner Gesellschaft eine andre, freiere Gesellschaft gäbe, die das große Geschäft, wovon wir sprachen, nicht als Nebensache, sondern als Hauptzweck, nicht verschlossen, sondern vor aller Welt, nicht in Gebräuchen und Sinnbildern, sondern in klaren Worten und Taten, nicht

in zwei oder drei Nationen, sondern unter allen aufgeklärten Völkern der Erde triebe: nicht wahr, so entließest du mir die Aufnahme in deine kleine Gesellschaft?

Er: Herzlich gern. Das Nitrum muß ja wohl in der Luft sein, ehe es sich als Salpeter an den Wänden einer dunkeln Kammer ansetzt.

Ich: Zumal wenn ich in dieser Gesellschaft, die zu allen Zeiten existiert hat und existieren wird, längst gelebt und in ihr mein Vaterland, meine innigste Freunde gefunden hätte?

Er: Desto besser.

Ich: Und in meiner Gesellschaft nichts von dem zu befürchten wäre, was ich in der deinigen immer noch besorgen muß: wo nicht Trug für Wahrheit, so wenigstens pädagogische Anleitung, Pedanterie des Herkommens, Aufenthalt?

Er: Ganz nach meinem Sinn; aber nenne mir deine Gesellschaft.

Ich: *Die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welt teilen.*

Er: Groß genug ist sie, aber leider eine zerstreute, unsichtbare Kirche.

Ich: Sie ist gesammelt, sie ist sichtbar. Faust oder Guttenberg war, wie soll ich sagen, ihr Meister vom Stuhl oder vielmehr ihr erster dienender Bruder. Ich treffe in ihr alles an, was mich über jede

Trennung der bürgerlichen Gesellschaft erhebt und mich zum Umgange nicht mit *solchen* und *solchen* Menschen, sondern mit *Menschen überhaupt*, nicht nur einführt, sondern auch bildet.

Er: Ich verstehe dich wohl. Seitdem die Buchdruckerei *ihre* Worte und Zeichen in alle Welt sendet, sollte es, meinst du, keine geheime Worte und Zeichen mehr geben. Indessen stiftet auch die Buchdruckerei nur eine idealische Gesellschaft.

Ich: Wie es in diesen Dingen sein muß. Über Grundsätze können sich nur Geister einander erklären; die Zusammenkunft der Körper ist sehr entbehrlich, wenn sie nicht zugleich auch meistens sehr zerstreud und verführerisch wäre. Im Umgange mit Geistern, auf Fausts Mantel bleibt meine Seele frei; sie kann jedes Wort, jedes Bild prüfen.

Er: Und sie heben dich über alle Vorurteile der Staaten, der Religion, der Stände?

Ich: Völlig. Entweder denke ich bei meinen Gesellschaftern Homer, Plato, Xenophon, Tacitus, Mark Antonin, Baco, Fénelon gar nicht daran, zu welchem Staat oder Stande sie gehörten, welches Volkes und welcher Religion sie waren, oder wenn sie mich daran erinnern, geschiehet's gewiß mit weniger Störung, als es in deiner sichtbaren Gesellschaft je geschehen kann und mag.

Er: Gewiß.

Ich: Und kann darauf rechnen, daß sich in dieser Gesellschaft, an eben diesen Grundsätzen und Lehren alle edlen Geister der Welt mit mir vereinigen.

Er: Und du kannst selbst mit ihnen sprechen, dich ihnen vernehmlich und hörbar machen auf eben dem Wege.

Ich: Wenn ich's wie du könnte! Ich sprach mit deinem Geist, ehe ich deine Person sah; ich kannte dich, ohne von einer geheimen Gesellschaft zu sein, am Wort, am Griff, am Schlage. Deine und anderer *Taten* haben längst und sicherer bei mir bewirkt, was Gebräuche und Zeichen nur sehr unsicher und langsam bewirken könnten: sie haben mich über jedes Vorurteil von Staatsverfassung, angeborner Religion, Rang und Ständen längst erhoben.

Er: Welche Taten?

Ich: *Poesie, Philosophie* und *Geschichte* sind, wie mich dünkt, die drei Lichter, die hierüber Nationen, Sekten und Geschlechter erleuchten: ein *heiliges Dreieck!* Poesie erhebt den Menschen durch eine angenehme, sinnliche Gegenwart der Dinge über alle jene Trennungen und Einseitigkeiten. Philosophie gibt ihm feste, bleibende Grundsätze darüber, und wenn es ihm nötig ist, wird ihm die Geschichte nähere Maximen nicht versagen.

Er: Ob aber auch diese Grundsätze, diese Maximen und Anschauungen Taten wirkten? Gäbe nicht die

Gesellschaft einen Antrieb mehr?

Ich: Ich nehme dir deine eignen Worte aus dem Munde. »Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer.«

Er: Und was wäre dein einziger Antrieb?

Ich: *Humanität*. Gäbe man diesem Begriff alle seine Stärke, zeigte man ihn im ganzen Umfange seiner Wirkungen und legte ihn als Pflicht, als unumgängliche, allgemeine, erste Pflicht sich und andern ans Herz, alle Vorurteile von Staatsinteresse, angeborener Religion und das törichtste Vorurteil unter allen, von Rang und Stande, würden -

Er: Verschwinden? Da irrest du dich sehr.

Ich: Nicht verschwinden, aber gedämpft, eingeschränkt, unschädlich gemacht werden, was deine genannte und vielleicht verdienstvolle Gesellschaft ja auch nur bewirken *konnte*, wenn sie es bewirken *wollte*. Weißt du es nicht besser als ich, daß alle dergleichen Siege über das Vorurteil von innen heraus, nicht von außen hinein erfochten werden müssen? Die Denkart macht den Menschen, nicht die Gesellschaft; wo jene da ist, formt und stimmt sich diese von selbst. Setze zwei Menschen von gleichen Grundsätzen zusammen; ohne Griff und

Zeichen verstehen sie sich und bauen in stillen Taten den großen, edlen Bau der Humanität fort. Jeder, nachdem er kann, in seiner Lage, praktisch; er freuet sich aber auch am Werk anderer Hände, weil er überzeugt ist, daß dies unendliche, unabsehbliche Gebäude nur von *allen* Händen vollführt werden kann, daß *alle Zeiten, alle Beziehungen* dazu erfordert werden, mithin ein jeder einen jeden nicht einmal kennen darf, kennen soll, geschweige, daß er ihn durch Eidschwüre, durch Gesetze und Symbole bände.

Er: Du bist auf dem rechten Wege; auf ihm gibt es *freie* Arbeit. Kein wahres Licht läßt sich verbergen, wenn man es auch verbergen wollte; und das reinste Licht sucht man nicht eben in den Gräften.

Ich: Alle solche Symbole mögen einst gut und notwendig gewesen sein; sie sind aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsre Zeiten. Für unsre Zeiten ist gerade das Gegenteil ihrer Methode nötig, *reine, helle, offenbare Wahrheit*.

Er: Ich wünsche dir Glück. Glaubst du aber nicht, daß man auch dem Wort *Humanität* einen Fleck anhängen werde?

Ich: Das wäre sehr inhuman. Wir sind nichts als *Menschen*; sei du der Erste unsrer Gesellschaft.²⁰

Dritte Sammlung

(1794)

27.

Sie fürchten, daß man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde²¹; könnten wir nicht das Wort ändern? *Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?*

Menschen sind wir allesamt und tragen sofern die *Menschheit* an uns, oder wir gehören zur *Menschheit*. Leider aber hat man in unserer Sprache dem Wort *Mensch* und noch mehr dem barmherzigen Wort *Menschlichkeit* so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dies mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist. »*Der Mensch!*«²² sagen wir jammernd oder verachtend und glauben einen guten Mann aufs lindeste mit dem Ausdruck zu entschuldigen, »es habe ihn die *Menschlichkeit* übereilet«. Kein Vernünftiger billigt es, daß man den Charakter des Geschlechts, zu dem wir gehören, so barbarisch hinabgesetzt hat; man hat hiemit unweiser gehandelt, als wenn man den

Namen seiner Stadt oder Landsmannschaft zum Ekelnamen machte. Wir also wollen uns hüten, daß wir zu Beförderung solcher *Menschlichkeit* keine Briefe schreiben.

Der Name *Menschenrechte* kann ohne *Menschenpflichten* nicht genannt werden; beide beziehen sich aufeinander, und für beide suchen wir *ein* Wort.

So auch *Menschenwürde* und *Menschenliebe*. Das Menschengeschlecht, wie es jetzt ist und wahrscheinlich lange noch sein wird, hat seinem größten Teil nach keine Würde; man darf es eher bemitleiden als verehren. Es soll aber zum *Charakter seines Geschlechts*, mithin auch zu dessen *Wert* und *Würde* gebildet werden. Das schöne Wort *Menschenliebe* ist so trivial worden, daß man meistens die Menschen liebt, um keinen unter den Menschen wirksam zu lieben. Alle diese Worte enthalten Teilbegriffe unseres Zwecks, den wir gern mit *einem* Ausdruck bezeichnen möchten.

Also wollen wir bei dem Wort *Humanität* bleiben, an welches unter Alten und Neuern die besten Schriftsteller so würdige Begriffe geknüpft haben. *Humanität* ist der *Charakter unsres Geschlechts*; er ist uns aber nur in Anlagen angeboren und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Übungen, unser

Wert sein; denn eine *Angelität* im Menschen kennen wir nicht, und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das *Göttliche* in unserm Geschlecht ist also *Bildung zur Humanität*; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die *Kunst unsres Geschlechtes*. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß, oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Tierheit, zur *Brutalität* zurück.

Sollte das Wort Humanität also unsre Sprache verunzieren? Alle gebildete Nationen haben es in ihre Mundart aufgenommen; und wenn unsre Briefe einem Fremden in die Hand kämen, müßten sie ihm wenigstens unverfänglich scheinen; denn *Briefe zu Beförderung der Brutalität* wird doch kein ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben.

Gern nehme ich mit Ihnen das Wort *Humanität* in unsre Sprache, wenigstens im Kreise unsrer Gesellschaft, auf; der Begriff, den es ausdrückt, noch mehr aber dessen *Geschichte* scheint ihm das Bürgerrecht zu geben.

Solange der Mensch, dies wunderbare Rätsel der Schöpfung, sich seinem sichtbaren Zustande nach betrachtete und sich dabei mit dem, was in ihm lag, mit seinen Anlagen und Willenskräften, oder gar mit äußern Gegenständen der daurenden Natur verglich, so ward er auf das Gefühl der *Hinfälligkeit*, der *Schwäche* und *Krankheit* zurückgestoßen; daher in mehreren morgenländischen Schriften dieser Begriffe dem Namen unsres Geschlechts ursprünglich beigezsetzt ist. Der Mensch ist *von Erde*, eine *zerbrechliche*, von einem flüchtigen Odem durchhauchte *Leimhütte*; sein Leben ist ein *Schatten*, sein Los ist *Mühe auf Erden*.

Schon dieser Begriff führte zur *Menschlichkeit*, d. i. zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens seiner Nebenmenschen, zur Teilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur, mit dem Bestreben, diesen zuvorzukommen oder ihnen abzuhelpen. Die Morgenländer sind so reich an Sittensprüchen und Einkleidungen, die dies Menschengefühl als Pflicht einschärfen oder

als eine unserm Geschlecht unentbehrliche Tugend empfehlen, daß es sehr ungerecht wäre, ihnen Humanität abzusprechen, weil sie dies Wort nicht besaßen.

Die Griechen hatten für den Menschen einen edleren Namen: *anthrôpos*, ein *Aufwärtsblickender*, der sein Antlitz und Auge aufrecht empor trägt, oder, wie Plato es noch künstlicher deutet, einer, der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet. Sie konnten indessen ebensowenig umhin, in diesem aufrechtblickenden, vernunftartigen Geschlecht alle die Mängel zu bemerken, die zum bedauernden Mitgefühl, also zur Humanität und zur Gesellung führen. In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Los der Menschheit vor. Erinnern Sie sich der Worte Apolls, wenn er die armen Sterblichen beschreibt:

»Wie sie, gleich den Blättern des Baums, jetzt grünen
und frisch sind,
Von den Früchten der Erde sich nährend; dann aber in
kurzem
Welken und fallen entseelet dahin -«

Oder wenn Jupiter selbst die unsterblichen Rosse Achills bedauret, die um ihren Gebieter trauren:

- Er sprach im Innern der Seele

»Arme, warum doch gaben wir euch dem Könige Peleus,

Einem Sterblichen, euch, die niemals altern und sterben?

War's, mit den unglückseligen Menschen euch leiden zu

sehen?

Denn elender ist nirgend ein Wesen, als es der Mensch ist;

Keines von allen, die über der Erde sich regen und atmen.« -

In demselben Ton singen ihre lyrische Dichter.

Nächst der Selbsterhaltung ward es also die erste Pflicht der Menschheit, den Schwächen unserer Nebengeschöpfe beizuspringen und sie gegen die Übel der Natur oder die rohen Leidenschaften ihres eignen Geschlechts in Schutz zu nehmen. Dahin ging die Sorge ihrer Gesetzgeber und Weisen, daß sie in Worten und Gebräuchen den Menschen diese unentbehrlichen heiligen Pflichten gegen ihre Mitmenschen empfahlen und dadurch das älteste *Menschen- und Völkerrecht* gründeten. Religion war's, vom Morde sich zu enthalten, dem Schwachen beizuspringen, dem Irrenden den rechten Weg zu zeigen, des Verwundeten zu pflegen, den Toten zu begraben. In Religion wurden die Pflichten des Ehebundes, der Eltern gegen

die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, des Einheimischen gegen die Fremden eingehüllet und allmählich dies Erbarmen auch auf Feinde verbreitet.²³ Was Poesie und gesetzgebende Weisheit begonnen hatten, entwickelte die Philosophie endlich; und wir haben es insonderheit der sokratischen Schule zu danken, daß in Form so mannigfaltiger Lehrgebäude die *Kenntnis der Natur des Menschen, seiner wesentlichen Beziehungen und Pflichten* das Studium der erlesensten Geister ward. Was Sokrates bei den Griechen tat, brachten bei andern Völkern andre zustande: Konfuzius z.B. ist der Sokrates der Sineser, Menu der Indier worden; denn überhaupt sind die Gesetze der Menschenpflicht keinem Volk der Erde unbekannt geblieben. In jeder Staatsverfassung aber hat sie nach Lage und Zeit das sogenannte *Bedürfnis des Staats* teils befördert, teils aufgehalten und verderbet.

Unter den Römern also, denen das Wort *Humanität* eigentlich gehört, fand der Begriff Anlaß genug, sich bestimmter auszubilden. Rom hatte harte Gesetze gegen Knechte, Kinder, Fremde, Feinde; die obern Stände hatten Rechte gegen das Volk u. f. Wer diese Rechte mit größter Strenge verfolgte, konnte *gerecht* sein, er war aber dabei nicht *menschlich*. Der Edle, der von diesen Rechten, wo sie unbillig waren, von selbst nachließ, der gegen Kinder, Sklaven, Niedere, Fremde, Feinde nicht als römischer Bürger oder

Patrizier, sondern als Mensch handelte, der war humanus, humanissimus, nicht etwa in Gesprächen nur und in der Gesellschaft, sondern auch in Geschäften, in häuslichen Sitten, in der ganzen Handlungsweise. Und da hiezu das Studium und die Liebe der griechischen Weltweisheit viel tat, daß sie den rauhen, strengen Römer nachgebend, sanft, gefällig, billigdenkend machte, konnte den bildenden Wissenschaften ein schönerer Name gegeben werden, als daß man sie *menschliche Wissenschaften* nannte? Gewiß war von ihnen die Philosophie nicht ausgeschlossen²⁴; vielmehr war sie dieser bildenden Wissenschaften Erzieherin und Gesellin, bald ihre Mutter, bald ihre Tochter gewesen.

Da bei den Römern also die *Humanität* zuerst als eine Bezähmerin harter bürgerlicher Gesetze und Rechte, als die eigentliche Tochter der Philosophie und bildenden Wissenschaften einen Namen gewonnen hat, der sich mit diesen nachher weitervererbte, so lassen Sie uns ja Namen und Sache ehren. Auch in den abergläubigsten, dunkelsten Zeiten erinnerte der Name *humaniora* an den ernsten und schönen Zweck, den die Wissenschaften befördern sollten; diesen wollen wir, da wir *menschliche Wissenschaften* doch nicht wohl sagen können, mit und ohne dem Wort *Humanität*, nie vergessen, nie aufgeben. Wir bedürfen dessen ebensowohl als die Römer.

Denn blicken Sie jetzt weiterhin in die Geschichte; es kam eine Zeit, da das Wort Mensch (homo) einen ganz andern Sinn bekam, es hieß ein *Pflichtträger*, ein *Untertan*, ein *Vasall*, ein *Diener*.²⁵ Wer dies nicht war, der genoß keines Rechts, der war seines Lebens nicht sicher; und die, denen jene dienende Menschen zugehörten, waren *Übermenschen*. Der Eid, den man ihnen ablegte, hieß *Menschenpflicht* (homagium), und wer ein freier Mann sein wollte, mußte durch den *Mann-Rechtsbrief* beweisen, daß er kein homo, kein *Mensch* sei. Wundern Sie sich nun, daß dem Wort Mensch in unsrer Sprache ein so niedriger Begriff anklebt? Seiner Abstammung selbst heißt es ja nichts anders als ein verachteter Mann, *Mennisk*, ein *Männlein*.²⁶ Auch *Leute*, *Leutlein* wurden nur als Anhängsel des Landes betrachtet, das sie bebauen mußten, auf welchem sie starben. Der Fürst, der Edle war Herr und Eigentümer über Land und Leute, und seine Säckelträger, Kanzlisten, Kapellane, Vasallen und Klienten waren homines, *Menschen* oder *Menschlein*, mit mancherlei Nebenbestimmungen, die ihnen bloß das Verhältnis gab, nach welchem sie *ihm* angehörten.²⁷ Lassen Sie uns ja zum Begriff der Humanität bei Griechen und Römern übergehen, denn bei diesem barbarischen Menschenrecht wird uns angst und bange.

Das Hauptgut wollen wir ja nicht vergessen, das uns die tiefere Betrachtung der Menschennatur für alle Zeiten erworben hat; es ist die *Erkenntnis unsrer Kräfte und Anlagen, unsres Berufes und unsrer Pflicht*. Eben in dem, wodurch der Mensch von Tieren sich unterscheidet, liegt sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung; er kann sich davon sowenig als von der Menschheit selbst lossagen. Dies ist das wahre studium humanitatis, in welchem uns Griechen und Römer vortrefflich vorgegangen sind; Schande, wenn wir ihnen nachbleiben wollten!

Der Mensch hat einen Willen, er ist des Gesetzes fähig; seine Vernunft ist ihm Gesetz. Ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, dem er sich nie entziehen darf, dem er sich nie entziehen soll. Er ist nicht etwa nur ein mechanisches Glied der Naturkette, sondern der Geist, der die Natur beherrscht, ist teilweise in ihm. Jener soll er folgen; die Dinge um ihn her, insonderheit seine eigne Handlungen, soll er delt allgemeinen Principium der Welt gemäß anordnen. Hierin ist er keinem Zwange unterworfen, ja er ist keines Zwanges fähig. Er kostituieret sich selbst; er konstituiert mit andern ihm Gleichgesinnten nach heiligen, unverbrüchlichen Gesetzen eine Gesellschaft. Nach solchen

ist er Freund, Bürger, Ehemann, Vater, Mitbürger endlich der großen Stadt Gottes auf Erden, die nur *ein* Gesetz, *ein* Dämon, der Geist einer *allgemeinen Vernunft und Humanität* beherrscht, ordnet, lenket.

Doch warum spreche ich? und lasse nicht lieber den menschenfreundlichen Kaiser sprechen, der in seinen *Betrachtungen über sich selbst* mehr als in seiner Statue vor dem Kapitol als Gesetzgeber der Welt dem Menschengeschlecht sanftmütig-groß gebietet.

Mark Antonin über sich selbst

»Von Apollonius habe ich gelernt, frei zu sein und ohne Wankelmut unbeweglich, auf nichts anders, auch mit dem kleinsten Seitenblick, hinzusehen als auf die Vernunft, immer derselbe zu sein, unter den heftigsten Schmerzen, beim Verlust eines Kindes, in langwierigen Krankheiten. Wie in einem lebendigen Muster habe ich an ihm deutlich ersehen, wie derselbe Mann sehr strenge und doch auch nachgebend sein könne. Ich habe von ihm gelernt, wie man von Freunden sogenannte Gefälligkeiten annehmen könne, daß man ihnen weder verhaftet werde noch solche gefühllos zurückweisen dürfe.«

»Vom Sextus lernte ich Wohlwollen; ich empfang das Muster einer väterlichen Hausverwaltung und den

Sinn, nach der Natur zu leben. Ich lernte, ernst sein ohne Steifheit, mich in Freunde schicken ohne Laune, Unwissende und vom Wahn Geleitete dulden. An ihm sah ich, was Gefälligkeit gegen jedermann sei; denn sein Umgang war angenehmer als alle Schmeichelei, und doch blieb er zu ebender Zeit bei allen in Achtung.«

»Von meinem Bruder Severus lernte ich Verwandte, Recht und Wahrheit lieben. Durch ihn lernte ich einen Thrasea, Helvidius, Cato, Dion und Brutus kennen; ich empfing die Idee eines Staats, der nach gleichen Gesetzen und Rechten verwaltet wird, einer Regierung, die der Freiheit ihrer Untertanen die höchste Achtung erweist. Von ihm lernte ich standhaft und ohne Scheu die Philosophie hochschätzen, guttätig sein auf die beste, reichste Weise, jederzeit das Beste hoffen und auf die Liebe der Freunde trauen, es ihnen gestehen, worin man mit ihnen unzufrieden sei, was man wolle oder nicht wolle, sie nicht erraten lassen, sondern es ihnen klar sagen.«

»Haben wir den Verstand miteinander gemein, so ist uns auch die Vernunft gemein, durch die wir vernünftig sind. Ist dieses, so ist uns auch *die* Vernunft gemein, die vorschreibt, was wir zu tun und nicht zu tun haben. Ist dies, so haben wir auch ein gemeinschaftliches Gesetz. Ist das, so sind wir Bürger und nehmen an *einem* gemeinschaftlichen Staate teil.

Dieser Staat ist die Welt; denn was für einen andern Staat könnte jemand nennen, an dem das ganze Menschengeschlecht teilnehme? Aus diesem gemeinschaftlichen Staat also haben wir alle denselben Verstand, dieselbe Vernunft, dieselbe gesetzgebende Vernunft; denn woher hätten wir sie sonst? Wie das Irdische an mir, das Feuchte, das Luftige, das Feurige jedes aus der Quelle seines Elements kommt und dahin gehöret, so muß auch der Verstand irgendwoher sein und dazu gehören.«

»Was dir füglich ist, o Weltall, ist auch mir bequem Nichts kommt mir zu frühe, nichts zu spät, was dir recht ist. Alles ist mir Frucht, o Natur, was deine *Horen* mir bringen. Aus dir kommt alles, in dir ist alles, in dich kehrt alles zurück. Wenn jener sagte: ›*O du geliebte Kekrops-Stadt*‹, sollte ich nicht sagen: ›*O du geliebte Gottes-Stadt!*‹«

»Der Geist des Weltalls ist ein Gemeinheit-Stifter. Das Schlechtere hat er des Bessern wegen hervorgebracht, das Bessere harmonisch zueinander geordnet. Du siehest, wie er unter-, wie er zusammenordnete, wie er jedem Dinge nach Würde das Seinige zuteilte und die edelsten Wesen zum *einstimmigen Wohlwollen*, zum *Gleichsinn gegeneinander* verknüpft hat.«

»Stehst du des Morgens ungerne auf, so ermuntere dich mit dem Gedanken: *Ich erwache zum Werk des Menschen!* Sollte ich mit Unwillen dran gehen, *das*

zu tun, deshalb ich geboren, dazu ich in die Welt kommen bin? ›Die Ruhe ist aber angenehm.« Bist du zum Genießen geboren? oder nicht vielmehr zum Tun, zum Wirken? Siehest du nicht, wie Gewächse, Vögel, Ameisen, Spinnen, Bienen die Welt auf ihrem Platze mitzieren? und du, ein Mensch, wolltest deinen Menschenberuf nicht erfüllen? Du eilst nicht zu dem, was deine Natur von dir fodert? Du liebst dich also nicht selbst, da du deine Natur und ihr Gesetz nicht liebest. Andre, die ihre Kunst lieben, zehren sich in Ausübung derselben ab, sie vergessen Speise und Trank; du aber schätze deine Menschennatur geringer als der Drechsler die Drehekunst, der Tänzer die Tanzkunst, der Geizige das Geld, der Ehrsuchtige ein wenig Ehre. Scheinen dir Arbeiten *zum gemeinsamen Wohlsein* zu geringe, als daß sie gleichen Fleißes bedürften?«

»Siehe zu, daß du nicht *verkaisert* werdest; nimm die Tinktur nicht an. Denn das geschieht leicht! Erhalte dich einfach gut, unverfälscht, ernsthaft, prachtlos, rechtliebend, gottverehrend, sanftmütig, liebend die Deinigen, tapfer zu jedem wohlanständigen Werk. Kämpfe, daß du *der* bleibest, zu dem dich die Philosophie machen wollte. Verehere die Götter, erhalte die Menschen. Kurz ist das Leben, und es gibt nur *eine* Frucht des irdischen Lebens: ein heiliges Gemüt und zum Wohl der Gesellschaft dienende Werke.«

»Glaube nicht, daß, wenn dir etwas schwer dünkt, es dem *Menschen* unmöglich sei, und was dem Menschen je möglich war, das halte auch dir möglich.«

»Gegen unvernünftige Tiere, überhaupt auch bei allen vorkommenden vernunftlosen Dingen und Geschäften betrage dich als einer, der Vernunft hat, großmütig und frei. Gegen Menschen aber, als gegen vernünftige Wesen, betrage dich mit gemeinschaftlicher, geselliger Vernunft.«

»Die Menschen sind um einander willen da. Belehre sie also, oder ertrage sie.«

»Fange endlich einmal an, ein Mensch zu sein; hüte dich aber ebensowohl, den Menschen zu schmeicheln, als über sie zu zürnen. Beides ist wider die Pflicht der Gesellschaft, beides ist schädlich.«

»Welche Macht und Würde hat der Mensch! Nichts zu tun, als was die Gottheit selbst billigen würde, und alles aufzunehmen, was ihm Gott anweist.«

»Mensch! Du warest in diesem großen Staate Gottes ein Mitbürger; was kümmert es dich, daß du es nur fünf Jahre lang warest? Was nach Gesetzen geschieht, tut niemandem unrecht. Was ist denn schreckliches darin, daß dich nicht ein Tyrann noch ein ungerechter Richter, sondern die Natur wegruft, die dich in diesen Staat einführte? eben wie den Schauspieler, den der Prätor dung, der Prätor auch von der Schaubühne entläßt. - >Aber die fünf Akte

des Stücks sind von mir noch nicht geendet, sondern nur drei.< Wohl! Im Leben sind drei Akte auch ein Stück. Was ein Ganzes sein soll, bestimmt der, der einst Kompositeur, jetzt Auflöser des Spiels ist. Du bist keins von beiden. Geh also zufrieden fort, auch *er* entläßt dich zufrieden.«

- So spricht Mark Antonin auf allen Blättern. Wir wollen nicht sagen: »Heiliger, bitte für uns,« sondern: »*Menschlicher Kaiser, sei uns ein Muster.*«

30.

Wer vermag der Würde von solchen Dingen, dem
Geiste
Ihrer Erfindung gemäß, ein Lied zu dichten? Und wer
hat
Kraft im Busen und Worte der Zunge, zu strömen ein
Loblied
Jenem vortrefflichen Mann, der solche Schätze der
Wahrheit,
Die sich sein Herz erworben, uns zum Geschenke
gelassen?
Möcht es auch einer wagen, von sterblichem Blute
geboren?

Wenn der Dinge Gewicht, die sein hoher Geist uns

entdeckt hat,

Ihren vortrefflichen Wert wir bedenken, so war er ein
Gott uns,

Ja ein Gott war's, ruhmvoller Memmius! welcher
zuerst uns

Jenen erhabenen Weg des Lebens gezeiget, den jetzt
wir

Weisheit nennen und der, durch ihre Hülfe, das Leben
Aus dem Dunkel der Nacht, aus wogenden Fluten
gerettet

Und in den friedlichen Port, in klares Licht es gestellt
hat.

Nimm die Erfindungen andrer, die man für göttlich
erkannt hat;

Ceres pflanzte die Ähren; es lehrte die Sterblichen
Bacchus

Den gekelterten Most aus der Rebe drücken, da
dennoch

Ohne Gebrauch von diesen Dingen das Leben bestehn
mag,

Wie man's an Völkern ersieht, die jetzt noch ihrer
entbehren.

Ist die Brust dir nicht rein, so suchst du vergebens ein
Glück dir,

Denkest umsonst an Lebensgenuß. Drum scheint er
ein Gott uns,

Und mit mehrerem Recht als jene, von dem in die

Herzen

Aller Völker so süßer Trost für das Leben geflossen.

Sollte dir aber dünken, es gingen des Herkules Taten
Diesen weit noch voran, so würdest du gröber dich
irren;

Denn was hat des Nemeischen Löwen gefürchteter
Rachen

Schreckbares jetzt für uns? und der Zahn des
arkadischen Keilers?

Was aus Kreta der Stier? was des lernäischen
Sumpfes

Giftige Pest, die Hydra, mit zischenden Nattern
umgürtet?

Was kann die Riesenbrust des dreifachen Geryon, was
die

Rosse, die Flammen schnauben, die über Thraziens
Felder

Auf die bistonischen Fluren und auf die fruchtreichen
Saaten,

Wo sich Ismarus hebt, Tod brachten und wildes
Verderben?

Wodurch möchten der Stymphaliden gebogene
Krallen

Uns noch fürchterlich werden? wodurch der
hesperische Drache,
Der, um den Baum gewunden in ungeheuren Kreisen,

Tod aus den Augen blitzend, die goldenen Apfel
bewachtet?

Was möcht dieser uns schaden an seiner atlantischen
Küste,

An dem unwirtbaren Ufer, wo keiner von uns den Fuß
hin

Setzet, das der Barbar selbst zu betreten sich scheuet.

Also verhält es sich auch mit den übrigen Abenteuern.
Hätte sie keiner bestanden, wer möchte sie jetzt noch
bestehen?

Niemand, wie ich glaube. Was sollten sie Schaden
uns bringen?

Noch ist voll die Welt von Ungeheuern, es herrschet
Noch in den Tälern, den Wäldern, den tiefen Klüften
der Berge

Raubbegierige Wut; allein, was gehet sie uns an?

Aber welche Gefahr und welche tötende Zwietracht
Schleicht sich in eine Brust, die von Leidenschaften
nicht rein ist!

Wie zerfleischen das Herz die ängstlichen, scharfen
Begierden!

Wie zernaget die Sorge den Menschen! wie quälet die
Furcht ihn!

Welche Verwüstungen richtet der Stolz nicht an und
die Geilheit,

Und der Übermut, das Prassen, die niedrige Faulheit!

Alles dieses hat er, mit Waffen nicht, aber mit
Worten,

Tief aus dem Herzen hinweggeräumt und selber
gebändigt;

Und ihm gebührete nicht der Dank, der Göttern
gebühret?

Ihm, dem Manne, der selbst mit Götterzunge von
ihnen

Oft gesprochen und ganz der Dinge Natur uns enthüllt
hat.

Auf die Spuren von seinem Pfade tret ich -

So pries ein römischer Dichter, Lukrez, einen seiner Lieblinge der Vorwelt, und er hat mehrere derselben als Genien unsres Geschlechts, als Götter und Sterne an den Himmel gesetzt, weil sie *Lebensweisheit und Humanität* unter den Menschen gegründet oder befördert haben. Keiner seiner edeln Mitbürger ist ihm hiebei in Wort und Tat nachgeblieben.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber seine Sermonen und sogenannte Satiren sind *feine Bearbeitungen der Menschheit*; sie haben alle, wenigstens mittelbar, zum Zweck, einen Umriß in das rohe Gebilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener

Person, dieser Stände nach dem Richtmaß des Wah-
ren und Guten, des Anständigen und Schönen zu ord-
nen. Persius, Juvenal, Lucan und andre wirken dahin,
jeder nach seiner Weise; vor allem aber bezeichnet
Virgil, wo er kann, seine Gesänge mit einem zarten
Druck der Menschenliebe. Unmöglich ist's, daß ein
Mann oder Jüngling, dem das Innere dieser Heiligtü-
mer aufgeschlossen wird, sein Inneres nicht durch-
drungen und zu einer Form gebildet fühlte, die ihm
vielleicht wenige neuere Schriften gewähren. Es ist,
als ob jenen großen Autoren die Menschheit reiner
vorstand oder als ob sie mehr Kraft gehabt hätten,
auch unter allen Unarten der Zeit, ihre wahre Gestalt
lebhafter anzuerkennen, stärker und reiner zu schil-
dern, wozu denn, nebst vielem andern, auch ihre
Sprache und der Begriff beitrug, den sie sich von Poe-
sie machten.

Doch nicht bei Poesie allein blieb diese Bildung
stehen; trotz alles Harten und Drückenden zeigt sie
sich auch in der *römischen Geschichte*. Man lese im
Cornelius des Atticus, in Sallust Catilinas, in Tacitus
Agricolas Leben, vor allen aber den letzten, den
wegen seiner dunkeln Härte so berüchtigten Tacitus,
und man müßte ein entschiedner Barbar sein, wenn
man in ihnen die tiefen Züge echter Humanität nicht
bemerkte. Tacitus beschreibt die greuelvollsten Zei-
ten, die lasterhaftsten Charaktere; er deckt einen

Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf, vor dem man schaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemälde solcher Untaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht gestellt hätte, dahin es gehöret! Livia, Tiber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenschen weiter heißen; gegenteils jede unterdrückte Sprosse des Guten, die sich auf diesem abscheulichen Boden zeigte, alle sind von ihm, wenn auch nur mit *einem* Wort, in *einem* Zuge, dem unparteiischen Mit- oder Gegengefühl nahegebracht; sie stehen auf ewig in der Klasse *menschlicher, halb- und unmenschlicher Wesen*, wo sie stehen sollten.

Wer uns keine Umschreibung, sondern eine Übersetzung dieses Geschichtschreibers ganz in seinen Umrissen, in seiner Physiognomie gäbe, könnte nicht anders, als den *Sinn der Menschheit* auch für unsre Zeit tausendfach erwecken und bilden.

Lassen Sie uns also glauben, daß jung und alt in beiden Geschlechtern, wenn es die Schriften der Alten in ihrem Geist lieset, nicht anders als zur Humanität bearbeitet werden könne. Die barbarische Rinde des Herkommens, die uns von außen angesetzt ist, muß einigermaßen gebrochen werden, wenn wir andre Menschen zu einer andern äußerst verderbten Zeit männlicher denken, würdiger sprechen hören. Wir werden aus unserm Todesschlafe geweckt und lernen in strengern Umrissen kennen:

Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur, ordo
Quis datus, aut metae quam mollis flexus, et unde,
Quis modus argento, quid fas optare, quid asper
Utile nummus habet, patriae carisque propinquis
Quantum elargiri deceat, quem te Deus esse
Iussit et humana qua parte locatus es in re -
Discite, o miseri, et causas cognoscite rerum.

31.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leier aus Tieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Worts die *Kunst ihrer Musen*. Ich bin weit entfernt, die griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht geleugnet werden, daß das

Emollit mores nec sinit esse feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriffe eine so reizende *Kultur der Seele*

eingepreget, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, Sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen.

Einzelne Blätter, die mir *über die Humanität einiger griechischen Dichter und Philosophen* in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer andern Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß, wenn in spätern Zeiten bei irgendeinem Schriftsteller, er sei Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, klassische Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf klassischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die griechische Kunst unübertroffen und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Gestalten allen Zeiten das Muster geblieben, fast also ist's auch, wenigstens ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlicht vorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn man's zu finden weiß, oft mehr als unsre verworrenste Deduktionen; die Probleme, welche die neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja die reinste Philosophie des Lebens, woher stammen sie als von den Griechen? In den schönsten

Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgeteilet. Solange uns also die Griechen nicht geraubt und da sie bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen sind, wird wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unsern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit griechischer und römischer Musen höre. Eine Ausgabe, eine Übersetzung, eine *wahre* Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unsres Geschlechts für unsre und die zukünftigen Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsre jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte.

32.

Aus Ihren Briefen, meine Freunde, ziehe ich mir folgendes:

1. Das weiche Mitgefühl mit den Schwächen unsres Geschlechts, das wir gewöhnlicherweise *Menschlichkeit* nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort zielt es den Menschen allerdings, da Sympathie in reinem Verstande, d. i.

eine lebhaft, schnelle Versetzung in den Zustand des Fehlenden, Irrenden, Leidenden, Gequälten, der zarteste Kitt der Vereinigung ähnlicher Geschöpfe und unter Menschen das lindeste Band ihrer Verbindung ist. Nichts stößt mehr zurück als gefühllose, stolze Härte. Ein Betragen, als ob man höheren Stammes und ganz anderer oder gar eigner Art sei, erbittert jeden und zieht dem Übermenschen das unvermeidliche Übel zu, daß sein Herz ungebrochen, leer und ungebildet bleibt, daß jedermann zuletzt ihn hasset oder verachtet.

So notwendig indessen eine menschliche *Lindigkeit und Milde* gegen die Fehler und Leiden unsrer Nebengeschöpfe bleibt, so muß sie doch, wenn sie zu weich und ausschließend wird, den Charakter erschaffen und kann eben dadurch die härteste Grausamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit bestehet Billigkeit nicht; eine *Nachsicht* ohne *Einsicht* der Schwächen und Fehler ist eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Rosen bedeckt und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehrt.

2. Auch ist Humanität Ihnen nicht bloß jene leichte *Geselligkeit*, ein sanftes *Zuvorkommen im Umgange*, so viel Reize dies auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr ist sie, subjektiv betrachtet,

3. ein *Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und*

Vollkommenheiten, nicht ohne Tätigkeit, nicht ohne Einsicht. Was zum Charakter unsres Geschlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommung desselben, dies ist das Objekt, das der humane Mann vor sich hat, wornach er strebet, wozu er wirkt. Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll, so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müßig bleiben. Er muß am Wohl und Weh des Ganzen teilnehmen und seinen Teil Vernunft, sein Pensum Tätigkeit mit gutem Willen dem Genius seines Geschlechts opfern.

4. Zum Besten der gesamten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht *aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll*; jeder also muß den Garten der Humanität zuerst auf dem Beet, wo er als Baum grünet oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in und mit uns, was *wir* sein sollten und nicht sind; die Schlacken, die wir ablegen, die Form die wir erlangen sollen, kennen wir alle. Und da, was wir werden sollen, wir nicht anders als durch uns und andre, von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können, so wird notwendig unsre Humanität mit der Humanität anderer *eins* und unser ganzes Leben eine Schule, ein Übungsplatz derselben. »*Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dessen befließigt*

euch,« sagt selbst ein Apostel.

5. Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen andern Zweck haben, als uns zu *humanisieren*, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zum Menschen zu machen und unserm Geschlecht zuerst in kleinen Teilen die Form zu geben, die die Vernunft billigt, die Pflicht fodert, nach der unser Bedürfnis strebet. Daß die Wissenschaften, die man *humaniora* nennt, zum leeren Zeitvertreib oder zu eitelm Putz ausgeartet sind, ist ein Mißbrauch, den schon ihr Name strafet. Ursprünglich war dies nicht also. Vollends Künste und Wissenschaften, die den angeborenen Stolz, die freche Anmaßung, das blinde Vorurteil, die Unvernunft und Unsittlichkeit stärken, verschleiern, schmücken, beschönen, sollte man *brutalisierende* Künste und Wissenschaften nennen, wert, von Sklaven getrieben zu werden, damit auf ihnen die menschliche Tierheit ruhe.

Es freuet mich, daß Sie den Dichter, der den unmenschlichen Achill besang, aus der Reihe *humanisierender Weisen* nicht ausschließen wollen; das Theater der Alten und ihre Gesetzgebung wird davon gewiß auch nicht ausgeschlossen sein. Das Gemüt läutert, hebet und stärkt sich durch die Betrachtung: »Wir sind Menschen. Nichts mehr, aber auch nichts Minderes, als dieser Name saget.«

Nachschrift

Fragment eines Gespraches des Lords Shaftesbury

Theokles: Kann eine Freundschaft so heroisch sein als die gegen das menschliche Geschlecht? Halten Sie die Liebe gegen Freunde überhaupt und gegen unser Vaterland für nichts? Oder glauben Sie, daß die *besondere* Freundschaft ohne solche erweiterte Neigung und ohne das Gefühl der Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft bestehen könne?

Philokles: Daß man Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht habe, wird niemand leugnen, der auf den Namen eines Freundes Anspruch macht. Schwerlich würde ich dem nur den Namen *Mensch* zugestehen, der nie jemanden Freund genannt oder nie selbst Freund geheißen hat. Aber wer sich als ein wahrer Freund bewährt, der ist Mensch genug und wird es der Gesellschaft an sich nicht fehlen lassen. Für meine Person sehe ich so wenig Großes und Liebenswertes an dem menschlichen Geschlecht und habe eine so gleichgültige Meinung von dem großen Haufen der Gesellschaft, daß ich mir sehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden versprechen kann.

Th.: Rechnen Sie denn Güte und Dankbarkeit unter

die Handlungen der Freundschaft und des Wohlwollens?

Ph.: Ohne Zweifel, sie sind ja die vornehmsten.

Th.: Gesetzt also, der Verpflichtete entdeckte Fehler an seinem Wohltäter, würde dies jenen von seiner Dankbarkeit lossprechen?

Ph.: Nicht im geringsten.

Th.: Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Ph.: Mich dünkt vielmehr das Gegenteil. Denn wenn mir's an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, so würde ich mich freuen, wenigstens *dadurch* meine Dankbarkeit gegen meinen Wohltäter sicher zeigen zu können, daß ich seine Fehler als ein Freund ertrüge.

Th.: Und was die Güte betrifft, sagen Sie mir, mein Freund, sollen wir denn bloß denen Gutes tun, die es verdienen? Etwa bloß einem *guten* Nachbar oder Verwandten, einem *guten* Vater, Kinde oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menschlichkeit uns nicht vielmehr, einem Vater, bloß weil er Vater, einem Kinde, bloß weil es Kind ist, Gutes zu tun? Und so in jedem Verhältnis des menschlichen Lebens.

Ph.: Ich glaube, das letzte ist das richtigste.

Th.: O Philokles! Bedenken Sie also, was Sie sagten, da Sie die Liebe gegen das menschliche Geschlecht

der menschlichen Gebrechen wegen verwarfen und den großen Haufen seines elenden Zustandes wegen verachteten. Sehen Sie nun, ob diese Gesinnung mit der Menschlichkeit bestehen kann, die Sie sonst so hoch schätzen und ausüben Wo kann Edelmut stattfinden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundschaft beweisen, wenn nicht an diesem Hauptgegenstande derselben? Gegen wen werden wir treu und dankbar sein, wenn nicht gegen das menschliche Geschlecht und gegen die Gesellschaft, welcher wir so stark verpflichtet sind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine solche Unterlassung entschuldigen oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwidern empfangener Wohltaten entspringt? Können Sie bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlich-guten Temperament Vergnügen daran finden, Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit zu beweisen, Gegenstände des Mitleidens selbst aufsuchen und, wo es in Ihrer Macht steht, selbst Unbekannten dienen; kann es auch in fremden Ländern oder, wenn's Auswärtige betrifft, auch hier Sie entzücken, allen, die es bedürfen, auf die leutseligste, freundschaftlichste Art zu helfen, zu raten, beizustehen; und sollte Ihr Vaterland oder, was noch mehr ist, Ihr ganzes Geschlecht weniger Wohlwollen von Ihnen fodern können, weniger

Achtung von Ihnen verdienen als *einer* von jenen Gegenständen, die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? -*

Ph.: Ich befürchte, daß ich auf diese Art nie ein Freund oder Liebhaber werde. Eine Liebe gegen eine einzelne Person kann ich so ziemlich fassen; aber diese zusammengesetzte, allgemeine Art von Liebe (ich gestehe es, Theokles) ist mir zu hoch. Ich kann das Individuum, aber nicht die ganze Gattung, ich kann nichts lieben, wovon ich nicht irgendein sinnliches Bild habe.

Th.: Wie, Philokles? Sie könnten nie anders lieben als auf diese Art? War Palämons Charakter Ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechsel vermochte, der Ihrer neuerlichen persönlichen Bekanntschaft voranging?

Ph.: Ich kann dies nicht leugnen, und jetzt, dünkt mich, verstehe ich Ihr Geheimnis und begreife, wie ich mich dazu vorbereiten muß. Denn eben wie ich damals, als ich Palämon zu lieben anfing, mich genötigt sah, mir eine Art von materiellem Gegenstande zu bilden und immer ein solches Bild im Kopf hatte, sooft ich an ihn dachte, ebenso muß ich's in diesem Falle zu machen suchen -

Th.: Mich dünkt, Sie könnten immer soviel Gefälligkeit gegen das menschliche Geschlecht haben als gegen die alten Römer, in welche Sie, aller ihrer

Fehler ungeachtet, doch immer verliebt gewesen sind, besonders unter der Vorstellung eines schönen Jünglings, der *Genius des Volks* genannt.

Ph.: Wäre mir's möglich, meiner Seele ein solches Bild einzudrücken, es möchte nun *das menschliche Geschlecht* oder *die Natur* bedeuten, so würde das vermutlich auf mich wirken und mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch besser aber, wenn Sie es so veranstalten könnten, daß die Liebe zwischen uns wechselseitig würde, wenn Sie mich überreden könnten zu glauben, dieser Genius sei nicht gleichgültig gegen meine Liebe und fähig, sie zu erwidern -

Th.: Gut! ich nehme die Bedingung an. Morgen, wenn die östliche Sonne, wie die Dichter sagen, mit ihren ersten Strahlen den Gipfel jenes Hügels vergoldet, dann wollen wir, wenn's Ihnen beliebt, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieser unsrer Liebe nachspüren, erst den Genius des Orts anrufen und dann versuchen, ob wir nicht wenigstens eines schwachen, fernen Anblicks des *höchsten Genius* und der *ersten Urschönheit* gewürdigt werden. Sollte es Ihnen glücken, nur einmal diese zu sehen, so stehe ich dafür, alle jene widrige Züge und Häßlichkeiten sowohl der Natur als des menschlichen Geschlechts werden augenblicks verschwinden. Ihr Herz wird ganz mit der Liebe erfüllt werden, die ich Ihnen

wünsche.

Soweit dies Gespräch. Wie Theokles seinen Zweck bewirkt habe, mögen Sie in der vortrefflichen Rhapsodie »Die Moralisten« beim edeln Shaftesbury selbst lesen.²⁸

33.

Mit Recht nennen Sie Shaftesbury einen edeln Schriftsteller; ob ihn gleich hie und da sein Stand, ich möchte sagen seine *Lordschaft*, übereilte. Sein zuweilen zwangvoller Stil, manche Späße, die er sich über die Geistlichkeit erlaubte, sein Einfall, »Witz und Humor zum Prüfstein aller, auch der ernstesten Wahrheit zu machen,« haben Tadler und Widerleger genug gefunden; über seinen Kunstgeschmack wäre auch manches zu sagen. Die bessere philosophische Seele aber, die in ihm wohnte, sein *honestum* und *decorum* in der Moral, hundert feine Bemerkungen über Grundsätze, Sitten, Komposition und Lebensweise sind nach allem Tadel unwiderlegt geblieben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein unbefangener honetter Mann diesen Schriftsteller ohne innige Achtung aus der Hand legen sollte; und für Jünglinge wünschte ich in unsrer Sprache zum übersetzten Shaftesbury eine

Zugabe, »wie Shaftesbury zu lesen und was in ihm zu berichtigen sein möchte«. Wie Leibniz, so hielten Diderot, Lessing, Mendelssohn von diesem Virtuoso der Humanität viel; auf die besten Köpfe unsres Jahrhunderts, auf Männer, die sich fürs Wahre, Schöne und Gute mit entschiedner Redlichkeit bemühten, hat er auszeichnend gewirkt.

Und doch, m. F., dünkt mir sein System der Moral unzureichend, sofern es sich bloß auf das decorum et honestum als auf ein *Gefühl* gründet. Es kommen starke Stellen darüber, auch als Pflicht, als Gesetz betrachtet, in ihm vor; im ganzen aber, scheint mir's, hat er, um seine Moral liebenswürdig zu machen, mit der menschlichen Natur etwas zu sehr getändelt. Hier muß man hinter allem doch endlich mit der stoischen Philosophie zum *alten Wort Gottes** zurückgehen: »Du sollt! Du sollt nicht!«, sofern uns dies nicht Konvenienz, Geschmack und Vergnügen, sondern Pflicht und Vernunft vorhält.

Neulich kam mir ein *Lehrgedicht* zu Handen, wo mir zuerst folgende Stelle in die Augen fiel:

Sei liebeich mit Vernunft; nur weise Huld ist echt,
Gibt jedem, was sie soll, und kränket keines Recht.
Kein Schimmer äußerer Macht, kein Geld, das Sklaven
rühret,
Hält den Gerechten ab, zu tun, was ihm gebühret.

Gleich feurig zu dem Schutz des Edlen als des
Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts.
Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag verdrehet,
Hält er dem Fürsten Wort wie dem, der nackend
gehet;
Bei ihm ist, was du hast, so sicher als bei dir,
Das ihm geliehne Gut zieht er dem eignen für;
Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur Bahre
Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum Altare.
Hört, Bürger der Natur, den Inhalt aller Pflicht:
Lernt die Gerechtigkeit! vergesst Gottes nicht!

Gereizt durch diese Stelle schlug ich weiter zurück
und fand die *Geschichte der Humanität* so vorgetra-
gen:

Vernunft, der Gottheit Strahl, der rohen Völkern
schien,
Hieß aus des Waldes Nacht sie in die Städte ziehn;
Gab Ordnung und Gesetz, schuf Menschen aus
Barbaren,
Gebot den Wilden selbst, Verträge zu bewahren.
Dies hob der Weisen Ruhm in Griechenland empor
Und rief aus Skythien den Anacharsis vor.
So war der Menschheit Recht der Leitstern alter
Weisen;

Doch keiner wagte sich, es ändern anzupreisen --
Die Welt verdankt dir's nie, unsterblicher Sokrat!
Dein Fuß betrat zuerst den ungebahnten Pfad.
Der alte Philosoph, vertieft in Zahl und Sternen,
Erhielt von dir die Kunst, *sich selbst beschaun zu
lernen.*

Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm
gebrannt,
Und das, vom Wahn umwölkt, nur Trägheit nicht
erkannt.

Da fühlte sich Athen und lernte Platons Lehren,
Des Weisen von Stagir, des Epiktets verehren,
Da tratest du auch auf, erhabner Epikur,
Der Tugend echter Freund und Kenner der Natur. -

Verehrungswürd'ges Rom! groß durch erfochtne
Kronen,
Noch größer durch den Geist gepriesner Ciceronen,
O Rom, Europa selbst, von deiner Herrschaft Joch
Vorlängst entlediget, ehrt dein Gesetze noch
Aus Quellen der Natur sind deines Rechtes Lehren
Ursprünglich hergeführt; sie müssen ewig währen!
Die Nacht der Barbarei verfinsterte dies Licht,
Die Welt verwilderte und sah die Tugend nicht.
Ein schwarzes Wundertier, der Ketzereifer, siegte,
Der Dummheit Tugend hieß und mit der Wahrheit
kriegte,

Bis ihr verstärkter Glanz der Welt mehr Einsicht gab;
Da fielen der Vernunft die schweren Fesseln ab.

Der Dichter nennt Baco, Grotius, Pufendorf u. a. mit verdientem Ruhm; er gehet die Pflichten durch gegen Seele und Leib, gegen Gott und andre. Über Irrtum und Unwissenheit, Klugheit und Torheit, über die Verbindlichkeit zur Wissenschaft und zu allgemeinen Begriffen, über Erfahrung, Vernunft, Geschichte, Fabel, Selbsterkenntnis, als Mittel zu Besserung des Verstandes und Willens, enthält sein Gedicht schöne Stellen. Desgleichen über einzelne Pflichten, die Mäßigkeit, Sittsamkeit, Gnügsamkeit, Verbindlichkeit zur Arbeit, über Pflichten in Glück und Unglück, über die Dankbarkeit gegen Gott, das Vertrauen auf die Vorsehung, über gesellige Hülfe, Sanftmut, Großmut, Wahrheitliebe, Freigebigkeit u.f., wobei sowohl die entgegenstehenden Laster als die Grenzen der Tugend bemerkt oder geschildert werden. Es sind Lehren in ihm, die der Jugend Gedächtnisprüche werden sollten, indem sie die Grundfesten aller moralischen Wahrheit enthalten, z.B.:

Es ward ein gleicher Trieb in aller Herz gelegt
Und allen Sterblichen die Regel eingepägt:
Du sollt das Gute tun, du sollt das Böse lassen;
In diesen Götterspruch läßt das Gesetz sich fassen,

Das die Natur uns schrieb. Er hält ein *Recht* in sich:
Beginne, denke, flieh, begehre, schweige, sprich.

Nicht Erz, das Rost verzehrt, nicht Blätter, die
veralten,
Kein Stein hat dies Gesetz der Menschen aufbehalten!
Der Allmacht Tochter grub mit ewigheller Schrift
Es in die Seelen ein, die nie Verwesung trifft.
Ein ewiges Gebot, darin ich wandeln müßte,
Wenn, welches ferne sei! ich auch von Gott nichts
wüßte! -

Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser sich
durchaus auf diesem strengen Pfade gehalten hätte.
Da er aber das sogenannte *System der Vollkommenheiten*
als Grund der Moral annimmt, so wird sein
Gebäude hie und da schwankend. Allerdings vervoll-
kommt uns die Ausübung der Pflicht; nicht aber müs-
sen wir sie tun, um über Gewinn an Vollkommenhei-
ten zu markten. Das Gebot heißt: »*Du sollt!*« nicht:
»*Du wirst!*« welches bloß eine höfliche Bettelei wäre.

Sie halten vielleicht dies schöne Lehrgedicht für
ein Manuskript; leider ist's seit seiner Bekanntma-
chung im Jahre 1758 für viele ein Manuskript geblie-
ben. Es heißt Lichtwers »*Recht der Vernunft*« und
scheint unsrer poetischen Welt so veraltet wie Hal-
lers, Hagedorns, Kästners, Uz', Witthofs, ja

überhaupt die *Lehrgedichte*. Unser Publikum ist jung; es liebt Tändeleien der Jugend.

34.

Die Blätter über die *Humanität Homers*, die Sie zu sehen wünschen, nehme ich aus einer unvollendeten größern Schrift, die ihr Verfasser »Ionien« genannt hat, deren weitem Inhalt ich aber hier nicht zu verraten habe.

Über die Humanität Homers in seiner Iliade

Wir kommen allmählich wieder in die Zeiten zurück, da man von Homers Roheit nicht genug reden konnte. In Frankreich warf man ihm vormals nur Mangel an Geschmack vor; in Deutschland scheint es ein Lieblingsgesichtspunkt zu werden, in den Sitten seiner Helden, mithin wohl gar in Homer selbst, Mangel an *Bildung*, an *moralischem* Geschmack zu finden und dies unsterbliche Gedicht endlich nur als die »*historische Tradition wilder Zeiten*« zu behandeln, die, wie man sich ausdrückt, Homers glühende Einbildungskraft aufnahm und feststellte. Soviel Wahres dieser Gesichtspunkt in manchem Betracht zeigen mag, so zeigt er gewiß nicht alles Wahre und sein

Weniges gewiß nicht auf die nützlichste Weise Dazu gehört keine Kunst, hie und da Übereinstimmung der Zeiten, die er besang, mit Völkern, die auf einer, wie uns dünkt, niedrigeren Stufe der Kultur leben, zu finden, diese gefundene Ähnlichkeit zu übertreiben und dabei das Auge vor allem sittlichen Gefühl, insonderheit aber vor der Kunst und Weisheit zuzuschließen, die Homer unstreitig auf die Komposition seines Gedichts gewandt hat.

Bei jeder Kunstkomposition fragt man: Wozu hat sie der Künstler komponiert, was war dabei seine Idee und wie setzte er die Teile seines Werks zusammen? Sind Homers Rhapsodien die rohe Stimme eines griechischen Barden, der einem rohen Volk Märchen aus roheren Zeiten vorsingt, um diese mit ihren Unförmlichkeiten ja nicht untergehen zu lassen; warum wandte man Jahrtausende hindurch auf ihn so viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer und unter andern Nationen die feinsten Denker, waren unter den Griechen Gesetzgeber, Künstler, Weise, Dichter nicht abergläubig und blödsinnig, daß sie aus einer Tradition vergangener Unmenschlichkeiten so viel Wesens machten und einen unreinen Schlamm in so viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenschheit oder Halb-menschheit um so gefährlicher festhalten, weil sie mit Homers Farben geschmückt war.

Fragt man bei jeder Geschichte, bei jedem Drama:

»Wer spricht dies? wenn? wozu spricht er's? in welchem Charakter handelt er? wozu stellte ihn der Geschichtschreiber oder Dichter auf?« - wie? und bei der größten Komposition der Welt wollte man nicht also fragen?

Was besingt Homer? Nicht den Trojanischen Krieg, nicht eine Geschichte alter Zeiten als solche, auch nicht Achilles Geschichte, sondern

Den Zorn, des Peleiden Achilles
Schädlichen Zorn, der tausend Jammer den Griechen
gebracht hat
Und viel tapfere Seelen der Helden zum Orkus
hinabstieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum
Raube

Gab -

Wahrlich, das heißt doch den *Unmut* Achills, er möge gerecht oder ungerecht sein, nicht unbedingt preisen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter als eine *verderbliche Plage der Götter*, die um so bedauerwürdiger war, weil sie bloß aus einem unseligen Zwist entstand, den sein Held mit dem Könige Agamemnon hatte -*

Und wer ist schuld an diesem Zwiste? Homer eröffnet sein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leser

oder Zuhörer im Zweifel lassen kann. Ein Vater, ein Priester Apolls, ein schonenswürdiger, unantastbarer Greis kommt unter dem Schutz seines Gottes, um seine geraubte Tochter zu bitten. Er spricht weder Mitleid noch Erbarmen an; er will sie nur, und zwar überreichlich, loskaufen. Seine kurze Bitte ist so geziemend, so artig; und welche harte, ungeziemende Antwort gibt der *König der Griechen* dem flehenden Alten:

Alter! Daß ich dich nie bei den hohlen Schiffen
erblicke!
Treff ich ferner dich an, es sei, du weilest noch jetzo,
Oder du kehrest ein andermal wieder, so möchte der
Goldstab
Mit dem Kranze des Gotts dich nicht mehr schützen.
Die Tochter
Geb ich nicht los, bis einst in unsrer Wohnung in
Argos
Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spindel und
Webstuhl,
Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber
entfliehe!
Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein Leben
dir lieb ist.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den

Greis beleidigt diese Antwort allein; sie beleidigt den Gott in seinem Priester und ist wirklich die Rede eines übermütigen Atriden.

Nun steigt der Gott vom Olymp; die Pfeile fliegen, die Menschen sterben, die Holzstöße flammen; Achill, den die Not des Heers jammert, ruft die Versammlung zusammen, um die Ursache auszukunden, warum ein Gott auf sie alle jetzt also ergrimmt sei. Kann Achill edler auf den Schauplatz gebracht werden als also? Der Hirte der Völker war durch seinen Trotz ihr Verderben worden; sein königliches Herz machte sich keinen Vorwurf, ob er vielleicht an ihrem Untergange schuld sei, noch suchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kümmert die Sache des Ganzen.

Als solcher erscheint er sofort in seinen Reden, unbefangen, wie es die Großherzigkeit ist, und gerade. Da der weiseste Seher sich nicht erkühnt zu sprechen, weil er sich vor dem Unwillen des Mächtigsten, dessen Gemütsart ihm bekannt ist, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beste in Schutz; worauf denn der Übermut des Königs zuerst auf den Seher, sogleich nach einer sehr billigen Rede des Achilles auf diesen herfällt. Und da Achill nicht geschaffen war, sich vor der Versammlung oder sonst schmähen, beleidigen, das Seine sich rauben zu lassen, am wenigsten aber vom stolzen Dünkel eines übermütigen

Atriden, so entbrennet der Zwist, so folgt die Erbitterung, bei der (ich wage es zu sagen) Achill auch im wildesten Feuer gerecht bleibt. Pallas erscheint ihm zu rechter Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen, und als der unbesonnene Fürst, auch nachdem er Zeit zu besserer Überlegung gehabt hatte, sein unbefugtes Machtwort vollführet und ihm sein Eigentum, seine geliebte Briseis raubet, trägt sich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern wie Briseis dahingeht, sehn wir sie hingehn und setzen uns mit dem Gekränkten weinend ans Ufer. Da hören wir ihn der Mutter klagen und teilen mit ihr den Jammer um einen so herrlichen Sohn, den bei einem kurzen Leben, ohne seine Schuld, diese öffentliche Beleidigung, dieser Gram, dieser Unmut treffen mußte. Mit Freuden sehen wir den Vater der Götter den großen Wink tun und den Gekränkten in Schutz nehmen.

Wenn nun, ganze Gesänge der Iliade hindurch, unschuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen, wer ist an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Tränen, dem Verlust ihrer Eltern und Gatten und Bräute schuld? Achilles nicht; er streitet bloß nicht mit und kann und darf, als ein öffentlich und ungerecht Gekränkter, nicht mitstreiten. Unmutig sitzt er in seinem Zelt, und seine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her, daß er sie

nicht zum Streit führe. Der übermütige König allein ist's, der dadurch die Völker stürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, sondern sogleich auch, im Wahn seines Ruhms, zu zeigen, daß er Achills nicht bedürfe, seine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich ist's, wenn man es nicht sähe, mit welcher moralischen Zartheit Homer dies alles einleitet und beschreibt. Ebendieselbe Mutter des Beleidigten, die den höchsten Gott anfleht, hatte dem Dichter Raum gemacht, einen falschen Traum vom Himmel kommen zu lassen, der dem Könige einbilde, *er* könne jetzt, dem Achill zum Trotz, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt sich nun freilich der alte Nestor
- Und sagte mit Weisheit:

Hätte den Traum von allen Achäern ein anderer
erzählet,

Würden wir sagen: Du lügst! und ihn unwillig
verschmähen,

Aber ihn sah der König -

Und sogleich steht der König von seinem Sitz auf, stützt sich auf seinen über alles gepriesenen Zepter, hat sogar eine herrliche List erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen an ihn, an seinen Bruder Menelaus

und dessen Weib Helena zu prüfen, überzeugt, daß sie sich ihm nicht anders als zum Opfer geben würden. Die königliche Persuasion mißrät; der kluge Ulysses mit dem noch unveralteten Zepter Agamemnon's in der Faust kann sie kaum wieder zu ihren verlassenem Sitzen bringen, wo denn Thersites aufsteht und *er* allein, auf die unschicklichste Art, der Sache Achills erwähnt.

So mancherlei über diesen häßlich-lächerlichen Thersit geschrieben worden, so steht jedermann das vor Augen, daß den Edelsten der Schlechteste, den Herrlichsten der Häßlichste *allein* und *aufs niedrigste* verteidigt. Jeder gönnet diesem die Schläge des Ulysses; es ist aber große Weisheit des Homers, daß er sie dem Thersites zukommen läßt, indes alle Fürsten des Heers, deren keiner Agamemnon's Betragen gegen Achill loben konnte, dazu schwiegen. Allen bekommt dies Schweigen, die ganze Iliade hindurch, sehr unwohl, ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Kapitel davon die Rede sein, wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menschliches Geschöpf, geschweige gegen den König seiner Griechen, heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geschont, sondern, wo er irgend konnte, königlich und festlich ausgeschmückt habe. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem donnerbewaffneten
Zeus gleich,
Um den Gürtel dem Mars, an Brust und Schultern
dem Meergott;
Wie der führende Stier sich in der versammelten
Herde
Ausnimmt; unter den Rindern der Erst' und GröÙte
von Ansehn.

Er lässet ihn den tapfersten Kriegeren, einem Diomedes sogar, Verweise geben; doch das alles tut nichts zur Sache. Nach vielen erlittenen Niederlagen muß der alte Nestor mit dem Bekenntnis doch heraus:

- Ich denke noch heute, so wie ich schon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge Briseis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltsam
entführtest,
Nicht nach unserm Ermessen; ich riet es mit vielen
und starken
Gründen dir ab; doch du, vom hohen Mute
bemeistert,
Kränktest die Ehre des Helden, der selbst von Göttern
geehrt war,
Und noch hast du bei dir den Siegslohn, den du ihm
raubtest.

Er schlägt zur Aussöhnung Geschenke und schmeichelnde Worte vor; Achilles schlägt sie aus und muß sie ausschlagen; ja wäre Agamemnon selbst in sein Zelt gekommen, er hätte einen bösen Weg daraus gefunden. Nun hatte dieser Raum seine Wunder der Tapferkeit und Oberherrschaft zu erweisen, die aber alle dahinaus gingen, daß nach Niederlagen von allen Seiten die Mauer der Griechen erstürmt ward und Hektor, ans Schiff des Protesilaus greifend, ausrief: »Bringt Feuer!« - Hier war das Ziel. Nicht Agamemnons Geschenke, noch eines schlaunen Ulysses Reden, Achilles eigener Entschluß, mit welchem sich seines Freundes Patroklos Tränen verbanden, hemmte die äußerste Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklos seine Waffen mit dem gemessenen Befehl, wie weit er gehen sollte. Als Patroklos diesen überschritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor, in die Waffen Achills zu seinem eignen Verderben gekleidet, dastand und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch seine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam, da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erscheint er in der Versammlung, und wie klein ist gegen ihn Agamemnon, ob er sich gleich noch jetzt, zur Entschuldigung seines Fehlers, in einem Märchen von der Ate dem Jupiter gleichstellt. Wie groß dagegen ist Achilles und wie zart! zart in den

Klagen um seinen Freund, in den Klagen an seine Mutter, groß in der Versöhnung mit seinem Feinde, in der Anordnung des Begräbnisses seines Freundes:

Laßt Patroklos' Gebein, des Menötiaden, uns
sammeln

Mit sorgfältiger Wahl; es ist nicht schwer zu
erkennen.

Dieses legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Hause des Pluto --

Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmal; aber ich
wünsch ihn

Nicht von stolzer Größe, nur mäßig. Breiter und
höher

Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, so viele von
euch mich

Überleben --

Groß endlich in den Kampfspielen, in der Überwindung sein selbst, da er den Leichnam Hektors zurückgibt, in der Behandlung Priamus' dabei, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend spricht er zu Priamus:

Greis, wie schläfst du so unbekümmert, kein Übel
befürchtend,

Wenn dich allhier Agamemnon entdeckt und die

Dies ist das letztemal, da Agamemnons in der »Ilias« gedacht wird; wie tief steht er unter Achill, in dessen Zelte sein Feind ruhig schläft.

Ich weiß wohl, daß man die gedrohete Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiset sie Homer? und verhindern sie die Götter nicht selbst, denen Achilles sogleich wie ein Kind gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklos, Leiche im Sinn, über die ein so hitziger Kampf war?

Man ist gewohnt, Achill und Hektor zum Nachteil des ersten zu vergleichen; nach welchem Maßstabe? Nicht nur waren es verschiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar, sondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten asiatischen Königssitze, ein größerer Reichtum, eine weichere Lebensart herrschte als in den meisten griechischen Staaten sein konnte, zeigt sich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des ersten Trojaners mußte diesem Zustande gemäß sein. Der Spiegel Homers, in welchem sich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darstellen, zeigt alle Gestalten gleich menschlich und milde. Bei völligen Gegensätzen scheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Strahl der Menschheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir also die Greuelthaten der Griechen in dieser eroberten Stadt gewahr werden. Selbst sein Held hatte das gute Schicksal, die schreckliche Folge seiner Tapferkeit nicht zu erleben; er fiel, wie wir aus andern wissen, im Tore von Troja. Und bei Homer, sobald Achill mit seinen neuen Waffen dahergeht, geht er zum Tode. Dies weissagt ihm seine Mutter, seine weinenden Rosse, der sterbende Hektor, und er selbst weiß es. Sein Leben ist an Patroklos, Leben geknüpft; ein Hügel soll sie decken und eine goldne Urne beider Asche am troischen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schicksal, was die Taten der Götter, ihre Hülfe und Feindschaft gegen Völker und Menschen in die Komposition Homers an Ruhe, Milde und hoher Ergebenheit bringen, ist unsäglich. Man nehme diese göttliche Farce, wie manche sie genannt haben (*môron*), aus seiner Iliade, und das Ganze wird widrig oder platt, wie fast alle politische Geschichte. Und doch ist alles Zuwirken der Götter bei ihm so menschlich, so natürlich! Nirgend ein zerstörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menschengemüts, der Menschenkräfte, sofern es ans Zufällige, ans Unvorhergesehene, ans Unendliche reicht. Was zumal die Götter über die Sterblichen und über Achills Rosse sprechen, die einem Sterblichen dienen, ist seelezerschneidend.

Menschlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Gestalten! Auch Paris, auch die Sünderin Helena hast du nicht verschmähet und beide in das Schönste Licht gestellt, in welchem sie stehen konnten. Nicht vergessen sind ihre Brüder Kastor und Pollux, ihr Menelaus samt Ulyß sind mit allen Würden geschmückt, deren sie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Nestor; jeder erscheint an seinem Orte, zu seiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet sein Schein; aber er geht nach Verdienst auf und nieder.

Drei Lehren drückst du schweigend vor allen uns ins Herz:

1. »Discite justitiam, miseri, et non temnere divos,«

welches ich hier so übersetzen möchte:

»Lernt, ihr Fürsten, gerecht sein und treffliche
Männer verehren.«

Dies lehrt uns mit seinem Übermut der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er grenzt an alle Ausschweifungen, die Aristoteles, Ethik kannte, an die *Habbegierde* (Akolasie), den *Neid*, die *Schamlosigkeit* und *Beifallgebung*, die *Prahlsucht*; doch grenzt er nur daran, denn der weise Homer hat ihn vor

jedem Zuge des Verächtlichen bewahret. Er ist und bleibt bei ihm ein unsträflicher König. Achilles dagegen besitzt den Kern dessen, was die Griechen *Tugend* nannten, *Großherzigkeit (megalopsychia)* und *edlen Stolz, hohes Selbstgefühl und die äußerste Wahrheitliebe*. Er ist *freigebig* und auf eine anständige Art *prächtigt, höflich* in seinem Zelt und bis zur Scham *bescheiden*; dabei *gebildeter* als alle Griechen; denn er war Chirons Zögling und ergötzte mitten im Unmut sein schwerbeladnes Herz durch Töne. Der wärmste *Freund seines Freundes*, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an diesem gottgeliebten Sohn einer Göttin und eines Helden zeigt uns Homer *mênin*.

2. Die erschreckliche Plage des harten, obwohl gerechten *Unmuts*. Achill konnte ihm nicht entweichen; denn der Vorfall, der ihn dazu reizte, drang auf ihn, ohne daß er ihn suchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln, als er handelt. Das Unangenehme aber dieses Unmuts für ihn und für andre entwickelt der Sänger durch *Worte* aus des guten Phönix, ja aus Achills eigenem Munde und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende letzte Schicksal des Edelzürnenden sehen wir in *diese* Reihe der Dinge verflochten, in diesen ihm unvermeidlichen Unfall. Konnte ein zarterer Punkt des menschlichen Herzens und Lebens

zarter behandelt werden, als es der Dichter getan hat? Gemeine Seelen wissen nichts vom edeln, göttlichen Unmut; wie manchem größeren Gemüt aber ist er die Klippe des Glücks, seiner Brauchbarkeit fürs gemeine Wesen, des häuslichen und täglichen Wohlseins, ja endlich des Lebens selbst worden! Mehr als *ein* Gekränkter hat die Klagen angestimmt, die Achill am Ufer des Meers seiner Mutter zuseufzte; er konnte aber keinen andern Trost hören, als jenem die Göttin selbst zu geben vermochte.

3. Endlich, welch eine böse Sache ist der Krieg! Und wie mißlich ist jede Regierungsart unter den Menschen, so unumgänglich sie ist im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer so vorzüglich und hell dargelegt, daß wir auch hier den Meister sehen, der in die rohesten Dinge Weisheit und Menschlichkeit brachte.

35.

Sohn! Dir werden die siegende Stärke, nach ihrem
Gefallen,
Pallas und Juno verleihn; du aber bezähme des
Herzens
Stolzaufwallenden Mut; denn gütige Triebe sind
edler.

Diese Lehre läßt Homer den alten Peleus seinem Achilles auf den Zug vor Troja mitgeben, und die ganze Iliade ist eigentlich ein Lob der *Philophrosyne*, d.i. gefälliger, menschenfreundlicher Gesinnung; Unmut ist dem Homer eine Plage des Lebens, selbst wenn es ein gerechter, göttlicher Unmut *mênis* wäre. Er frißt am Herzen und naget ab die Blüte des Lebens; bei den menschlichsten Gesinnungen wird der Gekränkte wider seinen Willen ein Unmensch. Die älteste griechische Philosophie ging dahinaus, das Gemüt der Menschen vor jedem Äußersten zu bewahren; die älteste Philosophie der Griechen aber war bei den Dichtern. Mit Rechtschaffenheit, Ruhm und Gesundheit ein heiteres, frohes Leben führen zu können, stellten sie als den höchsten Wunsch der Sterblichen dar und warnten vor jedem Übermaße, vor jeder zu hart angesessenen Neigung. Wie klar muß es in der Seele Homers gewesen sein, da er, sein ganzes Gedicht hindurch, gleichsam die Waage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menschen gegeneinander im Streit und in Folgen abwog! Der Schild Achilles zeigt bei ihm, wie er sich die Welt dachte; unbefangen sah er ihre mancherlei, einander oft nahe entgegengesetzten Szenen, fröhliche und traurige, ruhige und stürmische Szenen, und schildert sie, wie dort Vulkan sie hammerte, glänzend und unvergänglich. Wem Homers Muse den Nebel

vom Auge nimmt, gewinnt über die Dinge der Welt gewiß eine große, weise und am Ende fröhliche Aussicht.

Wie Achill mit seiner Leier den Unmut sich zu zerstreuen suchte, so war es das Amt der *lyrischen Dichter*, der Menschen Herz zur Mäßigung in Glück und Unglück zu stimmen und es zur Freude, Freundschaft und Heiterkeit zu ermuntern. Leider sind die meisten derselben untergegangen; die übriggebliebenen Reste aber zeigen diese Bestimmung. Pindar selbst, ob er gleich laute Siege besingt, hat so manchen Spruch in seinen Gesängen, der zur Mäßigung im Glück, zum behutsamen Gebrauch des Lebens einladet, so manchen, der dem Unmüte zuvorzukommen sucht oder nach Erfahrungen desselben die Seele des Kämpfers edel erquicket.

Das feine Echo der Griechen (wie einer unserer Freunde ihn nannte), Horaz, tut ein Gleiches. Es wäre zu wünschen, daß er in seiner wohlgefälligen, einschmeichelnden Art auch uns eigen werden könnte; vielleicht ist dies aber unmöglich, denn die meisten seiner Oden sind zu künstlich eingelegte musivische Arbeit.

Mehrere derselben, wissen Sie, sind nach dem Lateinischen in Musik gesetzt; ich wollte, daß auch aus den für uns nicht *ganz* brauchbaren Oden alle rein menschliche Strophen, alle beruhigende, tröstende,

aufheiternde Sprüche und Empfindungen latein komponiert würden. Stellen aus Virgil desgleichen. Ich erinnere mich aus Luther, daß ihm einige Worte der sterbenden Dido in der Musik einen unvergeßbaren Eindruck gemacht hatten; wem würden nicht jene ewigen Sprüche der Alten, mit welchen sie im einfachsten, kräftigsten Ausdruck des Menschengemüt stärken, einen nach- und widertönenden Eindruck geben? Durch Musik ist unser Geschlecht humanisiert worden; durch Musik wird es noch humanisieret. Was dem Unmutigen, dem Lichtlos-Verstockten die Rede nicht sagen darf, sagen ihm vielleicht Worte auf Schwingen lieblicher Töne.

Wenn dies von Gesängen der Alten gilt, sollte es nicht viel mehr von Sprachen gelten, deren Genius uns vertraulicher und näher Laute des Trostes und der Weisheit zulispelt? Kein Zweifel. In den Dichtern der Italiener, Spanier, Gallier schlummern Töne, die, wenn sie durch Musik und Anwendung zur Weisheit des Lebens würden, Völker und Stände menschlich machen müßten.

Auch in unsern lyrischen Dichtern sind Strophen, die der Sokratischen Schule würdig sind; warum leben sie so wenig im Ohr der Nation? warum schlafen sie mit ihren Erfindern vergessen im Staube? Die Ursache ist leicht zu finden: Weil nur ein so kleiner Teil unsrer Nation kultiviert ist und bei einem andern

die scheinbare Kultur zu einem falschen Schmuck fremder Üppigkeit geworden ist. Wir wollen es uns nicht bergen, man spricht viel von Kultur und Aufklärung; man affektiert und fürchtet sie sogar, vielleicht weil man an sich selbst weiß, daß sie nicht tief geht, daß sie selten von rechter Art ist. Denn wirklich gebildete Gemüter (in dem Verstande, wie Griechen und Römer dies Wort uns zugebracht haben) können am Nutzen der echten Bildung nicht zweifeln.

Doch wo gerate ich hin? Lassen Sie uns schnell zu unsrer Materie, zu dem unverfänglichen Wunsch nach *Kompositionen schöner Stellen aus lateinischen Dichtern* zurückkehren. Oft, gar oft, wenn ich geistliche Musiken über lateinische Mönchsworte hörte, regte sich das Verlangen in mir, auch altrömische Stellen mit solcher Musik begleitet zu hören; und als in Reichardts »Totenfeier auf Friederich« nach Lucchesinis Worten altrömische Tugenden, eine nach der andern, auf des Unsterblichen Grab auch in Tönen sich zudrängten, ward der Wunsch aufs neue in mir lebendig. Strophen aus Horaz (z.B. B. 1, Ode 7, V. 21-32; B. 2, Ode 10, V. 13-24) oder ganze Stücke mit zweckmäßiger Abwechslung (wie vielleicht B. 1, Ode 9, 24, 26; B. 2, Ode 3, 11, 14, 16, 19, 20; B. 3, Ode 2, 9, 21; B. 4, Ode 7, Epode 7) würden der Musik notwendig den eigentümlichen Schwung geben, der ihr bei unsern verbrauchten Silbenmaßen

zu finden oft schwer wird. Der Hörer würde dadurch gewissermaßen in die römische Welt oder wenigstens in Zeiten seiner Jugend versetzt, in welchen er Horaz zuerst lieben lernte.

Wie glücklich war überhaupt dieser Dichter! Nicht nur im Leben, sondern auch in der Reihe von Wirkungen, die ihm nach seinem Tode das Schicksal anwies. Die lyrischen Dichter der Griechen sind untergegangen; *er* fast allein hat uns mehrere Formen ihrer Gedanken, ihrer Empfindungen, ihres Ausdrucks, ihrer Silbenmaße in seinen Nachbildungen gerettet; und was damit für ein Schatz gerettet sei, hat die Zeitfolge erwiesen. Die pindarische Form, die Form der griechischen Skolien und Chöre war und blieb den Sprachen Europas unanwendbar; in der horazischen Form erhob sich die Ode, selbst zu einer Zeit, da die National-sprachen der europäischen Völker ungebildet dalagen. In allen Ländern schlossen sich die Geister des Gesanges dem Venusinischen Schwan an und drückten zuerst in der geliehenen lateinischen Sprache Gesinnungen aus, die sie in ihrer Landessprache noch nicht auszudrücken vermochten. Wie niedrig ist's, was Balde u. a. deutsch sangen; wie edler, wo sie das von Horaz geheiligte Werkzeug der Sprache anwenden konnten! Ohne ihn hätten wir keinen Sarbievius, dessen Oden, von Götz u. a. wiederum in unsre Sprache übertragen, immer noch den römisch-griechischen

Geist atmen. Gehen Sie in diesem Gesichtspunkt die Sammlungen durch, die Gruter u.a. von den lateinischen Dichtern der Italiener, Gallier, Belgen, Deutschen, Dänen, Schotten, Engländer u.f. gegeben haben; unter vielem Wortgeklingel werden Sie unstreitig wahre delicias finden. Jeder edlere Dichter vergaß gleichsam den Lauf der Dinge um ihn her; über die Vorurteile seines Landes, seiner Sekte, seines Ordens hinausgesetzt, *mußte* er gleichsam mit dem römischen Dichter auch römisch denken. Was späterhin in unsrer Sprache eben auch durch die horazische Form geweckt und in ihr vorgetragen sei, darf ich Ihnen aus Klopstock, Götz, Uz, Ramler u. a. nicht anführen. Horaz ist *Sänger der Humanität* gleichsam vorzugsweise, die Form seiner Gedanken ist das erwählte Lieblingsmaß der lyrischen Muse worden. O daß wir also schon Stellen wie solche: Vitae summa brevis - Nil desperandum - Tu ne quaesieris - Felices ter et amplius - Quod si Threicio - Linquenda tellus -*

Aequam memento - Rebus angustis - Eheu fugaces - Tecum vivere amem, tecum obeam libens - in lateinischer Sprache komponiert hörten!

Hier eine von Sarbievs unschätzbaren Oden auch in der Form des Römers:

An die Weisheit

Die du, höchste Vernunft, weise die Schickung lenkst!
Wie zuweilen der Ernst deiner Verfügungen
Uns ergetzet, ergetzen
So die menschliche Spiele dich?

Mit freigebiger Hand streuest du Güter aus.
Und wir raffen sie auf, wenn sie gefallen sind,
Wie die Jugend die Nüsse
Mit kurzweiligem Zanke rafft.

Wer jetzt Kronen erhascht, bricht sie; wer Zepter
kriegt,
Sieht sie wieder entführt, eh er sie tragen kann.
Welt! so schwankst du, zerrissen
Von den Händen der Mächtigen.

Was das geizige Glück unter die Völker teilt,
Ist ein Pünktchen. O laß, Weisheit, ich flehe dir!
Mich, indes sie so zanken,
Mit dir lachen und fröhlich sein.

Ein zweites Fragment aus der Handschrift »Ionien« handelt von *der Humanität Homers in Ansehung des Krieges und der Kriegführenden seiner Iliade*. Lassen Sie es jetzt statt meines Briefes gelten.

Selbst in dem Heldengedicht, das größtenteils Taten der Krieger besingt, dachte Homer über Krieg und Frieden *menschlich*. Nicht nur, daß er jenen so oft den *tränenreichen, männerfressenden, verderblichen, harten, bösen* Krieg nennet, er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn seiner Natur nach, mit allen begleitenden Übeln, durch Tatsachen zu schildern.

1. Die Iliade beginnt mit einem Greise, der um seine *geraubte*, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verschwiegen, daß die Griechen alle benachbarte Küsten und Inseln geplündert, daß sie die neun Jahre her größtenteils vom Raube gelebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern:

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, sie wiederzusehn -

Daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorschlag

tat, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu besteigen und

- zu fliehn zum werten Geburtsland,

so hatte er kaum das Wort gesprochen, als die Versammlung es in freudigem Ernst befolgte:

- Der Staub stieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und einer ermahnte den andern zur
Eile,
Daß sie die Schiff, erreichten und bald ins Wasser sie
zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den gebietenden Stab des Königs konnte die kriegssatte Schar wieder in die Versammlung, durch neue dringende Vorstellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wieder ins Feld gebracht werden.

2. Denn es hatte sich zur Last des Krieges auch die *Plage der Pest* gefunden; eben sie unterläßt Homer nicht im Anfange der Iliade schreckhaft zu zeichnen.

- Die Völker aus Argos
Fielen bei Haufen dahin; die scharfen Pfeile des
Gottes
Flogen tötend umher im ganzen achäischen

Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, getürmt in Haufen,
verbrannte.

Denn wem ist unbekannt, daß ansteckende Krankheiten das gewöhnliche Gefolge aller Kriegsheere sind und elender metzeln als das Schwert des Feindes?

3. Als die Göttin endlich im Busen der Griechen die *Streitlust* wieder erweckt,

Daß sie nach unablässigem Kampf und Schlachten
sich sehnen,
und ihnen der Krieg wiederum viel süßer dünkt, - als
vormals
Ihnen die Rückfahrt schien zum werten Lande der
Heimat,

will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine *billige Auskunft* zuvorkommen. *Menelaus* und *Paris*, deren Sache es eigentlich allein ist, um derenwillen Menschen hingeopfert werden, sollen durch einen Zweikampf den Zwist entscheiden.

- Ihn hörten mit Freude die Griechen und Trojer,
Hoffend, das Ende zu sehn des elendbringenden
Krieges.

4. Da dies Mittel aber nicht gelang und die Heere gegeneinander ziehen müssen, von wem läßt sie der Dichter empören? Die Trojer von *Mars*, den sein Vater, Jupiter, selbst späterhin also anredet:

Wisse, dich haß ich am meisten von allen Bewohnern
des Himmels:

Denn du findest nur Lust an Zank und Kriegen und
Schlachten.

Ähnlich bist du der Mutter am unerträglichen
Starrsinn,

Der nie weicht und kaum von mir durch Worte
gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern sind

- Das *Schrecken*, die *Furcht*, die rastloswütende
Zwietracht,

Schwester des menschenverderbenden Mars und seine
Gehülfin,

Die erst klein sich immer erhebt, bis endlich ihr
Haupt sich

Hoch in Wolken verbirgt, indem sie die Erde
bewandelt;

Diese durcheilte die Heer, und säte zu beider
Verderben

Streitgier unter sie aus und mehrte der Krieger
Getümmel.

Sind diese Namen hier allegorische Kunstwerke? *Gesperster* sind's, die Homer eben deswegen schreckhaft einführet, weil durch Personen, die in bestimmten Umrissen erscheinen, die Wirkung nicht hervorzu- bringen war, die er hervorbringen wollte So scheint er zu andrer Zeit den *Zorn*, die *Schadenfreude*, das schrecklich ergreifende *Todesverhängnis* zu personi- fizieren, zu gleichem Endzweck, unsere Begriffe näm- lich zu verwirren durch diese unumschriebene Wort- larven. Der *Zorn* ist ihm wie ein Rauch, und die *Zwietracht* erhebt sich gleichergestalt zwischen Him- mel und Erde. - Von allen Künstlerideen wegge- hen, wie wahr und wie gräßlich! Aus einem Nichts entspringet die *Zwietracht* und wird in kurzem uner- meßlich. Nie umschrieben in ihrem Wesen, kommt sie vielleicht aus *einer* Kammer hervor und durchheilt Staaten, durchheilt Heere, säet Verderben und Streit- gier umher, immer das Haupt in hohen, unabsehblichen Wolken verborgen. Selten wissen die Menschen, wes- halb sie streiten; je länger aber, desto hartnäckiger ha- dern sie; denn von Schritt zu Schritt wächst die uner- sättliche Eris.

5. Jetzo trafen sie nah auf einem Raume zusammen,

Schild und Lanzen begegneten sich und Kräfte der
starken
Eisengepanzerten Männer. Sie stießen die bäuchigen
Schilde
Wechselnd gegeneinander, und ward ein schrecklich
Getöse.
Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der
Krieger,
Schlagender und Erschlagner; es strömte von Blute
die Erde.

Da sich Homers Iliade einem großen Teil nach mit diesem Gemetzel beschäftigt, so wird das Menschen-
gemüt des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine
Tote läßt er nie als Tiere fallen; er bezeichnet, soviel
er kann, in einigen Versen als Menschenfreund ihr
trauriges Schicksal. *Dieser* wird nie mehr zu seinen
geliebten Eltern, zu seinen Brüdern. seiner Gattin,
seinen Kindern wiederkehren; *jener* hat Reichtum,
Wohlstand, eine glückliche Ruhe verlassen, die er nie
mehr genießen wird. *Einen andern* zeichnet er als
Künstler, als einen geschickten, schönen, gottbegab-
ten Mann; seine Kunst ist dahin, seine Schönheit ver-
welket, der Götter Gaben werden mit der Asche be-
graben. *Jenen* hat falsche Hoffnung, eine trügliche
Weissagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn,
schwarze Nacht umhüllet sein Auge. Und ferner.

Mehrere dieser Erinnerungen sind so zart, daß sie *In-schriften zu den Grabmälern der Erschlagenen* sein könnten, wenn arme Kriegerschlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig ist hiebei, daß Homer dieses zärtliche Andenken am meisten *den Trojanern* schenket. Er, ein Grieche, der den Ruhm griechischer Helden verewigen wollte, war zugleich ein Asiat, ein Ionier, ein Mensch und, ich möchte sagen, ein Bedauerer des trojanischen Schicksals. Weit entfernt von der barbarischen Kleinmut, seine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüt, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künste, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten in Zügen, an denen sich offenbar das Auge des Dichters selbst ergötzte. Die armen Trojaner sind ihm eine Herde Schafe, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen sind viele fremde Bundsgenossen, die am Schicksal der bedrängten Königsstadt nur aus nachbarlichem Mitleid teilnehmen. Uns den inneren Wohlstand Trojas zu zeigen, unser Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er seinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und seiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena selbst in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Gestalt, so die Ältesten der Stadt, so endlich Andromache und ihr Kind. Rührender ist

wohl kein Abschied geschildert worden, als den Hektor von ihnen beiden nahm, und es ist eine Überkritik der Grammatiker, daß in der Andromache Rede einige Verse zu allgemein und zuviel sein sollen. Bei dem Dichter spricht sie im Namen aller trojanischen Frauen, für sie und ihre verwaiseten, gefangenen Kinder. Auch hat sich Homer wohl gehütet, uns die Untaten selbst zu erzählen, die dieser traurige Abschied nur vorahnet, ob sich gleich der Grund seiner ganzen Odyssee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, größtenteils auf sie bezog. Weder mit der Greuelthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas noch mit des Priamus, der Polyxena und anderer unwürdigem Morde hat seine Muse sich befleckt; die Künstler und tragischen Dichter nahmen ihre Vorstellung dieser Szenen aus andern sogenannten zyklischen Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja ist bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttin versöhnen und seine geliebte Vaterstadt entschuldigen; daher er auch den Missetäter Paris ins Feld fodert, bis am Skäischen Tore endlich, an diesem Unglücksorte, der traurige Abschied die Szene endet --

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in gottähnliche Größe, Hektor dagegen in alle Würde und Zierde des Verteidigers seiner Geburtsstadt. Beide Helden konnten in dem

menschenverderblichen Kriege nicht auf *einmal* glänzen; indes jener also einige Tage ruhet, lässet er diesen sein Glück aufs höchste treiben, bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Nemesis reizet und dem Tode ein Opfer dasteht. So übertrieb Patroklos seine Bestimmung und sank, nicht von Hektor, sondern zuerst von Apollo selbst rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So sollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da sein Ziel erreicht war, auch sinken. Das Schicksal aller Dreien, der edelsten Männer, ist ineinander verwebt und der Tod eines ein Verkündiger vom Tode des andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er seinen eignen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und seinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelste Weise.

Und wie den Hektor, so hat Homer den alten *Priamus* und alle seine Kinder geehret. *Deiphobus* ist vom Apoll begeistert wie keiner im griechischen Heere; selbst Paris' Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verschwiegen.

7. Warum untersagt Priamus bei dem Begräbnis der Erschlagenen seinem Heer die weinende Trauerklage? Offenbar lag dies Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Versammlung asiatischer, weicherer Völker, an die laut weinende Trauerklage mehr

noch als die Griechen gewöhnet, sie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber vor Trojas Mauern ihre nächsten Freunde und Landsleute bestatten und in ihrem Tode ihr eignes Schicksal voraussahen, sie hatten ein solches Verbot nötiger als die härteren Griechen, die der angreifende Teil waren und fern von den Ihrigen nur ihre Mitstreiter begruben. Um Patroklos, Leiche weinen die Griechen, insonderheit die Myrmidonen, am heftigsten Achilles; auch Briseis weint und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklos zum Schein, im Grund um eigenes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menschlichkeit Homers sich in der Weisheit, mit der er über das *Schicksal des Krieges** dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch *Fehler* entstehen, durch Fehler und Leidenschaften der Götter und Menschen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigensinn eines unversöhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsstädte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuscheste, stolzeste Göttin erröthet nicht, ihre Umarmung zum Netz des Betrugers zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmuck an offnem Tage aus der Gattin eine berückende Buhlerin zu werden, nur damit

einige Trojaner mehr bluten, indes ihr bestochener Kämmerling, der Schlaf, dem schicksalwägenden Gott die Augen zuschließt. Das Äußerste der Rache eines Weibes! Gegen Troja stehen zwei Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Partei zum Ziel gelangen werde? Ging es in den hartnäckigsten Kriegen der Erde je anders?

In der menschlichen Szene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolz und Wahn des Königes ab, dem keiner der ratgebenden Fürsten sich zu widersetzen getraute. Ein falscher Traum ist seine belehrende Gottheit; sonst erscheint ihm keine (deren mehrere doch andern erscheinen) während der ganzen Iliade. Dieser falsche Traum heißt *Dünkel*, dem Agamemnon, schon seinem Namen nach ein Jupiter auf Erden, zum Verderben seines Volkes gehorchet. Den ältesten Ratgeber besticht er damit, daß der Traum in seiner Gestalt erschienen sei; andre Fürsten schweigen oder wetteifern töricht mit Achilles Ruhme. So kommt durch *einen*, durch *wenige* das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu spät wird gesprochen, zu spät geweinet; und unter diesem allen ist und bleibt Agamemnon der sorgsamste Hirte der Völker. O Homer, sooft ich von neuem deine Iliade lese, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menschenliebe, mit der du wilde Verhältnisse eines rohen

Zeitalters erzählest. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob sie die deinige wäre; jedes Laster, jede Torheit, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.

Diderot über die Einfalt in Homer

»Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben, und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommener zu machen.

O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir getan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingibt, der jetzt seinen Sohn verloren hat? Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wissen, wie sich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder seines Sohns fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.

Was ist in diesen Reden? Kein Witz, aber so viel Wahrheit, daß man fast glauben sollte, man würde ebensowohl als Homer darauf gefallen sein. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienst, so einfältig zu sein, ein wenig kennen, mögen diese Stellen nur lesen, mögen sie mit Bedacht lesen und hernach alle unsre Schreibereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt sich fühlen, aber nicht

nachahmen.« -

Was Diderot hier von Homers Einfalt sagt, möchte ich von seiner Humanität sagen. Man lese seine Beschreibungen des Todes der Erschlagenen, man lese Hektors Abschied von seinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnt, insonderheit wenn er ihn selbst redend einführet, auch was er hie und da über das *Glück und Unglück des menschlichen Lebens*, über *Reichtum, Ehre, Adel der Seele und des Geschlechts*, über *Gerechtigkeit, Tapferkeit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmut, Gastfreundschaft, Verschwiegenheit, Treue, Wahrheit*, über *die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schicksals* und die ihnen entgegengesetzten Torheiten und Laster einstreuet: welch eine Schule der Humanität ist in ihm!

37.

Lessings »Emilia Galotti« hat mich wieder einmal ins Theater gelockt; wie zufrieden, ja gesättigt bin ich hinausgegangen! Ein Theaterstück muß gesehen, nicht gelesen werden; denn wenn es ist, was es sein soll, so ist ja eben auf die Vorstellung alles berechnet. Ich kann mir nicht einbilden, daß, wenn Stücke dieser Art (aber auch keine andre als solche) wöchentlich

nur einmal auf die leidlich vollkommenste Weise gegeben würden und diese Stücke lauter Stände und Situationen unsrer Welt, wie dieses, enthielten, das Publikum ungebildet, unerleuchtet bleiben könnte.

Bei der zweiten Ausgabe des »Diderotschen Theaters« bezeugte Lessing diesem Schriftsteller öffentlich seine Dankbarkeit als dem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks großen Anteil habe. »Denn,« fährt er fort, »es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andre Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.« Und setzt sodann weiter den Einfluß ins Licht, den Diderots Stücke, insonderheit sein »Hausvater,« auf das deutsche Theater gehabt habe.

Sie wissen, wieviel Diderot darauf hielt, daß *Stände* aufs Theater gebracht werden sollten, und was Lessing in seiner »Dramaturgie« dabei zu erinnern fand. Natürlich können Stände ohne bestimmte Charaktere auf dem Theater keine Wirkung tun; aber bilden sich die Charaktere der Menschen nicht in und nach Ständen? und welcher Stand hätte auf den Charakter mehr Einfluß als der Stand eines Prinzen? Hier hatte also Lessing ein weites Feld, das *philosophische Allgemeine*, dadurch Aristoteles die Poesie von

der nackten Geschichte unterscheidet, als Philosoph und Dichter zu bearbeiten. Er zeigt den Charakter des Prinzen in seinem Stande, den Stand in seinem Charakter, beide von mehreren Seiten, in mehreren Situationen. Nicht nur bringt er den Prinzen in seiner gegenwärtigen Gemütsstimmung mit den verschiedensten Personen, Männern und Weibern, mit Künstler und Kanzler, Kammerherr und Kammerdiener, mit einer Geliebten, die er jetzt nicht geliebt haben, und einer andern, die jetzt von ihm eben nicht geliebt sein will, mit dem Vater, der Mutter, dem Bräutigam derselben, ja mit sich selbst in Gespräch und Handlung; er unterläßt auch keine Gelegenheit, in jeder dieser Situationen eigentlich nach dem Ringe zu rennen und, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, das *Prinzliche* dabei zu charakterisieren. Niemand wird unverschämt genug sein, deshalb das Stück eine Satire auf die Prinzen zu nennen; denn nur *dieser* Prinz, ein italienischer, junger, eben zu vermählender Prinz ist's, der sich diese Späße gibt und bei Marinelli andre zuläßt. Auch ist sein Stand, seine Würde, selbst sein persönlicher Charakter in allem zart gehalten und mit wahrer Freundlichkeit geschonet. Am Ende des Stücks aber, wenn der Prinz sein verächtliches Werkzeug selbst verachtend von sich weiset und dabei ausruft: »Gott! Gott! Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich

auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?,« und die unschuldige Braut dabei im Blut liegt, der Vater, ihr Mörder, sich eben vor diesen Fürsten als vor seinen Richter stellt, Marinelli, der Unterhändler dieses Gewerbes, sich noch bedenkt, den Dolch aufzuheben: wer ist, dem, wenn in solcher Situation der Vorhang sinkt, nicht noch andre Gedanken außer dem, den der Prinz sagt, in die Seele strömen? Notwendig fragt man sich, wie wird das Gericht über den alten Odoardo ablaufen? Wie lange wird Marinelli entfernt sein, d.i. wie bald wird er, wenn sein Dienst abermals brauchbar ist, wiederkehren? u.f.

Es ist vielleicht das höchste Verdienst der Poesie, insonderheit des Drama, Stände und Charaktere aller Art (wenn mir das niedrige Gleichnis erlaubt ist) an dem feinsten Spieß, aufs langsamste am Feuer eigener Torheiten, Neigungen und Leidenschaften umzuwenden. In der Seele des Zuschauers werden diese Stände und Charaktere dadurch *gar* oder, mit einem edleren Ausdruck, *geründet*. Man siehet, was an der Figur Ernst oder Scherz, Wort oder Tat ist; man blickt auf den Grund hinunter und greift das Beständige oder Unstatthafte ihres Charakters, ihre Versatilität und innere Ehrlichkeit gleichsam mit Händen.

Die alte Tragödie ging darauf hinaus, durch Darstellung unerwartet-schrecklicher Königsunfälle und Katastrophen die Urteile der Menschen zu

berichtigen, ihre Grundsätze zu sichern und das poco più und poco meno der Leidenschaften, der Furcht und des Mitleids, dem Zuschauer auf echter Waage vorzuwägen. Die neuere Tragödie, wenn sie gleich ihren Bogen nicht so scharf spannen und ihre Keule so rasch schwingen kann als die alte, hat dennoch mit ihr einerlei Endzweck Sie spricht zum innersten Gefühl, zur treuesten Ehrlichkeit des Menschen; die Übeltat kann sie auch jenseit der Gesetze verfolgen, so wie das Lustspiel die Torheit auch jenseit der Gesetze straft. Beide sind Sprecherinnen vor dem erhabensten Richterstuhl unsres Geschlechts, vor der *Humanität* selbst, und ventilieren, bescheinigen und gegenbescheinigen vor ihr auf die schärfste, freieste Weise.

Lessing kannte diesen Prozeß über die innere Ehrlichkeit eines Charakters aufs genaueste; sein *Tellheim* ist ein von allen Seiten geprüfter, militärischer Charakter; alles, was um ihn steht, was ihm begegnet, sichtet ihn das ganze Stück hindurch moralisch. Wen solche Komödien und Trauerspiele nicht bearbeiten können, der möchte durch Worte schwerlich zu bearbeiten sein.

Man rückt Lessingen vor, daß er die zarteste Weiblichkeit, das über allen Ausdruck Reizende je ne sais quoi des schönen Geschlechts nicht gekannt und solches ebensowohl in der Emilie als der Minna, der

Recha als der Orsina verfehlt habe. Sie sind, sagt man, bei ihm Kinder oder Männer, Helden oder schwache Geschöpfe. -- Ich kann über diesen Punkt nicht entscheiden. Sollte es aber keinen Unterschied geben, wie ein weiblicher Charakter im Roman und auf der Bühne erscheinen darf? Das neuere Theater ist bei allen Völkern Europas, vorzüglich Spaniern und Franzosen, aus romanhaften Erzählungen und Sitten entstanden; sollte es diese nicht ablegen dürfen? ja sollte es sie endlich nicht ablegen müssen, da diese fremde Schminke aus der wirklichen Welt teils schon verbannet ist, teils in manchem offenbar ihrer Verbannung zueilet? Das Theater der Alten kannte diese romantische Schminke nicht, und doch waren ihre Weiber Weiber.

Wie dem auch sei, in diesem Stück getraute ich mir den Charakter der Emilie, Orsina, geschweige der Claudia völlig verteidigen zu können; ja es bedarf dieser Verteidigung nicht, da sich hier alles in der Sphäre eines Prinzen, um seine Person, um seine Liebe, Treue und Affektion drehet. Wer kennt die Übermacht dieses Standes beim schönen Geschlechte nicht? und wer darf es der Emilie in *diesen* Augenblicken einer solchen Situation verargen, wenn sie den Dolch ihres Vaters einer künftigen Gefahr vorziehet? Das flatternde Vögelchen (verzeihen Sie das naturhistorische Gleichnis) fürchtet nicht etwa nur den

anziehenden Hauch der nahen großen glänzenden Schlange; es fühlet denselben schon, sieht ihren auf sie gerichteten Blick - oder ohne Gleichnis, sie glaubt sich schon umschlungen von tausend feinen Netzen lebenswürdiger Eigenschaften, weiß, wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion selbst vorm Altar störte, und wagt wie eine Heilige den Sprung in die Flut. Wie verstandvoll hat Lessing das Herz der Emilie mit Religion verwebet, um auch hier die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen! Wie überlegt läßt er den Prinzen sie am heiligen Ort aufsuchen, sie in der Kapelle vor aller Welt anreden, und stellt die schwache Mutter, den strengen, grollhaften Fürstenfeind Odoardo neben sie. Ihr Tod ist lehrreich-schrecklich, ohne aber daß dadurch die Handlung des Vaters zum absoluten Muster der Besonnenheit werde. Nichts weniger! Der Alte hat ebensowohl als das erschrockene Mädchen in der betäubenden Hofluft den Kopf verloren, und ebendiese Verwirrung, die Gefahr solcher Charaktere in solcher Nähe wollte der Dichter schildern.

So erlaube ich auch der Orsina (die notwendig mit Mäßigung gespielt werden muß) ihre Verhöhnung des Marinelli, selbst ihre höllische Phantasie im siebenten Auftritte des vierten Akts. Wenn *sie* nicht den Mund öffnet, wer soll ihn öffnen? Und *sie* darf's, die gewesene Gebieterin eines Prinzen, die in seiner Sphäre an

Willkür gewöhnt ist. Als eine Beleidigte, Verachtete muß sie anjetzt übertreiben und bleibt in der größten Tollheit die redende Vernunft selbst, ein Meisterwerk der Erfindung.

So auch das Übereilen des Plans, das Hineintappen des Prinzen und vor allem seine unbescholtene Rechtfertigung, *alles** veranlaßt, gebilligt und am Ende doch, nachdem der Plan verunglückt, nichts befohlen, nichts getan zu haben. In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolvieret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Appiani dagegen ist tot; Odoardo hat sich in seiner Emilie siebenfach das Herz durchbohret, so daß es keines Bluturtheiles weiter bedarf. Schrecklich! -*

Als ich voll dieses Eindrucks nach Hause kam, fiel Diderot mir in die Hand, und zwar folgende Stelle:

»Der Schauplatz ist der einzige Ort, wo sich die Tränen des Tugendhaften und des Bösen vermischen. Hier läßt sich der Böse wider Ungerechtigkeiten aufbringen, die er selbst begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleiden, die er selbst veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Personen von seinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck ist geschehen, und er bleibt, auch wider unsern Willen; der Böse

gehet also aus dem Schauplatze weit weniger geneigt, Übels zu tun, als wenn ihm ein ernster und strenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

Der Dichter, der Romanschreiber, der Schauspieler dringen verstohlenerweise ans Herz und treffen es um so gewisser und stärker, je weniger es den Streich vermutet, je mehr Blöße es folglich gibt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rührt, sind erdichtet: was tut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem ›Ehrlichen Manne, der sich der Welt entzogen‹, im ›Dechant von Killerine‹, im ›Cleveland‹ erregt in mir ein zärtliches Teilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend und kostet mich Tränen. - Könnte es eine unseeligere Kunst geben als die, die mich zum Mitschuldigen des Lasterhaften machte? Aber wo ist auch eine schätzbare Kunst als die, die mich unvermerkt für das Schicksal des rechtschaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und süßen Fassung, in der ich mich befand, reißet, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Höhlen zu versetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenossen der Unfälle zu machen, durch die es dem Dichter beliebt, seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen.

Wie sehr ersprießlich würde es für die Menschen sein, wenn sich alle Künste der Nachahmung einen gemeinschaftlichen Gegenstand wählten und sich einmal mit den Gesetzen dahin verbänden, uns die

Tugend liebenswürdig und das Laster verhaßt zu machen! Des Philosophen Pflicht ist es, sie dazu einzuladen; er muß sich an den Dichter, an den Maler, an den Tonkünstler wenden und ihnen auf das nachdrücklichste zurufen: ›O ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?‹ - Wird er gehört, so werden gar bald die Mauern unsrer Paläste nicht mehr von Gemälden der schändlichsten Wollust bedeckt sein; unsre Stimmen werden nicht länger die Verkünderinnen des Lasters sein, und Geschmack und Tugend werden dabei gewinnen.

Ich habe manchmal gedacht, daß man gar wohl die wichtigsten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reißen- den Fortgange der dramatischen Handlung zu schaden.

Nicht Worte, sondern Eindrücke will ich auch aus dem Schauplatze mitnehmen. Das vortrefflichste Gedicht ist dasjenige, dessen Wirkung am längsten in mir dauert.

O dramatische Dichter! Der wahre Beifall, nach dem ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja, es gibt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur die vorstellen

können, die für ihre Kunst geboren sind und es vorauswissen, wie weit ihre Zauberei gehen kann, diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehäglichkeit zu setzen, so daß Ungewißheit, Bekümmernis, Verwirrung in allen Gemütern herrschen und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen.« - -

38.

Als Swift über »Gullivers Reisen« brütete, schrieb er an Pope: »Ich habe ganze Nationen, ganze Professionen und Zünfte immer gehasset; meine Liebe gehet nur auf einzelne Personen. Zum Beispiel ich hasse die Zunft der Rechtsgelehrten, aber ich liebe den Rat N., den Richter N. N. So habe ich's (von meiner eignen Profession nichts zu sagen) mit den Ärzten, mit den Soldaten, den Engländern, Schotten, Franzosen u.f. Vornehmlich aber hasse und verabscheue ich das Geschöpf, der *Mensch* genannt, obschon ich den Johann, den Peter, Thomas u. f. von Herzen liebe. An dieses System habe ich mich (unter uns gesagt) nun viele Jahre her gehalten und werde mich immer daran halten. Ich habe Materialien zu einer Abhandlung

gesammelt, welche zeigen soll, daß man den Menschen unrecht durch ein *vernünftiges** Tier definiert und daß man bloß ein *vernunftfähiges** Tier setzen sollte. Auf dies starke und feste Fundament der Misanthropie (wiewohl nicht nach Timons Manier) gründet sich das ganze Gebäude meiner Reisen; und ich werde nimmer ruhig sein, bis alle ehrliche Leute hierüber meiner Meinung sind. Die Sache ist so klar, daß sie keinen Widerspruch leidet; ja, ich will hundert gegen eins setzen, daß Sie und ich in dem Punkte übereinstimmen.«

Diese Übereinstimmung war ein freundschaftlicher Wahn oder ein Kompliment, das der von seiner Meinung durchdrungene Swift sich selbst machte. Pope schien ihm recht zu geben, äußerte aber zugleich, daß er Maximen schreiben wollte, die Rochefoucaults Grundsätzen insgesamt entgegengesetzt wären, wogegen Swift in noch härteren Ausdrücken den »Rochefoucault« als seinen Liebling, in welchem er seinen ganzen Charakter gefunden, heftig in Schutz nimmt.

Bei Swift nämlich war diese Menschenfeindschaft nicht witzige Laune, sondern ein bitterer Ernst, wie seine Schriften, wie sein Leben es zeigt. Er hatte einen so tiefen Groll gegen die menschliche Gesellschaft gefaßt, daß selbst seine Menschenfreundschaft, seine strenge Sorge für die von der Natur und dem Staat verwahrloseten Unglücklichen sich in dies rauhe

Gewand kleidete; er schien ein Zuchtmeister, auch wenn er ein wohlwollender Freund war.

Es hieße, Worte verschwenden, wenn man über das von Swift aufgestellte Paradoxon in der Form disputieren wollte; jedermann siehet, was in ihm wahr oder übertrieben sei.

Eine andre oft aufgeworfene Frage, ob es besser sei, von den Menschen zu gut oder zu schlimm zu denken, d. i. den Menschen zu schmeicheln oder sie mit Schärfe zu behandeln, führt, wie mich dünkt, ihre Auflösung auch mit sich. Man muß keins von beiden, und eben hierin bestehet die Philosophie und Kunst des Lebens. Alle Übertreibungen sind ebenso unwahr als schädlich; meistens fallen sie auch zusammen und lösen einander auf. Young z.B., der in seiner Schrift »Über die Originalwerke« den armen Swift heftig und in der Gestalt des Menschenfreundes selbst menschenfeindlich angriff, hat sich gegen das von ihm *verehrte* Geschlecht ebenso versündigt, da er ihm in seinem jetzigen Zustande die Würde des Seraphs anschmeicheln, als Swift, da er es zum Yahoo erniedrigen wollte. Jener, um sein System zu verfolgen, ward gezwungen, den Lorenzo zu einem Teufel zu machen, damit der erdichtete Engel in sein Licht träte; dieser mußte seine vernünftigen Pferde mit allen Vollkommenheiten schmücken, die er doch nur im Menschengeschlecht kannte. Dem guten Rousseau ist es in

seinen Übertreibungen nicht anders gegangen; in der Phantasie ein Idealist fürs Gute, mußte er in einzelnen Urteilen und im Betragen des Lebens ein leidendes Kind werden.

Zwischen zwei Äußersten gibt es keinen andern Weg der Vernunft und Rechtschaffenheit als die Mittelstraße Man sage soviel Gutes, man schreibe soviel Böses vom Menschen, als man wolle; lediglich kommt's auf den Gebrauch an, den man von beiderlei Urteilen macht, wie man sie durch tätige Güte und Weisheit zusammen vereinet.

Das edlere Schauspiel der Griechen hatte zum Zweck, zwischen beiden Extremen eine weise und tugendhafte Mitte im Menschen zu befestigen; o hätten wir Menanders und Philemons Schauspiele! Die übriggebliebenen wenigen Stellen und Sprüche zeigen, daß in ihnen der Mensch von allen Seiten betrachtet und zur Lehre aufgestellt worden, wie es denn auch Terenz, der *halbierte Menander*, klar an den Tag leget:

Sprüche aus Philemon

Beschwerlich ist ein unverständiger
Zuhörer; vor dir sitzend, tadelt er
Aus Torheit nie sich selbst.

Viel leichter, eine Krankheit, als den Gram ertragen.

Der Seele Kummer wird durch Rede leicht.

Wer unter uns dort außerhalb der Stadt
Der Menschen Gräber sieht, der sage sich:
Auch jeder dieser sprach einst zu sich selbst:
»Ich werde, wenn die Zeit kommt, schiffen, pflanzen,
Die Mauer brechen und besitzen.« Jetzt
Besitzen sie ein Grab.

Ihr Götter, welch ein wohlgeartet Tier
Ist eine Schnecke. Kommt auf ihrem Gange
Sie einem bösen Nachbar nah; sie hebt
Ihr Haus und wandert weiter. Darum wohnt
Sie sorgenlos, weil sie die Bösen immer flieht.

Er ist ein Knecht, hat aber Fleisch und Blut
Wie du; denn keiner ward durch die Geburt ein
Knecht;
Unglücklich Schicksal macht zum Sklaven nur.

Ein böser Diener wird der Strafe nicht entgehn;
Du aber sei der Strafe Büttel nicht.

Dein Wort, o Freund, hat deine schöne Tat
Geschmäht; des Reichen Tat hat Bettlers Wort

vernichtet.

Rühmst du die Gabe selbst, die du dem Freunde
gabst,
So warst in Taten du ein Feldherr und im Wort
Ein Mörder.

Sprich nicht: »Das will ich geben.« Denn wer spricht,
Der gibt noch nicht und hindert anderer Gaben.

Mit rechter Unterscheidung gib und nimm.

Das kleinste Geschenk, es wird das größte,
Wenn du's *wohlmeinend* gibst.

Den Armen haß ich, der dem Reichen schenkt;
Er schilt das Glück, die Unersättliche!

Sei einem Alten, der da fehlt, nicht hart;
Ein alter Baum ist zu verpflanzen schwer.

Im Alter kommt der Reichtum uns zugut,
Er führt den Alten glücklich an der Hand.

Was grämost du dich, Freund? Du weißt es ja,
Daß, eben wenn das Glück den Menschen lacht,
Zu jedem Unglück es die Pforte finde.
Auch über keines Unglück freue dich;

Denn alles mischt und kehrt das Schicksal um.

Nie schilt das Glück. Du weißt, zu böser Zeit
Gehn auch der Götter Sachen selbst nicht wohl.

Gesundheit ist mein erster Wunsch; der zweite
Glück im Geschäft; der dritte Freude; dann
Noch *einer*: Keinem je verpflichtet sein!

Erst sieht, bewundert, dann betrachtet man
Und fällt in Hoffnung und zuletzt in Liebe.

»Sag an, wie soll ich Gott gedenken mir?«
Daß *er*, der alles sieht, unsichtbar sei.

»Was machst du, Syra? Wie befindest du dich?«
Kannst du noch also fragen einen Greis?
Ein Greis ist nimmer wohl. Man sagt mit Recht,
Und kann es sagen: »Auch der Tod ist gut.«

»Was ist es denn? warum will er mich sehn?«
Ist's, wie die Kranken, wenn der Schmerz sie quält
Und sie den Arzt erblicken, besser sind?
So der Betrübte: siehet er den Freund
Nur neben sich, gleich lindert sich sein Gram.

Auf Erden lebt kein Mensch, nicht *einer* lebt,

Der Böses nicht erfuhr, wie? oder noch
Erfahren wird. Nur wer, was ihm begegnet,
Aufs leichtste nimmt, nur der ist weis und glücklich.

Erkenne, was der Mensch ist, und du wirst
Doch glücklich sein. Hier hörst du einen tot;
Dort ist ein anderer geboren; diese
Gebar nicht, jenem ging es übel; der
Hat Husten, jener weint. Das alles bringt
Die Menschheit mit sich; fliehe nur den Gram.

Viel Unglück ist in vielen Häusern, das,
Wenn man es gut erträgt, uns Gutes bringt.

Der Menschen viele machen sich das Übel
Noch größer, als es ist. Dem starb ein Sohn;
Dem eine Mutter; dem, beim Jupiter!
Gar ein Verwandter. Nähm er's, wie es ist,
So starb ein Mensch. Das ist an sich das Übel.
Nun aber ruft er aus: »Das Leben ist für mich
Kein Leben mehr! Er ist dahin! Ich werd ihn
Nie wieder sehn!« Er sieht den Unglücksfall
Allein *in sich* und häuft auf Übel Übel.
Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie
Es an sich selbst und nicht für ihn nur sei,
Empfängt das Glück und hält das Unglück fern.

In Traurigkeit sein selbst noch Meister sein:
Dies ist's, was mich erhält und was den Menschen
macht.

Wir armen Menschen! Unser Dasein ist
Ein Leben ohne Leben. Meinungen
Beherrschen uns, seit wir Gesetze fanden,
Der Vor- und Nachwelt Meinungen. Wir suchen
Dem Übel zu entgehn und finden uns
Zum Übel Vorwand.

Wer, was er sagen soll, nicht saget, der
Ist immer lang und spräch er nur zwei Silben.
Wer gut sagt, was er saget, ob er viel
Und lang auch spräche, der spricht nie zu lang.
Sieh den Homer. Er schrieb viel tausend Worte,
Und wem schrieb er zuviel?

Wenn, was wir haben, wir nicht brauchen und,
Was wir nicht haben, suchen; ach, so raubt
Das Glück uns jenes, dieses wir uns selbst.

Gerecht ist nicht, der niemand unrecht tut;
Der ist's, der unrecht tun kann und nicht will.
Nicht der, der kleinen Raubes sich enthält;
Der ist's, der großen Raub mit Mut verschmäh't,
Wenn er ihn haben und behalten kann.

Nicht der ist's, der dies alles nur befolgt,
Der ist's, der ungeschminkten, reinen Sinns
Sein ein Gerechter und nicht scheinen will.

So viele Künste es, o Laches, gab;
Kein Lehrer, alle lehrte sie die Zeit.
Nicht Körper nur; es wachsen mit der Zeit
Auch Dinge!

Endlich den Hauptspruch:

Anthrôpos ôn, tout' isthi kai memnês' aei.

Du bist ein Mensch; das wi und denke stets daran.

39.

Neben den Griechen ist schwer zu stehen, und doch
haben auch wir Stücke, die neben ihnen stehen kön-
nen und dürfen.

Menschentugend

Die Ohren und die Herzen willig her,
Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend sei; ich lehr es, Menschen, euch!

Dem Nackenden von zweien Linnen eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen und
Von zweien Broten eins dem Hungrigen
Darreichen und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, flöss' er noch so tief im Tal.

Ihr, meine liebe Menschen, Tugend ist:
Dem Hülfedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen; seine Seele sehn
Und seinen Kummer messen; und sich freun,
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
Wer seines Kummers Überwinder war,
Erfahren lassen.

Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wüteten und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
Hinübergehen; immer, immer gut
Den Bösen sein; dem undankbaren
Mann Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter sein,

Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Teil
Vermehren, wenn und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann. Vermehrest du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sei König oder Bettler, du gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willst ihm nicht gefallen? wie? du willst
Des Guten Summe nicht vermehren? willst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, Vermehrer sein? Sei es!
Du wirst dich schämen einst und es bereun.

So unser Gleim in seinem »Halladat oder Roten
Buche,« dem wir jetzt lieber einen andern Namen
geben wollen; es enthält Blätter zum echten *Koran*
der Menschengüte. Und dieser Lehrer spricht nicht
nur, er tut auch also.

Vierte Sammlung

(1794)

40.

Neulich lernt ich in der Gesellschaft unsrer *Un-sichtbar-Sichtbaren*²⁹ einen besondern Mann kennen, der sich *Realis de Vienna* nannte. Er nahm es als Deutscher mit allen Ausländern um den Preis der Wissenschaften und des Verstandes auf und tadelte mehrere Schriftsteller Deutschlands, daß sie die Ehre ihres Vaterlandes zu sehr verkannt, Fremde zu sehr gelobt, ihnen nachgeahmt, geschmeichelt haben. - Doch Sie sollen seine Behauptungen selbst hören:

»Deutschlands Vorzug bestehet in diesen vier Stücken, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen als die übrigen vier Meistervölker zusammen in 4000 Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen, Gott habe die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen. Die griechische Weisheit kann man das alte Vernunfttestament, die deutsche das neue nennen.«

»Durch zwei Stücke wird vornehmlich ein Volk herrlich, durch *Ehrliebe* und *Verstand* zusammen; Tapferkeit und alles andre, was dazu hilft, muß durch jene zwei eingerichtet werden; aus ihnen kommt Reichtum und Macht, aus allen miteinander endlich Ruhm, den alle Welt sucht. Die Deutschen sind aus Mangel der Großmütigkeit und Landesliebe, die übrigen Europäer (außer den berühmten fünf Hauptvölkern aus Mangel der Erfinder und großen Weltweisen zurückgeblieben.«

»Verachtung kommt aus Feigheit, Niedertracht oder Dummheit; jede allein kann arm, ohnmächtig und verachtet machen Verstand aber allein oder Großmütigkeit allein machen nicht berühmt; sie müssen zusammen sein.«

»Aus Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie greulich vermehrt und verhärtet. Hierauf folgt die unsinnige Äfferei, hieraus die Verstandesverfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und deutsche Armut, fremder Nationen Reichtum, ihre Macht, Stolz, Trotz, ihre Verleumdungen und der Deutschen Verachtung, das Märchen von der deutschen Dummheit, unsre Bettelei, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stetiges Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsre eigne Unkosten gepeitschet werden,

Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Vertauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Lüderlichkeit und Blindheit. Alles dies hängt aneinander am Märchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt.«

»Dies Märchen scheuet man sich ins Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangel der Wahrheitliebe, Seltenheit des gesunden Urteils, endlich aus Mangel der Geschichtkenntnis. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfern u. f. Dies beweiset man, statt Erfinder anzuführen, mit Schulmeistern, Pfarrern, Sprachkünstlern und geduldig schwitzendem Volk, welche Fleiß für Verstand halten, mit Stopplern und Ausziehern, woraus eben die Ausländer unsre Dummheit beweisen wollen. Wir haben nicht einmal das Herz, unsre Erfindungen wider die Ausländer zu verteidigen; sobald sich derselben eine einer zuschreibt, so ist's damit aus, sie ist verloren.«

»Was geht mich ein hochbegabt Volk oder der tugendhafteste Mensch der Welt an, wenn er mich schändet? Ich habe die Briefe von seiner Tugend, wenn er mich verleumdet. Tugend muß man zwar auch am Feinde loben, wo es der Wahrheit Ehre

fodert; sonst aber muß man von seines Feindes Tugend stillschweigen, sonderlich wo sein Lob uns Schaden bringt. Doch wird ein Tugendhafter hochbegabte Leute nimmer schimpfen.«

»Bescheidenheit wird nur gegen ehrliche Leute erfordert; Irrende muß man unterrichten, nicht schimpfen mit harten Worten; Bosheit aber muß mit Beschämung gestraft werden, Unterricht hat da keine Statt. Will man vorsetzliche Bosheit ehrerbietig unterrichten, den Wolf bitten, die Schafe nicht zu fressen, so wird Bosheit durch die Ehre gestärkt und andre zu gleicher Bosheit gereizt; ›bonis nocet, malis qui parcit‹.«

»Wie unzeitige Barmherzigkeit der ärgste Grimm ist, so stiftet unzeitige Ehrerbietung weit mehr Unglück als unnötiger, allzu großer Zorn. Der Pöpstler mörderischer Eifer hat mit Geißeln, Martern, Brennen die Welt nicht so verderbt als die heimliche Herrschsucht der bescheidenen Höflichen, der heiligen Heuchler tückische oder dumme Sanftmut. Wie die abgedroschne Predigt von der *Freiheit* eine Eitelkeit ist, so ist's mit dem Senf der *Bescheidenheit* ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger sich nicht kehret. Den Betrüger einen Betrüger zu nennen gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, sondern auch mit zur Freiheit; es ist eine notwendige Sache.«

»Unsre Ehrenretter, wenn sie am eifrigsten sind,

werfen den Franzosen die lächerlichsten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Also, wenn sie ihnen heftig wehe tun und sie mit Vorhaltung grober Fehler recht demütigen wollen, so zählen sie her, wie hie und da ein Franzos Wittenberg, Altdorf, Rostock nicht gekannt und diese Städte für Personen gehalten. Nun ist zwar der Fehler grob genug, immittelst weil solche Unwissenheit aus Stolz und Verachtung unser herührt, warum wollen wir damit ihre Dummheit beweisen? Ihre Sachen wieder verachten, nicht bewundern, anbeten, geschweige für Millionen kaufen, ihnen Urteil- und Sinnigkeitfehler, Erfindungsmangel und Dieberei vorhalten, war die rechte Rache; diese kann demütigen. Wie werden wir sie damit demütigen, woraus sie Ehre suchen, nämlich aus Verachtung der deutschen Sachen, woran wir selbst schuld sind, weil wir unsre Sachen selbst verachten.«

»Die Ausländer halten's für den ärgsten Spott, uns etwas nachzutun, das hernach an ihnen *unser* hieße, viel weniger werden sie es mit Prahlerei tun und uns dabei herausstreichen. Nehmen sie etwas von uns an, so tun sie es verstohlen, schämen sich der Annahme und Nachahmung und leugnen, daß es *unser* sei, mit Zorn und Gift. Und der Deutschen Ehre soll die Affenkunst der Nachahmung sein und bleiben?«

»Lernen ist eigentlich der Kinder Amt und Eigenschaft, daher Kinder der Strafe unterworfen sind; sie

müssen gehorchen. Erwachsenen Leuten ist's gar unanständig, lernen sollen, was sie selbst können sollten; weit unanständiger aber ist in einem ganzen Volk, einem andern Volk zu gehorchen. Nachahmen gehört entweder zum Lernen oder zur Knechtschaft.«

»Der Schüler ist allezeit unterm Lehrmeister, der Erfinder hat die Ehre vorm Nachmacher; Erfindung macht Naturherrn, Nachahmung Naturknechte.«

»Wenn ein ganz Haus mit allen Hausgenossen, alt und jung, sich gegen seinen Nachbar so anstellte, der Mann ahmete dem Nachbar, die Frau der Nachbarin, Töchter, Söhne, Knechte, Mägde ahmten den Töchtern Söhnen, Knechten, Mägden des Nachbars nach, würde nicht die ganze Stadt sagen: ›Das Haus ist voll Narren, die drin wohnen, sind alle unsinnig?‹ Und trieben sie die *Haserei* nur aus Unbedachtsamkeit, würden nicht alle Kinder auf der Gasse von diesen tollen Klugen als Nichtswürdigen zu reden wissen? Was würde man aber sprechen, wenn diese Nachahmer den ersten noch Geld dazu geben, daß sie derselben Narren sein dürften? Von einem ganzen Lande nun ist es noch niedriger.« - -

In dem Ton sprach Realis de Vienna weiter. Er zeigte, daß die Nachahmung, zumal der Franzosen, den Deutschen schädlich und verderblich sei; durch sie versaure und verroste der Verstand, man versuche nichts und verzage an eignen Kräften. Mit

Nachahmung sein die welsch-französischen Laster zu uns gekommen. Wir hätten das Nachahmen nicht nötig; ja, man müßte den Deutschen auch in nützlichen Dingen die Äfferei nicht zulassen, weil keine Grenze bestimmt werden könne, was, wieviel, wie weit nachzuäffen sei. Der Deutsche sei beim Nachahmen ungeschickt u. f. - Was dünkt Ihnen zu diesem Autor?

41.

Realis de Vienna ist keine erdichtete Person. Er lebte zu Anfange unsres Jahrhunderts, da die Kultur der höheren Wissenschaften durch Leibniz auch in Deutschland neuen Platz gewann; zugleich aber hatte sie damals mit dem elendesten Pedantismus der *Hof- und Schulhasen* (wie Realis sie nennt) zu streiten. An Höfen blühet eine französische Galanterie, von der wir uns kaum noch einen Begriff machen können; einige Schulpedanten wollten den Hofgecken nachahmen, so entstand die talandrische, die menantische, die weisische Schreibart. Der verdienstreiche Christian Thomasius selbst konnte sich diesem sinkenden Boden nicht entziehen und ward in manchem ein *Hofphilosoph*, allerdings nicht im besten Geschmack. Die Literargeschichte, die damals auch im Gange war,

hinkte dem allgemeinen Geschmack nach, schmeichelte den Ausländern; der Schall von Ludwig XIV. hatte die Welt erfüllet, und in den deutschen Glocken sausete er in massiverem Ton um so länger nach.

Da erkühnte sich nun dieser Realis de Vienna, den Hof-* und Schulfüchsen deutscher Nation entgegenzusprechen, und schrieb eine »*Prüfung des europäischen Verstandes durch die weltweite Geschichte*«. Er schrieb sie; ich zweifle, daß sie je gedruckt worden. Das Manuskript muß sonderbare Schicksale gehabt haben; denn in der vorliegenden Schrift »Nachricht von Realis, de Vienna Prüfung« werden sonderbare Umstände lautbar. Die Handschrift (so sagt der Verfasser) sei 21 Jahre umhergegangen, seitdem sie Prof. Adam Rechenberg in Leipzig (Christian Thomassens Schwager) dem Buchführer im Jahr 1693 entführt. Dieser habe sie unter seinen Bekannten herumgeschickt, andre auch von dieser Sache zu schreiben angereizt, endlich sie Reimann übergeben, der den Kern seiner Literaturgeschichte Deutschlands ganz, aber äußerst kraftlos und unvollständig aus diesem Werk genommen und nur die elenden kindischen Schalen dazu getan habe u.f. Auch Kasimirs »Kanonik,« glaubt er, sei aus seiner sogenannten »Vernunft-erstattung« gezogen u.f.

So anmaßend dies alles klingt, um so mehr verdiente das Werk und die Behauptung des Verfassers

Aufmerksamkeit und Prüfung. Was er über Reimanns Geschichte, über Thomasius' »Hofphilosophie,« über den Streit zwischen Leibniz und Newton, über den Ursprung der Journale, die Sprachenmischerei, über die Nachahmungssucht und Demut der Deutschen gesagt hat, ist jetzt unser aller Urteil. Die Zeit hat darüber entschieden, und dieser unbekannte Gabriel Wagner³⁰ (ein Magister der Philosophie aus Quedlinburg, der viele Universitäten besucht hatte und in seinem Leben zu nichts kommen konnte) ist in mehreren Urteilen seiner Zeit so mächtig vorgeschritten, daß man es bewundert, wie sehr die Stimme der Wahrheit oft aufgehalten werden könne und wie langsam die Zeit schleiche. Seine »Prüfung des europäischen Verstandes« (der Beschreibung nach ein ausführliches Werk) muß seinem Inhalt nach um so merkwürdiger sein, da er nicht etwa nur die Hof- und Schulfüchseereien verachtet, sondern auch den reellen Wissenschaften, der Mathematik, Philosophie, den höheren und nützlichen Erfindungen der Völker seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheint. Wenn also seine unterdrückte Handschrift sich irgendwo noch auffände (und ich zweifle daran um so weniger, da sie durch viele Hände gegangen ist und wahrscheinlich mehrere Abschriften veranlaßt hat), so wäre, mit Auslassung alles dessen, was für uns nicht mehr dienet, eine geläuterte Bekanntmachung derselben zu

wünschen. In der Nachricht, die vor mir liegt, wurde das Werk bei Frobösen in Greifswalde liegend angezeigt und jedermann aufgefordert, es mit Verlag oder anderer Hülfe zu befördern; die damaligen Lichte Deutschlands mochten dieser Beförderung nicht hold sein, und so blieb es begraben. Mir wäre es kein unangenehmes Postpaket, wenn mir eine Fee dies irgendwo gewiß totliegende Mskr. oder eine Nachricht davon zuschickte.

Denn außer dieser »Prüfung des europäischen Verstandes« gedenkt der Verf. noch einer andern Schrift: »Geheimstube oder Velledenblätter,« 1692 in vier Büchern entworfen, deren Inhalt in manchem sonderbar genug ist.

A. Die *Vernunfterstattung* (die Europäer von der Viehheit, Quackerei und Aberglauben wieder zur Menschheit zu bringen und ihnen die fünf Sinne zu erstatten). Statt der Kapitel zeichne ich bloß einige Grundsätze aus:

1. Es gibt Gewißheit; der Mensch kann viel Wahrheit wissen.
2. Alle Gewißheit und Klarheit kommt aus rein mathematischem Grunde.
3. Zur Wahrheitforschung braucht's keiner ersten allgemeinen Wahrheitsquelle (keines principii primi).
4. Wahrheit ist heilsamer als Erdichtungen. (Diese

Aufgabe, sagt Wagner, mit ihren Beifügungen ziehet ungewöhnliche neue Sätze nach sich und ist der Grund fast einer neuen Weltweisheit, die den Descartes, Hobbes, Spinoza, Pufendorf, Leibniz verbessert.)

5. Aus Wahrheit folgt nimmer Unwahrheit, aus dieser nimmer Wahrheit.

6. Alle Unwahrheit kann widerlegt werden, sie sei so subtil sie wolle.

7. Der Wahrheit Tür, Ursprung und Boten sind die Sinne.

8. Es ist nur *eine* Vernunft.

9. Vernunft irrt nimmer. Klugheit und Wahrheitfindung entspringen beide aus der Natur, Gütigkeit und Übung, nicht aus Lehrsätzen und Unterricht. Diese sind ein äußerlich geringer Vorteil und Erleichterung dazu, geben aber weder Wahrheit noch Verstand. Wenn man sie für unentbehrlich ausgibt, sind sie der Schulfüchserie Merkmal.

10. Der Mensch ist nicht vernünftig, doch nicht ohne Vernunft.

11. Des Menschen Vorzug vorm Vieh ist allein die Vernunftdämmerung.

12. Der Wille beherrscht den Menschen in allem, die Vernunftdämmerung in nichts.

13. Sinne verführen; Aufrichtigkeit und Vernunftdämmerung sind die innern Mittel zur Wahrheit.

14. Die Natur ist nicht verderbt, nicht Gottes Feindin. Sie ist Gottes Buch, der Vernunftschein Gottes Licht; nach ihnen muß man alles erklären.

15. Aberglaube ist kein Mittel zur Wahrheit.

16. Naturkünste machen aufrichtig, Schulkünste stolz und grausam.

17. Man soll alles, so viel möglich, nach der Natur erklären.

18. Lust zu Natursachen ist ein Merkmal der Großmütigkeit.

19. Stolz und Dummheit sind aller Laster und alles Unglücks Ursach.

20. Weisheit besteht nicht in Eigennutz; ihr Ziel ist eigentlich allein Wahrheit. (Ob aber Aufrichtigkeit allein mit Wahrheit ohne Nutz zufrieden sein soll und ob Wahrheit ohne allen Nutz sein könne, sei eine andre Frage.)

21. Alle Weisheit beruhet auf vier Wissenschaften, alles andre, was zu selbigen nicht gehört, gehört zur Schulfüchseriei.

22. Die deutschen Handkünste zeigen Verstand, die ausländischen Fleiß, Geduld, Geiz und Stolz.

23. Ein Unchrist ist kein Ungötter (Atheist).

24. Viele Leute, insonderheit die Gelehrten, merken ihre eigne Bosheit nicht, viel weniger ihre Dummheit.

25. Einer siehet oft mehr als alle Schulen und das

ganze Land.

26. Lehre artet den Verstand; den Willen greift sie nicht an.

27. Lehren ist nötig, auch beim stoischen Glauben.

28. Der mathematische Lehrweg ist nicht der beste; der werkkünstige Lehrweg allein findet die Wahrheit.

29. Sittenlehrige Absichten verderben die Naturkundigung.

30. Die Reisen in barbarische Länder sind nützlicher als in die Hasenländer zu den freundlichen Mördervölkern.

II. *Der Naturglaube.*

III. *Der Schulen Papsttum.*

IV. *Umbildung der Staatskunst* nach folgenden Grundsätzen:

1. Gegen Natur- und Staatskünste sind alle andre Künste Kinderpossen; die Naturkundigung ist aller andern Künste Meer und Kaiserin.

2. Äußerliches oder Hofsittenwerk ist Wahnwerk, ein frei willkürlich Werk; was man für schön und häßlich setzt, ist schön und häßlich.

3. Das Märchen von der Ausländer Klugheit und Deutschen Dummheit ist allein aus der Deutschen Geduld und der Ausländer Prahlerei entstanden.

4. Man kann fast sagen, daß weder Liebe, Geld noch Stolz so stark sei als der Deutschen Geduld und Demut. Der Gemütsunadel löscht in uns die Menschheit, die allgemeine Empfindnis, Selbstliebe und Selbsterhaltung ganz aus.

5. Angenommene Großmütigkeit würde das ganze Märchen in zehn Jahren umkehren.

6. Verstandesehre geht über alle Ehre, ist aller andern Ehre Grund, also nicht in den Wind zu schlagen.

7. Eines Volks Ehre hängt größtenteils an seiner Muttersprache; diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Über sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern als über der zartesten Liebsten Ehre.

8. Mit Landsleuten muß man's, als mit Verwandten seines Geschlechts, nicht genau nehmen, gegen Ausländer alles hoch spannen u.f.

Ein Wort noch von der Deutschen grandezza, vor welcher der Gegner unsres Realis seine Landsleute warnen wollte. Realis sagt dagegen:

»Die Deutschen, die gutherzigen Zigeuner, die armen Affen, die ewigen Schüler, von der grandezza wollen abhalten ist ärger, als die Schafe vom Grimm, die Pferde vom Fleischfressen abmahnen. Mahne die Spanier von der grandezza, die Italiener von der Herrschsucht, die Franzosen von der Prahlerei ab; mit den Deutschen darfst du dich nicht bemühen. Der Mangel nötiger grandezza oder Ehrliche ist eben die

vornehmste Ursach des übeln deutschen Namens.«

»In Deutschland wohnt aller Verstand außer Schulen; bei den Ausländern zuweilen in Schulen. Bei diesen sind oft die Gelehrten die Klügsten; in Deutschland ist's umgekehrt. Das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allezeit; die Vornehmen sind schulfüchsisch, prangen mit statu quo und sind selten klug.«

Ich lege das Buch bei und bitte, daß Sie die Jahrzahl nicht unbemerkt lassen. Es ist 1715 gedruckt, mich wundert, daß, da die Schriften, die es ankündigt, zwanzig Jahre vorher geschrieben waren, Leibniz unsers sonderbaren Autors nirgend erwähnt.

42.

Verzeihen Sie, daß ich Ihren Realis de Vienna nicht auf einen so tragischen Fuß nehme, als er in den Bedrängnissen seines mühseligen Lebens den Ton anstimmte. Sollten wir umsonst ein Jahrhundert später leben, in welchem sich manches entwickelt hat, das *er* nicht wissen konnte?

Man sagt gewissen Landsleuten nach, daß, ehe sie ihre Landsmannschaft nennen, sie ein Entschuldigungskompliment vorbringen, daß sie die sein, die sie sind. Unser Autor wird das für niederträchtig halten;

wenn es indes gegen stolze Nationalverwandte gesagt würde, so möchte hinter dieser Demut ein Spott liegen, dem ich fast beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen sowie den Geburts- und Adelsstolzen für den größten Narren.

Was ist Nation? Ein großer, ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Torheiten und Fehlern sowie von Vortrefflichkeiten und Tugenden ohne Unterscheidung annehmen und, wenn es eine bloße Meinung von Seelenkräften oder Verdiensten gilt, für diese Dulcinea gegen andre Nationen den Speer brechen? Lasset uns, soviel wir können, zur Ehre der Nation beitragen; auch verteidigen sollen wir sie, wo man ihr unrecht tut (in welchem Falle damals unser Verfasser war); sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung.

Wir Deutschen wollten uns mit den Griechen vergleichen? Und welches wäre der genau bestimmte, der unverfälschbare Maßstab? Und wer wäre der unparteiische Richter?

So auch mit andern Nationen. Die Natur hat ihre Gaben verschieden ausgeteilt; auf unterschiedlichen Stämmen, nach Klima und Pflege, wachsen verschiedene Früchte. Wer vergleiche diese untereinander oder erkenne einem Holzapfel vor der Traube den Preis zu?

Vielmehr wollen wir uns wie der Sultan Soliman freuen, daß auf der bunten Wiese des Erdbodens es so mancherlei Blumen und Völker gibt, daß diesseit und jenseit der Alpen so verschiedene Blüten blühn, so mancherlei Früchte reifen! Wir wollen uns freuen, daß die große Mutter der Dinge, die Zeit, jetzt diese, jetzt andre Gaben aus ihrem Füllhorn wirft und allmählich die Menschheit von allen Seiten bearbeitet.

Denn es scheint sowohl geistige als physische Notwendigkeit zu sein, daß aus der Menschennatur mit der immer veränderten Zeitfolge alles hervorgehört werde, was sich aus ihr hervorlocken läßt. Mithin *müssen* mit der Zeit Kontrarietäten ans Licht kommen, die sich endlich doch auch in Harmonie auflösen.

Offenbar ist's die Anlage der Natur, daß wie ein Mensch, so auch ein Geschlecht, also auch ein Volk von und mit dem andern lerne, unaufhörlich lerne, bis alle endlich die schwere Lektion gefaßt haben: »Kein Volk sei ein von Gott einzig auserwähltes Volk der Erde; die Wahrheit müsse von *allen* gesucht, der Garte des gemeinen Bestens von *allen* gebannt werden. Am großen Schleier der Minerva sollen alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken.«

Den Deutschen ist's also keine Schande, daß sie von andern Nationen, alten und neuen, lernen. Das

alte Vernunfttestament, wie der Autor die Weisheit der Griechen nennt, ist gewiß nicht verjährt, noch durch die Weisheit der Neuern unkräftig gemacht worden.

So darf sich auch kein Volk Europas vom andern abschließen und töricht sagen: »Bei mir *allein*, bei mir wohnt *alle* Weisheit.« Der menschliche Verstand ist wie die große Weltseele, sie erfüllt alle Gefäße, die sie aufzunehmen vermögen; belebend, ja selbst neuorganisierend, dringt sie aus allen in alle Körper.

Hätte Realis nötig gehabt, den Deutschen so oft unzeitige Geduld, ja Niederträchtigkeit schuld zu geben, wenn die Großmut, die er zu ihrem Vorzuge machen will, ihr eigenster Charakter wäre? Kann jahrhundertlang ein Volk seinen Charakter dergestalt verkennen, daß es beinah immer im entgegengesetzten handelt? Lasset uns nicht sagen: »Hindernisse haben ihn unterdrückt.« Im weiten Inbegriff der Zeit kennt ein Volk keine unübersteigliche Hindernisse; es muß zu dem gelangen, was es sein soll.

Käme das Mskr., wovon wir reden, in unsre Hand, so würde es dadurch am meisten belehrend, was wir nach Ablauf eines Jahrhunderts in ihm ausstreichen oder hinzusetzen müßten. Wir würden sehen, wohin sein Verfasser den Kranz für Deutschland gesteckt und wiefern es währenddessen diesen oder einen bessern erreicht habe.

Das gefällt mir an unserm Autor, daß er, wenn auch mit Übertreibung, die Schulwissenschaften von den Lebenswissenschaften, die Naturkünste von Wortkünsten, den tüchtigen Verstand in Wirklichkeiten vom bloßen Fassonieren der Begriffe absondert. Wäre dieser Gesichtspunkt in seinem Werk scharf genommen und festgehalten, so hätten wir in ihm Materialien zu einer *Geschichte des praktischen deutschen Verstandes*, wie wir sie im ganzen verflossenen Jahrhunderte nur hie und da teilweise erhalten haben.

31

43.

Während Sie, m. Fr., um den Ruhm der Nationen wetteiferten, war ich in der Versammlung der blühendsten Völker der Erde. Alle standen friedlich nebeneinander, jedes Geschlecht, jede Art, jede Gattung in ihrem eignen Reiz und Charakter. Keine neidete, verfolgte die andre; unter dem blauen Bogen des weiten Himmels genossen alle das goldene Licht der Sonne, die Balsamkräfte der erquickenden Luft, des Tauens und Regens. Als ich mit süßem Staunen sie ansah, sang eine Stimme:

Flora, dich feiert mein Hymnus, du schönste, doch

seltner als deine
Schwestern, des hohen Olymps Bewohnerinnen,
gesungen!
Jauchzend gebar dich die Erde dem alten chaotischen
Winter,
Dich, du Erstling und Stolz und Wonne der fühlenden
Schöpfung.
Selig priesen sich einst in deiner Götterumarmung
Jupiter Pluvius selbst und Hyperions heilige Stärke.
Ihnen gebarst du Proserpinens Mutter und später
Pomona,
Beide schön; doch schöner als beide die blühende
Mutter.

Und eine andre Stimme antwortete:

Flora, du kleidest die Erde mit hellem smaragdnen
Gewande,
Schön durchwebet und bunt mit Farben des
himmlischen Bogens.
Prächtig glänzt in der Nacht der Sterne funkelnder
Gurt hin,
Welcher den blauen Talar des alten Cölus umwaltet;
Aber noch reizender geht am offenen Tage die Tellus,
Von dir, Flora, geschürzt mit leichtem
Blumengehänge.

Und es war, als versammelten sich die Genien der
verschiedenen Erdezonen. Eine Stimme sprach:

Zahllos ist die Menge der blumentragenden Pflanzen.
Die am säugenden Busen der allernährenden Mutter
Mit der oberen Fläche der vielgebildeten Blätter
Trinken der Sonne Licht, den nächtlichen Tau mit der
untern.

Von den beschneiten Gebürgen der nordischen langen
Polarnacht

Bis zur erdumgürtenden Zone des heißen Äquators
Ist kein Raum so gering im weiten Gefilde der
Schöpfung,

Keine der Alpen so steil und keine der Steppen so
sandig,

Daß sie nicht nähere Geschlechter der Pflanzen, der
Lage geeignet.

Pflanzen überweben das Bett der Quellen und Ströme;
Andre nähret der *Rhein* und andre der *Orellana*.

Selbst in den finstern Tiefen des erdumgürtenden
Weltmeers,

Wo kein Orkan sie empört, wohin kein Blei je
hinabsank,

Scherzen in weiten Fluren, umwallt von ragenden
Hainen

Seltsam gebildeter Pflanzen, die Herden der

Amphitrite.

Eine Schwesterstimme nahm das Wort auf:

Sterbliche haben gewöhnt zu zählen die Kinder der
Flora,

Ihre Geschlechter zu ordnen und ihre Namen zu
nennen;

Zwar, wer hat sie besucht, der Ostwelt grünende
Wüsten?

Wer die Quellen des Ganges und siebenarmigen
Nilus?

Wer die geheimern Fluren der Oceaniden des
Aufgangs?

Ihre Gestade beschiffeten Wuchrer; der forschende
Weise

Seltner. Und wer sah sie, die Kränze der Nereiden,
Wenn sie die grünlichen Locken umwinden im
Schoße des Weltmeers.

Wer hat je die Flechten, wer hat die Moose gezählet,
Deren Frühling beginnt, wenn Fröste den Herbst
entblättern,

Deren üppiger Wuchs die Scheitel ätherischer Alpen
Da, wo sie Flora verläßt, mit tausend Farben
bekleidet?

Hier unterbrach eine sichtbare Szene die

Unsichtbaren Ein Jüngling trat aus der Laube hervor und umwand das Haupt seines Lehrers mit einem Kranz von Blumen, die alle ihm geweiht waren und in der Geschichte der Pflanzen seinen unsterblichen Namen tragen. Er begleitete sie mit Worten der innigsten Herzensverehrung in den erlesensten Bildern und zog sich bescheiden zurück.

Und von neuem erwachten Gesänge von der *Vermählung* und der nach Jahreszeiten geordneten *Entwicklung* der Blumen. Menschenfreundliche Genien sangen also:

Flora, wo deine Hand mit hymenäischem Bande
Nicht im Lenz vermählte der Tellus zahllose Kinder,
Trauret umher die Natur in nahrungentbehrender Öde.
Wein- und gesanglos schleicht Autumnus; es darbet
Pomona;

Nichtiges Stroh entfaltet der Fackel des Sirius Ceres;
Traurig stehet der Hain, der chaonischen Eicheln
entbehrend:

Denn es ergrauete schon im April die Hoffnung des
Jahres.

Glücklich ist der Hirte, der durch gesicherte Habe,
Der, durch leitende Weisheit und Güte des Staates
veredelt,

Lernte der Emsigkeit Wert und zukunftsahnende

Vorsicht.

Ihn ergreifen mit eisernem Arm des darbenden Jahres
Schrecken nimmer; es spendet ihm nicht, wie dem

übrigen Zugvieh,

Schlechte, kärgliche Kost der unfreiegebige Fronherr.

Ihn treibt nicht der Hunger aus tränenloser Despoten
Ländchen, aus Deutschland hin zu des fernen

Astrakans Öden.

Siehe, der reiche Gewinn von tiefer geackerten eignen
Saaten und üppiger Wiesen sich stets erneuernder

Kleewuchs

Blieb ihm von besseren Jahren. Er teilt den Überfluß

willig

Mit dem hilflosen Volk angrenzender Sklavenländer;

Aber die Treue des Jahrs und der wiederkehrenden

Monden

Milder Geschenk ersetzt ihm bald den vergessenen

Mißwachs.

Eben, als ich noch wünschte, daß die Unsichtbaren
diese Worte in aller Fronherren Herz singen möchten,
weckte mich ein sanfterer Laut. Er sang die allmäh-
lich anbrechende Zeit des Blumenfrühlings:

Sieh! im wärmeren Strahle der rückwärtskehrenden

Sonne

Freut sich die Blumengöttin bei ihrer Kinder

Entwicklung,
Öffnet die Kelche der Blüten und schmückt die
bräutliche Tellus.
Zwar es entfalten früher die Schattengewächse der
Haine,
Eh sie das Laub bedunkelt mit seiner kühlen
Umwölbung,
Ihre zärteren Blumen dem ersten Strahle des Lenzes.
Blaue *Hepatika*, dich und das herzerfreuende
Veilchen,
Euch erziehn die Dryaden zu ihren frühesten Kränzen.

Sie durchweben ihr Blau mit dem Golde des
Frühlings-Krokus
Und mit den Silbersternen der *Anemone der Haine*;
Früher blüht der *Helleborus*, früh die duftende
Daphne,
Und der *Aurikeln* Geschlecht, verpflanzte Töchter der
Alpen.
Aber die späteren Blumen verschließen die duftenden
Glocken
Noch dem nächtlichen Froste, dem Störer ihrer
Befruchtung.

Wärmere Lüft' umatmen den üppiger schwellenden
Frühling;
Wenn, von den *Horen* umtanzt, der Wagen des

Sonnengottes

Steileren Pfades rollt an dem hohen Bogen des
Äthers,

Wenn in dem jungen Laube die Vögel sich alle
begatten,

Wenn in den lauen Bächen sich paarend verfolgen die
Fische,

Öffnen die Blumen sich auch der allbefruchtenden
Liebe.

Bräutlich pranget im weiß- und rötlichen Kleide der
Obstbaum,

Wärmende Sonnenblicke, sanft wechselnde
Regenschauer

Überweben mit tieferem Grün, mit dichteren Blumen
Sonnlichte Gipfel und duftende Wiesen, in welchen
sich zahllos

Wankende Blumen mit Blumen, mit Gräsern Gräser
vermählen.

Hymen herrschet im Hain; es neigen sich
liebesehnend

Weibliche Blütenzweige zu männlich befruchtenden
Ästen.

Siehe, der Tannenwald raucht! Es öffnet die feuchte
Nymphäa

Über den Wellen den Schoß der zeugungfördernden
Sonne.

Feuerfarbener *Mohn* und blütenbestäubter *Weizen*

Taumeln untereinander, verweht mit blauen *Cyanen*;
Honigsuchende Bienen und laue Lüfte befördern
Ihren geheimen Bund; doch keine der Arten verwirrt
sich.

Liebetrunken schlug die Nachtigall einzelne Töne
in diese Beschreibung. Und sie fuhr fort, als eine
andere Stimme die Vermählung der Blumen von denen
Geschlechtern besang,

- bei denen dieselbe Korolle
In dem ambrosischen Bette voll Honigs und
stärkender Düfte
Mit den befruchtenden Männern die weibliche
Zeugungskraft einschloß,

bis zu jenen getrennten Geschlechtern, wo oft

Kaum erreichbar ist der Liebesbund der Getrennten.
Also entfaltet umsonst die weibliche, unvermählte
Palme die Blütentrauben in schattenentbehrender
Wüste.

Aber der Araber holte, der schmachtenden Braut sich
erbarmend,

Oft aus fernen Hainen befruchtende Palmenblumen.
Öfter bringt ein behaartes Insekt und auf
goldgefleckten

Federn ein Kolibri, gebadet im Blumenstaube,
Die befruchtende Kraft des meilenentfernten Gatten.

Ernster wurden jetzo die Töne; liebeichwarnend
und tröstend sangen die Genien von *schädlichen* und
heilenden Kräutern:

Weise hast du, Natur, der Pflanzen Erzeugung
geordnet,
Gütig und weise die Kräfte der erdeverschönernden
Pflanzen.

Nicht der Schüler allein der rettenden Göttin Hygea
Kennt sie, die heilenden Kräfte der aromatischen
Staude,

Fern am *Ganges** geholt und vom Haupte der
Cordilleras

(Oft verkannt an Ufern der vaterländischen Bäche);
Sichrer weiß der Wilde die schmerzenlindernde
Wurzel

Und den geheimern Stand der fieberheilenden Rinde.
Aber er kennet sie auch, die tötenden Gifte der
Pflanzen,

Kennt der *Euphorbien* Kraft und der giftigen
Mancinella,

Die den geflügelten Pfeil mit dem schnellsten Tode
bewaffnet.

Friedlicher Hütten Bewohner! Die ländlichen Gärten

umblühn auch
Tötende Kräuter zuweilen, vermischt mit nährenden
Pflanzen.
Zwar es meidet das Vieh den *Schierling*, des
Equisetum
Und der *Cicuta* Berührung; es meidet die
Wiesenranunkel,
Durch den eignen Instinkt vorm herben Tode
gesichert.
Aber zu oft verkannte der harmlos spielende Knabe
Falbes *Stramonium*, dich, und die Beere der
Belladonna,
Der frühblühenden *Daphne*, der rankenden
Dulcamara.
Tötet sorgsam, ihr Hirten, die Pflanzen; des blauen
Napellus
Stauden, tötet sie auch und der vielarmigen
Wolfsmilch.

Ebenso menschenfreundlich nannte die Stimme die
bekanntesten heilenden Kräuter:

Heilend ist der *Holunder* an Früchten, Blüten und
Rinde,
Sanft auflösend der *Mohn* und die rosenfarbnen
Althäen.
Blaue *Veronica*, dich und die Kerze des hohen

Verbaskum,
Des *Taraxacon* Gold, der wuchernden *Graswurzel*
Aufguß,
Herber *Zichorien* Saft und des *Löffelkrauts* bittere
Blätter,
Eure lindernden Kräfte verkennt der weisere Arzt
nicht,
Sorgsam wählend; es sind des Bescheidneren
Heilungsmittel,
Einfach wie die Natur, und Deutschlands Himmel
erzeugt sie.

Der Inhalt dieser Gesänge dünkt mir so schön, daß ich Sie nicht zu ermüden fürchte, wenn ich Sie noch einmal davon unterhalte. Auf Wiesen und Auen, in Gärten und Feldern blühet der Menschen Gesundheit, Nahrung und Glück; da erholet, da erquickt sich die Seele. Ihr Realis hat recht: »Lust zu Natursachen ist ein Merkmal der Großmütigkeit. Naturkünste machen aufrichtig, Schulkünste stolz und grausam.«

Aromatischen Balsam entatmen die Pflanzen der
Hügel.

Duftende *Kalamintha*, der blaue *Salbei* und der
Thymus

Und die *Melisse* sind Bienen auf sonnichten Bergen
ein Labsal,

Wo sich der *Rosmarin* vermählt mit hohem *Lavendel*;
Jenen Blüten entwenden sie narbonensischen Honig
Und den fernher atmenden Nektar Hymettus' und
Hyblas.

Aus der Laube erscholl die Stimme:

Aber wer kennt sie alle, die Kräfte der Heilsamen
Pflanzen,

Oft vergessene Kunde der sorgsam forschenden
Vorzeit

Oder nach Säklen Erfindung der Dioskoriden der
Nachwelt?

Und der Genius antwortete:

Wenn, von alten Systemen entfesselt, bescheidner der
Forscher

Einst von Hirten auch lernt und ergrauenden
Alpenbewohnern;

Auch den Bergmann verschmähet er nicht und des

Gemsenjähgers

Nicht stets fabelnde Kunst und angeerbtes Geheimnis;
Siehe! dann werden Contoure der Anmut mit

Farbenverschwendung

Blumenfreunde nicht fesseln allein; der *Genzianella*
Tiefgesättigtes Blau, der *Lobelia* flammende Röte,
Noch der Purpur und Safran der strahlenden

Poinciana,

Nicht der *Aurikel* Samt und die Strahlen der

Ringelblume

(Wenn sie die goldenen Augen dem tauenden

Morgenrot aufschleußt)

Fesseln allein nicht mehr der Flora sammelnden

Günstling.

Tätige Weisheit umstrahlt des menschenfreundlichen

Forschers

Wärmere Seele, zu nützen mit Mut dem

Menschengeschlechte.

Jetzt erhob sich Linneus Urberg der Schöpfung vor
mir, auf welchem vom Gipfel an bis zur niedrigsten
Tiefe alle Gewächse blühen, deren Fruchtsaub seit-
dem über die ganze Erde verweht ist:

Reich seid ihr an Pflanzen von mannigfaltigen

Kräften,

Quellentrunkene Täler und sonnige Hügel der Alpen.

Neben dem *Akonit* entfalten die *Genzianen*,
Töchter desselben Hügels, die heilenden

Safranglocken

Siehe! den Teneriff und den Flammengipfel des Ätna,
Kaukasus' Felsenhaupt, dich, höheren Chimborasso,
Decket ewiges Eis, seit euch die Fluten umstürzten.
Euer beschneiete Scheitel, dem hundert Quellen
entstürzen,

Der das hohe Gewölbe des Himmels zu tragen uns
scheinet,

Kleidet sich über den Wolken in reine ätherische
Bläue.

Floras Reich beginnt am Rande des ewigen
Schneereichs;

Grönlands kurzen Sommern entblühn grönländische
Pflanzen.

Malagas Reben umranken den Fuß der Gebirge; die
Höhen

Decket der *Saxifragen*, der *Diappensia* Mooswuchs.

Kurz ist die Lebensdauer der weißen

Pygmäengeschlechter,

Welche das *Rentiermoos* umkreucht und die
Alpenbirke.

Tiefer vermählet der kleine *Myrtill* und des

Rhododendron

Purpurdolde sich mit dem erdwärts kriechenden

Krummholz;

Ihre Schatten verbergen die Alpenmaus und das
Schneehuhn.

Tiefer erhebet der *Taxus* sein Haupt und der dunkle
Wachholder,

Früher als diese, die *Birke*, der *Laryx*, entblättert im
Winter.

Ihren Füßen entsteigt, gedeckt von ihrer
Umschattung,

Ein unzähliges Heer balsamischer Pflanzen der
Alpen.

Herden irren hier in schwelgendem Überflusse
Um die genügsame Sommerhütte der Freigebornen.

Phöbus' Strahl entbindet aus tausend würzigen
Pflanzen

Reinere Lebensluft und rosenfarbne Gesundheit.

Kühlende Lüft' umwehn euch, Söhne heiliger Alpen,
Würziger Pflanzen Duft umsäuselt euch in der

Kühlung;

Aber betäubender ist der Duft von

*Auranzien**hainen,

Welchen der Wind ins Meer entführt von Portugals
Küsten,

Oder von *Rosen**gebüsch des zweimal blühenden
Pästum;

Selbst bemoosten Felsen entsteigen dort

Veilchengerüche. -

Lieblicher seid ihr noch, ihr Blüten heißerer Zonen,
Tausendfarbige Töchter der senkrecht stehenden

Sonne,

Deren Hauch mit Balsam die schwüleren Lüfte
beschwängert.

Dichter sangen nur Rosen, nur Gärten der
Hesperiden;

Niemand feierte noch die tropischen Blüten des
Aufgangs.

Wer sang dich, o *Nyktanthes**, die Zierde der
*Ganges** Gestade,

Wer, *Gardenia*, dich, die Königin der Gewächse,
Und, ambrosischer duftend als beide, den *Ölbaum*
aus China?

Wer der *Bromelia* Gold? und die Früchte der
Mangustana?

Staunend verweilt die Muse beim Stamm der
keuschen *Mimosa*,

Reizbar wie die Tiere, des Pflanzenreiches die feinste.
Und wer sang von euch, ihr amboinischen Haine,

Welche der Golddurst mehr als des Weltmeers
stürmende Brandung

Ringsumher verschleußt dem harmlosen Freunde der
Flora.

Mitten in brennendem Sand erhebt sich euer
Gewölbe,

Neben der höchsten Glut der Sonne die nächtlichste
Kühlung.

Nicht der *Muskatbaum* nur und die aromatische
Nelke,

Auch des *Brotbaums* Stamm und die Riesenhöhe des
Kokos

Trotzen der Wut der Orkane -

Fei'rliches Dunkel umhüllt die romantischen
Zauberhaine;

Keine Blumen entsprossen dem Schoße der
nächtlichen Dämmerung;

Aber seidener Mooswuchs und buntgemarmelte
Schwämme

Decken den Armadill und die vielgeringelte Schlange.

Statt der Nachtigall Lied erschallet der Papageien

Und der Affen Geschrei aus ferner Gipfel

Umwölbung.

Lauter konnte der Gesang nicht werden. Ich befand
mich auf Amboina mitten im Paradiese der Flora, im
Dufte der Blumen, im Lustgeschrei der Affen und Pa-
pageien. Da sang aus der Laube die mildere Stimme:

Laß mich, holde Natur, den Sohn der kälteren Zone,
Deiner Wunder mich immer erfreun im Reiche der

Flora,

Zwiefach ihrer mich freun auf schönen pannonischen

Fluren.

Denn schön sind sie, die Ufer, an welchen sich
Vindobona
Spiegelt in dem Silber des mächtigen Kaiserstromes.

-

und eine andre Stimme:

Aber dann erheben sie sich zum reizenden Urbild,
Wenn, von der feinsten Empfindung und von des
reinsten Geschmacks
Sicherer Hand geleitet, ein Lascy oder Cobenzel
Gärten wie Oberon schafft und Paradiese wie Milton

-

Gruppen, wie hingezaubert von Grotten und
Wasserfällen,
Überwölbende Schatten und duftende Labyrinth
Seltsam gebildeter Bäum' und Blüten wärmerer
Zonen,
Scheinbare Disharmonie, die sich löst in den süßesten
Wohllaut,
Wo in ihren höchsten Triumphen unsichtbar die
Kunst wird.

Stimmen besangen Kaunitz', Laudons Gärten; und
eine holdere Stimme:

Umschattung

Überwölbender Buchen und Eichen aus Odins Zeiten,
Welche das Meer umstürmt, zu sehen im

Wellengetümmel

Hundert züngelnde Flaggen und windgeschwängerte
Segel;

Über den Wogen die Heldengestade des felsigen
Schwedens,

Rauch von ihren Städten und Gipfel von ihren
Gebirgen

In dem rötlichen Schimmer des sinkenden
Sonnenwagens.

Sei mir begrüßt, du mütterlich Land, im Feiergesange,
Wo mich die Blume des Feldes als Knaben mehr
schon entzückte

Als Hyazinthenprunk und eitle Tulpenästhetik,
Blüten ohne Frucht, des batavischen Krämers
Erfindung.

So lösete sich der Zauber. Ich kenne den Dichter nicht; könnte ich aber eine Gestalt an mich nehmen, so würde ich in Virgils oder Kleists freundlicher Gestalt vor ihn treten und sagen: »Mann oder Jüngling, du bist wert, unser Genosse zu sein, ja eine neue Stufe zu betreten, auf der die Wissenschaft der Natur sich mit der Kunst des Gesanges verbindet. Denn dich

umwehet der Geist der Schöpfung; du *weißt* nicht nur Namen ihrer Kinder, sondern fühlst dich auch in sie und hast ein Herz für die Freuden und Leiden der Menschheit. Die Sprache stehet dir zu Gebot; die Wechselszenen der Natur werden dich immer mehr zu wechselnden Tönen begeistern. Auf! und erweitere das Feld deines Hymnus. Die Kränze, damit du deinen Lehrer schmücktest, erwarten auch dich:

Sieh, es windet dir Flora, die Liebende dem
Geliebtern,
Duftende Diademe von Blüten aus jeglichem
Weltteil.«

So würde ich zu ihm reden, überzeugt, daß durch das Studium und durch den Gesang der Natur der menschliche Geist erweitert, das menschliche Herz unschuldiger, ruhiger, wohltätiger werde.

45.

Unbezweifelt ist's, daß durch das Studium und durch den Gesang der Natur das menschliche Gemüt milder werde. Wer uns eine *botanische Philosophie* in einem schönen Lehrgedicht gäbe, welchen Reichtum hätte er vor sich! Ihm stünde die gesamte

Mythologie, die äsopische Fabel, die Idyllen der Alten und von den Neuern Reisebeschreibungen, Geschichte, Philosophie, endlich die Naturwissenschaft selbst zur Seite.

Was haben die Alten in ihren Georgicis gesucht, als unter mancherlei Einkleidungen den Menschen menschlich zu machen und ihn allmählich zu Beobachtung der Natur, zur Ordnung, zum Fleiß und Wohlsein zu erheben? Auch dem Virgil in seinen Georgicis können wir diesen wenigstens mittelbaren Zweck nicht absprechen. Er, der außer dem Kriegsglück der Römer gewiß noch ein ander Glück der Landbesitzer und Landbewohner kannte, wollte durch sein schönes, in vielen Stellen so menschliches Gedicht eben auch *dies** befördern.

Die äsopische Fabel führet uns ganz aufs Land. Hier sprechen Bäume, Tiere, Menschen; Naturwahrheit ist's, was sie sagen. Und wenn Lessing die Tiere wegen ihrer Charakterbestandheit als eigentliche Fabelaktoren gerechtfertigt hat, wem bliebe mehr Bestandheit als dem Baum, der Pflanze, der Blume, der ganzen Naturordnung in ihrem unermeßlich langsamen Fortschritt? Hier also ist, recht gebraucht, Weisheit und Klugheit der Natur zu lernen; hier oder nirgend. Immer werden uns die schönen Pflanzen- und Baumfabeln, insonderheit des Orients, reizen, wo sie in ihrer stummen Sprache uns ewige süße

Naturwahrheit sagen.

Die Mythologie ist eine belebte Welt. Nur mit Entzücken kann ich daran denken, wieviel Geist, Sinn und Gemüt man in flüchtige Erscheinungen, in wandelbare Gestalten der Natur gelegt hat, allen Menschen zur Ansicht und dem menschlichen Menschen zur Bildung und Lehre. Wer irgendeine schöne Dichtung der alten Mythologie und Naturlehre uns neu ins Gemüt zu rufen weiß, hat eine Blume vom Kranz der Mutter der Götter gepflückt und in unsre Gärten verpflanzt.

Das Idyll der Alten (ein unbestimmter Name) hat mit dem Verfolg der Zeiten sich gleichsam willkürlich zu Land-, Schäfer-, Hirten-, Fischergedichten, kurz, in Gesellschaften zurückgezogen, in denen ohne politische Kunst die unschuldige Natur regieret. Manche von Bions, Moschus, Theokrits Gesängen gehören dahin, und die neuere Poesie, wenn sie der politischen Welt und der wollüstigen Kreise satt war, hat ihr Dasein dahin verleget. Virgil, dessen meiste Eklogen bloße Nachbildungen sind, entbrach sich nicht, in seinem *Tityrus*, *Pollio*, *Silen* diese reizende Dichtung als eine Einfassung höherer Vorstellungen zu gebrauchen.

Daher, als in den mittleren Zeiten die Poesie wieder auflebte, erinnerte sie sich bald ihres ehemaligen wahren Geburtslandes unter Pflanzen und Blumen. Die

provenzal- und romantischen Dichter liebten dergleichen Beschreibungen; bei Spenser z.B. sind es noch immer anmutige Stenzen, die uns schöne Wüsteneien samt ihren Gewächsen und Blumen schildern. Mit außerordentlicher Liebe und einem Überfluß der Phantasie sind Cowleys sechs Bücher von Pflanzen, Kräutern und Bäumen geschrieben; ein neuerer Brite, der den *Botanischen Garten*.³² nach Linneus' Geschlechtersystem, in ihm also vorzüglich die Liebe der Pflanzen besang, scheint, nach Proben zu urteilen, auch viel Artiges gereimt zu haben. Unter deutschen Dichtern hat von unserm alten Brockes Geßner mit Recht gesagt: »Er hat die Natur in ihren mannigfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet; sein zartes Gefühl wurde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Tautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben und jetzt wieder ganz lebhaft denken.« Hallers »Alpen,« Kleists, Geßners Gedichte, Thomsons »Jahrszeiten« sprechen für sich selbst.

Einer der Genannten hatte, als er sein Gedicht über Pflanzen und Bäume schrieb, sich aufs Land

zurückgezogen und setzte sich daselbst als einem Lebenden folgende Grabschrift:

Grabschrift eines Lebenden

Hier ruht, o Wanderer, unter niedern Dach
Der Dichter Cowley, selig entronnen schon
Der, ach, wie leeren und wie eitlen
Und so entbehrlichen Menschenmühe!

In Armut glänzt er; aber unrühmlich nicht:
An träger Muße will er kein Edler sein.
Reichtümer, die der Pöbel liebet,
Haßte er stets mit der kühnsten Feindschaft.

Gib ihm, o Wanderer, gib dem Geschiedenen,
Den hier ein kleiner Winkel der Erde birgt,
Und ihm genüget, deinen Segen:
»Leicht sei die Erde dir! Sargentladner!«

Und streu ihm Blumen, Rosen, die bald verblühn!
(Ein Abgeschiedner freuet der Blumen sich!)
Und mit dem duftendsten der Kränze
Kröne die Asche des glühnden Dichters.

Ein sanfterer Naturdichter würde lebend und sterbend sagen: »Et ego in Arcadia!«

In einer freundschaftlichen Versammlung hörte ich neulich eine Vorlesung *über Wahn und Wahnsinn der Menschen*, deren Abschrift ich mir erbat und Ihnen jetzt statt meines Briefes mitteile.

Über Wahn und Wahnsinn der Menschen

Eine Vorlesung

Ohne Zweifel haben Sie, m. H., bei der Zergliederung menschlicher Körper die vielen, unendlich feinen Striche bemerkt, die im Gehirn dergestalt durcheinanderlaufen, daß sie das Messer des Zergliederers nicht mehr verfolgen kann. Ebenso fein und vielleicht noch feiner laufen in der menschlichen Seele die Linien des *Wahnes** und der *Wahrheit* durcheinander, daß man nach der sorgfältigsten Prüfung kaum an sich selbst weiß, wo eins sich vom andern scheidet.

Wenn alles das *Wahn* ist, was wir ohne deutliche Gründe auf guten Glauben annehmen, so ist der größte Teil unsrer Erfahrungen, unsre frühgelernte Kenntnisse, unsre früherworbne Gewohnheiten und Neigungen auf Wahn gegründet. Sie beruhen

entweder auf dem Zeugnis unsrer Sinne oder anderer Menschen, denen wir glauben, die wir unvermerkt, uns selbst unbewußt nachahmen, endlich am meisten auf unsrer eignen Bequemlichkeit und Disposition, lieber so als anders zu handeln. So befestigt sich in uns allmählich eine *Gedenk-*, eine *Handlungsweise*, deren Ursprung in einzelnen Fällen wir selten erforschen mögen. Nur wenigen sehr hellen und reinen Seelen ist's gegeben, über die wichtigsten Striche ihrer Denkart sich unparteiisch zu prüfen, Wahrheit und Irrtum, Vorurteil und Gewißheit in ihnen streng zu unterscheiden und sodann dem unschuldigen oder gar notwendigen Wahn zwar sein Gebiet zu lassen, mitnichten ihn aber zum Gesetzgeber jeder menschlichen Wahrheit, mitnichten ihn zum Richter jeder fremden Denk- und Sinnesart zu erheben.

Diese seltenen, vom Himmel privilegierten Seelen sind diejenigen, die man allein *tolerant* nennen kann; sie schonen den Wahn des andern auch in Fällen, in denen er ihrem eignen liebsten Wahn entgegensteht. Sie sind die duldsamsten Freunde, die lehrreichsten Gesellschafter; denn auch über die verwickeltsten Aufgaben der Menschengeschichte läßt sich mit ihnen ohne Haß und Zorn disputieren. Der gemeine Haufe der Menschen ist nur so lange Freund gegeneinander, als sein Lieblingswahn gefördert oder wenigstens nicht beleidigt wird.

Und wie sonderbar, wie abenteuerlich dieser Lieblingswahn sein könne, lernt man zuweilen mit der größten Verwunderung eben da einsehen, wo man dergleichen bei sonst so richtigen Begriffen und Grundsätzen je kaum vermutet hätte. Der Glaube an Gespenster und an andre Dinge dieser Art ist wohl der verzeihlichste in solchem geheimen Wahnregister, da sich in ihm oft wunderlichere Artikel finden. Gemeinlich hält ihr Besitzer diese als sein eigenstes Eigentum teuer und wert; unvermerkt entwischen sie ihm nur, wenn nicht etwa gewaltige Leidenschaften, außerordentliche Zeitumstände und Situationen sie mit Gewalt erpressen und herausfordern. Dann streitet er aber auch für sie, eben weil sie Schwächen seiner Natur, Gebilde seiner Phantasie sind, als für seine liebsten Kinder. Wer um die wichtigste Wahrheit mit ihm ficht, wird nie so sehr sein Gegner sein, als wer gegen eine Lieblingsmeinung, die wie ein Polypus in sein Herz gewachsen ist, einige Befremdung äußert. Gehen Sie, m. H., in Ihren Gedanken die Zahl derer durch, die Sie in Ansehung ihres Innern am nächsten gekannt haben; Sie werden sich sonderbarer Wahngestalten erinnern.

Das Gebiet des Wahnes erstreckt sich insonderheit auf Dinge, die den Menschen *zunächst* angehen, auf seine Person und Gestalt, auf seinen Stand, seine Nation, seinen Zweck und Charakter. Wie es z.B.

Personen gibt, die im Innern ein ganz anderes Bild von sich umhertragen, als die sie sind - sie erschrecken vor ihrer äußern Gestalt im Spiegel als vor der Gestalt eines fremden Wesens -, so gibt es deren noch weit mehrere, die in Ansehung ihres Innern ein fremdes Bild mit sich tragen. Ein berühmter König unsres Jahrhunderts war in seiner Phantasie immer nur Oberster eines Regiments, und war's mit Lust; alle königliche Pflichten erfüllte er als eine fremde Person, als ein strenger Amtmann. Unzählige Wunderlichkeiten flossen daher, die ohne dies Bild einer fremden, ihm einwohnenden Wahngestalt unerklärlich blieben, durch sie aber sich alle erklären. Was uns die Berichte der Ärzte von Krankheiten der Einbildungskraft erzählen, da jener sich seine Füße als Strohhalme, dieser sein Gesäß gläsern dachte, ein dritter die Welt zu überschwemmen fürchtete, sobald er sein Wasser ließe, alle diese Geschichten oder Märchen sagen im Grunde weniger als die Erfahrungen manches Wahns, den man bei den vernünftigsten Menschen zuweilen wahrnimmt. Einige Gattungen desselben pflanzen sich in Familien fort und mischen sich als ein Erbteil von Vater und Mutter auf die sonderbarste Weise. Andre haften an Ständen, Ämtern, Lebensarten, Zünften und bekommen den Ehrennamen *esprit de Corps*, *Gefühl seines Standes*, *Familien-ehre*. Die feinsten aber hängen von individuellen

Umständen und Erfahrungen ab; sie sind Abdrücke von der eigensten Beschaffenheit des Körpers und der Seele des Wahnenden samt den Situationen, die vorzüglich auf ihn wirkten, kurz, *befestigte Luftgebilde seiner frühen Jugend*. Daher sind sie theoretisch oder praktisch, selten aber eins ohne das andre. Denn der Mensch ist nie so vergnügt, als wenn er nach Wahn handeln kann, zumal nach einem von andern verdammten, von ihm selbst geformten Lieblingswahne. Da lebt er recht in seinem Element und ist seiner Kunst Meister.

Sie merken leicht, m. H., in welchen Ständen diese Wahnbilder am sichtbarsten sein müssen, in solchen nämlich, die sich am freiesten äußern dürfen. Wer vor andern Scheu haben, wer aus Beruf und Not auf dem gebahnten Wege angenommener Meinungen oder richtiger Begriffe bleiben muß, der gibt sich Mühe, sonderbare Eigenheiten seines Kopfs und Herzens zu unterdrücken, wenigstens verschließt er sie in der innersten Kammer und reitet auf seinem Steckenpferde nicht eben an hellem lichten Tage, nicht auf dem Markte. Wer sich dagegen alles erlaubt und dabei sein Personale äußerst hoch hält, der kann mit diesen Originalpoesien seines Wesens oft nicht laut genug hervortreten; er erfindet deren eine Reihe, mit der Zeit aus bloßer Willkür, und glaubt sich gar dazu in die Welt gepflanzt, andere damit zu vergnügen. Die

sogenannten *starken Charaktere, große Geister, ex professo vornehme Leute* u.f. liefern in ihrer Geschichte davon wunderbare Beispiele. Die alten römischen Cäsars, eine Reihe Regenten, Helden, Religionsstifter, Schwärmer, Dichter, Philosophen hatten sonderbare Wahngestalten im Kopf, die sie gewöhnlich ändern aufzwingen wollten und damit oft zum Ziele kamen.

Denn leider ist bekannt, daß es fast nichts Ansteckenderes in der Welt als Wahn und Wahnsinn gebe. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung, oft unvermerkt, aus Gefälligkeit, durch das bloße Zusammensein mit dem Wähnenden, durch Teilnahme an seinen übrigen guten Gesinnungen, auf guten Glauben an. Wahn teilt sich mit, wie sich das Gähnen mitteilt, wie Gesichtszüge und Stimmungen in uns übergehen, wie eine Saite der andern harmonisch antwortet. Kommt nun noch die Bestrebsamkeit des Wähnenden dazu, uns die Lieblingsmeinungen seiner Ichheit als Kleinode anzuvertrauen, und er weiß sich dabei recht zu nehmen: wer wird einem Freunde zu Gefallen nicht gern zuerst unschuldig mitwähnen, bald mächtig glauben und auf andre mit eben der Bestrebsamkeit seinen Glauben fortpflanzen? Durch guten Glauben hängt das Menschengeschlecht aneinander; durch ihn haben wir, wo nicht alles, so

doch das Nützlichste und Meiste gelernt; und ein Wähnender, sagt man, ist deshalb ja noch kein Betrüger. Der Wahn, eben weil er Wahn ist, gefällt sich so gern in Gesellschaft; in ihr erquicket er sich, da er für sich selbst ohne Grund und Gewißheit wäre; zu diesem Zweck ist ihm auch die schlechteste Gesellschaft die beste.

Nationalwahn ist ein furchtbarer Name. Was in einer Nation einmal Wurzel gefaßt hat, was ein Volk anerkennt und hochhält, wie sollte das nicht Wahrheit sein? wer würde daran nur zweifeln? Sprache, Gesetze, Erziehung, tägliche Lebensweise - alle befestigen es, alle weisen darauf hin; wer nicht mitwähnet, ist ein Idiot, ein Feind, ein Ketzer, ein Fremdling. Geht überdem, wie es gewöhnlich ist, der Wahn zur Bequemlichkeit einiger, der geehrtesten, oder wohl gar, dem Wahn nach, zum Nutzen aller Stände, haben ihn die Dichter besungen, die Philosophen demonstriert, ist er vom Munde des Gerüchts als Ruhm der Nation ausposaunt worden: wer wird ihm widersprechen wollen? wer nicht lieber aus Höflichkeit mitwähnen? Selbst durch lose Zweifel des Gegenwahnnes wird ein angenommener Wahn nur befestigt. Die Charaktere verschiedener Völker, Sekten, Stände und Menschen stoßen gegeneinander; eben desto mehr setzt jeder sich auf seinem Mittelpunkt fest. Der Wahn wird ein Nationalschild, ein Standeswappen, eine

Gewerksfahne.

Schrecklich ist's, *wie fest der Wahn an Worten haftet*, so bald er ihnen einmal mit Macht eingeprägt wird. Ein gelehrter Jurist hat bemerkt, was an dem Wort *Blut*, *Blutschande*, *Blutsfreunde*, *Blutgericht* für eine Reihe schädlicher Wahnbilder hange; mit dem Wort *Erb*, *Eigentum*, *Besitztum* u.f. ist's oft nicht anders. Zu unsern Zeiten haben wir's erlebt, was die Wortschälle *Rechte*, *Menschheit*, *Freiheit*, *Gleichheit* bei einem lebhaften Volk für einen Taumel erregt, was in und außer seinen Grenzen die Silben *Aristokrat*, *Demokrat* für Zank und Verdacht, für Haß und Zwietracht angerichtet haben. Zu andern Zeiten war es das Wort *Religion*, *Vernunft*, *Offenbarung*, *seligmachender Glaube*, *Gewissen*, *Covenant*, *the causes sake* u.f. Unschuldige Farben, die *Grünen* und *Blauen*, die *Schwarzen* und *Weißten*, *Losungsworte*, mit denen man keinen Begriff verband, *Zeichen*, die gar nichts sagten, haben, sobald es Parteien galt, im Wahnsinn Gemüter verwirrt, Freundschaften und Familien zerrissen, Menschen gemordet, Länder verheeret. Die Geschichte ist voll solcher abbadonischer Namen, so daß man ein Wörterbuch *des Wahnes und Wahnsinnes der Menschen* aus ihr ziehen und dabei oft die schnellsten Abwechslungen, die größten Gegensätze bemerken würde.

Wahn und Wahnsinn sind überhaupt nicht so weit

voneinander, als man glaubt. Solange der Wahn sich in einem Winkel der Seele aufhält und nur wenige Ideen angreift, behält er diesen Namen; verbreitet er seine Herrschaft weiter und macht sich durch lebhaftere Handlungen sichtbar, so nennt man ihn Wahnsinn. Wer kann nun jederzeit das Mehr und Weniger bestimmen? zumal sowohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Völkern nach Umständen und Perioden nichts als *Konvention* die Waage in der Hand hat und Namen verteilt. Die größten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden, und zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem scharf verfolgten Geschäfte des Lebens gehörte wirklich eine Art bleibenden Wahnsinns.

»Bewahre uns Gott,« werden Sie sagen, m. H., »vor solcher Ansicht der menschlichen Dinge! Unsre Erde würde ja damit ein Irrenhaus und unsre Geschichte ein Krankenregister.« Sollte sie in ganzen Perioden anders zu betrachten sein? und ist es nicht nützlich, daß man sie also betrachtet?

Denn nun wird man *zuerst*, wenn auch in *dem* Zeitraum, in dem wir leben, Namen aufkommen, über welche Menschen einander hassen und morden, eben durch die Geschichte voriger Zeiten aufmerksam gemacht, zu prüfen, was hinter den Namen sei. Man wird sie weder gedankenlos nachbeten noch fürchtend so anstaunen, als ob mit ihnen das Ende der Welt

gekommen sei; am wenigsten wird man im blinden Taumel mit *einer* der streitenden Parteien hassen, zürnen, verleumden, verfolgen. Die Geschichte belehrt uns, daß dergleichen Zufälle des menschlichen Geistes tausend- und tausendmale bereits, nur unter andern Namen und Zeitumständen, ihr Spiel und Ende gehabt haben; mau wird also auf seiner Hut sein, unschädlichen Wahn dulden, schädlichem Wahn ausweichen, mitnichten aber weder diesen noch jenen erbittern und reizen. Denn eben durch dies Erbittern und Reizen (dies zeigt die Geschichte) wird der Wahn Wahnsinn. Dadurch aber habe ich weder dem Kranken noch mir geholfen, es sei denn, daß ich ihn wirklich *toll machen wollte*.

Eben auch die Geschichte lehrt *zweitens*, daß weder Gewalt noch Überredung, am wenigsten mit Überredung verschleierte Gewalt und mit Gewalt unterstützte Überredung den Wahn der Menschen auszutilgen oder zurechtzubringen vermöge. Durch Waffen werden Irrtümer weder bestritten noch ausgerottet; der schlechteste Wahn hingegen dünkt sich eine Märtyrerwahrheit, sobald er mit Blut gefärbt dasteht. Eben durch dergleichen gewaltsame Schleichmittel sind Irrtümer, die sich selbst bald überlebt hätten, Meinungen, von denen die Betrogenen in kurzem zurückgekommen wären, schädlich verewiget worden. Nie hat die reine Wahrheit mit schlauer Politik etwas

zu schaffen gehabt, sowenig die Politik es je zum Zweck gehabt hat, reine Wahrheit zu befördern. Jede geht ihren Gang, und nur Kinder lassen sich von politischen Wahrheitsphrasen dieser oder jener Partei oder, wie die Griechen sagen, von der *Suada mit der Geißel in der Hand* täuschen.

Drittens. Das einzige Mittel, wie man dem Wahn beikommen kann, ist, daß man ihm nicht beizukommen scheine Man schütze sich vor ihm und lasse ihn seines Weges wandern, oder man zerstreue ihn und bringe ihn ohne gewaltsame Überredung unvermerkt auf andre Gedanken. Die Zeit allein kann ihn heilen. Man hat mehrere Beispiele, daß mitleidige Krankenkünder von der Krankheit selbst angesteckt wurden; nichts aber teilet sich leichter mit als Krankheiten der Seele. Wer gesund ist, suche gesund zu bleiben; alle Ansteckungen werden nur dadurch eingeschränkt, daß man sie isolieret.

Viertens. Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Gegenmittel gegen Wahn und Irrtum, von welcher Art sie sein mögen. Lasset den Wähnenden seinen Wahn, den anders Meinenden seine Meinung verteidigen, das ist *ihre* Sache. Würden beide auch nicht gebessert, so entspringt für den Unbefangenen aus jedem bestrittenem Irrtum gewiß ein neuer Grund, eine neue Ansicht der Wahrheit. Daß man doch ja nicht glaube, Wahrheit könne je

durch bewaffneten Wahn gefangen oder gar ewig im Gefängnis festgehalten werden! Sie ist ein Geist und teilt sich Geistern mit, fast ohne Körper. Oft darf ihr Ton an *einem* Weltende geregt werden, und er erklingt in entlegenen Ländern; immer aber läutert sich der Strom des menschlichen Erkenntnisses durch Gegensätze, durch starke Kontraste. Hier reißt er ab, dort setzt er an, und zuletzt gilt ein lange und viel geläuterter Wahn den Menschen für Wahrheit.

47.

Seneca sandte seinem Freunde Lucil fast in jedem seiner Briefe einen Denkspruch zum Geschenk; was soll ich Ihnen für die mitgeteilte Vorlesung senden? Soll ich Sie nach Ariost³³ in jenes Mondtal führen, wo Astolf so viele Resultate des menschlichen Wahnes und Wahnsinnes erblickte?

Le lacrime e i sospiri degli amanti,
L'inutil tempo, che si perde a gioco,
E l'ozio lungo d'uomini ignoranti,
Vani disegni, che non han mai loco;
J vani desideri sono tanti
Che la più parte ingombran di quel loco;
Ciò che in somma quaggiù perdesti mai,

Lassù salendo ritrovar potrai.

Lieber bleiben wir auf der Erde und wollen, auch mitten unter gefärbten Nebeln des Wahnes und Wahnsinns, die Burg der Wahrheit suchen.

Nicht alles ist Wahn und Traum im Gebiet der Menschheit; es gibt für uns insonderheit im Praktischen, im Moralischen eine gewisse, sichere Wahrheit. Ihre Stimme spricht auch mitten im politischen Geräusch; sie spricht für jeden, der sie hören will, in seinem innersten Herzen und straft jede Sirenenstimme gefälliger Meinungen Lüge. Auch in den dunkelsten Zeiten schien ihr Licht in reinere Seelen, auch in der größten Verwirrung der Welthändel war sie dem Unbefangenen ein sicheres Richtmaß.

Können Sie sich z.B. verworrenere Zeiten als die Zeiten der *Ligue* und der *Religionsgärungen* in Frankreich denken? Und siehe, nebst vielen andern hellen und aufrichtigen Geistern erschien und schrieb in ihnen der Präsident de Thou seine Geschichte. Wollen Sie bei dem langen Werk in einem kürzern Inbegriff bemerken, wie hoch er sich über Wahn und Vorurteile seines Standes, seiner Geburt, seines Landes, seiner Sekte, seiner Zeit hinwegschwang, so lesen Sie nur die Stellen, die von der spanischen Inquisition weggestrichen wurden, die Lästerschriften, die Sciopius und Machault gegen ihn schrieben, und seine

linde Antwort dagegen im Gedicht an die Nachwelt »Posteritati«. ³⁴ Er, der den größeren Sieg erkämpft hatte, vom Wahne frei zu sein, erhielt auch den viel leichteren, den Verleumdungen, den Verfolgungen des Wahns sich klug zu entziehen oder beherzt entgegenzutreten. Davon sind seine Briefe, davon die von ihm selbst über sein Leben gegebene Rechenschaft Zeuge. Hören Sie die wahre Dedikation seiner Geschichte, sein Gebet an die Wahrheit.

Der Wahrheit

Des Himmels Tochter, freundliche Wahrheit, du,
Der Erde Schreckbild, strafende Wahrheit, du,
Wo bist du hingeflohn, o Göttin?
Du der Unschuldigen letzte Zuflucht!

Wohin ich wende meinen erspähenden Blick,
Wohin ich richte meinen verirrten Tritt,
Dich find ich nirgend. Blindes Dunkel,
Trügender Wahn hat die Welt umfangen.

Doch wenn du von uns, von dem unseligen
Verfolgerlande zürnend die Flügel schwangst
Und dich mein Zutritt nicht erreicht,
Hörest du mich in der Fern auch gütig.

Du, der Gemüter leuchtende Führerin,
O du, der Nebel holde Zerstreuerin,
Die, wann der Tritt uns fast ersinket,
Mächtigen, hebenden Arm uns reichet.

Daß nie, von banger, nichtiger Furcht betäubt,
Daß nie, von leerem blendenden Glanz verlockt,
Die Seele sich und *den* verliere,
Der auch in Irre der Menschen Weg lenkt.

Du, die nicht Scheu, nicht trügliche Hoffnung kennt,
Du, die nicht Haß erschüttert, noch eitle Gunst,
Die der Verleumdung Bubenpfeile
Frei von des Redlichen Brust zurückwirft;

Den Ruhmeswerten gibst du Unsterblichkeit,
Begrabnen Frevel ziehst du ans Licht hervor,
Und Recht und Unrecht bringet deine
Mächtige Stimm in das Ohr der Nachwelt,

Unwiderrufbar! Keine der webenden
Drei Schicksalsschwestern löst, was die andre spann;
Und was der Wahrheit heiliger Rechtspruch
Göttlich entschieden, das bleibt gerichtet.

Wer dich, o hohe Göttin, wer dich verehrt,
Der betet Gott an! Immer ein Herr sein selbst

Spricht er der Wahrheit Recht und übet
Jede der Pflichten für Menschen menschlich.

Nicht nach der Willkür stolzer Trimalcions
Wird er entscheiden, lüstend nach ihrem Mahl;
Wird nie ihr juckend Ohr mit süßem,
Menschenverderblichem Murmeln kitzeln.

Für Freunde leben, leben fürs Vaterland,
Den Frevel scheuen mehr als den bitteren Tod,
O Wahrheit, dies ist seine Ehre,
Dies sein Beruf und sein innrer Lohn dies.

Herab vom Himmel senke dich, Königin,
Und mit dir komme strenge Gerechtigkeit
Und Scham und Treu der Erde wieder
Und die so lang uns entflohne Einfalt.

Wir warten deiner. Waffen und Nerv und Arm
Erwarten alle, Göttin, von dir allein! -
Der Zeiten letzte nahn; es altert
Blöde die Welt und erträumet Wahnsinn.

Schau her, wie hebt dort, Flammen und Schwertern
selbst
Unüberwindbar, trotzend die Hyder sich;
Zehn Häupter fallen, und aus jedem

Blutenden steigen der Häupter tausend.

Des Wahnes Weltmeer wälzet der Meinungen
Auf Wellen Wellen; Religion erseufzt
Im Schiffbruch, und der Liebe Bande
Lösen sich auf, und der Boden sinket.

Herab vom Himmel senke dich, Königin,
Mit deiner Rechte stürzend des Untiers Brut,
Die süßes Gift den trägen Fürsten
Täuschend in goldener Schale reichet.

O du, im Schiffbruch helfende Retterin,
Dem tollen Aufruhr frevelnder Meinungen,
Der Lüsternheit und Frechheit steure,
Steure der heuchelnden Lüg, o Wahrheit.

48.

Gewiß, eine *Fabel* muß im Kreise der Gesellschaft erfunden werden. So erfand Äsop die seinen; sie flogen ihm gleichsam, wie der Hauch lebendiger Gegenstände, aus Veranlassungen zu; darum ist der Geist in ihnen auch jetzo noch lebendig. So sind des La Fontaine, Gleims und aller guten Fabeldichter Erzählungen entstanden; selbst wenn sie alte Erfindungen

aufnahmen, verjüngten sie diese und erzählten sie jetzt für *ihre* Gesellschaft. Wer sich hinsetzt und eine trockene Lehre, einen dürren Sittenspruch in eine Schale nähet, dem ist die wahre Fabelmuse nie erschienen.

Als neulich in einer Gesellschaft von den unverständenen Namen *Aristokrat, Demokrat* u.f. gesprochen und disputiert war, trat wie ein freundlicher Genius *einer* aus der Gesellschaft zur Königin des Festes, rührte ihre Schärpe an und sagte diese

Fabel

Laß dir ein Märchen erzählen an deinem heutigen
Tage,
Das vielleicht, wenn der Sinn dir beliebt, Vergnügen
dir bringet.
Seh ich nicht hier ein Band, von Gold und Seide
gewirket,
Von der weicheren Hüfte herab zur Ferse dir fließen?
Davon nahmen die Fäden das Wort und redeten also:

Der Goldfaden

»Nein! ich kann es nicht dulden, mit diesen seidenen
Fäden
Länger hier in Gemeinschaft zu leben. Sie sind so

geringerer

Herkunft als ich. Ich stamme vom Zepter Jupiters
selber.

Gold ist der Dreizack Neptuns, und golden die Krone
des Pluto.«

Der Seidenfaden

»Mir gebühret die Ehre! Ich bin nicht gegrabenes
Gold nur,

Aus der Fäule der Erd und rohen Felsen gescharret;
Ein lebendig Geschöpf ernährte zu feinerem Saft
mich,

Zog mich aus seinem Busen und spann mit Kunst und
Geschick mich.

Jetzo tragen die Könige mich und die Herren an
Festen;

Weit gefälliger bin ich als dein beschwerlicher
Reichtum.«

Der Leinfaden

»Was erzählt ihr euch hier und sprecht von euren
Verdiensten?

Bin nicht *ich* der Erde, des Wassers holdester
Zögling?

Mich erzeugte die tauende Nacht; der strahlende
Himmel
Siehet mit Wohlgefallen auf mich. Die goldenen
Fäden
Unterstütz ich allein, sonst würd ihr nichtiger
Schimmer
Bald verschwinden. Ich halt und trag empor sie zum
Glanze
Und verbarg mich bescheiden, verlange nicht selber
zu schimmern.«

Also sprachen die drei. Und was geschahe? Sie
trennten
Zürnend sich voneinander und rissen und wollten
nicht weiter. -

Nun lag ohne Zierde das Band und ohne Gestalt da;
Das in stolzer Schöne vorhin die Hüfte gegürtet,
Hatte nicht Form noch Wert; verachtet fiel es zur
Erde.

Kaum war das Märchen geendigt, als *die*, an welche es gerichtet war, aufstand und mit Genehmigung aller die weiße Schärpe als ein Zeichen des Friedens im Saale der Gesellschaft aufhing. Mit guter Wirkung: denn wenn im Taumel der Worte nachher die genannten Friedensstörer jemanden nur auf die Lippe

traten, sogleich ward auf die Schärpe gewiesen. Die drei Fäden sprachen ihre stumme Lehre, und der Ton der guten Gesellschaft stellte sich wieder her.

49.

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten Wunsch,

Mancher Seligkeit goldnes Bild

Unvollendet und webt da Labyrinth hin,

Wo ein Sterblicher gehen will -

Gilt dies vom Schicksal einzelner Menschen, wieviel mehr vom Schicksal der Völker und Reiche!

Eben habe ich die *Geschichte des Herzogs von Bourgogne*, Enkels Ludwigs XIV., Vaters Ludwigs XV., mit sonderbaren Empfindungen gelesen.³⁵

Sie wissen, daß dieser Prinz ein Zögling Fénelons war; die Unarten, die das königliche Kind an sich hatte, als Fénelon zu ihm kam, werden auch in dieser Geschichte nicht verschwiegen Lesen Sie nun, wie Fénelon sich dabei benahm und was für einen vortrefflichen, nicht nur hoffnungs-, sondern wirklich fruchtreichen Charakter er aus dem Prinzen gebildet, und ein süßes Erstaunen wird Sie ergreifen Sie sehen hier den Prinzen ungeschmeichelt in seinem ganzen

Leben und Wesen, bei Hofe, im Felde, im Kabinett, zu Hause, gegen den König, gegen seine Gemahlin, gegen Hofleute, Erzieher, Lehrer, Hausgenossen handeln. Handeln, nicht nur sprechen oder denken. Und allenthalben ist er sich gleich; allenthalben bleibt er die edle, standhafte, in größter Stille wirkende Seele. Es ist, als ob Fénelons Geist ihn nicht umschwebe, sondern erfüllt habe; Fénelons Denkart ist in die seinige verwebet.

Sage nun jemand, daß Erziehung, wenn sie rechter Art ist, nichts fruchte! Der Mensch ist ja alles durch Erziehung, oder vielmehr er wird's, bis ans Ende seines Lebens. Nur kommt es darauf an, wie er erzogen werde. Bildung der Denkart, der Gesinnungen und Sitten ist die *einzig* Erziehung, die diesen Namen verdient, nicht Unterricht, nicht Lehre. Und wohl dem Prinzen, dem ein Fénelon zum Erzieher ward! Wohl jedem Erzieher, dem Fénelon zum Muster dienet!

Sage jemand, daß bei Prinzen keine Erziehung möglich sei. Am Hofe Ludwigs XIV., des eigensinnigsten Königs, mitten unter Schmeicheleien, Verderbnissen und Verführungen der Zeit, an einem Kinde von auffahrendem, gebieterischen, geburtsstolzen, launischen Charakter war sie möglich und erprobte sich in den verworrensten Verhältnissen, in den schwersten Szenen.

Sage jemand endlich, daß Prinzen keiner

Dankbarkeit, keiner Freundschaft fähig sind. Auch unter dem äußersten Haß Ludwigs XIV. gegen Fénelon blieb der Herzog und Dauphin seinem Freunde treu bis ans Ende seines Lebens.

Und dieser schonte ihn auf keine Weise. Sie finden einige Briefe Fénelons in dieser Sammlung; die übrigen (unersetzlicher Verlust!) verbrannte Ludwig mit eigener Hand nach seines Enkels Tode, vermutlich, weil er sich selbst bei seinem Haß gegen diesen würdigen Mann so sehr im Unrecht fand und mit den Briefen sein eignes Unrecht zu vertilgen glaubte. Denn nie versöhnte sich Ludwig mit Fénelon, auch nicht auf den Brief, den dieser ihm sterbend schrieb. Der Monarch wollte den Erzbischof nicht unrechtmäßigerweise gehaßt haben.

Gut, daß der Monarch die Papiere des Prinzen mit jenen Briefen (deren keine Zeile *er* schreiben konnte) nicht auch verbrannte. Sie sind in langen Stellen hier gedruckt; Fénelons Geist atmet in jedem Grundsatz sowie in der ganzen, sehr reinen und edeln Schreibart. Nur siehet man auch, daß ein Prinz diese Grundsätze gedacht habe; sie sind, wenn ich so sagen darf, gedrückter, beschränkter, als sie in Fénelons Seele blühten, aber *ehrentvoll, schön, königlich, fürstlich*.

Ausziehen will ich nichts aus diesen Maximen. Dem Geist des Zeitalters und der Denkart Fénelons gemäß ehren sie die Stände ungemein, machen die

Religion zur Basis der Reichsverfassung und sind dem Protestantismus nicht günstig. Dagegen enthalten sie von den unerlaßbaren Pflichten aller Stände und des Regenten selbst alle die Grundsätze, die wir in Fénelons *vortrefflichen*. »Ratschlägen an einen König« finden. Wenn diese viel eigentlich der *livre d'or* sind, als was gewöhnlich den Namen führet, so kann man die Aufsätze des Dauphins ohne Schmeichelei dem Buch des Mark Aurels an die Seite setzen, nicht als das Werk eines Mannes, sondern als die Vorübung eines Jünglings, nicht als System, sondern nach Zweck und Absicht.

Und wie er schrieb, so handelte der königliche Jüngling. Sobald er, welches ihm sehr schwer ward, das Zutrauen Ludwigs gewann, veranlassete er *Berichte aus allen Provinzen des Landes** nach Punkten, die er selbst aufgesetzt hatte, die allenthalben ins einzelne gingen und zeigten, daß der Kronerbe alle Bedrücknisse des Reichs in allen Ständen klassenweise kannte. Als Feldherr hatte er im Kriege sie kennengelernt, und er besaß gerade den eisernen Fleiß, die unerschütterliche Stetigkeit des Willens, diesen Übeln auf den Grund zu kommen und ihnen einmal, wenigstens teilweise, abzuhelpfen.

Die Berichte liefen ein, *zweiundvierzig Bände* in Folio, und die Beschwerden, die Mängel und Mißbräuche überstiegen den Begriff des Redakteurs, des

bekanntem Grafen Boulainvilliers, so weit, daß er sie sich dem Prinzen nicht vorzulegen getraute. Dieser aber las doch, las dabei die eingeschickten einzelnen Klagen, Beschwerden und Verbesserungsvorschläge mit dem großen Grundsatz, »daß, wenn in einem ganzen Bande chimärischer Spekulationen sich auch nur *eine* nützliche Beobachtung fände, man die Zeit nicht bedauern müsse, die man aufs Lesen verwandt hat«- Die Mittel, diesen Verderbnissen abzuhelfen, reiften in der stillen Seele des Prinzen. - -

Und nun? Trauren Sie, meine Freunde; die muntre Gemahlin des Prinzen, die er zärtlich liebte, stirbt, von den Ärzten hingerichtet; innerhalb sechs Tagen stirbt der Prinz ihr nach, im dreißigsten Jahr seines blühenden Lebens. Lesen Sie die Geschichte seiner Krankheit, den Eigensinn Ludwigs dabei, das Ende des Prinzen; unwissend Ihrer wird eine Träne in Ihr Auge treten, und was wird dabei Ihr Wort sein? Fénelon sagte, als er die traurige Nachricht vernahm: »Meine Bande sind gelöset; nichts hält mich mehr an der Erde« Ludwig dagegen sagte: »Ich preise Gott für die Gnade, die er ihm geschenkt hat, so heilig zu sterben, als er lebte.« »Der König ertrug,« so sagt ein Geschichtschreiber, »alles als Christ, glaubte, daß Gott das Reich um der Sünden willen seines Königes strafe, betete seinen Richter an, und keine Klage entfuhr ihm.« -

Wir, die wir keine Könige sind, dürfen keine so erhabne Gleichgültigkeit äußern. Wir können aufrichtig und herzlich bedauern, daß die Vorsehung dem zugrunde gerichteten Reich einen so geprüften, so festen, so tätigen König auch nur auf funfzehn oder zwanzig Jahre zu schenken nicht genehmigte. Hätte er in diesen nur den hundertsten Teil seiner reifgewordenen Entschlüsse ausgeführt und nur den tausendsten Teil der Übel, deren er sich erbarmte, gehoben, wie anders wäre der Zustand und die Geschichte Frankreichs seit einem Jahrhunderte geworden! - Nun aber kam nach wenigen jammervollen Jahren statt unsres Bourgogne der Held aller Ausschweifungen, Orleans, und statt des staatsklugen Fénelons der ruchloseste der Menschen, Du Bois, ans Ruder. Die ewige Unmündigkeit Ludwig des Vielgeliebten folgte, und wie es seitdem in Frankreich beschaffen gewesen, ist welt- und staatskundig. Die Memoirs von St. Simon, Du Clos, Richelieu, Du Terray u.f. führen uns in einen so tiefen Abgrund von ungebundener Lüderlichkeit und frevelhafter Unordnung, daß Jude, Christ, Heide und Türk über das Resultat äußerst besorgt und zugleich sehr einig sein mußten. - -

Was ist hierauf zu sagen? Gegen die Vorsehung zu murren wäre albern; denn wenn wir sie auch zur eigentümlichen Schutzgöttin Frankreichs und der Bourbons personifizierten, ja ihr dabei die Waage des

Jupiters auf Ida selbst in die Hand gäben: in die eine Schale legt sie die Greuel der alten festgewurzelten Reichsverwaltung, einen ungeheuren Berg, in die andre Schale den jungen, von ihr geliebten Kronerben. Was kann *er* zu diesem Gebirge tun? wird er nach wenigen Jahren es vielleicht noch tun wollen? Er entschlafe also den Tod eines Heiligen, eines von Gott Geliebten, und es gehe der *Ordnung der Dinge* nach, nach welcher der fortgerollte Schneeball wächst, bis er schmilzt, die Greuel sich türmen, bis sie das Gleichgewicht verlieren.

Wir sind also auch des Glaubens vom großen Ludwig, »qui souffrit tout en chrétien, il crût, que Dieu punissoit le Royaume des fautes de son Roi; il adora son juge, nulle plainte ne lui échappa,« erinnern uns dabei aber jenes alten Judengottes, der mit unköniglichem Bedauern sprach: »*Dich jammert des Kürbis, und mich sollte nicht jammern u. f.*« Lesen Sie die Worte selbst im unruhigen emigrierten Propheten. Jonas 4, 10-12.

Über die Vergänglichkeit

Eine Ode von Sarbievius

Menschlichem Elend wär es eine Lindrung,
Sänken die Dinge wieder, wie sie stiegen,
Langsam; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt stand nichts. Der Städt' und
Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich, zu steigen, Stunden, zu
fallen.

Du, der du selbst des Todes Opfer sein wirst,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im stillen
Menschen und Menschenwohnungen zerstöret,
Grausam die Götter.

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tode dich. Der lebte lange,
Wer an Verdienst und Tugend sich ein ewig Leben
erworben.

50.

Die griechische Philomele ist noch nicht verstummt; auch hat sie ihren Schmerz noch nicht vergessen. Sie klagt das Unrecht, das ihr von Menschen geschah, und erweicht mit ihrem Gesange das Herz, sich von gleichem Unrecht zu enthalten.

Flet Philomela nefas; neque adhuc de pectore caedis
Effluxere notae, signataque sanguine pluma est.

Als ihre Schwester, die Schwalbe, sie aus der Einsamkeit des Waldes in die Gesellschaft, in die Häuser der Menschen schmeichelnd einlud:

»Komm in das Feld, komm in die Wohnungen
Der Menschen. Mit mir sollst du da vergnügt,
Geliebt von ihnen wohnen, wo du nicht
Den Tieren mehr, wo du dem Landmann singst.«

»Ach,« sprach sie, »laß mich hier in meiner
Einsamkeit;
Der Menschen Umgang bringt mir nur das Unrecht,
Den Schmerz zurück, den ich von ihnen litt.«

Am liebsten nimmt diese alte Philomele an den stummen Klagen der Menschen teil, die sich ihrer

Einsamkeit nahen. Sie bemerkt die Mienen ihres verschwiegenen Grams, den sie selbst einst ihrer Schwester nur in Stummen Bildern entdecken konnte; seit ihr die Götter ihre Stimme wiedergaben, gebraucht sie dieselbe also am liebsten zum Trost des *sprachlosen* Kummers der Menschheit.

Einen ihrer Gesänge belauschte ich neulich zu einer Zeit, da Nachtigallen sonst schweigen, und teile Ihnen solchen, wie ihn ein Freund aufschrieb, mit:

Philomele in T.

Hast du die Klagen gehört, die jüngst vom einsamen
Aste
An den Ufern der Ilm Philomela tönte? Mir kamen
Einige Laute davon; vernimm von ihnen den
Nachhall.

»Wie so blätterlos ist der Hain! wie leer das
Gesträuche!
Keine Stimme ertönt als nur der Raben und Elstern
Heisres Geschrei. Es klettert und pfeift die diebische
Meise
An den Orten, die sonst nur meine Lieder erfüllten.
Ach, wohin ist der Geist der Liebe geflohen? wo ist
er,

Und wo soll ich ihn finden? Wer wird ihn wieder
erwecken?

Wann wir umher im Kreise der schattigen Ulmen, der
Pappeln

Saßen und uns erweckten zu zärtlichen Liedern: ein
Ton sucht

Lockend den andern; es schlägt von der Brust des
antwortenden Sängers

Lauter die Liebe zurück ans Herz des Rufenden;
wechselnd

Streitet im brünstigen Zwist der Gesang. Es schallet
vom Felsen,

Schallt aus dem Haine wider; es hebt der glänzende
Bach sich

Liebeschwellend empor; von atmenden Blüten und
Zweigen

Haucht balsamischer Duft umher durch die Lüfte, und
leise

Regt sich die schweigende Nacht mit taubefeuchteten
Schwingen.

Aber der Menschen holdes Geschlecht, wie seh ich sie
traurig

Jene Gefilde durchwandeln! Wie fremd von Blick und
von Ansehn!

Wohin wendt sich ihr trüberes Aug? Ach, hin zu den
Szenen

Voll des Mordes und Bluts! O ruft die Sinnen
zurück!

Warum sie tauchen in Greul und Elend der
Menschen? Wer wird euch
Künftig erwecken die Brust zu sanftern, holdern
Gefühlen?

Wird dann das beste Glück des Lebens, die Freiheit,
so teuer,
So mit Strömen des Blutes erkaufte? Wer wird sie
erkennen,
Wer die schmalere Grenze, wo Recht sich scheidet
vom Unrecht?

Blicke des Argwohns begegnen dem Freund aus dem
Auge des Freundes.

Jedes festere Band des Lebens knüpft und löst sich
Nur durch Unwill und Wut. Ich sehe den stilleren
Weisen

Einsam wandeln; sein Haupt deckt trüber Tiefsinn; es
hänget

Zitternd über demselben das Schwert der
Entscheidung; ihm tönen

Nicht mehr die Lieder ins Ohr der zarten Liebe, der
Freundschaft,

Der erweckten Natur, des süßen, traulichen Umgangs.

Und o das blühende Mädchen! Ihr Hauch belebte die
Wüste,
Wann die Wüste beleben sich könnte. Von ihrem
Gesange
Übersteigen die Strahlen die meinigen. Wäre zur
Blume
Sie des Haines geschaffen, kein Blümchen glich ihr
an Reize,
Keines an himmlischem Glanz noch Duft. Sie senket
ihr Auge
Nieder vom nackten Gipfel der hoherhabenen Ulme
Auf das verödete Land, und in sich ersterben die
Strahlen.«

Also sang vom schwankenden Ast weissagend der
Vogel,
Und der Nordwind verstummte; es nahten sich
lindernde Weste.
Aber es schwebt, in der Höh mit ausgespreiteten
Rudern
Und mit gierigem Aug ein Geier, dürstend nach Blute.
Dieser ersah den lieblichen Sänger und stürzt von der
Höhe,
Faßt und drückt ihn gewaltig mit krummgespitzeter
Klaue,
Reißt ihm die blutende Brust auf und hackte begierig
sein Leben.

Nicht ein leiser wimmernder Laut ward weiter
gehöret,
Es entfloh die Seele mit stiller Wehmut von dannen

Ilicet (heu miseram!) tua Daulias exspiravit!
Jane, gravi moestum tacta dolore jecur.
Quid miseram dixi? Fatumne beatius ullum est,
Talia cantantem quam potuisse mori?

51.

Wären Kränze der Belohnung in meiner Hand, so sollten mir außer den Einrichtungen, die das Bedürfnis fodert, besonders auch die Bemühungen wert sein, die den gehässigen Wahn der Menschen unvermerkt zerstreuen und gesellige Humanität befördern. Nichts ist dem Wohlsein der lebendigen Schöpfung so sehr entgegen als das stocken ihrer Säfte; nichts bringt den Menschen tiefer hinab als ein trauriger Stillstand seiner Gedanken, seiner Bestrebungen, Hoffnungen und Wünsche.

Also auch die Schriftsteller, die uns von der Stelle bringen, die das plus ultra auf leichte und schwerere Weise ausüben, gesetzt, daß sie auch keine neuen großen Resultate erjagten, wären mir sehr gefällig. Ein Mensch, der sich um Wahrheit bemühet, ist immer

achtenswert, wer bei unschuldigen Bestrebungen nur Zwecke hat, ist nie verächtlich, gesetzt, daß diese auch bei weitem nicht *Endzwecke* wären. Denn was ist Endzweck in der Welt? wo liegt das Ende? Jedes gute Bestreben aber hat seinen Zweck in sich.

Mögen die Philosophen alter und neuer Zeiten keine einzige Wahrheit ausgemacht haben (welches doch ohne Wortspiel nicht behauptet werden kann), genug, sie bestrebten sich um Wahrheit. Sie erweckten den menschlichen Verstand, hielten ihn im Gange, führten ihn weiter; alles, was er auf diesem Gange erfunden und geübt hat, haben wir also der Philosophie zu danken, wenn sie gleich selbst nichts hätte erfinden können und mögen Der *philosophische Geist* ist schätzbar; die ausgemachte Meister- und Zunftphilosophie bei weitem nicht so sehr, ja sie ist dem Fortdringen oft schädlich.

Insonderheit ist der *philosophisch-moralische Geist*, der die Sitten der Menschen betrachtet, ihre Farben scheidet und, wenn ich so sagen darf, ihr Inneres auswärts kehrt, eine wahre Gabe des Himmels, ein unserm Geschlecht unentbehrliches Gut. Stimme man nicht das alte Lied an: »Menschen sind Menschen! sie sind, was sie waren, und werden bleiben, was sie sind. Hat alle Moralphilosophie sie gebessert?« Denn diesem faulen trübsinnigen Wahn stehet mitnichten die Wahrheit zur Seite. Wenn wir auch nicht zum Ziel

gelangten, müssen wir deshalb nicht in die Rennbahn? Ja wenn das Ziel der Vollkommenheit auch nicht zu erreichen wäre und, je näher wir ihm zu kommen scheinen, immer weiter von uns rückte, haben wir deshalb nicht Schritte getan? haben wir uns nicht bewegt? Was wäre das Menschengeschlecht, wenn keine Vernunft, keine Moralphilosophie von ihm geübt wäre?

Vor andern scheinen mir *die* Moralisten wünschenswert, die uns mit uns selbst in ernste Unterhandlung zu bringen vermögen und uns auf eine scherzende Weise durchgreifende Wahrheit sagen. Ich lasse der Akademie und Stoa ihren heiligen Wert; Plato und Mark Aurel nebst ihren Genossen werden dem Menschen, dem seine Bildung ernst ist, immer und immer Schutzgeister, Führer, warnende Freunde bleiben; wenn aber z.B. Horaz auf eine ernsthaft-scherzende Weise sich selbst zum Gegenstande der Moral macht, wenn er an sich und an seine Freunde im Ton der Vertraulichkeit mit leichter Hand das schärfste Richtmaß leget und die Heuchelei, den Aberglauben, den Sittenstolz, den Wahn und Dünkel von uns lieber fortlächelt als fortgeißelt, wenn er an sich und andern zeigt, daß man nicht im Äther hoher Maximen schweben, sondern auf der Erde bleiben und täglich in Kleinigkeiten auf seiner Hut sein müsse, um nicht mit der Zeit ein Unmensch zu werden, wer kann

dem Dichter da den Fleiß vergelten, den er, damit seine zarten Sittengemälde der Nachwelt wert würden, auf sie als auf wirkliche Kunstwerke gewandt hat? Diese Kunstwerke sind nicht nur lebendig, sondern auch belebend; ihr moralischer Geist geht in uns über; wir lernen an ihnen nicht dichten, sondern denken und handeln.

Jedem, der sich mit Horaz für andre würdig beschäftigen konnte, möchte ich, wenn Verdienst sich beneiden ließe, sein Verdienst beneiden. Auch unser deutscher Übersetzer der Briefe und Satiren dieses Dichters, Wieland, hat, vorzüglich durch den Kommentar derselben, jedem feineren Menschen eine belehrende Schule der Urbanität eröffnet. Was Shaftesbury in seinen Schriften für den römischen Dichter überhaupt ist, dessen moralische Kritik sich bei ihm allenthalben äußert, das ist unser Übersetzer im schwereren Einzelnen für Jünglinge sowohl als für Männer.

Nach der langen Nacht der Barbarei brach endlich auch unter den europäischen Völkern für die feinere Moral eine Morgenröte an. Die Provenzalen und Romanendichter der mittleren Zeiten waren ihre Vorboten; Weiber und Männer aus allen, auch den vornehmsten Ständen suchten die Philosophie des Lebens wieder in die Welt einzuführen und streueten ihr wenigstens Blumen. Sie erschien endlich, diese Philosophie,

unter mehreren Nationen, und jeder Tritt soll uns heilig sein, wo sie gewandelt. Sollte das böse Schicksal es wollen, daß ganze Länder Europas (verhüte es der gute Genius der Menschheit!) wieder in die Barbarei versänken, so wollen wir, die an den Grenzen des Abgrundes stehen, die Namen und Schriften derer, die einst der Humanität dienten, um so heiliger bewahren. Sie sind uns alsdann Reste einer versunkenen Welt, Reliquien zerstörter Heiligtümer.

Du guter Montaigne, ihr Dichter und Schriftsteller voriger ruhiger oder stürmischer Zeiten Frankreichs und ihr, die ihr guter Genius beizeiten hinwegrief, Rousseau, Buffon, D'Alembert, Diderot, Mably, Du Clos: was ihr und eure Genossen der Menschheit Gutes erwiesen, ist ein Gewinn für alle Völker.

Die Briten haben durch das, was sie humour nennen, die Fehler des humours selbst dargestellt und dadurch die Unregelmäßigkeiten, das Ausschweifende und Übertriebene in menschlichen Charakteren dem Gelächter preisgeben, dem moralischen Urteil ins Licht setzen wollen. Da uns Deutschen dieser humour (leider oder gottlob?) fehlet, indem unsre Toren meistens nur abgeschmackte Toren sind, so ist's für uns, in diesen *fremden* Spiegel zu sehen, gewiß keine unnütze Beschäftigung. Der Flügelmann exerziert vorspringend, damit der Soldat im Gliede und der steife Rekrut exerzieren lerne.

Äußerst deutsch wäre es aber, wenn wir diese Übertreibungen für Schönheit nehmen und Shakespeares, Addisons, Swifts, Fieldings, Smollets, Sternes humoristische Figuren als Vorbilder des moralisch-guten Geschmacks ansehen wollten. Dichter und Übersetzer wären an diesem Stumpfsinn wenigstens sehr unschuldig.

Dank also auch jedem guten Übersetzer guter britischen Humoristen. Und wir wissen alle, wem wir in Deutschland vorzüglich hiebei Dank zu sagen haben, dem Übersetzer Yoricks, Sterne, Fieldings, Smolletts, Goldsmiths, Cumberlandlands u.f. Die Bodeschen Übersetzungen der »Empfindsamen Reisen,« des »Tristram Shandy,« »Thomas Jones,« »Humphrey Klinkers,« des »Landpriesters von Wakefield,« des »Westindiers« sind in aller Händen.

Für unser nordisches, angestregtes und bedrücktes Leben sind überhaupt alle Schriften wohltätig, in denen unser Geist abgespannt, erweitert und milde gemacht wird. Immerdar sich zu spornen, andre zu treiben und von ihnen sich bedrängt zu fühlen ist der Zustand eines Tagelöhners, gesetzt, daß wir ihn auch mit dem Titel eines Strebens nach *höchster* Vollkommenheit in *unablässigem* Eifer ausschmücken wollten. Die menschliche Natur erliegt unter einer rastlosen Anstrengung; während der Ruhe, während des Spiels zwangloser Übungen gewinnt sie Munterkeit und

Kräfte. Selten geht der unablässige Eifer anderswohin aus, als auf Schwärmerei und Übertreibung, die durch nichts zurecht gebracht werden kann als durch eine Darstellung dessen, was *sie* ist, durch eine leichte fröhliche Nachahmung ihrer eignen Charaktere. Da lacht der Tor, falls er noch lachen kann, über sich selbst, und im leichtesten Spiel findet man, wie Leibniz meint, die ernsteste Wahrheit.

Nachschrift des Herausgebers

Statt einer langen Anmerkung erlaube der Leser mir hier eine Stelle mitten unter fremden Briefen.

Der Mann, an den zu Ende des vorstehenden Briefes mit dem verdienten Lobe gedacht war, war mein Freund, und er ist nicht mehr. Eben, da ich diesen Brief zum Druck übersehe, wird seine Leiche begraben; aber ein Teil seines Geistes und seine redliche Mühe wird, hoffe ich, in unsrer Sprache noch fortleben, so wie sein Andenken im Herzen seiner Freunde.

Bode war mehr als Übersetzer; er war ein selbstdenkender, ein im Urteil geprüfter Mann, ein redlicher Freund, im Umgange ein geistiger, froher Gesellschafter. Und doch war sein Charakter noch schätzbarer als sein Geist; seine biedern Grundsätze waren mir immer noch werter als die sinnreichsten Einfälle seines munteren Umganges. Er hatte viel erlebt, viel erfahren; in

seinen mannigfaltigen Verbindungen hatte er Menschen aus allen Ständen von Seiten kennengelernt, von denen wenige andre sie kennenlernen, und wußte sie zu schätzen und zu ordnen.

Die Schwärmerei hassete er in jeder Maske und war ein Freund, so wie der gemeinen Wohlfahrt, so auch des wahren Menschenverstandes. Der betrügenden Heuchelei entgegenzutreten, war ihm keine Mühe verdrißlich; gern opferte er diesem Geschäfte Zeit, Kosten und Seelenkräfte auf, die er sonst abwechselnder, vielleicht auch einträglicher hätte anwenden mögen. Viele seiner Freunde in mehreren Provinzen Deutschlands kennen ihn von dieser Seite; und wer einer standhaften Mühe in redlicher Absicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird das Verdienst eines Mannes ehren, der in seinem sehr verbreiteten Kreise vielem Bösen widerstand und in seiner Art (nicht politisch!) ein Franklin war, der durch die Mittel, die in seiner Hand lagen, der Menschheit nichts als Gutes schaffen wollte und gewiß viel Gutes geschafft hat. Großmut war der Grund seines Charakters, den er in einzelnen Fällen mehrmals erwiesen; nach solchem nahm er sich insonderheit der Verlassenen, junger Leute, vergessener Armen, der Gekränkten, der Irrenden an und war, fast über seine Kräfte, ein stiller Wohltäter der Menschheit.

Auch seine Übersetzungen hatten diesen Zweck,

und sein Fleiß dabei war unermüdet. Er bewarb sich bei ihnen sowohl um die Eigentümlichkeit des Gedankens als des Ausdrucks; mithin arbeitete er in beiden Sprachen. Er, Lessings Freund und bei einer Schrift sein Mitübersetzer, wollte nie ein Sprachverderber, wohl aber mit Urteil und Prüfung ein Erweiterer der Sprache werden. Die falschen Nachahmungen in seiner Manier hassete er ebensowohl als die Nachäffungen der Charaktere, die er dem deutschen Publikum verständlich machte; er übersah und übersetzte sein Buch als ein Mann von gesundem Verstande.

Ein schätzbares Geschenk, das er uns hätte geben können, wäre die *Beschreibung seines eignen Lebens* gewesen. Schonend und bieder sagte er aber: »Von meiner Seite würde es anmaßend scheinen, andre würde es kompromittieren. Ich will in Friede schlafen.«

Und so schlafe er denn in Friede! Sein Ende kam, wie seine Freunde es wünschten, ohne langwierige Krankheit; fast bis an seinen Tod hin war er unverdrossen geschäftig. Viele Gute halten ihn wert. Unweit dem Künstler Cranach liegt er begraben.

Als ich in Ihren Briefen die Fragmente »Über die Humanität Homers in der Iliade« las, fiel mir ein Schriftsteller ein, der vor Jahren nicht recht nach meinem Sinne gewesen war, Thomas Gordon, »Über den Tacitus«. ³⁶ In der Jugend muß man keine politische Betrachtungen, weder Gordon noch Tacitus, lesen; sie machen uns eine zu ernste, zu saure Miene. Man siehet die Welt alsdann noch gern von der fröhlichen Seite an und hasset den grübelnden Tadel.

Über den Tacitus änderte sich mein Urteil, als ich ihn in reifern Jahren las. Ich kam davon zurück, daß der ein Sauertopf sei, der üble Gerüche und politische Grübeleien zusammengemischt hätte (ein gemeines, aber äußerst falsches Urteil); wie sehr wünschte ich, Ihnen auch den Areopagiten Gordon, frei von seinen Schlacken (britischen Vergleichen und Epanorthosen), bloß als einen lichten und leichten *Versuch über die Humanität des Tacitus* zuzusenden zu können. Nicht leicht hat ein Schriftsteller so viele Gemüter tiefer an sich gezogen als dieser Römer; wer ihn studierte, ward mit Geist und Sinn der Seine. Daher so viele Kommentatoren des Tacitus; je redlicher es jemand meinte, je mehr er die politische Welt aus eigener Erfahrung kennengelernt hatte, desto mehr

liebte er den alten Geschichtschreiber und ward gar selbst sein Kommentator.

Was Gordon über des Tacitus Charakter, über seine Denkart, seine Beschreibungen, seine Grundsätze, seine Moral, endlich über seine Schreibart behauptet, sagt eher zuwenig als zuviel, so manches auch die lateinischen Stilisten, selbst der gute Lord Monboddo, dagegen einzuwenden haben möchten.³⁷ Nach allen Vorübungen, die wir im Deutschen als Versuche seiner Übersetzung gemacht haben, wünsche ich eine *wahre Übersetzung* desselben; mich dünkt, unsre Sprache sei dazu vor allen andern fähig.

Als Proben von der edlen Denkart des Tacitus führt Gordon schöne Stellen an, z.B. wie Hermanns Gemahlin, durch Verrat gefangen, unter andern edeln Frauen vor Germanicus geführt wird: »Segests Tochter, doch gleichgesinnter dem Gemahl als dem Vater. Auch überwunden kannte sie keine Tränen, kein flehendes Wort; sie hatte die Hände über ihren schwangern Leib zusammengeschlagen und sah auf ihn nieder.« Wie Germanicus, dem Teutoburger Walde nahend, in welchem die Gebeine des Varus und seiner Legionen noch unbegraben lagen, nun herzlich verlangt, dem erschlagenen Heerführer und seinem Heer der Menschheit letzte Pflicht zu leisten: »Da jammern alle, die mit waren, über Verwandte, Freunde, über Kriegsunfälle, über der Menschen Schicksal. Sie

kommen an den traurigen Ort, sie sehen Varus' Lager, die Überbleibsel derer, die, zurückgedrängt, Rettung hatten suchen wollen, endlich das Feld voll weißer Gebeine, wie sie geflohen und gestanden, auseinandergesprengt und aneinandergedrängt gewesen waren; nebenan lagen zerbrochene Speiße und Pferdeglieder; an Baumstämmen waren angenagelte Köpfe; nahan im Walde standen die barbarischen Altäre, auf welchen Tribunen und Zenturionen geblutet hatten. Und die dieser Schlacht, die der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten: ›Hier fielen die Anführer der Legionen, dort wurden die Adler erbeutet; hier bekam Varus seine erste Wunde, dort gab er sich mit unglücklicher Rechte selbst den Tod. Auf dieser Höhe stand Hermann und sprach den Seinigen Mut zu; hier die Galgen, woran er die Gefangenen knüpfen, dort, wo er die Adler und Feldzeichen verhöhnen ließ.‹ Nach sechs Jahren also begrub eine römische Armee ihre drei Legionen, und keiner kannte, wen er begrub, ob seinen Verwandten, ob einen Fremden. Jeder ward als Blutsfreund, als Verbündeter bestattet, mit desto größerem Zorn gegen den Feind, aufgebracht und traurig.«

So führt Gordon die schöne Stelle über Tiberius an: »Seine Untaten und Laster wurden ihm selbst zur Marterstrafe; denn vergebens habe der weiseste Alte nicht gesagt, daß, wenn man solcher Unmenschen

Inneres aufschließen könnte und Striemen und Wunden der Seele auch sichtbar wären wie Wunden des Körpers, man ihr Gemüt nicht anders als von Grausamkeit, Wollust und übeln Ratgebern zerfleischt erblicken könnte.«

Dergleichen Stellen führt Gordon mehrere an. Aber was sind sie außer dem Zusammenhange der Geschichte, die ihnen eigentlich Urkunde und Beleg ist? Die letzte Stelle z.B. beziehet sich auf des Tiberius meisterhaften, kurzen Brief an den römischen Rat: »Was ich Euch schreiben soll, meine Herren, oder wie ich schreiben oder was ich Euch jetzt nicht schreiben soll; alle Teufel mögen mich holen (die mich täglich und stündlich plagen), wenn ich das weiß!« Da konnte Tacitus hinzusetzen: »Weder Glück noch Einsamkeit konnten den Tiberius schützen, daß er die Qual seiner Brust und die Strafe, die er an sich selbst litt, nicht selbst bekennte«

Soll ich Ihnen von Gordon mehr erzählen? Nur seine Kapitel will ich herschreiben: »Von Cäsars unrechtmäßigem Besitz der Herrschaft und warum dessen Name weniger als des Catilina Name gehässig ist? Von Octavius Augustus Ränken, seinem rachsüchtigen Gemüt, seinem Meineide, Grausamkeiten und den Begebenheiten, die zu seinem großen Namen beitrugen. Von der Liebe des Volks und Rates, die er sich zu erwerben suchte. Von der Ehre, mit welcher

ihm die Dichter geschmeichelt. Von dem falschen Glanz, den seine Nachfolger ihm verschafft haben. Vom Kaiserregiment. Vom Majestätsgesetz. Von Anklagen und Angebern. Von der allgemeinen Entehrung der Gemüter und von der Schmeichelei, die eine unumschränkte Regierung begleiten. Vom Geist der Höfe. Über Armeen und Eroberungen. Über die Kaiser, deren Geschichte Tacitus beschreibt, über ihre Minister, ihre Unglücksfälle und die Ursachen ihres Sturzes. Über die Bestechung der Minister Von Finanzen, Volk, Adel, dem Aberglauben der Regenten« u.f. -

Ein ganzes Staatssystem, mit zahlreichen Beispielen und Sprüchen aus Tacitus belegt, zwar nicht im scharfsinnigen Weltgeschmack des Machiavells, desto mehr aber, und bis zum Übermaße, mit aller Wärme eines *ehrlichen, das Beste wollenden Mannes** gezeichnet. Diderot rechnete Gordon unter seine liebsten Schriftsteller; schaden wenigstens wird er niemanden und muntert sehr zum eignen, verständigen Lesen des Tacitus an. Hätte er damit nicht seinen Zweck erreicht?

O daß wir den Tacitus ganz hätten! Warum müssen seine Jahrbücher gerade mit dem Tode des edlen Thrasea, seine Geschichtsbücher eben vor Vespasian aufhören? Seiner »Germania« wegen ist Deutschland ihm besondern Dank schuldig; und vielleicht hat

keine europäische Nation mehr Ursache als sie, in Tacitus' Manier ihre Geschichte nach der vortrefflichen Grundlage, die er von Deutschland selbst gemacht, fortzuschreiben. Schenkte uns indessen nur ein zweites Kloster *Corvey* den ganzen Tacitus und in Absicht Deutschlands seinen Gesellen, den Plinius, wieder!

53.

Wie? wenn ich Ihnen für Ihren schottischen Gordon einen deutschen Kommentator des Tacitus nennete, der jenem an der Seite zu stehen wohl wert, aber desto unbekannter, desto ungeschätzter ist? Die bloßen Grammatiker haben von seinen Anmerkungen über diesen Römer sehr zurücksetzend gesprochen; sie sind aber voll Kenntniss der Geschichte, voll Lebens- und Geschäftserfahrung, dabei mit so deutscher Treue und Biederkeit, vor mehr als hundert Jahren geschrieben, daß sie für uns endlich doch ein lehrreiches Buch werden könnten. Es sind die sogenannten »Politischen Anmerkungen über Tacitus« vom Mömpelgardischen Geheimen Rat Forstner.³⁸

Moser hat sich um diesen Mann verdient gemacht, daß er seine Lebensgeschichte, so gut er sie haben konnte, in sein »Patriotisches Archiv« aufnahm. Eine Reihe Briefe desselben kennen Sie aus einer andern

nützlichen Sammlung.³⁹ Wie? wenn jemand, jedoch mit Auswahl und Zusammenstellung, Forstners Gedanken über Tacitus übersetzte und Friedrich Carl Moser sie auch nur mit wenigem kommentierte, so käme dieser Reichtum bescheidener, geprüfter Gedanken doch einigermaßen in Umlauf.

Überhaupt, warum liegen die Betrachtungen verdienter deutscher Staatsmänner voriger Zeiten bei uns so tief im Dunkel? Engländer, Franzosen und Italiener haben die ihrigen schön aufgeputzt; wir stehen hierin fast hinter Polen und Ungarn. Und doch ist das Geschäft- und Gedankenreich verdienter, sachkundiger Männer einer Nation gleichsam der Stamm, ohne welchen sie kaum eine Nation, geschweige ein durchdachter, durchempfunderer Staatskörper genannt zu werden verdienet. Die geographischen Grenzen allein machen das Ganze einer Nation nicht aus; ein Reichstag der Fürsten, eine gemeinschaftliche Sprache der Völker bewirken es auch nicht allein; ja, letztere ist in Deutschland den Provinzen nach so verschieden (große Striche sprechen ganz und gar eine fremde Sprache, ganze Klassen der Menschen nehmen an Gedanken gar keinen Teil), daß, wenn man dies alles zusammenhält, man es den Magistern nicht übelnehmen kann, wenn sie pro gradu noch bis jetzt über das ganze Thema disputieren, »welche Regimentsverfassung Deutschland habe, oder ob die Deutschen eine

Nation sein«. Die spottenden Urteile der Ausländer hierüber, auch wenn sie unserm Fleiß, unsrer Treue, unserm Biedersinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, sind bekannt. Sollte es also nicht der geringste Dank sein, den man dem verstorbenen *Diener* erweist, daß man mit seinen *Dienstleistungen* auch die Gedanken, deren er sich dabei erkühnte, der Nachwelt nicht entziehe? Wenigstens bilden sodann doch die *treuen Diener* eine Kette, die Jahrhunderte durchreicht und an die sich *neue treue Diener* anschließen mögen. Das Jahrhundert der Reformation erlaubte sich noch, auch über vaterländische Sachen laut zu denken; seitdem ward *alles** Rang, Form und Stand oder ging, sobald es ein eigner Gedanke schien, in die Archivgräber.

Daher dann, daß uns eine Geschichte Deutschlands so lange gefehlt hat und in manchen Teilen noch lange fehlen wird. Daher, daß unser Sleidan keine Ausgabe wie der französische Thuan erlebt hat und unsre Mevii, verstandreich wie sie sind, den Montesquieus, Clarendons, Sarpis anderer Nationen an Ruhm, Glanz, allgemeiner Bekanntheit und Schätzung wohl nachstehen müssen. Daher, daß die Mozambanos, die a Lapide unter besonderm Schutz, immer also halbparteiisch schreiben, wohl gar in fremde Länder gehn oder Fremde sein mußten. Daher endlich, daß die besten Schriften dieses Faches in Deutschland

vergleichungsweise wenig oder keine Wirkung tun; denn oft ist mit jeder dritten Meile das politische Interesse der deutschen Provinzen geändert.

Weit entfernt bin ich, hiemit eine Staatsklügelei nach Deutschland zu wünschen, die gottlob unser Charakter nicht ist und die jedem Volk verderblich gewesen. *Räsonierte Geschichte* aber, *räsonierte Erfahrungen des Lebens* aus allen Ständen, in allen Verhältnissen und Ämtern muß jedermann wünschen. Durch die Vernunft lebt der Mensch, ob er gleich vom Brote lebet; die oft teuer erworbene Summe von Gedanken und Erfahrungen unsres Lebens ist auch ein *Besitz*, und jedes Glied des Staats gehört dem Ganzen nicht nur durch das, was es mechanisch tat, sondern auch durch das, was es bei diesem mechanischen Tun dachte. Schweigen verständige Leute, so redet der Tor; der spricht sodann desto unbesonnener und lauter.

Mich dünkt, in Deutschland war zu neueren Zeiten Moser der erste, der in dieser Art freimütiger und bescheidner Biederkeit ein Beispiel gab. Stellet man ihn mit ältern deutschen sogenannten Staatsmännern, Kulpis, Reinking, Veit Seckendorf, zusammen, Welch ein Unterschied! gewiß nicht zu seinem Nachteil. Sein »Herr und Diener,« seine »Beherzigungen,« »Reliquien,« »Patriotische Briefe,« sein »Schutt zur Wegebeserung,« und was für Einkleidungen er sonst

gewählet, sind einesteils mit einer so treffenden Wahrheit, andernteils mit einer Herzlichkeit geschrieben, als ob der Verfasser einmal Luthers Freund und Amanuensis gewesen wäre. Züge der Beredsamkeit sind in ihm, deren sich mancher britische Parlamentsredner nicht schämen dürfte; und alles hüllet sich endlich in den Mantel der deutschen Bescheidenheit und Demut. Sein »Patriotisches Archiv« enthält treffliche Sachen, so wie durchaus keiner seiner Aufsätze von Geist und Herz leer ist. Die meisten derselben, weil sie deutsche Dinge betreffen, lesen sich, als ob sie *heute* geschrieben wären.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden *periodische Schriften* mancherlei Inhalts; im jetzigen mehrten sich diese nicht nur im ganzen, sie vervielfachten sich auch in einzelnen Provinzen bis zu wöchentlichen *Blättern und Beiträge*, die in Deutschland ein sehr guter Same geworden sind. Mösers »Patriotische Phantasien« sind aus Beiträgen zum osna-brückischen Wochenblatt entstanden; und was andre Zeitschriften hier, dort und da in den germanischen Wäldern für Nutzen gestiftet haben, ist weniger landkundig als wahr und rühmlich. Laß es hie und da auch Mißbräuche dieses Vehikuls gegeben haben und geben: Mißbrauch hebt die gute Sache nicht auf. Viele unsrer deutschen Journale sind ein Fundbuch trefflicher Materialien, ja in Deutschland fast das

einziges Mittel, wodurch Provinzen und Stände einander kennenlernen. Mancher böse Pflichtträger, der sich gleich jenem im Evangelium weder vor Gott noch Menschen fürchtet, scheuet sich wenigstens vor der Schande eines Journals. -

Ungleich höher und weit voran alle diesem stünde die *Geschichte*, wenn sie jeder Provinz unsres Landes mit Geschmack, Verstand und Patriotismus bereits einheimisch geworden wäre. Wollten wir uns von einigen derselben nach und nach nicht ausführlicher unterhalten? Wenn irgendeine Wissenschaft, so ist ja die *Geschichte* ein Studium der Humanität ein Werkzeug des echtsten Vaterlandsgeistes.

Fünfte Sammlung

(1795)

54.

Der Wunsch unsres Freundes⁴⁰ fängt an, in Erfüllung zu gehen: »*Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst*« sind in zwei Bändchen erschienen, die zu mehreren Hoffnung erwecken und Hoffnung geben.⁴¹ Petrarca, Augustin, Uriel Acosta, Franz Junius, Comenius, Holberg, Leibniz sprechen hier alleamt in der eignen Sprache ihres Herzens und Geistes. Von Petrarca sind seine drei Gespräche über sich selbst, »Mein Geheimnis« genannt, ganz übersetzt, Augustins »Bekenntnisse« im Auszuge. Acostas »*Exemplar vitae humanae*,« wie es Limborch, Franz Junius' Lebensbeschreibung, wie sie Merula bekanntgemacht, Comenius' Bekenntnis von sich aus seinem »Eins ist Not« (*unum necessarium*), Holberg, Leibniz aus ihren Briefen. - Können verschiedene, allesamt merkwürdige Männer in einem engeren Raum auftreten und von sich zeugen?

Ihrem eignen Zeugnisse hat der Autor mit Erzählung ihrer Lebensumstände fortgeholfen, wie, dünkt mich, notwendig und recht ist. Was weiß ein

Sterblicher, wer oder wozu er da sei? zu welchen Zwecken ihn die Vorsehung in ihrem großen Plan brauchen werde? Er schüttet sein Herz aus, in Freude oder meistens in Leid, vor Gott, vor sich selbst oder vor Menschen; sein Auge blickt nieder zur Erde. Denn seiner Schwächen, seiner mühsamen, oft eiteln Bestrebungen, seines Kampfes mit sich und mit andern demütig bewußt, *zählet* er sich kaum und kann und darf nicht rechnen, was seine Ziffer zum großen *Nenner* der Welt bedeute oder bedeute werde. Hier darf der Autor, der den Bekennenden als Freund vorführt, zumal wenn er Jahrhunderte nach ihm lebet, wohl ein Wort über ihn sprechen und auf der großen Tafel der Weltbegebenheiten zeigen, wo er stand, wo er künftig stehen möchte.

Petrarca war eine der zartesten Seelen, die in menschlichen Körpern erschienen. Nicht seiner Sprache allein hat er jene Formen süßer Sonette und Kanzen und mit diesen zugleich die erlesensten Gedanken der Provenzalen, ja jenes Ideal einer Liebe einge drückt, die sich mehr im Himmel als auf der Erde fühlet, sondern für ganz Europa war er ein eifriger Erwecker der Alten; für Italien, für Rom war er ein Patriot, desgleichen es unter den Petrarchisten keinen mehr gab, und, was über alles geht, ein strenger Bearbeiter seines Herzens und Geistes. Seine Briefe und andre lateinische Schriften sind eine eigentliche

Schule der *Bildung sein selbst*, voll männlicher Unterhaltung. Eine Seele dieser Art, die allenthalben Ruhe suchte und sie nirgend fand, in einsamen Selbstgesprächen mit ihrem Schutzgeist sprechen zu hören mag freilich eitele Leser ermüden; Beobachter menschlicher Sinnesarten aber werden ihr angenehm lauschen, und zarte Gemüter, wie Petrarca selbst war, wird er tief in ihr Inneres führen. Diese Bekenntnisse und die »Nachrichten zu dem Leben des *Petrarca*«⁴² müssen jedem, der fürs stille Gemüt lieset, eine liebe Unterhaltung sein.

Augustin (der zweite Mann, den unser Autor in seinem Selbstbekenntnisse darstellt) war ein Kirchenvater; er ist's auch in seinen »Konfessionen«. Um die Seele eines Kirchenvaters kennenzulernen, von der manche, die auf diesen Namen schmähen, fast keinen Begriff haben, muß man sie lesen. Die ganze Denkart, ja, ich möchte sagen, der Witz, die Phantasie, selbst die täuschende Sophisterei Augustins ist in ihnen. Unser Autor ist über ihn nur kurz gewesen, denn über Augustin müßte man ein Buch schreiben.

Welche Kämpfe hat der arme Acosta sich zugezogen! welche Verfolgungen der redliche Junius standhaft ertragen! Auch bei Comenius siehet man seinen zwar nicht tiefdringenden, aber vielumfassenden Geist, seinen allenthalben aufs Nutzbare, auf Reform der Wissenschaften und Schulen gestellten Sinn. Über

ihn, der für sein Zeitalter mehr als Basedow war und noch mehr hätte sein können, wünschte ich, daß jemand ausführlicher spräche.

Holbergs Leben ist äußerst merkwürdig und unterhaltend, wie es auch der Mann selbst war. In seiner Zeit und Lage, nach einer solchen Jugend hat er ungemein viel geleistet; er riß sich selbst über die Denkart seines Landes hervor und ward, zwar in keiner Bemühung ein Stern erster Größe, allenthalben aber ein freundlicher Stern mitten im dichten Nebel. Manche seiner Schriften sind noch jetzt sehr lesbar, zumal sein »*Klim*« und seine »*Briefe*«. Unter den Alten waren ihm Plutarch und Lucian, Terenz, Ovid, Juvenal, Petron und Plinius, unter den Neuern nebst einigen Geschichtschreibern Grotius, Bayle, le Clerc, Molière die liebsten; man siehet die Spuren davon in seinen Schriften, in denen sich nirgend ein tiefer, allenthalben aber ein heller, lebhafter, vernünftiger, moralischer Geist zeigt.

Leibniz endlich - hier konnte unser Autor, der die bekannten Lebensumstände nicht wiederholen wollte, wenig sagen, denn die Geschichte seines Geistes hat Leibniz uns nicht selbst geschrieben. Er lebt für uns in seinen Schriften, aus welchen hier einige Umstände zusammengestellt sind. Hören Sie von ihm eine Weisung:

»Ich finde, daß solche (leichtsinnige, irreligiöse)

Meinungen, indem sie je mehr und mehr unter Leuten von der großen Welt, nach welchen sich die übrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden und sich in die Modebücher einschleichen, alles zu der *Generalrevolution*, von welcher Europa bedrohet wird, zubereiten und die Zerstörung alles dessen vollenden helfen, was von den edlen Grundsätzen der Griechen und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Wesens und die Sorge für die Nachwelt ihrem eignen Glück, ja selbst dem Leben vorzogen, bis jetzt noch übriggeblieben ist. Der *Gemeingeist* (public spirit) vermindert sich außerordentlich, kommt je mehr und mehr aus der Mode und wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört, von einer guten Moral und der wahren Religion, wie selbst die gesunde Vernunft sie uns lehrt, unterstützt zu werden. Sogar die Bessern von der entgegengesetzten Seite nehmen kein andres Principium mehr als die *Ehre* an. Bei ihnen aber heißt ein *Mann von Ehre* schon der, der nichts tut, was sie für niederträchtig halten. Und wenn sogar einer aus Laune, oder um seine Ehrsucht zu befriedigen. Ströme Blutes vergießen und alles übereinander werfen würde, so wäre ihnen das alles nichts, und selbst ein Herostrat würde ihnen ein Held sein. Laut macht man sich über die *Liebe des Vaterlandes** lustig; laut macht man die lächerlich, die für das *allgemeine Beste* sorgen; und zeigt jemand in der reinsten

Absicht die traurigen Aussichten, die sich uns für die Zukunft eröffnen, so ist die Antwort: ›Laß diese für sich sorgen.‹ - Leicht aber dürften solche Leute zuerst das Unglück erfahren, welches sie bloß für andre aufbewahrt glauben. Kommt man dieser epidemischen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits sichtbar zu werden anfangen, noch in Zeiten vor, so lassen sich ihre Folgen vielleicht noch hemmen Nimmt sie aber überhand, *so wird die Vorsicht die Menschen gerade durch die Revolution, die daraus entstehen muß, heilen und, was auch kommen mag, am Ende zum Wohl des Ganzen leiten*, ob dies gleich ohne Züchtigung derer, die durch ihre bösen Handlungen wider ihren Willen zur Beförderung des Guten beitrugen, weder erreicht werden wird noch erreicht werden kann.«

Soweit Leibniz. Wünschen Sie nicht, daß unserm Autor viele, auch ungedruckte *Bekanntnisse merkwürdiger Männer* zukommen mögen? Wenn in unserm Vaterlande der moralische Gemeingeist, über dessen Abgang Leibniz klaget, noch nicht ganz ausgestorben ist, so sollte dieser ihm solche in sein Sacrarium treuer Bekanntnisse zuführen.

Angenehm hat mich der Name *Petrarca* in Ihrem Briefe geweckt; er erinnerte mich an die Zeiten, da ich, nicht etwa nur seine Sonette und Kanzonen, sondern die *Nachrichten aus seinem Leben*⁴³ und die merkwürdigsten seiner Schriften und Briefe selbst las. Welch eine falsche Idee hat man gemeiniglich von Petrarca! Wie falsch wäre auch die, wenn man sich aus diesen Selbstgesprächen etwa nur eine bußfertige Seele oder einen mit sich selbst Unzufriedenen abzöge! Ganz ein anderer Geist lebte in Petrarca.

Zuerst trug er das große, unaustilgbare Gepräge der *Liebe des Altertums* in seiner Seele; ein Gepräge, das mir allenthalben ehrwürdig ist, wo ich's gewahr werde, und das uns bei *ihm*, zu seiner Zeit, unter seinen Umständen, in der Anwendung, die *er* davon machte, äußerst wohltut. Die Griechen kannte er wenig und setzte sie den Römern nach; er ward mit ihrer Sprache zu spät bekannt, und da er die Römer als seine Landsleute ansah, deren Glanz in Italien er wiederzusehen wünschte, so gab ihnen dieses schon in seiner Seele einen Vorrang vor allen Völkern der Erde. Nie haben ihre Redner, Dichter und Weisen einen eifrigern Schüler gehabt als ihn, der nicht etwa nur in der Sprache ihnen nachzubuhlen suchte,

sondern ihren *großen Sinn*, ihre *hohe Gedankenweise* zur seinigen machte. Dies zeigen seine Schriften und Briefe, seine Sammlungen von Beispielen der Vorwelt, die Grundsätze, an welche er sich hielt, mit welchen er andre tröstete oder weckte, endlich seine lateinischen Gespräche, Gedichte und andre Einkleidungen, in denen man bis zu seinen höchsten Jahren hinauf den Schüler der Alten wahrnimmt. Hier klopft Petrarca jedem Jünglinge und Mann auf die Schulter: »Liesest du die Alten also? wendest du sie also an?« Petrarca's lateinischer Stil mag unrein sein; seine Denkart war es nicht. Ein Freund des Vaterlandes, wie Tullius und Cato, weiß er die strengen Grundsätze eines Seneca durch die gesellschaftliche Theilnehmung und Gefälligkeit des Horaz anmutig zu mildern. Manche Briefe, in denen er seine Schwachheiten liebenswürdig bekennet und entschuldigt, ja gleichsam mit seinem eignen Herzen spielt, sind ganz in der Denkart Horaz, geschrieben, und eine *sittliche Urbanität* ist der Charakter aller seiner Schriften.

Dies Gefühl also, nach welchem er ganz unter den Alten lebte, webte den Faden seiner Begebenheiten und ward, wie man sagt, der *Schmied seines Glücks*. Auf eine niedrige Weise nach den Begriffen seiner Zeit *ein Glück machen*, konnte und wollte er nicht; er schlug dazu alle Gelegenheiten aus, die er auch nicht zu brauchen gewußt hätte; dagegen erwarb er sich

eine Liebe und Anhänglichkeit, ein Ansehen und einen Namen, über welchen man fröhlich erstaunet. Welche Briefe und Anreden, die er an Kaiser, Könige, Päpste, Kardinäle, Bischöfe und Fürsten schrieb! und welche Art, in der sie aufgenommen wurden! Keine Veränderung der päpstlichen und bürgerlichen Welt, die einigermaßen sein Italien betraf, ging vor, ohne daß er den lebhaftesten Anteil daran genommen hätte, eben weil sein Vaterland so ganz in seinem Herzen wohnte. Vergleicht man in diesem Punkt, im Punkt der Achtung nämlich, die man dem hellen Verstande, der reinen Wissenschaft Petrarca erwies, seine Zeiten mit den unsrigen, welche soll man barbarisch nennen? Dort hatte man wenigstens eine Achtung für den Verständigen, der, obwohl bloß ein Mann der Wissenschaft und kein Staatsdiener, bei öffentlichen Anlässen anmunterte, riet, warnte, lehrte; jetzt würde dem Petrarca selbst schon der poetische Lorbeerkrantz auf seinem Schädel allenthalben ein Stillschweigen auflegen, wo er nicht zu loben vermöchte Und doch war es eben und einzig diese Liebe und Achtung für Wissenschaften, die den Zeiten aufhalf, ohne welche wir noch in der Barbarei lägen. Wer siehet nicht noch jetzt das Bild des Königes Roberts von Neapel, der edlen Colonnas und so mancher andern seiner großen Freunde in Petrarca's Schriften mit Liebe und Bewunderung an? Wie in einem Traum lieset man ihre

freundschaftlichen Briefe und hört Petrarca's Zeugnisse von ihnen, bis man durch Zeugnisse von andern, die nicht so dachten, eben auch in denselben Briefen unangenehm aus dem Traume geweckt wird.

Endlich ist das *Ideal von Liebe*, das Petrarca mit sich trug und in seinen Gedichten mit unglaublicher Kunst und Sorgfalt ausbildete, gewiß die kleinfügige Idee nicht, die man gewöhnlich sich an ihm denkt. *Laura* möge in Person oder zum leibhaften Petrarca gewesen sein, wer sie wolle; dem geistigen Petrarca war sie eine Idee, an die er auf Erden und im Himmel, wie an das Bild einer *Madonna*, allen Reichtum seiner Phantasie, seines Herzens, seiner Erfahrungen, endlich auch alle Schönheiten der Provenzalen vor ihm, dergestalt verwandte, daß er sie in *seiner* Sprache zum höchsten, ewigen Bilde aller *sittlichen Weibeschönheit* zu machen strebte. Auf griechische Weise konnte dies nicht geschehen; eine nackte Grazie oder eine Venus Urania konnte und wollte er nicht malen; er wählte also die Züge, die in seinem Zeitgeist, in der provenzalischen Poesie, in den Begriffen seiner Religion und ihren Darstellungen als Stoff eines *reinen weiblichen Ideals sittlicher Humanität* zerstreuet dalagen, und bildete *seine Madonna* daraus, die irdische und himmlische Laura. Diese zeigte er in Wirkung auf sich, auf sein eigen Herz, und zwar in mancherlei Umständen, in Wirkung auf seine

Schwachheiten sowohl als auf die edlere Seite seines Gemüts; hiedurch allein ward sie anziehend und belehrend. Denn eine Schönheit, die keine Liebe erregt, eine Liebe, die nur Bewunderung ist und ohne Kampf mit sich, ohne Fehler und Schwachheiten seufzet, sind ohne Reiz und Anwendung. Von allem Sittlich-Schönen im weiblichen Charakter pflückte Petrarca die Blüte und wand seiner irdischen Freundin, die er vielleicht nur hie und da in seiner Jugend gesehen haben mag, die eines andern Mannes Weib und Mutter von Kindern war, die diese Gedichte vielleicht nicht verstand, die wenigsten sah (denn die schönsten sind nach ihrem Tode gedichtet), einen unsterblichen Kranz um ihre unschuldige Schläfe. Wer den Geschmack der provenzalischen Poesie, wer die Beatrice des Dante kennet, wird hieran nicht zweifeln und die Mühe bedauern, die der Lebensbeschreiber Petrarca, ein Abkömmling der angeblichen Laura, auf die Anwendung jedes Zuges, der ihre Person betreffen soll, gewandt hat. Jeder Liebhaber kann und soll *seine* Laura in Petrarca's Gedichten finden; er soll sein Herz mit allen Schwachheiten auch darin finden und die Läuterung wahrnehmen, die ein reiner weiblicher Charakter im Gemüt sowohl des Jünglings als des Mannes bewirken soll und kann. Hiezu steht Laura da; und ich wüßte nicht, ob es einen schönern Zweck der *Poesie der Liebe* gebe, wenn einmal diese

Gattung Poesie da sein soll. Gegen die römischen Dichter des Amors, Horaz, Tibull, Properz, macht Petrarca, der Idee seiner *versi volgari* nach, keinen kleineren Unterschied, als den er der Sprache, den Nationen und Zeiten selbst nach machen mußte. Von unsern erotischen Dichtern steht er in gleichem Maße gesondert. Da es indessen doch wohl niemanden zu verargen sein wird, wenn er in seine Liebe *Gemüt* bringet und sie nicht bloß als ein Werk des Bedürfnisses und der Konvenienz betreibt, so sehe ich auch Petrarca's Laura als ein Ideal an, das keinen Jüngling verführen, das jedem edelgeschaffenen Jünglinge als ein Madonnenbild alter Zeiten in einer so schönen Sprache wohltun wird. Die Empfindungen Petrarca's in Ansehung der Freundschaft gegen Freunde waren diesem Ideal nicht entgegen, und Italien, Rom, seine Sprache, die Menschheit waren seines Gemüts *ewige* Laura. Als ich in einer schönen Morgenstunde den letzten Aufenthalt seines irdischen Daseins vorüberfuhr, umfing mich eine so süße Erinnerung seines freundschaftlichen Herzens und ganzen Lebens, daß ich nicht anders als die letzten Worte seines letzten Briefes ausrufen konnte: »Valete, amici, valete, epistolae.« Er starb im Jahr 1374; man weiß nicht recht, wie und wann; gnug, daß man den ruhigen Greis an seinem Pulte sitzend tat fand. Valete amici.

So angenehm mir Petrarca war, so weh tat mir *Uriel Acosta* in seinem letzten *Selbstbekenntnis*. Der arme Jude, von Zweifeln über Seine Religion ergriffen, gab alle Verhältnisse seiner edlen Geburt, seines Glückes und Standes auf, suchte Ruhe hie und dort, fand an seinen nächsten Verwandten die ärgsten Feinde und endigte damit, daß er, als ein Neuaufgenommener in der Synagoge seiner Glaubensgenossen, schimpflich entblößt, mit Füßen getreten, gepeitscht, verspeiet, es nicht länger ertragen zu dürfen glaubte und sich selbst den Tod gab. Die Aufschrift seines Urlaubes aus dem Leben: »Exemplar humanae vitae,« rührete mich von jeher; und o möchte ein jeder, der, von Menschen aus der Welt gedrängt, zuletzt noch einige Worte für Menschen zu schreiben guten Willen und Kraft hat, sein Exemplar des menschlichen Lebens dem Exemplar des Acosta hinzufügen! Die Menschheit erhielt damit eine Anzahl sonderbarer Exemplare.

Von Kindheit auf ist mir nichts abscheulicher gewesen als Verfolgungen oder persönliche Beschimpfungen eines Menschen über seine Religion. Wen gehet diese als ihn selbst und Gott an? Ja, wer weiß nicht, was an dem Wort *Religion*, sobald es innere

Überzeugung und Gefühl betrifft, für tiefe Skrupel und Schwierigkeiten haften? *Dem* ist *dieses*, einem andern *das* aufs innigste anstößig; zu *diesem* Ausdruck kann er sich nicht gewöhnen, von *jener* früh erfaßten Vorstellungsart auf keine Weise sondern. An ihr hängen seine moralischen Begriffe, an ihr vielleicht seine vornehmste Triebfeder, ja sein Ideal der Moralität selbst. Dieser findet Zweifel, wo keiner sie findet; die schwarze, phantastische Fliege verfolgt ihn, ohne daß ein anderer als *er* sie siehet. Wie grausam ist's also, wie unvernünftig, nutzlos und unmenschlich, wenn sich ein Mensch, ein Gericht, eine Synagoge das Verdammungs-, das Verfolgungsurteil über die Religion eines andern, wäre er auch ein Neger und Indier, anmaßt!

Mit Schauder liest man Acostas Erzählung, Klagen und Seufzer, die er im tiefen Schmerz über die ihm, einem Rückkehrenden, in einem Gotteshause zugefügte peinliche Beschimpfung ausstößt⁴⁴ und die mit dem traurigen Gefühl der völligen Verlassenheit und Ohnmacht enden: »Hier habt ihr die wahre Geschichte meines Lebens, und welche Person ich auf dem eiteln Schauplatz dieser Welt, in meinem unbeständigen und unglücklichen Leben gespielt habe. Richtet nun gerecht und unparteiisch, ihr Söhne der Menschen; richtet frei und nach der Wahrheit, wie es

sich Männern geziemt. Findet ihr etwas, das euch zum Mitleiden hinreißt, so erkennt und beweint das traurige Los der Menschheit, das auch euch zuteil geworden ist.« -

Dank der Menschheit sei allen denen, die so unerträgliche Lasten und Fesseln, die jede unziemende Beschimpfung, jede kränkende Verfolgung, die Menschen Menschen von göttlichen oder menschlichen Rechts wegen ungescheuet, ja pflichtmäßig und frohlockend antaten, in ihr wahres Licht stellten. Grotius, John Locke, William Penn, Shaftesbury, Bayle, Leibniz, auch Spinoza, Voltaire und mehrere nicht zu vergessen, was für Gesinnungen sie übrigens in andern Dingen haben mochten, in diesem Punkt sind sie Friedensengel im Namen aller *derer* geworden, die (um mich eines schauderhaften Bildes der Apokalypse zu bedienen) als Erwürgte unter dem Altar um Rache rufen und in ihrem Blut weiße Feierkleider begehren. Die Rache solcher Verfolgungen ist nie ausgeblieben und bleibt nie aus; es wäre aber endlich Zeit, daß wir aus bessern Gründen als aus der Furcht solcher Rache zum Gefühl der Wahrheit und Menschlichkeit gelangten. Auch unsern deutschen Rechtslehrern, Thomassius, Polykarp Leyser, Hommel u. f., die über die mit Blut geschriebenen Carpzowschen Gesetze hie und da die Fackel der Vernunft angezündet und mildere Grundsätze in Gang gebracht haben, werde Dank. Sie

taten, was *sie* tun konnten.

Vor andern, dünkt mich, sind in *Briefen* Gesinnungen der Humanität wirksam verbreitet worden, selbst wo sie das strenge Rechts-, Staats- und Kirchensystem noch nicht aufnehmen durfte. In *Briefen an Freunde* schüttete mancher sein Herz aus, wie er es in Schriften zu tun nicht wagte, und die Briefgestalt selbst ward zur glücklichen Form, milde Gesinnungen über einzelne Vorfälle sowohl als über Lehren und Personen Freunden oder dem Publikum verständlich zu machen und ans Herz zu legen. Holbergs Briefe gehören auch in diese Zahl; in England und Frankreich ist die Art eines humanisierten Vortrages durch Briefe sehr ausgebildet worden und hat die nützlichsten Grundsätze verbreitet. In England z.B. fanden Plinius' Briefe eine glückliche Aufnahme; die Ersten der Nation buhlten ihnen nach. Selbst die erdichteten Briefe des Phalaris schätzte der Ritter Temple übermäßig hoch, so daß seit Addison ihre Wochenschriften, seit Richardson ihre Romane vorzüglich die Gestalt der Briefe liebten. Die französischen Briefeinkleidungen vom *türkischen Spion* an bis zu den *persischen* und so viel andern Briefen sind jedermann bekannt; durch Einkleidungen solcher Art gewann nicht nur die Sprache, sondern auch der denkende Geist Leichtigkeit und Freiheit. Ohne eine Abhandlung oder Deduktion schreiben zu wollen, konnte man

Gedanken, Empfindungen äußern, seinen Verstand berichtigen, sein Urteil am Urteile des andern schärfen und prüfen. In Deutschland hat aus mehreren Ursachen diese Form meistens nur gelehrte Urteile, Trivialitäten oder Romane betreffen können - -

Ich wünschte eine Auswahl treffender Stellen aus den *wahren Briefen merkwürdiger und großer Männer*; dem Sammler der Selbstbekenntnisse, einem Mann von reiner, fürs wahre Wohl der Menschheit gestimmten Denkart, möchte ich sie am liebsten empfehlen. Von Staatsmännern, Kirchenvätern, Reformatoren, Sektierern, von Gelehrten und Weisen aller Art ist eine so ungeheure Menge Briefe ans Licht gefördert worden, daß eine Auswahl ihrer eigensten Meinungen und Urteile über Begebenheiten, Schriften, fremde Meinungen und Handlungsarten die lehrreichste Unterhaltung sein müßte Wer kann, wer mag jetzt das große Epistelfach berühmter und nicht berühmter Männer mit gehörigem Fleiße durchstöbern? Und doch liegt so manches Merkwürdige, Angenehme und Nützliche in ihm!

Sie wünschten, daß jemand über den menschenfreundlichen *Comenius* ausführlicher spräche. Der bescheidene Mann spricht von sich selbst (auch wo er es tun sollte und konnte, in seiner *Kirchengeschichte der Böhmisches Brüder*) sehr wenig; das *einzig Notwendige* lag ihm zu sehr am Herzen.

Wenn ich *einen* Mann unsrer Nation (denn warum sollte man Böhmen und Mähren nicht zu Deutschland rechnen?) mit dem guten St. Pierre vergleichen möchte, so wäre es Comenius - und dies gewiß nicht zu seinem Nachteil. St. Pierre hat durch seine Schriften, die, als sie erschienen, wenige lasen, mehrere ungelesen verlachten, andre auf eine schale Art widerlegten, ja, deren offenbarste Wahrheit ihm sogar Verdruß zuzog, in der Folge mehr Gutes gewirkt als manche blendende Schriftsteller seines Zeitalters, die ihn aus der Akademie verwiesen Seine Träume von einem ewigen Frieden, von einer besseren Verwaltung der Staaten, von einer größeren Nutzbarkeit des geistlichen Standes, von einer gewissenhaftern Pflege der Menschheit, selbst seine politischen Weissagungen, können nicht immer *Träume eines honetten Mannes** bleiben, wie sie damals ein duldender Minister nannte. Wenn St. Pierre wieder aufstünde und gewahr

würde, daß nicht bloß (wie d'Alembert meint) das Wort bienfaisance und gloriole von ihm in der Sprache seiner Nation geblieben, sondern daß seine Grundsätze, seine Wünsche, seine Hoffnungen gewissermaßen der Geist aller Guten und Würdigen in Europa worden sind: der kalte, trockene Mann würde dabei nicht gleichgültig bleiben. Wahrscheinlich würde er gelassen sagen: »Die Zeit ist schneller fortgeschritten, als ich es ihr zutraute.«

Unser St. Pierre, Comenius, hat eine andere Gestalt. Er wurde zwar auch in einem Labyrinth von Weissagungen irregeführt (welches ihm zuletzt sehr leid tat); diese hatten auch eine viel rohere Gestalt, als der politische Kalkül des St. Pierre, seiner Erziehung und seinen Lebensumständen nach, haben konnte; in ihrem Ziel aber treffen beide zusammen, und dieses ist das *Wohl der Menschheit*. Ihm weihten beide, obwohl auf den verschiedensten Wegen, alle ihre Gedanken und Bestrebungen; beiden schien alles das entbehrliche Üppigkeit oder häßliche Unsitte, was nicht dahin führte. Beide haben eine schöne Klarheit des Geistes, eine beneidenswürdige Ordnung und Einfachheit der Gedanken; sie sind von allem Leidenschaftlichen so fern und los; es verdrießt sie nicht, eine Sache oft, meistens mit denselben Worten zu sagen, damit man sie fassen und ja nicht vergessen möge, daß auch in diesen lebenswürdigen Fehlern sie

einander ähnlich erscheinen. Der letzte Zweck ihrer Bemühungen ist ganz derselbe.

Comenius, wissen Sie, war der letzte Bischof der böhmischen Kirche. Er lebte in den traurigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, da mit ihm so viele, viele Familien auf die härteste Weise vertrieben wurden, seit welcher Zeit dann diese blühenden Gemeinen nie mehr zu einigem, geschweige zu ihrem alten Flor gelangten. Wollen Sie Ihr Inneres sanft und schrecklich erschüttert fühlen, so unterrichten Sie sich über den Zustand dieser Gemeinen von ihrer Entstehung an und endigen mit dieser traurigen Verstoßung. Keine Gemeinde Deutschlands ist mir bekannt, die mit so reinem Eifer für ihre Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl als in ihrem häuslichen Leben, ja für Unterweisung und Aufklärung im Kreise *ihrer** Notwendigen und Nützlichen gesorgt, gestritten, gelitten hätte als diese. Von ihr aus entsprang jener Funke, der in den dunkelsten Zeiten des härtesten geistlichen Despotismus Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland wie ein Feuer durchlief und jene vielnamigen Albigenser, Waldenser, Lollarden u.f. weckte. In ihr ward durch Huß und andre der Grund zu einer Reformation gelegt, die für ihre Sprache und Gegenden eine Nationalreform hätte werden können, wie keine es in Deutschland ward; bis auf Comenius strebte dahin der Geist dieser

slawischen Völker. In ihr ist eine Wirksamkeit, eine Eintracht und Tapferkeit gezeigt worden, wie außer der Schweiz diesseit der Alpen nirgend anders; und es ist kaum zu zweifeln, daß, wenn man sich vom zehnten, vierzehnten Jahrhundert an diese Tätigkeit nur einigermaßen unterstützt gedenket, Böhmen, Mähren, ja überhaupt die slawischen Länder an der Ostseite Deutschlands ein Volk worden wären, das seinen Nachbarn andern Nutzen gebracht hätte, als den es jetzt seinen Oberherren zu bringen vermag. Die Unvernunft und Herrschsucht der Menschen wollte es anders. Eine Ilias beweinenwürdiger Umstände tritt dem Geschichtsforscher vor Augen, über die der Freund der Ordnung und des Fleißes seufzend erröthet. Comenius betrug sich bei allem mit der Würde eines apostolischen Lehrers.

Der Flüchtling nahm seine Jugendbeschäftigung vor; er ward ein Lehrer der Jugend, aber in einer großen Aussicht. Seine Grundsätze: *»Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtnis allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden; und hiezu sei Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umganges vor allem nötig,«* diese Grundsätze sind so einleuchtend, daß jeder sie in Worten vorgibt, ob er sie gleich eben nicht in Comenius, Geist und Sinne

befolget. Dieser griff zur Tat; er gab seine »Janua,« er gab einen »Orbis pictus« heraus, die zu seiner Zeit eine unglaubliche Aufnahme fanden, in wenigen Jahren in eilf Sprachen übersetzt wurden, seitdem unzählige Auflagen erlebt haben und eigentlich noch nicht übertroffen sind: denn haben wir jetzt nach andert-halb-hundert Jahren annoch ein Werk, das für unsre Zeit völlig das sei, was jene unvollkommenen Werke für ihre Zeit waren? Im ganzen Nordeuropa erregte Comenius Aufmerksamkeit auf die Erziehung; der Reichstag in Schweden, das Parlament von England beachtete seine Vorschläge. Nach England ward er gerufen; von Schweden aus sprach der große Kanzler Axel Oxenstirn mit ihm; er ward zu Ausarbeitung derselben unterstützt; und obwohl, wie leicht zu er-achten war, eine Hauptreform der Erziehung in Come-nius, Sinn aus zehn Ursachen nicht zustande kommen konnte, zumal im damaligen Zeitalter hundert Un-glücksfälle dazwischenkamen, so hatte Comenius dabei seine Mühe doch nicht ganz verloren. Seine Vorschläge (obgleich die meisten seiner Werke uns die Flamme geraubt hat) sind ans Licht gestellt, ja sie liegen größtenteils (so einfach sind sie) in aller Men-schen Sinne; nur erfordern sie Menschen von Comeni-us, Betriebsamkeit und Herzenseinfalt zur Ausfüh-rung. Wenn er auflebte und unsre neue Erziehung be-trachtete, was würde der fromme Bischof zu mancher

Marketenderei sagen?

Sein Plan ging indes noch weiter. Er sahe, daß keine Erziehungsreform ihren Zweck erreichte, wenn nicht die Geschäfte verbessert würden, zu denen Menschen erzogen werden; hier griff er das Übel in der Wurzel an. Er schrieb eine »Panegersie,« einen allgemeinen Aufruf zu *Verbesserung der menschlichen Dinge*, in welchem ihm St. Pierre an Ernst und (ich möchte sagen) an heiliger Einfalt selbst nachstehen möchte. Er ladet aufs menschlichste dazu ein, meint, es sei ja Unsinn, Glieder heilen zu wollen, ohne den ganzen kranken Leib zu heilen, ein gemeinschaftliches Gut sei eine Gemeinfreude, gemeine Gefahr fodre auch gemeinschaftliche Sorge, und schlägt Mittel zur Beratschlagung vor. Die *menschlichen Dinge*, die er für verderbt hält, sein *Wissenschaften, Religion* und *Staatseinrichtung*. Ihrer Natur nach bezeichneten sie den Charakter unsres Geschlechts (Humanität), mithin die eigentliche Menschheit, indem Wissenschaft den *Verstand*, Religion den *Willen*, die Regierung unsre *Fähigkeit zu wirken* bestimmen und bessern sollte. Aller Menschen Bestreben gehe dahin; denn jeder wolle *wissen, herrschen* und *genießen*; edlere Seelen sei'n nach der *edelsten* Macht, der *wahren* Wissenschaft und einer *unzerstörlichen* Glückseligkeit begierig; sie zu befördern, opferten sie Kräfte, Mühe, ihr Leben selbst auf. In uns liegen also ewige

Wurzeln zu einem *Baume der Wissenschaft, der Macht und des Glücks*; Philosophie solle uns *Weisheit*, politische Einrichtung den Frieden, Religion *innere Seligkeit* geben; diese drei Dinge sei'n nur *eins*; sie könnten nie voneinander, nie vom Menschen gesondert werden, ohne daß er ein Mensch zu sein aufhöre. Sie ziemten ihm allerwege und allenthalben. -

Jetzt zeigt Comenius, wie und wodurch alle drei verderbt sein Der Verstand werde von *wenigen wenig* gebraucht; der Wille unterliege den *Begierden*; man suche Reichtum, Ehre, Lust, Eitelkeiten, *Schatten der Dinge*; man suche sich außer, nicht *in sich selbst*. Man *wisse nicht*, was man wollen, tun, wissen solle; man teile sich in philosophische, politische Religionssekten; man streite, ohne einander zu überzeugen, und doch sei es das einzige Zeichen, daß man selbst weiß, wenn man andre überzeuge. Die Weisheit werde in Bücher gekerkert, nicht in der Brust getragen; unsre Bücher sein also weise, nicht wir. Selten habe man bei der Wissenschaft einen wahren *Zweck*; man lerne, um zu lernen, oder noch zu törichtern Absichten. Das Band der Sprache sei zerrissen, und noch habe keine einzige Sprache ihre Vollkommenheit erreicht. Die Gebrechen, deren er die *Religion* zeihet, führt er nur kurz und mit Bedauern an, da sie zu offen am Tage liegen. In der *Politie* meint er: nichts könne regieren als das Rechte, niemand andre regieren, als der sich

selbst zu regieren weiß. Menschenregierung sei die *Kunst der Künste*, ihr Zweck sei Friede. Mithin zeugen alle Kriege und Unordnungen der menschlichen Gesellschaft, daß diese Kunst noch nicht da sei; weder zu regieren, noch regiert zu werden wüßten die Menschen - von welchen Verderbnissen er sowohl die Ursachen als die Schändlichkeit und den Schaden klar vorlegt. -

Von jeher, fährt er fort, sei das Bestreben der Menschen dahin gegangen, diesen Übeln abzuhelfen, und zeigt mit großem Verstande, sowohl was man bisher dazu getan und auf welchen Wegen man's angegriffen habe, als auch weshalb diese Mittel unzureichend oder unwirksam geblieben. Indessen sei der Mut nicht aufzugeben, sondern zu verdoppeln. Manche Krankheiten tilge die Zeit; in der verdorbenen Menschheit sei der Trieb zu ihrer Verbesserung unauslöschlich und auch in den wildesten Abwegen wirksam. Nur müsse die Menschheit ihr wahres Gute, so wie die Mittel dazu, *ganz und rein* kennenlernen; sie müsse von den Ketten böser Gewohnheiten befreit werden und nicht eher nachlassen, bis sie in einer *Allgemeinheit* zum Zweck gelange. Zu dieser Harmonie wirke selbst der Haß der Sekten, ihre bittere Verfolgungen und Kriege gegeneinander in Wissenschaften, Religion und Regierungsanstalten; alles zeige, daß eine große Veränderung der Dinge im Werk sei. Ohne

uns könne diese Veränderung keine Verbesserung werden; wir müßten zu ihr, und zwar auf bisher unversuchten Wegen, auf dem Wege *der allgemeinen Einheit, Einfalt und einer freien Entschliebung* (Spontaneität) mitwirken. Der Zweck der *Einheit* und *allgemeinen Verbindung* liege in unserm Geschlecht; nur durch *Einfalt* könne unser Verstand, Wille und Handlungsweise von ihren Verderbnissen loskommen; dahin wiese die einträchtige Norm unsrer gemeinen Begriffe, Fähigkeiten und Instinkte; mittelst dieser, und dieser allein, käme man ohne alle Sophisterei zum reinen Gute der Wahrheit. *Freiheit des Willens* endlich sei der Charakter des Göttlichen in uns; Gott zwinge nicht und wolle nicht, daß Menschen gezwungen sondern gelehrt, geleitet, unterstützt werden. Soweit wir vom Wege der *Einigkeit, Einfalt* und *Sinnesfreiheit* abgewichen sein, so sei eine Rückkehr dahin möglich, sobald wir uns mir vornähmen, ohne Ausschließung *alles, für alle, auf alle Art und Weise* zu verbessern. In diesen drei Worten liege das ganze Geheimnis (*omnia, omnibus omnimode esse emendanda*), denn alle bisherige Vereitelung guter Bemühungen sei bloß daher gekommen, daß man *nicht alles, nicht für alle, nicht auf alle Weise* habe verbessern wollen, sondern zurückbehalten, geschont, geschmeichelt und dadurch das Böse oft ärger gemacht habe. Das Studium zu *partikularisieren* sei die ewige

Grundlage der Verwirrung; jeder rate, Sorge für sich, für alle niemand. Man schaue gewöhnlich auch nicht ringsumher, sondern dieser auf dies, jener auf jenes; dafür sei er entbrannt und vergesse, hindere, verachte alles andere. Am wenigsten *habe man den ganzen Apparat von Kräften und Mitteln angewandt, dessen die Menschheit fähig ist, ja den sie wirklich im Besitz hat*. Sehr ernstlich begegnet Comenius den Einwürfen, daß eine allgemeine Verbesserung unmöglich sei und ein Unternehmen der Art zur Zerstörung aller bisherigen Einrichtungen gereichen würde. Möglich sei sie allerdings; das zeigte die Haushaltung der Natur, der Begriff der Kunst, die Identität der Menschheit; auf dem Wege der Einfach werde man die Möglichkeit einer solchen Verbesserung wohl finden; denn sie liege allenthalben vor uns, und die Einfach selbst sei das wirksamste Gegengift aller Verwirrung. Auch den freien Willen der Menschen glaubt Comenius auf seiner Seite zu haben, sobald man sie nur nicht täusche, sondern in *allem für alle rein sorgte*. Nichts als das Schlechte würde zerstört; nur das Überflüssige würde hinweggetan; das Gute bliebe, mit unendlich vielem, neuen Guten vermehrt, verstärkt, vereinigt. Hiezu ladet er nun in der einfältigsten Herzenssprache die Menschen ein; der Bischof spricht zur gesamten Menschheit wie zu seiner Gemeinde. -

Glauben Sie nicht, daß dergleichen utopische

Träume, wie man sie zu nennen pflegt, nutzlos sein: die Wahrheit, die in ihnen liegt, ist nie nutzlos. Dem Comenius konnte man sagen, was der Kardinal Fleury dem St. Pierre sagte, da dieser ihm sein Projekt des ewigen Friedens und des europäischen Reichstages überreichte: »Ein wesentlicher Artikel ist darin vergessen, die Missionarien nämlich, die das Herz der kontrahierenden Fürsten zu diesem Frieden und zu diesem Reichstage disponieren«; allein, wie St. Pierre sich bei seinem Projekt auf den großen Missionar, die *allgemeine Vernunft*, und ihre Dienerin, *die Zeit* oder allenfalls die Not, verließ, so wahrscheinlich auch Comenius. Er schrieb eine Konsultation (ich weiß nicht, ob er sie umhergesandt habe), die sogar erst dreißig Jahre nach seinem Tode gedruckt ward.⁴⁵ Da sie wenige Bogen enthält, wünschte ich, daß sie übersetzt erschiene, wenn auch nur zum Zeichen, wie anders man damals über die Verbesserung der Dinge schrieb, als man jetzt zu schreiben gewohnt ist, Fromme Wünsche der Art fliegen nicht in den Mond; sie bleiben auf der Erde und werden zu ihrer Zeit in Taten sichtbar. Es schweben nach Ariostos schöner Dichtung immerdar einige Schwäne über dem Fluß der Vergessenheit; einige würdige Namen erhaschen sie, ehe diese hineinsinken, und schwingen sich mit ihnen zum Tempel des Andenkens empor. -

Ich lege Ihnen einen Aufsatz bei, der mir namenlos

zukam; teilen Sie ihn unsern Freunden mit, Er ist nicht mit Comenischem Geist geschrieben; es läßt sich aber manches darüber sagen.

Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?

I.

Haben wir noch das Publikum der Alten?

Um eine vorgelegte Frage zu beantworten, muß man sie erst verstehen. Also:

Was ist Publikum? Ein sehr unbestimmter Begriff, der, wenn man alle Eigenheiten des einzelnen Gebrauchs und Mißbrauchs seiner Benennung absondert, ein *allgemeines Urteil*, wenigstens eine *Mehrheit der Stimmen in dem Kreise, in welchem man spricht, schreibt oder handelt*, zu bezeichnen scheint. Es gibt ein *reales** und *ideales Publikum*: jenes, das gegenwärtig um uns ist und uns seine Stimme, wo nicht zukommen läßt, so doch zukommen lassen kann; das ideale Publikum ist zuweilen so zerstreut, so verbreitet, daß kein Lüftchen uns, aus der Entfernung oder aus der Nachwelt, den Laut seiner Gedanken zuführen mag. Bei jeder Gattung des Publikums aber denkt man sich ein *verständiges, moralisches*

Wesen, das an unsern Gedanken, an unserm Vortrage, an unsern Handlungen teilnimmt, ihren Wert und Unwert zu schätzen vermag, das billiget oder mißbilliget, das wir also auch zu unterrichten, eines Bessern zu belehren, in Ansehung seines Geschmacks zu bilden und fortzubilden uns unterfangen dürfen. Wir muntern es auf, wir warnen; es ist uns Freund und Kind, aber auch Lehrer, Zurechtweiser, Zeuge, Kläger und Richter. Belohnung hoffen wir von ihm nicht anders als durch Beifall, in Empfindungen, Worten und Taten.

Unter den *Alten* versteht man in Ansehung der *Kunst* die Griechen, in Ansehung der *Literatur* Griechen und Römer, in Ansehung alles dessen aber, worüber das Publikum gefragt oder belehrt werden kann, jede Nation, die in früheren Zeiten auf uns gewirkt hat, mit der wir uns hier oder dort in Ansehung gefällter Urteile zu vergleichen, zu messen haben. Man sieht, daß in diesem Gesichtspunkt sowohl die Hebräer als die sogenannten Barbaren des Mittelalters von *unsern* Alten nicht ausgeschlossen sind; denn diese haben viele Meinungen unsres Publikums und in manchem seinen ganzen Geschmack konstituieret.

Wer sind nun die *Wir*, die sich mit diesen *Alten* vergleichen? Im ganzen möchte man die jetzige Generation der Menschen darunter verstehen. Da diese doch aber in einen Gesichtskreis oder gleichsam in

einen großen Saal beschränkt werden muß, um Zuschauerin, Hörerin, Urteilerin, Richterin zu werden, so wird dieser Kreis bald sehr weit, bald sehr enge genommen; ja vom weitesten Kreise, den unsre Einbildung kaum fassen mag, wird oft behauptet, was nur dem engsten, einem sehr auserlesenen Kreise gebühret. Aus Erfahrungen seiner Landes- und Stadtwelt spricht man gemeinlich für die Christenheit, für Europa, für Welt und Nachwelt, an denen man sich immer *eine mystische Person oder Versammlung*, eine aufgeklärte oder aufzuklärende Gemeinheit denkt. Um allen aus dieser Verwirrung entspringenden Mißverständnissen zu entweichen, wird's also nötig sein, jedesmal den Gesichtskreis zu bestimmen und in Absicht jeder Frage, die an ein Publikum gelangt, Zeiten und Völker zu unterscheiden.

1. Vom Publikum der Ebräer

Das ebräische Volk ward von seinem Ursprunge an als ein *genetisches Individuum*, als *ein Volk* betrachtet. Der sterbende Stammvater sprach zu seinen Söhnen für die ganze Reihe zukünftiger Zeiten; ja, ehe der Sohn des Stammes geboren war, geschah schon dem ganzen zukünftigen Volk die Verheißung. Als es, in vielen Tausenden um den Berg Sinai gelagert, dastand, sprach der Gesetzgeber im Namen seines

Gottes zu ihm als zu *einer Person*, die dieses Gottes *Knecht und gerettetes Kind* sei; und da er vor seinem Lebensende dies Gesetz wiederholte, ließ er das Volk als *einen Mann* geloben. Er foderte von ihm Achtung und Liebe des Gesetzes als von *einem moralischen Wesen*. So sprachen alle Propheten, denen der Gesetzgeber ausdrücklich Raum zu dieser Stimme ans *gesamte Volk* als an *ein Eigentum Gottes** gelassen hatte. So klein der Kreis sein mochte, in dem mancher Prophet sprach oder zu seiner Zeit schrieb, so groß wird er dieser seiner Idee nach. Der Bote seines Gottes spricht zum Sohne Jakob, zum Knecht Israel für alle Zeiten. Daher der hohe, weitschallende Ton des Patriotismus in den ebräischen Psalmen und Propheten. Wo und in welcher Sprache sein Nachhall ertöne, er ergreift das Herz; ein Publikum wird lebendig. Man findet sich in einer Versammlung, in der einer für alle steht, alle für einen. Die Last der Gebote, Segen und Fluch trägt das ganze Volk auf seinen Schultern. Danklieder tönen von allen empor; auch über die kleinsten Begegnisse des Individuum werden sie angenommen, weil dies Individuum zum ganzen Volk gehöret. So trägt in den Bestrafungen der Propheten jeder Israelit die Schuld des andern; der Trost des andern kommt auch ihm zustatten; gemeinschaftliche Wünsche, eine gemeinschaftliche Aussicht erhebt das Herz des freudigen und des gedrängten Volkes. Auch

seitdem Israel unter alle Nationen zerstreut ward, ist dieser Prophetenton eines *Nationalpublikum* nicht verhallt. Alle seine Gesänge und Gebete sprechen noch zu Gott mit der Stimme eines verlornen Kindes, eines gedemüthigten Knechtes. Wenn ein Geist der Poesie, der Lehre, der Ermahnung in diesem Volke wieder aufleben sollte, so kann er nicht anders als in solchem Ton zum Volk singen und reden.

Haben *wir* dies Publikum der Ebräer? Mich dünkt, jedes Volk habe es durch *seine Sprache*. Diese ist ein göttliches Organ der Belehrung, Strafe und Unterweisung für jeden, der für sie Sinn und Ohr hat. Das Band der Zunge und des Ohrs knüpft ein Publikum; auf diesem Wege vernehmen wir Gedanken und Rath, wir fassen Entschließungen und teilen miteinander Belehrung, Leid und Freude. Wer in derselben Sprache erzogen ward, wer sein Herz in sie schütten, seine Seele in ihr ausdrücken lernte, der gehört zum *Volk dieser Sprache*. Ich vernehme noch Otfrieds Stimme; die Kern- und Biedersprüche mancher alten Deutschen, die den Charakter meines Volks in sich tragen, sprechen zu mir; Kaisersberg, Luther predigt mir noch; und was auch von andern Nationen in meine Mundart meisterhaft überging, ist die Stimme eines *Publikums* worden, zu dem auch ich gehöre. Meine Stimme, so schwach sie sei, bewegt auch Wellen dieses ätherischen Weltmeers. Von den Millionen, die

deutsch reden und lesen, werden auch mich einige verstehen und hören, wären es nur soviel, als Persius sich anmaet, aut duo aut nemo; auch diese zwei, lobend oder tadelnd, erregen *ihre* Wellen weiter. Im Publikum der Sprache hat sogar der Niemand ein Ohr; er lernt von oder an mir und spricht weiter Und dies Publikum breitet sich fort, solange die Sprache, selbst mit Veränderungen, dauret, bis sie verständlich zu sein aufhöret. Kein Gesetz kann diesen Fortgang verbieten, keine Macht ihn aufheben, bis die Sprache vertilgt ist; und ehe diese vertilgt wird, dazu gehören allmächtige Kräfte der Zeiten.

Nicht der Schriftsteller gehöret zu diesem Publikum allein, sondern auch der mündliche Unterweiser, der Gesetzgeber, der Feldherr, der Redner und Ordner. Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet; mittelst der Sprache wird sie ordnung- und ehrliebend, folgsam, gesittet, umgänglich, berühmt, fleißig und mächtig. Wer die Sprache seiner Nation verachtet, entehrt ihr edelstes Publikum; er wird ihres Geistes, ihres inneren und äußeren Ruhms, ihrer Erfindungen, ihrer feineren Sittlichkeit und Betriebsamkeit gefährlichster Mörder. Wer die Sprache eines Volks emporhebt und sie zum kräftigsten Ausdruck jeder Empfindung, jedes klaren und edlen Gedankens ausarbeitet, der hilft das weiteste und schönste Publikum ausbreiten oder in sich vereinigen und

fester gründen.

Daß unser Deutschland durch seine Sprache sich dies Publikum in solchem Umfange, mit solcher Festigkeit gegründet habe, wie es hätte geschehen mögen, ist sehr zu zweifeln. Ganze Länder sind davon abgerissen; Provinzen und Kreise verstehen einander kaum, nicht nur nicht in Reden, sondern oft selbst nicht in Schriften. Was in manchen Gegenden für Witz gilt, wird in andern als niedriger Scherz verachtet; das Ganze hat so wenig einen gemeinschaftlichen Schritt in der Kultur gehalten, daß schwerlich eine Vorstellungsart zu finden wäre, die auf alle Teile desselben als auf *ein gemeinsames Publikum* mit gleicher Macht wirkte. Nicht aber nur Provinzen und Kreise, selbst Stände haben sich voneinander gesondert, indem seit einem Jahrhunderte die sogenannten obern Stände eine völlig fremde Sprache angenommen, eine fremde Erziehung und Lebensweise beliebt haben. In dieser fremden Sprache sind seit einem Jahrhunderte unter den genannten Ständen die Gesellschaftsgespräche geführt, Staatsunterhandlungen und Liebeshändel getrieben, öffentliche und vertraute Briefe gewechselt worden, so daß, wer einige Zeilen schreiben konnte, solche notwendig vormals italienisch, nachher französisch schreiben mußte. Mit wem man deutsch sprach, der war ein Knecht, ein Diener. Dadurch also hat die deutsche Sprache nicht nur den

wichtigsten Teil ihres Publikums verloren, sondern die Stände selbst haben sich dergestalt in ihrer Denkart entzweit, daß ihnen gleichsam ein *zutrauliches gemeinschaftliches Organ ihrer innigsten Gefühle* fehlet. Beide sind auf ihrem getrennten Wege nicht so weit fortgeschritten, als sie in Wirkung und Gegenwirkung aufeinander hätten kommen mögen, indem der *eine* Teil meistens an Phrasen, an Worten ohne Gegenstand, leer von innerer Bildung, hangenbleiben mußte, dem andern hingegen bei aller Mühe des Fortstrebens ewig und immer eine Mauer entgegengestellt war, an welcher leere Schälle zurückprallten. Ohne eine gemeinschaftliche Landes- und Muttersprache, in der alle Stände als Sprossen *eines** Baumes erzogen werden, gibt es *kein wahres Verständnis der Gemü- ter, keine gemeinsame patriotische Bildung, keine innige Mit- und Zusammenempfindung, kein vaterländisches Publikum mehr*. Entweder bequemt man sich nach der fremden Denkart des andern und buhlt ohne Dank und Kraft um dessen leere Vorstellungsweise wie um einen nichtigen Schatten, oder man spricht und schreibt nicht für ihn; er ist ein totes oder ein hinderndes oft feindlich wirkendes Glied der Gemeine. Wenn die Stimme des Vaterlandes die Stimme Gottes ist, so kann diese zu gemeinschaftlichen, allumfassenden und aufs tiefste greifenden Zwecken nur in der *Sprache des Vaterlandes** tönen; sie muß von

Jugend auf, durch alle Klassen der Nation, an Herz und Geist erklungen sein; so nur wird durch sie ein Publikum, verständig und verstanden, hörend und hörbar. Jede fremde bleibt eine entzweieude Samari- tersprache.

2. *Publikum der Griechen*

Daß dem also sei, wollen wir schöner an den Griechen lernen. Wahrscheinlich war ihre Sprache anfangs so ungebildet als jede Volkssprache in rohen Zeiten; da stieg Kalliope, da stiegen Götter vom Himmel her- nieder. Merkur erfand die Lyra; die Zither begleitete Apollo mit herzerweckendem Gesange; mehreren Söhnen der Muse folgte Baum und Fels, es horchten ihnen Ströme; kurz (ohne Fabel zu reden), Poesie, mit Musik begleitet, erschuf und bildete sich ein *griechi- sches Publikum* in einer feinern Sprache und einer fei- neren Gedankenweise. Die Fabelnamen Orpheus, Linus, Musäus sind in Absicht der Wirkung, die sie hinterließen, keine Fabelnamen; die Form ihrer Götter - und Menschengestalten, die Melodie ihrer Weisheit- sprüche und Lehren, der rhythmische Gang ihrer Empfindungen und Bilder ward dem Ohr, dem Ge- dächtnis der Hörenden eingepreget und ging von Munde zu Munde, endlich auch in Schriften und Ge- bräuchen auf die spätere Nachwelt. Die Gesänge, die

Homer und andre Rhapsoden in kleineren Kreisen sangen, waren nicht verhallet; sie kamen gesammelt nach Athen, sie erklangen am panathenäischen Feste. Die Hymnen der Homeriden, Lieder und Chorgesänge der verschiedensten Art, dichterische und musikalische Wettstreite zierten und kränzten jede Volksversammlung, jedes öffentliche Spiel, jede feierliche Religions- und Staatshandlung. So ward ein *Publikum der Griechen* für Poesie, bald auch für Prose. Herodot las seine Geschichte dem versammelten Griechenlande, wie so viele Dichter vor ihm ihre Gedichte größeren oder kleineren Kreisen gesungen hatten; denn selbst die Gastmahle der Griechen hatten eine Art fröhlicher Publizität und waren nicht ohne Musen. Auf diesem Wege entstand das griechische *Schauspiel*, das allen seinen Teilen nach ein Publikum voraussetzte und ein Publikum vergnügte. Auf diesem Wege gelangte die griechische *Kunst* zu ihrer Höhe; die Muse, die dem Künstler seine reinen, hohen Ideen eingab, hatte sich auch Gelegenheiten, Örter und Plätze geheiligt, wo sie solche mit Würde zeigen und einem dazu gestimmten Volk sichtbar machen konnte. Selbst in die Beratschlagungen und Zänkereien vor *Gericht* ging Redekunst als ein Haupterfordernis über. Indem alles vorm Publikum verhandelt wurde, so ward dies Publikum durch Rede gefesselt, durch Kunst der Rede geführt und gelenket.

Haben *wir* dies Publikum der Griechen? Nein, und in mehreren Stücken ist's vielleicht gut, daß wir es nicht haben. Wo über Krieg und Frieden, über Leben und Tod der Beklagten, über Verdienst und Belohnung die Kunst der Rede gebieten darf, wie vielen Verleitungen ist und bleibt die Seele eines unerzogenen Volks ausgesetzt, die mit ihrem ganzen Urteil im Ohre wohnt! Die Geschichte der griechischen Republiken, insonderheit Athens, zeigt uns davon eine große Galerie fürchterlich-schön gemalter Beispiele, bei deren Überblick mancher Nordländer oft mit frohem Schauder sagen wird: »O der leichtsinnigen Griechen! Wohl uns! diese Zeiten sind vorüber!« Ein Gleiches wird er vielleicht von den Religions- und Staatsfeierlichkeiten, den öffentlichen Spielen, Tänzen, Übungen und Wettkämpfen, vielleicht auch vom ganzen Theater in Athen sagen. Und allerdings gehört alles dorthin und in jene Zeiten.

Aber warum hätten wir denn ein Theater, wenn wir kein Publikum fürs Theater haben mögen? Warum hätten wir Kunst, wenn es nicht die griechische sein kann? Warum unterfingen wir uns, Vergnügungen des Geschmacks zu haben, wenn es kein Publikum des Geschmacks geben soll? Warum endlich spielen wir mit Musik, Redekunst, Poesie und Sprache, wenn diese nicht zu Zwecken angewandt werden, zu denen sie, allein und verbunden, eigentlich bestimmt und

geschaffen sind? *Ihrer Natur nach erfordern sie ein Publikum*; ohne solches sind sie tot und begraben.

Ein *Hymnus* z.B. gehört seiner Natur nach für eine *Versammlung*. Der Dichter, der diese nicht um sich erblicket, nimmt Himmel und Erde, Wälder und Felsen zu seinen Zuhörern und Zeugen. Die Stimme eines *lyrischen Dichters* rufet ein Publikum an und auf. Der *Sänger*, ja selbst der *Geschichtschreiber großer Begebenheiten* fodert einen Kreis von Männern, Weibern, Jünglingen und Kindern um sich her, denen seine Begebenheiten in Ohr und Seele tönen. Sie öffnen ihm nicht etwa nur eine Bühne, auf der er in ihrem Beifall seinen ganzen Ruhm ernte, sondern ihre Gemüter selbst sind seine *Arena*, der Schauplatz, das Ziel, das Maß seiner Wirkung. Die *Szene*, die der *epische Dichter* nicht also beschreibt, daß sie den Augen des Zuhörers sichtbar wird, also daß auch in der Seele der Handelnden mit gehaltenem Interesse alles vor seinen Augen vorgehet, ist keine epische *Szene*; die *Begebenheit*, die der *Geschichtschreiber* im Zusammenhange ihrer Folgen, womöglich auch ihrer Ursachen, nicht also gegenwärtig zu machen weiß, daß dem Zuhörer sein eignes klares Urteil darüber reifet, ist eine mangelhaft erzählte *Geschichte*. Der *lyrische Dichter*, der mit seiner Kunst in der Seele des Hörenden nicht den Grad von Teilnahme trifft, auf den seine Kunst als auf den Punkt ihrer

Vollkommenheit rechnet, hat auf ein Nichts gearbeitet und verfehlt seine Wirkung Alle diese Produktionen also wollen ein *Publikum*, aus welchem sie gleichsam hervor-, auf welches sie zurückgehen, aus welchem sie die Regel ihrer Kunst nahmen.

Wo sind nun in Deutschland die Odeen unsrer Geschichtschreiber, unsrer lyrischen und epischen Dichter? Wo sind die Schulen, in denen man die edelsten Gesänge den Jünglingen ans Herz legt und sie nebst den schönsten klassischen Stellen der Alten nicht etwa bloß deklamiert, sondern in die Seelen schreibt? Nur was selbst Gestalt hat, kann Gestalt geben; nur Flamme kann Flamme verbreiten. Ein Atem aber kann auch aus Funken eine Flamme wecken und viele tote Kohlen entzünden. An glühenden Funken hat es Deutschland nicht gefehlet; sie sind aber nie zur Flamme angefacht worden. Der sogenannte *Minnege- sang* war Hofgeschmack; er ging vorüber. Die Zeiten der Reformation brachten flehende *Gefahr-*, dankende *Lobgesänge* in den Mund vieler; sie gingen mit der Gefahr vorüber. Der Dreißigjährige Krieg weckte Stimmen mancher Art für beide Parteien; die Feldherrn der *Ligue* wurden ebensowohl als die Feldherrn und Retter der *Union* gepriesen, und unter den letzten sind die Namen eines Ernst von Mansfeld, Christian von Anhalt, Johann Ernst und Bernhards von Weimar, Gustav Adolfs, Georgs von Baden der deutschen

Muse nicht fremde geblieben. Leider aber ist diese keine Tochter Mnemosynens, oder sie ist von ihr zwischen Schlaf und Wachen erzeugt. Nach dem Westfälischen Frieden vergaß man aller Gefahr und hat über hundert Jahre, dann und wann unsanft aufgerüttelt, sanft geschlafen. Alle weckende Stimmen, leise und lauter, sind vergebens gewesen; unsre Dichter waren oder hießen Versmacher, Reimschmiede; seit einem halben Jahrhundert las man Voltaire und ließ die deutsche Geschichte erröten und schweigen. Sie schweigt noch und darf an eine *Geschichte des deutschen Geschmacks, der deutschen Kultur, der deutschen Festivitäten und Lustbarkeiten* nicht ohne Beschämung denken.

Auf dem Theater wird ein Publikum oder ein Teil desselben einem andern Publikum zur Schau vorgestellt; offenbar war dies die Idee der Griechen, im Trauerspiel mit dem Chor, im Lustspiel mit dem einzeln oder in Masse personifizierten Volke. Theater und Zuschauer hingen also wie Bild und Abbild, wie Seele und Körper zusammen; sie wirkten an- und gegeneinander; eins wurde durch das andre gehoben und belebet. In Italien und Frankreich (England kenne ich nicht) ist dies auf den besten Bühnen auch also; daher der Theatergeschmack in diesen Ländern so lang umherirrte, bis er einen *Punkt der Vereinigung mit seinem Publikum* fand und sich entweder durch

musikalisches oder durch dramatisches Spiel in eine Mitte des Gebens und Nehmens, des gegenseitigen Genusses und Belehrens setzte. Ich zweifle, ob dies in Deutschland, wenige Charaktere und Szenen ausgenommen, je der Fall gewesen. Daß man es wenigstens auf die Vereinigung und gegenseitige Ausbildung des Geschmacks der Bühne und des Publikums sehr spät und äußerst selten angeleget hat, ist aus der Geschichte des deutschen Theaters klar. Außer den alten Mysterien, Klosteragenden oder Marionetten kam die Bühne als *Hoffeierlichkeit* nach Deutschland; das Volk ward hinzugelassen, sich an diesen prächtig gekleideten Hof- und Staatsrevolutionen, die hinter den Lichtern vorgingen, als Pöbel zu erbauen. An manchen Orten Deutschlands hat die Bühne diese Hoftheatergestalt und Verwaltung beibehalten und stehet also ganz *außer dem Gebiete der Kunst*, weil sie zum *Hofetiquette* gehöret. In andern Provinzen ziehen *Banden* umher (wie man die Schauspieler mit dem alten deutschen Heldennamen zuweilen noch jetzt nennet); sie gehen, wie es die Deutschen von jeher gern taten, aus Bande in Bande und nehmen Dienste, nachdem sie bezahlt und gedungen werden; wäre es nicht unvernünftig und grausam, von ihnen ein Ideal der Kunst, ein korrespondierendes Publikum zu fordern? Einzelne Dichter und Schauspieler haben sich, ich möchte sagen, über das Mögliche

hinaufgeschwungen; sie konnten aber keine neue Welt um und vor sich schaffen; diese müssen aufführen, was jene geben, wie sie es mit andern aufführen können und wie am Ende *ihr Publikum* gebietet. Da ich hier keine Kritik des Theaters schreibe, so bemerke ich nur eins, daß bei uns, wie mich dünkt, durchs Theater das Publikum gebildet werden müsse, nicht aber durchs Publikum das Theater. Fürs Theater haben wir noch kein richtendes Publikum, eben weil die theatralische Kunst im Sinne der Griechen die Kunst der Künste ist, von der selbst nicht jeder Dichter, noch weniger jeder Liebhaber, am wenigsten endlich der sich belustigende Pöbel Begriff hat. Schmeichelt man dessen Gaum und belustiget sich an seinem Beifall, so ist man am Rande; man verdirbt und verderbet. Welche Räume aber haben wir noch auszumessen, ehe nicht an ein gebildetes Publikum, sondern nur an die Bildung dieses Publikum nach deutscher Sitte und Lage zu gedenken ist! Und doch gibt es außer einem *mit Sinn und Wohlgefallen belebten* Schauspiel kein Schauspiel; es wird ein Haus voll Puppen, oder wir sind in schlechter Gesellschaft.

Soll eine Nation keine Einbildungskraft haben, so wolle man diese auch nicht wecken; sie schlummere. Wecket man sie, so bilde man sie auch aus; man lasse nur Stücke, die für sie sind, und diese auf eine Weise aufführen, daß man vom bösen Geschmack des

Publikums nicht abhänge, sondern diesen Geschmack ausrotte oder ihn zum Guten lenke. In Athen entstand das Theater zu Äschylus' Zeit aus dem hohen Gefühl der Freiheit und des Sieges über den großen König; dies Gefühl stimmte die Seele zum Anblick anderer großen Begebenheiten, die tragisch vorgestellt wurden. In Frankreich und England ist das Theater (die Modifikationen der Zeit abgerechnet) auf ähnliche Weise entstanden; denn wenn man von großen Begebenheiten seiner Zeit hört oder lieset, so will man diese auch, durch Kunst bearbeitet und von ihr vorgestellt, sehen. Das Publikum der Welt wird sodann von selbst ein Publikum des Theaters. Gleichergestalt fordert die Komödie, die Charaktere und Sitten vorstellt, eine anschauende Kenntniss der Nation, eine leichte Existenz, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit. Der dürftige Knechtessinn ist eine mephitische Luft, in der jede Flamme erstickt wird.

Die Philosophie der Griechen hatte eigentlich kein Publikum wie die Künste; ihrer Natur nach hatte sie dessen auch nicht nötig.

Die ältesten Weisen der Griechen waren Gesetzgeber; und wohl dem Volk, dessen Gesetzgeber Weise sind. Sokrates erschien in einer bedrängten Zeit: sein Publikum waren *Privatgesellschaften* oder *einzelne Personen*; seine Methode war auf die Entwicklung

der Grundsätze des Wahren, Guten und Schönen in diesen *einzelnen Personen* berechnet. Und dieses, dünkt mich, sei der Zweck der wahren Philosophie: *Selbstbildung*. Der Lehrer kann und will dabei nur eine Hebamme unsrer Gedanken, ein Mithelfer unsrer eignen, arbeitenden Kräfte werden. Sokrates hatte seinen eignen Genius, der nachher nicht oft, aber doch hie und da, z.B. in Montaigne, Addison, Franklin u.a., wieder erschienen ist und die *eigne Bearbeitung des menschlichen Geistes und Willens* zum Zweck hatte. Von der Stimme des Publikums hängt diese nicht ab; vielmehr wird sie oft durch solche behindert, daher Sokrates mit den Sophisten, die das Publikum stimmten und mißstimmten, fast immer im Streit lag.

Die Sokratische Philosophie gedieh zu mehreren Schulen; in diesen gab's exoterische und esoterische Zuhörer - abermals ein Unterschied, den die Natur der Sache billigt. Ein großes, unausgesondertes Publikum, das Metaphysik spricht und über Metaphysik entscheidet, ist ein Ungeheuer; und wenn man von einer Nation sagen könnte, sie habe nie für etwas als für Metaphysik Enthusiasmus gezeigt, so sagte man dieser Nation nicht viel Gutes nach. Xenophon und Plato behandeln die Philosophie sehr vernünftig; allenthalben locken sie solche als eine Blüte des menschlichen Geistes und menschlicher Geschäfte hervor. Der Denker Aristoteles schrieb für kein

anderes Publikum als für seine Schule, daher die ganze Form seiner Schriften. Epikur und Zeno gingen mit veränderten Grundsätzen auf gleichem Wege; jedem ihrer Schüler blieb es frei, die Metaphysik ihrer Sekte an Stelle und Ort zu lassen, dagegen aber die wahre, die praktische Philosophie für Leben und Publikum desto kräftiger anzuwenden. Dies ist der wahre Sokratismus.

Wenn eine philosophische Schule als solche aufs Publikum wirken wollte und auch hie und da mächtig gewirkt hat, war's der *Pythagoreismus*; wir wissen aber, wie es ihm erging. Und was damals in kleinen zubereiteten Kreisen nicht geschah, wenn wird es erfolgen? Ein philosophisches Publikum ist ein höchstes Bild, zu welchem man streben kann, das man aber ja nirgend *ganz* und *realisiert* zu erblicken glaube. Wo also die Griechen standen, stehen wir in Ansehung des Publikums mehr und minder mit der Philosophie noch jetzt; jeder, der es sein kann und werden will, muß sich *selbst* zum Philosophen bilden. Der Lehrer hält ihm die Wahrheit vor, damit er sich solche *autonomisch* zueigne; denn Weisheit läßt sich sowenig als Tugend und Genie von andern *lernen*.

Die Schulen der Philosophie indessen, bloß als Handleiterinnen betrachtet, mit welcher erstaunlichen Macht können sie aufs *Publikum* wirken! Ein Lehrer der Philosophie, wie er sein soll, hat ein Reich über

menschliche Seelen, in welchem er mächtiger als ein König gebietet. Er pflanzt Grundsätze, er gibt Ideen, er stellt Ideale fest, die nachher auf tausend Gedanken und Handlungen seiner Zuhörer, ja aller derer, auf welche sie wirken, erkannten und unerkannten Einfluß haben. Unsägliche Wirkungen z.B. hat die stoische Philosophie, der Epikureismus, Platonismus, Pythagoreismus in der Reihe der Dinge hervorgebracht und wird sie hervorbringen, wenn auch unter neuen Namen, mit andern Modifikationen und Formen. Solange es Vernunft und Willen im Menschen gibt, solange wird es ein *verborgenes, stilles Publikum für Philosophie* geben; nur erwarte man dieses nie sichtbar auf einem Markt oder in einer Schule.

Fassen wir, was gesagt ist, zusammen (denn vom politischen Publikum der Griechen wollen wir nicht reden), so ergibt sich, daß in Ansehung der Sprache, der Kunst und des Geschmacks gegen die Griechen, wie wir sie jetzt nehmen, wir eigentlich noch gar kein Publikum haben und gehabt haben. Mit Wohlgefallen haben wir uns eine Kultur andichten lassen, von der ganze Stände und Provinzen durchaus nichts wissen, und schlummern auf diesem erträumten Ruhme. Ich fürchte und hoffe, daß uns die Zeit aus diesem Schlummer wecken werde. Unsere Nation kennet sich schwerlich, bald ist es Religions-, bald politische Partei, bald die unübersteigliche Grenze eines Standes

und Ständchens, was die Stimme, ja sogar nur den Gedanken an ein teilnehmendes Publikum, selbst in Sachen des Geschmacks und der Bildung, geschweige des allgemeinen Interesse, teilet und aufhält. Welche Werke der Wissenschaft, des Fleißes, der Verteidigung Deutschlands oder irgendeines allgemeinen Nutzens sind zustande gekommen, zu denen der Beitritt eines ansehnlichern und reicheren Publikums aus mehreren oder allen Provinzen nötig war? Die reichern Stände sind dabei jederzeit am unteilnehmendsten geblieben; und jene alten Einrichtungen, die eigentlich doch für Wissenschaften und Kultur der Nation bestimmt sind, *Domkapitel und Stifte*, waren samt dem ganzen Teile der Nation, der die französische Kultur liebte, für deutsche Wissenschaften gewöhnlich ganz tot; daher wir denn, trotz alles Privatfleißes, trotz mancher kühner Unternehmungen voll guten Zutrauens, das dafür büßen mußte, an Dingen dieser Art unsern Nachbarn, Briten und Franzosen, ja selbst Dänen und Schweden, weit nachstehn. Die deutsche Literatur, eine rüstige Arbeiterin und Dienerin des Wissens, erscheint in einem Bettlermantel von Makulatur; sie richtete selten etwas mehr aus, als wohin - Privatfleiß, einzelnes Genie reicht. Die unschätzbaren Sammlungen der Kunst, die in vorigen Jahrhunderten ein vorübergegangner Hofgeschmack zusammengebracht hat, stehen oft unter harten

Gesetzen der Klausur als Heiligenbilder da, anschau-
bar, nicht immer brauchbar, noch weniger weckend,
am wenigsten begeisternd. Über den Wert unsrer be-
sten Produktionen haben sich die Stimmen *unsres Pu-
blikums* nach Jahren und Jahrhunderten noch so
wenig vereinigt, daß, wenn nicht Ausländer den Ton
angegeben und mit Gewalt festgesetzt hätten, selbst
über Leibniz' Verdienst Deutschland noch in der grö-
ßten Unsicherheit wäre. Indessen geht der Weg der
stillen Bildung fort. Was uns nicht genommen werden
konnte, ist *deutsche Sprache, deutscher Verstand
und guter Wille*; diese werden, wenn und sobald sie
es vermögen, einmal ein deutsches Publikum bilden.
Die *Vernunft* geht auch ihres Weges fort und ist in
allen Zeiten und Erdräumen nur *eine*. Der *Geschmack*
endlich ist eine Nationalpflanze; wo sie nicht gepflegt
wird oder des Bodens und Klima wegen nicht anders
als in schlechten Treibhäusern aufkommen kann, da
gehet sie durch Unfreundlichkeit des Himmels unter.
Have!

3. Publikum der Römer

Von diesem werde ich nur wenig sagen dürfen.
Was in ihm Kunst und Geschmack war, stammte von
den Griechen her, die meistens auch seine Mithelfer
blieben. Als Überwinderin sammelte Rom; sie erfand

aber nichts Neues. Auch die Sprache der Römer bildete sich nur durch die Griechen zu einer reinen und ewigen Sprache.

Das Publikum also, das für die klassische *Denkart* in Rom blühte, war ein erbeutetes, künstliches Publikum; die Einrichtung der Stadt selbst war von einer Art, daß vielleicht keine Reichsstadt sie sich auf dauernde Zeiten wünschen möchte Weder das Volk noch der Senat verdienen, außer der Rücksicht, daß sie Herren der Welt werden wollten und waren, absolute Hochachtung; einen *Populus Romanus*, der mit römischer Anmaßung für seine Stimme Brot und zirkensische Spiele begehret, wünschten wir uns auch nicht. Ebenso wenig Klienten und Kandidaten nach römischer Weise. Also das Forum und den Senat an seine Orte gestellt, blieb *denen* Römern, die ein daurendes Publikum suchten, nichts als was auch *wir* haben, der *Beifall und die Stimme der erlesensten edlen Römer*. Diese hörten ihren Vortrag oder kauften ihre Rolle; sie billigten und mißbilligten, wie es ihnen gutdünkte. Daß aber in den bessern Stellen ihrer Gedichte Lukrez und Catull, Horaz und Virgil, Ovid, Tibull, Properz u. a. so klassisch ausgearbeitet, vollendet und schön geschrieben, zeigt, daß sie sich feinere Vorbilder, schärfere Leser und ein höheres Publikum dachten, als viele unsrer Dichter und Schriftsteller zu denken gewohnt sind. Ihre eigne Bildung und die Höhe, auf

welcher Rom stand, trug dazu bei. Der Geschichtschreiber Roms schrieb die Geschichte der Weltmonarchin; ihre Dichter sangen in der römischen Sprache; in dieser stellten ihre Rechtsverständigen Urteile aus, als die Stimme ihrer großen Redner dahin war. - Mit dem allen können wir uns nicht gleichen. Wenn aber unsre Sprache eine *Schwester* der griechischen ist, da die römische nur die angenommene Tochter derselben war, so hätten wir, sobald wir uns zur römischen Denkart erheben könnten, eine weitere Laufbahn vor uns als jene. Überwinder der Welt wollen wir nicht werden; was aber in uns römischen oder (wenn dieser einst größere Name noch einen Wert hat) deutschen Charakter enthält, warum sollten wir das einer Sprache nicht geben können, die einst in viel roherem Zustande auch eine *Herrin der Welt* war? Dichter und Geschichtschreiber, Rechtslehrer und Gesetzgeber, warum wurdet ihr zu solcher Zeit nicht auch wie jene für ein fortdauerndes Publikum Herren der Erde?

4. Publikum des Christentums

Als der Urheber des Christentums seine Stimme erhob, verbreitete er mit derselben ein *Publikum über die Völker*. Er kündigte ein ankommendes Reich an, zu dem alle Nationen gehören und das nicht in äußerlichen Zerimonien, sondern in Übungen des Geistes,

in Vollkommenheiten des Gemüts, in Reinheit des Herzens, in Beobachtung der strengsten Billigkeit und einer verzeihenden Liebe unter den Menschen blühe. Dahin zielen seine Reden, dazu rüstete er andre aus, und das Gebet, das er seine Schüler lehrte, ist darüber ein bittendes Bekenntnis. »Es soll ein Reich zu uns kommen, in dem alles Ehrwürdige geehrt, jede heilige Pflicht getan und der Wille Gottes auf Erden so willig und vollkommen vollbracht werde, wie ihn die seligen Geister ausüben.« Seine Stimme, die Stimme seiner Boten in Lehren und Schriften erklang; es entstand eine *Gemeine*, ein christliches Publikum unter mehreren Nationen, das sich zu dieser Lehre, Pflicht und Hoffnung bekannte.

Haben wir noch dies Publikum? Allerdings; die kleinste christliche Versammlung ist ein Symbol der *einen* allgemeinen Kirche, die unter hundert Völkern der Erde lebet. Diese war und ist hie und da mit Mißbräuchen bedeckt, mit Mißverständnissen umnebelt; der reine klare Sinn der Stiftung dieser *Geistesversammlung*, ihr auf alle Zeiten und zum Gebäude der gesamten Menschheit wirkender Zweck bleibt aber unverkennbar. Nicht in der Prachtgestalt eines drückenden, stolzen Gesetzes, in der aufmunternden, sanften Gestalt einer tröstenden Friedensbotschaft wirkt dies *moralische Institut* auch zu den strengsten Pflichten. Wo zwei oder drei versammelt sind, lebt

der Stifter dieser Versammlung; im Inhalt seiner Lehre selbst liegt ihr Zweck, die *Auferbauung eines moralischen Gebäudes*, bis zum Ende der Zeiten.

Es ist traurig, wenn dieser Zweck, auf ein seiner Natur nach *fortgehendes ewiges Publikum zu wirken*, hie und da verkannt wird, indem man entweder Partikularmeinungen, sogar Spekulationen ins Christentum mischte, die dazu durchaus nicht gehören, oder den toten Buchstaben totbuchstäblich behandelt. Jedem Denkenden bleibe seine Privatmeinung über dies und jenes; jeder spekulative Kopf schmücke sein Lehrgebäude mit seiner besten Spekulation aus; nur die Christenheit, *als Publikum betrachtet*, bleibe damit verschonet. Die Lehre und der Zweck des Stifters sei oder werde ein reiner Strom, der, was ihm von National- und Partikularmeinungen wie ein trüber Bodensatz anhing, mehr und mehr niederschlägt und absetzt. So taten es schon die ersten Boten des Christentums mit ihren jüdischen Vorurteilen, je mehr sie in die Idee eines christlichen Publikums, eines Evangeliums für alle Völker eintraten; und es kann nicht fehlen, daß diese Läuterung des Christentums durch sanfte oder rauhe Mittel nicht mit den Jahrhunderten fortgehen sollte. Es ist sehr lehrreich, die Folge zu bemerken, mit der sich in der sogenannten Kirchengeschichte die harte Hülse des Christentums gebildet, hie und da aufgelöset und jedesmal einen reicheren Kern,

einen feineren Samen der Fortpflanzung gewährt hat; so wird das Werk, mit oder ohne Namen des Urhebers, fortgehen bis ans Ende der Zeiten. Manche Formen sind zerbrochen, andre werden sich auflösen, nicht durch äußere Gewalt, sondern durch den innern treibenden Keim selbst, den die Sonne ruft, dem die ganze Natur ihre Stärke zuhauchet. Glücklich, wenn man in ein Publikum tritt, an welches diese Stimme in *reinem* Klange tönet. Sie umfaßt alle Stände, dringt durch alle Gewölbe und trifft den wesentlichen Punkt der Menschheit. Über augenblickliche, enge Verhältnisse, selbst über die Schranken der Fassungskraft *dieser* einzelnen Versammlung hinweggerückt, ahnet man ein fortgehendes erlesenes Publikum und atmet die Aura einer *reinmoralischen Zukunft*.

5. *Publikum der Literatur*

Das Christentum hatte ein Band unter Völkern geknüpft, wie es durch die Eroberungen Alexanders, der Römer und Hunnen nie geknüpft worden; seinem Zweck nach ein *friedenstiftendes** Band, so oft es auch zu Streit und Händeln Gelegenheit gab oder gemißbraucht wurde. In den Händen der Vorsehung ward es zugleich ein Band der *Kultur*, einer *gemeinschaftlichen Kultur der Völker*. Wechselseitige Rechte und Pflichten kamen dadurch zwar nicht in

bleibenden Gebrauch, doch aber in ein anerkanntes Licht, in eine immer neu angefangene Übung. Die Völker Europas wurden sich nicht nur bekannter, sondern auch durch gegenseitige Bedürfnisse, bei gemeinsamen Zwecken und Bestrebungen einander unentbehrlich; ihre Tendenz ward immer mehr und mehr auf einen Punkt gerichtet. *Erfindungen* kamen hiezu, die bei diesen gemeinschaftlichen Bedürfnissen ein Volk vom andern borgte, worin eins dem andern vorzueilen suchte; es entstand in ihrer *Vervollkommnung* ein Wetteifer unter den Nationen. Nun konnten nicht so leicht mehr Gedanken, Versuche, Entdeckungen, Übungen untergehen, wie in Zeiträumen der einst voneinander getrennten Völker; das Samenkorn, das hier und jetzt keine Wurzel fand, trug ein günstiger Zephyr auf einen mildern Boden, wo es vielleicht unter neuem Namen gedeihete. Im Druck der Zeiten und des Klima schlossen sich *Zünfte* zusammen, die mit gemeinsamer, oft etwas roher Hand dem Fleiß, der Tätigkeit, allmählich auch der Erfindung und dem Geist der Menschen Schutz und Dauer verschafften, die also, wiewohl sie durch Privatleidenschaften und drückende Verhältnisse das Werk der Vorsehung oft zu hindern schienen, zuletzt dasselbe doch fördern mußten. Durch alles Reiben der Völker, der Gesellschaften, Zünfte und Glieder untereinander erwuchs immer ein *größeres oder feineres Publikum*, das in

Streit und Friede, in Liebe und Leid einander teilnahm. Auf diesem Wege bekam die rohe Kunst, der vom Bedürfnis erpressete Fleiß der Einwohner Europas nicht nur diesen ganzen Weltteil, sondern durch ihn auch alle Weltteile zum gemeinschaftlichen Boden. Was für den Krieg und Handel, für die Seefahrt und den Luxus erfunden und ausgeübt ward, verbreitete seine guten und schädlichen Wirkungen auf alle Weltteile unsrer bewohnten Menschenerde; alle Völker Europas greifen hiebei ineinander und halten *unsern Erdball für das Publikum*, worauf sie zu wirken haben.

Von frühen Zeiten her sind *Schulen* und *Universitäten* ein Mittel gewesen, für Kenntnisse und Wissenschaften ein Publikum zu verbreiten; ja sie sind es noch. Selbst die Scharfsinnigen in mehreren geistlichen Orden flüchteten sich hinter ihre Schutzmauern und breiteten von da aus ihre Meinungen weit umher. Was man nicht lehren durfte, darüber disputierte man nach akademischen Gesetzen und übte die Denkkraft der Menschen. Wiclef und Luther Schützte die Universität, und auch Huß hätte sie geschützt, wenn er sich nicht auf das treulose Wort eines Kaisers verlassen hätte. Mehr noch aber als Schutz gab die Universität den Meinungen ihrer Lehrer: auch Gewicht, Stärke, Ausbreitung. Tausende junger Leute aus verschiedenen Ländern, in Jahren, da die Seele alles mit Liebe

erfaßt, da Jünglinge den Lehrer nicht ohne Begeisterung ansehen, hörten ihre Stimme und trugen ihr Wort jeder in sein Vaterland, zu seinem Geschäfte. Jahre nach Jahren wechseln diese Zöglinge der Universitäten; als Scharen von Zugvögeln kommen sie, rauben das Wort des Lehrers und fliegen damit in ihre Lande. Ein *großes achtungswürdiges Publikum!* das bildsamste, wirkungsreichste, dessen die Menschheit in ihrem jetzigen Zustande fähig ist und welches noch lange, in immer verbesserter Gestalt, dauren möge. Die Jahre des Jünglings auf der Akademie sind ihm zeitlebens die liebsten Jahre; was er da mit Lust zur Wissenschaft, im ersten Feuer der Begeisterung, noch unbekannt mit Lasten und Hinderungen des Lebens, oder mit jugendlichem Mut diese verachtend, als Beute des Wissens, als Regel der Übung annahm, das bleibt ihm lang oder immer ein froh erworbener Schatz, eine heilige Regel.

Haben wir noch dies Publikum der *Schulen und Universitäten*? Wir haben's noch, und es hat sich (was man auch sagen möge) nicht verschlimmert, sondern verbessert. Seltner treten jetzt die rohen Heere erwachsener Streiter auf dieses Feld des Wissens und Lernens; zartere Jünglinge sind es, in denen das Wort des Lehrers auch zartere, deshalb aber nicht unkräftigere Wurzeln schlägt. Wenn sie es nicht mit der Klinge behaupten, so hängen sie ihm desto gewissenhafter

an; der Lehrer sprach für sie selbst jugendlicher und weckte ihr eignes Nachdenken, ihre mit ihm wirkende Kräfte. Einst lernte man und behauptete; *er* kultiviert und bessert. Statt des ehemaligen Sekten- und Raufgeistes nehmen mehrere Universitäten eine feinere Tendenz an, *Gesellschaften der Wissenschaft, pythagorische Schulen* zu werden, in denen sich die erlesensten Jünglinge nicht zum Wissen der Diktaten, sondern zur Wissenschaft, zur Übung und Kunst ihres Lebens oder Geschäfts bilden. Ein schönes Publikum, wenn der Lehrer den Wert seines Geschäfts fühlet. Glaube niemand, daß mit Wiclef, Huß, Luther diese große Wirkung der Universitäten vorüber sei; die Reformation auf ihnen in *jeder* Wissenschaft, Fakultät und Lehre ist noch nicht stillgestanden, ja, sie wird und kann nicht stillstehen, solange Universitäten da sind. Mehrere Lehrer einer Fakultät, mehrere Fakultäten, mehrere Universitäten gegeneinander sind gemeinlich in Wettstreit; dieser Wettstreit muß mit den Jahren nicht abnehmen, sondern wachsen Je mehr die Handwerkshindernisse geschwächt werden (dies müssen sie notwendig), je mehr das Werk der Akademien ein Werk des Geistes und einer freien Übung wird, desto mehr entzündet sich der Wetteifer mit reinerer Flamme. Universitäten sind *Wacht- und Leuchttürme der Wissenschaft*; sie spähen aus, was in der Ferne und Fremde vorgeht, fördern es weiter und leuchten

ändern selbst vor. Universitäten sind *Sammlungs- und Vereinigungsplätze der Wissenschaft*; aus ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Befehdung oder Befreundung entspringen dort und dann neue Resultate. Universitäten endlich sollten die letzten *Freistätten und eine Schutzwehr der Wissenschaften* sein, wenn solche nirgend eine Freistatt fänden. Was allenthalben verkannt würde, was im Geschäft hie und da seine Stimme wehrlos erhöbe, sollte hier einer unparteiischen Aufmerksamkeit und eines Beistandes genießen, der von keinem Einfluß gestört würde. Irre ich nicht, so ist dies mehrmals geschehen; die Ratschläge der Lehrer haben Verfolgungen aufgehalten, die die Ratschläge der Staatsweisen nicht unterdrücken mochten; und so sehe ich auch für die Zukunft Ratschläge der Lehrer auf Universitäten hervorgehen, denen die Ratschläge blöder Weisen kaum bestehen mögen. Bis also die Universitäten sich selbst unnot machen, unterstütze man ihren Wert; ihr Publikum wird noch lange durch ein besseres nicht ersetzt werden. Zunächst gilt dieses von den Universitäten Deutschlands; fast sind sie die einzige Gattung *deutscher Institute*, die jedes Ausland mit Recht ehret.

Ein noch größeres Publikum hat uns die *Buchdruckerei* verschaffet; es ist sehr gemischt und fast unübersehlich. Welche Mühe kostete es in ältern Zeiten, Bücher zu haben, mehrere zu vergleichen und

über einen Inbegriff von Wissenschaft zu urteilen. Jetzt überschwemmen sie uns, eine Flut Bücher und Schriften, aus allen für alle Nationen geschrieben. Ihre Blätter rauschen so stark und leise um unser Ohr, daß manches zarte Gehör schon jugendlich übertäubt wurde. In Büchern spricht alles zu allem; niemand weiß, zu wem. Oft wissen wir auch nicht, wer spreche; denn die *Anonymie* ist die große Göttin des Marktes. Von einem solchen Publikum wußte weder Rom noch Griechenland; Gutenberg und seine Gehülfen haben es für die ganze Welt gestiftet.

Was ist darüber zu sagen? Dies, daß es, ohngeachtet aller und der schnödesten Mißbräuche, ein großes Geschenk, ein unwiderrufliches Privilegium für die menschliche Gesellschaft und ein ungeheures Mittel der Vorsehung sei, dessen Wirkungen und Folgen noch nicht vor unserm Auge liegen. Was geschehen ist, können wir nicht zurücknehmen; die Buchdruckerei ist da, nicht nur als Nahrungszweig für Handel und Arbeit, sondern als eine *Tuba der Sprache*, so weit dies oder jenes Produkt reicht. Alle Monarchen der Welt, wenn sie mit vereinten Kräften für jede Druckerstube träten, könnten die arme Familie dieses Letternkastens, das Asyl und *den Telegraf menschlicher Gedanken* nicht zerstören. Ja, wer wollte es zerstören, da es, nebst einigem Bösen, so unsäglich viel Gutes gestiftet hat und seiner unschuldigen, aber

kräftigen Natur nach notwendig noch stiften wird. Der Redner übertäubt mich; der Schriftsteller spricht leise und sanft; ich kann ihn bedächtig lesen. Der Redner blendet mich mit seiner Gestalt, mit seinem Gefolg und Ansehn; der Schriftsteller spricht unsichtbar, und es ist meine Schuld, wenn ich mich von seinem Wortprunk hintergehen oder mir von seinem Geschwätz die Zeit rauben lasse; ich soll ihn prüfen, ich darf ihn wegwerfen. Gegenseits ist auch freilich das Irrsal und die Verführung des Redners vorübergehend und in einem Kreise beschlossen; das Gift und Irrsal des Schriftstellers, seine Ehre und Schande dauret. Er selbst kann sie nicht als etwa durch Besserung, durch Widerruf zurückrufen; und auch dadurch wird, was geschehen ist, nicht ungeschehen. Wer weiß, ob dies Blatt des Widerrufs oder der Widerlegung in die vorige Hand kommt oder ob es dem Irrtum gleich wirkt? Das *Publikum der Schriftsteller* ist also von eigener Art, unsichtbar und allgegenwärtig, oft taub, oft stumm und nach Jahren, nach Jahrhunderten vielleicht sehr laut und regsam. Verloren und doch unverloren, ja unverlierbar ist, was man in seinen Schoß schüttet. Man kann nie mit ihm abrechnen; sein Buch ist nie geschlossen, der Prozeß vor und mit ihm wird nie beendet; es lernt immer und kommt nie zum letzten Resultat.

Man hat diesem Ewig-Unmündigen Vormünder

setzen wollen, die Zensoren, aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, mit fruchtloser Mühe und meistens mit dem widrigsten Erfolg. Der Unmündige kostet am liebsten, was man ihm versagte; er sucht auf, was man ihm hinterhalten wollte; das Verbot eines Vortrages an dies Publikum ist gerade das Mittel, selbst einem unnützen Wort Ansehen, Gewicht und Aufmerksamkeit zu geben. Und welcher bescheidne Mann wird ein Vormund des gesamten Menschenverstandes, *des Publikums aller Zeiten und Länder* zu sein wagen? Laß jeden Weisen und Toren schreiben nach seiner Weise, *wenn er in zweifelhaften Fällen nur sich nennet und niemand persönlich beleidiget.*

Es sei mir erlaubt, mich hierüber zu erklären. Der weiseste Zensor, wenn er auch die Stimme eines ganzen, ja des aufgeklärtesten Staates vorstellt, kann in dem, was Lehre und Meinung betrifft, schwerlich die Stimme *des** Publikums, der sich ein Schriftsteller freiwillig unterwirft, auf- oder überwiegen wollen. Wenn sein Urteil auch die Weisheit Salomos wäre, wenn es die Klugheit aller vergangenen Jahrhunderte enthielte und dem geprüften Verstande einer großen Zukunft voreilte, so fehlt ihm doch eins, die *Legitimation hiezu*; denn weder die Vor- noch Nachwelt hat ihn darüber beurkundet. Der Schriftsteller wird also gegen ihn immer die Einrede haben, daß er dem Urteil der Welt vorgreife, daß er sich unbefugt eine

Entscheidung anmaße, die nur dem Publikum im weitesten Sinne des Worts gebühret; er wird von diesem Papst eines kleinen Staates an das *allgemeine Concilium* appellieren, das allein, und zwar nur in *immer* fortgehenden Stimmen, ein Richter des Wahren und Falschen sein könne. Wahrscheinlich werden ihm viele Stimmen beitreten; und bei dem größten Recht wird der Zensor, der Form nach und um der Folgen willen, unrecht behalten. Ich darf nicht wiederholen, was man, wo es Wahrheit gilt, über Freiheit der Meinungen, die nur widerlegt, nicht aber unterdrückt werden dürfen, so oft und viel gesagt hat.

Wenn man also dem Publikum keine, auch nicht die tollsten Meinungen rauben darf, indem der Staat, wo sie *ihm* falsch oder gefährlich scheinen, lieber ihre offene Widerlegung veranlassen mag, damit zum Vorteil der Welt die Finsternis vom Lichte besiegt werde, so darf bei dieser ungebundenen Freiheit, bei der Achtung, die der Staat selbst dem Publikum erweist, da er ihm nichts vorenthält, was irgendein Schriftsteller ihm darbringt, der Staat wohl auch fordern, *daß jeder Schriftsteller sich nenne, der dem Publikum etwas darzubringen gut findet*. Und zwar dies in allen Schriften, über jeden Gegenstand, Rezensionen fremder Bücher nicht ausgenommen. Denn wie hätte ich ein Recht, Anonymie zu verlangen, wo ich mich vors Publikum dränge und zu ihm meine Stimme erhebe?

Einen freiwilligen Lehrer der Welt und Nachwelt muß man kennen; er muß sich, wenn ihm Pflicht, Recht und Wahrheit lieb ist, nicht verbergen. Ein Mann, der öffentlich spricht, stehet für sein Wort; sonst nennet man ihn einen Feigen oder Lügner. Mit diesem einzigen leichten, wie mich dünkt, nicht ungerechten Mittel, wie mancher Keckheit, wie mancher Verleumdung würde vorgebeugt, die jetzt bloß hinter der Anonymie Schutz sucht. Wie vorsichtiger, überdachter und gehöriger würde man zum Publikum sprechen, wenn man wüßte, daß man nicht ohne eigne Ehre oder Schande zu ihm sprechen könnte! Und verdient das Publikum, der ehrwürdigste Name, der genannt werden kann, *die Gesellschaft aller Guten und Edlen*, nicht diese Achtung? Jeder Schriftsteller würde veranlaßt, in der würdigsten Gestalt vor ihm zu erscheinen, seine Stimme vor diesem großen Tribunal bescheiden hören zu lassen, dagegen aber auch, was er weise behauptet, standhaft zu verteidigen, ein ehrlicher Bekenner zu sein *der von ihm dem Publikum gemeldeten Wahrheit*. Jene Winkelträgereien, aufgefangene Gerüchte, erstohlene Personalitäten verlören sich von selbst; kein Ehrliebender wollte mit solcher Ware öffentlich am Markt stehn, die schändlich ist und fürs Publikum nicht gehöret. In Griechenland und Rom schämte sich kein Schriftsteller seiner Werke; auch unter uns darf sich kein Stand einer Schrift, wenn sie

gut ist, schämen; dem höchsten wie dem niedrigsten Stande sollte Anonymie nicht erlaubt sein und überhaupt dieselbe für das, was sie ist, für *Hinterlist*, *Schimpf*, *niedriges Gewerbe* und *Feigheit* gelten. Wer zum Publikum spricht, spreche als ein Teil des Publikums, also öffentlich, mit seinem Namen.

Noch ein viel Mehrers wäre über das Verhältnis des Schriftstellers zum Publikum zu reden. Jede Gattung der Skribenten schreibt für ihre Gattung Leser, die sie *ihr* Publikum, ihre Welt nennen Aus fröhlichen oder traurigen Erfahrungen, *welche* Schriften am meisten gelesen werden, kann man also auf den Geschmack, auf das Maß der Bildung *des** Publikums schließen, *dem* diese Schriften vor andern oder ausschließend wohltun. Die mittelmäßigen, die leichten, üppigen, lüsternen finden natürlich die meisten Leser; viele gerühmte Schriftsteller haben nur durch Zeugnisse anderer ihren Ruhm erlangt und stehn *auf guten Glauben*, ungelesen, in den Bibliotheken. Das Publikum hallet nur ihre Namen wider. Deshalb aber wird kein guter Kopf, wenn er es nicht des Bauchs wegen tun muß, sich unwürdig (wie man sagt) zum Publikum *herabstimmen* oder seinem lüsternen, falschen Geschmack frönen. Der Schriftsteller soll das Publikum, nicht dies den Schriftsteller bilden. Delila schnitt Simson das Haar ab und übergab ihn kraftlos den Philistern; sie verspotteten ihn, und er mußte vor

ihnen spielen.

Nicht die Blätter des Baums, die Keime, Blüten und Früchte sind sein edelstes Erzeugnis. Nicht das zahlreichste, sondern das verständigste Publikum ist mit seinem Beifall die Ehre des Schriftstellers, sein Zweck und Lohn. Das Urteil dieser vielleicht wenigen Leser dauert fort und wirkt weiter. Oft findet ein Schriftsteller diese Leser nur nach seinem Tode; Minos und Aeacus sind's, die unparteiisch über ihn richten. Dem Homer schaffte Lykurg und die Pisistratiden ein größeres, ein attisches Publikum, dem Milton Addison, Garrick dem Shakespeare u.f. Nichts ist angenehmer, als einem verdienten Toten Gerechtigkeit zu erweisen und über seinem Grabe die Stimme eines besseren, dankbaren Publikums zu werden. So hat Rousseau nach seinem Tode die Ehre mit Wucher genossen, die Voltaire bei seinen Lebzeiten sich zuzueignen wußte; und so gibt's bei allen Nationen andre Autoren, die berühmt sind, andre, die es zu sein verdienen.

An Liebe und Achtung gegen seine besten Schriftsteller (wenige ausgenommen) stehet Deutschland seinen kultivierten Nachbarn, Franzosen, Engländern, Italienern, nicht vor, sondern nach; der größere Teil des Publikums kennet sie nicht und trägt wenigstens sie nicht eben in Herz und Seele.

Haben wir also hierin (ich will nicht sagen, das

Publikum der Alten, sondern nur) das Publikum der Franzosen, Engländer, Italiener? Wer diese Länder kennt und Deutschland kennt, antworte. An den Schriftstellern liegt es schwerlich; sie taten, was sie konnten, manche vielleicht zuviel. An Charakter und an der Verfassung der Nation liegt es, an der Unkultur und der Unkultivierbarkeit (wenn mir zu Bezeichnung eines Barbarismus ein barbarisches Wort erlaubt ist), am falschen Geschmack und der genetischen Roheit mancher Stände und Lebensarten. Bei weitem ist unsre Sprache noch nicht so gebildet, jedem Vortrage, jeder Art des Wissenswürdigen so zugebildet als die Sprachen unsrer Nachbarn; vielmehr haben wir mit einer benachbarten Nation zu kämpfen, daß ihre Sprache die unsere nicht ganz vertilge. Erwache also, du schlafender Gott, wenn du nicht etwa dchtest oder über Feld gegangen bist; erwache, deutsches Publikum, und laß dir dein Palladium nicht rauben. Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolz, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaßung, die dem Schlechtesten das Privilegium des Besten erteilen zu können glaubt, aus der nie teilnehmenden Kälte, aus der völligen *Seelenentfremdung*, glaube mir, wird nichts und kann nichts werden. Die Zeit, da das alles galt, ist vorüber. Unsanft aus dem Schläfe gerüttelt, erwache und zeige, daß du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne.

Deine Sprache, die Schwester der griechischen, die Königin und Mutter vieler Völker, für ganz Europa hast du *zu sichern, auszubilden, zu bewahren*.

Sollten wir aber bloß in Reden und Schriften, in Lehren und Hören ein Publikum haben? keins für unsre Handlungen? keins für unser ganzes Dasein? Kein Publikum, das auf uns wirkte, worauf wir durch unser Beispiel, durch unser Vorbild schweigend wirken? Zweifle daran niemand, ja auch daran niemand, daß diese stille Wirkung in einem kleinen Kreise von mächtiger Wirkung sei. Sie ist reell; in ihr ist nichts Schein und Schminke. Der Kreis, in dem du lebest und dein Geschäft treibest, ist *dein* Publikum; sei dies klein oder groß, du prägst in dasselbe das Bild deiner Existenz, deiner Denk- und Handlungsweise. Hiemit wirkst du unvermerkt oder bemerket auf die Deinen, die nach deinem Muster oder mit Einflüssen von dir fortwirken, auf deine Mitarbeiter, Untergebene oder Vorgesetzte. Leise oder stürmisch verbreiten sich also Wellen und Wogen mit und ohne deinen Namen auf deine Zeitgenossen und die Nachwelt fort. So haben zu allen Zeiten die würdigsten Männer auf ihr Publikum gewirkt; sie sprachen mit der starken Stimme ihres tätigen Beispiels und dachten nicht daran, daß im größeren Publikum ihr Name genannt würde. Das schärfste und edelste Publikum waren sie *sich selbst*, der Aufmunterer, Zeuge und Richter ihrer

Handlungen, ein Gesetz, das in ihnen lebte. Wohl uns, wenn wir uns dies Publikum sind; wir haben sodann die laute, oft sehr unsichre und unreine Stimme der größeren Welt nicht nötig.

II.

Haben wir noch das Vaterland der Alten?

Griechen und Römern war das Wort Vaterland ein ehrwürdig-süßer Name. Wem sind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreisungen, Wünsche und Seufzer weihen? Der Entfernete sehnet sich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend schauet er zur Gegend desselben hin, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten seiner Geliebten. Wiedergegeben dem Vaterlande, umfängt er es und küsset seinen Boden mit Tränen. Der in der Entfernung Sterbende vermacht ihm noch seine Asche; auch nur ein leeres Grabmal des Andenkens wünschet er sich bei den Seinen. Fürs Vaterland zu leben hieß ihnen der höchste Ruhm, fürs Vaterland zu sterben der süßeste Tod. Wer mit Rat und Tat dem Vaterlande aufhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms schmückte, erwarb sich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und

Erdenunsterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland beleidigte, es durch seine Taten entehrte, wer es verriet oder bekriegte, in den Busen seiner Mutter hatte der das Schwert gestoßen, er war ein Vater-, ein Kinder-, ein Freundes- und Brudermörder. »Cariorem decet esse patriam nobis quam nosmet ipsos.« »Dulce et decorum est, pro patria mori« u. f. Haben auch wir dies Vaterland der Alten? Und welches sind die geliebten Bande, die uns daran fesseln?

Der Boden des Landes, auf dem wir geboren sind, kann für sich allein dies Zauberband schwerlich knüpfen; vielmehr wäre es die härteste aller Lasten, wenn der Mensch, als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehören *müßte*, auf welchem er die Welt sah. Harte Gesetze gnug hat es über dergleichen *Erbeigentümlichkeit, Eigengehörigkeit* u. f. gegeben und gibt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Kultur, ja selbst der Industrie und der Nutzberechnung gehet dahin, diese geborne Sklaven eines Mutterleibes oder der Muttererde mit sanftern Banden an ein Vaterland zu knüpfen und sie von der harten Scholle, die sie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Asche düngen sollen, allmählich zu entfesseln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wüste Plätze zeitenlang innehatten und in diesen ihre

Väter begruben, da gab der Boden des Landes, den diese Völker besaßen oder besessen hatten, Anlaß zum Namen eines *Landes der Väter*. »An unsrer Väter Gräbern erwarten wir euch,« rief man den Feinden zu, »auch ihre Asche wollen wir schützen und unser Land sichern.« So ist der heilige Name entstanden, nicht als ob Menschen aus dem Boden entsprossen wären. Nur Kinder können das Vaterland lieben, nicht erdgeborene Knechte oder wie Wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerst erquickt, ist nicht die Erde, auf die wir sinken, sondern die Luft, die wir atmen, die väterlichen Hände, die uns aufnehmen, die Mutterbrust, die uns säuget, die Sonne, die wir sehen, die Geschwister, mit denen wir spielen, die freundlichen Gemüter, die uns wohltun. Unser erstes Vaterland ist also das *Vaterhaus*, eine *Vaterflur*, *Familie*. In dieser kleinen Gesellschaft leben die eigentlichen und ersten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreise; in Idyllen leibt und lebt das Land unsrer ersten Jugend. Sei der Boden, sei das Klima, wie es wolle, die Seele sehnt sich dahin zurück, und je weniger die kleine Gesellschaft, in der wir erzogen wurden, ein *Staat* war, je weniger sich Stände und Menschenklassen darin trennten, um so weniger Hindernisse findet die Einbildungskraft, sich in den Schoß dieses Vaterlandes zurückzusehen. Da hörten und

lernten wir ja die ersten Töne der Liebe; da schlossen wir zuerst den Bund der Freundschaft und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geschlechtern; wir sahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit seinen Bäumen, Blüten und damals uns so süßeren Früchten. Der Weltlauf spielte vor uns; wir sahn die Jahreszeiten sich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude - wir sommerten und winterten uns gleichsam in die Welt ein. Diese Eindrücke, moralisch und physisch, bleiben der Einbildungskraft eingegraben; die zarte Rinde des Baums empfing sie, und ohne gewaltsame Vertilgung werden sie nur mit ihm sterben. Wer hat nicht die Seufzer und Klagen gelesen, mit denen selbst Grönländer sich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen sie aus der Kultur Europas durch alle Gefahren dahin zurückstrebten? Wem tönen nicht noch die Seufzer der Afrikaner ins Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen *kleinen Gesellschaften* lebten sie da, in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten oder vielmehr *Städte* der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so teuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese *kleinen Gesellschaften* an; die Gesetzgebung begünstigte diese und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das *Land der Väter*, das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde,

nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben sein, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edlen Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehörten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnet, mit ihrem Blute besiegelt hatten, so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze als ein *moralisches Vaterland* heilig; denn höher schätzten die Griechen nichts als das Verdienst der *bürgerlichen Einrichtung*, dadurch sie Griechen geworden und über alle Barbaren der Welt erhöht waren. Die Götter *ihres** Landes waren die schönsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weise waren in Einrichtungen, Liedern, Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentliche Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perser allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Kultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Äther solcher Ideen schwammen die Griechen, wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch mißbrauchten. Mehrere Städte teilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherin, dem Sammelplatz alles Sieges und Ruhms, dachte, davon zeigt die römische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich

zurückwünschen wäre töricht; diese Jugend der Welt sowie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem, was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Spartas Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andre Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Kolonien oft hart; es wollte mit süßen Phantomen getäuscht sein. Die römische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesamte Römerwelt verderblich. Wir wollen also aufsuchen, was wir am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ist's, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen und unsern Vätern dies Land anwiesen? Ist's, daß sie uns eine Religion gegeben und unsre Verfassung selbst eingerichtet haben? Überkam durch einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? - Eitler Ruhm; denn wir sind nicht unsre Väter. Sind auf Minervas heiligem Boden der großen Göttin wir unwert, reimen sich Numas Träume nicht mehr mit unsern Zeiten, so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte

Götter des Vaterlandes zu haben, solange diese es zu edeln Taten aufwecken, zu würdigen Gesinnungen begeistern, solange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet, hat sie sich überlebt oder wird gemißbraucht: »Was hilft dir (ruft Horaz *seinem* Vaterlande zu), stolzer pontischer Mast, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemalten Götter an deinen Wänden?« Ein müßig-besessener, von unsern Vorfahren trägeerererbter Ruhm macht uns bald eitel und unsrer Vorfahren unwert. Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu sein, kann leicht vergessen, sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt, nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen an schon zu besitzen glaubet. In solchem Wahn von Vaterlands-, Religions-, Geschlechts-, Ahnenstolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinahe jede alte mächtige oder heilige Staatsverfassung unter. Nicht was das Vaterland einst war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dies also kann, außer unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur seine Einrichtung, die gute *Verfassung* sein, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mögen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüt wohltut; moralisch schätzen wir uns in einem Staat glücklich, in

dem wir bei einer gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht erröten, unsre Mühe nicht verschwenden, uns und die Unsrigen nicht verlassen sehen, sondern als würdige, tätige Söhne des Vaterlandes jede unsrer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Römer hatten recht, daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben oder ihn zu befestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein andres menschliches Verdienst gehe. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsrn allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesamten, ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Los!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden?

Jeder, der auf dem Schiff in den flutenden Wellen des Meeres ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort *Vaterland* hat das Schiff am Ufer flottgemacht; er kann, er darf nicht mehr (es sei denn, daß er sich hinausstürze und den wilden Wellen des Meers überlasse) im Schiff, als wär er am Ufer, müßig dastehn und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn (denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe), daß, wenn ein Sturm sich empört, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert oder ein Schiff

hinanschleudert, sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn, daß er helfe und rufe. Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuer-
mann oder dem Schiffer, seine Pflicht, die gesamte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er legt Hand an das Werk und wird, wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrge-
noß und Wächter.

Woher kam es, daß manche einst hochverehrte Stände allmählich in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigentums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Los traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine *Nemesis* glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hängt nicht eben eine willkürliche, sondern die notwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häuft. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig, so büßet sich seiner Natur nach jedes Versäumnis derselben und häuft die Rache mit jedem verdorbneren Geschäft oder Geschlechte. Nicht zu grübeln hast du über dein Vaterland, denn du warest nicht sein Schöpfer; aber mithelfen muß du ihm, wo und wie du kannst, ermuntern,

retten, bessern, und wenn du die Gans des Capitoli-
ums wärest.

3. Sollte uns also nicht, eben im Sinne der Alten, die Stimme jedes Bürgers, gesetzt, daß sie auch gedruckt erschiene, als eine Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherbengericht gelten? Der Arme konnte vielleicht nichts tun als schreiben, sonst hätte er wahrscheinlich etwas Besseres getan; wollet ihr dem Seufzenden seinen Atem, der ins wüste Leere hinausgeht, rauben? Noch werter aber sind dem Verständigen die Winke und Blicke derer, die weiter sehen. Sie muntern auf, wenn alles schläft; sie seufzen vielleicht, wenn alles tanzet. Aber sie seufzen nicht nur; in einfachen Gleichungen zeigen sie, vermöge einer unzweifelhaften Kunst, höhere Resultate. Wollet ihr sie zum Schweigen bringen, weil ihr bloß nach der gemeinen Arithmetik rechnet? Sie schweigen leicht und rechnen weiter; das Vaterland aber zählte auf diese stille Rechner. Ein Vorschrift, den sie glücklich angaben, ist mehr als zehntausend Zerimonien und Lobsprüche wert.

Sollte unser Vaterland dieser Rechenkunst nicht bedürfen? Sei Deutschland tapfer und ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es sich einst nach Spanien und Afrika, nach Gallien und England, nach Italien, Sizilien, Kreta, Griechenland, Palästina führen; unsre tapfren und ehrlichen Vorfahren bluteten da und sind

begraben. Tapfer und ehrlich ließen die Deutschen innerhalb und außerhalb ihrem Vaterlande sich, wie die Geschichte zeigt, dingen gegeneinander; der Freund stritt gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder; das Vaterland ward zerrüttet und blieb verwaiset. Sollte also außer der Tapfer- und Ehrlichkeit unserm Vaterlande nicht noch etwas anders not sein? Licht, Aufklärung, Gemeinsinn; edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andre Nationen es von jeher taten; Deutsche zu sein auf eignem *wohlbeschützten* Grund und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unsrer Zeit schwerlich mehr jener wilde *Eroberungsgeist* sein, der die Geschichte Roms und der Barbaren, ja mancher stolzen Monarchien wie ein böser Dämon durchstürmte. Was wäre es für eine Mutter, die (eine zweite, ärgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die ihren eignen Kindern über kurz oder lang zur Last werden? Unglücklich wäre das Kind des Vaterlandes, das, hingegeben oder verkauft, ins Schwert laufen, verwüsten, morden müßte, um eine Eitelkeit zu befriedigen, die niemanden Vorteil gebietet. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unsrer Zeit und für die noch schärfer richtende Nachwelt kein anderer sein, als daß diese edle Mutter ihren Kindern Sicherheit, Tätigkeit, Anlaß zu

jeder freien, wohltätigen Übung, kurz, die Erziehung verschaffe, die ihr selbst Schutz und Nutz, Würde und Ruhm ist. Alle Völker Europas (andre Weltteile nicht ausgeschlossen) sind jetzt im Wettstreit, nicht der körperlichen, sondern der *Geistes- und Kunstkräfte* miteinander. Wenn eine oder zwei Nationen in weniger Zeit Vorschnitte tun, zu denen sonst Jahrhunderte gehörten, so können, so dürfen andre Nationen sich nicht Jahrhunderte zurücksetzen wollen, ohne sich selbst dadurch empfindlich zu schaden. Sie *müssen* mit jenen fort; in unsern Zeiten läßt sich's nicht mehr Barbar sein; man wird als Barbar hintergangen, untertreten, verachtet, mißhandelt. Die Weltepochen bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring sich widersetzen mag, wenn er auch wollte.

Vaterländische Kultur gehört hiezu und in dieser auch Kultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und schwersten Arbeiten? Die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dünkten sie sich vorzüglicher als alle Nationen der Erde? Durch ihre kultivierte Sprache und was mittelst derselben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatorische Sprache der Römer gebot der Welt, eine Sprache des Gesetzes und der Taten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation seit mehr als einem Jahrhunderte so viel Einfluß auf alle Völker Europas gewonnen? Nebst andern Ursachen vorzüglich auch durch ihre im

höchsten Sinne des Worts gebildete *Nationalsprache*. Jeder, der sich an ihren Schriften ergötzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm teil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; sie befahlen, sie imponierten. Und die Sprache der Deutschen, die unsre Vorfahren eine Stamm-, Kern- und Heldensprache nannten, sollte wie eine Überwundene den Siegeswagen anderer ziehn und sich dabei noch in ihrem beschwerlichen Reichs- und Hofstil brüsten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eigenen Willen eingezwängte Matrone, und sei, was du sein kannst und ehemals warest, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Väter des Vaterlandes, ehret sie, ehret die Gaben, die sie, unaufgefordert und unbelohnt und dennoch nicht unrühmlich, darbrachte. Soll jede Kunst und Tätigkeit, durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, sich erst wie jener verlorne Sohn außerhalb Landes vermieten und die Frucht seines Fleißes oder Geistes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr solche von da aus zu empfangen die Ehre haben möget? Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen -

Doch lasset uns nicht prophezeien, sondern hinter allem nur bemerken, daß jedes Vaterland schon mit seinem süßen Namen eine *moralische Tendenz* habe. Von Vätern stammet es her; es bringet uns mit dem Namen *Vater* die Erinnerung an unsre *Jugendzeiten*

und *Jugendspiele* in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdiente vor uns, an alle Würdige nach uns, denen wir Väter werden; es knüpft das Menschengeschlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegeneinander Brüder, Schwestern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern sind. Sollten wir uns anders auf der Erde betrachten?

Müßte ein Vaterland notwendig gegen ein andres, ja gegen *jedes** andre Vaterland aufstehn, das ja auch mit denselben Banden seine Glieder verknüpft? Hat die Erde nicht für uns alle Raum? Liegt ein Land nicht ruhig neben dem andern? Kabinette mögen einander betrügen; politische Maschinen mögen gegeneinander gerückt werden, bis eine die andre zersprengt. Nicht so rücken *Vaterländer* gegeneinander, sie liegen ruhig nebeneinander und stehen sich als Familien bei. *Vaterländer gegen Vaterländer* im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.

Leibniz' Weissagung ist eine alte, bewährte Wahrheit.⁴⁶ Eine Gemeinheit ohne Gemeingeist kranket und erstirbt; ein Vaterland ohne Einwohner, die es lieben, wird zur Wüste, und ein Haus, am Meeresufer auf Sand gebauet, als ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tät einen großen Fall, sagt Christus.

Daß diese Gebrechlichkeit zu Leibniz' Zeiten nicht angefangen, sondern sich nur merklicher gemacht habe, bewährt die deutsche, ja, nach Verschiedenheit der Völker, Verfassungen und Länder, alle Geschichte. Lesen Sie, was Schmidt vom Zustande der deutschen Nation vorm Anfange des Dreißigjährigen Krieges sagt⁴⁷ und mit Zeugnissen belegt; nach dem Westfälischen Frieden ward die Sache gewiß nicht besser. In Sitten und Grundsätzen, politisch und moralisch, ging alles mehr und mehr nicht zu einer größeren Konsistenz, sondern zu einer Auflösung hin, die auch von Moment zu Moment folgte. Daß aber durch dieses schleichende Fieber eine *neue Gesundheit*, wenngleich auf Kosten leidender oder abgestorbener Glieder, bereitet werde, dies ist ein des großen Leibniz würdiger Gedanke. Das menschliche Geschlecht

ist ein *Phönix*; auch in seinen Gliedern, ganzen Nationen, verjünet es sich und steht aus der Asche wieder auf.

Sehr übel ist's, daß wir in der Geschichte die *Meinungen und Grundsätze der Völker, die dort und dann herrschten*, so wenig bemerkt finden. Man sieht Erfolge, oft späte Erfolge, und muß die vielleicht längst im Verborgenen wirkende Triebfeder trüglich erraten. Noch seltner werden in ihr dergleichen herrschende Meinungen und Grundsätze in ihrer *Abstammung und Fortpflanzung genealogisch* verfolgt; man sieht sie hie und da wie Ströme aus der Erde brechen und sich, indes ihr Lauf unter der Erde fortgeht, dem Auge verlieren. Am seltensten sind Geschichtschreiber mit *wirklich moralischem Blick über Vorfälle und Personen*. So oft man von einem ägyptischen Totengericht über vergangene Zeiten spricht, so selten übt man es aus, weil vielen Beschreibern die Biegsamkeit des Geistes, sich in vergangene Zeiten zu setzen, andern die Waage des Urteils, der *moralische Sinn*, fehlet. Und fehlet dieser, oder ist er schief und verdorben, so wird die Geschichte selbst verderblich. Ihr Urheber siehet mit falschem Blick, er wägt mit betrügerischen Gewichten.

Beispiele davon anzuführen, erlassen Sie mir: über Juden, Griechen und Römer, über Christen und Barbaren, über unsre und fremde Nationen sind

dergleichen in Menge vorhanden. Je täuschender geschrieben, desto verderblicher; und oh, wer mag den *unmoralischen* und *unmenschlichen Stumpfsinn* nennen, mit dem man Helden, Taten, Begebenheiten und Revolutionen unter Alten und Neuen so oft knechtisch anstaunte, Lob und Tadel wie ein gedungener Elender austeilte und die unschuldig Verfolgten zuweilen noch im Grabe verfolgt. Eine *Geschichte der Meinungen, der praktischen Grundsätze der Völker*, wie sie hie und da herrschten, sich vererbten und im stillen die größten Folgen erzeugten, diese Geschichte mit *hellem, moralischen Sinn*, in gewissenhafter Prüfung der Tatsachen und Zeugen geschrieben, wäre eigentlich der Schlüssel zur Tatengeschichte. Wegelin, ein denkender Geschichtsforscher, hat diesen Gesichtspunkt oft im Blick; weil er aber zu systematisch denkt, so verlieret er sich auf der ungeheuren Bahn meistens in dunkeln, zu allgemeinen Maximen.⁴⁸

Und doch hängt von diesem scharfgehaltenen Augpunkt aller Nutzen der Geschichte ab; die Figuren des Gemäldes werden untreu, verworren und dunkel, wenn man ihnen dies Licht raubet. Wieviel z.B. ist über Machiavells »Fürsten« gesagt worden, und doch zweifle ich, ob mit ausgemachtem Resultate, indem einige dies Buch für eine Satire, andre für ein verderbliches Lehrbuch, andre für ein wankendes, schwachköpfiges Mittelding zwischen beiden halten.

Und ein Schwachkopf war wahrlich Machiavell nicht; er war ein Geschicht- und Welterfahrer, dabei ein redlicher Mann, ein feiner Beobachter und ein warmer Freund seines Vaterlandes. Daß er den Wert und die Form von mancherlei Staaten gekannt habe, davon zeugen seine »Dekaden über den Livius,« und daß er kein Verräter der Menschheit werden wollte, beweiset jede Zeile seiner andern Schriften Sowie bis zum Alter hinan sein geführtes Leben. Woher nun das Mißverständnis *dieser* Schrift eines Schriftstellers, der so bestimmt, rein und schön zu schreiben wußte? Woher, daß dies Mißverständnis sich zwei Jahrhunderte erhalten und den feinsten Köpfen mitgeteilt hat, so daß ihm selbst der große Verfasser des »Anti-Machiavells« nicht entkommen mochte? Und doch ging das Buch zweiundsiebenzig Jahre umher, gebilligt und gelesen; niemand fand darin Arges. Machiavell hatte es einem Fürsten aus einem von ihm geliebten Hause, dem Neffen eines Papstes, zugeschrieben, der ihn hochhielt, dem er damit gewiß keine Schande machen wollte. Mich dünkt, das ganze Mißverständnis rühre daher, daß man *den Punkt* nicht bemerkt, *auf welchem damals das Verhältnis der Politik und Moral stand.*

Beide hatten sich sichtbar und völlig getrennet. Die Zeiten Alexanders VI. und Cäsar Borgia waren zwar vorüber, aber auch Julius und Leo, Frankreich und

Spanien, Florenz und die kleinen Tyrannen von Italien, ja jenseit der Alpen *wollte niemand* als Regent und Politiker *Moralist* sein. Man lachte die Tramon-taner aus, die ins Regierungswesen so enge Begriffe brachten; denn von Erlangung oder Erhaltung der Macht und von den Mitteln dazu, insonderheit von Verschmitztheit und Klugheit, sei, glaubte man, hier die Rede, nicht aber von Güte und Weisheit. Die Religion, von der Moral ganz abgesondert, war selbst *Politik*, deren Hauptgesetz überhaupt die *Staatsraison* (la ragione del stato), deren Hauptmaxime es war: »die Dinge, jedes zu seiner Zeit, im Punkt seiner Reife nutzen zu können« (conocer las cosas en sa piato, en sa sazon, y saber las lograr). Eine solche Politik brachte Karl V. nach Deutschland; daher er auch die Reformation nie anders anzusehen vermochte; eine solche übten Könige, Fürsten, Staatsminister. In allen politischen Schriften war sie anerkannt; fast jede Stadt Italiens war jahrhundertlang ihr Schauplatz gewesen und war es noch. Hier schrieb Machiavell seinen »Principe,« ganz in den Begriffen seiner Zeit, ganz nach Vorfällen, die damals jedermann in Andenken waren. Aus diesen hatte er eben seine politischen Sätze abgezogen und belegte jeden derselben mit Beispielen begangener Fehler. »Wenn dies euer Handwerk ist,« sagt er gleichsam, »so lernt es recht, damit ihr nicht so unselige Pfuscher bleibt, als ich euch

zeige, daß ihr seid und waret. Ihr habt keinen Begriff als von *Macht* und *Ansehn*; wohl, so braucht wenigstens die *Klugheit*, die euch zur sichern Macht und Italien endlich einmal zur Ruhe leitet. Ich habe euch euer Werk nicht angewiesen; treibt ihr's aber, so treibet es recht.« Daß dies die Haltung der Gedanken in Machiavells ganzem Buche sei, wird jeder Unparteiische fühlen.

Damit wird es nun weder Satire noch ein moralisches Lehrbuch, noch ein Mittelding beider; es ist ein *rein politisches Meisterwerk für italienische Fürsten damaliger Zeit, in ihrem Geschmack, nach ihren Grundsätzen, zu dem Zwecke geschrieben, den Machiavell im letzten Kapitel angibt, Italien von den Barbaren* (gewiß auch von den ungeschickten Lehrlingen der Fürstenkunst, den unruhigen Plagegeistern Italiens) *zu befreien*. Dies tut er ohne Liebe und Haß, ohne Anpreisung und Tadel. Wie er die ganze Geschichte als eine Erzählung von *Naturbegebenheiten der Menschheit* ansah, so schildert er hier auch den Fürsten als ein *Geschöpf seiner Gattung*, nach den Neigungen, Trieben und dem gesamten Habitus, der ihm beiwohnet. Nicht anders hatte er in seinen »Dekaden« jede andre Regierungsform beäuet; nicht anders hatte er seine sechs Bücher von der »Kriegskunst,« seinen »Goldnen Esel,« den »Belphagor« aus der Hölle, der auf Erden ein Weib nahm, seine

»Clitia« und »Mandragola« geschrieben; er ließ jedes Ding in seiner Art sein, was es war oder sein wollte. Wären Sie hiemit noch nicht befriedigt, so soll meinen redlichen *Staatssekretär* ein *Heiliger* rechtfertigen, der das, was jener mit einer feinen Reißfeder entwirft, mit einem Kirchenpinsel ausmalet. Also spricht der h. Thomas von Aquino; - Doch ich mag meinen Text mit den barbarisch-kräftigen Worten des Kirchenvaters nicht entweihen. Lesen Sie solche in Naudé, »*Considérations politiques sur les coups d'état*,« gleich im ersten Kapitel. Ich wollte, daß diese kleine Schrift des Naudé, die nach seiner Gewohnheit voll Gelehrsamkeit ist, übersetzt und mit dem zu ihr gehörigen historischen Kommentar, den eine spätere Ausgabe schon besitzt, begleitet erschiene. Ohne sarkastische Anmerkungen, mit dem ruhigen Blick, mit welchem Machiavell den Livius oder Barbeirac *die Moral der Kirchenväter* ansah, müßten auch Naudés »*Betrachtungen über die Staatsstreiche*« beäugt werden. Man blickte damit in welchen dunkeln Abgrund der Zeiten!

Nun änderten sich aber viele Dinge jenseit und diesseit der Alpen. Die Reformation entstand; sie entlarvte den Unfug der kirchlichen Politik so schrecklich, daß immer auch einige, obgleich wenige Strahlen auf die Staatspolitik fallen mußten. Jesuiten entstanden, die ein feineres Gewebe zu spinnen und die Kabinette schlauer zu regieren wußten. Karl IV. machte in Italien Ordnung; es kristallisierten sich die kleineren Staaten, und nur den größeren, einer Katharina von Medicis, Heinrich VIII., Karl V., Philipp II., stand es frei, in der alten großen machiavellischen Manier zu verfahren. Da endlich stand ein Jesuit auf, klagte das Buch an, und es wurde verdammt, 72 Jahr nach seiner Erscheinung. Machiavells System ward verdammt, weil es von den Staaten zu grob, von den Jesuiten jetzt feiner ausgeübt ward: man wollte den alten Meister nicht mehr anerkennen, der diese Grundsätze zu klar exponiert hatte, und war überzeugt, der Jünger sei jetzt über den Meister. Nicht ohne; diese Politik aber stürzte sowohl den Jünger als den Meister, und o wäre sie für unser Menschengeschlecht endlich begraben! - Was ist ein *Principe* Machiavells seiner Natur und Gattung nach? Der königliche Jüngling, der einen »Anti-Machiavell«

schrieb hätte einen *Anti-Principe* schreiben sollen, wie er ihn auch nachher (außer vielleicht in Fällen der dringenden Not oder der Konvention) für Welt und Nachwelt rühmlich gezeigt hat. »Vivre et mourir en Roi,« war sein großes Wort der Pflicht und Ehre.

Zu deinem Grabe wallfahrtete ich einst, *mein* Anti-Machiavell, Hugo Grotius. Du schriebst kein »Recht des Krieges und Friedens,« denn du warest kein Prinz; du schriebst »*vom Rechte des Krieges und Friedens*«. Und zwar sammlest du dazu nur Kollektaneen, nicht aus Italien und deiner Zeit allein, sondern vorzüglich aus den guten Alten, aus den Gesetzen der Vernunft und Billigkeit, aus der Religion selbst, woraus denn allmählich ein *Recht der Völker* erwuchs, wie man in den barbarischen Zeiten es nicht hatte erkennen mögen. Laß dich das Ungemach nicht gereuen, heilige Seele, das du deiner guten Grundsätze und Bemühungen wegen hier erduldest. Religionen hast du nicht vereinigen können, wie du es wolltest; aber Grundsätze der Menschen hast du vereinigt, und auch Völker werden sich einst zu ihnen verbinden.

Bei Gustav Adolf fand man, als er in einem Ausritt meuchelmörderisch gefallen war, Grotius, Buch im Zelte auf seinem Tisch aufgeschlagen; die edelsten Männer in Schweden, Frankreich, Holland, Deutschland liebten und ehreten ihn; die ganze europäische

Nachwelt ist seine Verbündete und Verbundene worden. Was seitdem über *Recht der Völker*, über *Natur- und Vernunftrecht* geschrieben worden, gehet auf Grotius' Bahn.

Nach so ungeheuren Fortschritten der Zeit konnte man freilich auch mit *Institution der Prinzen* nicht auf Machiavells Wege bleiben. Er selbst wäre bei veränderten Zeitumständen nicht darauf geblieben; und o hätten wir von Machiavell das Bild eines Fürsten für unsre Tage! Außer den Jesuiten, die eine *Politica de Dios* noch lange trieben, standen andere *Prinzenlehrer*, la Motte le Vayer, Nicole, Bossuet, Fénelon, auf; wie ihre Grundsätze befolgt sind, zeigt die Geschichte. Nach den stürmischen Zeiten, in denen Languet, Milton, Hobbes schrieben, gaben Algernon Sidney, Locke, Shaftesbury, Leibniz mildere Grundsätze an, bis in unsern Tagen Rousseaus »*Contrat social*« Wirkungen erregt hat, an die sein Verfasser schwerlich dachte. Wie gern kehrt man aus dem Tumult dieser Zeiten zu den friedlichen Geistern Grotius, Locke, Leibniz zurück!

»Heil den Predigern der *Menschenrechte*,« sagt ein neuerer Lehrer des Staatsrechts; »aber versäumen Sie ja nicht, vorher *Menschenpflichten* zu lehren. Um jene in ihrem ganzen heiligen Umfange einzuführen, müssen wir erst eine Majorität von Menschen haben, die fähig sind, diese in ihrem ganzen Umfange

auszuüben.« - Ich lege Ihnen das kleine Buch bei,⁴⁹ aus dem diese Stelle genommen ist; Sie werden in ihm noch weit mehrere dieser Art finden. Sein Verfasser verspricht uns noch drei Bändchen dieser Art; wir wollen ihn bei seinem Wort halten.

60.

Auch Leibniz unter den Propheten?⁵⁰ Was es mit den gewöhnlichen politischen Prophezeiungen für eine Bewandtschaft habe, wußte der scharfsinnige Mann besser als jemand. »Auf Ausrechnungen für die Zukunft,« sagt er in einem Briefe⁵¹, »gebe ich nichts. Jene Prophezeiungen, die man in alten Büchern gefunden haben will, sind von denen geschrieben, die die alten Kriege zwischen Frankreich und England im Sinne hatten; die Erfahrung aber lehrt, daß alle, die sich an so etwas gewagt haben, getäuscht wurden. Zuweilen können dergleichen Prophezeiungen nützlich sein, dem Pöbel, wie man es nennt, durch einen frommen Betrug Mut zu machen; bei Verständigen aber haben sie so wenigen Wert, daß sie vielmehr dem Ansehen und dem guten Ruf des Propheten Nachteil bringen, indem sie keinen gründlichen Beweis zulassen, ohne welchen doch ein redlicher Mann, der seine Pflicht verstehet, nicht so leicht etwas behauptet.

Gewisser möchte ich,« fährt er fort, »das voraussagen, daß, wenn in Deutschland die Dinge nicht besser gemacht werden, . . . einen längern Widerstand leisten werde, als wir uns einbilden. Wir Deutschen brauchen unsre Kräfte nicht gnug. - Statt also uns mit schmeichelnden Prophezeiungen einzuschläfern, ist guter Rat nötig, daß wir unsre Nerven anspannen und mit Beiseitsetzung jeder Privatbehaglichkeit fürs gemeine Beste sorgen.«

An andern Orten indes spricht er von den Voraussagungen kluger Männer anders. »In meiner Jugend,« sagt er⁵², »wollte ich eine Abhandlung davon schreiben,« wobei er Seneca, Tacitus, Machiavell, Conring, Lotichius, Dach zum Beispiel anführet. Wir tun ihm also nicht unrecht, wenn wir noch einige Blicke seiner Übersicht über die Dinge um ihn auszeichnen. Er blickte weithin, er sahe scharf und ohne Galle, er war frohmütig und redlich.

»Sooft ich,« sagt er⁵³ zu seinem Freunde Ludolf, »den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her und dabei unsre Trägheit, unsre verkehrten Ratschläge betrachte, sooft schäme ich mich unser vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa sich alles drüber und drunter kehre, und doch betragt man sich, als ob alles in höchster Sicherheit sei und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unsrer Ruhe hätten. Über Kleinigkeiten streitet man, ums

Große bekümmert sich niemand, so daß es Ekel und Überdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar sehr bestätigen wir Deutschen die ungünstigen Urteile der Ausländer von uns durch unser Betragen.«

»Im Felde der Wissenschaften stecken wir noch in den ersten Wegen. Ein Schicksal verhindert uns, daß wir die *Schätze der Natur* nicht sorgfältiger aufspähen und *größern Nutzen* daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menschen fast unglaubliche Dinge zustande bringen könnten, wenn sie mehreren Fleiß anwendeten. Um ihre Augen aber ist eine Binde gezogen, und man muß die Zeit erwarten, da alles reif sei.«

54

»Wie die englische Sozietät *Naturversuche* zusammenträgt, so sollte eine andre sein, die *Regeln des Lebens, nützliche Bemerkungen und versteckte Vorschläge, wie der Zustand der Menschen zu verbessern sei*, zusammentrüge.«⁵⁵

»Aus den Schriftstellern sollte man ausziehen, nicht nur was irgend nur *einmal*, sondern von wem es *zuerst* gesagt sei. Hier muß man von den ältesten Zeiten anfangen, doch aber nicht alles erzählen, sondern was zum *Unterricht des menschlichen Geschlechts dienet*, auswählen. Wenn die Welt noch tausend Jahre steht und so viel Bücher wie heutzutage fortgeschrieben werden, so fürchte ich, aus Bibliotheken werden

ganze Städte werden, deren viele dann durch mancherlei Zufälle und schwere Zeitumstände ihr Ende finden werden. Daher wäre es nötig, aus einzelnen, und zwar den Originalschriftstellern, die andre nicht ausschrieben, Eklogen wie Photius zu machen und ihr Merkwürdiges mit den Worten des Schriftstellers selbst zu sammeln. Was aber *merkwürdig* sei, kann, bei der großen Verschiedenheit der Köpfe und der Wissenschaften, freilich nicht jeder beurteilen.«

»Ich glaube, daß es bei euch viele geschickte Männer gibt.⁵⁶ Indessen mache ich einen großen Unterschied zwischen gründlichen Kenntnissen, die *den Schatz des menschlichen Geschlechts vermehren*, und zwischen der Notiz von Tatsachen, die man gemeiniglich Gelehrsamkeit nennet. Ich verachte diese Gelehrsamkeit nicht, deren Wert und Nutzen ich einsehe; dennoch aber wünschte ich, daß man sich mehr an das Gründliche hielte; denn es gibt allenthalben zu wenig Personen, die sich mit dem *Wichtigsten* beschäftigen. Nichts ist so schön und so befriedigend, als eine *wahre Kenntnis vom System der Natur* zu haben. Würden viele dies Studium lieb gewinnen, so würde man weit gelangen, nicht nur in Rücksicht auf Bequemlichkeiten des Lebens und der Gesundheit, sondern in Rücksicht auf Weisheit, Tugend und Glück, statt dessen, daß man sich jetzt mit Kleinigkeiten abgibt, die uns ergötzen, aber nicht

vervollkommen und veredeln. Unter Vollkommenheiten rechne ich nichts, als was uns auch nach diesem Leben bleiben kann; die Kenntnis von factis ist wie die Kenntnis der Straßen in London. Sie ist gut, solange man dort ist.«

»Das göttliche Naturlicht in uns zu vermehren, hat man dreierlei zu tun nötig.⁵⁷ Zuerst sammle man eine Kenntnis der vortrefflichen Erfindungen, die schon gemacht sind; sodann erforsche man, was noch zu entdecken ist; endlich bringe man beides, das Erfundene und noch zu Erfindende in Lobgesänge an den Urheber der Natur, zu Erweckung der Liebe zu ihm und zu den Menschen. Wären die Sterblichen so glücklich, daß ein großer Monarch diese drei Dinge einmal für *sein* Werk ansähe, in zehn Jahren würde zur Ehre Gottes und zum Wohl des Menschengeschlechts mehr bewirkt werden, als wir sonst in vielen Jahrhunderten ausrichten möchten.«

»Ich hatte im Sinn, mancherlei Gedanken, die das Wohl des Kaisers und des Reichs betreffen, unter dem Name ›*Deutsche Ratschläge*‹ ans Licht zu stellen; es ist aber verdrießlich, Worte in den Wind zu verhauchen und nach Art der Deklamatoren, die in Schulen über die beste Form der Republik zu Athen oder Karthago reden, Dinge vorzutragen, die niemand anwendet. Die besten Gedanken werden verächtlich, wenn man sie öffentlich hinstellt; unsre Feinde werden

dadurch mehr gewarnt als gebändigt. Indessen besitze ich manches Überdachte, das auch großen Männern wichtig geschienen hat und in unsern Zeiten dem Ganzen sehr nützlich sein könnte. Vor allem bin ich mir der Treue bewußt und der Liebe zum allgemeinen Besten.«⁵⁸

Gewiß verzeihen Sie mir, daß ich von Leibniz, Weissagungen so bald auf seine *Vorschläge* übergegangen bin; eines klugen Mannes Weissagungen sind *Vorschläge des Bessern*. Nicht auf Visionen, sondern auf Erfahrungen und auf jene dauerhafte Vernunftprinzipien sind sie gebauet, die auch in die fernste Zukunft reichen. Da glücklicherweise die Akademie der Wissenschaften, deren ruhmwürdiger Stifter Leibniz war, in manchem schon zum ersten Plan desselben zurückgekehrt ist, so wäre es vielleicht gut, daß sie in allem dahin zurückkehrte und aus Leibniz, Schriften und Briefen *sämtliche Vorschläge* sammeln ließe, die er zur Erweiterung der Wissenschaften und zum Wohl des menschlichen Geschlechts seinen Freunden oder der Welt offenbarte. Ungeheuer vieles ist seitdem noch nicht geschehen, was er zu tun sich vornahm oder von außen ausgeführt wünschte; er ist uns in diesem allen der nähere Baco, der mit genauerer Kenntnis der Sache, als der Engländer besaß, die Lücken der Wissenschaften, die Mängel unsrer Erkenntnisse und Bemühungen ansah und seine Entwürfe, mit

Gründen unterstützt, zuweilen sehr vollständig detailliert hat. Jungen Männern würde ich daher seine Briefe und Schriften nicht nur als eine reiche Fundgrube von Gedanken, sondern auch als ein Direktorium ihrer Bemühungen anpreisen, wohin sie streben sollen, was allenthalben für die Menschheit noch zu tun sei. Glücklich ist, wer einen solchen Wegweiser frühe gebraucht.

61.

Oft habe ich zu unsern Zeiten gedacht: Wenn Leibniz lebte! Er lebt indessen in seinen Schriften, und wir können aus seinen muntern Urteilen, die sich auf alles Merkwürdige seiner Zeit erstreckten, auch für jetzt viel Nutzen ziehen.

Sie wissen, mit welchem Eifer Leibniz sich um die Vereinigung der Religion bewarb und verwandte. Für die damalige Zeit blieb seine Mühe fruchtlos; indessen selbst das *Fruchtlose* seiner Vorschläge, die allenthalben voll Verstandes waren, ist für uns lehrreich. Ein damaliger Regent wollte die Sache kürzer angreifen und eine Vereinigung der Sekten, nicht in Lehren, sondern in Gebräuchen, nicht mit gutem Willen beider Teile, sondern durch Befehle, durch Zwang bewirken. Ein untüchtiger Ratgeber schrieb zu

Beschönigung dieser Mittel ein Arcanum Regium in pietistischer Form. Lesen Sie, wie sich die großen Friedensbeförderer Leibniz und Molanus darüber erklären;⁵⁹ das Gutachten endigt also: »Der neuen Regel, daß ein evangelischer Fürst Papst in seinem Gebiet sei, muß man nicht mißbrauchen. Bei den verständigen Katholischen selbst ist ein allgemeines Concilium der Kirche, wo nicht über, doch nicht unter dem Papste.«

Hören Sie, was Leibniz von Spielen urteilt: »Ich wünschte, daß jemand alle Arten von Spiel mathematisch behandelte und sowohl die Gründe ihrer Regeln und Gesetze als ihre vornehmsten Kunststücke angäbe. Unsäglich viel zur Erfindungskunst Brauchbares liegt in den Spielen. Und dieses daher, weil die Menschen im Scherz sinnreicher als im Ernst zu sein pflegen; denn überhaupt geht uns besser von der Hand, was wir mit Lust verrichten.⁶⁰

Es könnte ein Spiel ausgedacht werden, das man das Spiel der *Vorsorge* oder der *Zufälle* nennen könnte: *wenn das geschieht, was könnte sich zutragen?* Weil diese Zufälle zum Teil allgemein und auf vieles anzuwenden sind, müßte ein Gesetz sein, solche bei einer neuen Frage nicht wieder zu gebrauchen, oder man könnte die allgemeinen Zufälle gar ausschließen - und das Gesetz machen, daß man nur Zufälle anführe, die vermieden werden können, ohne daß die

Handlung selbst unterbleibe. Den möglichen Zufall könnte der eine, das Mittel dagegen sein Nachbar sagen u. f.

Man hatte vormals ein Fragspiel, ›*Wozu ist das Stroh gut?*‹ Man könnte es das Spiel der Effekte oder *cui bono* nennen. So könnte ein Spiel der *Ursachen* oder *Mittel* eingeführt werden, z.B. *womit kann dies oder das getan werden?* Solche Spiele schärfen den Verstand und führen zu Ernsthaft-Gutem, da andre Possen nur zu Ernsthaft-Bösem führen.

Man hat ein *Gedächtnisspiel*, da man sich übt, etwas Auswendiggelerntes, schwer Auszusprechendes mit wachsender Rede herzusagen; dergleichen Spiele könnten noch mehr erfunden werden, nicht zu Vermehrung der Seelenkräfte allein, sondern auch zu Übung der Tugenden. In manchen Spielen ist Bescheidenheit, Mäßigung nötig, wie im *Königsspiel* u. f. Ich wollte, daß Comenius daran gedacht hätte, da er sein Buch ›*Die Schule ein Spiel*‹ herausgab.«⁶²

Bei unsern fürchterlich-großen Zeit- und Menschenspielen sind Ihnen diese Leibnizische Gedanken nicht bisweilen eingefallen: Wenn *das geschieht, was könnte sich zutragen? Wie kann es vermieden werden, und wenn es sich zuträgt, was hilft dagegen?* Ferner: *Wozu ist das Stroh gut? cui bono: dies oder jenes?* Das ganze Leben der Menschen ist ein Spiel; wohl dem, der es froh und mit Verstande spielt.

Von Spielen zur *Philosophie*. Die Urteile, die Leibniz nicht nur über die Alten, sondern auch über die *Scholastiker* und die *Reformatoren der Philosophie*, über Jordanus Brunus, Campanella, Baco, Hobbes, über Grotius, Locke, Cartes, Pufendorf, Shaftesbury u. f. fället, sind, obwohl immer in seinem eignen Gesichtskreise, mit einer Unparteilichkeit, einer Milde und so allgemeinen Teilnehmung entworfen, daß ich dieses großen Gemüts wegen Leibniz gern zum Schutzgeist der gesamten Philosophie wünschte. Von hundert merkwürdigen Äußerungen hierüber hören Sie *eine* über Cartes:⁶³

»Ich wünschte, daß treffliche Männer die leere Hoffnung, Oberherren im Reich der Philosophie sein zu können (*arripiendae tyrannidis in imperio philosophico*), aufgäben und den Ehrgeiz, eine Sekte stiften zu wollen, fahrenließen; denn eben hieraus entspringen jene ungeschickte Parteilichkeiten, jene leere und eitle Bücherkriege, die der Wissenschaft und dem Gebrauch der kostbaren Zeit so sehr schaden. In der Geometrie kennt man keine Euklidianer, Archimedianer, Apollinianer; alle sind von *einer* Sekte, der Wahrheit zu folgen, woher sie sich anbieten möge. Auch wird niemand geboren werden, der sich das ganze *Patrimonium der Gelehrsamkeit* zueigne, der das ganze Menschengeschlecht an Geist übertreffe und alle Sterne um sich her auslösche wie die

ätherische Sonne. Wir wollen den Descartes loben, ja gar bewundern; deshalb aber wollen wir andre nicht vernachlässigen, bei denen sich viele und große Dinge finden, die jener nicht bemerkt hat. -

Nichts stehet dem Fortkommen der Wissenschaft so sehr entgegen als jener Knechtsdienst, in der Philosophie eines andern Gedanken zu paraphrasieren; und eben diese Paraphrasierkunst halte ich für die Ursache, warum von den Bloß-Cartesianern ebensowenig Neues und Ausnehmendes geleistet werde, als von den Aristotelikern geleistet worden, nicht aus Mangel des Genies, sondern des Sektengeists, der Parteisucht halben. Wie nämlich unsre Einbildungskraft, wenn ihr *eine* Melodie allein vorschwebt, schwerlich und mit Mühe zu einer andern übergeht, wie der, der unablässig einer geschlagenen Straße folgt, keine neuen Wege entdecken wird, so sind auch die, die *einem* Autor sich einverleiben, leibhafte Knechte dieses Autors, die er durch Gewohnheit in Dienst und Besitz hat; zu etwas Neuem und Verschiednem können sie ihr Gemüt nicht erheben. Und doch ist bekannt, daß den Wissenschaften nichts so sehr fortgeholfen hat als die Verschiedenheit der Wege, auf denen man die Wahrheit gesucht hat.«

Nichts verehere ich an Leibniz mehr als diese große, unparteiische *Jugendseele*, die bis ans Ende seiner Tage alles mit Freuden aufnahm, was irgend der

Wissenschaft diene. Keine Form wies er verächtlich ab; in allem suchte er das Beste. Von ausschließenden Leibnizianern hatte er so wenig Begriff, daß vielmehr seine Schriften und Briefe darauf arbeiten, in Zukunft alle Sekten zu vernichten, aus Alten und Neuen die Wahrheit zu lernen und auch einer sonst schlechten Schrift den Beitrag nicht abzuleugnen, den sie dem Gemeingute der Menschheit liefert. Ich wünschte, daß seine Gedanken, seine Urteile über die verschiedensten Schriftsteller in ihrer ganzen großen Unparteilichkeit für Jünglinge ausgehoben und als *Leibniz' Geist*, als die einzige, immer frische und neuströmende Quelle der Wissenschaft dargestellt würde. Vor einigen Jahren erschien, wie mich dünkt, eine Schrift, die der »Geist des Herrn von Leibniz« hieß; wahrscheinlich aber ist's nicht der rechte Geist gewesen, denn er ist ohne Wirkung bald verschwunden. Doch was sage ich *Wirkung*? Hat Leibniz auf die deutsche Nation gewirkt? Sogar seine Schriften sind von uns noch nicht gesammelt; und nachdem ein Ausländer sie für uns zu sammeln die Mühe nahm, haben wir sie noch nicht einmal ergänzt.

Wollen Sie sich Überzeugen, daß Leibniz auch bei seinen Lebenszeiten in Deutschland eine ziemlich fremde Pflanze gewesen, so lesen Sie das *Leben*, das sein nächster Bekannter, Eckardt, von ihm geschrieben; seine Bekanntmachung haben wir dem gelehrten Murr zu danken.⁶⁴ Die blühende Aloe sandte reiche Gerüche um sich her; allenthalben wollte sie Wurzeln schlagen und neue Absenker pflanzen. Es gelang ihr hie und da, ohngeachtet des sträubigen Erdbodens; und wäre Leibniz die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften zu *Wien* und *Dresden* so geglückt, wie ihm die Akademie zu *Berlin* glückte, welche unennbar gute Folgen hätten sich seitdem verbreitet! Sein Geist lebte in einer idealischen Welt, im Reich aller denkenden, fürs Wohl der Menschheit wirkenden Geister. Für diesen großen Staat schrieb er seine Aufsätze, meistens auf Veranlassung fremder Äußerungen, und unterhielt einen so ungeheuren Briefwechsel, daß man ihn einen Mitarbeiter und Präsidenten der Gesamt-Akademie aller europäischen Wissenschaften nennen könnte. In seinen näheren Verhältnissen aber war er *hier* Kanzleirevisionsrat, *dort* Geschichtschreiber des fürstlichen Hauses; *hier* schrieb er für einen Pfalzgrafen, der König von Polen werden, *dort* für

deutsche Fürsten, die Gesandte beim Friedensschluß haben wollten, u. f. Er unterhielt die Fürsten mit Curiosis (wenn es auch nur ein wunderbar gestalteter Rehbock sein sollte), Fürstinnen mit sinnreichen philosophischen Gedanken, Neugierige mit dem, was sich in andern Ländern zutrug, erfand für den Bergbau Werkzeuge, Maschinen, Windmühlen und tat doch nicht zur Gnüge. Zwei Jahre vor seinem Tode ward dem alten Mann nachdrücklich befohlen, »die Historie des Hauses vor *allen Dingen* fertig zu machen,« und als er begraben ward, »war das einzige zu verwundern (sagt sein getreuer Amanuensis und Kollege, Eckardt), daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitiert war, außer mir kein Mensch erschienen, so daß ich dem großen Mann die letzte Ehre *einzig und allein* erwiesen«. ⁶⁵ Im Jahr 1695 schrieb er an Burnet: »Unbequem ist mir's, daß ich nicht in einer Stadt wie *Paris* oder *London* lebe, wo viele gelehrte Männer sind, deren Hülfe man sich bedienen, von denen man lernen kann; denn viele Dinge sind von der Art, daß *ein* Mensch allein sie nie zustande bringen mag. Hier findet man kaum jemand, mit dem zu sprechen ist, oder vielmehr es ist hierzulande nicht hofmännisch, sich von gelehrten Dingen zu unterhalten.« Noch das Jahr vor seinem Tode hatte er sich vorgenommen, nach Paris zu reisen und da sein Leben zu beschließen.

»Weil er nicht zum Abendmahl ging,« sagt Eckardt, »schalten die Prediger oft öffentlich auf ihn; er blieb aber bei seiner Weise. Gott weiß, was er vor Motiven dazu gehabt, die gemeinen Leute hießen ihn daher insgemein auf plattdeutsch *Lövenix*, welches *qui ne croit rien* heißet.« Aus seinen Schriften und Bemühungen für die Vereinigung der Kirchen kennen wir seine reinen und aufgeklärten Religionsgrundsätze gnugsam; gewiß kann man ihm nicht den Vorwurf machen, daß er zuwenig geglaubt habe.

»Kurz vor seinem letzten Augenblick wollte er noch etwas aufschreiben. Als ihm Papier, Tinte und Feder gereicht wurde, fing er an zu schreiben, das er aber nicht mehr lesen konnte, als er es bei dem Licht durchsehen wollte. Er zerriß das Papier, warf es weg und legte sich zu Bette. Er versuchte nochmals zu schreiben, verhüllte sich die Augen in seine Schlafmütze, legte sich auf die Seite und entschlief sanft, nachdem er sein ruhmvolles Alter auf 70 Jahre, 4 Monate und 24 Tage gebracht hatte.« Lesen Sie Eckardts Lebensbeschreibung; das »*barbarus hic ego sum*« wird Ihnen manche Seite ins Ohr flüstern.

Fontenelle sagt in seiner Lobschrift gar artig: ›Aus vielen Herkules habe das Altertum nur einen Herkules gemacht; er sehe keinen andern Rat, als den einen Leibniz in viele Gelehrte zu dekomponieren; denn sonst würde bei dem beständigen Übergange von

Schriften des verschiedensten Inhalts, alle zu einer und derselben Zeit geschrieben, diese unaufhörliche Mischung von Gegenständen, die in Leibniz, Kopf seine Ideen nicht verwirrte, eine Verwirrung und ein embarras in sein Eloge bringen.< Und doch wünschte ich fast, daß Leibnizens Vaterland diesen embarras, diese passages brusques et fréquens d'un sujet à un autre tout opposé, qui ne l'embarrassoient point, in Leibnizens Arbeiten nicht gebracht hätte, um den *einen* Herkules in mehrere Herkules zu dekomponieren. Wie anders konnte Newton in England seine Werke vollenden!

Sie wissen, daß Leibnizens Verlassenschaft in der landesherrlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, und es ist zu erwarten, daß die Regierung, die für alle und allerlei Wissenschaften mehr als irgendeine andre in Deutschland tut und getan hat, einem dazu tüchtigen Manne, unter gegebener bürgerlichen Treue, die Bekanntmachung des Inhalts derselben auftrage. Der einzige Band, den Raspe mit Kästners Vorrede von daher ans Licht stellte, ist vielleicht mehr wert als Leibnizens »Theodizee« selbst, und wer unternähme es, für den kleinsten Zettel Leibnizens in Ansehung der Idee verantwortlich zu werden, die er darauf nur hinwarf?

Dankbar erkenne ich jede Blume, die eine würdige Hand nicht auf Leibniz, verscharrte Asche, sondern

dem ewigen Ehrenmal streuet, das er sich selbst errichtet hat. Die Wolffische Schule, so ungleich sie seiner Denkart war, hat ihm gleichsam ein Kenotaphium gebauet; durch sie ist eine Klarheit der Begriffe und eine Präzision des Ausdrucks in unsre Sprache gebracht worden, die ihr vorher unbekannt waren. Sollte, da ihre Periode vorüber ist, jemand noch jetzt Bedenken tragen, Leibnizens Briefwechsel mit Wolff herauszugeben, der, was er auch enthielte, dem letztern nicht anders als zur Ehre gereichen könnte?

Auch außer dieser Schule, wie jugendlich lieb ist mir alles, was Leibniz ehret und in sein Licht stellt! Jede Zeile, die Kästner, in mancherlei Art und Form, zur Ehre und zum Verständnis seines Landsmannes schrieb; von Cochius jede kleine Abhandlung in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (wären doch von ihm noch ungedruckte Abhandlungen vorhanden!) sind mir schöne Reste von *Philosophen der alten Zeit*.

Hören Sie, was Leibniz von seinem Zensorgeist saget: »Niemand hat weniger Zensorgeist, als ich habe. Sonderbar ist's, aber mir gefällt das meiste, was ich lese. Da ich nämlich weiß, wie verschieden die Sachen genommen werden, so fällt mir während dem Lesen meistens bei, womit man den Schriftsteller verteidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ist's, daß mir im Lesen etwas ganz mißfällt, obgleich

freilich dem einen dies, dem andern das mehr gefallen möchte. - Ich bin einmal so gebauet, daß ich allenthalben am liebsten aufsuche und bemerke, was lobenswert ist, nicht was Tadel verdienet.« Könnte der Geist der *Philanthropie* selbst billiger und milder denken?

Und doch, warum erfuhren eben die friedliebenden, die billigsten Gemüter, Erasmus, Grotius, Comenius, Leibniz, so manchen übeln Dank ihrer Zeitgenossen? Die Ursache ist leicht zu finden: weil sie parteilos und jene mit Vorurteilen befangene streitende Parteien waren. Diesen gaben Unwissenheit, Eigennutz, blindes Herkommen, gekränkter Stolz und zehn andre Furien das Streitgewehr oder den Dolch der Verleumdung in die Hände; jene kämpften friedlich hinter dem Schilde der Wahrheit und Güte. Der goldene Schild der Wahrheit und Güte bleibt; ihre Streiter können persönlich fallen, aber ihr Sieg ist wachsend und unsterblich.

Sechste Sammlung

(1795)

63.

Auch die *griechische Kunst ist eine Schule der Humanität*; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet.

Als die Natur, die sich in allen ihren Hervorbringungen einwohnend und lebendig offenbaret, auf unserer Erde zur höchsten Höhe ihrer Wirkung stieg, erfand sie das Geschöpf, das *Mensch* heißt, in dessen Gliederbau sie alle Regeln der Vollkommenheit, nach denen sie in ihren andern Werken, teilweise und zerstreuet, mit ungeheurer Kraft und unübersehlichem Reichtum gearbeitet hatte, im kleinsten Raum, im wirksamsten Leben zusammendrängte. Kräfte, die sie in andern Elementen, dem Wasser, der Luft oder auch auf der Erde in großen Organen auszubilden sich Zeit und Raum nahm, deutete sie im Menschen oft nur an, ordnete aber alle diese Millionen Kräfte und Gefühlsarten in ihm so künstlich, so harmonisch zusammen, daß er nicht nur als ein *Inbegriff aller dieser Fühlbarkeiten unsrer Erde* (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist), sondern auch als ein Gott dastehet, der diese in ihm zusammengedrängte, in seiner Natur

begriffene Gefühle selbst zusammenstellt, schätzt und ordnet. Die ganze Natur erkennt sich in ihm wie in einem lebendigen Spiegel; sie siehet durch sein Auge, denkt hinter seiner Stirn, fühlet in seiner Brust und wirkt und schafft mit seinen Händen. Das höchst-*ästhetische* Geschöpf der Erde mußte also auch ein nachahmendes, ordnendes, darstellendes, ein *poetisches** und *politisches** Geschöpf werden. Denn da seine Natur selbst gleichsam die höchste Kunst der großen Natur ist, die in ihm nach der höchsten Wirkung strebet, so mußte diese sich in der Menschheit offenbaren. Der Bildner unsrer Gedanken, unsrer Sitten, unsrer Verfassung ist ein *Künstler*; sollte also, da Kunst der Inbegriff und Zweck unsrer Natur ist, *die Kunst, die sich mit dem Gebilde des Menschen und allen ihm einwohnenden Kräften* darstellend beschäftigt, für die Menschheit von keinem Wert sein?

Von einem sehr hohen Werte. Sie hat nicht nur Gedanken, sondern *Gedankenformen, ewige Charaktere* sichtbar gemacht, die mit solcher Energie weder Sprache noch Musik, noch irgendeine andre Bemühung der Menschen ausdrücken konnte. Diese Formen ordnete, reinigte sie und stellte sie selbst in deutlichen, ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen sich Menschheit in diesen Formen genießt und fühlet, in welchen Menschheit nach diesen Formen wirkt. Sie gibt uns also nicht nur eine

sichtbare Logik und Metaphysik unsres Geschlechts in seinen vornehmsten Gestalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben, sondern indem sie diese mit Sinn und Wahl darstellt, ruft sie als eine zweite Schöpferin uns schweigend zu: »Blicke in diesen Spiegel, o Mensch; *das* soll und kann dein Geschlecht sein. So hat sich die Natur in ihm mit Würde und Einfalt, mit Sinn und Liebe geoffenbaret. Also erscheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erscheinen.«

Auf diesem Wege gingen die Griechen, zu dieser Idee arbeiteten sie hin. Ohne ihre Kunst würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weisen nicht verstehen, als öde Worte schwebeten sie vor uns vorüber. Nun hat sie die Kunst *sichtbar gemacht* und damit auch den ganzen Geist der Komposition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung, und was sie sonst unterscheidet, in anschaulichen Bildern dem menschlichen Verstande vorgestellt, kurz, anschauliche *Kategorien der Menschheit* gegründet. Davon verstanden nun freilich jene Barbaren nichts, die in einem Basaltkopfe Jupiters nichts als den schwarzen Kopf eines Satans, im schönen Apollo einen wahr sagenden bösen Geist und in der himmlischen Aphrodite eine unzüchtige Dirne zerstörten. Der einzige Begriff, daß alle diese Kunstwerke Gegenstände der Abgötterei, Behausungen orakelgebender,

lustverführender, böser Dämonen seien, hing wie ein schwarzer Nebel vor ihren Augen, daß sie den wahren Dämon, das *Ideal der Menschenbildung in ihren reinsten Formen*, nicht zu erkennen vermochten. Auch keinem von denen wird er sichtbar, die in der Statue nur die Statue, in der Gemme den Edelstein und in allem nur Pracht, Zierat, herkömmlichen Geschmack oder Altertums- und mechanische Kunstkenntnisse suchen. Am weitesten entfernt davon eine falsche und enge Theorie, die sich gegen jede Äußerung und Offenbarung des menschenfreundlichen, wahrheitdarstellenden Gottes hinter Wortlarven mit einem kalten Stolze brüstet. Zu uns wird der *Dämon der Menschennatur* aus den Werken der Griechen rein und verständlich sprechen können, denn wir werden ihn mitfühlend, sympathetisch hören. Schwärmelei und Begeisterung können uns hier nicht helfen, wo es auf helle Begriffe über die Frage ankommt: »*Wie zeigt sich der Genius der Menschheit? auf wie verschiedene Art in Hauptformen? welches sind unter diesen die höchsten Punkte, gleichsam die konsonen Stellen der gespannten Saite, in welchen Harmonie tönet?*« Hätten Sie Lust, mit mir unter diesen Himmel glänzender Sternbilder zu treten? Nur aus einem tiefen Tale kann ich von fern auf sie weisen; dennoch aber wird sich Ihr Geist beflügeln, daß Sie ausrufen: »Siehe da den hellen Zodiakus der *sichtbar*

64.

Die *erste Kindheit*, als ein noch unreifes Gewächs der Natur, haben die Griechen seltner gebildet. Herkules an der Brust der hohen Juno ist die einzige mir erinnerliche Darstellung eines Säuglings, obgleich mehrere Kinder in Armen zart getragen werden. Sei es, daß sie diese süße Pflicht der Mutter zu den Geheimnissen der häuslichen Kammer rechneten, die nicht jedem Blick offenstehen müßte, oder daß sie solchen Geheimnissen lieber das Gebiet der Malerei anwiesen, indem diese eine Mutter und ihr Kind durch Blick und Liebe so viel sanfter in eins zu verschmelzen weiß; gnug, das bloße Bedürfnis eines bedürftigen Wesens gaben sie bildend weniger dem Auge preis. Die schönen Kinder, die die griechische Kunst schuf, waren schon *in Spielen* begriffen, in Neckereien mancher Art, am liebsten mit einem sanften Tier, einem Vogel, mit einem Neste von Vögeln oder mit Früchten. Diese Vorstellung setzt uns jedesmal in das Leben der Kinder, in die unschuldigen Vergnügungen der Kindesjahre. Ihre Natur atmet die volle Gesundheit, die offne Fröhlichkeit, die uns Kinder so lieb macht.

Die *höchste Idee* aller Kinder - was konnte sie also sein? Im Himmel und auf Erden nichts anders als *Eros, Amor, Unschuld* und *Liebe*. Sind Kinder nicht sichtbar gewordene Darstellungen eines *Moments der Liebe*, in dem sie ihr Wesen empfangen? Und in welcher Gestalt konnten die mancherlei Spiele und Neckereien, die Vergnügen und Unbesonnenheiten, die uns die Liebe spielt, die wir ihr unschuldig spielen, besser gekleidet werden als in die Gestalt des Kindes oder Knaben Amors? Bei den Dichtern, insonderheit des Idylls oder der Fröhlichkeit und Freude, hatte er so viele Scherze begonnen; er begann sie auch in der *Kunst*, und aus manchen Vorstellungen derselben wäre noch viel Niedliches zu dichten. Seine *Geschichte mit der Psyche* ist der vielseitigste, zarteste Roman, der je gedacht ward, über den schwerlich etwas Höheres auszudenken sein möchte; auch seine Tändeleien mit der Mutter und mit andern Göttern sind voll Grazie und Schönheit. Setzt man nun hinzu, daß die meisten dieser Spiele Amors und seiner Gesellen, die man *Liebesgötter* oder *kindliche Genien* zu nennen pflegt, nur zur Verzierung auf schmalen Basreliefs, wo ihnen der Ort ihre Kleinheit erlaubte, ja solche nötig machte, oder auf geschnittenen Steinen, Siegelringen und sonst an Plätzen oder Plätzchen vorkommen, an denen diese Tändeleien ein angenehmes *Mehr als nichts* waren, so tritt Amor mit seinen

Brüdern gerade in das Licht, in welchem er auf der Tafel der Menschheit zu stehen verdienet. Der kleine Gott der Götter wird ein Amulett der Brust oder ein angenehmes Nebenwerk, das sich hie und da einschleicht, das man immer gerne siehet, und den man zum verschwiegenen Boten lieber als den Boten der Götter selbst brauchet. Außerdem aber war Amor nicht ein Kind; ein *schöner Genius* war er, und *Hymen* sein Bruder.

Hiemit komme ich zu euch, ihr *Genien der Jünglingschaft*, schönste Blüte des menschlichen Lebens. Was Winckelmann von euch in seinen schönen Träumen gedichtet hat, ist kein Traum; auch der Name Genius, den man euch gegeben, ist ein treffender Name; denn welcher holderen Idee könnte man am Geburtstage seines Daseins opfern? So dachte sich die Natur ihre schönsten Kinder, Engel in Menschengestalt oder vielmehr Menschen, aus deren Gestalt man den Engel abzog. Süße Ruhe, holde Einfalt, ein nüchternes In-sichgekehrtsein, dem das Leben selbst noch wie ein Traum der Morgenröte vorschwebet, die *unbefleckte Rose der Jugend*, die noch von keinem Sturm gebrochen, von keiner Mittagssonne versengt ist, o wie liebe ich euch, ihr zarten Sprossen der Menschheit und ehre mich, daß ich euch liebe. Ein Blick auf dich, du vatikanischer oder borghesischer Genius, vernichtet die Verleumdungen, die man über die Liebe zu

Jünglingen den edelsten Griechen gemacht hat; wie rein war die Idee, in welcher diese Geschöpfe, *die Blüte der Menschheit*, gedacht und gebildet wurden.

Es haben einige ein Trauriges, einen düstern Zug an diesen Genien bemerken wollen; sie haben aber, wie mich dünkt, Zeiten und Gattungen verwirret Die *Antinous* haben freilich einen düstern Zug, wie sie auch, ihrem Urbilde nach, haben sollten, so wie überhaupt die Kunst zu Hadrians Zeiten schon sehr repräsentieret und aus sich selbst *heraustritt*. Aber jene Genien einer echten Gattung sind in sich gesenkt, als ob keine Welt um sie wäre, und fühlen sich im leise-
sten Selbstgenusse zufrieden. Die Idee der Traurigkeit, die wir in sie legen, kommt wahrscheinlich von uns selbst her; wir empfinden ihre Blüte nämlich auf so zarter Sprosse, daß uns, mitten im Genuß, der Unbestand derselben zu schmerzen anfängt. Wir, zumal fremde Nordländer, fühlen, der zarte Ton verhalle, die Rosenknospe entwickle sich und ersterbe. Das sollten wir indes nicht fühlen, vielmehr dem Schöpfer der Natur danken, daß er uns eine solche Blüte menschlichen Daseins zeigte. Was Anakreon und die Anthologen, was Sappho, Platon und, wenn er noch vorhanden wäre, Ibykus von schönen Jünglingen gedichtet und gesungen haben, bliebe uns ohne diese sichtbar gewordene Ideen vielleicht ein leerer Hall, an den wir kein Bild heften könnten; jetzt überzeugt uns das

Auge von der Wesenheit jener lieblichen Träume und bestimmt sie uns in Bildern.

Das männliche Geschlecht ging in der Kunst der Griechen dem weiblichen vor; doch ward auch diesem sein reicher Anteil an der Kunst nicht versaget. Nymphen, Grazien, Horen, ja die Parzen, Furien und Medusa selbst empfangen ihr Anteil an dieser Blüte jungfräulicher Jugendschönheit. Warum bist du von Herkules' Knien entrückt, du Göttin mit der Schale ewiger Jugend, blühende Hebe? Ihr Horen um Jupiters Haupt, ihr Schwester-Grazien, die ihr, in untrennbarer Liebe verschlungen, am Kephisusstrom eure ewigen Tänze feiert; warum erscheint ihr uns in Nachbildern, die uns nur eure Idee gewähren? Indessen haben wir Figuren des Altertums gnug, um den Begriff der weiblichen Jugendschöne aus ihnen zu schöpfen.

Und ihr *heiligen Musen*, vor allen du, hochaufsteigende Melpomene, mit deinem Antlitz voll edlen Unmuts und hoher Würde; sooft ich bei euch (ungleich an Kunst, wie ihr dastehet) im vatikanischen Tempel war, dünkte ich mich, zwar nicht auf dem Parnaß zu sein und eures begeisterten Führers Apollo Stimme zu hören, aber in der Gesellschaft *reiner Wesen* fand ich mich, deren jede uns mit ihrer Bildung, mit ihrem Anstande, ihrer Aufmerksamkeit und Gebärde mehr sagt, was *Dichtkunst, Musik, Wissenschaft* und *Muse des Lebens* sei, als eine Enzyklopädie uns sagen könnte.

Ihr kehrt den Blick gewaltig in uns und macht uns scheu, euren Namen nur auszusprechen oder den Saum eures Gewandes zu berühren. Im Capitolium rupft die Muse der Sirene mit Schmerz den Flügel, und in mehreren Darstellungen wird Marsyas dem Apoll ein gräßliches Opfer.

Wenn die griechische Kunst der weiblichen Jugend Grazientanz, *fröhlichen Leichtsinn* oder *Schüchternheit*, *Spröde*, endlich jenen noch *ungebändigten Stolz* zum Charakter gab, den mehrere griechische Dichter in Worten charakterisiert haben, so sei es erlaubt, mich von ihnen zu einer unglücklichen Familie zu wenden, die für mich in ihrem heiligen Stil die *hohe Tragödie der Kunst ist: Niobe mit ihren Kindern*. Ich will sie mit Worten nicht entweihen; aber einige Töchter und einige Söhne machen einen so reinen und tiefen Eindruck, daß jeder Vater, jede Mutter wünschen müßte, Kinder ihrer Art zu erzeugen, jede Braut und jeder Bräutigam sich in diesem Geschlecht zu verloben. In dem Zimmer zu Florenz, wo ich mich mit den Eingekerkerten einschloß, kamen mir alle Unglücksfälle vor Augen, die je auf Erden eine schuldlose schöne Familie betroffen haben möchten; statt aller stand sie mir da, im Mutter- und Jugendschmerz eine heilige Krone. -

Soll ich nach ihr alle Szenen durchgehn, wo Empfindungen der *Bruder-* und *Schwester-*, der

*Freundes**- und *Gattenliebe* in stummen Bildern rührend dastehn? Nie bin ich, ihr schönen Jünglinge, die man Orest und Pylades nennet, nie von euch, ihr stillen Vertrauten, die man als Hippolytus und Phädra fälschlich anklagt, nie von so mancher andern Gruppe, da sich auf dem Grabsteine noch (das Kind in ihrer Mitte) liebende Hände den Bund der ewigen Treue schwören, weggegangen, ohne daß mein Herz durch die Innigkeit der Gefühle, die aus diesen Gebilden sprachen, innig erweicht war. Ich war in einer andern Welt gewesen und sprach zu mir: »Könntest du mit ihnen leben und wärest einer derselben! Der ganze *Habitus der Menschheit*, wäre er in Unschuld, Liebe und Einfalt noch nach diesem Bilde gebildet!« Solche Gefühle hatten mir zur Aufmerksamkeit auf alles, was diese meine geliebten Menschen anging, auf die *Verhältnisse ihrer Glieder, ihren Stand, ihre Gebärde und Sitte*, den *Grad der Leidenschaft*, dessen sie fähig schienen, auf ihre *Kleidung* und ihren Wink das Auge geschärfet. Soll ich Ihnen aus dieser stummen *Schule der Humanität* einiges noch erzählen?⁶⁶

Von Menschen komme ich zu *Helden-* und *Göttergestalten*, ob ich deren gleich auch schon einige vorübergehend berührt habe; wir betrachten sie hier, wie sie es auch waren, als *reine Formen der Menschheit*.

Jeder Held erscheint in *seinem Charakter*. Der schöne Kopf, den man den Achilles nennt, sowie Ulysses, Ajax u.f., sie zeigen, in welcher hohen Idee die Griechen sich jene Helden Homers gedacht haben. Und hierin sind sie im gehörigen Maß des Abstandes von so vielen Köpfen der Dichter, der Dichterinnen und Weisen nicht verschieden; die meisten davon sind idealisch gebildet, nicht weniger als Apollo und die Musen. Eben aber durch diese *idealische Formerfindung* werden sie lehrreich. Man siehet, wenn das Bild alt und echt ist, wie die Kunst sich aus dem Inbegriff der Gesänge und Sagen einen Homer, wie sie sich einen Pythagoras und Plato dachte.

Der Held der Helden ist *Herkules*; er ist es auch in der Kunst, sofern diese ihr Ideal nicht höher hinaufreibt, als daß sie *unbezwingbare Stärke*, unerschöpfliche Kräfte in einem Menschenkörper darzustellen zum Zweck hat. Mittelst solcher Glieder hat er seine Taten getan und den Olymp ersieget; die Fabeln hiervon hat die Kunst mit großer Energie ausgebildet.

Herkules in mehreren seiner Gefahren, insonderheit wie er den Höllenhund bezwingt, gab eine schöne Gruppe; und sein Torso, in welchem er von seinen Mühseligkeiten ausruht, ist durch Michael-Angelo der neuern Kunst ein großes Vorbild worden. Köpfe vom jungen Herkules sind von unbeschreiblicher Schönheit, und seine Jole, Omphale, Dejanira sind von der Kunst und Dichtkunst sehr wohl gebraucht worden. Da indessen die bloße Übermacht körperlicher Stärke in der menschlichen Natur noch kein höchstes Ideal gibt, eine wohltätige Güte aber in Herkules' Taten schwerlich sichtbar gemacht werden könnte, so ging seine Idee gleichsam mit der Zeit nicht mit; er blieb ein Colossus der alten Fabel. Uns zumal dünken seine riesenhaften Schenkel auch in Glykons Kunstgebilde ungeheuer und geistlos.

Lieber verweilen wir z.B. an *Laokoons* Bilde. Der heilige Mann, der durch seinen verständigen Rat ein Retter des Vaterlandes werden wollte und dadurch die feindliche Göttin erzürnte, wird mit seinen geliebten Kindern, die am Altar neben ihm dienen, von ungeheuren Schlangen ergriffen und mit jenen zu einer Todesgruppe verschlungen. Sein Arm, seine Brust, seine Seele hat ausgekämpft; das Gesicht gen Himmel gekehrt, atmet er sie aus in einem unermeßlich tiefen, langen Seufzer. Fürchterlich-schöne Gruppe; ein Ideal der Kunst auch für das Gefühl der Menschheit. Reiner

kann schwerlich ein Märtyrer gedacht, rührender und zugleich bedeutend schöner im Kreise der Kunst schwerlich vorgestellt werden. Die Schlangen verunzieren nichts, und in ihren Banden macht der stumme Seufzer des Leidenden eine Wirkung, die St. Sebastian, Lorenz und Bartholomäus nicht gewähren mögen. Herkules auf dem Berge Oeta war zu solchem Zweck nicht bildsam. Zu welcher schrecklichen Sprache könnte der Seufzer Laokoons lautbar gemacht werden, wenn wir ihn wie den Philoktetes auf Lemnos jammern hörten! --*

Nicht aber Laokoon, ihr seid meine Helden der Kunst, *Kastor und Pollux* auf dem quirinalischen Berge, in euch lebt mein Pindar. Großes Werk, eines Phidias und Polyklets nicht unwürdig, uns wenigstens außer Griechenland und nach dessen zerstörten Heiligtümern statt der Werke des Phidias und Polykletus. »Lebten Menschen wie ihr?« fragte mein emporklimmender, umwandelnder Blick. »Nein!« antwortete der Geist, der euch umschwebet; »aber uns dachten, uns bildeten Menschen. Heldenjünglinge wie wir waren einst in der Seele vieler junger Männer und Helden. Auch den Dichtern sind wir erschienen, und das Vaterland hat auf uns gerechnet.« - Lebt wohl, Idole der Menschheit! Das Wetter ziehe euch vorüber, und eine freche Faust müsse euch nie berühren. -

Ehe wir höher hinaufsteigen, lassen Sie uns auf

dieser Höhe des *Heldenideals* verweilen. Zu den Füßen dieser göttlichen Menschen sitzen wir nieder, die Idee des Weges zu sammeln, den wir zurückgelegt haben.

Die griechische Kunst kannte, ehrte und liebte die *Menschheit im Menschen*. Den reinen Begriff von ihr zu erfassen, hatte sie sich auf vielseitigen, mühsamen Wegen, über schroffen Felsen, durch tiefe Abgründe, mit manchen Übertreibungen und Härten unablässig bestrebt, bis dann selbst diese übertreibende Mühe, die die Wahrheit um so schärfer verfolgte, nicht anders als zum Gipfel der Kunst führte. In allen Menschenaltern und jeder ihrer merkwürdigsten Situationen in beiden Geschlechtern hatte sie die Blüte des Lebens gewonnen, die auf solchem Stamme blühet; denn die Griechen besaßen noch Einfalt des Geistes, Reinheit des Blickes, Mut und Kraft genug, diese als eine *vollständige, durch sich bestehende Idee* in ihren Werken darzustellen und zu vollenden. Im Kinde dachten und bildeten sie die Kindheit, im Jünglinge den Frühling des Lebens, im Manne den Göttersohn voll Selbstgenusses in Kraft und Würde. An dieser Heldenidee nahm auch das weibliche Geschlecht teil, wie jene schönen Bilder der *Amazonen* zeigen, deren manche im Geist eine Schwester des Kastor und Pollux zu sein verdiente. Nachdem in allen diesen Formen die Kunst der reinen Idee *Selbstständigkeit*,

Würde, eine in allen Teilen lebendig gewordene *Bedeutung* gegeben und sie von jedem ungewissen, schwankenden oder fremden Beiwerk wie durchs Feuer gereinigt hatte, so war von diesen Gebilden notwendig auch jene *Kraft, die ausfallend zum Verstande und zum Herzen in höchster Einfalt spricht*, unabtrennlich. Der Zwang der Materie war überwunden; Geschlecht, Alter, Charaktere waren in ihrer Verschiedenheit und leisen Angrenzung aufs sicherste bemerkt; und mit gegebenen großen Vorbildern in jeder Art und Gattung waren *dauerhafte Kategorien der edelsten und schönsten Menschenexistenz* geordnet. Auf wie wenige *Hauptformen* tritt die formreiche menschliche Natur in Gesinnungen, Leidenschaften und Situationen zurück, wenn wir sie mit dem weisen und nüchternen Auge der Griechen ansehen! Der biegsame, kraft- und schönheitreiche Gliederbau der Menschheit, in wie wenige *Hauptbedeutungen* löset er sich auf, sobald die Seele Kraft hat, diese in jedem Teil, in jeder Stellung ganz zu behaupten! Unvergeßlich und ewig lehrreich sind mir die Stunden, da ich vor den Kunstgebilden der Alten (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist) *die Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte im menschlichen Gliederbau* ruhig betrachtete und abwog. Welche Freuden schöpfte ich in Erwägung der *Symmetrie* und *Eurhythmie*, noch mehr aber der schönen *Gegenstellung*, die in Ruhe

und Bewegung, nach verschiedener Art der Charaktere, diesen göttlichen Körpern mitgeteilt ist, also daß sich die Seele liebevoll-strenge bis im Wurf des Gewandes und in seinen Falten wie ein wehender Geist offenbaret. Ihr habt unsre Natur gekannt und geadelt, ihr Griechen; ihr wußtet, was das menschliche Leben in seinen vorübergehenden Szenen sei, das ihr auf so manchen Sarkophagen ebenso richtig und wahr als einfältig und rührend vorgestellt habt. Da erfaßt ihr die Blüte jeder flüchtigen Szene und heiligtet sie in einem nie verwelkenden Kranz der Mutter des Menschengeschlechtes. Wenn unsre Art je so entartet werden sollte, daß wir diese innere *Kraft und Anmut der Menschheit*, das hohe Siegel unserer Existenz, gar nicht mehr erkannten, dann zerbrich, o Natur, die Form deines ausgearteten edelsten Geschöpfes, oder vielmehr sie zerbräche von selbst und zerfiele in Staub und Scherben.

Und wodurch kamen die Griechen zu diesem allen? Nur durch *ein* Mittel: durch *Menschengefühl*, durch Einfachheit der Gedanken und durch ein lebhaftes Studium des wahren, völligsten Genusses, kurz, durch *Kultur der Menschheit*. Hierin müssen wir alle Griechen werden, oder wir bleiben Barbaren.

Mit heiligem Ernst treten wir zum Olymp hinauf und sehen *Götterformen im Menschengebilde*. Jede Religion kultivierter Völker (die christliche nicht ausgenommen) hat ihren Gott oder ihre Götter mehr oder minder *humanisieret*; die Griechen allein wagten es, humanisierte Gottheiten, ihrer und der Menschheit würdig, *in Kunst*, d.i. auf eine dem Gedanken rein und völlig entsprechende Weise, *darzustellen*. Oder vielmehr sie läuterten alles Schöne, Vortreffliche, Würdige im Menschen *zu seiner höchsten Bedeutung*, zur obersten Stufe seiner *Vollkommenheit*, zur *Gottheit* hinauf und *theifizierten* die Menschheit. Andre Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern; sie huben das Göttliche im Menschen zum Gott empor.

Unten sahen wir einen *Reiz der Jugend*, dessen flüchtige Blüte wir bedauerten; unter den Göttern ist er verewigt, eben dadurch, daß er aufs höchste geläutert ward.

Als das himmlische *Sinnbild aller Jünglingsgenien* auf Erden stehet *Dionysos* hier, dessen zarte Idee die niedren Sterblichen so mißkennen, daß ich seinen Namen Bacchus kaum zu nennen wage. Er ist die sichtbar gewordene ewige *Fröhlichkeit*; im Genusse

sein selbst, ohne Anstrengung und dennoch mit der leichtesten Elastizität ein *süßer Beglücker der Götter und Menschen*. Im schönen Charakter dieses tätigen süßen far niente rettete er einst den Olymp und kultivierte die Welt durch Gaben und Geschenke. Sein Dasein ist ein ewiger Triumph unter Trauben, mit denen er die Sterblichen erquickt und getröstet hat, unter dem ewigen Freudenliede jauchzender Mänaden.

Und an seiner Seite senkt den liebetrunkenen Blick auf ihn die durch ihn gerettete, selige *Ariadne*. Von ewigem Dank und innigem Ergetzen strömt der gerührte Blick, den keine Mänas, keine Baccha mit ihr teilet. Ohne Kinder, in seligem Anschauen des Genusses feiern die zwei ihr unzerstörbares Triumphleben, in welchem Bacchus selbst die Blüte der Weiblichkeit in seiner Natur genießt. Lebet wohl, ihr glücklichen beide, du Gerettete und du, ihr Retter; habt viel Nachfolger auf der Erde, die unter Scherz und Freude die Menschheit beseligen, die retten und wohltun, ohne daß sie es Zwang kostet. Den Triumphswagen solcher Gemüter umjauchzen dankende Chöre. Schöne Statuen sind vom Bacchus da, und das kapitolinische Haupt der *Ariadne* ist ganz ihr Charakter.

Neben Bacchus stehet *Apollo*, das höchste *Symbol aller Heldenjünglinge der Menschheit*. Über Kastor und Pollux erhaben ist seine Gestalt, ein sichtbar gewordener *Heldengedanke*. Seine Tätigkeit ist Blick,

Gang, Dasein, Sieg mit der Schnelle des Pfeiles. Und dieser kühne, rasche, selbst zornige Jüngling rührt in andern Gestalten die Leier, der alle Musen horchen. Ihr horcht der Schwan oder Greif zu seinen Füßen, ihr horcht die Natur. Aller Musen Künste sind diesem Heldenjünglinge eigen, der ein Ideal *griechischer Kultur ist zur tätigen und musenhaften Heldenjugend*. In seinen drei Hauptstellungen, als Sieger, Sänger und ruhender Jüngling, ist er immer Apollo, auch wenn er, sanft angelehnt, nur die Eidechse tötet.

Und neben *ihm* seine unermüdliche Schwester *Diana*. Sie, die *Jungfräulichkeit*, daher auch die *Keuschheit und immer muntre Tätigkeit* selbst, ohne welche jene nicht bestehn konnten. In der grünenden Natur, mit Nymphen umgeben, eine Göttin unter den Nymphen, eilt sie dahin wie ein jugendlicher Hirsch, unbewußt ihrer Schönheit; ihr Blick ist in der Ferne. Und wenn in ihrem Herzen der Funke der Liebe zündet und sie den Endymion belauscht, wie rein und stille verschwiegen ist dieser Anblick! wie rührend stellte ihn auf Grabmalen die griechische Kunst vor! - Jünglinge und Mädchen sangen das Lob des Apolls und der Diana in Wechselchören; denn beide Gottheiten waren das *Abstraktum ihrer Tugend*. Erst nur, wenn Hymen den Gürtel der Jungfrau lösete, trat die Verlobte aus dem Dienste der strengen Diana ins Gebiet der schamhaften Aphrodite. In Apolls schönen

Darstellungen ist also eine der höchsten Zierden menschlicher Tugend erhalten, und wenn die Bildnisse der Schwester dem Ideal des Bruders nicht gleich sein möchten, so verleugnet dennoch keine Vorstellung den Charakter einer Artemis oder der sanfteren Luna.

Eine dritte Jünglingsart stehet dort an der Pforte des Olympus; es ist *Merkur*, der Gott *schlauer Beredsamkeit*, der *behendesten Betriebsamkeit in allen Geschäften*. Er hat den Apoll überlistet, hat mancherlei Anschläge erfunden und trägt den Beutel. Auch trägt er Botschaften und geleitet die Seelen selbst zum Orkus, geflügelt an Füßen und Haupte. Es ist ein geschäftiger, munterer Gott, das Haupt einer großen Gemeinschaft, die in ihm personifiziert ist, ein unentbehrlicher Gott im Himmel und auf der Erde. Fabel und Kunst haben ihn so vollkommen ausgebildet als den Jupiter oder die Minerva; er ist aber ein Erdgeborner, der Maja Sohn, subaltern an Dienst und Charakter. Wir wollen den schonen Gott, schön an Haupt, an Füßen und Händen, nicht ohne Betrachtung vorbeigehn. Bemerken Sie, wie er lauschet, wie er mit sich selbst und seinem Schlangenstabe und seinem Hahn und Beutel so ganz eins ist, ein vortrefflicher Gott an der Pforte.

Dir nahen wir uns, himmlische *Aphrodite*, unübertroffnes Ideal des *weiblichen Liebreizes*, einer

sittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephir getragen; da legten sich die Wellen, deine sittsame Gegenwart machte sie zum Spiegel der Lüfte. Bescheiden trocknetest du dein Haar, und jeder fallende Tropfe deines irdischen Ursprunges ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wollüstig in ihrem Schoß wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Gestalt; denn sie selbst war deine Hülle; die *Grazie, mit der du dich, durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte Scham und Bescheidenheit* ist dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altar der Griechen standest du nicht anders als unter diesem Bilde; denn nur Scham kann Liebe erwecken und zeugen. Es ist ein verfehlter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt oder sich mit Wohlgefälligkeit zeigt; ihre Schönheit ist die, daß sie, sich vor ihr selbst gleichsam und vor allem verbergend, Himmel und Erde entzückt, dem wegschlüpfenden Tautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröte spiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat sie der Sinn der Griechen, selbst mit ihrem zu kleinen Köpfchen, und was man sonst an ihr tadelte, gedichtet. Bescheidenheit und eine kunstlose Scham, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wecken den Liebreiz. Es gibt keine

feinere Zunge dieser Waage.

Neben ihr stehe die verschleierte *Vesta*. Als die große *Mutter der Natur* kennen wir sie nur auf Gemmen oder in der Flamme ihres Altars; aber ihre Vestalen, die Dienerinnen ihres heiligen Herdes, sind uns ehrwürdige *Jungfrau-Matronen*. Aus jeder Falte ihres Gewandes hätten Nonnen und Heilige lernen können, was zu beobachten sei, um in einer reinen Menschheit also ehrwürdig zu erscheinen, daß man bei einer kaum sichtbar gewordenen Hand und dem engelreinen Antlitz den großen dichten Schleier heiliger Gelübde verehret. -

Wieder lasse ich mich am Fuß dieser Vestale nieder und frage: »Was helfen uns diese Bilder? diese so groß und rein und richtig bestimmten Menschenideale?« - Und antworte mir selber: »Viel! Sehr viel!«

Dort nahm Pallas dem Diomed die Wolke vom Auge hinweg, daß er einen Gott und einen Sterblichen unterscheiden konnte; ebendiese Wohltat wird uns durch dies Studium der griechischen Kunst gewährt. Leibhaft wandeln unter uns keine Apollos und Dianen umher; jene Anlagen des Charakters aber, die eine Diane oder Vestale, eine Ariadne oder Anadyomene, einen Merkur, Bacchus, Apollo im höchsten Ideal gaben, sind in zerstreuten, oft sehr verworrenen Zügen vor uns. Diese Anlagen nur zu erkennen, ist eine Charakteristik menschlicher Denkart und

Seelenformen nötig, die sich auf wilden Wegen schwerlich erlangen läßt. Sind Linneus' *genera plantarum* das Inventarium der Botanik worden, schätzt man seine nach Naturkennzeichen gegebne Tierklassen hoch, sollte es nicht auch *Menschenklassen nach Natureigenschaften* geben? und wären diese, auf die reinsten Begriffe gebracht und in unzerstörbaren Formen dargestellt, nicht aller Betrachtung wert? Daß die Griechen den Menschen mit einem unbefangeneren, schärfern Blick angesehen haben als wir, wird niemand leugnen; daß unsre Temperaments- und physiognomische Einteilungen zu nichts Sicherm führen, muß jedermann klar einsehn; warum liegen uns denn jene von Meistern erfundene scharfe und große *Formen der Unterscheidung* so weit ab? Warum sonst, als weil wir sie nicht verstehen oder zu gebrauchen nicht vermögen Wir fühlen, daß der edelste Same, unter uns aufkeimend, kein Klima zum Aufkommen, geschweige einen Olymp zur Gottesgestalt findet, und tappem also fort im Nebel. Wenn aber die liebliche Scham, die seelenverhüllte Vestale oder Dianens keusche Tochter keinen Olymp verdienen, genießen sie nicht eines häuslichen Altars?

Eine reine Kritik dieser der erlesensten *Menschenformen*, die man Göttergestalten nennt, prüft und sichert unser Urteil auch für alle *sittlichen Kompositionen*. Von wie manchem Nebenbegriff bin ich frei

geworden, wie manche Meinung habe ich vergessen lernen, seitdem die Kunst der Griechen, gestützt auf ihre Weisheit und Sittenlehre, meine Führerin ward. Demütig wie ein Fragender zu Delphi frage ich mich: Hat diese Komposition, hat dies Urteil, hat dies Werk einen *Wert*? haben sie einen *sittlichen Charakter*? Von welcher Art ist dieser? hoch oder niedrig? und ist er sich selbst treu, in sich beständig? Durch diese ernste Fragen, wie manches lernt man vergessen und wegtun! Dies Urteil über eine Komposition z.B. kann nur auf zwiefache Weise, subjektiv und objektiv, ein Gewicht haben. *Subjektiv*, indem der Urteilende den ganzen Sinn des Werkes, das er beurteilt, treu erfasset, ihn in allen Teilen festhält und dessen Bestandheit oder Unbestandheit wie in einem Kunstwerk zeigt. *Objektiv*, indem er uns das reine Richtmaß vorhält, nach welchem und nach keinem andern es gebildet werden konnte und sollte. Tut der Urteiler keins von beiden oder verwirret er beide Arten miteinander, ist er so schwach, daß er den Sinn des Gedankenwerks oder der Handlung weder zu begreifen noch darzustellen vermag, oder so anmaßend, daß er eine ungeprüfte mangelhafte, falsche Regel aus Unkunde oder Vermessenheit uns als ein Gesetz vorhält: wer wird darüber ein Wort verlieren? Seitdem ich über den vatikanischen Apollo, über Laokoon und die tragische Muse, über das Ideal der Alten u.f. gehört und

gelesen habe, was ich darüber gehört und gelesen, kümmern mich wenige Urteile mehr, aber das Urteil der wenigen, die eine vollständige Idee des Werks als eines griechischen Kunstwerks haben, gehen mir auf Leib und Leben.

Was endlich die Anwendung dieser großen Gedanken betrifft, wozu sind die Bilder meiner Götter und Helden nicht angewendet worden? Das muß den Meister eines Werks nicht kümmern; genug, sie stehen da und leben. Wenn ihr inwohnender Genius sie nicht schützt und aus ihnen spricht, so ist alle Wache und Fürsprache verloren.

67.

Die Idee des Kriegsgottes unter dem Bilde des *Mars (Ares)* war den Griechen seit dem Homer nicht so geehrt, als sie es den Römern ward, die von diesem Gott ihr Geschlecht ableiteten. Seine Statue ist selten, und wo man sie dafür hält, wird sein Ansehn durch Ruhe oder durch Amor und Venus gemildert. Die nackte Idee eines Kriegers kann als ein unbestimmter Begriff kein hohes Ideal geben. Eben also Vulkan. Der Gott aller Künstler, der nur als ein Werkmeister bei seiner Arbeit vorgestellt werden konnte, war eines hohen Ideals unfähig. *Prometheus* selbst gab mit

seiner Menschenbildung zu schöneren Ideen Anlaß, insonderheit unter dem Beistande der Minerva.

Feierlicher erscheint jene große und zärtliche Mutter, die Hausmutter der Erde, *Ceres, Demeter*. Ruhig und *hausmütterlich* ist ihr Anstand; wie erschreckt und eilig aber schwingt sie die Fackeln, wenn sie ihre verlorne Tochter *Proserpina* sucht! Diese Geschichte, eine der sinnreichsten und bedeutendsten des Altertums, ist in ihren schönen Vorstellungen auf Grabmälern der Menschheit so lieb als die Geschichte Endymions, der Psyche oder die Szenen des menschlichen Lebens von Prometheus an bis zum schüchternen Eintritt der Seele ins Reich des *Aides*. Traurig und milde thront Proserpina da, sie selbst eine geraubte Königin des Orkus.

Noch drei Göttercharaktere sind vor uns, *Pallas, Jupiter* und *Juno*.

Das Bild der *Pallas*, die zuerst eine fürchterliche Kriegsgöttin war, ist viel bedeutender und edler als Mavors ausgebildet worden; denn eine mächtige *Städtebeschützerin* war sie, keine tobende Wilde. Sie vereinigte Mut mit Verstand und war dadurch von jeher dem roh angreifenden Mars überlegen. Vor ihrer Brust das Haupt der Medusa und jenen Schild, den Homer lebendig beschrieb, in ihrer Hand den mächtigen Speer, den schrecklichen Helm auf ihrem Haupte, war und blieb sie selbst die heilige Jungfrau, die,

aus dem Haupte Jupiters entsprossen, gleichsam *sein sichtbar gewordener mächtiger Schreckgedanke* und in der Folge die *Göttin aller Weisheit*, insonderheit des *häuslichen ruhigen Fleißes** war. In beiden Eigenschaften ward sie gebildet, bald als jene furchtbare Göttin, deren plötzliche Gegenwart Verwirrung und Flucht bringt, bald als die friedliche Städtebeschützerin, die Mutter aller nützlichen Künste. In beiden Vorstellungen ist ihre *dämonische, mächtig-stille Gegenwart* wirksam. Wie vor einem hinabgeschwebten olympischen Wesen stehet man vor der Minerva Giustiniani; man wagt ihr kaum zu nahen, und doch ist ihr Dasein so in sich geschlossen und friedlich. Keine andre Göttin führt diese Gattung heiliger Majestät bei sich, die eine Pallas auch nicht verläßt, wenn sie in häuslichen Künsten arbeitet. Dank dem glorreichen Athen, das seine Göttin so schön ausgebildet. Es weihte ihr alle Kränze, die aus seinem Flor entsproßen, indem das Fest der *Gedankentochter Jupiters* sein großes Fest war. Mit Andacht opferte ihr Mutter und Kind, der Krieger wie der Weise.

Das verschlossene Bild der *Juno Ludovisi* stellet die Königin des Himmels dar, des höchsten Gottes Schwester und Gemahlin. Alle weibliche Majestät, Pracht und Größe ist in dies ruhige Antlitz gesenket. Sie hat nicht ihresgleichen; ihresgleichen kann sie nicht haben, die göttliche, königliche Juno. Besäßen

wir vom Jupiter selbst ein Bild wie dieses!

Dennoch aber, ob uns gleich ein Phidias-Bild vom höchsten Gott fehlet, ist sein Charakter in allen Vorstellungen merkbar, *Macht, Weisheit und Güte* in ein unsterbliches Haupt versammelt. Was sein Weib in stolzem Anstande zeigt, das ist er in ruhiger Würde, Vater der Götter, König des Himmels und mit seinem Stabe ein Hirt der Völker. Der Blitz in seiner Hand hat die Riesen zerschmettert und die Lüfte gereinigt; sein Blick hat den Elementen Frieden geboten, darum feiern um seinen Thron Grazien und Horen unzertrennbare Reigentänze. Sein Haupthaar, dessen Wellen den Olymp erschüttert, fällt in ruhigen Locken nieder, sein Mund ist gütig und der Wink seines Augenbrauns verheißt dem Flehenden, der sein Knie berührt, väterlichen Beistand. Heil dem Gott der Götter! Er gebe, seinen erdgeborenen Söhnen, was er hat und ist, *mächtige Güte, gnädige Weisheit*.

Nach Jupiter darf ich von seinen beiden Brüdern nicht reden; sie tragen seinen Charakter, nur in niedrigeren Reichen. *Neptun* in den Wellen des Meers zeigt den Sturm desselben, aber nur in seinem Haar; sein Anblick glättet das Meer und gebietet Stürmen und Wellen Friede. *Plutos* (Jupiter-Serapis') Antlitz mit seinem düster-gütigen Blick eröffnete mir jedesmal die dunkle Unterwelt, wenn ich ihn ansah. In düstern Gegenden ist dieser traurig ernste und doch milde

Jupiter König. So charakterisierten die Griechen Leben und Tod, Himmel und Orkus. O wären uns von so manchen Gottheiten, die im *Pausanias* genannt sind, Abbildungen übrig, wir hätten eine Charakteristik selbst aller *Leidenschaften der Seele*.

Wenn dieser mein Brief öffentlich bekannt würde, so könnte es schwerlich anders sein, als daß er manchem enthusiastisch vorkäme. Diesem aber hätte ich nur *eins* zu sagen: »Gehe hin, sieh und betrachte. Je kälter, desto besser, um so mehr wirst du, was ich andeutete, finden. Nur habe kein vorgefaßtes System.«

Alle wissen wir, daß die Götter der Griechen, in verschiedenen Gegenden entsprossen, hie und dort anders gedacht, mit Nebenumständen oft verkleidet, von Dichtern äußerst verschieden behandelt, von Philosophen endlich mit Allegorien dergestalt überladen worden sind, daß man in jedem Gott einen ganzen Olymp von Göttern finden könnte. Aus diesem allen folgt aber nichts, was meiner in Denkmalen vorliegenden Wahrheit zuwider wäre. Der Mytholog zähle jede örtliche Gottheit mit ihren Attributen und Namen her: eine sehr lehrreiche Tempelreise. Der *Ausleger* bemerke jede Verschiedenheit der Götterfabel nach Zeitaltern, Dichtungsarten und einzelnen Dichtern: eine sehr lehrreiche Reise, wenn sie mit Aristoteles' Scharfsinn angestellet wird. Unter andern guten Folgen würde sie uns auch vor der unseligen

Übertragung des Bildes *einer* Dichtungsart in eine von ihr verschiedene, ja vor hundert andern unnützen Anführungen bewahren. - Der *Kunstliebhaber* reise die Kunstwerke durch, sowohl die noch vorhanden sind, als auch von denen die Alten reden. Er untersuche das Spiel der Künstlerideen nach Zeiten, Gelegenheiten, am meisten nach dem Ort und Zweck ihrer Anwendung; denn unmöglich können doch Statuen, Basreliefs, Gemmen und Münzen auf *einen* Fuß genommen, Zeiten und Länder verwirrt und alles wie auf *einer* Tafel betrachtet werden. Hierüber ist noch wenig geleistet worden, zumal so viele schöne Basreliefs noch nicht bekannt und wenige Kunstliebhaber in dem glücklichen Fall sind, alles Bekanntgewordene zu kennen oder mit Muße zu gebrauchen. - Endlich vergleiche dieser Kunstliebhaber *Künstler* und *Dichter*; von allen vorigen das schwereste Werk, das nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch Verstand und einen wirklichen Kunst- und Dichtersinn fodert. Hier brach Lessing eine große Bahn, auf welcher aber noch nicht weite Schritte gemacht sind. Eine feste Kritik hierüber würde uns vor mancher unglücklichen Anwendung der Kunst auf die Dichter, die in teuren Werken vor uns liegen und doch bloße Barbarei sind, bewahren. - Alle diese und noch mehrere Erwägungen aber verrücken den Gesichtspunkt nicht, den ich verfolgte, nämlich: *Welche reine Idee lag der Kunst, und zwar*

in ihren heiligsten Werken vor, die öffentlich dargestellt und für die Ewigkeit geschaffen wurden? Wie kam die Kunst zu ihr? wie hat sie solche ausgeführt? Dies dünkt mich gleichsam das letzte, innigste Resultat beim Überschaun ihrer Werke, in denen der Künstler nicht eigenmächtig spielen, sondern den Charakter seines Gegenstandes als eine bleibende, ja gar als eine höchste Idee angeben wollte. Würde mir also jemand gegen meinen Jupiter die Vase zeigen, auf der er als Maske die Rolle des Amphitruo spielt, oder gegen meine Juno ihren Zank im Homer anführen, so könnte ich ihm nichts sagen als: »Für dich habe ich nicht geschrieben.«

Ich schrieb von den *Idealen* der Humanität *in der griechischen Kunst*, und diese bleiben fest, wenn auch bei Dichtern und Künstlern tausend Inhumanitäten vorkämen; von diesen möge ein anderer schreiben.

68.

Aber, m. F., die *Faunen*, die *Satyren*, *Pan*, *Silen*, der *indische Bacchus*, die *Mänaden*, die *Kentauren* (an mehrere Ungeheuer nicht zu denken) - wie bestehen diese mit Ihrem Ideal der Humanität in griechischen Kunstwerken?

Zweitens. Und hätten die Griechen uns denn alles

vorweggenommen? wären außer diesen und hinter ihnen nicht noch andre, feinere sittliche Ideale möglich? Ja, wären diese von mehreren Künstlern nicht wirklich gegeben?

Endlich, was hilft uns diese Humanität der Griechen, da wir nicht Griechen sind? Unser Himmel, unsre Einrichtungen, unsre Lebensweise legen uns andre Bedürfnisse auf und fodern von uns andre Pflichten. Wir lüsten so, wenn wir jene, soll ich sagen, feinere oder gröbere Sinnlichkeit alter Zeiten, jugendlicher Völker der Welt begehren, nach einer uns versagten, dazu gefährlichen Traube. Unsre Humanität blüht in philosophischen Begriffen ohne sinnliche Darstellung. Die Blütenzeit ist vorüber; wir kosten Früchte. Wollten Sie uns wohl einige dieser Zweifel lösen?

69.

Die *Satyren* der Griechen sind ebensowohl Denkmale ihrer humanen Weisheit als die erhabensten Götterbilder. Nicht alles läßt sich in der Menschheit zum Helden und Gott idealisieren; deshalb aber ist dieser Teil unsres Geschlechts so ganz und gar nicht verwerflich. Es gibt eine geringere, eine *Faunen- und Satyrennatur* in der menschlichen Bildung, die wir

nicht verleugnen können; sie ist behend, aufgeweckt, lustig, munter in Einfällen, in ländlichen Scherzen und Spielen, dabei lüstern, üppig, übrigens einem Teil nach (denn es gibt auch grobe, böse Faunen) gutartig, dienstfertig, wohlgefällig, freundlich. Warum sollte man diesen Geschöpfen, die einst die Besitzer der jungen Welt waren, ihre Freuden und Spiele stören? Warum sollte man diesem Satyrus, der mit so unendlichem Appetit die süße Traube kostet, jenem Faunchen, das die Nymphe belauscht oder haschet, jenem andern, der mit kindischer Freude die Flöte bläset oder gaukelnd aufhüpfet, ihre jugendliche Freude, ihre unerfahrene Lüsterheit und Neugier rauben? Vergnügungen oder Lustkeime dieser Art machen ja einen so großen Teil der Jugendfreuden aus, die man unschuldige Freuden zu nennen gewohnt ist; und manche Charaktere haften daran zeitlebens. Also bemächtige sich auch die Kunst dieser Klasse der Menschheit; nur sie sondre *sie ab* und *charakterisiere sie also, daß man sogleich ihre Natur wahrnimmt*. Dies hat die Kunst getan, und zwar (ich gehe alles vorüber, was für lüsterne Augen, in Wollustkammern oder Gärten gemacht wurde) auf eine dem Genius dieser Gattung ganz gemäße Weise. Diesem jungen Satyr sprießt ein Hörnchen, jenem ein Schweifchen; sein spitzes Ohr lauscht, sein Blick, seine Zunge lüstet; also ist er schon seiner Art nach zum gaukelnden

Sprunge, zur lüsternen Fröhlichkeit gemacht; in *dieser* Art hat die Kunst ihn ergriffen und charakterisiret. Es gibt Satyren von großer Schönheit; nur sobald sie Satyren sind, zeichnete sie die Kunst aus als der reinen Menschheit nicht ganz würdig. War es Grobheit oder zartes Gefühl, das diesen Unterschied machte? *Unser* Auge würde vielleicht nicht beleidigt, wenn ein *ganz menschlicher* Jüngling mit einer Nymphe scherzt; das Auge der Griechen ward es. Die Gestalt eines Jünglinges war heilig, aber ein Satyr durfte so scherzen und tändeln. Diese charakteristische Unterscheidung, die Begierden solcher Art gleichsam an die Grenze der menschlichen Natur rückte, war also höchst sittlich gedacht, und die reine menschliche Natur, insonderheit der menschliche Jüngling, ward durch sie sehr geehret.

Überhaupt machen wir uns von dieser ganzen Gattung Geschöpfe zu grobe Begriffe, weil unserm Klima die ländlichen Spiele und Feste, die dazu Gelegenheit gaben, fremde sind. Wir denken uns allenthalben grobe Waldfaunen und Waldteufel, von denen dort nicht die Rede war; es waren bekannte fröhliche *Mas-*
ken. Die Griechen hatten sogar eine eigne Gattung Schauspiele, wo *nur* Satyren sprachen und hüpfen, Schauspiele, die unmittelbar hinter den größten Stücken Äschylus' und Sophokles' gespielt wurden und deren sich die größten Meister nicht schämten.

Diese Stücke waren Denkmale der Freiheit und Fröhlichkeit alter Zeiten; ein Satyr durfte sprechen, was der ehrsame Mann nicht sprach, und man durfte es hören; denn es sprach's aus den Kindeszeiten der Welt ein Satyr. Neuere Künstler haben dies sittliche Costume, was einem Menschen und einem Satyr zieme, nicht ebenso genau unterschieden.

Damit habe ich zugleich dem *Silen*, dem sogenannten *indischen Bacchus*, den *Kentauren*, *Sirenen*, noch mehr aber jenen Ungeheuern, die sich ganz von der menschlichen Natur absondern, das Wort geredet. Bei uns laufen alle diese Dinge durcheinander; der Silen heißt ein ehrlicher Mann, der gerne trinkt; jahrhundertlang waren unsre *Trimalcions* Leute von der großen Welt; ihre Sitte hieß Hofsitte und Kunst zu leben. Bei den Griechen nicht also; Silen und Trimalcion waren *Masken* ausgezeichnet-niedriger Charaktere.

Haben Sie in dieser Rücksicht überdacht, welchen Vorteil solche Masken der griechischen Kunst, welchen Adel sie der menschlichen Bildung gaben? Durch sie ward von unsrer Natur abgesondert, was sie verzerret, was ihr nicht ziemet. Alle Karikatur nämlich war in Masken verlegt, klassifiziert und geordnet. Damit blieb sie vom edlen menschlichen Körper getrennt; kein *Hogarth* durfte Prometheus sein und Menschen bilden; wohl aber konnte das Kind, der

Knabe, mit Masken spielen, selbst Jupiter und Merkur konnten in Masken agieren, wenn sie's gut fanden. Sie waren jetzt nicht Götter, sondern Mißgestalten; denn wer eine solche Maske trägt, bezeugt eben damit, daß er jetzt kein Mensch oder Gott, sondern das Tier, der Tor sei, in dessen Gestalt er erscheint. Der edeln Menschengestalt, die bei den Griechen über alles galt, hat er entsaget. - Selbst an die griechische Klassifikation und Ordnung dieser der Menschheit unwürdigen Formen hat kaum ein neuer Begriff gereicht.

Die *Kentauren* der Griechen, insonderheit *Chiron*, der den Achilles unterweiset, haben mich immer lehrreich vergnügt. Ich kann den Gedanken, daß eine verständige, zärtliche, tapfere und keusche Tierheit die Erzieherin und Wiederherstellerin des Menschengeschlechts sei, nicht zarter ausdrücken, als er hier ausgedrückt ist; denn Swifts edle verständige und keusche *Huynhym*s im Kontrast seiner *Yahos* sind, gegen die Dichtung der Griechen, barbarische, in sich selbst nicht bestehende Gedanken. Chiron unterweiset den Achill nicht etwa in der Jagd allein, sondern in allen Künsten der Musen, sorgsam, strenge und zärtlich. Die Leier in der Hand eines Kentaurs, eine mit ihren menschlichen Mutterbrüsten nährende Kentaure, auf deren Rücken Amor sitzt, würde den Stoff zu einer äußerst sittlichen Unterhaltung geben, auf

welche die Deutungen der Fabel, daß dergestalt die Helden der Vorwelt kultiviert worden, selbst weisen.

So auch ihr, ihr schönen *Medusen*, *Gorgonen*, *Sirenen*, *Scylla* und *Charybdis*, ihr *Bacchen*, *Mänaden*, *Titanen* und *Kyklopen*, wo und wie ihr in der Kunst der Griechen erscheint, seid ihr an eure Plätze geordnet. Unter uns lauft ihr umher; ein Titane läßt sich als Held, eine Meduse als Charis, eine Baccha als die Königin des Himmels anschauen und *physiognomisch* malen. Wären wir den Griechen nicht Dank schuldig, daß, was wir nicht können, sie getan und nach unveränderlichen Regeln und Kennzeichen Klassen geordnet, Abarten ausgezeichnet und die reine Form von der Uniform getrennet haben? Auch die Barbaren und den sogenannten *Trimalcion* haben sie treffend bezeichnet.

70.

Ihre zweite Frage: »Haben die Griechen uns alles vorweggenommen und sind nicht nach und hinter ihnen andre, feinere und sittlichere Ideale möglich? Ja, sind diese nicht vielleicht schon längst in der neueren Kunst gegeben?«- diese Frage wird sich, wie mir es scheint, aus dem Vorigen von selbst beantworten. Die Griechen nämlich haben, indem sie alles

ordneten, als Räuber nichts vorweggenommen; sie haben der Erfindung keines sterblichen Menschen geschadet, sondern dieser Raum gemacht und sie geleitet.

Im Anbeginn der Dinge, sagen die Dichter, schwebte alles in wüster Unordnung, und es war zu nichts Raum. Da begann eine Welt; jedes ordnete sich zu seinesgleichen; es wurden Planeten und Sonnen. Elemente sonderten sich; es entstanden Kunstgeschöpfe. Nun ward Raum; denn die harmonischen Töne der Weltleier waren erklingen, und alles gesellet sich seitdem zu seinem Geschlecht, zu seiner Ordnung. Noch jetzt erhalten sich alle Klassen der Lebendigen also; so reihen noch jetzt sich Sonnen an Sonnen; Nebelsterne ziehen sich zu Systemen zusammen und gewähren Raum; so ward und so wird die Schöpfung.

Auch die Kunst, die Schöpfung der Menschen, nicht anders. Die Griechen erfanden und vollendeten *Ideale*; sie schufen *Klassen der Menschheit* und trenneten ab, was nicht zu ihr gehöret. Damit bildeten sie den reinen göttlichen Begriff unsres Geschlechts zart und vielseitig aus; wem haben sie hiemit geschadet? Wer sich edler als Kastor und Pollux, schöner als Dionysos oder Apollo, jungfräulicher als Diana, dämonischer als Minerva fühlt, der trete her, und die Kunst wird ihm opfern. Ein König, der über Jupiter,

eine Königin, die über Juno herrlich, eine Geliebte, die zärtlicher ist als Psyche, trete her, und die Kunst wird ihr opfern. Die hohen Sternbilder, die geordneten Sonnensysteme stehen da, und zwischen ihnen ist Raum zu andern Systemen.

Jede reine Idee, die ein vollendetes Bild gibt, teilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit; dies zeigt die griechische Kunst in hohem Grade. Aus jener bescheidenen *Aphrodite* ward mit einer kleinen Veränderung eine *Nemesis*; aus ihr und aus allen ursprünglich wenigen Götterformen, wie viel Ideen sind erwachsen! Parzen und Eumeniden, Grazien und Horen, Nymphen allerlei Art, Schutzgöttinnen der Länder und Personen, personifizierte Tugenden und Ideen. Eine Genealogie dieser Gestalten würde zeigen, von wie wenig Hauptformen sie entsprossen sind und wie sich, der einmal festgestellten Ordnung nach, immer Gleiches zu Gleichem gesellte. Bis auf die Münzen der Römer in ziemlich späten Zeiten erstreckte sich diese Fruchtbarkeit jener kleinen Anzahl griechischer Ideen; auf ihnen erhielten sich Bilder sittlicher Humanität selbst in Zeiten, da alles dem Gesetz und Kriege, dem Zwange und der Not diente.

Sollten also jene Denkbilder reiner Formen der Menschheit je einem Sterblichen den Weg zu Ideen verschließen oder verschlossen haben? Niemals; nur lange Jahrhunderte waren in so dunklem Nebel, daß

auch der Umriß solcher Formen nicht erkannt werden mochte. Endlich zerfloß der Nebel; der menschliche Geist gelangte wieder zu einigermaßen hellen Begriffen; Andacht und Liebe verkürzten den Weg dahin, und so sind jene Bildnisse erschienen, die wie Morgensterne aus der weichenden Nacht hervorschimern. Man humanisierte seine Religionsbegriffe; und so trat vor allen andern die *gebenedeiete Jungfrau*, die Mutter des Weltheilandes, in einer *eigenen Idee* hervor, zu der ihr die griechischen Musen nicht halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der sie die *Holdselige*, die *Gottesgeliebte*, ihre eigne Demut half ihr dazu, in der sie sich die *Magd des Herren* nannte. Aus diesen beiden Zügen floß ihr liebliches Wesen zusammen, das sich dem menschlichen Herzen sehr vertraut machte. Dichter hatten sie mit der Stimme des Engels in zarten Worten oft begrüßt, zutrauliche Gebete sie liebevoll angeredet; jetzt trat die Kunst hinzu, sie auch sichtbar zu machen, sie und das Kind in ihren Armen, die selige *Mutter* und die heilige *Jungfrau*. Keuschheit also und mütterliche Liebe, Unschuld des Herzens und jene Demut, die in der größten Hoheit sich selbst nicht kennet, die in tiefer Armut die seligste ihres Geschlechts ist; diese neue Form der Menschheit ward vom Himmel gerufen - ein *Mariencharakter*. Sein unterscheidender Zug ist, wenn ich so sagen darf, jene *christliche*

Unbefangenheit, in der die Mutter von ihr selbst, von ihrer Herrlichkeit, kaum von ihrem Kinde zu wissen scheint, das sie dennoch, das dennoch sie liebevoll umfängt und den Menschen hold ist. Eine humane Gruppe, die Kind und Knabe, Mädchen und Jungfrau, Braut und Mutter, Mann und Greis, der Sterbende selbst zutrauend-sanft, gleichfalls mit christlicher Unbefangenheit gern ansehen; da übrigens Raffaels Marien, gewiß die höchsten und reinsten ihrer Art, alle *Landmädchen* sind, nur sehr innig gedacht und rein idealisiret. Jene Glorreiche selbst, die, das Kind im Arm, über den Wolken schwebet, kennen sich selbst nicht und ist in einer sanften Verwunderung über die Hoheit, die ihr zuteil wird. Außer Raffael haben wenige diese Idee erreicht; die gebeugte Schmerzensmutter gelang ihnen viel mehr. Den *Sohn Gottes** in Menschengestalt haben außer Raffael, da Vinci, del Sarto wenige würdig gedacht und empfunden, also nämlich, daß die göttliche Menschheit des Erlösers der Menschen nicht zugleich Niedrigkeit würde. Das Bild des *ewigen Vaters* fand noch mehrere Schwierigkeiten, die Idee des *gefallenen mächtigen Engels* nicht minder. In allem aber, was der nähere Kreis unserer Menschengestalten einschließt, welchen Reichtum schöner Kompositionen haben in Neueren eben die Alten erweckt und befördert! Wer hat je Raffaels Schule zu Athen und seine andre vatikanische

Gemälde gesehen, ohne zu empfinden: in ihm war eine griechische Seele. Engelsangesichte sind in seinen Gemälden; seine Muse war ein schaffender Geist, der Gestalten hervorruft und jedem Charakter mit Grazienhand das Seinige anweist. Was Angelo und so viel andere den Alten schuldig sind, haben sie selbst bekannt; in glücklichen Zeiten der Kunst werden andere kommen und neu erfinden. Der ideenbildende Geist ist nicht ausgestorben und kann nicht aussterben; in den griechischen Kunstwerken ist ein ewiger Same zu seiner Neubelebung.

71.

»Was in unserm Klima, in unsrer Verfassung uns die griechische Kunst solle,« fragen Sie, und ich antworte kurz: »*Wir wollen nicht sie, sondern sie soll uns besitzen*«; gerade das Gegenteil, was jener Grieche von sich in Ansehung der Laïs rühmte. Diese Laïs verführt nur schlechte Gemüter; die bessere wird sie als eine Aspasia bilden.

Wir wollen, meine ich, die griechische Kunst nicht besitzen, da so wenige nordische Seelen sie kaum fühlen. Die griechischen Kunstwerke selbst sind ja unserm unfreundlichen Klima fremde, und es daurete mich stets, wenn ich Schätze dieser Art nach

Britannien hinübergeschifft sah. Ein Raub der Proserpina; wer wird sie in jenen plutonischen Hainen, wo sie unverstanden, zerstreut und verschlossen dastehn, suchen und von ihnen lernen? Lasset, ihr Weltüberwinder, den Raub Griechenlandes und Ägyptens ihrer alten Beherrscherin, dem milden und ewigen Rom, wo jedermann, dem das Glück den Weg dahin nicht versagte, um ein Nichts zu ihnen Zutritt findet. Sendet eure Künstler dahin, oder gewähret euch selbst ihren mildernden Anblick; nur machet sie nicht zu Boten unter den Völkern oder zu Hermessäulen auf euren glorreichen Wegen.

Die *griechische Kunst*, meine ich, *soll uns besitzen*, und zwar an Seele und Körper.

Allenthalben z.B. gingen die Völker bekleidet umher und schämten sich des Gottgebildes, das sie verhüllten; die Griechen wagten es, den Menschen in der Herrlichkeit zu zeigen, die ihm Gott anschuf. Welcher Vater, welche Mutter wünschet sich nicht gesunde, wohlgestaltete Kinder? Wer erfreuet sich nicht an ihrem Anblick und fühlt seine Brust erweilert, wenn er einen schamhaften Jüngling, eine züchtige Jungfrau siehet? In dieser Jugendkraft, die, von einer glücklichen Natur erzeugt, durch Mäßigkeit und Übung allein gedeihet, fühlt jedermann die Anlage zu einem tätigen, heitern Leben und bedauret die Gelegenheit, die ihm zu Ausbildung dieser Gestalt und

Kräfte versagt ward. Wenn nun ein unfreundlicher Dämon uns die Brust zusammendrückte, sollten wir künftigen Geschlechtern nicht einen glücklicheren Dämon gönnen? Und da vom Menschenschicksal viel, sehr viel in der Hand der Menschen, in ihrem Willen, in ihrer Verfassung und Einrichtung liegt, könnte uns zu Beförderung solcher Anstalten wohl ein Grönländer, der aus seiner Höhle gezogen ward, oder nicht vielmehr ein Grieche, der ein Mensch wie wir war und als ein Gottesbild dasteht, erwecken und reizen? -

An den Körpern betrachte man der Griechen Kleidung. Die unsre hat Penia, die Dürftigkeit, selbst erfunden und eine Megära des Luxus und der Unvernunft vollendet. Die Kleidung unsrer Weiber entsprang aus der armen Schürze, die man noch bei Negern und Wilden siehet. Als sie endlich rings die Lenden umgab, ward sie zu einem Rock, der aus drückender Armut kaum über dem Nabel den Unterleib zusammenschnürte. Jahrtausende hin haben diese schnürende Lendenschürzen fortgedauert, und um ihren Reichtum zu zeigen, legten manche nordische Volkstrachten sogar sieben dergleichen Lendenschürzen dick übereinander, daß das abenteuerliche Geschöpf dem Ansehen nach auf einer Tonne ruhen möchte. Man wagte es oft nicht, diese Schürze bis zu den Füßen hinab zu verlängern, geschweige, daß man sie zu einem Gewande zu erheben sich getrauet hätte, und

zeigte lieber seine ungestalten Glieder. Die Bekleidung des nordischen Weibes an der Brust entsprang aus einem Mieder, das man nach und nach mit mehreren Teilen zusammensetzte, woraus dann jener unselige Seiten- und Brustharnisch entstand, der tausend Müttern und Kindern ihre Wohlgestalt, ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Freuden an Muttergeschäften gekostet hat und dennoch fortdauret. Da man einmal auf dem Wege der Mißgestalt war, so wurden mancherlei Kleidungen erdacht, um diese oder jene einzelne Mißgestalt zu verbergen, denen sodann unter dem Gesetz der Mode auch die blühendste Gestalt nachahmen mußte. Bei jeder unsinnigen Tracht nämlich kann man zeigen, welchem körperlichen Fehler zugut sie entstanden sei, so daß man fast auch keinen körperlichen Fehler gedenken kann, den unsre weibliche Tracht nicht verbergen möchte. »Bist du das alles?« sagte jene Griechin zu einem europäischen Reifrock; und was der Reifrock hätte antworten können, hat Lady Montague frei gesagt. Die männliche Kleidung der Europäer hat einen ebenso barbarischen Ursprung Zum Reiten sind wir da, das zeigt die Bekleidung unsrer Beine. Die übrigen Fetzen haben wir uns nach und nach, insonderheit der Taschen wegen, zugeleget und, als ob wir uns des Stranges unaufhörlich bewußt sein sollten, insonderheit unsern Hals jämmerlich zugeschnüret; eine Kleidung, in der wir

allen Nationen der Erde lächerlich werden.

Da blicke man eine Muse, eine Juno, ja nur irgendeine bekleidete griechische Nymphe an und erröte. Man betrachte einen griechischen Mann, er sei Jüngling, Held oder Weiser, in seinem Gewande und sehe beschämt auf sich selber. Fühlten beide Geschlechter die Würde ihrer Körpergestalt und hielten ihre Zwecke für Pflicht, hätten sie sich diesen Fesseln barbarischer Dürftigkeit nicht längst entwunden?

Ohne Zweifel müssen Sie in Statuen sowohl als auf allen griechischen Denkmälern den *bescheidenen und festen Stand*, die *ruhige Stellung* der Personen beiderlei Geschlechts, die nicht Fechter oder Faunen sind, bemerkt haben; Winckelmann hat darüber seine für die Schönheit sehr empfindliche Seele reich ausgeschüttet und den *zarten Gemütscharakter*, den diese Ruhe verrät, unübertrefflich geschildert. Vergleichen Sie damit unsre alten Gemälde in spanischer Tracht mit ihrem Ritter- und Heldentritte oder alle jene gewohnten Gebärden, die uns das Etikett der Gesellschaft auflegt. Beide Geschlechter haben in ihrer Kleidung fast keine natürliche Stellung mehr; Hände und Füße sind uns zur Last, und jene ruhige Innigkeit, die von keiner Repräsentation weiß, die auch in der Bewegung ganz für sich da ist, wir sehen sie kaum noch an einigen glücklichen Ausnahmen, in denen wir sie *Unerzogenheit* oder *Naivetät* zu nennen gewohnt

sind. Und doch ist diese *nüchterne Innigkeit* die Grundlage aller wahren und ruhigen *Besinnung* im Menschen, so wie sie das Kennzeichen einer reinen *Unbefangenheit*, eines *richtigen Gefühls*, eines *tieferen Mitgefühls*, kurz, der *einzigsten und echten Humanität* ist. Wer in seinen Bewegungen zeigt, daß er nicht Zeit habe, zwei Augenblicke in sich selbst zu verweilen und ohne Rücksicht der Dinge, die außer ihm sind, sein Geschäft zu treiben, ist ein unreifes Geschöpf der Menschheit. Nur Antriebe von außen, Sturm und Zwang können ihm gebieten; er fühlet nichts von jener innern Seelenruhe, die auch im Gegengewicht und Kampf lebendiger Kräfte vermöge der Symmetrie und Eurhythmie des Körpers und der in ihn sanft ergossenen Seele auf sich selbst haftet.

Aber wie soll ich das *freundliche Beisammensein* der griechischen Körper und Seelen unter- und miteinander bezeichnen? jene Ruhe, mit der sie einander anschauen und hören? Die Überredung wohnt auf ihrer Lippe, ob man gleich kein Wort vernimmt; es ist *ein gegenwärtiger Geist*, der den Hörenden und Sprechenden *bindet*. Und wenn ihre Hände einander berühren, wenn dieser sanfte Arm auf der Schulter oder nur das Auge auf dem Anblick des andern ruhet: welche süße Harmonie, welche liebende Anhänglichkeit offenbaret sich zwischen beiden! Nie habe ich eine griechische Gruppe, man nenne sie Orest und Pylades

oder Orest und Elektra, Biblis und Kaunus, Pätus und Arria, Amor und Psyche, oder wie man wolle, bemer-
ket, ohne diese *liebliche Zusammenstimmung* zu füh-
len, die beide zu *einem* vereinet. Nie habe ich in den
wenigen Gemälden, die von ihnen übrig sind, oder in
ihren zahlreichern Basreliefs eine griechische häusli-
che Gesellschaft gesehen, in welche nicht jener Geist
der Ruhe ergossen war, der unsern tumultvollen Kom-
positionen so oft fehlet. Raffael hatte von diesem
Geist empfangen; Mengs hat ihn, wenn das antike Ge-
mälde, in welchem sich Ganymedes dem Jupiter
nahet, sein ist, sowohl in dem Annahen selbst als auf
dem Munde des Vaters der Götter in dem ewig
freundlichen Kuß ausgedrückt, mit dem er ihn auf-
nimmt. In allen Kompositionen der Angelika ist diese
ihr eingeborne moralische Grazie der Charakter ihrer
Menschen. Selbst der Wilde wird durch ihre Hand
milde; ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der
Erde, nie war ihr Pinsel eine freche Gebärde zu schil-
dern vermögend. Wie etwa ein schuldloser Geist sich
menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche
aus ihren Hüllen gezogen und mit einem schönen
Verstande, der das Ganze aufs leiseste umfaßt und
jeden Teil wie eine Blume entsproßen läßt, harmo-
nisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen,
und die *Muse der Humanität* ward ihre Schwester.

Meinen Sie noch, daß die Kunst der Griechen,

ihrem Geiste nach, nicht für uns gehöre? Dem Worte selbst nach hätten Sie uns damit zu einer ewigen Barbarei verdammet.

Denn, um aller Musen willen, wozu *lesen* wir die Griechen? Ist's nicht, daß wir eben diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften wie in ihrer Kunst liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unserer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftstellern von echt griechischem Geist bis zu Plutarch und Longin hinab, bloß Griechisch lernet oder irgendeine Wissenschaft in ihnen bloß und allein mit nordischem Fleiße verfolgt, ohne den *Geist ihrer Komposition*, diese feine Blüte, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer Statt Sinesen und Mogolen lesen.

72.

Der Schluß Ihres letzten Briefes scheint auf den alten Satz hinauszukommen, »daß für uns Menschen das *Wahre, Gute* und *Schöne* nur *eins* sei«. Sollte es nicht aber auch ein Wahres und Gutes ohne schöne Form geben, ja müßte sich nicht eben das höchste Wahre und Gute von aller Form entkleiden?

Die Griechen lebten im Jünglingsalter der

Menschheit; bei ihnen lief oft die Einbildungskraft mit dem Verstande davon, oder wenigstens lief sie ihm voran und kleidete sinnlich ein, was doch allein für den Verstand gehöret. Schonend haben Sie die Mißbräuche verschwiegen, die von den Künsten des Schönen gemacht wurden und täglich noch gemacht werden. Ist's also nicht eine wohltätige Hand, die diese Dinge scheidet?

Wir Nordländer sind einmal nicht wie die Griechen organisieret; laßt jenen statt der Wahrheit eine Aphrodite auf ihrem Altar; unsre Wahrheit ist ein unsichtbarer Geist, unsre Moral eine Gesetzgeberin für alle reindenkende Wesen, in welcher Körperform diese auch erscheinen mögen. Sinnlichkeit schadet dem Verstande; durch seine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter.

73.

Und wodurch gingen denn so viele Barbaren unter? Durch Unverstand und Tollkühnheit, durch eine erschlaffende Üppigkeit, die ohne alle Empfindung des Schönen war, oder durch sklavische Trägheit. Also lassen Sie uns die Schicksale der Völker, die im Wurf der Zeiten von so mancherlei Umständen bestimmt werden, nicht in unsre Frage mischen. Mißbrauch

bleibt überall Mißbrauch, Laster allenthalben Laster, unter welcher Larve es auch erscheine.

Auch reden wir nicht von einer *Sinnlichkeit*, die dem Verstande entgegengesetzt wäre. Eine solche sollten wir nicht kennen, sowenig uns ein Verstand ohne Sinnlichkeit und eine Moral völlig reiner Geister bekannt ist.

Nach meiner Philosophie erweisen sich alle Naturkräfte, die wir kennen, in Organen; je edler die Kraft, desto feiner ist das Organ ihrer Wirkung. Körperlose Geister sind mir unbekannt. Außer der Menschheit kenne ich überhaupt keine vernünftige Wesen, deren Denkart ich erforschen könnte; ich schließe mich also in meinen engen Kreis, ich wickle mich in den armen Mantel meines irdischen Daseins.

Und in diesem finde ich durchaus *keine formlose Güte und Wahrheit*. Ich spreche nicht von *Wortformen*, die als bloße Mittel des Empfängnisses und Ausdrucks unsrer Gedanken ganz an ihrem Ort bleiben; ich rede nicht von *Grundsätzen*; die als Grundsätze freilich nicht dargestellt werden können; sondern von *Gegenständen* und Sachen, von der *Natur unser selbst* und der *Dinge, die uns umgeben*. Jede Wahrheit, die aus diesen abgezogen ward, muß auf sie zurückgeführt werden können, und eine Menschenmoral kann sich nicht anders als in menschlichen Gesinnungen, Neigungen, Handlungen äußern.

Mithin hat alles *Form* und *Weise*; eine Form, die erkannt, eine Weise, die sichtbar gemacht werden kann und muß.

Und diese *Form des Wahren und Guten* (verzeihen Sie meine Unphilosophie) *ist Schönheit*. Je reiner sie erscheint, je lebendiger in ihr Erkenntnis und Güte ausgedrückt sind, desto mehr behauptet sie ihren Namen und übt ihre Kraft auf menschliche Gemüter und Organe. Wie das heilige Wort *Güte und Schönheit* (*kalon kagathon*) vom Pöbel gemißbraucht werde, darf und muß uns nicht irren; denn wer legte uns die verwirrte Sprache des Pöbels zum Gesetz auf? Es gibt aber keine häßliche Wahrheit, sowenig es ein häßlich Gutes geben kann: dem Erkennenden sowohl als dem Ausübenden sind beide von der *höchsten Schönheit*.

Lassen Sie uns z.B. bei der Moral bleiben. Ihr Grund liegt im Verstande und Herzen des Menschen; *im* wesentlichen ist er auch von allen Völkern anerkannt; die Griechen aber haben ihren höchsten Grundsatz der Sprache nach schön ausgebildet. So verschieden ihre Philosophen sich ausdrückten, so war ihnen allen Tugend das *höchste Geziemende der Menschheit* in Gesinnungen, Handlungen und der ganzen Lebensweise, kurz, das *Sittlich-Schöne*. Plato suchte es in ewigen Ideen, Aristoteles als die feinste Mitte zwischen zwei Extremen, die stoische Schule als das

höchste Gesetz aller Vernünftigen in einer großen Stadt Gottes; alle aber kamen darin überein, daß es ein *kalon* ein *prepon* das *höchste Anständige* der menschlichen Natur sei.

Dies Anständige nun hat keinen Maßstab von außen; durch politische Gesetze kann mir die reine Gemütstugend nicht aufgelegt werden; auch die Meinungen anderer erkennt sie als ihr Gesetz nicht. Noch weniger die Bequemlichkeit, den Nutzen, die Eitelkeit des Artigen von innen und außen; äußerst mißverstanden sind Griechen und Römer, wenn man ihr *honestum*, ihr *pulcrum et decens* dahin erniedrigt. In jedem zweifelhaften, schweren Fall setzten sie es dem Nutzen, der Bequemlichkeit, der äußerlichen Ehre und Schande gerade entgegen; Arbeiten und Mühe, Marter und Tod wählten sie für diese schöne Braut, den höchsten Kampfpriis des Lebens, das *rectissimum*, *optimum*, die *Tugend*.

Und mich dünkt, dies *höchste Anständige der Menschheit* enthalte sowohl die schärfste Bestimmung als den innigsten Reiz der Tugend. In ihr befolge ich nämlich nicht sowohl ein Gesetz, das ich mir selbst aufgelegt habe oder als Gesetzgeber allen vernünftigen Wesen auflege. In der stolzen *Monarchie mein selbst* verwechseln sich oft Gebieter und Sklave; einer betrügt den andern; dieser sträubt sich, jener brüstet sich; und überhaupt ist ein Gesetz als Gesetz

ohne *Reiz* und inneres *Leben*. Das *mir selbst*, das der *Menschheit Anständige* reizt; es reizt unaufhörlich als ein nie ganz zu erringender Kampfpreis, als meiner innern und äußern Natur, als meines ganzen Geschlechts höchste Blüte. Wer dafür keinen Sinn hätte, der würde sich zwar selbst nicht verachten; er bliebe aber eben dadurch ein Unmensch, weil ihm dies *Anständige*, diese *innere Wohlgestalt*, das Gefühl und Bestreben des *honesti* fehlte. Er ist (in der Sprache der Griechen zu reden) ein Tier oder Halbtier, ein Kentaur, ein Satyr.

In der Menschheit hat dies Ideal des *moralischen Anstandes** so viele Stufen der Annäherung, daß es nicht etwa nur Gesinnungen für sich und die Seinen, sondern Vaterland und zuletzt die ganze Menschheit unter sich begreift. Der wäre der Edelste und Schönste, der mit den größten Gefahren, der schwersten Mühe, der langsamsten Aufopferung sein selbst nicht Freunde, nicht Kinder, nicht das Vaterland allein, sondern die gesamte Menschheit zu dieser innern süßen Würde, dem lebendigsten Gefühl des *honesti* jeder Art, mithin zum endlosen Bestreben nach der reinsten Menschenform heben könnte. Hier höret Despot und Sklave völlig auf; auch wenn ich mir gebiete, bin ich unter dem Evangelium, in einem Wettkampf *liberaler Übung*. Wenn ich das Schwerste und Größte getan hätte, habe ich nichts getan; ich weiß

nicht, daß ich es getan habe; aber dem Ziel fühle ich mich näher, ein *Retter*, ein *Erhöher der Menschheit* in mir und andern zu werden aus innerer Lust und Neigung. Sie sehen, in welchen unendlichen Plan diese Idee des Moralisch-Schönen (*kalon kagathon*) gehöret.

»Die Erziehung der Alten,« sagt Winckelmann,⁶⁷
»war der unsrigen sehr entgegengesetzt. Bei ihnen in ihren besten Zeiten wurden nur heroische Tugenden geschätzt, diejenigen nämlich, welche die menschliche Würdigkeit erheben, da andere hingegen, durch welche unsre Begriffe sinken und sich erniedrigen, nicht gelehret noch gesucht, viel weniger auf öffentlichen Denkmalen vorgestellt wurden. Jene Erziehung war bedacht, das Herz und den Geist empfindlich zu machen für die wahre Ehre, die Jugend zu einer männlichen großmütigen Tugend zu gewöhnen, welche alle kleine Absichten, ja das Leben selbst verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkungsart nicht gemäß ausfiel. Bei uns wird die edle Ehrbegierde ersticket und der tumme Stolz genähret.«

Wie wäre es, wenn ich Ihren Gang in Arkadien unter den Kunstgebilden der Griechen mit einigen *Stimmen der griechischen Muse* begleitete? Sie zeigen wenigstens, daß das Menschengefühl, das Werke der Kunst schuf, sie auch ansah, daß man den milden Sinn des Künstlers zu erfassen und auszudrücken strebte.

Die »Griechische Anthologie« gibt uns hiezu mehr als einen Wink, und Heyne hat in ein paar Vorlesungen diese gesammelt.⁶⁸

Der stolzen Juno bat wahrscheinlich ein griechisches Epigramm ihren Todfeind, den Herkules, an die Brust gelegt.⁶⁹ Der Dichter fand, daß die marmorne Brust, dem Kinde die Milch versagend, die Brust einer Stiefmutter, einer Juno sein müßte - nicht ohne Grund. Diese zarte Pflicht mütterlicher Liebe gehört wirklich mehr für den Pinsel des Malers als für den harten Marmor.

Kräftiger druckten die Griechen die mütterliche Liebe im *Kampf der Leidenschaft aus*. Wie jene Henne, die, von Schnee und Kälte erstarret, auch im Tode noch das Nest ihrer Geliebten deckt und es vor dem Tode beschirmt,⁷⁰ so stehet in der Kunst die für alle ihre Kinder leidende Niobe da, und die Stimme

der Musen bezeichnet das Ideal der mütterlichen Heroide:

Schau das lebendige Bild der unglückseligen Mutter;
Noch im Tode beweint ihre Geliebtesten sie
Mit unhörbarer Klage; sie steht erstarret Der Künstler
Bildete sie, wie im Schmerz lebend zum Felsen sie
ward.

Und da die Bildsäule der Mutter mit denen um sie
getöteten Kindern einen entfernten Anblick foderte, so
sprach der Dichter:

Stehe von fern und wein, anschauernder Wanderer.
Tausend
Schmerzen zeigen sich hier, die ein unglückliches
Wort
Dieser Mutter gebracht. Zwölf Kinder, Brüder und
Schwestern,
Liegen von Artemis' Pfeil, liegen von Cynthius' Pfeil
Schon danieder; die andern ereilt ihr Köcher. Es
ächzet
Sipylyus dort auf der Höh. Schaue, die Mutter erstarret.

In einem andern Epigramm hebet sie die Hände
empor; es löset sich ihr Haar; seufzend schauet sie
umher; dieser Tochter schlägt das Herz in der Angst

des Todes, jene schmieget sich sterbend an sie, eine andre ist schon erblaßt. So ihre Söhne; Gram folget der Mutter ins Totenreich nach. - Eine andre Stimme bringt der Erstarrenden die Nachricht vom Tode ihrer Kinder.⁷¹ Kurz, Niobe steht im Namen aller Unglücklichen da, die je ein blühendes Geschlecht beweinten. Wie manche Töne der Vater- und Mutterliebe kommen uns hierüber aus der Anthologie wieder, wenn wir wie z.B. dort auf der Mnasylla Grabe die Tochter im Arm der Mutter verscheiden sehen⁷² und sonst in mancherlei Art Denkmale der Liebe auf den Grüften der Gestorbenen erblicken. Sooft mir das bekannte Bild erscheint, da Merkur eine schüchterne Seele dem gütigen Pluto und der Proserpina darstellt, höre ich jene fragende Stimme:

»Du, der Proserpina Bote, wer ist es, den du, o
Hermes,
Schon so frühe dem Reich dunkeler Schatten
gesellst?«

›Jener Ariston ist's von sieben Jahren. Du siehest
Zwischen den Eltern ihn dort stehen im traurigen
Mal.«

Tränenliebender Pluto; dir reift ja alles, was atmet;
Und du mähest die Frucht früh in der Blume dir
schon?

Um den Schmerz der Mutterliebe zu hören, lesen Sie der Hekuba, Prokne, der Andromache Klagen; hören Sie, wie, von den Stürmen des Meeres umhergetrieben, die Danae ruft:⁷³

Als um die kunstgezimmerte Kiste
Brauste der Wind und das wogige Meer,
Da sank erstarret vor Schrecken
Der Mutter das Herz. Mit tränenbedeckter Wange
Schlang sie um Perseus ihren liebenden Arm und
sprach:

»O Kind, was leid ich um dich!
Und du schlummerst mit deinem unschuldigen Herzen
In dieser grausen, erzumklammerten, nächtlichen
Wohnung,

In schwarzer Finsternis so sanft.
Der Welle, die um dein weiches Haupthaar schlägt,
Und der Winde Sausen achtest du nicht,
Da, im Purpurkleide verhüllet,
Dein schönes Antlitz ruht.

Gewiß, wenn dieses Erschreckliche
Dir schrecklich wäre, du vernähmst
Von meinen Klagen ein kleines Wort.

Doch schlafe sanft, mein Kind!
Schlaf auch das Meer, mein unermeßliches Unglück
schlafe.

Vereitle, Vater Zeus, der strafenden Eltern Rat -

Und sprach ich jetzt ein zu verwegnes Wort,
Verzeih, um dieses deines Kindes willen verzeih.«

Sie erinnern sich jenes stürzenden Gipfels, der ein schlafendes Kind nicht trifft, weil auch der harte Stein den Schmerz der Mutter fühlte.⁷⁴ Sie erinnern sich der Mutter, die ihr Kind vom Rande des Abgrundes mit ihrer Mutterbrust hinweglockt und ihm zum zweitenmal das Leben schenket.⁷⁵ Diese und so manche andre Stimmen der Mutterliebe erklären uns die heilige Innigkeit, die um alle Gebilde des Altertums in dieser Gattung schwebet.

Der höchste Triumph der Kunst im Ausdruck dieser Empfindung erscheint endlich im Bilde der Medea, der Kindesmörderin selbst. Den Streit der wütenden Eifersucht mit der mütterlichen Liebe wußte Timomachus so sichtbar zu machen, daß man sah, sie wolle töten und retten. Im drohenden Auge hing eine Träne, in ihr Erbarmen war Zorn gemischt; sie zögert, zur Tat zu schreiten; »gnug,« sagte zum Künstler der Weise,

Gnug die Zögerung, gnug! Der Kinder Blut zu
vergießen
Ziemet Medeens nur, nicht des Timomachus Hand.

Was hier der Weise sprach, sagte das edlere

Menschengefühl dem Künstler selbst. Eine Reihe von Sinngedichten preisen diese seine Schonung;⁷⁶ andre stellen das Bild der Medea als ein Schreckbild vor, an welchem auch die Schwalbe nicht nisten sollte.⁷⁷

Athamas zürnete selbst nicht seinem Sohne Learchus
Wie Medea; sie ward Mörderin ihres Geschlechts.
Eifersucht ist ärger als Wut. Vermag eine Mutter
Kinder zu morden; oh, wem sollen sich Kinder
vertraun?

Wer, wenn er dergleichen Anwendungen der griechischen Kunst lieset, wird nicht mit Freude fühlen, daß Menschen sie für Menschen geübt haben?

75.

Reizend wie die Kunst der Griechen, wenn sie die *Kindesjahre* darstellt, ist auch die Stimme der Musen, die sie erklärt. Gehen Sie alle Tändeleien durch, in welche Dichter und Künstler den kleinen Gott gesetzt haben, und nehmen ihm die Flügel, so sind es gewöhnliche Kinder- und Knabenspiele, womit er sich belustigt.

Was ist holdseliger als ein schlafendes Kind? Die Kunst und das Epigramm erfreuete sich also sehr am

schlummernden Amor. »Man solle ihm nicht nahen,« sprach diese; »auch im Schlafe traue man ihm nicht.« Oder er wird im Schlummer gefesselt, seine Pfeile werden ihm genommen; seine Fackel wird in eine Quelle getaucht, damit sie erlösche; und es erglüht die Welle, sie wird ein Lustbad der Liebe.

Was ist Kindern erfreulicher, als mit Pfeil und Bogen zu spielen, sich zu kränzen, Blumen zu brechen, Schmetterlinge zu verfolgen, wohl auch zu quälen; mit dem Schwan, der Gans, der Taube zu tändeln, auf jedem Lebendigen zu reiten, sich in die Kleider, in den Waffenschmuck der Erwachsenen zu setzen, sich zu verstecken und finden zu lassen, einander zu erschrecken, sich zu maskieren. - Lauter Spiele des Amors, in Kunst und Dichtkunst, mit immer neuer Veränderung und Bedeutung. In Spielen der Kinder und einer Mutter mit Kindern ist Amors ganzes Reich, seine Scherze und Unfälle, seine Begegnisse mit Paphia, mit der Psyche, mit Herkules, mit dem Löwen, der Biene, den Kränzen u.f., uns vor Augen; alle mit zartem Kindessinn gedacht und mit griechischer Lieblichkeit angewendet. Aus dem einzigen Wort Psyche, das den Schmetterling und die Seele bedeutet, sind hundert sinnreiche Anwendungen in Kunst und Dichtkunst entsprossen, deren eine die andre erklärt hat. Wenn Amor und Psyche beide als Kinder einander küssen, meint man nicht, in diesem

Augenblick, im ersten Gefühl ihrer unschuldigen Liebe sproßten beiden die Flügel? So wenn Psyche den Amor flehet, wenn er sie peiniget oder tröstet. - Glaube man doch nicht, daß Apuleius diese Fabel er-sonnen habe; sie war lange vor ihm da in Denkmalen, die sein Zeitalter nicht bilden konnte, ja selbst in der Sprache. Er tat nichts, als die einzelnen Auftritte zu einem Märchen dichten und dazu auf eine sehr afrikanische, der Venus unanständige Weise. Selbst die Symbole beider Personen, den Schmetterling und die Fackel, hatte die Dichtkunst vielfach angewandt; Liebenden ließ sie die Fackel Amors bis in die Unterwelt leuchten.

Die Schönheit der *Jünglinge* in der Kunst hat die griechische Poesie ebenso süß begleitet. Ich darf Sie nicht an die zwei Oden Anakreons erinnern, die Franz Junius für die Kunst kommentiert hat; in Dichtern und Weltweisen, von Plato bis zu Plutarch, von Homer bis zum letzten Romanschreiber der Griechen wird dieser Jugendblüte der Schönheit wie auf einem Altar der Grazie geopfert. Der Kuß jenes jüngern Plato, in welchem seine Seele ihm auf den Lippen schwebte, hauchet noch; sein geliebter *Stern* (*astêr*), den er mit tausend Augen anzusehen wünschte, glänzet noch unter den Sternen. So mehrere Gedichte Meleagers, und o wäre die Stimme der Lyra nicht verhallet, die diese Blume der Menschheit mit höchstem

Wohlgefallen pries! Die griechische Sprache hat in Bezeichnung der Jugendgrazie einen anerkannten Reichtum an Ausdrücken, unter andern auch deswegen, weil diese meistens auf die Kunst anspielen. Die Kunst machte ihre Begriffe klar und gab ihren Empfindungen die Gestalt der Worte Unter andern z.B. finde ich, daß die *Jungfräulichkeit* des Jünglings, die *holde Scham* auf seinem Gesicht, in seinem Anstande und in seinen Sitten ebensohoch von der Muse gepriesen ward, als die Kunst sie fein ausdrückte. Beide bemerkten die zarte Blüte des Lebens, in der sieh die Geschlechter gleichsam trennen wollen und doch noch zusammenwohnen (ein Punkt, der von den Neuern sehr mißverstanden ist und den auch die spätere Kunst vielleicht zu üppig ausgebildet), als den wahren Reiz der Schönheit. Kein Jüngling, dünkt mich, kann *einen* dieser Jünglinge anschauen, ohne daß die heilige Scham sich sanft auf seine Stirn senke und jeden Frevel, jede Frechheit von ihm verscheuche.

Fügen wir hiezu die Stimme der Musen, die das Gefühl der *Freundschaft*, der *Schwester- und Bruderliebe*, der *Pietät* gegen *Eltern*, gegen *Wohltäter des Menschengeschlechts*, gegen *Götter* und *Helden* singet; hören wir bei dem Dichter die Klagen Achills um seinen Patroklos, der Elektra um ihren Orest, der Antigone um ihren Bruder Polynikes; hören wir den Priamus um die Leiche seines Sohnes bitten, den Ajax

sein nachbleibendes Kind segnen; begleiten wir bei Euripides die jungfräuliche Iphigenia zum Opferaltar, die Polyxena zu Achills Grabe und sehen jene den Orest wiedererkennen am Altar der Diana und hören Hippolytus' Klagen über die Liebe seiner Mutter u.f. - so schließt sich uns das Herz auf zu diesen edeln Gestalten, auch wenn sie in der Kunst erscheinen. Wir verstehen die Sprache, die um Orest und Pylades, um Iphigeniens und Hippolytus' stumme Lippen schwebet; wir begreifen die seelenvolle Einfalt, die uns in jeder griechischen Gruppe, bei jedem friedlichen Zusammensein mehrerer Personen innig vergnüget. Wir verstehen die Trunkenheit des Danks im Haupt der Ariadne, die *Scham* in der Andromeda, die vom Felsen niedersteiget, im Antlitz der wiedererkennenden Iphigenia Wut, Erbarmen und zärtliche Erinnerung wunderbar gemischt, und lesen, wie der Dichter sagt, den ganzen Trojanischen Krieg in der Polyxena Augen.⁷⁸ Ohne jene erklärende Stimme der Dichtkunst würden uns die Kunstgestalten der Griechen vielleicht Wundererscheinungen sein; jetzt werden sie unserm Herzen innig zusprechende Freunde.

Da endlich die höchste Blüte der schönen Gestalten Griechenlands eine *Heldentugend* in jeder Art und in beiderlei Geschlecht war, so wird hierüber die Stimme der Musen gleichsam ein fortgehender Hymnus. Von jener Vorstellung an, da die Nymphe den Jupiter

als Kind tränket, bis zur Erziehung Achills bei seinem freundlichen Centaurus, vom Herkules, der in der Wiege die Schlangen erdrückt, durch alle Gefahren hin, bis er zum Olymp und zum Besitz der Hebe gelanget, stehen *Helden* und *Heldinnen*, *Ringer*, *Kämpfer*, *Wetteiferer* um den Ruhm eines großen Verdienstes für ihr Vaterland, für ihre Freunde und Gesellen in Stellungen vor uns, wie sie die Muse verkündigt und ihnen den Kranz der Unsterblichkeit darreicht. Ohne dieses Gefühl der Ehre wären keine schöne griechische Körper und Seelen, keine Helden und Götter, auch keine Kunst, die sie würdig darstellte, entstanden; denn auch die griechischen Götter und Göttinnen sind Helden der Tugend, d.i. einer *Virtuosität*, jeder in seiner Art. So preisen sie die Hymnen: den Zeus als den Mächtigsten und Besten, dem Themis zur Seite sitzt und mit ihm weise Gespräche pfleget; die Pallas, aus seinem Haupte geboren, als eine Beschützerin der Städte, die Meisterin des Krieges, die Erfinderin der schönen Künste des Friedens; so den Hephästus, der den Sterblichen die nützlichsten Werkzeuge und Gaben geschenkt hat; Hermes und Vesta, die Wächter des Hauses; Bacchus und Apollo, die Ideale griechischer Heldenjugend in zwei verschiedenen Gestalten; samt der Artemis, Demeter, Aphrodite, selbst Ares und Here. Alle sind Ideale der *Werktätigkeit* und *Vollkommenheit* in einer gewissen Art und als solche

Vorbilder der Menschen. Der Hymnus des Homeriden an Apollo ist der glorreichste Kommentar des Gedankens, der den Künstler bei der Darstellung des Gottes belebte; so in verschiedenen Stufen die andern Homerischen Hymnen. Die Weihgesänge des Orpheus und Proklus verdunkeln oft die Gestalt des Gottes und verhüllen sie in einen heiligen mystischen Nebel. Aber Homer und Pindar, die *tragischen Chöre* und jeder Laut einer ältern Stimme simplifiziert die Gestalt und kommt der Kunst nahe. Alle zeigen, der höchste Kampfpriis der Griechen sei in den frühesten Zeiten Männlichkeit (Tugend), in den spätern Nutzbarkeit fürs gemeine Beste, schöner Wohlstand und die Blüte eines unsterblichen Ruhmes gewesen. In solcher Rücksicht schaue man Götter und Menschen an; sie ermuntern uns alle, unsre Tage nicht in üppiger Trägheit langsam zu verdauen, sondern, worin es sei, nach dem edelsten, höchsten Kranz in einem *bestimmten und vollendeten Charakter* zu streben. Kräftiger kann dies schwerlich gesagt werden, als es uns die Bildsäulen und Denkmale der Götter und Helden, der Dichter und Weisen von Theseus bis zu Antonins Zeiten hinab, begleitet von der Stimme der Musen, sagen. Sei deine äußere Gestalt dem Gott und Helden unähnlich, dein Gemüt darf es im *Besten ihres Charakters* nicht sein; denn dies Beste ist in jedem ihrer edlen Geschäfte *Virtuosität, Tugend*.

Die bestimmte und schöne Art, wie die griechische Kunst in menschlichen Charakteren *die Form von der Uniform trennte* und diese in Regeln einschloß, ist ein Meisterwerk ihres sondernden Verstandes. Daher, daß wir so wenig Porträte und so viel Ideale der ältern griechischen Kunst sehen; daher, daß auch in ihren Ungeheuern und verworfenen Gestalten so viel Bedeutung wohnt. Ihr Volk der Satyren hat mich nie erschreckt; Gestalten dieser Art gehörten dahin, wo sie standen, und zeigten an, daß auch unter dem ländlichen Volk Freude herrschen sollte. Wo diese verstummt, wo kein Pan und Satyr die Flöte bläset, keine Nymphen im Hain und auf den Wiesen ländliche Feste feiern, da stehen freilich sowohl die Satyren als die Götter und Helden am unrechten Ort; sie sind bedeutungslose Götzenbilder.

Aber auch darin muß der schöne Verstand der Griechen gepriesen werden, wie sie die Denkmale der Götter *gesellten*.

Oft standen die verschiedensten nebeneinander, und einer milderte des andern Bedeutung; die Überschrift bemerkte dieses. So fügte die Kunst nicht etwa nur den Mars und die Venus, Vulkan und Pallas, sondern auch Bacchus und Pallas, Bacchus und Herkules, die

Hoffnung und die Nemesis, Vergessen und Erinnerung und so manche andre Dinge zusammen, die sich einander gleichsam beschränkten oder belehrten. Ein angenehmer Lustweg wäre es, den Pausanias und die griechischen Dichter in dieser Absicht zu durchwandeln; denn was die Allegorie der Griechen eben so schön macht, ist ihre holde, ich möchte sagen, *wahre Einfalt*. Nie wollte sie zuviel sagen; sie ward nur gebraucht, wohin sie gehörte, wo man durch sie sprechen *mußte*. Nach Gelehrsamkeit strebte sie nur in den schlechtern Zeiten; was sie aber sagte, deutete sie so an, daß, wenn man das Bild auch nicht verstand, man doch ein schönes Bild sah und von der Vorstellung selbst geneigt gemacht wurde, ihr einen Sinn anzudichten. Ein Vorzug, den wenige neue Allegorien erreichen.

Aber es kam die Zeit, da dieser schöne Kunstsinn untergehen und eine gedrückte, mystische Vorstellungsart die Gemüter der Menschen benebeln sollte. Lange barbarische Jahrhunderte hindurch waren dem Schmetterlinge die Flügel genommen; er kroch als Raupe daher oder lag eingesponnen in rauhen Windeln. Als er wieder erwachte, zeigte sich (wir wollen es nicht verhohlen) eine *neue, sittlichere Kunstgestalt*, von welcher in manchem Betracht die Griechen nicht wußten. Das weibliche Geschlecht, das bei ihnen in Gynäzeen eingeschlossen war und, wenige

Fälle ausgenommen, nur in Gestalt der Göttinnen und Amazonen, der Musen und Nymphen der bildenden Kunst einverleibt werden konnte (von den griechischen Gemälden können wir nicht urteilen), dies Geschlecht hatte durch das Zusammentreffen christlicher und nordischer Sitten gleichsam einen *öffentlichen Charakter* und mit diesem eine *sittliche Bildung* erhalten, von der vielleicht die Griechen nicht wußten. Ich möchte sie die *christliche Grazie* (Carità) nennen, die, nachdem sie in den Lobgesängen auf die heilige Jungfrau lange gepriesen war, auch auf ihre Nachbilder überging und in den Gesängen der Trobadoren zuerst jene *züchtige Anmut* schuf, in der sich *Religion, Liebe* und *häusliche Sittsamkeit* wie drei Huldgöttinnen zusammengesellten. Diese christliche Grazie ist es, die zuerst in den Bildern der Maria erschien, aus ihnen sodann in die Gesänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunst die Kompositionen der Neuern mit einem eignen Geist durchhauchte. Gewiß hatte die Welt während der barbarischen Jahrhunderte nicht geschlafen; Völker, Sitten, Ideen hatten sich mannigfaltig gemischt und geläutert; von diesem vielleicht etwas dumpfen, aber nicht verwerflichen Geschmack zeugt schon die ältere florentinische Schule. Raffael klärte ihn durch Formen der Alten, ganz in eigener Weise, auf; andre Glückliche folgten. Selbst die Übertreibungen des Giulio

Romano und mehrerer seinesgleichen zeigen in ihrer Trunkenheit einen Reichtum *neuer* Begriffe, obwohl ohne Maß und Ziel; einige neu erfundene Gehülfskünste gaben ohnedies dem Ganzen eine andre Ansicht. Welch ein schöner, fast noch unberührter Kranz blühet für den, der Raffaels Genius in seiner eignen holdseligen Gestalt durch alle seine Werke verfolgen und aufs bestimmteste zeigen wird, was *er* gegen die Alten sei. Eben dieser Genius wird ihn notwendig vor- und einige Schritte rückwärts führen. In Ansehung der *Humanität* taucht er damit in ein weites, hie und da kaum zu berührendes Meer.

Wo stehen wir jetzt mit unserm Kunstgeschmack? - »Neulich,« sagt Petron, »ist jene windige und enorme Schwatzhaftigkeit aus Asien nach Athen gewandert und hat die Gemüter der Jünglinge, die nach etwas Großem streben, mit dem Hauch der Pestilenz vergiftet. Das Richtmaß der Beredsamkeit ist verfälscht, die wahre Beredsamkeit ist verstummet. Wer hat sich seitdem zur Höhe des Thukydidens, wer zum Ruhm des Hyperides erhoben? Kein Gedicht sogar hat mit gesunder Farbe hervorgeglänzt; alles ist von demselben Brei genährt und kann zu einem rühmlichen grauen Alter nicht gedeihen. Auch die Malerei hat keinen andern Ausgang haben können, *seitdem die Keckheit der Ägypter ein Kompendium dieser so großen Kunst erfand.*« Petron ist ein Prophet für alle

Zeitalter; *die Kompendienkunst unsrer Ägypter* liegt vor uns. Ein andermal davon mehr.

77.

Bei unsrer weitverbreiteten deutschen Sprache, die auch in fernen Ländern gesprochen und geschrieben wird, kommen nicht selten kleine Schriften zum Vorschein, die einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Teilnehmung wert wären. *Aus Dänemark, Preußen, Polen, Kur- und Livland*, wohl gar aus *Amerika* wären dergleichen zu nennen; jetzt werde ich Ihnen aus einer kleinen Schrift:

»*Bonhommien*, geschrieben bei Eröffnung der
neuerbauten
... schen Stadtbibliothek,«

einige schöne Gedanken auszeichnen. Damit mich aber nicht eine Jugendliebe zu der Stadt, für die die Schrift zunächst geschrieben ist, angenehm täusche, will ich ihren Namen nur ans Ende versparen und bloß das Allgemeinnützliche bemerken.

Der Verfasser fängt, wie es sein muß, von den Grundfesten seiner Stadt,

den *bürgerlichen Tugenden*,

an. »Ehrenbenennungen,« sagt er, »welche *Betriebsamkeit, Mäßigung, Liebe zur Ordnung* andeuten, die gebet dem Städter. Sie erinnern ihn an Tugenden, auf welche sein Wohlstand gegründet ist. Ein Gewerbe, das ohne diese *Stadtugenden* durch blindes Glück, durch träge Schlaugigkeit getrieben werden könnte, ist nicht das unsrige.

Sie glänzen nicht, diese Tugenden, aber sie wärmen. Sie erhalten die Gemüter ruhig; die Neigung zu städtischen Gewerben und Beschäftigungen wird dadurch gestärket, so wie die Sucht nach äußern Vorzügen diese Gewerbe verleidet. In Städten ist eine Ehre, die Regierungen nicht geben, nicht nehmen können. *Wohlstand* ist das Wort für Städte. Man denkt sich dabei Mittel und Genuß häuslicher Glückseligkeit. *Wohlerworben zu haben* ist hier das gute Äquivalent von dem *Wohlgeborenssein* des ersten Standes, dessen edelster Vorzug es ist, den zweiten zu beschützen. Jene heroische Zeit verlangte Aufopferungen; Armut, Entbehrungen waren damals auch Bürgertugenden. Sie sind es nicht mehr. Die Anmutungen an den Stadtbürger sind jetzt: er soll erwerben, soll das Erworbene genießen; aber zu einem festen Wohlstande ist nur durch Rechtschaffenheit und Betriebsamkeit zu gelangen.

Zu diesen Bürgertugenden Anleitung geben, das ist in der Macht der Regierung, und es tut dem Herzen wohl, bei Eindringung in den Geist einer Verfassung auf Anleitungen und Antriebe zu ihnen zu treffen. Bei neuen Einrichtungen ist insonderheit daran gelegen, den Geist davon gleich richtig aufzufassen. Dieser erkannte Sinn der Gesetzgebung, in Blut und Saft verwandelt, geht sodann in gute Grundsätze über, die zu Aufrechthaltung der öffentlichen Glückseligkeit so kräftig mitwirken. Der gute Geist ist in einer Gemeinde leicht zu erhalten, wo derselbe bereits lange gewaltet hat.«

Diese Grundsätze, denen der Verfasser viel Lokalinteresse einstreuet, führen ihn bei seiner neuerichteten Bibliothek zum großen Hauptsatz:

»Praktische sittliche Aufklärung ist gute Volkserziehung.«

»Die Bücher in der alten Stadtbibliothek,« sagt er, »waren größtenteils aus den aufgehobnen Klöstern gesammelt; und so standen nun hier, wie vormals in Zellen, dicke Mönchsgelehrsamkeit in Tierhäuten, seltene Bibelausgaben an Ketten, alles ungelesen, in lichtscheuen Gemächern.

Religion und Gelehrsamkeit wohnten unter einem friedlichen Dache; sie gingen aber nicht Hand in

Hand, sondern eine jede dieser ernstesten Bewohnerinnen ging für sich ihren einsamen dunkeln Pfad. Die Diener der Religion waren Sammler und Bewahrer der zu einer künftigen Anwendung moderner Schätze der Weisheit. Überhaupt hätte die Religion der Christen, deren praktische Lehren im Testament für diese so klar sind, den Aufwand von Gelehrsamkeit auch entbehren können. Sie behielt aber nicht lange ihre edle Einfalt; es entstand die Wissenschaft, Theologie genannt, die von gelehrten Zusätzen wie von frommen Täuschungen durch alle neue Kraft noch nicht hat gereinigt werden können.

Diese Religion, welche geoffenbarte Vernunft und die reinste Moral ist, würde mit sittlicher Aufklärung zugleich hieher gekommen sein, wenn sie nicht bereits in Süden im Grunde verdorben gewesen wäre, wie sie von da nach dem treuherzigen Norden kam.« (Hier gehet der Verfasser die nähern Umstände dieser Ankunft durch.) »Die Religion also, welche Schützerin der Menschheit sein sollte, trat diese mit herrschsüchtigen Füßen; sie predigte nicht mehr Würde der Menschen, die Quelle aller Moral, sondern Erniedrigung. Sie führte Leibeigenschaft ein und hob jedes andre Eigentum auf; sie herrschte, statt durch Beispiel gehorchen zu lernen.« - Der Verfasser verfolgt das daher mehr noch im Frieden als im Kriege bewirkte *Sittenverderbnis* und fährt edel fort:

»Wir wollen diese Mißgeburten der Zeit nehmen, wie sie damals nach den Meinungen und der Denkart der Menschen darin geformt werden konnten. Wir würden in derselben Lage dasselbe Gepräge angenommen haben. Laßt uns aber auch mit derselben Billigkeit das gute, durch Religion nicht *belehrte*, sondern *unterjochte* Volk behandeln. Es war von Natur nicht unfähig zum Guten; denn es war schon auf dem letzten Grade der Kultur der bürgerlichen Gesellschaft; es trieb Ackerbau, es lebte in Dörfern. Als es aber durch seinen Unglauben *Freiheit* und *Eigentum* verwirkt haben sollte, als Dörfer zu Hoffeldern gemacht wurden und der Sauerteig der Sklaverei jahrhundertlang in seinem Eingeweide gewütet hatte, da - verlangte es selbst nichts mehr als - *Brot* und *Ruten* von seiner Herrschaft. Es verlangte nicht Freiheit.

Wie ist denn ein Volk zu zwingen, glücklicher zu sein, als es selbst sein will? Zwang und Furcht sind Polizeimittel. Das moralische Gute, wovon hier die Rede ist, kann nur durch Besserung des Willens bewirkt werden.

Dazu gab man ja dem Volke *Lehrbücher*? Lehrbücher einem Volke, das nicht lesen konnte, nicht lernen wollte. Auch *Lernen ist eine Arbeit*, der es sich so unwillig unterzieht als jeder andern Arbeit, weil es dafür hält, daß *nicht ihm, sondern seinem Herrn die*

Früchte aller Arbeit gebühren. Gebet dem Volke mehr als trocknen Unterricht, gebet ihm *Erziehung*. Gewöhnt es zu Begriffen von *Eigentum*, und ihr werdet es einer bürgerlichen Glückseligkeit empfänglich machen. Durch ein zugesichertes Eigentum würde das Volk Zutrauen zu sich und zu seinem Herrn wieder erhalten.

Gebet ihm *Erziehung*; macht den Menschen in ihm froh und empfindend. Jetzt *muß* es arbeiten, dann wird's *arbeitsam* werden.

Gebet ihm *Erziehung*. Lehret den Sklaven *genießen*. Schafft ihm mehr Bedürfnisse als Schlaf und Trunk; laßt ihm mehr von dem ersten als von dem letzten. Jener König gab den Befehl in seinem Lande, daß der Bauer nicht anders als in Stiefeln des Sonntags zur Kirche kommen sollte. Durch dies befohlne Bedürfnis vermehrte er die Kultur auf dem Lande und den Fleiß in den Städten. Wenn unser Landbauer seinen Fuß mit der Haut des für sich geschlachteten Viehes statt wie jetzt mit den Häuten der dazu ausgerotteten Bäume bekleiden wird, dann wird er sich achten und sowohl sich als das Land besser kultivieren lernen.

Diese Mittel, *Eigentum*, *Frohsein* und *Bedürfnis*, sind Sach- und Lageerziehung, die zur Bildung wirksamer ist als Wortunterricht. Ein Gutsherr gab seinen Landbauern reinlichere Wohnungen und einen Spiegel darin, um sieh ihre Gestalt vorhalten zu können.

Diese Anleitung zur Selbstschätzung, zur Reinlichkeit ist auch gute Volkserziehung.

Wozu aber alle diese Verfeinerungen? Die gegenwärtige grobe Anwendung unwilliger Kräfte schafft schon dem Lande Überfluß und zieht auswärtige Reichtümer dahin. - Glaubt davon nichts. Ein Land ist arm, wo die *wenigsten* genießen und die mehresten arbeiten *müssen*. Es ist alsdenn nicht der Überfluß, der aus dem Lande geht, sondern der entzogene Genuß. Was dafür ins Land gezogen wird, ist nicht wahrer Reichtum, und wenn dieser in barer Münze dahin käme. Reichtümer sind die, welche durch größere Kultur des Landes entstehen und im Lande genossen werden. Auch war bei den Mitteln zur Bildung des Volks nicht die direkte Bereicherung der Herrschaft die Absicht, wenngleich die Vermehrung der Einkünfte eine Folge ihrer Auslagen bei dieser Bildung sein würde.

Ein in sich erniedrigtes Volk kann, wie gesagt, nur durch langsame geduldige Leitungen auf den Weg, sich seiner Existenz zu freuen, wieder gebracht werden. Und es ist billig, *daß die, welche Güter erben, die darauf haftenden Schulden bezahlen.* -

So sollte also wohl ein jeder Gutsbesitzer der Erzieher seiner der Erde zugeschriebenen Arbeiter sein? Allerdings. Und der Regent ist aus angestammter Schuldpflicht der Erzieher des Landes.

Die besoldeten Volkslehrer sind zu dieser Erziehung die zugeordneten Räte der Landesbesitzer. Dieser ehrwürdige Stand denkt jetzt allgemein über seine Bestimmung nach und findet, daß dieselbe nur dadurch auf die künftige Glückseligkeit wirken kann, wenn er die gegenwärtige befördern hilft. Durch praktische Anweisungen aus der Natur- und Sittenlehre, durch Anleitungen in Gewerben und Wirtschaftsangelegenheiten, worin derselbe auf dem Lande ohnedies mit verflochten ist, werden diese Volkslehrer jetzt mehr ausrichten, als jemals durch unfruchtbare Dogmen zu bewirken ist. Warum gesellen sie sich nicht, diese unsre Volkslehrer, den Eingebornen des Landes zur Hülfe?

Heil dir, Gerechter auf A . . . , der du mit deinen Erbmenschen wie mit Mitmenschen einen gesellschaftlichen Vertrag über gegenseitige Pflichten errichtetest! Leicht sei dir dafür deine Erde! Zu deinem Grabe sollten die Söhne des Landes und der Stadt wallfahrten, um gemeinnützige Gesinnungen, richtige Einsichten über ihr gemeinschaftliches Interesse als Reliquien von da mitzubringen.«

Der Verfasser kehrt nach dieser menschenfreundlichen Umsicht zu seiner geliebten Vaterstadt zurück. »Die kleinere Menge in Städten,« sagt er, »ist eher zu beleuchten, insonderheit in einer Handelsstadt, wo Freiheit und Duldung bald notwendig werden. Hier

war anfangs der öffentliche Unterricht ein Monopol der Domherrn. Kaufleute, Feinde von allem Zwange, entzogen sich auch diesem Lehrzwange und schickten ihre Söhne nach einer auswärtigen Schule, die damals wegen einer bessern Lehrmethode berühmt wurde. Diese kamen mit ihrem dort verfolgten Lehrer zurück und zündeten hier das erste neue Licht an, das man damals nicht so bescheiden wie jetzt *Aufklärung*, sondern dreister *Reformation* nannte. Die Verbesserung kam also von daher, woher eine jede ausgehen muß, wenn sie Grund und Bestand haben soll, *von der Jugend und vom Unterrichte*.

Bücher trugen damals noch wenig zur Aufklärung bei. Was auf einheimischen Gymnasien und Akademien damals geschrieben und gelehret wurde, mag wohl Gelehrsamkeit gewesen sein, beförderte aber, nach Materie, Form und Sprache, in der sie verschlossen war, keine Art der Aufklärung. Und so verschließt immerhin fruchtleere Gelehrsamkeit, abstrakte politische Spekulationen; aber gute praktische Wahrheiten behaltet nicht in verschlossener Hand. Sittliche ruhige Aufklärung vollendet, was das schnelle Licht der Erleuchtung nur beginnen konnte. Sie hat vollendet, wenn die tiefe Einsicht in die Natur der moralischen Dinge allgemein geworden ist:

>daß alles öffentliche und Privat-Böse Unsinn und

Torheit sind,
daß Rechtschaffenheit Stadtweisheit und
Staatsklugheit ist.«

Zwar ist Vollendung nicht das Los von hienieden, aber eine jede vermehrte sittliche Aufklärung erleichtert den bürgerlichen Regierungen die Sorge für die öffentliche Glückseligkeit.« - Werden Sie nicht geneigt, nach einem solchen Eingange unsern Oberbibliothekar weiterzuhören? »Dann gedeihet,« sagt er, »Aufklärung, wenn auf die untere Masse *Licht von oben herabfällt*.«

78.

Als Geschenke der Gutmütigkeit stehen vor dem Eingange seiner Bibliothek zwei Köpfe:

Homer und Montesquieu.

»Der erste mit dem Stempel der noch nicht verschliffenen Natur flößt Ehrfurcht ein; man findet sich, auf seinem Angesicht verweilend, so behaglich und mit sich selbst zufrieden. Der zweite drückt bei aller Offenheit seiner edlen Züge die höchste gesellschaftliche Kultur ab; ihm gegenüber wird man aufmerksam

auf sich und empfindet Unruhen. Guter Alter, wie würdest du in einer Unterredung mit dem Präsidenten bei seiner Darstellung der neuern politischen Einrichtung in der Welt staunen! Der ariadnische Faden dieses Staatsweisen würde dir kaum aus dem anscheinenden Gewirre heraushelfen. Zu deiner Zeit, welcher einfacher Gang der Dinge! die Tugenden, wie einförmig, die Sitten, wie schlicht! Die Männer waren alle tapfer, die Weiber alle häuslich. Jetzt Stände, deren jeder verschiedene Pflichten, verschiedene Tugenden, verschiedene Ehre hat. Welche Federn sind bei Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft in die vergrößerten Staatsgebäude gelegt, daß alles, ohne sich zu hindern, zu *einem* Zweck wirke! Sie sind:

geordnete bürgerliche Freiheit,
eine gesetzliche ausübende Gewalt
und Ehrfurcht für beide.«

Der Verfasser führt uns über China, das treffend geschätzt wird, zu seinem Grundsatz:

Sitten unterstützen die Verfassungen.

»Städtische Gebräuche,« sagt er, »belacht von dem Hofmann, dem nur Etikette wichtig ist, ehrwürdig dem Staatsmann, der einsieht, wie sie an Tugenden

hangen und zusammen das bilden, was wir Sitten nannten. Wenn vordem laute Hausandachten gehört wurden, so war dies nicht größere Frömmigkeit (die wohnt nur im Herzen), es war *gute Sitte*, welche Ehrerbietung gegen Hausväter, Ordnung im Hauswesen, Regelmäßigkeit in Geschäften und Gewerbe vermehrte. Hat doch die einzige Manufaktur, die bei uns Bestand gehabt hat, der *Gebrauch* eingeföhret. Die Töchter der Stadt sind wie die Lilien auf dem Felde; sie spinnen nicht, aber - sie stricken. Alles, von der arbeitsamsten Hand bis zur schönsten, strickt, auch bei freundschaftlichen Besuchen und bei größern Zusammenkünften. Bringt diese gesellschaftliche Handarbeit, die hier in Ehren ist, in Verachtung (dies ist das Mittel, Gebräuche abzuschaffen), wieviel Tugend und Wohlstand gingen zugleich verloren.«

Der Verfasser geht mehrere gute Gebräuche seiner Stadt mit feinen Bemerkungen durch und kommt zu einem andern Satze:

Arbeit und Geduld führen zum Wohlstande.

»Die neuen Erzieher,« sagt er, »suchen den Schulweg *ebner* zu machen; sie dürften ihn nur für die Jugend zu ihrer praktischen Bestimmung *gerade**ziehen. In Lehranstalten würde alsdann die Bildung des künftigen Bürgers so anfangen, wie sie in

Dienstjahren fortgesetzt wird. So leicht in den Gewerben des bürgerlichen Lebens die *Theorien* sein mögen, so erfordern sie doch in der Anwendung anhaltende Übungen, um die in Geschäften notwendige *Fertigkeit, Pünktlichkeit* und *Zuverlässigkeit* sich eigen zu machen. Die in Städten von bedächtigen Vorfahren angeordneten längeren Dienst- und Lehrjahre waren wohl gut, den brauchbaren Mann in der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden. Der Ritter wie der Kaufmann, der Kaufmann wie der Handwerker mußten durch die Grade von Knappen, Burschen und Gesellen gehn, ehe sie ein Meisterrecht erhielten. Der ungeduldige Genius unsres Zeitalters bricht lieber herbe Früchte, als daß er ihre Reife abwarte. Es gehört nunmehr auch schon dazu ein Herkules, um auf dem Scheidewege der Tauglichkeit oder Untauglichkeit im Staat jener Verführerin, die mit Seifblasen zum unzeitigen Genusse lockt, nicht zu folgen, sondern mit langsamen Schritten die Höhe zu ersteigen, wo der grünende Kranz des Wohlstandes aufgesteckt ist.«

Auf dieser Höhe spricht der Verfasser

vom *Gemeingeist*,

der alles in Rücksicht des Ganzen betrachtet, dem wahren *Schutzgeist ist der Städte*.

»Das Altertum,« sagt er, »hatte so viel öffentliche Gebäude, prächtig durch ihre Größe, *Akademien, Kolisseen, Theater* u.f., die wie die Luft zum freien Gebrauch waren. Die neuere Zeit hat lauter eingeschränkte Besitzungen, öffentliche Gebäude, wo der Eintritt vor der Tür bezahlt wird. Sind in unsern engen Kreisen Herz und Geist beschränkter wie in jenem uns romantischen Alter, so streben wir jetzt desto sicherer nach einem nicht zu hoch gesteckten Ziele.

Gemeingeist (public spirit), diese Benennung stammt von der britischen Insel; wir verehrten ihn aber lange vorher unter dem ehrbaren Namen: *der Stadt Bestes*. Dieses Wort hatten unsre Voralten oft im Munde. Ihre Errichtungen und Verwaltungen, von welchen wir noch die Vorteile genießen, bezeugen, daß sie die Sorge für das Beste der Stadt auch im Herzen getragen haben. Die Stadt ist ebenso glücklich auf die Vorstellung: ›Wir arbeiten zusammen für uns und unsre Kinder‹, als auf ihre Lage gegründet.

An der tötenden Gleichgültigkeit für ein örtliches allgemeines Beste waren Regierungen weniger schuld als *Theologen Staatsbeamte, Philosophen* Die Theologen zuerst sagten: die Erde sei ein Gasthaus für Durchreisende, die nur im Himmel Bürger wären; als wenn *der* dort ein guter Bürger werden könnte, der hier ein schlechter war. Die niedern Staatsbeamten

redeten nur von einem Kronsinteresse, ein Wort, worin kein Sinn ist, wenn dieses Interesse mit dem allgemeinen Wohl in Widerspruch genommen wird. Und nun die Philosophen mit ihrer Alleweltsbürgerschaft, die nirgend zu Hause ist? *Ich bin ein Bürger der Stadt, und nichts, was meinen Mitbürger darin angeht, ist mir fremd.* - Diese Gesinnung ist beschränkter, hat aber mehr Energie als der Terenzische Ausspruch vom Theater gesagt: ›Homo sum‹ etc. ›*Da bist du was Rechts!*‹ antwortete Lessing von der neuern Bühne. Und was ist auch in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft der Mensch in abstracto und ein Bürger in concreto der ganzen Welt?«

Der Verfasser verfolgt den Gemeingeist seiner Stadt auch in die öffentlichen Gesellschaften; denn »wo nistet,« würde der Späher Montaigne sagen, »die Tugend sich nicht zuweilen hin?« Andringend und lokal zeigt er, daß *praktische Gelehrte seiner Stadt unentbehrlich* sind und wie sie ihr nützlich werden; er kommt endlich auf die Geschichte der Lektüre. »Bücher,« sagt er, »die Einfuhr fremder Gedanken, ist hier zollfrei. *Eine Zensur wäre nützlich: nur Werke von wahrem innern Wert sollten eingeführt und gelesen werden können.*

Zu uns schießen von Messe zu Messe so unendlich viele, einander durchkreuzende, auf die veredelten Lumpen Deutschlands geworfene Lichtstrahlen, daß

vor zu vielem Licht der Tag oft nicht zu sehen ist.
Durch welchen Wust von Schriftchen mußten wir uns
durcharbeiten, ehe wir auf die wenigen Bogen

›*Etwas, was Lessing gesagt hat,*‹

gerieten, worin so stark die Wahrheit gesagt wird, daß
das Gute in der bürgerlichen Gesellschaft nicht befoh-
len, sondern nur aus freiem aufgeklärtem Willen ent-
stehen kann. Wieviel große Bände mußten wir durch-
blättern, ehe wir auf die

›*Über die Einsamkeit*‹

kamen. Diese flößen Geschmack an häuslichen Freu-
den ein, erregen Widerwillen gegen geist- und zeitver-
derbende Zerstreuungen, gegen müßige Beschäftigun-
gen u.f.

Wirkungen vom Bücherlesen waren nicht so selten,
wie noch weniger gedrucktes Papier zu uns kam. Da-
mals waren hier von Zeit zu Zeit herrschende Werke.
›Pamela‹, ›Clarissa‹, ›Grandison‹ folgten sich in der
Regierung und teilten diese mit keinen andern Roma-
nen. Auch wurden sie nicht für Romane gehalten, son-
dern täuschten lehrreich das noch treuherzige Publi-
kum. Dieser gute Glaube an die Existenz vollkomme-
ner Muster ist, zum Schaden der Nacheiferung, durch

die nachherigen vielen Karikaturen verlorengegangen, so daß sich ein Romanheld in dem zur Wirkung nötigen Kredit seiner Existenz kaum noch erhalten mag. Als unsre Hausväter nur noch den alten *Sirach* vorzulesen hatten, leiteten seine weisen Lehren Jugend und Alter. Als unsre Töchter nur noch den frommen *Gelert* lasen, wußten sie seine Moral auswendig. Eine Geschichte der Lektüre hängt mit der Geschichte der Sitten sehr zusammen.«

Gern möchte ich auszeichnen, was der Verfasser über die *Naturgeschichte* sagt, wenn es nicht zu lokal wäre. Er reklamiert alle Naturmerkwürdigkeiten aus Privatsammlungen in die öffentliche Sammlung:

»Diese hieherzuliefernden Stücke blieben - einem jeden und würden zugleich ein *allgemeines Gut*.«

»Es gibt also noch,« fährt er fort, »auf dieser mit Maß und Gewicht zugeteilten Erde Güter, die gemeinschaftlich besessen werden müssen. *Müssen*: denn aus den drei Reichen der Natur haben die einzelnen Stocke erst einen Wert, sind zu Betrachtungen und zum Unterricht erst geschickt, wenn sie in *ein jedem Lernbegierigen offenes Behältnis* gebracht sind. In geizenden Privatbewahrungen werden sie der Aufmerksamkeit ebenso entzogen, als wie sie in der weiten Welt zerstreuet lagen.« - Mit edlem Enthusiasmus zeigt er die praktische Nutzbarkeit dieser Wissenschaft für seine Stadt. »Gewiß,« sagt er, »hängt

von einem veredelten Geschmack eine veredelte Tätigkeit ab. Der Geschmack an Naturkenntnissen verleidet das Gefallen an aller Frivolität und gibt seinen Liebhabern den Drang zu mancherlei nutzbaren Ausführungen. Alles, was die Vegetation befördert und der Natur die Eier unterlegt, worauf sie brütet, aller Wegwurf, sogar tote Nachbleibsel von allem, was Odem und Wachstum gehabt hat, von Naturkenntnissen begleitet, wird es mit Interesse angesehen werden.

In diesem Kabinett, wie vormals in den Tempeln, sind die *inländischen Naturbeobachtungen* niederzulegen. Diese Wetter- und Krankheitsjournale, mit der jährlichen Ernte und den Mortalitätslisten in Vergleichung gebracht, würden zu einer allmählichen Kalenderverbesserung Stoff geben; mit einer plötzlichen Verbesserung hat es nirgend glücken wollen. Der Mensch, der einmal vom Denken abgebracht ist, befindet sich bei seinen Zeichen und Wundern so behaglich wie der Philosoph bei seinem einmal angenommenen System. Naturkenntnisse bringen auf den Weg der Wahrheit zurück und lehren Aberglauben kennen und verachten.«

Leicht werden Sie denken, mit welcher Gemütsstimmung der Verfasser in den großen Büchersaal der *vier Fakultäten* eintritt. Er läßt einen Peripatetiker funfzig Denkschritte in die Länge machen und ihn fragen:

»»Alle die ungeheuren Pakete, Theologie, Jurisprudenz bezeichnet, müsset ihr studieren, jene, um Gott verehren zu lernen, diese, um mit euren Mitbürgern in Friede zu leben? So ist es wohl bei euch eine gelehrte, schwer zu erlernende Kunst, wie fromme Gesinnung zu erregen und darnach zu handeln ist? Ihr habt besondere Gelehrte, die die Gesetze wissen, die alle andre doch auch befolgen sollen? Wenn eure Gelehrte diese Wissenschaften für die übrige Menge lernen und anwenden, so ist es bequem für diese Menge, wenn dies fremde Wissen im Leben und im Sterben *ihr* zugut kommt.

Welch ein Schatz da in dem anstoßenden Schrank für die Heilkunde! Ihr werdet wohl seit Hippokrates, der nur noch den Gang der Krankheiten beobachtete, die Mittel gefunden haben, sie alle zu heben? Zu seiner Zeit war das Leben kurz, die Kunst lang; jetzt ist's wohl im umgekehrten Verhältnis?<

Aber die angelegentlichste Frage des Mannes im

Mantel würde gewesen sein, wieviel spekulative Wahrheiten von den neuern Philosophen gefunden worden und im philosophischen Schrank aufbewahrt ständen? Eine einzige, antwortet der Verfasser, von meinem Freunde Kant, diese: daß wir noch keine Philosophie, keine reine hatten. Eine Wahrheit, die er bewiesen hat und die Sokrates vor ihm, ohne Beweis, so ausdrückte: ›Wir wissen nichts.‹ Durch schwelgerische Spekulationen über übersinnliche Dinge abgeleitet, ließen wir das uns zum Bearbeiten angewiesene Feld mit dem eingestreueten Samen in uns verwachsen daliegen. Nachdem der Schutt des angemäßen Wissens, wodurch die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch kam, vom Herzen geräumt ward, konnte dasselbe für das Sittlich-Gute frei schlagen.

Wir erfahren nämlich durch unsern innern Sinn die unbedingte Forderung: *recht zu tun*. Wir erfahren in uns die *Freiheit*, nach dieser Forderung zu handeln. Von diesen beiden Tatsachen können wir sicher ausgehen und sicher schließen: wir *sind moralischen Ursprungs*. Ein höchstes moralisches Wesen hat dies Gesetz und diese Freiheit in uns gelegt; unsre Bestimmung ist moralisch, *selbstverdiente Glückseligkeit*. ›Wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken‹, sagte Kant zu seinem ihn besuchenden Freunde.«

Unnennbar schön und nützlich wäre es gewesen, wenn diese reine Absicht Kants von allen seinen Schülern (von den bessern und besten ist's geschehen) erkannt und angewandt worden wäre. Das Salz, womit er unsern Verstand und unsre Vernunft abreibend geschärft und geläutert hat, die Macht, mit der er das moralische Gesetz der Freiheit in uns aufruft, können nicht anders als gute Früchte erzeugen. Und niemand wäre es eingefallen, seiner Absicht gerade zuwider, das Dorngebüsch, womit er die verirrte Spekulation eben verzünen wollte und mußte, zu einem Gartengewächs auf jeden nutzbaren Acker, in jede populäre Kunst und Wissenschaft zu verpflanzen Und niemand wäre es eingefallen, die Arznei, die er zur Reinigung vorschrieb, als einziges und ewiges Nahrungsmittel nicht anzuempfehlen, sondern durch gute und böse Künste aufzudringen und anzubefehlen. Jedoch ging es dem griechischen Sokrates in seinen Schulen anders?

Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebauete Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu

Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit ebendem Geist, mit dem er Leibniz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen »Emil« und seine »Heloïse,« sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene *Kenntnis der Natur* und auf *moralischen Wert des Menschen*. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorteil, kein Namenehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum *Selbstdenken*; Despotismus war seinem Gemüt fremde. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist *Immanuel Kant*; sein Bild steht angenehm vor mir. Ich will ihm nicht die barbarische Inschrift setzen, die einst ein sehr unwürdiger Philosoph empfing:

Noster Aristoteles, Logicis quicunque fuerunt,
Aut par aut melior; studiorum cognitus orbi
Princeps, ingenio varius, subtilis et acer;

Omnia vi superans rationis etc.,

sondern mit dem Verfasser der »Bonhommien« ihn, seiner Absicht nach, Sokrates nennen und seiner Philosophie den Fortgang dieser *seiner Absicht* wünschen, daß nämlich nach ausgereuteten Dornen der Sophisterei die Saat des Verstandes, der Vernunft, der moralischen Gesetzgebung reiner und fröhlicher sprosse, nicht durch, Zwang, sondern durch innere Freiheit.

Verzeihen Sie diese mir angenehme Erinnerung; ich komme zurück zu meinem Autor. Eine Hilfswissenschaft für seine Stadt, die *bürgerliche* und *Wasserbaukunst*, ist ihm in der Ordnung die nächste. Seine Urteile darüber sind scharfsinnig, seine Wünsche wohlgemeint. Der Mann im Mantel geht die Stadt durch und um; endlich kommt er an sein geliebtes Tor zurück, das die Inschrift hat:

Ungestörte Betriebsamkeit, *Pax*,
Teilnehmung aneinander, *Concordia*,
Und am Ganzen, *Pietas*.

Diese, nicht Wall, nicht Festung erhalten die Stadt.

Jetzt treten wir zum *enzyklopädischen* Schranke.
»Der gelehrte Turm, von Diderot und d'Alembert
(samt ihren Mitarbeitern) aufgeführt, sollte den

Schatz aller göttlichen und menschlichen Kenntnisse enthalten. Diesem gallischen Ton hat die bürgerliche Gesellschaft Verbindlichkeit. Er schaffte schüchternen Gelehrten und ihren Schriften da Eingang, wo sie ihn nie gehabt hätten. Es entstand in Büchern eine Beratschlagungsstimme, gegeben von dem freidenkenden Verstande, vernommen in Kabinetten, gehört bei Verwaltungen, wo bisher die stupide Göttin *Routine* ihr Wesen getrieben hatte. Wahrheiten kamen in lebhaftem Umlauf, und gelehrte Kenntnisse wurden ein gemeinsames Gut für jede Wißbegierde.« - Wie wahr! Die französische Enzyklopädie, so unvollkommen sie war, hat selbst durch die Verfolgungen, die sie erlitt, eine Wirkung hervorgebracht, die ihr so leicht keine vollkommnere Enzyklopädie wird abgewinnen können und mögen.

Jetzt die *klassische alte und neue Literatur*, die *schönen Künste der Handelschaft*, wo der Verfasser im Scherz eine neue Muse, die Kochkunst, den ältern, vornehmeren Musen beifüget. »Schöne Kunst oder Wissenschaft,« sagt er; »die Erziehung eines jeden Volks fängt elementarisch mit dem Essen an. Wo dieses noch nicht mit Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack geschieht, da ist die Kultur noch nicht beim Anfange. Dieser Tafelgenuß, der in einer Handelstadt, wo man auf innere Güte achtet, zuerst den guten Grad der Vollkommenheit erreicht, hilft *bilden*. Unsre

Töchter, unter der Anführung ihrer Mütter, mögen also immer die *Ehre des Hauses** beim hellen Herde behaupten, wofür die Männer jetzt arbeiten und vordem stritten. Nehmet sie, ehe sie zu den schönen Wissenschaften übergeht, in eure Mitte, ihr neun Schwestern, diese keusche Muse mit der reinlichen Schürze, mit der kostenden Zunge und Salz in der verständigen Hand. Sie läßt ihren geistreichern Schwestern gern ihren unbestrittenen Rang.«

Der Verfasser geht die andern schönen Künste, den Blick auf seine Stadt geheftet, durch und endet mit dem wahren Spruche: »Der für das Schöne gebildete Sinn leitet den guten Aufwand. Dem verderblichen Aufwande des Bürgers setzt nichts Schranken als die Bildung eines festen Sinnes für Gerechtigkeit und Pflicht. Häusliche Weisheit im Nationalgeiste sucht zu pflanzen durch jede Kraft der Religion, der Beispiele und Staatskunst. Dieser moralische Sinn streitet nicht mit dem Sinne für Schönheit; beide sind vielmehr nahe miteinander verwandt, beide führen auf des Menschen letzten Zweck, seine Veredlung.«

Ich übergehe den Abschnitt, der von einer uns ziemlich fremden Literatur und von der dem Verfasser vaterländischen Geschichte redet, so manche patriotische und feine Bemerkung, z.B. über das Verhältniß der Stände gegeneinander, jetzt und in andern Zeiten, er enthält. - Vor der *historischen* Wand endlich, wo

die Reisen zu Wasser und zu Lande, die Welt- und Völkergeschichten vorkommen, fügt der Verfasser hinzu: »Möchten zu allen diesen, mit historischer Kritik aufgestellten Tatsachen, die dem gemeinen Auge so bunt durcheinanderlaufen, die ›Ideen‹ unsres Kompatrioten.⁸⁰ - der öffnende Schlüssel sein! So wäre denn, trotz aller unschuldigen Leiden in und außer der bürgerlichen Gesellschaft, trotz der beständigen Fort- und Rückschritte in derselben und des immer wechselnden Zerstörens und Aufbauens, trotz aller Wirrungen und anscheinenden Zwecklosigkeit in der Geschichte des Menschen, doch darin ein immer stärkeres Aufblicken der *Humanität* dem philosophisch forschenden Auge sichtbarer Zweck. Vernunft und Billigkeit nähme in der Gesellschaft zu, der Mensch werde darin immer menschlicher. Ein Altar, dem Schutzgeist der Erde erreicht!

Es gehört für die Newtons, in dem Sturz eines Apfels die Ordnung des Weltsystems zu finden. Wir andern, deren Theodizee sich damit behilft, die moralische Ordnung der Dinge sei durch einen Apfelbiß gestört worden, drehen uns ohne tieferes Nachdenken ruhig um unsre Achse, ohne zu wissen, wie wir bei den großen Umwälzungen ins Ganze eingreifen, und lassen die Vorsehung bei unsrer Betriebsamkeit walten.«

Wider Willen muß ich den Artikel der *Handelsbibliothek* mit allen seinen schönen Vorschlägen übergehen, um zu einem *Briefe* zu kommen, in dem sich die Seele des Verfassers der »Bonhommien« ganz zeigt. Er hatte einen Schrank für *Publizität* bestimmt; »in ihm hätten alle öffentliche Verhandlungen, die das gemeine Stadtwesen betreffen, Beratschlagungen, Vorschläge, Vorstellungen, abgelegte Verwaltungsrechnungen zur Belehrung und zur Rechtfertigung niedergelegt werden können«. Das Wort ging nicht durch. Auch statt der *Materialien zur vaterländischen Geschichte aus dem Archiv* hatte der Bibliothekar eine schöne Sammlung von Kirchenvätern unterzubringen u.f. Da dieser Brief auf einer Reise in Deutschland geschrieben ist und auf allen Seiten Blicke des feinen Staatsmannes, gemildert mit der Bonhommie des Bürgers, verrät, so zeichne ich einige Bemerkungen mit dem Andenken einiger Personen aus, die auch uns wert sind, z.B. über die preußische Staatsverfassung.

»Ist mehr Freiheit im Handel und weniger Freiheit im Denken dem preußischen Staat ersprießlich? Der Handel kann nicht ohne Freiheit, der preußische Staat aber wohl ohne großen auswärtigen Handel blühen.

Der wahre Handelsvorteil eines Landes ist immer in dem lebhafteren *inneren* Verkehr. Weniger als die Freiheit im Handel leidet die *Geistesfreiheit* Einschränkung zum Besten der preußischen Staaten. Diese Staatsmaschine ist ganz das Werk der *Freiheit des Geistes*, die, durch die karge Natur des Bodens aufgefordert, so viel vermochte, daß sie ein Land, welches nur einer geringen Macht fähig zu sein schien, weit über das Mittelmäßige erhoben hat, durch Beleuchtung der Grundsätze, die daher desto standhafter befolget wurden. Die preußische Kriegsmacht ist zur Beschützung des Landes fürchterlich; aber ohne seine, unabhängig von derselben frei wirkende Geschäftsmänner würde Friederich selbst dies Werk der Regierungskunst nicht zu *der* Vollkommenheit gebracht haben.

Ich fühle mich glücklicher, unter einer Regierung geboren zu sein, welche die bürgerliche Freiheit weniger einschränkt, glücklicher in einem Lande, dessen Natur reicher ist, als daß es nötig wäre, dem Untertan die Staatssparbüchse beständig vorzuhalten; Geist und Herz des Bürgers haben hier mehr Spielraum. Aber in der benachbarten Monarchie ist es doch nicht *Kleinheit* in der Staatskunst, diese Einschränkung wie eine aus Kenntnis der Sache notwendige Diät vorzuschreiben und zu beobachten.« Der Verfasser nimmt dabei die preußische Regierung gegen den Vorwurf,

daß sie *militärisch* sei, in Schutz: »Was würde auch aus dem Staat werden,« sagte ein Hauptmann, »wenn die, welche Gewalt in Händen haben, deswegen auch alles tun dürften?«

»In *Berlin*,« fährt er fort, »suchte ich nicht *Sparta*, sondern *Athen*, wozu die Stadt mehr als das Tor hat. Für wissenschaftliche Unterhaltung, worin Cicero die Belustigung der Alten setzt, ist hier gesorget. Gelehrte in und außerhalb Geschäften versammeln sich; wider gelehrten und politischen Betrug, für Wahrheit waren alle eingenommen; außer dieser Übereinstimmung für gute Aufklärung fand ich übrigens die Meinungen über Personen und Sachen so verschieden, daß der *Berlinismus* hier wenigstens seinen Sitz nicht hat, wenn überhaupt das Wort Sinn haben mag und nicht vielmehr *Freimütigkeit* bedeuten soll. Diese *Freimütigkeit* ist hier rechtskräftig. Vor die höchste Instanz des Denkens werden sowohl öffentliche Anordnungen als richterliche Aussprüche gezogen. Nur die Kanzelvorträge wurden privilegiert.«

Hier ein Opfer der Achtung »dem lebenswürdigen Greise, der die Lehren des Christentums mit sokratischer Weisheit vortrug und auch in seiner Abschiedspredigt nicht Stachel zum Andenken seiner ehrwürdigen Person, sondern an seine mit wahrer Salbung vorgetragene Lehren nachlassen wollte«.

Und ein reicheres Andenken »dem *schlichten*

großen Mann, der da sagte: ›Wenn ich das Gesetzwerk endige, habe ich gnug gelebt.‹ Auf dieser nun aufgeführten Pyramide lebt der Name Carmer.«

Der Methode zu Errichtung dieses Werks, der deshalb fortwährenden Kommission, auch dem Verfasser der »Annalen der Preußischen Gesetzgebung« (der sich gegen den Satz: »daß Gerechtigkeit der Fürsten wohl nur Gnade sein möchte,« freimütig erklärte) wird bescheiden ihr Lob erteilet.

Auf einer Reise in Kursachsen kommt zwischen den Reisenden die Frage vor, ob in diesem betriebsamen Lande ein Perikles bei der Verwaltung gemeinnütziger sein würde als jetzt ein Aristides? Und in *Leipzig* wird das Lob des Mannes sehr edel bemerkt, der »bei allem, was in dieser eleganten Bürgerstadt der Verfasser Schönes sah, Kirche, Bibliothek, Konzertsaal, Promenade u.f., immer als der genannt wurde, der alles dies angelegt und verschönert habe«. Die Einfachheit und Eleganz in seinem Hause (Oesers dabei unvergessen) wird anständig beschrieben, mit dem Geschmack und der Würde eines andern Mannes von diesem Stande, den der Verfasser in *Königsberg* wiederfand, parallelisieret und hinzugefügt: »Ich weiß nicht, oder vielmehr ich weiß es, warum ich mich durch das, was ich so unempfindsam beschreibe, so gerührt fühle. Wahrlich, es ist nicht Neid, es ist Freude über die glückliche Lage dieser würdigen Männer.

Sollte denn ein geschmackvoller bescheidner Lebensgenuß, sollte ein sorgenfreies Alter eine zu große Belohnung der Wachen für den Wohlstand und selbst für die Annehmlichkeiten des Lebens seiner Mitbürger sein?«

Auf seiner Rückreise durch Pommern und das vormalige polnische Gebiet, in Preußen, war es dem Verfasser erfreulich zu erfahren, wie auch hier Humanität seit seiner ersten Reise vor vierzig Jahren zugenommen hatte; »denn,« sagt er, »für Bezahlung freundliche Begegnung und Sicherheit erhalten, ist der Wohlgeruch der blühenden europäischen Humanität. Wenn nur in dieser beruhigenden Hypothese des beständigen Fortschreitens die wilden Auftritte bei einem durch Klima und Künste humanisierten Volke jetzt nicht einen so schrecklichen Knoten schürzten.« - Auch dieser Knoten wird sich lösen, guter Wanderer, und gewiß (wenn auch nur warnend und belehrend) zum Fortschritt des Ganzen; denn ein so großer, so unterstützter Versuch ist in unsrer bekannten Völkergeschichte noch nie gemacht worden. Überdem ist das Ziel, wornach wir zu streben haben, nicht bloße Behaglichkeit auf Wegen oder daheim, wie sehr diese auch wohltut; das Ziel liegt weiter, höher hinauf. Der Strom der Dinge fließet auch hier nicht gerade; er reißt ab, setzt an, dringt aber doch weiter.

»Näher der ungekünstelten Humanität in unserm

Norden, wo sie nicht in Treibhäusern aufblühet,« nahm der Verfasser noch einen Umweg, den er mit eine »Friede mit dem Manne« schließt.

Und auch Friede von mir dem Manne! Denn zu lange habe ich die Theilnehmung verborgen, die ich beim Auszuge dieser »Bonhommien« am Verfasser sowohl als an seiner Stadt und mehreren dabei bemerkten Personen herzlich genommen habe. So an den letzten, denen er Friede im Grabe oder in ihrer Ruhe wünschet, so an ihm selbst, der in seiner geliebten Dunkelheit endigen wollte. »Dieser schlichte Denkstein,« sagt er, »sei dem vormaligen Ratsstande am Wege gesetzt!« - und ich muß dabei die hohe Gerechtigkeit Güte und Sanftmut bemerken, mit welcher der Verfasser den neuen Rat sowohl als jedes Kind seiner Vaterstadt zur Pflicht und Würde derselben hinweist. Unter dem unscheinbaren Titel einer neuerichteten Bibliothek und eines Reisebriefes ist ein *Bürgerkatechismus* seiner blühenden Vaterstadt enthalten, der er damit gleichsam sein Herz vermacht hat. Lesen Sie, was sein und mein Freund, der mir die »Bonhommien« zusandte, von ihm schrieb: »Das Buch in Ihre Hände zu wünschen, habe ich keinen andern Beruf als die Liebe gegen unsern Freund, den ich allgemein geliebt, geschätzt und geehrt gesehen habe, aber von wenigen nach seinem ganzen Wert und als Schriftsteller von sehr wenigen verstanden glaube.

Diesem seinem Buch also, dem eigensten Eigentum seines Geistes und Herzens, dem reifsten Nachlaß der Gedanken und Empfindungen, in denen und mit denen er lebenslang lebte und wirkte, den er krank, schwächlich und oft niedergeschlagenen Gemüts auf den Altar des Vaterlandes als ein Andenken der Liebe gutmütig niederlegte und gleich darauf mit seinem Tode besiegelte, diesem möchte ich bei Ihnen auch eine gute Stätte wünschen.

So liebenswürdig unser Freund im Umgange, so allgemein anerkannt seine Güte war, so sehr ich ihn in seinem Kollegium geehrt und Männer wie... an der Rede seines Mundes hangen gesehen habe, so glücklich er Wissenschaft und Liebe zur Kunst zu Bildung seines Geistes und zu Verschönerung seines Lebens anzuwenden wußte, so ist oder war doch *Patriotismus* die Seite, von der er mir vorzüglich unaussprechlich ehrwürdig war und lebenslang bleiben wird.

In einem Leben, wo oft in seinen Ämtern und vielfachen Bestrebungen Arbeiten von heterogener Natur, im Grunde seiner Neigung so fremde, seinen Geist niederschlagen und das Herz in die Enge ziehen mußten, hat er doch immer seine Stellen geliebt, sie mit Kräften und Redlichkeit ausgefüllt; und zuletzt noch, nachdem sein Leben ganz seiner Stadt gehört hatte und nur der letzte Rest desselben durch die Umstände der Wirksamkeit entzogen war, suchte er ihr durch

seine Schrift noch nützlich zu werden. Hielt es Filan-
gieri für gut, daß Männer, die in öffentlichen Ämtern
gelebt, nach ihrer Weise Unterricht geben, mich
dünkt, so darf man auch bei seiner freimütigen Red-
lichkeit seinem Herzen folgen; denn er schrieb, wie er
redete, redete und lebte, wie er dachte, und starb, wie
er gelebt hatte.

In seinem letzten Sommer begegnete er mir, da er
eben im Begriff war, für den Überrest der Jahreszeit
die Stadt zu verlassen, um seine Gesundheit auf dem
Lande herzustellen; er sagte mir, daß er im Begriff
sei, etwas drucken zu lassen. ›Meine Absicht ist‹,
sagte er, ›bei manchen unserer guten Bürger der Indif-
ferenz entgegenzuwirken, womit man sich allen öf-
fentlichen Geschäften jetzt zu entziehen anfängt, auf
gleichviel welchen Wegen, und immer damit sich ent-
schuldigt: es hätte doch jetzt alles aufgehört! die vori-
gen Zeiten des Patriotismus sein nicht mehr - und
was dann so der Zeitgeist spricht.‹ Hier wollte er zei-
gen, wie der gutdenkende Bürger sich an die neue
Stadtordnung anschließen könne. Dies nämliche hat
er noch in den letzten Tagen an seinen Arzt wiederho-
let und bat ihn, seinen Freunden zu sagen, daß der
Gegenstand seines Buchs seine *Stadtmoral* sei.«

So sein Freund. Die Stadt, für welche dieser *edle
Bürger und Senator* schrieb, ist Riga; sein Name ist:
Johann Christoph Berens; und der gleichfalls

treffliche Mann, an welchen auf seiner Reise in Deutschland der angeführte Brief geschrieben war, *Johann Christoph Schwarz*, Bürgermeister des alten Rates derselben. Empfindlich wird meine Seele gerührt, wenn ich an die Zeiten, in denen ich in ihrem Kreise lebte, an so manche vortreffliche Charaktere ihrer edlen Geschlechter, an meine Freunde in denselben und unter ihnen an den Verfasser der »Bonhomien« zurückgedenke. Wollte ich, was meine Erfahrung von ihm kennenlernte, in wenig Worten sagen, so wäre es jene Inschrift alten Gehalts, die Kleist seinem Freunde setzte:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack,
Bescheidenheit

Und Menschenlieb und Redlichkeit,
Des Bürgers Tugenden, des feinsten Mannes Gaben,
Besäß er, den man hier begraben.

Er lebte seiner Stadt; er starb mit stillem Mut.

Ihr Winde, wehet sanft, wo seine Asche ruht.

Lebe wohl, geliebte, gutmütige Seele!

Siebente Sammlung

(1796)

81.

Ihnen ist der berühmte Streit bekannt, der unter Ludwig dem Vierzehnten über den Vorzug der alten oder der neuern Nationen in Wissenschaften und Künsten mit großer Wärme geführt ward und an welchem auch außer Frankreich Gelehrte und Künstler Anteil nahmen. Da man nicht allemal genug bestimmte, von welchen Alten oder Neuern, von welchen Künsten und Wissenschaften die Rede sei, es übrigens dabei auch mehr auf einen Rangstreit damals lebender Personen als auf eine unparteiische Schätzung alter und neuer Verdienste angesehen war, so konnte wenig ausgemacht werden, obgleich von beiden Teilen viel Gutes gesagt ward.

In der *Kultur zum Schönen*, die wir der Kürze halben *Poesie* nennen wollen, springt uns der Unterschied alter und neuer Zeiten, d.i. der Griechen und Römer in Vergleich aller neueren europäischen Völker, ins Auge. Wir mögen italienische, spanische, französische, englische, deutsche Dichter, aus welchen Zeiten wir wollen, lesen: *der Unterschied ist*

unverkennbar.

Und doch wird es schwer, ihn sich im reinsten Umriß aufzuklären, noch schwerer, ihn bis auf seine ersten Ursachen zurückzuführen und dabei jeder Nation und Zeit ihr Recht widerfahren zu lassen. Wie? kann man fragen, blühet diese schöne Blume der Humanität, *Poesie in Denkart, Sitten und Sprache*, nicht überall und allezeit gleich glücklich? Und wenn zu ihrem Aufkommen ein besondrer Boden, eine eigene Pflege und Witterung gehöret, welches ist dieser Boden, diese Witterung und Pflege? Oder wenn sie mit jeder Zeit, unter einem andern Himmelsstrich auch ihre Gestalt und Farbe verändern muß, welches ist das Gesetz dieser Veränderung? geht sie ins Bessere oder Schlechtere über? -

Über diese Fragen, die man oft getan hat, sind mir einige *Fragmente* zu Händen gekommen, die mir der Aufmerksamkeit unsrer Gesellschaft nicht unwert scheinen. Die Blüte der alten Kultur unter Griechen und Römern setzen sie entweder als bekannt voraus, oder es fehlt die Untersuchung darüber in den mir zugekommenen Blättern. Diese bemerken vorzüglich, wie sich die *mittlere* und *neue europäische* Kultur in und durch Dichtkunst, und zwar bei den verschiedenen Nationen Europas nach besondern Veranlassungen, Hilfsmitteln und Zwecken, gebildet habe Das Endurteil, in manchen Stücken die Vergleichung

selbst, überlassen sie dem Leser. Da in ihnen die Poesie in einem weiten Verstande genommen und als Werkzeug oder als Kunstprodukt und *Blüte der Kultur und Humanität nach Nationen und Zeiten im allgemeinen* betrachtet wird, mich dünkt, so werden wir bei jedem Fragment zu eignen Gedanken Gelegenheit finden, und dies ist doch der schönste Zweck einer schriftlichen Unterhaltung.

Erstes Fragment

Verfall der Poesie bei Griechen und Römern

Im Frühlinge und in der Jugend singt man; in der Winterzeit und im Alter verstummen die Töne. Die lebendigste Poesie Griechenlandes traf auf eine gewisse Jugendzeit des Volks und der Sprache, auf einen Frühling der Kultur und Gesinnungen, in welchem sich mehrere Künste, keine noch im Übermaß, glücklich verbanden, endlich selbst auf einen Frühling von Zeitumständen und Weltgegend, in welchem entsprossen konnte, was entsprossen ist. Von der Poesie der ältesten Sänger und von Bildung der Sprache durch ihren Gesang, von Alcäus und der Sappho, von Pindar und dem Chor der Griechen haben wir geredet [101](#) und allenthalben einen jugendlich aufstrebenden

Geist, jene erste Blume der Kultur, bemerket, die, wenn sie verblühet und zur Frucht gediehen ist, der laueste Zephir nicht wieder erwecken mag.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es war eine Zeit, da Poesie alle menschliche Weisheit in sich faßte oder deren Stelle vertrat. Sie sang die Götter und erhielt die ruhmwürdigen Taten der Vorfahren, der Väter und Helden; sie lehrte die Menschen Lebensweisheit und war, so wie das einzige und schönste Mittel ihres Unterrichts, so auch an Festen und in Gesellschaft ihr geistigstes Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden oder solange sie noch nicht häufig im Gebrauch war, sangen die *Töchter der Erinnerung*, die Musen, und wurden mit Entzücken gehöret. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergetzer des Volks, Lohner großer Taten, Weise. -

Je mehr die Schrift aufkam und sich durch sie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wissenschaften auseinandergingen und einzeln bearbeitet wurden, desto mehr mußte der Poesie allmählich von ihrer Allgemeinherrschaft entnommen werden; denn sobald man schreiben konnte, wollten viele eine wahre Geschichte lieber in Prose, die der Poesie nachgebildet war, lesen oder lesen hören, als Fabel und Geschichte fernerhin in Hexametern durch Gesang vernehmen. Allmählich verstummte also die erzählende Muse

oder sang aus Sagen ihrer ältern Schwester künstlich gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philosophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, insonderheit des Menschengeschlechts und seiner Verfassungen, untersuchte, desto weiter entfernte man sich von jener alten Einfalt *moralischer Sprüche*, denen die Poesie einst Glanz und Nachdruck geben konnte. Philosophische Unterredungen und Systeme konnte der Dichter nicht mit derselben Kraft wie alte Begebenheiten und sinnliche Gegenstände darstellen; er war hier in einem fremden Lande.

Auch die Mythologie selbst, die der Poesie einst so viel Schwung gegeben hatte, ward mit der Zeit eine alte Sage. Der kindliche oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und Heroen war dahin; was tausendfach gesungen war, mußte zuletzt, bloß dem Herkommen gemäß, mit trockner Kälte gesungen werden; es hatte seine Zeit überlebt.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Gesanges sind, wo waren diese hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechenland zuletzt erlebte? In- und auswärtige Kriege zerstörten, löseten auf und mischten alles untereinander. Der lebendige Geist aufblühender Pflanzvölker, fröhlicher Inseln, im Ruhm und Gesange wetteifernder Städte war längst entwichen; und ob man gleich die Anstalten, durch welche

er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche, Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater u.f., solange es möglich war, erhielt oder wiederherstellte, so war doch jene Jugend nicht zurückzurufen, in welcher dies alles wie durch sich selbst entstanden und veranlaßt war. Auch Hadrian rief diesen Genius nicht aus Hektors Grabe. Zuletzt kamen die Barbaren heran; und als die christliche Religion über Griechenland herrschte, da sang z.B. Synesius der Bischof¹⁰² von jenen alten Zeiten also:

Wohlauf, klangvolle Zither!
Nach Tejer-Melodien,
Nach lesbischen Gesängen
In *feierlichern* Tönen
Ein *dorisch* Lied zu singen;
Ein Lied, doch nicht von Nymphen,
Die aphrodisisch lächeln,
Auch nicht von holden Knaben
In süßer Lebensblüte.
Ein himmlisch-reines Feuer
Von gottgeweihter Inbrunst
Treibt mich, daß ich die Zither
Zu heil'gen Liedern schlage
Und jeder süßen Sünde
Der Erdenlust entweiche.
Was ist dann Macht und Schönheit?

Was ist dann Ruhm und Reichtum?
Und alle Königsehren
Entgegen frommer Andacht?
Der sei ein schöner Reiter,
Ein schneller Schütze *jener*,
Ein anderer bewache
Gehäufte goldne Schätze.
Dem hange seine Locke
Zierlich hinab die Schulter;
Von *jenem* sei gepriesen
Bei Jünglingen und Mädchen
Sein glänzend-holdes Antlitz.
Mir sei ein stilles Leben,
Ein heiliges vergönnet,
Unscheinbar vor den Menschen,
Doch nicht vor Gott verborgen.
Mir stehe bei die Weisheit,
Die stark ist, mich zu leiten
Durch Jugend und durch Alter.
Sie, Königin des Reichtums,
Die auf unebnen Wegen
Das harte Joch der Armut
Mit leichtem Mut erträget;
Sie, die in bittrem Kummer
Des Lebens heiter lächelt. -
Soviel sei mir gewähret,
Daß, schwarzer Sorg' entnommen,

Ich eines Nachbars Hütte
Im Mangel nie bedürfe. -
Horch auf! Cicada singet,
Von Morgentaue trunken.
Schau, wie die Saite stärker
Mir schlägt und eine Stimme
Begeisternd mich umtönet!
Was gibst du für ein Lied mir,
Du heilige Begeistrung? -

Und so geht der Gesang in platonisch-christliche Ideen über.¹⁰³

Die *Geschichte der Römer* endete nicht anders. Ihnen war die Poesie, insonderheit der lyrische Gesang, gewissermaßen immer eine fremde Kunst geblieben; die Oden Catulls und Horaz' sind nur ein Nachhall der griechischen Lyra. Auch hat es ein Gelehrter unsrer Zeit wahrscheinlich gemacht,¹⁰⁴ daß selbst Horaz' Oden zuerst lange nicht soviel Zelebrität hatten, als sie in der Folge, insonderheit seitdem die lateinische Sprache eine tote Sprache war, mit Recht erhielten. Nachfolger fand dieser schöne Dichter unter den Römern wenige und keinen, der an ihn reichte. Bis auf ein paar Stücke des Statius und einige arme Gedichte der Grammatiker sind diese auch untergegangen, so daß in Latium das Feld der lyrischen

Poesie von Augustus' Zeiten hinab für uns am ödesten daliegt.¹⁰⁵

Die Ursachen hievon sind fast dieselben wie in der griechischen Geschichte. Die alte Mythologie war den Römern von Anbeginn an ungleich fremder und entfernter, als sie es in den neueren Zeiten den Griechen je werden konnte. Schon bei Virgil und Ovid, bei Propertius und Horaz bemerkt man dies *Fernhergebrachte* zuweilen mit einigem Anstoß; bei Seneca, Statius, beim blühenden Claudian, Ausonius u.f. noch viel mehr. Man fühlt, die alte Götterlehre habe sich überlebt. Ohne Zweifel war dies mit eine Ursache, warum die meisten römischen Dichter, z.B. Ennius, Lucan, Silius, Claudian, lieber *historische* als rein *heroische* Gedichte schrieben und einige sogar ziemlich unpoetische Gegenstände wählten. Der alte Blumengarten war abgeblühet. Die Thebaiden- und Achilleiden-Dichter, noch mehr aber die schrecklichen Atriden-Sänger hatten nicht nur den Reiz der Neuheit verloren, sondern die Satirendichter gingen ihnen auch hart entgegen.

Der Zustand Italiens und der römischen Provinzen unter den meisten Kaisern lockte noch minder einen neuen Frühling hervor. Wahnsinnige Tyrannen bedrückten die Welt; Kriege, bald auch die Anfälle der Barbaren verheereten sie, und unter den wenigen guten Kaisern ward aus mehreren Ursachen lieber

griechische Philosophie als römische Dichtkunst gepflegt. Jener hatte nach damaligen Umständen die trost- und hülftbedürftige Zeit mehr als dieser nötig. In Zeiten, die Tacitus beschreibt, in andern, die nachher folgten, wollte man wahrlich oft weniger singen als seufzen.

Der letzte Römer, Boëthius, endlich suchte auch in lyrischen Silbenmaßen Trost gegen sein Unglück; seine Philosophie gewährte ihm aber nicht sowohl *Gedichte* als philosophische Sentenzen.¹⁰⁶ Längst schon war nach und nach das Christentum ins Reich gedrungen; es hatte den Sieg erlangt und erfüllte bald alle heilige Orte mit christlichen Gesängen und Hymnen.

Nachschrift

Soweit das erste Fragment. Sammeln wir seine Winke, so werden wir gewahr, daß in Griechenland und Rom die echte *Poesie* mit Religion, Sitten und dem Staate selbst untergegangen sei; denn woran sollte sie sich, außer diesen ihren drei Grundstützen, halten? Waren die Götter zu Märchen worden, an welche niemand mehr glaubte, so ward man ihrer Lobgesänge, zuletzt auch des Gelächters über sie bald überdrüssig; der *Hymnus* sowohl als der *Mimus* hatte sich

an ihnen erschöpft.

Mit dem Ernst und der Anständigkeit in Sitten hatte die Poesie ihren gesundesten und festesten Nerv verloren; denn das Lachen eines Kranken ist nicht ein Zeichen seiner Gesundheit. Die niedrigen Zwecke, wozu man im üppigen Rom die Poesie anwandte, machten sie verächtlich, zuletzt abscheulich, so wie gegenteils die *strafende Poesie*, die ihre Geißel dagegen erhob, notwendig auch oft über die Grenzen des Schönen und Wohlgefälligen streifen mußte.

Sank endlich der Staat, so sank alles Edle mit ihm; nichts konnte sich retten; denn wohin hätte es außer dem Staat sich retten mögen? Wie in einbrechender Nacht sehen wir also allmählich die Sonne, die Abendröte, zuletzt auch die hie und da noch funkeln- den Sterne verschwinden: das Firmament umziehen dunkle Wolken, es wird Nacht. Vermutlich wäre das ganze südliche Europa eine so dunkle Nacht und ein Chaos worden, wenn nicht aus Orient ein sonderbarer Strahl die Finsternis zerteilt und einer neuen Morgen- röte von fern den Weg gebahnt hätte. Das zweite Fragment wird hievon reden.

Zweites Fragment

Christliche Hymnen

Den Hymnen, die das Christentum einfuhrte, lagen jene alte ebraische Psalmen zum Grunde, die, wo nicht als Gesänge oder Antiphonien, so doch als Gebete sehr bald in die Kirche kamen. Das Denkmal, das die bleibende Gegenwart des Stifters unter den Seinigen darstellen sollte, das *Abendmahl*, war unter Lobgesängen aus dem Psalmbuch eingesetzt; *er*, der Stifter des Christentums selbst, hatte sich mit Worten aus dem Psalmbuch getröstet; dem Psalmbuch also gaben Apostel und Kirchenväter mit Recht, auch seiner Popularität wegen, das größte Lob, da sowohl die Stimme einzelner Personen als eines ganzen Volks in *ihm* so herzlich, so stark und lieblich erschallte. Luther bei sehr veränderten Zeitumständen nennet es einen *Blumengarten von allerlei Blumen*, einen ganzen *Weltlauf von Zuständen des menschlichen Herzens und Lebens*.¹⁰⁷ Da ist keine Klage, meint er, kein Schmerz, kein Jammer, aber auch keine Hoffnung, kein Trost, keine Freude, die in ihm nicht ihren Ausdruck finde.

Und weil es mit der größten Einfalt abgefaßt ist (denn lyrisch-einfacher kann nichts sein als der Parallelismus der Psalmen, gleichsam ein doppeltes Chor, das sich einander fragt und antwortet, zurechtweist und bestärket), so war es einer einfältigen Christengemeine, sowohl in Zeiten des Drucks als in Empfindungen der Freude und Hoffnung, wie vom Himmel gegeben. Daher der frühe Gebrauch dieses Buchs in der christlichen Kirche; daher von den ersten Zeiten an, ehe es christliche Dichter geben konnte, jene lauten Gesänge, dadurch sich ihre Zusammenkünfte den Römern merkbar machten;¹⁰⁸ es waren *Psalmen*.

»Das schöne Buch, das Richtsheit guter Sitten.
Die starke Kraft, den Himmel zu erbitten,
Des Lebens Trost, der Mut zum Sterben gibt,
Was *der* Held sang, den Gott grundauss geliebt,
Ward durch den Saal der ganzen Welt gesungen,
Und regte sich in aller Christen Zungen,«

sagt Opitz.

Nicht nur von seiten des *Inhalts*, sondern auch von seiten der *Form* ward dieser Gebrauch der Psalmen dem Geist und Herzen der Menschen eine Wohltat. Wie man in keinem lyrischen Dichter der Griechen und Römer so viel Lehre, Trost und Unterweisung wie hier beisammen fand, so war auch schwerlich

irgendwo sonst (wenn man die Psalmen nur als Oden betrachtet) eine so reiche Abwechslung des Tons in jeder Gesangesart wie hier gegeben. Zwei Jahrtausende her sind diese alte Psalmen oft und vielfach übersetzt und nachgeahmet worden; und doch ist noch manche *neue Bildung* ihrer vielfassenden reichen Manier möglich. Sie sind Blumen, die sich nach jeder Zeit, nach jedem Boden verwandeln und immer in frischer Jugend dastehn. Eben weil dies Buch die einfachsten lyrischen Töne zum Ausdruck der mannigfaltigsten Empfindungen enthält, ist es ein *Gesangbuch für alle Zeiten*.

Den näheren Ton zu christlichen Gesängen gaben indes die *Lobgesänge Zacharias' und der Maria, der Gruß des Engels, der Abschied Simeons* u.f., mit denen das *Neue Testament* anfang. Ihre sanftere Stimme war dem Geist des Christentums gemäßer als selbst der laute Paukenschall jener alten frohlockenden Halleluja, obgleich auch diese vielfach angewandt und mit Stimmen der Propheten oder anderer biblischen Gesänge bald verstärkt, bald gemildert wurden. Über den Gräbern der Verstorbenen, deren Auferstehung man im Geist schon gegenwärtig erblickte, in Einöden und Katakomben ertönten zuerst diese Buß- und Gebet-, diese Trauer- und Hoffnungspsalmen, bis sie nach öffentlicher Einführung des Christentums aus dem Dunkel ins Licht, aus der Einsamkeit in

prächtige Kirchen, vor geweihte Altäre traten und jetzt auch in ihrem Ausdruck Pracht annahmen. Schwerlich wird jemand sein, der z.B. im Gesange des Prudentius: »Iam moesta quiesce querela,« nicht von rührenden Tönen sein Herz ergriffen fühlte, dem der Totengesang: »Dies irae, dies illa,« nicht Schauder einjagte, den so viel andre Hymnen, jeder mit seinem Charakter bezeichnet, z.B. »Veni, redemptor gentium,« »Vexilla Regis prodeunt,« »Salvete, flores Martyrum,« »Pange lingua gloriosi« u.f., nicht in den Ton versetzten, den jeder Hymnus will und in seiner demütigen Gestalt, mit allen seinen kirchlichen Idiotismen mächtig gebietet. In diesem tönt die Stimme der Betenden; jenen könnte nur die Harfe begleiten; in andern schallt die Posaune; es ruft und tönt die tausendstimmige Orgel u.f. -

Fragt man sich um die Ursache der sonderbaren Wirkung, die man von diesen altchristlichen Gesängen empfindet, so wird man dabei eigen betroffen. Es ist nichts weniger als ein neuer *Gedanke*, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur feierliche Rezitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt aller in allen wieder. Selten sind es auch überraschend-feine und neue *Empfindungen*, mit denen sie uns etwa durchströmen; aufs Neue und Feine ist in

den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist's denn, was uns rühret? *Einfalt und Wahrheit*. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, *eines** Herzens und Glaubens. Die meisten sind eingerichtet, daß sie alle Tage gesungen werden können und sollen, oder sie sind an Feste der Jahreszeiten gebunden. Wie diese wiederkommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr *christliches Bekenntnis* wieder. Zu fein ist in den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen; es herrscht in ihnen allen ein *allgemeiner populärer Inhalt* in großen Akzenten. Wer in einem »Te Deum« oder »Salve regina« neue Gedanken sucht, sucht sie an unrechtem Orte; eben das *täglich und ewig Bekannte* soll hier das Gepräge der Wahrheit sein. Der Gesang soll ein ambrosisches Opfer der Natur werden, unsterblich und wiederkehrend wie diese.

Es ergibt sich hieraus, daß, da man bei christlichen Hymnen auf die Schönheit eines klassischen Ausdrucks, auf die Anmut der Empfindung im gegenwärtigen Moment, kurz, auf die Wirkung eines eigentlichen *Kunstwerks* gar nicht rechnete, diese Gesänge, sobald sie eingeführt waren, die sonderbarsten Folgen haben mußten. Wie nämlich die Hand der Christen Bildsäulen und Tempel der Götter dem unsichtbaren Gott zu Ehren zerstörte, so hielten diese Hymnen auch einen Keim in sich, der den heidnischen Gesängen

den Tod bringen sollte. Nicht nur wurden von den Christen jene Hymnen an Götter und Göttinnen, an Heroen und Genien als Werke der Ungläubigen oder der Abergläubigen angesehen, sondern und vorzüglich ward auch der Keim, der sie hervorgebracht hatte, die *dichtende oder spielende Einbildungskraft*, die *Lust und Fröhlichkeit des Volks an Nationalfesten* u.f., als eine Schule böser Dämonen verdammt, ja der *Nationalruhm selbst*, auf welchen jene Gesänge wirkten, als eine gefährlich-glänzende Sünde verachtet. Die *alte Religion* hatte sich überlebt; die neue Religion hatte gewonnen, wenn die Torheit des heidnischen Götzendienstes und Aberglaubens die Unordnungen und Greuel, die an den Festen des Bacchus der Kybele, der Aphrodite vorgingen, ins Licht kamen. Also auch was von der Poesie dahin gehörte, war ein Werk des Teufels. Es begann eine *neue Zeit für Poesie, Musik, Sprache, Wissenschaften*, selbst für die *ganze Richtung der menschlichen Denkart*.

Denn 1. *Fortan war die Poesie keinem Volk, keinem Lande eigen*, weil dieser Geist christlicher Hymnen mit Zerstörung aller Nationalheiligtümer die Völker insgesamt umfaßte und *glauben* lehrte. An die Stelle jener längst verlebten Heroen und Nationalwohltäter traten jetzt *neue Heroen*, die Märtyrer, die auf der Erde ihre Festtage, Kirchen und Patrimonien bekamen, wie sie als Schutzpatrone und Fürbitter bei

Gott angesehene Plätze droben besaßen. Himmel und Erde war also den Heiligen gegeben, die christliche Welt war unter sie verteilet. Statt einzelner irdischer Wohltaten sang man *eine* große Wohltat, *die Erlösung der Welt vom Aberglauben und den Dämonen*. Statt eingeschränkter irdischer Hoffnungen sang man *eine* große Hoffnung, *die Erwartung der Ankunft des Richters über Lebendige und Tote*, mit welcher die Gesamtherrschaft in seinem Reiche wesentlich verknüpft war. Jahrhundertlang hielt man diese Ankunft für nah; alle traurige Zeichen der Zeit, an denen man größtenteils selbst schuld war, wurden auf sie gedeutet; und ungeheure Dinge, Verfolgungen, Schenkungen, Kriege, wurden durch sie befördert. Hymnen an die Märtyrer, Hoffnungen der Auferstehung und der Wiederkunft Christi machen also einen großen Teil der Dichtkunst dieser Zeiten aus; sie waren auch eine mächtige Triebfeder. Von heidnischer Poesie mochte untergehen, was untergehen wollte; was man rettete, ward etwa der Sprache, der Silbenmaße, der späteren platonischen Philosophie oder zufällig eines dem Christentum zuträglichen Umstandes wegen erhalten. Selbst die jüdischen Psalmen wurden jetzt bloß und allein christlich verstanden und gegen Ketzer, ja gegen die Juden selbst zeitmäßig gedeutet; es ward mit ihnen gebetet, geflucht, verbannet, exorzisieret. Was irgend man in der Literatur fand und anwenden

wollte, verlor seinen alten Zweck und ward *christlich*.

2. Die *Musik* bekam durch die christlichen Hymnen mit der Zeit eine ganz andre Art und Weise. Da der Inhalt dieser Gesänge gleichsam ein *Chor der Völker* und so allgemein war, daß sich die Töne dem einzelnen Ausdruck einer individuellen Empfindung weder anschließen konnten noch sollten, so ging dabei der Strom der Musik, allumfassend, in seinem großen Gange desto ungehinderter und prächtiger fort. Wenig achtete er auf Füße des Silbenmaßes, auf den Inhalt einzelner Strophen, auf einzelne Worte; mit der Strophe, welches Inhalts sie auch war, kehrte der Gesang wieder; das *Feierliche* verbarg jede Verschiedenheit in seinen weiten Mantel. Bei den Griechen war dies anders gewesen; bei ihnen war die Poesie herrschend, die Musik dienend. Jetzt ward die Musik herrschend, die im Silbenmaß gebrechliche Poesie diente. Ein einziger Umstand, der schon einen völligen Unterschied zwischen der alten und neuen Poesie, der alten und neuen Musik gründet. Die jetzt herrschende Musik, die gleichsam von einem unermesslichen Chor in den Wolken getragen ward, mußte notwendig, später oder früher, *für sich selbst ein Gebäude der Harmonie* ausbilden, da bei den Hymnen des Christentums auf Melodie wenig, auf einzelne Glieder des Versbaues und der Empfindungen noch weniger und auf ein daraus entspringendes momentanes Kunstvergnügen gar

nicht gerechnet war. Der Tonkünstler dagegen war Zauberer in den Wolken, der mit seinen Schritten im großen Gange der Harmonie desto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte und auf andächtige Gemüther in diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte. Durch den christlichen Gesang war also die *Harmonie der Stimmen im Konzert der Völker gleichsam gegeben*.

3. Auch die *Sprache* ward durch diese neue Einrichtung der Dinge sehr verändert. Wenn bei Griechen und Römern jener alte echte Rhythmus, nach welchem jede Silbe ihr bestimmtes Zeitmaß an Länge und Kürze, an Tiefe und Höhe hatte, nicht schon verlorengegangen war, so ging er jetzt, wie die christlichen Hymnen zeigen, bald verloren. Man achtete auf ihn wenig und folgte dagegen, weil auf Popularität alles gerechnet war, der *gemeinen Aussprache*, ihren *Perioden* und *Kadenzen*, kurz, dem *Wohlklange des plebejen Ohrs*. Ohne Quantität der Silben brachte man also Reime und Assonanzen ins Spiel; man formte einen gewissen Numerus der Strophe, der dem alltäglichen Gehör gemäß war, den aber die Griechen und Römer nur in den sogenannten politischen oder gemeinen Volksversen erträglich gefunden hatten. Im Innern konnte die Sprache ebensowenig rein bleiben, *da jetzt in Poesie und Rede der Genius fast aller Völker miteinander vermischt ward*. Ausdrücke der

Ebräer und anderer Asiaten, der Griechen und Römer in den verschiedensten Provinzen, endlich der Barbaren, die Sieger waren und Christen wurden, flossen zusammen: so ward dann nach Ort und Zeit das Griechische und das Latein der mittleren Zeiten gebildet, das man mit Recht die *Mönchssprache* nennet. Sie bildete sich einen Reichtum neuer Ausdrücke nach ihren Bedürfnissen und Umständen; der alte *Römergenius* aber war verschwunden.

4. Wie manche *Wissenschaften* das damalige Christentum entbehrlich glaubte, erweist die Geschichte der mittleren Zeiten. Gesänge, Predigten und Ordensregeln, die vom Untergange der Welt (*seculi huius*), von der Eitelkeit aller irdischen Dinge, von der Trügllichkeit des menschlichen Geistes, von der Nähe eines Reichs sprechen, in welchem alles anders sein wird und sein muß, fachen nicht eben die Lust an, den gegenwärtigen Zustand der Welt, wie er ist, zu beleben. Im Himmel war das Vaterland der Christen; dahinauf strebten ihre Gesänge; das Schema der gegenwärtigen Welt war ihnen vergänglich, ob sie es übrigens gleich für sich sehr gut und ein Teil mit Bedrückung eines größeren andern Teils der Menschheit zu gebrauchen wußten.

5. Dagegen ward bald, hie und da, jene *mystische Empfindungstheologie* ausgesponnen, die, ihrer stillen Gestalt ungeachtet, vielleicht die wirksamste

Theologie in der Welt gewesen. Im Christentum schlang sie sich dem jüngeren Platonismus an, der ihr viel Zweige der Vereinigung darbot; aber auch ohne Platonismus war sie bei allen Völkern, die empfindend dachten und denkend empfanden, in jeder Religion, die *beseligen* wollte, am Ende das Ziel der Betrachtung. Sinnliche Völker selbst haben zuweilen auf die sonderbarste Weise einen *Mystizismus* gesucht und sich in ihm berauschet; *vernünftelnde* Völker suchten ihn auf ihre Weise. Der Grund dazu liegt in der Natur des Menschen. Er will Ruhe und Tätigkeit, Genuß und Beschauung auf die kostenfreieste, dauerhafteste, zugleich auch auf die untrüglichsste, auf eine gleichsam *unendliche* Weise. So gern möchte er *mit Ideen leben und selbst Idee sein*. Die träge Zeit, den leeren Raum, die lahme Bewegung um sich her möchte er gern überspringen und vernichten, dagegen alles an sich ziehn, sich allem zueignen und zuletzt in einem *Ideal* zerfließen, das jeden Genuß in sich faßt, wohin seine Vorstellung reicht. Viele Umstände der damaligen und folgenden Zeit kamen zusammen, diesen Mystizismus zu nähren und ihn dem Christentum, zu welchem er ursprünglich nicht gehörte, einzuverleiben. Ein spekulierender Geist, dem es an Materie zur Spekulation fehlet, ein liebendes Herz ohne Gegenstand der Liebe gerät immer auf den Mystizismus Einsame Gegenden, Klosterzellen, ein Krankenlager,

Gefängnis und Kerker, endlich auch auffallende Begebenheiten, die Bekanntschaft mit sonderbar-liebreichen und bedeutenden Personen, Worte, die man von ihnen gehört, Zeichen der Zeit, die man erlebt hat, u.f., alle diese Dinge brüten den Mystizismus, dies Lieblingskind unsrer geistigen Wirksamkeit und Trägheit, in einer groben oder seidenen Umhüllung aus und geben ihm zuletzt die bunten Flügel des himmlischen Amors. Man liebet, und weiß nicht, wenn man begehret, und weiß nicht, was? *Etwas Unendliches, das Höchste, Schönste, Beste.*

So unentbehrlich dem Menschen diese Tendenz nach dem Vortrefflichsten und Vollkommensten ist, ohne welche er wie eine Raupe umherkröche und vermoderte, so leer bleibt dennoch die Seele, wenn sie, bloß auf Flügeln der Imagination im Taumel der Begeisterung fortgetragen, in ungeheuren Wüsten umherschweift. Das Unendliche gibt kein Bild; denn es hat keinen Umriß; selten haben diesen auch die Poesien, die das Unermeßliche singen. Sie schwingen sich entweder in ein Empyreum des Urlichts voll gestaltloser Seraphim auf, oder wenn sie von da in die Tiefen des menschlichen Herzens zurückkehren, kann die erhöhte Spekulation dennoch nur aus ihm jene Urbilder himmlischer Schönheit holen, die sie über den Wolken begrüßet und in ein Paradies der Liebe und Seligkeit hinaufzaubert. Die Hymnen der mittleren

Zeiten sind voll von diesen goldnen Bildern, in die unermessliche Bläue des Himmels gemallet. Ich glaube nicht, daß es Ausdrücke süßerer Empfindungen gebe, als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode Christi, bei dem Schmerz der Maria, bei ihrem Abschiede aus der Sichtbarkeit oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel und bei dem freudigen Hingange so manches Märtyrers, bei der sehnenden Geduld so mancher leidenden Seele, meistens in den einfachsten Silbenmaßen, oft in Idiotismen und Solözismen des Affekts geäußert wurden. Wer sich davon überzeugen will, lese die frommen Liebesgesänge des heil. Bernhards und Thomas', des Kardinals Bona, der heil. Therese, des Juan de la Cruz und ihresgleichen, oder vielmehr er höre sie mit Musik begleitet. Das »Stabat Mater dolorosa« (Jacobus de Benedictis ist sein Verfasser) ist in Pergolesis Komposition sehr bekannt; dergleichen süße Schmerzen- und Liebesgesänge gibt's in der Mönchssprache viele, die ganz dazu geschaffen scheinet. Wilder Silbenmaße bediente man sich dabei nicht, vielmehr äußerst anständiger und sanfter. Selbst das verzückte Metrum des sogenannten Pervigilii: »cras amet, qui numquam amavit,« das in den Hymnen oft gebraucht ist, erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde, die uns gleichsam aus uns selbst hinaussetzt und unser ganzes Wesen erweitert. Wie konnte dies auch anders sein, da, wo man die Bibel

nur aufschlägt, im Hohenliede, Propheten, Psalmen, in den Evangelien, Briefen und der Offenbarung, man Ausdrücke bald der erhabensten Einfalt, bald der in-
nigsten Zärtlichkeit und Liebe findet? Wer Händels
Messias, einige Psalmen von Marcello und Allegris,
Leo, Palestrina Kompositionen der simpelsten bibli-
schen Worte gehört hat und dann die lateinische
Bibel, christliche Epitaphien, Passions-, Grab-, Auf-
erstehungslieder liest, der wird sich trotz aller Solö-
zismen und Idiotismen in dieser christlichen wie in
einer *neuen Welt* fühlen.

Nachschrift

Da ich es nicht voraussetzen kann, daß jedem von
Ihnen eine Menge der Hymnen bekannt sei, von denen
das Fragment redet, so lasse ich von einigen der ange-
führten nur Strophen abschreiben, die ich etwa mit
einer Anmerkung begleite. Die Solözismen und Idio-
tismen darin gehören zur Sprache der Zeit; überhaupt
sind diese Verse nicht zu lesen, sondern mit der ihnen
gebührenden Musik zu hören:

1.

*Iam moesta quiesce*¹⁰⁹

Iam moesta quiesce querela!
Lacrimas suspendite, matres;
Nullus sua pignora plangat
Mors haec reparatio vitae est.

Nunc suscipe, terra, fovendum
Gremioque hunc concipe molli;
Hominis tibi membra sequestro
Generosa et fragmina credo.

Veniant modo tempora justa,
Cum spem Deus impleat omnem;
Reddas patefacta, necesse est,
Qualem tibi trado figuram. seq.

2.

*Dies irae*¹¹⁰

Dies irae, dies illa
Solvat saeculum in favilla
Teste David cum Sibylla.

Quantus tremor est futurus,
Quando iudex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante tronum.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura
Iudicanti responsura.

Liber divus tunc pandetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus iudicetur.

Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix iustus sit securus.

Rex tremendae Maiestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis. seq.

Lauda Sion Salvatorem,
Lauda Ducem et Pastorem
In hymnis et canticis;
Quantum potes, tantum aude,
Quia maior omni laude
Nec laudare sufficis.

Sit laus plena, sit sonora,
Sit iucunda, sit decora
Mentis iubilatio.
Dies enim agitur,
In qua mensae ruminatur
Huius institutio. seq.

4.

Pange lingua gloriosi proelium certaminis
Et super crucis trophaeo dic triumphum nobilem;
Qualiter redemptor orbis immolatus vicerit.
Crux fidelis inter omnes arbor una nobilis
Nulla talem sylva profert fronde, flore, germine,
Dulce lignum, dulce signum, dulce pondus sustinens.
seq.

5.

Ave maris stella, Dei mater alma,
Atque semper virgo, felix coeli porta.
Virgo singularis, inter omnes mitis
Nos culpis solutos mites fac et castos etc.

6.111

Stabat mater dolorosa,
Iuxta crucem lacrimosa
Dum pendeat filius.
Cuius animam gementem,
Contristatam et dolentem,
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater Unigeniti,
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas incliti.

Fac me cruce custodiri
Morte Christi praemuniri
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac ut anima donetur

Paradisi gloria.

7.112

Ut quid iubes, pusiolo?
Quare mandas, filiole,
Carmen dulce me cantare,
Cum sim longe exsul valde
Intra mare;
O cur iubes canere?

Magis mihi miserale
Flere libet puerale
Plus plorare quam cantare
Carmen tale iubes quare?
Amor care,
O cur iubes canere?

83.

Mit Ihrem »Dies irae, dies illa« haben Sie mir eine schöne Welt zu Grabe geläutet: die Welt der Erscheinungen des Altertums *in ihren bestimmten, lieblichen Formen, in ihren bedeutenden Gebärden, in ihren gleichsam organisierten Tönen*. Sie wird nicht

wiederkommen auf unsrer Erde, sowenig uns unsre Jugend zurückkommt.

Jene ersten Versuche der Menschen, sich das Unsichtbare *sichtbar*, das Vergangene und Entfernte *gegenwärtig* zu machen, eine Welt von Gegenständen, von Bildern und Empfindungen durch Worte und Töne *darzustellen*, und zwar also darzustellen, daß auch ihre *Folge* sprechend, daß ihre *Veränderung in Licht und Farben* bis zum Kleinsten empfunden oder bemerkt werde - diese Versuche, in einer gegebenen langen Zeit zu Meisterwerken der *poetischen Kunst* erhöht, von einer Nation, der die Kunst *Natur*, der Geschmack am Schönen *Charakter* gewesen zu sein scheint, werden ihresgleichen schwerlich in Zeiten finden, die Ihre angeführte Hymnen eingeläutet haben.

Nichts ist von zarterem Wesen als der echte *Natur- und Kunstgeschmack*. Durch Frömmigkeit und Andacht, selbst durch Gelehrsamkeit und Fleiß läßt er sich nicht erlangen; er ist eine himmlische Grazie, die auf unsrer Erde nur hie und da, dann und wann erscheint. Sie kann ebenso leicht weggebetet als westudiert werden; einmal vertrieben, kommt sie selten oder spät wieder.

Und doch ist mit diesem *Natur- und Kunstgeschmack* selbst der *richtige Sinn*, die *wahre Vernunft des Menschen* so innig verbunden. Schwerlich werde ich in Ihrem Athanasius und Ambrosius so schlicht

und rein zu lesen bekommen, was mich Ciceros »Pflichten,« Horaz' »Briefe« und »Sermonen« lehren. Die Litaneien und Legenden der Heiligen, ja das ganze Breviarium dieser Sittenlehre und Weisheit wird das echte Richtmaß menschlicher Moralität kaum so strenge an mich legen, als es die *festen Lehren des Altertums*, seine mit sichrer Hand, im bestimtesten Umriß gezeichneten *Charaktere* zu tun vermochten. Ist einmal der Gesichtskreis und das Ziel der Bestimmung verrückt, zu welchem die Menschen auf Erden leben, so erscheinen durch katoptrische Spiegel zurückgeworfene seltsame Bilder und Vorbilder des Lebens. Eine Zauberlaterne bringt Gestalten hervor, die in Schrecken und Verwunderung setzen können, denen man aber nicht ohne Gefahr folgt.

Ihr Fragment meldete uns an, daß sich fortan die *Musik von der Poesie scheiden und in eignen Regionen ihr Kunstwerk treiben werde*; fürs unbewehrte menschliche Geschlecht eine gefährliche Scheidung. Musik ohne Worte setzt uns in ein Reich dunkler Ideen, sie weckt Gefühle auf, jedem nach seiner Weise, Gefühle, wie sie im Herzen schlummern, die im Strom oder in der Flut künstlicher Töne ohne Worte keinen Wegweiser und Leiter finden. Eine Musik, die über Worte gebietet, ist nicht viel anders; sie herrscht *despotisch*. Erinnern Sie sich in Drydens Ode am Cäcilientage, wohin die Gewalt der Musik

den Alexander reißt? Der Halbgott sinkt der Buhlerin in den Arm, er schwingt die Fackel zu Persepolis' Brande. Auf gleiche Weise kann durch eine geistliche und, wenn man will, eine himmlische Musik die Seele dergestalt aus sich gesetzt werden, daß sie sich, unbrauchbar und stumpf gemacht für dies irdische Leben, in gestaltlosen Worten und Tönen *selbst verliert*.

Unsre zarte, fehlbare und fein empfängliche Natur hat *aller* Sinne nötig, die ihr Gott gegeben; sie kann *keinen* seines Dienstes entlassen, um sich einem andern allein anzuvertrauen; denn eben im *Gesamtgebrauch aller Sinne und Organe* zündet und leuchtet allein die Fackel des Lebens. Das Auge ist, wenn man will, der kälteste, der äußerlichste und oberflächlichste Sinn unter allen; er ist aber auch der schnellste, der umfassendste, der hellste Sinn; er umschreibt, teilt, bezirkt und übt die Meßkunst für alle seine Brüder. Das Ohr dagegen ist ein zwar tiefdringender, mächtig erschütternder, aber auch ein sehr abergläubiger Sinn. In seinen Schwingungen ist etwas Unabzählbares, Unermeßliches, das die Seele in eine süße Verzückung setzt, in welcher sie kein Ende findet. Behüte uns also die Muse vor einer bloßen *Poesie des Ohrs* ohne Berichtigung der Gestalten und ihres Maßes *durchs Auge*.

Nochmals gehe ich Ihr Fragment durch und frage:

»Wie, wenn aus dieser heil'gen Mönchspoesie eine Volksdichtung hervorgehen sollte, wie wird sie werden? Gewiß anders als die Poesie der Griechen war, nicht nur im Inhalt des Gesanges, sondern auch in desselben ganzer Art und Weise.«

1. Von *Mythologie* wird in ihr nicht die Rede sein können, da man diese als eine Dämonensage ansah. Wenn eine derselben gebildet werden sollte, wird sie aus dem Glauben der Kirche, aus Sagen des gemeinen Volks, aus Nationalmeinungen und Abenteuern hervorgehn. Jede solcher Gestalten wird die Kirche weihen und ordnen. -

2. *Reine Umrissse der Phantasie und des Natursinnes** nach Art der Griechen wird diese Dichtkunst schwerlich enthalten, da diese Welt ihr nur ein *vorübergehender Schatte* zur künftigen Welt ist. Zwischen beide wird sich der Blick teilen, mithin jene sich in eine Art Dämmerung verlieren. Höchstens also werden *Allegorien* auftreten, statt reiner und bestimmter Begriffe; auch wirkliche Personen werden gern als *Allegorien* und Larven oder als heilige Nebelgestalten erscheinen, die sich in der Ferne verlieren.

3. Das *Interesse*, das diese Poesie gibt, wird selten ein *Nationalinteresse* sein, wie bei Griechen und Römern, vielleicht aber *ein allgemeineres Interesse christlicher Völker*, die alle das heilige Bad besprengt

hat, die, als Begünstigte des Himmels mit dem Kreuz bezeichnet, eine eigne christliche Providenz über sich erkennen, Engel zu ihrer Seite haben und von der Erde gen Himmel wandern. In der Erzählung wird dies den Ton der Geschichte und Dichtung ganz ändern.

4. Allen Handlungen und Leidenschaften der Menschen, ihren Tugenden und Lastern wird hiemit eine eigne *religiose Farbe*, ein Anzug gegeben werden, den die alte Welt nicht kannte In die Liebe wird sich Andacht mischen und die Üppigkeit dagegen vielleicht desto sinnlicher ihr Werk treiben. Statt des Verdienstes der Vorfahren um ein enges Vaterland wird ein *andächtiger Ruhm*, eine Ehre hervorgehn, *die Stand ist und nach Ständen wirkt*. Auf diesem Wege wird eine *Sentimentalität* zum Vorschein kommen, von der die Poesie der Alten nicht wußte, eine anerzogene *Sentimentalität der Stände*.

5. Endlich, da der Rhythmus der Griechen verloren ist und sich der poetische Genius hier ungebildeten, mit dem römischen Volksdialekt vermischten Sprachen mitteilen soll, so werden in dieser Verwirrung ohne Silbenmaße der Alten sich ohne Zweifel rohere *Volksgesänge nach dem Modell der Mönchspoesie formen*. Was das innere Maß und Gewicht der Silben nicht tun kann, wird der *Reim* ersetzen sollen, mit dem von jeher das Ohr und die Zunge des Volks

spielte. Poesie wird also eine *gereimte Prose in Versperioden werden*, deren Abwechselung und Ründung etwa auch ein unwissendes Ohr verfolgen kann; dagegen die Musik, vom Bau der Silben getrennt, in ihrer eignen Region ihr Werk treibet. Lassen Sie uns bald einige Glocken- und Posaunen- und Orgeltöne, aber, wenn ich bitten darf, auch einige Töne der Harfe aus diesem neuen christlichen Odeum aller europäischen Nationen hören.

84.

Drittes Fragment

Bildung eines neuen Geschmacks in Europa und dessen erste Verfeinerung

Alle deutsche Nationen, die das römische Reich unter sich teilten, kamen mit *Heldenliedern von Taten ihrer Vorfahren* in die ihnen neue Welt; es sind auch Zeugnisse vorhanden, daß diese Gesänge unter ihnen sich lange erhalten haben. Wie auch anders? Diese Gesänge waren ja die ganze Wissenschaft und Geistesergötzung solcher barbarischen Völker, das Archiv ihres Ruhmes und Nachruhms. Was zu den Zeiten der griechischen Sänger *aidôn* der Fall

gewesen, kam jetzt auf eine rohere Weise wieder. Völker, die das Schreiben nicht viel kannten und noch weniger liebten, erhielten durch Lieder das Andenken ihrer Vorfahren, und jedes Volk hatte dabei seine eigne Lieblingshelden, seine eigne Lieblingstöne.

Sehr nützlich wäre es, wenn wir diese alten Wurzeln des Stammes der Denkart und Sprache unsrer Vorfahren noch besäßen, wenn wir die Lieder von *Mann* und *Hermann*, *Dietrich von Bern*, *Alboin*, *Hildebrand*, *Rüdiger*, *Siegfried*, die Engländer ihr *Horn-Child*, *Hervart*, *Grym*, *Hanelock*, und so jedes deutsche Volk die seinigen, noch hätten. Es gilt aber von allen diesen, was Horaz von jenen uralten griechischen Helden sagt, die vor Homer lebten:

Sie liegen alle, weil sie der heiligen
Gesänge darben, unbejammert,
Ruhmlos in ewiger Nacht begraben.

Die Veränderung und Mischung der Sprachen, bei den wandernden Völkern die Verschiedenheit des nordlichen und südlichen Klima, wohl aber am meisten der Fortgang der Sitten selbst hat uns dieser wahrscheinlich in rauhen Tönen besungenen Helden gestalten beraubt.

Wie verschieden nämlich die Mundarten der deutschen Sprache nach den verschiedenen

Volksstämmen, Zeiten und Gegenden waren, dergestalt, daß man die Goten am Schwarzen Meer, in Italien und Spanien, die Wandalen in Pommern und Afrika, die Angeln zu Hengst und zu Wilhelm des Eroberers Zeiten nicht für eins nehmen darf, so ist doch in allem, was wir von ihren Sprachen wissen, *ihr nordisches Gewand* unverkennbar. Die deutsche Sprache nämlich, zumal in rauhen Gegenden, liebt *einsilbige Töne*. Hart wird der Schall angestoßen, stark angeklungen, damit, soviel möglich, alles auf einmal gesagt werde. Eine Silbe soll alles fassen, die folgenden werden zusammengezogen und gleichsam verschlungen, so daß sie selten aushallen und kaum zwischen den Lippen als erstickte Geister schweben. Die ganze Bildung unsrer Sprache, am meisten die aus dem Latein bei uns aufgenommenen Worte und Namen beweisen dies; es sind hart zusammengedrückte Laute, und, was noch sonderbarer ist, mit dem Verfolg der Jahrhunderte hat sich dies Zusammendrängen der Buchstaben nicht vermindert, sondern vermehrt.

Ulfilas und Otfrieds Sprache sind ungleich tönender, als wie man z.B. im vorigen Jahrhundert oder noch jetzt aus dem Munde des Volks die Worte schreibt. Das Angelsächsische schlich mit viel stummen »e« in mehreren Silben langsam fort; das Englische, das sich unter den Normännern bildete, warf Buchstaben weg, drängte sie zusammen, schnitt vorn

und hinten ab die Silben; so entstand ein ganz neuer Gang und Rhythmus der Sprache.

Aus dieser beliebten *Einsilbigkeit* der nordischen Mundarten, bei der man aus Trägheit oder wie in böser Luft die Lippen kaum zu öffnen wagt und immer nur »*hm! hm!*« sprechen möchte, war es natürlich, daß, wenn man Worte gegeneinander künstlich stellen wollte, dies insonderheit im *Anklänge* bemerkt werden mußte, indem der Ausgang der Worte gern im Dunkeln blieb. Dies ist nun jenes berühmte System nordischer *Alliterationen* (Annominationen)¹¹³, das um kein Haar unnatürlicher als der Reim ist, indem man hier nur in der Mitte oder vorn reimet. Den Alten, d.i. Griechen und Römern, waren beide Arten eines solchen Wohlklanges Übelklänge; ähnliche Anklänge der Worte suchten sie wie den Reim zu vermeiden. Auch für die Gegenden eines besseren Klima war dieser nordische rauhe Silbentritt nicht; die spanischen Romanzen, die vielleicht nach gotischen Volksliedern geformt sind, haben jenen wilden, männlichen Jambus, der ursprünglich in Wäldern zum Jagd- und Kriegshorn tönte, fahrenlassen und statt dessen langsame Trochäen in weiblichen Ausgängen mit dem zuletzt prächtig verhallenden »*ar*« gewählt. In Italiens Luft zerfloß gleichfalls der gotische und longobardische Silbenanklang in weiche und immer weichere Töne. Kein Wunder also, daß jene alten

Heldenmelodien in dieser sanfteren Luft den Tönen nach allmählich verhallten.

Dabei aber gingen nicht sofort auch die *Erzählungen* selbst, jene *Heldensagen* zugrunde, die gleichsam die Seele dieser Völker, ihr Trank und ihre geistige Speise waren. Sie konnten nicht zugrunde gehen, weil diese Völker (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist) *abenteuerlich dachten* und entweder gar nicht oder im *Abenteurer* lebten. Ein Volk, von wenigen, aber starken Begriffen und Leidenschaften geregt und getrieben, hat wenig Lust zu ordnungsmäßigen, gewöhnlichen, ruhigen Geschäften; es bleibt gegen sie kalt und träge. Dagegen flammet's auf, wenn ein Abenteurer ruft, wenn wie ein Jagd- und Kriegshorn die *Abenteurersage* ertönt. In eingepflanzten Trieben, in angeborenen Begriffen und Neigungen ging diese Liebe zum Abenteurer auf Geschlechter hinab; der geistliche Stand, in dessen Händen die Bildung der Menschen nach Begriffen der Zeit war, bemächtigte sich dieses Triebes; er fabelte, dichtete, erzählte. Von Erzählungen fängt alle Kultur roher Völker an; sie lesen nicht, sie vernünfteln nicht gern, aber sie hören und lassen sich erzählen. So Kinder, so alle Stände, die, insonderheit unter freiem Himmel, ein halbmüßiges Leben führen. Wo sie auch leben, Norweger und Araber, Perser und Mogolen, der Gote, Sachse, Frank und Katte des Mittelalters, noch jetzt alle halbmüßige

Abenteurer, Krieger, Jäger, Reisende, Pilger haben hierin einerlei Geschmack, einerlei Zeitkürzung Unwissenheit ist die Mutter des Wunderbaren, unternehmende Kühnheit seine Ernährerin, unzählige Sagen seine Nachkommenschaft und ihr großer Mentor der Glaube. Wenn Mönche dergleichen Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und ihre Legenden selbst darnach schrieben, so taten sie es nicht immer aus Lust zu betrügen. Es war Geschmack und sogar Kreis des Wissens, Denkart der Zeit; eine echte Mönchschronik mußte vom Anfange der Welt anfangen und in bestimmten Zeiträumen durch Fabel und Geschichte der Griechen und Römer (Geschichte und Dichtung auf *einem* Grunde betrachtet) bis zum Ende der Welt fortgehn; das war der gegebene Umriß. Eben nach den Begebenheiten der Zeit, die allesamt *geistliche und weltliche Abenteuer* waren, formte sich der Umriß der Erzählung, bildete sich der Ton des Ganzen. Mehr als eine Chronik der mittleren Zeiten ist wie ein *zyklisches Gedicht* zu lesen.

Wenn aber und wie wird aus diesen vermischten Sagen und Abenteuermärchen so verschiedener Völker in so verschiedenen Gegenden und Umständen eine »Ilias,« eine »Odyssee« erwachsen, die allem gleichsam den Kranz raubte und jetzt als Sage der Sagen gelte?

Dazu gehört viel, insonderheit aber, daß die

Sprache und der Witz der europäischen Völker einigermassen verfeinert werde, daß Völker miteinander in Verbindung oder in Wettkampf geraten, dadurch sie einander verstehen lernen, endlich daß, wenn's sein kann, hier oder da ein *Homer* aufkomme, dem alle horchen.

Äußerst schwer und langsam konnte diese Aufgabe aufgelöst werden, da einesteils die Völker durch Stammesvorurteile und Leidenschaften blind getrennt, andererseits die Sitten so grob oder verderbt waren, daß schwerlich ein Lorbeerbaum für ganz Europa sprossen konnte. Tapferkeit und Witz sind nicht immer beisammen, ebenso selten sind es Witz und Klosterandacht, wie die Esels- und Narrenfeste, das Hez, Sir Ane, Hez, und andre Anstalten zeigen. Wenn in die Sprachen Europas Bildung, in seine Sitten Geschmack, in seine Poesie Unterhaltung kommen sollte, so mußten diese anderswoher kommen als vom Waffenplatz und aus dem Kloster. Sie mußten aus einer Gegend kommen, wo ein fremder Umgang etwas anders als den bloßen Mönchs- und Klostergeist zeigte. Kurz - Spanien war die glückliche Gegend, wo für Europa der erste Funke einer wiederkommenden Kultur schlug, die sich denn auch nach dem Ort und der Zeit gestalten mußte, in denen sie auflebte. Die Geschichte davon lautet wie ein angenehmes Märchen.

Spanien nämlich, so sagt die Geschichte, hatte

unter der Herrschaft der Mauren eine sehr blühende Gestalt gewonnen; mit dem Ackerbau, dem Fleiß, dem Handel waren in ihm mehrere Wissenschaften und Künste, unter diesen auch die Dichtkunst, kultiviert worden. Die maurische Galanterie hatte sich unter dem schönen Himmel von Granada, Murcia, Andalusien veredelt; glänzende Ritterspiele waren im Gebrauch, an denen als Preisausteilerinnen auch die Damen teilnahmen. Ohne Zweifel war die Nachbarschaft dieses gebildeten Volks mit andern eine Ursache, daß unter dem gleich schönen Himmel von Valenzia, Katalonien, Aragonien und den südlichen Provinzen Frankreichs sich die sogenannte *Provenzal- oder limosinische* Sprache auch aus der Barbarei riß und eine frische Blüte, die *provenzalische Dichtkunst*, hervorbrachte. Von Valenzia an über die Inseln Majorka, Minorca, Yviza, über Aragonien und Katalonien, jenseit der Alpen über die Provence, Languedoc, Guienne, das Delphinat bis nach Poitou hinein erstreckte sich diese Sprache, die nach damaligen Zeitumständen allgemach die gebildetste in Europa ward.¹¹⁴ Regierende Fürsten und Grafen, Ritter und Edle von jedem Range sahen es als eine Ehre an, sie an ihren Höfen und in ihren Schlössern, die kleine Höfe waren, zierlich zu sprechen. Die Damen nahmen daran teil, nicht nur als Richterinnen und als der vielfältige Gegenstand der Gedichte, sondern zuweilen

auch als Dichterinnen selbst. Die Provenzalpoesie ward das *Organ des galanten Rittergeistes in allen Zweigen seiner Denkart*. Man besang die Liebe und warf Fragen der Liebe auf, die in sogenannten Corte d'amore verhandelt wurden; man nannte ihre Versart *Tenzonen*. Kleine und große Abenteuer, Begebenheiten des Lebens und der Geschichte, auch geistliche Dinge wurden in *Kanzonen*, *Villanescas* und andern Gedichtarten besungen, unter welchen man die Satiren *Sirventes** nannte. Auch Lehre und Unterricht trug man in mancherlei Einkleidungen vor, ja, es ereigneten sich keine Händel der damaligen Zeit, die an großen Ereignissen und Verwirrungen sehr reich war, an denen hie und dort nicht irgendein Provenzal Anteil genommen hätte. Kreuzzüge und andre Kriege, Vererbungen der Reiche und Schlösser, Sitten der Fürsten, der Damen, der Geistlichkeit, der Päpste selbst: alles berührte diese Dichtkunst, oft mit einer kühnen Freiheit. *Finder*, *Trobadoren* nannten sich die Dichter, die vorher in der bäurischen Römersprache *Fatisten* (Macher, *faiseurs*) geheißen hatten. Ihre Kunst hatte den Namen der *fröhlichen Wissenschaft* (*gay sabèr*, *gaya ciencia*), so wie auch ihr entschiedner Zweck *fröhliche angenehme Unterhaltung* war.

Der erste Garten, wo diese Blume aufsproßte, war vielleicht der Hof zu Barcelona; sehr bald aber müssen andre gefolgt sein; denn der älteste

Provenzaldichter, den wir haben, Wilhelm der Neunte, Graf von Poitou, Herzog von Aquitanien, am Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts, sang schon in einer zur Poesie völlig gebildeten Sprache. Auch in Galicien, Kastilien, Portugal finden sich zu ebendieser Zeit ähnliche Übungen der Verskunst ohngefähr in demselben Gedankenkreise. Die sogenannten Jeux floraux aber, eine *Blumengesellschaft*, wo der Preis der Dichtkunst ein goldnes Veilchen war, ist von weit späterem Datum (1324). Ihre Stifterin war Clemenzia Isaura, Gräfin von Toulouse.

Man hat über den Ursprung des Reims viel gestritten und ihn bei Nordländern und Arabern, bei Mönchen, Griechen und Römern gesucht; mich dünkt, mit unnötiger Mühe. Man könnte über ihn das bekannte Kinderspiel mit dem Motto: »Alles, was reimen kann, reimt,« spielen. Mönche reimen, Otfried reimte, die Araber reimen, Mahomed im Koran, der Engel Gabriel reimt, der alte Lamech vor der Sündflut reimte.

Aber Griechen und Römer in ihren schönsten Zeiten vermieden die Reime und suchten einen fortgehenden, höheren Wohlklang. Die Trobadoren, die in jedem Innern die Poesie der Araber nicht nachahmen konnten, sondern sich eine Poesie, wie sie ihnen ihr *Zeitgeist*, ihre *Sprache* und das nähere Vorbild der *lateinischen Mönchspoesie* gab, finden mußten, sie *mußten* reimen, ja sogar in die *Mannigfaltigkeit gereimter*

Versarten einen großen Teil der *Anmut* ihrer Poesie legen, weil sie ihrer Zeit und Sprache nach nichts anders tun konnten. Die limosinische Mundart, wie jedes andre Kind der *lingua rustica Romana*, wußte vom Rhythmus der alten Römerpoesie ganz und gar nicht; also konnten die Provenzalen ihre Verse nicht nach der Grammatik der Alten skandieren; sie akzentuierten sie, wie Spanier, Portugiesen, Italiener und Franzosen noch jetzt ihre Verse akzentuierten, solche daher auch nicht nach einer eigentlichen Quantität der Silben, sondern zur *artigen, verständigen Deklamation* einrichten.¹¹⁵ Diese akzentuierte Deklamation ward eine eigne Kunst, auf welche sich die Rhapsoden der damaligen Zeit, die auch Erzähler hießen (Conteurs), legten. Mit den Gedichten der Trobadoren reiseten sie an den Höfen umher und begleiteten sie teils mit einem Instrument, teils mit Gebärden; daher man sie auch Jongleurs (Joculatores), Musars, Comirs Plaisantins nannte. Sie unterhielten die Gesellschaft mit Liedern und Erzählungen, den bekannten *fabliaux* vergangner und damaliger Zeiten, bis sie es zuletzt so arg machten, daß sie von mehreren Höfen verbannt wurden.

Die ursprüngliche *fröhliche Wissenschaft* (*gaya ciencia*) ging also von Artigkeiten des Gesprächs, von Fragen und Unterredungen, von einer angenehmen Unterhaltung aus; auch in Sonetten der Liebe, im

Lobe und im Tadel, ja bei jedem Inhalt blieb dieser Charakter den Provenzalen; ein höherer poetischer Ton war ihnen ganz fremde. Also *mußte* das angenehme und mannigfaltige Spiel der Reime, an welche damals in geistlichen und Volksliedern das Ohr gewöhnt war, den Mangel des hohen lyrischen Wohlklanges und Rhythmus der Alten, von dem ihre Sprache und ihr Organ nicht wußte, ersetzen. Jede Versart bekam ihre Strophe, d.i. ihren abgemessenen Perioden der Deklamation in einer angewiesenen Ordnung und Art der Reime, in welcher *Wissenschaft* eben die *Kunst der Trobadoren* bestand. Und so haben wir die Gestalt der neuern europäischen Dichtkunst, sofern sie sich von der Poesie der Alten unterscheidet, auf einmal vor uns. Sie war *Spiel*, eine *amüsierende Hofverskunst in gereimten Formen*, weil der damaligen Sprache der Rhythmus und der damaligen Denkart der Zweck der Poesie der Alten fehlte. Sie war ein Hofgarten, in dem hier ein Baum zum Sonett, dort zur Tenzone, zum Madrigal u.f. künstlich ausgeschnitten ward; eine höhere Gartenkunst war dem Geschmack der damaligen Zeit fremde. -

Glück also zum ersten Strahl der neueren poetischen Morgenröte in Europa! Sie hat einen schönen Namen: die *fröhliche Wissenschaft* (*gaya ciencia*, *gay sabèr*); möchte sie dessen immer wert sein! Wir wollen uns nicht in den Streit einlassen, ob die spanische oder limosinische Sprache die ersten Dichter gehabt, ob in dieser dies- oder jenseit der Pyrenäen früher und glücklicher gedichtet worden.¹¹⁶ Die Erscheinung selbst, daß an den Grenzen des arabischen Gebiets sowohl in Spanien als in Sizilien *für ganz Europa die erste Aufklärung* begann, ist merkwürdig und auch für einen großen Teil ihrer Folgen entscheidend.

Unleugbar ist's nämlich, daß die Araber in ihrem weiten Reiche, das sich von China bis Fez, von Mozambique bis fast an die Pyrenäen erstreckte, Sprache und Wissenschaften, Handel und Künste sehr kultiviert hatten. Wie anders nun, als daß in Spanien, wo ein Hauptsitz dieser Kultur war, wo jahrhundertlang die Christen mit ihnen in Streit oder ihnen unterwürfig gelebt hatten, neben diesem hellen Licht nicht ewig und immer die Dunkelheit verharren konnte? Es *mußten* sich mit der Zeit die Schatten brechen; man *mußte* sich seiner schlechten Sprache und Sitten, der ungebildeten *Rustica* schämen lernen, und da die

meisten Spanier Arabisch konnten, auch eine unsägliche Menge arabischer Bücher und Anstalten in Spanien jedermann vor Augen war, so konnte es ja nicht fehlen, daß jeder kleine Schritt zur Vervollkommung auch *unvermerkt nach diesem Vorbilde* geschah.

Was sie nicht hatte, konnte die Mönchspoesie nicht geben; gegenteils konnte und wollte auch die Provenzalpoesie nicht nachahmen, was bei den Arabern für sie nicht gehörte, *Mahomed's Lehre*, so wenig einst die Araber den Homer und die griechische Mythologie hatten aufnehmen mögen. Aber was sich aufnehmen ließ, der *Genius des Werks*, die *arabische Denk- und Lebensweise*, sie sind in den Versuchen der Provenzalen (diese mögen schlecht oder gut sein), wie mir dünkt, unverkennbar.

Bei welchem andern Volk in Europa waren *poetische Fragen und Antworten* in Gebrauch als bei den Arabern? Es wurde Kunst und Lebensart darin gesetzt, auch unvorbereitet witzig in *gereimten Versen* zu antworten.¹¹⁷ Daher also die Fragen und Antworten der Liebe bei den Provenzalen. Welches andre Volk in Europa hielt die Sprache für eins seiner edelsten Heiligtümer und feierte Wettkämpfe des schönsten poetischen Ausdrucks in ihr? Kein andres als die Araber; die angrenzende Christen, beschämt über ihre Roheit, zuerst vielleicht auch nur aus Nachahmungssucht, folgten ihnen nach. Ihre Großen und Edlen taten aus

Mode, was die Araber seit Jahrhunderten aus Trieb und aus Nationalstolz getan hatten, sich der Wissenschaften anzunehmen und in der Sprache der Dichter selbst zu glänzen. Welch andres Volk in Europa verband in seinen Vorstellungen *Tapferkeit*, *Liebe* und *Andacht* wie die Araber? Von den ältesten Zeiten an war es bei ihnen die gewöhnliche Regel eines Gedichts, von *Gott* und vom *Propheten* anzufangen, sodann der *Liebe* ihren Zoll zu entrichten und darauf gegen Freund oder Feind seine *Tapferkeit* zu bezeugen. Wie übel auch oft diese Stücke zusammenhängen, es war das angenommene *poetische Gesetz*, dem sich, wiefern es Religion und Sitte erlaubte, nun auch die Christen bequemen. Die festgesetzten Gattungen der Poesie der Araber, Preis und Tadel, Frohlocken und Klage, Liebe und Haß, Lehre und Beschreibung, wurden auch hier der Inhalt verschiedener Gesangsarten; selbst die Prosodie der Provenzalen ward nach der bloß akzentuierten und deklamierten arabischen Verskunst, in welcher der Reim unentbehrlich war, eingerichtet. Hören Sie darüber das Zeugnis des vielleicht gelehrtesten Arabers, den unsre Nation gehabt hat, Reiske: [118](#)

»Die allerältesten Schriften der Araber, sowohl in gebundner *als freier Rede*, sind in Reimen abgefaßt. Die Art, ohne Reime zu reden und zu schreiben, ist neuer als jene. Noch heutiges Tages pflegen sie *auch*

in ihren ungebundenen Schriften, wenn sie recht schön schreiben wollen, den Reim beizubehalten, so daß sie, wenn sie einen Reim drei-, vier- oder mehrmal wiederholt haben, alsdann einen andern vor die Hand nehmen und es mit diesem ebenso machen und dann wiederum einen andern. Auf diese Weise ist der ganze, Hariri' geschrieben, der für den Cicero der Araber gehalten wird; imgleichen des Tamerlans arabische Lebensbeschreibung.

In der Poesie sind ihre ältesten Stücke gereimt. Die alten Araber übten sich auch sogar, ihre häuslichen und vertraulichen Gespräche in Reimen vorzutragen. So hat man ein noch vor dem Muhamed verfertigtes, etliche achtzig bis neunzig Verse langes Gedicht, das ein gewisser Haretsch Ben Helza ohn einiges vorhergegangnes Bedenken, sich auf seinen Bogen lehnend, hergesagt hat. Die Übung hierin muß bei ihnen sehr groß gewesen sein.

Wie die erste Hälfte des Verses sich schließt, schließt sich auch die andre Hälfte eben desselbigen Verses; und wie sich der erste Vers in der Mitte und am Ende endigt, so endigen sich auch alle andre folgende, wenn ihrer auch noch soviel wären, bis zwei-, dreihundert und noch mehr. Doch pflegen sie ihre Gedichte so lang nicht zu machen. Schon zu Christi Zeiten und kurz hernach müssen sich die Araber der Reime bedient haben, weil ihre Dichtkunst schon

einige Jahrhunderte vor Muhamed vollkommen gewesen und nicht die geringste Spur von einem reimlosen Gedicht bei ihnen gefunden wird, es sei lang oder kurz, heroisch oder jambisch. Doch sind ihre jambischen Gedichte so beschaffen, daß sie den einmal gefaßten Reim nicht beständig beibehalten, welches sonst ein wesentliches Erfordernis der heroischen Gattung ist, sondern sie wechseln mit dem Rhythmus ab, beinahe wie wir. Haben sie einen Rhythmus drei-, viermal wiederholt, so fallen sie auf einen andern.«
U.f. - Ich glaube nicht, daß die Erbauung der Sonette, Madrigale und anderer Versarten der Provenzalen ihrem Ursprunge nach einer hellern Erklärung fähig sei oder bedürfe als dieser. Ursprünglich waren sie eine Art *gereimter, oft aus dem Stegreif gereimter Prose*; die meisten Poesien der Provenzalen sind offenbar nichts anders.

Daß viele unsrer Poesien diesen arabischen Schmuck noch an sich tragen, wissen wir alle; wenige aber wissen den Ursprung dieser Fesseln, daß ein Volk nämlich sich dieselbe aus Übermut der Begeisterung sogar im gemeinen Leben angelegt und damit so leicht umzugehen gewußt habe, daß es lange Reden durch sogar einen und denselben Reim beibehalten konnte. Auch bei den Provenzalen war es in mehreren Silbenmaßen offenbar aufs öftere Wiederkommen *desselben* Reims angesehen, womit denn

weder unser Ohr noch unsre Sprache sonderlich zufrieden sein dürfte. Wenige wissen es, daß die Poesie der Araber zwar leidenschaftlich und bildervoll, nicht aber *im besten Geschmack* abgefaßt war;¹¹⁹ daher auch schon die Provenzalen von diesem ganz und gar asiatischen Geschmack sehr abgehen mußten. Da ihnen nun mit der Leidenschaft und dem Scharfsinn dieses fremden Volks auch dessen ausgebildete Sprache fehlte, was Wunder, daß ihnen oft nur die Form des Gedichts, angenehm wiederkommende Schälle übrigblieben, in die sie das Wesen der Dichtkunst setzten? Diese sollte ja nur *Unterhaltung* in einer angenehm gereimten *Prose* sein und bleiben.

Ganz anders wird die Sache für uns, die wir einen *artigen Umgang* in häuslichen und vertraulichen Gesprächen nicht eben in Reime setzen, uns auch von Jugend auf nicht geübt haben, sinnreich *ex tempore* zu reimen. Einzig in der Poesie haben wir diese alte arabische Höflichkeit beibehalten, das Ohr unsrer Freunde mit Reimen zu vergnügen.¹²⁰ Und dennoch würde auch das reimsüchtigste Ohr es sich verbitten, wenn wir wie die Araber *denselben* Klang oder Endbuchstab einige hundertmal wiederkommen ließen und in heroischen Gedichten unsern Helden durch *einen* Reim zehntausendmal wiederkommend priesen.

Füge ich nun zu dieser *Reimgalanterie* der Araber noch das andre Geschenk hinzu, damit sie (andre

Nationen nicht ausgeschlossen) die Poesie der Europäer beschenkt haben, jene *Phantome asiatischer Einbildungskraft* nämlich, die vom Berge Kaf über Afrika und Spanien, über Palästina und die Tatarei zu uns gekommen sind, gewiß, so sind wir ihnen, wie in der Chemie und Arzneikunst, so auch in der Dichtung viele *gebrannte Wasser* schuldig.

86.

Den Reim lasse ich unsrer Poesie nicht nehmen; vielmehr zeigt der bemerkte *Ursprung* desselben zugleich auch seine *glücklichste Anwendung*. Er gehört:

1. Für *Kirchen- und andre Volkslieder*. Umsonst führten ihn nicht die heiligen Väter von Ambrosius an in ihre Chöre und Hymnen ein. Der gute Prudentius ging ihm noch aus dem Wege; Sedulius, Fortunatus u.f. gebrauchen ihn schon häufig, ohne ihn von den Arabern gelernt zu haben. Sie wußten, was fürs Volk gehöre. Zuletzt ward er insonderheit in den lateinischen Liebesgesängen so überfließend gebraucht, als ihn wohl kein Araber gebraucht hat.

2. *Denksprüche fürs Volk* klingen in Reimen prächtig! Daher die Macht unsrer gereimten Sprüche, unserer alten Oden und Alexandriner. Ein berühmter Dichter hat von einem ungezwungenen Reim

gesagt:

Er stützt und hebt die Harmonie und leimt die Rede
ins Gedächtnis.

Dies ist wahr. Wohlgereimte Sentenzen sind
Machtsprüche; sie tragen im Reim das Siegel der ewi-
gen Wahrheit. Von Anfange der Welt an hat man Rät-
sel und Denksprüche gereimet.

3. *Lebhafte Antworten* sind für den Reim, nicht nur
in Arabien, sondern bei allen Völkern. Vom französi-
schen Theater werden Sie sich solcher unerwarteten
Ausgänge gnug erinnern, aus Epigrammen, wohin sie
eigentlicher gehören, noch mehrere. Es ist ein Fehler
des Versifikators, wenn er, um einen glücklichen
Reim zu erhaschen, fünf unglückliche vorhergehend
oder folgen läßt;¹²¹ ein solcher ist kein Haretsch Ben
Helza, der auch im Staatsrat seines Königes sein
Votum für den Krieg in donnernden Reimen hin-
stellte.

4. Es gibt mehrere Gattungen *angenehmer Kon-
versationspoesie*, die ohne Reimen nichts sind. Der
gesuchte sowie der ungesuchte, der versteckte sowie
der klingende Reim sind in ihnen kunstmäßig geord-
net. Man sollte sie *Arabesken* nennen; denn eben
auch den Arabern galt der Reim für ein Siegel des
vollendetsten Ausdrucks.

5. Endlich müssen Sie der *Gewohnheit* nachgeben und *Sprachen* sowohl als *Dichtern* erlauben, sich auf ihre Art zu vergnügen. Diesem Dichter ist der Reim ein Steuer, jenem ein Ruder der Rede; ohne ihn litte jenes poetische Fahrzeug Schiffbruch, dieses strandete auf dem niedrigsten Sande.¹²² Einem andern Versifikator ist er noch etwas Werteres, ein Erwerbsmittel der Gedanken; wollten Sie ihm also mit dem Reim seine hyperusische Nahrung nehmen? Einem dritten ist der Reim eine Werbtrommel, Bilder zu versammeln; zwar kommen die Geworbenen oft etwas bunt zusammen, aber was schadet's? Desto stärker fallen sie ins Auge. Nehmen Sie Pope, Cowley und ihren fünf Brüdern den Reim, so haben Sie ihnen Moses und die Propheten genommen; wen sollen sie fürder hören? Nehmen Sie der französischen Sprache den Reim - hören Sie, was darüber ihre eigne Autoren sagen:

»Nos vers affranchis de la rime ne paroissent différer en rien de la prose.«

Prévot.

»Je n'ai garde de vouloir abolir les rimes; sans elles notre versification tomberoit.«

Fénelon.

»Les Italiens et les Anglois peuvent se passer de

rime, parce que leur langue a des inversions et leur poésie mille libertés qui nous manquent. Chaque langue a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance: nous ne permettons nulle licence à notre poésie, qui doit marcher comme notre prose dans l'ordre précis de nos idées. Nous avons donc un besoin essentiel du retour des mêmes sons *pour que notre poésie ne soit pas confondue avec la prose.*«
Voltaire.

»Nos syllabes ne peuvent produire une harmonie sensible par leurs mesures longues ou brèves; la rime est donc nécessaire aux vers françois.«

Voltaire.

Hier sind klare Bekenntnisse; schonen Sie also in mehr als einer Sprache der Reime, dieser unschuldigen Kinder. Auch bei uns gehören rime und raison zusammen wie bei den Arabern. Ungereimt ist uns, was - sich nicht reimet.

Nachschrift

Ernsthaft gesprochen, läßt sich an diesem Ursprunge der europäischen Kultur in Vergleich mit der Poesie der Alten noch manches bemerken:

1. Bei den Griechen war Poesie mit der Sprache entstanden; jene hatte diese gleichsam von innen heraus gebildet; ehe schriftstellerische Prose entstand, war Gesang und Poesie - gewesen In der limosinischen Sprache sowie in allen ihren Schwestern hatte man nicht nur längst Prose gesprochen, ehe man durch Versarten mit abgezählten Silben und Reimen diese gemeine Sprache (*lingua volgare*) zu veredeln suchte, sondern die Vulgarpoesie selbst sollte eine *gereimte, kadenzierte, schönere Prose* sein und bleiben. Die Silbenmaße der Alten fanden in ihr nicht *Platz*, weil sie eigentlich bloß von der *Konversation* ausging und auf diese hinführte.

2. Die Poesie der Alten hatte in ihrem Ursprunge viel mehr Wichtigkeit, Zweck und Anlage in sich, als diese neuere haben konnte. Vor Erfindung der Schreibkunst vertrat jene die Stelle aller Wissenschaft; sie war die Sprache der Götter, der Gesetzgeber und Weisen; was der Nachwelt würdig geachtet war, ward in sie gelegt, daher auch von ihr fast jede Wissenschaft ausging. In Europa war alles anders. Die Sprache des

Heiligtums war und blieb die *lateinische*, in welcher sich denn auch lange Zeit hin die Wissenschaften fortgebildet haben; die Vulgarpoesie wollte weder gelehrt noch andächtig, sondern *unterhaltend* sein. In allen Sprachen, denen die Provenzalpoesie den Ton gab, ist dies ihr Hauptcharakter geblieben.

3. Dagegen aber ward etwas, worauf die Poesie der Alten ihre Segel nicht hatte richten dürfen, dieser Poesie Ziel und Zweck, nämlich *Freiheit der Gedanken*. Durch die Provenzalpoesie und durch das, was sie hervorbrachte, so viel oder wenig es war, ward zuerst das Joch zerbrochen, das alle Völker Europas unter dem Despotismus der *lateinischen Sprache* festhielt; und damit war viel geschehen. Sollten Europas Völker denken lernen, so mußten *ihre* Landessprachen gebildet werden; sie mußten in ihrer Volkssprache witzige, sinnreiche, anmutige Dinge hören, an denen sich ihr Verstand schärfte. Wenn dieses zuerst auch nur in den obern Ständen und auf eine sehr unvollkommene Weise geschah, so gelangte es doch bald weiter. Mit Fragen der Liebe fing man an; zu weit wichtigern schritt man fort; die mittleren Zeiten haben manche Dinge sehr scharf und rein erörtert. Mit Erzählungen fing man an und wußte in sie einzukleiden, was man nackt nicht sagen durfte; ja, was die Erzählung nicht sagte, gestikulierte das rohe Schauspiel. Den besten Erweis, daß durch die Ausbildung der

Provenzalsprache für ganz Europa *Freiheit der Gedanken* bewirkt worden, zeigt die in ihr entstandene *erste Reformation*, die sich von den Pyrenäen und Alpen nachher in alle Länder verbreitete. In dieser Sprache nämlich wurde die *edle Unterweisung* (la noble leçon), der erste Volks- und Sittenkatechismus geschrieben; in sie wurde zuerst die Bibel übersetzt, in ihr das apostolische Christentum erneuert. Mit großem Mut ging sie den Ärgernissen der Klerisei entgegen und hat, wie den poetischen Lorbeerkranz, so auch unsäglicher Verfolgungen wegen die Märtyrerkrone der Wahrheit für ganz Europa verdienet. Sind wir den Provenzalen und ihren Erweckern, den Arabern, nicht viel schuldig?¹²³

87.

Viertes Fragment

Einfluß der Provenzalen in die europäische Kultur
und Dichtkunst

Die Verskunst der Provenzalen ging auf alle benachbarte Nationen über; ja, sie ist das Vorbild der Poesie *aller südlichen Völker Europas*, in manchem sogar der Engländer und Deutschen worden; denn mit

den Kaisern aus dem schwäbischen Hause kam die provenzalische Dichtkunst auch nach Deutschland. Die *Minnesinger* sind unsre Provenzalen.

Zu Dantes Zeiten waren schon sieben Gattungen dieser Verskunst in der italienischen Sprache, Sonett, Ballade, Kanzone, Rodondilla, Madrigal, Servente, Stanze; sie haben sich seitdem zahlreich vermehrt, vielfach verändert; immer aber ist die italienische Sprache jenem Richtmaß treu geblieben, das zu Dante, Boccac' und Petrarca's Zeiten die Provenzalpoesie ihr anwies. Die Silbenmaße der Griechen und Römer, sooft sie versucht worden, haben in Italien, Spanien und Frankreich ihr Glück nie machen mögen.

Nun müßte es wohl ein sehr barbarisches Ohr sein, das nicht, zumal unter jenem Himmel, die Musik dieser Versarten fühlte. Der weitverhallende Wohlklang einer regelmäßigen italienischen oder spanischen Stanze, die schön verschlungene Harmonie eines vollkommenen *Sonetts*, *Madrigals* oder einer vortrefflichen *Kanzone*, die abwechselnde leichte Melodie einer schönen *Kanzonette*, *Rodondilla* oder *Seguidilla* tönt so anmutig; der Tanz ihrer Silben ist so ätherisch, daß ihn unsre deutsche Sprache, die ein ganz anderer Genius belebet, vielleicht auch nicht nachahmen sollte. Die Poesien so vieler lyrischen und epischen Dichter in Italien und Spanien sind gleichsam soviel hesperische Zaubergärten, wo die Bäume

singen und an jedem Zweige des singenden Baums ein Glöckchen tönet. Die Poesie der Alten singt nicht also; aber das Rauschen des Baumes selbst, das Wehen seiner Zweige im zartesten Sprößling ist begeisternd, ist heilig.

So im Äußern; ist's aber auch anders, wenn man die Poesie der Italiener mit den Alten im *Innern* vergleicht? Nehmet z.B. ein Sonett, ein Madrigal, eine Kanzone, eine Stanze und führet sie auf Formen der Griechen und Römer zurück. Hier, findet man oft, mußte der Ausdruck des Gedankens gedehnt, dort die Empfindung gelängt und geweitet werden. Einschiesel und fremde Zusätze mußten zu Hülfe kommen, um ein regelmäßiges Sonett, ein klingendes Madrigal zu werden; als ein *Epigramm*, als ein *Bild (eidos)* und *Skolion* der Alten würde alles in natürlichem Maß einfacher und reiner dastehn. - Eine Kanzone oder Ode der Italiener, mit Pindar oder Horaz verglichen, hat, wie es uns Deutschen scheint, viel Deklamation, viel prosaische, rednerische Schönheit. Wie anders? Auf diese schöne gereimte Deklamation war die Kanzone angeleget. Die Stanzen (*ottave rime*) sind hal-lende Kammern¹²⁴; jede Abteilung in ihnen, zuletzt der *Schluß* jeder Stanze (*il clave*), hält uns melodisch an, damit er uns weiter fortführe. Vortrefflich. Aber der Hexameter der Alten ist ein langer unermesslicher Gang, wo nichts uns aufhält; wir wandern ungestört

fort und haben den Blick immer am Ziele. So könnte man mehr vergleichen; wozu aber die Vergleichung, wenn sie den Genuß störet? Die Poesie der Italiener ist, was sie ihrem Ursprunge nach sein wollte, *Unterhaltung, akzentuierte Konversation*; das ist ihr Standpunkt. Ein Sonett, ein Madrigal wird adressiert; eine Kanzone wird abgesandt und bekommt am Schluß eigne Verse als ein Kreditiv mit, ein Siegel der Sendung (il commiato della Canzone). Ariost schrieb seinen unsterblichen »Orlando,« daß er in Gesellschaften *gelesen* werden, daß er als ein Fabelbuch angenehm *unterhalten* sollte. Dazu schrieben Bernardo Tasso, Fortinguerra, Tassoni, Marino und jene unzählbare Schar italienischer lustiger Dichter. Wenn Torquato nebst wenigen andern sich höher erhob, so erhebt ihn der Inhalt seines Gedichtes; im ganzen aber verfolgt er den Zweck aller seiner Bruder.

Ob diesen Zweck jede dieser Poesien erreicht habe? Darüber kann kein Ausländer entscheiden; indessen scheint's. In Italien sind die Sonette eigentlich nichts als feinere Anreden in einem gegebenen Ton der Gesellschaft; beinahe jeder gebildete Mensch macht ein Sonett, ohne daß er deshalb ein Dichter zu sein sich einbildet. Die Werke ihrer großen Dichter sind jedem Gebildeten bekannt; ihre Sprache ist ins Ohr der Nation übergegangen, und man hört Stellen aus Dichtern oft von Personen, von denen man sie am welligsten

erwartet. Der gemeine Mann, das Kind sogar gebraucht Ausdrücke, die man diesseit der Alpen in viel andern Kreisen weder sucht noch höret.

Die ganze Dichtkunst Italiens hat etwas *sich Anneigendes, Freundliches** und *Holdes*, dem die vielen weiblichen Reime angenehm zu Hülfe kommen und es der Seele sanft ein schmeicheln. Dagegen freilich steht die Poesie der Alten *für sich selbst da*, in schweigender Würde, in natürlicher Schönheit. Sie spricht und läßt sich sprechen; die italienische Poesie buhlet zwar nicht, aber sie deklamiert angenehm vor, sie *konversieret*.

Ungerecht wäre es also, wenn man selbst bei der eigentlichen Empfindungspoesie dieser Sprache, z.B. den *Schäfergedichten*, einen Maßstab gebrauchen wollte, der ihr nicht geziemet. Wieviel Unzeitiges z.B. ist über den »Aminta« des Tasso, über den »Pastor fido« des Guarini und über ähnliche Gedichte gesagt worden! - Unsre Schäfer freilich, unsre Liebhaber rasonieren so nicht von Liebe oder mit der Liebe; nimmt man indessen das Lokal der Italiener, die Zeit, in welcher diese Dichter lebten, die einmal getroffene arabisch-provenzalische Konvention, *über die Liebe in Reimen zu konversieren*, auch viele kleine Umstände der damaligen Lebensweise zusammen, so werden uns diese *musikalische Liebeskonversationen* nicht nur erklärlich, sondern beinahe natürlich

erscheinen. Das ganze *lyrische Drama* der Italiener beruht auf dieser Konversation; Nationen, denen sie fremde ist, wird die ernsthafte sowohl als die komische Oper der Italiener, dem eigentlichen Motiv nach, immer fremde bleiben.

So kommen wir dann auf das poetische Meisterwerk dieser Nation, die Oper, das *lyrische Drama*. Wohl nirgend anders als in Italien konnte es entspringen und zugleich zu *der* Blüte gelangen, zu welcher es zuletzt in Metastasio gelangt ist. Er, ein Schüler des philosophischen Kenners der Alten, des Gravina, er, dem das Glück ward, hinter den Verdiensten des Apostolo Zeno und soviel anderer großer Männer in Italien und Frankreich dies Drama in einer Sprache zu bearbeiten, die zum Gesange geschaffen ist, brauchte seines Glücks und erhob aus ihr *alles Singbare* (*cantabile*) in *jeder* Art des Affekts, in *jedem* Perioden des Rezitativs, der Arien und Chöre, zur Blume des Gesanges und Vortrags. Zeige man ein singbares Wort, das er nicht, und zwar auf der besten Stelle, gebraucht, eine unsingbare Wendung, die er nicht gemildert oder vermieden hätte! Auch aus der menschlichen Seele, aus Fabel und Geschichte zog er jeden singbaren Gegenstand, jede melodische Gesinnung und Empfindung auf die zierlichste Weise hervor und wußte sie zu einem *musikalischen Sentiment* im zartesten und vollsten Ausdruck zu bilden. Jede Arie

des Metastasio ist gleichsam ein poetisch-musikalischer Kanon worden.

Um hieher zu gelangen, welchen langen Weg hatte das Melodrama zurückgelegt, seit es in rauhen provenzalischen Kanzonen nach Italien gekommen und von umherziehenden Minstrels, mit einer Art theatralischen Vorstellung verbunden, hie und da gespielt war! Durch *Maitänze* (Maggiolate), *Karnevalesken*, Chöre mit Zwischenspielen u.f. hatte es einen beschwerlichen Weg nehmen müssen, bis es unter der Beihülfe vieler fremden Künstler, Franzosen, Spanier, Niederländer, Deutscher, nur zu einiger Regelmäßigkeit gelangte. Italienische Fürsten, die Pracht und Vergnügen liebten, hatten ihm dazu Raum und Kosten verschafft; der Geschmack der Nation in beiden Geschlechtern hatte es mit Freude empfangen; Florenz insonderheit hatte ihm zuerst seine glänzende Gestalt gegeben. Unwissend hatten, von Dante und Petrarca an, alle Dichter dazu gearbeitet; Tasso und Guarini mit ihren Schäferpoesien hatten dazu näher den Ton gegeben; hundert Komponisten geistlicher und weltlicher Melodien die Pforten geöffnet: Metastasio kam und setzte der ganzen Gattung den Kranz auf.

Indessen auch bei Metastasio denke man nicht an die Griechen; vielmehr hat vielleicht *er* aufs weiteste von ihnen verführet und steht wie auf einem andern Hemisphär da. Bei jenen sprach die Poesie; die Musik

begleitete ihre Worte in jeder Wendung des Ganges der Rede, zwanglos. Hier malet die Musik, und die Worte dienen. Gesetzt, daß es ihr auch gefiele, sie zehnmal dienen zu lassen, sie umherzukreisen und wie im Spott zu wiederholen: sie tanzt ihren Tanz, und unter ihrer Herrschaft durfte der Dichter nichts als das *ihr* Wohlgefällige wählen. Keiner Leidenschaft durfte er tiefer nachgehn, als es die Musik ertrug, und mußte sich daher überall an das Weichste, das Zarteste, die *Liebe*, halten. Mit Verletzung jedes Costume der Zeiten und Orte sind Metastasios Helden Schäfer, seine Prinzessinnen Schäferinnen; erhabne Freskoge-
stalten der Geschichte werden durch ihn Miniaturgemälde des lyrischen Theaters; denn auf diese und auf keine andre Darstellung hat *er* gerechnet. Wenn also Metastasio in jedem seiner Stücke einen zierlichen Porzellanturm mit klingenden Silberglöckchen erbauen wollte, so sollte und konnte dieser kein griechisches Odeum werden.

Indessen hat auch diese Poesie ihre Zwecke erreicht. Sie ward, was sie sein wollte, ein Vergnügen feinerer Seelen, die auf die angenehmste Weise in süßen Tönen sich schöne Gesinnungen einflößen lassen und sich singend belehren. Wer sich durch eine übermäßige Liebe dieses Dichters und dieser Kunst den Geschmack verwöhnt und ihn zum Unmännlichen erweicht, der hat daran selbst die Schuld; gewiß aber

wird durch Metastasios Gesänge niemandes Herz verderbt, vielmehr kann seine moralische Empfindung, wenn er sie aufwecken lassen will, erweckt und zart geläutert werden. Kurz, in allen italienischen Dichtern ist *Konversation und Gesang* herrschend; *sie konversieren singend, sie singen dichtend*.

Der Zweig der provenzalischen Dichtkunst, der sich in *Frankreich* verbreitete, trug andere Früchte. Die französische Sprache, die lange nicht so sangbar war als die italienische, hatte desto mehrere Lust zu *erzählen* und zu *repräsentieren*. Sie nahm also von ihren Provenzalen einerseits vorzüglich die Contes und Fabliaux auf, die bald zu großen Romanen ausgebildet wurden. Andererseits gefielen der Nation die *Gebärdenspiele* der Musars, Comirs, Plaisantins so sehr, daß sie mit der Zeit auch Spiele der Nation wurden, aus welchen zuletzt das *französische Theater* hervorging. Wir wollen von beiden Charakterzügen dieser Nation, vom *Erzählen* und *Repräsentieren*, den großen Erweis der Zeiten bemerken.

Muntre *Erzähler* sind die Franzosen von jeher gewesen; das ganze Gebilde ihrer Sprache trägt davon den Charakter. Schon unter Philipp August reimte man Märchen; unter Philipp dem Kühnen fanden die Fabelerzähler allenthalben Zutritt; zahlreiche *Romane* von Artus und seinen Rittern, von Karl dem Großen

und seinen Pairs, vom Amadis und so vielen andern Helden der Tapferkeit und Liebe wurden in Frankreich zwar nicht erfunden, aber ausgebildet, als die Normänner diesen Zweig der Dichtkunst blühend machten. Sie verbreiteten sich nach England, Spanien, Italien, zuletzt nach Deutschland.

In der Periode des neueren französischen Geschmacks, wer waren ihre ersten Meister? Villon und Rabelais, Marot und seinesgleichen, die durch muntre Einfälle und Erzählungen bleibenden Eindruck machten; die ernsthaften Dichtergingen in die Vergessenheit über. Frankreichs Philosoph war Montaigne, der so vieles von sich selbst und von andern zu *erzählen* wußte.

Im goldnen Zeitalter Ludwigs endlich war ein Erzähler, La Fontaine, wohl das eigentümlichste Genie, dessen Grazie nicht veralten wird, solange die französische Sprache dauret. Eine zahlreiche Menge von Erzählern in jeder Gattung des Stils, prosaisch, poetisch, burlesk, komisch, war vorhergegangen und folgte. Bei Voltaire ist lustige Erzählung vielleicht sein glücklichstes Talent; die Prophetin von Orleans und »Guillaume Vadé« gelangen ihm besser als die »Henriade«. Dies Talent, das in Marmontel, Diderot, Cazotte und so vielen andern immer neue Früchte gebracht hat, solche wahrscheinlich auch bringen wird, solange ein Franzose oder eine Französin die Lippen

beweget, hat ihrer Sprache in allem, selbst in den ernsthaftesten Wissenschaften, jene Klarheit und Nettigkeit, jene muntre Präzision gegeben, die beinahe ganz Europa zur Nachahmung erweckt hat. *Discours* heißt der Genius ihrer Schreibart. Alles ist ihnen klar; was sie wissen und nicht wissen, können und dürfen sie *erzählen*.

Repräsentation ist der zweite Zug ihres entschiedenen Charakters. Das Volk repräsentiert gern und liebte von jeher Repräsentationen. Schon unter den ersten barbarischen Königen spielten die *Histrionen* an allen Staatsfesten ihre Rollen, denen die Jongleurs und Jongleusses, die Joueurs de Farces, Bateleurs u.f. folgten. In mehreren und wiederholten Reglements mußte diesen bei Gefängnis- und Leibesstrafe verboten werden, nur nicht an Sonn- und Festtagen während des Gottesdienstes, in geistlichen Kleidern an öffentlichen Orten ärgerliche Farcen zu spielen. Zur Zeit der Kreuzzüge und der Wallfahrten nach dem Heiligen Lande, kamen die Pilgrime wieder, um in ihrem Vaterlande zu *repräsentieren*. In abenteuerlicher Kleidung erzählten und agierten sie ihre *Geschichten von weither*, Wunderdinge, Abenteuer, Visionen; man repräsentierte die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, unter andern la Passion de N. S. Jesus Christ en Vers burlesques. *Brüder der Passion* (les Confrères de la Passion) entstanden; sie zogen die

Privilegien des *Narrenprinzen* (prince des sots) und des *Narrenfestes** (de la fête des foux) an sich; man räumte ihnen *Hotels* ein; so ward das erste französische Theater, das bald darauf devant leurs Majestés dans la salle du Château *Moralitäten* spielte. Der Geschmack dieser *Moralitäten*, in denen sich das Heilige und Profane sonderbar mischte, ist bekannt; sie hießen *Jeux des pois pilés*, *Spiele zerstoßener Erbsen*, und blieben es so lange, bis aus ihnen die *französische Komödie* hervorging, in welcher denn, so wie auf dem *französischen Theater* überhaupt, *Repräsentation* von jeher der Hauptgesichtspunkt gewesen und geblieben ist, nach welchem sich alles ordnet. Es ist zu erweisen, daß alles Gute und Mangelhafte des französischen Theaters offenbar aus *Repräsentation*, aus *französischer Repräsentation* erwachsen sei, als einem der Nation unableglichen Charakter. Jene Lebhaftigkeit und Natur des Spiels, mit Anstand und Gefälligkeit begleitet, jene Klarheit nicht nur in der Exposition, sondern auch in der ganzen Ökonomie des Stücks, insonderheit in der Folge und Bindung seiner Szenen, in der Oper das Feierliche der Chöre, die Pracht der Dekoration u.f., kurz was *Repräsentation* fodert und geben kann, ward dort gegeben und ausgebildet. Dagegen, was *Repräsentation* nicht leistet, was manchmal z.B. im Trauerspiele sie sogar nicht wünschet und gern verbirgt, die tiefere Wahrheit und

Natur der Leidenschaften, dem französischen Theater, verglichen mit dem griechischen und englischen, oft fremd blieb. Sowohl der *Heroismus* als die *Liebe* erscheinen in der französischen Theaterkunst (von vorzüglichen Ausnahmen ist hier nicht die Rede) nach dem Gesetz einer Nationalkonvention *repräsentieret*; diese Konvention herrscht in allem, im Ton der Stimme, in der Kleidung und Gebärde, in jeden Schritt und Tritt des Akteurs und der Aktrice. Wenn *der* oder *jene* aus diesem Gleise des Anstandes glücklich herauszutreten wußten, so ward ihre Ausnahme bald selbst zur konventionellen Regel. Fast auf alle Werke des Geistes, selbst der Wissenschaft, erstreckt sich diese französische Repräsentationsgabe: auf ihre gerichtlichen und Kanzelreden, auf ihre Akademien und Elogien, selbst auf ihre Staatsverhandlungen und Staatsgrundsätze; in ihnen erscheint die Gerechtigkeit, die Andacht, die Gelehrsamkeit, das Lob, die Politik, die Wissenschaft *repräsentierend*. Es wird der Nation schwer, für sich allein zu sein; sie ist gern im Auge anderer, am liebsten im Auge des Universum, sprechend, schreibend, *agierend*.

Die größte Repräsentantin ist die französische Sprache. Mit dem Schein, alles aufs genaueste, aufs feinste zu sagen, umschreibt sie in geltenden Ausdrücken, die jeder zu verstehen glaubt, und gibt, was sie in so großer Menge hat, ins Ohr fallende Worte,

gemein gewordne *Abstraktionen*. Unendlich reich an Ausdrücken der Höflichkeit, der guten Lebensart, der Kunstphilosophie u.f. hütet sie sich wohl, mit diesen Ausdrücken etwas mehr zu meinen, als zum konventionellen Alltagsverständnis derselben gehöret. Wehe dem, der sich auf ein französisches Modewort, auf eine Formel und Wendung des französischen Stils verließ; die Mode ändert sich, und das Wort bedeutet ganz etwas andres. -*

Sollen den Franzosen jetzt die Spanier nachtreten, wie auch sie etwa von den Provenzalen gelernt haben? Nein. Die Kultur der Spanier ist von den Provenzalen nicht erborgt, sondern an ihrer Seite stolz und eigentümlich erwachsen. Jahrhundertlang hatten die Araber ihr schönes Land besessen und in alle Provinzen desselben ihre Sprache und Sitten verbreitet. Jahrhunderte gingen hin, ehe es ihnen entrissen ward, und in diesem langen Kampf zwischen Rittern und Rittern hatten sie wohl Zeit, den Charakter zu erproben, der sich auch in Werken des Geschmacks als ihr Genius zeigt; es ist die Idee eines *christlichen* Rittertums, den Heiden und Ungläubigen entgegen. Als alte, vom h. Jakobus bekehrte Christen waren sie in die Gebürge geflohen; als solche hielten sie sich in ihnen fest und eroberten ihr Land wieder. Als solche waren sie zu stolz, sich mit maurischem Blute zu vermischen und entvölkerten dadurch ihr Land; als solche waren

sie in fremden Weltteilen stolz und grausam. Ihr Vortreffliches und ihre Fehler kommen aus *einer* Quelle, aus welcher mit beiden, mit Fehlern und Tugenden, auch ihre Poesie und Sprache floß. Diese stehet zwischen der italienischen und altrömischen in der Mitte, an Majestät und Würde der Mutter ähnlicher als eine ihrer Schwestern, voll Wohlklanges für die Musik und in dieser fast eine heilige Kirchensprache. Nicht lief sie, wie die Provenzalin, auswärts umher; sie war stolz und blieb zu Hause, brachte aber in ihrer schönen Wüste unter manchem Sonderbaren und Abenteuerlichen edle Früchte. Vielleicht gibt es keine scharfsinnigern Sprüche und Sprüchwörter als in der spanischen Sprache; von Alfons dem Weisen an hat sie in allen Produktionen diesen Charakter behauptet. Ihre Erzählungen, Theaterstücke und Romane sind voll Verwickelungen, voll Tiefsinnes und bei vielem Befremdenden voll feiner und großer Gedanken. Ihre Silbenmaße sind sehr wohlklingend, und die Leidenschaft der Liebe steigt in ihnen oft bis zum schönen Wahnsinn. Sie sind veredelte Araber; auch ihre Torheit hat etwas Andächtiges und Erhabnes.

Wie mir immer eine Furcht ankommt, wenn ich eine ganze Nation oder Zeitfolge durch einige Worte charakterisieren höre: denn Welch eine ungeheure Menge von Verschiedenheiten fasset das Wort *Nation*, oder die *mittleren Jahrhunderte*, oder die *alte und neue Zeit* in sich! Ebenso verlegen werde ich, wenn ich von der *Poesie einer Nation* oder eines *Zeitalters* in allgemeinen Ausdrücken reden höre. Die Poesie der *Italiener*, der *Spanier*, der *Franzosen*, wie viel, wie mancherlei begreift sie in sich! und wie wenig denket, ja wie wenig kennet der sie oft, der sie am wortreichsten charakterisieret!

Wenn ich meinen Dante und Petrarca, Ariosto und Cervantes las und jeden dieser Dichter wie meinen Freund und Lehrer von innen aus kennenlernen wollte, so war es mir angenehm, ihn als einen *einzigsten* zu betrachten. Zu diesem Zweck suchte ich alles auf, was in ihm liegt, was rings um ihn zu seiner Bildung oder Mißbildung beigetragen. Die ganze Dichterwelt vor und nach ihm verschwand vor meinen Augen; ich sahe nur ihn. Und doch wurde ich bald an die ganze Reihe der Zeiten erinnert, die vor ihm war, die nach ihm folgte. Er hatte gelernt und lehrte; er folgte andern, andre ihm nach. Das Band der Sprache, der

Denkart, der Leidenschaften, des Inhalts knüpfte ihn mit mehreren, ja zuletzt mit allen Dichtern; denn - er war ein *Mensch*, er dichtete für *Menschen*. Unvermerkt werden wir also darauf geleitet, zu untersuchen, was jeder gegen jeden ähnlichen in und außer seiner Nation, was *seine* Nation gegen *andre* vor- und rückwärts sei; und so ziehet uns eine unsichtbare Kette ins *Pandämonium*, ins *Reich der Geister*.

Wenn Poesie die Blüte des menschlichen Geistes, der menschlichen Sitten, ja, ich möchte sagen, das *Ideal unsrer Vorstellungsart*, die Sprache des Gesamtwunsches und Sehnsens der Menschheit ist, so, dünkt mich, ist der glücklich, dem diese Blüte vom Gipfel des Stammes der *aufgeklärtesten Nation* zu brechen vergönnt ist. Es ist wohl kein geringer Vorzug unseres *inneren Lebens*, außer den Morgenländern und Alten mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen und bei jedem bemerken zu können, wie *er* die Begriffe und Wünsche seines Herzens, die *ihn* am meisten entflammt, auf die würdigste Art einzukleiden und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen suchte. Hingerissen in eure süße und bittere Träumereien, ihr Dichter, wandeln wir mit euch in einer Zauberwelt und hören eure Stimme, als ob ihr lebtet. Andre erzählen von sich und andern; ihr versetzt uns in euch selbst, in eure Welt von Gedanken und Empfindungen

des Leides und der Freuden.

Und ach, wie klein ist unsre Welt! wie oft wiederholen sich Empfindungen und Gedanken! Enge ist der Kreis des menschlichen Dichtens und Trachtens; in wenige, wenige Knoten ist alle unser Interesse geknüpft.

In *dieser* Rücksicht nun kann man freilich die Geschichte der Dichtkunst, d.i. die *Geschichte menschlicher Einbildungen und Wünsche* und, wenn ich so sagen darf, des *saßen Wahns der Menschheit*, der aufs *feurigste ausgedruckten Leidenschaften und Empfindungen unsres Geschlechts*, nicht allgemein und im *großen gnug* nehmen. Wie ganzen Nationen *eine* Sprache eigen ist, so sind ihnen auch gewisse Lieblingsgänge der Phantasie, Wendungen und Objekte der Gedanken, kurz, ein *Genius* eigen, der sich, unbeschadet jeder einzelnen Verschiedenheit, in den beliebtesten Werken ihres Geistes und Herzens ausdrückt. Sie in diesem angenehmen Irrgarten zu belauschen, den Proteus zu fesseln und redend zu machen, den man gewöhnlich *Nationalcharakter* nennt und der sich gewiß nicht weniger in Schriften als in Gebräuchen und Handlungen der Nation äußert: dies ist eine hohe und feine Philosophie. In den Werken der Dichtkunst, d.i. der Einbildungskraft und der Empfindungen, wird sie am sichersten geübet, weil in diesen die *ganze Seele* der Nation sich am freiesten zeigt.

So ist es auch mit dem *Geist eines oder mehrerer Zeitalter*, soviel dieser Name unter sich begreift; denn jedes Zeitalter hat seinen Ton, seine Farbe, und es gibt ein eignes Vergnügen, diese im Gegensatz mit andern Zeiten treffend zu charakterisieren. Mir sind z.B. die sogenannten *mittleren Zeiten* auch in ihren Märchen, in dem guten Glauben und Aberglauben, der sie beherrschte, in der ganzen Richtung, den die europäische Denkart damals nahm, sehr merkwürdig. Dieser Wahn liegt uns näher als die Mythologie der Griechen und Römer; manche Züge davon haben wir vielleicht in angeborenen Neigungen und Vorstellungsarten, gewiß aber in Resten der Gewohnheit von unsern Vätern geerbet.

89.

Fünftes Fragment

Vom Wert der europäischen Dichtung mittlerer Zeiten

Wir haben jetzt Umfang genug gewonnen, die europäische Kultur durch die Poesie der mittleren Zeiten in dem weiten Raum, den sie durchging, unparteiisch zu schätzen und ihren Wert oder Unwert zu zeigen.

Ein großer *Nachteil* war für sie *die allenthalben mit fremden Sprachen vermischte, in ihr selbst verfallene Römersprache*. Mit Recht hieß diese *rustica*, eine Bauernsprache die Dichtkunst, die in ihr aufkam, konnte mit Not und Mühe auch nur eine *vulgare* Dichtkunst werden. Alles war hier durcheinandergemischt und verdorben. Nordische Völker kamen mit einer harten, sklavischen, in Feigheit versunkene Völker sprachen eine vernachlässigte Sprache. Unruhe und wiederkommende Verwüstung, Nacht und Aberglaube verheerten die Welt; was aus diesem Chaos übereinanderstürzender Völker und Sprachen hervortönte, konnte nicht oder sehr spät der Gesang jener Muse sein, die einst in Ionien, Athen und Tibur eingestimmte, harmonische Saiten beseelt hatte. Hier schrieb man Reime (*coplas, rime*).

Einen noch herbern Feind hatte die Bildnerin der Sitten, die Poesie, an den *Sitten dieser Nationen selbst im mittleren Zeitalter*. Kriegerischen Völkern ertönt nur die Tuba; unterjochte, bäurische Völker sangen rohe Volksgesänge, Kirchen und Klöster Hymnen. Wenn aus dieser Mischung ungleichartiger Dinge nach Jahrhunderten ein Klang hervorging, so war's ein dumpfer Klang, ein vielartiges Sausen. Schon der Charaktername des Inhalts der Zeiten sagt dies. Er heißt *Abenteuer, Roman*: ein Inbegriff des wunderbarsten, vermischtsten Stoffs, der

ursprünglich nur ununterrichteten Ohren gefallen sollte und sich fast ohne Kenntniss der Natur, Kunst und Geschichte von der Vorwelt her über Meer und Länder in wilder Riesengestalt erstreckte. Von den Arabern her bestimmten *drei Ingredienzien* den Inhalt dieser Sagen: *Liebe, Tapferkeit* und *Andacht*; schöne Namen, wäre ihre Bedeutung nur immer auch in der Anwendung der Namen wert gewesen.

Liebe. Gewiß aber war's nicht immer jene zärtlich-bewundernde Liebe, die man aus einem guten Vorurteil den Erzählungen und Liedern des Mittelalters gemeiniglich als Charakter zuschreibt. Viele Gesänge und Geschichten zeigen ein andres, das sich auch zu jenen gedankenlosen und dabei unternehmenden Zeiten besser schickt und füget. In müßigen, reichen und üppigen Ständen, in Schlössern, an Höfen, deren es damals so viel gab, hatte man Zeit und Mittel, jene *Galanterie*, die gepriesene Blüte der Ritter-Jahrhunderte, oft in einem Geschmack zu treiben, wie sie des Boccacaz' »Decamerone« oder Brantôme und so manches üppige Capitolo schildert. Man rühmte sich dessen, was man erfahren haben wollte, nicht immer auf die feinste und sittlichste Weise.

Tapferkeit. Ein edles Wort; die damaligen Zeiten aber gebrauchten es nicht immer in der edelsten Anwendung. Der Ritter, der in die Welt zog, Ungläubige oder Ketzer zu vertilgen, und sich außer den Pflichten

gegen Ebenbürtige, gegen Damen, gegen seinen Lehnsherren und die Kirche alles erlaubt hielt, war eben nicht das reinste Ideal männlicher Tugend.

Eine Poesie also, die solche Ritterzüge besang oder erzählte, mußte oft dumpf umherschwärmen und bis zum Ermüden singen und sagen, was *Rittertum* und *Ritterlehre* erfordert. Oder um diesem Einerlei zuvorzukommen, mußte sie sich ins Ungeheure, ins Unmögliche verlieren, hier eine brutale Macht loben, dort Ahnenstolz, Räuberglück oder leeren Glanz preisen. Wider Willen mußte sie oft langweilig, oft geistlos und unmoralisch werden, weil sie geistlose Menschen in zwecklosen oder unmoralischen Taten zu schildern hatte und auch bei großen und guten Zwecken sie mit zu viel falschem Glanz vergulden mußte.

Andacht endlich. Bloß als Feierlichkeit behandelt, ermüdet sie und läßt die Seele bald leer; als eine Verbindung mit dem Unendlichen, als Anschauung des Unermeßlichen betrachtet, erhebt sie zwar die Seele, entzückt sie aber auch in einen Glanz, in welchem der Poesie zuletzt jede Form schwindet. Soll Andacht aber sogar Missetat versöhnen, es sei mit leeren Gebräuchen oder mit Geschenken und Vermächtnissen, ohne daß dem Unterdrückten Erstattung geschehe, o da wird sie dem Menschensinn, dem moralischen Gefühl widrig und auch im schönsten poetischen

Nachbilde verächtlich.

Alle diese Mängel und Laster entsprangen aus dem Verderben der Religion und Sitten damaliger Welt in obern und untern Ständen; eine fröhliche Wissenschaft, die an Höfen entstanden, von Großen genährt und nur zur Zeitkürzung gebraucht ward, konnte und wollte die Schwächen des Jahrhunderts weder abtun noch versöhnen. Sie dachte an den Inhalt einer Erzählung nur sofern, als dieser Inhalt *vergnügte*, und es war Sitte der Zeit, sich bisweilen auch langweilig und gemein zu vergnügen. Das Ohr des Volks, vor welches zuletzt diese Divertissements auch kamen, nahm sie mit Freuden auf, weil sie bei Hofe erfunden waren, weil man sie in höheren Ständen belachte. Es war eine Hofart (*cortesania*), sie schön zu finden. --

So gewiß ist's, daß nichts bleibend schön sein kann als das Wahre und Gute. Keine Kunst, kein Künstler vermag von einem falschen Schimmer der Macht und Hoheit, vom geschminkten Reiz der Wollust und Üppigkeit oder von der Schwärmerei ein Ideal zu borgen, das bestehe und fortdaure. Was unrein dem menschlichen Gemüt ist, muß ihm früher oder später auch in der Poesie unrein erscheinen; denn nur fürs menschliche Gemüt wird gedichtet.

Jene Romane voll Langweiligkeiten des Rittertums, voll falschen Glanzes der Hofsitten oder gar jene Gemälde des Gartengottes und der Göttin Crapula, was

sind sie unter dem Fuß der Zeit worden? Schlamm und Moder. Es ist Gesetz der Natur, daß auch in der Poesie und Kunst nur das *Wahre und Gute bleibe*.

Der Keim, der davon auch in der Dichtkunst der mittleren Zeiten lag, ist nicht verweset. Fruchtreich hat ihn die Zeit ausgebildet; denn in den drei großen Namen *Liebe, Ehre und Andacht* liegt alles, was die Menschheit wecken, die Poesie beleben kann. Sie sind mehr als Patriotismus; ein weites und tiefes Meer der Seligkeit, aus dem die Schönheit entsprang und in welchem sie sich spiegelt.

1. *Andacht*. Freilich ist's nicht jedem Geist in seiner sterblichen Hülle gegeben, sich formlos ins Flammenmeer der Gottheit zu versenken; aber auch nur im Abglanz diese Sonne, das höchste Ideal menschlicher Gedanken, zu betrachten, erquickt und erheitert. Die Poesie der mittleren Zeiten hatte sich hiezu das Bild des *ewigen Vaters*, des *Sohnes Gottes** und seiner Mutter, der *heiligen Jungfrau*, ausgemalt und in das letzte insonderheit ein hohes Ideal weiblicher Tugend, alle Grazie ihres Geschlechts gelegt. Jungfräuliche Keuschheit, Huld und Anmut, eine sich selbst unbedeuende Hoheit und Würde, mütterliche Liebe, schweigende Geduld, Großmut, Hoffnung, endlich ein stiller Dank- und Freudegeuß jenes überschwenglichen Lohns, dessen sich die Wohltätige jetzt in Ewigkeit wert macht - alles dies ward nach und nach von der

dichtenden Andacht in sie gesenkt, in ihr besungen und gepriesen.

Der Wert der *Heiligen*, die Märtyrer waren, scheidet von geringerer Art; die *Tapferkeit der Seele* aber, die um des Bekenntnisses der Wahrheit willen Leiden erträgt und Martern erduldet; jene *stille Großmut*, die verkannt einhergeht, die Reichtum, Wollust und niedrigen Ruhm verschmäht, unbillige Verachtung, Schmach und Hohn für nichts achtet und dennoch wohlzutun fortfährt; die *Heiterkeit der Seele* endlich, die, durch Einfalt, Unschuld, Zuversicht und Erfahrung bewährt, in der Wolke des Todes den offenen Himmel sieht und das Lied der Vorangegangenen höret; eine *Andacht* dieser Art ist mehr als eine Heldenwürde von außen. Und es sangen sie so viele Hymnen, so prächtige Kanzonen.

2. *Tapferkeit*. Auch der Wert eines Mannes, der nach *reinen* Begriffen des Rittertums um Ehre streitet, ist nicht von geringer Art. Schwache zu beschützen, die Unschuld zu verteidigen, auch im heftigsten Streit sich nichts Unwürdiges zu erlauben, im Feinde noch den Mann zu erkennen, im Überwundenen den Tapfern zu ehren, endlich, die wehrlose, die kranke Menschheit mit ritterlicher Hand zu pflegen, zu warten: dies alles waren Pflichten des Rittertums, die, freilich mit großen Ausnahmen, allesamt auch nur unter dem Mantel der Religion und noch nicht als

reine Obliegenheiten des Menschen gesungen und eingeschärft wurden. Sie öffneten indes einer allgemeinern, reineren und höheren Tugend die Schranken, als selbst in einem weit engeren Bezirk von der alten Heldensage der Griechen und Römer gepriesen werden konnte. Wenn *Andacht, Liebe* und *Tapferkeit* reiner Art sich ritterlich ineinander verweben, erniedern sie den männlichen Charakter nicht.

3. *Liebe*. Hier findet wohl kein Zweifel statt, daß die *Hochachtung* und *zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts*, welche Araber und Normänner in Romane und Poesie brachten, die sich auch mit dem Dienst der *heiligen Jungfrau* und dem *Christentum* überhaupt wohl vertrug, eine Blume sei, die Griechen und Römer eben nicht vorzüglich kultivierten. Größtenteils besangen diese im Weibe nur das Weib oder gar eine Buhlerin, eine Hetära. Da das nördliche Klima Lustbarkeiten, wie sie Horaz oder Petron schildern, keinen Raum gab, auch in diesen Gegenden die später entwickelte und desto länger daurende Jugend des Weibes eine sittlichere, reifere Liebe fodert, so wandte sich jetzt allmählich die Poesie auf etwas, darauf jene Zeiten nicht ausgehen konnten, auf *Kultur des Umganges beider Geschlechter miteinander*, von welchem unsre nordische *Wohlerzogenheit* größtenteils abhängt. Das Weib war von der Religion geehrt; warum sollten sie nicht auch Menschen ehren?

Sie gaben den Männern Rat, dem Leben Anmut; sie bewegten das Herz des roheren Mannes und waren gleichsam Mittlerinnen im Himmel und auf Erden. Nach christlichen Begriffen schlang die Liebe nicht nur in dieser Sichtbarkeit einen unauflöselichen Knoten, sondern auch das Band der Freundschaft in einer ewigen Welt. Durchs Christentum sahe man dort lichtere Gegenden vor sich als den traurigen Orkus; in ihnen besang Dante seine Beatrice, Petrarca eine himmlische Laura. U.f.

90.

Das unvollendete Fragment vom Werte der Poesie mittlerer Zeiten möchte ich, gleichfalls *für* und *wider*, mit Vorteil und Nachteil also ergänzen:

Erstens. Fügt man dem Vorigen hinzu, daß die Poesie der mittleren Zeiten nach und nach mit *mehrer* *Wissenschaften* bekannt ward, als jene Poesie der Jugendwelt je kennenlernen konnte, so war ihr hiemit, eben wie bei *Andacht*, *Liebe* und *Ehre*, ein großer, aber auch ein sehr gefährlicher Knäuel in die Hand gegeben. Sie konnte daraus vieles entwickeln, aus jeder Wissenschaft sich zu eigen machen, was für sie diente; jede Erfindung, jedes neuentdeckte Land stand ihr zu Gebote. Sie konnte aber auch auf diesem Wege

zu gelehrt, spitzfündig und scholastisch werden: und wäre sie es nicht hie und da reichlich geworden?

Der größere Boden von Wissenschaft indes, den der menschliche Geist gewann, war ein beträchtliches Erwerbnis. Die neuere Poesie hat davon Nutzen gezogen und wird davon Vorteile ziehen, solange Wissenschaften *wachsen*, Erfindungen sich *mehren*, solange der menschliche Geist *fortschreitet*. Nicht vergebens hat der Vater der neueren Dichtkunst, Dante, mit einem Werk begonnen, das eine Art von *Enzyklopädie des menschlichen Wissens* über Himmel und Erde enthält; er hat seinem von jeder Vorzeit unterrichteten Kinde hiemit den Weg eines immer fortschreitenden Verdienstes gewiesen.

Zweitens. Und da in der mittleren Zeit *viele Nationen, die gesamten Völker des römisch-christlichen Europa auf einem Kampfplatz des Ruhms* standen und durch mehrere Verbindungen in *einer Schule der Unterweisung* lernten, so bekam, ungeachtet aller Nationalunterschiede von Sitten und Sprachen, die europäische Poesie und Lehre hiemit eine *gemeinschaftliche Richtung*. Mit so vielem Unreinen sie hie und da vermischt war, so trug sie allenthalben dazu bei, das Schwert der Barbaren, das noch nicht gestumpft war, einzuhalten, zu weihen, zu veredeln. Rittern und edlen Herren ward ein *Kranz des Ruhms und der Verdienste* vorgehalten, ohne welchen sie, wie die

Geschichte mehrerer Länder zeigt, harte Herren, Trunkenbolde, räuberische stolze Barbaren blieben. Selbst die Griechen des östlichen Kaisertums, die an den Rittergesetzen der Westwelt keinen Anteil nahmen, erlaubten sich Niederträchtigkeiten gegen Feinde und Überwundene, die in Spanien, Italien und Frankreich kein Ritter sich jemals erlaubt haben würde. Als üppige Treulose gingen sie unter. -

Alles also, was Menschen, Stände und Völker miteinander verband, was die Geschlechter einander freundlich, Gemüter einander geneigt machte, was zu einem gemeinschaftlich anerkannten Zweck und gleichsam zu der *Lehrform* beitrug, nach welcher man von Jugend auf, wenngleich auf rohe Weise, der *Tapferkeit, Liebe und Andacht* huldigen lernte, offenbar bahnte dies der *Menschenliebe* oder zuvörderst jener *christlichen Herzensgüte* den Weg, die als *Carità* die *Grazie* der *Grazien* ist und jede Huldigung verdienet. Die Poesie des Mittelalters wirkte zu diesem Zweck unverkennbar.

Aus den Händen der Araber hatten die Europäer *Andacht, Liebe und Tapferkeit* als einen Kranz der Ritterwürde empfangen; sie verschönten ihn nach christlicher Weise.

Und da gerade diese Poesie es war, die auch das Volk nicht verachtete, die sich auf öffentlichen Plätzen und Märkten hören ließ und durch Geist, Witz

und Spott eigene Gedanken und ein freies Urteil auch über Zeithändel, über die Sitten geistlicher und weltlicher Stände, über das Verhältnis derselben gegeneinander weckte, so ward, wie die Geschichte zeigt, Poesie der *erste Reformator*. Immerhin wird dies auch die *fröhliche Wissenschaft* (gaya ciencia, gay sabèr) sein und bleiben.¹²⁵

Achte Sammlung

(1796)

91.

Sechstes Fragment

Wiederauflebung der Alten

Was der Poesie des Mittelalters fehlte, war nicht Stoff und Inhalt, nicht guter Wille und Endzweck; es fehlte ihr nicht an Idealen, auf welche sie hinarbeitete und sich bemühte; aber *Geschmack, innere Norm und Regel* fehlte ihr. Keine äußere Form des Sonetts, Madrigals oder der Stanze, der Reim am wenigsten, keine Scholastik, selbst die arabische Philosophie nicht, sie mochte aus Spanien, Afrika oder Palästina kommen, konnte ihr diese Regel gewähren; nur *ein Mittel* war dazu, die *Wiedererweckung der Alten*.

Immer hatten diese, auch in den dunkelsten Jahrhunderten, einige Liebhaber, sogar Nachahmer gefunden, ob man von ihnen gleich nur wenige kannte und diese wenigen in einer finstern Luft durch einen häßlichen Nebel ansah. Bekanntlich war Petrarca einer der ersten, der sich durch unablässigen Fleiß eine fast

klassische Denkart angebildet hatte, ohne welche er seine liebliche *Vulgarpoesie* schwerlich hätte erschaffen mögen. Ihm folgten mehrere Liebhaber und Bewunderer der Alten, bis nach einer langen Morgenröte endlich heller Tag anbrach. Von Orient aus kamen die vertriebenen griechischen Musen nach Italien; mit einem wunderbaren Enthusiasmus für die Sprache, die Werke und Wissenschaften der Griechen wurden sie aufgenommen, und alles belebte sich neu. Laß es sein, daß fortan, insonderheit im nächsten Jahrhundert, die Landessprache keine Dichter bekam, wie Dante und Petrarca gewesen waren; beide, insonderheit der letzte hatte in seiner Art die Blüte hinweggebrochen, so daß kein Nachahmer ihn übertreffen *konnte*. Dafür aber öffnete sich eine Aussicht, die zehntausend Petrarchisten nicht hätten eröffnen mögen. Poliziano, Pico, Bembo, Castiglione, Casa und so viel andre Geschichtschreiber, Dichter, Philosophen und Philologen *schrieben* nicht nur klassisch Latein, sondern einige derselben *dachten* auch klassisch und *erwägten* die Werke der Alten. Die Strozza, Sannazar, Fracastor, Vida und so viele, viele andre schrieben nicht etwa nur elegante lateinische Verse; man las, man übersetzte die Alten; Machiavell u.a. dachten ihnen männlich nach. Künstler erschienen, die im Geschmack der Griechen und Römer verzierten, baueten, bildeten, malten; das himmlische Genie Raffael

erschien, von einer griechischen Muse mit einem Engel erzeugt. Da erklang ein Lied im höheren Tone; es fing wirklich eine neue Denkart mit einer neuen Zeit an; denn auch die Buchdruckerkunst war erfunden, eine neue Welt war entdeckt, die Reformation entstand. U.f.

Es hieße klein und eingeschränkt denken, wenn man diese neue Gedankenform bloß nach dem beurteilte, was sie damals hervorgebracht hat, nicht nach dem lebendigen Samen, der in ihr zu künftigen Hervorbringungen dalag. Sei es, daß die ersten Nachahmungen der Alten zu sklavisch waren, daß die erste Kritik sich zu sehr an Worte hielt und darüber oft den Geist nicht erreichte. Sei es, daß kein lateinischer Dichter dieses glücklichen Jahrhunderts einem alten Dichter gleichkäme; was schadet's? Die ersten gedruckten Ausgaben alter Autoren waren auch die vollkommensten nicht; indessen kamen sie weit umher und machten die Grundlage nicht nur zu bessern Auflagen, sondern auch zu vielen, vielen neuen Gedanken. Ohne Wiedererweckung der Alten wäre keine neue Philosophie und Beredsamkeit, keine Kritik, Kunst und Dichtkunst entstanden; Europa säße noch in der Dämmerung und labte sich an abenteuerlichen Ritterromanen. Das Licht der Alten ist's, das die Schatten verjagt und die Dämmerung aufgeklärt hat; mit ihnen haben wir empfangen, was *allein* den

Geschmack sichert, *Verhältnis, Regel, Richtmaß, Form der Gestalten im weiten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesamten Menschheit.*

Warum z.B. ist die bloße *Galanterie der Liebe* ein falscher, mithin auch ein unpoetischer Geschmack? Weil sie etwas Unwahres in sich hält, das der *reinen Sprache des Herzens und Geistes*, wie es die Poesie sein soll, unwert ist. Jene Galanterie gibt Dingen einen Wert, den sie unsrer eignen Überzeugung nach nicht haben; sie malt Schönheit und Liebe mit falschen Reizen und vergisset darüber der herzergreifenden Wahrheit. Aus Mangel des Gefühls übertreibt sie; sie spielt mit Bildern und Wendungen, mit Witz und Worten. - - Echte Poesie also und eine falsche Galanterie sind unvereinbar. Möge ein verdorbener Geschmack der Zeit, möge die Mode sie dafür erkennen; der Zeitgeschmack geht vorüber, die Mode wird lächerlich; und späterhin macht die falsche Schminke das schöne Gesicht sogar *häßlich*. -

Warum ist die *übertriebne Ritterwürde* ein falscher Geschmack? Weil sie als bloßes Ritual herz- und seelenlos, steif und lächerlich ist. Feierlichkeiten wird ein Wert gegeben, den sie nicht haben; Mißverhältnisse werden mit einem Schaumgolde überdeckt; geistlose Härte wird als ein Ideal der Männlichkeit gepriesen. Die Zeit kommt und streicht mit rauher Hand das Schaumgold hinweg; sie rückt die Stände

anders, und sofort ist jene Mißgestalt unter einem eisernen Harnisch sichtbar. Alles Geklirr an Mann und Roß kann uns, wo Verstand, Zweck, Ebenmaß, Güte des Herzens fehlt, kein Klang einer himmlischen Muse werden. -

Warum ist jene *übertriebene Andacht*, jenes Haschen nach dem Unendlichen, das Kalkulieren der Gottheit in unnennbaren Gefühlen ein falscher Geschmack? Weil sie eine *Übervernunft* sind, die weder in Sprache noch Kunst einen Ausdruck findet. Das Unermeßliche hat kein Maß, das Unendliche hat keinen Ausdruck. Je länger du also an diesen Tiefen schwindelst, desto mehr verwirret sich deine Zunge, wie sich dein Haupt verwirrte; du sagst nichts, wenn du etwas Unaussprechliches sagen wolltest. -

Schwieg nicht jener Entzückte von dem, was er im dritten Himmel gesehen hatte? Alle wahre Gottbegeisterte schwiegen vom Unaussprechlichen und sagten, was sie in der Sprache der Menschen, zumal in den *Grenzen einer Kunst*, sagen konnten. Der Ausdruck, der der Religion geziemt, ist nicht Schwärmerei, sondern Einfalt und Wahrheit.

Ist alles, was uns Umriß lehret, was unsrer Natur die ihr angemessene Schranken zeigt und sie auf wirklichen Begriff, auf Wahrheit der Empfindung zurückführet, ein göttliches Geschenk: wie sehr tut dieses, recht verstanden und angewandt, *die Poesie, die*

Kritik, die Philosophie und Denkart der Alten.

Diese z.B. weiß nichts von jener *Höflichkeit* eines übertreibenden, falschen Witzes, der Galanterie und Courtoisie sein soll; am Hofe der griechischen und römischen Musen hatte diese Kunst keinen Wert. Sie weiß nichts von jenem *leeren Pomp*, der dem Helden und Gott den Menschen auszieht; die heroische Poesie der Alten ist menschlich. Wozu endlich ward von den klügsten Völkern die *Mythologie*, wo nicht erfunden, so wenigstens an den schönsten Stellen gebraucht? Dem, was keine Gestalt hat, eine für uns lehrreiche und angenehme Gestalt zu geben, den Abglanz der blendenden Sonne im Spiegel des Meers oder in den Farben des Regenbogens zu zeigen. Uns sind im Grunde alle Einkleidungen, wo und wenn sie erfunden wurden, gleich; wir wollen sie zwar nicht unzeitig vermischen, aber alle mit Verstand gebrauchen. Aristoteles, Horaz und Quintilian sind uns nicht etwa über die Mythologie der Griechen allein, über die Mythologie *jeder Nation und Religion* sind ihre Grundsätze Gesetz und Regel.

Alles also, was den Geschmack der Alten unter uns befördert, sei uns wert, Ausgaben, Übersetzungen, Kommentare, Nachahmungen; unter diesen Nachahmungen auch die *neuere lateinische Poesie* zu nennen, scheue ich mich nicht. Sie war immer ein Zeichen, daß man die Alten kannte und liebte, daß man

über neuere Gegenstände im Sinne der Alten dachte, daß man ihr Richtmaß an diese neuen Gegenstände zu legen wagte. Sie hat viel Gutes gewirkt. Latein sagte man, was man in der Landessprache nicht sagen konnte oder durfte; nachahmend sprach man gleichsam den Alten nach und *sagte ihnen seine Lektion auf*; man freute sich, daß man sie aus ihnen gelernt und ungefährdet aufsagen konnte. Über die Vorurteile seiner Zeit, seines Ordens, Volks und Standes hob mancher sich, ohne daß er's wußte, auf Schwingen irgendeines alten Dichters empor; oder wenn er hiezu nicht Kraft genug hatte, kam er doch nachahmend dem Geschmack und bessern Verständnis des Dichters, in dessen Weise er schrieb, näher und ward, auch nachlallend, *mit ihm vertrauter*. Endlich schloß sich durch die neuere lateinische Poesie eine *Gesellschaft* zusammen, von der vorher noch keine Zeit gewußt hatte; in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, den britannischen Inseln, den nordischen Königreichen, in Livland, Polen, Preußen, Ungarn, in Deutschland, Holland u.f. hat man lateinisch nicht nur versifizieret, sondern hie und da gewiß auch gedichtet. Italien, Frankreich, Deutschland, Polen, vor allen Holland hat Männer gehabt, die mit dem Latein wie mit ihrer Muttersprache umzugehen wußten und in ihm Gedichte gaben, die in jeder Landessprache Aufmerksamkeit gebieten würden. Selbst die Vortrefflichen, die der

Sprache und Poesie ihrer Nation eine bessere Gestalt gaben, hatten diese meistens im Lateinischen zuerst versucht, wie außer den Italienern die Beispiele Miltons, Cowleys, Grotius', Heinsius', Opitz' u.f. zeigen. Fast alle Reformatoren, Erasmus, Luther, Zwingli, Melanchthon, Camerarius, Beza u.f., waren Liebhaber der Alten, Liebhaber der griechischen und lateinischen Dichtkunst. Die gebildetsten Staatsmänner, wie Thomas Morus, de Thou, Hospital u.f., Botschafter, Päpste, Kardinäle waren lateinische Dichter. *Ein* Helikon vereinigte sie und weckte Stimmen vom Ätna bis zum Hekla, vom Ausfluß des Tago bis zur Weichsel und der Düna.

Ich will mich nicht auf den Gemeinplatz einlassen, daß alle echte Kritik und Philosophie der Neueren nur eine palingenesierte Pflanze der Alten sei; denn woher hatten neben den weltbekannten Kommentatoren Erasmus, Grotius, Heinsius, Boileau, Gravina, der edle Shaftesbury und die wenigen sonst, die ins Herz der Kritik drangen, ihre Weisheit als von den Alten? Eine *spanische, deutsche, irländische* Kritik gibt es nicht; aber eine *griechische und römische* Kritik gibt es. Mit ihr fängt die *Kultur aller europäischen Landessprachen in Poesie und Prose*, ja durchaus das Bestreben nach einem *bessern Geschmack in ganz Europa* an; den Beweis hievon liefert die Geschichte.

Es tut mir leid, daß ich Ihrem Fragment einige Einwendungen entgegensetzen muß; wozu aber wäre die Heuchelei auch im Lobe des Geschmacks der Alten nötig?

Zuerst gibt Ihr Fragment es selbst zu, daß auch vor der sogenannten Erweckung der Alten in jedem Fach große Männer, Denker und Dichter gelebt haben, und ebensowenig wird bezweifelt werden können, daß seit dieser Entdeckung große Männer gelebt und geschrieben haben, die von den Alten wenig oder nichts wußten. Ich darf von den ersten nur Dante, von den letzten nur Shakespeare anführen; wieviel andre möchten zu nennen sein! Die größten Erfindungen sind in den Zeiten gemacht, die wir *barbarische, rohe* Zeiten nennen; vielleicht haben in ihnen auch die größten Männer gelebet. Damals standen die Köpfe noch nicht so dicht aneinander; jeder hatte zum eignen Denken freien Raum; um sie war Dämmerung; desto munterer aber wirkten sie und dorften in der Mittags-sonne der Alten eben noch nicht erblinden. Wie *ein* Roger Baco vor hundert Kommentatoren des Aristoteles gilt, so gibt es romantische Gedichte der mittleren, selbst der neueren Zeit, bei denen man den Geschmack der Alten gern vergißt und in ihnen wie im

Feenreich lustwandelt. Ich erinnere Sie an so manche Romane, die uns der Graf Tressan und seine Gehülfen gegeben, ja seit Wiederauflebung der Wissenschaften an die größten Lichte aller kultivierten Nationen. Woher nahmen Ariost und die ihm vorgingen, woher Spenser, Shakespeare, und zwar in seinen rührendsten Stücken, Form und Inhalt? Nicht aus den Alten, sondern aus der *Denkart des Volks und seinem Geschmack in ihren und den mittleren Zeiten*. Glauben Sie, daß Shakespeare, auch wenn er die Alten mehr gekannt hätte, als er sie kannte, ihnen ängstlicher nachgegangen wäre? Wie leicht konnte er sie kennenlernen, da schon so manche in englischen Übersetzungen neben ihm existierten! Er ließ diese den Ben Jonson studieren und hielt sich an das Märchen, an die Novelle der mittleren Zeit, aus denen er seine dramatische Schöpfung hervorrief. Seitdem haben die Briten den Äschylus, Sophokles, Euripides gelesen, kommentiert, übersetzt und emendieret; aus dem allen aber ist kein zweiter Shakespeare worden.

Zweitens. Zu viele Proben haben es erwiesen, daß die Alten kennen und nachahmen, uns ihnen noch nicht gleichstelle, da ihre gelehrtesten Kenner oft die unglücklichsten Schöpfer gewesen. Wie ging es dem Trissino mit seinem »Befreiten Italien«? dem Gravina und Maffei mit ihren Dramas im Geschmack der Alten? Die gelehrten Kenner der Alten, Casa, Bembo

u.f., überstiegen den Petrarca nicht; den Chiabrera, Redi, Filicaja, Lemene vermochte ihre Kenntniss der Alten und ihre Gelehrsamkeit sogar vor dem bösen Geschmack ihrer Zeit nicht zu sichern. Unter den Engländern war Cowley mit den Alten sehr bekannt; er schrieb und dichtete selbst lateinisch; seine prosaischen Aufsätze sind mit der Bescheidenheit und Würde eines Römers geschrieben, und welches sonderbare Phantom bildete sich dieser gelehrte Dichter an Pindar ein! In wie bösem Geschmack erschuf er jene *Odengattung*, die seinen Landsleuten wirklich ein Verderb des Geschmacks ward! - Also hilft auch hier das Alter für Torheit nicht; jeder Neuere behält seine natürliche Größe, falls er in seinem Studium auch den griechischen und römischen Helikon aufeinander türmte und sich droben hinaufstellte.

Drittens. Nun kann ich zwar gegen die schöne lateinische Schreibart vieler Neueren in Poesie und Prose nichts einwenden und finde in ihnen für mich ein großes Vergnügen; für sich selbst aber, was taten diese Schriftsteller mehr, als daß sie ihre Pflicht erfüllten? Muß *jeder*, der in einer Sprache schreibt, in ihr gut zu schreiben suchen, so wäre es ja dreifache Schande, die Sprache, in welcher jene Römer schrieben, schlecht zu behandeln. Wer in ihr nicht schreiben kann, wie er soll, schreibe, wenn er's vermeiden kann, in ihr gar nicht; hat er in ihr leidlich oder gut

geschrieben, so ist's ihm nicht mehr Lob als jedem andern, der in seiner Sprache gut spricht, oder einem Flötenspieler, der seine Flöte gut spielt. - Wenn Schriftsteller durch eine sogenannte *schöne Schreibart*, die bei keinem Vernünftigen von einer guten Denkart getrennet werden kann, wenn vor allen lateinische Schönschreiber sich von einer *guten Denkart* durch diese Sprache freigesprochen glauben, wo sind wir denn mit der Regel der Alten? Dieser scriptor denkt an Worte; an Sachen und Gründe wenig. Übersetzt sein Latein in eine gemeine Sprache, und ihr findet die trivialsten Dinge in einem Ton gesagt, vor dem die demütige Landessprache beinahe verstummet. Dort ging das gelehrte Kind in einem Gängelwagen, oder vielmehr der Gängelwagen (*ambitus verborum*) ging *statt* des gelehrten Kindes und nahm es mit; dem rund-viereckten Vehikul entnommen, wie erbärmlich ist seine Gestalt, wie schwach und dürftig! Und doch machte man so oft die Erfahrung, daß unter allen literarisch Stolzen es fast keine stolzeren als die Lateinschreiber gebe. Sie sind die *alten Barone*, deren Diplom rückwärts über das Christentum, deren Unsterblichkeit vorwärts über den Jüngsten Tag der Landessprache hinausreicht. Sie schreiben nicht für ihre Nation in der sogenannten Vulgar- oder Pöbelsprache, sondern für Welt und Nachwelt in der *einzig-unvergänglichen* Göttersprache. Wie wohl wird

dem Leser in der Geschichte der Literatur, wenn nach zu Grabe getragenen *Schoppen* (Scioppiorum) die Periode der eigentlichen *Wissenschaften* (Scienzen) anfängt, in welcher man sich nicht mehr über Worte und Autoritäten *schoppisch* zankte. -

Endlich. Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben! Die Kritik der Silben und Worte ist eine unentbehrliche, nützliche Kunst; sie erfordert Genie, Takt und vor andern viel Kenntnisse, Fleiß und Übung; daß sie aber *die* Kenntnis der Alten noch nicht sei, von der das Fragment eine Palingenesie der Dinge herzuleiten scheint, dies ist wohl sonnenklar. Kritiker, wie Ruhnken an Hemsterhuis schildert, sind selten; auch von denen, die die Alten mit Geist lesen, wählt jeder sich gern *seinen* Alten, den er über alle hinaussetzt, nach welchem er dann, auch mit Fehlern und Schwächen, seine Denkart prägt Eine Reihe von Beispielen wäre anzuführen, aus welchen erhellen würde, wie selten wir in den Alten *sie* selbst, wie noch seltner wir in ihnen ihr *Höchstes*, das *kalon kagathon* der Griechen- und Römerwelt, *ihre Regel des Geschmacks im Wahren, Guten und Schönen* studieren. Am öftersten schauen wir sie wie Narzisse an, denken daran, was wir über *sie* zu sagen haben, und bewundern *unsre* Gestalt in dem flüssigen Spiegel der alten heiligen Quelle. Statt an ihnen gehen zu lernen, verlieren manche durch sie den gesunden

Brauch ihrer eignen Glieder.

93.

Ihre Einwendungen könnte ich mit Sprüchwörtern beantworten, z.B.: »Rom ist nicht in einem Jahr gebaut.« »Je schwerer die Kunst, desto mehr Pfuscher.« »Je organisierter der Körper, desto böser seine Fäulung« u.dgl. Ich will aber mit Gründen antworten; in der Hauptsache sind wir eins.

Daß zu allen Zeiten und unter allen Völkern Talente ans Licht kommen, ist eine Erfahrung, die eben ja jeder Bemühung um Ausbildung der Talente *zum Grunde liegt*. Nicht in Athen und Rom allein wurden *dämonische, göttliche* Männer geboren; sie bedorften auch von dorthier keiner Beurkundung, daß sie solche waren. Die Gabe der Muse ist eine angeborne Himmelsgabe, die kaum mit Mühe vergraben werden kann. Großer Leidenschaften und Vorstellungen fähig, sehen einige nichts als diese Bilder, sprechen in Leidenschaft, laben sich in Tönen des Wohllauts und fühlen sich geschaffen, die Gemüter andrer mit dem, was sie erfreuet und anregt, auch zu erfreuen und anzuregen. Wenn Poesie noch nicht erfunden wäre, würden solche Menschen sie erfinden, und erfinden sie täglich.

Aber wie sehr Talente dieser Art unter dem Druck einer schlechten Sprache und einer sinnlosen Mitwelt leiden, zeigt eben ja die *Geschichte sowohl der rohen als der mittleren dunkeln Zeiten*. Gibt es eine Kunst der Sprache, was vermag ohne Werkzeuge der Künstler?

Überdem, wie schwer wird's eben dem feurigsten Kopf, sich innerhalb der Grenzen zu halten, in denen das *Wahre, Gute und Schöne eins* ist, und eben auf diese, die *einzig* Weise, in Form und Inhalt, dadurch, was man sagt und wie man es sagt, *ewig* zu werden. Ihm also sowohl als denen, für die er arbeitet, ist Lehre nötig, eine *Disziplin*, die uns für andre, andre für uns zubereite, beide vor Ausschweifungen sichere und dem arbeitenden Genius leere Versuche, von denen er mit Reue zurückkommen müßte, erspare. Oft ist das Genie ein Edelstein, der tief im Schacht liegt, in einer harten Rinde begraben; die Rinde muß gesprengt, der Edelstein von der Hand des Künstlers bearbeitet werden u.f. - Wem gab nun die Natur das eigentliche *Kunsttalent* in größerem Maße als den Griechen? Auf der ganzen Erde keinem Volke wie ihnen. Gleichsam vom Instinkt geleitet, erfanden sie jeder Gestalt und Wissenschaft *Maß, Ziel und Umriß*. Nicht nur das Zuviele, das Ungehörige, sondern auch dem Bleibenden, der Gestalt selbst, gaben sie *Fülle, Leben und Anmut*.

Wollen aber Griechen und Römer, sofern sie Griechen und Römer sind, hiemit eine Monarchie errichten, wollen sie Nationalcharaktere unterdrücken, lebende Sprache verdrängen oder verschlimmern? Nichts von allem! *Aufmunterung, Ordnung, Verbesserung* ist ihr einziger Zweck; man darf also von ihnen nicht mehr fordern, als sie zu leisten vermögen. Sie wollen Kräfte wecken, aber nicht geben; sie sind Vorbilder, keine Schöpfer. Da indessen im Reich der Gedanken von *Aufmunterung*, zumal durch tätige Vorbilder, von *Ordnung* und *Erziehung* viel abhängt, so ist die Herrschaft, die jeder Verständige den Alten freiwillig einräumt, zwar keine Monarchie, aber ein Rat der Besseren zum Besten.

Lassen Sie also die würdigsten Schriften zuweilen von den unwürdigsten Händen behandelt werden, was schadet's? Geht nicht auch das Gold durch die Hände niedriger Bearbeiter und Sammler? Verlor der Diamant dadurch, daß ihn die Dürftigkeit selbst aufgrub? Wenn unter dem Text eines alten Autors sich in den Noten oft über nichts ein schreckliches Gezänk erhebt, so lasset uns vom blutigen Spiel dieser Gladiatoren, die sich zu Ehren des Verstorbenen neben seinem Grabe würgen, hinwegsehn und sie für das halten, was sie sind, Sklaven. Die Worte des Autors werden uns werter, wenn wir uns über die Wasser der Sündflut, die unten den Text überschwemmet hat,

zum Gipfel emporheben und da den friedlichen Öl-
zweig finden. -

Da endlich der Geist, den wir aus den Schriften der
Alten ziehn sollen, *gesunder Verstand* und ein *gesun-
des Herz*, die *wahre Philosophie und Richtung des
Lebens*, bona Mens und Humanität ist, so ist die Ein-
führung dieser Gottheiten für uns und unsre Nach-
kommen ein Werk *von fortdauernder, wachsender
Wirkung*. Zuerst mußten diese Schriften gefunden,
vervielfältiget, erklärt, erläutert, von Fehlern gerei-
nigt, verstanden werden, ehe ihr besserer, ihr weiserer
Gebrauch in *jeder* Anwendung ein Hauptzweck wer-
den konnte. Hie und da ist er es schon geworden; er
wird's noch mehr werden. Die Zeit der Solipsorum
geht zu Ende; zu *einem* gemeinen Besten arbeiten wir
alle.

Nachschrift

Jener Amerikaner glaubte, daß in jedem Brief ein
Geist eingeschlossen sei; ich wollte, daß ich diesem
Briefe einen Geist einschließen könnte, den Geist der
Alten. Hören Sie darüber einen apokryphischen
Schriftsteller:

»Gerade, als ob unser Lernen bloß ein *Erinnern*
wäre, weiset man uns immer auf die Denkmale der

Alten, den Geist bloß durch das *Gedächtnis* zu bilden. Wir wissen selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern.

Gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, nachdem er sich aber beschauet hat, von Stund an davongeht und vergisset, wie er gestaltet war, ebenso gehen wir mit den Alten um. Gar anders sitzt ein Maler zu seinem eignen Bilde«

»Da ich bloß dem Geist der Alten nachspüre, so geht mich das Schulmeistergesicht nichts an, womit die ** ihren Autor Lesern und Zuhörern verekeln. Ich will sehr zufrieden sein, wenn ich mein Griechisch nur ungefähr so verstehe, wie Überbringer dieses seine Muttersprache Wer die Alten, ohne die *Natur* zu kennen, studiert, lieset Noten ohne Text und an Petrons Ausgabe in Großquart über ein klein Fragment sich wenigstens zu einem Doktor. Wer kein Fell überm Auge hat, für den hat Homer keine Decke. Wer aber den hellen Tag noch nie gesehen, an dem werden weder Didymus noch Eustathius Wunder tun. - - Der Zorn benimmt mir alle Überlegung, wenn ich daran gedenke, wie solch eine edle Gabe Gottes, als die Wissenschaften sind, verwüstet, von starken Geistern zerrissen, von faulen Mönchen zertreten werden, und wie es möglich, daß junge Leute in die alte Fee, Gelehrsamkeit, ohne Zähne und Haare (etwa falsche) verliebt sein können.«

So spricht ein Eifrer für den guten Gebrauch der Alten, und wieviel mehr könnte man davon sagen! Aber wie *jemand ist, so tut er*; wie wir selbst denken, so nutzen wir die Alten.

94.

Die Nachschrift Ihres Briefes hat mir eine alte Wunde aufgerissen, die ziemlich verharscht war, nämlich wie wir, insonderheit *mit unsrer Jugend*, die Alten lesen. »Das Salz der Gelehrsamkeit,« sagt Ihr Apokryphus, »ist ein gut Ding; wenn aber das Salz tumm wird, womit soll man salzen?« - Bloße Gelehrsamkeit zerstreuet und ermüdet; alles macht sie zu nacktem, vielleicht unnötigem Wissen von Worten, Stellen und Gebräuchen; sie wirft die Seele hin und her. Das Gemüt der Jugend will *gesamlet*, will auf den Kern gerichtet, will fürs Leben gebildet und gestärkt sein.

Ich begreife selbst, was für eine schwere Aufgabe es ist, so viele, so mannigfaltige Schriftsteller der Griechen und Römer, Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen mit *unsrer* Jugend nutzbar zu lesen; der Grundsatz indessen, nach welchem sie gelesen werden müssen, ist außer Zweifel. Es ist der *Sinn der Alten* selbst, das Gefühl vom *Wahren*,

Guten und Schönen, diese alle zu *einem System* verbunden, in *eine Gestalt* geordnet. Man nenne diese Gestalt das *Anständige*, das sich *Geziemende*, honestum, decorum, *kalon*, *prepon* oder wie man wolle; sie ist ein unterscheidender Zug der *Komposition* und *Denkart* der Alten in ihren besten Schriftstellern und würdigsten Männern, auf welchen das Auge der Jugend sich vorzüglich heften müßte.

In der *Komposition* der Alten nämlich hat alles Zweck, Plan und Ordnung. Nichts stehet am unrechten Ort, nichts ist müßig und unschicklich dahingeworfen; und im Ganzen herrscht, wo es irgend sein kann, lebendige Darstellung und Handlung Die griechische Sprache z.B. ist von der Bildung der Worte an bis zum Bau ihrer Silbenmaße und Perioden ein Muster des Wohlklanges, der Zusammenfügung, der Bedeutsamkeit und Grazie des Ausdrucks; die lateinische Sprache eifert ihr nach Wie in Statuen und Gebäuden die Kunst der Alten *Einfalt* und *Würde*, *Bedeutung* und *Anmut* zu vereinigen wußte, so vereinigen es die Meisterwerke ihrer Sprache. Wer in Homer und Pindar, in Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz diese Schicklichkeit und Kongruenz der Teile zur Eurhythmie des Ganzen weder zu finden noch anschaulich zu machen weiß, der ist des Geistes, in dem sie arbeiteten und dachten, nicht innegeworden. In wenige Werke der Neueren hat sich dieser organische

Geist ergossen; wo er erscheint, macht er ein Werk seiner Natur nach unsterblich. Einfach also und Würde, Bedeutsamkeit und Wohlordnung haben wir von den Alten zu lernen, um unsrer Denkart und Sprache im Kleinsten und Größten eine solche Gestalt zu geben.

Aber das *Anständige* der Alten erstreckt sich weiter, indem *Charaktere, Sitten, Grundsätze* und *Meinungen* nicht etwa nur zu schildern, sondern darzustellen und zu verknüpfen der Zweck ihrer erlesensten Werke war. Die Tugend ist ein *kalon*, ein *Anständiges** und *Vortreffliches*, das mit Liebe gesucht werden will und nur durch unablässige Übung erlangt wird. Ihre besten Schriftsteller jeglicher Art zeigen darauf als auf das Zünglein der Waage menschlicher Handlungen und den edelsten Kampfpreis des menschlichen Lebens. Licht und Schatten stellen sie dar; sie kontrastieren und gruppieren Gestalten, Sinnesarten und Meinungen ohne jene neuere überspannende Heuchelei, die im Grunde jede Anwendung verwirret und zuletzt die ganze Sittlichkeit aufhebt. Haben wir das Gefühl des Anständigen, des Großen, Schönen, Anmutigen und Edlen verloren, was hält uns zurück, daß wir nicht ärger als Tiere werden? Verächtlicher sind wir gewiß. Dies Gefühl moralischer Schicklichkeit, Würde und Grazie durch Lesung der Alten in uns zu wecken und zu erhalten ist um so

nötiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Konvenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundsätze gelten und im offenen Gebrauch sind, dasselbe ganz zu ersticken drohen. Daß sich zwischen uns und jenen einige äußere Umstände verändert haben und sowohl der *Heroismus* als der *Patriotismus* eine andre Gestalt gewonnen, darf jenem Gefühl, dem *Charakter der Menschheit*, nicht schaden. Wir können edlere Heroen sein als Achill, schönere Patrioten als Horatius Cocles.

Hier also liegt meines Erachtens die *Regel*; sie ist eine logische, poetische, ethische Regel. Barbaren kennen sie nicht; losgebundene Willkür verachtet sie, zerstreuende Gelehrsamkeit geht vorüber. Wer sie fand, wer in seiner Jugend nach ihr gebildet wurde, der kann sie nicht vergessen; sie hat sich seinem Gemüt eingedrückt als das Herz seines Herzens, als die Seele seiner Seele. »Id facere laus est, quod decet, non quod licet.« »Quod decet, honestum est, et quod honestum est, decet.«

Siebentes Fragment

Schrift und Buchdruckerei

Als bei den Griechen die Schrift noch nicht oder wenig im Gebrauch war, erklang die Sprache als ein *lebendiges Wort*; die Stimme des Dichters und seines Sängers war eine Aufbewahrerin aller menschlichen Empfindungen und Gedanken. Daher die Gestalt der ältesten Poesie in ihrem Reichtum an Bildern und Tönen, in ihrer Naturpracht und Naturschönheit, aber auch in ihrer Wandelbarkeit, ihrer Ungewißheit, ihren Fehlern und Mängeln.

Mit Einführung der *Schrift* ging der größte Teil dieses alten Worts zu Grabe; nur wenig von ihm ward aufbehalten und allmählich geregelt. Mit Einführung der Schrift kam *Prose* auf, *Geschichte* und *Beredsamkeit* wurden ausgebildet; und wenn sich jetzt die Poesie neben ihnen hervortun wollte, so lief sie Gefahr, stolz, aufgeblasen und, wo sie vom lebendigen Vortrage ganz entfernt war, unverständlich und schwindelnd zu werden. Eben nur der lebendige Vortrag hatte sie ehemals im Kreise einer *schönen Anschaulichkeit* erhalten; auf dem Theater (die Chöre

ausgenommen) erhielt er sie noch lange in diesem glücklichen Kreise.

Da indessen bei einem so lebhaften Volk, wie die Griechen waren, auch das Geschriebene zum *lebendigen Vortrage* geschrieben war, indem Herodot z.B. einige Bücher seiner Geschichte zu Olympia wie ein Gedicht vorlas, und in den griechischen Republiken die öffentliche *Beredsamkeit* jeder Art des Vortrages, selbst der Philosophie, den Ton angab, so mußte notwendig auch in Schriften der Griechen sich lange Zeit jene alte, wenn ich so sagen darf, poetische Weise erhalten: *zu schreiben, als ob man spräche*. Schreibend *trug man vor*; man schrieb gleichsam *laut und öffentlich*, als ob zu jedem Buch ein *Vorleser* wie sein Genius gehörte. Ohne Zweifel ist dieses die Ursache, warum in der Prose der griechische Periode so künstlich und schön wie in keiner andern Sprache ausgebildet worden; der offne Mund der Griechen, die Poesie, die ihm vorging, und der öffentliche *Redevortrag*, der den Rhapsodien der Poesie folgte, hatten ihn geformet.

Bei den Römern nicht anders; denn auch bei ihnen herrschte die *Beredsamkeit* und der *öffentliche Vortrag*. Ihre Gedichte lasen sie öffentlich vor; aus Persius, Juvenal, Plinius u.a. wissen wir, mit welcher Sorgfalt, mit welchem Aufwande von Kunst, zuletzt von Ziererei und Torheit.

Bei Griechen und Römern war das *Büchewesen* anders wie bei uns bestellt. Man las viel weniger; große Bibliotheken waren selten und die Büchermaterialien kostbar. Man schrieb also auch weniger. In Rom schrieb nicht jeder Sklave und Bürger, sondern nur die zur Gelehrsamkeit oder zu Geschäften Erzogene: Menschen von gutem Ton, Feldherren, Staatsmänner, Kaiser. Man hielt das Schreiben für etwas Edles und, aufs beste zu schreiben, für einen Ruhm, der länger als ein Triumph währte.

Man nahm sich daher im Schreiben eine bestimmte Bahn; Zeitgenossen und Freunde teilten sich in dieses oder jenes Feld der Bearbeitung, und wie die römische Sprache imperatorisch gebot, so liebte sie auch in der Schreibart die Kürze, die Bestimmtheit. Oft kehrte man den Stil um und löschte aus; man glättete und zierte, wie die Schreibtafel, so auch die Gedanken.

Der mühsamere Weg, wie man damals zu Büchern kommen konnte, machte Bücher auch werter; bei einem höheren Begriff von dem, was sie enthielten, wandte man auch mehr Fleiß auf das, was sie enthalten sollten. Welchen Wert legte Horaz auf seine wenigen Schriften! lange poliert, ließ er ein kleines Buch nach dem andern erscheinen, das bei uns wie ein Tropfen in den Ozean fließen würde. Höchst ausgearbeitet sind Virgils Werke; und dennoch war ihm die

»Äneis« nicht ausgearbeitet genug. Er wollte, daß sie ihn nicht überlebte. So sorgfältig hervorgetrieben sind fast alle Schriften, insonderheit die *Gedichte* der Römer. Mit drei kleinen Büchern seiner Elegien wollte Properz vor der Proserpina erscheinen; in sie alle Schönheiten der griechischen Elegie gebracht zu haben, diese Ehre war der Zweck seines Lebens. Setzet ihn, setzet Horaz, und wen Ihr wollet, in unsre *bücherreichen Zeiten*: schwerlich hätten sie mit soviel Zuversicht, mit so umfassendem, tiefdringenden Fleiße gedichtet. Bis zu Boëthius und Ausonius hin ist fast jedes kleinste römische Werk ein *Mosaik*, ein gearbeitetes *Fresko-* oder *Miniaturgemälde*.

Jedermann ist bekannt, daß in den mittleren Zeiten die Barbarei einesteils auch vom *Mangel an Büchern und Schreibmaterialien* herkam. Wie manche schöne Schrift der Alten ward von den Mönchen unwiederbringlich verlöscht, damit sie auf das dadurch gewonnene Pergament ihre Chorgesänge und Homilien schreiben konnten. Heil dem Erfinder des *Lumpenpapiers!* wo er begraben liege, Heil ihm! Mehr als alle Monarchen der Erde hat er für *unsre Literatur* getan, deren ganzer Betrieb von Lumpen ausgeht und so oft in Makulatur endet! Wie der Sonnenschein die Fliegen, so hat *er* Schriftsteller geweckt und die *Sosien* bereichert.

Denn man bemerke: eben in dem Jahrhunderte, in

dem das Lumpenpapier in Gebrauch kam, traten auch jene längeren *Romane* hervor, die vorher jahrhundertlang kurze Volksmärchen oder Lieder und Fabeln gewesen waren. Wie entfernt z.B. hatte Karl der Große vom Erzbischof Turpin, König Artus von Gottfried von Monmouth, Wolfdietrich von Eschilbach und jeder andre Romanheld von seinem Chronik- oder Romanschreiber gelebet! Keiner von diesen Schreibern *erfand* die Fabel, die er in die Büchersprache brachte; sie war längst im Munde der Sänger oder des Volks gewesen und in ihm vielfach verändert worden. Jetzt nahm sie der Genius der Unsterblichkeit auf; denn das Lumpenpapier war erfunden. Allgemach lernte man lesen, da man sonst den Sänger und Fabelerzähler nur hatte hören können.

So vermehrten sich Chroniken, Romane, allmählich auch Abschriften der Alten. Wäre die Erfindung des Lumpenpapiers früher gekommen, wieviel weniger wäre untergegangen! wieviel Schätzbares hätten wir ihr zu danken! Und noch sind wir ihr sowohl durch Überschreibung aus älteren Pergamenten als durch die von ihr veranlaßte Umarbeitungen alter Sagen und sonst viel schuldig.

Was indessen ehemals das ägyptische Schilf (*biblos*)

getan hatte, daß es nämlich die griechischen Rhapsoden allmählich verstummen machte und statt ihrer

lebendigen Gesänge Bücher (*biblia*) in die Hand gab, das taten mit der Zeit auch die *Baumwoll-* und *Lumpenschriften*. Provenzalen und Trobadoren, Fabel- und Minnesinger schwiegen allmählich; denn man saß und las. Je mehr sich Schriften vermehrten, desto mehr verminderten sich ganz eigentümliche, freie Gedanken; endlich ward der menschliche Geist ganz in Lumpen gekleidet. Auf diese ward geschrieben, was man lesen und nicht lesen wollte; mochte es am Ende sich selbst lesen! -

Nun trat die *Buchdruckerei* hinzu und gab beschriebenen Lumpen Hügel. In alle Welt fliegen sie; mit jedem Jahr, mit jeder Tagesstunde vom ersten erwachenden Morgenstrahl an wachsen dieser literarischen Fama die Schwingen, bis an den Rand der Erde. Jenes Orakel: »Wenn Menschen schweigen, so werden die Steine schreien,« ist erfüllt; worüber Menschenstimmen schweigen, darüber sprechen und schreien gegossene Buchstaben, merkantilische Hefte.

Nach so vielen andern eine Lobrede der Buchdruckerei zu halten wäre ein sehr unnötiges Werk; wir wissen alle, was wir an ihr haben. Nur durch sie, erst durch sie ist zusammenhangende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte und eine Welt der Wissenschaften worden.

Aber auch was wir an ihr *nicht* haben, ist zu bemerken: was sie nämlich nicht geben kann, ja worin

sie störet. Eignen Geist nämlich kann sie nicht geben; lebhafteren, tieferen Genuß an der Quelle des Wahren, Guten und Schönen mag sie durch die unzählbare Konkurrenz fremder Gedanken hier befördern, dort aber auch hindern.

Mit der Buchdruckerei nämlich kam *alles** an den Tag; die Gedanken aller Nationen, alter und neuer, flossen ineinander. Wer die Stimmen zu sondern und jede zu rechter Zeit zu hören wußte, für den war dies große Odeum sehr lehrreich; andre ergriff die Bücherwut; sie wurden verwirrte Buchstabenmänner und zuletzt selbst in Person *gedruckte Buchstaben*.

Von Anbeginn ist dies nicht also gewesen. Ursprünglich dachte der Mensch, er handelte und genoß, er sprach und hörte. Wenn er schreiben konnte, schrieb er, nur aber, was zu schreiben war; nicht ward er selbst, ohne zu sehen und zu hören, ein schreibender Buchstab; jetzt - - -

Ist dessen die menschliche Natur fähig? kann sie es ertragen? Verwirren sich in diesem gedruckten Babel nicht alle Gedanken? Und wenn dir jetzt täglich nur zehn Tages- und Zeitschriften zufliegen und in jedem nur fünf Stimmen zutönen: wo hast du am Ende deinen Kopf? wo behältst du Zeit zu eigenem Nachdenken und zu Geschäften? Offenbar hat's unsre gedruckte Literatur darauf angelegt, den armen menschlichen Geist völlig zu verwirren und ihm alle Nüchternheit,

Kraft und Zeit zu einer stillen und edlen Selbstbildung zu rauben. Selbst in der Gesellschaft sind die menschlichen Stimmen verhallt; Romane sprechen und Journale.

Diderot hat irgendwo die Frage an sich getan, die wohl jeder tut, wenn er aufs Land oder auf eine Reise geht: »welche Bücher er als Freunde mit sich nehmen möchte?« Wie im Leben so hat auch im Lesen der Mann von Herz nur wenige geprüfte Freunde, und bei eigener Komposition bleibt er gern allein.

Würden Homer und Sophokles, Horaz, Dante und Petrarca, würden Shakespeare und Milton ihre Werke im Kreise unsrer Bücher- und Lesewelt gemacht haben? Schwerlich.

Denn unverkennbar ist's, daß, je mehr durch die Buchdruckerei die Werke aller Nationen allen gemein wurden, der ruhige Gang eigentümlicher Komposition größtenteils aufgehört hat. Wer fürs Publikum schreibt, schreibt selten mehr ganz *für sich* als den innersten Richter; daher Pascal und Rousseau unter so vielen Autoren so wenige Menschen fanden. Wird nun das Publikum gar wie ein blinder Maulesel gelenkt, und schmeichelt der Schriftsteller der Zunft, die es öffnet und leitet: »Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern?« möchte man sodann jedem Schriftsteller sagen, der aus Not oder Feigheit dem häßlichen Götzen *Modegeschmack* dienet.

»Schreibe!,« sprach jene Stimme, und der Prophet antwortete: »Für wen?« Die Stimme sprach: »Schreibe für die Toten! für die, die du in der Vorwelt lieb hast.« - »Werden sie mich lesen?« - »Ja; denn sie kommen zurück, als Nachwelt.«

96.

»*Apechou, anechou!*« »Enthalte dich, dulde!« Sind wir denn mit der Literatur aller Welt vermählet? Ist kein Riegel zu finden, der uns gegen das Andringen schwarzer Buchstaben schütze? kein Seil zu finden, das uns am Mastbaum halte, indem wir mitten durch den Gesang derer, die da wissen, *was war, ist und sein wird*, gerade hindurchfahren? Gehört fremden Meinungen unser Geschmack und Verstand, unser Wille und gewissen Gehören den Seeleverkäufern *unsere* Seelen?

Wahr ist's. Mit der Buchdruckerei hat sich im Reich der Gedanken vieles geändert, und es kann wohl sein, daß, wenn die Wissenschaften durch sie steigen, der Geschmack sich durch sie verwirren, Genie und Sitten endlich vielleicht gar zugrunde gehen müßten, wenn sich nicht ein hilfreicher Genius des menschlichen Geschlechts annähme. Lassen Sie uns aber an diesem hilfreichen Genius nicht zweifeln.

Ehe Buchdruckerei da war, ging jede europäische Nation in einem engeren Bezirk von Ideen umher; ihr Charakter war vielleicht fester. Durch Reisen und Lesen ist allem Bösen und Guten fremder Nationen die Tür geöffnet, und wenn es sich durch den Namen *Geschmack*, »*neuer, fremder Geschmack*,« Aufmerksamkeit erwerben kann, so hat es ohne weitere Überlegung die Menge für sich. Welchen Torheiten haben wir nicht nachgeahmt? welchen werden wir noch nachahmen! Nicht etwa nur im spanischen, englischen, französischen, griechischen, ebräischen, selbst im arabischen, tatarischen, sinesischen Geschmack haben wir Deutsche gesungen und gedichtet. Die Sprache aller Wissenschaften, Bilder und Ausdrücke der verschiedensten Völker sind in unsre Poesie, in jeden Vortrag, der das Volk angehen soll, geflossen, so daß von jener tonhaltenden, gleichmütigen Denk- und Schreibart, in welche Griechen und Römer das Wesen der Schreibart setzten, wenige einen Begriff zu haben scheinen. Aus allen Völkern wird für alle Völker, aus allen Sprachen für alle Sprachen geschrieben; die subtilste Abstraktion und die niedrigste Popularität finden in demselben Buch, oft auf derselben Seite nebeneinander Raum. Wenn wir das Richtmaß, das Samuel Johnson an einige englische, von ihm genannte *metaphysische Dichter* angelegt hat, an jede Produktion unsrer Sprache anlegen wollten, wo

stunden *wir*?

Vor der Buchdruckerei war es möglich, diese und jene Schrift vor diesen und jenen Augen zu verbergen; kaum ist dieses jetzt mehr möglich. Alles lieset alles, es möge von ihm verstanden werden oder nicht; nach der verbotnen Speise lüstet man am meisten. Und da die Torheit derer, die dies zu frühe, zu viele, zu vermischte Lesen auf die unvorsichtigste Art befördern, mit dem Eigennutz, dem Stolz, der Eitelkeit, dem Erwerb andrer im festesten und schädlichsten Bunde stehet, so kann nur *eine* Macht in der Welt diesen Unfug hemmen. Es ist *bessere Erziehung*, die ihre Zöglinge nicht erst durch Schaden klug werden läßt, und ein *stiller Bund aller Guten* untereinander, nichts Unwürdiges zu verbreiten oder zu loben. Möge Gift mischen, wer da will, und das am feinsten gemischte Gift die lautesten Ausrufer finden, von uns sei der Giftmischer sowie der Ausrufer verachtet, Mit der Verwirrung des Geschmacks und dem Despotismus fabrizierender Schriftstellerei ist's so weit gekommen, daß, da das Schlechteste ohn alles Erröten auf die unverschämteste Weise gelobt werden darf, dieser unverschämte Despotismus sich selbst seinen Fall bereitet. Er muß sich selbst einen Widerstand erwecken, der ihn einschränke und bezäume, oder wir gehen durch unsre Lizenz zugrunde; denn da durch die Buchdruckerei die Kritik selbst feil geworden ist, so

hat sie auch bei den Niedrigsten ihr Ansehen verloren. Ihre Faszen gelten sowenig mehr als ihr Lorbeer.

Ich komme zurück auf meinen Bund der Freunde. Wie die Buchdruckerei, so wird die Kupferstecherkunst gemißbraucht; jene hat den Geschmack in Werken des Geistes, diese in Werken der Kunst beinahe zugrunde gerichtet. Nur *ein* Mittel ist gegen sie wirksam: entschlossene äußerste Verachtung. Niemand kaufe ein Buch, das schlechter Kupferstiche wegen da ist; niemand besudle mit diesen Verderberinnen des Geschmacks seine Wände; denn so wie durch schlechte Bücher gute verhindert werden, so wird durch schlechte Kupferstiche die wahre Kunst getötet. *Ägyptische Schwarzkünstler* wollen wir die heißen, die diese beiden großen Erfindungen unsrer Nation zu einem niedrigen Erwerb entweiht haben, und *Schwarzkünstlerknechte* diejenigen, die ihnen zu ihrer schändlichen Fabrikware artistisch oder literarisch helfen.

Achtes Fragment

Reformation, Handel und Wissenschaften

Großen Begebenheiten sind immer Revolutionen des Geschmacks gefolget. Ohne in die Geschichte der Griechen und Römer, der Mönchs- und Ritterzeiten zurückgehen zu dürfen, sehen wir dies insonderheit in den Jahrhunderten, die der Reformation vorangingen und ihr folgten.

Europa ward allgemach ruhiger. Städte, Handel und Gewerbe, mit ihnen auch einige Künste fingen an zu blühen; nach und nach verfeinte sich der Geschmack mit ihnen. Dante, Petrarca, Boccac erschienen; es erwachten die Alten in ihren Gräbern. Constantinopel ward erobert, die Griechen flohen nach Italien, und es entstand ein Enthusiasmus ohne seinesgleichen. Die schönen Künste und die Literatur der Alten war, wiefern es die Zeit gestattete und angab, auf ihrem höchsten Gipfel.

Die Entdeckung fremder Welttheile, ein veränderter Zustand der Finanzen, des Krieges, der Stände folgte; die Buchdruckerei kam in Gang; ihr folgten neue, zumal Naturwissenschaften; dies alles läutete der

Poesie der mittleren Zeiten völlig zu Grabe. Die Entdeckung fremder Weltteile mochten späterhin Camoens, Ercilla u.a. singen; der Gegenstand war groß und neu; Wunder der Natur, ungesehene Dinge wurden beschrieben; in Wissenschaften kam ein neues Universum zum Anblick, und doch taten die Gesänge von ihnen bei weitem nicht die Wirkung, die einst vielleicht ein kleiner Fabelgesang getan hatte. In dem Verhältnis, als hie und da der Reichtum, die Pracht und Freigebigkeit alter großer Familien sank, erlosch auch der Glanz ihrer alten Taten; mit ihren Hofhaltungen gingen auch ihre Lobgesänge hinunter. -

Die Reformation endlich und die Philosophie, die ihr folgte, schufen der Poesie völlig eine andre Zeit. Jahrhundertlang hatte man Klagen angestimmt über den verderbten Zustand der Klerisei und aller Stände; die Zeit war gekommen, da die Erbitterung aufs höchste stieg und nicht minder in Versen als in Prose ihre scharfen Pfeile abschoß. Eine Menge Satiren dieses Inhalts, zum Teil voll Geist und Herz, erschienen; schade, daß sie sich mit der Zeit selbst überlebt haben; denn daurende Gesänge konnten sie nicht bleiben. Die Reformation selbst ist weniger eines heroischen Lob- als eines philosophischen Lehrgedichts fähig; die Verdienste der Reformatoren zeigen sich würdiger in ihren Lebensbeschreibungen und eignen Schriften als in Heldengesängen und Oden.

Überhaupt verjagte das neue Licht und die zugleich mit ihm aufkommende Streittheologie aller christlichen Parteien in Europa sowohl die Schatten des Aberglaubens als manche schöne Einkleidungen, die für die Einfalt der mittleren Zeiten sehr weise ersonnen waren.

Hier beginnt nun eine große Scheidung der Völker. Nationen, die ihrem alten Lehrsystem zugetan blieben, hielten auch an ihrer alten Dichterweise, z.B. Italiener, Spanier und andre katholische Völker. Je früher sie zum guten Geschmack gelangt waren, je vielseitiger er sich bei ihnen eingewurzelt hatte, je größere Vorbilder sie besaßen, desto fester hingen sie an ihren Stanzen und Reimen. Italien ließ sich seinen Dante und Petrarca, Spanien seinen Lope, Garcilasso u.f. nicht nehmen; auch hat sich seitdem das Äußere ihrer Poesie völlig erhalten, obgleich deswegen, wie man oft glaubt, der Geist dieser Nationen seitdem nicht stillstand. Die alten Formen dünkten ihnen gut, und sie gossen darein, wenn der Genius sie antrieb, neue Gedanken.

In der protestantischen Welt dagegen kam eine *neue Poesie* auf. Nicht etwa nur Gegenstände der Religion wurden durch das Medium der neuen Aufklärung gesehen, sondern die gesamte Vorwelt ward durch ebendieses Medium betrachtet. In Spanien und Italien hätten Shakespeare, Milton, Butler u.f. nicht

schreiben können, wie sie schrieben; eine Freimütigkeit im Denken, die ein Vorbote der Philosophie war, hatte sich in den protestantischen Ländern über manches schon verbreitet; andern Gegenständen nahte sie sich nach ebender Regel. Unvermerkt also nahm die Poesie der neuen Glaubensverwandten eine philosophische Hülle um sich, die der Sinnlichkeit vielleicht schadete, dem menschlichen Geist aber notwendig war. Ein Italiener z.B. wird in den meisten Oden der Engländer durchaus nichts Lyrisches finden, da ihnen, seinem Ohr und Auge nach, Wohlklang, Fortleitung und Bestandheit der Bilder, Zusammenhang der Empfindung, kurz, Melodie und Harmonie fehlet. W. Jones zergliedert hinter seinem Kommentar über die Poesie der Morgenländer den Anfang von Miltons »Paradiese« und kann in ihm nach morgenländischer Weise nichts Poetisches finden. Vielen deutschen Dichtern würde es nicht besser ergehen; denn offenbar sind die meisten nur *durch Reflexion* Dichter. In den ältern Zeiten, in denen man sich der Natur freier hingab, diese in *sich* stehen und auf sich unbefangen wirken ließ oder sie, so gut man's vermochte, zur Kunst umschuf, war und blieb man ein *Natursänger*, der auf gleichgestimmte Gemüter seine Wirkung nicht verfehlte. In mancher alten englischen Ballade ist vielleicht mehr freier Wohlklang und poetischer Geist als in Young und Pope miteinander. *Durch Reflexion*

sind diese Poeten; eine *denkende* ist die britische Muse.

Seit der Reformation und dem hell aufgegangnen Licht der Wissenschaften gelangen also keine *persönlichen Heldengedichte* mehr, mit dem Wunderbaren der alten Zeit bekleidet. Ariost konnte die Märchen, die man ehemals geglaubt hatte, seinen Italienern zierlich in Stanzen kleiden; ihm und ihnen waren sie zeitkürzende Märchen, die niemand glauben sollte. Uns kann Wieland die Geschichte *Huons* mit allem Zauber der Feenwelt darstellen; in seinem Märchen ist *Oberon* eine so wahre Person wie *Huon* und *Karl der Große*. Wenn aber Tasso eine für wahr gehaltene Religion mit in seine Dichtung mischte, so stehen beide schon nicht auf *einem* Grunde; selbst dem katholischen Glauben nach wird er in diesen zwischen Wahrheit und Trug gemischten Szenen eine schwächere Wirkung hervorbringen, als die ein reines Märchen hervorbrächte. Protestanten werden den Milton wie einen Bramante und Michael Angelo bewundern, schwerlich aber sein Gedicht mit so ungestörtem Glauben lesen, wie sie ein reines Märchen lesen würden; das Religionssystem schadet seinem Gedichte. - *Historische Epopeen* haben daher in der neueren Zeit fast keine Wirkung getan, weil ihnen als Gedichten durchaus der Glaube fehlet. Das Zeitalter der Elisabeth, ob sie gleich selbst eine Dichterin war und

Schmeicheleien sehr liebte, ward nur in Sonetten besungen oder in Allegorien; *Cromwell* und die *Wiederherstellung Karls II.* nur in Oden gepriesen. Auch mit größeren Talenten, als Chapelain hatte, wäre seine *Jeanne d'Arc* so wenig die bleibende Nationalheldin einer Epopee geworden, als wenig es Voltaires Heinrich der Vierte worden ist. Nur in Stellen kann seine »Henriade« etwa als ein philosophisches Lehrgedicht gelten; der Streit zwischen Dichtung und Geschichte ist und bleibt in ihr widrig. Auch kein Held der Deutschen hat hinter *Otnit*, *Dietrich von Bern*, dem Könige *Giebich* und dem Zwergenkönige *Laurin* den epischen Lorbeer erlangen mögen, weder *Heinrich*, der Befreier Deutschlands, noch *Maximilian*, *Gustav Adolf* u.f. Durch eine aufrichtige Beschreibung ihrer Taten werden sie mehr geehrt als durch eine mit Wahrheit gemischte Fabel, der am Ende niemand glaubet. Wir sind aus dieser Dämmerung hinaus und wollen durchaus Märchen als Märchen, Geschichte als Geschichte lesen. Ein Teil der platonischen Gesetzgebung in Ansehung der Dichter ist also ohne Hinaustreibung derselben bloß und allein durch die linde Hand der Zeit bewirkt worden; eine verwirrte Mischung der Fabel und Wahrheit widerstehet unserm Gedankenkreise.

Was vom Lobe gesagt ist, gilt auch vom *Tadel*; die echte Muse hasset auch in ihm alles zu Bittere,

geschweige die Verleumdung. Warum fallen persönliche Satiren so bald in Vergessenheit oder Verachtung? Ihrer Ungerechtigkeit und Übertreibung, kurz, des unedlen Gemüts wegen, das der Begeisterung einer Muse nicht wert war. Es gibt z.B. kaum ein witzigeres, ein lehrreicherer Gedicht gegen die Schwärmerei, als Butlers »Hudibras« ist; auch hat es zur damaligen Zeit seinen Zweck mehr erreicht, als wenn der Dichter auf den *königlichen Märtyrer* das frömmste Heldengedicht geschrieben hätte; wer indessen wird es jetzt ohne einigen Überdruß, wenigstens ohne den Wunsch lesen, daß sein Verfasser die Gabe der Muse, die er besaß, edler angewandt hätte? - Swift, vielleicht der strengste *Verstandesmann*, den England unter seine Schriftsteller zählt, der unbestochenste Richter in Sachen des Geschmacks und der Schreibart, gab sich, von bösen Zeitverbindungen gelockt, ins Feld der Satire; wer aber ist, der von Anfange bis zu Ende seines Lebens ihn deswegen nicht bitter beklaget? So treffend seine Streiche, so vernünftig seine Raserei in Einkleidungen und Gleichnissen sein mag, wie anders sind seine Sätze und Sprüche, wo er *reine Vernunft* redet! Alles, was die Engländer *humour* nennen, ist Übertreibung; ein verzeihlicher Fehler der Natur, der hie und da zur Schönheit werden kann, nur aber zu einer National- und Zeitschönheit. Die Alten kannten das Reizende eines kleinen Eigensinnes auch; sie

waren aber weit entfernt, die ganze Gestalt eines Menschen als Uniform diesem *einen* Zuge aufzuopfern. Nur dahin ist humour zu sparen, wohin er gehört, und die gemeine humoristische Poesie hat das Unglück, daß sie sich mit der Stunde selbst überlebet.

Was vom Lobe und Tadel gilt, gilt auch von der sogenannten *poetischen Beschreibung*. Alle Poesie ist von der Zeit abgedankt oder wird von ihr abgedankt werden, die durch Bilder und Gleichnisse die *Sache* selbst, die durch Farben und Zierat das *Bild* verdunkelt. So manche poetische *Landbeschreibung* der Engländer steht da, daß sie uns mit sehenden Augen blind mache; so manche andre, daß wir bei *Umschreibungen bekannter Gegenstände oder Begriffe* gar nichts denken sollen. Die meisten *metaphysischen Gedichte* aller Nationen hat ein neues System der Folgezeit sanft in Vergessenheit gebracht; die Dichtkunst vollends, die unter dem Vorwande, neue Erfindungen zu schildern, das Wörterbuch neuer Künste und Handwerke poetisch zu ergänzen sich anmaßt, sie gehört völlig unter die *unfreien* Künste. Der Muse sind bessere Schilderungen angewiesen als die, worin sie der Handwerker selbst durch eine schlichte Erzählung bei Vorzeigung der Instrumente übertreffen möchte.

Endlich das *Unmoralische* des Dichters. Hier hat die Zeit gewaltsam den Vorhang aufgezogen und in

ihrem strengen Gericht keiner falschen Grazie geschonet. Wo sind die - - -? Wo sind sie? Wer will, wer mag sie lesen? Und nicht auf unzüchtige Dichter allein geht dies Urteil des Rhadamanthus, sondern auch auf jeden widernatürlichen, wahre Verhältnisse des Lebens zerstörenden Dichter. Wie manches Beispiel haben wir auch hierüber schon erlebt! Dies Licht, diesen Tag haben Reformation, Philosophie und der unbestechliche Zeuge in uns, das *reine Menschengefühl*, verbreitet.

98.

Der Unterschied, den das Fragment zwischen *Poesie aus Reflexion* und (wie soll ich sie nennen?) der *reinen Fabelpoesie* macht, ist mir aus der Geschichte der Zeiten, auf die das Fragment weist, ganz erklärlich worden. Solange nämlich der Dichter nichts sein wollte als *Minstrel*, ein Sänger, der uns die Begebenheit selbst phantastisch vors Auge bringt und solche mit seiner Harfe fast unmerklich begleitet, solange ladet der gleichsam blinde Sänger uns zum unmittelbaren Anschauen derselben ein. Nicht auf sich will er die Blicke ziehen, weder auf sein graues Haar noch auf sein Gewand, noch auf den Schmuck seiner Harfe; er selbst ist in der Vision der Welt gegenwärtig, die er

uns ins Gemüt ruft.

Dies war der Ton aller Romanzen- und Fabelsänger der mittleren Zeit, und (um bei der englischen Geschichte zu bleiben, aus der das Fragment Beispiele holet) es war noch der Ton Gottfried Chaucers, Edmund Spencers und ihresgleichen. Der erste in seinen ›Canterbury-Tales‹ erzählt völlig noch als ein Troubadour; er hat eine Reihe ergötzender Märchen zu seinem Zweck der Zeitkürzung und Lehre, charakteristisch für alle Stände und Personen, die er erzählend einführt, geordnet; *er* selbst erscheint nicht eher, als bis an ihn zu erzählen die Reihe kommt, da er denn seinem Charakter nach als ein Dritter auftritt. So Spenser, obgleich *er* schon weit künstlicher singet, indem er die Gestalten seiner Welt schon emblematisch ordnet. Der Fehler, den man ihm zur Last gelegt hatt.¹²⁶ daß jedes seiner Bücher ein für sich bestehendes Ganze sei, ist ja eben die Natur und der Zweck seiner Erzählung; übrigens hat er seine Ritter- und Feengestalten viel vorsichtiger als Ariost geordnet. - - -

Zur Zeit der Reformation verschwand mit der Welt solcher Gesänge, der Ritter- und Feenwelt, auch die *Art ihrer Darstellung*; die Dichter waren nicht mehr einfache Sänger fremder Begebenheiten, sondern *gelehrte Männer*, die uns das Gebäude ihres eignen Kopfs zur Schau bringen wollten, indem sie dasselbe

wohl durchdacht niederschrieben, damit wir's lesen. Dies gibt allem eine andre Art und Gestalt. Lassen Sie mich zu dem Zweck einige englische Dichter parteilos durchgehen.

Von Shakespeare fangen wir an. Er stehet zwischen der alten und neuen Dichtkunst als ein Inbegriff beider da. Die Ritter- und Feenwelt, die ganze englische Geschichte und so manch anderes interessantes Märchen lag vor ihm aufgeschlagen; er braucht, erzählt, handelt sie ab, stellet sie dar mit aller Lieblichkeit eines alten Novellen- und Fabeldichters. Seine Ritter und Helden, seine Könige und Stände treten in der ganzen Pracht ihrer und seiner Zeit vor, die in so manchen Gesinnungen und dem ganzen Verhältnis der Stände gegeneinander uns jetzt wie eine aus den Gräbern erstehende Welt vorkommt. Wie oft müssen wir über die wundersame Einfalt und Befangenheit jener Zeiten lächeln! In dem allen ist er ein darstellender *Minstrel*, der Personen, Auftritte, Zeiten gibt, wie sie sich ihm gaben und zu seinem Zweck dienten. Nun aber, wenn er in diesen Szenen der alten Welt uns die Tiefen des menschlichen Herzens eröffnet und im wunderbarsten, jedoch durchaus charakteristischen Ausdruck eine Philosophie vorträgt, die alle Stände und Verhältnisse, alle Charaktere und Situationen der Menschheit beleuchtet, so milde beleuchtet, daß allenthalben das Licht aus ihnen selbst

zurückzustrahlen scheint, da ist er nicht nur ein Dichter der neuern Zeit, sondern ein Spiegel für theatrale Dichter aller Zeiten. Laßt dem alten guten W. Shakespeare alles, was ihm und seinen Zeiten gehört; gebt uns aber mit seiner unendlichen Bescheidenheit, die nirgend in Person repräsentiert, in welchen Gestalten es sei, soviel innere Charakteristik soviel tiefe und schneidende Wahrheit, als *er* aus seiner alten Welt uns darbrachte.

Mit Milton fängt sich die neuere englische Dichtkunst an; mich dünkt, er zeige die Summe dessen, was *Reflexion in der Dichtkunst* zu leisten vermöge. Der unglückliche blinde Mann war in Zeiten gefallen, in üble Zeiten

fall'n on evil days,
On evil days though fall'n and evil tongues,
In darkness and with dangers compass'd round,
And solitude; yet not alone-

Er rief seine Urania vom Himmel, die ihn im nächtlichen Schlummer oder am frühen Morgen besuchte und seinen Gesang beherrschte. Dem gelehrten, starkmütigen Mann stand bei einer großen Kenntnis der alten und italienischen Dichter auch eine Welt voll Sachen, insonderheit aber seine Sprache dergestalt zu Gebot, daß er bei seinem erwählten Thema, an

welchem *er* sich etwas sehr Großes dachte, in jedem Wort und Laut, in jeder Zusammenstellung und Verknüpfung der Worte sich seine eigene altneue klassische Sprache nach Mustern der Alten als Philosoph und Meister ausschuf. Sein großes Gedicht sollte kein Märchen der alten Zeit, sondern in Form der Erzählung ein heiliges Gedicht über Himmel und Hölle, über Paradies, Unschuld und Sünde, mithin eine Aussicht über unser ganzes Geschlecht werden. Nicht wollte er etwa bloß zeitkürzend vergnügen, sondern belehrend erbauen und seine Enzyklopädie von Wahrheiten in einer heiligen Sprache feststellend verewigen. Daher wählte er weder Chaucers Reime noch Spensers Stenzen; den prächtigen Jambus wählte er, der in manchem englischen Psalm und alten Volksge-
sänge wie zur Trompete ertönt, auch in Shakespeares tragischen Stücken auf der Bühne viel Wirkung getan hatte. Er brauchte ihn aber nicht wie Shakespeare leicht und fließend, sondern, dem Inhalt seines Gedichts und seinem Geist angemessen, wie in heroischem Schritt, obwohl abwechselnd und mannigfaltig, dennoch eintönig, prächtig und edel. Weder Young noch Thomson, weder Glover noch Akenside haben ihn hierin erreicht. Jede Kadenz, jedes Bild und Gleichnis, jede ungewohnte Redart ist von dem blinden Mann sorgfältig ausgedacht und an ihre Stelle geordnet. Vielleicht gibt's keinen englischen Dichter,

der die viel- und einsilbigen Wörter dieser fast einsilbigen Sprache angenehmer zu wechseln und die barbarische Dissonanz seiner Zeiten

- the barbarous dissonance
of Bacchus and his revellers

kunstvoller von sich zu treiben gewußt hätte als Milton. Und wie in seinen beiden »Paradiesen« ward er in seinem »Lycidas« und »Comus,« in seinem »Allegro« und »Penseroso,« selbst im »Samson« und andern Gedichtarten in Ansehung der Sprache und Anordnung der Gedanken, insonderheit in seinem musikalischen Verstand, ein von seiner Nation noch unerreichtes Muster. Solange die englische Sprache lebt, wird Milton der Anführer ihres *Chorgesangs* in Jamben, der erzählenden *Naturbeschreibung* in ebendiesem Silbenmaße und im Ausdruck des Affekts jener *monodischen Klage* bleiben, die seine Nation nach ihm so vielfach gebraucht hat. In jeder Zeile des Gesanges ist *er* der Vater eines poetischen Numerus und Rhythmus, den der blinde Barde mit Überlegung erfand und seiner unharmonischen Sprache mit sehr harmonischem Ohr gleichsam aufzwang.

Neben Milton lebte Cowley, ein gleichfalls gelehrter, von ihm aber sehr verschiedener Dichter. Geübt in der Sprache der Römer, durchdrungen von der

Schönheit der Natur, deren Pflanzen und Bäume er mit liebendem Fleiß besang, noch mehr durchdrungen von der praktischen Philosophie der Alten (wovon seine schönen Versuche in Versen und Prose zeigen), hatte er dennoch das Unglück, mit seiner sogenannten Pindarischen Ode ein glänzend böses Beispiel aufzustellen, dem man nur zu oft nachgefolgt ist. Pindar nämlich in seiner Ode ist nie trunken; jedes Bild, jede mythologische Geschichte, ja jeder Spruch in ihm steht umschrieben da, und der ganze Gang des Gesanges ist weise geordnet. Der böse Geschmack, der zu Cowleys Zeiten insonderheit an Hofe herrschte, verführte ihn, sowohl in seinen anakreontischen als pindarischen Oden statt des Ausdrucks der Empfindung Pfeile des Witzes zu werfen und hiezu Versart und Reim anzuwenden. Unter seinen witzigen sind oft auch große Gedanken, ja, verschiedene Oden wären ohne diese gesuchte Manier Muster schöner *Phantasien*; denn es ist in ihnen viele Wissenschaft und viel Scharfsinn. Die Ode Cowleys ist nachher von andern, Mason, Grey, Akenside u.f., sittsamer, wohl auch gelehrter gemacht worden; ich zweifle aber, ob auch harmonischer im Sinne der Alten. Sie ist und bleibt ein gotisches Gebäude, unzusammenhängend und unübersehbar in ihren Teilen, übertrieben in Bildern, mit Zierat überladen, in der Abwechslung des Rhythmus ungleich und unharmonisch. Seitdem sich gar die

Laune oder Satire derselben bedient hat, mißgönnet man ihr den Name Ode ganz; britisches *Capriccio* sollte sie heißen. - Cowley war also selbst im Fehlerhaften ein Dichter *aus Reflexion*, oft nur ein witziger Dichter; demohngeachtet aber ist er ein guter Gesellschafter, von dem man angenehm lernet.

Mit Cowley lebte Waller und gab einer andern Manier den Namen, die den französischen Artigkeiten nahekommt; aber warum ist sie mir artig? Galanterie ist eine Modeschönheit; sie ändert sich mit den Zeiten. Auch sind von Waller fast nur noch die Stücke beliebt, die Empfindung verraten. Von Prior, Littleton, und wer auf ebendem Wege ging, gilt dasselbe. Die fashionable Poetry der Engländer hat sich in Ausdrücken und Wendungen dergestalt wiederholet, daß man nicht nur bei jedem Reim den folgenden, sondern oft auch bei der ersten Zeile des Stücks die letzte zuvor weiß.

Mit dem verderbten Hofe Karls II. ging die Herrschaft des spielenden Witzes zu Ende; die britische Muse ward, was sie anfangs gewesen war, eine *denkende* Muse.

Ich übergehe die Beiträge Denhams, Roskommons, Dorset, Garths zu Gründung eines bessern Geschmacks; Dryden voran, Pope nach ihm zeigten, worin die Poesie der Neueren am natürlichsten bestehe, nämlich in *versifiziertem gesundem Verstande*.

Beide Dichter (mit ihnen Gay, Parnell, Prior u.a.) haben fast alle Einkleidungen versucht, deren ihre Sprache fähig war; sie konnten's aber nicht weiter bringen, als gesunden Verstand in nachgeahmten, hie und da selbst erfundenen Einfassungen zu *reimen*. Pope brachte es darin aufs höchste. In seiner unsangbaren Sprache hat er in englischer Manier das getan, was Metastasio in einer Sprache, die ganz Gesang ist, auf eine ungleich angenehmere Weise tat; er brachte nämlich alle schöne Sentenzen, philosophische Grundsätze und Lebensregeln aufs kürzeste und zierlichste *in Reime* und wird darin schwerlich übertroffen werden. Zehn Dichter hatten ihm hierin vorgearbeitet; er kam zu rechter Zeit und brach die Blume. Bolingbroke, Shaftesbury, King und Leibniz gaben ihm zu seinem »Essay on Man« Philosophie in die Hand; er reimte ihre Systeme, so gut er konnte, und hat sie fast durchgehends vortrefflich gereimet. Auch *Charaktere* reimte er meistens in Gegensätzen, scharf und schneidend, insonderheit wo der Affekt ihm die Feder schärfte, also daß Popes Gedichte für eine gereimte Blütensammlung aller Moral, auch vieler Weltkenntnis und Weltklugheit dienen können. Höher hinaus aber reichte sein Genius nicht. Von Horaz, liebenswürdiger Satire, geschweige von *seiner* praktischen Welt- und Lebensweisheit hatte Popes Gemütsart keinen Begriff, und man muß durchaus Engländer

sein, um in seinem Homer den *alten* oder gar den *bessern* Homer zu finden. Die von ihm den Römern nachgeahmten Stücke zeigen den fürchterlichen Unterschied, der zwischen ihrer und unsrer, wenigstens ihrer und Popes Poesie war. Ihre Muse geht im natürlichen Gange der Sprache edeldenkend melodisch einher; die Popische Muse geht zwangvoll und gebrechlich, oft sogar unedel daher, über und über bedeckt mit einem Geklingel von Reimen.

Noch zwei vorzügliche Dichter folgen auf Pope: Young und Thomson. Jener, der durchaus ein Original sein wollte, wetteiferte in seinen »Nachtgedanken« mit Shakespeare, Milton, Pope und allen Lehrdichtern der Welt, in seinen Satiren mit Swift (den er sehr unwert behandelt), mit Pope und allen Satirendichtern, in seinen Trauerspielen mit Shakespeare, Otway u.f. Ein kühner Versuch, original zu sein, mit welchem er aber doch am Ende nichts als »Sermons,« Predigten, zustande brachte, er mochte sie Nachtgedanken oder Oden, Satiren oder Trauerspiele überschreiben. Seine höchste und liebste Figur in den Nachtgedanken heißt *Parenthyrsus* (*Übertreibung*), die zwar allenthalben die witzigsten Tiraden, eine aus der andern, hervortreibt und unsäglich viel schöne Sachen saget, am Ende aber doch nichts tut, als den menschlichen Verstand über seine natürliche Höhe schrauben. Mich wundert, daß man Young je für

einen tiefsinnigen Dichter gehalten hat; ein äußerst witziger, parenthyrsisch-beredter, nach Originalität aufstrebender Dichter ist er auf allen Seiten. Reich an Gedanken und Bildern, wußte er in ihnen weder Ziel noch Maß; wie er auf Popes scherzhaften Rat in Thomas von Aquino die englische Theologie studierte, so würde er diese allenfalls auch im Koran studiert haben. Wenige Dichter sind daher mit so viel Vorsichtigkeit wie *er* zu lesen; in seinen Nachtgedanken, wie der Name sagt, ist er als ein *Denker* zu prüfen und jede *Koketterie* des Witzes für das zu halten, was sie ist, wenn sie auch die heiligsten Sachen beträfe.

Thomson, wie unser Geßner und Kleist ein lebenswürdiger Name. Erfunden hatte er seine Gedichtart nicht, ob sein Verehrer Aikin ihm gleich diesen Ruhm zuschreibt; in Milton u.a. lag sie, vielleicht in einem Keime, der künftig einer noch schöneren Entwicklung fähig ist, längst da. Thomson aber hat den Keim überlegend erzogen; dessen gebühret ihm die Ehre. Zu gut wußte er selbst, daß Jahreszeiten sich in Worten und einförmigen Jamben nicht malen lassen; er behandelt also sein Thema, wie er die »Freiheit,« die »Burg der Trägheit« und andre Gegenstände behandelte, philosophisch. Schildernde Lehrgedichte sind seine »Jahreszeiten«; denn mit Empfindung zur Lehre muß eine Gegend geschildert werden, wenn sie als Poesie in die Seele des Hörenden wirken soll; eine

Kunst, die alle Nachahmer Thomsons nicht eben verstanden haben mögen. Er verstand sie, und so wird aus dem, was ich beigebracht habe, ziemlich klar, daß die Poesie der Engländer von Miltons Zeiten an eine *reflektierende* Poesie gewesen. Die italienische singet, die französische *Prosa-Poesie* räsoniert und erzählt, die englische in ihrer äußerst unmusikalischen Sprache *denket*.

99.

Das wahre Feld der englischen Poesie haben Sie nicht berührt; es ist die *einkleidende Prose*. Sobald Chaucers Reime und die alten Balladen abgekommen waren, man auch merkte, daß Spencers Stanzas dieser Sprache ebenso schwer als langweilig werden müßten, suchte man nach dem Beispiel Frankreichs die leichteste Auskunft, *Prose*.

Auch hier gab den Engländern ein Engländer, Shakespeare, Art und Weise. Er hatte Charaktere und Leidenschaften so tief aus dem Grunde geschildert, die verschiedenen Stände, Alter, Geschlechter und Situationen der Menschen so wesentlich und energisch gezeichnet, daß ihm der Wechsel des Ortes und der Zeit, Griechenland, Rom, Sizilien und Böhmen, durchaus keine Hindernisse in den Weg legten, und er

mit der leichtesten Hand dort und hier hervorgerufen hatte, was er wollte. In jedem seiner dramatischen Stücke lag also nicht nur ein Roman, sondern auch ein in seiner Art aufs vollkommenste nicht etwa beschriebener, sondern dargestellter *philosophischer Roman* fertig, in dem die tiefsten Quellen des Anmutigen, Rührenden, wie andernteils des Lächerlichen, Ergetzlichen geöffnet und angewandt waren. Sobald also jene alten Ritter- und Liebesgeschichten, von denen zuletzt Philipp Sidneys »Arkadia« sehr berühmt war, einer neueren Denkart Platz machten, so konnte man in England kaum andre als Romane in Shakespeares Manier, d.i. philosophische Romane, erwarten.

Der Weg zu ihnen war freilich ein beschwerlicher Weg; er ging durch Politik und Geschichte. Da England das erste Land in Europa war, in welchem der dritte Stand über Angelegenheiten des Reichs mit sprechen durfte, und von den Zeiten der Elisabeth an es ein so bewerbbarer Handelsstaat geworden war, so gingen die eigentümlichen Sitten seiner Einwohner natürlicherweise *freier auseinander*. Nicht alles war und blieb bloß König, Baron, Ritter, Priester, Mönch, Sklave. Jeder Stand zeichnete sich in seinen Sitten ungestört aus und durfte nicht eben, um der Verachtung zu entgehen, Sitten und Sprache seiner höhern Mitstände nachahmen; kurz, er durfte sich auch *in seinem*

humour zeigen. Ohne Zweifel ist dies der Grund, warum die Engländer diese Eigenschaft so eifrig zu einem Zuge ihres Nationalcharakters gemacht haben; ihr *humour* nämlich war ein Sohn der Freimütigkeit und eines eignen Betragens in *allen* Ständen. Witz, Eigensinn, gute und böse Laune, tolle Einfälle u.f. haben andre Nationen wie sie, oft besser als sie; nur keine Nation (ehemals vielleicht die Holländer und einige deutsche Reichsstädte ausgenommen) glaubte sie so offenbar äußern zu müssen, weil jede andre Nation das Gesetz der Gleichstellung mit andern zu hoch hielt. Wie aber der Italiener seinen Capricci, der Franzose seiner Gaskonade freien Lauf läßt, so gab der Engländer seinem trägeren *humour* nach: ein großes Feld für Komödien und Romane. -

Wie die Parlamente in England das öffentliche Reden in Gang brachten so die öffentlichen Blätter das Schreiben über Meinungen und Charaktere. *Zeitung*en und *Pamphlets*, *Wochenblätter* und *Monatschriften* hatten Einkleidungen und Schreibart dem englischen Roman gleichsam zugebildet; daher es kein Wunder ist, daß der französische, spanische und italienische Roman eine ganz andre Straße nahm. Insonderheit ist der englische Roman den Triumvirn der englischen Prose, Swift, Addison und Steele, den größten Dank schuldig. Der erste schrieb seine Sprache in der höchsten Genauigkeit (Proprietät), die er in

einer Menge von Einkleidungen zu erhalten wußte. Sein Roman der Menschenfeindschaft, »Gulliver,« ist vielleicht vom menschenfreundlichsten, aber kranken, tiefverwundeten und seines Geschlechts überdrüssigen Denker geschrieben. Der glückliche Addison war von einer froheren Gemütsart. Er und sein Gehülfe, Steele, besaßen ebendie goldne *Mittelmäßigkeit*, die zu guten Prose-Schriftstellern gehöret. Als Männer von Geschmack und von Weltkenntnis hatten sie das Richtmaß in sich, für die Menge zu schreiben, in keine Materie zu tief zu dringen und zu rechter Zeit ein Ende zu finden. Sie haben der englischen Prose Cours gemacht und ihr das Mittelmaß gegeben, über und unter welchem man nicht schreibet.

Nun konnten also nach und nach (viele andre Vorarbeiten ungerechnet) die drei glücklichen Romanhelden auftreten, Fielding, Richardson, Sterne, die zu ihrer Zeit Epoche machten. So verschieden ihre Manier ist, so wenig schließen sie andre glückliche Formen aus, wie Smollets, Goldsmiths, Cumberland's und in andern Nationen andre schätzbare Originale zeigen. Keine Gattung der Poesie ist von weiterem Umfange als der Roman; unter allen ist er auch der *verschiedensten Bearbeitung* fähig; denn er enthält oder kann enthalten nicht etwa nur Geschichte und Geographie, Philosophie und die Theorie fast aller Künste, sondern auch die Poesie aller Gattungen und Arten - in

Prose. Was irgend den menschlichen Verstand und das Herz interessieret, Leidenschaft und Charakter, Gestalt und Gegend, Kunst und Weisheit, was möglich und denkbar ist, ja das Unmögliche selbst kann und darf in einen Roman gebracht werden, sobald es unsern Verstand oder unser Herz interessieret. Die größten Disparaten läßt diese Dichtungsart zu; denn sie ist Poesie in Prose.

Man sagt zwar, daß in ihren besten Zeiten die Griechen und Römer den Roman nicht gekannt haben; dem scheint aber nicht also. Homers Gedichte selbst sind Romane in ihrer Art; Herodot schrieb seine Geschichte, so wahr sie sein mag, als einen Roman; als einen Roman hörten sie die Griechen. So schrieb Xenophon die »Cyropädie« und das »Gastmahl,« so Plato mehrere seiner Gespräche; und was sind Lucians wunderbare Reisen? Wie jeder andern haben also auch der romantischen Einkleidung die Griechen Ziel und Maß gegeben. Daß mit der Zeit der Roman einen größeren Umfang, eine reichere Mannigfaltigkeit bekommen, ist natürlich. Seitdem hat sich das Rad der Zeiten so oft umgewälzt und mit neuen Begebenheiten auch neue Gestalten der Dinge zum Anschauen gebracht; wir sind mit so vielen Weltgegenden und Nationen bekannt worden, von denen die Griechen nicht wußten; durch das Zusammentreffen der Völker haben sich ihre Vorstellungen aneinander

so abgerieben, und überhaupt ist uns der Menschen Tun und Lassen selbst so sehr zum Roman worden, daß wir ja die Geschichte selbst beinah nicht anders als einen philosophischen Roman zu lesen wünschen. Wäre sie immer auch nur so lehrreich vorgetragen als Fildings, Richardsons, Sternes Romane! -

Viel denkende Dichter hat also England in Poesie und Prose hervorgebracht, und die Nation ist auf sie unermesslich stolz; die Dichter selbst aber starben meistens eines elenden, wohl gar des Hungertodes.

100.

Der poetische Himmel Britanniens hat mich erschreckt. Wo sind unsre Shakespeare, unsre Swifts, Addisons, Fieldings, Sterne? Wo ist jene Menge von Edlen, die vorangingen oder wenigstens mit am Werk waren, die Philipp Sidney, Walter Raleigh, Baco, Roscommon, Dorset, Algernon Sidney, Shaftesbury, Halifax, Sommers, Bolingbroke, Littleton, Walpole u.f.? Wir wachten auf, da es allenthalben Mittag war und bei einigen Nationen sich gar schon die Sonne neigte. Kurz, *wir kamen zu spät.*

Und weil wir so spät kamen, *ahmten wir nach*; denn wir fanden viel Vortreffliches nachzuahmen. Franzosen, Spaniern, Italienern, Briten, selbst

Holländern ahmten wir nach und wußten nie recht, wozu und weswegen. Unser verdiente Opitz war mehr Übersetzer als Dichter. In Weckherlin u.a. ist der größte Teil fremdes Gut. So sind wir fortgeschritten; und wer ahmt uns nach? Wenn in Italien die Muse singend konversiert, wenn sie in Frankreich artig erzählt und vernünftelt, wenn sie in Spanien ritterlich imaginiert, in England scharf- oder tiefsinnig denket, was tut sie in Deutschland? *Sie ahmt nach. Nachahmung* wäre also ihr Charakter, eben weil sie zu spät kam. Die Originalformen waren alle verbraucht und vergeben.

101.

So übel stehet's nicht mit der deutschen Muse, wie Sie fürchten. Es ist vielleicht der Hauptfehler unsrer Nation, daß sie aus zu großer Gefälligkeit gegen Fremde sich selbst nicht kennet und achtet.

Wahr ist's, wir kamen spät; desto *jünger* aber sind wir. Wir haben noch viel zu tun, indes andre ruhn, weil sie das Ihrige geleistet haben.

Und waren wir in jenen Zeiten müßig? Nichts weniger; durch andre, vielleicht wichtigere Geschäfte wurden wir von einer Bahn zurückgehalten, die uns immer noch blieb. Für ganz Europa standen wir

damals vor den Reiß, sowohl gegen Roms Despotie als gegen eindringende Hunnen und Tataren. Daß Europa nicht zum Kalmuckenlande oder zur Türkei ward, haben *Deutsche* verhindert; Raum zu dem friedlichen Garten, den die Musen lieben, haben *sie* mit ihrem Blut erfochten.

Unsre Sprache ist im Besitz älterer Poesie, als deren sich Spanier, Italiener, Franzosen und Briten rühmen können;¹²⁷ einzig nur unsre Verfassung war schuld, daß wir jahrhundertlang dies Feld ungebauet ließen. Wir zogen nach Italien und sonst in der Welt umher, haben aber doch, selbst in diesen fürchterlichen Zeiten, für ganz Europa manches Nützliche erfunden. Endlich, da die Reformation aus unsrer Mitte hervorbrach und uns nach vielem andern Ungemach mit dem Dreißigjährigen Kriege eine fast allgemeine Verwüstung und die so gefährliche Bekanntschaft mit fremden Nationen auf den Hals zog: müssen wir, wenn wir die Geschichte Deutschlands durchgehn, uns nicht wundern, daß noch so viel ward, als geworden ist?

Denn nun reiseten die Fürsten, die Edeln. Sie staunten das Ausland an und sprachen, lasen, schrieben fremde Sprachen. Und unsre gutherzigen Dichter freueten sich jeder neuen Sonne, die aufging, fanden sich geehrt, wenn sie Gesänge auch nur *zueignen* durften, ohne daß sie gelesen wurden. In

Siebenbürgen dichtete der gute Opitz, Weckherlin in England und Frankreich, Fleming am Kaspischen Meer deutsche Gedichte; niemand dankte es ihnen, daß sie es taten. Und wer verdankte es dem Andreas Gryphius, dem von Lohenstein, daß sie unter ihrer Bürde bürgerlicher Geschäfte für Sprache und Poesie das taten, was sie getan haben?

Dank also auch dem guten von Logau, daß er in den wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges seine dreitausend Sinn- und andre Gedichte aufschrieb, ob er gleich ein deutscher Baron war. Dank einem Dietrich von dem Werder, daß er den Tasso übersetzte und gleichwohl Hofmarschall sein konnte, ja gar ein Regiment kommandierte. Dank - o wie tief haben wir Deutsche anfangen, aus welcher drückenden Barbarei uns hervorarbeiten müssen, die uns noch allenthalben sogar als Ehre, als Vorzug, als Stammes- und Nationalruhm anklebt! »Welcher Mann von Ahnen wird ein Poete, ein Savant, ein Philosoph sein wollen, wenn er auch ein Tasso, ein Baco, ein Shaftesbury werden könnte?« - Solon und Alexander, Cäsar und Augustus, so viele Fürsten und Edle in Italien, Spanien, Frankreich, England dachten anders.

»Weil wir also spät kamen, so ahmten wir freilich viel nach; denn wir fanden viel Vortreffliches nachzuahmen.« Dies war Natur der Sache, nichts mehr und nichts minder; wer zuletzt kommt, täte sehr unrecht,

wenn er nicht nachahmte. So folgten die Römer den Griechen, den Römern die Mönche, Mönchen und Arabern die Provenzalen, den Provenzalen mittel- und unmittelbar alle gebildete Nationen Europas; warum sollten diesen nicht die Deutschen folgen? Alle Kunst ist Nachahmung; nur durch Nachahmung ist der Mensch zur Kunst gelangt; nur durch sie ist er Mensch *worden*. Wäre also auch Nachahmung der Charakter unsrer Nation und wir ahmten nur mit Besonnenheit nach, so gereichte dieses Wort uns zur Ehre. Wenn wir von allen Völkern ihr *Bestes** uns eigen machten, so wären wir unter ihnen das, *was der Mensch gegen alle die Neben- und Mitgeschöpfe ist, von denen er Künste gelernt hat*. Er kam zuletzt, sah jedem seine Art ab und übertrifft oder regiert sie alle.

Zu diesem Zweck haben wir ein vortreffliches Mittel in unsrer Gewalt, unsre *Sprache*; sie kann uns das sein, was dem kunstnachahmenden Menschen die *Hand* ist. Man rühmt den slavonischen Sprachen nach, daß sie zur Nachbildung fremder Idiome in jeder Wendung, in jedem Übergange geschickt sei'n; die deutsche Sprache hat diese Fähigkeit vor allen Töchtern der lateinischen, selbst vor der englischen Sprache. Alle diese sind von Zwitternatur; aus ihren *engeren* oder weiteren Schranken können sie nicht hinaus, um sich einer fremden Sprache nur einigermaßen zu bequemen. Vor allen ist die französische

Sprache die gebundenste, die gleichsam gar nicht übersetzen, gar nicht nachbilden kann; eine *ewig Ungetreue*, muß sie alles nur auf *ihre*, d.i. auf eine *sehr* mangelhafte Weise, sagen. Die deutsche Sprache, unvermischt mit andern, auf ihrer eignen Wurzel blühend und eine Stiefschwester der vollkommensten, der griechischen Sprache, hat eine unglaubliche Gelenkigkeit, sich dem Ausdrucke, den Wendungen, dem Geist, selbst den Silbenmaßen fremder Nationen, sogar Griechen und Römern, anzuschließen und zu fügen. Unter der Bearbeitung jedes eigentümlichen Geistes wird sie gleichsam eine neue, ihm eigne Sprache.

Mithin halte ich's nicht nur für keine Schande, wenn man uns Nachahmung vorwirft, vielmehr vermehrt es den Reichtum unsrer Gedanken und Wendungen, unsrer Vorstellungs- und Sprachweisen, wenn wir, wie keine andre Nation tun kann, die Gestalt fremder Idiome mit überlegendem Verstande und weiser Hand nachbilden. Möge Hagedorn dem Horaz, dem Pope, Chaulieu und vielen andern, die er nicht verschwiegen, möge Gleim dem Anakreon und, wenn man will, auch dem Äsop, Phädrus, Tyrtäus, Moncrif, Barnard u.f. nachgeahmt haben; ahmten sie als Männer nach, also daß ihre Nachbildung in unsrer Sprache ein Werk war, um so besser; so haben sie ihre Nation mit vortrefflichen Denkweisen mehrerer Geister und

Völker bereichert. Einem reichen Dichter unsrer Sprache hat man nachgerechnet, daß er in Homers, Pindars, Xenophons, Lucians, Ariosts, Cervantes, Pope, Fieldings, Sterne, sogar des Königes Davids und der Sultanin Scheherazade. Art und Manier Psalmen und Märchen, Helden- und Lehrgedichte, epische Gesänge und Romane geschrieben, gedichtet und gesungen habe. Desto besser! Um so reicher sind wir durch ihn worden. Die Ananas, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereint, trägt nicht umsonst eine Krone.

102.

Und wäre es denn wahr, daß die Deutschen so ganz *charakterlos* nachahmen? Das mindeste Gefühl des Genius unsrer Sprache und unsrer Schriften zeigt etwas anders von den urältesten Zeiten her.

Leset Otfried, leset das alte Siegslied unter Ludwig; der *gutmütige* und *biedre* Charakter der Nation ist schon durchaus kennbar. Er ist's in den lateinischen Schriftstellern der mittleren Zeiten wie in unsern altdeutschen Sprüchwörtern, Apophthegmen und Reimen. Allenthalben findet ihr *altdeutschen Witz und Verstand* in den kürzesten ungekünstelten Worten. Wer am Charakter der deutschen Nation zweifelt,

darf irgend nur ein Wörter- oder Sprüchwörterbuch, Agricola, Frank, Zinkgräf, Lehmann, oder eine Sammlung von Geschichten, Lehrsprüchen, Liedern, Fabeln und Erzählungen durchgehen. In Trimberg, Kaisersberg, Brant, Luther, Rollenhagen, Opitz, Logau, Dach, Tscherning u.f. spricht dieser *verstand- und lehrreiche Genius* auf allen Seiten. Vergleicht unsre deutsche Minnesänger mit den Provenzalen. Nicht nur von Seiten der Sitte gewinnen die unsern, sondern oft auch in Rücksicht der innigen Empfindung. In Süden, wenn ihr wollt, ist mehr Lustigkeit und Frechheit; hier mehr Liebe und Ehre, Bescheidenheit und Tugend, Verstand und Herz.

Rechtliche Ehrlichkeit also, Richtigkeit in Gedanken, Stärke im Willen und Ausdruck, dabei Gutmütigkeit, Bereitschaft zu helfen und zu dienen: dies ist die Gemütsart unsres Volks, die es auch im Nachahmen, selbst im ungeschickten Nachahmen des Fremden nie verleugnen konnte. Denn woher fiel das Nachahmen der Deutschen oft so ungeschickt aus? Weil sie es allenthalben *zu ehrlich* meinten, so wurden sie oft getäuscht und betrogen Die ganze Nachahmungssucht der Deutschen rührt von ihrer *Gutmütigkeit* her. Sie dachten zu bescheiden von sich und wollten immer lernen, auch wo sie allenfalls lehren konnten. Der üble Geschmack, in den sie sich zu Hoffmannswaldau und Lohensteins, zu Talanders, Weise und Menantes

Zeiten stürzten, rührte von ihrer gutmütigen Gefälligkeit gegen die sogenannten *Leute von Welt*, gegen ihre *Großen* und *Hofleute* her, die in diesem übeln Geschmack das Paradies fanden. Bessers, Königs, Heräus', Neukirchs Kanzleipoesien gingen auf ebendiesem plattgetretenen Hofwege ins Verderben.

Sobald aber der deutsche Verstand wieder zu Kräften kommen konnte, zeigte sich sogleich unsere Gemütsart wieder: Überlegung, Biederkeit und Herz. Welche kindliche Gutmütigkeit herrscht z.B. in Brockes Schriften! Wie ein Liebhaber an der Geliebten hängt er an einer Blume, an einer Frucht, an einem Gartenbeet, einem Tautropfen! Mit überströmender Wortfülle malt er seinen Gegenstand voll Liebe und Bewunderung, um ja keine andre als gutmütige Empfindungen zu erregen. Gegen Cowleys Beschreibung von Pflanzen und Blumen werden wir unsern Brockes nicht tauschen.

Die Poesie der Niedersachsen ging auf ebendem Wege fort. Hagedorn ist ihr schöner klassischer Gipfel. Lege man mir Waller, Denham, Gay, Roscommon, Dorset und noch eine Reihe solcher Helden zusammen: Hagedorn bleibt mir. Wir haben in ihm die Blüte von hundert lehrreichen, angenehmen, moralischen, fröhlichen Dichtern.

Ihm gegenüber steht Haller, der eine Alpenlast der Gelehrsamkeit auf sich trug. Was von Haller mit Pope

verglichen werden kann, ist über Pope; was aus Popes lebendiger Welt an feinen Satiren und Charakteren in feinem Reimgeklingel dasteht, würde Haller redlicher aufgestellt haben. Bewahre uns die Muse vor Dichtern, bei denen Verstand ohne Herz oder Herz ohne Verstand ist. Zwei Popische Gedichte wünschte ich indessen meinem Vaterlande wohl eigen, seinen »Versuch über den Menschen« und »Über die Kritik«. Ich habe nicht den mindesten Zweifel, daß wir beide besser, als Pope sie schrieb, zu ihrer Zeit bekommen werden. Unsres Hallers Gedichte sind ein Richtmaß der Sitten sowie der Wissenschaft und Gedenkart. Man kann von ihnen und den Werken mehrerer deutscher Dichter sagen, daß kein falscher Gedanke (Religionsvorstellungen etwa ausgenommen) in ihnen sei, welches man von wenig ausländischen Dichtern sagen möchte. Wie Hallers Ode auf die Ewigkeit ist, erscheint nichts Ähnliches in Pope.

Und noch hatte Haller außer seinen großen Verdiensten um mehrere Wissenschaften ein Glück, dessen sich der Engländer nicht rühmen konnte: er ward wie Opitz der Vater eines besseren Geschmacks in Deutschland, da Pope nichts anders als Drydens und mehrerer Vorgänger feinerer Nachgänger war. -

Ohne Zweifel erwarten Sie nicht, daß ich jede gutmütige Bemühung der Deutschen nach Jahren durchgehen soll, wie sie z.B. den Verstand und Witz ihrer

Landsleute bald *belustigten*, bald *erweiterten* oder dazu hieher und dorthier *beitrugen*. Jeder tat, was er tun konnte; und Gellerts, Cramers, der beiden Schlegels, Rabeners u.a. guter Wille wird dabei gewiß aufwiegen können, was die Richer, la Motte und J. B. Rousseau oder die Kings, Philipps u.f. auswärts geleistet haben. In ihrer Lage sind mir die Namen Lange und Pyra werter als hundert schreibselige Namen späterer Zeiten.

Kleist kommt; und wer verkennete an ihm sein deutsches Herz, seinen edeln Charakter? Als Künstler der Poesie, dazu in mancherlei Arten, möchte ich lieber Thomson sein, Thomson insonderheit, seit er Italien gesehen hatte; aber als Mensch und Dichter gilt es keine Frage. Kleists Herz lebt in seinen Gedichten, in seinem »Frühlinge,« in mehreren seiner Oden, in seinem »Geburts- und Grabesliede,« in seiner »Sehnsucht nach Ruhe,« in »Cissides und Paches«. Nach seinem »Seneca« wollen wir ihn nicht messen; aber den edlen Geist, das patriotisch-menschliche Gemüt, das mitten unter Kriegesszenen in diese kleinen Gedichte wie in ein Asylum floh und jetzt darin wie in einer zerstückten Urne sein ewiges Denkmal findet, wollen wir wert halten und lieben.

Ihm füge ich Lessing und Gleim bei. Des ersten Genius lebt in jeder Zeile seiner Schriften, zumal in seinem »Nathan«; und in Gleims Schriften schläget

gewiß ein Herz vom wahresten deutschen Charakter. Zu seinen Kriegsliedern war Lessing der Vorredner; in seinen Fabeln, Liedern und mehreren seiner Gedichte verbinden sich Mut und Treue, Freundesgefühl, Einfalt und Stärke. Klopstocks Ode »An Gleim« ist ein Bild des Dichters und seiner Gedichte.

Man ist gewohnt, Klopstock den deutschen Milton zu nennen; ich wollte, daß beide nie zusammen genannt würden, und wohl gar, daß Klopstock den Milton nie gekannt haben möchte. Beide Dichter haben heilige Gedichte geschrieben; ihre Muse aber ist nicht dieselbe. Wie Moses und Christus, wie das Alte und Neue Testament stehen sie einander gegenüber. Miltons Gedicht, ein auf alten Säulen ruhendes durchdachtes Gebäude. Klopstocks Gedicht, ein Zaubergemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen und Menschenszenen von Gethsemane aus über Erd und Himmel schwebet. Die Muse Miltons ist eine männliche Muse, wie sein Jambus; die Muse Klopstocks eine zärtere Muse, die in Erzählungen, Elegien und Hymnen unsre ganze Seele, den Mittelpunkt ihrer Welt durchströmet. In Ansehung der Sprache hat Klopstock auf seine Nation mehr gewirkt, als Milton vielleicht auf die seinige wirken konnte, wie er denn auch ungleich vielseitiger als der Brite über dieselbe gedacht hat. *Eine* seiner Oden im Geschmack des Horaz ist nach dem Richtmaß der Alten mehr wert als

sämtliche hochaufgetürmte britische Odengebäude. - Daß Klopstock zu seinem »Hermann« einen Glück fand, daß er durch seine Gesänge ihn und andre seines Geistes zu dieser Gattung einfacher Musik weckte, gehöret mit zu den glücklichen Begegnissen seines Lebens; dem blinden Barden in Britannien ward mit seinem »Lycidas« und »Samson« dies Glück nicht. Wenn überhaupt die Muse der Tonkunst in der Einfalt und Würde, die ihr gebühret, zu uns zurückzukehren würdigte, wessen Worte würden sie freundlicher herniederzaubern als Klopstocks? -

Wollten wir die goldnen philosophischen Oden unsres Uz gegen die Oden des Cowley, Hagedorn gegen Waller, Cronegks bessere Gedichte gegen Prior, Witthof (in seiner ersten Ausgabe) gegen Aken-side, Gerstenberg selbst gegen Otway und Waller vertauschen? Ich bleibe bei meinen Landesleuten; bei wenigerm Glanze der Kunst ist in ihnen mehr *Gemüt*, mehr wahre *Empfindung*. In allen Liedern, die von unsrer Jugend gesungen werden, so verschieden der Genius der Dichter sei, in Claudius, Hölty, Stolberg, Jacobi, Voß, Schiller ist der Charakter unsrer Nation, Gemüt, kennbar. -

Selbst die Art, wie sich die Deutschen fremder Erscheinungen angenommen haben, zeigt die Herzlichkeit ihres Charakters. Wo ist dem Milton und Ossian wärmer gehuldigt worden als in Deutschland? Stand

in England jemand auf, der sich des galischen Sängers angenommen hätte wie Denis, den er beseelt hätte, wie z.B. Kosegarten und mehrere unserer Landsleute? Nehmet eine ausgewählte Sammlung deutscher Lieder und stellet sie der besten englischen entgegen: an innerem Werte, wohin wird die Waage sinken? Ihre Gesänge der Empfindung sind meistens schottische Lieder.

Gern nenne ich noch zusammen Wieland und Geßner. Den ersten hat man sehr unzeitig mit Voltaire verglichen, mit Voltaire, der bei dem hellsten Kopf und der schlauesten Gewandtheit doch nur ein witziger Satyr war, und zwar im Grunde nur in *einer* Manier des Witzes, die er tausendfach zu verändern und nach dem Geschmack seines Zeitalters, ja womöglich jeder Person in demselben zu modifizieren wußte. Die Muse unsres Landsmannes ist ein reinerer Genius, der in jeder Gestalt, die er annimmt, gewiß einen edleren Zweck hatte, als uns bloß *witzig* zu amüsieren. Ein echter Jüngling jener alten *gaya ciencia*, ob er uns nach Delphi oder Tarent, nach Sizilien oder Salerno, ins Faß des Diogenes oder an die Tafelrunde, nach Bagdad oder ins Feenland geleite. Der Geist der Sokratischen Schule verließ ihn selten; denn seine oft mißverstandene Philosophie ist am Ende doch *Weisheit des Lebens*.

Warum ist Geßner von allen Nationen, die ihn

kennenlernten, mit Liebe empfangen worden? Er ist bei der feinsten Kunst *Einfalt, Natur und Wahrheit*. In Darstellung einer reinen Humanität sollte ihn selbst das Silbenmaß nicht binden; wie auf einem Faden, der in der Luft schwebt, lasset er sich in seiner poetischen Prose oder prosaischen Poesie jetzt auf blühende Flu- ren hinab, jetzt schwinget er sich in die goldnen Wol- ken der Abend- und Morgenröte, bleibt aber immer in unserm blauen Horizont gesellig, froh und glück- lich. Mit Kindern ward er ein Kind, mit den ersten Menschen einer der ersten schuldlosen Menschen, lie- bend mit den Liebenden und selbst geliebt von der ganzen Natur, die ihm in seiner Unschuld ihren Schleier wegzog. Gerade der einfachste Dichter, des- sen ganze Manier Verbergung der Kunst war, ist unser berühmteste Dichter worden und hat manche Ausländer mit dem süßen Wahne getäuscht, als sei alle unsre Poesie *reine Humanität, Einfalt, Liebe und Wahrheit*.

Bei der gutmütigen Lehrhaftigkeit, die Sie den Deutschen zuschreiben, vergessen Sie, daß *Form* das Wesen der Poesie ist; und wer begreift schwerer, was Form sei, wer kann sich in sie minder fügen, geschweige sich dieselbe an- und zubilden, als ein Deutscher? Unser Leben, unsre ganze Verfassung ist ja Uniform.

Ihr gelehrter Opitz übersetzte aus allen Sprachen; aber wie schwer! wie einförmig! Lesen Sie seine »Antigone,« seine »Trojanerinnen,« seinen »Apoll und Daphne« (eine italienische Oper), seine Sonette und Sinngedichte: wie schwer und einförmig!

Zweitens. Kritik muß die Poesie als Kunst ausbilden; was ist aber Kritik bei den Deutschen? Eine verpachtete Bude, eine verachtete Lästerschule. Was ist vom Geschmack einer Nation zu halten, die auf ihren Richterstühlen des Geschmacks namenlose feile Likatoren verehret? Was ist von ihrer Gutmütigkeit zu halten, wenn sie falsch Maß und Gewicht des Urteils öffentlich duldet?

Endlich scheint's, daß die deutsche Poesie auf die von Ihnen angezeigte Weise eine *Kinderpoesie* sei und sein werde. Sie unterhält uns mit schönen Bildern und Abstraktionen oder zaubert uns in ein Arkadien

voll Unschuld, Liebe und Einfalt, das nirgend ist als in der Phantasie der Dichter. Es ist also leicht zu begreifen, daß Männer von Geschäften und reell denkende Menschen sich mit Phantastereien solcher Art wenig abgeben werden. Sie sind Spielwerke der Weiber und Kinder, überhaupt aber exzentrischer, müßiger Menschen.

104.

Form ist vieles bei der Kunst, aber nicht alles. Die schönsten Formen des Altertums belebet ein Geist, ein großer Gedanke, der die Form zur Form macht und sich in ihr wie in seinem Körper offenbaret. Nehmt diese Seele hinweg, und die Form ist eine Larve.

Vollends poetische Form ist vom Gedanken und von der Empfindung dergestalt abhängig, daß ohne diese sie wie ein schöngezimmerter Block dastehet; denn Poesie wirkt durch *Rede*. Rede aber *enthält* nicht nur, sondern sie ist eine *Folge von Gedanken*. Ohne diese ist das schönste Sonett ein Klinggedicht, nichts weiter. Soll ich wählen, Gedanken ohne Form oder Form ohne Gedanken, so wähle ich das erste. Die Form kann meine Seele ihnen leicht geben.

Und wären die Deutschen denn von jeher so

formlos gewesen? Bei den Minnesingern finde ich dies nicht; bei »Reineke dem Fuchs« noch minder. Ihre alten Lieder, Sprüche und Erzählungen haben eine so gedrungene, oft so geistige Form, daß es schwer sein würde, ein Wort hinzuzutun oder hinwegzunehmen. Opitzens Manier ist freilich einförmig; Dank ihm aber für diese Einförmigkeit, die zum Zweck hatte, uns bei der *Skansion* der Silbenmaße festzuhalten. Hätte er sich wie seine Vorgänger an der bloßen *Deklamation* gereimter Verse begnügt, so wäre er freilich abwechselnder worden; er hätte uns aber auch auf den Irrweg aller der Nationen geführt, die bis auf den heutigen Tag noch keine echte Quantität der Silben haben. Unsre Sprache *gebietet* gleichsam Form, mehr als irgendeine andre; die französische, die englische Sprache sind, mit ihr verglichen, in der Poesie formlos; denn nur Willkür und Übereinkunft hat bei ihnen hier diese Art des Reims, dort jene Regel des Geschmacks festgestellt, die der Sprache selbst nach unbestimmt waren. Unsre Sprache strebt der schwersten, zugleich aber auch der schönsten und bestimmtesten Form nach, der *Form der Alten*.

Zuerst versuchten wir dieses lyrisch; wer ist, der eine Ode Uz', Klopstocks, Ramlers formlos nennen dürfte? Der letztgenannte Dichter hat in dem, was Form der Sprache ist, in Oden, Liedern, Kantaten, Idyllen und Sinngedichten so viel geleistet und an den

beliebtesten Formen eigener und fremder Werke so oft gebessert, daß des Boileau Feile gegen die seinige ein stumpfes Werkzeug scheint. Klopstocks kleinste Ode, Gerstenbergs kleinstes Gedicht ist eine lebendige Form; und wer hat uns mehrere und angenehmere Formen gegeben als unser Götz, den man den *vielförmigen* nennen könnte? Auf jedem Hügel des Helikons suchte seine Muse die zarteste Blumen und band sie auf die vielfachste, zierlichste Weise in Kränze und Sträußchen. Sanft ruhe die Asche dieses während seines Lebens unbekannt gebliebenen Dichters; mit jedem Frühlinge blühe fortan sein Andenken auf!

Sind Kleists sämtliche kleine Gedichte ohne Form? Sind Wielands Erzählungen, vom leichtesten Märchen bis zu seinem »Agathon« und »Oberon« hinauf, formlos? Lessings Stücke vom Epigramm und Liede bis zu seiner »Minna« und »Emilie,« »Philotas« und »Nathan,« jede Fabel und Parabel, ja, ich möchte sagen, jedes Urteil und Fragment dieses scharfsinnigen Weisen hat Form und ist Form, auch wo er vielleicht irret, auch wo er nur lernte.

Ein anderer Dichter hat sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine teilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine tätige Darstellung seiner Charaktere, Goethe. Sein »Berlichingen« ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das deutsche Reich ist, aber voll

Charaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem seiner späteren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichtesten Umriß zu ihrer Art vollendet. So sein »Clavigo,« seine »Stella,« sein »Egmont,« »Tasso« und jene schöne griechische Form, »Iphigenia in Tauris«. In ihr hat er wie Sophokles den Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie sein »Faust,« sein »Kophta«; auch andre Gedichtarten sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach diesen und andern Produktionen, auch in Übersetzungen aus fremden Sprachen, die Poesie der Deutschen *formlos* nennen will, der zeige mir unter Italienern, Spaniern, Franzosen und Engländern bessere Formen. Wenn an mehrere ihrer Dichter das Richtmaß gelegt würde, das Lessing in einigen Stücken an Corneille und Voltaire legte, wo bliebe Form und Umriß? -

Bei dem allen aber komme ich auf den Anfang meines Briefes zurück: Form ist nicht alles in der Dichtkunst; auch muß man einer Nation Formen nicht aufdringen, die ihr durchaus fremd sind. Was in der Welt schadete es uns, wenn wir keine italienische Oper oder keine englische Komödie hätten? Diese mit allen ihren humoristischen Launen und Charakteren ist bei uns in der Natur nicht da; und ich sehe kein Übel darin, daß sie fehle; auch ist die ganze Wirtschaft dieser Komödie keine deutsche Haushaltung. Wer

verbände uns also, fremde Karikaturen anzustaunen und aus ihnen ein erzwungenes Vergnügen zu schöpfen? So die kleine italienische Oper; sie will in Italien gesungen und gespielt sein. Wo sie dies nicht werden kann, was ist natürlicher, als daß trotz der besten Musik, ein fremdes Volk an ihrem fremden oft unbedeutenden Inhalt, an Ränken und Scherzen, die bei ihm nicht in Gebrauch sind, keinen Geschmack findet? Der angenehme Müßiggang, das dolce far niente, bei dem man sich öffentlich auch an Possen als an Kunststücken vergnügt und die Zeit hintändelt, ist unter unserm härtern Himmel nicht zu Hause. Wer aus einem mühseligen Leben ins Schauspiel tritt, will sich nicht bloß an der Form als an einem Kunststück freuen, sondern durch etwas Innigeres geweckt sein. Viele Kunstprodukte fremder Nationen sind Kinder der Üppigkeit und eines Verderbens der Sitten, von dem glücklicherweise manche Provinz unsrer arbeit seligen Nation noch nicht weiß; sollen wir ihr diese Produkte mit den Ursachen wünschen, die sie erzeugten, und den Geschmack an ihnen verbreiten? Führet einen gesunden jungen Mann, ein gesundes keusches Mädchen in die Kammer des abgelebten Lüstlings oder der feilen Unzucht; werden sie, denen ein besserer Trieb im Herzen schlägt oder sich in leisen Wünschen reget, an den frechen Reizungsmitteln dieser Ausgearteten und Abgestorbenen Vergnügen finden

oder sie mit Entzücken ansehen? Schonet der Unschuld unsrer Nation wenn ihr sie auch eine dumme Unschuld nennen solltet; beim belohnenden Gefühl ihrer Gesundheit will sie gern mancher lüsternen Form entbehren. Jedes Volk hat seinen Kreis des Wohlanständigen in sittlichen Begriffen und Gefühlen, aus welchem es keine erjagte Lizenz eines fremden Volks reißen muß.

Daß übrigens die feine Komödie bei uns manche Schwierigkeiten findet, ist unleugbar, aber auch sehr erklärlich. Erziehet die Nation, und sie wird auch an feineren Zügen der Sittlichkeit Geschmack finden. Da jetzt alles sich *lesend* vergnügen will, meistens aber das Schlechteste lieset, wären nicht hundert Mittel da, diese Lesereien aufs Bessere zu leiten? Bedienet euch nur einiger dieser Mittel, und das Verderben ist noch abwendbar. Sehr undeutsch wäre es, wenn bei uns die *Moralität* ein verspotteter Name würde; der alten Sitte nach gehört sie mit zu unserm Charakter und kann uns durch nichts ersetzt werden. Uns fehlet Witz und leichte Natur, uns fehlt ein schöner Himmel, die Unmoralitäten nur einigermaßen lustig und leidlich zu machen; deutsche Üppigkeit war daher von jeher grob, weil sie in unser Klima, in unsre Lebensart und überhaupt zum deutschen Charakter nicht gehöret.

Lassen Sie mich diesen Brief noch mit dem Andenken eines fröhlichen Dichters schließen, der uns

unvergessen sein sollte, Zachariä. Seine komischen Epopöen, seine lyrischen und musikalischen Gedichte enthalten in einer leichten Form so viel Schönes und bei einer glücklichen Natur ein so *geselliges Leben*, daß ich sie statt mancher neueren Ziererei jungen Leuten in die Hand wünschte. Und nun zur Kritik der Deutschen!

105.

Mangel an Kritik sollte die Krankheit nicht sein, an der der Deutsche litte; unsre Langsamkeit, unsre ruhige Überlegung macht uns, dünkt ich, zu gebornen Kunstrichtern.

Gesunder Verstand war von jeher das Lob, nach welchem der Deutsche strebte. Hundert Sprüchwörter und Redarten unsrer Sprache zeigen, daß wir auch im gemeinen Leben es auf ein Richtmaß der Sitten treu und ehrlich anlegten.

Und wir hatten Mut, unser Urteil zu sagen. Die Reformation, die von Deutschland ausging, war eine laut und scharf gesagte Kritik über eine Menge damals geltenden Unfugs. Solange diese Streitigkeiten dauerten, übten wir Kritik angriffs- und verteidigungsweise; andre Nationen folgten uns nach.

Und zwar taten wir dies (wenige vielleicht nötige

Fälle ausgenommen) mit einer Bescheidenheit, in der uns andre Nationen eben nicht nachfolgten Unter allen Reformatoren der Philosophie z.B. war Leibniz der bescheidenste Reformator. Alle Systeme der Alten, glaubte er, ließen sich vereinigen, weil in jedem etwas Wahres und Vorzügliches sei; eine solche friedliche Vereinigung war von Jugend auf der Lieblingsplan unsres Weisen. Mit unüberwindlicher Gelassenheit stellte er seine Meinungen mit den Meinungen Descartes, Shaftesbury, Locke, Newtons zusammen; vor so parteiischen Ohren der letzte Streit geführt ward, blieb seine Kritik dennoch ebenso fest als bescheiden. Ich bewundere die Geduld, die er sich zu Vereinigung der Kirchen in Beantwortung theologischer Zweifel nahm; er antwortete jedem, wie er's fassen und ertragen konnte.

Mit Leibniz starb dieser Geist philosophischer, friedlicher Kritik nicht aus; auch Wolff und seine Schüler erwiesen ihn selbst gegen ihre bittersten Feinde. Allen Freunden der Leibnizischen Denkart ist eine gesunde Kritik heilig, weil sie sich in der Mathematik an Genauigkeit der Begriffe und des Ausdrucks gewöhnt haben und keine menschliche Wissenschaft verachten. Der friedliche Alexander Gottlieb Baumgarten ward mit seiner seltenen, fast ängstlichen Präzision, ohne daß er's wußte und wollte, der Vater einer Schule echter Kritik, auch der schönen

Wissenschaften und Künste in Deutschland. Lambert und Kant haben ihre Architektonik und Kritik an seinen Lehrbüchern geschärfet. -

Wie nun? und dennoch hätte Ihr Vorwurf Grund, daß eben in diesem Felde, der Region des Geschmacks und Vortrages, in Deutschland eine parteiische Kritik mit falschem Maß und Gewicht handle? Sie klagen die Gutmütigkeit unsrer Nation an, die sich alles gefallen lasse, alles ertrage und dulde? - Mich dünkt, die Geschichte der Zeit gebe hierüber einige Auskunft.

Als Opitz, Logau, Tscherning u.f. im bessern Geschmack zu schreiben anfangen, warfen sie sich nicht zu Richtern jedes fremden Geschmacks auf; ihre Werke waren Kritik; die Anweisungen, die Opitz und seine Nachfolger gaben, betrafen meistens nur Sprache und Verskunst.

Und sie haben hierin auf eine friedliche Art viel geleistet. Wenn ich Schottels, Stielers, Frisch, Bödikers, Wachters, Haltaus' u.a. stille Verdienste um unsre Sprache mit den heftigen und nutzlosen Streitigkeiten unwissender Schriftsteller in den folgenden Zeiten vergleiche, so sehe ich dort fleißige Ameisen und Bienen zusammentragen, hier laute Wespen schwirren und stechen. Es ist wahr, man lobte sich damals etwas zuviel untereinander; die Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, des Blumen- und Schwanenordens

u.f. munterten sich einander durch gegenseitiges, oft zu reiches Lob auf. War dies indessen nicht sehr verzeihlich? Nach so langen Trübsalen theologischer Streitigkeiten und des Dreißigjährigen Krieges freueten sich diese alten Kinder, daß sie auch eine Sprache hätten, in der sie schreiben und reimen könnten; und ist nicht viel, viel Gutes durch die Mitglieder dieser Gesellschaften bewirkt worden? Wie viele schreiben denn jetzt in Prose, wie Zingref, Opitz, Harsdörfer, Rist, Lohenstein u.a. schrieben? - Lasset uns doch die guten Bemühungen unsrer Vorfahren nicht verkennen! auch über uns wird man einst als über Vorfahren richten.

Es ist schon bemerkt worden, daß an der französischen Sprachenmengerei und an dem italienisch-falschen Geschmack, der im Anfange unsres jetzt abgehenden Jahrhunderts einriß, eigentlich die *deutschen Höfe* schuld waren. Ihnen bequemten sich die Schriftsteller; und auch Leibniz, der zu Fortbildung der deutschen Sprache so vortreffliche Grundsätze nicht nur hatte, sondern auch bei der Akademie in Gang bringen wollte, auch *er* schrieb ein Deutsch, das seiner Zeit gemäß war. Noch mehr fronten Christian Thomasius, Tenzel n.a. diesem Geschmack, der damals für Artigkeit galt; daher Thomasius die gesunde Kritik, die er an die Rechtswissenschaft und andre Scienzen wandte, auf den Geschmack nicht anwenden

konnte. Canitz, als Hofmann, gab nur durch seine Gedichte, deren wenigste leider zu uns gekommen sind, ein besseres Muster.

Der erste, der mit scharfen Pfeilen auf den Lohensteinischen Geschmack losging, war meines Wissens Wernicke, ein Preuße. In England und Frankreich an einen bessern Geschmack gewöhnt, wollte er sowohl durch seine Sinngedichte (»Überschriften«) als durch die Anmerkungen, mit denen er sie begleitete, diesen auch den Deutschen zu kosten geben.

Nicht mit vielem Erfolg: denn seine Überschriften waren hart und die Anmerkungen doch nur Spöttereien. Sollte man an jene, die »Überschriften« nämlich, das Maß der Griechen und Römer legen, wieviel Überwitz, wie mancher falsche, erzwungene Zierart müßte hinweggetan werden, auf welchen, er doch, wie die verschiedenen Ausgaben derselben zeigen, selbst den mühsammsten Fleiß gewendet. Also war auch *sein* Geschmack bei weitem nicht rein und vollendet.

Die Hofverse dauerten fort, bis fern von Höfen in seinem Garten Brockes die Natur und, ebenso fern von Höfen, Bodmer und Breitinger Sitten malten. Immer bleibt Deutschland diesen Reformatoren des Geschmacks sowie den hamburgischen *Patrioten* Dank schuldig; sie taten, was sie zu ihrer Zeit tun konnten. Breitingers. »Dichtkunst« und Abhandlungen zeigen durchaus einen Kenner der Alten, der

seinen Geschmack an ihnen bewährt hat; auch Bodmers Bemühungen, aus Neueren, sowohl ausländischen als unsrer alten deutschen Sprache uns einen größeren Reichtum an Gedanken, Bildern, Fabeln, Einkleidungen und Ausdrücken als Kunstrichter und Dichter zuzuführen haben ihren Zweck nicht verfehlet. Er hat viel aufgeregt und sich fast über Vermögen bemühet, indem er bis in sein greises Alter wie der frischeste Jüngling an jedem neuen Produkt unserer Sprache teilnahm.

Warum aber mußte diese Kritik, die doch *Philosophie* ist, und ein besserer Geschmack am Schönen und Guten durch einen unwürdigen Federkrieg eingeführt werden? Tat nicht auch Gottsched, was er tun konnte? Die Weisesten in diesem Streit, Haller und Hagedorn, schwiegen. Der erste hat auch als Prosaist so viel Verdienst um den bessern Geschmack im Vortrage der Wissenschaften, daß ihm auch die deutsche Kritik vielleicht den ersten Kranz reichert. Mitten unter stürmischen Faktionen brachte er ein schmales Blatt deutscher Kritik unter den Schutz einer *Sozietät der Wissenschaften selbst* und gründete ihm dadurch nicht nur Unparteilichkeit, Billigkeit und Gleichmut, sondern auch Teilnahme am Fortgange des menschlichen Geistes in allen Weltgegenden und Sprachen. Seitdem sind die »Göttingischen gelehrten Anzeigen« nicht nur *Annalen*, sondern auch *Beförderinnen* und,

ohne ein Tribunal zu sein, *konsularische Fasten* und *Hilfsquellen* der Wissenschaft worden, zu denen man, wenn manche einseitige Kritik verstummt ist, wie durch lybische Wüsten zum stillen, kenntnisgebenden Orakel der Wissenschaft reiset und dabei immer noch Hallers und seiner Nachfolger Namen segnet.

Die Trommete war erklungen; es war bestimmt, daß der bessere Geschmack der Deutschen im Schlachtgetümmel empfangen und geboren werden sollte. Wo zwei streiten, gewinnt der dritte. Nicolai schrieb seine »Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland« mit Übersicht der Fehler von beiden Seiten; denn schon hatten während dieses langen Streits mehrere Schriftsteller von Genie das, worüber man stritt, durch die *Tat* entschieden. Lessing war einer von ihnen. Seine mancherlei Vorzüge an Kenntnissen, Geschmack und Schreibart gaben ihm ohne sein Wollen das natürliche und erworbene Recht, durch ein wenig es der Anfang zu vielem zu sein, das wohl nicht sein Plan war. Durch Nicolai, Mendelssohn und ihn fing die »Bibliothek der schönen Wissenschaften,« durch ihn, Mendelssohn und Nicolai fingen die »Literaturbriefe« an, unstreitig mit einem Urteil von feinerer Bestimmtheit, in einem größeren Umfang von Ideen und einer schärferen Unparteilichkeit, als jene Parteien geäußert hatten. Der

»Bibliothek« nahm sich, nachdem ihre Urheber vom Werk abtraten, ein Schriftsteller an, der als dramatischer und lyrischer Dichter unsrer Nation wert geworden ist, Weiße. Winckelmann, Hagedorn, Heyne, Garve u.a. machten sie eine Reihe von Jahren hindurch (in den neuesten Jahren kenne ich sie nicht) zu einer Leiterin des guten Geschmacks, die uns zugleich das Merkwürdigste fremder Nationen bekannt machte. Die »Literaturbriefe,« zu welchen nach Lessings Entfernung Abbt beitrug, taten dadurch einen merklichen Schritt weiter, daß sie bei strengem Tadel selbst oft eigene bessere Ideen entwickelten und in der gewählten Form einer Privatkorrespondenz keine Orakel der Welt sein wollten. Lessing insonderheit war ein bescheidener, gegen andre, auch wo er es nicht sein durfte, ein nachgebender Mann, und Mendelssohn, wenn ihn die Jünger der zehnten neueren Philosophie als Philosophen ganz zum Kinde werden gemacht haben, wird in der philosophischen Kritik Deutschlands lange noch als ein schätzbarer, verdienter Name *gelten*.

Was nach diesen Zeiten geschehen sei, weiß ich nicht; da ich außer einem kleinen Blatt gewöhnlich kein kritisches deutsches Journal lese. Vernommen habe ich, daß man seitdem alles umfasset und dazu aus allen Ecken Kunstrichter versammelt habe; wie sie gerichtet haben, wie sie richten und richten

werden, ist mir völlig fremde. Zu beklagen wäre es freilich, wenn auf diesem Wege *alle* Kritik in Deutschland Gewicht und Glauben verloren hätte, welches ich aber weder hoffe noch glaube. Laß es sein, daß zuweilen unbärt'ge Jünglinge denen, von denen *sie* gelernt hatten, das Kinn rasieren, um doch auch *an ihnen* berühmt zu werden; jeder honette Mann, der da sieht, wie mit seinem Nachbar gehandelt wird und wer also handelt, wird sich allmählich aus diesen anonymischen Beckenstuben zurückziehen; und so tut auch hier die Zeit ihr Werk; sie übt eine scharfe Kritik an der Kritik der Zeiten.

Wir, meine Freunde, die wir nicht zu Diktatoren der sinkenden Republik wegen bestellt sind, wollen von uns selbst, von den Alten, von unsern Freunden und Feinden und von jedem lernen, der Gründe gibt und mit offnem Visier redet.

106.

Auch die Kritik ist ohne Genius nichts. Nur ein Genie kann das andre beurteilen und lehren. Nur der, der selbst Kenntnisse hat und Kräfte zeigt, kann Kräfte wecken und Kenntnisse befördern.

Seit geraumer Zeit, wie unbekannt sind wir z.B. mit den schätzbarsten Produkten des Auslandes selbst

im Felde der Kritik geblieben! Lessing übersetzte Wartons »Versuch über Pope«; der zweite Teil, im Jahr 1782 erschienen, ist uns auch nicht im Auszuge bekannt worden.

Eschenburg gab in seinem »Britischen Museum« ein paar Abhandlungen aus Wartons »Geschichte der englischen Dichtkunst«; einen Auszug des ganzen Werks, sowie anderer nützlichen Werke über diesen Gegenstand, konnte er nicht geben; denn sein Museum selbst verschloß sich.

Blankenburg gab den Anfang von Johnsons »Lebensbeschreibungen der englischen Dichter,« ein Werk voll Kritik, lehrreich auch für uns Deutsche, obgleich nichts weniger als unparteilich; die Fortsetzung unterblieb.

Eschenburg gab uns Browns Buch »Über die Verbindung der Poesie und Musik«; Browns wichtigeres Werk »Über die Sitten,« das bereits im Jahr 1757 herauskam und als ein schreckender Spiegel viel Aufsehen erregte, ist noch nicht übersetzt worden.

So viel interessante Aufsätze aus Henrys, aus Littletons Geschichte, manche auch für uns merkwürdige Abhandlung aus den Sozietäten der Altertumsforscher, imgleichen von Dublin, Edinburgh, Manchester, den »Transaktionen« u.f. sind da, als ob sie für uns nicht wären. Auch mit Georg Forster, wie viel ist uns in diesem Betracht gestorben! Ein böser Genius

scheint sein Spiel zu haben, indem er (und wogegen?) den Faden zu zerreißen sucht, der uns mit den Gedanken anderer Nationen verknüpft. Wir sollen auf unserm eignen Grunde metaphysizieren oder uns damit bemühen, womit sich andre längst bemühet haben.

Hierhin sollte die Kritik wirken! uns ins Universum sämtlicher gebildeten Nationen versetzen und auf unserm einsamen Gange von ihnen uns Licht und Hülfe zufördern. Überhaupt glaube ich, daß dem Charakter unsrer Nation nach die Kritik durchaus belehrend, fördernd, gutmütig, *human* sein müßte; nur auf diesem Wege kann sie etwas und würde gewiß viel erreichen. Unserer gelehrten Republik mangelt äußere Aufmunterung und Achtung; wollte sie sich zum Spott der Unwissenden und zur allgemeinen Verachtung machen, indem sie sich selbst verspottet, würget und auffrißt?

Gnug von der Kritik. Sie äußerten den merkwürdigen Gedanken, daß die Poesie der Deutschen eine *Kinderpoesie* sei; ich hoffe, sie soll es bleiben. *So ihr* (im guten Verstande) *nicht werdet wie die Kinder*, so ist weder *Tempe* noch *Elysium* für euch.

Vor allen Dingen verschonen Sie die Poesie mit Staatsmännern, die über sie richten; das Reich der Poesie ist nicht die Staatswelt.

Wenn Sophokles seinen »Oedipus« mit der Szene des flehenden Volks eröffnet: die Pest waltet, ein

geheimes Verbrechen ruht auf dem Vaterlande, Jünglinge und Greise jammern, so ist diese Situation ganz menschlich. Ob Oedipus oder Lajus regiere, kümmert mich nicht; daß aber um *eines** Verbrechers willen das ganze Volk leide, diese Szene eröffnet ein Trauerspiel würdig.

Wenn Aristophanes Szenen der Menschheit darstellt, weswegen Friede gemacht werden *müsse*, so ist dies ein Gegenstand der Muse. Ob aber Kleon der Wurstmacher oder Kleon der Riemenschneider das Volk lenke, diese politische Wichtigkeit ist der poetischen Muse sehr gleichgültig.

Nichts verunreinigt den heiligen Quell mehr als politischer Parteigeist; er macht die Muse zur Lügnerin, partiisch, übertreibend, am jetzigen Augenblick als an einer Ewigkeit hangend und ihm damit die Ewigkeit erteilend. Die Tochter des Himmels wird unter den Händen der Politik eine kurzsichtige, leidenschaftliche Verleumderin, ein Kind der Erde. Die politische Poesie der Engländer sei davon ein Beispiel. Warum hat Butler den Ruhm nicht erlangt, den sein »Hudibras« so sehr verdient? Das witzreiche Gedicht ist für ein bloßes Gespött zu lang, für die darin enthaltene Lehre und Warnung zu sehr mit Zeitanspielungen überhäuft, zu *politisch*. Jenes gewaltige *Vernunftgenie*, Swift, was hat ihn für den größten Teil der Nachwelt unbrauchbar gemacht? Die

politischen Umstände, aus welchen er sein Gespinnst zog und in welche er seine köstlichen Gedanken webte. Die Politik der damaligen Zeit ist ein Traum worden; es macht uns Mühe, jeden seiner tiefen bleibenden Gedanken von einem verlebten Traume zu sondern. Wer liest jetzt Churchills Gedichte? und wer wird Peter Pindar mit reinem Vergnügen lesen, wenn unsere Zeit vorbei ist? Beklagen wird man soviel verschwendete goldne Talente.

Mit Unwillen höre ich's also, wenn man unsrer Nation einen Swift wünschet, einen bedaurens- und hochachtungswürdigen Mann, der nur durch Mißfälle ward, was er geworden ist, und, vom Glück begleitet, ein Genius der Gerechtigkeit und der Klugheit geworden wäre und ein Swift in Deutschland? -

Hinweg also Politik aus dem Gebiet der Musen! und verwünscht sei jede Aftermuse, die der Politik frönet. Treue und Glauben, Unschuld der Sitten, Biederkeit und Einfalt das sei'n unsre Kastaliden! alles andre ist vergängliche Torheit. Zur italienischen acuzezza, zur spanischen grandezza, zur französischen légèreté, zum britischen high-spirit wird sich der Deutsche nie hinaufschwingen; was er aber ist und von jeher gewesen, davon ist seine eigne Geschichte eine durch Jahrhunderte erprobte Stimme der Wahrheit. Was alle Dichter singen, wohin sie wider Willen streben, was ihnen am meisten glückt, was bei denen,

die sie lesen und hören, die größte Wirkung hervorbringt, das ist Charakter der Nation, wenn er auch als eine unbehauene Statue noch im Marmorblock daläge. Dies ist *Vernunft, reine Humanität, Einfalt, Treue und Wahrheit*. Wohl uns, daß uns dies sittliche Gefühl ward, daß dieser Charakter gleichsam von unsrer Sprache unabtrennlich ist, ja daß uns nichts gelingen will, wenn wir aus ihm schreiten. Lehrgeld in erzwungenen Nachäffungen haben wir gnug gegeben.

Mit diesem Charakter, wie viel können wir entbehren! Wenn andre Nationen sich im Geschmack hie- und dorthin verirrten, so wird unsre Regel feststehn, die im Mannigfaltigsten die wahreste Einfalt sucht und uns die Poesie sein läßt, was sie sein soll: ein Spiegel der Natur und Sitten, Humanität im gefälligsten, reinsten Gewande, Philosophie des Lebens. Dies war einst Orpheus' und Apollos Kunst.

Neuntes Fragment

Resultat der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker alter und neuer Zeit

Die Poesie ist ein Proteus unter den Völkern; sie verwandelt ihre Gestalt nach Sprache, Sitten, Gewohnheiten, nach dem Temperament und Klima, sogar nach dem Akzent der Völker.

Wie Nationen wandern, wie sich die Sprachen mischen und ändern, wie neue Gegenstände die Menschen rühren, wie ihre Neigungen eine andre Richtung, ihre Übungen ein andres Ziel nehmen, wie in der Zusammensetzung der Bilder und Begriffe neue Vorbilder auf sie wirken, selbst wie die Zunge, dies kleine Glied, sich anders beweget und das Ohr sich an andre Töne gewöhnt, so verändert sich die Dichtkunst nicht nur bei verschiedenen Nationen, sondern auch bei demselben Volke. Die Poesie zu Homers Zeiten war bei den Griechen ein andres Ding als zu Longins Zeiten, selbst dem Begriff nach. Ganz ein andres war's, was sich der Römer oder der Mönch, der Araber und der Kreuzritter oder was nach wiedergefundenen Alten der Gelehrte und in verschiedenen Zeitaltern verschiedner Nationen der Dichter und das Volk sich

an Poesie denken. Der Name selbst ist ein abgezogener, so vielfassender Begriff, daß, wenn ihm nicht einzelne Fälle deutlich untergelegt werden, er wie ein Trugbild in den Wolken verschwindet. Sehr leer war daher der Streit über den *Vorzug der Alten oder der Neuern*, bei welchem man sich wenig Bestimmtes dachte.

Er ward noch leerer dadurch, daß man keinen oder einen falschen Maßstab der Vergleichung annahm; denn was sollte hier über den Rang entscheiden? Die Kunst der Poesie als *Objekt*? Wieviel feine Bestimmungen gehörten dazu, das Höchste der Vollkommenheit in jeder Art und Gattung nach Ort und Zeit, nach Zweck und Mitteln auszufinden und auf jedes Vergleichene unparteiisch anzuwenden! Oder sollte die Kunst des Dichters nach dem *Subjekt* betrachtet werden, wieviel dieser vor jenem glückliche Gaben der Natur, eine günstigere Lage der Umstände, mehreren Fleiß in Nutzung dessen, was vor ihm gewesen war und um ihn lag, ein edleres Ziel, einen weiseren Gebrauch seiner Kräfte, dies Ziel zu erreichen, zu seinem Eigentum machte; Welch ein andres Meer der Vergleichung! So manchen Maßstab der Dichter *einer* Nation oder verschiedener Völker man aufgestellt hat, so manche vergebliche Arbeit hat man übernommen. Jeder schätzt und ordnet sie nach seinen Lieblingsbegriffen, nach der Art, wie *er* sie kennenlernte, nach

der Wirkung, die der und jener auf ihn machte Der gebildete Mensch trägt, wie sein Ideal der Vollkommenheit, so auch seinen Maßstab, diese zu erreichen, in sich, den er nicht gern mit einem fremden vertauschet.

Keiner Nation dürfen wir's also verargen, wenn sie vor allen andern *ihre* Dichter liebt und sie gegen fremde nicht hingeben möchte: sie sind ja *ihre* Dichter. In *ihrer* Sprache haben sie gedacht, im Kreise *ihrer* Gegenstände imaginiert; sie fühlten die Bedürfnisse der Nation, in welcher sie erzogen wurden, und kamen diesen zu Hülfe. Warum sollte die Nation also nicht auch *mit ihnen* fühlen, da *ein* Band der Sprache, Gedanken, Bedürfnisse und Empfindungen sie fest aneinanderknüpft.

Italiener, Franzosen und Engländer schätzen ihre Dichter, oft mit ungerechter Verachtung andrer Völker, partiisch hoch; der einzige Deutsche hat sich verführen lassen, das Verdienst fremder Völker, insonderheit der Engländer und Franzosen, unmäßig zu übertreiben und darüber sich selbst zu vernachlässigen. Zwar einem Young (denn von Shakespeare, Milton, Thomson, Fielding, Goldsmith, Sterne ist hier nicht die Rede) gönne ich seine vielleicht etwas überspannte Verehrung bei uns gern, da er durch Eberts Übersetzung eingeführt ward, eine Übersetzung, die nicht nur alles Verdienst eines Originals hat, sondern auch die Übertreibungen ihres englischen Originals

durch den Bau einer harmonischen Prose und durch die reichen moralischen Anmerkungen aus andern Nationen gleichsam zurechtfüget und mildert. Sonst aber wird es den Deutschen immer den Vorwurf einer unentschlossenen Lauigkeit zuziehn, daß die reinsten Dichter ihrer Sprache in Schulen und bei Erziehung der Jugend überhaupt so vergessen und hintangesetzt werden, wie keine benachbarte Nation es tut. Wodurch soll sich unser Geschmack, unsre Schreibart bilden? wodurch unsre Sprache bestimmen und regeln als durch die besten Schriftsteller unsrer Nation? Ja, wodurch sollen wir Patriotismus und Liebe zu unserm Vaterlande erlangen als durch seine Sprache, durch die vortrefflichsten Gedanken und Empfindungen, die in ihr ausgedrückt, die wie ein Schatz in sie gelegt sind. Gewiß irrten wir nicht nach einem Jahrtausend, in dem unsre Sprache geschrieben ist, in manchen Wortfügungen noch jetzt zweifelnd umher, wenn wir von Jugend auf unsre besten Schriftsteller kennten und sie uns zu Führern wählten.

Indessen soll keine Liebe zu unsrer Nation uns hindern, *allenthalben* das Gute zu erkennen, das nur im *großen Gange der Zeiten und Völker fortschreitend* bewirkt werden konnte. Jener Sultan freuete sich über die vielen Religionen, die in seinem Reich, jede auf ihre Weise, Gott verehrten; es kam ihm wie eine schöne, bunte Aue vor, auf der mancherlei Blumen

blühten. So ist's mit der Poesie der Völker und Zeiten auf unserm Erdrunde; in jeder Zeit und Sprache war sie der Inbegriff der Fehler und Vollkommenheiten einer Nation, ein Spiegel ihrer Gesinnungen, der Ausdruck des Höchsten, nach welchem *sie* strebte (*oratio sensitiva animi perfecta*). Diese Gemälde (minder und mehr vollkommene, wahre und falsche Ideale) gegeneinanderzustellen gibt ein lehrreiches Vergnügen. In dieser Galerie verschiedner Denkart, Anstrengungen und Wünsche lernen wir Zeiten und Nationen gewiß tiefer kennen als auf dem täuschenden, trostlosen Wege ihrer politischen und Kriegsgeschichte. In dieser sehen wir selten mehr von einem Volke, als wie es sich regieren und töten ließ; in jener lernen wir, wie es dachte, was es wünschte und wollte, wie es sich erfreute und von seinen Lehrern oder von seinen Neigungen geführt ward. Freilich aber mangeln uns noch viel Hülfsmittel zu dieser Übersicht in die Seelen der Völker. Griechen und Römer beiseite gesetzt, hangen über dem Mittelalter, aus welchem bei uns Europäern doch alles hervorging, noch dunkle Wolken. Meinhardts schwacher »Versuch über die italienischen Dichter« ist nicht einmal bis auf Tasso fortgesetzt, geschweige etwas Ähnliches bei andern Nationen ausgeführt worden. Ein »Versuch über die spanischen Dichter« ist mit dem gelehrten Kenner dieser Literatur, dem Herausgeber des Velasquez, Diez, gestorben.

Auf drei Wegen kann man sich eine Übersicht dieses blumen- und fruchtreichen Feldes menschlicher Gedanken verschaffen, und jeder ist betreten worden.

Eschenburgs beliebte »Beispielsammlung« wählet, seiner Theorie gemäß, den Weg der *Gattungen und Arten*; für Jünglinge ein lehrreicher Weg bei einem geschickten Führer; denn oft kann ihn *ein* Name, der sehr verschiedene Dinge bezeichnet, ganz irreleiten. Homers, Virgils, Ariosts, Miltons, Klopstocks Werke tragen *einen* Namen der Epopee und sind doch selbst nach dem Kunstbegriff, der in den Werken liegt, geschweige nach dem Geist, der sie beseelet, ganz verschiedene Produktionen. Sophokles, Corneille und Shakespeare haben als Trauerspieldichter nur den Namen gemein; der Genius ihrer Darstellungen ist ganz verschieden. So bei allen Gattungen der Dichtkunst bis zum Epigramm hinunter. -

Andre haben die Dichter nach *Empfindungen* geordnet, da denn insonderheit Schiller¹²⁸ viel Feines und Vortreffliches gesagt hat. Allein, wie sehr laufen die Empfindungen ineinander! welcher Dichter bleibt einer Empfindungsart dergestalt treu, daß sie seinen Charakter, zumal in verschiedenen Werken, bezeichnen könnte? Oft rühret er ein Saitenspiel von vielen, ja von allen Tönen, die sich eben durch Disharmonien heben. Die Welt der Empfindungen ist ein Geister-, oft ein Atomenreich; nur die Hand des Schöpfers

vermag daraus Gestalten zu ordnen.

Die dritte, wenn ich so sagen darf, Naturmethode ist, jede Blume an ihrem Ort zu lassen und dort ganz, wie sie ist, nach Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten. Das demütigste Genie hasset Rangordnung und Vergleichung.

Es will lieber der Erste im Dorf sein als der Zweite nach Cäsar. Flechte, Moos, Farrenkraut und die reichste Gewürzblume: jedes blühet an seiner Stelle in *Gottes** Ordnung.

Man hat die Dichtkunst *subjektiv* und *objektiv*, nach den Gegenständen, die sie schildert, und nach den Empfindungen, mit denen sie Gegenstände darstellt, geordnet; ein wahrhafter und nützlicher Gesichtspunkt, der auch zu Charakterisierung einzelner Dichter, z.B. Homers und Ossians, Thomsons und Kleists u.a., der rechte scheint. Homer nämlich erzählt die Geschichten seiner Vorwelt ohne merkliche besondere Teilnahme; Ossian singet sie aus seinem verwundeten Herzen, aus seiner traurig-fröhlichen Erinnerung. Thomson schildert Jahreszeiten, wie die Natur sie gibt; Kleist singet seinen Frühling, mit oft einbrechenden Gedanken an sich und seine Freunde, als eine Rhapsodie, von Ansichten mit Empfindung beseelt. Indessen auch dieser Unterschied bezeichnet Dichter und Zeiten der Dichtkunst sehr leise; denn auch Homer nimmt teil an seinen Gegenständen, als

Griechen, als Erzähler, wie in den mittleren Zeiten die Balladensänger und Fabliers, wie in neueren Zeiten Ariost und Spenser, Cervantes und Wieland. Ein mehreres zu tun wäre außer seinem Beruf gewesen und hätte seine Erzählung gestört. In Anordnung und Bezeichnung seiner Gestalten aber singt auch Homer auf die höchste Weise menschlich; wo es uns nicht also scheint, liegt der Unterschied an der Denkart der Zeiten und ist sehr erklärbar. Ich getraue mich, in den Griechen jede reine menschliche Gesinnung, vielleicht im schönsten Maß und Ausdruck, aufzufinden, nur alles an Ort und Stelle. Aristoteles, »Poetik« hat *Fabel, Charaktere, Leidenschaften, Gesinnungen* unübertrefflich geordnet.

Zu allen Zeiten war der Mensch derselbe; nur er äußerte sich jedesmal nach der Verfassung, in der er lebte. Sehr mannigfaltig ist die Poesie der Griechen und Römer, in ihren Wünschen und Klagen, in ihren Beschreibungen voll Lust und Freude. So die Poesie der Mönche, der Araber, der Neueren. Den großen Unterschied, der zwischen dem Morgen- und Abendlande, zwischen Griechen und uns eintrat, hat keine neue Kategorie, sondern die Vermischung der Völker, der Religionen und Sprachen, endlich der Fortgang der Sitten, der Erfindungen, der Kenntnisse und Erfahrungen bewirkt; ein Unterschied, der schwerlich mit *einem* Wort auszudrücken sein möchte. Wenn ich

bei einigen Neuern das Wort *Dichter aus Reflexion* gebrauchte, so war auch dies unvollkommen; denn ein Dichter aus *bloßer Reflexion* ist eigentlich kein Dichter.

Der Poesie Grund und Boden ist *Einbildungskraft* und Gemüt, das *Land der Seelen*. Ein Ideal der Glückseligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen schlummert, wecket sie auf durch Worte und Charaktere; sie ist der Sprache, der Sinne und des Gemüts vollkommenster Ausdruck. Kein Dichter kann dem Gesetz entgehen, das in ihr liegt; er zeigt, was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr *Ohr* und *Auge* nicht sondern. Die Poesie ist keine bloße Malerei oder Statuistik, die Gemälde, wie sie sind, ohne Absicht darstellen könnte; sie ist *Rede* und hat *Absicht*. Auf den innern Sinn wirkt sie, nicht auf das äußere Künstlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menschen *Gemüt, moralische Natur*, mithin bei dem Dichter *vernünftige und humane Absicht*. Die Rede hat etwas *Unendliches** in sich; sie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poesie durch ihre harmonische Kunst verstärket. Nie kann also der Dichter bloß ein Maler sein wollen. Er ist Künstler vermöge der eindringenden Rede, die das Objekt, das sie malt oder darstellt, auf einen *geistigen, moralischen*, gleichsam *unendlichen* Grund, ins Gemüt, in

die *Seele* malet.

Sollte also nicht auch bei dieser, wie bei allen Reihen fortgesetzter Naturwirkungen, ein *Fortgang* unumgänglich sein? Ich zweifle daran (den Fortgang recht verstanden) gar nicht. In Sprache und Sitten werden wir nie Griechen und Römer werden; wir wollen es auch nicht sein. Ob aber der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Exzentrizitäten, in denen er sich bisher nationen- und zeitenweise periodisch bemühet hat, nicht dahin strebe, immer mehr und mehr, so wie jede Grobheit des Gefühls, so auch jeden falschen Schmuck abzuwerfen und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen Zu suchen, nämlich die *echte, ganze, moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens* - dieses wird mir durch Vergleichung der Zeiten sehr glaubhaft. Auch in Zeiten des größten Ungeschmacks können wir uns nach der großen Regel der Natur sagen: »Tendimus in Arcadium, tendimus!« Nach dem Lande der Einfalt, der Wahrheit und Sitten geht unser Weg.

Neunte Sammlung

(1797)

108.

In den *Fragmenten über die Poesie der neueren Völker als einer Fördererin der Humanität*¹²⁹ fanden unsre Freunde manches bedenklich. A. glaubte, daß seiner Lieblingsnation, den Franzosen, B., daß seinem begünstigten Volk, den Briten, im Anschlage ihres Verdienstes nicht Gnüge geschehen sei. C. meinte, daß die Poesie der Trobadores sich anderswoher leite und daß man auch dem Reim nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen; er sei wirklich ein Zuwachs des Wohlklanges und der Schönheit. D., E., F. sind der Meinung, daß die Verdienste unsres Vaterlandes gegen andre Völker viel zu hoch gesetzt sei'n und daß ein unverdientes Lob dieser Art nur den Bettel- und Bauernstolz unsrer Landsleute nähre. Sie hätten, meinte F., bei der ungeheuren *Gutmütigkeit*, die Sie den Deutschen als einen Grundzug ihres Charakters zuschreiben, auch die ihnen angeborne *Lust zu dienen*, gefällige Sklaven und mit ganzer Gutmütigkeit freudige Werkzeuge der Gewalttätigkeit, des Übermuts zu sein, nicht vergessen sollen. Da er Europa

durchreiset hat, so führt er ein langes Register der Ehrennamen an, die alle zivilisierte und unzivilisierte Nationen, nah und fern, Italiener, Spanier, Franken, Briten, Dänen, Schweden, selbst Russen, Wenden, Liven, Esten und Polen, den Deutschen geben. Worüber ganz Europa einig sei, meint er, müsse doch wohl etwas Wahres in sich enthalten. Geschichte, Sprichwörter, selbst der Staatskalender zu *Peking* standen ihm dabei zu Hülfe, in welchem letzten die Deutschen als ein Volk charakterisiert sein sollen, das in aller Völker Diensten ist und zwischen zwei Federbetten schläft. -*

G. wunderte sich, warum Sie die Politik von der Poesie ausgeschlossen haben wollten, da dem, was die Menschen humanisiere, *jedes** Feld offen, *jede* Materie zu Gebot stehen müsse. H. begriff nicht recht, wohin Sie für die Poesie mit Ihrer *Einfalt* und *Wahrheit* wollten, so daß es noch lebendige, abwechselnd-reiche Poesie bliebe. Und I. fragte, woher unsern Dichtern diese Einfalt und Wahrheit kommen solle. Antworten Sie Ihren Freunden!

Kein Vorwurf ist drückender als der, fremden Nationen unrecht getan zu haben, zumal wenn sie in Werken des Geistes unsre Wohltäterinnen waren; er muß also zuerst abgewälzt sein.

Daß es schwer sei, eine Nation in einem so vielumfassenden, feinen und vielseitigen Geschäft, als das Humanisieren durch Sprache und Werke des Geschmacks ist, mittelst einiger Worte zu charakterisieren, haben Fragmente und Briefe gern und oft gestanden. Eher könnte man alle Gestalten Proteus' in *ein* Wort, alle Verwandlungen Ovids in *ein* Bild fassen, als mit ein paar Worten den Geist der verschiedensten Völker, wie er sich Jahrhunderte hinab erwiesen, darstellend zu zeichnen. In dieser Verlegenheit zeichnet man eine Außenlinie von innen mit wenigen Zügen und überläßt es dem Gemüt des Anschauenden, dieses *Sbozzo** zu ergänzen. Die Geschichte des Volks, seine Geistesprodukte müssen ihm bekannt sein, sonst war für ihn der Umriß vergebens gezeichnet.

Was man bei solchen Charakterzeichnungen nicht angibt, leugnet man deshalb noch nicht. Vielleicht ward es vorausgesetzt, vielleicht folget's; nur als der erste hervorspringende Charakterzug konnte es nicht angeführt werden, weil es dieser - nicht war.

Wenn z.B. der französischen Nation eine vorzügliche Ausbildung ihrer Sprache zur *Klarheit*, zur *Präzision*, zur *Politesse* als ein Lob angerechnet wird, sollte damit gesagt sein, mit dieser hellen, präzisen, politen Sprache könne sie nicht *rühren*? In eines jeden großen Schriftstellers Händen ist die Sprache ein eigenes Ding; er braucht und formt sie nach seinem Gefallen; sein Charakter, sein Geist, sein Herz belebt sie. Montaignes und Rousseaus, Pascal und Diderots, Voltaire und Fénelons Schreibart ist dem *Charakter* nach gewiß nicht dieselbe; und doch schrieben sie in der auch zu Corneilles und Bossuets Pracht, zu des Racine empfindlichen Zartheit, zu Fontenelles witzigen Nettigkeit ausgearbeiteten Sprache. Kann man der Rede überhaupt ein größeres Lob beilegen, als daß sie sich der Klarheit und Präzision, der Gewandtheit und Artigkeit befleißiget? In einer solchen Sprache wird sich alles ausdrücken lassen. Wie sie zu unserm Verstande spricht, wird sie auch zu unserm Herzen zu sprechen wissen und dies, als wäre es der Verstand, sanft überreden, verständig rühren.

Als aus der alten romanischen Sprache die französische sich mit ihren Schwestern, der italienischen, kastilianischen, galizischen u.f., bildete, zeigte sie bald ihr Charakter. Nach dem Verfall des römischen Reichs, unter den Königen des ersten und zweiten Stammes war sie jenen ihren Schwestern noch sehr

ähnlich; allmählich aber legte sie die Fesseln, selbst der Harmonie, des italienisch-kastilianischen Wohl-lauts ab, wo er ihr eine schwere Rüstung dünkte; sie warf Buchstaben, Silben, ganze Worte hinweg und flog leicht in die Lüfte. Man erzählte, sang, sprach, lachte, gestikulierte. Als die Scholastik aufkam, disputierte man; die Abstraktionen des lateinischen Schulgeistes gingen in die verwandte Sprache des Landes und Volks unvermerkt über. Einer Sprache, die Zweideutigkeiten unablässig ausgesetzt ist, mußte man, als sie sich regelte, durch eine desto genauere Konstruktion und Wortordnung helfen. Keinem Volk wäre dies eingefallen, dem nicht schon eine Art *sprechender Vernunft* zur Regel geworden war; und so wurde die französische Sprache, was sie ist, eine an leichten Abstraktionen reiche Sprache, die sich durch Ordnung, durch Wendungen helfen mußte und zur Ehre des Geistes der Nation tausendfach geschickt aushalf. Welch einen bedächtigen Gang nahmen die italienische, spanische und welchen schwereren die deutsche Sprache! Man entnimmt einer Nation nichts, wenn man ihr das *Eigentümliche* ihrer Ausbildung zum Ruhme anrechnet.

Dahin gehört auch, daß sie gern *repräsentiere*.
»Was heißt hier repräsentieren?« fragt unser Freund.
Ich antworte: aus sich selbst etwas machen, sich wert halten und ein natürliches Bestreben äußern, daß auch

der andre unsern Wert anerkenne; mit einem Wort, *sich ihm vorstellen, vorspiegeln*. Wenn diese Selbstschätzung auf etwas Wahres und Gutes geht, ist sie nicht verwerflich; mancher andern Nation möchte man wünschen, daß sie sich selbst mehr anerkennt und ehre. Auch die Tendenz, in anderer Augen zu sein, was man gern sein möchte, ist aufmunternd, ein Sporn zu vielem auszeichnend Guten und Edeln. Nenne man's Eitelkeit, Selbstliebe; diese Eitelkeit, die uns mit andern bindet, sie zum Spiegel unsrer Vorzüge macht, ist, ohne Aufdringlichkeit und Arroganz, ein sehr verzeihlicher Fehler. Wer kann es leugnen, daß die französische Nation, sooft sie konnte, der Welt *ein Schauspiel gab*, daß sie immer gern die zündende Lunte vortrug und aufregte? War sie es nicht, die unter Karl dem Großen die alte Römermacht in gotischer Form zurückbringen wollte und auf kurze Zeit wirklich zurückbrachte? War sie es nicht, die mit ihrem Rittergeist ganz Europa zum Heiligen Grabe trieb? Französische Familien waren es, die zu Jerusalem und eine Zeitlang in Konstantinopel herrschten. Ein französischer König war es, der siebenzig Jahre lang Rom nach Avignon verlegte und durch diesen Zug im Schachspiel die Päpste zu seinen folgsamen Dienern machte. Nach Frankreich wanderten jahrhundertlang Edle und Fürsten, um dort die Rittersitte, das Hofzeremoniell, die leichteste und beste

Lebensart zu lernen, bis endlich von Paris und Versailles aus der französische Ton, die französische Sprache *als Mode* sich über die Welt ausgoß. Sein Kleinstes hat Frankreich bemerkbar zu machen gesucht; in allen Staatsveränderungen und Unterhandlungen hatte lange es die Hand und trat gern hervor, zu sagen: »Sehet, daß ich da bin und wie *ich's* treibe!« Hieße dies nicht *repräsentieren*? Der Ton der guten Erziehung, des Unterschiedes der Stände, der anständigen Lebensart, des höflichen Ausdrucks, der ganze Charakter der französischen Sprache ist eine Art Repräsentation. Selbst wenn der Franzose mit Gott spricht: er repräsentieret.

Aber auch diese Eigenheit ist kein Vorwurf. Denn bei dem Scheinen kann man ja auch *sein*, beim Repräsentieren auch leisten. Außer den Griechen ist mir kein Volk der Geschichte bekannt, das beide Eigenschaften so leicht zu verbinden, so unvermerkt zu verschmelzen wußte, als dieses. Das Sprüchwort sagt: »Der Franzose *scheint* oft klüger, als er ist; der Spanier *ist* oft klüger, als er scheint.«

Mit dem Wort Repräsentation auf dem Theater, in Gesellschaften, bei Aufzügen, Feierlichkeiten sollte gar nichts Nachteiliges gesagt sein. Einmal sind die Helden des Corneille und Racine keine römische Helden; das französische Theater *sollte* kein griechisches, sondern ein französisches Theater sein; wer hätte

etwas dagegen? Die Nation war über die Regeln des Geschmacks, der guten Lebensart, des Ausdrucks der Empfindungen mit sich selbst *übereingekommen*; welcher Ausländer hätte Recht, dies zu tadeln? Er dürfte ja nicht hingehen, um jene Repräsentation des Hofes, der Akademien, des Theaters, der Oper, der Parlamente, der Lustschlösser und Gärten zu bewundern. An ihnen, auch in ihren Fehlern zu lernen blieb ihm ein weites Feld.

Eben nun in dies Feld lockt die *allgemeine Charakteristik der Völker*. Daß jede Nation zu ihrer Zeit, auf ihrer Stelle nur das war, was sie sein konnte, das wissen wir alle; damit aber wissen wir noch wenig. Was jede in Vergleich der andern war, wie sie aufeinander wirkten und fehlwirkten, einander nutzten oder schädeten, aus welchen Zügen nach und nach das Bild zusammengeflossen sei, das wir als die Tendenz unseres *gesamten Geschlechts*, als die höchste Blüte der Schönheit, Wahrheit und Güte *unsrer Natur* verehren, das ist die Frage.

Da wendet sich nun freilich das Blatt. *Germanus* fragt nicht, was Nachbar Gallus ihm, dem Gallus, sondern *ihm, dem Germanus*, gewesen sei, sein könne und sein dürfe. Und hierüber gibt die Geschichte klare Auskunft.

Die alten Gallier und Germanen wollen wir ruhen lassen. Sie waren gegeneinander bald Freunde, bald Feinde; die Germanen das rohere Volk, beide aber nicht von einerlei Stammesart, Sprache, Sitten und Gebräuchen. Von Karl dem Großen fängt die unglückliche Vereinigung an, die Deutschland Leides genug gebracht hat, ob Karl gleich selbst ein *Frank und Deutscher* war und in bester Absicht seine Anstalten machte. Ihm sind wir die dreißigjährigen blutigen Kriege und Verheerungen des damaligen Sachsenlandes, ihm die Unterjochung Deutschlands bis über die Elbe zur ungrischen Grenze hin, ihm die erste Zerstörung der alten germanischen Verfassung, die den Römern nie hatte gelingen wollen, die Einführung des römisch-gallischen Christentums, ihm und seinen Nachkommen die Pflanzung so vieler Bischöfssitze, Domkapitel und Abteien längs dem Rhein und der Donau, ihm und ihnen die Sündflut von Übeln schuldig, unter denen Germanien endlich

zum stehenden und abgestandenen, verwachsenen Teich ward. Die kurze Verbindung Germaniens mit der fränkischen Monarchie hat Deutschland in ein Labyrinth gezogen, aus welchem es der Lauf tausend folgender Jahre nicht hat erretten mögen. Sobald beide Reiche getrennt wurden, suchte Frankreich sich zu konsolidieren; Deutschland blieb von außen und innen im ewigen Streit mit einer furchtbaren, der geistlichen Macht, die es im Namen der Christenheit in Schranken halten sollte, wenn es darüber auch selbst zugrunde ginge und sich ganz und gar vergäße. Dies Amt hatte ihm das gallische Christentum, die fränkische Monarchie aufgebürdet; ein deutscher Kopf hätte schwerlich nach solchem gefährlichen Daidem gestrebet.

An den Ritter- und Kreuzzügen, die Frankreich ausbrachte, hat kein Land so viel teil- und so viel Schaden genommen als Deutschland. Jene Kultur, die man Blüte des Rittergeistes nennt, ließ sich durch Kreuzzüge nicht erringen, wenn der Same dazu nicht in den Menschen selbst vorhanden war; leider aber haben der französische und deutsche Ritter sich immer wesentlich unterschieden. Was in dem einen Lande zur Verfeinerung der Sitten, zur Veredlung gereichte, ging in dem andern auf Plünderung und Unterdrückung, zuletzt aufs rohe Faustrecht hinaus. Um französische Ritter auf den Thronen Palästinas

aufrechtzuerhalten, zogen deutsche Kaiser mit gewaltigen Heeren gerade in einem Zeitalter aus, da ihre Anwesenheit in Deutschland am nötigsten war; denn nachdem andre Länder in ihrer inneren Verfassung und Konsolidation stark vorgeschritten waren, sollte eben die Zeit der schwäbischen Kaiser für Deutschland entscheiden. Sie entschied so, daß nach dem Tode des letzten kreuZZiehenden Kaisers, Friedrich II., das deutsche Reich dreiundzwanzig Jahre lang öffentlich ausboten ward und fast niemand eine so drückende Krone annehmen wollte.

Wie oft zog auch in den folgenden Zeiten Frankreichs trügender Glanz die Deutschen an sich, um sie angenehm zu vergolden! Wer will uns eine Geschichte der Fürsten, Prinzen, Grafen und Ritter geben, die Jahrhunderte hinab in Frankreich Bildung, Fortkommen, Ehre suchten und getäuscht zurückkamen?¹³⁰ Die Universität zu Paris, zu der man ebensogewaltig hinströmte, hat in vielem eben also die Welt getäuscht.

Als endlich die Sonne des französischen Hofes in ihrem Mittage strahlte, als die Sprache, die Sitten, die Verhandlungen desselben fast allenthalben in Europa den Ton angeben wollten, wer ist, insonderheit seit dem Westfälischen Frieden, dadurch mehr zu kurz gekommen als Deutschland? Jeder kleine Hof sollte ein Versailles, jede adlige Gesellschaft ein Zirkel

französischer Ducs et Marquis, Princesses et Comtesses werden. In Erziehung, Sitten, Sprache, Lebenszweck und Lebensführung trenneten sich die Stände. Was diese über ein Jahrhundert fortdaurende französische *Propaganda* und *Propagata* den Deutschen für Unheil geboren, davon soll ein anderer Brief reden. Beschämt und verwirrt lege ich die Feder nieder; spreche darüber ein Franzose selbst.

*Prémontval gegen die Gallicomanie
und den falsch-französischen Geschmack*¹³¹

Die Gallicomanie oder der falsch-französische Geschmack, worauf hat er sich nicht heutzutage fast durch ganz Europa verbreitet? Sitten, Gebräuche, Moden, Kleider, Manieren, Phantasien, Capricen, in alle diesem wieviel ungeschickte Affen, wieviel schlechte Kopien von leidlichen Originalen gibt's nicht allenthalben! Man hat nicht ohne Grund gesagt, daß der Franzose meistens nur lächerlich sei, indes der Fremde, der ihn in seinem Lächerlichen nachahmt, aufs äußerste widrig und abgeschmackt werde. Wollte ich diese Wahrheit verfolgen und die zahllosen Porträte zeichnen, die sie sehr sinnlich machen, Welch ein weites Feld läge vor mir! Ich will mich aber nur an die *französische Sprache und Literatur* halten.

1. Woher der französische Geschmack in Deutschland?

Unter allen europäischen Nationen ist's ohne Widerrede die deutsche Nation, die sich am meisten bestrebt, unsern Geschmack nachzuahmen; bei ihr hat sich unsre Sprache am allgemeinsten verbreitet. Und das aus verschiedenen Ursachen. Die *erste* ist ihr gemeinschaftlicher Ursprung. Beide Nationen können sich als Schwestern ansehen, oder die deutsche kann sogar mit einigem Wohlgefallen die französische als eine Tochter betrachten, die ihr oft Ehre gemacht hat. Die *zweite* Ursache ist die nahe Nachbarschaft beider Nationen Keine unersteiglichen Berge, kein gefahrvolles Meer trennet sie, sondern ein bloßer Strom, mit Städten besetzt, in welchen man zum Teil schon beide Sprachen redet. Auch gibt es *drittens* keine Rivalität und Eifersucht zwischen beiden Völkern. Nie haben sie so lange, grausame und große Angelegenheiten betreffende Kriege gegeneinander geführt, als z.B. Frankreich mit England und Spanien Dazu kommt *viertens*, daß unsre Armeen entweder als Freunde oder als Feinde zu verschiednen Zeiten in alle Teile von Deutschland gedrungen sind und die Völker mit unsern Gebräuchen und mit unsrer Sprache bekannt gemacht haben. Auch findet die deutsche Nation Geschmack am Reisen und reiset gewöhnlich zuerst nach

Frankreich. *Fünftens* hat die Auswanderung der refugies unsre Bücher, unsre Manufakturen, unsre Künste, unsern Geschmack, unsre Gebräuche, unsre Sprache nirgend so leicht verbreitet, nirgend so viel und so zahlreiche Kolonien gestiftet als in Deutschland.

Darf ich noch hinzusetzen, daß die große Anzahl von Höfen und Soverains, die den deutschen Staatskörper teilen, auch *eine* der Ursachen gewesen, die zu Verbreitung des französischen Geschmacks in Deutschland mächtig gewirket. Nichts ist gewisser als dieses.

In Deutschland gibt's große und kleine Höfe, diese in einer großen Anzahl, von jenen acht oder neun. Beide haben hiebei auf verschiedene Art mitgewirket. Die kleinen Soverains, Prinzen, Grafen, Barons setzen eine Ehre darin, wie Personen von niederm Range zu reisen, ja mehr als diese gereiset zu sein. Fast alle gehen nach Frankreich, fast alle bringen ganze Jahre zu Paris oder am Hofe zu, mit einem ansehnlichen Gefolge. Werden sie nicht ihren dort angenommenen Geschmack in ihre Residenzen, d.i. in hundert und hundert Orte in Deutschland, mitnehmen? Diesen teilen sie sodann zuerst ihren kleinen Höfen und Untertanen durch den Einfluß mit, den jeder Soverain, groß oder klein, über die Geister derer hat, die in seiner Dependenz sind. Von da aus verbreitet sich dieser Geschmack mit Hülfe des Triebes, den alle Menschen

zur Nachahmung haben, allmählich weiter. Das alles wäre nicht so, wenn diese kleine Souverains nur reiche Hofleute (grands Seigneurs) wären, die nach ihrer Rückkunft aus Frankreich sich in einer Hauptstadt, wie Madrid, London u. f., sich in einer Menge verlören. An einem Hofe, wo ein einzelner für seine Person wenig bedeutet, im ganzen aber ein festgesetzter, bestimmter Ton und Charakter herrschet, wird ein englischer Lord, ein spanischer Grand den Firnis, den er nachahmend auf Reisen an sich gezogen hatte, bald wegtun, und zwar aus ebendemselben Principium der Nachahmung. Er wird sich mit andern, die ihn umgeben, in Unison setzen, oder wenigstens wird sein Restchen fremder Farbe keinen großen Einfluß haben. - Glückes gnug, wenn man ihn nicht lächerlich findet!

2. Folgen der Gallicomanie in Deutschland

Der *erste* Mißbrauch, der aus diesem verbreiteten französischen Geschmack entspringt, ist, daß man seine eigne Sprache vernachlässigt (woran man gewiß unrecht hat; ich kann es nicht gnug wiederholen!): ein schreiender Mißbrauch. Mit einem Wort, es geht so weit, daß eine ungeheure Menge von Personen *sich pikiert*, nur französisch zu lesen, und daß sie es endlich so weit bringen, ihre eigne Schriftsteller nicht

mehr verstehen zu können. Ich habe, ja, ich habe Deutsche gekannt, Leute von Geist und Verdienst, die das Beste, das wir in unsrer Sprache prosaisch und poetisch haben, mit Nutzen lasen und gestanden, daß sie die Dichter ihrer eignen Sprache durchaus nicht verstünden, sogar behaupteten, daß die Schuld hiebei an den Dichtern, nicht an ihnen selbst liege. Ich mußte ihnen zeigen, daß an ihrer Seite die Schuld sei, da ihnen alle Übung und Bekanntschaft mit einer Sprache fehle, die sich über die gemeine Volkssprache nur etwas erhebet. Sie wunderten sich, wenn ich ihnen versicherte, daß mich diese Sprache nicht abschreckte, daß sie mir vielmehr leichter würde als die platte, schwatzhafte Prose der Zeitungsschreiber. Diese völlige Unbekanntschaft mit den Dichtern ihrer eignen Nation ist in Deutschland der Fall bei so vielen Personen, daß es ein wahres Wunder ist, daß man in diesem Lande dennoch die Musen kultivieret. Sehr wenige Deutsche also *wissen* ihre Sprache (außer einem gewissen Geschwätz des täglichen gemeinen Lebens), denn man *weiß* eine Sprache nicht, deren Dichter man nicht versteht. Und da der ausschweifende Geschmack an der französischen Literatur daran schuld ist, so wundert mich der Verdruß und Unwille nicht, mit dem ihm mehrere Gelehrte Deutschlands begegnen.

Ein *andrer* nicht weniger empfindlicher

Mißbrauch, der die Deutschen von Einsicht aufbringt, ist die tolle Wut, jeden Augenblick französische Worte und Redarten im Deutschen anzubringen; eine Raserei, die auch die besitzt, die selbst kein Französisch wissen. Unsre Sprache, wer sollte es glauben, die Sprache eines Volks, das der Pedanterei so feind ist, ist zur andringlichsten, unausstehlichsten Pedanterei selbst bei der deutschen Nation worden.

- Alles dies ist *bizarr* und dient zu nichts Gutem. Beide Sprachen leiden dabei, selbst wenn man die eine und die andre Sprache vollkommen innehat; meistens fährt *eine* von beiden dabei sehr übel. Ein Jargon wird daraus, unwürdig jedes verständigen und vernünftigen Wesens! In Wahrheit, der Geschmack für die französische Sprache hat der deutschen Nation einen übeln Dienst getan, und zum Unglück darf man kaum hoffen, einem so tief eingewurzelten Übel abzuhelfen. Ich sage dies alles gegen meinen Privatvorteil; denn ich verstehe das Deutsche nur in Büchern.

Die beiden Mißbräuche, deren äußerstes Übermaß ich bemerkt habe, gereichen beiden Sprachen, der erste der deutschen, der zweite der deutschen und französischen unendlich zum Schaden; sie sind aber nichts gegen einen *dritten* Nachteil, der auf nichts Geringeres ausgeht, als den Geist und Geschmack der Nation selbst im Grunde zu verderben. Und dies geschieht unfehlbar durch die Wahl einer üblen Lectur

und durch den schlechten Gebrauch der besten Schriften. Glaube man doch nicht, daß diese übertriebenen Liebhaber der französischen Sprache, die sie radebrechen, ihre wahre Schönheiten und die in ihr geschriebenen schätzbarsten Werke je gekannt haben! Sind sie dazu fähig? Guter Gott! Die Geistesgestalt, die ihnen die Schönheiten ihrer eignen Sprache so ganz und gar mißkenntlich macht, daß sie sie vernachlässigen und auf die erbärmlichste Art verderben, diese Geistesbildung, oder vielmehr diese für jede Sprache, für jede Literatur mißgebildete Schiefheit und Unform, bringt zu unsern Schriftstellern eine Grundlage von Pedanterei, die ein wahrer Antipode von aller Delikatesse des wahren französischen Geschmacks ist. Oder sie bringen einen Leichtsinn zu ihnen, der nur den Namen des schlechtesten, eines falschen französischen Geschmacks verdienet. Wissen sie nur einmal, was es sei, gute Schriftsteller lesen? Wissen sie, daß es nicht zuviel ist, sie zehn-, zwanzig-, dreißigmal mit Geschmack, mit Fleiß und Anstrengung lesen, um sie zu verdauen, um ihren Inhalt in Blut und Saft zu verwandeln? Nichts weniger als dieses. Eine einmalige flüchtige Lektur, und wessen? Einer kleinen Zahl von Werken, die den meisten Ruf [haben], die man sich rühmen will, gelesen zu haben; ein Zwanzig vielleicht, von denen ihnen nichts blieb, selbst die bekanntsten Anspielungen nicht, die in der Gesellschaft

oder in den Schriftstellern vorkommen¹³². Endlich nur neue Bücher, nur Zeitschriften!

In Frankreich unterscheidet man gute und schlechte Bücher; man tadelt den falschen Geschmack und seufzet über den Verfall der Wissenschaft, indes in Deutschland die Verfechter der französischen Literatur weit entfernt sind, so etwas auch nur zu vermuten. Leute von Geschmack wissen es und schweigen, man schwimmt nicht gern gegen den Strom. Und ich, der ich es zuerst wage, welchen Widersprüchen und Trakasserien setze ich mich aus! Welch eines Muts, welcher Geduld habe ich nötig!

Woher kommt's, daß in England der falsch-französische Geschmack die bösen Wirkungen nicht hervorgebracht hat wie in Deutschland? Die Ursache ist klar. Die Neigung für unsre Literatur und Sprache war da viel gemäßiger. Der Nationalhaß erregte Mitbewerbung; man las nicht sinnlos, man starrte nicht bewundernd an, sondern eiferte nach und voran. Diese Eifersucht, so ungerecht sie manchmal war, hatte für die Nation eine gute Wirkung. Man ließ sich nicht unterjochen, am wenigsten so weit, daß man seine eigne Sprache aufgegeben, die Werke seiner Mitbürger verachtet und diese durch den Mangel an Aufmerksamkeit für ihre Bemühungen ganz nutzlos gemacht hätte, wie man es in Deutschland getan hat; und am Ende wozu getan hat? Um eine fremde

Sprache schlecht zu verstehen, sie noch schlechter zu sprechen und in ihr nichts als Torheiten zu lesen. Schöner Gewinn dafür, daß man in seinem Lande ein doppelter Barbar wird! Lohnte dies der Mühe, sich mit unsrer Literatur zu überstopfen, gesetzt, diese hätte auch tausendmal mehr Verdienst, als man ihr zugesteht, um solchen Preis?

Verhehlen kann man sich's also auch nicht, daß der Fortgang beider Nationen, der englischen und deutschen, sich wie ihr verschiedenes Betragen verhalte. Hier entscheidet die Tat; ich will und kann nicht entscheiden. Daß die englische Literatur die deutsche an Verdienst übertreffe, erweist sich augenscheinlich dadurch, daß man in Deutschland, wie in ganz Europa, englische Werke sucht und lieset, dahingegen England sowohl als ganz Europa um deutsche Werke sehr unbekümmert ist. Gegen diesen Beweis läßt sich nichts einwenden; die deutsche Nation gibt hier ihre Stimme wider sich selbst. - Übrigens bin ich weit entfernt zu glauben, daß es zwischen den Nationen wesentliche Verschiedenheit, unabhängig von ihrer Geisteskultur gebe. Der Deutsche wird Delikatesse zeigen wie der Franzose, Tiefsinn und Erhabenheit wie der Engländer, wenn er auf dem rechten Wege sein wird; er ist aber noch nicht darauf. Und die Ursache davon liegt, wie ich glaube, in seiner Leidenschaft nicht für die französische allein, sondern für jede

Sprache, sobald sie nur nicht die seinige ist Nur in dieser falschen und schiefen Neigung liegt es. Seine Sprache ist jedes Ausdrucks empfänglich; warum bauet er sie nicht an, wie er sollte? Meinethalb lerne er auch Französisch, nur auf eine Art, die ihm Ehre bringe und nicht gar lächerlich macht Er halte sich in ihr an die unsterblichen Werke, die den Ruhm Frankreichs ausmachen, und nähre sich in ihnen mit Geschmack. Geistige wie körperliche Nahrung, wenn sie gedeihen soll, will gekostet, genossen werden. Man muß zu ihr von einer Begierde, einem Hunger getrieben werden, der nicht erkünstelt, nicht der Appetit einer verdorbenen Gesundheit sei. Die deutsche Nation, im Grund eine Nation von festem und edeln Sinn (ein fester Sinn aber haßt Frivolität, so wie ein edler Sinn jedes Niederträchtigen Feind ist); um diesen lobenswürdigen Eigenschaften treu zu bleiben, lasse der Deutsche fortan und immer sowohl jene nichtswürdige falsch-schimmernde französische Schöngestei als jene unförmliche Plattheiten, deren vieljährige Geltung ihm gnugsam zeigt, in welchem Irrtum er sei und mit welchem Übel, von welchem er nicht die geringste Ahnung hat, er behaftet gewesen. Soweit Prémontval.

Eine viel tiefere Wunde hat uns die *Gallicomanie* (*Franzosensucht* müßte sie deutsch heißen) geschlagen, als der gute Prémontval angibt. An seinem Ort konnte er nicht mehr sagen und hatte gewiß schon zuviel gesaget.

Wenn Sprache das *Organ unsrer Seelenkräfte, das Mittel unsrer innersten Bildung und Erziehung* ist, so können wir nicht anders als in der Sprache unsres Volks und Landes gut erzogen werden; eine sogenannte *französische Erziehung* (wie man sie auch wirklich nannte) in *Deutschland* muß deutsche Gemüther notwendig mißbilden und irreführen Mich dünkt, dieser Satz stehe so hell da als die Sonne am Mittage.

Von wem und für wen ward die französische Sprache gebildet? Von Franzosen, für Franzosen Sie druckt Begriffe und Verhältnisse aus, die in *ihrer* Welt, im Lauf *ihrer** Lebens liegen; sie bezeichnet solche auf eine Weise, wie sie ihnen dort jede Situation, der flüchtige Augenblick und die ihnen eigne Stimmung der Seele in diesem Augenblick angibt. Außer diesem Kreise werden die Worte halb oder gar nicht verstanden, übel angewandt oder sind, wo die Gegenstände fehlen, gar nicht anwendbar, mithin

nutzlos gelernet. Da nun in keiner Sprache so sehr die *Mode* herrscht als in der französischen, da keine Sprache so ganz das Bild der Veränderlichkeit, eines wechselnden Farbenspiels in Sitten, Meinungen, Beziehungen ist als sie, da keine Sprache wie sie leichte Schatten bezeichnet und auf einem Farbenklavier glänzender Lufterscheinungen und Strahlenbrechungen spielt, was ist sie zur Erziehung deutscher Menschen in *ihrem* Kreise? Nichts, oder ein Irrlicht. Sie läßt die Seele leer von Begriffen oder gibt ihr für die wahren und wesentlichen Beziehungen unsres Vaterlandes falsche Ausdrücke, schiefe Bezeichnungen, fremde Bilder und Affektationen. Aus ihrem Kreise gerückt, *muß* sie solche, und wäre sie eine Engelsprache, geben. Also ist es gar nicht vermessen zu sagen, daß sie unsrer Nation, in den Ständen, wo sie die Erziehung leitete oder vielmehr die ganze Erziehung war, den Verstand verschoben, das Herz verödet, überhaupt aber die Seele an dem Wesentlichsten leer gelassen hat, was dem Gemüt Freude an seinem Geschlecht, an seiner Lage, an seinem Beruf gibt; und sind dies nicht die süßesten Freuden? haben Sie je den Kurs einer deutsch-französischen Erziehung kennengelernt? Für Deutsche eine schöne Einöde und Wüste! -

Und doch bestehet der ganze *Wert* eines Menschen, seine bürgerliche *Nutzbarkeit*, seine menschliche und

bürgerliche *Glückseligkeit* darin, daß er von Jugend auf den Kreis *seiner Welt*, seine Geschäfte und Beziehungen, die Mittel und Zwecke derselben, genau und aufs reinste kennenlerne, daß er über sie im eigensten Sinn gesunde Begriffe, herzliche fröhliche Neigungen gewinne und sich in ihnen ungestört, unverrückt, ohne ein untergelegtes fremdes und falsches Ideal, ohne Schielen auf auswärtige Sitten und Beziehungen *übe*. Wem dies Glück nicht zuteil ward, dessen Denkart wird verschraubt, sein Herz bleibt kalt für die Gegenstände, die ihn umgeben; oder vielmehr von einer fremden Buhlerin wird ihm in jugendlichem Zauber auf lebenslang sein Herz *gestohlen*.

Hat Ihnen das Glück nie einen deutsch-französischen Liebesbriefwechsel zugeführt? Vielleicht die schönste Blumenlese auswärtiger Empfindungen; auf deutschem Boden dürres Heu mit verwelkten Blumen. Jetzt muß man lachen, jetzt sich verwundern, am Ende aber möchte man über die nicht ausgebrannte, sondern so früh ausgespülte, flache Sentimentalität weinen.

Kennen Sie Swifts Tea-table Miscellanies? Gehen Sie in die galanten Zirkel der deutsch-französischen Konversation und suchen Gedanken, suchen wahre und angenehme Unterhaltung; Sie werden den alten Swift in Leerheit sowohl als anmutigen Fortleitungen des Gesprächs übertroffen finden. »Deutsch spreche

ich nicht in dieser Gesellschaft: im Deutschen sagt man immer zuviel, und hier will ich nichts sagen. Wir zählen einander Zahlpfennige zu; die deutsche Sprache will wahre Münze. Sie ist so ehrlich, so herzlich wie eine Bauerdirne. Wir sind hier in guter, d.i. leerer Gesellschaft.« Ein solches Leben, ein solcher Ton der Seele, eine Gewohnheit dieser Art, von Kindheit auf sich zur Form gemacht, sind sie nicht traurig?

Was haben wir denn in der Welt Schätzbareres als die wahre Welt wirklicher Herzen und Geister? Daß wir unsre Gedanken und Gefühle in ihrer eigensten Gestalt anerkennen und sie andern auf die treueste, unbefangenste Art äußern, daß andre dagegen uns *ihre* Gedanken, *ihre* Empfindungen wiedergeben, kurz, daß jeder Vogel singe, wie die Natur ihn singen hieß? Ist dies Licht erloscht, diese Flamme erstickt, dies ursprüngliche Band zwischen den Gemütern zerissen oder verzauset; statt des allen sagen wir auswendig gelernte, fremde, armselige Phraseologien her: o des Jammers! der ewigen Flachheit und Falschheit! Eine geist- und herzaustrocknende Dürre und Kälte. Den eigentlichen Besitzern dieser Sprache gnügt solche; denn sie leben in ihr, sie beleben sie mit ihrer fröhlichen Leichtigkeit und sprachseligen Anmut. Wir Deutsche aber, mit *unsrer* Leichtigkeit? mit *unserm* französischen Scherz? O alle Grazien und Musen! -
Jedermann muß bemerkt haben, daß es im ganzen

Europa keine verschiedenere Denk- und Mundarten gebe als die französische und deutsche, so nachbarlich sie wohnen. Aus keiner Sprache ist so schwer zu übersetzen als aus der französischen, wenn der deutschen Sprache ihr Recht, ihre ursprüngliche Art bleiben soll; vollends das Eigenste derselben, ihr Geist und Scherz, ihre flüchtigen Malereien und Bezeichnungen, Spiele der Phantasie und der leichtesten Bemerkung sind uns ganz fremde. Wie schwerfällig geht die französische Komödie auf unsern Theatern einher! wie hölzern klingen im Deutschen ihre fröhlichsten Gesellschaftslieder! Und ihre Versifikation, der Ton ihrer Contes à rire, ihre tausend Übereinkommnisse über das Schickliche und Unschickliche im Ausdruck (welches alles sie *Regeln des Geschmacks* zu nennen belieben): wem ist es fremder als der deutschen Sprache und Denkart? Viel leichter können wir uns unter Griechen und Römer, unter Spanier, Italiener und Engländer versetzen als in *ihren* Kreis anmutiger Frivolitäten und Wortspiele. Geschieht dies endlich, zwingen wir uns von Jugend an diese Form auf, gelangen wir mit saurer Mühe zu der Vortrefflichkeit, wozu wenige gelangen, französisch zu denken, zu scherzen und zu amphibolisieren: was haben wir gewonnen? Daß der Franzose den deutschen *Ungeschmack*, die tudeske Muse, lobend verhöhnet und wir unsre natürliche Denkart einbüßten. Schwerlich

gibt es eine schimpflichere Sklaverei als die Dienstbarkeit unter französischem Witz und Geschmack, in französischen Wortfesseln.

Und sie macht uns anderer, stärkerer Eindrücke so unfähig, so in uns selbst erstorben! Sagen Sie einer flachen Seele von deutsch-französischer Erziehung das Stärkste, das Beste in einer andern Sprache: man versteht Sie *französisch*. Lassen Sie es sich wieder sagen, und Sie werden sich vor Ihrem eignen Gedanken oft schämen. Die sprachrichtigsten Franzosen wie interpretieren sie die Alten? wie übersetzen sie aus neueren Sprachen? Läse sich Horaz in einer französischen Übersetzung, was würde er sagen? Da nun die deutsche Sprache (ohne alle Ruhmredigkeit sei es gesagt) gleichsam nur *Herz und Verstand* ist und statt feiner Zierde Wahrheit und Innigkeit liebet, so zerstäubt ihr Nachdruck einem gemeinen französischen Ohr wie der fallende Strom, der sich in Nebel auflöst. Wie manchen hohen Begriff, wie manches edle Wort auch der alten Römersprache hat die gallische Eitelkeit geschminkt, entnervt, verderbet!

Wenn sich nun, wie offenbar ist, durch diese törichte Gallicomanie in Deutschland seit einem Jahrhunderte her *ganze Stände und Volksklassen voneinander getrennt haben*; mit wem man deutsch sprach, der war Domestique (nur mit denen von gleichem Stande sprach man französisch und foderte von ihnen

diesen Jargon als ein Zeichen des Eintritts in die Gesellschaft von guter Erziehung, als ein Standes-, Ranges- und Ehrenzeichen); zur Dienerschaft sprach man, wie man zu Knechten und Mägden sprechen muß, ein Knecht- und Mägdedeutsch, weil man ein edleres, ein besseres Deutsch nicht verstand und über sie in dieser Denkart dachte; wenn dies ein ganzes reines Jahrhundert ungestört, mit wenigen Ausnahmen, so fortging, dürfen wir uns wohl wundern, warum die deutsche Nation so nachgeblieben, so zurückgekommen und ganzen Ständen nach so leer und verächtlich worden ist, als wir sie leider nach dem Gesamturteil anderer Nationen im Angesicht Europas finden? Bis auf die Zeiten Maximilians war die deutsche Nation, so oft auch ihre Ehrlichkeit gemißbraucht ward, dennoch eine *geehrte* Nation, standhaft in ihren Grundsätzen, bieder in ihrer Denkart und Handlungsweise. Seit fremde Völker mit ihren Sitten und Sprachen sie beherrschten, von Karl dem Fünften an, ging sie hinunter. Die Reformation trennte, das politische Interesse trennte. Zuerst kam spanisches Cerimoniel zu uns; bald schrieben die Fürsten, Prinzen, Generale italienisch, bis seit dem glorreichen Dreißigjährigen Kriege nach und nach fast das ganze Reich an Höfen und in den obern Ständen eine Provinz des französischen Geschmacks ward. Hinweg war jetzt in diesen Ständen der deutsche Charakter! Frankreich ward die

glückliche Geburtsstätte der Moden, der Artigkeit, der Lebensweise. An Höfen bekam alles andre Namen; in manchen Ländern ward die ganze Landesverwaltung französisch eingerichtet. Den Landesherrn, die vor-einst deutsche Fürsten und Landesverwalter waren, ward jetzt wohl, wenn sie sich unter ihresgleichen durch eine fremde Sprache in einem andern Lande finden konnten und an Geschäfte nur von einer abgesonderten Klasse Menschen (der Nation, die sie nährte,) in grobem Deutsch erinnert werden dorften. Die Edeln und Ritter folgten ihnen; der weibliche Teil unsrer, *nicht mehr unsrer* Nation (denn von den Müttern hängt doch fast aller gute oder schlechte Geschmack der Erziehung ab) übertraf beide. So geschah, was geschehen ist; Adel und französische Erziehung wurden eins und dasselbe; man schämte sich der deutschen Nation, wie man sich eines Fleckens in der Familie schämet. Deutsche Bücher, deutsche Literatur in diesen obern Ständen - wie niedrig, wie schimpflich! Der mächtigste, wohlhabendste, einflußreichste Teil der Nation war also für die tätige Bildung und Fortbildung der Nation *verloren*; ja, er hinderte diese, wie er sie etwa hindern konnte, schon durch sein Dasein. Denn wenn man nur mit Gott und mit seinem Pferde deutsch sprach, so stellten sich aus Pflicht und Gefälligkeit auch die, mit denen man also sprach, als Pferde.

Werden Sie nicht müde, meine Jeremiade auszuhören; ich schreibe sie nicht aus Haß und Groll, wozu ich persönlich nie die mindeste Ursache gehabt habe, sondern mit reinem Gemüt, aus dem weltbekannten Buch der Zeiten, und - sie ist bald zu Ende.

Nachdem also der Teil der Nation, der sich das Haupt und Herz derselben nennet, ihr entwendet war, was sollten die armen Schriftsteller tun? Sie betrugten sich auf verschiedene Weise Ein Teil fuhr fort, lateinisch zu schreiben; und wiewohl der deutschen Sprache hiedurch *ihr* Beitrag zur Kultur abging, so gewann die Wissenschaft dennoch mehr, als wenn sie damals, in der seit Luther sehr verfallenen Sprache, deutsch geschrieben hätten. Auch anmutige Sachen, auch Gedichte schrieben sie lateinisch, deren wir aus den beiden letztvergangnen Jahrhunderten viele gute, einige vortreffliche haben. Andre, edle Gemüter, suchten die deutsche Sprache emporzubringen; sie ahmten aus fremden Sprachen nach, was sich nachahmen ließ; so erschienen Opitz, Logau und andre Schlesier, die wenigstens verhinderten, daß die deutsche Sprache nicht ganz und gar zum pöbelhaften Streitgewäsch damaliger Zeit oder zur erbärmlichen Kanzleisprache herabsank. Einige Fürsten¹³⁴ hatten ein Ohr für sie und suchten ihr durch Gesellschaften, sogar durch eigne Arbeiten aufzuhelfen. Andre, schlechtere Gesellen, ahmten den französischen Witz nach, und so

entstand jene *Schulfüchse*, die nicht nur beide Sprachen erbärmlich mengten, sondern auch, um sich ihren ältern Brüdern gefällig zu machen, galant wie *Voiture*, affektiert wie *Balzac*, erhaben wie *Corneille* schrieben. Wie schämt sich ein Deutscher, der, nicht französisch erzogen, altdeutscher Scham noch fähig ist, wenn er die deutsch-französischen witzigen Schriften dieses Zeitraums mit der Denk- und Schreibart *Kaiserbergs*, *Luthers*, *Hans Sachse* (in seinen prosaischen Aufsätzen¹³⁵), überhaupt mit allem, was vor dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ward, vergleicht! - Endlich blieb uns nichts als die *Flüssigkeit*; und noch jetzt rühmen sich alle deutsche Kanzleien, die regensburgische nicht ausgenommen, daß sie, der wahren *Courtoisie* getreu, außerordentlich einnehmend, kurz und *flüssig* schreiben. Wer sollte es glauben? Unsre Kanzlei -*Courtoisie*, meinen wir, ist echt französisch.

Da tat sich endlich (denn die Barmherzigkeit wollte, daß es mit uns nicht gar aus würde) ferne vom Hof - und Schulgeschmack hie und da einer hervor, der glaubte, daß auch in Deutschland die Sonne scheine und die Natur regiere. *Brockes* wählte den Garten zu seinem Hofe; *Bodmer* stahl sich über die Alpen und kostete einen Atemzug italienischer Luft; kurz, man wagte den kühnen Gedanken, daß Deutschland auch außer den französisierenden Höfen *etwas* sei, und

schrieb und stritt und dichtete, so gut man konnte. Für wen? Darauf ward anfangs nicht gerechnet; es schloß sich aber bald ein Kreis von Freunden und Feinden. Die echten Gottschedianer waren jetzt hinter Neukirch, Heräus und König der Hofgeschmack; sie schrieben *flüssig*; was irgend mystère und Tibère reimen konnte, war *für* sie. Gewiß, wir sind undankbar gegen den unbelohnten und unbelohnbaren Eifer, von dem damals einige bessere Köpfe für einen besseren Geschmack brannten. Welche Mühe übernahmen sie! welchen Befehdungen setzten sie sich aus; und wie wenige Lust, wie wenig äußere Vorteile sie dabei eingeeerntet haben, erweist die Privatgeschichte ihres Lebens.

Nachschrift. Neulich sind mir einige Blätter zu Händen gekommen, der Auszug aus den Schriften eines Mannes, der von 1729 bis 1781 lebte und gewiß mehr als jemand dazu beigetragen hat, daß Deutschland sich einst (wir wollen es hoffen) rühmen kann, einen eigenen Geschmack gewonnen zu haben. Die Blätter nennen sich

Funken:

wahrscheinlich weil der, den sie redend einführen, *eine* seiner Schriften selbst *fermenta cognitionis* nannte; überdem war der Name *Funken* (Scintillae) in den

mittleren Zeiten sehr gewöhnlich. Mir sind sie gewesen, was sie dem Sinn des Sammlers nach sein sollten, ein *Charakterbild* vom Leben des vielverdienten Mannes, und ich stelle mir einen Jüngling des neunzehnten Jahrhunderts vor, der, mit klassischen Kenntnissen in der Schule ausgerüstet, ehe er die Akademie beschreitet, diese *Funken*, nachher auch mit Ordnung und Wahl die mannigfaltigen Schriften dieses vielverdienten, gewandten Schriftstellers selbst lieset; was wird er sagen? - »Wie,« wird er sagen, »lebte dieser Mann in einer Wüste? Bei seinem mühsamen, für sein Vaterland rühmlichen, gleichsam all bestrebenden Gange war denn niemand, der ihm half, der seinen Ideen, deren Nützlichkeit jedermann lobpries, einen Spielraum, seinen Fähigkeiten, die jedermann anerkannte, Wirksamkeit und ihm nur einige Bequemlichkeit verschaffte diese Ideen auszubilden, auszuführen?« - Ich wage es nicht, diese Fragen zu beantworten; mir ist's gnug, den *männlichen Verstand*, die *biedere Denkart* zu bemerken, die sich in jedem seiner Lebenszeichen äußert. Heil dem Jünglinge, der sich diese Bogen zum *Kanon seines Geschmacks* wählet und zu gleich frühe lernet, was er zu tun und zu vermeiden, endlich auch, was er von seinem Vaterlande zu erwarten habe.

Funken aus der Asche eines Toten

1.

»In dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule waren Theophrast, Plautus und Terenz meine Welt, die ich mit aller Bequemlichkeit studierte. - Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.«¹³⁶

2.

»Ich kam jung von Schulen, in der gewissen Überzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebensowenig an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott! was wurde ich für eine Ungleichheit zwischen mir und andern gewahr! Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden habe, und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle.«¹³⁷

3.

»Mein Körper war durch Leibesübungen geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will: mir haben sie große Dienste getan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen und die Laster ebenso sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihres Schändlichen fliehen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst.«[138](#)

4.

»Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerem Ernst treiben soll. Ich sann daher Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, noch kein Deutscher sich sehr hervorgetan hat.«[139](#)

5.

»Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, so wagt man sich öfters in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kann, da man sich in einer andern vielleicht zu einer bewundernswürdigen Höhe hätte schwingen können. Meine Neigung war, mich in *allen* Arten der Poesie zu versuchen, und ward müde, mich bloß in Kleinigkeiten zu üben.«¹⁴⁰

6.

»Seneca gibt den Rat: ›Omnem operam impende, ut te aliqua dote notabilem facias.«¹⁴¹ Aber es ist sehr schwer, sich in einer Wissenschaft notabel zu machen, worin schon allzu viele exzelliert haben. Habe ich also sehr übel getan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten etwas gewählt, worin noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte versucht haben? Und wäre es nicht töricht, eher aufzuhören, als bis man Meisterstücke von mir gelesen hatt?«¹⁴²

7.

»Man darf nicht glauben, daß ich meine Lieder *Kleinigkeiten* nannte, damit ich der Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte, daß ich der erste sein wolle, zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben, der zum Trotz aber ich nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde Ich habe geändert, ich habe weggeworfen. Das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand liest, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden.«¹⁴³

8.

»Den wenigen Oden gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geist als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglück nur das Oden sein sollten, was ich, der schmalen Zeilen ohngeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingeteilt hat, so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.«¹⁴⁴

9.

»In *Sinngedichten* erkenne ich keinen andern Lehrmeister als den Martial; es müßten denn die sein, die er für die seinigen erkannt hat und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinah in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht gnug sein kann.«¹⁴⁵

10.

»Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte! Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, sooft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die

Notwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.«

146

11.

»Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen *Genies*, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüte dahin! Sie sterben, reich an Entwürfen und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber schwer sein, eine natürliche Ursache hievon anzugeben? Wahrhaftig, sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, daß ein solches *Genie* in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen, der elendeste sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der sogenannten goldenen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen dran, aus ebendiesem immer mehr große Geister

hervorzubringen als aus irgendeinem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses *Genie* in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nötigsten Hilfsmittel zurückgehalten, bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt, bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armut, Ärgernis, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte. In diesem Fall war M., oder es ist nie einer darin gewesen.«¹⁴⁷

»- Das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das Unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Teil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. - Er gewinnt im Verlieren und ist vielleicht eben jetzt beschäftigt, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich geraten und Bradley genau gemessen habe. Er weiß ohne Zweifel schon

mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können.«¹⁴⁸

12.

»Ein gutes Genie ist nicht allemal ein guter Schriftsteller, und es ist oft ebenso unbillig, einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurteilen als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel weil dieser nicht die gelegenste Stunde zu ihrer Bildung und jener nicht den nötigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in ebendiesem Fall sein, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nötigen, den Gewinnst seine Minerva und die Notwendigkeit seine Begeisterung sein zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistens gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu sein pflegen.«¹⁴⁹

13.

»Warum gibt es gewisse, schwer zu vergnügende Kunstrichter, die zum *Lustspiel* eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satire, eine lebhaftere Unterredung und, ich weiß nicht, was sonst noch mehr verlangen? - Und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satire sagen soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen.«[150](#)

14.

»Den schönen Wissenschaften sollte nur ein Teil unsrer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts als gereimt hat, und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts getan, als daß er seinen Atem in ein Holz mit Löchern gelassen: von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben.«[151](#)

15.

»Auch Freunde sind Güter des Glücks, die ich

lieber finden als suchen will.«¹⁵²

16.

»Gesegnet sei Ihr Entschluß, sich selbst zu leben. Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. Wenn Sie leben können, so ist es gleichviel, ob Sie von mäßigen oder großen Einkünften leben. Wieviel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freunde zubringen als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann.«

¹⁵³

17.

»O was ist unser Grenadier¹⁵⁴ für ein vortrefflicher Mann! Zu einer solchen unanstößigen Verbindung der erhabensten und lächerlichsten Bilder war nur *er* geschickt! Nur *er* konnte die Strophen

Gott aber wog bei Sternenklang -

und

Dem Schwaben, der mit *einem* Sprung -

machen und sie beide in ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Französische übersetzen könnte! Aber wollen wir unsern Grenadier nicht nun bald avancieren lassen? - Versichern Sie ihn, daß ich von Tag zu Tage ihn mehr bewundere und daß er alle meine Erwartung so zu übertreffen weiß, daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß. Ein Bekenntnis, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat.«¹⁵⁵

18.

»Der Grenadier erlaubt es doch noch, daß ich eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe Verschiednes von den alten Kriegsliedern gesammelt; zwar ungleich mehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden als der Griechen.¹⁵⁶ Der alten Siegslieder wegen habe ich sogar das alte Heldenbuch durchgelesen, und diese Lektüre hat mich hernach weiter auf die zwei sogenannten Heldengedichte aus dem schwäbischen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verschiedene Züge daraus angemerkt, die wenigstens von dem

kriegerischen Geiste zeugen, der unsre Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. - Die griechische Grabschrift, die ich dem Grenadier gesetzt habe,¹⁵⁷ sind zwei alte Verse, die bereits Archilochus von sich gesagt hat: ›*Ich bin ein Knecht des enyalischen Königs (des Mars) und habe die liebliche Gabe der Musen gelernt.*‹ Würden sie nicht auch vortrefflich unter das Bildnis unsers Kleists passen?«¹⁵⁸

19.

»Vielleicht zwar ist auch der *Patriot* bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wornach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein *Weltbürger* sein sollte. - Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es tut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre.«¹⁵⁹

20.

»Der Krieg hat seine blutigste Bühne unter uns

aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das zu nahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedies nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wiederkommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorne Güter zu weinen.«¹⁶⁰

21.

»Man behauptet, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werks aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloßstellen In zwei Fällen bin ich selbst der Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat, die besten Werke der Alten z. E. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller als nur bloß gute Leser bilden will.¹⁶¹ Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachteiligen Zergliederung abstehen

und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten.«¹⁶²

22.

»Kommt es denn bei unsern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intention derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, ebensoviel ausrichten als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich den zwanzigsten Teil von jenem Nachdenken geschenkt habe?«

23.

»Die edelsten Wörter sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, besonders im Affekte, zuerst beifallen. Sie verraten die vorhergegangene Überlegung, verwandeln die Helden in Deklamatoren und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er besonders die erhabensten Gedanken in die gemeinsten Worte kleidet und im Affekt nicht das edelste,

sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem korrekten Racine Geschmack finden und so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen.«¹⁶³

24.

»Überhaupt glaube ich, daß der Name eines *wahren Geschichtschreibers* nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andre, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihresgleichen gewiß verdrängt sind. Die süße Überzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhms schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden sein?«¹⁶⁴

25.

»Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Ökonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran! Ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Torheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Wünschen Sie mich also gesund, aber womöglich mit einem kleinen Denkzeichen, das dem Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse und ihm zu Gemüt führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles neunzig Jahr werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele und ich erst ein einziges gemacht. Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel!«¹⁶⁵

26.

»Ihnen gestehe ich es am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen bin. Ich muß es Ihnen aber gestehen, weil es die einzige

Ursache ist, warum ich so lange nicht an Sie geschrieben habe.

›Nein, das hatte ich mir nicht vorgestellt!‹ Aus diesem Ton klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten als das anstrengendste Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß -

Ihr Lessing ist verloren. In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe -- sie so, ich weiß nicht, was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gutmachen?«[166](#)

27.

»Meine Eltern betrachten mich, als wenn ich hier schon etabliert wäre; und dieses bin ich doch so wenig, daß ich gar leicht meine längste Zeit hier gewesen sein dürfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umstand ab, und wenn dieser nicht nach meinem

Willen ausfällt, so kehre ich zu meiner alten Lebensart wieder zurück. - Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahr verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendierte, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruht - - Ich bin über die Hälfte meines Lebens und wüßte nicht, was mich nötigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen. Wie es weiter werden wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die außerstand zu arbeiten setzen können, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung. Ich habe ein besseres und habe Freunde.«¹⁶⁷

28.

»Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach H. gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in H. nur nichts nehmen, so geben sie mir ebensoviel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von

Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei:

Quod non dant proceres, dabit histrio - 168

Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren notwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andre Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein ›Laokoon‹ ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen unsrer Leser auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache ebensoviel wie ich und mehr.«169

29.

»Und hat es nicht das Publikum in seiner Gewalt, was es an Geschmack und Einsicht beim Theater mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu

lassen? Es komme nur, und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urteil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden.

Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rate gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten *eines** Stücks, das richtige Spiel eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Wert aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.

Der Stufen sind viel, die eine *werdende* Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat; aber eine *verderbte* Bühne ist von dieser Höhe natürlicherweise noch weiter entfernt, und ich fürchte sehr, daß die deutsche mehr dieses als jenes ist.

Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer

geschwinder, als der ohne Ziel herumirret.«¹⁷⁰

30.

»Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stück Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsre Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, so haben wir es mit ihnen als Menschen, nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsre Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsre Empfindung.«¹⁷¹

31.

»Wenn ›Die Belagerung von Calais‹¹⁷² nicht verdiente, daß die Franzosen einen solchen Lärmen damit machten, so gereicht doch dieser Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Er zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen

Taten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben, das, von dem Wert eines Dichters und von dem Einfluß des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutschen in diesem Stück noch hinter den Franzosen. Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsre barbarischen Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage, ob ein Barde oder einer, der mit Bärenfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre, sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten. - Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebauet werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Teil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig sein werden! Was Wunder auch? Unsre Gelehrten selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllet. Man spreche von einem Werke des Genies, von welchem man

will; man rede von der Aufmunterung der Künstler; man äußere den Wunsch, daß eine reiche, blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitkürzung für andre, die gar keine Geschäfte haben wollen, durch ihre bloße Teilnahme aufhelfen möge - und sehe und höre um sich.«¹⁷³

32.

»Es ist einem jeden vergönnt, seinen eignen Geschmack zu haben; und es ist rühmlich, sich von seinem eignen Geschmack Rechenschaft zu geben suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit erteilen, die, wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geschmack machen müßte, heißt aus den Grenzen des forschenden Liebhabers herausgehen und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen. Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmack, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert.«¹⁷⁴

33.

»Ich weiß einem Künstler nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urteilen und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltner beurteilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist nicht wert, daß wir ihn studieren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch soviel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen freuet ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.«¹⁷⁵

34.

»Wie schwach muß der Eindruck sein, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger ist, als die Figur des Meisters dagegenzuhalten? Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllet uns so ganz mit sich selbst, daß

wir des Urhebers darüber vergessen, daß wir es nicht als das Produkt eines einzelnen Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten. Young sagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden gewesen, sie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieser Hyperbel liegt, so ist es dieser: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne ist so groß, so überschwenglich, daß es dem roheren Menschen zu verzeihen, daß es sehr natürlich war, wenn er sich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz sei, wenn er sich also in der Bewunderung der Sonne so sehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermute, die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverlässiges von der Person und den Lebensumständen des Homer wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsre Rechnung dabei, es zu vergessen, daß Homer, der blinde Bettler, eben der Homer ist, der uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieser Gesellschaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Türsteher so genau zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muß sehr schwach sein, man muß wenig Natur, aber desto mehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist.«¹⁷⁶

»Kann es nicht ebensowohl sein, daß der Dichter und Künstler das, was ich für Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er mehr Recht hat als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers größtenteils viel scharfsichtiger ist als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwüfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben. Gleichwohl wird er nicht ungehalten sein, sie auch von andern machen zu hören; denn er hat es gern, daß man über sein Werk urteilt; schal und gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämisch, alles gilt ihm gleich, und auch das schalste, linkste, hämischste Urteil ist ihm lieber als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in seinen Nutzen zu verwenden wissen; aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für so etwas Außerordentliches halten; und doch muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist gemeiniglich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel als ein unverdientes Lob auf sich sitzen lassen.«¹⁷⁷

36.

»Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne alle ihre Schuld unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht als möglich; und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er ebenso unrichtig als gotteslästerlich ist.«¹⁷⁸

37.

»Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle

nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren bei mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.¹⁷⁹

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zustande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten

soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann als ich.

Was Goldoni für das italienische Theater tat, der es in *einem* Jahr mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu tun folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle erste Gedanken, als de la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte, so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind. Meine ersten Gedanken sind gewiß kein Haar besser als jedermanns erste Gedanken, und mit jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause.«

38.

»Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube die dramatische Dichtkunst studiert zu haben, sie mehr studiert zu haben als zwanzig, die sie ausüben. - Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde als ein Fisch. Aber man kann studieren und sich tief in den Irrtum

hineinstudieren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiert hat. Ich stehe nicht an zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich sie für ein ebenso unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind ebenso wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich und daher mehr der Schikane ausgesetzt als alles, was diese enthalten.

Ich wage es, hier eine Äußerung zu tun, man mag sie doch nehmen, wofür man will! - Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? -

Man merke aber wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen und doch lange kein Corneille sein und doch lange kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es besser machen und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts getan haben, als was jeder tun kann, der so fest an den Aristoteles glaubt wie ich.«[180](#)

»Ich gehe künftigen - von - weg. - Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben.¹⁸¹ Von hier aus kann ich Ihnen nur soviel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebensoviel zu suchen und zu erwarten habe als an einem Orte in Deutschland Soviel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben, wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland.«¹⁸²

40.

»Noch erwartet man vielleicht vom Verf. (der antiquarischen Briefe), daß er sich über den Ton erkläre, den er in ihnen genommen. ->Vide, quam sim antiquorum hominum!«¹⁸³ antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende süße Komplimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach

dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie gibt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit gibt allen alles, um von allen alles wiederzuerhalten. Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr ebensoweit als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sei, daß jene gotische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften ebenso schal und falsch machen als unsern Umgang?«¹⁸⁴

41.

»Die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten besteht darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb deren er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller soviel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werk geht, nicht tergiversiert u.f. Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.«

42.

»Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisierten Buche in der Hand gutmachen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist notwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwägt.

Aber sobald der Kunstrichter verrät, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können, sobald er sich aus dieser nähern Kenntnis des geringsten nachteiligen Zuges wider ihn bedient, sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu sein, und wird - das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann - Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.«

43.

»Es tut mir leid, wenn mein Stil irgendwo bloß satirisch ist. Meinem Vorsatze nach soll er allezeit mehr als satirisch sein. Und was soll er mehr sein als satirisch? *Treffend.*

›Aber die Höflichkeit ist doch eine so artige Sache.« - Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht, und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein. Hingegen, zum Besten der Mehrern freimütig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und böse gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister, abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur *einen* Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde, gegen die er höflich sein könnte, grob.«[187](#)

»Gewisse Dinge verdienten freilich *nie* gesagt zu werden; und doch müssen sie wenigstens *einmal* gesagt werden.

Die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller gegeneinander interessieren kaum den kleinsten Teil des zeitverwandten Publici. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bei der Nachwelt nicht ganz vergessen sei - und welcher sollte es nicht wünschen -, muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht.«¹⁸⁸

45.

»Er sei ein Deutscher, ein Wale, oder was er will, gewesen; er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halboffenen Augen, wie im Traum ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können oder aus Kleinmut nicht selbst denken zu dürfen vermeinen oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben, und glücklich gnug, wenn sie nur von andern nicht verlangen, daß sie ihrem Beispiel hierin folgen sollen.«

»Das Ding, das man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eignen Augen wenigstens sehen *wollen*. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen

wollen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können noch größer als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter.«¹⁸⁹

46.

»Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Mut und Entschlossenheit, welche dazugehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren, sie klar und rund, ohne Rätsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unsrer Gewalt. Wer die nicht erwerben oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrtümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrtum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit, dahingegen der verfeinerte Irrtum uns auf ewig von der

Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrtum ist.

Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben; und die Wahrheit vergibt ihm seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nun darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres als einen solchen *Kuppler der Wahrheit*. «190

47.

»Wozu die fruchtlosen Untersuchungen der Wahrheit, wenn sich über die Vorurteile unsrer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt, wenn diese nie auszurotten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurückstürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen entrissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehe dem gegen sie bedienten? Nein, nein, einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht! Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurteilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünschet, der

besiege ja dieses Vorurteil zuerst, daß die Eindrücke unsrer Kindheit nicht zu vernichten wären Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unsrer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbsterworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen; und diejenigen, bei denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugnis ab, daß die Begriffe, unter welche sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigentum gewesen als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrtümer auf dem Tod-bette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmütigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch schrecklicher ist als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müssen das Bette des Sterbenden nicht belagern und ihm solange zusetzen, bis sie ihm ein paar zweideutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke sich bloß die Erlaubnis erkaufen wollte, ruhig sterben zu können. - «[191](#)

»Was ich Ihnen nicht verzeihe, ist, daß Sie nicht vergnügt sind. Alles in der Welt hat seine Zeit, alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist... Ich selbst spiele jetzt eine traurige Rolle in meinen Augen und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum wieder aufheitern; ich will nur immer vor mich weg und sowenig als möglich hinter mich zurück sehen. Tun Sie ein Gleiches. Vergnügt wird man unfehlbar, wenn man sich nur immer vorsetzt, vergnügt zu sein.«[192](#)

49.

»Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken Die habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf als auf alles, was ich weiß und kann. Nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen als eben diese Gabe. - Fast fange ich an zu zweifeln, ob man, sie in Ausübung zu bringen, in ** eben mehr Gelegenheit hat als an andern Orten. - Wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme.«[193](#)

»Was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde zu sprechen? Sie wissen, was ich Ihnen oft gestanden habe, daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Besuche sind kein Umgang, und ich fühle es, daß ich notwendig Umgang, Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll.«¹⁹⁴

»Ich kann es mir leider nicht bergen, daß ich hypochondrischer bin, als ich je zu werden geglaubt habe. Sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und denn sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort.«¹⁹⁵

»Ich habe über keine Zeile meiner neuen Tragödie

weder hier noch in... eine Seele können zu Rate ziehn; gleichwohl muß man wenigstens über seine Arbeit mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat.«

196

52.

»Wer wird durch Mitteilung und Freundschaft die Sphäre seines Lebens zu erweitern suchen, wenn ihm beinah des ganzen Lebens ekelt? Oder wer hat Lust, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umherzujagen, wenn er in der Nähe nichts um sich sieht, was ihm deren auch nur *eine* gewähren könnte. Ich habe gearbeitet, mehr als ich sonst zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper ebensogut hätte machen können. - Solche trockne Arbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Teilnahme, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Trost beruhigen, daß ich meinem Amt Genüge tue und manches dabei

lerne, gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen wert wäre, gelernt zu werden. Doch ich will mich gern noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern und zu büffeln, wenn ich nur sonst von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann.«¹⁹⁷

53.

»Daß ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vorteil hat, weder Geld noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andre Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Überschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Jeder Künstler setzt seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben als möglich; warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisdor wert sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon; denn sie sind

sodann gar nichts mehr wert. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stück auf immer einzig und allein von meiner Feder abhängen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir gnug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu tun imstande gewesen wäre. Also Geld für die Fische - oder beköstigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närrisch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigstens nicht offenhalten und das Publikum erst mit meinen Stücken sättigen wollte. Das Geld ist gerade das, was mir fehlt und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinem Menschen mehr etwas schuldig sein, und dazu gehört ein besserer Gebrauch meiner Zeit als für das Theater.«¹⁹⁸

54.

»Mein Stillschweigen hat noch immer die nämliche Ursache. Ich bin ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel ist, um einmal aufzuhören, jenes zu sein. Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brot geschrieben hätte. Ich habe mein ›Beiträge‹¹⁹⁹ bloß

darum angefangen, weil diese Arbeit fördert, indem ich nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken darf und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein paar Louisdor bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wer nun noch daran zweifelt, daß es die absolute Unmöglichkeit ist, warum ich gewisse Pflichten nicht erfülle, mein Versprechen in gewissen Dingen nicht halte, den bin ich sehr geneigt, ebenso sehr zu verkennen als er mich verkennt.²⁰⁰

Vor einiger Zeit ließ es sich hier an, als ob man mir glücklichere Aussichten machen wollte. Aber ich sehe wohl, daß man mir nur das Maul schmieren wollen. Denkt man gar nicht oder nicht so bald darauf, so können sie sehr versichert sein, daß ich für nichts in der Welt mich hier halten lasse, und in Jahr und Tag längstens schreibe ich Dir aus einem andern Ort. Es ist ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studieren; aber sich darin vergraben ist eine Raserei. Ich merke es so gut als andre, daß die Arbeiten, die ich jetzt tue, mich stumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig sein und meine Beiträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armseligkeit, die nach meinem ersten Plan hinkommen soll, fortsetzen und ausführen. Dieses nicht tun, würde heißen die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, mutwillig verlieren wollen.«²⁰¹

55.

»Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme.²⁰² Eine Frage fällt mir dabei ein, die Sie mir gelegentlich beantworten können. - Ist es die Eiche oder ist es der Boden, worin die Eiche steht, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? - Ist es der Boden? was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Moores und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? - Doch er verdorret immerhin! Die Eiche, solange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln.«²⁰³

56.

»Mit dem Ferguson²⁰⁴ will ich mir ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgeetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtenteils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand sowie die Zeit töten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruch

wir nun schon einmal leben und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.

Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurteile weggeworfen, ich ein wenig zuviel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Teil nicht schon getan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrat wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man stehenbleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden.«

205

57.

»Die ›Ode an die Könige‹²⁰⁶ will ich mir dreimal laut vorsagen, sooft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe, mit Hülfe derselben aus dem *Spartacus* einen Helden zu machen, der aus andern Augen sieht als der beste römische. Aber wenn! wenn!«²⁰⁷

»Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das

einziges Mittel, mich zu mehrerem aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisierten Stücke anzuwenden imstande bin, da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin, so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas Neuem.

Also wenn auch. Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll, so sehen Sie, worauf es dabei mit ankommt - mich durch Tadel zu reizen, nicht dieses Nämliche besser, sondern überhaupt etwas Besseres zu machen. Und wenn auch *dieses** Bessere sodann notwendig noch seine Mängel haben muß, so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann.«[208](#)

58.

»Die öftere Abänderung der Arbeit ist noch das einzige, was mich erhält. Freilich wird so viel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte, wäre es nicht eben das? - Vielleicht wirst Du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden, welches Du mich in Ansehung der Religion zu sein im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinem Nebenmenschen zufrieden zu

sein Ursache habe, muß ich Dir doch sagen, daß Du mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses tun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggeschossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?

Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidwand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andre zu hindern. Aber was tut man nun?

Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich

bitte Dich, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer und siehe etwas weniger auf das, was unsre neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Ich möchte nicht mit Dir sagen, daß unser altes Religionssystem ein Flickwerk von Stümpfern und Halbphilosophen sei; ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpfern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dies alte verteidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen.«

209

59.

»Da ich es nur allzusehr empfinde, wie viel trockener und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier

Jahre geworden bin, so möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre tun. Aber ich muß es auch nicht *ein* Jahr mehr tun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt tun will. Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr tun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts getan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das *eine* große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zustande gebracht, - daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl wert ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt. -

Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrtum, sondern der sektierische Irrtum, ja sogar die sektierische Wahrheit machen das Unglück der Menschen oder würden es machen wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte.«[210](#)

60.

»Fast könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen lesen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu sammeln ›Das ist Ihre Schuld!‹ werden Sie sagen. Ich sollte nicht meinen. Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen, und einmal ist es nun mein Feld. Umsonst erinnern Sie mich unsrer

gemeinschaftlichen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht sein sollen! Mit mir ist es aus, und jeder dichterische Funken, deren ich ohne dies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollten. - Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde, allem Ansehen nach, in dem kleinen W. unter Schwarten vermodern.«[211](#)

61.

»Von gewissen Dingen läßt sich gar nicht sprechen; sprechen zwar wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zuwenig oder zuviel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen kann man sich alle Augenblick korrigieren, welches im Schreiben nicht angeht. Soviel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen, daß auch diese Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir fatal ist, daß ich mich nie mit ihm, es sei auch noch sowenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben.

Und Du verdenkst es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? - Freilich, wenn mir am Ende die Theologie ebenso lohnt als das Theater.«

»Will es denn *eine* Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag ich, aus keinem andern Grunde, als weil es nicht möglich ist Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe mutwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Pläne, Lügen auszustaffieren, die man Lügen zu sein weiß? Was wollen sie damit?²¹³ Was anders, als -- Weil ich *auch ihnen* diese Wahrheit muß zugute kommen lassen, weil ich auch von *ihnen* glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches verleumderisches Urteil fällen können: so schweige ich und enthalte mich alles Wieder-scheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz -*

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach

Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren,²¹⁴verschlossen hielte und spräche zu mir: ›Wähle!‹ Ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: ›Vater gib!‹ die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!«²¹⁵

63.

»Wenn wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen?²¹⁶

Welcher Tor wühlt neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? Setzen mußte sich das Haus freilich erst, an diesem und jenem Orte. - Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt. - Vergib es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß; denn es trägt und hält so lange. An der Schönheit des Ganzen will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister!«²¹⁷

»Luther, du! Großer, verkannter Mann! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens? 218 Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde? Wer -

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eignen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert *alle* daran, wenn man auch nur *einem* verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzuteilen. Denn ohne diese Mitteilung im einzelnen ist kein Fortgang im ganzen möglich.« 219

»Jeder Mensch hat seinen eignen Stil; was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. - Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben; aber viel, wie wir denken. Man wird doch wohl nicht

behaupten, daß unter verblühten bilderreichen Worten notwendig ein schwankender, schiefer Sinn liegen muß; daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient; daß, den kalten symbolischen Ideen auf irgendeine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwert zuzuschreiben. Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spöterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen. Also von der Wahrheit lasset uns sprechen und nicht vom Stil. Den meinen gebe ich aller Welt preis.²²⁰ Allerdings suche ich durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu Wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hievon nichts weiß oder versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es

nur auf diesem Wege geworden. - Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib, und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer tut, als ob er den Begriff nicht sähe oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an dem er zum Ritter werde!«[221](#)

66.

»Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. - Wenn ich noch mit einer Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt ich es tun! Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg, allein fortzudusein.«[222](#)

67.

»Vor allen Dingen laß mich Deinen Erstgeborenen mit meinem besten Segen hienieden bewillkommen! Er werde besser und glücklicher, als alle seines

Namens.²²³

Jetzt ist man hier auf meine ›Nathan‹ gespannt und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe. Spott und Lachen würde sich zu dem Tone nicht schicken, den ich in meinem letzten Blatt angestimmt habe; Du wirst sehen, daß ich meiner eignen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade.«²²⁴

68.

»Mein ›Nathan‹ ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Mit unsern jetzigen Schwarzeröcken hat es nichts zu tun, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Mit dem Pränumerieren möchte ich gern nichts zu tun haben. Denn wenn ich nun plötzlich stürbe? So bliebe ich vielleicht tausend Leuten einem jeden einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Taler auf mich schimpfen würde.²²⁵ Nach meinem ersten Anschläge sollte noch ein Nachspiel

dazukommen, genannt ›Der Derwisch‹, welches auf eine neue Art den Faden der Episode des Stücks selbst wieder aufnahme und zu Ende brächte. Aber auch das muß wegbleiben.«[226](#)

69.

»Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei, so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann.

Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.«

[227](#)

70.

»Mein *Ungenannter* scheint ein wenig Luft zu bekommen. Nun wird er sich schon von selbst soweit helfen, als er sich nach den Gesetzen einer höhern Haushaltung helfen soll. Auf mein eignes Glaubensbekenntnis habe ich mich bereits eingelassen, wenigstens mich darüber *ausgelassen*. Denn zum *Einlassen*

gehören zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann getan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Vermutlich weil es noch zu orthodox war und hierdurch weder der einen noch der andern Partei gelegen kam. ›Ist er noch so weit zurück?‹ dachten die einen ›Wenn er nur das will‹, dachten die andern ›was haben wir denn für einen Lärmen über ihn angefangen?‹

Die Versatilität des Geistes verliert sich, glaube ich, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann.«[228](#)

71.

»Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein *neugieriger Reisender*. Der, mit dem ich Ihnen jetzt antworte, ist ein *emigrierender*. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoricks Klassen nun zwar nicht; unter diesen wäre nur der *unglückliche und unschuldige Reisende*, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An

Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen.

Dieser Emigrant will von Ihnen nichts, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden gibt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt.

An Ihrem Briefchen kaue und *nutsche* ich noch. (Das saftigste Wort ist hier das edelste.) Und wahrlich, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nötig, wenn ich nicht ganz mißmütig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tötend, doch erstarrend.²²⁹

Daß *Ihnen nicht alles** gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Erinnerung an *unsre besseren Tage* noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Szene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!«²³⁰

Lessing.

Und so fiel er, der edle Hirsch, vielverwundet und unüberwunden. Da wo er erstarrte, sagt man, stehe sein Bild in Stein.

112.

Die *Funken aus der Asche eines Toten* haben mich wie ein stummes Trauerspiel im Innersten gerührt. *Das* also war Lessings Privatleben! so leitete es sich fort! so hat es geendet!

Dank seinem Bruder und dessen Gehülften, daß sie uns eine Sammlung Lessingscher Schriften gegeben, wie wir sie noch von keinem deutschen Schriftsteller gehabt haben. Wünschten wir nicht alle, daß Leibniz einen solchen Herausgeber gehabt hätte? Über die Art der Herausgabe hat er sich, meinem Bedünken nach, gnugsam gerechtfertigt.²³¹ Die Wahl der Männer, die ihm beistanden, ganz und völlig endlich rechtfertigt ihn die oft und frei bekannte Denkart seines Bruders. »Einmal,« sagt dieser,²³² »habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen *wollen*. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andre dem tätigen Mann nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen soviel

gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet: er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Gerade so wünschte ich wenigstens (denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden?), wünschte ich wenigstens, alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können; und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich tue, was ich kann, und jeder tue nur ebensoviel.«

So dachte Lessing, und so habe *er's* denn seiner eignen *Nemesis* Dank, daß nach dem Maß, nach dem er fremde Handschriften hervorzog, die seinigen auch ans Licht gestellt werden. Ehre gnug für jeden, Schriftsteller oder nicht, dessen kleinstes Blättchen, dessen eiligster Brief mit so viel Ehre ans Licht treten darf!

Gens sui tantum similis, ein gar *absunderliches** Volk sind wir Deutsche. Unsre Nachbarn *rühmen*

sich ihrer Schriftsteller; sie sammeln ihre Werke, Aufsätze, Briefe, Fragmente mit größestem Fleiß und setzen darin ein edles Eigentum, eine Nationalehre. So sind (nur wenige anzuführen) in Frankreich die Werke nicht etwa nur der Corneille, Racine, Molière, Voltaire, Rousseau, Fénelon. Bossuet, sondern auch der Motte le Vayer, Motte Houdart u.f., in England Shakespeares, Bacons, Miltons, Swifts, Popes, Humes Werke zum Teil mit einer Pracht erschienen, mit welcher der eitelste Schriftsteller selbst zuweilen unzufrieden sein würde; und wo irgendein Brief, ein Einfall, eine Anekdote von diesem oder jenem aufgegriffen ward, wird er bekannt gemacht und verherrlicht. Unsre deutsche Journale sagen nach, rühmen und preisen. Nur gegen unsre eigensten Verdienste sind wir undankbar, verachten, was nach der sorgfältigsten Bearbeitung in der bescheidensten Tracht vor uns tritt, und entziehen selbst dem Toten, was ihm gebühret. -

Für Höfe schrieb Lessing *nicht*, auch nicht für den großen Maßstab alles Geschmacks, den Geschmack der Franzosen. Gegen diesen schreibt man ihm vielmehr (obwohl meines Erachtens mit Unrecht) einen ungerechten Widerwillen zu; sie mögen ihn also nicht lesen.²³³ Wir Deutsche wollen ihn lesen; theoretisch und praktisch war er der Sprache Meister. Wenn es auch keine deutsche Nation gäbe, die sich um dies

oder jenes, worüber er geschrieben hat, kümmerte, so sollte es, dünkt mich, deutsche Gelehrte geben, denen dies und jenes nicht gleichgültig sein darf; und der *verständige Mann in seiner Sinnes- und Denkart* ist für einen gebildeten Mann bei jedem Schriftsteller das Wichtigste, das Beste.

Auch ich stelle mir Ihren Jüngling vor, der, »mit klassischen Kenntnissen in der Schule ausgerüstet, ehe er die Akademie beschreitet,« eben auf diese Sammlung Lessingscher Schriften geriete. Natürlich wird er vieles in ihnen überschlagen; wobei er aber verweilet, an den Werken seines Genius, an den Grundsätzen und Urteilen seiner Kritik, an seinen unvollendeten Entwürfen, an seinen hie und da kaum genannten Vorsätzen, an seinen Meinungen über das, was ihm leicht und schwer, notwendig oder erläßlich schien, an seiner Waage des Billigen und Rechten, des Zweckmäßigen, Edlen und Schönen, an seiner Kunst zu disputieren, nach Ort und Zeit zu reden, Wahrheit zu verhüllen, ohne sie zu beleidigen, sie nicht immer unmittelbar, sondern auf gewählten Umwegen geschickt zu befördern, vor allem an seinem festen und bescheiden Charakter, der nie mehr von sich hielt, als sich gebührt zu halten, der auch im Spiele ernst, auch gegen Feinde gerecht, über die menschliche Bestimmung rein und sicher, über das menschliche Wissen und Bestreben demütig und

bescheiden, seinen Grundsätzen treu blieb und in den widrigsten Fällen des Lebens den herben Apfel oft mit Scherz, immer aber mit männlicher Heiterkeit kostete: an diesem Mann und Schriftsteller wird er viel zu lernen finden! Seine Winke, seine Fehler werden ihn das Wichtigste lehren; er wird ihn *hochschätzen* und *bedauren*. *Hochschätzen*, daß er sich in so vieles wohlgerüstet, mutig und glücklich warf; wo es ihm mißlang, sich am Ziel selbst nicht irremachen ließ, sondern es auf andern Bahnen suchte. *Bedauren* wird er ihn -

Doch wozu die nutzlose Wiederholung? Mit Lessing ist das Problem abermals aufgelöst. Gebt diesem reinen Stahl in dephlogisierter Luft nur *einen* Funken, welch Schauspiel einer herrlichen Flamme an Glanz und Farbe werdet ihr erblicken bis zum letzten Moment der Erscheinung! Bringt diese helle Flamme dagegen - Der bescheidne Lessing erwartete von seinem Vaterlande nichts; das schmerzlichste aller Gefühle, das Gefühl der Kränkung, mäßigte er, selbst wenn man ihn *täuschte*. »Noch sind mir,« sagte er, [234](#) »in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erlesen zu sein glauben konnte.« Seine erste Jugendrede (1743) handelte von

der *Gleichheit eines Jahrs mit dem andern*;²³⁵ in Ansehung seiner Erwartungen scheint er dieser Jugendphilosophie zeitlebens treu geblieben zu sein. Kurz, das Trauerspiel »Spartacus,« das er uns auf der Bühne nicht geben konnte, hat er uns durch seinen Lebenslauf gegeben. - Fahren Sie mit Ihrer Geschichte der *französischen Propaganda in Deutschland* fort. Was ist zu tun? Was wird werden?

113.

»Was ist zu tun? was wird werden?« Da wir die Sieben Weisen Griechenlands nicht aufrufen können, so dünkt mich:

1. Lasset geschehen sein, was geschehen ist; es ist geschehen. Hätten die obern Stände Deutschlands sich in den Kopf gesetzt, statt französisch kal-muckisch zu sprechen (das Mongolische ist auch eine sehr ausgebildete Sprache), was wolltet ihr dagegen? Die Jahrhunderte sind *verloren*, und nicht ihr, sondern sie tragen die Schuld.

2. Ihr sehet, daß die Zeit das Blatt wendet. Ein Teil des französischen Geschmacks, der *Hofgeschmack* nämlich, ist bei den Franzosen selbst *antiquieret*. Wartet, ob ihn die Deutschen beibehalten oder ob sie gar *aus Mode* Republikaner werden.

Deutsch-französische Republikanerinnen und Republikaner!

3. Schmäht nicht, sondern bemitleidet, schweiget, ehret; und, wenn ihr es könnt, belehret. Es ist ein pöbelhafter Wahn, daß wir der obern Stände *nicht bedürfen*; wir bedürfen ihrer, wie sie unser bedürfen. Wir sollen ihr Auge, wir müssen ihre Hand sein; sie hingegen sind's, von deren Willen und Meinung im Guten und Bösen fast alles abhängt. Zum Wohl des Ganzen sind sie unentbehrlich. - Ebenso falsch ist die andre Behauptung, daß es Deutschland vorteilhaft sei, wenn Schriftsteller *bloß für Schriftsteller* schreiben. Der Koch kocht für Gäste, nicht für Köche; und wenn Köche sich in Deutschland zu Häuptern einer gelehrten Republik aufwerfen und statt der von ihnen verachteten Höfe schmähende *Jahrs- und Monatsbuden* errichten, so ist die öffentliche Kritik, die jeder Nation ein Palladium des guten Geschmacks, des gesunden und redlichen Urteils sein sollte, in Deutschland dazu geworden, wozu sie Weltleute mit verachtendem Spott aus innrer Abneigung gegen alles deutsche Bücherwesen nur wünschen mochten. Welcher Mann, ich will nicht sagen, von Stande, sondern nur von Achtung für seinen Namen wird sich in eine Gesellschaft mischen, die auf solche *Art für sich selbst* schreibt?

4. Glaube man nicht, daß die *untersten Stände* die

obern ersetzt haben, sobald irgend nur das *Produkt* abgeht. Der größte Teil deutscher Schriftsteller schreibt jetzt für *Lesegesellschaften*, und manche derselben scheinen sich an diesen das *Gesinde* der deutschen Nation zu denken, für welches ihre *Produkte* gewiß auch die unterhaltendsten sind. Dadurch bessern wir unsern Geschmack nicht; dadurch erwerben wir keine Ehre. Der Namenlose, der solche Werke schrieb schämte sich ihrer zuerst selbst, bis er (denn man gewöhnt sich an jedes Handwerk) in kurzem auch die Scham ablegte. Er *weiß*, daß er die Nation mit seinen Hefen der Aufklärung verderbe; die *Hefenfabrik* aber bringt ihm Geld und ist gut zu *Leihbibliotheken* der großen Gesindestube des deutschen Witzes und Unrats.

5. Wir haben Gäste um uns, deren manche endlich schon sich entschließen, das barbarische Deutsche zu lernen, die also (bei Franzosen kann es nicht fehlen) uns bald in die Schule nehmen werden. Schon hat einer den Anfang gemacht²³⁶ und uns verwiesen, daß wir »so gern *Originale* und *Fürstensklaven*« sein mögen, daß es uns an *Wörterbüchern*, an einer richtigen *Orthographie* und an *lateinischen Lettern* mangle; solcher Belehrer werden sich mehrere finden. Und mit Verehrung werden die deutschen Zeitschriften diese Seltenheiten aufnehmen, nicht genug zu rühmen wissen, wie sehr unsre Literatur dadurch in Aufnahme

komme, indem sogar Ausländer sich endlich um sie kümmern. Jeder, dem sein Vaterland lieb ist, hüte sich vor ihren beschämenden Schmeicheleien und mache sich ebensoviel aus dergleichen längst bekannten *Ratschlägen*. Was von Franzosen über unsre Literatur gesagt werden kann, ist hundertfach gesagt; wir aber wissen selbst am besten, wo uns der Schuh drückt, woran das Übel liege. Ich schämte mich, wenn die besten deutschen Schriftsteller sich aus einem Lobe wie z.B. im »Journal étranger« so viel machten und die Reservationen nicht bemerkten, mit denen jedes Lob gesagt war. Behüte Gott jeden Deutschen, daß er nicht um französischen und englischen Ruhm schreibe! Wo die Natur durch Sprache, Sitten und Charakter die Völker geschieden, da wolle man sie doch nicht durch *Artefacta* und *chemische Operationen* in eins verwandeln.

6. Mich dünkt, wir bleiben auf unserm Wege und machen aus uns, was sich machen läßt. Sage man über unsre Nation, Literatur und Sprache Böses und Gutes; sie sind einmal die *unsern*. Mit der französischen Sprache wollen wir nicht tauschen, ihr auch nicht beneiden, daß sie die Sprache der Welt sei. Büsch hat die Frage: »Gewinnt ein Volk in Absicht auf seine Aufklärung, wenn seine Sprache zur Universalprache wird?« scharfsinnig und meinem Bedünken nach wahr beantwortet.²³⁷ Als demütige

Deutsche wollen wir das gesamte Universum noch nicht lehren, sondern von jeder Nation, von der wir lernen können, lernen. Von den Altfranzosen sowohl als von den Neufranken wollen wir fortfahren zu lernen; denn eben von jenen ist uns, ihrer bösen Einführung wegen, unparteiisch betrachtet, noch vieles zu lernen übrig. Der eine Teil unsrer Nation nahm sie, ohne alles Verhältnis zu unsrem Dasein, mit blinder Verehrung auf und gewann an ihnen gerade das Lieb, was für uns nicht diente: Plaisanterien über die Religion und Zoten; der andere verabscheuete sie um so mehr und betrug sich überhaupt etwas pedantisch. Vielleicht waren wir zum richtigen Empfang und zu Beurteilung dieser mannigfaltigen Zeit- und Geistesprodukte an beiden Teilen noch zu sehr im Nebel. Jetzt hat sich die Wolke zerteilt; Frankreich selbst hat die Folgen vom Mißbrauch mehrerer Grundsätze Rousseaus, Voltaire, Helvétius' gekostet; die Zeit hat über sie gerichtet und der Zuschauer Urteil gereifet. Selbst über Montesquieu sind wir noch in Schulden; denn mir ist kein deutsches Werk bekannt, das das französische für uns brauchbar oder entbehrlich gemacht hätte. Die ganze ältere französische Literatur erwartet zur Anwendung für uns noch ein ruhiges Auge.

7. Bei allen Mißleitungen einer so vielfach zerteilten Nation, wie die deutsche ist, bei Verirrungen, die

jahrhundertlang gedauert haben und sich noch jetzt fast in jedes Urteil mischen, müssen wir am meisten auf die große *Alliierte*, die weise Lenkerin menschlicher Torheiten, die *Providenz*, rechnen. Ihr wollen wir's zuglauben, daß auch die Gallicomanie der Deutschen, die lächerlichste Torheit, deren sich ein ernsthaftes Volk bewußt sein kann, ihr Gutes haben werde; wäre es auch kein anderes, als Fehler zu entblößen, die man noch lange verschleiert hätte und gegen welche kein Salz der Komödie wirksam gewesen wäre. Die Mutter Zeit hat entschleiert; das Salz ist gekostet; tue es die beste Wirkung! Den ganzen Gallizismus unsrer oberen Stände gelinde abzuführen und den kalten, besonnenen Deutschen den Satz begreiflich zu machen, daß wir nirgend anders als in unserm *Ulu-brä*, nach deutscher Weise, mit der Nation, die die unsrige ist, wo nicht witzig, so doch vernünftig und glücklich sein sollen. Jedes andre, fremde Alfanzerei, ist vom Dämon. -

Noch sollte ich mich über den Vorwurf, als ob wir Deutsche die Engländer nicht genug geehrt hätten, rechtfertigen; der aber widerlegt sich selbst. Mit den Briten stehen wir in reinerem Verhältnis; wir ehren sie aus Neigung *über Gehühr*, von ihnen keine Ehre erwartend. Unser Herz sagt uns nämlich, »auch wir hätten in den vorigen Jahrhunderten einen Bacon, Shakespeare, Milton haben können«; wir fühlen sie

als Gebein von unserm Gebein, als Menschen unsrer Art; sie sind die auf eine Insel verpflanzten Deutschen. Daher sind von den Engländern selbst ihre trefflichsten Schriftsteller kaum mit so reger, treuer Wärme aufgenommen worden, als von uns Shakespeare, Milton, Addison, Swift, Thomson, Sterne, Hume, Robertson, Gibbon aufgenommen sind. Richardson's drei Romane haben in Deutschland ihre goldne Zeit erlebt; Youngs »Nachtgedanken,« »Tom Jones,« »Der Landpriester« haben in Deutschland Sekten gestiftet; in englischen *Zeitschriften* haben wir bewundert, selbst was wir nicht verstanden, was für uns nicht geschrieben war. Und wer wäre es, der die Schotten Ferguson, Smith, Stewart, Millar, Blair nicht ehrte? Auf diesem demütigen Wege wollen wir bleiben und nicht erwarten, daß man uns verstehe und ehre. Der Nationalruhm ist ein täuschender Verführer. Zuerst lockt er und muntert auf; hat er eine gewisse Höhe erreicht, so umklammert er den Kopf mit einer ehernen Binde. Der Umschlossene sieht im Nebel nichts als sein eigenes Bild, keiner fremden neuen Eindrücke mehr fähig. Behüte der Himmel uns vor *solchem Nationalruhm*; wir sind noch nicht und wissen, warum wir noch nicht sind; wir streben aber und wollen werden.

[Der deutsche Nationalruhm]

[Eine Epistel]

Bist du, Geliebter, noch so neu und jung,
Daß ein Gespenst, der *Nationalruhm*,
Dich äffet und betrübt? O sage mir,
Wo ist denn unsre Nation? Und du,
Ich, er und wir, wir alle, sind wir sie?

»Da,« sagst du, »lies im Briefe Winckelmanns,
Des Deutschen, wie der deutsche Reichsbaron
In Rom sich stolz und dumm gebärdet!« - Gut!
So der Baron; das sind gottlob nicht wir.

»Da,« sagst du, »lies, wie ein Tanzmeister einst
(Helvétius erzählt's) den Deutschen anfuhr:
>Ihr ein Engländer, Herr? Das seid Ihr nicht;
Ein deutscher Fürstendiener seid Ihr. Das

Seh ich an Eurem Gang, an Eurem Blick!«
Und jedem Deutschen, der sich in Paris
Für einen kecken, stolzen Briten gibt,
Und jedem Unverschämten in der Zunft
Der Fürstendiener wünsch ich den Marcel²³⁸. -
Doch was soll uns das?

»Wie? gelüftet nicht
Dem Deutschen stets, der Vorderste zu sein?
Und weil es ihn gelüftet, dünkt er sich
Vorán. Ein Shakespeare, Milton, Swift und Young -
O hier ist mehr als Shakespeare, Milton, Young
Und Swift und Thomson! Lies einmal!«

Du tust
Dem Deutschen Unrecht. Wenn ein Tor so spricht
Spricht darum so die deutsche Nation?
Doch wenn ein armer Wicht das Präparat
Von Lieberkühn, von Meckel sieht und murr
Bescheiden-traurig: »Ach, das könnt ich auch!
Mir fehlet's nur am Besten!« - wolltest du
Den Jüngling tadeln, daß er in sich fühlt,
Was *er* sein könnte und wohl nie sein wird,
Weil's ihm am *Besten* fehlet? - Wolltest du
Den Knaben schelten, der: »Das kann ich auch!«
Mit kühner Freude ruft, indes der Arm
Ihm schwach versaget? Denn er kann noch nicht
Den Bogen spannen. -»Knabe!« rufet ihm
Der Vater zu, »noch sieben Jahre, und
Du spannest ihn; sei wacker! übe dich!«

Wir Deutsche sind der arme Jüngling, wir
Der schwache Knabe. Ach, wir könnten wohl!
Du weißt, woran es liegt; wir können nicht.

Doch nicht verzweifelt! Gibt es Zeit und Glück,
So können wir dereinst.

Sieh rings umher!

Wer sind die Fleißigen, die Künstler in
Britannien und Rußland, Dänemark
Und Siebenbürgen, Pennsylvanien
Und Peru und Granada? - Deutsche sind's,
Nur nicht in Deutschland. Vor dem Hunger flohn
Sie nach *Saratow*, in die *Tatarei*.

Du sahest *Augsburg*, *Nürnberg*; blutete
Dein Herz dir nicht, wenn du aus alter Zeit
Die Dürers und Sankt Sebald, Sankt Johann,
Die alten Drucke, Holz- und Kupferstich'
Und Fensterscheiben und so manche Kunst
Der Nürenberger, der Augsburger sahst
Und dann die hungernd Arbeitseiligen
Der jetz'gen Zeit besuchtest? - Lies einmal
Mit Winckelmanns auch Lamberts Briefe, was
In Deutschland die *Erfindung* gilt!

In Rom

Sah ich den Fleißigsten der Deutschen; »Ah,
Il povero Tedesco!« sprach zu mir
Der Römer. »Warum povero?« »Warum?
Santa Maria! Dieser junge Mann,

So fleißig (und er lebet fast von nichts!),
Kommt er mit aller seiner Kunst dereinst
Dort über die Gebürge, spricht zu ihm
Sein Landesherr: »Ich mag des Zeugs nicht mehr!«
So muß er betteln!« - Ah! il povero! -

Du kennst doch unsern Luther, Freund, und hast
Den armen Bettelbrief gelesen, den
Bald nach dem Tode des großmütigen,
Wohltät'gen Mannes seine Ehefrau,
Die Mutter vieler Kinder, dürftig schrieb?
Wohin? nach Deutschland? Nein, nach Deutschland
nicht!

An Seine Majestät von Dänemark
Schrieb sie demütig: »Da doch auch *sein* Reich
Lutherisch heiße, möchte gnädigst er
Des Luthers armer Witwe und den Kindern
Etwas verleihen.« - Und der König tat's.

Du kennst auch Keplers Leben? Lies, o Freund!
Es ist merkwürdig: er verhungerte! -
Dann lies auch Newtons Leben zum Vergleich! -
Willst du noch mehr der Leben?

»Warum schrein
Die Deutschen nicht?« Ja, schrei und schrei und

schrei!

Der Wald hat keine Ohren. Kennst du nicht
Das Epigramm: »Dem unglücksel'gen Pan
Ist Echo selbst auch in der Welle stumm!« -

»Und doch sind sie in ihrer Herren Dienst
So *hündisch-treu!* Sie lassen willig sich
Zum Mississippi und Ohiostrom,
Nach Candia und nach dem *Mohrenfels*
Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold indes, und seine Witwe darbt;
Die Waisen ziehn den Pflug und hungern. - Doch
Das schadet nicht; der Herr braucht einen Schatz.«

Grausam genug! Doch sollten darum dann
Die Väter treulos werden? Liegt das Ach
Der Witwen und der Waisen Seufzer, liegt
Des Vaters Leben und *sein* Seufzen dann
Nicht auch in seines Herren Schatz? - Geduld!

»Armselig Volk! *Wie's einer macht, so hat er's!*«
Nicht also! Freund: »*Wie einer ist, so tut er,*«
So heißt's. Der gute Deutsche tue Guts! -
Was sollte Rache? Und was hälfe sie?
Stockprügel und die Kugel vor den Kopf - -
Er lasse Gott es über! -

»Gott? Der hat
Was anderes zu tun, als für den Deutschen
Zu sorgen, der die Sache nicht versteht.« -

So muß sie Gott verstehen! Oh, es flammt
Kein brennender Altar wie dieser! Sieh,
Der Witwen Angstgebet ist Weihrauch; sieh,
Des Vaters und der Waisen Seufzer fachen
Die Glut an. Wie die Flamme steigt! Sie sprüht!
Die Kohlen glühn auf des Verkäufers Haupt. - -

»Moral der alten Zeiten! Doch wohin
Sind wir verirrt? Vom *Nationenruhm*
Zu deutschen Negern!« -

Wohl! der *erste* Ruhm
Der Nation ist *Unschuld*; nie die Hand
Im Blut zu waschen, auch gezwungen es
So zu vergießen als sein eignes Blut -

Der *zweite* Ruhm ist *Mäßigung*. Es ruft
Der *Hindus* und der *Peruaner* Not,
Die Wut der *Schwarzen* und der *Mexikaner*
Gebratner Montezuma rufen noch
Zum Himmel auf und flehn Entsündigung! -
O glaube, Freund, kein Zeus mit seinem Chor
Der Götter kehrt zu einem Volke, das,

Mit solcher Schuld- und Blut- und Sündenlast
Und Gold- und Demantlast beladen, schmaust!
Er kehrt bei stillen Äthiopiern
Und Deutschen ein, zu ihrem armen Mahl.

Der *dritte* Nationenruhm ist *Weisheit*;
Nicht schlaue Truglist, schöne Worte nicht.
Die Welt mit Worten äffen, ist ein Dunst
Des Dämons, der den Blendenden erstickt.
Wer alle Welt zum Toren hat, ist selbst
Der größte Tor; er spielt die blinde Kuh. -
Aufrichtigkeit ist Weisheit; Billigkeit
Und Rechttun ist Verstand.

»Doch du verschweigst
Die Grazien des Lebens. Gilt die *Kunst*,
Witz und *Genie* für nichts?«

Für vieles Freund,
Doch nicht für alles. Kunst, Genie und Witz
Ist nicht der Nationen einziger
Und höchster Ruhm, es sei denn jene Kunst,
Die Kunst der Künste, *Weisheit*. - Daß ein Narr
Mit *angeborener* Kunst sich vor mir spielt,
Und jene singt und diese liebend tanzt,
In Ohnmacht sinket und mit Reiz erwacht,
Daß auf der Bühne jener auf dem Seil

Das Herz der Weiber regt, ein anderer dort
Den Brummbaß streichet und durch Löcher bläst
Und dieser Verse drechselt, jener Punsch
Zu Eis bereitet: *gut* mag es zwar sein,
Doch nicht das Beste, das Notwendigste.
Pythagoras, Konfuz und Sokrates,
Sie wußten nichts davon und rechneten
Auch nicht darauf. Ein gar armselig Volk,
Das sein Verdienst nur auf der Bühne, nur
Auf Brettern hat und es aus Löchern bläst! -

»Und dennoch ist's Verdienst!« -

Ein örtliches!

Der Himmel teilt die Gaben, wie er will.
Nicht jedes Klima, jeder Boden gibt
Dieselben Früchte; nicht auch jede Zeit,
Noch jeder Baum und Wurzel, Halm und Strauch
Dieselbe. Wer vom Baume Most, vom Eis
Die Ananas begehret, ist -

»Ereifre

Dich nicht, o Freund! Es bleibt *Ananas*
Und Schlehbeer unterschieden Shakespeare,
Homer und Ossian und Raffael
Sind doch wohl *Nationenruhm?*« -

Mitnichten!

Dem Menschegeist gehören sie und nicht
Der Nation. Mir ist es Greuel, wenn
Der gröbste Brite Shakespeares sich rühmt,
Als sei *er's selbst*, als hätt *er* ihn gezeugt
Und zimmern helfen. Ihn geschmähet hat
Die Nation durch manche Äfferei
Und blinden Stolz. - Des Dichters Auge, das
In schönem Wahnsinn über Meer und Land
Und Erd und Himmel flog und jede Welt
In ihrer Schönheit sah - dies Auge war
Nicht in Cambridge, auch von Dollond nicht
Geschliffen; *Auge* war es *der Natur*.

Die göttliche Idee, die Raffael
Begeisterte, war eines Engels Traum,
Kein Urbinatsches Töpferwerk. Und ist
Urbino denn Italien? - Der Ruhm,
Der auf den Farbenreiber übergang
Vom Maler, ist ein wahrerer als der,
Wenn hundert Jahre drauf der Römer ruft:
»Wir hatten einen Raffael!« Warum,
Ihr guten Römer, habt ihr ihn nicht mehr?

Der Glanz, o Freund, der von dem göttlichsten
Genie die Nation bestrahlet, ist
Ein Götterglanz, der nur die Würdigsten
Erleuchtet und verklärt; dem Schwachen nimmt

Er seiner Augen Licht; dem Toren, oft
Der Nation enthüllt er wie ein Blitz
Nur ihre Niedrigkeit. Verschmachtetete
Der Kanzler Baco nicht und lechzete
Umsonst im Sterben nur nach besserm Bier?²³⁹

Der *vierte* Nationenruhm ist *Tat*
Zum Wohl der Menschen. Was ein ganzes Volk
Gezwungen und in Trunkenheit getan,
Das tat es nicht. Und was die Königin
Titania, die *Zeit*, durch ihren Puck
Im Scherz hinspielte, noch viel weniger.
Das Werk der einzelnen zum Wohl der Welt,
Jetzt in Erfindung, auch im Willen nur -
Heil ihnen, wenn es einst die Nation
Mit dankendem Gefühl begrüßet, bis
Es allen Völkern zum Gedeihen kommt! -
Wer diesen Äther des Verdienstes trinkt,
Wie schwinden ihm die Namen! Hoch aufgehn
Läßt er die Sonn auf eine halbe Welt
Und regnet allen Nationen Heil. -

»Mich wundert, daß du nicht die Druckerei
Der Deutschen rühmest; sie sind stolz darauf!« -

Nicht stolz, nur dankbar. Gibt sie nicht dem Wort
Allgegenwart, Gemeinnutz, Ewigkeit?

An Zeiten bindet sie die Zeiten, knüpft
Gedanken an Gedanken, Fleiß an Fleiß;
Ein *Genius* der wachsenden Vernunft,
Das Band getrennter Seelen, sie, die Schrift
Der Schriften, einigt aller Menschen Herz
Und Sinn und Geist; sie wehrt der Barbarei
Und spottet des Naturgesetzes, das
Jedweden einzelnen so bald begräbt.
In Schriften lebt von ihm der beßre Teil,
Durch sie unsterblich. -

Aber hör, o Freund,
Das alles ist im Nationenruhm
Das Höchste nicht!

»Und gäb's ein Höheres?«
Ein Höchstes: *nützende Verborgenheit*
Wenn dein Verdienst der leichte Nachbar dir
Entwendet und der reichere genießt;
Wenn bettelnd du zu ihm hinwandern mußt
Und flehen ihm, daß er dein Gutes doch
Als seines nütze; wenn dein Weib und Kind
Zu Hause darbt und du mit Leibsgefahr
Dich aus dem Lande stahlest, das dir nichts
Als eine rote Binde zum Geschenk
Zu geben hatte, dennoch dir das Herz
Vor Freude schlägt zu deinem Werk und du
Den kalten Hohn der Toren trägest, liebst

Dein Vaterland, in ihm die tausend guten
Mitduldenden, du liebst das deutsche Weib,
Den deutschen Mann und Freund und Untertan
Und Bürger und Arbeiter, liebest selbst
Die deutsche *Dumpfheit* und *Verlegenheit*,
Und *Treu** und *Einfalt* mehr als jeden Stolz
Begüterter Barbaren: bleibe der!
So wohnt in *dir* die deutsche Nation.

»Da wohnt sie eng und sehr inkognito.
Ich merk, es geht aufs alte Sprüchwort aus:
>*So ihr, doch nicht für euch!*<<<

Ein hohes Wort,
Wenn uns die Schickung wert hält, nicht für uns,
Für andere zu sein. Es wendet sich
Der Zeiten Blatt. Was sinket, ist darum
Das Schlechte nicht. Wir lernen jetzt und stets,
Stets laßt uns lernen! Laßt uns fröhlich sä'n
Im Nebel auch; die Ernte kommt gewiß.

Zehnte Sammlung

(1797)

114.

Aber warum müssen Völker auf Völker wirken, um einander die Ruhe zu stören? Man sagt, der fortgehend wachsenden Kultur wegen; wie gar etwas anders sagt das Buch der Geschichte!

Hatten jene *Berg-* und *Steppenvölker* aus Nordasien, die ewigen Beunruhiger der Welt, es je zur Absicht oder waren sie je imstande, Kultur zu verbreiten? Machten die *Chaldäer* nicht einem großen Teil der alten Herrlichkeit des Vorderasiens eben ein Ende? Attila, so viele Völker, die ihm vorgingen und nachfolgten, wollten sie die Fortbildung des Menschengeschlechts befördern? Haben sie sie befördert?

Ja, die *Phönizier*, die *Karthager* mit ihren gerühmten Kolonien, die *Griechen* selbst mit ihren Pflanzstädten, die *Römer* mit ihren Eroberungen, hatten sie diesen Zweck? Und wenn sich durch das Reiben der Völker aneinander hier etwa diese Kunst, dort jene Bequemlichkeit verbreitete, leisten diese wohl Ersatz für die Übel, die das Drängen der Nationen

aufeinander dem Siegenden und dem Besiegten gaben? Wer vermag das Elend zu schildern, das die griechischen und römischen Eroberungen dem Erdkreise, den sie umfaßten, mittelbar und unmittelbar brachten?²⁴¹

Selbst das *Christentum*, sobald es als Staatsmaschine auf fremde Völker wirkte, drückte sie schrecklich; bei einigen verstümmelte es dergestalt ihren eigentümlichen Charakter, daß keine anderthalbtausend Jahre ihn haben zurechtbringen mögen. Wünschten wir nicht, daß z.B. der Geist der nordischen Völker, der *Deutschen*, der *Galen*, *Slawen* u.f., ungestört und rein aus sich selber hätte hervorgehen mögen?

Und was nutzten die *Kreuzzüge* dem Orient? Welches Glück haben sie den Küsten der Ostsee gebracht? Die alten *Preußen* sind vertilget; *Liven*, *Esten* und *Letten* im ärmsten Zustande fluchen im Herzen noch jetzt ihren Unterjochern, den Deutschen.

Was endlich ist von der Kultur zu sagen, die von *Spaniern*, *Portugiesen*, *Engländern* und *Holländern* nach Ost- und Westindien, unter die Neger nach Afrika, in die friedlichen Inseln der Südwest gebracht ist? Schreien nicht alle diese Länder, mehr oder weniger, um Rache? Um so mehr um Rache, da sie auf eine unübersehliche Zeit in ein fortgehend wachsendes Verderben gestürzt sind. Alle diese Geschichten liegen in Reisebeschreibungen zutage; sie sind bei Gelegenheit

des Negerhandels zum Teil auch laut zur Sprache gekommen. Von den spanischen Grausamkeiten, vom Geiz der Engländer, von der kalten Frechheit der Holländer, von denen man im Taumel des Eroberungswahnes Heldengedichte schrieb, sind in unsrer Zeit Bücher geschrieben, die ihnen so wenig Ehre bringen, daß vielmehr, wenn ein europäischer Gesamtgeist anderswo als in Büchern lebte, wir uns des *Verbrechens beleidigter Menschheit* fast vor allen Völkern der Erde schämen müßten. Nenne man das Land, wohin Europäer kamen und sich nicht durch Beeinträchtigungen, durch ungerechte Kriege, Geiz, Betrug, Unterdrückung, durch Krankheiten und schädliche Gaben an der unbewehrten, zutrauenden Menschheit, vielleicht auf alle Äonen hinab, versündigt haben! Nicht der weise, sondern der *anmaßende, zudringliche, übervorteilende Teil* der Erde muß unser Weltteil heißen; er hat nicht kultiviert, sondern die Keime eigener Kultur der Völker, wo und wie er nur konnte, zerstöret.²⁴²

Was ist überhaupt eine aufgedrungene, fremde Kultur? eine Bildung, die nicht aus eignen Anlagen und Bedürfnissen hervorgeht? Sie unterdrückt und mißgestaltet, oder sie stürzt gerade in den Abgrund. Ihr armen Schlachtopfer, die ihr von den Südseeinseln nach England gebracht wurdet, um Kultur zu empfangen, ihr seid Sinnbilder des Guten, das die Europäer

überhaupt andern Völkern mitteilen.²⁴³ Nicht anders also als gerecht und weise handelte der gute Kien-Long, da er dem fremden Vizekönig schnell und höflich mit tausend Freudenfeuern den Weg aus seinem Reich zeigen ließ. Möchte jede Nation klug und stark genug gewesen sein, den Europäern diesen Weg zu zeigen! -

Wenn wir nun sogar lästernd vorgeben, daß durch diese Beeinträchtigungen der Welt der Zweck der Vorsehung erfüllt werde, die uns ja eben dazu Macht und List und Werkzeuge gegeben habe? die Räuber, Störer, Aufwiegler und Verwüster aller Welt zu werden, wer schauderte nicht vor dieser menschenfeindlichen Frechheit? Freilich sind wir, auch mit Torheiten und Lastertaten, Werkzeuge in den Händen der Vorsehung, aber nicht zu unserm Verdienst, sondern vielleicht eben dazu, daß wir durch eine rastlose höllische Tätigkeit im größten Reichtum arm, von Begierden gefoltert, von üppiger Trägheit entnervt, am geraubten Gift ekel und langweilig sterben.

Und wenn einige Neulinge mit Anmaßungen solcher Art alle Wissenschaften beflecken, wenn sie die gesamte Geschichte der Menschheit dahin abzweckend finden, daß auf keinem andern als diesem Wege den Nationen Heil und Trost widerfahren könne, sollte man da *unser ganzes Geschlecht* nicht aufs empfindlichste bedauern?

Ein Mensch, sagt das Sprichwort, ist dem andern ein Wolf, ein Gott, ein Engel, ein Teufel; was sind die aufeinander wirkende Menschengruppen einander? Der Neger malt den Teufel weiß, und der Lette will nicht in den Himmel, sobald Deutsche da sind. »Warum gießest du mir Wasser auf den Kopf?« sagte jener sterbende Sklave zum Missionar. -»Daß du in den Himmel kommest.« -»Ich mag in keinen Himmel, wo Weiße sind,« sprach er, kehrte das Gesicht ab und starb. Traurige Geschichte der Menschheit!

Neger-Idyllen

Die Frucht am Baume

Ich ging im schönsten Zedernhain
Und hörete der Vögel Lied,
Bewundernd ihrer Farben Glanz,
Bewundernd ihrer Bäume Pracht -
Als plötzlich aus der Höhe mich
Ein Ächzen weckte. Welch Gesicht! -
Ein Käfig hing am hohen Baum,
Umlagert von Raubvögeln, schwarz
Umwölket von Insekten.-

Als

Die Kugel meines Rohres sie
Verscheucht, sprach eine Stimme: »Gib
Mir Wasser, Mensch! Es dürstet mich.« -

Ich sah den menschenwidrigsten
Anblick. Ein Neger, halb zerfleischt,
Zerbissen; schon ein Auge war
Ihm ausgehackt. Ein Wespenschwarm
An offenen Wunden sog aus ihm
Den letzten Saft. Ich schauderte.

Und sah umher. Da stand ein Rohr
Mit einem Kürbis, womit ihn
Barmherzig schon sein Freund gelabt.
Ich füllte den Kürbis. -»Ach!«
Rief jenes Ächzen wieder, »*Gift*
Darein tun, Gift! du weißer Mann!
Ich kann nicht sterben.«

Zitternd reicht

Ich ihm den Wassertrank: »Wie lang,
O Unglücksel'ger, bist du hier?« -
»*Zwei Tage, und nicht sterben! Ach,*
Die Vögel! Wespen! Schmerz! o Weh!«

Ich eilte fort und fand das Haus
Des Herrn im Tanz, in heller Lust.

Und als ich nach dem Ächzenden
Behutsam fragte, höret ich,
Daß man dem Jünglinge die Braut
Verführen wollen und wie *er*,
Das nicht ertragend, sich gerächt.
Dafür dann büße nun sein Stolz
Die Keckheit und den Übermut.

»Und der Verführer?« fragt ich.
»Trinkt
Dort an der Tafel.«

Schaudernd floh
Ich aus dem Saal zum Sterbenden.
Er war gestorben. - Hatte dich,
Unglücklicher, mein Trank zum Tode
Gestärket, o so gab ich dir
Das reichste, süßeste Geschenk.

Die rechte Hand

Ein edler Neger, seinem Lande frech
Entraubet, blieb auch in der Sklaverei
Ein *Königssohn*, tat edel seinen Dienst
Und ward der Mitgefangnen Trost und Hat.

Einst als sein Herr, der weiße Teufel, wütend
Im Zorn der Sklaven einem schnellen Tod
Aussprach, trat Fetu bittend vor ihn hin
Und zeigte seine Unschuld. »Widersprichst
Du mir? Du selbst, *du** sollst sein Henker sein!«

»Sogleich!« antwortet Fetu, »nur noch einen,
Noch einen Augenblick!« Er flog hinweg
Und kam zurück, in seiner linken Hand
Die abgehaune rechte haltend, die
Den Henkersdienst vollführen sollte. Tief
Gebückt, legt, er sie vor den Herrn: »Fodre,
Gebierter, von mir, was du willst, nur nichts
Unwürdiges!«

Er starb an seiner Wunde,
Und seine Hand ward auf sein Grab gepflanzt.
Wie manche Arme lägen! - Nein doch, nein!
Gar viele lägen nicht; die Willkür wird
Ohnmächtig, wenn es ihr am Werkzeug fehlt.

Sprichst du hingegen: »Wie der Herr gebeut!«
Und: »Tu ich's nicht, so tut's ein anderer;
Lieb ist ja jedem seine rechte Hand!«
So henken Sklaven (das Gefühl des Unrechts
In ihrem Herzen) andre Sklaven frech
Und scheu und stolz, bis sie ein dritter henkt. [244](#)

Die Brüder

Mit seinem Herren war ein Negerjüngling
Von Kindheit an erzogen; *eine* Brust
Hatt sie genährt. Aus seiner Mutter Brust
Hatt afrikan'sche Bruderliebe Quassi
Zu seinem Herrn gesogen, hütete
Sein Haus und lebte, lebte nur in *ihm*.

Der Neger glaubte sich von seinem Herrn
(Einst seinem Spielgesellen) auch geliebt,
Tat, was er konnte, lebend nur für *ihn*.

Und - bittere Täuschung! - einst um ein Vergessen,
Das auch dem Göttersohn begegnen kann,
Ergrimmete sein Herr und sprach zu ihm
Von Karrenstüpe.²⁴⁵

Wie vom Blitz gerührt,
Stand *Quassi* da, der treue Freund, der Bruder,
Der liebende Anbeter seines Herrn.
Das Wort im Herzen, deckte schwarzer Gram
Die ganze Schöpfung ihm. Verstummt entzog
Er sich des Herren Anblick. - Meinet ihr,
Er floh? Mitnichten! Sicher hoffend noch,
Daß ihn ein Freund, daß die Erinnerung

Der Jugend ihn versöhne, rettet' er
Sich in der niedern Sklaven Hütte, die
Ihn hoch verehreten. Da wartet' er
Ein nahes Fest ab, das sein Herr dem Neffen
Bereitet' und ein Tag der Freude war.
»Dann,« sprach er bei sich selbst, »wird ihm die Zeit
Der Jugend wiederkehren. Billigkeit
Und meine Unschuld, meine Lieb und Treu
Wird für mich sprechen. Er vergaß sich; doch
Er wird sich wiederfinden.« -

Jetzt erschien

Der Tag; das Fest ging an, und *Quassi* wagte
Sich auf den Hof.

Doch als sein Herr ihn sah,
Ergrimmet wie ein Leu, der Blut geleck't,
Sprang er auf ihn. Der Arme floh. Der Tiger
Erjagt ihn; beide stürzen; stampfend kniet
Sein Herr auf ihm, ihm jede Marter drohend.

Da hub mit aller seiner Negerkraft
Der Jüngling sich empor und hielt ihn fest
Danieder, zog ein Messer aus dem Gurt

Und sprach: »Von Kindheit an mit Euch erzogen,
In Knabenjahren Euer Spielgesell,

Liebt ich Euch wie mich selbst und glaubte mich
Von Euch geliebet. Ich war Eure Hand,
Eur Auge. Euer kleinster Vorteil war
Mein eifrigster Gedanke Tag und Nacht;
Denn das Vertraun auf Eure Liebe war
Mein größter Schatz auf dieser Welt. Ihr wißt,
Ich bin unschuldig; jene Kleinigkeit,
Die Euch aufbrachte, ist ein Nichts. Und Ihr,
Ihr drohtet mir mit *Schändung meiner Haut*.
Das Wort kann *Quassi* nicht ertragen; denn
Es zeigt mir Euer Herz.«

Er zog das Messer
Und stieß es - meint ihr in des Tigers Brust?
Nein! selbst sich in die Kehle. Blutend stürzt'
Er auf den Herren nieder, ihn umfassend,
Beströmend ihn mit warmem Bruderblut.

Wie manche Kugel in Europa fuhr
In des Beleidigten gekränktes Hirn,
Die den Beleidiger fromm verschonete!
Wie manches »Ich der König« fraß das Herz
Des Dieners auf mit langsam-schnellem Gift!²⁴⁶
O wenn Gerechtigkeit vom Himmel sieht,
Sie sah den Neger auf dem Weißen ruhn.

Zimeo

Ein Lärm erscholl; die weite Ebne stand
In Flammen; zwei-, dreihundert Wirbelsäulen
Von rotem, grünem, gelbem Feuer stiegen
Zum Himmel auf, und vom Gebürge drückt
Ein langer schwarzer Rauch sich schwer herab,
Durch den die Morgensonne ängstlich drang,
Kaum seinen Saum vergüldend. Traurig blickten
Der Berge Spitzen aus dem Rauch hervor,
Und fern am Horizont das helle Meer.

Die herdenvolle Ebne war voll Angst-
Geschrei der Fliehenden, verfolgt von Schwarzen,
Die unter blühenden Pflanzungen Kaffee,
Kakao, Zuckerrohr und Indigo
Und Ruku, in Pomranzenlauben sie
Erwürgten. In der Vögel Lied ergoß
Sich Weh und Ach der Sterbenden. -

Da trat
Ein Mann vor uns mit Blute nicht befleckt,
Und Güte sprach in seinen Zügen, die
Im Augenblick mit Zorn und Trauer, Wut
Und Wehmut wechselten. Gebietend stand
Er wie ein Halbgott da, geboren, zu befehlen.

Und milde sprach er: »Höret, hört mich an,
Ihr Friedensmänner, wendet eure Herzen
Zum unglücksel'gen Zimeo.« Er ist
Mit Blute nicht befleckt; zwar wär es nur
Gottloser Blut: denn meiner Brüder Qual
Rief vom Gebürge²⁴⁷ mein Geschlecht herab,
An Tigern sie zu rächen. Aber ich
Begleitet sie, sie einzuhalten; wo
Ich irgend Milde fand, verschont ich. Ich
Verschmähte, selbst mit schuld'ger Weißen Blut
Mich zu beflecken. Sklaven, tretet her,
Wie lebt ihr hier? - O wendet eure Herzen,
Ihr Friedensmänner, nicht vom Zimeo.

Er rief die Sklaven unsres Hauses, sie
Befragend um ihr Schicksal. Alle traten
Mit Freude vor ihn hin, erzählend ihm
Ihr Leben. »Komm, o Edler,« sprachen sie,
»Sieh unsre Kleider, unsre Wohnungen.«
Sie zeigten ihm ihr Geld; die Freigelaßnen
Umrington uns und küßten unser Knie
Und schwuren, nie uns zu verlassen.

Tief

Gerührt stand *Zimeo**, die Augen jetzt
Auf uns, dann auf die Sklaven wendend, dann
Zum Himmel: »Mächtiger Orissa, der
Die Schwarzen und die Weißen schuf, o sieh,

Sieh auf die wahren Menschen; dann bestrafe
Die Frevler! - Reicht mir eure Hand! -

Von nun an

Will ich zwei Weiße lieben.«

Nieder warf er

Auf eine Matte sich im Schatten. »Hört
Den unglücksel'gen Zimeo! Er ist
Nicht grausam! Beim Orissa! nicht, nur tief
Unglücklich.« - Laut aufschluchzend hielt er ein.

Da stürzten zu ihm zwei von unsern Sklaven:

»Wir kennen dich, Sohn unsres Königes,
Des mächt'gen Damiels. Ich sah dich oft
Zu Benin.« - »Ich zu Onebo.« - Sie traten
Zurück. - Er rief sie freundlich zu sich: »Bleibt,
Ihr meine Landesleute, bleibt mir nah!
Zum ersten Male wird Jamaikas Luft
Mir angenehm, da ich mit Euch sie atme.«

Er faßte sich und sprach: »Ihr Friedensmänner,
Hört meine Qual. Mein Vater sandte mich,
Daß mich des Hofes Schmeicheleien nicht
Verderbeten, zum Dorfe Onebo.

Ein fleißig Dorf von Ackerleuten. Da
Erzog Matomba mich, der weiseste
Der Menschen. Ach, verloren ist er mir

Und seine Tochter, meine Elavo,
Mein Weib.« Er weinete; dann fuhr er fort:
»Ihr Weiße habt nur eine halbe Seele,
Die nicht zu lieben, nicht zu hassen weiß.
Nur Gold ist eure Leidenschaft. - Doch höret! -

Als ich in Onebo (o schönes Land
Voll süßester Erinnerung!) mit Matomba,
Ein Ackersmann, und froh und glücklich war
Mit meiner Elavo im ersten Traum
Der Liebe, sieh, da kam ein schwarzes Schiff
Der Portugiesen an die Küste. Oh,
Hätt ich es nie gesehn! Zu Benin werden

Verbrecher nur verkauft. Zu Onebo
War kein Verbrecher. - Also luden uns
Die Räuber auf ihr Schiff. Ein Fest begann;
Musik erklang, ein Tanz. - Noch hör ich ihn,
Den fürchterlichen Schuß der Abfahrt, mitten
In der Musik. Man lichtete die Anker;
Die Küste floh, sie floh. Da half kein Flehn,
Kein Bitten, Rufen! Ach verschone mich,
Du Angedenken! - Hartgefesselt lagen
In tiefem Gram, in schwarzer Trauer wir.
Drei Jünglinge von Benin nahmen sich
Das Leben; ich nahm mir es nicht, um meiner
Geliebten Elavo, um meines guten

Matomba willen. ›Ihnen kannst du doch
Vielleicht noch helfen‹, dacht ich ›sie verlassen,
Das kannst du nicht.‹ Ihr Anblick gab mir Trost.

So kamen wir nach vielen Leiden in
Den Hafen. Und, o bitterer Augenblick!
Da wurden wir getrennt. Vergebens warf
Mein Weib, ihr Vater sich dem Ungeheur
Zu Füßen; ich mit ihnen. Wilden Blicks
Stürzt, Elavo auf mich; ich faßte sie
Mit eisern Arm. Umsonst! Man riß sie los.
Noch hör ich ihr Geschrei! ich seh ihr Bild!
Sie trug ein Kind von mir in ihrem Schoß. -
Ich seh Matomba!« -

Plötzlich stürzte Franz,
Mein guter Franz, den von den Spaniern
Aus Mitleid über seine Qualen ich
Mit seiner schönen Tochter losgekauft
Und mit mir hergeführt (er war bisher
Im Innersten des Hauses zur Bedeckung
Der Frau gewesen), plötzlich stürzte Franz
Mit Mariannen hin auf Zimeo.

»Matomba! Elavo!« -»Mein Zimeo!
Sieh deinen Sohn! - Um seinetwillen nur
Ertrugen wir das Leben, bis wir hier
Die Guten fanden. Zimeo! Dein Sohn!« -

Er nahm das Kind in seinen Arm. »Er soll
Kein Sklave eines Weißen werden, *er*,
Der Sohn, den Elavo gebar.«

»Ohn ihn

Hätt ich die Welt schon längst verlassen,« sprach
Die Weinende, »jetzt hab ich dich und ihn!«

Wer spricht das Wiedersehn der Liebenden,
Die kaum einander mehr zu sehen hofften,
Mit Worten aus? Des Vaters Auge, das
Vom Säugling auf die Mutter, auf Matomba
Und dann zum Himmel flog und wieder dann
Sanft auf dem Kinde ruhte. Herzensdank,
Wie nie ein Weißer ihn ausdrücken mag,
Wahnsinn des Dankes sageten sie uns,
Und schieden zum Gebürg. O führete
Ein freundlich Schiff sie bald zum Vater, der
Den Sohn beweinet, hingen Onebo,
Den Ort der ersten Liebe, in die Luft
Des süßen Vaterlandes Benin!

Der Geburtstag

Am Delaware feierte ein Freund²⁴⁸,
Ein Quacker, Walter Mißlin, seinen Tag
Des Lebens so:

»Wie alt bist du, mein Freund?«

»Fast dreißig Jahre,« sprach der Neger.

»Nun,

So bin ich dir neun Jahre schuldig; denn
Im einundzwanzigsten spricht das Gesetz
Dich mündig. Menschheit und Religion
Spricht dich gleich allen weißen Menschen frei.
In jenem Zimmer schreibt dir mein Sohn
Den Freiheitbrief; und ich vergüte dir
Das Kapital, das in neun Jahren du
Verdientest, landüblich, acht Prozent.
Du bist so frei als ich, nur unter Gott
Und unter dem Gesetz. Sei fromm und fleißig!
Im Unglück oder Armut findest du
An Walter Mißlin immer deinen Freund.«

»Herr, lieber Herr!« antwortet Jakob, »was
Soll ich mit meiner Freiheit tun? Ich bin
Bei Euch geboren, ward von Euch erzogen,
Arbeitete mit Euch und aß wie Ihr.
Mir mangelt nichts. In Krankheit pflegete

Mich Eure Frau als Mutter, tröstete
Mich liebevoll. Wenn ich denn nun krank bin« -
»Jakob!

Du bist ein freier Mann, arbeite jetzt
Um höhern Lohn; dann kaufe dir ein Land.
Nimm eine Negerin, die dir gefällt,
Die fleißig und verständig ist wie du,
Zur Frau und lebe mit ihr glücklich. Wie
Ich dich erzogen, zieh auch deine Kinder
Zum Guten auf und stirb in Friede. - Frei
Bist du und muß es sein. Die Freiheit ist
Das höchste Gut. Gott ist der Menschen, nicht
Allein der Weißen Vater. Gäb er doch
In aller meiner Brüder Sinn und Herz,
Nach Afrika zu handeln, nicht daraus
Euch zu entwenden, euch zu kaufen und
Zu quälen!« -»Guter Herr, ich kann Euch nicht
Verlassen; denn nie war ich Euer Sklav.
Ihr fodertet nicht mehr von mir, als andre

Für sich arbeiten. Ich war glücklicher
Und reicher als so viele Weiße. Laßt
Mich bei Euch, lieber Herr.«

»So bleibe dann

In meinem Dienst, du guter Jakob, doch
Als freier Mann! Du feierst diese Woche
Dein Freiheitfest, und dann arbeitest du,

So lange dir's gefällt, um guten Lohn
Bei mir, bis ich dich treu versorge. Sei
Mein Freund! Jakob.«

Der Schwarze drückt' die Hand
Des guten Walter Miflins an sein Herz:
»So lange dieses schläget, schlägt's für Euch!
Nur heute feiren wir, und morgen frisch
Zur Arbeit! Freud und Fleiß ist unser Fest.«

Ging schöner je die Sonne nieder als
Denselben Tag am Delawarestrom?
Jedoch ihr schönster Glanz war in der Brust
Des guten Mannes, der für kein Geschenk,
Der nur für Pflicht hielt seine gute Tat.

115.

Allerdings eine gefährliche Gabe, *Macht ohne Güte, erfindungsreiche Schlaugigkeit ohne Verstand.* Nur *können, haben, herrschen, genießen* will der verdorben-kultivierte Mensch, ohne zu überlegen, wozu er könne, was er habe und ob, was er Genuß nenne, nicht zuletzt eine Ertötung alles Genusses werde. Welche Philosophie wird die Nationen Europas von dem Stein des Sisyphus, vom Rade Ixions erlösen, dazu sie eine lüsterne Politik verdammt hat?

In Romanen beweinen wir den Schmetterling, dem der Regen die Flügel netzt; in Gesprächen kochen wir von großen Gesinnungen über; und für jene moralische Verfallenheit unsres Geschlechts, aus der alles Übel entspringt, haben wir kein Auge. Dem Geiz, dem Stolz, unsrer trägen Langenweile schlachten wir tausend Opfer, die uns keine Träne kosten. Man hört von dreißigtausend um nichts auf dem Platz gebliebenen Menschen, wie man von herabgeschüttelten Maikäfern, von einem verhagelten Fruchtfelde hört, und wird den letzten Unfall vielleicht mehr als jene bedauern. Oder man tadelt, was in Peru, Ismail, Warschau geschah, indem man, sobald unser Vorurteil, unsre Habsucht dabei ins Spiel kommt, ein Gleiches und ein Ärgeres mit verbissenem Zorn wünschet.

So ist's freilich. Es ist ein bekannter und trauriger Spruch, daß das menschliche Geschlecht nie weniger liebenswert erscheine, als wenn es *nationenweise* aufeinander wirkt.

Sind aber auch die Maschinen, die so aufeinander wirken, Nationen, oder mißbraucht man ihren Namen?

Die Natur geht von *Familien* aus. Familien schließen sich aneinander; sie bilden einen Baum mit Zweigen, Stamm und Wurzeln Jede Wurzel gräbt sich in den Boden und sucht ihre Nahrung in der Erde, wie jeder Zweig bis zum Gipfel sie in der Luft sucht. Sie

laufen nicht auseinander; sie stürzen nicht übereinander.

Die Natur hat Völker durch Sprache, Sitten, Gebräuche, oft durch Berge, Meere, Ströme und Wüsten *getrennt*; sie tat gleichsam alles, damit sie lange voneinander gesondert *blieben* und in sich selbst bekleibten. Eben jenes *Nimrods** weltvereinigendem Entwurf zuwider, wurden (wie die alte Sage sagt) die Sprachen verwirrt; es trenneten sich die Völker. Die Verschiedenheit der Sprachen, Sitten, Neigungen und Lebensweisen sollte ein Riegel gegen die anmaßende *Verketzung* der Völker, ein Damm gegen fremde Überschwemmungen werden; denn dem Haushalter der Welt war daran gelegen, daß zur Sicherheit des Ganzen jedes Volk und Geschlecht *sein* Gepräge, *seinen* Charakter erhielt. Völker sollten nebeneinander, nicht durch- und übereinander drückend wohnen.

Keine Leidenschaften wirken daher in allem Lebendigen so mächtig, als die auf *Selbstverteidigung* hinausgehn. Mit Lebensgefahr, mit vielfach-verdoppelten Kräften schützt eine Henne ihre Jungen gegen Geier und Habicht; sie hat sich selbst, sie hat ihre Schwäche vergessen und fühlt sich nur als Mutter ihres Geschlechts, eines jungen Volkes. So alle Nationen, die man Wilde nennt; mögen sie sich gegen fremde Besucher mit List oder mit Gewalt verteidigen. Armselige Denkart, die ihnen dies verübelt, ja gar die Völker

nach der Sanftmut, mit der sie sich betrügen und fangen lassen, klassifiziert.²⁴⁹ Gehörte ihnen nicht ihr Land? und ist's nicht die größte Ehre, die sie dem Europäer gönnen können, wenn sie ihn bei ihrem Mahl verzehren? Um in Büschings Geographie genauer aufgezeichnet zu stehn, um in gestochenen Kupfern den müßigen Europäer zu ergötzen und mit den Produkten ihres Landes den Geiz einer Handelsgesellschaft zu bereichern: ich weiß nicht, warum sie Sich dazu sollten geschaffen glauben.

Leider ist's also wahr, daß eine Reihe Schriften, englisch, französisch, spanisch und deutsch, in diesem anmaßenden, habsüchtigen Eigendünkel verfasst, zwar europäisch, aber gewiß nicht *menschlich* geschrieben sei'n; die Nation ist bekannt, die sich hierin ganz zweifellos äußert: »Rule, Britannia, rule the waves«; mit diesem Wahlspruch, glaubt mancher, sei'n ihnen die Küsten, die Länder, die Nationen und Reichtümer der Welt gegeben. Der Captain und sein Matrose sei'n die Haupträder der Schöpfung, durch welche die Vorsehung ihr ewiges Werk ausschließend zur Ehre der britischen Nation und zum Vorteil der Indischen Companie bewirkt. Politisch und fürs Parlament mögen solche Berechnungen und Selbstschätzungen gelten; dem Sinn und Gefühl der Menschheit sind sie unerträglich.²⁵⁰ Vollends wenn wir arme, schuldlose Deutsche hierin den Briten nachsprechen -

Jammer und Elend!

Was soll überhaupt eine Messung aller Völker *nach uns Europäern*? wo ist das Mittel der Vergleichung? Jene Nation, die ihr wild oder barbarisch nennt, ist im wesentlichen viel menschlicher als ihr; und wo sie unter dem Druck des Klima erlag, wo eine eigne Organisation oder besondere Umstände im Lauf ihrer Geschichte ihr die Sinne verrückten, da schlage sich doch jeder an die Brust und suche den Querbalken seines eignen Gehirnes. Alle Schriften, die den an sich schon unerträglichen Stolz der Europäer durch schiefe, unerwiesene oder offenbar unerweisbare Behauptungen nähren - verachtend wirft sie der Genius der Menschheit zurück und spricht: »Ein Unmensch hat sie geschrieben!«

Ihr edleren Menschen, von welchem Volk ihr seid, Las Casas, Fénelon, ihr beiden guten St. Pierre, so mancher ehrliche Quacker, Montesquieu, Filangieri, deren Grundsätze nicht auf Verachtung, sondern auf Schätzung und Glückseligkeit aller Menschennationen hinausgehn; ihr Reisenden, die ihr euch, wie Pagès und andre, in die Sitten und Lebensart mehrerer, ja aller Nationen zu setzen wußtet und es nicht unwert fandet, unsre Erde wie eine Kugel zu betrachten, auf der mit allen Klimaten und Erzeugnissen der Klimate auch mancherlei Völker in jedem Zustande sein müssen und sein werden; Vertreter und

Schutzengel der Menschheit, wer aus eurer Mitte, von eurer heilbringenden Denkart gibt uns eine *Geschichte* derselben, wie wir sie bedürfen?

Nachschrift des Herausgebers

Da es verschiedenen Lesern angenehm sein möchte, etwas mehr von den ebengenannten Vorsprechern der Menschheit zu wissen als ihre Namen, so füge ich zu Erläuterung des Briefes dies wenige bei:

De Las Casas (Fray Bartolomé), Bischof von Chiapa, war der edle Mann, der nicht nur in seiner kurzen Erzählung von der Zerstörung von Indien, sondern auch in Schriften an die höchsten Gerichte und an den König selbst die Greuel ans Licht stellte, die seine Spanier gegen die Eingebornen Indiens verübten. Man warf ihm Übertreibung und eine glühende Einbildungskraft vor; der Lüge aber hat ihn niemand überwiesen. Und warum sollte das, was man glühende Einbildungskraft nennet, nicht lieber ein edles Feuer des Mitgefühls mit den Unglücklichen gewesen sein, ohne welches er freilich *nicht*, auch nicht *also** geschrieben hätte. Die Zeit hat ihn gerechtfertigt und seinen Gegner Sepulveda mehr als ihn der Unwahrheit überwiesen. Daß er mit seinen Vorstellungen nicht viel ausgerichtet hat, vermindert sein Verdienst

nicht; Friede sei mit seiner Asche!

Fénelons billige und liebevolle Denkart ist allbekannt. So eifrig er an seiner Kirche hing und deshalb über die Protestanten hart urteilte,²⁵¹ weil er sie nicht kannte, so sehr verabscheute er, selbst als Missionar zu Bekehrung derselben, ihre Verfolgung.

»Vor allen Dingen,« sagt er zum Ritter St. Georg, »zwingt Eure Untertanen nie, ihre Weise des Gottesdienstes zu ändern. Eine menschliche Macht ist nicht imstande, die undurchdringliche Brustwehr, Freiheit des Herzens, zu überwältigen. Sie macht nur Heuchler. Wenn Könige, statt sie zu beschützen, sich in die Gottesverehrung gebietend mengen, so bringen sie dieselben in Knechtschaft.«

In seiner »*Anweisung, das Gewissen eines Königes zu leiten*,«²⁵² gibt er Ratschläge, die, wenn sie befolgt würden, jeder Revolution zuvorkämen. Ich führe von ihnen nur einige an, bloß wie sie der vorstehende Brief fodert:

»Habt ihr das wahre Bedürfniss eures Staats gründlich untersucht und mit dem Unangenehmen der Auflage zusammengehalten, ehe ihr euer Volk damit beschwert? Habt ihr nicht Notdurft des Staats genannt, was bloß euere persönliche Anmaßung war?- Persönliche Präensionen habt ihr bloß auf euere Privatkosten geltend zu machen und höchstens das zu erwarten, was die reine Liebe eures Volks freiwillig dazu

beiträgt. Als Karl VIII. nach Neapel ging, unternahm er den Krieg auf seine Kosten; der Staat glaubte sich zu Unternehmung nicht verbunden.

Habt ihr auswärtigen Nationen kein Unrecht zugefügt? Ein armer Unglücklicher kommt an den Galgen, weil er in höchster Not auf der Landstraße einige Taler raubte, und ein Eroberer, der ist ein Mann, der ungerechterweise dem Nachbar Länder wegnimmt, wird als ein Held gepriesen. Eine Wiese oder einen Weinberg unbefugt zu nutzen, wird als eine unerläßliche Sünde angesehen, im Fall man den Schaden nicht ersetzt; Städte und Provinzen zu usurpieren, rechnet man für nichts. Dem einzelnen Nachbar ein Feld wegnehmen ist ein Verbrechen; einer Nation ein Land wegnehmen ist eine unschuldige, ruhmbringende Handlung. Wo ist hier Gerechtigkeit? Wird Gott so richten ? *›Glaubst Du, daß ich sein werde wie Du*?‹* Muß man nur im Kleinen, nicht im Großen gerecht sein? Millionen Menschen, die eine Nation ausmachen, sind sie weniger unsre Brüder als *ein* Mensch? Darf man Millionen ein Unrecht über Provinzen tun, das man einem einzelnen über eine Wiese nicht tun dürfte? Zwingt ihr, weil ihr der stärkere seid, einen Nachbar, den von Euch vorgeschriebenen Frieden zu unterzeichnen, damit er größeren Übeln aus dem Wege gehe, so unterzeichnet er, wie der Reisende dem Straßenräuber den Beutel reicht, weil ihm das

Pistol vor der Brust stehet.

Friedensschlüsse sind nichtig, nicht nur wenn in ihnen die Übermacht Ungerechtigkeiten erpreßt hat, sondern auch wenn sie mit Hinterlist zweideutig abgefaßt werden, um eine günstige Zweideutigkeit gelegentlich geltend zu machen. Euer Feind ist euer Bruder; das könnt ihr nicht vergessen, ohne auf die Menschheit selbst Verzicht zu tun. Bei Friedensschlüssen ist nicht mehr von Waffen und Krieg, sondern von Friede, von Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Treu und Glauben die Rede. Im Friedensschluß ein nachbarliches Volk zu betrügen ist ehrloser und strafbarer, als im Kontrakt eine Privatperson zu hintergehen. Mit Zweideutigkeiten und verfänglichen Ausdrücken im Friedensschloß bereitet man schon den Samen zu künftigen Kriegen, d.i., man bringt Pulverfässer unter Häuser, die man bewohnt.

Als die Frage vom Kriege war, habt ihr untersucht und untersuchen lassen, was ihr für Recht dazu hattet, und dies zwar von den Verständigsten, die euch am wenigsten schmeicheln? Oder hattet ihr nicht eure persönliche Ehre dabei im Auge, doch etwas unternommen zu haben, was euch von andern Fürsten unterschiede? Als ob es Fürsten eine Ehre wäre, das Glück der Völker zu stören, deren Väter sie sein sollen! Als ob ein Hausvater durch Handlungen, die seine Kinder unglücklich machen, sich Achtung

erwürbe! Als ob ein König anderswoher Ruhm zu hoffen hätte als von der Tugend, d.i. von der Gerechtigkeit und von einer guten Regierung seines Volks!« -

Dies sind einige der *sechsendreißig* Artikel Fénelons, die allen Vätern des Volks Morgen- und Abendlektion sein sollten. Zu gleichem Zweck sind seine »Gespräche,« sein »Telemach,« ja alle seine Schriften geschrieben; der Genius der Menschlichkeit spricht in ihnen ohne Künstelei und Zierat. »Ich liebe meine Familie,« sagt der edle Mann, »mehr als mich, mehr als meine Familie mein Vaterland, mehr als mein Vaterland die Menschheit.«

Der Abt St.-Pierre ist ungerechterweise fast durch nichts als durch sein Projekt zum *ewigen Frieden* bekannt, eine sehr gutmütige, ja edle Schwachheit, die doch so ganz Schwachheit nicht ist, als man meint. In diesem Vorschlage sowohl als in manchen andern war er mit Fleiß etwas pedantisch; er wiederholte sich, damit, wie er sagte, wenn man ihn zehnmal überhört hätte, man ihn das eilftemal anhöre; er schrieb trocken und *wollte* nicht vergnügen.²⁵³

Schwerlich gibt's eine *honettere* Denkart, als die der Abt St.-Pierre in allen Schriften äußert. Allgemeine Vernunft und Gerechtigkeit, Tugend und Wohltätigkeit waren ihm die *Regel*, die *Tendenz* unsres

Geschlechts und dessen Wahlspruch: donner et pardonner, *geben* und *vergeben*. Dazu las, dazu sah und hörte er ohne Anmaßung. »Eine Eintrittsrede in die Akademie,« sagte er, »verdient höchstens zwei Stunden die man darauf wendet; ich habe vier darauf gewandt und denke, das sei honett genug; unsre Zeit gehört dem *Nutzen* des Staates.« -

Über den körperlichen Schmerz dachte er nicht wie ein Stoiker, sondern hielt ihn für ein wahres, ja vielleicht für das einzige Übel, das die Vernunft weder abwenden noch schwächen könne; die meisten andern Übel, meinte er, sein abwendbar oder nur von einem eingebildeten Werte. Seine Mitmenschen des Schmerzes zu überheben, sei die reichste Wohltat. -

»Man ist nicht verbunden, andre zu *amüsieren*, wohl aber niemand zu *betrügen*«; und so befließ er sich aufs strengste der Wahrheit.

Einzig beschäftigt, das hinwegzubringen, was dem gemeinen Wohl schadete, war er ein Feind der Kriege, des Kriegesruhms und jeder Bedrückung des Volkes; dennoch aber glaubte er, daß die Welt durch die schrecklichen Kriege der Römer weniger gelitten habe als durch die *Tibere*, die *Neronen*. »Ich weiß nicht,« sagt er, »ob Caligula, Domitian und ihresgleichen Götter waren; das nur weiß ich, *Menschen* waren sie nicht. Ich glaube wohl, daß man sie bei ihren Lebzeiten über das Gute, das sie stifteten, genug mag

gepriesen haben; einzig schade nur, daß ihre Völker von diesem Guten nichts gewahr wurden.« Er hatte oft die schöne Maxime Franz, des Ersten im Munde: »Regenten gebieten den Völkern, die Gesetze den Regenten.«

Da er nicht heiraten durfte, so erzog er Kinder, ohne alle Eitelkeit, nur zum Nützlichen, zum Besten. Er freute sich auf eine Zeit, da, von Vorurteilen frei, der einfältigste Kapuziner soviel wissen würde als der geschickteste Jesuit, und hielt diese Zeit, so lange man sie auch verspätete, für unhintertreiblich. Trägheit und böse Gewohnheiten der Menschen, vorzüglich aber den Despotismus klagte er als mutwillige Ursachen dieses Aufhaltens an; denn auch die Wissenschaften, meinte er, liebe man nur unter der Bedingung, daß sie dem Volk nicht zugut kämen. So sagte jener Kartäuser, als ein Fremder seine Kartause, wie schön sie sei, lobte: »Für die Vorbeigehenden ist sie allerdings schön.« -

Eine andre Ursache der Verspätung des Guten in der Welt fand St.-Pierre darin, daß so wenig Menschen *wüßten, was sie wollten*, und unter diesen noch weniger das Herz hätten, *zu wissen, daß sie es wissen; zu wollen, was sie wollen*. Selbst über die gleichgültigsten Dinge der Literatur folge man angenommen fremden Meinungen und habe nicht das Herz, zu sagen, was man selbst denket; hiegegen,

meint er, sei nur *ein* Mittel, daß jeder Mann von Wissenschaft *ein Testament* mache und sich wenigstens nach seinem Tode wahr zu sein getraue. -

Er schrieb eine Abhandlung, wie »auch Predigten nützlich werden könnten,« und war insonderheit der mahometanischen Religion feind, weil sie die Unwissenheit aus Grundsätzen begünstigt und die Völker tierisch macht (abrutieret).

Christliche Verfolger, meinte er, müsse man als Narren aufs Theater bringen, wenn man sie nicht als Unsinnige einsperren wollte.

Hinter seine Abhandlungen setzte er oft die Devise: »Paradis aux Bienfaisans!,« und gewiß genoß dieser bis an seinen letzten Augenblick gleich- und wohldenkende Mann dieses innern Paradieses. Als man ihn in den letzten Zügen fragte, ob er nicht noch etwas zu sagen habe, sagte er: »Ein Sterbender hat wenig zu sagen, wenn er nicht aus Eitelkeit oder aus Schwäche redet.« - Lebend sprach er nie aus diesen Gründen, und o möchte einst jeder Buchstab von dem, das er damals in einem engen Nationalgesichtskreise schrieb, im weitesten Umfange erfüllet werden! Nach seiner Überzeugung wird er's werden.²⁵⁴

Sein Namensgenannter, Bernardin de St.-Pierre, ein echter Schüler Fénelons, hat jede seiner Schriften bis zur kleinsten Erzählung im Geist der Menschenliebe

und Einfalt des Herzens geschrieben. Gern verbindet er die Natur mit der Geschichte der Menschen, deren Gutes er so froh, deren Böses er allenthalben mit Milde erzählt. »Ich werde glauben,« sagt er,²⁵⁵ »dem menschlichen Geschlecht genutzt zu haben, wenn das schwache Gemälde vom Zustande der unglücklichen Schwarzen ihnen einen einzigen Peitschenschlag ersparen kann und die Europäer (sie, die in Europa wider die Tyrannei eifern und so schöne moralische Abhandlungen ausarbeiten) aufhören, in Indien die grausamsten Tyrannen zu sein.« In gleich edelm Sinn sind sein »Paul und Virginie,« das »Kaffeehaus von Surate,« »Die indische Strohhütte« und die »Studien der Natur« geschrieben.²⁵⁶ Mit Seelen dieser Art lebt man so gern und freuet sich, daß ihrer noch einige da sind.

Die Quacker, an welche der Brief denkt, bringen von Penn an eine Reihe der verdienstvollsten Männer in Erinnerung, die zum Besten unsres Geschlechts mehr getan haben als tausend Helden und pomphafte Weltverbesserer. Die tätigsten Bemühungen zu Abschaffung des schändlichen Negerhandels und Sklavendienstes sind ihr Werk; wobei indes überhaupt auch Methodisten und Presbyterianern, jeder schwachen oder starken Stimme jedes Landes ihr Verdienst bleibt, wenn sie taubsten Ohren und härtesten

Menschenherzen, geizigen Handelsleuten, hierüber etwas zurief. Eine Geschichte des aufgehobenen Negerhandels und der abgestellten Sklaverei in allen Weltteilen wird einst ein schönes Denkmal im *Vorhofe* des Tempels allgemeiner Menschlichkeit sein, dessen Bau künftigen Zeiten bevorstehet; mehrere Quacker-Namen werden an den Pfeilern dieses Vorhofes mit stillem Ruhm glänzen. In unserm Jahrhundert scheint's die erste Pflicht zu sein, den Geist der Frivolität zu verbannen, der alles wahrhaft Gute und Große vernichtet. Dies taten die Quacker.

Montesquieu verdiente unter den Beförderern des Wohls der Menschen genannt zu werden; denn seine Grundsätze haben über die Mode hinaus Gutes verbreitet, gesetzt, daß er auch den *ganzen* Lobspruch, den ihm Voltaire gab,²⁵⁷ nicht hätte erreichen mögen. Am Willen des edeln Mannes lag es nicht; viele Kapitel seines Werks sind, wie die Aufschrift desselben sagt, *flores sine semine nati*, Blumen, denen es an einem Boden und an echten Samenkörnern gebrach; eine Menge derselben aber sind heilbringende Blumen und Früchte Auch seinen »Persischen Briefen,« seiner Schrift »Über die Größe und den verfall der Römer,« ja seinen kleinsten Aufsätzen fehlet es daran nicht; mehrere Kapitel seines Werks »Vom Geist der Gesetze« sind in aller Gedächtnis. Montesquieu hat viele und große Schüler gehabt; auch der

gute Filangieri ist in der Zahl.²⁵⁸

Da der vorstehende Brief der Schotten und Engländer, eines Bacon, Harrington, Milton, Sidney, Locke, Ferguson, Smith, Millar und anderer, nicht erwähnt, ohne Zweifel weil er einen vielgepriesenen Ruhm nicht wiederholen wollte, dagegen aber einige neapolitanische Schriftsteller nennet, so sei es erlaubt, das ziemlich vergessene Andenken eines Mannes zu erneuern, der zu einer Schule *menschlicher Wissenschaft* im echten Sinne des Worts an seinem Ort vor andern den Grund legte, Giambattista Vico. Ein Kenner und Bewunderer der Alten, ging er ihren Fußtapfen nach, indem er in der Physik, Moral, im Recht und im Recht der Völker gemeinschaftliche Grundsätze suchte Plato, Tacitus, unter den Neuen Bacon und Grotius waren, wie er selbst sagt, seine Lieblingsautoren; in seiner »Neuen Wissenschaft«²⁵⁹ suchte er das Principium der *Humanität der Völker* (dell' umanità delle Nazioni) und fand dies in der *Voraussicht* (provvedenza) und *Weisheit*. Alle Elemente der Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge setzte er in *Kennen*, *Wollen*, *Vermögen* (nosse, velle, posse), deren einziges Principium der *Verstand*, dessen Auge die *Vernunft* sei, vom Lichte der ewigen Wahrheit erleuchtet. - Er gründete den Katheder dieser Wissenschaften in Neapel, den nachher Genovesi, Galanti betraten;²⁶⁰ über die Philosophie der Menschheit,

über die Haushaltung der Völker haben wir treffliche Werke aus jener Gegend erhalten, da Freiheit im Denken vor allen Ländern in Italien die Küste von Neapel beglückt und werthält.

116.

Sie wünschen eine *Naturgeschichte der Menschheit* in rein menschlichem Sinne geschrieben: ich wünsche sie auch; denn darüber sind wir einig, daß eine zusammengelesene Beschreibung der Völker nach sogenannten Rassen, Varietäten, Spielarten Begattungsweisen u.f. diesen Namen noch nicht verdiene. Lassen Sie mich den Traum einer solchen Geschichte verfolgen.

1. Vor allem sei man *unparteiisch* wie der Genius der Menschheit selbst; man habe keinen Lieblingsstamm, kein Favoritvolk auf der Erde. Leicht verführt eine solche Vorliebe, daß man der begünstigten Nation zu viel Gutes, andern zu viel Böses zuschreibe. Wäre vollends das geliebte Volk bloß ein kollektiver Name (Kelten, Semiten, Kuschiten u.f.), der vielleicht nirgend existiert hat, dessen Abstammung und Fortpflanzung man nicht erweisen kann, so hätte man ins Blaue des Himmels geschrieben.

2. Noch minder beleidige man verachtend

irgendeine Völkerschaft, die uns nie beleidigt hat. Wenn Schriftsteller auch nicht hoffen dürften, daß die guten Grundsätze, die sie verbreiten, überall schnellen Eingang finden, so ist die Hut, gefährliche Grundsätze zu veranlassen, ihnen die größte Pflicht. Um schwarze Taten, wilde Neigungen zu rechtfertigen, stützt man sich gern auf verachtende Urteile über andre Völker. Papst Niklas der Fünfte hat (es ist schon lange) die unbekante Welt verschenkt; den weißen und edleren Menschen hat er alle Ungläubige zu Sklaven zu machen, pontifikalisch erlaubt. Mit unsern Bullen kommen wir zu spät. Der Kakistokratismus behauptet praktisch seine Rechte, ohne daß wir ihn dazu theoretisch bevollmächtigen und deshalb die Geschichte der Menschheit umkehren müßten. Äußerte z.B. jemand die Meinung, daß, »wenn erwiesen werden *kann*, daß ohne Neger keine Kaffee-, Zucker-, Reis- und Tobakspflanzungen bestehen *können*, so sei zugleich die *Rechtmäßigkeit* des Negerhandels bewiesen, indem dieser Handel dem ganzen menschlichen Geschlecht, d.i. den weißen, *edleren* Menschen, mehr zum Vorteil als zum Nachteil gereichet,« so zerstörte ein Grundsatz der Art sofort die ganze Geschichte der Menschheit. Ad maiorem Dei gloriam privilegierte er die frechsten Anmaßungen, die grausamsten Usurpationen. Gebe man doch keinem Volk der Erde den Zepter über andre Völker

wegen »angeborener Vornehmigkeit« in die Hände, viel weniger das Schwert und die Sklavenpeitsche.

3. Der Naturforscher setzt *keine Rangordnung* unter den Geschöpfen voraus, die er betrachtet; alle sind ihm gleich lieb und wert. So auch der Naturforscher der Menschheit. Der Neger hat so viel Recht, den Weißen für eine Abart, einen gebornen Kakerlaken zu halten, als wenn der Weiße ihn für eine Bestie, für ein schwarzes Tier hält. So der Amerikaner, so der Mungale. In jener Periode, da sich alles bildete, hat die Natur den *Menschentypus* so vielfach ausgebildet, als ihre Werkstatt es erforderte und zuließ. Nicht verschiedene *Keime*²⁶¹ (ein leeres und der Menschenbildung widersprechendes Wort), aber verschiedene *Kräfte* hat sie in verschiedner Proportion ausgebildet, so viel deren in ihrem Typus lagen und die verschiedenen Klimate der Erde ausbilden konnten. Der Neger, der Amerikaner, der Mongol hat Gaben, Geschicklichkeiten, präformierte Anlagen, die der Europäer nicht hat. Vielleicht ist die Summe gleich; nur in verschiedenen Verhältnissen und Kompensationen. Wir können gewiß sein, daß, was sich im *Menschentypus* auf unserer runden Erde entwickeln konnte, entwickelt hat oder entwickeln werde; denn wer könnte es daran verhindern? Das Urbild, der *Prototyp der Menschheit*, liegt also nicht in *einer Nation eines** Erdstriches; er ist der abgezogene Begriff von allen Exemplaren der

Menschennatur in beiden Hemisphären. Der *Cherokee* und *Huswana*, der Mungal und *Gonaqua* ist sowohl ein Buchstab im großen Wort unsres Geschlechts als der gebildetste Engländer und Franzose.

4. Jede Nation muß also einzig *auf ihrer Stelle, mit allem, was sie ist und hat*, betrachtet werden; willkürliche Sonderungen, Verwerfungen einzelner Züge und Gebräuche durcheinander geben keine Geschichte. Bei solchen Sammlungen tritt man in ein Beinhaus, in eine Gerät- und Kleiderkammer der Völker, nicht aber in die lebendige Schöpfung, in jenen großen Garten, in dem Völker wie Gewächse erwachsen, zu dem sie gehören, in dem alles, Luft, Erde, Wasser, Sonne, Licht, selbst die Raupe, die auf ihnen kriecht, und der Wurm, der sie verzehrt, zu ihnen gehöret.²⁶² *Lebendige Haushaltung* ist der Begriff der Natur, wie bei allen Organisationen, so bei der vielgestaltigen Menschheit. Leid und Freude, Mangel und Habe, Unwissenheit und Bewußtsein stehen im Buch der großen Haushälterin nebeneinander und sind gegeneinander berechnet.

5. Am wenigsten kann also unsre *europäische Kultur* das Maß allgemeiner Menschengüte und Menschenwertes sein; sie ist kein oder ein falscher Maßstab. Europäische Kultur ist ein abgezogener Begriff, ein Name. Wo existiert sie ganz? bei welchem Volk? in welchen Zeiten? Überdem sind mit ihr (wer darf es

leugnen?) so viele Mängel und Schwächen, so viele Verzuckungen und Abscheulichkeiten verbunden, daß nur ein ungütiges Wesen diese Veranlassungen höherer Kultur zu einem Gesamtzustande unsres ganzen Geschlechts machen könnte. Die Kultur der Menschheit ist eine andre Sache; *ort- und zeitmäßig* sprießt sie allenthalben hervor, hier reicher und üppiger, dort ärmer und karger. Der Genius der Menschennaturgeschichte lebt in und mit jedem Volk, als ob dies das einzige auf Erden wäre.

6. Und er lebt in ihm *menschlich*. Alle Absonderungen und Zergliederungen, durch die der Charakter unsres Geschlechts zerstört wird, geben halbe oder Wahnbegriffe, Spekulationen. Auch der *Pescheräh* ist ein Mensch; auch der *Albinos*. *Lebensweise* (habitus) ist's, was eine Gattung bestimmt; in unsrer vielartigen Menschheit ist sie äußerst verschieden. Und doch ist zuletzt alles an wenige Punkte geknüpft; in der größten Verschiedenheit zeigt sich die einfachste Ordnung. Der *Neger* offenbart sich in seinem Fußtritt wie der *Hindu** in seiner Fingerspitze; so beide in Liebe und Haß, im kleinsten und größten Geschäfte. Ein durchschauendes Wesen, das jede mögliche Abänderung des Menschentypus nach Situationen unsres Erdballs genetisch erkennete, würde aus wenig gegebenen Merkmalen *die Summe der ganzen Konformation und des ganzen Habitus eines Volks, eines Stammes,*

eines Individuums leicht finden.

Zu dieser Anerkennung der Menschheit im Menschen führen treue Reisebeschreibungen viel sicherer als Systeme. Mich freuete es, daß Ihr Brief²⁶³ unter denen, die sich in die Sitten fremder Völkerschaften innig versetzt, auch Pages nannte.²⁶⁴ Man lese seine Gemälde vom Charakter mehrerer Nationen in Amerika,²⁶⁵ der Völker auf den Philippinen,²⁶⁶ und was er vom Betragen der Europäer gegen sie hie und da urteilt, wie er sich der Denkart der *Hindus*, der *Araber*, der *Drusen* u.f. auch durch Teilnahme an ihrer Lebensweise gleichsam einzuverleiben suchte.²⁶⁷ - Reisebeschreibungen solcher Art, deren wir (Dank sei es der Menschheit!) viele haben²⁶⁸, erweitern den Gesichtskreis und vervielfältigen die Empfindung für jede Situation unsrer Brüder. Ohne darüber ein Wort zu verlieren, predigen sie Mitgefühl, Duldung, Entschuldigung, Lob, Bedauern, vielseitige Kultur des Gemüts, Zufriedenheit, Weisheit. Freilich sucht auch in Reisebeschreibungen, wie auf Reisen, jeder das Seine. Der Niedrige sucht schlechte Gesellschaft, und da wird sich ja unter hundert Nationen eine finden, die *sein* Vorurteil begünstige, die *seinen* Wahn nähre. Der edle Mensch sucht allenthalben das Bessere, das Beste, wie der Zeichner malerische Gegenden auswählt. Auch hinter dem Schleier böser Gewohnheiten wird jener ursprünglich gute, aber mißgebrauchte

Grundsätze bemerken und auch aus dem Abgrunde des Meers nicht Schlamm, sondern Perlen holen. - Eine Klassifikation der Reisebeschreibungen, nicht etwa nur nach Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte, sondern auch nach dem innern Gehalt *der Reisebeschreiber* selbst, wiefern sie ein reines Auge und in ihrer Brust *allgemeinen Natur- und Menschensinn* hatten - ein solches Werk wäre für die zerstreute Herde von Lesern, die nicht wissen, was rechts und links ist, sehr nützlich²⁶⁹.

Die Waldhütte

Eine Missionserzählung aus Paraguay²⁷⁰

Um Paraguayer-Tee und wilde Völker
Für unsre Kolonien aufzusuchen,
Durchgingen wir jenseit des Empalado
Die tiefsten Wälder. Nirgend eine Spur
Von Menschen! Alles, alles war geflohn
Und aufgerieben von den Blättern.

Bis uns
Fußtapfen in ein armes Hüttchen führten.
Ein Mütterchen, ihr zwanzigjähr'ger Sohn
Und eine funfzehnjähr'ge Tochter hatten
Hier lang und still gewohnt. Der Vater war

Vom Tiger aufgefressen, als die Mutter
Mit ihrer Tochter schwanger ging. Der Sohn
Hatt allenthalben sich ein Weib gesucht
Und keins gefunden. Außer ihrem Bruder
Hatt Arapotija, des Tages Blüte²⁷¹
(So hieß das Mädchen), keinen Mann gesehn.
Hier wohnten sie am Monda-Miri Ufer
In einer Palmenhütte. Wasser war
Ihr Trank; Baumfrüchte mancher Art,
Die Wurzel des Mandijo-Baums, Geflügel,
Das Aba schoß (so hieß der Jüngling), Korn,
Das seine Schwester säte, Ananas
Und Honig, der aus Bäumen reichlich floß,
Genossen sie. Von Caraquatablättern
War ihr Gewand gewebet und ihr Bett
Bereitet. Eine scharfe Muschel war
Ihr Messer. Seine Pfeile schnitzte sich
Der Jüngling mit zerbrochnem Eisen aus
Dem härtesten Holz; er stellte Fallen auf
Den Elentieren; reichlich nährte er
Sein kleines Haus. Ihr Teller war ein Blatt,
Der Kürbis ihre Flasche. Feuer schafften
Sie sich aus Bäumen. Also lebten sie
Zufrieden und gesund; sie liebten sich
Wie Mutter, Bruder, Schwester, die einander
Die ganze Welt sind. Unschuld kleidete
Das Mädchen ohne Scham. Sie wand das Tuch,

Das wir ihr schenkten, zierend um ihr Haupt;
Ihr flatternd Baumgewand war ihr genug,
Kein fremder Schmuck entstellte ihr Gesicht;
Ein Papagei auf ihrer Schulter war
Ihr Freund, mit dem sie scherzte, wenn sie Hecken
Und Hain wie eine Cynthia durchstrich,
An Frohsinn und Gestalt ihr ähnlich. Scherzend
Empfing sie uns und unbetroffen. So
Die Mutter, so der Sohn.

Ich sprach zu ihnen
Quaranisch, ob sie mit uns ziehen wollten
Aus dieser Wüstenei und schildert' ihnen
Die glücklichen, die frohen Tage, die
Sie mit uns leben würden.

»Gerne,« sprach
Die Mutter, uns vertrauend, »kämen wir.
Auch fürchten wir den Weg nicht; aber sieh!
Dort hab ich drei Wildschweinchen aufgezogen,
Seit ihre Mutter sie gebar. Die müßten
Umkommen, wenn wir sie verlassen, oder
(Sie werden uns gewiß als Hündchen folgen)
Verschmachten auf dem Wege, wenn sie sehn
Das ausgebrannte Feld, darauf die Glut
Der Sonne liegt.«

»Darüber fürchte nichts,«
Sprach ich, »wir wollen uns im Schatten lagern,
An Bächen sie erfrischen. Kommet nur!«

So kamen sie mit uns. Wir duldeten
Viel auf dem langen Wege, watend jetzt
Durch wilde Ströme, jetzt in Ungewittern
Von Güssen überströmt. Es laureten
Auf uns die Tiger. Endlich kamen wir
In unserm Flecken an. Dem Jüngling war
Beschwerlich unsre Kleidung; eingepreßt,
Konnt er in ihr nicht schreiten, klettern nicht
Auf Bäume, die hier fehlten. Er vermißte
Das schöne Grün, den dunkeln kühlen Wald.
Und ob wir dann und wann mitleidig auch
Sie in entlegne Schatten führten, ach!
Es war nicht ihr geliebter Schatte. Brennend,
Verzehrend lag auf ihnen hier die Glut
Der Sonne. Fieber, Kopf- und Augenweh
Und tiefe Schwermut, Ekel aller Speisen,
Kraftlosigkeit, Auszehrung folgten.
Am ersten schwand die Mutter hin; sie ward
Getauft und starb mit christlicher Ergebung.
Die Tochter, Arapotija, die *Blüte*
*Des Tages** sonst, man kannte sie nicht mehr.
Verblühet war sie und verdorrt; sie folgte
Der Mutter bald ins Grab. Ihr folgten
Viel Tränen ; denn sie war die Unschuld selbst.
Der tapfre Bruder überstand die Reihe
Der Übel, überstand sogar zuletzt
Der Übel schrecklichstes, die Blattern. Er

War folgsam, fleißig Lind gefällig, fand
Sich ein zum Unterricht; doch immer still.

Ich ahnte nichts. Da kam ein Indianer
Und sprach geheim: »Mein Pater, unser Waldmann
(Ich fürcht es) ist dem Wahnsinn nah. Er klagt
Zwar keine Schmerzen; aber: »Jede Nacht«,
Spricht er »erscheint mir wachend meine Mutter
Und meine Schwester Immer sprechen sie:
Ich bitte, laß dich taufen; denn wir holen
Dich bald und unvermutet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten.« - Also
Spricht täglich er und kennt den Schlaf nicht mehr.«

Ich eilte zu ihm, sprach ihm Mut zu. Heiter
Erwidert er: »Mir fehlt, o Vater, nichts.
Ich kenne keine Schmerzen, aber schlafen
Kann ich nicht mehr; denn alle Nächte sind
Die Meinigen um mich und sprechen flehend:
»Ich bitte, laß dich taufen; denn wir holen
Dich bald und unvermutet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten.««-

»Freund,

Die Deinigen sind jetzt im Himmel,« sprach ich,
»Jedoch die Taufe soll dir werden.« - Sehnlich
Erfreut' er sich; es ward der Tag bestimmt,
Johannistag. Zehn Uhr am Morgen ward er

Getauft, er war so heiter, war so froh!
Am Abend, ohne Krankheit, ohne Schmerzen
War er entschlafen. -

So erzählt der Priester
Und lässet jeden denken, was er mag.
Ich denke: Guter Vater, warum liebest
Du nicht die Blumen, wo sie standen und
Erquicktest sie? Du hörtest, was die Mutter
Für ihre Tierchen fürchtete: »Sie werden
Verschmachten in der Sonne Glut!« - O lasset
Doch jede Pflanze blühen, wo sie blüht!
Die Schattenblume zehrt der Mittag auf.

117.

Gewiß, es ist nicht gleichgültig, *nach welchen Grundsätzen* Völker aufeinander wirken; und doch gibt es nicht eine Geschichte der Völker, der *alle* Grundsätze über das Verhalten der Nationen gegeneinander fehlen? Gibt es nicht eine andre, in der die *verderblichsten* Grundsätze als billige und preiswürdige Maßregeln aufgestellt sind? Eben deshalb wissen manche nicht, warum sie nur das Betragen der Europäer gegen die Neger und die Wilden verdammen sollen, da ja ähnliche Grundsätze in der *gesamten*

Völkergeschichte mit mehr oder minder Modifikationen zu herrschen scheinen.

Die meisten Kriege und Eroberungen aller Weltteile, auf welchen Gründen beruheten sie? welche Grundsätze haben sie geleitet? Nicht etwa nur jene Streifereien der asiatischen Horden, auch die meisten Kriege der Griechen und Römer, der Araber, der Barbaren. Vollends die Ketzer- und Kreuzzüge, das Verhalten der Europäer gegen Zauberer und Juden, ihre Unternehmungen in beiden Indien. - Wie bedauert man in allem diesem manchen großen Mann, der fast übermenschliche Taten als ein Betrogener, als ein Verrückter tat! Mit der edelsten Seele ward er ein Bestürmer und Räuber der Welt, der für seine Taten von Höfen, die so undankbar gegen ihn als barbarisch gegen die Völker waren, meistens auch bösen Lohn erntete. Man erstaunt über die Gegenwart des Geistes, die Vasco di Gama, Albuquerque, Cortes, Pizarro und viele unter ihnen in Umständen der größten Gefahr zeigten; See- und Straßenräuber zeigten oft ein Gleiches. Wer aber, der kein Spanier und Portugiese ist, wird sich getrauen, die Taten dieser Helden, Cortez', Pizarros oder des großen Albuquerque vor Suez, Ormuz, Kalekut, Goa, Malakka zum Gegenstande eines Heldengedichts zu machen und die *damals* geltenden Grundsätze noch jetzt zu preisen?²⁷² Die Lobredner der Bartholomäusnacht, der

Judenermordungen sind mit Schimpf und Schande bedeckt; zu hoffen ist's, daß auch die Räuber und Mörder der Völker, trotz aller erwiesenen Heidentaten, bloß und allein den Grundsätzen einer reinen *Menschengeschichte* nach, einst damit bedeckt stehen werden.

Ein Gleiches gilt von den Grundsätzen über das, was man sich im Kriege erlaubt hält. Erkennt man Plündern, Verstümmeln, Schänden, Vergiften der Brunnen und der Waffen für ehrlose Mittel des Krieges; sind es inwärtige Aufhetzungen der Untertanen, die nicht zum Heer gehören, Vendéekriege, Entwürfe zur Aushungerung der Nationen, treulose Vorspiegelungen nicht ebensowohl? Jedermann verabscheuet Albuquerque's Entwürfe, der ganz *Ägypten* in eine Wüste verwandeln wollte, indem man ihm den Nil nähme, der *Mekka* und *Medina*, Länder, die in keinem Kriege mit den Portugiesen begriffen waren, plündern wollte. - Dergleichen Gewaltsamkeiten gegen fremde, ruhige Völker, Anstiftungen von Treulosigkeit im Herzen des Feindes u.f. strafen am Ende sich selbst. Wer einen offenen und geheimen Krieg zugleich führt, verläßt sich meistens auf die Wirkung seiner geheimen Mittel so sehr, daß auch die offenen ihm mißraten. Aufwiegeln und Verrat lohnten selten ihre Urheber anders als mit Verlust und Schande. Wer Grundsätze wegdrängt, auf denen einzig noch der

Rest von Ehre und gutem Namen der Völker im Kriege beruhet, vergiftet die Quellen der Geschichte und des Rechts der Völker bis auf den letzten Tropfen. -

Eine traurige Übersicht gäbe es, wenn man jede geschriebene Geschichte der Völker in ihren Kriegen und Eroberungen, in ihren Unterhandlungen, in ihren Handelsentwürfen *nach den Grundsätzen* durchginge, in welchen gehandelt und geschrieben wurde. Wie ehrlicher waren unsre Väter, die alten Barbaren, die bei ihren Zweikämpfen nicht nur auf Gleichheit der Waffen sahen, sondern Platz, Licht und Sonne unparteiisch teilten. Wie ehrlicher sind die Wilden in ihren Unterhandlungen und Friedensschlüssen, in ihrem Tausch und Handel! Gewalt und Willkür mögen gebieten, worüber sie Macht haben, nur nicht über *Grundsätze des Rechts und Unrechts in der Menschengeschichte*.²⁷³

Der Hunnenfürst

Ein Hunnenfürst ward von raubgierigen
Tataren oft befehdet. Jetzo fodern
Sie zum Geschenk von ihm sein bestes *Pferd*.
Die Feldherrn rufen: »Krieg!« - »Wie?« sprach er,
»Krieg
Um eines Pferdes willen? Gebet's hin!« -

Bald kamen wieder die Tataren, fodernd
Sein schönstes *Weib*. Die Feldherrn rufen: »Krieg!,«
»Wie?« sprach er, »Krieg um einer Sklavin willen,
Die mir gehört; um ein vergnügen Krieg?
Gebt hin die Sklavin.«

Und sie kamen wieder
Land fodernd. »Was sie fodern, hat soviel
Nicht zu bedeuten,« sprach der Feldherrn Zelt.
»Nein!« sprach der Fürst, »so lang es mich nur galt,
Mein *Pferd*, die *Sklavin*, gerne gab ich's hin,
Des Volkes Blut zu schonen; doch mein *Land*,
Des Staates Eigentum muß ich als Fürst
Verwalten, nicht verschenken. Auf! zur Schlacht!«

Sie stritten, siegten, schützeten ihr Land;
Und im Triumph zurück kam Roß und Weib.

Das Kriegsgebet

Zum Kriege zog ein Schach und sein Wesir,
Zum Kriege mit dem Bruder. Eben ging
Die Straße eines Heil'gen Grab vorüber;
Sie stiegen ab und beteten am Grabe.

»Was betetest du?« sprach der König zum Wesir.

»Daß Gott dir Sieg verleihe.«

»Ich,«

Erwiderte der König, »betete,

Daß Gott ihn meinem Bruder gebe, wenn

Er ihn des Thrones werter hält als mich.«

Kahira

Kahira, Königin der Berbern, ahnend
Des Reiches Untergang, versammlete
Das Volk und sprach also:

»Was sollen uns die Schätze?

Was soll uns Gold und Silber,

Das uns die gier'gen Räuber

Mit neuen Kräften anzieht?

Ich tat, was ich vermochte,

Ich handelte großmütig,

Gab frei die Kriegsgefangnen,

Und ihrem tapfern Feldherrn,

Dem Letztgefangnen, sehet,

Begegn ich noch als Schwester.

Auf! meine guten Berbern,

Vielleicht verschafft uns Armut,

Was Großmut nicht verschaffte,

In edler Freiheit Ruh.

Laßt uns das Gold im Schutte

Der Wohnungen begraben;
Uns gnüget die Natur!«

Sie sprach's, und jedermann gehorchte. Schnell
Verwandelte sich die zerstörte Stadt
In eine frohe Zeltenwüstenei.

Jedoch umsonst. Die Räuber
Erscheinen mächt'ger wieder.
»Geh,« sprach sie zu dem Feldherrn,
»Geh zu dem Heer der Deinen,
Und wie ich Dir begegnet,
Begegne meinen Söhnen.
Ich kann sie nicht beschützen -
Nun, Brüder, auf zur Schlacht!«

Die Schlacht begann; Kahira stritt voran
Und sank. Mit ihr ersank der Berbern Reich;
Nicht ihre Großmut. Die der Königspflicht
Nicht Schätze nur, nicht nur Bequemlichkeit
Aufopferte, die selbst ihr Mutterherz
Dem Feind hingab, sie gab's dem edeln Mann.
In ihren Söhnen ehrete der Feldherr
Kahira, die großmüt'ge Königin.

Das Kriegsrecht

Mahmud beherrschte Indien Da trat
Ein armer Inder vor ihn: »Herr, es kommt
Aus Eurem Heer ein Mächtiger zu mir,
Der fodert, daß ich ihm das Meinige,
Mein Haus und Weib abtrete. Ungestüm
Ist seine Fodrung.«

»Wenn er wiederkommt,
So sage mir's.«

In dreien Tagen kam
Der Inder nicht zum Sultan. Endlich schlich
Er scheu heran, und Mahmud eilt' ins Haus
Mit seiner Leibwach. Es war Nacht. »Hinweg
Die Lichter!« rief er, »tötet ihn!«

Gesagt, getan.

»Jetzt bringet Licht herbei!«
Der Sultan sah den Leichnam und fiel betend
Zur Erde nieder.

»Gebt mir Speise jetzt!«
Er hielt vergnügt ein armes Mahl und sprach:
»Hört, was ich tat. In meinem Heere, glaubt ich,
Kann niemand die Gerechtigkeit so frech
Verletzen, solche Foderung zu tun,
Als meiner Liebling' oder Söhne einer.

Drum ward das Licht hinweggeschafft, daß dies
Des Richters Auge nicht verblendete.
Ich sah den Leichnam an mit Furcht; und Allah
Sei Dank! es ist nicht meiner Lieben einer.
Ich kenne diesen toten Frevler nicht.
Dafür dann dankt ich Gott und esse jetzt;
Denn seit ich auf den Ausgang wartete,
Aß ich bekümmert keinen Bissen Brot.«

Des Brutus Tat war strenge und gerecht;
Des Sultans strenge, menschlich, fromm und zart.

Das Seerecht

Die See war wild, das Schiff dem Sinken nah,
Und alles Schiffvolk sah den Abgrund vor sich,
Da wagt der edle Hauptmann in den Hafen
Des Feindes sich: »Ich übergebe dir
Mich und mein Volk; ich rettete ihr Leben -«

»Bei Gott!« sprach der Gebieter, »keine Schmach
Werd ich an dir auf meinen Namen laden.
Auf freier See, hätt ich dich da ertappt,
So wärst du mein Gefangner, und dein Schiff,
Dein Schiffvolk wäre mein; doch jetzo, da
Der Sturm dich in den Hafen wirft, so seid

Ihr mir nicht Feinde, seid Unglückliche,
Seid Menschen. Ladet aus, um euer Schiff
Zu bessern; handelt in dem Hafen, frei
Wie wir. Dann segelt fort mit gutem Glück.
Erst, wenn ihr über die Bermudas seid
Auf hohem Meer, dann seid ihr Feinde mir.
Jetzt seid ihr mir vom Unglück und dem Sturm
In meinen Schutz empfohlen. Ladet aus.«

Der betrogne Unterhändler

Als Irokesen und Franzosen sich
In Kanada bekriegten, lud der Feldherr
Der Gallier die Irokesenhäupter
Zur Friedensunterredung. Ein beglaubter
Missionar bewegte sie dazu
In guter Meinung; doch der Feldherr fand
Es rühmlicher, die Irokesenhäupter
In Ketten der Galeere zuzusenden.

Betäubet von der unerhörten Schmach,
Entflammete die Nation. Da schlich
Der Älteste der Wilden eilig zum
Missionar: »Wir haben dir vertraut
Und sind mit unerhörtem Schimpf betrogen.
Ich weiß, du bist nicht schuld daran; du meintest

Es redlich; doch nicht jeder Jüngling denkt
In unsrer Nation wie ich. Drum flieh!
Flieh, Fremder! Eher laß ich nicht von dir,
Bis ich dich sicher weiß.« - Er ließ ihn über
Die Grenze hin geleiten. - Edler Mann!

118.

Da jetzt im unseligsten Kriege, in dem ein *zeitiger*
Friede so schwer wird, von Entwürfen *zum ewigen*
Frieden viel gesprochen wird, so teile ich Ihnen einen
zu diesem Zweck gemachten wirklichen Versuch in
den Worten dessen mit, der ihn berichtet.

Zum ewigen Frieden

Eine irokesische Anstalt

Die Delawaren wohnten ehemals in der Gegend von
Philadelphia und weiterhin nach der See zu. Von da
aus taten sie oftmals Einfälle in die Dörfer der Chero-
kesen, mischten sich unerkant in ihre nächtlichen
Tänze und ermordeten während derselben plötzlich
viele. Noch heftiger und älter waren die Kriege der
Delawaren mit den Irokesen. Nach dem Vorgeben der

Delawaren waren sie den Irokesen immer überlegen, so daß diese endlich einsehen, daß bei längerer Fortsetzung des Krieges ihr völliger Untergang die unausbleibliche Folge sein müßte.

Sie sandten also Gesandte an die Delawaren mit folgender Botschaft: »Es ist nicht gut, daß alle Nationen Krieg führen; denn das wird endlich den Untergang der Indianer nach sich ziehen. Darum haben wir auf ein Mittel gedacht, diesem Übel vorzubeugen; es soll nämlich *eine* Nation die *Frau* sein. Die wollen wir in die Mitte nehmen; die andern kriegführenden Nationen aber sollen die *Männer* sein und um die Frau herum wohnen. Niemand soll die *Frau* antasten, noch ihr etwas zuleide tun und wenn es jemand täte, so wollen wir ihn gleich anreden und zu ihm sagen: ›Warum schlägst du die *Frau*?‹ Dann sollen alle *Männer* über *den* herfallen, der die *Frau* geschlagen hat. Die *Frau* soll nicht in den Krieg ziehen, sondern soviel möglich den Frieden zu erhalten suchen. Wenn also die *Männer* um sie herum sich einmal miteinander schlagen und der Krieg heftig werden will, so soll die *Frau* Macht haben, selbige anzureden und zu ihnen zu sagen: ›Ihr Männer, was macht ihr, daß ihr euch so herumschlagt? Bedenkt doch, daß eure Weiber und Kinder umkommen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erdboden vertilgen?‹ Und die *Männer* sollen alsdann auf die *Frau*

hören und ihr gehorchen.«

Die Delawaren ließen sich's gefallen, die *Frau* zu werden. Nun stellten die Irokesen eine große Feierlichkeit an, luden die Delawar-Nation dazu ein und hielten an die Bevollmächtigten derselben eine nachdrückliche Rede, die aus drei Hauptsätzen bestand. In dem ersten erklärten sie die Delawar-Nation für die *Frau*, welches sie durch die Redensarten: »Wir ziehen euch einen langen Weiberrock an, der bis auf die Füße reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen,« ausdrückten und ihnen damit zu verstehen gaben, daß sie von nun an mit den Waffen sich nicht weiter abgeben sollten. Der zweite Satz war so gefaßt: »Wir hängen euch einen Kalabasch mit Öl und mit Arznei an den Arm. Mit dem Öl sollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit sie aufs Gute und nicht aufs Böse hören; die Arznei aber sollt ihr bei solchen Völkern brauchen, die schon auf törichte Wege geraten sind, damit sie wieder zu sich selbst kommen und ihr Herz zum Frieden wenden.« Der dritte Satz, darin sie den Delawaren den Ackerbau zu ihrer künftigen Beschäftigung anwiesen, war so ausgedrückt: »Wir geben euch hiemit einen Welschkornstengel und eine Hacke in die Hand.« Jeder Satz wurde mit einem Belt of Wampum (Gürtel von Muschelschalen) bekräftigt. Diese Belte sind bis daher sorgfältig aufgehoben und ihre Bedeutung von Zeit zu Zeit wiederholt worden.

Seit diesem sonderbaren Friedensschluß sind die Delawaren von den Irokesen *Schwesterkinder* benannt worden; die drei Delawar-Stämme heißen einander *Mitgespielinnen*. Diese Titel aber werden nur in ihren Ratsversammlungen, und wenn sie einander etwas Erhebliches zu sagen haben, gebraucht. Von besagter Zeit ist die Delawar-Nation die *Friedensbewahrerin* gewesen, der der große Friedensbelt in Verwahrung gegeben und die Kette der Freundschaft anvertrauet ist. Sie hat darüber zu wachen, daß dieselbe unverletzt erhalten werde. Nach der Vorstellung der Indianer liegt die Mitte der Kette auf ihrer Schulter und wird von ihr festgehalten; die übrigen Indianernationen fassen das eine Ende und die Europäer das andre an.²⁷⁴

So die *Irokesen*. Es waren Zeiten in Europa, da die *Hierarchie* die Stelle dieser *Frau* vertreten sollte. Auch sie trug das lange Kleid; Öl und Arznei waren in ihrer Hand. Man gibt ihr schuld, daß sie, statt ihr Friedensamt zu verwalten, oft selbst Kriege zwischen den Männern erregt und angefacht habe; wenigstens hat ihr Öl die Ohren der Völker noch nicht gereinigt, ihre Arznei die Kranken noch nicht geheilet.

Sollen wir statt ihrer in der Mitte Europas einer *wirklichen* Nation Weibskleider anziehen und ihr das Friedensrichteramt auftragen? Welcher?

Wie könnte sie's aber verwalten, da oft über einige

Pelze an der Hudsonbai, über einige Flecken am Paraguaistrom in deren Lage bisweilen die Kriegführenden selbst sich geirrt haben, über einen Hafenplatz im Stillen Meer, Über Neckereien der Gouverneurs gegeneinander weltverwüstende Kriege geführt werden? Ja, wie oft entsprangen diese aus einer Grille des Monarchen, aus einer niedrigen Kabale des Ministers! Eine Geschichte vom *wahren* Ursprunge der Kriege in Europa seit den Kreuzzügen wäre ein siebenfacher *Hudibras*, das niedrigste Spottgedicht, das geschrieben werden könnte. In einer Welt, in der dunkle Kabinette Kriege anspinnen und fortleiten, wäre alle Mühe der *Friedensfrau* verloren.

Leider auch bei den Wilden selbst erreichte diese Anstalt ihren Zweck nicht lange. Als die Europäer näherdrangen, sollte auf Erfordern der Männer selbst die *Frau* an der Gegenwehr mit Anteil nehmen. Man wollte, wie man sich ausdrückte, zuerst ihr den Rock kürzen, sodann gar wegnehmen und ihr das Kriegsbeil in die Hand geben. Eine fremde, unvorhergesehene Übergewalt störte das schöne Projekt der Wilden zum Frieden untereinander; und dies wird jedesmal der Fall sein, solange der Baum des Friedens nicht mit festen, unausreißbaren Wurzeln *von innen heraus* den Nationen blühet.

Wie manche andre Mittel haben die Menschen schon versucht, streitsüchtigen Nationen Einhalt zu

tun und ihnen die Wege zu sperren. Zwischen Gebür-
gen wurden ungeheure Mauern errichtet, Zwischen-
länder zur Wüste gemacht, abschreckende Fabeln er-
sonnen und in diese Wüste gepflanzt. In Asien sollte
ein *heiliges Reich* den Streifereien der Mogolen ein
Ziel setzen; der *große Lama* sollte die Friedensfrau
sein.

In Afrika wurden Obelisk und Tempel die *Frei-
stätten* des Handels, die Mutter von Gesetzgebungen
und Kolonien. In Griechenland sollten *Orakel, Am-
phiktionen, das Panionium, Panätolium, der Achäer-
bund* u.f. wo nicht einen ewigen, so doch einen langen
Frieden bewirken; mit welchem Erfolg, hat die Zeit
gelehret. Am besten wäre es, wenn, wie bei jenem
Handel im innern Afrika, die Nationen einander selbst
gar nicht sehen dürften. Sie legen die Waren hin und
entfernen sich, bieten und tauschen. Einander er-
blickend, ist Betrug und Zank unvermeidlich. -
Meine große *Friedensfrau* hat einen andern Namen.
Ihre Arznei wirkt spät, aber unfehlbar; vergönnen
Sie mir dazu einen andern Brief.

Al Hallils Rede an seinen Schuh²⁷⁵

Mit Tausenden von meinem Volke zog
Ich auch einher am Tage jenes Zorns,
Der alle Ebenen Ubedas mit Blut
Und Rach erfüllte. Rosse wieherten
Beim Schalle der Trommeten; Staub erhob
Zum Himmel sich. Die Mächt'gen jubelten,
Die Ketten klirrten, die vor Abend noch
Der Überwundnen Träne netzen sollte.
Einmütig reichten *Untergang* und *Tod*
Die Hände sich und schritten vor dem Heer.

Da schlug in mir das Herz noch eins so stark:
»O Rüstung zum Verderben!« sprach ich tief
Im Winkel meiner Brust. -»Allmächtiger!
Wir können keinen Floh erschaffen, und
Wir töten Menschen. Blut vergießen wir
Und loben dich.«

Mein Herz schlug stärker; ich
Trat in den Sumpf. Vergeblich mühte sich
Mein Fuß, den Schuh hinauszuziehen. Fest
War er. Die tapfern Heere schritten fort;
Die Lanzen blinkten; Schwerter funkelten;
Ein Feldgeschrei, ein wüstes Sausen füllte
Mein Ohr; ich stand betäubt und sprach also

Zu meinem Schuh:

»Wie? mein Begleiter, jetzt
Verlässest du mich und erwartest lieber
Den Moder hier? Und soll ich dich denn auch
Verlassen, wie in dieser Welt zuletzt
Sich alles flieht? Du, Guter, gingest freilich
Nie mit mir böse Wege; keinem Pfade
Der Frevler drücketest du je dich ein.«
Die Auen, die von Blute strömen, blieben
Uns fremd; dem zügellosen Sieger eilstest
Du nimmer nach. Wir gingen sanfte Wege,
Jetzt, wenn die Sonn im Abendmeer ersank,
Jetzt in den Schatten der friedsel'gen Nacht,
Der Ruhegeberin, der Reichen, die
Uns ihre Schätz am weiten Himmel zeigt
Und nieden uns der Freuden schönste schenket.
Dann sagte leise mir der Mond ins Ohr:
»Sohn der Aëscha, geh zu deiner Treuen,
Sie wartet deiner, lieblicher als ich.' -

Die Wege gingen wir; nicht jene, denen
Du strenge jetzt unwillig dich entziehst.
Ich folge deinem Rat. Gehabt euch wohl.
Ihr Helden, jetzt durch Mord und Totschlag! - Mögen
Die Löwen eure Siege brüllen! wetze
Der Tiger seine Klaun dazu; es singen
Erschlagne Heere drein, und Drachen zischen

Aus Wüstenein zerstörter Wohnungen. -

Du stiller Mond, den sie mit Mordgeschrei
Erschrecken, scheine nicht auf sie; und nie
Umfange sie mit deinem sanften Arm,
Die sie verscheuchen, du friedsel'ge Nacht.«

119.

Meine große *Friedensfrau* hat nur einen Namen:
sie heißt *allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit, tätige Vernunft*.

Ich habe ein sehr sinnreiches Manuskript gelesen,
in dem der Menschengeschichte folgende Sätze zum
Grunde lagen: 1. Menschen sterben, um Menschen
Platz zu machen. 2. Und da ihrer weniger sterben als
geboren werden, so macht die Natur durch gewalt-
same Mittel Raum. 3. Dahin gehören nicht nur Pest,
Mißwachs, Erdbeben, Erdrevolutionen, sondern auch
Völkerrevolutionen, Verwüstungen, Kriege. 4. Wie
eine Tierart die andre vermindert, so setzt das Men-
schengeschlecht sich selbst in Proportion und wehrt
der Überzahl. 5. Es gibt in ihm also *erhaltende* und
zerstörende Charaktere. -

Schreckliches System, das uns vor unsrem eignen
Geschlecht Schauder und Furcht einjagt, indem wir

nach ihm jedem ins Angesicht, auf seinen Gang und auf seine Hände sehen müssen, ob er ein fleisch- oder grasfressendes Tier sei, ob er einen *erhaltenden* oder *zerstörenden* Charakter an sich trage. Gewiß hat uns die Natur an Mitteln nicht entblößt, uns vor dieser *zerstörenden* Gattung unseres eignen Geschlechts zu sichern; nur sie gab uns diese Mittel als Waffen nicht in die Hände, sondern in Kopf und Herz. Die *allgemeine Menschenvernunft und Billigkeit* ist die Matrone, die Öl und Arznei am Arm, die einen Fruchtstengel in der Hand trägt, nicht etwa nur als Symbole, sondern als die stillwirkenden Mittel, wo nicht zu einem ewigen Frieden, so gewiß doch zu einer allmählichen Verminderung der Kriege. Lassen Sie mich, da wir hier auf des ehrlichen St.-Pierre Wege geraten, auch seiner Methode uns nicht schämen und die große *Friedensfrau* (pax sempiterna) mit festen Grundsätzen in ihr Amt weisen. Sie ist dazu da, ihrem Namen und ihrer Natur nach *Friedensgesinnungen* einzuflößen.

Erste Gesinnung

Abscheu gegen den Krieg

Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstverteidigung, sondern ein toller Angriff auf eine ruhige, benachbarte Nation ist, ist ein unmenschliches, ärger als tierisches Beginnen, indem er nicht nur der Nation, die er angreift, unschuldigerweise Mord und Verwüstung drohet, sondern auch die Nation, die ihn führet, ebenso unverdient als schrecklich hinopfert. Kann es einen abscheulichern Anblick für ein höheres Wesen geben als zwei einander gegenüberstehende Menschenheere, die unbeleidigt einander morden? Und das Gefolge des Krieges, schrecklicher als er selbst, sind Krankheiten, Lazarette, Hunger, Pest, Raub, Gewalttat, Verödung der Länder, Verwilderung der Gemüter, Zerstörung der Familien, Verderb der Sitten auf lange Geschlechter. Alle edle Menschen sollten diese Gesinnung mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen nicht nur verhaßt werde, sondern daß man es mit gleichem Schauder als den St. Veitstanz, Pest, Hungersnot, Erdbeben, den schwarzen Tod zu nennen oder zu

schreiben kaum wage.

Zweite Gesinnung

Verminderte Achtung gegen den Heldenruhm

Immer mehr muß sich die Gesinnung verbreiten, daß der ländererobernde *Heldengeist* nicht nur ein Würgengel der Menschheit sei, sondern auch in seinen Talenten lange nicht die Achtung und den Ruhm verdiene, die man ihm aus Tradition von Griechen, Römern und Barbaren her zollet. So viel Gegenwart des Geistes, so viel zusammenfassende Vorsicht und Voraussicht und schnellen Blick er fodern möge, so wird der edelste Held vor und nach der Schlacht nicht nur das Geschäft beweinen, dem er seine Gaben opfert, sondern auch gern gestehen, daß, um *Vater eines Volks* zu sein, wenn nicht mehr, so doch edlere Gaben in *fortgehender Bemühung* und ein *Charakter* erfordert werde, ein *Charakter*, der seinen Kampfpriis weder *einem* Tage zu verdanken hat noch ihn mit dem Zufall oder dem blinden Glück teilet. Alle Verständige sollten sich vereinigen, durch echte Kenntnis alter und neuer Zeiten den falschen Schimmer wegzublasen, der um einen Marius, Sulla, Attila, Gengischan, Tamerlan gaukelt, bis endlich jeder gebildeten Seele

Gesänge auf sie und auf Lips Tullian gleich heroisch erschienen.

Dritte Gesinnung

Abscheu der falschen Staatskunst

Immer mehr muß sich die *falsche Staatskunst* entlarven, die den Ruhm eines Regenten und das Glück seiner Regierung in Erweiterung der Grenzen, in Erjagung oder Erhaschung fremder Provinzen, in vermehrte Einkünfte, schlaue Unterhandlungen, in willkürliche Macht, List und Betrug setzt. Die Mazarins, Louvois, Du Terrai und ihresgleichen müssen nicht nur im Angesicht des ehrlichen Volks, sondern der Weichlinge selbst, wie sie sind, erscheinen, so daß es wie das Einmaleins klar wird, daß jeder Betrug einer falschen Staatskunst am Ende *sich selbst betrüge*. Die allgemeine Stimme muß über den Wert des bloßen *Staatsranges** und seiner *Zeichen*, selbst über die aufdringendsten Gaukeleien der Eitelkeit, selbst über früheingesogene Vorurteile siegen. Mich dünkt, man sei im Verachten einiger dieser Dinge jetzt schon weit und vielleicht zu weit fortgeschritten; es kommt darauf an, daß man das Schätzenswerte bei allem, was uns der Staat auflegt, auch redlich und um so höher

achte, je mehr es die Menschheit der Menschen fördert.

Vierte Gesinnung

Geläuterter Patriotismus

Der *Patriotismus* muß sich notwendig immer mehr von Schlacken reinigen und läutern. Jede Nation muß es fühlen lernen, daß sie nicht im Auge anderer, nicht im Munde der Nachwelt, sondern nur in sich, in sich selbst groß, schön, edel, reich, wohlgeordnet, tätig und glücklich werde und daß sodann die fremde wie die späte Achtung ihr wie der Schatte dem Körper folge. Mit diesem Gefühl muß sich notwendig Abscheu und Verachtung gegen jedes leere Auslaufen der Ihrigen in fremde Länder, gegen das nutzlose Einmischen in ausländische Händel, gegen jede leere Nachäffung und Teilnehmung verbinden, die unser Geschäft, unsre pflicht, unsre Ruhe und Wohlfahrt stören. Lächerlich und verächtlich muß es werden, wenn Einheimische sich über ausländische Angelegenheiten, die sie weder kennen noch verstehen, in denen sie nichts ändern können und die sie gar nicht angehn, sich entzweien, hassen, verfolgen, verschwärzen und verleumden. Wie fremde Banditen und

Meuchelmörder müssen die erscheinen, die aus toller Brunst für oder gegen ein fremdes Volk die Ruhe ihrer Mitbrüder untergraben. Man muß lernen, daß man nur auf dem Platz etwas sein kann, auf dem man stehet, wo man etwas sein *soll*.

Fünfte Gesinnung

Gefühl der Billigkeit gegen andre Nationen

Dagegen muß jede Nation allgemach es unangenehm empfinden, wenn eine andre Nation beschimpft und beleidigt wird; es muß allmählich ein *gemeines Gefühl* erwachen, daß jede sich an die Stelle jeder andern fühle. Hassen wird man den frechen Übertreter fremder Rechte, den Zerstörer fremder Wohlfahrt, den kecken Beleidiger fremder Sitten und Meinungen, den prahlenden Aufdringer seiner eignen Vorzüge an Völker, die diese nicht begehren. Unter welchem Vorwande jemand über die Grenze tritt, dem Nachbar als einem Sklaven das Haar abzuscheren, ihm seine Götter aufzuzwingen und ihm dafür seine Nationalheiligthümer in Religion, Kunst, Vorstellungsart und Lebensweise zu entwenden, im Herzen *jeder* Nation wird er einen Feind finden, der in seinen eignen Busen blickt und sagt: »Wie, wenn das mir

geschähe?« - Wächst dies Gefühl, so wird unvermerkt eine *Allianz aller gebildeten Nationen* gegen jede einzelne anmaßende Macht. Auf diesen stillen Bund ist gewiß früher zu rechnen als nach St. Pierre auf ein förmliches Einverständnis der Kabinette und Höfe. Von diesen darf man keine Vorschriften erwarten; aber auch sie müssen endlich ohne Wissen und wider Willen der *Stimme der Nationen* folgen.

Sechste Gesinnung

Über Handelsanmaßungen

Laut empört sich das menschliche Gefühl gegen freche Anmaßungen im Handel, sobald ihm unschuldige frönende Nationen um einen Gewinn, der ihnen nicht einmal zuteil wird, aufgeopfert werden. Handel soll, wenn auch nicht aus den edelsten Trieben, die Menschen *vereinigen*, nicht trennen; er soll sie, wenn gleich nicht im edelsten Gewinn, ihr gemeinschaftliches und eigenes Interesse wenigstens als Kinder kennen lehren. Dazu ist das Weltmeer da; dazu wehen die Winde; dazu fließen die Ströme. Sobald *eine* Nation allen andern das Meer verschließen, den Wind nehmen will, ihrer stolzen Habsucht wegen, so muß, je mehr die Einsicht ins *Verhältnis der Völker*

gegeneinander zunimmt, der Unmut aller Nationen gegen eine Unterjocherin des freiesten Elements, gegen die Räuberin jedes höchsten Gewinnes, die anmaßende Besitzerin *aller* Schätze und Früchte der Erde erwachen. Ihrem Stolz, ihrer Habsucht zu dienen, wird kein fremder Blutstropfe willig fließen, je mehr der wahre Satz eines vortrefflichen Mannes anerkannt wird, »*daß die Vorteile der handelnden Mächte einander nicht durchkreuzen und daß diese Mächte von einem gegenseitigen allgemeinen Wohlstande und von der Erhaltung eines ununterbrochenen Friedens vielmehr den größten Nutzen haben würden*«. [277](#)

Siebente Gesinnung

Tätigkeit

Endlich der *Kornstengel* in der Hand der *indischen Frau* ist selbst eine Waffe gegen das Schwert. Je mehr die Menschen Früchte einer nützlichen Tätigkeit kennen und einsehen lernen, daß durchs Kriegsbeil nichts gewonnen, aber viel verheert wird, je mehr die schmähenden Vorurteile von einer mit göttlichem Beruf zum Kriege gebornen Kaste, in der von Vater Kain, Nimrod und Og zu Basan an *Heldenblut* fließe,

verächtlich und lächerlich werden, desto mehr Ansehen wird der Ährenkranz, der Apfel- und Palmzweig vor dem traurigen Lorbeer erhalten, der neben dunkeln Zypressen wächst und samt Nesseln und Dornen nur Lazerten und Bubonen unter sich liebet.

Die sanfte Verbreitung dieser Grundsätze sind das Öl und die *Arznei* der großen Friedensgöttin *Vernunft*, deren Sprache sich endlich niemand entziehen kann. Unvermerkt wirkt die *Arznei*, sanft fließt das Öl hinunter. Leise tritt sie zu diesem und jenem Volk und spricht in der Sprache der Indianer: »Bruder, Enkel, Vater, hier bringe ich dir ein Bundeszeichen und Öl und *Arznei*. Damit will ich deine Augen reinigen, daß sie scharf sehen; ich will damit deine Ohren säubern, daß sie recht hören; ich will deinen Hals glätten, daß meine Worte geschmeidig hinuntergehen; denn ich komme nicht umsonst; ich bringe Worte des Friedens.«

Und der Angeredete wird antworten: »Schwester, dieser *String of Wampum* soll dich willkommen heißen. Ich will die Dornen aus deinen Füßen ziehen, die dir etwa möchten hineingefahren sein. Ich will die Müdigkeit, die dich auf der Reise befallen hat, weg-schaffen, daß deine Knie wieder stark und mutig werden. Das rote Kriegsbeil und die Keule sollen in die Erde verscharret sein, und über sie wollen wir einen Baum pflanzen, der bis in den Himmel wachse.

Solange Sonne und Mond scheinen und auf- und niedergehen, solange die Sterne am Himmel stehen und die Flüsse mit Wasser fließen, soll unsre Freundschaft dauren.«²⁷⁸⁻

Wenn, wie ich fast glaube, ein ewiger Friede *förmlich* erst am Jüngsten Tage geschlossen werden wird, so ist dennoch kein Grundsatz, kein Tropfe Öl vergebens, der dazu auch nur in der weitsten Ferne vorbereitet.

120.

Jede Aufmunterung zu guten Gesinnungen, ohne auf die *Förmlichkeit ihrer Ausführung* ängstliche Rücksicht zu nehmen, ist eine Trostpredigt. Oft sagt der Blöde: »Wenn wird, wenn kann dies geschehen?« und tut darüber gar nichts. Oft hält er sich zu früh und zu genau an die Bestimmung der Förmlichkeiten des Ausgangs und vergißt darüber das Wesentliche der Hilfsmittel, diesen Ausgang zu fördern. Viele Beispiele der Geschichte legen dies klar an den Tag.

In den alten Schriften der ebräischen Nation z.B. waren schöne Wünsche und Entwürfe für die Zukunft gepflanzt. Hoffnungen eines großen Lichts, das allen Völkern aufgehen, eines Bandes der Freundschaft, das alle Nationen umfassen sollte, einer Religion, die ins

Herz geschrieben, eines goldnen Friedens, an dem alles teilnehmen würde, glänzten wie eine Morgenröte. Sobald man in diesen Entwürfen und Ahnungen den Geist des Weissagenden, seinen Zweck und die herrschende Gesinnung der Rede verkannte, als man sich an den Buchstaben hing und die Erfüllung *förmlich* bestimmte, da kamen Torheiten ans Licht; Trümereien, mit deren jeder man um so weiter vom Sinn der Weissagung abwich, je *förmlicher* man bestimmte.

Nicht anders war's im Christentum, als man auf die sichtbare *Ankunft des Herren* hoffte. In allen Schwärmersekten, die das Tausendjährige Reich zustande bringen wollten, war's nicht anders. Mit mancher neuen Philosophie, fürchte ich, ist's eben also. Wie nahe der Erfüllung hat man sich bei manchen Systemen geglaubt, und wie schrecklich ward man betrogen! Die glänzende Höhe, die man dicht vor sich sah, rückte weiter und weiter. Da gibt der Getäuschte dann alle Hoffnung auf und läßt die Hände sinken. -

Verbreiter guter Gesinnungen, schadet ihnen, schadet euch selbst nicht durch Bezeichnung eines Äußern, das bloß von der Zeit und von Umständen bestimmt werden kann! Pflanz den Baum; er wird von selbst wachsen; Erde, Luft, Sonne werden ihm Gedeihen geben. Sichert gute Grundsätze; durch eigne Kraft werden sie wirken - nicht anders aber als mit

Modifikationen, die Zeit und Ort ihnen allein geben können und geben werden.

Der Fürst

Zerteile dich, trübes Gewölk!
Denn unter dir wandelt der Edle,
Auf dessen Scheitel ein Strahl
Göttliches Glanzes traf.

Es leuchtet Segen durch Länder und Reiche,
Die seinem Winke gehorchen,
Die an den Stufen seines Throns
Suchen und finden ihr Glück.

Lob dem Erbarmenden, der ihn zum Pfleger
Der Menschheit setzte! Heil der Stunde, da
Sein großes Herz zum ersten Male schlug!
Edler! siebenmal edler als Tageslicht,

Was soll dir Glanz des Goldes?
Was soll dir Schimmer des Lobes?
Größe, die *du** willst, ist Glückseligkeit der Völker.
Name, den *du** suchst, ist der Name *Vater*.

Führ ihn! denn dein heilig Herz

Ist Wohnung väterlicher Huld;
Und jedes Blut der Deinen ist das deine,
Und jedes Leben deiner Kinder deins.

Der Fürsten Feinde, das scheue Gevögel der Nacht,
Heuchler und Schmeichler scheuen das Licht,
Welches der Himmel dir gab,
Die Demut, womit *er* dich hoch belieh;

Sie nahen nicht dem Thron, worauf der Herr der Welt
Dir gab zu sitzen; fern ihm schwärmen sie.
Weisheit und *Menschenliebe* treten,
Du winkest sie herbei, vor deinen Stuhl -*

Du hörst ihre Rede, die dir sagt:
»Du bist ein Mensch! Auch du, o Fürst, bist Staub!
Sei deines Thrones wert, sei groß und gut.
Sei gut: dann bist du groß.«

Ruhm und Verachtung

Du Tal des Irrtums, dahinab nur selten
Der Wahrheit Sonne scheint, soll ich mich
Verwundern, wenn, erhitzt von Phantasie,
Die dich bewohnen schneller noch erkalten
Als glühend Eisen unter Schmiedes Hand?

Du mit dem Fluch von Täuschereien schwer-
Beladne Erde, soll ich staunen, wenn
Auf dir Bewundrung bald Verachtung wird?
Da Zufall, Glück und Gunst und eitler Schimmer
Zu deiner Achtung gnug ist.

Jenem, der,
Den Donner in der Hand, auf Nationen
Verderben schleudert und der Völker Glück
Zerschmettert, jenem knieest du und rufst:
»Hier, Arm der Gottheit!«

Und wenn ihn das Glück,
Die falsche Braut, verließ, wenn ihn der Sieg
Nicht seinen Liebling nennet, kehrest du
Dein Antlitz von ihm weg.

Oft führet Wahn
Zum Altar eines Götzen, den auch Wahn
Und Trug erschufen; Schwärmerei und Wahn
Streun ihren Weihrauch ihm; da rufest du
Entzückt: »Hier ist der Weisheit letzter Spruch!«

Weh ihm, dem Götzen! weh dem Altar! Bald
Wird über ihn die Maus hinlaufen, bald
Der Sperling auf ihm hüpfen.

Tolles Ding
Um Ehr und Schand, um Ruhm und um Verachtung
Des Menschevolks. Mit beiden Händen teilt
Der Tor sie Toren aus.

Du fromm Geschlecht!

O suche Ruhm und Achtung nur bei *dem*,
Der nicht wie Menschen nur Gebräuchen frönt,
Bei dem der Wert des Guten ewig gilt.

Wer bei dem Ewigen den Wechsel sucht,
Wer bei dem Höchsten Ungerechtigkeit
Erwartet, der verleugnet ihn.

Bewahre

Mich, Herr! bewahre mein Geschlecht für Ruhm
Bei Toren; Schand und Spott ist er vor dir.

Al Hallils Klagegesang

Laßt mich weinen! Das Weinen bringt nicht Schande.
Laßt mich klagen! denn klagen soll der Betrübte.
*O Humane!*²⁷⁹ wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer kann sie sprechen?

Schaut, o schauet den Schmerz in meiner Seele,
Engel, die ihn ins Tal des Todes führten.
Gottesboten, ihr führtet ihn als Brüder,
Euren Bruder. Ich seh ihn freundlich lächeln
Mitten im Todestal. Er warf die Hülle
Leicht von sich und ersah den offenen Himmel.
Laßt uns folgen, ihr Brüder! - Beider Welten

Vater wird uns auch dort die Hütte bauen. -

O Humane, wie soll ich dich jetzt nennen?

Himmlische Namen hast du; wer mag sie sprechen?

Heil der keuschen Mutter, die dich geboren!

Denn sie mehrte die Zahl der Engel mit dir.

Wie der Bach, der das Paradies durchschlängelt,

War dein Herz; wie der Morgenstern dein Innres.

Sanft wohltätiges Licht der Sonne, freundlich

Wie die Sommernacht, wie der Silbermondstrahl.

Auge warst du dem Fürsten, wie dem Armen;

Eins nur kanntest du nicht, das Gift der Schlangen.

Worte des Trostes gabst du uns, nicht Wermut,

Heucheltest nie uns Demut, nie uns Freundschaft.

Ungesehen auch warst du edel, übtest

Im Verborgenen Guts, wie Gott, dein Vater.

Nie erwartetest du, was du nicht selber

Leisten konntest, o du der Menschheit Zierde.

Und gewelket sobald sind deine Blüten!

Deine Zweige, wie sinken sie zur Erde!

Klagt mit mir, Jungfrauen! o klagt, ihr Knaben!

Seine schöne Gestalt ist uns entnommen!

Nie eröffnet sich uns sein holder Mund mehr.

Wenn in *einem* Felde der Wissenschaft *menschliche Gesinnungen* herrschen sollten, so ist's im Felde der *Geschichte*; denn erzählt diese nicht menschliche Handlungen? und entscheiden diese nicht über den Wert des Menschen? bauen diese nicht unsres Geschlechts Glück und Unglück?

Man sagt, »die Geschichte erzähle *Begebenheiten*,« und ist beinah geneigt, diese für so unwillkürlich, ja für so unerklärbar anzusehen, wie man in den dunkelsten Jahrhunderten die Naturbegebenheiten nicht ansah, sondern anstaunte. Ein erregter Krieg oder Aufruhr gilt der gemeinen Geschichte wie ein Ungewitter, wie ein Erdbeben; die ihn erregten, werden als Geißel der Gottheit, als mächtige Zauberer betrachtet; und damit gnug!

Eine Geschichte dieser Art kann die *klügste* oder die *stupideste* werden, nachdem der Sinn des Verfassers war.

Die *stupideste* wird sie, wenn sie in einem sogenannten großen und göttlichen Mann alles bewundert und keine seiner Unternehmungen an ein Richtmaß menschlicher Vernunft zu bringen sich erkühnet. Manche morgenländische Geschichten von Nadir-Schah, Timur-Long u.f. sind so geschrieben;

wir lesen eine lobjauchzende Epopee, mit einer dürrer oder abscheulichen Tatenreihe fröhlich durchwebet.

Europa hat an diesem morgenländischen Geschmack vielen Anteil genommen, nicht etwa nur in den Zeiten der Kreuzzüge, sondern auch in den meisten Lebensbeschreibungen einzelner Helden, in der Geschichte ganzer Sekten, Familien und *Familienkriege*. Man staunt, wenn man die Andacht und Anhänglichkeit des Schriftstellers an seinen verehrten Gegenstand wahrnimmt, und kann nichts anders sagen als: »Er hat aus dem Becher der Betäubung getrunken; Wein der Dämonen hat ihm die Sinne benebelt.«

Die *klügste* Geschichte dieser Art ist die kälteste, etwa wie Machiavell Sie trieb und ansah. Auch sie vergißt Recht und Unrecht, Laster und Tugend, indem sie, rein wie ein Geometer, den Erfolg gegebener Kräfte ausmißt und fortgehend einen Plan berechnet.

Daß aus dieser machiavellischen Geschichte, wenn sie scharf siehet und richtig rechnet, viel zu lernen sei, ist keine Frage. Beschäftigt sie sich nicht mit dem verflochtensten, wichtigsten Problem, das unserm Geschlechte vorliegt? *Menschenkräfte im Verhältnis ihrer Wirkungen und Folgen*.

Wäre nur dies Problem auch rein aufzulösen! Auf dem Schauplatz der Erde, selbst in ihren engsten Winkeln, läuft so vieles durcheinander; gegenseitige

Kräfte stören einander, und in alles mischen sich Umstände, Zeit, Glück, der tausendarmige Zufall. Der Klügste ward hintergangen; der Besonnenste verfehlte seinen Zweck. Also wird diese Schule des Unterrichts oft eine *Romanschule*, da man dem glücklichen Helden Klugheit leihet, die er nicht hatte, und von schimmernden Erfolgen nach einem falschen Kalkül rückwärts rechnet, oder sie wird, wenn die besten Kräfte durch einen Zufall mißraten, eine niederschlagende Lektion, eine *Schule der Verzweiflung*. Überhaupt aber macht dieser Wetzstein der Klugheit das Gemüt leicht zu scharf, zu schartig.

Wer kann Machiavells »Prinzen« ohne Schauder lesen? Wenn ihm auch alles gelänge, wäre er ein würdiger Fürst? Wäre er in seinem Busen glücklich? Entsetzlich ist's, die Menschheit nur als eine *Linie* zu betrachten, die man nach Gefallen zu einem Zweck krümmen, schneiden, verlängern und verkürzen darf, damit ein Plan erreicht, damit die Aufgabe nur gelöst werde.

Also können wir uns vom *Menschengefühl* nicht trennen, indem wir die Geschichte schreiben oder lesen; ihr höchstes *Interesse*, ihr *Wert* beruhet auf dieser Menschenempfindung, der *Regel des Rechts und Unrechts*. Wer bloß für Klugheit schreibt, gerät leicht in Dünkel; wer nur für die Neugierde schreibt, schreibt für Kinder.

Was bestimmt aber diese Regel des Rechts? Auch hier gibt's eine zu *warme* und zu *kalte* Geschichte.

Die erhitzte will *zur Ehre Gottes** alles bewirken und erlaubt sich zu diesem vermeinten Zweck Frevel und Unsinn. So unterjochte Timur eine halbe Welt, den muhammedanischen Glauben auszubreiten, und wollte im höchsten Alter noch das ruhige China bekriegen. So zogen die Nationen Europas zum Heiligen Grabe, so würgten die Spanier in Amerika, so marterte und verfolgte die Inquisition. Schreckliche Leidenschaften der Menschen umhüllten sich mit dem Mantel Gottes und zerstörten und quälten. -

Die kalte Geschichte rechnet unter der Regel eines angeblichen positiven Rechts *nach Staatsplanen*, und auch sie wird in Befolgung dieser oft sehr warm. *Wohl des Vaterlandes, Ehre der Nation* wird in ihr das Feldgeschrei und bei trüglichen Unterhandlungen die Staatslosung. Die Athener, die Römer - was rechneten sie nicht zum *Wohl ihres Vaterlandes*, zu ihrem *Ruhm*, mithin zu ihrem *Recht*? Was erlaubten sich der Papst, die Klerisei, die christlichen Könige nicht zum angeblichen Wohl ihrer Reiche? Erzählt die Geschichte dies alles gleichgültig oder gar zutrauend, glaubend, so gerät man mit ihr in ein Labyrinth der verflochtensten, widrigsten Staatsinteresse, persönlicher Anmaßungen und Staatslisten. Ein großer Teil der Begebenheiten unsrer zwei letzten Jahrhunderte,

die sogenannten Denkwürdigkeiten (*mémoires*), Lebensbeschreibungen, politische Testamente sind in diesem Sinn, dem Geist Richelieus, Mazarins und früher noch Karls V., Philipps 11., Philipps des Schönen, Ludwigs XI., XIII., XIV., kurz, im Geist der *spanisch-französischen Staatspolitik* geschrieben. Ein fürchterlicher Geist, der sich zum Wohl des Staats, d.i. zum Ruhm und zur größeren Macht der Könige, zur Sicherheit und Größe ihrer Minister alles erlaubt hielt! In welcher Geschichte er durchblickt, schwärzt er das Glänzendste mit dem Schatten der Eitelkeit, der Truglist, der Anmaßung, der Verschwendung. Vergessen ist in ihm die Menschheit, die nach ihm bloß *für den Staat*, d.i. für Könige und Minister, lebet.

Allgemach sind wir auch diesem Nebel entkommen, aber ein anderes Glanzphantom steigt in der Geschichte auf, nämlich die *Berechnung der Unternehmungen zu einer künftigen bessern Republik, zur besten Form des Staats, ja aller Staaten*. Dies Phantom täuscht ungemein, indem es offenbar einen edleren Maßstab des Verdienstes in die Geschichte bringt, als den jene willkürliche Staatsplane enthielten, ja gar mit den Namen Freiheit, Aufklärung, höchste Glückseligkeit der Völker blendet. Wollte Gott, daß es nie täuschte! Die *Glückseligkeit eines Volks* läßt sich dem andern und jedem andern nicht aufdringen,

aufschwätzen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der *Freiheit* müssen von eignen Händen gepflückt werden und aus eignen Bedürfnissen, aus eigener Lust und Liebe froh erwachsen. Die sogenannt *beste Regierungsform*, die unglücklicherweise noch nicht gefunden ist, taugt gewiß nicht für alle Völker, auf einmal, in derselben Weise; mit dem Joch ausländischer, übel eingeführter Freiheit würde ein fremdes Volk aufs ärgste belästigt. Eine Geschichte also, die bei allen Ländern auf diesen utopischen Plan nach unbewiesenen Grundsätzen alles berechnet, ist die glänzendste *Truggeschichte*. Ein fremder Firnis, der den Gestalten unsrer und der vorigen Welt ihre wahre Haltung, selbst ihre Umrisse raubet. Viele Schriften unsrer Zeit wird man zwanzig Jahr später als wohl- oder übelgemeinte Fieberphantasien lesen; reifere Gemüter lesen sie jetzt schon also.

Also bleibt der Geschichte einzig und ewig nichts als der Geist ihres ältesten Schreibers, Herodots, der unangestregte milde *Sinn der Menschheit*. Unbefangen sieht dieser alle Völker und zeichnet jedes auf *seiner* Stelle, nach *seinen* Sitten und Gebräuchen. Unbefangen erzählt er die Begebenheiten und bemerkt, wie allenthalben nur *Mäßigung* die Völker glücklich mache und jeder Übermut seine *Nemesis* hinter sich habe. Dies *Maß der Nemesis*, nach feineren oder größeren Verhältnissen angewandt, ist der

einzig und ewige Maßstab aller Menschengeschichte.

»Was du nicht willst, das dir geschehe, das tue keinem andern«; die Rache kommt, ja sie ist da, bei jeder Verirrung, bei jedem Frevel. Alle Mißverhältnisse und Unbilligkeiten, jede stolze Anmaßung, jede feindselige Verhetzung, jede Treulosigkeit hat ihre Strafe mit oder hinter sich; je später, desto schrecklicher und ernster. Die Schuld der Väter häuft sich mit zerschmetterndem Gewicht auf Kinder und Enkel. Gott hat den Menschen nicht erlaubt, lasterhaft zu sein als unter dem harten Gesetz der Strafe.

Wiederum belohnt sich auch in der Geschichte das kleinste Gute. Kein vernünftiges Wort, was je ein Weiser sprach, kein gutes Beispiel, kein Strahl auch in der dunkelsten Nacht war je verloren. Unbemerkt wirkte es fort und tat Gutes. Kein Blut des Unschuldigen ward fruchtlos vergossen; jeder Seufzer des Unterdrückten stieg gen Himmel und fand zu seiner Zeit einen Helfer. Auch Tränen sind in der Saat der Zeit Samenkörner der glücklichsten Ernte. Das Menschengeschlecht ist *ein Ganzes*; wir arbeiten und dulden, säen und ernten füreinander.

Wie milde, wie sanft aufmunternd, aber auch wie ernst und zusammenhaltend ist dieser Geist der Menschengeschichte! Er läßt jedes Volk an Stelle und Ort, denn jedes hat *seine* Regel des Rechts, *sein* Maß der

Glückseligkeit in sich. Er schonet alle und verzärtelt keines. Sündigen die Völker, so büßen sie; und büßen so lange und schwer, bis sie nicht mehr sündigen. Wollen sie nicht Kinder sein, so erzieht die Natur sie als Sklaven.

Keiner politischen Verfassung tritt dieser Geist der Geschichte zerstörend in den Weg. Er wirft nicht das Haus dem Ruhigen über dem Kopf zusammen, ehe ein anderes besseres da ist, zeigt aber dem zu Sichern mit freundlicher Hand Fehler und Mängel des Hauses und führt mit stillem Fleiß Materialien herbei zur Stützung des alten oder zum Bau eines bessern.

Nationalvorurteile tastet er nicht an; denn in ihnen als Hülsen oder harten Schalen muß manche gute Gesinnung wachsen. Er läßt sie wachsen. Wenn die Frucht reif ist, verdorret die Hülse, die Schale zerspringt. Ihm ist's recht, wenn der Franzmann und der Engländer sich ihre humanité und humanity englisch und französisch malen; desto weniger wird der Ausländer um sie zu seinem Verderb buhlen. Aus *seinem* Herzen muß eine Geliebte hervorgehn, die *für ihn* gehöret.

Am heiligsten sind dem Geist der Menschengeschichte gutmütige Toren und Schwärmer; sie sind ihm unter der besondersten göttlichen Obhut. Ohne Begeisterung geschah nichts Großes und Gutes auf der Erde; die man für Schwärmer hielt, haben dem

menschlichen Geschlecht die nützlichsten Dienste geleistet. Trotz alles Spottes, trotz jeder Verfolgung und Verachtung drangen sie durch; und wenn sie nicht zum Ziel kamen, so kamen sie doch *weiter* und brachten *weiter*. Lebendige Winde waren sie über dem abgestandenen Sumpf; oder sie dämmeten ihn und machten ihn fruchtbar. Leeren Spott über sie erlaubt sich nie der Geist der Geschichte; höchstens bedauern wird er sie, nicht brandmalen.

Alle überfeinen Einteilungen der Menschen nach Prinzipien, aus denen sie ausschließend handeln sollen, sind dem Geist der Geschichte ganz fremde. Er weiß, daß in der Menschennatur das Principium der *Sinnlichkeit*, der *Einbildungskraft*, des *Eigennutzes*, der *Ehre*, des *Mitgeföhls mit andern*, der *Gottseligkeit*, des *moralischen Sinnes*, des *Glaubens* u.f. nicht in abgetrennten Kammern wohnen, sondern daß in einer lebendigen Organisation, die von mehreren Seiten geregt wird, viele von ihnen, oft alle lebendig zusammenwirken. Jedem von ihnen läßt er seinen Wert, seinen Rang, seinen Ort, seine Zeit der Entwicklung; überzeugt, daß alle, auch unbewußt, zu *einem Zweck*, dem großen Principium der Menschlichkeit, wirken. Alle also läßt er zu ihrer Zeit an Stelle und Ort blühen, *Sinnlichkeit* und die *Künste der Phantasie*, *Verstand* und *Sympathie*, *Ehre*, *moralischen Sinn* und *heilige Andacht*. Er zwingt so wenig den Magen zu denken

als den Kopf zu verdauen und quälet niemand mit der Zergliederung, ob auch jeder Bissen Brot, den er in den Mund steckt, ein allgemeines moralisches Grundgesetz aller vernünftigen Wesen im Kauen und Verdauen gebe. Kaue jeder, wie er kann; die Geschichte behandelt die Menschen nicht als Wortfinder und Kritiker, sondern als Täter eines moralischen Naturgesetzes, das in ihnen allen spricht, das zuerst linde warnt, dann härter straft und jede gute Gesinnung durch sich und ihre Folgen reich belohnt. Reizet Sie nicht dieser *Geist der Menschengeschichte*?

122.

Sie scheinen zu glauben, daß eine Geschichte der Menschheit nicht statthabe, solange man den *Ausgang der Dinge* nicht weiß oder, wie man zu sagen pflegt, den Jüngsten Tag noch nicht erlebt hat. Ich bin nicht dieser Meinung. Möge sich das Menschengeschlecht verbessern oder verschlimmern, möge es einst zu Engeln oder Dämonen, zu Sylphen oder zu Gnomen werden: wir wissen, was wir zu tun haben. Nach festen Grundsätzen unsrer Überzeugung von Recht und Unrecht betrachten wir die Geschichte unseres Geschlechts, möge sein letzter Akt ausgehn, wie er wolle.

Monboddo z.B. siehet in seiner Geschichte und Philosophie des Menschen²⁸⁰ ihn als ein System lebendiger Kräfte an, in welchem sich das Elementarische, das Pflanzen-, Tier- und Verstandesleben unterscheidet. Das animalische Leben, meint er, sei im besten Zustande gewesen, da die Menschen tierähnlich lebten. Er findet hievon noch Ähnlichkeit bei den Kindern. Die Alter, die der Mensch als Individuum durchgehe, hält er auch für die Laufbahn des ganzen Geschlechtes. Dies führt er also in seinen ersten nackten Zustand in freier Luft, in Regen, in Kälte zurück und zeigt, was die Bekleidung, das Wohnen in Häusern, der Gebrauch des Feuers, die Sprache auf das Menschengeschöpf gewirkt haben. Er zeigt die Fähigkeiten, die es hatte, zu schwimmen, aufrecht zu gehen, Übungen anzustellen, und findet in diesem Zustande den Grund jenes längeren Lebens, jener größeren Gestalt und Stärke, von der uns die Sage der Urwelt erzählt. Aus Beispielen und Nachrichten erweist er, wie durch Veränderung der Lebensweise, durchs Fleischessen und den Trank geistiger Getränke, durch die sitzende Lebensart bei Künsten, Gewerben, Spielen, durch feinere Nahrungsmittel, Wollüste und Zeitvertreibe der Körper des Menschen geschwächt, verkleinert, sein Leben verkürzt worden - Dagegen zeigt er, wie der Verstand des Menschen durch Gesellschaft und Künste zugenommen, wie die Sagazität eines

Naturmenschen von der Klugheit des zivilisierten Mannes sich unterscheidet, wie alle Künste aus Nachahmung entsprungen und die Idee des Schönen bloß dem zivilisierten Zustande eigen sei. In beiden Altern der Menschheit findet er Nationen, Familien, Individuen unterschieden, unser Geschlecht aber überhaupt in *Abnahme animalischer Kräfte* und hat hierüber Erinnerungen gegeben, die jeder anwende, wie er mag und kann. -*

Gehen wir in dies alles ein (wie denn Monboddos System, einiger Eigenheiten des Verfassers wegen, gewiß nicht lächerlich gemacht zu werden verdient), nehmen wir an, was auch die Geschichte lehret, daß fast alle Völker der Erde einmal in einem roheren Zustande gelebet und nur von wenigen die Kultur auf andre gebracht sei, was folget daraus?

1. *Daß auf unsrer runden Erde noch alle Zeitalter der Menschheit leben und weben.* Da gibt's Völkerschaften im Kindes-, Jünglings-, Mannesalter, und wird deren wahrscheinlich noch lange geben, ehe es den seefahrenden Greisen Europas gelingt, durch gebrannte Wasser, Krankheiten und Sklavenkünste sie zum Greisesalter zu befördern. Wie uns nun jede Pflicht der Menschlichkeit gebietet, einem Kinde, einem Jünglinge sein Lebensalter, das System seiner Kräfte und Vergnügen nicht zu stören, so gebietet sie solches auch Nationen gegen Nationen. Sehr

angenehm sind mir in diesem Betracht mehrere Unterredungen der Europäer, insonderheit der Missionare, mit ausländischen Völkern, z.B. Indiern, Amerikanern; die naivsten Antworten voll guten Herzens und gesunden Verstandes waren fast immer auf Seite der Ausländer. Sie antworteten kindisch-treffend und richtig; dagegen die Europäer mit Aufdringung ihrer Künste, Sitten und Lehren meistens die Rolle abgelebter Alten spielten, die völlig vergessen hatten, was einem Kinde gehörte.

2. Da die Unterscheidung elementarischer, animalischer, vegetativer und Verstandeskräfte nur ein Gedanke ist, indem jeder Mensch aus allen diesen, wengleich in verschiedenem Verhältnis, bestehet, *so hüte man sich, diese und jene Nation ganz für animalisch zu halten*, um sie als Lasttiere zu gebrauchen. *Der* reine Intellectus bedarf keines Lasttiers, und sowenig also der intellektuellste Europäer der Pflanzen- und Tierkräfte in seinem Lebenssystem entbehren kann, sowenig ermangelt irgendeine Nation ganz des Verstandes. Vielgestaltig ist dieser allerdings in Ansehung der ihn regenden Sinnlichkeit nach der verschiedenen Organisation der Völker; indessen ist und bleibt er in allen Menschengestalten nur *ein und derselbe*. Das *Gesetz der Billigkeit* ist keiner Nation fremd; die Übertretung desselben haben alle gebüßet, jede in ihrer Weise.

3. Wenn intellektuelle Kräfte in mehrerer Ausbildung der Vorzug der Europäer sind, *so können sie diesen Vorzug nicht anders als durch Verstand und Güte* (beide sind im Grunde nur eins) *beweisen*. Handeln sie impotent, in wütenden Leidenschaften, aus kaltem Geiz, in niedrig-vermessenem Stolze, so sind *sie* die Tiere, die *Dämonen* gegen ihre Mitmenschen. Und wer leistet den Europäern Bürgschaft, daß es ihnen nicht an mehreren Enden der Erde wie in Abessinien, China, Japan ergehen könne und ergehen werde? Je mehr ihre Kräfte und Staaten in Europa altern, je mehr unglückliche Europäer einst diesen Weltteil verlassen, um dort und hier mit den Unterdrückten gemeinschaftliche Sache zu machen, so können intellektuelle und animalische Kräfte sich in einer Weise verbinden, die wir jetzt kaum vermuten. Wer siehet in die vielleicht schon gepflanzte Saat der Zukunft? Kultivierte Staaten können entstehen, wo wir sie kaum möglich glauben; kultivierte Staaten können verdorren, die wir für unsterblich hielten.

4. Sollte in Europa auf Wegen, die wir zu bestimmen nicht vermögen, die Vernunft einmal so viel Wert gewinnen, daß sie sich mit Menschengüte vereinigte, *welch eine schöne Jahreszeit für die Glieder der Gesellschaft unsres ganzen Geschlechtes!* Alle Nationen würden daran teilnehmen und sich dieses *Herbstes der Besonnenheit* freuen. Sobald im Handel

und Wandel das Gesetz der Billigkeit allenthalben auf Erden herrschet, sind alle Nationen Brüder; der Jüngere wird dem Älteren, das Kind dem verständigen Greise mit dem, was es hat und kann, willig dienen

281

5. Und wäre diese Zeit undenkbar? Mich dünkt, *sie müsse selbst auf dem Wege der Not und des Kalküls erscheinen.*

Selbst unsre Ausschweifungen und Lastertaten müssen sie fördern. In Verhältnissen des Menschengeschlechts müßte keine Regel, in seiner Natur keine Natur herrschen, wenn nicht *durch innere Gesetze dieses Geschlechts selbst und den Antagonismus seiner Kräfte* diese Periode herbeigebracht würde. - Gewisse Fieber und Torheiten der Menschheit *müssen* mit Fortrückung der Jahrhunderte und Lebensalter abrausen. Europa *muß* ersetzen, was es verschuldet, gutmachen, was es verbrochen hat, nicht aus Belieben, sondern nach der Natur der Dinge selbst; denn übel *wäre* es mit der Vernunft bestellt, wenn sie nicht allenthalben Vernunft und das Allgemeingute nicht auch das Allgemeinnützlichste wäre. Die Magnetnadel unsrer Bestrebungen sucht diesen Pol; nach allen Irren und Schwankungen wird und *muß* sie ihn finden. -

6. *Daß also niemand aus dem Ergrauen Europas den Verfall und Tod unsres ganzen Geschlechts*

auguriere! Was schadete es diesem, wenn ein ausgearteter Teil von ihm unterginge? wenn einige verdorrte Zweige und Blätter des saftreichen Baumes abfielen? Andre treten in der Verdorreten Stelle und blühen frischer empor. Warum sollte der westliche Winkel unsres Nordhemisphärs die Kultur allein besitzen, und besitzt er sie allein?

7. *Die größten Revolutionen des Menschengeschlechts hingen bisher von Erfindungen oder von Revolutionen der Erde ab;* wer kennet diese in der unabsehblichen Folge der Zeiten? Klimate können sich ändern; aus mehreren Ursachen kann manches bewohnte Land unbewohnbar, manche Kolonie zum Mutterlande werden Wenige neue Erfindungen können viele ältere aufheben; und da überhaupt die höchste Anstrengung (unleugbar der Charakter fast aller europäischen Staatskunst) notwendig nachlassen oder überstürzen muß: wer vermag die Folgen hievon zu berechnen? Wahrscheinlich ist unsre Erde ein organisches Wesen; wir kriechen auf dieser Pomeranze wie kleine, kaum merkbare Insekten umher, quälen einander und bauen uns hie und da an. Wenn der Himmel fällt, sagt das Sprüchwort, wo bleiben die Sperlinge? Wenn hier oder dort die Pomeranze modert, tritt vielleicht eine andre Generation auf, ohne daß deshalb die erste eben am intellektuellen Teil ihres Systems, am *Verstande*, untergegangen wäre. Was sie eher

hinrichten konnte, war Ausschweifung, Laster, Mißbrauch ihres Verstandes. Gewiß sind die Perioden der Natur in Ansehung *aller* Geschlechter aufeinander kalkuliret, daß, wenn die Erde Menschen nicht mehr wärmen und nähren kann, Menschen ihre Bestimmung auf ihr auch erfüllt haben werden. Die Blüte welket, sobald sie ausgeblühet hat; sie lässet aber auch Frucht nach. Wäre also die höchste Äußerung intellektueller Kraft unsre Bestimmung, so foderte eben diese von uns, dem künftigen, uns unbekanntem von einen guten Samen nachzulassen, damit wir nicht als weichliche Mörder sterben.

Monboddo sieht unsere Erde als eine Erziehungsanstalt an, aus der unsre Seelen gerettet werden. Der einzelne Mensch kann und darf sie nicht anders ansehen; denn er kommt und geht vorüber. Auf der Stelle, auf welcher er ohne sein Wollen erscheint, muß er sich helfen, so gut er kann, und das System *seiner* Elementar- und vegetativen, *seiner* animalischen und intellektuellen Kräfte ordnen lernen. Allmählich sterben sie ihm ab, bis der ausgebildete Geist verfliehet.

- Auch hier ist Monboddos System konsequent, das ich, unvollendet wie es ist, mancher andern *kaufmännisch-politischen* Geschichte der Menschheit vorziehe. Zu einer Geschichte unsres Geschlechts gehören kaufmännisch-politische Konsiderationen nur als ein Bruchstück; ihr Geist ist *sensus humanitatis*, *Sinn*

und Mitgefühl für die gesamte Menschheit.

Der Geist der Schöpfung

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege sprach ich: »Herr der Welt!
Ein Blick von dir verjüngt die Schöpfung. - Sieh!
Die Sonne brennt auf mich; im Sande glüht

Mein nackter Fuß, und meine Zunge lechzt.
Ich wanke. Herr, mein Licht erlischt.«

Da sah

Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüten manche schöne Frucht.

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott
Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
Umhüllte der Schlaf mein Auge, bis
Ein Wundertraum mich schnell erweckete.

Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
»Steh auf, o Mensch! Du hast genug geruht
Auf diesem Beet von zehntausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.

Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu

Erwartet sie, daß du aufstehest.« - Auf
Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an
Und sprang zu ihrer Weide.

»Guter Gott,«

Rief ich, »der du für alles sorgest. Wenn
Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst du auch
Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte.«

Die Zeitenfolge

Komm, Unzufriedner, näher! Tritt herzu,
An dessen Herzen Mißvergnügen nagt.
Schuf irgendwen der Allmacht Hand zur Qual?
Er, der nur Huld ist,
ist, schuf er je zum Unglück?

Es sprach der Mächtige (die Wahrheit spricht
In allen seinen Werken): »Euer Tagswerk
Sei Seligkeit. Mit diesem Segen laß ich,
Geschöpfe, euch aus meiner Hand.«

Und sieh!

Da standen sie, die Lebenden, unwissend,

Was Leben war. Sie schöpften Odem wie
Nach einem schweren Traum; sie sahn die Welt!

Und Engel ließen sich auf Wolken nieder,
Bewundernd dieser Schöpfung neuen Raum,
Die Wohnung süßer Freuden; sahn im Geist
Glückselige zukünft'ger Zeiten wallen
Und riefen, voll von himmlischem Gefühl:
»Du hast hier reiche Saaten ausgestreut,
Allgütiger! Wer kann die Ernte fassen
In diesen Segensgründen? Trauen wird
Der Gute dir! Gelingen wird sein Werk.«

So sangen sie. Hebt eure Augen auf,
Ihr Menschen, sehet eures Vaters Schöpfung
Und hofft auf ihn. Auch in der Menschheit kann
Sein Werk nicht fehlen.

Du der Welten Vater!

Ich weiß es, Worte tun es nicht vor dir.
Beredsamkeit verstummet. Wie sich Kinder
Der Blumen freun, freun wir uns deiner Schöpfung.
Wie ihrer zeitlichen Versorger sie
Zutrauend harren, hoffen wir auf dich
Und üben froh dein Werk. Die schönste Gabe
Des Sterblichen ist ein zufriednes Herz.

Das Gegengift

Preis sei dem Geber! jede seiner Gaben
Ist huld- und weisheitvoll. Er teilte sie,
Er wog sie ab zur langen Dauer und

Vollkommenheit der Schöpfung.

Seine Erde

Gab er nicht Engeln; Menschen gab er sie.
Der Menschen Bester ist, wer *selten* strauchelt,
Ihr Edelster, wer *bald* vom Fall aufsteht.

Tief keimete das Laster in der neu
Geschaffnen Erde; wild schoß es empor,
Gift seine Blüte, seine Früchte Tod.

Da schuf er ihm ein mächtig Gegengift,
Für Torheit ein Verwahrungsmittel, *Arbeit*.
Sie macht, er uns zum heiligsten Gesetz,
Den *Fleiß* zur Pflicht.

Arbeitsamkeit verriegelt

Die Tür dem Laster, das dem Müßigen
Zur Seite schleicht und hinter ihm das Unglück.

Willst du dem Feinde fluchen, wünsch ihm Muße;
Auf Muße folgt viel Böses und des Kummers

Gar viel.

Arbeitsam wirkt die Seele froh;
Langweil'ger Müßiggang beschäftigt sie
Zur Reue, zum Verderben. Torheit leitet
Den Müßigen; Mutwill und Vorwitz führen
Ins Dunkel ihn, wo Gott nicht ist.

Arbeitet,
Ihr Weisen in dem Volk, befördert euer
Und vieler Glück.

Wo wohnt Beruhigung?
Wo Segen der liebevollen Gottheit? Wo
Genuß der Tage? Wo das edelste
Vergnügen? Nur in *Arbeit!* - - -

123.

Von frühen Jahren habe ich mich auch in die fremdesten Hypothesen zu setzen gesucht, und ich kam fast von allen mit dem Gewinn einer neuen Seite der Wahrheit oder ihrer Bestärkung zurück; darf ich aber bekennen, daß ich der Hypothese von einer *radikalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüt und Willen* durchaus nichts Gutes abgewinnen kann?²⁸² Ich lasse sie jedem Liebhaber; meinem Verstande bringt sie kein Licht, meinem Herzen keine freudige Regung. Gewöhnlich leitet man die Hypothese von zweien

einander feindseligen Grundursachen der Dinge von den Persern her; ihre böse Anwendung aber sollte man nicht daher leiten. In der Physik war's offenbar *Kindheit* der Wissenschaft, wenn man die Nacht für böse, den Tag für gut erklärte; die Gesetze, die *beide* hervorbringen, sind gut und höchst einfach. In der Moral sind sie es ebensosehr; und die Philosophie der Perser ging gerade darauf hin, dies auszuführen. Die Finsternis, sagte sie, sei Unform; das Licht, seiner Natur nach, bilde, leuchte und erwärme. Trotz aller Widerstrebungen sei Ahriman schwach; Ormuzd werde und müsse ihn überwinden. Ihre Religion forderte also in Gedanken, Worten, Handlungen zu diesem Siegeskampf als zum eigentlichen Geschäft des menschlichen Lebens auf. Licht zu schaffen und fortzubreiten, wirksam zu sein in jedem Guten, zu reinigen, zu erfreuen, sei *unser* Geschäft. Eben deshalb stehen wir zwischen Licht und Dunkel. -

Das Christentum ging mit tiefergreifenden Regungen auf diesem Wege fort. Kein sklavisches Volk, das sich ewig unter dem Joch krümmt und an Ketten windet, sollte nach ihm das Menschengeschlecht sein, sondern ein freies, fröhliches Geschlecht, das ohne Furcht eines machthabenden Henkergeistes das Gute des Guten wegen, aus innerer Lust, aus angeborner Art und höherer Natur tue, dessen Gesetz ein *königliches Gesetz der Freiheit*, ja dem eigentlich *kein* Gesetz

gegeben sei, weil die *Gottesnatur* in uns, die reine Menschheit, des Gesetzes nicht bedürfe.

Unverkennbar ist dies der Geist des Christentums, seine *native* Gestalt und Art. Nur dunkle barbarische Zeiten haben den großen Lehnsherren des Bösen, dessen angebornes Erbvolk wir sei'n, von dem uns Gebräuche, Büßungen und Geschenke zwar nicht wirklich, aber *gewandsweise* befreien könnten, der Stupidität und Brutalität antichristlich wiedergegeben. Wer wollte in diese Miltonsche Hölle greifbarer Nacht und solider Finsternis zurückkehren? -

Über der Erde sehen wir von dieser massiven Urhölle nichts. Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen *Unart* unsres Geschlechts, nicht seine Natur und Art. Trägheit, Vermessenheit, Stolz, Irrtum, Hartsinn, Leichtsinn, Vorurteile, böse Erziehung, böse Gewohnheit: lauter Übel, die vermeidlich oder heilbar sind, wenn neues Leben, Munterkeit zum Guten, Vernunft, Bescheidenheit, Billigkeit, Wahrheit, eine beßre Erziehung, bessere Gewohnheiten von Jugend auf einzeln und allgemein einkehren. Die Menschheit ruft und seufzet, daß dieses geschehe, da offenbar jede Untugend und Untauglichkeit sich selbst straft, indem sie keinen wahren Genuß gewähret und eine Menge Übel auf sich und auf andre häufet. Offenbar sehen wir, daß wir dazu da sind, dies Reich der Nacht zu zerstören, indem niemand es für uns tun kann und

soll. Nicht nur tragen *wir* die Last unsres Unglücks, sondern unsre Natur ist zu diesem und zu keinem andern Werk *ingerichtet*; es ist *Zweck* unsres Geschlechts, der Endpunkt unsrer Bestimmung, uns dieser *Unart* zu entladen. Das ganze Universum treibt, wenn uns die Früchte des Werks nicht locken, mit Nesseln und Dornen. - Was soll also Verzweiflung als unter einem nie abzuwerfenden Joch? wozu der Traum einer von der Wurzel aus unwiederbringlichen Menschheit?

Keine Hypothese kann uns wert sein, die unser Geschlecht aus seinem Standort rückt, die es bald an die Stelle der gefallenen Engel stellt, bald unter ihre Vormundschaft und Oberherrschaft erniedrigt. Die gefallenen Engel kennen wir nicht, aber uns kennen wir und wissen, wenn und warum wir gefallen sind, fallen und fallen werden. -

Das Dasein jedes Menschen ist mit seinem ganzen Geschlecht verwebet. Sind unsre Begriffe über unsre Bestimmung nicht rein, was soll diese und jene kleine Verbesserung? Sehet ihr nicht, daß dieser Kranke in verpesteter Luft liegt? Rettet ihn aus derselben, und er wird von selbst genesen. Beim Radikalübel greift die Wurzeln an; sie tragen den Baum mit Gipfel und Zweigen.

Das Werk ist groß; es soll aber auch so lange fortgesetzt werden, als die Menschheit dauret; es ist das

eigenste und einzige, das belohnendste und fröhlichste Geschäft unsres Geschlechtes.

Und wie wird dies Geschäft betrieben? Bloß durch Erweiterung und Verfeinerung der *Verstandeskräfte*? Intelligenz ist des Menschen edler Vorzug, das unentbehrliche Werkzeug seiner Bestimmung. Wissenschaft alles Wissenswürdigen, Verstand alles Brauchbaren, Schönen und Edeln ist erleuchtender Sonnenglanz in der dunkeln Dunstkugel der Erde; er darf und muß sich so weit erstrecken, als er sich erstrecken kann, vom letzten Nebelstern über die gesamte Natur an die Grenzen der werdenden Schöpfung.

Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; wir alle haben daraus empfangen, wir alle sollen unsre besten Gedanken und Gesinnungen hineintragen. Wir rechnen mit Kombinationen der Vorzeit; die Nachwelt soll mit unsern Kombinationen rechnen, und allerdings geht dieser Kalkül ins Große, Weite, Unendliche hinaus. Wer unternimmt's zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, aufeinandergebaueten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede neuerlangte Potenz ist die Wurzel zu einer zahllosen Reihe neuer Potenzen.

Verstand indessen tut's nicht allein; auch den Dämonen schreiben wir einen dämonischen Verstand zu; der unsre sei *menschlich*, von tätiger Güte begleitet.

Blicke umher! Wieviel wahre und echte Wissenschaft ist ungebraucht in der Welt! wieviel Verstand liegt unterdrückt und begraben! wieviel anderer wird mißgebraucht! Scheinwahrheit, starres Vorurteil, heuchelnde Lüge, träge Lust, vernunftlose Willkür verwirren unser Geschlecht. Ein *gestärkter großer und guter Wille* also, Übungen von Jugend auf, Kampfpreise und Gewöhnung, daß uns das Schwerste zum Leichtesten werde, und vor allem jenes unerläßliche Bestreben nach dem *Notwendigen*, was unser Geschlecht fodert, mit Vorbeilassung alles Entbehrlichen und Schlechten: sie allein können den Verstand zum Guten *geltend machen*, ihm aufhelfen und das Werk fördern. Wie lange haben wir uns mit dem Unnützen beschäftigt? Zeigen uns nicht Jahrtausende der Menschengeschichte unsern Unverstand, unsre kindische Trivialität und Feigheit?

Einheit unsrer Kräfte also, Vereinigung der Kräfte mehrerer zu Beförderung *eines** Ganzen im Wohl *aller* - mich dünkt, dies ist das Problem, das uns am Herzen liegen sollte, weil jedem es sein innerstes Bewußtsein wie sein Bedürfnis stille und laut saget.

»Gesetzgeber, Erzieher, Freunde der Menschheit,« sagt ein edler Mann unsrer Nation,²⁸³ »lasset uns unsre Kräfte vereinigen, um dem Menschen zu beweisen, daß in den *unendlich verschiedenen* Lagen des Lebens er das innere Glück nirgend finde als in der

wirksamen und tätigen Einheit seines Charakters.

Strebend nach eigener Vollkommenheit, die Vorschriften einer allgemeinen und wohltätigen Vernunft frei und standhaft befolgend, wird er Verirrungen, Verbrechen, inneren Vorwürfen entgehen. Als Mensch und Bürger wird er die Glückseligkeit im Zeugnis seines Gewissens finden. So bringt der Mensch *die unendliche Verschiedenheit seiner Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, reinen, wirksamen, moralischen Charakters.*«

Und darf ich dies edle Bild weiter hinausprägen, so liegt im Menschengeschlecht eine unendliche Verschiedenheit von Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, wirksamen, rein moralischen Charakters, *der dem ganzen Geschlecht gehöret.* Wie jede Klasse von Naturgeschöpfen ein eignes Reich ausmacht, auf andre Reiche bauend, in andre hineingreifend, so das Menschengeschlecht mit dem besondern und höchsten Abzeichen, daß die Glückseligkeit aller von den Bestrebungen aller abhängt und in ihm bei der größten Verschiedenheit in dieser sehr *erhabnen Einheit* allein stattfindet. Wir können nicht glücklich oder ganz würdig und moralisch gut sein, so lange z.B. *ein* Sklave durch Schuld der Menschen unglücklich ist; denn die Laster und böse Gewohnheiten, die ihn unglücklich machen, wirken auch auf uns oder kommen von uns her. Die

Anmaßung, der Geiz, die Weichlichkeit, die alle Weltteile betrügt und verwüstet, haben ihren Sitz bei und in uns; es ist *dieselbe* Herzlosigkeit, die Europa wie Amerika unter dem Joch hält. Dagegen auch jede gute Empfindung und Übung eines Menschen auf alle Weltteile wirkt. Die *Tendenz der Menschennatur* fasset ein *Universum* in sich, dessen Aufschrift ist: »Keiner für sich allein, jeder für alle, so seid ihr alle euch einander wert und glücklich.« Eine unendliche Verschiedenheit, zu einer Einheit strebend, die in allen liegt, die alle fördert. Sie heißt (ich will's immer wiederholen) Verstand, Billigkeit, Güte, *Gefühl der Menschheit*.

Freude

Freue dich, edles Herz, das hold der Freude ist!
Schuf nicht der Schöpfer der Welt
Alles zur Freude?
Wer sich freuet, erfüllt der Schöpfung Zweck,

Süße Gabe des Gebers, gieße dich ganz in mich!
Noch ist mein Herz von Tücke nicht befleckt.
So hüpfе dann das vergängliche Paradies hindurch,
Du nicht mit drückenden Lasten beschwertes Herz.

Sei froh des Vergangenen!
Jeglicher Labung froh, die du dem müden Pilger
Darreichen konntest; danke dem Herrn der Welt,
Der *dir* zu reichen sie gab.

Häuser, die deine Hände gestützt,
Hütten, die deine Hände befestigten,
Siehe sie froh! - Besuche des Greises Grab,
Der sich an deinen Troststab lehnete.

Komme der große Tag, an welchem der Schöpfung
Herr
Gericht hält! wann die Scharen um ihn stehn

Voll heiliger Erwartung. Sanfte Stille
Verbreitet sich die sieben Himmel hindurch.

Du trittst, ein Jüngling, mit tausendmal Tausend
hervor,
Anzubeten. Der Spruch des Richters ist:
»Was ihr der Menschheit tatet, tatet ihr
Mir selbst. Geht ein zu eures Herren Freude.«

Und warum verhehlen wir eine Norm der Ausbreitung des moralischen Gesetzes der Menschheit, die uns so nahelieget? *Das Christentum gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege.* Menschlich und für jedermann faßlich, demütig, nicht stolz-autonomisch, selbst nicht als *Gesetz*, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit aller gebietet und gibt es verzeihende Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende tätige Liebe. Es gebiete nicht als Gegenstand der Spekulation, sondern gibt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende Tat, durch fortwirkende *Gemeinschaft*. Es dienet *allen* Klassen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorret und abfällt. der Mißbrauch des Christentums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht: ein Erweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben daß, wie es gediehen ist, es so viel gutzumachen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt nach der Regel, die in ihm liegt, daß es dies tun müsse und tun werde. Der Labyrinth seiner Mißbräuche und Irrwege ist nicht unendlich, auf seiner reine Bahn zurückgeführt, kann es nicht anders als zu dem Ziel streben, den sein Stifter schon in dem von ihm gewählten Namen

»*Menschensohn*« (d. i. Mensch) und im Gerichtsspruch des letzten Tages ausdrückte. Wenn die schlechte Moral sich an dem Satz begnügt: »Jeder für sich, niemand für alle!«, so ist der Spruch: »Niemand für sich allein, jeder für alle!« des Christentums Lösung.

Der Himmlische

Heil und Gebet dem Mann in Himmelglanz,
Zu dessen Füßen jetzt die Sterne wallen;
Wie Mond und Sonne glänzt sein Angesicht.

Er denke unser, wenn wir beten, wenn
Sich unser Herz zum Armen freundlich neigt,
Und lasse jeden Wanderer Schatten finden
Und jedem Durstenden zeig *er* den Quell.

Er war es selbst einst, der Menschlichkeit
Die Menschen lehrte, der Erbarmen, Sanftmut
Und Milde zur Religion uns gab.

Heil und Gebet dem Mann, der Menschlichkeit
Die Menschen lehrte, der Erbarmen, Sanftmut
Und Milde zur Religion uns gab.

Fußnoten

1 Die Namen der korrespondierenden Freunde sind unter die Briefe nicht gesetzt; denn was können uns Buchstaben bezeichnen, das die Briefe nicht selbst erklärten? Anmerk. d. Herausg.

2 Sie sind jetzt auch deutsch übersetzt: »B. Franklins Jugendjahre, übersetzt von Bürger,« Berlin 1792. A. d. H.

3 Es wird davon eine niedliche Ausgabe im Deutschen veranstaltet werden; denn die meisten, alle sehr interessante Stücke, sind zerstreut oder gar nicht bekannt. A. d. H.

4 »Nekrolog von Schlichtegroll,« Gotha 1791.

5 Die in der Folge angeführten Namen sind alle aus dem ersten Jahrgange des »Nekrologen«. Mehrere waren damals noch nicht erschienen. A. d. H.

7 Eine sehr bekannte deutsche Geschichte, über welche jetzt der zweite Teil von Schubarts selbstgeschriebnem Leben Auskunft gibt. A. d. H.

8 »Œuvres posthumes de Frédéric II.,« Berlin 1788.

9 Ein von Götz übersetztes Gedicht Friedrichs. A. d. H.

10 Diese und einige andre Bemerkungen Friedrichs haben sich gottlob seitdem hie und da verändert. A. d. H.

11 Die Folge des Briefwechsels enthält eine Fortsetzung dieses Auszuges. A. d. H.

12 Anspielung auf Horaz' Ode 9, B. 4.:

Non, si priores Maeonius tenet
Sedes Homerus, Pindaricae latent
Caeque et Alcaei minaces
Stesichorique graves Camenae.

A. d. H.

13 Die folgenden Verse sind aus Kleists erster eigener Ausgabe des »Frühlings« genommen; wer will, vergleiche sie mit der jetzt gangbaren Ausgabe. A.d.H.

14 Seitdem sind Gleims *Zeitgedichte* in einer Sammlung erschienen (1792), die keinem, der an dem Geiste der Zeit Anteil nimmt, uninteressant sein kann. A.d.H.

15 Des Dichters Vater war der erste in Holstein, der den Bauern seines Guts Freiheit und Eigentum gab. Die Königin Sophia Magdalena aus dem Hause Brandenburg, Großmutter des jetzigen Königes von Dänemark, gab den Bauern des Amts Hirschholm auf seinen Rat und nach der Einrichtung, die er trotz aller in den Weg gelegten Schwierigkeiten mit Mut durchsetzte, Freiheit und Eigentum.

16 Den Norwegern ist die Überfahrt nach Westindien leichter als den Dänen, deren Schiffe der Kattegat oft aufhält. Jene dieses Vorteils zu berauben, verpflichtete man die Schiffer, vor der Fahrt nach Westindien erst in Kopenhagen einzulaufen. Man nannte das: sich *präsentieren*.

17 Die nordische Parze. Braga ist der Gott der Dichtkunst. A. d. H.

18 Die Stelle ist aus Gerstenbergs »Gedicht eines Skalden,« Kopenhagen und Leipzig 1766. A. d. H.

19 In der Folge des Briefwechsels finde ich diese Anlagen entwickelt A. d. H.

20 Der erste Teil dieses Gesprächs ist aus Lessings »Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer,«

Wolfenbüttel 1781, genommen, denen der zweite Teil des Gesprächs eine andre Wendung gibt. A. d. H.

21 S. das Ende des vorigen Briefes. A. d. H.

22 Adelung hat sogar dem verbannenswürdigen Ausdruck »*das Mensch*« einen langen Artikel einräumen müssen. A. d. H.

23 Heyne hat diesen Zweck alter griechischer Institute in mehreren seiner »*Opuscula academica*« vortrefflich gezeiget. A. d. H.

24 Ernesti Rede »*De humanitatis disciplina*« ist hierüber bekannt. A. d. H.

25 Daher noch der Ausdruck: »Er ist ein homo!« - »Du homo!« u. f. A. d. H.

26 Weder Wachter noch Adelung haben diesen Ursprung der Endung im Wort »*Mennisk*« bemerkt, er scheint aber der wahre; denn wenn man das Wort »*Mensch*« nach niedersächsischer, d. i. der alten und echten Art, ausspricht, so heißt es *Mens-ch* (Mensk), d. i. ein elender unbewehrter Mann, ein Männlein. A. d. H.

27 S. hierüber Dufresne, artic. *Homo*: Homines denariales, chartularii, fiscales, ecclesiastici, de corpore, pertinentes, commendati, casati, feudales, exercitales, ligii, de manu mortua, de suis manibus, de manupastu etc. A. d. H.

28 Meiner Gesinnung nach ist es eines der schönsten Verdienste Spaldings, daß er zu jener Zeit, 1745, in seiner Lage, uns Shaftesburys »Moralisten« bekannt machte. Mehr als dreißig Jahre nachher ist zuerst die Übersetzung des ganzen Shaftesbury gefolgt: Shaftesbury philosophische Werke, Leipzig 1776-1779. A. d. H.

29 Daß dieses keine Schwedenborgsche Geisterversammlung oder eine andre geheime Gesellschaft sei, ist aus dem letzten Briefe des Zweiten Theils dieser Sammlung klar. Die *Sichtbar-Unsichtbaren* und *Unsichtbar-Sichtbaren* sind nichts mehr und minder als *gedruckte Schriften*. A. d. H.

30 Das war Realis' wahrer Name. In Jöchers Lexikon findet man ihn; die Anzeige der Unternehmungen des Mannes aber ist kaum berührt. A. d. H.

31 Die Materie ist hiemit nicht geendet; sie hat noch einige Briefe erhalten, die späterhin werden mitgeteilt

werden. A. d. H.

32 »The Botanic Garden, containing the Loves of the Plants, with Philosophical Notes,« London 1788.

33 »Orlando Furioso,« Canto XXXIV, Str. 75, 77, 79, 81. A. d. H.

34 Alles dies findet man im 7. Teil der Londoner Ausgabe von Thuans Geschichte beisammen. Auch die »Commentarios de vita sua,« in denen nebst andern das Gedicht »Posteritati« vorkommt. Die hier (frei Übersetzte Ode »Veritati« (Der Wahrheit) steht Tom. I voran seiner Geschichte. In Gruters »Deliciis Poëtarum Gallorum« fehlen Thuans beste Stücke gänzlich. A. d. H.

35 »Vie du Dauphin, père de Louis XV, écrite sur les mémoires de la Cour, enrichie des écrits du même Prince, par l'Abbé Proyart,« Lyon 1782.

36 Das englische Original kenne ich nicht. Die Französische Übersetzung heißt: Discours historiques, critiques et politiques sur Tacite par Gordon, Amsterdam 1742. Die deutsche hat den unförmlichen Titel: »Die Ehre der Freiheit der Römer und Briten nach Gordons staatsklugen Betrachtungen über den

Tacitus,« Nürnberg 1764. A. d. H.

37 Vor der Zweibrücker Ausgabe des Tacitus ist Crollius' lange Vorrede über diese Materie sehr schätzbar. A. d. H.

38 Christoph. Forstneri »Notae politicae ad C. Tacitum,« Argent 1650.

39 le Brets »Magazin zur Geschichte«. A. d. H.

40 Briefe zu Beförderung der Humanität. Samml. 1, Br. 5.

41 Winterthur 1791, 1793. Von J. G. Müller.

42 Lemgo 1774-1778.

43 Mémoires pour la vie de Petrarque, Amsterdam 1764, 3 Quartbände. Ihre Übersetzung, Lemgo 1774-1778, ist sehr gut und zweckmäßig. A.d.H.

44 Müllers »Bekenntnisse merkwürdiger Männer,« Band 2, S.169 u f.

45 »Comenii Hist. fratrum Bohemorum. Accedit ei Panegersia de rerum humanar. emendatione. Edid.

Buddeus, Halae 1702«. Rieger in seiner »Geschichte der böhmischen Brüder« führt an, daß in der Waisenhausbibliothek zu Halle noch mehrere Handschriften von Comenius da sein sollen; wären nicht einige davon für unsre politisch-pädagogischen Zeiten des Drucks wert? A. d. H.

46 Vgl. das Ende des 54. Briefes.

47 Schmidt, »Neuere Geschichte der Deutschen,« Buch 4, Kapitel 9 u. f.

48 Wegelin ist seitdem gestorben. Er ruhe sanft! Sein Geist hat viel gedacht, viel kombinieret. Ich wünschte nicht, daß seine hinterlassenen Schriften untergingen; jeder seiner Aufsätze ist eine Sammlung unverarbeiteter Gedanken, die wenigstens immer eigne Gedanken veranlassen oder verbessern und bestärken. Der *große König* selbst hat seine Schriften gelesen und geehrt. A. d. H.

49 Schlözer, »Allgemeines Staatsrecht,« Göttingen 1793.

50 Beziehet sich auf das Ende des 54. Briefes.

51 Felleri, »Otium Hannov.,« S. 108.

- 52 Epist. Leibnit. edit. Korthold, Teil 1, S. 366; Feller, »Ot. Hannov.,« S. 217.
- 53 Feller, S. 121.
- 54 Feller, S. 412.
- 55 Feller, S. 147.
- 56 Feller, S. 27, an einen Engländer.
- 57 Feller, S. 19.
- 58 Feller, S. 4f.
- 59 Korthold epist. Leibnit. Teil 1, S. 88.
- 60 Feller, »Ot. Hannov.,« S. 165.
- 62 Korthold. epist. Leibn. Teil 3, S. 278.
- 63 Korthold. epist. Leibn. Teil 3, S. 392.
- 64 »Murrs., Journal zur Kunstgeschichte,« Teil 7, S. 123 u. f.
- 65 Zur Erläuterung dieses Umstandes wird in den

schätzbaren Zusätzen zu Eckardts Lebensbeschreibung folgendes angegeben »Der König war damals nicht mehr in Hannover. Der Monarch stand eben nicht allzu wohl mit dem Wiener Hofe, und es mißfiel ihm, daß Leibniz 1713 ohne Erlaubnis nach, Wien gegangen und über anderthalb Jahre außen blieb, auch die Reichshofratsstelle angenommen hatte. Se. Majestät sagten daher einstmals, da ein Hündchen, welches verlorengegangen, zu Hannover ausgetrommelt wurde, halb im Scherz, halb im Ernst: ›*Ich muß wohl meinen Leibniz auch austrommeln lassen*, um zu erfahren, wo er stecken mag.« - Eine merkwürdige Erläuterung.

66 Ich darf voraussetzen, daß den Lesern dieser Briefe die in ihnen angeführten Denkmale der Kunst, wenn nicht in den Urbildern, so doch in Abgüssen, Abdrücken, Zeichnungen, Kupfern oder aus Beschreibungen, z.B. in Winckelmanns »Geschichte der Kunst,« Stolbergs »Reisen« u.a., endlich wenigstens aus der Mythologie bekannt sind; ihnen also eine Klassifikation nach der reinsten und höchsten Bedeutung nicht unangenehm sein werde. A. d. H.

67 Allegorie, S. 13.

68 »Priscae artis opera ex epigrammatibus graecis

partim eruta partim illustrata«. »Comment. Soc.
Goetting. hist. et phil.,« Band 10, S. 80.

69 Brunk, »Analect., Band 3, S. 202.

70 Herders »Zerstreute Blätter,« 1. Sammlung, S. 90;
Anthol. Steph., Buch 1, Kapitel 87.

71 Anthol. Stephan., Buch 4, Kapitel 9.

72 Brunk, »Analecta,« Band 3, S. 4.

73 Brunk, Band 1, S. 121.

74 »Zerstreute Blätter,« 1. Sammlung, S. 12.

75 »Zerstr. Bl.,« 1. Sammlung, S. 84; Anth. St., Buch
1, Kapitel 87.

76 Anthol. Steph., Buch 4, Kapitel 9.

77 »Zerstr. Blätter,« 1. Sammlung, S. 6; Anthol.
Steph., Buch 1, Kapitel 87.

78 Zur Erläuterung mögen dienen die aus der Antho-
logie übersetzten Epigramme, »Zerstr. Blätter,« 1.
Sammlung, S. 9 - 12, 16 - 19, 22, 23, 31, 34, 39, 45

ff., 52, 55, 56 ff, 62 - 70, 81, 86, 91, 98; 2. Sammlung, S. 14, 23, 34 - 41, 44, 45, 62 - 67, 78, 79, 85, 87, 94, 95. Die Stellen bei Homer, Sophokles und Euripides, auf welche sich der Brief beziehet, sind jedermann bekannt. Die Epigramme, die Stolberg, Voß, Conz u.a. übersetzt haben, wünschte ich gesammelt zu finden. A. d. H.

80 Nicht leicht ist mir ein Andenken unerwartet-erfreulicher gewesen als das in dieser Schrift; denn von den »Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit« ist hier die Rede. Dankbar gebe ich's zurück, ob es gleich, was das Buch betrifft, in die Wolke eines leisen Zweifels gehüllt scheint. Gebe mir das gute Glück Raum und Zeitumstände, jene »Ideen,« zu denen diese Briefe vorbereitend mit gehören, zu vollenden. Ohne ein Newton zu sein wußte ich den Charakter unsres Geschlechts, seine Anlagen und Kräfte, seine offenbare Tendenz, mithin auch den Zweck, wozu es hienieden bestimmt ist, in kein simpleres Wort zu fassen als *Humanität, Menschheit*. Andre vortreffliche Denker sind mir seitdem hierin gefolget (wobei es einem jeden überlassen bleibt, sich den Begriff der *Humanität* enger zu denken), unter denen ich nur eine neuere gedankenreiche Schrift anführe: »Über Humunität,« Leipzig 1793, deren Verfasser ich nicht kenne. Im folgenden Teil dieser Briefe

werden einige Blätter *über die Kräfte der menschlichen Intelligenz* eingerückt werden, die der bezweifelten Aufgabe ein großes Licht geben. A. d. H.

101 Diese Fragmente fehlen. A.d.H.

102 Synesius ward im Jahr 410 Bischof zu Ptolemais und bedung sich dabei ausdrücklich, daß er weder seine Frau verlassen noch eine Auferstehung des Leibes glauben dürfe. Seine Hymnen sowohl als seine andern Schriften sind ein Gemisch des Christentums und der alexandrinischen Philosophie, in welcher Hypatia seine Lehrerin gewesen war. A.d.H.

103 Für Verständige bedarf es der Erinnerung nicht, daß es auch im christlichen Zeitalter bis zur Eroberung Konstantinopels und fernerhin griechische Dichter gegeben habe. Es gab griechische Dichter, aber keine *Poesie* Griechenlandes in denn Sinne, von dem hier die Rede ist. A.d.H.

104 Meierotto, »De rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus,« Berlin 1785, S. 131 u.f.: »Iudicium aequalium de Horatio«.

105 Was übriggeblieben ist, hat Wernsdorf in den poet. lat. minorib., T. III samt den Nachrichten von

dem, was untergegangen ist, mit großem Fleiß gesammelt. A.d.H.

106 Boëthius' und Ausons Gedichte sind zur Zeit des allgemeinen Verfalls der römischen Sprache und Poesie merkwürdige Erscheinungen. Beide Dichter waren Christen, und doch lassen sie es sich in ihren Gedichten wenig merken; der erste gar nicht, der zweite ist gleichsam wechselweise Christ und Heide. Beide suchen wie aus Trümmern vergangener Zeiten Schlitze hervor: jener Philosophie, die er in alle Silbenmaße seines Seneca ordnet, dieser das Andenken an alle ihm werthe Sachen und Menschen. Beide, insonderheit Boëthius, sind den folgenden dunkeln Jahrhunderten leitende Sterne gewesen; wie denn auch in ihm und in mehreren Dichtern der letzten Zeit bereits sichtbarerweise ein neuer *Geschmack* hervorgehet, der den folgenden Zeiten verwandt und ihnen daher lieber war als der große Geschmack der alten klassischen Dichter. Von Boëthius haben wir nach zwei merkwürdigen Übersetzungen des vorigen Jahrhunderts (Nürnberg 1660, Sulzbach 1667, letzte vom Sulzbachschen Kanzler Knorr von Rosenroth) neulich eine unsrer Zeit gemäßere erhalten auf welche viel Fleiß gewandt ist: »Trost der Philosophie aus dem Lateinischen des Boëthius von F. K. Freytag,« Riga 1794. In den Silbenmaßen ist der Übersetzer dem Dichter nicht

gefolget; die seinen aber sind edel und streben im Rhythmus der Jamben dem Milton nach. Boëthius ist ein Philosoph für alle Zeiten. A.d.H.

107 Luthers Vorrede zum Psalter.

108 Plinius' Brief an Trajan.

109 Von Prudentius. Unser alter Gesang: »Hört auf mit Klagen!« ist eine Nachahmung einiger Strophen dieses alten Hymnus, der beim Prudentius anfangt: »Deus, ignee fons animarum«.

110 Der Graf Roscommon übersetzte diesen Gesang ins Englische: »The Day of Wreath, that dreadful day,« und starb mit den Worten aus ihm:

Prostrate, my contrite heart I rend,
My God, my Father, and my Friend,
Do not forsake me in my End.

Unser deutsches Lied »Es ist gewißlich an der Zeit« ist eine Nachahmung dieses Gesanges.

111 Übersetzt von Wieland im »Teutschen Merkur,« Februar 1781.

112 Vom deutschen Mönch Gottschalk (älter als Otfried), dem sehr hart begegnet ward. Er schrieb dies

als ein Vertriebner im Gefängnis.

113 Nähere Kenntniss von diesem sonderbaren System der nordischen Prosodie findet man in Olaus Wormius' *litteratura Danica*, Hickes' *thesaur. linguar. septentrion.* und ähnlichen Werken. Wer ihrer entbehrt, ziehe die »Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur,« Schleswig 1767, T. I, S. 150, zu Rat, eine Sammlung Briefe, die weit mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie erlangt. Das System der *Alliterationen*, daß gewisse Worte im Anfange und in der Mitte des Verses von einem Buchstaben anfangen und einen ähnlichen Vokal haben, ist, wie mich dünkt, mehr angestaunt als erklärt worden; sein natürlicher Grund ist der Bau der Sprache selbst, der Genius des Volks, das sie sprach, und die Art, wie man die Worte antönte. A.d.V.

114 In Crescimbenis »*L'istoria della volgar poesia*,« in Velasquez-Diez' Geschichte der spanischen Dichtkunst und denen daselbst angeführten Schriften, in mehreren Abhandlungen des um die Provenzalen sehr verdienten Curne de St. Palaye in der »Akademie der Aufschriften,« Millots »*Histoire des Troubadours*,« Abt Andrès' *Storia d'ogni letteratura*, T. I, II, kann man sich über diese merkwürdige Erscheinung weiter belehren. Sie ist die Morgenröte der *neueren*

europäischen Kultur und Dichtkunst.

115 Dieser Unterschied zwischen der alten [und neuen] Prosodie, von dem viele keinen deutlichen Begriff haben und der doch zum Unterschiede der alten und neuen Poesie viel beiträgt, ist am besten in Isaak Voß' bekannter Abhandlungen *De cantu veterum*, übersetzt in der »Sammlung Vermischter Schriften,« Teil 1, Berlin 1759, in des Abt Dubos »Betrachtungen über Poesie und Malerei,« in Muratoris Abhandlung »*De rhythmica veterum poesi*« »*Antiqu. ital. med. aevi*,« T. 3, S. 664, sonst aber auch in Klopstocks u.a. grammatischen Schriften vorgetragen, wie er denn zur Poesie jeder neueren Sprache gehöret.

116 Ich rücke diese Briefe hier ein, weil der so lange geführte Streit über den Anteil, den die Römer, die Araber, die Normänner u.f. an der Bildung unsres Geschmacks und unsrer Literatur haben, noch nichts weniger als beigelegt ist. Warton z.B. in der Geschichte der englischen Dichtkunst, Tyrwhitt in seinen Anmerkungen zu Chaucer, Arteaga in der Geschichte der italienischen Oper, Andrès in der *Storia d'ogni letteratura* u.f. sind noch weit auseinander, und doch ließt alles Material so nahe beisammen vor uns.

A.d.H.

117 Zahlreiche Proben und Nachrichten hierüber finden sich in Herbelot Morgenländischer Bibliothek, »Jones' Commentar.« de Poesie Asiat. Richardsons Vorrede zu seinem Persischen Wörterbuch, übersetzt Leipzig 1779, Andrès Storia d'ogni letteratura, aus Casiri, ja in der Geschichte der Araber selbst. A.d.H.

118 »Neuer Büchersaal,« T. 10, S. 220 u.f.

119 Proben davon geben W. Jones' Commentar. de Poesi Asiat. und alle von ihm und andern bekanntgemachten Poesien der Araber. An Leidenschaft und Bildern sind sie reich; ihr Geschmack aber in Komposition dieser Bilder ist von dem unsrigen ganz verschieden

120 »Rhythmi cum alliteratione *avidissimae* sunt *ares Arabum*. In florilegio hoc (Elnawabig vel En-nawawig, quod vocabulum designat scaturientes partim poëtas, partim versus vel rhythmos nobiliore quadam vena se commendantes) linguae Arabicae genius egregie relucet, *nativum* que illum cernere licet *characterem*, qui per *rhythmos* et alliterationes mera vibrat acumina«. Schultens in der Vorrede zu Erpenius' Arabischer Grammatik. Mich dünkt, weder unsre Sprache noch unsre Nation habe diesen angeborenen witzsprudelnden Reimcharakter. A.d.H.

121 But those that write in rhyme still make
The one verse for the other's sake;
For one for sense and one for rhyme
I think sufficient for a time.

Butlers »Hudibras,« P. II, C. 1.

122 For rhyme the rudder is of verses,
With which, like ships, they steer their courses.

Butler.

123 Mehrere Nachrichten hierüber gibt die Geschichte der sogenannten Waldenser, Albigenser, bons hommes u.f., deren verschiedene Namen sowohl als erlittene grausame Verfolgungen bekannt sind. In Legers Geschichte der Waldenser sind ihre in der Provenzalischsprache geschriebene Schriften angeführt; ausführlichere Nachricht gibt die »Hist. générale de Languedoc,« T. 3. Des Wiclifs, mithin auch Huß' und Luthers Reformation hangen mit dieser ersten Insurrektion gegen den herrschenden Klerus zusammen wie die feinere Kultur in Europa mit den ersten Versuchen der provenzalischen Dichtkunst. A.d.V.

124 Anspielung auf das Wort »Stanza,« das ein Zimmer, eine Kammer bedeutet. A.d.H.

125 Ich weiß es sehr wohl, daß zum innern

Verständnis dieser Fragmente und Briefe eine Kenntnis nicht nur der Geschichte, sondern auch der Dichtungen aller mittleren Jahrhunderte gehört, und ich stand lange bei mir an, ob ich nicht hie und da, so wie von christlichen Hymnen, so auch von Arabern, Provenzalen, Italienern, Franzosen und Spaniern Proben einrücken sollte. Das Buch hätte sich vergrößert; ich fürchte aber nicht der innere Verstand dessen, was hier vorgetragen ist; denn die Produkte des Geistes, worauf sich das Vorgetragene beziehet, müssen im Zusammenhange erwogen und nach so vielen National- und Zeitumständen unterschieden werden, daß der Kommentar hierüber ein neues, siebenfach größeres Buch geworden wäre. Entweder muß der Leser also den Verfassern dieser Fragmente und Briefe glauben, oder er muß die Früchte genannter Zeiten selbst kosten, zu denen ihm J. A. Fabricius in seiner »Biblioth. Latina« und *medii aevi*, Hamberger im 3. und 4. Teil seiner »Zuverlässigen Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern« und die Geschichte jeder Nationaldichtkunst dieser Völker das Verzeichnis liefert. Beides, sowohl Briefe als Fragmente, sind Resultate von so mancherlei Untersuchungen und Zusammenstellungen, daß nur der ein Urteil darüber haben kann, der denselben weiten Weg gegangen, den die Verfasser dieser Aufsätze genommen zu haben scheinen. A.d.H.

126 Warton, »on Spenser's ›Faery Queen‹« u. a. Wenn wir den gelehrten Fleiß betrachten, den die Engländer auf ihre alten Dichter, z.B. Warton auf Spenser, Tyrwhitt auf Chaucer, Percy auf die Balladen und so viele, viele der belesensten Männer auf ihren Shakespeare und ihr altes Theater, gewandt haben, und sodann *uns* betrachten - was sagen wir?

127 S. Schilters »Thesaur.« A.d.H.

128 Siehe die »Horen,« November, Dezember 1795; Januar 1796.

129 Siehe »Briefe zu Beförderung der Humanität,« T. 7, 8.

130 »Die den Deutschen ohnehin seit langer Zeit eigene Nachahmungssucht erhielt ungemeine Nahrung durch das immer mehr zur Gewohnheit werdende Reisen. Man wird kaum die Lebensbeschreibung eines etwas bedeutenden Mannes vom Adel der damaligen Zeiten finden, wo nicht seiner getanen Reisen Erwähnung geschähe. Fremde Sprachen, Sitten und Moden waren dasjenige, voraus ihre Landesleute nach der Heimkunft schließen sollten, was sie für einen Mann vor sich hätten. Selbst die vielen vom Adel sowohl als dem Volk, die wegen der Kriegsdienste so häufig

nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten meistens anstatt des fremden Geldes, das sie zu erhaschen geglaubt, nichts zurück als fremde Moden und Grimassen. Dadurch ward der Abstand von den vorigen Sitten in kurzer Zeit so groß, daß mehrere deutsche Fürsten selbst in ihren Testamenten ihre Söhne vor fremder Pracht warnten.« Schmidt, »Geschichte der Deutschen,« T. 9, S. 129.

131 Gelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1759.

132 Viele große Liebhaber der französischen Lektüre wußten nicht, wer Cotin sei, und verwandelten ihn sehr gelehrt in Catin.

133 Lange vor Prémontval hatten Deutsche über diesen Mißbrauch geklagt; eine Bibliothek von Beschwerden der Deutschen und Spöttereien der Ausländer wäre hierüber anzuführen. Piccart, ein ebenso gescheiter als gelehrter Mann (»Observat. politic. Dec.,« Dek. 111, Kap. 10), zeigt, wie anders Griechen und Römer über den Gebrauch fremder Sprachen in ihrem Vaterlande gedacht haben. Desgleichen viele andre. Was half aber alles dieses? »Gens peregrinandi avida et exterorum morum, dum se receperit domum, aut simulatrix aut retinens,« sagt Barclay in seinem

»Icon animorum« Kap. 5, wo er die Deutschen seiner Zeit in mehreren Zügen treffend schildert. A. d. H.

134 Z.B. von Anhalt, von Weimar, von Braunschweig, von Liegnitz u.f. Einige derselben übersetzten selbst, und zwar sehr gute Bücher, aus dem Italienischen, Französischen, Spanischen. Mehrere Fürstinnen sahen das Übel und flehten und warnten. Siehe Mosers »Patriotisches Archiv der Deutschen« und seine andern Schriften hin und wieder. A. d. H.

135 Es wäre zu wünschen, daß diese Aufsätze, kurze Gespräche, von Häslein oder von einem andern Kenner der Sprache gesammelt oder im Bragur wieder erschienen. Sie sind's wert A. d. H.

136 »Lessings sämtliche Schriften,« Berlin 1792, T. 8, S. 44.

137 »Lessings Leben, T. 1, S. 82.

138 »Lessings Leben,« T. 1, S. 84.

139 »Lessings Leben,« T. 1. S. 85.

140 »Lessings Leben,« S. 95.

141 »Wende alle Mühe an, daß du dich in etwas merkbar machest«.

142 »Leben,« S. 96.

143 »Sämtl. Schr.,« T. 8, S. 30, 31.

144 Meines Erachtens verdienen Lessings wenige Oden diesen Namen sehr wohl; sie haben ihren eignen Gang und Charakter. In die vollständige Sammlung seiner Schriften ist ein neues schätzbares Stück gekommen, »Der Eintritt des Jahrs 1754 in Berlin« (T. 2, S. 31) und vier »Entwürfe zu Oden« (S. 202-212), durch die man den Geist der Horazischen Ode, »*den Flug, der irrt und sich nicht verirret*,« vielleicht besser kennenlernt als durch lange Kommentare über den römischen Dichter A. d. H.

145 »Sämtl. Schr.,« T. 8, S. 37.

146 Geschrieben im Jahr 1754, »Sämtl. Schr.,« T. 8, S 47.

147 B. 8, S. 56. Wie viele, viele andre!

148 »Schriften,« B. 8, S. 60, 61.

149 »Schriften,« B. 8. S. 62, 63.

150 »Schriften,« T. 8, S. 76, 77.

151 T, 28, S. 245.

152 T. 27, S. 4.

153 T. 27, S. 429.

154 Verfasser der »Preußischen Kriegslieder«. Die Vorrede, mit der Lessing diese Lieder gesammelt herausgab, ist ein Muster von Bestimmung des Werts und des Charakters dieser Gedichte als einer neuen; individuellen Gattung, die sie auch sind. Die ganze Vorrede verdiente, hergesetzt zu werden; sie trägt den Charakter der Lieder selbst. Siehe »Lessings Schriften,« T. 8, S. 98. A. d. H.

155 T. 29, S. 24, 30.

156 Das bekannte Heldenlied der Spartaner:
Streitbare Männer waren wir,
Streitbare Männer sind wir u. f.,
von Lessing übersetzt, steht jetzt in dieser vollständigen Sammlung seiner Schriften, T. 2, S. 195. A. d. H.

157 Am Schluß der Vorr. der »Kriegslieder«.

158 T. 29, S. 31, 55.

159 T. 29, S. 65, 77.

160 Literaturbr. Br. 1.

161 Sollte dies bei der ganzen Kunstricherei nicht das erste Erfordernis sein? Der Schriftsteller schreibt *für* Leser; sind diese verdorben, so schreibt jener und der Verleger verlegt für ihren verdorbenen Geschmack. Die vielen schlechten Schriftsteller Deutschlands schreiben alle *für ihr Publikum* und kennen es sehr gut, ebenso auch die Verleger. *Leser zu bilden* muß also der Kunstrichter erste Bestrebung sein; die Schriftsteller werden selbst wider Willen folgen. In den höheren Wissenschaften wird jeder Stümper ausgezischt und verachtet; denn sein kleines, aber bestimmtes Publikum ist der Sache verständig A. d. H.

162 Wenn ist dies? Hier schleicht sich eben die schädlichste Parteilichkeit ein. Will man ein Werk schön finden, so singt man Theodizeen und bemäntelt die Fehler. -Überhaupt ist das Gleichnis von der Welt, wie sie der Philosoph betrachtet, auf Werke der Menschen, zumal auf Kunstwerke, unanwendbar. Ist

das Ganze schön, so kann die strengste Zergliederung ihm keinen Nachteil bringen; denn ein lebendiges Ganze bestehet nur in Teilen; und daß bei diesem schönen Ganzen die mangelhaften Teile mit strenger Unparteilichkeit bemerkt werden, ist um so notwendiger, weil in ihnen das Fehlerhafte und Übertriebene gewöhnlich zuerst Nachahmer findet. Zwiefaches Maß und Gewicht ist wie allenthalben so auch in der Kritik der Gerechtigkeit ein Greuel und der Sache des Ganzen äußerst verderblich. A. d. H.

163 T. 26, S. 184.

164 Lit. Br. 52.

165 T. 27, S. 23.

166 T. 28, S. 292.

167 »Leben und Nachlaß,« T. 1, S. 250.

168 »Was die Großen nicht geben wollen, möge das Schauspiel geben.«

169 T. 29, S. 141.

170 Ankündigung der »Dramaturgie,« des reichsten

kritischen Werks Lessings. Aus dem reichsten Vorrat sind hier nur wenige Stellen gewählt, die Lessings Charakter näher zeigen, seinen durchdringenden, schneidenden Verstand sowie seine Billigkeit und Schonung beweiset die »Dramaturgie« von Anfangs bis zum Ende. A. d. H.

171 »Dramat.,« St. 14.

172 Ein bekanntes Drama von Du Belloy.

173 »Dramat.,« St. 18.

174 »Dramat.,« St. 19.

175 »Dramat.,« St. 25.

176 »Dramat.,« St. 36.

177 »Dramat.,« St. 73.

178 »Dramat.,« St. 82.

179 Sollte diese bescheidne Äußerung Lessings nicht etwas ungerecht gegen ihn selbst sein? Jeder muß sich am besten kennen, und Lessing war kein Demütiger, der durch eine falsche Bescheidenheit ein größeres

Lob zu erjagen suchte, noch ein Fauler, der Talente in sich ableugnete, um sie nicht brauchen zu dürfen. Nichts aber ist trüglicher als die Meinung, die wir von uns selbst in *einzelnen Lebensperioden* fassen und hegen; wir bringen die Umstände außer uns oft zuwenig, oft zuviel in Anschlag. Setzet Lessing in ein Land, an einen Ort, in Umstände, unter denen die lebendige Quelle von Jugend auf sich emporarbeiten konnte, wo ihr tausend lebendige Kräfte, ungesehen und unbemerkt, halfen: er hätte weniger des Druckwerks, der Röhren nötig gehabt, aus sich herauszupressen, was von selbst mit reichen, frischen, reinen Strahlen aufgeschossen wäre. Nicht die Kritik, sondern der leere Luftraum erstickt und tötet. Er presset unter Bedürfnissen, unter Verhältnissen, die dem Geist keinen Tropfen Erquickung (*pabulum vitae*) geben, und jagt zuletzt den Verzweifelnden hie- und dorthin, allenthalben an flache Wände. Lessings Lebensumstände dringen dem Verwundernden die Frage ab, nicht, warum er nicht mehr hervorgebracht, sondern wie er in seinen Lagen *das* und so *viel* und so kräftig habe hervorbringen können, was er geleistet. Dazu half ihm, wie er sagt, Kritik; aber Kritik kann Kräfte nicht geben, sondern nur regeln, ordnen. Also war die Kenntnis der Alten, die Bekanntschaft mit fremden Sprachen, mit glücklichen Genies unter lebhaften Völkern in bessern Zeiten das Feuer, daran er

sich wärmte, das künstliche Glas, wodurch er sein Auge stärkte. Und wehe dem besten deutschen Kopf, der sich nicht aus seiner in diese alte oder fremde Welt zuweilen zu setzen weiß! Er wird und muß in die Zunft jener Geschöpfe geraten, die (siehe »Dramat.,« Bl. 22) in deutscher Alltagskleidung, in einer engen Sphäre kümmerlicher Umstände innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Alle wissen wir, welche Witterung es sei, die die Senne des besten Bogens erschlafft und die gefüllteste Maschine ihrer elektrischen Kraft sanft entladet. A. d. H.

180 »Dramat.,« St. 101 - 104.

181 O daß er gegangen wäre! damals gegangen wäre! Er lebte vielleicht noch.

182 T. 27, S. 159.

183 »Siehe, wie sehr ich ein Mann aus der alten Welt bin!«

184 Vorrede zu den »Antiquar. Briefen«.

185 »Antiqu. Br.,« 51.

186 »Antiquar. Br.,« 57.

187 »Br.,« 57.

188 T. 12, S. 169.

189 »Berengar. Turon.,« T. 13, S. 11, 12.)

190 T. 13, S. 26.

191 T. 13, S. 46.

192 »Freundschaftl. Briefwechsel,« S. 26, 37.

193 S. 52, 100.

194 »Freundschaftl. Briefwechsel,« T. 2, S. 15.

195 T. 2. S. 49.

196 T. 30, S. 167.

197 T. 30, S. 214.

198 T. 30, S. 223.

199 Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, 1773.

200 T. 30, S. 236, 237.

201 T. 30, S. 237, 238.

202 Ebengenannte Beiträge aus den Schätzen der Wolfenbüttelschen Bibliothek, 1773.

203 T. 29, S. 385.

204 Wahrscheinlich »Über die bürgerliche Gesellschaft«.

205 T. 28, S. 329.

206 Von Ramler.

207 T. 27, S. 36.

208 T. 27, S. 39.

209 Wie nimmt man sich seines eignen baufälligen Hauses an? Man bessert es ernstlich oder reißt es nieder und bauet ein andres; in beiden Fällen aber erkundigt man sich, was denn eigentlich Schadhafte an ihm sei. Der Ungenannte gab vieles dafür aus, was es nicht ist; Lessing nahm vieles, was er dafür erkannte, gewandsweise, gymnastisch in seinen Schutz. Dies ist

nicht der reine Weg zur Wahrheit, obgleich darauf sehr viel Scharfsinn, hie und da unnötig, angewandt worden ist. Ich kann also den Weg, den Lessing in Führung dieser Streitigkeit nahm, nicht ganz billigen, wie er denn auch seine eigentliche Absicht nicht erreicht hat. A. d. H.

210 T. 30, S. 309, 310.

211 T. 27, S. 42.

212 T. 30, S. 391, 392.

213 Daß es leichtsinnige sowie mutwillige Verblendungen aus gewohnten Vorurteilen, ja aus mancherlei Leidenschaften einen bitteren Haß gegen die Wahrheit oder gegen ernste Untersuchungen der Wahrheit nicht nur geben könne, sondern wirklich gebe, hat L. nicht leugnen wollen und auf seinem Lebenswege selbst erfahren. A. d. H.

214 D.i. der Wahrheit immer zu nahen; denn das schließt der Trieb nach Wahrheit und ihr Begriff selbst ein. A.d.H.

215 T. 5, S. 145.

216 Er spricht von kleinen historischen Umständen der Geschichte des Christentums im Anfange derselben. A.d.H.

217 T. 5, S. 160 u.f.

218 Lessing wollte damit nicht sagen, daß wir den Buchstaben, d.i. den literaren Sinn, nach seiner wahren, zeitmäßigen, ungezweifelten Bedeutung nicht kennenlernen sollten. Eben diesen, mithin den Geist der Schriften des Christentums, sollten wir kennenlernen. A.d.H.

219 T. 6, S. 23, 1662.

220 T. 6, S. 174 f.

221 T. 6, S. 261.

222 T. 27, S. 74-75.

223 An seinen Bruder, T. 30, S. 463.

224 T 30, S. 464.

225 T. 30, S. 471, 473.

226 T. 30, S. 490.

227 »Leben und Nachlaß,« T. 1, S. 410.

228 T. 29, S. 496.

229 Auf Lob der Journale zielt dieses nicht, sondern auf die ganze Wirkung, die L. mit seinen letzten Bemühungen zu machen hoffte und die er freilich zu kurz nahm. Alles hat seine Wirkung getan und wird sie tun; seine »Beiträge,« seine Schriften über die »Fragmente,« sein »Nathan«: in der Hand der Vorsehung ist nichts verloren. Nur seine Laufbahn war vor der Zeit zu Ende; er verletzete.

230 Geschrieben den 19. Dez. 1780 (T. 28, S. 356). Der letzte seiner gedruckten Briefe ist vom 26. Jan. 1781 (T. 29, S. 498). Er starb den 15. Febr. 1781.

231 Siehe Vorrede zum 2. T. Lessingscher Schriften, Berl. 1784.

232 »Anti-Goeze,« VI; »Lessings Schr.,« T. 6, S. 233.

233 Über das Mikrologische mancher seiner Untersuchungen sowie überhaupt über die Bildung seines

Stils hat Lessing sich frank und frei erklärt. Siehe »Sämtliche Schriften,« B. 13, Vorr. IX, S. 390; B. 6, S. 174 f.

234 »Less. Schr.,« B, 25, S. 376

235 »Leben und Nachlaß,« T. 2, S. 103.

236 *Humaniora*, St. 2 oder 3 des Jahrs 1796.

237 Berlin 1787.

238 »A la démarche, à l'habitude du corps ce danseur prétend connoître la caractère d'un homme. Un étranger se présente un jour dans la salle. ›De quel pays êtes-vous?‹ lui demande Marcel. ›Je suis Anglois.‹ - ›Vous Anglois?‹ lui réplique Marcel: ›Vous seriez de cette Isle où les citoyens ont part à l'administration publique et sont une portion de la puissance souveraine?‹ Non, Monsieur! ce front baissé, ce regard timide, cette démarche incertaine ne m'annoncent que l'esclave titré d'un Electeur.« Helvétius, »De l'esprit,« Disc. II, Chap. 1, Note 2.

239 Wilson in his »Life of the King James« says: »Though Lord Bacon had a pension allowed him by the king, he wanted to his last; living obscurely in his

lodgings at Gray's Inn, where his lonely and desolate condition wrought upon his ingenious and therefore then more melancholy temper, that he pined away. And he had this unhappiness after all his height of plenitude, *to be denied beer to quench his thirst*. For having a sickly taste, he did not like the beer of the house, but sent to Sir Folk Greville, Lord Brook in his neighbourhood (now and then) for a bottle of his beer, and after some grumbling, the butler had order to deny him.« - »Lord Chancellor Bacon,« says Howell in his letters, »is lately dead of a long languish illness. He died so poor, that he scarce left money to bury him, *which did argue no great wisdom, it being one of the essential properties of a wise man to provide for the main chance*.« Die Niederträchtigkeiten im Faktum und Urteil sind der Übersetzung unwürdig.

241 Die französische Schrift »De la félicité publique ou considérations sur le sort des hommes dans les différentes époques de l'histoire,« Amsterd. 1772, behandelt ein Thema, dem nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Wozu die Geschichte, wenn sie uns nicht das Bild der glücklichen oder unglücklichen, der verfallenden oder sich aufrichtenden Menschheit zeigt?

242 Siehe unter hundert andern des menschlichen Le-
vaillants neuere Reisen ins Innere von Afrika, Berl.
1796, mit Reinhold Forsters Anmerkungen. »Nicht
nur am Vorgebürge der guten Hoffnung,« sagt dieser
schätzbare Gelehrte (T. 1, S. 69), »sondern auch in
Nordamerika, an der Hudsonbay, in Senegal, am
Gambia, in Indien, kurz, allenthalben, wohin Europä-
er kommen, betriegen sie die armen Eingebornen im
Handel. Besonders macht England, das neue Kartha-
go, den Namen der Europäer in allen andern Welttei-
len verabscheuet.« - So Forster. Und wäre es mit dem
Betriegen allein ausgerichtet! Der Hefen von Europa
hat Gärungen gemacht und erhält Gärungen in allen
Weltteilen. A.d.H.

243 Unparteiische und unübertriebene Bemerkungen
darüber findet man in Reinhold Forsters Anmerkun-
gen wie zu mehreren, so zu Hamiltons Reise um die
Welt, Berlin 1794.

244 Mit Recht nennen die französischen Geschicht-
schreiber die Namen derer, die 1572 zum Barthole-
mäusfest ihre Hände nicht bieten wollten: »... la cour
ordonna dans toutes les provinces les mêmes mas-
sacres qu'à Paris; mais plusieurs commandants refusè-
rent d'obéir. Un Sr. Herem en Auvergne, un la Guiche
à Macon, un Vicomte d'Orte à Bayonne et plusieurs

autres écrivirent à Charles IX la substance de ces paroles, qu'ils périroient pour son service, mais qu'ils n'assassineroient personne pour lui obéir.« Was diese Männer mit gesunder Hand schrieben, zeigte der Neger.

245 Die entehrendste Negerstrafe.

246 »C'est à ce même Cardinal Espinosa que Philippe II donna le coup de la mort par un mot de réprimande: ›*Cardinal*‹, lui dit-il, ›*souvenez-vous que je suis le Président!*‹« [...] Espinosa en mourut de douleur quelques jours après. Dans une syncope, qui lui prit, on se pressa tant de l'ouvrir pour l'embaumer, qu'il porta la main au rasoir du chirurgien, et que son cœur palpita encore après l'ouverture de l'estomac. [...] la crainte qu' on avoit que ce Cardinal ne revînt en santé, fit hâter sa mort, pour contenter le Prince, les Grands [...].« - »Mémoir. historiques, politiques« par Amelot de la Houssaye, T. 1, S. 210.

247 In Jamaika ist eine freie Negerrepublik, deren Unabhängigkeit im Jahr 1738 von den Engländern anerkannt und bestätigt werden mußte.

248 Delaware, ein Fluß in Nordamerika. Die Quacker nennen sich, *Freunde*.

249 Mich dünkt, der Brief ziele hier auf eine Stelle in Homes Geschichte der Menschheit, der es bei großem Reichtum der Materialien in mehreren Stücken an festen Grundsätzen mangeln dürfte. - In den meisten Kommerz- und Eroberungsreisen werden die Völker auf gleiche Weise geschichtet A. d. H.

250 Als Dunbar, von dem einige Beiträge zur Geschichte der Menschheit auch unter uns bekannt sind, des D. Tuckers, eines eitrigen Staatsschriftstellers, »True Basis of Civil Government« las, sagte er: »When the benevolence of this writer is exalted into charity, when the spirit of his religion« (er war ein Geistlicher, Dechant von Bristol) »corrects *the rancour of his philosophy, he will acknowledge in the most untutored tribes some glimmerings of humanity and some decisive indications of a moral nature.*« Manchem Schriftsteller möchte man diesen Geist der Anerkennung der Menschheit im Menschen wünschen. A. d. H.

251 Teils in seinen Pastoralen, teils in den Aufsätzen seines Zöglings, des Herzogs von Bourgogne, ist dieses ersichtlich.

252 »Directions pour la Conscience d'un Roi« - nachgedruckt à la Haye 1747.

253 Überhaupt hielt er von bloßen Ergötzungsschriften nicht viel; bei unsern Urenkeln, glaubte er, wurden sie ganz außer Mode sein. Als unter lautem Beifall ein dergleichen Gedicht vorgelesen ward und man ihn fragte, was er von diesem Kunstwerk denke: »Eh mais, cela est *encore* fort beau,« antwortete er und meinte, dies »encore« werde nicht ewig dauren. Siehe »Eloge de St. Pierre« von d'Alembert.

254 »Œuvres de morale et de politique« de l'Abbé de St.-Pierre (Charles Irenée Castel), T. 1-16, Rotterd. 1741.

255 »Reise nach den Inseln Frankreich und Bourbon,« Altenb. 1774, Vorrede, S. 3.

256 »Études de la Nature,« Par. 1773. Man erwartet jetzt von ihm ein Werk, »Harmonie de la Nature pour servir aux éléments de la Morale,« das nicht anders als in einem guten Geist abgefaßt sein kann. Während der Revolution hat er sich weise betragen.

257 Der Lobspruch ist bekannt: »L'humanité avoit perdu ses titres; Montesquieu les a retrouvés.« Voltairen selbst ist, was man auch dagegen sage, die *Menschheit* viel schuldig. Eine Reihe von Aufsätzen zur Geschichte, zur Philosophie und Gesetzgebung,

zur Aufklärung des Verstandes u.f. bald in spottendem, bald in lehrendem Ton sind *ihr* geschrieben. Seine »Alzire,« »Zaire« u.f. desgleichen. A.d.H.

258 »System der Gesetzgebung,« Ansbach 1784.

259 »Principi di una Scienza nunva,« zuerst herausgegeben 1725.

260 Antonio Genovesi »Politische Ökonomie« ist im Deutschen durch eine Übersetzung bekannt; Galanti »Beschreibung beider Sizilien« desgleichen. Des ersten Storia del Commercio della gran Bretagna von Carry und seine Lehrbücher zeigen ebensoviel Kenntnisse als philosophischen und bürgerlich tätigen Geist. Auch Montesquieu hat er mit Anmerkungen herausgegeben. A. d. H.

261 Hierüber hat der Verfasser dieses Briefes eine besondere Abhandlung entworfen, die aber hieher nicht gehört. A. d. H.

262 Daß Sammlungen von Besonderheiten des Menschengeschlechts hie und da, hierin und darin als Register, als Repertorien zu gebrauchen sind, wollte der Verf. dieses Briefes nicht leugnen; nur sie sind, als

solche, noch keine Geschichte. A. d. H.

263 Br. 115.

264 De Pagès, »Voyage autour du monde,« Bern 1783.

265 S. 17; 18-62.

266 S. 137-148; 155-195.

267 T. 2.

268 Unter vielen andern nenne ich G. Forsters und Levailants, vom letzte insonderheit seine neuere Reisen. Die Grundsätze, die in ihnen herrschen, wie Menschen und Tiere zu betrachten und zu behandeln sind, geben eine *Hodopädie*, die insonderheit den Engländern zu mangeln scheint. Ihre Urteile über fremde Nationen verraten immer den *divisum toto orbe Britannum*, wo nicht gar den monarchischen Kaufmann; da ein Reisebeschreiber eigentlich kein ausschließendes Vaterland haben müßte A. d. H.

269 Wer könnte es besser als Reinhold Forster geben? auch nur, wenn er ein schon gedrucktes Verzeichnis von Reisebeschreibungen mit seinen Urteilen

begleiten wollte. A. d. H.

270 Vom ehrlichen Dobritzhofer erzählt in seiner »Geschichte der Abiponer,« T. 1, S. 113, Wien 1783. Eine ähnliche erzählt er S. 83 u.f., die eine gleiche Darstellung verdiente.

271 So heißt bei den Paraguayern die Morgenröte.

272 Einer unsrer Dichter versuchte es mit Cortes; er hörte aber weislich auf.

273 Von der Denkart der Römer hierüber in ihren besten Zeiten lese man den Lipsius, *doctrina politica* mit ihrem Kommentar, den Grotius, »*Der iure belli et pacis*« oder auch den guten Montaigne, Buch 1, Kapitel 5, Kapitel 6. Sie ist für unsre Zeiten sehr beschämend. A.d.H.

274 Loskiels Missionsgeschichte in Nordamerika, S. 160.

275 Diese und einige der folgenden Beilagen sind aus einer kleinen Schrift von vier Bogen gezogen, »*Reden al Hallils*,« Stendal 1781. Der Verfasser, den ich zu kennen wünschte, verzeihet gewiß, daß sie hier in einer veränderten Gestalt erscheinen A. d. H.

277 Pinto, Über die Handelseifersucht; übersetzt in der »Sammlung von Aufsätzen, die größtenteils wichtige Punkte der Staatswirtschaft betreffen«. Liegnitz 1776. Der Verfasser erstgenannter Abhandlung hat ihr folgende Stelle aus Bulion vorgesetzt: »Diese Zeiten, wo der Mensch sein Erbteil verliert, diese barbarischen Jahrhunderte, wo alles umkommt, haben jederzeit den Krieg zu ihrem Vorläufer und fangen mit Hungersnot und Entvölkerung an. Der Mensch, der nur durch die Menge etwas vermag, der bloß in der Vereinigung und Verbindung mit seinesgleichen stark ist, der nicht anders als durch den Frieden glücklich ist, hat die Wut, sich zu seinem Unglück zu bewaffnen und zu seinem Untergange zu streiten. Gereizt durch einen unersättlichen Geiz, verblendet durch eine noch unersättlichere Ehrsucht, entsagt er den Empfindungen der Menschlichkeit, wendet alle seine Kräfte gegen sich selbst an, bemühet sich, einer den andern zugrunde zu richten, und verursacht endlich seinen wirklichen Untergang Und nach diesen Blut- und Mordtagen, wenn der Nebel des Ruhms verschwunden ist, so sieht er mit einem traurigen Auge die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Nationen geschwächt, sein eigen Glück zugrunde und seine wahre Macht vernichtet.«

278 Lauter Ausdrücke der Amerikaner bei ihren

Friedensschlüssen und bei der Einweihung ihrer *Friedensfrau*.

279 Al Hallil nennet ihn Houmana.

280 »Ancient Metaphysics,« Band 3, Lond. 1784. Dieser Teil des großen Werks wäre wegen der gesammelten Tatsachen eines deutschen Auszuges gewiß wert. A. d. H.

281 Unter vielen andern erinnere ich hier abermals An Levailants neuere Reise. Der Unterschied, den er zwischen Nationen, die von Europäern verderbt sind oder mißhandelt werden, und zwischen autonomschen Völkern bemerkt, ist schneidend. Seine Grundsätze, wie mit diesen umzugeben sei, sind auf der ganzen Erde anwendbar.

282 Von der sogenannten Erbsünde ist hier nicht die Rede; denn diese ist Krankheit. A. d. H.

283 »Essai sur la Science« 1796, vom Herrn Koadjutor von Dalberg. In diesem Entwurf sowohl als in der Schrift »Vom Bewußtsein als allgemeinem Grunde der Weltweisheit« (Erfurt 1793), in den »Betrachtungen über das Universum« (Erfurt 1777) und in jedem kleinsten Aufsatz ist das Thema dieser Schrift,

»l'unité, composée de l'infini,« Inhalt und Sinnbild
und »le caractère vrai, pur, énergique et moral« Cha-
rakter.